

Robt Hamerling

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

**Michael Maria Rabenlechner.**

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Erster Band.

Inhalt: Hamerlings Leben und Schaffen.



**Leipzig.**

Hesse & Becker Verlag.

# Vorwort des Herausgebers.

Seine Werke in einer Volksausgabe vereinigt zu sehen, war schon viele Jahre vor seinem Tode der sehnlichste Wunsch Robert Hamerlings. Wiederholt sprach er hiervon zu Freund Rosegger, den er wegen der gut ausgestatteten und doch so billigen Ausgabe seiner „ausgewählten Schriften" nicht wenig beneidete.

Erst im zwölften Jahre nach dem Tode des Dichters, im Dezember 1900, erschienen im Verlage der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg „Hamerlings Werke, in vier Bänden"; die Ausgabe nannte sich „Volksausgabe", war dies aber im eigentlichen Sinne weder dem Preise, noch der ganzen Anlage nach. Daß diese Ausgabe überhaupt zustande kam, war das ausschließliche Verdienst Roseggers, der in seinem „Heimgarten" durch eine Reihe energischer Aufsätze den schwerfälligen Hamburger Verlag nach jahrelangem Zögern endlich zum Entschluß brachte. Und der Verlag hatte seinen Entschluß wahrlich nicht zu bereuen, denn diese Ausgabe erlebte trotz ihres hohen Preises und obwohl sie nur eine Auswahl der Werke bot, vier stattliche Auflagen (die 2.—4. Auflage gegenüber der 1. Auflage etwas vermehrt).

Im Oktober 1905 gingen die Verlagsrechte von Hamerlings Werken auf Max Hesses Verlag, neuerdings auf Hesse & Becker Verlag in Leipzig über, in deren Verlag nunmehr diese vorliegende erste wirkliche Volksausgabe in sechzehn Bänden, wie sie dem Dichter vorgeschwebt haben mag, erscheint.

Was den Inhalt der Ausgabe betrifft, so konnten Hamerlings zahlreiche (in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen) kleinere Prosa-Aufsätze nicht vollständig aufgenommen werden; desgleichen bietet unsere Ausgabe aus Hamerlings (unvoll-

endetem) philosophischem Nachlaßwerke „Die Atomistik des Willens“ nur ein kurzes, aber charakteristisches Kapitel (in der Einleitung zum 16. Bande soll davon noch weiter die Rede sein); auch die allerersten Jugenddichtungen des Knaben und Jünglings kamen für die vorliegende Ausgabe nicht in Betracht, sowie seine Übersetzungen nur in Auswahl, da eine abschließende, historisch-kritische Ausgabe hier nicht geboten werden sollte.

Von diesen unwichtigen Kleinigkeiten abgesehen, bietet demnach unsere Ausgabe des Dichters sämtliche Werke.

Eine Text-Vergleichung der zahlreichen Auflagen von Hamerlings Dichtungen fand für die vorliegende Ausgabe nicht statt, vielmehr wird der genaue Wortlaut der Ausgaben letzter Hand aufs gewissenhafteste zugrunde gelegt. Dies Verfahren deckt sich völlig mit den Wünschen Robert Hamerlings, der von den älteren Ausgaben seiner Werke nichts mehr wissen wollte, sondern nur die jeweils jüngste Auflage als ausschließlich maßgebend bezeichnete. In diesem Sinne äußerte er sich wiederholt zu Frau Klothilde Gstirner, seiner treuen langjährigen Freundin; in gleicher Art schrieb er auch im Anhang zum „König von Sion“: „Ein schöner Akt der Pietät wäre es, wenn man es zur Gepflogenheit machte, beim Wiederabdruck von Dichterwerken nach dem Tode des Autors immer ein Exemplar von der letzten Auflage zugrunde zu legen, die bei seinen Lebzeiten erschien und die er selbst noch durchzusehen in der Lage war.“

Die Ausgabe bringt die Werke in chronologischer Anordnung; nur einmal haben äußere Gründe eine Ausnahme veranlaßt. „Lord Luzifer“ (erschienen 1880) erscheint in unserer Ausgabe nicht nach „Aspasia“ (1875), sondern nach „Teut“ (Febr. 1872) vor den „Sieben Todsünden“ (Oktbr. 1872). Ist auch hier die chronologische Reihenfolge nicht streng gewahrt, so wurden doch auf diese Weise die dramatischen Schöpfungen des Dichters vereinigt. Daß wir schließlich „Sinnen und Minnen“ nicht nach „Venus im Exil“, sondern nach „Ahasver in Rom“ bringen, hat seinen Grund darin, daß gegenüber der ersten Auflage (1859) die zweite Auflage dieser Gedichtsammlung, weit über die Hälfte vermehrt, erst 1867 erschien. „Lehrjahre der Liebe“ endlich, Tagebuchblätter und Briefe aus verschiedenen Jahren enthaltend, wurde als Ergänzung der Selbstbiographie mit Recht unmittelbar hinter die „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ gestellt.

Unsere Ausgabe bringt des Dichters Selbstbiographie. Sel-

ten hat ein Dichter historisch getreuer über sein äußeres und inneres Leben berichtet, wie Hamerling in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Das den ersten Band bildende Lebensbild konnte daher nur knapp gehalten werden und soll für weitere Kreise eine Einführung zu den Werken bilden, in manchen Punkten — besonders im letzten Abschnitte — auch eine gewiß nicht unwillkommene Ergänzung der „Stationen".

Den Grundsätzen der Hesseschen Ausgaben entsprechend, wurde die neue amtliche Schreibweise durchgeführt.

Der ersten Ausgabe von Hamerlings Werken (Dez. 1900) gab Peter Rosegger ein Geleitwort mit, das wir auch in dieser neuen Ausgabe den Lesern nicht vorenthalten möchten. Möchten die Schlußzeilen von Roseggers tiefempfundenen Worten auch bei dem heutigen Geschlecht nicht ungehört verhallen.

Am 80. Geburtstage des Dichters.

Prof. **Dr. Mich. M. Rabenlechner.**

# Inhalt.

# Geleitwort Peter Roseggers

zu „Hamerlings Werken in 4 Bänden“ (erschienen Dezember 1900).

---

Als vor nunmehr dreißig Jahren Robert Hamerling im jungen Ruhme seines „Ahasver“ stand, war zu Graz, wo der Dichter lebte, ein Bauernbub vorhanden, der ein Paket von Liedeln in steierischer Mundart in der Tasche trug und mit denselben nichts anzufangen wußte. Zu diesen Mundartengedichten hat damals Hamerling ein Vorwort geschrieben, unter dessen Schutz und Schirm sie nachher glücklich auf die Wanderschaft gegangen sind.

Seither haben die Umstände sich so gestaltet, daß jener steierischer Mundartsänger den Werken des Ahasverdichters ein Geleitwort mit in die Welt geben darf. Zu gegenwärtiger Einbegleitung gehört allerdings weniger Mut als zu den hoffnungsfrohen Worten, mit welchen der große Dichter den wilden Zither- und Hackbrettmann einst in die Literatur eingeführt hat. Denn heute handelt es sich nicht darum, ein noch zweifelhaftes Talent zu legitimieren, sondern vielmehr, um das Erscheinen eines Wiedererstandenen zu verkünden.

Robert Hamerling war bei dem etwas ungebärdigen Ansturm der Modernen einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt worden. Er gehört aber glücklicherweise zu jenen Auserwählten, die nie aus der Mode kommen können, weil sie nie in der Mode waren. Ich sehe im deutschen Dichterreigen von heute ja manch bedeutende Kraft, manch titanisches Wollen, aber — er ist nicht erreicht. Seit Hamerling ist keiner mehr aufgestanden, der mit klassischem Schönheitssinne und doch ganz eigener Art so tief aus deutscher Seele heraus- und in die deutsche Seele hineingesungen hat als er. Seine Werke, sie mögen nun in Rom oder

Athen, in Münster oder Paris spielen, oder im Teutoburger Wald oder in den Bereichen modernen Homunkeltums — immer durchwogt sie der ungestüme Pulsschlag des Riesengeisterkampfes der Gegenwart. Keiner ist kundiger in Liebeslust und Seelenleid, keiner bekennt so glühend das menschlich Schöne, so feierlich das göttlich Gute, als Robert Hamerling, der einsame Sänger, es getan hat. Und wie er einerseits dem tiefen Herzensweben und der hohen Weltanschauung des deutschen Volkes Ausdruck und Glanz verliehen hat, so hat er andererseits unser nationales Ringen, unsere volkliche Entwicklung mit seinem begeisterten und begeisternden Saitenspiel begleitet, aber auch nicht vergessen zu mahnen, zu warnen und mit scharfem Spotte zu strafen dort, wo er sein Germanenvolk auf Abwegen sah. Nein, ich weiß keinen, dessen Herz stürmischer mitgeschlagen hätte bei den Schlachten in Frankreich und in den Kämpfen um die sittlichen Güter unserer Nation — der ihrer geistigen Größe ein treuerer Mehrer und Hüter gewesen wäre, als Robert Hamerling.

Und darum können wir ihn nimmer missen. Er darf nicht bloß der Dichter für die Auserlesenen bleiben, die seine Bedeutung erkannt haben, er muß — wie es ja stets des Barden Wunsch und Lust ist, des Volkes Eigen werden.

Also hat der Verlag sich entschlossen, eine schöne und billige Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings zu veranstalten, deren Redaktion, im Einverständnisse mit des Dichters Erben, Hamerlings getreuem Biographen, Professor Dr. Michael Maria Rabenlechner, anvertraut worden ist. Der Verlag gibt mit dieser Ausgabe dem Dichter, was des Dichters, und dem Volke, was des Volkes ist.

Was außergewöhnlichen Geistern gerne passiert, Hamerling ist von mitstrebenden und von gegensätzlichen Kräften einst leidenschaftlich umstritten worden. Nunmehr, da die Persönlichkeit verklärt ist, wird die Kritik ruhiger und gerechter an seine Werke herantreten und ihnen in der Literatur den gebührenden Platz weisen. Ich aber freue mich im Namen des unvergeßlichen Freundes und im Namen unseres edler Dichterwerke bedürftigen deutschen Volkes, daß diese Volksausgabe ins Leben tritt. Möge sie die Wege finden zu allen, die klassischen Vollklang der Poesie lieben und die heute verzagt mit der Laterne nach großen Dichtern suchen.

Krieglach, im Mai 1900.

# Hamerlings Leben und Schaffen.

## I. Jugend und Lehrjahre.

Im Taufbuche der Pfarre Kirchberg am Walde, einem kleinen Flecken in Niederösterreich nahe der böhmischen und mährischen Grenze, finden wir in Bd. VIII, Seite 268 die nachfolgende Eintragung:

(Linke Seite des Buches.)

| Name des Taufenden | Jahr Monat Tag | Wohnung und Nro. des Hauses | Name des Getauften | Religion | | Geschlecht | | Ehelich | Unehelich |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | katholisch | protestantisch | Knabe | Mädchen | | |
| Ignatz Renoth Koop. | 26. (März 1830) | Nro. 88 | Rupertus | 1 | — | 1 | — | 1 | — |

(Rechte Seite des Buches.)

| Aeltern | | Pathen | | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|
| Vaters Namen und Kondition oder Karakter | Mutters Tauf und Zuname | Namen | Stand | |
| Franz Hammerling Weber | Franziska, geborne des Johann Markhart Gastwirt in Großschönau, Pfarre die nämliche, und der Anna gebornen Haslinger | Anton Katzenberger | Rechnungsführer auf der Glasfabrik in Georgental bei Gratzen | Geboren den 24. um 9 Uhr abends, getauft den 26. um halb 10 Uhr. Hebamme Franziska Klinger, geprüft. — |

Joh. Grießl, Pfarrer.
m. p.

Unter dem Namen des Täuflings „Rupertus" ist in diesem Pfarrbuche von späterer Hand mit Rotstift geschrieben: „Der Dichter". Dieser Täufling **Rupert Hammerling** ist nämlich kein anderer als der nachmalige Dichter **Robert Hamerling**.

Am 9. November 1824 hatte sich der Weber Franz Hammerling, damals 25jährig, in der Kirche zu Großschönau mit der damals 19jährigen Franziska Markhart verheiratet. Erst sechs Jahre später wird Franziska Hammerling Mutter. Der Knabe „Rupert" ist ihr erstes und auch einziges Kind.

Zur Zeit, als das Kind ins erste Dasein trat, betrieb Franz Hammerling ein schlichtes, doch ausreichende Existenz gewährendes Weberfaktoreigeschäft in Kirchberg am Walde. Ja, sogar ein kleines (dreizimmeriges) ebenerdiges Häuschen (Kirchberg am Walde Nr. 88) war ihm zu eigen. In diesem Häuschen nun war unser Dichter, 24. März 1830, um die neunte Abendstunde „unter einem heftigen Regengusse" geboren worden.

„Das Schicksal" — bekennen des Dichters „Stationen" — „scheint anfangs mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu sein, ob es mich wirklich im ‚Reigen der Lebendigen' auf dieser Welt mitlaufen lassen solle... Als Säugling erkrankte ich sehr schwer, und wenn ich der Versicherung meiner Mutter glauben darf, so lag ich bereits für tot in ihren Armen und verdankte es nur der Heftigkeit, mit welcher der schmerzzerrissene Vater das totgeglaubte Kind an sich riß, daß ich noch einmal zum Leben aufgerüttelt wurde."

Diese Szene vollzog sich noch in jenem kleinen ehrwürdigen Hause. Wenige Monate später nimmt das Elternpaar und das Kind Abschied von Kirchberg am Walde als ihrer Heimstatt für immer.

Zwei Jahre ungefähr nach der Geburt des Knaben bricht nämlich mit einem Male der Sturm des Unglücks mit ganzer Wucht hinein ins Elternhaus und fegt erbarmungslos für immer die Insassen aus ihm. „Schmerzgebeugt ging eine noch junge, aber bleiche Mutter mit einem bleichen Kinde auf

dem Arm aus diesem Hause, gleichsam in die Verbannung und ins Elend hinaus. Drinnen stand der Webstuhl still, an welchem ihr junger Gatte gesessen und das Gewebe ihres häuslichen Glückes gewoben hatte. Des Schicksals Hand hatte dareingegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten ... Jenseits des Gartenzaunes, der das Häuschen von dem ... (zum Kirchberger Schlosse gehörigen) ... herrschaftlichen Wildparke trennte, stand und steht noch eine Art von griechischem Tem-



Das (gegenwärtig nicht mehr existierende) Geburtshaus Robert Hamerlings.
(Nach einer Originalzeichnung von Prof. Adolf Felchtinger.)

pelchen, überschattet von riesigen Tannen. Dort mag eine Muse umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag diese Muse über den Gartenzaun herüber dem Kinde aus Mitleid einen . . . Kuß zugeworfen haben."

Häuschen und jene kleine griechische Tempelrotunde stehen gegenwärtig nicht mehr; aber schön hat Feodor Wehl vor Jahren betont: „. . . vom Fenster des Geburtshauses sah der Kleine tagtäglich die Naturschönheiten des Wildparks; die Zinne des kleinen, griechischen Tempelchens ragte zwischen altersgrauen Fichten und Tannen hervor; deutsche Waldromantik und hellenische Schönheitsbilder nahmen schon hier das träumerische Gemüt des künftigen Dichters gefangen und kennzeichnen seine Doppelrichtung."

Von seinem zweiten bis zehnten Lebensjahre verweilt der kleine Blondkopf an der Seite seiner Mutter in dem Kirchberg nahe gelegenen Großschönau. „Den Vater des Kindes führte sein Schicksal vorläufig in die Fremde", die Mutter findet mit dem Kinde bei einem verheirateten Bruder in eben jenem Dorfe Großschönau Asyl. Dort besucht unser Dichter von seinem sechsten bis zehnten Lebensjahre die Volksschule. Noch leben gegenwärtig (Frühjahr 1910) einige Mitschüler und Mitschülerinnen unseres Dichters, unter diesen auch jenes blondzöpfige Mädchen Anastasia (Neunteufel), dessen der Dichter in seinen „Stationen" als seiner „ersten Liebe" gedenkt. Sie schildert uns in der Erinnerung den kleinen Rupert als ein überaus schüchternes Kind und weiß im übrigen viel zu erzählen von seiner und seiner Mutter bitterer Armut. Ach ja — es sind Kindesjahre dunkelster Armut. Und nur wenige, blutwenige Stunden erhellen gleich Sternstrahlen diese Nacht. Doch in unserem schüchternen armen Knaben lebt die Natur und das Empfinden — und der Hauch jener hohen, gegenstandslosen Sehnsucht zittert schon damals durch das ihn umflutende Licht . . . „Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mitteilbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit gehören die oft seltsamen Stimmungen, die teils als lebhafte

Eindrücke und Anregungen des Moments, meist vom Naturleben um mich herausgehend, teils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, daß der höhere Sinn, das mystische Geistesleben auf wunderbare Weise in dem Momente bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer in hellem Sonnenlichte funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhmesche Zinnschüssel irgendwelcher Art gehabt, von welcher seine eigentliche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich sehr lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen — als ich einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüt mit einer unvergeßlich-merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziel entgegen und zugleich lag eine Schwermut über meiner Seele, daß ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte sich gewiß nicht so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben."

Das siebente Jahr bildet überhaupt einen Markstein in unseres Dichters Leben. „In meinem siebenten Jahre machte ich meine ersten Verse" — bekennen die „Stationen". Diese Verse sind uns aber nicht mehr erhalten. Damals aber werden sie wohl den Weg ins Stift Zwettl gefunden haben, den Weg zu unseres Dichters Großoheim P. Ambros Haßlinger. Dieser würdige Kapitular des Stifts Zwettl beschließt, sich seines armen, doch so begabten Großneffen anzunehmen. Und obgleich unser Knabe über keine hervorragenden Stimmmittel verfügt, wird er auf Fürsprache P. Ambros' doch aufgenommen als Sängerknabe ins Zisterzienserstift „beatae Mariae virginis in clara valle". Von 1840 bis 1844 verweilt

er „hinter diesen Klostermauern" und genießt daselbst nicht bloß Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialklassen, der sogenannten Grammatikalklassen, gegen die Verpflichtung, mit seinen fünf Kollegen den Kirchengesang auf dem Chore der Stiftskirche zu besorgen.

Den Unterricht in den Gymnasialfächern besorgten Kleriker und Novizen des Stiftes. Sein Klosterlehrer P. Wilhelm Pittner charakterisiert den Knaben aus der Erinnerung: „. . . er glich einem unaufgeschnittenen Buche, in dem man wohl flüchtig blättern, aber nicht lesen kann."

Ein seltsames Innenleben keimt in der Tat in unserem Dichter während dieser vier Klosterjahre im Stifte Zwettl.

Die Konviktsordnung der Sängerknaben ist freilich allzu frühzeitiger Gemütsentfaltung nicht besonders grün — aber unser Dichter hat im Stifte ja einen herzensguten, väterlichen Freund, dem — einem Priester — der strenge Sängerknabenpräfekt als Priester es nicht verweigern kann, sich des Knaben außerhalb des Konvikts anzunehmen und seinem Gemüte tiefen Eindruck zu leihen. Dieser Gönner ist aber nicht unseres Dichters eben erwähnter Großoheim, der ewig heitere Stiftsbibliothekar P. Ambrosius Haßlinger — denn „auf das Gemüt eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit". Dieser gutherzige, väterliche Freund ist vielmehr ein — — — streng aszetischer Mönch, der schon in Großschönau als Katechet in der Schule das helläugige Kind lieb und Einfluß auf dasselbe gewonnen und nunmehr im Stifte dem Knaben die erste Form seines Ideals — das Religiös-Schwärmerische — vorzauberte: — — P. Hugo Traumihler verstand es, als der einzige Insasse im Stifte, „dem Schüchternen die Zunge zu lösen, ihm sympathisches Vertrauen einzuflößen und ihn nach manchen Seiten hin gar wundersam anzuregen".

Also nicht bei seinem weltlustigen, redeseligen Großoheim, nicht in der lärmenden Gesellschaft seiner fünf Kameraden — bei polterndem Spiel und Balgerei mit diesen —: in des Aszeten Gesellschaft befand sich das Dichterlein in herba wohl; in P. Hugos frommer Zelle versenkte sich freudig unseres Poeten junges Herz in die wonnigen Abgründe der Betrachtung und empfand beseligt die heiligen Schauer der Mystik, Stimmungen des Gemütes, die Robert Hamerling zwanzig Jahre später nicht so hätte erfassen und darstellen können ohne eigenes Erlebnis im Kloster („Der König von Sion", IV. Gesang: „Die Nonne"). Und wie der fünfzigjährige Poet im Gespräch zu seinem Freund Dr. Bruno Brukner selber jene Stimmungen zu dem *innerlichsten* Erlebnisse seiner Seele gerechnet, zählen auch die diesem frommen Empfinden entsprungenen Poesien des Sängerknaben, die ja zum Großteil bereits Veröffentlichung gefunden haben, zu den innerlichsten Produkten seiner uns erhaltenen poetischen Erstlingsversuche.

Jahre sind es demnach voll lichtester, wonniger Glückseligkeit — diese Zeit seines Aufenthaltes im Stifte Zwettl! Aber sie geht vorbei und es heißt wandern, „aus dem Kloster in die Welt!" In die Welt, in die geräuschvolle große Kaiserstadt an der Donau, wohin seine armen Eltern — seine Mutter als Näherin, sein Vater als herrschaftlicher Diener — dem Sohne voranzogen! So wird also das magere Päckchen geschnürt und der liebgewordenen Stille tränenden Blickes Abschied gesagt. Bitter tränenden Blickes! Denn die Zukunft ist für ein armes Kind ja so ungewiß! Und das empfindet der frühreife Knabe tief und deutlich. Indes — eine Hoffnung in die Zukunft darf unser Knabe doch aus seiner Waldheimat mitnehmen nach Wien, und noch dazu eine nicht wenig stolze Hoffnung! In Kirchberg am Walde war der Bruder seines Vaters daheim. In dessen Hause wohnte die Harfenmeisterin der französischen Prinzessin Luise (Tochter der Herzogin von Berry); das Schloß in Kirchberg am Walde gehörte nämlich Karl X. von Frank-

reich, beziehungsweise seinen Erben — „angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit“ — und das zahlreiche Gefolge wohnte in und um Kirchberg. Bei einem Besuche nun, den einst das dreizehnjährige Bürschchen seinem Onkel gemacht, waren der Harfenmeisterin durch Zufall Verse unseres Knaben in die Hand gefallen, die sie auf ihn aufmerksam machten. Ein Gedicht desselben, „Das Dasein Gottes“, dann später ein zweites, „Das verlassene Kind“, erregte ihr besonderes Wohlgefallen so sehr, daß sie die Strophen der Prinzessin Luise zeigte. Diese las sie in gleicher Bewunderung und nannte die Mutter eines solchen Kindes gerührt: „Eine glückliche Mutter!“ Und als nun die Prinzessin von der traurigen materiellen Lage des Knaben erfuhr, machte sie sich ungebeten und freiwillig anheischig, ihn während seiner weiteren Studienlaufbahn reichlich zu unterstützen, ein Versprechen, das, recht großmütig klingend, heiße Erwartungen zu hegen durchaus berechtigte. Ein Versprechen, dessen so ziemlich gründliche Nichterfüllung indes dem armen Kleinen später nicht so bittere Enttäuschung gebracht, so er als bibelfester Knabe sich erinnert hätte des Wortes der Schrift: „Nolite confidere in principibus!“ . . .

So ist also unser Poet in Wien, um weitere Fortbildung daselbst zu genießen. Zunächst vollendet er die Gymnasialstudien durch Absolvierung der beiden Humanitätsklassen. Unser Dichter besucht das Schottengymnasium. Er war, wie die bereits veröffentlichten Gymnasialzeugnisse beweisen, ein fleißiger Student. Daneben vernachlässigte er aber die Poesie nicht. Ja, war er im Stifte Zwettl nur schüchterner Lyriker gewesen — jetzt streckt er seine Hand nach dem dramatischen Lorbeer aus. Als eine Vorübung dramatisiert er Luise Brachmanns Ballade „Columbus“. Dann aber dichtet er, veranlaßt durch Chateaubriands „les martyrs“, eine große fünfaktige Tragödie „Die Märtyrer“ in fünffüßigen, reimlosen Jamben — eine Verherrlichung der vom frommen Knaben so heißverehrten christlichen Blutzeugen:

Sehr geehrter Herr und Freund!

Die 12 Exemplare der 4. Aufl. von „L. u. M.“ habe ich erhalten und danke dafür bestens. Die Freude des Empfangs ist mir freilich wieder einigermaßen vergällt worden. Zunächst muß ich bedauern, daß im Anhange statt der von mir zusammengestellten Recensionsauszüge über den „Teut“ ein längeres Fragment aus W. Marr's Feuilleton abgedruckt worden ist. Es sieht das so aus, als hätte sich über den „Teut“ kein Blatt günstig ausgesprochen als das eigene Organ des Verlegers. Hoffentlich haben Sie wenigstens für die 2. Aufl. der „Ges. W. Dichtg.“ (von welcher ich mir auch ein paar Exemplare höflichst erbitte) meine Excerpte nicht verschmäht. Einen höchst unangenehmen Eindruck macht es mir, die Verwahrung: „das Übersetzungsrecht ist vorbehalten“, ~~auf~~ die der Lächerlichkeit übelwollender Recensenten willkommenen Anlaß zum Spotte gibt, auch auf dem Titelblatte der 4. Aufl. ~~von~~ „L. u. M.“ wiederzufinden. Wozu eine solche Verwahrung gerade bei der lyrischen Gedichtsammlung, die doch von allen meinen Werken am wenigsten Gefahr läuft, in Bausch und Bogen übersetzt zu werden? Haben Sie doch die Güte, die fatale Zeile bei einem

folgenden Nachdruck des Buches zu streichen; ich bitte
Sie dringend darum. Daß mir Bücher, die gar nicht
geheftet sind, sondern beim Aufschneiden sofort aus-
einanderfallen, wie, wie jedem Käufer und Leser
in hohem Maße zuwider sind, und daß ich Inhalt
auch meiner eigenen Werke dem Publikum ordentlich
geheftet dargeboten sehen möchte, habe ich bei früherer
Gelegenheit schon einmal auseinandergesetzt; leider ist
nun auch bei der neuen Aufl. von „L. u. M." die Heftung
wieder gänzlich gespart worden. Ich bitte nochmals ein-
dringlichst, meinen gewiß nicht unbegründeten Wunsch
künftighin in freundliche Erwägung zu ziehen.

Auch über Ihr sonst sehr werthes Schreiben erlauben
Sie mir einige freimüthige Bemerkungen. Ich bin er-
staunt über Ihre Angabe, daß Sie die „Sieben
Todsünden" nur 1200 Ex. stark gedruckt haben wollen.
Wir haben nun bei den zwei letzten meiner
Werke, beim „Danton und Robespierre" und bei
„Teut", die Erfahrung gemacht, daß 1200 Exemplare
kaum für die ersten Bestellungen hinreichten;
jedesmal mußte schon bereits vor Erscheinen der
ersten Aufl. der Druck einer zweiten begonnen werden;

./.

wobei wir noch das Vergnügen hatten, als Schwindler verschrieen zu werden, weil Niemand es glauben wollte, daß so fabelhaft rasch eine neue Auflage nöthig geworden. Weniger als 1600 Ex. einer Neuheit von mir zu drucken hat sich nachgerade als Unmöglichkeit herausgestellt. Ihr Herr Papa Richter hat sich fast mit mir gerauft, weil ich ihm bei den letzten ~~Exemplare~~ Werken immer zu wenig Exemplare drucken wollte; Herr Richter Sohn dagegen scheint wieder weniger drucken zu wollen als ich selber.

Über die 1200 Ex. war ich, wie gesagt, erstaunt; aber entsetzt hat mich Ihre Zumuthung, daß ich auf die zweite Hälfte der 1200 Ex. „zweite Auflage" setzen lassen soll!!!!!! Haben wir solche elende und im höchsten Grade compromittirende Manipulationen nöthig? ~~Exempl~~ Wird nicht fast mit jedem Jahre ein wirklicher Neudruck meiner Werke nöthig, und sind nicht gerade diese so häufigen neuen Auflagen ein Anhaltspunkt für die Bosheit meiner Gegner gewesen? Hat nicht Paul Lindau seit ein paar Jahren mich wiederholt durch schale und völlig unbrauchbare Witze auf Grund dieser vielen Auflagen lächerlich zu machen gesucht, indem er mich über Andern als eine „Spezialität

für Erzielung neuer Auflagen" bezeichnete, und so die Verläumdung auf mich wälzte, daß die „neuen Auflagen" meiner Werke nur Schwindel und Reclame seien? Hat nicht ein Literat, der in einem der größten Wiener Blätter eine ähnliche infame und ungerechte Anschuldigung auf mich machte, die Ehre des Verfassers in einer Weise angegriffen, daß mir fast die Freude selbst an wirklichen neuen Auflagen für immer vergehen mußte? Und nun soll ich so unklug sein, mich durch eine fingirte neue Auflage zu compromittiren, meinen Gegnern und Verläumdern für ewige Zeiten das Recht dazu verschaffen, mich schlecht zu machen? – Ich erkläre Ihnen, daß von dem Momente an, wo Sie durch eine solche Manipulation mich compromittiren das Band zwischen uns für immer zerrissen ist!

Noch Eins. Sie wollen Miniaturausgaben von einigen meiner Werke veranstalten? Sind Miniaturausgaben nicht völlig aus der Mode? Recht ernstlich möchte ich rathen: Gehen Sie von dieser Idee ab!

Schreiben Sie mir baldmöglichst ein paar Zeilen. Herzliche Erwiderung Ihrer freundlichen Grüße an meine Eltern und Frau Gstirner.

In aller Ergebenheit

Graz 29. Aug. 72. Ihr Hamerling

Brief Hamerlings an seinen damaligen Verleger.

Original im Besitz der Verlagshandlung.

Heroen stürzt in Nacht des Todes Rechte,
  Des Ruhms geweihter Strahlenkranz verglüht
Und mit ihm sinkt in der Verwesung Nächte
  Der Lorbeer, der die Heldenstirn umglüht.
Wer ist's, der einen ew'gen Kranz ihm flechte,
  Hervor aus des Vergessens Nacht ihn zieht?
Der Sänger naht! — Es lebt durch alle Zeiten
Der Heros nur im Klang der Lyrasaiten.

Doch ihr, die für das Kreuz so treu gerungen,
  Bedürft des Sängers Ruhmesklänge nicht,
Euch schallet Lob von heil'gen Engelzungen,
  Ihr strahlet ewig dort in Glanz und Licht
Und der Verklärung Kranz hat euch umschlungen,
  Den Gott aus goldnen Sonnenstrahlen flicht;
Ihr ruht im trauten Schatten ew'ger Lenze
Und eure Scheitel schmücken ew'ge Kränze.

Doch uns, die dieser Erde dunklen Talen
  Noch nicht der heil'ge Genius entrückt,
Uns lehrt ihr, wenn nach eures Ruhmes Strahlen
  Das Auge hin in frommer Sehnsucht blickt,
Entschlossen gleiche Heldenpfade wallen,
  An deren Ziel der Kranz die Kämpfer schmückt,
Ihr lehret uns, in diesem Erdenleben
Mit Mut und Kraft nur himmelan zu streben.

Es flammt in mir für euch seit langen Zeiten
  Der heiligen Begeistrung Himmelsstrahl,
Längst wollt ich euch zu schildern mich bereiten,
  Ins Leben zaubern dieses Ideal,
Noch traut' ich nicht der Leier zarten Saiten
  Und nicht der Töne leisem schwankem Hall,
Da hab' ich (fern von oben schien's zu kommen)
Zu meinem Trost dies sanfte Wort vernommen:

„Dem Ew'gen tönt ein Lied von Engelzungen,
  In ew'gen Tönen preiset ihn das All.
Was heilige Begeisterung gesungen,
  Ist jener Stimmen leiser Widerhall,
Sind spurlos auch die Töne längst verklungen,

Verschwebet, wie der Äolstöne Schall,
Es tönet doch das Echo heil'ger Lieder
In frommem Streben aus dem Herzen wieder."

So heißt's im Vorgesange zu dieser (gegenwärtig bereits vollständig edierten) Tragödie. Aber schier in noch erhöhterem Maße offenbart dies reine religiöse Empfinden unseres Knaben das gleichfalls bereits vollständig der Öffentlichkeit zugängliche Lehrgedicht in drei Büchern „Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit", von unserem Dichter Dezember 1845 in tadellosen Kanzonenstrophen zu Papier gebracht, dessen Schluß hier zu vernehmen um der Charakteristik der damaligen Seelenstimmung unseres Dichters uns besonders geboten scheint. Die durch die Exhorten seines Religionsprofessors veranlaßte Dichtung preist als Quelle jeglicher Glückseligkeit die Tugend und schließt mit einer schwungvollen Verherrlichung der Gottesmutter als der Glückseligsten unter allen Seligen. Der den Dichter zu den Orten der Unseligen und Seligen führende Genius — man darf wohl auf eine Beeinflussung durch Dante schließen — spricht zu ihm am Ende ihres Wanderns:

„— weit ragt eine dennoch über alle,
Und das ist sie, die Hochgebenedeite! —
Sie laß uns nicht vergessen, eh' wir scheiden,
Denn sie, sie thront am Urquell aller Freuden.
Sie nur, die Auserwählte, Engelreine
War würdig, das ersehnte Heil zu bringen
Mit dem ihr anvertrauten Himmelskinde
Der Welt, die tief lag in den argen Schlingen
Des Todes und der unheilvollen Sünde; —
An ihr, der hohen Jungfrau klebt alleine
Der Erdemakeln keine; —
Der Reinheit Lilienkranz hat sie errungen;
Als Gott sie rief nach weihevollen Tagen,
Schwang sie, auf reinem Ätherglanz getragen,
Sich himmelan, von Cherubim besungen,
Ich schweige nun, was fern blieb Menschenblicken,
Ist mir vergönnt im Bild dir vorzurücken."

Und nun heißt's weiter:

„Nun wähnt' ich fast von Augen mich betrogen! —
Es färbte sich der weite Himmel röter,
Und Engelschöre sah ich aufwärts wallen
Mit der gekrönten Jungfrau — hehr im Äther
Hüllt sie den Leib, das Haupt in Purpurstrahlen,
So kommt das Morgenrot heraufgezogen
Am goldnen Ätherbogen! —
Rings um die hehre Flamme klare Sterne
(Sie glänzen heller heut am Ätherdome).
Es schwelgt das Ohr im Harmonienstrome
Des Jubelliebs, erklungen aus der Ferne. —
Mich blendete der Schimmer der Gestalten,
Die strahlend nun an mir vorüberwallten.

Des Zephirs Hauch, die sanften Lüfte schwiegen
Und staunend sanken rascher Winde Flügel.
Es schwiegen ehrfurchtsvoll des Meeres Wogen
Und weithin ruht der klare Wasserspiegel,
Indes Maria schon am Himmelsbogen
Elysisch mild mit hellverklärten Zügen
War himmelan gestiegen. —
Da öffnen sich Elysiums goldne Pforten
Und neue Hymnen, neue Siegeslieder
Ertönen aus des Himmelsferne nieder
In himmlischen entzückenden Akkorden. —
Ich wandte meine trunknen Blicke — nimmer
Ertrüg' ein sterblich Aug' so hohen Schimmer.

Verklärte Chöre sah ich niederwallen,
Die Hochgebenedeite einzuführen; —
Nun steht sie dort an Gottes Strahlenthrone!
Mein Aug' erblickt, wie Seraphim sie zieren
Und Gott ihr reicht die diamantne Krone! —
Wie strahlen ach! des Himmels Wonnehallen,
Gebaut aus Sonnenstrahlen! —
Ein Meer voll Licht nur kann mein Aug' erblicken,
Hellstrahlend wie im Glanz von tausend Sonnen;
Das ist fürwahr der unerschöpfte Bronnen,

Aus dem sie trinken ewiges Entzücken;
Auch mögen sie verklärten Frommen winken,
Des Erdengrams Vergessen draus zu trinken.

Und mir — auch mir — soll dies Elysium winken?
Wie fass' ich dich, erhebender Gedanke! —
O Ewiger! Durch den ich dieses schaute,
Was bring ich Armer dir, o dir zum Danke? —
Der dieses Weltall, diese Sterne baute,
Vor dem, die hier, so weit die Sterne blinken,
Anbetend niedersinken! —
So sprach ich noch und lag auf meinen Knien,
Da sah ich unter heiligen Akkorden
Durch des Elysiums aufgetane Pforten
Der Engelchöre letzte Scharen ziehen. —
Die Pforten rauschen zu, die Angeln klingen,
Daß süße Töne noch zum Ohre dringen."

Oktober 1846 geht unser Dichter in Wien zu den akademischen Studien über, indem er sich in die vormärzlichen Jahrgänge der philosophischen Fakultät inskribieren läßt. Übereifrig freilich hat er die Vorlesungen nicht frequentiert! Denn zum Petrefakt ja eingestarrt war damals das österreichische Hochschulleben — Satire nur auf Fortschritt und Wissenschaft strebsamen jungen Geistern! Was ihm darum die Hörsäle der philosophischen Jahrgänge nicht bieten, sucht er durch Privatstudium zu erreichen. Schier alltäglich sitzt unser Dichter in den Leseräumen der Hof- oder Universitätsbibliothek, autodidaktisch so sich aneignend, was seine Wißbegier so heiß suchte und was in den Auditorien der Universität nur als Zerrbild geboten ward.

Dezember 1846 faßte ihn mit Begeisterung der Plan zu einer nationalen Tragödie „Hermann". „Ich fühlte mich früh von nationaler Begeisterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffassung des Deutschtums", bekennen die „Stationen".

„Früh von nationaler Begeisterung durchglüht!"

Unser Dichter war 1844 nach Wien gekommen. Es war dies damals bereits eine Zeit, wo es sich in den Geistern zu regen

anfing in gewaltiger Opposition gegen die unhaltbaren Zustände des „Regimes". Vor allem in den jungen Geistern. Wir wissen nicht, ob auch die damaligen Humanitätsklassenschüler jener neue Geist bereits erfaßt — sicher aber sind wir dessen, daß die Zöglinge des Schottengymnasiums von ihren Lehrern nichts darob hätten zu befürchten gehabt. Stets war und ist das Wiener Schottenstift der Hort edlen, mit dem Stande katholischen Priestertums recht wohl vereinbarten Fortschrittes (der gelehrte Schottenpriester P. Vinzenz Knauer war nach des Dichters Tod der begeistertste Interpret Hamerlingscher Philosophie an der Wiener Universität!). Und wie der Hort edelsten Fortschrittes — ist das Wiener Schottenstift und sein Gymnasium allezeit und noch heute Pflegestätte wahren Deutschtums. Auch in Robert Hamerling hat sich während der zwei Jahre seines Schottengymnasialbesuches das schlummernde nationale Fühlen entfaltet. In einer sechsstrophigen Ode leiht seinem Nationalismus der jugendliche Dichter — er befand sich damals in der zweiten Humanitätsklasse — glühend begeisterten Ausdruck:

Heil Germania dir, heil dir, mein Vaterland,
Heil dem Volke, das dich, heimische Flur, umwohnt,
Heil auch mir, daß ich *deinen* Sohn
Froh im Liede mich nennen darf.

Nimmer tausch ich um euch, Schatten von Eichenlaub,
Alle Schätze Perus, Berge von Edelstein,
Latiums oder Herperiens
Segensprossendes Lustgefild.

Du bist lieblicher mir, schweigender Eichenhain,
Wo der Grazien Chor ernstere Tänze schlingt,
Wo im heiligen Schattental
Friede schlummert und süße Ruh.

Wo der heilige Chor Musen von Helikons
Höhe aus Gräzias Schutt und den Ruinen Roms
Traurig irrend und heimatlos
Eine ewige Freistatt fand.

Wo ein Volk sich erhebt, kühn wie einst Romas Volk,
Edel, tapfer und treu, schöneren Künsten hold,
In den Tiefen der Wissenschaft
Wie durch schimmernde Taten groß.

Daß ein königlich Volk, herrlich wie keines mehr,
Durch stets schaffende Kraft, wie durch Streben des Geists
An die Stirne der Ewigkeit
Seinen herrlichen Namen schreibt —

Und nun, wenige Monate später, will er den Befreier Deutschlands zum Helden einer Tragödie schaffen; ein Plan, mit dem er sich mehrere Monde trägt, ihn aber schließlich nur darum nicht zur Ausführung bringt, weil er sich in richtiger Selbsterkenntnis der Bewältigung eines so großartig zurechtgelegten Stoffes nicht gewachsen sieht; denn er hatte sich, wie der (bereits veröffentlichte) Plan zu dieser Tragödie beweist, fürwahr keine leichte Aufgabe gestellt. Also entsagt unser Dichter allmählich der „Hermann"-Idee völlig, läßt aber an deren Stelle im Laufe des folgenden Jahres gemach einen anderen treten — „Aurora", darin auch die Gestalt des „Ahasver" verflochten, ein Beweis, daß diese Sagengestalt schon damals die Phantasie unseres Poeten beschäftigte.

In dieser Zeit gehört unser Dichter auch einem kleinen literarischen Klub an, den eine Anzahl von jungen Leuten als „Dichtergilde Teutonia" gebildet. Durch seinen Jugendfreund Anton Bruckner (Anfang der sechziger Jahre gestorben als Realschulprofessor zu Pest), mit dem er gemeinsam Leid und Freud' seiner ersten Wiener Zeit teilt, wird er in sie eingeführt. Allwöchentlich kam man da zusammen, jeder der Mitglieder las einen poetischen Beitrag vor und legte zugleich eine Abschrift auf den Tisch des Hauses. Diese Manuskripte wurden dann unter den Anwesenden behufs schriftlicher Kritisierung verteilt. Unser Poet brillierte in dieser Vereinigung so sehr, daß ein „Teutonia"-Mitglied, namens Czedik (der nachmalige Generaldirektor der österreichischen

Eisenbahnen Freiherr von Czedik!), an den ihm befreundeten Redakteur der Brünner Zeitschrift „Moravia“ eines der Gedichte unseres Poeten, betitelt „Am See“, sandte. Und das Gedicht ward akzeptiert und erschien im 11. Jahrgange dieser (natürlich längst nicht mehr existierenden) Zeitschrift in der Nummer vom 11. Januar 1848 — als das erste Werk, das von Robert Hamerling gedruckt worden ist:

Tausend goldne Sterne blinken
  Von des Himmels blauer Höh',
Tausend goldne Sterne winken
  Aus dem spiegelglatten See.

Aus der Höhe winken Sterne
  Mich von dieser Erde weg,
Ach umsonst! Nach eurer Ferne
  Baut mir niemand einen Steg! —

Aus der Tiefe winken Sterne
  In die Wogen mich hinein,
Ach ihr trügt, wohl käm ich gerne,
  Doch ihr seid nur nicht'ger Schein.

Arges Schicksal, das an Tücke
  Tantals herbem Lose gleicht,
Der die Labung mit dem Blicke
  Nur ersieht, nie selbst erreicht.

Ja ihr pflegt, ihr goldnen Sterne
  Unsers Glückes Bild zu sein,
Was der Himmel hat, ist ferne,
  Was die Erde hat, ist Schein.

Dem Leser von „Sinnen und Minnen“ wird dieses Gedicht ein Stück Beweis sein, wie berechtigt der Dichter diese Liedersammlung „ein Jugendleben in Liedern“ nannte. Das Gedicht mag ihm dann aber gleichzeitig auch als Beispiel dienen, wie für die Veröffentlichung in dieser Sammlung Robert Hamerling seine ersten Jugendgedichte formverbessernd verändert und gefeilt.

Damals schon ist es auch, daß dem Dichter es endgültig

klar wird, daß sein Innenleben entschieden andere Form angenommen: seine heiße Sehnsucht, Priester zu werden, ist nicht mehr! Mit diesem Wandel Hand in Hand geht eine überaus lebendige Entwicklung des philosophischen Interesses und unser Dichter gibt sich an dasselbe mit einem Eifer hin, der in Robert Hamerling zeitlebens niemals mehr erlahmte. Ja, von nun an trägt die Philosophie dem Dichter stets die Fackel voran. Siebzehnjährig bereits beschäftigt er sich so mit einem didaktischen Märchen „Atlantis“, in dem er — halb in Prosa, halb in Versen — seine philosophischen Ansichten niederzulegen gedenkt. „Vor allem sollten darin die Ideen der Schönheit und der Liebe als die höchsten verkündet und gefeiert werden.“ — „Es wäre“, heißt's gleichzeitig in unseres Dichters Tagebuch, „eine eigentümlich schöne Idee, sich selber von außen und von innen zum Kunstwerke zu machen! — Es ist Hauptgrundsatz meiner philosophisch-ästhetischen Ansicht, daß vollkommen allseitige Entfaltung seiner Wesenheit die Pflicht und der Zweck jedes Naturindividuums sei, und ebendieselbe macht die Schönheit. Man sehe den Belvedereschen Apollo; warum ist er schön? Weil er das Bild eines vollkommen und allseitig, geistig und körperlich entwickelten Menschen ist. So fällt Ethik und Ästhetik zusammen.“ — „Die Idee des Schönheitsprinzipes in meinem Sinne gibt allen meinen ästhetischen, spekulativen und lebensphilosophischen Bestrebungen, die, bisher ein Zentrum suchend, ins Endlose schweiften, einen gemeinschaftlichen sicheren Mittel- und Anhaltspunkt.“ — „Ich schäme mich meiner und alles dessen, was ich geverselt, und getraue mir kaum, die Feder zu neuen Arbeiten zu ergreifen, denn die Entschuldigung der Jugendlichkeit ist mir nun verloren. — Und doch ist aus dem Sumpfe meines bisherigen Seins eine hohe weiße Lilie erblüht — die Schönheitsidee; das elende bisherige Stück Leben will ich in den Lethe versenken und nur sie in die schöneren Tage hinüberretten.“

Das Fragment des Märchens „Atlantis“ — es ward

nicht vollendet — ist im Nachlasse unseres Dichters erhalten. Es trägt als Motto dieselbe Vierzeile, die später der Dichter seiner „Venus im Exil“ als Leitmotiv mit auf den Weg gab: „Zieh' hin ein heiliger Bote — Und sing' in freudigen Tönen — Vom tagenden Morgenrote — Vom nahenden Reiche des Schönen“, und gruppiert beiläufig seine ganze Handlung um Gedanken wie diese:

— — Geheimnisvolle Göttin
Der Schönheit und der Liebe,
Du *schaffst* und *hältst* die Welten
Durch deine Macht allein!
Erst mußt du sie durch Liebe
Begründen und verbinden,
Dann durch den Trieb zur *Schönheit*
Sie zur Vollendung runden — —

— — Laß nur den Dämon aus der Tiefe steigen —
So lang das Ideal dir strahlt, das reine,
Kann nimmer das Dämonische dich beugen;
Dein schlimmster Feind ist einzig das *Gemeine* — —

— — Harmonien, gleitend in die Seele,
Bilden unser Inneres harmonisch,
Und nach Harmonie Verlangen weckend,
Wecken sie Gefühl für ewig Schönes —
Harmonie ist eins ja mit der Schönheit.

Und der *Künstler* bringt in Stein und Farben
Menschenschönheitsideal zutage,
Daß der Mensch erkenne, was er sein soll,
Und zur Schönheit bilde sich am Schönen!

Poesie weckt in der Seele Tiefen,
Ungebundne Phantasie erregend,
Bilder und Idole wahrer Schönheit
Oder zeigt uns Häßliches und Schönes
In des Menschenlebens bunter Mischung,
Uns ans hohe Ideal zu halten,
Zeigend, wie die Menschheit, eine Erde,
Eben steh' zur Schönheit — ihrer Sonne — —

Ebenfalls ist's um diese Zeit seiner „Teutonia“-Mitgliedschaft auch, daß unser Dichter sehnsuchtsvoll dem Tagebuch es anvertraut: „. . . im September 1848 mache ich mich auf den Weg nach Deutschland . . . Ich möchte gern mein Vaterland sehen . . . Im Winter will ich in Stuttgart, welche Stadt ich mir zum Asyl erlesen, eintreffen, eine Wohnung beziehen, eine kleine Bibliothek anschaffen, das Theater fleißig besuchen und mich im stillen vorbereiten auf meine Zukunft . . . In die Ferne! Ja, in die Ferne! Nicht in der Heimat grünt und blüht und duftet der Frühling, der die Himmelsblumen meiner Ideale sich entfalten läßt. — — Nach Süden zieht die Lerche, mich zieht nordwärts mein Sehnen! Auf nach Norden — in die Ferne! . . . In die Ferne, ach, in die Ferne! — Heiliger Rhein! Wenn's je meinem Wunsche gegönnt wird, niederzugleiten im Abendrot auf deinen grünen Wellen, um mich segensreiche Gestade, auf den Hügeln über mir graue, sagenreiche Ruinen — dann will ich niederblicken in deine stille Tiefe, und während du das vor seinem Entzücken über sein schönes Vaterland neu aufblühende Antlitz des Genesenden freundlich widerspiegelst, wird es mich drängen, mich hinunterzustürzen und das glühende Herz in deiner Flut zu kühlen, worin ich jubelnd versenke das trübe Nachtstück einer dunklen, freudeleeren Vergangenheit. . . Heiliger Rhein!“ — —

Unseres Dichters Gymnasialzeugnisse rühmen uns des Knaben tadelloses sittliches Verhalten. Im Vormärz nun erhielten auch die österreichischen — Universitätsstudenten Noten aus dem — — „sittlichen Betragen“. Anfänglich ist diese Note des „stud. phil. Rupert Hammerling“ „vollkommen gemäß“, sinkt aber bald zu „gemäß“. Was die Ursache, wissen wir nicht. Vielleicht war er gar den politischen „Spitzeln“, deren etliche es auch an der Universität gab, als nicht mehr ganz verläßlich erschienen. Nun — wenn ein solcher Verdacht den Grund abgab zur Verschlechterung des Sittenkalkuls, so hatte sich in diesem Falle das Naderertum nicht geirrt: schon Monate vorher offen miß-

vergnügt, fehlt freiheitsbegeistert Hamerling nicht am 13. März in der Aula der Wiener Universität und ist schon etliche Tage später eingereiht in die zweite Kompagnie des Philosophenkorps der akademischen Legion. Ein „Kriegshalbjahr im Dienste der Freiheit“ beginnt.

Als der Spätfrühling 1848 das große Ereignis der Wahl Erzherzog Johanns zum deutschen Reichsverweser bringt, kann der nationale Jüngling nicht schweigen. Nicht nur in Prosa macht er seiner Begeisterung Luft (in Terzkys „Wiener Gassenzeitung“) — er begrüßte auch in Versen (in einem Sonett) den neuen Verweser:

Heil uns, du kommst, dich unserm Glück zu weihn,
O sei die Sonne du, in deren Glühn
Die Blumen blühn, die Wolken sich zerstreun.
Und als die schönste Blume laß im Flore
Des Gartens unsrer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutschen Trikolore.

Wiederholt muß er als Mitglied der akademischen Legion in Legionsrock mit Kalabreser und Säbel auf der Universität die Wache beziehen. Aber während auf der Wachstube der Universität seine Kollegen zigarrenwolkendampfumhüllt in rauhen Lauten politische Dispute führten — lag er oft einsam abseits auf der harten hölzernen „Pritsche“ — halb wach in stiller Träumerei. Da entstanden dann in solchen Stunden Gedanken, wie solche der Artikel bietet, den unser Dichter, achtzehnjährig, am 21. Juli 1848 in Bäuerles „Österreichischen Courier“ einrücken ließ.

„Möchten“ — heißt es in diesem „Die Aufgaben des Reichstags“ betitelten Artikel — „möchten doch die Freisinnigen, statt mit Haß und Feindseligkeit, mit Sanftmut und Offenheit sich an jene wenden, die, weil sie nun so plötzlich vieler alten Vorurteile und Privilegien sich entäußern müssen, die Idee der Freiheit nicht vom besten Gesichtspunkte aus betrachten; mögen sie mit der überzeugenden Kraft des vernünftigen und zugleich liebevollen Wortes

an die Herzen dieser uns entfremdeten Brüder sprechen, und wir sind überzeugt, daß sie dann, wenn sie nur einmal den Ruf der Zeit zu verstehen und zu würdigen gelernt haben, freudig mit uns diesem Rufe folgen werden. Mögen alle bedenken, daß den Haß auf der ganzen Erde nichts versöhnen und besiegen kann, als die Liebe ... Wir glauben fest und sprechen es unumwunden aus: Was uns aus den Wirren der Gegenwart retten, was allen Weltschmerz versöhnen, was die Blüte der Humanität im Menschengeschlecht zur Entfaltung bringen und das zukünftige allgemeine Reich des Friedens begründen wird, das ist nächst der Freiheit und Wahrheit hauptsächlich die gegenseitige, aufopfernde Liebe... *Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe.* Ohne die Liebe ist für uns selbst die Freiheit ein unseliges Geschenk, das uns ins Verderben stürzen muß. Die Liebe aber faßt schon die Freiheit, faßt schon alle Bedingungen des Völkerglücks in sich. Ich wünsche uns daher in diesen Tagen mehr noch als die Freiheit — die Liebe. Mag immerhin der trockene Politiker sie als unpraktisch und zu sehr ins allgemeine gehend belächeln und der flüchtige Leser sie als längst bekannt und offen ausgesprochen mit Gleichgültigkeit übergehen, es liegt doch in diesem Worte Liebe das Prinzip aller Humanität und Grundidee des moralischen Evangeliums der neuen Zeit und ich wünsche mir die Stimme des Donners, um dieses göttliche Wort versöhnend in den Dissonanzenwirbel unserer Zeit hineinschallen zu lassen, alle streitenden Töne zum harmonischen Chore zu vereinigen."

August desselben Jahres verläßt er Wien und begibt sich, wie alljährlich als Student in den Ferien, in seine schöne Waldheimat. „Da spukte keine Reaktion, da war die Welt so schön, daß es an ihr schlechterdings nichts zu verbessern gab." Und indes sich während dieses Sommers der politische Dunstkreis auf Wien immer dichter und schwerer — unheilverkündend — niederläßt, liest er Spinoza und bringt bezeichnenderweise in seiner Ferienidylle zu Papier

die „Grundzüge der Theorie, nach welcher ich künftig zu leben gedenke" — „abzweckend auf persönliche Freiheit und Selbständigkeit und gegründet auf meine Ideen von den beiden Prinzipien alles Lebens: der *Schönheit* und der *Liebe*":

„Es gibt zwei Prinzipe: Ein schaffendes und ein bildendes. Jenes ist *Liebe*, dieses *Schönheit*, d. h. Vollkommenheit, erreicht durch gänzliche und harmonische Entwicklung aller im Individuum schlummernden Keime und Kräfte ... Die höchste Pflicht der Individuen ist: Förderung der All-Schönheit (vermittelt durch *All-Liebe*). Mittel hierzu sind ... erstens ... *Streben nach Selbstschönheit* (vermittelt durch *Selbstliebe*)! Wird realisiert durch *Selbst*entwicklung aller Kräfte — durch Festhaltung des Ichs (der Persönlichkeit) und durch Beherrschung der Verhältnisse, jedoch unbedingte Unterwerfung unter die Notwendigkeit und Pflicht ... zweitens ... Einwirkung auf die Schönheit *anderer* Naturindividuen, oft selbst durch Aufopferung der eigenen Schönheit und Persönlichkeit, wenn es der letzte Endzweck: *All-Schönheit* erfordert.

Um das „Wie?" und „Wann?" in betreff der beiden Mittel wohl zu kennen, sind dem Menschen nötig: *Klare Begriffe* (Selbstbewußtsein — Vernunft)! Diese werden vermittelt „*durch philosophische Erkenntnis* (Sinn — Verstand — Studium) und durch Kunst, welche die Lebensverhältnisse klarmacht, sie ans Ideal der Schönheit hält und überdies Ideale des Schönen darstellt.

Danach ergeben sich also folgende Regeln:

Entwickle dich naturgemäß, ganz und harmonisch, durch Sorge für Gesundheit und Schönheit des Körpers und Entfaltung des moralischen, philosophischen und Kunstsinnes.

Halte deine Persönlichkeit fest, d. h. lasse die Außenwelt nie so gewaltig auf dich eindringen, daß sie deine Persönlichkeit (vernünftiges Ich, moralische Kraft, Freiheit) trüben oder gar vernichten kann! — Hüte dich daher vor

Leidenschaften. — Suche im Gegenteile, statt von Verhältnissen beherrscht zu werden, sie selbst soviel als möglich zu beherrschen und für deine und anderer Schönheit (Vollkommenheit) auszubeuten.

Nur unter das Joch der Schönheits-(Vollkommenheits-)Pflicht, wie auch unter das der Notwendigkeit beuge dich; aber unter diese beuge dich unbedingt und geduldig. — Suche selbst notwendigen schlimmen Verhältnissen noch etwas Gutes abzugewinnen.

Liebe jedes Naturwesen, übe gegen alle Güte und Nachsicht und werde allen nach Möglichkeit nützlich. — Zürne nie.

Strebe nach klaren Begriffen. Hierzu verhelfen: Offener Sinn und strenge Logik — Studium des Gegebenen — Studium und Prüfung überlieferter Kenntnisse — Selbstdenken."

Ende September ist unser Poet wieder in Wien. Aber in den Oktobertagen liegt er daheim krank an rheumatisch-fieberhaftem Übel, vermag sich also nicht auf die Barrikaden zu begeben. Trotzdem hält er sich nach Einnahme der Stadt eine Zeitlang versteckt — „denn es war vorläufig nicht abzusehen, was die siegreiche ‚Reaktion' mit uns verhaßten Märzhelden in nächster Zeit von Amts wegen beginnen würde". Und wahrhaftig, eine Strafe erspart ihm diese siegreiche „Reaktion" nicht. Der damalige Polizeidirektor Wiens, ein beschränkter, geistloser Mensch — er war ein Adeliger und hörte auf den Namen Weiß von Starkenfels — ließ dutzendweise männliche Personen mit langem Haupthaare — namentlich in der Nähe der Universität — in roher Weise zusammenfangen, sie auf die Polizeistube bringen und ihnen das Haar von Amts wegen scheren. So geschah es auch Hamerling. Auch er ward arretiert, auf die Wache geführt und die hohe Polizeischere waltete ihres — staatsrettenden Amtes. „Es war, als hätte man uns für ebenso viele Simsons gehalten, deren Kraft in den Haaren lag" — lächelt der Dichter hierüber in den „Stationen". Aber auch

das Tragen eines weichen Hutes anstatt der staatsgewollten „Angströhre“ konnte in jenen Tagen des neuerstandenen Stumpfsinns tatsächlich Arretierung und Verhör unter brutalen Insulten von Seite behördlicher Organe nach sich ziehen ...

Unser Dichter aber schlägt es am Ende seines Lebens nicht gering an, jenes Freiheitsjahr miterlebt zu haben. „... Es war eine frühe, gute Schule der Erfahrung für mich gewesen. Es war ganz dazu angetan, mir die Ahnung zu erschließen vom tragikomischen Grundzug aller menschlichen Bestrebungen und aller Weltereignisse,“ denn „was da von März bis Oktober sich abspielte, war auch eine der alten und ewig neuen Geschichten, welche nicht bloß aus Büchern zu kennen, sondern irgendwann und irgendwo einmal recht in der Nähe angesehen und miterlebt zu haben ersprießlich ist“. Als einen weiteren Vorteil dieser Erlebnisse aber bezeichnet es Hamerling, „daß er den reinen Gedanken des Jahres 1848 aufzufassen und zu bewahren in der Lage war“. „Worin er besteht, dieser reine Gedanke der Revolution von 1848? Weit entfernt, über diesen reinen Gedanken hinausgereift zu sein, sind wir noch lange nicht wieder reif für denselben ... Die Tendenzen von 1848 ... sie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen. In Kämpfen dieser Art siegt die Sache, auch wenn die Kämpfer unterliegen ...“ In den Tagen von unseres Dichters Lehrjahren ist also das Jahr 48 für ihn eine bedeutungsvollste Zeit. Erst vor kurzem hat ein junger moderner Poet (Ferdinand Matras) im Vorspiel eines 48-Dramas („Die Studentenschwester“) unseren Dichter als handelnde Person auf die Bühne gebracht. Die Hamerling zugewiesene Rolle ist zwar nur klein, aber das, was er spricht, ist charakteristisch und deckt sich mit seiner (damals freilich noch keimenden) Weltanschauung.

Winter 1848/49 waren die Vorlesungen der Universität sistiert: der über Wien verhängte Ausnahmezustand ließ die Hochschule nicht zu Worte kommen, zudem war das Ge-

bäude der Universität eine provisorische Kaserne geworden. Aber in jener winterlichen Zwischenzeit hatte die Regierung trotz aller Reaktion definitiv erkannt, daß es so wie bisher nicht weitergehen könne, wollte man dem Ausland gegenüber nicht völlig Karikatur werden. Also ward der Studienplan sogleich gründlich reformiert. Vor allem aber wurden an die Universität der Reichsmetropole neue Lehrer von wissenschaftlichem Range berufen und schier über Nacht ein frischer, lebenerweckender Geistesozon durch die Hallen der „Alma mater" geleitet.

So sieht sich nach dem „Kriegsjahr im Dienste der Freiheit" unser Poet wieder ganz der Wissenschaft gegeben. Nur daß er sie aber eben jetzt nicht autodidaktisch mehr zu betreiben genötigt sieht, sondern vielmehr in den Hörsälen und im neugegründeten philologisch-historischen Seminar unter Anleitung hervorragender Männer reiche Anregung findet. Eine stattliche Reihe umfangreicher Seminararbeiten aus jener Zeit liegen vor. So arbeitet unser Dichter „de Horat. od. I. 1" und „de Horatii arte poetica", ferner „Über die Gleichnisse des Ilias", „Über Äschylos gefesselten Prometheus", „Über den platonischen Mythus der περιφορά der Götter in Phädrus", „Über Leben und Charakter des Sejan", schließlich „Über Rittertum und Minnegesang und „Über Mohammeds Leben und Lehre". (Und diese beiden letzteren Arbeiten haben sogar vor kurzem vollständige Publikation gefunden.) Aber unser Dichterphilosoph denkt an kein philologisch-historisches Fachstudium, er besucht vielmehr neben den Seminarübungen Vorlesungen der verschiedensten Art — er hört Philosophie, Sanskrit, Mineralogie, Anatomie, Chemie und betreibt privat dazu Physik, Stenographie und Musik. Und als ihm von Seite eines Lehrers Vorstellungen gemacht werden, ein Fach und sonst nichts, durchaus nichts dürfe er betreiben, wenn er darin weiterkommen wolle, da — — nützt er die akademische Lehrfreiheit aus, weiter wie bisher, rechtfertigt sich aber in einem gleichzeitigen Briefe an seinen Tadler also: „Was kann ich dafür, daß man die Wissen-

schaft in Fächer geschieden und daß ich das Wissenswürdige nun in verschiedenen abgegrenzten Fächern aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus, es ist meine Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller anderen Wissenschaften kann. Die einzelnen Wissenschaften verhalten sich zu einer und echten Wissenschaft, wie sich die Sätze einer einzelnen Wissenschaft zueinander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wissenschaft heraus und beschäftigen Sie sich, solange Sie wollen, damit; das rechte Verständnis wird Ihnen doch erst dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zusammenhange mit den übrigen Sätzen lesen ..."

Und neben diesen Studien kommt auch das Herz zu seinem Rechte. Das Herz! Schon in der Volksschule zu Großschönau liebt bereits der frühreife Kleine seine blonde Mitschülerin Anastasia; im Stift Zwettl gehört sein Herz einer jugendlichen Verwandten Anna des dortigen „Hofrichters“ Harrandt und in Wien als Schottengymnasiast verehrt er leidenschaftlich die Tochter Adelheid seines Firmpaten Köfferlein, die er als „Regiswinda“ sogar besingt. Dem Universitätsstudenten tut's ein Mädchen Sidonie an, dann ein wunderschönes (polnisches) Stubenmädchen Jadviga, endlich in seiner Waldheimat zu Schweiggers die „Lilie“, die Tochter Genoveva des dortigen Chirurgen Meister. In diesen Tagen intensivsten Empfindens änderte er auch seinen Namen Rupert in „*Robert*“, „der Liebe wegen,“ wie er ins Tagebuch schreibt, „Robert lispelt's sich schöner“. (*Das ist auch die Zeit, wo er seinem Familiennamen das eine „m“ ausbricht* — also von jetzt an „**Robert** Hamerling“.) Damals entstehen zahlreiche Lieder. Drei aus ihnen bringt Gruppes Musenalmanach von 1851 — die Mehrzahl aber wird erst etliche Jahre später in der Sammlung „Sinnen

und Minnen" der Öffentlichkeit übergeben. Aber Lyrik allein genügt dem Ehrgeizigen nicht. Noch beschäftigt ihn damals eine Zeit hindurch der „Aurora"-Dramaplan, bald aber muß dieser nunmehr dem Plane zu einer andern großen Tragödie weichen, in die nicht bloß die Gestalt Ahasvers verflochten, nein, deren ausschließlicher Mittelpunkt vielmehr der ewige Jude ist. Ein kleines Gläschen Punsch aus der Hand eines schönen jungen Mädchens, namens Rosa, einer Nachbarin unseres Dichters, hatte es vollbracht. „Der wichtigste, vielleicht folgenreichste Tag meines Lebens", jubelt das Tagebuch vom 13. Februar 1850. „In Rosas Familie war gestern Abendunterhaltung mit Punsch und von diesem schickte mir Rosa heute früh ein sehr kleines Gläschen voll herüber. Kleine Geschenke sind die erfreulichsten; man gibt sie bloß, um zu geben und guten Willen zu bezeigen, während große Gaben immer den Anschein von Wohltaten und Almosen haben. Wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen Tat! — Und die Blätter der Weltgeschichte lagen vor mir aufgerollt — lange haftete mein verklärter Blick darauf — und siehe, die Buchstaben verschwammen in ein wirres Chaos von Blüten, Moder, Blut, Molchen, Goldfrüchten, blauen Augen, Harfenklängen, Kanonendonner, Todesächzen — — — und aus den Wogen dieses chaotischen Meeres hob sich ein edles, bleiches, männliches Antlitz, in welchem der Ausdruck unendlicher Wehmut, vereint mit prometheischem Trotze, lag. Tief schaute ich in sein flammendes Auge und rief in hoher Begeisterung: ‚Ahasverus! Ahasverus!' . . . Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück, und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie ‚A h a s v e r u s'."

Aber auch dieser „Ahasverus"-Plan kam ebensowenig zur Ausführung wie „Aurora" —; aber aus den beiden dramatischen Entwürfen in Vereinigung mit den „Atlantis"-Ideen gestaltete sich schließlich ein lyrisch-epischer, dessen

endliche Ausführung unseres Dichters erstes größeres, der Öffentlichkeit von ihm 1858 übergebenes Werk ist: „Venus im Exil".

Schon in der Universitätszeit wirft auch die Sonne der Kunstgebilde anregend ihren Strahl in unseres Dichter-philosophen Seele.

„Es ist unstreitbar," schreibt er ins Tagebuch nach Betrachtung einer Stahlstichsammlung, „daß die Seele sich im Äußeren ausspricht. Welche Wonne, welcher Gewinn also, eine schöne Seele auf diese Weise sinnlich erfassen, anschauen, studieren zu können! — Ich meinerseits hole mein Moralsystem aus Gestalten und Gesichtern; aus schönen Natur- und Kunstwerken lerne ich die große ‚Kunst zu sein'."

Damals kauft sich auch unser Dichter die Hoffmannsche Lithographie der gefeierten spanischen Tänzerin Pepita de Oliva, „in deren bezauberndster Sinnlichkeit ein klassisch-idealer Zug lag, der die echten ‚Bacchen' begeisterte, den ‚Böoziern' aber unverständlich und entbehrlich war". „Was die edle volle Herrlichkeit ihrer Erscheinung mir zu sagen hatte, das ist bis heute nicht verstummt", schreibt unser Dichter wenige Monde vor seinem Tode. Das damals gekaufte Bildnis der Pepita hing denn in der Tat auch bis zu des Dichters Scheiden stets über seinem Schreibtisch. — — Freilich lag auch Monate bis zu seinem Tode auf seinem Nachtkästchen das (photographische) Bild des Gekreuzigten (von Gabriel Max). „Niemand glaube die Eindrücke seiner Jugend je vergessen zu können." Die Kirchengläubigkeit war geschwunden und an ihre Stelle der Kultus eines ästhetischen Idealismus getreten. Klösterliche Askese hatte die Basis gelegt und Sinnlichkeit, die in jenen Tagen mehr vielleicht als je früher die alte Kaiserstadt durchflutet, hatte das Ihre dazu getan. Und aus allen großen Schöpfungen unseres Dichters wird die Genesis auch äußerlich deutlich: — hinter den brennenden Farben des Lebens predigt savonarolagleich ein ernster, düsterer Asket, „durch jede Ritze der Weltlust, der Üppigkeit, der Impietät lugt das trübe Feuer

des Rhadamant und Tartarus". Mit zunehmender Reife werden die brennenden Farben des Lebens blässer — der Warnruf klarer — das Predigtamt präziser. Und gegen Ende seines Lebens scheint sich unser Dichterphilosoph in etwas sogar seiner ersten Jugend zu nähern . . .

## II. Meisterjahre.

Indes neigt gemach unser Dichter dem Manne zu und da auf einmal beginnt es leise sich zu regen, was erster Jugendidealismus zu fühlen nicht vermocht: es nagt die Sorge! . . . Die Armut, die dumpfe, freudlose Armut — auf einmal, daß unser Freund es überklar empfindet, daß sie bisher die stete Begleiterin seines Lebens gewesen! Und „Brot! Brot!" heißt so urplötzlich die bittere Losung, die ihn zu handeln zwingt, die ihn dem schönen Reich der Träume gebieterisch entfremdet. „Brot! Brot!" Das reiche Maß erworbener Kenntnisse suchen darum geldbringend zu verwerten! „Wenn Rose und Lorbeer mir einst verblüht — oder niemals blüht, so gehe ich nach Ägypten und lese Hieroglyphen", schreibt er 1851 ins Tagebuch. Nach Ägypten geht er nicht — aber schon ein Jahr später heißt ihn das Schicksal Hieroglyphen lesen, die Hieroglyphen der — griechischen und lateinischen Schularbeiten zahlloser Schüler.

Robert Hamerling, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", wird — Gymnasiallehrer.

Vorerst ist er als Supplent in Wien tätig — am Gymnasium der theresianischen Akademie, dann in gleicher Eigenschaft am dortigen akademischen Gymnasium.

1853 finden wir ihn am akademischen Gymnasium in Graz. Dort schreibt er für das Programm, „veröffentlicht am Schlusse des Studienjahres 1854", eine Abhandlung: „Über die Grundideen der griechischen Tragödie". Ein tragisch endendes Verhältnis zu einem bildschönen, lieben Grazer Mädchen, Pauline Quadri, der „Nora" der „Stationen", an deren Unglück unser Dichter nicht un-

schuldig ist, fällt in diese Grazer Monate. Und 1855 wird er in definitiver Eigenschaft ernannt zum wirklichen Lehrer am k. k. Gymnasium in Triest, und „Pegasus im Joche" ist weiter zehn Jahre hindurch für unsern Dichter rauhe Wirklichkeit . . . Wahrhaftig, es liegt eine bittere Ironie des Schicksals darin, daß Robert Hamerling, der strenge Zensor und Erzieher seiner Zeit, dreizehn Jahre seines Lebens, „die beste Kraft seiner reifen Jahre", verbringen muß — gezwungen und gepreßt, ein siecher Mann, bei dabei wenig erfolgreichem Wirken in für ihn so dumpfer, ärgererfüllter Schulatmosphäre.

Frühling 1855 traf unser Poet in Triest ein. Kurz nach seiner Ankunft daselbst brach in heftigster Weise die cholera asiatica aus. Ob beeinflußt von dieser Seuche oder nicht — just um diese Zeit stellten sich bei Robert Hamerling die ersten Anzeichen jenes furchtbaren Unterleibsleidens ein, das seitdem von Jahr zu Jahr sich verschlimmerte, ihn für die größere Hälfte seines Lebens zum siechen Manne schuf und auch des Dichters Tod schließlich zur Folge hatte.

September 1856 bis April 1857 brachte unser Dichter — krankheitshalber vom Amte dispensiert — in Venedig zu. Aber diese Periode der Zurückgezogenheit von den die poetischen Schwingen so sehr lähmenden Geschäften des Berufes — diese Epoche unfreiwilliger Muße war segensreich für den Poeten. Die Glut der ehrwürdigen Dogenstadt, die es Shakespeares Muse so herrlich angetan, die Lord Byron schöpferisch entflammt und Goethe begeistert, sie sollte endlich auch die Eisesrinde auf Robert Hamerlings Quell endgültig zum Schmelzen bringen — die Eisesrinde, die trübe Jugend und ein harter Beruf schufen: in Venedig dichtete Robert Hamerling sein erstes größeres Werk, die bereits genannte Dichtung „Venus im Exil". Freilich — wie wir ja bereits wissen — die Idee zum Werke reicht zurück in verflossene Wiener Jahre, in die „Atlantis"-, „Aurora"- und „Ahasverus"-Zeit — aber immerhin scheint es ein bedeutungsvoller Umstand, daß Robert Hamerling, diesen

Apostel des Schönen, sein erstes großes Werk die Muse zu schreiben hieß in der aphroditengleich schaumgebornen Stätte der Schönheit im Süden.

Von Venedig nach Triest zurückgekehrt, ging unser Dichter zunächst daran, einen Verleger für seine „Venus“ zu finden. Aber der Verleger Brockhaus in Leipzig — Hamerling hoffte bei der Verwandtschaft seiner Dichtung mit dem bei Brockhaus erschienenen Jordanschen „Demiurgos“ sichere Annahme — lehnte ab und schier völlig entmutigt darüber, faßte unser Dichter den Entschluß, vorläufig an keinen anderen Verleger mehr heranzutreten, vielmehr erst eine kleine Probe seines dichterischen Schaffens auf eigene Kosten in die Welt zu senden. So erschien Sommer 1857 in Kommission bei Schimpff in Triest „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“, eine kleine Auswahl lyrischer Gedichte und Bruchstücke aus „Venus im Exil“ bietend. Und dieser „Sangesgruß vom Strande der Adria“ ward in den Blättern des Nordens freundlich, ja herzlich erwidert. Schmidt-Weißenfels wies in den „Kritischen Blättern“, die im Verlage von Kober in Prag erschienen, mit Wärme auf das nur vier Bogen starke Werkchen in Sedezformat hin. Das gab Hamerling den Mut, der Firma Kober in Prag, einer damals bekannten deutschen Verlagsfirma, welche u. a. die hochangesehene Romanbibliothek „Album“ herausgab, die „Venus“ anzubieten. Sie ward — aber nicht ohne längeres Überlegen von seiten Kobers — angenommen und erschien daselbst Juni 1858.

Man sieht, den ersten Schritt in die Öffentlichkeit hat der nachmalige Dichter des „Ahasver“ nicht ohne Mühe vollbracht. (Es blieb ihm übrigens auch später noch mancher bezügliche Kummer nicht erspart.)

„Venus im Exil“ ist ein Lied mystischer Welträtsellösung. Es enthält nach des Dichters eigenem Geständnisse das Wesentliche seiner ganzen Weltanschauung, das Programm seines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiete und ist ob dessentwillen (nicht

ob seines poetischen Wertes) der ragende Markstein von unseres Dichters poetischer Sendung.

Hamerling hat in einem seiner späteren poetischen Werke „Venus im Exil“ kurzweg als ein hohes Lied der Sehnsucht charakterisiert. Und das ganz mit Recht. Das Werk beschäftigt sich ja ausschließlich mit der tiefen, unaussprechlichen Sehnsucht, die dem Schmerze kreatürlicher Beschränkung entspringt. Das Werk gibt uns ein Bild dieses unendlichen Sehnens in seiner Entwicklung, bietet zugleich aber auch (wie der Dichter meint) definitive Lösung des großen Daseinsrätsels. Es ist nicht schwer, aus des Werkes letztem Gesange diese vermeintlich definitive Daseinsrätsellösung zu erkennen. Der Schluß des Werkes bietet nämlich „ein Dämmerbild der Zukunft“; „an ferner Zeiten Ausgang leuchtet ein Paradies“; mitzubauen an dieser fernen Vollendung der Menschheit ist Zweck des Einzelindividuums; „als eignes Heil erschlossen“ sieht resigniert der gereifte Mensch das noch verborgne Heil der Welt und diese Erkenntnis künftigen Menschheitsglücks bedeutet „Genesung vom Schmerz der Gegenwart“. Das Heil der Welt aber ruht auf den beiden Idealen „Schönheit“ und „Liebe“ — ihr Kultus bedeutet „außer aller Zeit“ den „Einklang aller Lebenstöne“. Dereinst freilich werden durch diese beiden Ideale Materie und Geist nicht mehr bloß einzeln und im Individuum versöhnt sein — Allschönheit und Alliebe wird dann den Kosmos voll und ganz durchdringen —

...Dann ruhn gestillt uralter Sehnsucht Triebe,
Und segnend herrscht die Schönheit und die Liebe.

Mit dieser optimistischen Prophezeiung schließt das Werk.

„Venus im Exil“ zählt — wie bereits betont — nicht zu unseres Dichters poetischen Meisterschöpfungen. Aber es ist im Entwicklungsgange Hamerlings das Präludium: — in zarten Liedern wie in genialen Kolossalgemälden preist Robert Hamerling von nun an Schönheit und Liebe

und mit ihnen die ewigen Mächte des Gemütes als die Ideale, welche nach seiner Überzeugung die Gegensätze von Geist und Materie ausgleichen. Denn Robert Hamerling ist der Dichter der kreatürlichen Sehnsucht, der Poet des Kämpfens und Ringens des Herzens — „der Poet so des ganzen Lebensinhaltes der Menschheit". Somit ist Robert Hamerling immer in erster Linie Denker und es ist hier vielleicht (bei Beginn der Beleuchtung von Hamerlings Schaffen) der geeignetste Platz, auf ein bezügliches Wort des hochbegabten, aber unglücklichen (jung durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen) Philosophen Astl-Leonhard hinzuweisen. „Die Kunst, speziell die Dichtkunst" — betont Astl-Leonhard — „machte für Robert Hamerling nur einen farbigen Strahl aus, den sein philosophisches System zu den Menschen sandte — sie war nur ein Bestandteil seines höheren Wirkens, freilich für die Mitwelt der greifbarste, weil sichtbarste. Wenn Hamerling die Malertechnik beherrscht hätte, so würden wir Bilder von ihm besitzen, in denen sich seine Weltanschauung ebenso geoffenbart hätte, wie im ‚König von Sion'; hätte er irgendein sonstiges Gebiet, vielleicht Rechtspflege oder Volkswirtschaft getrieben, auch hier würden seine Leistungen Fäden verknüpft haben mit seiner universellen philosophischen Einsicht." Kommentieren wir kurz dieses Wort Astl-Leonhards, so können wir sagen: Immer ist das Knochengerüst des erstehenden Werkes Philosophie und erst um dieses philosophische Gerippe konzentriert dann Dichterphantasie eine Handlung als Fleisch. Und nunmehr aber reicht dem Philosophen der Poet erst so recht eigentlich hilfreich die Rechte: ums Fleisch der Handlung schlingt sich, auf daß der Ernst der philosophischen Idee in möglichst heiter-künstlerischer Art sich äußere, das unseren Dichter so stolz charakterisierende sprachlich-goldne, bilderbuntdurchstickte Prachtgewand. Durch Sprachesilberglockenton und virtuoses Bunt der Schilderung will unser Dichter philosophisch predigen. Hamerlings Philosophie ruht demnach in schier sämtlichen seiner poetischen Werke — bald tiefer, bald leiser schlummernd — dornröschen-

gleich im Zauberschloß der Form. — Ob nun freilich der größte Teil von Hamerlings Bewunderern den ernsten, strengen, philosophischen Prediger hinter den heitern, sinnlich-bunten Bildern herausgefühlt?! J. E. Veith schreibt nach Erscheinen der beiden großen Epen an den Dichter: „... daß Ihre Werke von vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste, und Ihr Wort ist wuchtig. Daß viele unter diesen vielen Ihre Absicht nicht verstehen, und um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts denken und beherzigen, sondern sich amüsieren ..." Veith hat damit das Richtige getroffen: „Die Oberflächlichen werden nichts denken ..." Doch mag freilich auch an dem (vielleicht nicht unhäufigen) Mißlingen des Ethikeramtes mitwirkend gewesen sein, daß für Hamerling die Versöhnung von Geist und Materie nicht immer ein entschiedenes optimistisches Schlußresultat auslöst. Das Zünglein von Hamerlings Weltanschauung schwankt nämlich so häufig in der Mitte von Optimismus und Pessimismus, ja scheint sich in manchen seiner Schöpfungen sogar eher auf die Seite des letzteren zu neigen. Der genaue Kenner von Hamerlings Metaphysik begreift solches allerdings. Es tut ja übrigens auch Hamerlings künstlerischer Bedeutung keinen wesentlichen Abbruch.

Die Ferienmonate 1859 verbrachte unser Dichter in Graz. Literarisch beschäftigte ihn während dieser beiden Monate die Zusammenstellung einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte. Sie erschien unter dem Titel „Sinnen und Minnen" Ende 1859 (im gleichen Verlage wie „Venus"), und zehn Jahre später in einer zweiten, um die Hälfte fast vermehrten Ausgabe, eine Edition, deren Umfang und Gedichtreihenfolge dann in den folgenden Auflagen nicht mehr bedeutend geändert ward:

.... Ach, ein Meer sind meine Lieder,
Die der Hauch der Sehnsucht hebt,

Dessen Welle sterndurchwebt
Klangreich wogend auf und nieder
Hin in goldne Ferne schwebt.

Und so scheint wohl arm an Stoffen,
An Gestalten mein Gedicht,
Leer an Inhalt und Gewicht,
Denn das Sehnen, Lieben, Hoffen,
Sinnen, Minnen zählt ja nicht . . .

So der Dichter bescheiden im Vorworte zur ersten Auflage.

Aber „Sinnen und Minnen“ birgt zarteste lyrische Blüten — es ist ein herrliches Füllhorn goldner Dichtungsblumen, deren Bunt mannigfaltig harmonisch, deren Duft aber freilich noch fast ausschließlich die zarte Weichheit der Romantik verrät.

Bewundernd aber doch wie keinem anderen Tonstücke der Sammlung lauscht der Hörer dem silberhellen Rhythmus der Hymnen und Oden, die Robert Hamerlings Harfe rauschend ertönen läßt zum Preise der Schönheit:

. . . Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
Erhabneres in himmlischen Höhn
Als Schönheit?
Sei's, daß auf blumiger Lenzflur,
Auf blauenden Seen im Glanzduft
Oder am schroffen Gebirg
Ihr goldener Fittich schwebt —
Sei's, daß das Rätsel des Daseins
In einer lebendigen Menschenblüte
Sie bildend löst,
Durch den Reiz des Maßes
Den Schmerz der Schranke versöhnt
Und mit Ahnungswonne
Künftiger Lebensvollendung
Der Dichtersehnsucht
Urewige Qualfrage beschwichtigt —
Sei's, daß die Ströme der Brust

In süßen Gesangs
Zauberschale sie auffängt
Und, wild Erquollnes
Zart umgrenzend,
In holder Schranke des Rhythmus
Formprächtige Tonkristalle
Wie Perlen ausstreut.
Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit goldichtem Netz,
Ihr Sklave bin ich!
Zukunftspropheten,
Welt-Heilsapostel,
Scheltet mich nicht!
Zeihet mich nicht der Tatlosigkeit!
Der Schönheit Evangelium sei eins
Mit dem der Zukunft! . . .

Wandl' ich sinnend über den lauten Marktplatz,
Wo des Volks sich drängender Schwarm die trüben
Wellen wälzt, da fühl' ich mich einsam, seufze,
Finde die Welt rings

Leer und schal. Doch taucht aus der Menge plötzlich,
Aus dem trüben Larvengewühl ein helles
Frauenantlitz, das wie ein selig Wunder
Milde mich anstrahlt

Und dem Blick dann ebenso rasch entschwebt ist:
O wie rasch auch ist mir das Herz verwandelt!
Nimmer säng' und sagt' ich, wie mir geschieht, es
Glänzen die Blicke

Mir, das Blut wallt freier, ich hege wandelnd
Holden Trost und staune, wie süß der Schönheit
Segen niedertauet und lieb und schön ist
Wieder die Welt mir.

Zwei Jahre nach Veröffentlichung der ersten Auflage der Gedichtesammlung — Juli 1861 (gleichfalls bei Kober) — ließ Hamerling die wundervolle Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik" erscheinen:

Noch einmal öffne rauschend, o Born der Melodie,
Mir deinen goldnen Bronnen; zu süßer Threnodie,
Beflügle dich noch einmal meines Liedes Gang:
Noch einmal töne klangfroh, wie dir gebeut des Herzens Drang!

Still durch meine Seele weht ein Schwanenlied:
Ahnung weht in Lüften; Sehnsucht zieht
Mich aus der engen Zelle, mit weicher Lilienhand:
Hell winkt mir aus der Ferne des Traumes Purpurwolkenstrand.

Auf San Marcos Zinnen stirbt der goldne Tag,
Und wie um die Lagune der Möwe Flügelschlag,
So weht um dich die blasse, holde Melancholei:
Venedig ist des Meeres lockend süße Lorelei!

Das ist die richtige Stimmung, dahingeschwundene Menschheitsblüten zu neuem Dufte dem sehnenden Herzen zu erwecken: in einer Vision schaut der Dichter in venezianischer Sternennacht die gesamte entschwundene Herrlichkeit der Vorzeit. Da bricht der Tag plötzlich an, „vor dessen Dämmergrau das Wolkenschloß der Dichtung schnöde zusammenbricht“ — Zinnen, Tempel und Paläste entschwinden und die neue auf ihre Erfindungen und Errungenschaften stolze Zeit zeigt ihr prahlerisches Gesicht, ein Gesicht, aus dem der Poet entsetzt jene Krankheit erkennt, dem das Leben des Herzens zum Opfer fällt:

Der grause Wurm, der innen, tief innen zehrt,
Von heil'ger Herzensblüte und Seelenmark sich nährt.
Bis ausgehöhlt das Innre: noch gleißt das Wangenrot
Des Lebens, aber drinnen im Herzen sitzt der blasse Tod.

Und wehmutsvoll stöhnt es aus der Seele des Dichters:

. . . Was hat die arme Schönheit, Barbaren, euch getan?
Muß der zarte Sänger verhauchen wie der Schwan,
Seine Seele glühend, eh' seinem Lied ihr glaubt,
Schwirrt reinen Klanges Fittich so gar unheimlich euch ums Haupt . . .

Aber mutig — dem Hohne der Zeit zum Trotz — legt der Dichter sein Bekenntnis ab:

Folgt ihr dem Götzen des Mammon in eurer Seele Drang:
Ich singe der ewigen Schönheit meinen Hochgesang;
Das ist das Licht, das süße, das in der Wüste glimmt,
Das ist die Himmelsrose, die hell auf grauen Wassern schwimmt.

Trübe ist auch der Ausblick in die Zukunft — indes von seinem Vaterlande hofft der Dichter Wahrung und Rettung seiner Ideale und läßt so passend sein „Hoheslied des Herzens und Gemütes“ in einer bezüglichen Mahnung verklingen:

Ja, Vaterland, geliebtes! Umströme dich Glück und Heil!
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zuteil!
Nur fleh ich, nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu nie gesehnem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch, pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk! Der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröte nicht,
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht:
Du müssest „staatsklug“ werden, es heische das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubtierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe mein Volk denn ewig des ewigen Rechtes Hort!

Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

Ein berufener Kritiker (Adolf Strodtmann) hat mit Recht die Meinung ausgesprochen, daß die schönsten Einzelstellen des „Schwanenliedes der Romantik" nur mit der deutschen Sprache selbst zugrunde gehen könnten. Zu jenen schönsten Einzelstellen zählen die unmittelbar vernommenen Strophen — Worte, die (unter dem Titel „Vaterlandslied" in weiteren Kreisen bekannt geworden) kein Deutscher ohne beflügelten Pulsschlag, ohne Begeisterungswangenrot, ohne Andacht und Weiheschwur zu lesen imstande sein wird. Als Ganzes freilich, betrachtet im Hinblick auf den folgenden Entwicklungsgang Robert Hamerlings, will uns die Dichtung wie der konturengenaue Ideenschattenwurf des Werkes dünken, mit dem Robert Hamerling just ein Vierteljahrhundert später so stolz von der poetischen Bühne abtreten sollte.

Um jene Zeit beiläufig ist es auch, daß der Dichter an eine Dame in Graz folgende charakteristische Äußerung schreibt: „— Glauben Sie mir, ich halte das Gute so hoch wie das Schöne; verschmelzen doch auch diese beiden in reiner hehrer Einheit. Dieselbe Begeisterung, der ich im ‚Schwanenliede der Romantik' Ausdruck geliehen für das Schöne, dieselbe Begeisterung bringe ich aus der Tiefe meines Herzens allem entgegen, was edel, rein und gut ist unter der Sonne. Weder mein eigener Lebensjammer, noch der rührendste Roman macht je mein Auge feucht; aber über Gutes und Schönes kann ich vor Rührung weinen."

Was den Dichter aber am Schlusse des „Schwanenliedes" berechtigte, just von seinem Volke Wahrung und Rettung seiner Ideale für die Zukunft zu erwarten, das sollte das

dem „Schwanenliede“ als nächstes folgende Werk zeigen. Hatte nämlich der Dichter im „Schwanenliede der Romantik“ weichmütig-wohllautend den Maßstab seiner Ideale an seine Zeit gelegt, so legte er in der nächsten seiner Schöpfungen eben diesen Maßstab an sein Volk. „Germanenzug“ — dies der Titel des Werkes (zuerst 1863 erschienen in Emil Kuhs „Dichterbuch aus Österreich“, dann als selbständiges Büchlein bei Gerold in Wien) — ist nämlich die poetische Verherrlichung der Mission des deutschen Volkes. Der Dichter schrieb das Werk binnen elf Tagen (also schier in einem Zuge!) im September 1862 in Graz nieder, woselbst er die Sommerferien verbrachte. Urmutter „Asia“ — so in Kürze der Inhalt des Gedichtes — erscheint in einer Vision Teut, dem Ahnherrn unseres Volkes, der mit seinen Reisigen „harrend an der Schwelle des Okzidentes steht und an dessen Tore pocht“ und eröffnet ihm die Sendung der Seinen in Europa. Sie ruft ihm u. a. zu:

Du bist der träumerischste meiner Söhne,
Doch auch der mutigste, das Größte wagend;
Du bist der kräftigste, du bist der kühnste,
Doch auch der frömmste, still das Ärgste tragend.
Du bist der rauheste, doch rührt die Schöne
Der Frauen dich und holde Musenkünste;
Hoch in die Wolkendünste
Verlierst du dich in Sternenregionen,
Und scheust den Schweiß doch nicht und klebst am Boden,
Wüsten zu pflügen, Urwald auszuroden.
Du stürzest Völker hin und greifst nach Kronen
Mit blut'ger Hand in stürmischer Bewegung,
Und bleibst ein ew'ges Kind voll zarter Regung!
— — — — — — — — —
. . . . Ja freudig stolz das hohe starke Leben
Des Ganzen leben und sein eignes Wollen
Verleugnen, um zu wirken im Vereine,
Statt einsam tatlos hinzugrollen —
Und seine Sympathien, sein Widerstreben
Hinopfernd frohgemut fürs allgemeine,

Sich fügen gleich dem Steine
In einen großen Bau, — das, o Germane,
Das lernst du nur, wenn wilder Brände Flammen
Dein Volk zusammenschmelzen, wenn zusammen
Es jagen, wie Gewölke, Weltorkane:
Nur Blut und Tod kann euch zusammenkitten
Und Schmach und Drangsal, kämpfend durchgelitten!
Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tausend Ruhmesleuchten krönen,
Sich seiner schämen noch, statt aufzuglühen
In Stolz und Liebe, die's verleugnen, höhnen,
Die, wenn die Heimat sie zur Fremde wählen,
Das Mutterland bekämpfend Geifer sprühen
Und dir, o Teut, nur blühen
Geschlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderstamm geschieden,
Sich fühlen und der matten Seele Frieden
Mit keiner Seele leisem Hauche trüben
Und die, will Söhne sie die Mutter nennen,
Ihr blöd' ins Auge schaun und sie nicht kennen.
Und dennoch, dennoch dieser Fluch wird weichen,
Und leuchten wird zuletzt in reiner Schöne
Dein Stern und wie du irren magst und schwanken,
Du bist der Zukunftsreichste meiner Söhne;
Und auf der Stirn dir blitzt das Flammenzeichen
Des Genius . . . .
Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen,
Wenn ihr dereinst erstarkt in sichrer Einheit?
Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale,
Die fernher winkend mit der Flamme Reinheit
Euch hin zum letzten schönsten Ziele bringen?
Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle,
Die heil'gen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe,
Das sind die letzten vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: Das ist deine Sendung,
Volk Odins, das ist Menschentums Vollendung.
— — — — — — — — —

Solche Töne entstammen nur der Urkraft eines tiefsten Dichtergeistes, wie ja der „Germanenzug“ „überhaupt die herrlichste Offenbarung dichterischen Nationalbewußtseins ist, welche die Literatur des 19. Jahrhunderts kennt“. Und Müller-Gutenbrunn hat recht, wenn er fortfährt: „Hamerling hatte als Dichter etwas von einem gottbegnadeten Seher und es werden vielleicht Tage kommen, in denen man ihn als nationalen Heros vergöttert, denn urgewaltig und einzig sind die Töne, die er anzuschlagen vermochte, wenn er sein Volk besang.“

Schon im „Schwanenliede der Romantik“ hatte unser Dichter Anlauf genommen, sich dem Leben seiner Zeit zu nähern: er spricht dieser seiner Zeit ein vernichtendes Urteil. Aber trotzdem läßt die Dichtung noch immer den weltfremden Romantiker fühlen, dessen Muse wie eine schwermütige Nachtigall traurig klagt und seufzt. Der ungleich männlichere „Germanenzug“ (unseres Dichters erstes Epos, „freilich kein großes episches Wandgemälde, aber bereits ein Fries dazu“) bildet nun die definitive Brücke zur neuen Periode unseres Dichters, in der er ein moderner Poet ist, der der dem realen Leben seiner Zeit aufs realste zu Leibe rückt, — predigend allerdings seine Ideale (wie bereits von uns betont) hinter brennenden Farben der — Sinnlichkeit. Treffend charakterisiert diesen merkwürdigen Gegensatz Laurenz Müllner: „Hamerling ist ein Dichter der Sehnsucht nach Erneuerung des Zeitlebens im Sinne eines ästhetischen Idealismus . . . Er sucht meist in der Vergangenheit nach sinnbildlichen Vorgängen für das gebrochene Bewußtsein der Gegenwartsmenschen und erhofft Rettung und Heil von der begeisterten Hingabe an idealistische Abstraktionen. Er wendet die glänzendste Seite seiner poetischen Begabung der farbenglühenden Schilderung des Sinnenlebens zu, das sein idealistischer Hang bekämpft . . .“

Gleich im nächsten seiner Werke zeigt er so im Spiegelbild neronscher Eigensucht, „was wieder sich erneut“. Das Haus Nummer 2 der Via St. Catterina in Triest (ein

Kämmerchen in einer Wohnung des zweiten Stocks) muß jedem poesiebegeisterten Gemüte ehrwürdig sein — denn hier dichtete in der Zeit vom 6. Januar bis 7. April 1865 Robert Hamerling „Ahasverus in Rom".

Seit Goethes „Hermann und Dorothea" konnten die Deutschen „ihre epische Kunst für begraben halten", denn das Epos höheren Stils schien völlig abgetan. Nur Werke leichterer Gattung dieser Art waren erschienen und hatten Erfolg: Redwitz' „Amaranth", Scheffels „Trompeter", Kinkels „Otto der Schütz", Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt". Da erblickte „Ahasver in Rom" das Licht, und „das totgeglaubte Epos der Deutschen erstand mit ihm zu neuem Leben".

„Das römische Cäsarenalter, eines der merkwürdigsten und lehrreichsten der Geschichte", — schreibt unser Dichter bereits 1863 in sein Tagebuch — „hat mit dem unsern, trotz großer äußerer Verschiedenheit, so manche Berührungspunkte; den höchsten Geist und Sinn dieser beiden Zeitalter möchte ich in einem „Nero" zu einem großen, einheitlichen Charakterbilde verschmelzen . . ." Und Hamerling tat es in „Ahasver in Rom", und so ist das Epos „trotz des antiken Stoffes ein wahrhaft modernes Gedicht — aus dem modernen Geiste heraus geboren und in lebendigstem Zuge zu ihm". In diesem Sinne äußerte einmal der Graf v. Prokesch-Osten: „‚Ahasver in Rom' ist eine Perle der Literatur — aber eine Perle, die wie eine Perle in der Muschel aus einer Krankheit hervorgegangen ist — aus dem Krankheitsprozesse der Zeit."

Im Grunde ist das Werk auch nichts anderes wie ein hohes Lied der Sehnsucht — „Venus im Exil" ist tatsächlich seine Ouvertüre.

Marternd tobt nämlich das Weh der kreatürlichen Beschränkung in Neros Brust. Aber sein einsames durstiges Ich schmiegt sich nicht liebesehnend ans warme Herz der Welt — prometheischen Trotzes voll, stellt er sich stolz auf sich selbst, sagt sich los von den Gesetzen der Krea-

tur und maßt sich schrankenlose göttliche Autorität an. Und da er im Grunde nur das Geisteszentrum seines gleichgesinnten Zeitalters ist, so drückt er der schauerlichsten Weltgeschichtsepoche das Siegel seines Namens auf und wird ein Warnruf entgötterten Geschlechtern. Unserer Zeit, die, wie wir ja eben gehört, trotz äußerer Verschiedenheit in ihrem Innern verwandt der römischen Cäsarenzeit — ihr wird jetzt in einem Bilde dieser Vergangenheit warnend gezeigt, an welcher Schreckenssandbank das Schifflein seelenlos gewordener Menschheit scheitert. „Während" — bekennt der Dichter in seinem „Epiloge an die Kritiker" — „Nero einen titanischen Egoismus in sich großzieht, der die ganze Welt wie eine Perle in dem Freudenwein des Genusses auflösen möchte, predigt die Dichtung als Ganzes eben jene Liebe und Hingebung an die heiligen Mächte des Gemütes, die ich in ‚Venus im Exil', in ‚Sinnen und Minnen', im ‚Schwanenlied der Romantik' gepredigt, und zuletzt noch im ‚Germanenzug' als die edelsten Bestrebungen des deutschen Volkes gepriesen. Nur daß in jenen Dichtungen das Ideal lyrisch gefeiert wird, im ‚Ahasver' aber objektiv die Schrecken einer entgötterten Welt geschildert werden, welche das Ideal über Bord geworfen hat."

Hamerlings „Ahasver in Rom" hatte gleich bei seinem Erscheinen ungeheuren Erfolg. Sicher, daß zu diesem Erfolge nächst dem eminent modernen Gehalt des Werkes auch die Form das ihre beitrug. „Aus den Versen des ‚Ahasver'", betont M. E. delle Grazie, „hörten die Deutschen plötzlich wieder den vollen Glockenklang einer ebenso natürlich freien als gedankengeadelten Sprache . . .; so hatten bisher einzelne Franzosen, so seit Heine noch kein Epigone gesprochen!" Und die Realistik der Darstellung — das wunderbare Bunt der Schilderungen — der Glanz des Kolorits ließ Hamerling verglichen werden mit Hans Makart, dem dekorativen Genie der Kunstgeschichte.

Noch war, als „Ahasver in Rom" (Sept. 1865) erschienen (das Werk und alle folgenden, wo nicht anders

bemerkt, erschienen bei J. F. Richter, später Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg), noch war damals unser Dichter Gymnasiallehrer in Triest. Freilich — wie wir ja wissen — als solcher nur „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe". Jetzt, wo ihn der Erfolg des „Ahasver" ermutigt, nimmt ein freies Dichterleben seinen Beginn. Unser Dichter verläßt den Adriastrand und nimmt in der „Grazienstadt" an der Mur „als pensionierter k. k. Professor" ständigen Wohnsitz. Im Triester Gymnasium aber weist die Reihe der Programmaufsätze in zwei Jahrgängen stolz auf unseres Dichters schriftstellerisches Wirken: — 1856 „Proben aus einer Übersetzung von Dschamis Beharistan", — 1859 „Ein Wort über die Neuplatoniker nebst Übersetzungsproben aus Plotin". Und im gegenwärtigen Gebäude der Lehranstalt mahnt seit kurzem ein kunstvoller Denkstein an den größten Mann, der je in ihren Räumen lehrend gewandelt.

Hamerling hatte in seinem „Ahasver in Rom" eine Epoche des Verfalles der Menschheit auf seiner tiefsten Stufe zu schildern. Das Werk bot „eine Reihe von Bildern unerhörter Greuel und gänzlicher Verderbtheit", Schilderungen des Lasters, mit einem Worte, „nah dem Punkt, wo sich's erbricht". Der Zweck, den der Dichter verfolgte („nicht unterhalten, nein bekehren will ich euch"), ward von nicht wenigen damals nicht begriffen. Mit einem ernsten Vorspruche „an diese Tadler des ‚Ahasver in Rom'" leitete er demnach seine nächste Schöpfung ein:

Wenn sie ein weichlich Geschlecht nur reizt, nicht schreckt, die Entartung,
Treu, mit der Schminke, gemalt und die prunkende Sünde der Alten,
Nun, so werde beschworen ein Bild aus düsteren Zeiten,
Werde der Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens,
Halle sie wider, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weisen und Bräuche germanischer Männer der Vorzeit!
Und was die heitere verbrach, mag sühnen die düstere Nacktheit,
Wenn dein sinnender Geist sie, gestaltende Muse, mir segnet!

Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Welche vorzeiten geschahn auf germanischem Boden: ein Spiegel
Alles, des höchsten und tiefsten, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt, sie entflammt zu gewaltigem Ringen.
Kämpfer der Mitwelt, horcht! Es beflügeln den Sang mir die raschen
Fiebernden Pulse der Zeit, ihr anabaptistischer Herzschlag.
Dennoch — bedenket es wohl! Die erhabene Muse sie kämpft nicht,
Nein, sie krönt und verdammt: Zweischneidig zwischen die Kämpfer
Streckt ihr blinkendes Schwert sie, das beide verwundet und richtet . . .

Das Werk knüpfte aber auch stofflich an das Neroepos an. Der Schluß von „Ahasver in Rom" spielt in der christlichen Katakombe und stellt (bei allerdings wenig befriedigender Zukunftsperspektive) der untergehenden heidnischen Welt die junge lebensstarke Christuslehre, dem „selbstvernichtenden Egoismus" die „siegende Entselbstung" gegenüber. Den reformatorischen Bestrebungen innerhalb des Christentums nun entspringt unseres Dichters zweites großes Epos, „Der König von Sion". (Erschienen im Dezember 1868.)

Der Held des Gedichtes ist Johann von Leyden, der Wiedertäuferfürst, aber nicht die Gestalt der Geschichte, eine freie Charaktererfindung vielmehr des Dichters, zu der ihm seine eigenen Seelenkämpfe reichlich Stoff geboten. („In Jan von Leyden habe ich mein Herz gelegt.") Dieser „Jan von Leyden" Hamerlings ist nämlich ein idealer Held „unendlichen Dranges voll in der Brust" —

— ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen, ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,
Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens,
Niemals kann mir genügen ein Brüten in dumpfer Entsagung,
Aber auch niemals kann mir die Lust, die gemeine, genügen,
Die nur die Sinne berauscht und das Herz nicht höher beflügelt . . .
Tugend zu einen und Lust, das ist's, was ewig ich träume . . . .

Wie Jan von Leyden dies beginnt, das Christentum in seiner Art zu reformieren, „Tugend zu einen und Lust“, das soll den konfessionellen und sozialen Kämpfern der Gegenwart, einem Anabaptismus unserer Tage, die ernste Mahnung wecken:

Groß ist die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind, wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen. — —

Die Darstellung von Jans tragischer Schuld und deren Konsequenzen hat Feodor Wehl zu einer Stelle in einer Besprechung des Epos veranlaßt, die — bezeichnend für unseres Dichters Seelenleben — ihn von allem, was je über ihn und seine Dichtweise geschrieben, am meisten befriedigt und erfreut hat. Diese Stelle lautet: „Hamerling trägt neben der klassischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnisvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Tränen gibt, wo die Schuld mit der reineren Überzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gern an, um über alle Abgründe des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphklänge der Versöhnung ertönen und hinwegklingen zu lassen. Seine Dichtung entfaltet ihre silberglänzenden Fittiche am liebsten in der Nacht der Verzweiflung, im Sturm und Drang erschütternder Ereignisse. In der Geschichte der Wiedertäufer zu Münster ist seine wahrhaft bedeutende Begabung daher auch vollständig am Platze und wie zu Hause. Sie findet alles, was sie braucht, um sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer gestaltenden Kraft in Szene setzen zu können: die Hoffnung in den Geistern, und in allen Schichten des Volkes eine mächtige Sehnsucht nach dem Umschwunge.“

Hatte sich Hamerling durch seinen „Ahasver in Rom“ in die erste Reihe der modernen Poeten gestellt, — der „König von Sion“ ließ ihn als epischen Schilderer und Sprachkünstler des Ruhmes Höh' erklimmen. Die Dichtung übertrifft aber auch „Ahasver in Rom“ noch weit an Schönheit der Form; die gleiche Kunst der poetischen Malerei und die gleiche Beherrschung des Ausdrucks in gebundener Rede hat Hamerling weder vorher noch nachher in gleicher Höhe geboten. Prachtgemälde löst nur wieder Prachtgemälde ab — und der Hexameter tönt dem Ohre wie Orgelbraus. Aus der „düstern Nacktheit“ des kälteren Nordens aber leuchtet eine gleiche „Moral voll schauerlicher Strenge“ wie aus der „prunkenden Sünde der Alten“. —

Hamerling hatte im „König von Sion“ unter anderm auch den Konflikt des (modernen) demokratischen Freiheitsprinzipes mit der Möglichkeit der Betätigung einer bedeutenden Individualität andeutungsweise zur Darstellung gebracht. Das bildet unmittelbar stofflich wieder die Brücke zum folgenden Werk unseres Dichters: — von der religiösen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts sich abwendend, haftet des Dichters Blick an der großen politischen Revolution des verflossenen Säkulums. Die Namen der beiden Giganten der großen französischen Revolution bilden die Titel von Hamerlings nächster Dichtung — „Danton und Robespierre“ (Nov. 1870).

Der Held des Werkes und Träger der Handlung aber ist Robespierre allein. Diesmal brauchte auch der Dichter nicht zu idealisieren — Hamerlings Robespierre ist der Robespierre der Geschichte, wobei freilich aber bemerkt werden muß, daß Geschichte nicht identisch mit dem Inhalt der auf höheren und niederen Schulen üblichen Weltgeschichtslehrbücher.

Wieder ist das Werk ein Warnruf unseren Tagen. Robespierre, der Rousseauschwärmer, will des Meisters „contrat social“ ins Praktische übersetzen. Mit allen Mitteln soll es geschehen. Sein und seiner Mitmenschen

Trieb nach Glück leitet ihn. Sterbend mit verwundetem Haupte aber ächzt er blutend:

. . . Schuldig bin ich — schuldig des Todes. Unfehlbar erschien ich mir selbst, und darum berechtigt, durchzusetzen mit allen Mitteln, mit allen Waffen, was ich erstrebte — Wissend teil zu haben an den Plänen der ewigen Mächte, vermeint' ich — im Einklange mich wähnend mit ihnen, glaubt' ich unerbittlich sein zu dürfen wie sie, unerbittlich wie die Natur, wie das Element. — Im Einklang auch mit deinem innersten Wesen und Streben wähnt' ich zu handeln, o Volk, und wußte nicht, daß eine tiefe Flut du bist, leicht erregt auf ihrer Oberfläche, ewig träg in ihrem Grund — ich nahm dein Blasenwerfen für Wellenschlag — auf Seifenblasen wollt' ich reiten! — Erhaben wähnt' ich mich über alle durch Einsicht — ich war's, doch auch meine Weisheit war nicht viel mehr als eitel trotziger Menschenwahn, ein Moloch, dem ich Blutopfer brachte!

Das, o Volk, ist die Summe meiner Schuld. Aber statt mich zu höhnen, zu lästern, lerne begreifen menschliches Geschick aus meinem Los — nachdenklich, bescheiden lerne verehren das unverrückbar Waltende — und nach innen wende eindringlich jeder in sich selber den Blick. Wer nicht beladen sich fühlt, in seiner Weise mit der gleichen Schuld wie ich, der trete hervor, nur der allein, und sei mein Richter! Ich irrte schwer, doch wer irrte nicht mit mir? Auf meinen Namen allein gehäuft ist nun die Schmach des allgemeinsamen Irrtums. — Kommen wird, so fürcht' ich, Geschlecht um Geschlecht und mich verdammen und doch keine Lehre ziehen für sich selbst aus dieser Verdammnis. Ein Kampf mit allen Mitteln wird auch künftig sein der Kampf der Parteien. — Gewalt und Verleumdung und Lüge, sie werden das Rüstzeug bilden erträumter Unfehlbarkeit — unbewußt wird festhalten die Menschheit den Grundsatz, den bewußt sie verabscheut: daß immer der Zweck kann heiligen die Mittel.

Man sieht, „Ahasver in Rom“, „Der König von Sion“, „Danton und Robespierre“ bilden innerlich dem Wesen nach eine Art dichterische Trilogie: das sterbende Altertum, die keimende Neuzeit und die gärende Gegenwart — in Hauptvertretern der Menschheitsgeschichte geben diese drei Dichtungen einen Reflex der unendlichen

Sehnsucht der Menschenseele, als blutig leuchtende Fanale warnend zeigend die ganze Tragik irrend gescheiterten Lebens und Strebens. Aber während mit „Ahasver in Rom“ und „Der König von Sion“ Hamerling so stolz den Pfad des Epos betreten, gibt er dem dritten Teile dieses trilogischen Gesamtwerkes die Form des Dramas. „Danton und Robespierre“ ist nämlich kein Epos — es ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, und zwar ein Drama, das nach des Dichters eigenem Geständnisse geschrieben im lebendigen Hinblick auf die Bühne. Aber die Dichtung hat lange eine Gesamtaufführung nicht erlebt — und als aus Anlaß der Grazer Hamerling-Denkmalsenthüllung (Mai 1904) die Dichtung in einer von Bruno Sturm (Burghard Breitner) geschickt besorgten Bearbeitung auf der Bühne des Grazer Stadttheaters erschien, da erzielte das Werk einen vornehmen Achtungserfolg, erlebte aber keine Wiederholung: — die Fülle tiefster Ideen, die verwoben in diesem Werke nicht anders wie im Geschwisterpaar der beiden Epen, vermag nur Lesung, aufmerksamste Lesung, völlig zu empfinden.

„Danton und Robespierre“ war zu einer Zeit erschienen, „wo der elektrische Draht täglich die Erfindungsgabe aller Poeten beschämte“, „wo das Frankreich Robespierres beinahe vorsintflutlich erschien“.

Große politische Dinge hatten sich seit Mitte der sechziger Jahre in Deutschland vollzogen.

Hamerling hing mit ganzer Seele an seinem Volke.

Er kämpfte rastlos für den Gedanken der deutschen Einheit.

Unterm 24. Juli 1866 — wenige Tage nach der Schlacht bei Königgrätz — richtete er folgenden merkwürdigen Brief an seinen Triester Lehramtskollegen Dr. Franz Raab: „Ich teile ganz Ihre Ansicht, daß sich für Deutschland wichtige Dinge vorbereiten, und wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, daß Ihnen der Gedanke, Deutschland werde sich die Suprematie Preußens gefallen lassen müssen, nicht ferne liegt, so muß ich gestehen, daß eben dieser Gedanke schon vor dem gegen-

wärtigen Kriege meine Überzeugung gewesen ist. Glücklicherweise hat sich jetzt herausgestellt, daß es den Preußen wenigstens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutschland zu führen und nach außen im Notfall kräftig zu vertreten. Um Dauerndes zu begründen, gehört aber freilich noch dazu, daß sie verstehen, moralische Eroberungen zu machen. Verstehen sie das nicht, so steht es schlimm um Deutschland und seine Einheit, deren Zustandekommen nun einmal ganz und gar vom vernünftigen Verhalten des zur Suprematie berufenen Stammes abhängt. Daß wir Deutschösterreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm, aber wenn die Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde den österreichisch-preußischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutschland möglich macht, sich zu konsolidieren, so mögen wir uns patriotisch über eine Maßregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das konsolidierte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Österreichs gewiß wieder anschließen wollen und der Volkswille wird entscheidend sein, besonders wenn einmal ein deutsches Parlament versammelt ist und die Nation selbst die Angelegenheit in die Hand nimmt. Hauptsache ist, daß die deutsche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensstipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung . . ."

So Hamerling 1866.

Drei Jahre später in einem Prolog für ein Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen (8. März 1868) äußert er weiter:

Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

Ein Jahr darauf schließt er einen Prolog zur Grazer Arndtfeier am 26. Dezember 1869 mit folgenden Strophen:

Er war's, er war's, der alte Arndt,
  Der da sang dem noch zagen Geschlechte:
„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
  Der wollte keine Knechte."

Und er auch war es, der alte Arndt,
  Der erhub im Lied die Frage:
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
  Wir singen es alle Tage — —

Wir singen es alle Tage noch,
  Wir erröten, so oft wir's singen:
Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh,
  Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sängers — so manches Jahr
  Umirrt er die Ufer des Rheines
Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
  Er jetzt am Ufer des Maines — —

Er sinnt und sitzt und spricht zu sich:
  „Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
  Bei der sie erröten, erbleichen."

„Verklinge mein Lied, bald kehr ich heim
  Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meeres
  Den ewigen Schlummer zu suchen."

Und 1870 dringt's ihm elementar aus der Seele:

O deutsches Volk! Wie liebtest du zu hadern,
  Dich zu befehden sonst in blinder Wut!
Zusammenquollst aus allen deutschen Adern
  Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazaretten,
  Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegesfroh begrüßt in Todesnöten
  Sein brechend Aug' ein einig Vaterland.

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gericht, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden,
Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und wir?
Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Öst'reichs Hand und Öst'reichs Erz —
Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöten,
Verjüngt das deutsche Volk, das Deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten,
Deutsch-Österreich war mitten unter euch.

Der wackre Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelikus!
Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
Nicht ist's der erste, welcher heut der Grenzen
In Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Es wird nicht unsrer Grüße letzter sein.

Und diese Strophen aus einem Prologe, den Hamerling 1870 für eine Grazer Studentenakademie zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger schrieb — „sie gingen, wie sie von Herzen gegangen waren, als der entsprechendste Ausdruck für das damalige Empfinden des deutschen Österreichers auch allerorts in Deutschland begeistert zu Herzen".

Als Festspiel aber zur Begründung der deutschen Einheit sollte das dramatische Scherzspiel „Teut" (April 1872) gelten — ein satirischer Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch eine Mahnung für die Zukunft, u. a. ein

getreues Bild deutscher Zustände, die — hoffen wir es zuversichtlich — nunmehr für immer gewesen. —

Bereits kurze Zeit nach Erscheinen des „Ahasver in Rom“ hatte ein Komponist mit Hamerling Unterhandlung eröffnet bezüglich Lieferung eines Operntextes. Die Verhandlungen führten aber zu keinem Ergebnisse. Seit „Der König von Sion“ erschienen, wiederholte sich dasselbe von seiten anderer Musikkünstler, doch immer mit dem gleichen negativen Erfolge für sie. Da versuchte es der begabte Komponist aus der Wagner-Liszt-Schule Adalbert von Goldschmidt, unseren Dichter zu bewegen, ihm einen Text für ein zwischen Oratorium und Musikdrama die Mitte haltendes Tonwerk zu liefern. „Es sollte sich darin um einen Kampf der Geister des Lichtes und der Finsternis handeln; der Sänger sollte als Vorkämpfer des Lichtprinzips erscheinen und den endlichen Sieg desselben entscheiden.“ „Ich fühlte, daß etwas in mir dieser Idee lebhaft entgegenkam, und sogleich tauchte der Gedanke in mir auf, die abstrakte und farblose Allegorie dadurch mit einem kräftigen Leben zu durchdringen, daß als Geister der Finsternis die sieben Todsünden in anschaulichen Bildern ihrer Wirksamkeit eingeführt würden . . .“ So entstand unseres Dichters nächstes Werk „Die sieben Todsünden“, ein demnach „auf Bestellung“ geliefertes Werk, aber nichtsdestoweniger ein, wenn auch umfangkleineres, so aber doch metall-gleiches Glied in der ehernen Kette der Entwicklungsgeschichte Hamerlings . . . Machtlos liegen die Menschen den Dämonen zu Füßen, allen voran dem Dämon der Trägheit. Aber der Götterfunke vermag auch unter der Asche nicht völlig zu ersticken —: die Sehnsucht ruft den Sänger. Und das Lied des Sängers facht den Funken an zu loderndhellem Brand und ein neuer Tag bricht heran, verklärt durch die Sonne der Liebe:

— Von Bergen zu Bergen, von Sternen zu Sternen
Tanzet der Strahl: Und er sinkt in die Seelen
Und waltet als Wahrheit und entfaltet die Schwingen

Und flattert als Freiheit in stürmendem Aufschwung
Von Pole zu Pol — und bändigt sich selber,
Von keinem gebändigt, mit Banden des Maßes,
Und schimmert als Schönheit und glänzet als Güte —
Und suchet sich selber, und findet sich selber
Mit brünstiger Andacht im Reigen der Brüder,
Im Reigen des Lebens, und nennt sich Liebe,
Die ewig Geschiedenes ewig umschlingt . . . .

„Die sieben Todsünden" erschienen als selbständige Dichtung Oktober 1872 und fanden von seiten der Kritik wohlwollendsten Beifall; gleichzeitig („als Manuskript gedruckt") erschien die Dichtung als Textbuch beträchtlich gekürzt. In der Tat als Beweis, wie selbständig unser Dichter die ihm vom Komponisten zuteil gewordene Anregung dichterisch ausgestaltet, mag gelten, daß der Komponist nach Fertigstellung des Gedichts für seinen Zweck das Gebotene beträchtlich kürzen mußte, so daß man ohne Übertreibung sagen kann, Goldschmidt habe in seinem Tonwerke nur die Komposition einzelner Verse Hamerlings geboten. (Hamerling hat übrigens diese Verstümmlung seiner Dichtung tief bedauert.) Nichtsdestoweniger aber fand die Komposition bei ihrer wiederholten Aufführung auf den hervorragendsten Opernbühnen Europas rauschenden Beifall und trug bei solcher Gelegenheit dann nicht bloß dem Musikkünstler, sondern auch unserem Dichter, trotz des gekürzten Librettos, stets reiche Anerkennung ein.

„Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskultus die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen!" Jetzt endlich, nachdem „Die sieben Todsünden" zu Papier gebracht, läßt unser Dichter (nach jahrelangen Vorstudien) dieses längst geplante Werk zur Tat werden. In der Geschichte Athens zur Zeit des Olympiers — das leuchtende Bild der schönen Aspasia, „mit ihrer Kohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern" als Mittelpunkt — soll unseren Tagen als Trost und Aufmunterung schönheitbeseeltes, den Schmerz der Sehnsucht also

idealstillendes Menschentum gezeigt werden. Dezember 1875 erscheint das Werk, der dreibändige Roman „Aspasia“, die Apologie der Schönheit, zur „inferno“-gleichen Trilogie „Ahasver in Rom — Der König von Sion — Danton und Robespierre“ das direkte „paradiso“-ähnliche Gegenstück.



Hamerlings Porträt aus 1873.
(Nach einer Photographie von J. B. Rottmayr & Comp. in Graz.)

Aber wie in den meisten von Hamerlings Dichtungen ein Gegensatz von Typen ein charakteristischer Grundzug, der aus unseres Dichters innerster Natur und eigenem Seelenleben entspringt (dieser Grundzug ist der Wirkung der Dichtungen keineswegs günstig!) — so auch hier in diesem Bilde eines Mustergemeinwesens. Wie dem genießenden Nero entgegenstand der todessehnende Kain-Ahasver, dem schönheits-

durstigen Jan von Leyden der ernste Matthisson, dem düsteren Fanatiker Robespierre der heitere Lebemann Danton — so steht Aspasia entgegen Perikles und der Wahrheitssucher Sokrates — entgegen dem Schönen das Gute, das sich losgelöst aus dem Kreise der Schönheit. Und dieses Gute siegt, und die Welt der Schönheit geht damit zu Grabe. Aber das Ideal hellenischer Schönheit bleibt. „Aus den Trümmern des Vergänglichen erhob sich im Hellenenland ein Unvergängliches, siegreich in ewiger Heitre. Und es schien zu sagen: ‚Erhaben bin ich über das wechselnde Los der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen‘. Nach dem Guten und nach dem Schönen trachten die Völker. Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne“ . . . „Ich schilderte“ — äußerte Hamerling zu seinem Freunde Fritz Lemmermayer — „das Griechentum nach allen Seiten hin in seinem Aufgang, seiner Blüte, seinem Niedergang. Die ‚Aspasia‘ ist mir die Repräsentantin des griechischen Geistes. Sie allein bleibt unverändert, sie allein lebt dem Schönen. Perikles wird darin irre; er nähert sich dem Guten, indem er dem Schönen abtrünnig wird. Damit beginnt der Verfall der griechischen Welt. Auch in Sokrates offenbart sich dieser Verfall, hier hört das Schöne auf und beginnt das Gute. Das Griechentum verfällt. Und so zeigte ich, wie die Menschen an Idealen hängen, die sich im Leben nicht durchführen lassen, und endlich daran scheitern. Im Griechentum zeigte ich das im Roman ‚Aspasia‘, im Mittelalter im ‚König von Sion‘ und in der Neuzeit in ‚Danton und Robespierre‘. Und so will ich die Menschen warnen, eine eigentliche Tendenz ist meinen Werken nicht angehängt. Die Menschen werden sich unausführbare Ideale bauen, werden danach jagen und daran zugrunde gehen, so lange fort, bis dereinst das Weltgebäude zerschellt.“

Prälat Hülskamp äußerte nach Erscheinen des Romans im Münsterschen „Literarischen Handweiser“, daß Hamerling eine so entzückende Prosa schreibe, daß man wünschen möchte, der Dichter hätte immer nur in Prosa gedichtet. Dazu der echt antike Gehalt, der die Dichtung hoch hebt selbst über die antiquarischen Romane Wielands — von den Dutzendromanen historischen Inhalts aus dem Kreise der sogenannten Professorenromane ganz zu geschweigen — und man wird freudig einer Kritik recht geben, die das Werk ein Kunstwerk nannte, „edel und marmorschön wie eben nur eine der Bildhauergestalten im geschilderten perikleischen Athen“. Und diese Dichtung Robert Hamerlings, die ihrem Schöpfer gemach den Ehrentitel „Sänger des ‚Ahasver‘“ in „Dichter der ‚Aspasia‘“ verwandelte — sie ward unmittelbar nach Erscheinen von der gesamten Wiener Presse (der edle Laurenz Müllner im „Vaterland“ ausgenommen) mit Schimpf beworfen wie mit faulen Eiern. Einer dieser Kritiker — es war Seligmann Heller — hatte sogar die Stirne — wortwörtlich drucken zu lassen, daß sich „in allen drei Bänden nicht eine einzige gute Idee befinde“. Es ward in Wien eine Hetzjagd angestellt gegen den Dichter und sein Werk. Der Fall ist typisch — darum hier die Erwähnung.

Diese anfängliche Beurteilung „Aspasias“ in seinem Vaterlande mochte aber auf den Dichter ähnlich gewirkt haben, wie der Erfolg von „Weh' dem, der lügt“, auf den Dichter der „Ahnfrau“. Zwar redigierte Hamerling Ende der siebziger Jahre eine lyrische Anthologie zu Blumenaquarellen von Friederike Bremer („Das Blumenjahr in Bild und Lied“, Frankfurt, Waldmann 1880); mit einem selbständigen Werke aber trat er erst geraume Zeit nach Erscheinen von „Aspasia“ hervor; erst fünf Jahre nach Veröffentlichung des Romans edierte unser Dichter ein neues Werk: Anfang 1880 erschien das Lustspiel in fünf Aufzügen „Lord Luzifer“. Das Werk humoristisch-satirischen Gehalts, „das einen diabolischen Charakter an sich trägt, nach der Art Byrons“, charakterisiert die moderne

Gesellschaft. Darin liegt der Hauptwert des geistgesättigten Stückes, das, obgleich ein „echter" Hamerling, d. h. ein Hoheslied auf reine wahre Liebe, vom dramatischen Standpunkt als Lustspiel betrachtet, als das verhältnismäßig schwächste der Werke unseres Dichters bezeichnet werden muß. Eduard v. Hartmann äußerte sich nach Erscheinen Lord Luzifers brieflich zu Hamerling: „Die Idee ist sehr hübsch, doch muß ich gestehen, daß ich gegen ein Leselustspiel noch größere prinzipielle Bedenken hege, als gegen ein Lesetrauerspiel, und daß ich eine novellistische Ausführung des Stoffes lieber gesehen hätte . . . Die schon längst gehegte Überzeugung, daß Sie bei weitem der bedeutendste Dichter unter den lebenden sind, befestigt sich mir immer mehr, wenngleich bei Ihnen wie bei Goethe eine ziemliche Ungleichwertigkeit des dichterischen Schaffens nicht zu verkennen ist . . ." „Lord Luzifer" ist denn auch niemals aufgeführt worden, während beim Revolutionsdrama doch wenigstens der Versuch gemacht wurde und „Teut" ebenfalls einmal als Studentenwohltätigkeitsvorstellung am Wiener Kaiser-Jubiläumsstadttheater über die Bretter ging. Hamerling hat also von der Bühne herab soviel wie nicht gesprochen. Vielleicht mag es aber hier interessieren, daß man versucht hat — „Ahasver in Rom" für die Bühne zu gewinnen. Unter Zugrundelegung des Epos schuf ein gewandter Dramaturg ein Theaterstück — „Ahasver in Rom, Drama in fünf Akten, Dichtung von Robert Hamerling, für die Bühne bearbeitet von Julius Horst" (1900), und unter (freilich nur äußerem) Erfolg ging diese merkwürdige (auch gedruckt vorliegende) Bearbeitung mehrere Male an einem Hamburger Theater in Szene. —

„. . . Wäre zärtlichen Herzen etwas Teureres ersonnen worden, als die . . . Liebesfabel von Eros und Psyche?", läßt Hamerling Aspasien in der Zeit ihres ionischen Honigmonds Perikles fragen. Schon seit der Zeit der Entstehung der „Aspasia" beschäftigte sich unser Dichter mit dem Plane einer Neudichtung des lieblichen apulejischen Märchens. Da

ließ die Anregung des Leipziger Kunstverlagshändlers Adolf Tietze mit einem Male den Plan zur Wirklichkeit reifen. Unser Dichter schrieb Herbst 1881 die Dichtung „Amor und Psyche" und — wie sollte es anders sein bei Hamerling und einem hellenisch-heitern Stoff der Liebe — verpflanzte mit ihr in der Tat ein poesieduftgesättigtes Kephissostalveilchen auf den Gipfel des deutschen Parnaß. Paul Thumann aber komponierte nach Einsichtnahme des Manuskriptes eine Reihe von Illustrationen, die edel-schön und wahrhaft ideal gehalten sind, in deren Verein die Dichtung im nächsten Jahre (1882) erschien. Und ein einstimmiger Bravoruf erscholl dem Dichter und dem Künstler allerorts entgegen, ein so einstimmiger, daß Hamerling in seinen „Stationen" zur Verteidigung seines Werkes tatsächlich nichts zu sagen blieb. Das Werk schließt: — ein Töchterlein entsprießt Amors

Ehebunde mit der holden Psyche.
Minneluſt geheißen war das Mägdlein,
Und ihr Wesen war die seelenhafte,
Die verklärte, hohe Liebeswonne
Himmelslust, gemischt mit Sinnenfreude,
Aller Erdenwonne höchste, schönste,
Und zur Mittlerin, wie ihr Erzeuger,
Ward das Töchterlein für Erd' und Himmel.
Führet himmelan die Seele jener,
Bringt den Himmel sie herab zur Erde.
So geschieht's, daß, ob auch, ach, nur flüchtig,
Ob auch nur für irdisch kurze Tage
Sel'ger als die Götter oft die Menschen:
Denn im Himmel sind die sel'gen Götter,
Doch in sel'gen Menschen ist der Himmel,
Ist der Himmel selbst mit allen Göttern.

Es mag interessieren, daß Hamerling die letzten vier dieser inhaltsschweren Verse mit kleiner Modulation in der ersten Zeile in den letzten Jahren seines Lebens schier ausschließlich als Stammbuchvers oder bei Erfüllung von Autographenersuchen zu verwenden pflegte.

Jetzt nach Veröffentlichung von „Amor und Psyche“ gediehen in unserem Dichter weiter die Entwürfe zweier Hauptwerke, deren aufsprossende Keime er schon seit Jahren in seiner Seele gefühlt und deren einen er zu einer poetischen Kritik der modernen Gesittung — „Homunkulus“ — den andern aber zu einer wissenschaftlichen Kritik der modernen Erkenntnis — „Die Atomistik des Willens“ — auszugestalten trachtete. Aber während diese beiden Entwürfe lebendiger als je in ihm arbeiteten, glaubte unser Dichter auch, daß es Zeit sei, „nach zwei Seiten hin eine Epoche seiner literarischen Tätigkeit abzuschließen und die Ernte derselben dem Publikum vorzulegen“. Zahlreich waren die prosaischen Aufsätze, die seit Jahren Hamerling in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hatte — ebenso zahlreich die lyrischen Gedichte, die seit Veröffentlichung der zweiten Auflage von „Sinnen und Minnen“ entstanden waren. So bot er dem Publikum gesammelt einen Teil seiner Prosaaufsätze unter dem Titel: Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien“ (2 Bände, Frühjahr 1884) und eine Sammlung seiner neueren Gedichte, betitelt: „Blätter im Winde“ (November 1886) — zur Ergänzung der „Prosa“ aber noch aus verschiedenen Zeiten stammende Übersetzungen aus der poetischen und Prosaliteratur des modernen Italiens unter dem Titel: „Hesperische Früchte“ (erschienen als Bestandteil der Salonbibliothek von K. Prochaska in Teschen im Frühjahr 1884). Es konnte aber der den Prosaübersetzungen gegenüber freilich umfangkleinere Teil dieser „hesperischen Früchte“ auch als Pendant gelten zu einer früheren poetischen Übersetzung unseres Dichters aus dem Italienischen: Hamerling hatte nämlich zirka zwanzig Jahre vorher eine Übersetzung von „Leopardis Gedichten“ (Hildburghausen 1865) veröffentlicht. Und dieser Übersetzung der Verse Leopardis reihten sich jetzt an mustergültig übersetzte Verse von Giusti, Carducci, Stechetti, Amicis. Hamerling aber war nicht bloß ein vorzüglicher Meister in Beherrschung des Italienischen,

sondern — es schickt sich dies hier passend anzufügen — auch ein ausgezeichneter Kenner der modernen italienischen Literatur. So bearbeitete er für die dritte Auflage des Meyerschen Konversationslexikons und die sämtlichen Nachträge, sowie für Bornmüllers Schriftstellerlexikon der Gegenwart die Biographien der italienischen Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts.

Erwähnt mag sein, daß Hamerling seiner Prosasammlung auch die kleinere Novelle „Die Waldsängerin" einverleibte (zunächst veröffentlicht in der „Deutschen Revue", dann als selbständiges Büchlein, Berlin, Janke 1881). Das Werkchen ist die künstlerische Ausgestaltung eines persönlichen Erlebnisses und es wird vielleicht weitere Kreise gegenwärtig interessieren, daß für das äußere Wesen des in dieser Novelle geschilderten jungen Musikers Othenio — Dr. Wilhelm Kienzl, der nachmalige Komponist des „Evangelimann", Hamerling Vorbild gewesen.

Hamerlings „Blätter im Winde" sind „lyrische Merkzeichen, nicht bloß seines inneren und innersten Lebens, das sich zum Teil nur in dieser idealen Form verraten durfte, sondern auch seiner Beziehungen und Stellungnahme zu den Kämpfen und Ereignissen der Zeit". Es ist der gereifte Mann mit dem ernsten welterfahrenen Dichterherzen, der jetzt die Harfe in diesem „Tagebuch in Versen" rührt:

Was wollen denn immer die Lilien, die bleichen,
In deinen Liedern
Und die Schwäne, die weißen?
Was will der Mondesglanz
Und die ewigen Tränen
Der Sehnsucht und die abgedroschenen Rätselfragen
Des Lebens und des Glücks?
Ist unbewußt dir,
Daß über solche Dinge der Kritikaster
Gift speit
Und hinter der Bierkanne hervor
Gebieterisch

Für neue Zeit auch neuen Gesang heischt?
Mag andern werden der Kranz, Freund!
Nur dieses wisse: Ob alle Lilien ausreuten
Und alle Schwäne würgen die Kritikaster,
Nie werden sie wegspotten
Aus den Blättern der Dichtung
Den urältesten,
Ehrwürdigsten Stoff der Poeten,
Die vielgescholtene, die gegenstandlose,
Die hohe *Sehnsucht*.
Immer wieder werden erklingen
Die zarten Klagelaute
Einsamer Seelen, die eng,
Doch rein und hoch
Des Lebens Horizont umschließt . . .

So das gewichtigste der „Präludien" in diesem Gedichtenbuche. Doch fehlt es leider in der Sammlung nicht auch an arg pessimistischen Seufzern, deren etliche geradezu peinigende Wirkung üben. „Die unbefriedigte Sehnsucht" — betont Dr. *Ernst Gnad* — „ist zwar ein gewaltiger Flügel für Hamerlings dichterisches Schaffen, allein sie gibt seinem Wirken zugleich etwas Unruhiges und nicht genügend Abgeklärtes." Dr. *Heinrich Schierbaum*, der jüngste geistvolle Beurteiler Hamerlings, präzisiert diesen Gedanken sogar so weit: „. . . meines Erachtens ist es Hamerling nicht gelungen — trotz des kühnen Fluges in die idealen Höhen seiner philosophischen Ideen — Idealismus und Realismus harmonisch zu vereinen, *wie es in seiner Absicht lag*. Das Endresultat neigt auf die Seite einer *negierenden* Weltanschauung . . ." Gedichte der Sammlung, wie z. B. nur das eine unsäglich-trostlose „Ob wir in die Kirche gehen . . ." scheinen Schierbaum recht zu geben. Auch in unseres Dichters lyrischem Nachlasse finden sich bezügliche Stücke, die sich ausnehmen schier wie eine Bankrotterklärung *optimistisch*-idealer Weltanschauung.

Daß Hamerling auch nach Erscheinen von „Teut" dem nationalen Gebiete bis an sein Lebensende treu geblieben —

braucht nicht erst besonders betont zu werden. Zahlreich sind die bezüglichen kleineren Gedichte, die er nach 1870 schuf und die sich gesammelt eben in dieser Gedichtesammlung („Blätter im Winde") finden. So finden sich hier seine gewaltigen Strophen „An das deutsche Volk anläßlich des 70. Geburtstages des Fürsten Bismarck" oder „Das deutsche Lied in Österreich", oder sein Lied „An die Franzosen, als sie zu Paris 1884 vor dem Bildnisse Straßburgs eine deutsche Fahne verbrannten", — ein innerster Erregung entsprungenes Gedicht:

. . Mögt ihr an die Rache glauben
Und an künft'ger Siege Kranz,
Hoffet nicht zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands.
Mögt ihr schwärmen auch wie Raben
Um ein Elsaß-Standbild her,
Straßburg werdet ihr nicht haben,
Straßburg nimmermehr . .

Oder sein oft komponierter „Deutscher Festgesang", oder sein — national-erzieherisch Bände aufwiegender — „sybillinischer Spruch" u. v. a. Diese kleineren nationalen Poesien Hamerlings zählen überhaupt zu dem besten, was die politische Lyrik Deutsch-Österreichs aufzuweisen hat. Sie haben aber auch Hamerling Beifall eingebracht, so reichlichen Beifall, daß der Dichter selbst einmal im Gespräche zu seinem Freunde Rosegger seiner Verwunderung Ausdruck gab, daß ihm ein paar nationale Gelegenheitsgedichte mehr Beifall verschafft als seine größeren Werke zusammen. „Ja, lieber Freund," so äußerte damals Hamerling, „die Leute sind drollig, denken Sie, meine größeren Werke zusammen haben mir nicht soviel Beifall eingebracht, als ein paar nationale Gelegenheitsgedichte, die ich in letzterer Zeit verfaßt habe. Daraus ersieht man, wie leicht es für uns wäre, die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen." Wir vermögen diese Äußerung Hamerlings nicht zu unterdrücken, wie es uns gerade

bei Erwähnung der politischen Lyrik Hamerlings zu betonen nötig scheint, daß Hamerling als Dichter hoch stand über allen politischen Parteien der Gegenwart. „Es gibt,“ äußerte Hamerling zu Rosegger bei der gleichen Gelegenheit, wo er seiner Verwunderung über die ihm übertrieben erscheinende Bewunderung seiner nationalen Gelegenheitspoesie Ausdruck gab, „es gibt im Parteileben kein Recht, keine Ehrlichkeit, kein Sittengesetz. Wir Poeten gehören zu der Gruppe der Parteilosen, und sollte sich auch diese Gruppe einmal zu einer Partei der Parteilosen verknöchern, so müßten wir auch sofort gegen sie Partei ergreifen. Der Pegasus im Parteijoche ist ein ganz gewöhnliches Pferd.“ „Ob die Poeten die Parteien ignorieren, ihnen nicht manchmal ein deutsches Wort sagen sollten“ — war Roseggers Entgegnung. „Das kann uns niemand verbieten,“ antwortete Hamerling, „ich habe eins im Köcher. Warten Sie, bis mein ‚Homunkulus‘ erschienen sein wird.“

Herbst 1887 erschien diese Dichtung — als das eine jener zwei Werke, mit deren beider Plan, wie wir bereits gehört, Hamerling sich so lange beschäftigte. „Homunkulus“ war von den zwei Plänen die Ausgestaltung der poetischen Kritik unserer modernen Gesittung!

Unsere Zeit ist — und wir denken da besonders des „Schwanenliedes der Romantik“ — eine gemütlose, seelenlose Epoche der Geschichte der Menschheit. Kann die Gestalt des Homunkulus, eines rein materiell konstruierten Lebewesens ohne Seele nicht als das richtige Zentrum unserer Tage angesehen werden? Als Mittelpunkt, Vertreter, Prophet der Gegenwart, erscheint das Retortewesen in Hamerlings großer Dichtung — aber Hohlspiegel sind's, die der Ethiker jetzt als Satiriker den Strömungen und den Parteien des Tages vors Antlitz hält.

Es ist bei allem Humor, der das Werk durchweht, eine sehr ernste Lektüre, diese poetische Kritik unserer trostlosen modernen Gesittung. Aber der erlösende Lichtstrahl fehlt nicht: die Liebe. Allgewaltig ist die Liebe. Das Werk der

Weltverneinung scheitert an dem „Frevel" eines „blöden" Liebespaares, Eldo und Dora:

Die nach langer, langer Trennung
Just an diesem Schicksalstag
Durch des Zufalls Gunst und Fügung
Unverhofft sich wiedersahn.

die,

. . . die Finsternis verlockte,
Sich zu küssen — weltvergessen —

Und die Liebe wird es sein, die die heiligen Mächte des Gemütes in kommenden Tagen zu neuem Leben wird wecken. Nachdem der Homunkel der Welt den Rücken gekehrt für immer, durchrast er, in stiller Einsamkeit zum „Übermenschen" gereift, ein gigantischer Ahasver des Weltraumes, in seiner Riesenluftarche das Blau des Himmels; da späht er sinnend:

Einst auf seinem Weltenfluge
Aus der Sternwelt in die Tiefe
Nach der Heimat, draus er stammte,
Nach der einst vertrauten Erde.
Sie erschien — o Wunder! — leuchtend
Als ein schöner heller Stern ihm,
Als ein Stern voll wundersamen
Glanzes und sein Zauberfernrohr,
Das ihm greifbar schier stets nahe
Brachte selbst das Allerfernste,
Ließ in seiner vollen Reinheit,
Ließ in seiner lautern Schönheit
Ihn das Erdental betrachten
Wie von eines Berges Gipfel.
O wie schien es ihm verwandelt!
Welcher Reiz, o welcher Zauber!
Funkelnder Demant bedünkt ihn
Nun des Eispols Kronenschimmer.
Blitzend strahlt des Wüstensandes
Gelber, goldner Riesengürtel,

Flüssiger Saphir erscheint ihm
Nun das Meer, Smaragd die Fluren
Und es schlingt als Heiligenschein sich
Um der Erde Stirn das Nordlicht!
Wälder, Auen, Hügel sieht er
Ruhn in heiterm Sonnenscheine,
Sieht beglückte frohe Menschen
Trauben keltern, Früchte pflücken,
Sieht auf Triften muntre Hirten
Singen und Schalmeien blasen,
Sieht in Hainen Liebespaare,
Sieht die Kinder selig gaukeln
Oder ruhn am Mutterbusen,
Sieht auf goldnen Saatgefilden
Eldo stehn und Dora lächelnd
Glückumstrahlt, ein Bild der Urkraft
Vollbeseelten Menschentums,
Das im Wandel der Geschlechter,
Ob umdunkelt auch, umdüstert,
Sich behaupten wird aufs neu stets
Bis ans Ende aller Tage.
Helden sieht er, Streiter, Dulder,
Die, nach hohen Idealen
Ringend, freudig selbst sich opfern;
Helden sieht er freier Forschung,
Schleierloser Wahrheit — Helden
Der Erkenntnis, die mit reinem
Aug' der Isis Schleier heben,
Und bei welchen Licht im Haupte
Sich mit Wärme paart im Herzen —
Schöpferische edle Geister
Sieht er, welche auf sich schwingen,
Schönheitstrunken, ohne Luftball
In die höchsten Regionen . . .

Mit dieser optimistisch-klaren Verheißung verzittert versöhnend das Werk, in dem wir das Höchste und Beste besitzen, das uns Hamerlings Genius gegeben. Wohl vermissen wir freilich das virtuose Bunt der Schilderungen und das wun-

dervolle Sprachgewand, wie solche das prunkvolle Charakteristikon der beiden großen Epen — aber gerade dieser Mangel ist der Vorzug. Ist in den großen Epen der Wein der Ethik stark vermischt mit oft schier sinnbetäubendem Haschisch: — der „Homunkulus" ist völlig frei von solcher — erzieherischem Wert nicht ungefährlichen — Form. Wirft zudem in den Epen das Gedankliche oft gaukelnde Schatten, welche eine lichtvolle Wirkung beeinträchtigen (ein Hamerling freundlicher Kritiker betont z. B., „Hamerlings Nero wisse nicht, was er wolle, ebensowenig wie Jan von Leyden"), so ist hier die Philosophie bei höchster Tiefe völlig klar, licht und konsequent, nicht wie so häufig in früheren Werken schwankend zwischen hell und dunkel, ausgestaltend sich vielmehr im „Homunkulus" zum ungeschminktesten, deutlichsten, geharnischesten Protest gegen die beiden Grundübel der Zeit: Materialismus und Pessimismus . . .

Lange vermochte das Werk von Seite der Kritik nicht jene Beurteilung zu erfahren, die es verdiente. Das Auge so vieler Kritiker sah im achten Gesange des Werkes nur eine Bereicherung polemischer Tagesliteratur und hat auf Grund dieser vorgefaßten Meinung schlechthin über das ganze Werk den Stab gebrochen. Gegenwärtig ist es besser geworden. Der Antisemitismus, der noch vor wenig Jahren (speziell in Österreich) allmächtig gewesen, beginnt gemach zu schwinden, die Kritik wird objektiver und haftet nicht mehr an jenem einen Gesange, und schon sehen wir tatsächlich die Zeit kommen, wo man Hamerling nicht mehr grüßen wird als Dichter des „Ahasver in Rom" und der „Aspasia" — sondern verherrlichen wird als „Schöpfer des Homunkulus". —

Sommer 1883 hatte Hamerling in der Zeitschrift seines Freundes Rosegger — „Heimgarten" — einen Aufsatz „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft" veröffentlicht. Der Aufsatz fand in der Hamerlinggemeinde warmen Beifall. Das veranlaßte unseren Dichter, mit den Erinnerungen aus seinem Leben im „Heimgarten" allmählich fortzufahren. 1888 veröffentlichte er erst den letzten Abschnitt und Mai 1889 er-

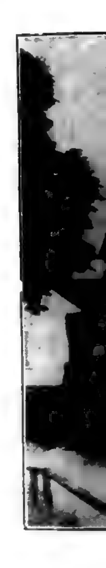
schien die Lebensbeschreibung als Buch, „Stationen meiner Lebenspilgerschaft".

„Hamerlings ‚Stationen'", kommentiert Rosegger, der wie kein anderer persönlich Hamerling nahestand, „ist das wertvollste Dokument seines Lebens und Strebens und der Schlüssel zu seinen Werken". Und er fährt so schön wie richtig fort: „In den ‚Stationen meiner Lebenspilgerschaft' hat der Dichter uns eine Selbstbiographie hinterlassen, wie streng wahrheitsgemäß und rührend-offenherzig seit Rousseaus Bekenntnissen wohl selten eine geschrieben worden sein wird. Nichts Schwereres gibt es für einen Dichter, als sein eigenes Leben rein sachlich und mit Verzichtleistung auf alle Effekte und poetischen Zieraten zu beschreiben. Etwas, das selbst Goethe nicht getan, hat Hamerling vollbracht. Goethe schrieb ‚Wahrheit und Dichtung', Hamerling bloß ‚Wahrheit'; freilich wollte mancher Kritikus diese Wahrheit eines in stiller Verborgenheit hinfließenden Poetenlebens etwas mager finden, er vergaß aber, daß ein geschichtliches Werk (und ein solches ist eine Lebensgeschichte) andere Zwecke verfolgt als ein poetisches. Erst als der Dichter gestorben war, hat man den Wert der strengen Objektivität und Wahrheitsliebe bis ins kleinste, die in seinen ‚Stationen' ist, erkannt. Der Mann, welcher sich so sehr zurückgezogen und abgeschlossen hatte, dessen Leben manchen rätselhaft erschienen war, der hatte seine Generalbeichte abgelegt vor aller Welt, hatte den Schleier von seiner Seele geworfen — wenige Monate bevor das Bahrtuch seinen Leib deckte."

Äußerlich freilich war Robert Hamerlings Leben nur ein enger Kreis.

Insonderheit seit er seinen Aufenthalt dauernd in Graz genommen.

Nur ein einziges Mal während dieser Zeit hatte er dieses verlassen: 1867 anläßlich einer Reise in seine Heimat. Dort hatte er damals im Hause seines Vetters Koppensteiner in Schweiggers den ersten Gesang des „König von Sion" gedichtet. Sonst blieb er stets in der Murstadt — während



des Winters im ersten Bezirke Realschul- (jetzt Hamerling-) Gasse 6, drei Treppen hoch, wohnend, während der warmen Zeit des Sommers an der äußersten Peripherie von Graz in einem idyllischen Landhause im Stiftingtale sein Tuskulum aufschlagend. Eine edle, dem Dichter persönlich vollkommen fernstehende Dame, Frau Genoveva Miller von Milborn,



„Stiftinghaus". Robert Hamerlings Landhaus.
Daselbst † 13. Juli 1889.
(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Otto Zintl in Graz.)

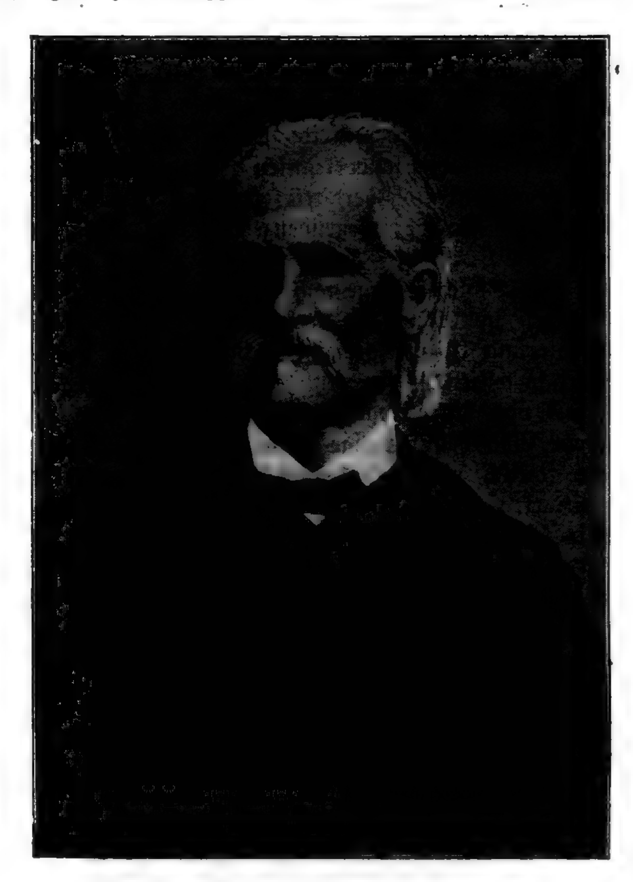
hatte dem Dichter, von dessen wenig günstiger materieller Lage unterrichtet, nach Lektüre des „Ahasver in Rom" einen namhaften Betrag zugewandt. Ein eigen Häuschen schien unserm Dichter das wünschenswerteste. So erwarb er 1870 dieses Landhaus im Stiftingtale. Stets lebten an unseres Dichters Seite seine Eltern. 1879 starb des Dichters greiser Vater. Und zehn Jahre darauf neigte der große Sohn sein müdes Haupt zur langen, langen Ruhe. Sein

müdes, müdes Haupt! Robert Hamerling hat den Dichterruhm schwer mit seinem Lebensglück bezahlt!

## III. Letzte Stunden.

Von dem, was Robert Hamerling im letzten Jahrzehnte seiner Lebenspilgerschaft heimgesucht hat an körperlichen Schmerzen, hat wohl kaum der Fernerstehende einen Begriff. Hamerling litt seit Anfang seiner Triester Zeit. Aber seit zwanzig Jahren hatte sich das Übel ausgestaltet zur Darmtuberkulose, zu der sich noch in den letzten Jahren Nierenbeckenentartung gesellt hatte. Seine Leiden waren dementsprechend furchtbarster Art. Und er hat eigensinnig niemals einen Arzt zu Rate gezogen. Und gerade in der heißen Zeit des Sommers verschlimmerte sich der Zustand, der während der Wintermonate stets etwas gemildert auftrat, in ganz bedeutendem Grade, so daß sich dann das Schmerzgefühl bis zur Unerträglichkeit steigerte. Hamerling hatte dann just in seinem Landhause die entsetzlichsten Qualen ausgestanden. Tage-, wochenlang, indes draußen die Natur leuchtete und prangend grünte, war er ans Bett gefesselt und vermochte nur schmerzstöhnend und ächzend mit seiner Umgebung zu verkehren — er, den boshaft-blöder Stadtklatsch so gerne zum sybaritischen Lebemann gestempelt, der seinem „Correggio“ gleich Frauenschönheit nur als Künstler empfand. „Auf die Augenblicke“, — schreibt er am 11. Juni 1888 an seinen Freund Rosegger — „wo ich die mir meist einzig erträgliche Rückenlage im Bette mit eingezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht, wie der Jäger auf das Wild. (Die Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr nachts. Gott helfe weiter!) Mein Befinden ist derart, daß ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine Pause gönnende Dauer jämmerlicher Beschwerden, denen schlechterdings mit keinem Mittel beizukommen ist, hat etwas unsäglich Aufreibendes, Nervenaufregendes, Seele

und Leib Verstörendes.“ Und mündlich äußerte er sich um diese Zeit zu Rosegger: „Am meisten Bedenken macht mir



**Robert Hamerling in seinem letzten Lebensjahre.**
(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Otto Zintl in Graz.)

meine manchmal zutage tretende Aufgeregtheit und Betäubungssucht; es liegt die Gefahr nicht ferne, daß ich wahn-

sinnig werde. Oft habe ich den Drang, mich auszusprechen, aber ich bin allein. Ich bin ganz verlassen, nur mein Elend ist bei mir, meine Schmerzen, die nie mehr ruhen. Wie war ich im vorigen Jahre noch glücklich! Ich konnte manchmal eine halbe Stunde noch im Garten sein. Ich wußte es nicht, wie glücklich ich war . . ." Und dazu das häusliche Ungemach — das Leben an der Seite seiner harten, herrschsüchtigen Mutter, die dem schwerkranken sensitiven Sohne nicht bloß die letzten Jahre tief verbittert hat . . . Eine kommende Zeit wird wohl hierüber (legendenzerstörend!) den Schleier völlig lüften . . .

Aber weder solches Ungemach noch die furchtbare Krankheit vermögen die Muse zu verscheuchen: — jede Minute der Erleichterung ist ihr geweiht und ihrem Dienste! Und — wie wir ja wissen — sie nahte und segnete ihren getreuen Jünger und von des Leidgefolterten Lippen quollen Lieder, daseinsfrohe, schönheitsfreudige Hochgesänge der Versöhnung, durch die freilich oft der Grundakkord wehmütiger Resignation zittert. „Längst erscheine ich mir," wehklagt der Sänger in seiner Selbstbiographie, „wie einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pakt geschlossen: es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Not — in allem übrigen sollte ich tot und begraben, das Leben und die Welt für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist und die nur mehr klingen kann."

Am 10. Juni 1889 übersiedelte Hamerling zum letzten Male aus seiner Stadtwohnung in sein Landhaus. Zwei Dienstmänner mußten ihn über die drei Treppen in den Wagen führen, wobei er halb ohnmächtig wurde. Stolagleich hing ihm vom Hals ein breites Band, dessen Enden das umfangreiche Manuskriptpaket der „Atomistik des Willens" umwanden. Mit den Händen es zu tragen, war er zu schwach

und fremden Händen vertraute er sein Kostbarstes auch nicht auf Augenblicke. Während der Fahrt hinaus ins Stiftingtal — da er rings die grünenden Bäume und die geschäftigen Leute sah — soll er wehmütig gelispelt haben: „Ach, wie angenehm, so zu fahren. Nur nicht so krank, nicht so krank!" . . . Emerson, Aristophanes, vorab aber Dostojewskys „Raskolnikow" waren dann seine letzte Lektüre . . .

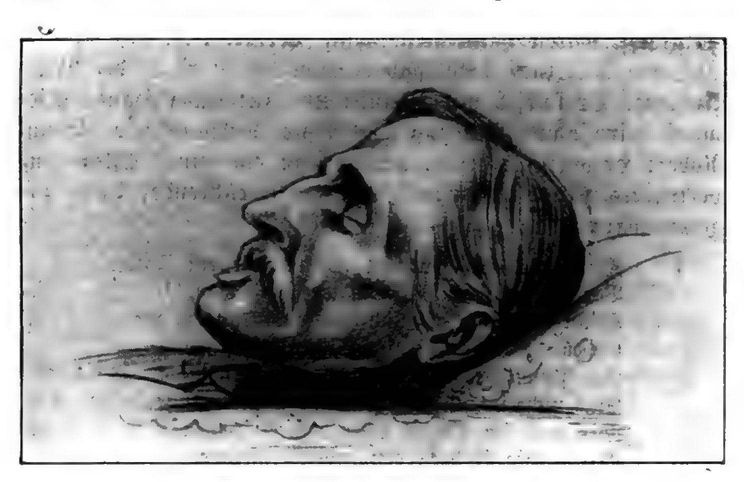
Am 18. Juni 1889 gab er zum letzten Male der Muse Audienz. Er schrieb mit Bleistift und zitternder Hand. Niemand wird ohne Rührung dies letzte, wehmutstiefe Gedicht Robert Hamerlings lesen, gerichtet an ein seiner Pflege anvertrautes Kind, „Berta", dem er in rührender Liebe zugetan war:

Kind, das nun harmlos gaukelt wie ein Falter
Vorbei am Kranken, Schmerzgefolterten,
Wenn heimgehn du mich sahst nach langem Leid,
Gedenke meiner nicht im Braus der Jugend.
Nur flüchtig würdest meiner du gedenken.
Auch nicht im Liebes-, Eh- und Mutterglücke.
Nur matt im Trubel wäre dein Erinnern.
Mit sechzig Jahren erst gedenke meiner,
Des armen kranken Manns, den du gesehen
So Jahr für Jahr auf seinem Schmerzenslager
Und der, von unabläss'ger Qual gefoltert,
Mühselig ächzend wen'ges nur gesprochen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.
Mit sechzig Jahren, Kind, gedenke seiner;
Dann denkst du sinnend seiner, lange sinnend,
Und spätes, tiefes Mitleid überkommt dich
Mit dem, der ausruht längst von aller Qual.
Und eine Träne quillt dir aus dem Aug'
Als Totenopfer für den längst Verblichnen,
Der nichts dir war und nichts dir konnte sein.

Drei Wochen später, Samstag den 13. Juli, ist er dann gestorben. „Habt nur noch ein bißchen Geduld! Adieu!" Das waren am 12. Juli vormittags seine letzten Worte an seine Umgebung. Dann verfiel er in Agonie und

um die achte Morgenstunde des folgenden Tages ist sein Leben sanft erloschen, wie das Licht einer Lampe.

In seinem Sterbezimmer haben sie ihn aufgebahrt. „Sein Antlitz", berichtet Rosegger, „war schön und mild, fast jugendlich schien es am ersten Tage der Bahresruh'.



Hamerling auf dem Totenbette.
(Nach der Natur gezeichnet, 14. Juli 1889, von Prof. Hans Brandstetter in Graz.)

Er lag in einfachem schwarzem Anzuge, in den gefalteten Händen ein Kreuz, welches einst sein Vater geschnitzt hatte. Keine äußere Auszeichnung schmückte seine Leiche, kein Zeichen fürstlicher Huld, kein Doktorhut, kein Professorendiplom, nichts als des Genius göttlicher Stern über der Stirne. Das Volk kam und überschüttete die Leiche des Dichters mit Rosen." Und bei solcher Totenbildbetrachtung entringt sich's der Seele der kongenialen delle Grazie: „. . . wie er da vor mir liegt — im Sarge, die einst so strahlenden Adleraugen tief in die Höhlen zurückgesunken, die Hände wie von einer letzten Qual zusammengekrampft, die Stirne welk und müde von Gedanken, die vergeblich dem Frieden nach-

gezogen — steht von den hundert leuchtenden Gestalten, die er geschaffen, nur eine einzige vor mir: ‚Unheimlich, beinern, versteint‘. Und leise, leise nenn' ich ihren Namen: „Ahasver“. Er hat sich zur Ruhe niedergelegt, tief, tief im Schatten . . .“

Montag den 15. Juli 1889, um die dritte Nachmittagsstunde wurde nach feierlicher katholisch-kirchlicher Einsegnung das, was an Robert Hamerling sterblich war, hinabgesenkt in die dunkle Friedhoferde des St. Leonhardgottesackers. Blätter, Kränze und Blumen folgten dem Sarge nach in die Tiefe, dann aber trat ans offene Grab der Abgesandte aus des Dichters Heimat, Landesgerichtsrat Artur von Holland aus Weitra. Und er sprach:

„Gruß dir, du teurer Landesgenosse, letzten Gruß dir aus der Heimat, der stillen, dunklen Waldmark, die du so fest ins Herz geschlossen, die dich geliebt, bewundert als ihren größten, besten Sohn, die dich lieben und bewundern wird, solange die Wellen der Thaya und des Kamp durch ihre grünen Täler fluten!!

„Ein düsteres geheimnisvolles Rauschen zieht durch deine heimatlichen Wälder, in deren Schatten du als Knabe einst gespielt, als Jüngling oft geträumt, als Mann unsterbliche Gedanken und Empfindungen gezeugt. Die reckenhaften Tannen oberm Manhardsberge, sie neigen ihre Wipfel und die ganze, ganze Waldmark von den rebenbekränzten Hügeln der Schmieda bis zu den dunkelsten Schatten des Königswaldes durchzuckt ein Blitz des Schmerzes, durchbebt, durchwühlt namenlose Trauer!!! ‚Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe‘ — so schriebst du, als noch dunkle Lockenfülle die jugendliche Dichterstirn dir beschattete! D e r Q u e l l a l l e s M e n s c h e n w o h l e s i s t d i e L i e b e. — Treu diesem goldenen, unsterblichen Dichterwort war auch dein ganzes Leben der Liebe gewidmet, der Liebe zu dem Weibe, das dich uns geboren, der heißgeliebten Mutter, der flammenden Liebe zur teuren deutschen Muttererde, der Liebe zur Menschheit und deren höchsten und schönsten Idealen!

Wer soviel Lieb' gesäet, muß Liebe ernten! Liebe, heiße Liebe, düstre Angst und Sorge deiner Landsgenossen hat auch in diesen bangen Tagen dein Krankenbett umschwebt — und Liebe, heiße Liebe deiner Heimat weint an deinem offe-



Klothilde Gstirner (Hamerlings Minona).
(Nach einer Photographie aus dem Atelier von J. B. Rottmayr in Graz.)

nen Grabe, dessen reicher duftiger Blumenschmuck an den Duft und Reichtum deiner Dichterseele mahnt. Doch nicht die Heimat allein, die ganze deutsche Welt, der deutsche Geist — er trauert — ein Jahrhundert weint an deiner Hülle, die allein an dir sterblich ist. Ihr grünen Reiser, könntet ihr doch ewig grünen — ihr Blumen und ihr Blüten, könntet ihr doch ewig duften um den Leib, der so lang und heldenhaft gelitten! Robert Hamerling, du Dichterfürst der Waldmark, lebe wohl! Aus jenen lichten Höhen, wo

dein verklärter Geist jetzt weilt und der ewigen Gottheit näher lauscht, aus jenen lichten Höhen schütze deine Heimat, deine treue Waldmark Niederösterreichs und ihren treuen deutschen Sinn."

Während diese Worte gesprochen wurden, kniete vor der aufgeworfenen Erde des Grabes — in der ersten Reihe der Trauergemeinde — tränenschluchzend — eine schleierverhüllte Gestalt. Es war das Frauenwesen, welches als Minona in unseres Dichters Versen fortlebt, die durch länger als dreißig Jahre in treuer Freundschaft ihm verbunden war, die ihn das Glück der Ehe schließlich selbst froh entbehren ließ.

Zahlreich war die Weiblichkeit huldigend unserm Dichter genaht — aber nur diesem einen weiblichen Wesen verdankte unser Dichter die Sonnenblicke seines Lebens. „Nur einen Trost besitze ich: das teilnehmende Gemüt einer Frau, einer Frau von unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens. Aber diese Frau ist nahe den Fünfzigern. Ich bin durch nichts an sie gebunden; aber alles Glück der Erde würde mich nicht verlocken können, ihr wehe zu tun. Ihr Name ist Klothilde . . . So wenige wissen von ihr, und doch möchte ich keinen Deut für die Fortdauer meines Namens bei der Nachwelt geben, wenn mit diesem nicht auch der des Weibes fortlebte, ohne dessen treues Mitleben und Mitempfinden in Freude und Leid, ohne dessen verständnisinnige Teilnahme an allen geistigen Interessen bei einer fast kindlichnaiven Natürlichkeit, Frische und Innigkeit des Empfindens mir die Welt und mein Dasein längst zur unerträglichen Last geworden wäre . . ."

Der bürgerliche Name dieser edlen Dame ist Klothilde Gstirner. Auch sie deckt gegenwärtig schon die Erde († 5. Juni 1906); der Literaturhistoriker der Zukunft aber wird Hamerling neben Minona nennen, wie er „Dante und Beatrice" schreibt, „Petrarca und Laura", „Lenau und Sophie", „Hölderlin und Diotima."

Aber noch sendet Hamerling *neue* Worte an uns, da sich das Grab schon über ihm geschlossen.

Wohl vermag er zwei seiner poetischen Entwürfe, die ihm sehr am Herzen lagen, nicht zur Ausführung zu bringen, ein Epos „Parzifal“ und eine dramatische Dichtung „Raffael und die Fornarina“; aber doch finden sich in seinem Pulte einige fertiggestellte oder doch fast fertige Manuskripte, die das Licht zu erblicken vermögen: „*Lehrjahre der Liebe*“, eine wertvolle Ergänzung der Selbstbiographie; eine zweite Reihe von Prosaaufsätzen: „*Prosa. Neue Folge*“; der lyrische Nachlaß (herausgegeben von unseres Dichters langjährigem Freunde Oskar Linke): „*Letzte Grüße aus Stiftinghaus*“; eine Sammlung venezianischer Geschichten: „*Was man sich in Venedig erzählt*“; endlich: „*Die Atomistik des Willens*“, jenes große Werk, welches Robert Hamerling als zweites mit „Homunkulus“ so lange in sich trug und das eine wissenschaftliche Kritik unserer modernen *Erkenntnis* werden sollte. Freilich ist dieses (von Dr. Adolf Harpf in Leoben herausgegebene) philosophische Werk nur ein Torso. Hamerling hätte für *dieses* Werk noch etliche Jahre leben müssen. So manches Kapitel wäre dann geändert, manches sicher auch gestrichen worden.

* * *

Hamerlings Äußeres bereits verriet den Denker und den — Asketen. „Hamerling“, so schildert uns den Fünfzigjährigen sein Freund Lemmermayer — „war mittelgroß, schlank und schmächtig, seine Kleidung sehr einfach. Wahrhaft imposant war sein Kopf. Das lange, schlicht zurückgekämmte weiße Haar fiel auf die schmalen Schultern herab; die Stirne war hoch und geistvoll, mächtige Gedankenbuckeln saßen über den buschigen Augenbrauen. Die schönen braunen Augen lagen tief in den überaus knöchernen Höhlen und wurden von einem inneren Feuer beseelt. Die Wangen waren sehr ein-

gefallen, das Kinn sprang energisch vor, er trug einen Schnurr- und kurzen Knebelbart, beide weiß. Stark entwickelt waren die Kinnladen. Das Gesicht hatte eine längliche Form und den Ausdruck einer Genialität, desgleichen man nicht leicht wieder finden wird. Man merkte, daß der Träger dieses Kopfes ein bedeutender Mensch sein müsse. Keine Photographie und kein Bild gibt den Ausdruck wieder . . . Sein Organ war tief und etwas rauh; es hatte den Anschein, als strenge ihn ein längeres Sprechen an. Er sprach ein legeres Hochdeutsch . . . Wie er so dasaß, vom fahlen Lampenlichte beschienen, glich er einem Wesen aus einer anderen Welt. Man hätte wie vor einem Dämon Furcht empfinden können, wenn seine Herzlichkeit dieses Gefühl nicht verscheucht hätte . . ." — „Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmut um ihn", äußert ergänzend Rosegger.

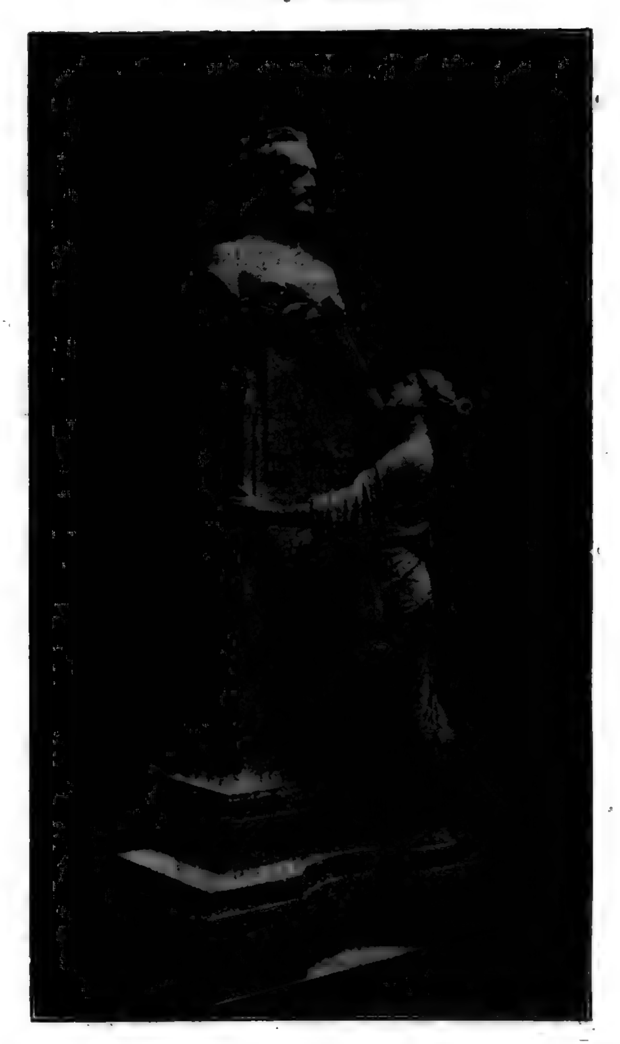
* *
*

Schon wenige Tage nach Hamerlings Tode tat sich zu Graz ein Ausschuß zur Errichtung eines groß geplanten Hamerling-Denkmals zusammen, das — als eine Art Nationaldenkmal gedacht — seine Aufstellung in Graz finden sollte. Da ward von Berlin aus eine Universitätsprofessorsstimme gebieterisch laut, die allen Ernstes Hamerlings Denkmalswürdigkeit bezweifelte. Man hat sich damals über diese Stimme gewaltig aufgeregt, denn sie verteilte vor allem nicht gerecht Licht und Dunkel nach ästhetisch eingehender Untersuchung, sondern verurteilte kurzweg: „Ich mag ihn nicht." Heute weiß von der Affäre nur noch der Literarhistoriker, denn die Wirkung jener Stimme war gleich Null.

Hatte unser Dichter schon bei Lebzeiten ein Denkmal auf dem Vereinsberge bei Schrems — Kirchberg am Walde benachbart — so ward ihm nach dem Tode Denkmal auf Denkmal gesetzt. Mitte Juli 1893 erstand das erste große Denkmal in Waidhofen an der Thaya, geschaffen von Professor

Hans Brandstetter: eine überlebensgroße, erzgegossene Gestalt auf hohem granitnem Sockel. Wenige Monate später stellte Stift Zwettl im Präfekturgang des Sängerknaben-Konviktes eine Marmorbüste des Dichters auf. August 1897 ward in Mürzzuschlag auf Anregung des dortigen kunstsinnigen Hoteliers Toni Schruf an einer idyllischen Stelle am Ufer der Mürz ein Hamerlingdenkmal (von Bildhauer Einspinner) errichtet. Seit Oktober 1899 steht im Kremser Staatsgymnasium eine künstlerische Büste. Mai 1904 ward in Graz im Stadtparke die, wie oben betont, als Nationaldenkmal zustande gekommene herrliche Marmorfigur Prof. Kundtmanns enthüllt. Sommer 1909 ward in Karlstift am Fuße des Aichelberges (im nördlichen Waldviertel) ein mächtiger Obelisk mit großem erzgegossenem Porträtmedaillon feierlichst aufgestellt, und wenn vorliegende Zeilen gedruckt vorliegen, dürfte bereits auf dem Hamerlingplatze in Wien Scherpes Hamerlingdenkmal Enthüllung gefunden haben, ein Denkmal, das ohne weiteres an Schönheit und Originalität mit dem Grillparzerdenkmal im Wiener Volksgarten wird zu konkurrieren vermögen. Gleichzeitig arbeitet gegenwärtig (Frühjahr 1910) Prof. Brandstetter an einer Marmorstatue des Dichters, die in den Kampanlagen der Stadt Zwettl ihren Platz finden soll.

Straßen auf Straßen und Plätze auf Plätze in den verschiedensten Orten Österreichs wurden nach unserem Dichter benannt — zahlreich sind die Gedenktafeln ihm zu Ehren an Häusern, die um seinetwillen ehrwürdig — im Waldviertel, in Graz, in Triest — nur lediglich in Kirchberg am Walde, dem Geburtsorte des Dichters, da will es uns scheinen, als ob der Genius der Pietät das Antlitz tief verhüllen müßte, denn Hamerlings (noch keineswegs baufälliges) Geburtshaus daselbst ward 1890 von seinem Besitzer niedergerissen und der an seiner Stelle Hamerling zu Ehren errichtete Neubau vermag über die schwere Pietätlosigkeit — Demolierung des Geburtshauses! — wahrhaft nicht hinwegzutäuschen.



**Das (gegenwärtige) Grabdenkmal Hamerlings, modelliert von Prof. Hans Brandstetter. — Enthüllt Juli 1902.**

(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Spalke & Kluge in Graz.)

Lange ruhte unseres Dichters Staub auf dem Grazer St. Leonhardfriedhof in einem Erdgrabe, gekennzeichnet durch einen schlichten, niederen Stein, den aber rote Rosen und Vergißmeinnicht, die duftigen Zeugen der Liebe und des Gedenkens, eng umblühten. Herbst 1901 am 24. Oktober aber wurden Hamerlings Erdenreste exhumiert und auf demselben Friedhofe in einer Ehrengruft beigesetzt, welche seit Juli 1902 ein kostbares Grabdenkmal Brandstetters ziert. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß bei der Exhumierung der Leiche etwas pietätvoller mit des Dichters Schädel umgegangen worden wäre . . .

Im Sterbehause schließlich aber hat Frau Klothilde Gstirner ein stolzes Hamerlingmuseum errichtet, eine Sammlung, die in der Reihe der Dichtermuseen an Reichhaltigkeit nicht ihresgleichen hat, selbst das Scheffelmuseum Anton Breitners in Mattsee weit überflügelt. Gegenwärtig — nach Frau Klothilde Gstirners Tod — werden die Schätze dieses Hamerlingmuseums von des Dichters Erbin, Fräulein Berta Seeger, aufs treueste gehütet.

* *

*

Robert Hamerling in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes den ihm gebührenden definitiven Rang anzuweisen, ist wohl erst einer kommenden Zeit vorbehalten. „Das Urteil über Hamerlings dichterische Bedeutung", äußert durchaus objektiv Hofrat Ernst Gnad, „schwankt noch sichtlich zwischen warmer Bewunderung und ablehnender Geringschätzung . . . Allein man kann doch behaupten, daß bei unbefangener Hingebung an seine Werke sich für die ihm zuteil gewordene Anerkennung, vielleicht Überschätzung leichter überzeugende Gründe finden lassen, als für die schroffe Ablehnung, die doch nur möglich ist bei wissentlicher Nichtbeachtung vieler hervorragenden Eigenschaften, die Hamerling nur mit auserwählten Lieblingen der

Muse teilt ... Ihn vollends, lobend oder tadelnd, in Bausch und Bogen in die große literarische Totenkiste der Nachahmer und Epigonen zu werfen, geht noch weniger an. Denn dafür ist Robert Hamerling eine viel zu eigenartige und scharf ausgeprägte dichterische Persönlichkeit, von der sich jeder nach seinem Geschmack angezogen oder abgestoßen fühlen mag ...“

Wien, Frühjahr 1910.

**Michael Maria Rabenlechner.**

# Literatur.

Eine umfassende erschöpfende Hamerling-Bibliographie ist noch ausständig.

Was Böck-Gnadenau im 4. Bande seiner „ungedruckten Briefe“ bietet, ist zwar sehr fleißig gearbeitet, aber nicht vollständig; dasselbe gilt von der Bibliographie, die Schierbaum seiner geistvollen „Ahasver“-Studie beigegeben.

Im nachfolgenden werden (um das Zitieren [unter dem Text] im ersten und den folgenden Bänden unserer Ausgabe zu vermeiden) aus der reichen Literatur über Hamerling und seine Werke eine kleine Reihe von maßgebenden Quellenarbeiten (alphabetisch nach den Namen ihrer Verfasser) angeführt.

Obgleich voranstehende biographische Skizze für weitere Kreise berechnet ist, übersah sie doch trotz ihrer Kürze kaum Wesentliches, wie auch die (umfangreicheren) Einleitungen zu den einzelnen Werken in den folgenden Bänden auf einschlägiger Literatur basieren. (Die bisher unbekannten und ungedruckten Briefe Hamerlings an seinen Verleger J. F. Richter sind übrigens in diesen Einleitungen zum erstenmal berücksichtigt.)


Allram, Josef, Aus der Heimat Hamerlings. Wien 1890. 2., vermehrte Aufl. 1893.

Böck-Gnadenau, J., Ungedruckte Briefe von Rob. Hamerling, 4 Bde. Wien, o. J. (1897—1901).

Brukner, B., Hamerling als Erzieher. Hamburg 1893.

Dörfler, St., Hamerling als Lyriker, Programm des Staatsgymnasiums in Nikolsburg 1909.

Ehlen, Ottilie, Briefe Robert Hamerlings über seine satirische Dichtung „Homunkulus“, Österreichische Rundschau XVIII, 4.

Franzos, K. E., Zur Erinnerung an Robert Hamerling, „Deutsche Dichtung“ VI, 11. u. 12.

Gnad, E., über Robert Hamerlings Lyrik. Graz 1891. (Die Studie ist dann später aufgenommen unter dem Titel „Robert Hamerling als Lyriker" in des Verfassers „Literarische Essays", Neue Folge, Wien 1895.)

Gnad, A., Robert Hamerling als Dramatiker, in „Literarische Essays", Neue Folge, Wien 1895. (Die Studie ist ursprünglich erschienen in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" [München] 1894.)

Goldscheider, Bela (i. e.: Balduin Groller), Robert Hamerlings „Ahasver in Rom". Wien 1869.

Gstirner, Klothilde, Denkwürdigkeiten, „Heimgarten" (Graz) XXXII., S. 583 ff., S. 684 ff., S. 764 ff.

Halusa, Tezelin, P., R. Hamerling, ein Dichterbild aus Österreich. Hamm i. W. 1901 (in der Sammlung „Frankfurter zeitgemäße Broschüren").

Kienzl, Wilhelm, Erinnerungen an Robert Hamerling und andere Poeten, „Deutsche Revue" (Stuttgart), Okt. 1900.

Kleinert, K. E., Robert Hamerling, ein Dichter der Schönheit. Hamburg 1889. (89. Heft der Virchow-Wattenbachschen Sammlung gemeinverständlich-wissenschaftlicher Vorträge.)

Knauer, V., Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling, Vorlesungen gehalten an der Wiener Universität. Wien und Leipzig 1892.

— Robert Hamerling gegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns. Vortrag, gehalten in der Philosophischen Gesellschaft der k. k. Wiener Universität am 12. Dezember 1891. Wien und Leipzig 1892.

Landsteiner, K., Hans Makart und Rob. Hamerling, zwei Repräsentanten moderner Kunst. Wien 1873.

Lemmermayer, Fritz, Persönliche Erinnerungen an R. Hamerling. „Deutsche Revue", (Stuttgart) 1896, S. 177ff. u. 307ff.

Marchand, Alfred, Les poetes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études biographiques et littéraires. Paris 1886. (Maurice Hartmann — Josephine Knorr — Hamerling.)

Möser, A., Meine Beziehungen zu R. Hamerling und dessen Briefe an mich. Berlin 1890.

Müller-Gutenbrunn, A., Robert Hamerling, „Im Jahrhundert Grillparzers", S. 137ff.

Müllner, Laurenz, Hamerlings Aspasia, „Literatur- und kunstkritische Studien". Wien 1895, S. 3ff. (Die Studie ist ursprünglich im „Vaterland" [Wien] als Feuilleton erschienen.)

Payer, R. v., Hamerling als Gymnasiallehrer, „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" V, S. 293ff.

Rabenlechner, M. M., Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Ein Beitrag zur Geschichte seines Zwettler Aufenthalts. (Hamburg 1896, 245. Heft der Virchow-Wattenbachschen Sammlung gemeinverständlich-wissenschaftlicher Vorträge.)

— Hamerling, sein Leben und seine Werke, I. Band: Hamerlings Jugend. Mit Benutzung ungedruckten Materials. Hamburg 1896.

— „Hamerling als Schottengymnasiast" in der „Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, gewidmet von ehemaligen Schülern". Wien 1907, S. 242ff.

— Ein bisher unveröffentlichtes Jugenddrama Hamerlings „Die Märtyrer", in „Literaturbilder der Gegenwart", herausgegeben von A. Breitner I. Dresden 1901.

— Eine historische Seminararbeit Hamerlings: „Mohammeds Leben und Lehre", Programm des k. k. Carl Ludwig-Gymnasiums im XII. Bezirke in Wien (1909).

— Verschollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken: Des Dichters Triester Programmaufsätze. Eine Studie (unter Benutzung von Hamerlings bezüglichen Nachlaßpapieren), Programm des Triester k. k. Staatsgymnasiums 1900.

— Hamerlings Tragödie „Danton und Robespierre" und die Geschichte. Eine Studie, Programm des k. k. Carl Ludwig-Gymnasiums in Wien 1906.

— Minona, „Tagespost", Graz, 10. Juni 1906 (Feuilleton).

Rausch, Karl, Neues von Robert Hamerling (Heimatreise 1867), „Neues Wiener Journal" vom 27. März 1910.

Rosegger, P., Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Wien 1891. (Ursprünglich veröffentlicht im XIV. Jahrgange des „Heimgarten" [Graz], und daselbst viel umfangreicher wie in Buchform.)

— Briefwechsel zwischen R. Hamerling und Peter Rosegger („Heimgarten" [Graz] XXVI, S. 373ff., 458ff., 533ff., 616ff., 695ff., 780ff., 861ff., 944ff.).

Sacher-Masoch, L. v., Erinnerungen an Rob. Hamerling. „Gegenwart". (Berlin) 1894. Nr. 42, S. 230ff.

Sadger, J., Die Leiden Robert Hamerlings, Feuilleton der „Wiener Medizinischen Presse, 1898, 9 u. 10.

— Robert Hamerling, eine ärztliche Studie. „Die Wage". (Wien) 1898, S. 145ff. u. 165ff.

Schierbaum, Heinr., Robert Hamerlings Dichtung „Ahasver in Rom". Eine literarische Studie (1. Bändchen von „Literarische Ernte", Sammlung literar-historischer Essays). Münster 1909.

Schlossar, A., Hamerling-Erinnerungen. Neue Mitteilungen über den Dichter nebst ungedruckten Briefen von demselben und berühmten seiner Zeitgenossen. „Deutsche Revue" (Stuttgart), 1895, S. 343 ff.

— Ungedruckte Briefe Robert Hamerlings an Otto Spielberg, „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", XV, S. 61 ff.

Spektator (i. e.: Moriz Necker), Hamerling ein Erzieher? „Magazin für Literatur", 1890, Nr. 20.

Sturm, Bruno, Zur Bühnenbearbeitung von Hamerlings „Danton und Robespierre", in „Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte, VIII" (herausgegeben von A. Breitner). Wien 1905. (Auch als Separatum erschienen.)

Tausig, P., Eine verschollene Jugendarbeit Robert Hamerlings („Über Rittertum und Minnegesang") im Feuilleton der „Badner Zeitung" (Baden bei Wien) vom 18., 25., 28. Dezember 1907 und 4. Januar 1908; vom Satze wurden 200 Separata als Privatdruck hergestellt unter dem Titel „Eine verschollene Jugendarbeit Robert Hamerlings, mitgeteilt von Paul Tausig (als Manuskript gedruckt). Wien 1908." (49 S. in 12°.)

Tebbe, Heinrich, Hamerlings Dichtung „Der König von Sion" und ihre geschichtliche Grundlage. Programm des Königl. Paulinischen Gymnasiums in Münster 1893.

Thaler, Karl v., Briefe von R. Hamerling, „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", XIII, S. 242 ff.

Vancsa, M., Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit. Nach der Widmungshandschrift herausgegeben in der „Neuen Folge" Nr. 1 der allgemeinen Bücherei der österreich. Leo-Gesellschaft. Stuttgart u. Wien 1901.

— Eine ungedruckte historische Jugendarbeit Robert Hamerlings (Leben und Charakter des L. Aelius Sejanus) in der „Österreichischen Revue", 13. Bd., 1892, 1. Heft, S. 63 ff.

Wastian, Franz, Robert Hamerling als deutsche Bühnengestalt, „Tagespost" Graz, 13. Juli 1909. (Als Ergänzung hierzu „Hamerling auf der Bühne", „Vossische Zeitung", Berlin, 16. Juli 1909.)

F. W. (i. e.: Feodor Wehl), Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurteilung. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin, o. J. (1870).

Wichner, J., Über Rob. Hamerlings „Ahasver in Rom", Programm des Staatsgymnasiums in Krems 1900.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

## Zweiter Band.

Inhalt: Venus im Exil. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Germanenzug.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

„Be
Öffentlich
Jahre sch
die letzte
reichen f
aber wir
halber vo
Monate
„Auror
diese Tite
„les die
Hamerlin
Dezembe
Epoche
Das
Bändchen
Exil.
lyrischem
1858.)

---

*) Lie
lauf der Li
nicht", „O
„Ihr Auge
des Schöne
Leid", „Sp
„Im Spieg
(Zwischen

# Venus im Exil.

## Ein Gedicht in fünf Gesängen.

Zieh' hin, ein heiliger Bote,
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
Vom kommenden Reiche des Schönen.

---

## Einleitung des Herausgebers.

„Venus im Exil“ ist das erste größere (von ihm für die Öffentlichkeit bestimmte) Werk Hamerlings. Mit seinem siebenten Jahre schrieb er sein erstes Gedicht, sechsundzwanzigjährig legte er die letzte Feile an seine „Venus“. Die Keime zu diesem Werkchen reichen freilich zurück in Hamerlings Jünglingszeit — ausgeführt aber wird der Plan erst Venedig 1856, wo unser Dichter (krankheitshalber vom Dienste als Triester Gymnasiallehrer suspendiert) einige Monate erholungshalber verbringt. Ursprünglich wollte er das Werk „Aurora“ betiteln, nannte es aber dann „Venus im Exil“ — und diese Titelwahl mag wohl etwas beeinflußt worden sein durch Heines „les dieux en exil“, wie ja Heine überhaupt auf den jungen Hamerling maßgebenden Einfluß geübt. (So schreibt er unterm 11. Dezember 1849 ins Tagebuch „.... Heines Buch der Lieder macht Epoche in meiner geistigen Entwicklung“ ....)

Das Werk erschien erst 1858 als ein kleines graukartoniertes Bändchen (mit geschmackvoller Außentitelzeichnung): „Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Robert Hamerling. Mit lyrischem Anhang*).“ (Prag und Leipzig, Verlag von J. L. Kober, 1858.) —

*) Lieder: „Am Strande“, „Mit dem Strome“, „Gondelfahrt“, „Der Kreislauf der Liebe“, „Erinnerung“, „Minnelied“, „Die Brücke“, „O trockne diese Träne nicht“, „O gib die Seele mir zurück“; Liebesdithyramben: „Ihre Stimme“, „Ihr Auge“, „Ihr Kuß“; Sonette: „Von wannen?“, „Sehnsucht“, „Im Dienste des Schönen“, „Das Schöne“, „Sterben für ein Schönes“, „Lenzesgabe“, „Seliges Leid“, „Spiel der Blicke“, „Besorgnis“, „Die Rosenknospen“, Flatternde Locken“, „Im Spiegel“; Oden: „Das Leben“, „Der Adler“, „Um Mitternacht“. Ghasele: (Zwischen Erd' und Himmel gehen).

In der „Anmerkung" zu den „gesammelten kleinern Dichtungen" („Venus im Exil", „Schwanenlied der Romantik", „Germanenzug") äußert der Dichter bezüglich seines Erstlingswerkes: „Auf den letzten Blättern ist ein Resultat ausgesprochen, in welchem ich das letzte und höchste erkenne, zu welchem auf dem Wege zur Lösung des großen Rätsels das spekulative Ringen des Menschengeistes gelangen mag." Und in seiner Selbstbiographie betont der Dichter in längerer Ausführung:

„Zieh hin, ein heiliger Bote,
Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
Vom kommenden Reiche des Schönen."

„Mit diesen Versen, die aus meiner frühesten Jugend stammen und ich der ‚Venus im Exil' als Motto vorsetzte, kennzeichnete ich, was ich als meine poetische Sendung erkannte. Das Werk ist von bescheidnem Umfang; aber es enthält das Wesentliche meiner ganzen Weltanschauung, das Programm meines ganzen weitern Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiet. Es ist hervorgegangen aus dem lebhaften Widerstreite meines Empfindens gegen die herkömmliche Ansicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geist und Natur unversöhnliche Gegensätze seien. Das Ideale sollte aufgezeigt werden als das, was anzustreben, aber nicht *dadurch* zu erreichen ist, daß man vom Anbeginn das Natürliche und Wirkliche von sich stößt und mißachtet, die Natur als einen ‚Sündenfall', als einen *Abfall* vom Geiste und der Idee betrachtet. ... In meinem Wesen lag von Anfang an ein starker realistischer Zug neben dem idealistischen — nicht im feindlichen Widerstreit des einen gegen den andern, sondern in wirklicher *Harmonie*: woran nur solche zweifeln konnten, welche für ‚unklar' an und für sich und in *mir* hielten, was zufällig ihnen unklar blieb. Für ein Schweben und Schwärmen in Nebelgebilden des Überirdischen, losgetrennt vom Irdischen, war ich nicht geschaffen; das rein und echt Menschliche, das geistverklärte, aber lebendige, blutwarme Dasein erschien mir immer auch fähig, das Ideal — wenn auch nur *vorübergehend* — in sich zu verkörpern. Daß diese Verkörperung eben nur eine vorübergehende, eine hinfällige und überdies eine seltne ist — läßt den stimmungsvollen Klagen der Lyriker über den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit trotz des Gesagten noch immer ein volles Maß von Berechtigung. Auch rechtfertigt diese Beschränktheit des Irdischen es vollkommen, daß der Stufengang des unendlichen menschlichen Sehnens und Strebens

von den nur flüchtigen, hinfälligen Verkörperungen des Ideals sich zu immer Höherm erhebt, bis zu einem wenigstens im poetischen Sinne Unendlichen: nur daß dies Unendliche doch eben auch wieder als ein Wirkliches, nicht als ein bloßer abstrakter Begriff zu fassen ist . . . Man übersehe nicht, daß der Aufschwung vom Teil zum Ganzen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen immer noch im Bereich des Wirklichen bleibt, daß die Rede ist von der wirklichen Herrlichkeit des Weltganzen, von einem anzustrebenden wirklichen Reich des Schönen, der ‚Versöhnung von Geist und Materie auf Erden‘. Auch was ich ‚Allwille‘, ‚Alleben‘ nenne, ist mir etwas Wirkliches.“

Diese nun in „Venus im Exil“ gepredigte Weltanschauung ruht demnach auf entschieden antimaterialistischer Basis und zeigt auch eine antipessimistische Physiognomie. Freilich ist sie ein mehr weniger deutlich abgegebenes „Diesseits“-Bekenntnis — doch ist es immerhin ein merkwürdiges Wort: „Was ich Allwille, Alleben nenne, ist nur etwas Wirkliches.“ Da ist nun eine Äußerung Hamerlings an Prof. Dr. Vincenz Knauer von Interesse. Dr. Vincenz Knauer las Sommersemester 1901 an der Universität in Wien ein Kolleg „Hamerling als Philosoph“. Er ließ die bezüglichen Vorlesungen drucken*). Die in Betracht kommende (letzte) Vorlesung — Knauer hat just diese letzte Vorlesung in der Wiener philosophischen Gesellschaft wiederholt und sogar auch separat publiziert**) — enthält eine bedeutsame Stelle über eben diesen Allwillen; Dr. Knauer äußert: „. . . Die ‚Ergebung in den Allwillen‘ hat bedenkliches Kopfschütteln erregt, da man in diesem eine neue Auflage von Schopenhauers ‚blindem Weltwillen‘ zu sehen glaubt. Sie, meine Herren, haben gesehen, daß die Philosophie Hamerlings direkt gegen diesen plan- und ziellosen blinden Weltwillen gerichtet ist. Ich glaube darum hierüber kein Wort verlieren zu sollen. Wohl aber möchte ich nochmals betonen, daß es nach Hamerlings ‚Atomistik des Willens‘ kein Akzidens ohne Substanz, kein Wirken ohne Wirkendes, daher auch kein Wollen ohne ein reales Wollendes gibt und geben kann. Wie nun das im „Allwillen“ sich betätigende Reale zu benennen sei, darüber hat sich Hamerling aus einer mir selbst nur zu begreiflichen

*) Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Vorlesungen, gehalten an der k. k. Wiener Universität von Vincenz Knauer. Wien und Leipzig 1892.

**) Robert Hamerling gegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns. Vortrag, gehalten in der philosophischen Gesellschaft der k. k. Wiener Universität am 12. Dezember 1891 von Vincenz Knauer. Wien und Leipzig 1892.

Scheu, das theologische Gebiet zu betreten, nirgends ausgesprochen. Wenn aber der Gläubige anstatt ‚Ergebung in den Allwillen‘ etwa sagen will ‚*Ergebung in Gottes heiligen Vaterwillen*‘, so hat Robert Hamerling dagegen nicht das geringste einzuwenden. Ich kann das mit aller Bestimmtheit sagen, *bin von Hamerling selbst dazu autorisiert.*“ Dieses Wort ist bedeutungsvoll. Aber der (freilich etwas mystische) Schlußgesang von „Venus im Exil“ ist ein ausgesprochner *Pantheismus* und der daselbst gepredigte „Allwille“ kaum etwas andres als die auf reifer Erkenntnis fußende demütige Ergebung ins Unabänderlich-Notwendige. Der Held von „Venus im Exil“ kommt von Plato aus — gegen Plato — zu einer Theorie, wie sie Schopenhauer gepredigt, bleibt aber dabei freilich nicht stehen, sondern sucht ein versöhnenderes Ziel. (Robert Zimmermann nannte Hamerlings Philosophie kurzweg einen echten Schopenhauer mit Herbartschem Bluteinschlag).

Man mag nun den Resultaten Hamerlingscher Spekulation beipflichten oder nicht: — die *dichterisch-künstlerische* Bedeutung Hamerlings findet hierdurch keinen Abbruch, wie ja auch in seinem Kampfe gegen Materialismus und für ideale Lebensziele selbst der grundsätzlichste Gegner seiner Metaphysik Hamerling die Hand bieten darf.

---

Wo selbst im Leid des Glückes Stern mir glühte
Und, wie der Lotoskelch dem heil'gen Ganges,
Aufs neu' der Woge meines Schmerzensdranges
Das Lied entstieg als reine Lebensblüte:

Da quoll mir, was ich längst schon im Gemüte
Getragen, hin im Strome des Gesanges,
Zum Preis, wenn auch noch schmerzgedämpften Klanges,
Der Göttin, deren Zauber mich umsprühte.

In manchem Bild, das Dichter uns entrollten
Von ihrem langen schmerzlichen Exile,
Schien minder sie gefeiert als gescholten:

Wie mannigfach die Sage sie umspiele,
Mir hat im schönsten Sinne sie gegolten
Als Führerin zu höchstem Lebensziele!

Venedig 1856.

**Robert Hamerling.**

Was
W
Die
W
Was
W
Ein
Und

So
D
Ich
J
Der
D
Ja,
Ist

So
J
Wa
U
Ihr
J
Und
Vor

# Erster Gesang.

## Eros.

„Das ist der Schmerz des Alls, nur Kreatur zu sein!"
Platen.

„O Kreatur, unsel'ger Lebenszecher,
Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Becher!"

Was rauscht der Wald, nun Mond und Sterne glimmen?
Was flüstert still der Quell zu mir empor?
Die fernen Töne, die hierher verschwimmen,
Was schlagen sie so düster an mein Ohr?
Was wollt ihr, wundersam vertraute Stimmen?
Wie stimm' ich ein in euren leisen Chor? —
Ein Seufzer hat sich meiner Brust entwunden
Und siehe da — der Einklang ist gefunden!

So ist ein Seufzer alles ird'sche Leben,
Der unverstanden in sich selbst erlischt?
Ich fühl' es — mit geheimem Todesbeben
Ist alle Lebenswonne stets gemischt.
Der Sphären Klänge hör' ich niederschweben,
Doch ewig drein des Todes Schlange zischt;
Ja, was im All erklingt, ist tiefes Sehnen,
Ist Ton des Fallens ew'ger Liebestränen.

So seid mir denn gegrüßt als Schmerzgenossen,
Ihr Wellen, klagend unbegriffne Pein;
Waldblumen ihr, von Schmerzestau begossen,
Und du vom Ach der Luft durchrauschter Hain;
Ihr seid gleich mir ins Sein hinausgestoßen,
Ins qualenvolle, ruhelose Sein
Und harrt gleich mir des Heilands, der vom Bösen,
Von Schmerz und Tod soll die Natur erlösen.

Doch neidet' ich, wie oft, dem Aar die Schwingen,
  Dem Schwan die Silberwelle, die ihn trug,
Der Nachtigall die Kunst, sich auszuklingen,
  Den Wolken ihren mondbeglänzten Zug,
Den Winden, die von Pol zu Pole dringen,
  In Freiheit atmend, ihren Ätherflug:
Ob die Natur im Innersten auch leide,
Der Menschenbrust gereicht sie doch zum Neide.

Denn Leben ist ja Schmerz und Schmerz ist Leben:
  So ist denn höhres Leben höhrer Schmerz;
Von allen Kreaturen, die da beben,
  Ist die unseligste das Menschenherz;
*Unendliches* Gefühl ist ihm gegeben,
  So trifft *unendlich* es des Pfeiles Erz:
Wie lockend es die Lebensflut umschäume,
Ihm bleiben nur die Tränen und die Träume.

Des Wissens Born erschloß mir seine Tiefen,
  Ich stieg hinab in des Gedankens Schacht;
Doch ob auch meines Herzens Triebe *schliefen*,
  Sie *träumten* von des Lebens lichter Pracht;
Mir war, als ob mich Liebesstimmen riefen,
  Und nie behielt mich ganz die schwarze Nacht:
Was einzig ich zum Lohne solchen Strebens
Gesucht, es war *die goldne Spur des Lebens*.

Ja, *Leben*, du mein Lieb, das ich in Träumen
  Erschaut, stets folg' ich ahnend deiner Spur;
Mir rauscht dein Liebeswort aus blüh'nden Bäumen,
  Dein Auge winkt mir aus der Sternenflur;
Dein Antlitz dämmert mir in Wellenschäumen,
  Doch ewig grüßest du von fern mich nur.
Soll ich begnügen mich mit Liebeszeichen
Und nimmermehr dich selbst, mein Lieb, erreichen?

Doch ach, was such' ich Namen dem zu geben,
  Wonach mein Sehnen ewig sucht und fragt?
Ich hab' es Glück genannt, ich nenn' es Leben,
  Doch weiß ich selbst, was dieser Name sagt?
Es ist ein unerfaßlich glühend Streben,
  Das mich durch alle Näh' und Ferne jagt.

Den Drang, in dem die Menschenherzen pochen,
Hat ganz und klar kein Mund noch ausgesprochen.

Ich sehne mich nach glühendem Umfangen,
  Nach heißem Kuß, nach Rast an trauter Brust,
Nach duft'gen Locken, warmen Liebeswangen,
  Ich sehne mich nach ungemeßner Lust;
Dann kommt nach Geistesflügen mir Verlangen,
  Mein Denken läßt zurück der Erde Wust;
Dann faßt mich Tatendurst, dann, selbstvergessen,
Wünsch' ich, es rauschten mich in Schlaf Zypressen.

Vom Berge lockt es mich zum stillen Tale
  Und aus der Waldschlucht nach besonnten Höhn;
Von Wäldern träum' ich im geschmückten Saale,
  Von Städtepracht an tannendunklen Seen.
Ja, Fernes glänzt in wunderbarem Strahle
  Und stets erscheint, was ich entbehre, schön.
Was ich ergreife, und wohin ich wandre,
Wenn eines ich erreicht, mir fehlt das andre!

Das ist's — daß mir ein Allverlangen stille
  Dies einzelne, wie wär' es möglich? Nein!
Unendlich ist das Denken und der Wille
  Und endlich, endlich nur ist Kraft und Sein.
Ob auch vielnam'gem Leid die Träne quille,
  Der einz'ge Schmerz ist — Kreatur zu sein!
O Kreatur, unsel'ger Lebenszecher,
Dein Durst ist endlos, endlich ist dein Becher!

Könnt' ich das All wie eine Perle trinken
  Im Götterweine der Unendlichkeit,
Dann dürfte meinem Durste Stillung winken
  Und Labe meiner Sehnsucht tiefem Leid.
So aber kann ich nur darein versinken,
  Will ich erlösen mich von Raum und Zeit
Und als ein Tropfen, der aus Flutabgründen
Emporgewallt, zurück ins Ganze münden.

Wie gerne schlöss' ich diese Augenlider!
  O Hades, öffne mir dein dunkles Tor!

Verschlinge mich, o Nacht des Nichtseins, wieder,
Nehmt, Ungeborne, mich in euren Chor!
Zieh, Stromeswirbel, mich in Grüfte nieder,
Reiß, Adler, mich ins leere Nichts empor!
Willst *du* dich, Felsenabgrund, mein erbarmen?
O nimm mich auf mit offnen Todesarmen! —

So hallt die Klage. Schmerzlicher erzittern
Der Bäume Kronen um die Felsenkluft;
Das Mondlicht schmückt mit bleichen Glanzes Flittern
Des Abgrunds öde, gähnend offne Gruft.
Die Vögel scheinen Hauch des Tods zu wittern,
Die Blume welkt und hält an sich den Duft.
Der Jüngling tritt heran zum schwarzen Schlunde
Und blickt hinab nach seinem Schaudergrunde.

Er blickt hinab so kühl und todeslüstern;
Tönt ihm kein trautes Liebeswort: O bleib'?
Doch horch, im Laube rauscht ein seltsam Flüstern,
Er wendet sich — da hebt ein holder Leib
Sich los vom Grund, wo tiefre Schatten düstern,
Gespenstig dämmert ihm ein hohes Weib:
Schön wie die reizendste der Jovisbräute,
Bleich wie Persephone, des Hades Beute.

„Wer lockt mich“, ruft er, „von des Todes Pforte
Zurück und stimmt mein Herz noch einmal weich?
Wer bist du? Künd' es mir mit *einem* Worte;
Warum bist du so traurig und so bleich?
Trat'st du hervor aus dunklem Kerkerorte?
Entließ dich Pluton aus dem finstern Reich?
Bist du der Engel, führend in die Stille
Des Todes, oder künft'gen Seins Sibylle?“

Und wie er wagt ins Antlitz ihr zu schauen,
Erbebt sein Herz in unbegriffner Pein;
In Sehnsuchtstränen meint er hinzutauen,
Der Wehmut düstrer Schleier hüllt ihn ein.
Dann wieder ist's, als ob das dunkle Grauen
Durchwebte dämmernd lichter Rosenschein,
Und mitten in der Qual des Todesbebens
Durchzittert's ihn wie Ahnung höchsten Lebens.

„Winkst du", so ruft er mit geheimen Grüßen,
„Zum Leben oder Tode mir so traut?
Ja, brechen wird mein sterblich Auge müssen,
Weil es zuviel des Göttlichen geschaut.
So laß mich sterbend sinken dir zu Füßen,
Im Tod grüßt jubelnd dich mein Herz als Braut!"
Er ruft's und strebt zu ihr und sieht entschwinden
Ihr Bild wie Nebelduft in Morgenwinden.

„Auch du," seufzt er, „auch du mußt mir entschweben?
Und ich — wie ward mir doch? Ich fass' es kaum!
Ich kann nicht sterben mehr, ich kann nicht leben,
Verloren ganz in traurig süßen Traum.
Nach jenem holden Bilde will ich streben,
Will suchend gehn bis an des Meeres Saum.
Ich fühl' in mir den Todespfeil der Liebe,
Wandernd verblut' ich wohl in süßem Triebe." —

Bleich, düster geht er tief in Waldesgrund,
Wo Tannen ihn am dichtesten umgattern;
Er setzt den Fuß auf Schwindelhöhn, wo rund
Ums Haupt ihm krächzend nächt'ge Vögel flattern;
Er steigt hinab in schwarzer Tale Schlund,
Wo Molche züngelnd ruhn gestreckt und Nattern;
Sein Fuß ritzt strauchelnd sich am Steingerölle —
Er achtet's nicht, er ginge durch die Hölle.

Und wie er bahnlos schweift im Ungewissen,
Dringt leises Rauschen fern zu ihm heran;
Er tritt hervor aus Waldesfinsternissen
Und steht auf mondeshellem Hügelplan.
Ein Strom, der manch granitne Haft zerrissen,
Geht breiter hier und stiller seine Bahn.
Von Felsen starrt es wild im Stromestale,
Aufragend in des Mondes bleichem Strahle.

Der Jüngling grüßt den Strom mit frohem Lauschen;
Was ist wie Stromestiefe hold und rein?
Urweltlich wundersam tönt ihm ihr Rauschen
Und unersättlich blickt sein Aug' hinein;
Und sanft beginnt er Klagen auszutauschen
Mit ihr, sie lullt in Träume sanft ihn ein.

So traut berührt der Flut geheimes Leben
Ein Menschenherz, der Liebe hingegeben.

Doch horch! Aus Träumen, die ihn hold umspinnen,
Weckt ihn ein Klang, der durch die Lüfte bebt;
Ist's Elfenzauber, der betörten Sinnen
Aus Mondesstrahlen Truggebilde webt?
Dort ruht das Götterweib auf Felsenzinnen,
Ihr wallendes Gelock im Winde schwebt!
Und wundersam entquillt dem Mund der Schönen
Ein lockend Lied in leisen Zaubertönen.

Der Sterne Reigen hält und lauscht dem Klingen,
Es staunt und zaudert und erwärmt die Flut;
Die Winde senken lauschend ihre Schwingen,
Der rauhe Fels erglüht in Rosenglut.
Den Jüngling faßt das zauberische Singen
Betörend an, ihm siedet heiß das Blut.
Hinüberschwimmen will er liebestrunken —
Der Sang verhallt, der Felsen ist versunken.

Sein Auge bleibt geheftet an die Stelle,
Die allzu rasch das holde Bild verschlang;
Da wogt die Flut in goldner Sternenhelle,
Wie angeregt von wunderbarem Drang.
Zu flüstern allgemach beginnt die Welle
Und aus der Tiefe kommt's wie Liebesklang.
Der Jüngling horcht betört den Zaubertönen,
In Sehnsucht schmachtend nach der bleichen Schönen.

„Bist du es," ruft er, „die mir im Gebrause
Der Wellen singt ein lockendes O komm?
Wohnst du da unten im kristallnen Hause?
Wölbt sich zur Grotte dir der Silberstrom?
Bei dir, ach, in geheimster Felsenklause,
Was fragt' ich nach des Äthers lichtem Dom?
O nimm mich auf, laß mich nicht länger schweben
In wirrem Traum — gib Tod mir oder Leben!"

Da winkt's und lächelt's, singt's und flüstert's leise
Und lockt ihn mächtig in die Flut hinab;
Stets dringender ertönt die süße Weise,
Stets enger ihn das Zaubernetz umgab.

„Du ziehst mich," ruft er, „Strom! in deine Kreise,
O, würdest du mir Brautbett oder Grab!
Ach, nur zum Spotte locken süße Lieder
Zu ihr mich in kristallne Tiefen nieder!" —

Er ruft's und süß antwortend trifft im Schweigen
Der Mondnacht leiser Geistersang sein Ohr;
Es wogt der Strom und aus der Tiefe steigen
Verlockende Gebilde sacht empor;
Und flüsternd, singend, kosend schlingt den Reigen
Um den Erbebenden ein luft'ger Chor:
Verkörpert sich im Mondesglanz entfalten
Sehnsücht'ger Ahnung heilige Gewalten.

Dem Zauber lauscht, der aus den Demantfunken
Des mondbeglänzten Schaumes klingt und sprüht,
Der Jüngling und es fühlt sein Herz sich trunken
Vom Strahl ersehnten Glückes angeglüht.
Hold eingelullt ist er dahingesunken
In wonnig tiefen Schlummer und ihm blüht,
Wie hold um ihn der Nixen Chöre schweben,
In goldnem Traum ein wunderbares Leben.

---

## Zweiter Gesang.

## Die Göttin.

„Ruht er, Göttliche, nun auf deinem geheiligten Schoße,
Neige dich über ihn hin und gieße die liebliche Rede
Über ihn aus" — — — —

Lukrez I. 39.

„Urania ist sie dort, hier Aphrodite." —

Nun laß zurück den Schauder, laß das Trauern,
Du bist entrückt der Erde dunklem Wust;
Es ist dein Herz gereift in Todesschauern
Und Sehnsuchtspeinen zu olymp'scher Lust.
Umwölbt hier von der Flut kristallnen Mauern,
Eröffne dem ersehnten Glück die Brust!
Du starbst der Welt, ich will zurück dich geben
Dem lichten Sein zu neuem sel'gen Leben.

So spricht zum Jüngling in der holden Kühle
Der Stromesgrotte die Betörerin;
Die Welle schmiegt sich ihr zu weichem Pfühle
Und wölbt zur Grotte sich, zum Baldachin;
Es reiht ihr Perlenkränze das Gewühle
Der Flut und streut ihr Demant und Rubin.
Ein rosig Licht umwallt die Göttergleiche
Und küßt ihr Angesicht, das schöne, bleiche.

Und so von scheuer Wellenflut umflossen,
Weltabgeschieden durch der Woge Spiel,
Hat Ruh' sich in des Jünglings Herz ergossen,
Als stünd' er an der Sehnsucht letztem Ziel.
„Wer bist du," frägt er, „die du mir erschlossen
Im Wellenreich, o Schönste, dies Asyl?
Bist eine du der Nixen, deren Weise
Oft Menschensöhne zog in ihre Kreise?"

„Was suchst du," ruft sie, „Namen mir zu geben?
Bin Nixe, bin Sirene, Waldesfee,
Bin Göttin, bin die Liebe, bin das Leben,
Bin, was du dir ersehnt in Sehnsuchtsweh.
Vielnamig schilt und preist mich menschlich Streben,
Es wechselt die Gestalt, in der ich geh'.
Verlangt dich mehr zu wissen, horch der Kunde,
Die nun dir tönen soll aus meinem Munde.

Entstiegen war den Wassern, lebensträcht'gen,
Das Feste, das in ihrem Schoß geruht;
Maßlos erquoll es, schwoll im Übermächt'gen,
Und formlos drängte sich die wilde Brut.
Unselig stand in diesem Grau'n, im nächt'gen,
Der Mensch, das jüngste Kind der Lebensflut.
Es klang ihm in des Werde Zauberspruche
Kein Segenswort, ihm scholl's gleich einem Fluche.

Da gärt' es noch einmal im Flutenschoße,
Und aus der Tiefe stieg ein Wunderbild:
Cytherens Reiz erglänzt, der mangellose,
Auf sterndurchblitzten Schaumes Lilienschild.
Wie fiel in ird'sche Flut die Himmelsrose?
Es staunen Meer und Himmel und Gefild',

Und jubelnd schlingen hoch in goldner Ferne
Den Liebesreigen Sonne, Mond und Sterne.

Es schäumt das Meer und tausend Liebesfunken
  Verspritzt die Purpurwoge, wo sie schwamm;
Maßloses fällt, wie dienstbar hingesunken,
  Und Häßliches verzehrt sich wie vor Scham.
Und alles schmiegt, hinblickend schönheittrunken,
  In holdes Maß sich, prangend wundersam;
Die Schrecken ruhn gebändigt; Reiz und Güte
Gehn lieblich auf in sel'ger Lebensblüte.

Das Göttliche berührt zum ersten Male
  Fühlbar die Welt, die todgeweiht sich schien;
Und angeglänzt von jenem sel'gen Strahle
  Sinkt still der Mensch in Lieb' und Freude hin.
Zum erstenmal ertönt im Erdentale
  Der Jubelruf: o Wonne, daß ich bin!
Nun lohnt sich's erst, zu ringen und zu streben,
Nun sind die Tage lieblich, süß das Leben.

Und wie die Herzen voll im Überschwange
  Zujauchzen diesem neugebornen Glanz,
Da wird der Ruf des Jubels zum Gesange,
  Der Sprung der Freude wird zum Reigentanz;
Da flechten zu harmonisch einem Klange
  Die Töne sich, der Blumenflor zum Kranz;
Und in des Rhythmus heiligen Gewalten
Erblühen Töne, Farben und Gestalten.

Herabgelockt auf irdische Gefilde,
  Aus Wolken tritt der Götter sel'ge Schar,
Holdwandelnd, schöne himmlische Gebilde,
  Die das Entzücken, nicht die Furcht gebar.
Von des Olympos Höhn begrüßen milde
  Die Erde sie, die aufblüht wunderbar;
Und staunend weilen die Uranionen
Und lagern freudig sich auf goldnen Thronen.

Die Göttin aber trägt aus wildem Tanze
  Der Wogen weißer Schwäne Glanzgefieder:
Hochthronend grüßen längst im Sternenkranze
  Venus Urania der Sphären Lieder;

Zur Erde aber schwebt in ird'schem Glanze
  Als Venus Aphrodite sie hernieder;
Urania ist sie dort, hier Aphrodite:
Dort kränzt sie Sternenglanz, hier Rosenblüte.

Und sie empfingen, als zu ird'schem Strande
  Sie her auf holdbewegter Woge schwamm,
Des schönen Hellas blüh'nde Meereilande,
  Wo ew'ger Lenz mit ihr den Wohnsitz nahm.
Drum blühte dort das Leben, nah' dem Brande
  Der Schönheitssonne, doppelt wundersam.
Und alle Genien kamen, alle guten,
Zu wiegen sich mit ihr auf goldnen Fluten.

Heroen streben, wert des Götterranges,
  Wildnisse wandeln sich zur Blumenau;
Auf geht wie nie die Blüte des Gesanges,
  Im Kunstgebild' steht reinstes Sein zur Schau.
Und hehre Allmacht des Begeistrungsdranges
  Erschuf das Bild der schönsten Götterfrau:
Wie sie erschaut geweihte Menschensöhne,
Steht vor dem Volk sie nun in ihrer Schöne.

Es fügt sich rhythmisch ihr zu Tempelzinnen,
  Der Marmor, steingewordne Melodie;
Die Wellen zaudern, die vorüberrinnen,
  Sie spiegelten so hehre Wunder nie;
Und hoch im heil'gen Raume thront sie drinnen,
  Und Eros schmiegt sich lächelnd an ihr Knie:
Der hatte schon der Urnacht sich entrungen,
Doch war er neu aus ihrem Schoß entsprungen.

Vor sel'ger Feste Jubelschall und Glanze
  Verstummt uralten Schmerzes wilder Grimm;
Auf Bergeshöhen ward vom Rasetanze
  Der Bacchen übertobt sein Ungestüm,
Und wie gescheucht von einer Todeslanze
  Entwich vor Musensang das Ungetüm.
In Höhlen lag's, ein Drache, hingekauert,
Der schlummert halb und halb auf Beute lauert.

Und doch — nicht ewig hält den dunklen Graus
  Gebannt der Zauberstab der Charitinnen;

Nicht stets zerrinnt dem Blick wie Tropfen Taus
In heitrem Licht, was düstre Parzen spinnen.
Allmählich bei des Lebens goldnem Schmaus
Sinkt manches Haupt in grüblerisches Sinnen
Und leise tönt die ew'ge Rätselfrage
Des Daseins durch die heitre Göttersage.

Und Stimmen, uraltheil'ge, die da klangen
Am Indus, Euphrat, im Ägypterland,
Sie schollen leis' herüber, düster drangen
Sie widerhallend an hellen'schen Strand,
Daß bleich empor entsetzte Zecher sprangen,
Und von den Lippen sank der Becher Rand.
Das Irdische gleich einem Kinderspiele
Hinwerfend, blickten sie nach höhrem Ziele.

Aufwärts erhebt sich Platons Glutverlangen,
Ein neues Heil zu suchen in der Höh';
Und es erscheint ihm hehr in lichtem Prangen,
In heil'gem Himmelsglanze die Idee.
Und wie verkündend seine Worte klangen,
Durchdringt die Welt ein neues Sehnsuchtsweh —
Wie einst, als Aphrodite ward geboren,
Ist nun aufs neu' in Staunen sie verloren . . .

Und vor dem Glanz, der herrlich über Sternen
Aufgeht, erscheint der ird'sche trüb und fahl,
Doch ach, er flammt in ew'gen Geisterfernen
Und Geistern nur glänzt seiner Schöne Strahl.
Der Menschengeist strebt, solchen Flug zu lernen,
Ihn aber bannt der Leib ins ird'sche Tal:
Da flucht er, wahnbetört, von Qual durchdrungen
Dem Leib, von Anbeginn mit ihm verschlungen.

Ab stirbt der Mensch der Welt, nach Tod verlangend,
Hochaufgerichtet steht des Schmerzes Kreuz,
Auf welchem, zwischen Erd' und Himmel hangend,
Hinschmachtend seufzt der Träger alles Leids.
Vor diesem Seufzer bebt die Erd' erbangend
Und hin welkt jeder ird'schen Blüte Reiz.
Eros — vom Schoß der Göttin steigt er nieder
Und hüllt in rauhes Bußgewand die Glieder.

Sie selber steigt von ihren goldnen Thronen
Und geht von hinnen, ird'schem Weibe gleich.
Auf dem Olympos die Uranionen
Erbleichen, unter geht ihr heitres Reich.
Verbannt nun muß die Hohe einsam wohnen,
Ihr Götterantlitz wird vom Grame bleich,
Unsterblich wallt ihr Bild im Zeitenstrome,
Dem Menschen aber ward sie zum Phantome.

Und unterm Fluch entthronter Hoheit schmachtet
Die Göttin des Exiles Zeiten hin:
Ihr göttlich Wesen wird verkannt, mißachtet,
Nicht mehr erfaßt es nordisch dumpfer Sinn!
Von kleinlichen Geschlechtes Wahn umnachtet,
Dräut sie, gestempelt zur Betörerin,
Zur Teufelin, mit buhlerischem Werben
Den Lustberauschten führend ins Verderben.

Nicht war sie es im sinn'gen Altertume:
Wohl blühend stand sie da, von Reiz umflossen,
In Paphos' und in Knidos' Heiligtume,
Doch von der Seele Zauber übergossen,
Als geistverklärten Lebens reinste Blume,
Wo sich des Daseins Wunder voll erschlossen
Und sich in göttlich heitrem Selbstvergnügen
Natur und Geist zu holdem Bunde fügen.

Ja, in der Urwelt heil'gem Ahnungsgrauen
Stand sie vom Sternenkranze noch gekrönt;
Die herrlichste, die lieblichste der Frauen,
Vom Lied der Sphären war sie hehr umtönt.
Noch hatte nicht ein minder reines Schauen
Die ird'sche von der himmlischen getrennt —
Unsel'ge Trennung, deren Fluch das Streben
Der Zukunft lange ringen wird zu heben.

Verkannt auch und geschmäht läßt Aphrodite
Noch stets die liebgewordne Erde nicht;
Verborgen blüht ihr Reich — nicht ganz zur Mythe
Geworden ist ihr süßes Zauberlicht.
Doch selten kehrt ein Sterblicher zur Blüte
Des höchsten Wunders kühn sein Angesicht:

Die Sag' von tödlich zauberischer Schöne
In Waldesnacht verscheucht die Menschensöhne.

So mancher hat, gelockt von ihrem Gruße,
In ihrem Bann die Sinne nur berauscht
Und ferne wahrhaft göttlichem Genusse
Nur Überdruß für Sehnsucht eingetauscht.
Drum spricht von Schuld und Reu' und schnöder Buße
Die Sage, der das Ohr des Volkes lauscht —
Und halb nur und entstellt erklang die Kunde
Von ihr bis heut' sogar in Sängers Munde.

Erkennst du, Jüngling, nun, wer dir erschienen?
Wer jenen Todesschlund um dich betrog?
Dich angelockt mit süßen bleichen Mienen,
Wo Nachtgevögel, schwarz, dein Haupt umflog?
Wirst du durch hohen Lebensmut verdienen,
Daß lieb'voll dich zu sich die Göttin zog?
Bist du entronnen ganz den ird'schen Schauern,
In meinem Reiche selig auszudauern?

In meinem Reiche quillt der Lethebronnen,
In den der Schmerz der Kreatur versinkt;
In meinem Reiche springt der Quell der Wonnen,
Dran sich der Sterbliche zum Gotte trinkt.
Mir tönt der Sphären Harmonie, die Sonnen
In einen sel'gen Liebeschor verschlingt.
Zu dieses Glückes hohem Vollgenusse
Berief ich dich mit meinem Liebesgruße.

Doch nicht im Maß nur eines Augenblickes
Reich' ich dir aller Freuden Überschwang:
In stetem Streben nur wird sich des Glückes
Der Mensch bewußt und nur im Stufengang
Bringt ihn zum Ziele seligen Geschickes,
Von Götterhuld geführt, sein Liebesdrang.
Von Stufe sollst du auf zu Stufe steigen
Und nur zuletzt nennst Höchstes du dein eigen.

So will ich mich noch einmal von dir wenden —
Ein dunkler Traum nur war, was dir geschehn;
Doch will ich dir nun einen Führer senden,
Dich leitend aus den Tiefen zu den Höhn.

So wirst du deines Strebens Bahn vollenden,
Auf reinster Höh' mir Aug' in Auge sehn.
Getrost, ich lenke sanft in süßen Schmerzen
Dich durch mein Reich heran zu meinem Herzen!"

---

## Dritter Gesang.

## Das Reich der Schönheit.

Ὑμνέομεν σειρὴν πολυώνυμον Ἀφρογενείης.
Proclus.

„Auf den Spuren Aphrodites
Gilt's zu steigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrittes
Durch die Täler, auf die Höhen" —

Der Wanderer (in der Waldschlucht):

Die Blumen schwelgen im Morgentau,
Die Vögel in Lüften schweben,
Die Föhren und Tannen ins heitre Blau
Lustschauernd die Häupter heben.
Ich liege seufzend in waldiger Schlucht,
Wo an Felsen, die düster ragen
In finsterer Öde, mit grollender Wucht
Die stürzenden Wasser schlagen.
Mein Herz und du, stürmender Flutenschwall,
Sind wir nur vom Geiste verstoßen,
Der sich ins bräutlich sehnende All
Mit Lieb' und Wonne ergossen?
Im rosigen Licht, auf prangenden Au'n
Blüht schönes, seliges Leben:
Wir wallen noch im nächtlichen Grau'n,
Wir müssen noch ringen und streben!

Knabe (dem Wanderer noch unsichtbar):

Schwermut hält sein Haupt umfangen,
Kaum verblieb ihm leises Ahnen!
Ihn ans hohe Ziel zu mahnen,
Diesen Demant streu' ich hin.

Wanderer:

Was erblick' ich hier im Dunkeln?
Blendend Blitzen, sprühend Funkeln!
  Mich umfließt ein Strahlenmeer.
Glanzgewölke, sterndurchwoben,
Haben leise sich gehoben,
  Weben, wallen um mich her!

Und wie sich's gemach verdichtet,
Sich zu holdem Bilde lichtet,
  Faßt mich's, göttlicher Gewalt,
Niederstürz' ich, wiederkennend,
Die ich schaute liebentbrennend —
  Schwinde nicht, o Huldgestalt!

Knabe (hervortretend):

Wundersamen Glanzgebildes
  Himmlisch holde Liebespracht,
Soll sie weilen, soll sie dauern
  Hier in wüster Waldesnacht?

Auf den Spuren Aphrodites
  Gilt's zu steigen, gilt's zu gehen,
Wandernd nimmermüden Schrittes
  Durch die Täler, auf die Höhen;

Gilt zu suchen, gilt zu fragen,
  Manche wissen dir zu helfen,
Manche wissen Rat zu sagen:
  Frage nur erst bei den Elfen!

Wanderer:

Leg' ich doch an Waldespforten
  Längst mein lauschend Ohr,
Faßte deutlich gern in Worten
  Leiser Elfen Chor.

Hör' es lispeln, hör' es flüstern,
  Höre Wipfel wehn:
Geisterworten lausch' ich lüstern,
  Kann sie nicht verstehn.

Knabe:

Du legst an des Waldes Pforte
  Dein lüstern lauschendes Ohr
Und faßtest gern in Worte
  Der Elfen rauschenden Chor?

Durchs Herz nur, soll sie dir gelten,
  Nimmt Elfenrede den Weg;
Das Herz ist zwischen zwei Welten
  Der schwebende Geistersteg.

Wem über der Sinne Schranke
  Durchs Herz in die Seele sie drang,
Ihm wird sie im Geist Gedanke
  Und auf den Lippen Gesang.

Wanderer:

Weiche denn des Sinnes Schranke,
  Werde so in tiefster Brust
Ohne Wort mir und Gedanke
  Reines Geisterglück bewußt!

Knabe:

Um den Thron der Heißerflehten
  Festlich kreist ein Geisterchor;
Mutig gilt es einzutreten,
  Doch gehütet ist das Tor!

Siehe diese Perlentropfen:
  Wenn in rollend regem Lauf
An das Geistertor sie klopfen,
  Tat es Sterblichen sich auf.

Sind geschöpft aus einem Bronnen
  Weicher, bittersüßer Flut
Und zu Perlen festgeronnen
  In verzehrend sel'ger Glut.

Treuem Mute wird gelingen,
  Was erstrebt ein hoher Sinn;
Auf, zu herrlichem Vollbringen
  Diese Perlen streue hin!

Wanderer (die Perlen hinstreuend):

Elfenchöre, flüsternd leise, traut befreundet grüß' ich euch,
Nehmt mich auf in eure Kreise, führt mich ein ins Geisterreich!

Elfen:

Es klingen, es klopfen
Die heiligen Tropfen
Nicht immer vergebens
Sehnsüchtigen Strebens
Ans himmlische, geistergehütete Tor!
Tritt ein in den festlichen heiteren Chor!

Beim Schimmer
Der Sterne
Verkünde dein Leid:
Die Elfen
Sind immer,
Sind gerne
Zu trösten, zu helfen
Den tränengeweihten Betrübten bereit.

Wanderer:

Im Wald, am Strom, auf goldnen Au'n,
In Träumen, süß und traut,
Ward Kunde mir in Wonnegrau'n
Von einer holden Braut.

Es bringen Grüße mir von ihr
Die Rosen und die Sterne,
Ihr süßes Bild, es folget mir
In alle Näh' und Ferne!

Wo glüht ihr süßes Angesicht,
Ihr Wangenrosenpaar?
Wo schimmert ihrer Augen Licht?
Wo weht ihr goldnes Haar?

Ich suche sehnsuchtsvoll nach ihr
Mit nimmermüdem Streben;
Ihr trauten Elfen, könnt ihr mir
Nicht Kunde von ihr geben?

Die Elfen:

Wir haben an Bäumen,
Auf waldigen Höhn,
An rieselnden Schäumen
Sie ruhen gesehn;

Doch Göttergestalten,
Sie thronen im Licht
Und dauernd behalten
Wir unten sie nicht!

Doch banne den Kummer
Und lagre dich hin
Zu lieblichem Schlummer
In blumiges Grün.

Wir flüstern, wir singen
Dir leise von ihr,
Vereinen und bringen
Im Traume sie dir.

Wanderer:

Traulich lockt's mit süßem Zwange,
Schlaf umflort die Augenlider:
Stillung meinem Liebesdrange
Find' ich, hingestreckt die Glieder.

Ruhe! Ruhe! — Könnt' ich liegen
Stets am Quell, wo Blumen blühn,
Immer mich in Träume wiegen,
Hingeschmiegt ins weiche Grün!

Knabe:

Wohl ist's lieblich, unter Bäumen
Ruhn an blumig weicher Stelle
Und das Glück sich zu erträumen
An kristallner Murmelwelle:

Doch es sei genug des Traumes,
Nächtlich nebelhafter Schau;
Freu'n uns länger nicht des Schaumes
Statt der schaumentstiegnen Frau.

Wanderer:

Weiter drängt aus euren Kreisen,
  Traute Elfen, mich mein Sehnen;
Könnt ihr mir die Pfade weisen
  Nach dem Wohnsitz jener Schönen?

Wißt ihr Bürgschaft mir zu geben,
  Daß mein Schau'n kein leerer Traum?
Daß, erreichbar meinem Streben,
  Hier sie weilt auf ird'schem Raum?

Die Elfen:

Sicherheit singen wir
  Holden Geschickes,
Bürgschaft auch bringen wir
  Lieblichen Glückes.

Siehst du die Rosen hier?
  Hold in die Nacht
Glänzet im Moose dir
  Purpurne Pracht.

Waltete Liebe nicht,
  Ewige Güte,
Irdisches triebe nicht
  Himmlische Blüte.

Nimm sie zum Pfande dir,
  Daß im Gebiet
Irdischer Lande dir
  Himmlisches blüht!

Wanderer:

Dank, o Elfen, eurem Chore,
  Der ins Herz mir Ruhe goß
Und die hohen Geistertore
  Schönrer Welten mir erschloß.

Was ich hier erlauscht,
  Was auf Waldeswegen
Hold mir zugerauscht,
  Folgt mir tröstend als ein Segen.

Knabe:

Mutig, hohes Pfand in Händen,
Laß auf nächt'ger Geisterbahn
Uns nunmehr die Schritte wenden
Steiles Waldgebirg' hinan.

Leiser Elfen Lieder schweigen,
Echo trägt ins tiefe Tal
Fernher wie von Jubelreigen
Festlich lauten Widerhall.

Schaue nun auf Bergeshöhen,
Irdischem Bereich entrückt,
Was, jahrtausendlang, zu sehen
Keinem Auge mehr geglückt!

Wanderer:

Über höchsten Waldeswipfeln,
Wo der Sturm in Ästen schnaubt,
Dehnt sich zwischen schnee'gen Gipfeln
Monderhellt ein Bergeshaupt;

Und in kahlem Felsenkranze,
Riesig hoch umhergetürmt,
Seh' ich, wie in wildem Tanze
Fesselloser Taumel stürmt.

Zimbeln oder Thyrsusstäbe
Schlagend, schwingend in den Händen,
Um das Haupt das Laub der Rebe,
Pantherfelle um die Lenden,

Lustentflammten Angesichtes,
Angeglüht vom Widerschein
Wildgeschwungnen Fackellichtes,
Schlingen sie den Taumelreih'n.

Schneebedeckte Gipfel glänzen,
Überwallt von Rauch und Glut,
Himmelan in Rasetänzen
Schlägt des Jubels tolle Wut.

Knabe:

Wie auf dem Tmolus er gebraust
In längstverklungner Zeit,
Der Bacchen wilden Tanz, ihn schaust
Du heute hier erneut.

Chor der Bacchen:

Rasend und berauscht, errettet
Von dem Ich, dem Druck des Bandes,
Das den Gott an Klippen kettet,
Und der Schranke des Verstandes,

In entzückter Jubelfeier
Kreisen wir um unsern Gott,
Dionysos, den Befreier
Aus der ird'schen Lebensnot.

Höchste Lust wird dem zu eigen,
Der an unsre Schar sich reihte,
Doch es bleibe fern dem Reigen
Jeder, den der Gott nicht weihte.

Schwelgen mag er und wie Herden
Seelenloser Lust sich freu'n;
Selig im Genusse werden
Wir, die Göttlichen, allein!

Wanderer:

Die ihr hier im Schein der Sterne
Nächtlich froh den Reigen schlingt,
Weist den Pfad mir, der mich ferne
Zum ersehnten Ziele bringt!

Oder gebt mir freundlich Kunde,
Wo der Zauberbecher winkt,
Draus ihr in beglücktem Bunde
Seliges Vergessen trinkt.

Die Bacchen:

Laß die Sehnsucht, laß die Schmerzen,
Banne deinen trüben Sinn;
Gib dich mit entflammtem Herzen
Heißem Wonnetaumel hin.

Stille du, ein sel'ger Zecher,
Deines Durstes heiße Glut,
Schlürfend aus der Freude Becher
Süße goldne Lebensflut.

Leben bringt sie deinem Herzen,
Daß es wie ein Götterkind
Nimmer sich auf seine Schmerzen
Und sein trübes Ich besinnt;

Dem Verstande Tod, dem Wächter,
Der die Seele hält in Haft,
Und mit kaltem Hohngelächter
Ihres Flugs Versuche straft.

Diese Flut, sie winkt zur Stunde
Dir zu wonnigem Genuß,
Quillt als Kuß von süßem Munde,
Rauscht dem Ohr als Liebesgruß,

Glänzt als farb'ge Tageshelle,
Duftet aus der Rose Schoß,
Ringt als Flammenzauberwelle
Sich aus goldner Traube los.

Wanderer:

Die labende Flut,
Die so lieblich die Glut
Im Herzen mir stillt,
Sie, sehn' ich mich, glühenden Durstes zu nippen,
Doch mich umstarren nur finstere Klippen;
Goldene, labende Welle den Lippen,
O sagt, wo sie quillt?

Die Bacchen:

Siehe, mit dem Thyrsusstabe
Schlägt des Dionysos Priester
Selbst an dieser öden Stelle
Goldne Lebensflammenwelle
Aus den Felsen, kahl und düster:
Schlürfe sie zu süßer Labe!

Dieses Wonnerausches Gluten
Wandeln stets des Menschen Wesen!

Machen ganz zum Gott den Guten
  Und zum Tiere ganz den Bösen:
Dieser haucht sie aus im Schlamme,
  Jener im erhabnen Schwung,
Im Erguß der Himmelsflamme
  Schaffender Begeisterung.

Wanderer:

Den Labebecher führ' ich kühn
  Zum lustberauschten Munde,
Doch plötzlich mit bewölktem Sinn
  Blick' ich nach seinem Grunde.

Und Ahnung naht sich trüb' und schwer,
  Die flüsternd mir verkündet:
Der Becher deiner Lust wird leer,
  Der süße Rausch entschwindet!

Kann wohl die Freude göttlich sein,
  Die, ach, so kurz, so flüchtig?
Ein sel'ger Traum, ein goldner Schein —
  Doch wandelbar und nichtig!

Die Bacchen:

O miß das Licht der Sonne nicht
  Im Strome nach der Welle,
Und so die Lebenswonne nicht
  Nach Pendelschwunges Schnelle.

Nimm hin der kurzen Stunde Lust,
  Du selbst ein Kind der Stunde:
Bleib', heitren Wechselglücks bewußt,
  Mit frohem Sinn im Bunde!

Der Wanderer:

Doch wie mich hoch und höher trägt
  Die Leiter sel'gen Glückes,
Stets heißern Wonnedrang erregt
  Die Lust des Augenblickes;

Und so wird aller Überschwang
  Von flüchtigem Genusse
Nur Stufe meinem Liebesdrang
  Nach höchster Wonne Kusse.

Die Bacchen:

So hat der Wonne heil'ger Strahl
Dich nicht umsonst berührt:
Er ist's, der aus dem dunklen Tal
Dich hoch und höher führt.

Was dich so süß und hold erquickt,
Es war der Zauberquell,
Aus welchem, was die Erde schmückt,
Geflossen strahlend hell.

Was ird'schen Geistern Schwingen gab
Zu hohem Sonnenflug,
Die Flut war's, die der Thyrsusstab
Aus kahlen Felsen schlug.

Knabe:

Dank' auch du den Zauberfluten,
Die dir wonnig flossen;
Nicht verlodern laß die Gluten,
Dir ins Herz gegossen.

Sie erhellten deinen Sinn,
Klärten deinen Blick:
Frohbegeistert ziehe hin
Auf der Bahn zum Glück! —

Wanderer:

Welche wundersamen Töne
Klingen mir so hold von oben,
Mich berührend wie die Schöne
Einer neuen fremden Welt?
Ist mir doch, als käm' das Toben
Jener bacchischen Gesänge
Von den mächt'gen Felsenkanten
Leise widerhallend nieder,
Hold verklärt zur Melodie,
Und im Zauber dieser Klänge
Flammen meines heißentbrannten
Herzens Triebe wie noch nie!

Knabe:

Mutig aufwärts, rastlos weiter!
  Folge mir mit treuem Sinn;
Jene Klänge sind uns Leiter
  Auf dem Pfad zum Ziele hin!

Wanderer:

Neues Wunder, wie noch keines,
  Seh' ein Glanzmeer ich erscheinen,
Schillernd wie des Sonnenscheines
  Widerstrahl in Edelsteinen.

Blitzend-klingenden Kristallen
  Ähnlich, wogt es regsam, tönend,
Und heran in Wogen wallen
  Glanz und Klang, das All verschönend.

Auf den Wellen kommt gezogen
  Ernst und rätselhaft ein Knabe,
Den gemeßnen Gang der Wogen
  Lenkend mit dem Zauberstabe.

Knabe:

Schon hat uns die Flut umronnen,
  Sieh' den holden Knaben winken!
Laß uns froh in diesen Bronnen
  Sel'ger Melodien versinken!

Wanderer:

Schmeichelnd, kosend, sanft umschmiegt uns
  Dies Gewog' von Klang und Schimmer,
Hebt sich, senkt sich, trägt und wiegt uns
  Wundersam beglückte Schwimmer!

Doch was mag der Knabe sinnen?
  Plötzlich taucht er seinen Stab
Wie zu magischem Beginnen
  Flüsternd in die Flut hinab.

Rhythmischen Getöns die Wellen
  Sich symmetrisch fügen, teilen
Und sie steigen und sie schwellen,
  Türmen sich zu schlanken Säulen;

Drüber aus dem Flutenschwalle,
  Aus dem Harmonienschalle
Hochgewölbt zu Stein gerinnen
  Wunderbare Tempelzinnen.

Weiche Flut, die uns getragen,
  Klingelnd schmeichelte dem Ohr,
Sehn wir starr, doch prächtig ragen
  In die blaue Luft empor.

Knabe:

Holder Sang ertönt von innen,
  Treten mutig wir hinein;
Hoffnung magst du hier gewinnen,
  Stillung deiner Sehnsuchtspein.

Wanderer:

Wie ein Werk von Götterhänden
  Herrlich steht der Wunderbau;
In geschmückten Tempelwänden
  Öffnet sich entzückte Schau.

Knabe:

Und im Innern siehe thronen
  Eine himmlisch holde Schar,
Auf der Erde froh zu wohnen,
  Welche sie doch nicht gebar.

Haben hier mit Wohlgefallen
  Aller ird'schen Wesenheit
Bilder in den Tempelhallen
  Anmutsvoll um sich gereiht.

Bilder sind es, ohne Leben,
  Doch das Auge schwelgt entzückt,
Wie vom wahrsten Sein umgeben,
  Wenn es staunend auf sie blickt.

Jeglicher Gestaltung Fülle
  Steht in lichter Herrlichkeit,
Wie gelöst von ird'scher Hülle
  Und zu ew'gem Sein befreit.

Wanderer:

Schauend dünk' ich mir, zu schweben
Schmerzentrückt im Himmelsäther,
Selbst erlöst zu ew'gem Leben
In dem sel'gen Reich der Götter!

Die Musen:

Der du so kühn genaht
Verborgen heil'ger Stelle,
Was lenkte deinen Pfad
Zu unsres Tempels Schwelle?

Wanderer:

Noch wallt die Locke jugendlich,
Glüht jugendlich mein Herz,
Schon traf mit Todespfeilen mich
Der Liebe heil'ger Schmerz.

Die herrlichste der Götterfrau'n
Will aus dem Sinn nicht weichen;
Sie, sehn' ich ewig mich, zu schau'n,
Und kann sie nicht erreichen.

Die Musen:

Wohl kennen wir die hehre Frau,
Sie hat, mit uns geflüchtet,
In nordisch wüstem Dämmergrau
Geheimes Reich errichtet;

Doch schlingt sich in der Wildnis hier
Um sie ein höhrer Reigen:
Wir können nur ihr Bildnis dir
In ew'ger Schöne zeigen.

Wanderer:

Ihr zeigt mir ewig blühende
Natur im Spiegelbild,
Doch stets wird so das glühende
Verlangen nicht gestillt.

Soll ich im Liebesdrange sie,
Sie selber nie umarmen?

Im Wonneüberschwange nie
  An ihrer Brust erwarmen?

Die Musen:

Es springt zum Troste hier ein Quell
  Dem Herzen, liebekrank!
In diesem Becher, glühendhell,
  Nimm hin den Zaubertrank!

Wanderer (trinkend):

Wie wird mir? Ich bebe,
Im Äther ich schwebe!
Beseligend fluten
Elysische Gluten
Durchs Herz mir, ein Bronnen
Hat heiß mich durchronnen,
Unsterblichkeitswonnen
Und schöpf'rische Lust.
Als lichte Gestalten
Sich lieblich entfalten
Die dunklen Gewalten,
Die trüb' sich gedrängt in den Tiefen der Brust!

Die Musen:

Zieh' hin, ein heiliger Bote,
  Und sing' in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrote,
  Vom kommenden Reiche des Schönen!

Wanderer:

Ich will mit Liedestönen
  Mein sehnend Herz erheitern,
Ich will im ewig Schönen
  Mein enges Sein erweitern.

Zum Trotz den Todesgluten
  Der Liebe will ich leben,
Will auf des Lebens Fluten
  Wie Schwäne selig schweben.

Kann ich auch nie vergessen
  Die süßen Sternenaugen,

Was sollen mir Zypressen
  Statt Ros' und Lorbeer taugen?

Ich will im ewig Schönen
  Mein enges Sein erweitern,
Ich will mit Liedestönen
  Mein sehnend Herz erheitern!

Die Musen:

Nun ziehe hin mit freud'gem Mut,
  Dein Ziel, es ist nicht ferne:
Ein Menschenherz in Liebesglut
  Zieht himmelab die Sterne.

Die Götter hegen keinen Neid;
  Hat nicht den Ganymed
Zu des Olympos Herrlichkeit
  Einst ihre Huld erhöht?

Du trägst die Ros' aus Elfenhand,
  Als Pfand von Seligkeiten;
So sei ein Lied der Muse Pfand,
  Das möge dich geleiten.

Bürgschaft bewahrt der Muse Sang
  Für künft'ge goldne Tage:
So töne dir mit trautem Klang
  Von Ganymed die Sage:

Auf schweigendem Bergesgipfel
  Der Knabe des Tales ruht
Und blickt in die ziehenden Wolken,
  In die sterbende Sonnenglut.
„O schwebt' ich wie Götter im Bronnen
  Des Äthers im Sternenraum!“ —
Er entschlummert — olympische Wonnen
  Umfangen ihn hold im Traum.

Es wogt sein Busen voll Sehnen
  Nach der Uranionen Glück
Und es öffnet sich, trüb' vor Tränen,
  Noch halb im Traume sein Blick:
„Was hör' ich so lockend klingen?
  Was rauscht mir so wunderbar

Ums Haupt mit goldenen Schwingen?
Was willst du, kreisender Aar?"

Und er fühlt sich auf Fitt'chen gehoben:
„Ach, träum' ich noch immer? o Glück!"
Es trägt ihn, es reißt ihn nach oben,
Tief weichen die Berge zurück:
„O süßes Sehnen und Hoffen!
Fahr' wohl, du nächtliches Tal!
In ewigem Blau steht offen
Der strahlende Göttersaal!" —

Wanderer:

Nun mir im Lied so holder Trost erklungen,
Daß Götter hold zu sich die Menschen ziehn,
Streb' ich, von hoher Zuversicht durchdrungen,
Nach meinem letzten Ziele freudig hin.
Noch stehn des Himmels goldne Pforten offen
Und Götterhuld entrückt uns ird'schem Los:
Es ringt vielleicht mein Sehnen auch, mein Hoffen
Empor sich in olymp'scher Wonne Schoß.

Knabe:

Nah' ist schon die Wonnestunde,
Nah' die göttlich hohe Braut
Und du hörst auf heil'gem Grunde
Ihrer Stimme süßen Laut.

Sel'ge Ahnung im Gemüte,
Lenke fürder Schritt und Sinn
Zu des Daseins reiner Blüte
Auf des Lebens Gipfel hin!

Siehst du dort auf lichten Höhen
Maiig blühende Gefilde,
Wo sich Haine, Flur und Seen
Einen wie zum Zauberbilde?

Lockend winken Wunderblüten
Und die leichtbeschwingte Luft
Trägt herab von heißerglühten
Rosen süßen Würzeduft.

Wanderer:

Nahe mit beschwingtem Schritte
  Kamen wir den sel'gen Auen
Und es ist in ihrer Mitte
  Eine holde Schar zu schauen.

Jungfrau'n, reizende Gestalten,
  Seh' ich sich zu Tänzen reihen,
Andre unter Blumen walten,
  Andre sich im Hain zerstreuen.

Zwischen ihnen flattern, springen
  Knäbchen, lieblich, zartbeflügelt,
Heitre Wonnelieder klingen,
  Freude waltet ungezügelt.

Nymphen:

Wir schlingen den Reigen als fröhliche Schwestern,
  Beseligt um unsere Göttin gereiht,
Nicht fragend nach morgen, vergessend das Gestern,
  Uns freuend der rosigsten Blüte des Heut'.

In jugendlich rosiger Blüte des Heute
  Der süßesten Ahnung erschloß sich die Brust;
Und wären wir morgen dem Tode zur Beute,
  Heut' sind wir des Seins uns, des höchsten, bewußt

Eroten (lockend zum Wanderer):

Holderblühtem Menschenbilde
  Wolle nicht vorüberschweifen,
Nicht umsonst zu höchster Milde
  Mag der Schönheit Apfel reifen.

Himmlisches am ird'schen Orte
  Staun' in freud'ger Andacht an,
Und des Paradieses Pforte
  Siehst du weit dir aufgetan.

Stürze dich in Schönheitsfluten,
  Bade dich in Liebesflammen,
Ird'sches schmilzt in solchen Gluten
  Mit dem Himmlischen zusammen.

Hoher Schöne zugewendet,
  Liebeselig hingegeben,
Hat dein Wesen sich vollendet,
  Und du lebst ein neues Leben.

Amoretten:

Willst du nicht ein holdes Wesen
Dir zu Lieb' und Treu' erlesen?

Mustre sie mit offnen Sinnen!
Eine wird dein Herz gewinnen!

Sehnst du dich nach blonden Locken,
Wänglein weiß wie Blütenflocken?

Liebst du schwarzer Flechte Prangen
Über süßgebräunten Wangen?

Willst aus dunklen Flammenaugen
Heiße Liebeswonne saugen?

Oder lockt mit sanfter Bläue
Dich ein Blick voll Lieb' und Treue?

Willst du eine dir von diesen
Wunderholden Frau'n erkiesen?

Oder wie ein Falter wandern
Von der einen hin zur andern?

Wanderer:

Wundersam berührt die Blüte,
  Die vereinte Herrlichkeit
Solchen Reizes mein Gemüte
  Und verbannt ist alles Leid.

Sind vereint hier in der Wildnis
  Alle Schönsten heut' erschienen?
Reizberühmte Frau'n, im Bildnis
  Mir bekannt, sind unter ihnen.

Auch vertraut aus Knabenzeiten
  Zeigt ein liebes Bild sich mir;
Ach, wie kommt's? Am liebsten gleiten
  Meine Blicke hin nach ihr.

**Knabe:**

Aller Zeiten schönste Frauen,
Die die Erd' hervorgebracht,
Darfst du hier versammelt schauen
Durch der Göttin Zaubermacht.

Doch zu höchstem Vollgenusse
Winkt uns rauschend dieser Hain;
Folgen wir dem leisen Gruße,
Treten mutig wir hinein.

**Wanderer:**

Traut von Waldesdämmerungen,
Wie von einem Zauberschleier
Fühl' ich mich gemach umschlungen,
Ahnend hohe Liebesfeier.

Hier, wo alle Stimmen schweigen
Auf geheimsten Waldeswegen,
Blitzt mir zwischen grünen Zweigen
Hellkristallne Flut entgegen.

Und mein Blick, dahin gewendet
Durch die Eichen, durch die Föhren,
Haftet plötzlich starr, geblendet
Und vergißt zurückzukehren.

Es heben aus den Tiefen
Sich holder Frauen drei;
Die Rabenlocken triefen
Und flattern los und frei.
An schmiegt sich wonnebebend
Die Welle mit Gekos'
Und löst nur widerstrebend
In Perlen sanft sich los.

Hinweggeküßt von Lüften
Ist bald der Rest der Flut,
Gesalbt mit Blumendüften
Der Leiber frische Glut.
Es glänzt in reinster Schöne
Der weißen Glieder Pracht,

Sanftglüh'nde Farbentöne
  Durchsprühn die Waldesnacht.

Frisch blühn die süßen Wangen,
  Ihr Aug' ist Sternenschein,
Hals, Schultern, Arme prangen
  Wie glänzend Elfenbein;
Die Brüste wogen quellend
  Entgegen süßer Schau,
Es trägt die Hüfte schwellend
  Den stolzen Wunderbau.

Erst zeigen sich die Glieder
  Ruhend im vollsten Glanz,
Verschlingen dann sich wieder
  Zu holdem Reigentanz.
Ihr Wort ist sel'ge Güte,
  Ihr Wandeln ist Musik,
Ihr Lächeln Himmelsblüte,
  Ein Wonneblitz ihr Blick.

Nicht Wort noch Pinsel malte
  Die Formenmelodie,
Der Schöpfung gottentstrahlte
  Urhöchste Poesie,
Die holdgeschwungnen Wellen,
  Wie sie als Götterleib
Dem Blicke dar sich stellen
  Im schön erblühten Weib.

Knabe:

Bei diesem Anblick frage
  Dein Herz nun noch einmal:
Sind alle Schranken Plage?
  Ist alles Dasein Qual?

Wanderer:

Im Schau'n geht meinem Streben
  Zu neuem Lebenslauf
Von höchstem Glück und Leben
  Hier das Verständnis auf.

Hier halten sich umschlungen
  In seligstem Verein
Materie, nachtentsprungen,
  Und reinstes Geistersein.

Was wie ein Todgedanke
  Mich quält ohn' Unterlaß,
Der Kreaturen Schranke,
  Hier ward sie holdes Maß,

In welchem schön und selig
  Geschaffnes ruht und lebt
Und schön erblüh'nd allmählich
  Zu Göttersein sich hebt.

Das Rätsel alles Lebens,
  Gelöst erscheint es hier:
Es winkt das Ziel des Strebens
  In höchstem Glanze mir.

Schon wie von Götternähe
  Fühl' ich mich froh berührt
Und wie aus Himmelshöhe
  Mein Glück herabgeführt.

Stimme der Göttin:

Von meinem Liebesworte hergerufen,
  Hast du vollendet, hohen Muts, die Bahn,
Schrittst unermüdet über alle Stufen
  Herauf, an meinen ird'schen Thron heran.

Knabe (als Eros herantretend):

Ich wies ihm von den Tiefen zu den Höhen
  Die Pfade, wie dein Wille mir gebot:
Zum Lohn laß unvergänglich ihn umwehen
  Des höchsten Glückes goldnes Morgenrot!

Wanderer:

Dich sucht' ich immerdar mit heißem Streben,
  In allem Glück, in jeglichem Genuß;
In hoher Liebe bin ich dir ergeben,
  Laß sterben mich an deinem Wonnekuß!

Stimme der Göttin:

Wohl hast du dich geschwungen,
Ein kühner Menschensohn,
Durch Erdendämmerungen
Herauf zu meinem Thron;

Gelingt dir's, auszudauern
Auf diesen reinsten Höh'n,
Wird nie mit seinen Schauern
Der Schmerz dich mehr umwehn.

Hier trockne deine Tränen,
An Wonne Göttern gleich;
Beschwichtigt wird dein Sehnen
In meinem Zauberreich.

Doch darf ich's noch nicht stillen
Mit höchstem Liebesglück:
Erst muß sich ganz erfüllen
Dein irdisches Geschick.

Erst muß dein Sinn sich läutern
Von irdisch trüber Not
Und sich dein Herz erweitern
Dem neuen Morgenrot.

Ganz muß die Schranke fallen,
Die Mensch und Götter schied,
Eh' dich in sel'gen Hallen
Ans Herz die Göttin zieht.

Den Wonnen und dem Glücke
Eröffne deinen Sinn;
Mein Reich wird dir die Brücke
Zum Götterziele hin:

Dann trittst in sel'ge Reihen
Unsterblicher du ein:
Willst du die Göttin freien,
So streb', ein Gott zu sein!

---

# Vierter Gesang.

## Das Weib.

Heilige Kypris — —
Jegliches Weib ist deine Gestalt, dein Herz mit der süßen Liebe gefüllt — —
L. Schefer.

„Karg ist Natur, ein Schein die Kunst; dem Triebe
Der Sehnsucht schenkt Gewährung nur die Liebe!“

„Es streut um mich in tausend Wonnefunken
Das Reich der Schönheit seinen Zauberglanz;
Vollzählig schau' ich alles Schönste trunken
Um mich gereiht in blühend reichem Kranz;
In Lethes Flut ist all mein Leid versunken
Und hold umkreist mich sel'ger Horen Tanz.
Es führet durch des Glückes Wunderlande
Die Schönheit mich an goldnem Liebesbande.

Was je entzückt beglückte Menschensöhne,
Vereint entzückt mich's hier auf sel'gen Au'n;
Natur entfaltet ihre reichste Schöne,
Hold blühn um mich die Reize schönster Frau'n;
Die Muse singt mir süße Zaubertöne
Und läßt mich reinster Formen Wunder schau'n;
Mit Bacchen schlürf' ich süßen Taumels Schäume
Und Elfen wiegen mich in goldne Träume.

Was unerreichbar nur in Traumesstille
Mir winkte wie ein ferner Geistergruß,
Es ging mir auf in blüh'nder Lebensfülle
Und aller Lust vereinten Vollgenuß
Reicht mir der Liebesgöttin Zauberwille
Und krönt ihn bald mit ihrem Wonnekuß.
Schon stehen meiner Liebe, meinem Hoffen
Des höchsten Glücks ersehnte Pforten offen.

So hätt' ich meines Herzens Schatz, die Tränen,
Wie Perlen aufgelöst im Wein der Lust?
Es bliebe nicht ein Wunsch, ein leises Sehnen
Mehr übrig in den Tiefen meiner Brust?

Ich wäre hier im Zauberreich des Schönen
Auf ewig mir des reinsten Glücks bewußt?
Was steigt der Zweifel in geheimer Stunde
Wie Blasen auf von goldnem Bechergrunde?

Ist's nur ein augenblickliches Ermatten,
Das sanft beschleicht den kummermüden Sinn?
Streift manches Mal ein leiser Wolkenschatten
Auch über Götterauen flüchtig hin?
Beruft durch neuen Drang den ird'schen Gatten
Die Göttin zu noch höhren Glücks Gewinn?
Doch still, mein Herz, o still! Du wirst vom Sehnen
Im Schoß der Freude wohl dich bald entwöhnen.

Wiegt mich in Schlummer, leise Elfenlieder,
Besänftigt ird'scher Drangsal letzten Rest;
Schon schwingt der Traum um mich sein Goldgefieder
Und schließt mein Auge, müd' vom Wonnefest.
Was aber schwebt so hold zu mir hernieder?
Welch holdes Bild, herangeweht vom West?
Ein Mädchenbild umschwebt mich, grüßt mich innig,
Vollprangend nicht, doch lieblich, zart und sinnig.

Dies Bild berührt mich wundersam und eigen,
Aus erster Jugendzeit ist's mir vertraut;
Und wieder hab' ich blühend es im Reigen,
Der um der Göttin Thron sich schart, geschaut.
Willst du dein süßes Haupt nicht zu mir neigen?
O grüße mich mit sanfter Rede Laut!
Welch süßer Traum! Was wacht ihr auf, o Augen,
Statt träumend ihren Leibreiz einzusaugen?

Doch wachend auch glaub' ich noch stets zu träumen
Und offnen Aug's das liebe Bild zu sehn.
Ich kenne mich nicht mehr. Hier unter Bäumen
Welch Wunder ist im Traume mir geschehn?
Stieg Zauberduft aus dieser Quelle Schäumen?
Wirkt magisch hier der Lüfte leises Wehn?
Habt, Elfen, ihr mit neckendem Umschwirren
Gewagt, im Schlaf den Sinn mir zu verwirren?

Wo ist mein göttlich heitrer Sinn geblieben?
Zur Göttin blick' ich wie beschämt hinauf.

Hat sie aus ihrem Himmel mich vertrieben?
  Beruft sie mich zu neuem Lebenslauf?
Ein neues Sehnen und ein neues Lieben
  Geht mir im tiefsten Herzen mächtig auf.
Doch süßer hat dies Sehnen mich durchflossen,
Als alle Lust, die je mein Sinn genossen.

Die Göttin, ach, ich muß es mir gestehen
  In aller Wonnen sel'gem Überfluß,
Sie bleibt mir ewig fern in Wolkenhöhen,
  Wie traut mir auch ertönt ihr Liebesgruß.
Und müßte nicht der Sterbliche vergehen
  An ihrer Brust, in ihrem Wonnekuß?
Ich soll, so fordert sie, zum Gotte werden;
Doch wer erreicht so hohes Ziel auf Erden?

Doch jenes Bild, die liebste der Gestalten,
  Die ich erblickt', ihr fühl' ich mich so nah',
Sie, sehn' ich mich, umfangend festzuhalten
  Mit freud'ger Liebe, seit mein Aug' sie sah;
Und folgen muß ich dieses Drangs Gewalten,
  Dem Zauber, der im Traume mir geschah;
Es reißt mich fort im sel'gen Zwang der Liebe,
Ob Segen blüht, ob Fluch aus diesem Triebe."

Er ruft's und fühlt der tiefgeheimen Stätte
  Des Reichs der Göttin plötzlich sich entrückt;
Er steht auf wald'ger Höh', wo rings die Kette
  Von kahlen Bergeshäuptern niederblickt
Und sich ein Gießbach bald vom Felsenbette
  Herabstürzt, bald durch moos'ge Schluchten drückt.
Der Wandrer folgt in nimmermüdem Drange
Der Flut ins Tal hinab vom Bergeshange.

Da steht ein einsam Haus im Waldesgrunde,
  Holdsel'gen Friedens trauter Aufenthalt;
Noch ruht es still in früher Tagesstunde
  Im Morgenglanz und rings kein Laut erschallt.
Schlaftrunkne Wipfel schüttelnd in der Runde,
  Regt taubenetzt sich kaum der grüne Wald.
Süßatmend grüßt die junge Morgensonne
Der Jüngling und sein Herz geht auf in Wonne.

Vor allen lockt ihn eine traute Stelle,
  Wo sich der Tag durch laub'ge Kronen stahl,
Aus Blumengründen rieselnd eine Quelle
  Sich weiter schlängelte durchs goldne Tal.
Dort spiegelt ruhend sich in reiner Welle
  Ein Mädchen, hold beglänzt vom Morgenstrahl;
Ein Bild, gewebt aus Jugend, Reiz und Güte,
Stellt sie sich dar in süßer Lebensblüte.

Schön wie die Rose, nicht getrennt vom Stocke,
  Geküßt von Lüften, leise, lind und lau,
Frisch wie die nachterblühte Lilienglocke,
  Zum erstenmal benetzt vom Morgentau,
Rein wie des Schnees in Lüften weh'nde Flocke,
  Bevor sie niedersinkt auf Feld und Au.
Der Jüngling staunt und glüht — die holden Mienen,
Sie sind's, die lächelnd ihm im Traum erschienen.

Sie ruht, von Bäumen überdacht, im Moose
  Sanft hingelagert an der Quelle Rand.
Waldblumen, frisch gepflückt, ruhn ihr im Schoße;
  Ein Täubchen wiegt sich hold auf ihrer Hand
Und streckt das Schnäblein, pickend mit Gekose:
  Schalkhaft belächelt sie den süßen Tand.
Ihr Antlitz glüht, den Busen Seufzer heben,
Ermattet scheint der holde Leib zu beben.

Hat sie nach Blumen müde sich geklettert?
  In Wellen mattgekühlt die Jugendglut?
Sie läßt das Täubchen flattern, still entblättert
  Die Blumen sie, wie träumerisch, und ruht;
Schon hört sie nicht mehr, wie die Lerche schmettert,
  In Träume wiegte sie die Murmelflut.
Süß träumt sie; pflegen Träume doch den Reinen
In lieblichen Gestalten zu erscheinen.

Der Jüngling naht entzückt und schaut das Prangen
  Der jungen Glieder, lieblich hingeschmiegt;
Lauschend schwebt über ihr sein Glutverlangen,
  Wie sich ein Falter über Blumen wiegt.
Was lispelt sie? Was ist's, das ihre Wangen
  Wie Rosenschein holdselig überfliegt?

Die süße Lippe scheint sich sanft zu regen,
Als glühte sie dem ersten Kuß entgegen.

Ihn hält gebannt die süße Zauberschlinge;
Sich niederbeugend, streift er unbedacht
Mit sanfter Hand die goldnen Lockenringe:
Sie duldet's arglos, nun schon halb erwacht;
Denn es berührt sein Schmeicheln wie die Schwinge
Des Täubchens sie, so zärtlich und so sacht.
Nun aber, in der Liebe kühnerm Drange,
Haucht er ein Küßchen leis' auf ihre Wange.

Sie lächelt, zugedrückt die Augenlider:
„Du böses Täubchen, wart', ich fange dich!“
So lispelt sie und hascht nach dem Gefieder
Des Täubchens, das mit zarter Schwinge sich
Oft nahte, wenn sie schlief, sie hin und wieder
Hüpfend umspielt' und nie vor ihr entwich.
Doch hascht umsonst sie diesmal nach der Taube
Und arg getäuscht fand sich ihr holder Glaube.

Sie hebt das Köpfchen sanft, die goldnen Locken
Sich schüttelnd aus dem holden Angesicht;
Der Jüngling steht vor ihr — sie bebt erschrocken
Zurück und traut dem eignen Blicke nicht.
Sie fühlt des Atems Quell im Herzen stocken,
Erzitternd trübt sich ihres Auges Licht;
Es ringen, sich zu sammeln, die Gedanken,
Die zweifelnd zwischen Traum und Wachen schwanken.

Ist's Wahrheit oder schwebt noch ihrer Träume
Verstohlnes Glück im Traumgebild' ihr vor?
Sie blickt um sich, da rauschen traut die Bäume,
Melodisch wirbelt heitrer Vögel Chor.
Das sind nicht Träume, Bilder, farb'ge Schäume —
Er steht vor ihr, den längst ihr Herz erkor.
Sie rafft sich auf, um Scham und Liebeswonne
Fliehend zu bergen vor dem Strahl der Sonne.

„Geliebtes Kind, o fliehe nicht von hinnen,“
Ertönt ihr traut sein Wort, „o fliehe nicht!
Dich sucht' ich ja, dich strebt' ich zu gewinnen,
Du warst ja meiner Seele süßes Licht,

Seit mir erschien in träumerischem Sinnen
Verklärt dein holdvertrautes Angesicht.
So glühend hab' ich dich ins Herz geschrieben —
Dir aber ist von mir kein Bild geblieben?"

Hold zögert sie, dem fleh'nden Worte weichend
Und blickt mit süßem Liebesdrang auf ihn
Und lispelt, ihm die Hand zum Gruße reichend:
„Dein Angedenken lebt in meinem Sinn
Und fester hielt ich's, seit, dem deinen gleichend,
Ein holdes Bild im Traum auch mir erschien.
Du nahst, da lächelt mir im Rosenscheine
Die Welt und freudig fühl' ich mich die Deine!"

„Ach," ruft er, „wo in allen Himmeln lebet
So holder Klang, so süße Melodie,
Als in dem Wort ‚die Deine' mich umschwebet?
So wundersam berührte Wonne nie
Mein glühend Herz, als jetzt mich heiß durchbebet,
Was auch mir Sel'ges Götterhuld verlieh.
Karg ist Natur, ein Schein die Kunst — dem Triebe
Der Sehnsucht schenkt Gewährung nur die Liebe.

O Glück, mit dir zu sterben und zu leben,
In deinem süßen Bilde stets zu ruhn!
Mich selbst vergessend, ganz dir hingegeben,
Laß ich für immer alles eitle Tun.
Den Fluch des Seins abschütteln war mein Streben,
Den Weg zu solchem Glücke kenn' ich nun:
Kann nur im Tod das Herz sich Ruh' erwerben,
Wie könnt' es süßer als in Liebe sterben?

Doch mehr als Todeswonne wird entstammen
Dem süßen Bunde zwischen dir und mir:
Mir ist, als flössen aller Sehnsucht Flammen
In den gewalt'gen Sehnsuchtsdrang nach dir
Und aller Reiz in deinen Reiz zusammen
Und klar erscheint es meinem Sinne hier:
Unendlichkeit in reinster Lebensfülle
Halt' ich umfaßt in deines Bildes Hülle!

Unendlichkeit — das ist des Geistes Streben.
Doch stets umschränkt das Hier ihn und das Heut';

Zersplittert ist der Schönheit karges Leben
Und kein vollendet Glück die Erde beut,
Da naht die Lieb' und ihre Zauber weben
In Eins die Himmelsstrahlen, weit zerstreut:
Wir schau'n in einem Bild mit süßem Triebe
Das All des Glücks, der Schönheit und der Liebe.

So halt' ich dich mit glühendem Verlangen
Umfaßt und preise dich mein höchstes Glück.
In deiner Schöne wonnigem Umfangen
Vollendet sich mein seligstes Geschick.
Laß meine Lippe ruhn auf deinen Wangen,
Und ziehe nicht dein süßes Haupt zurück.
Froh tauschen, ganz einander hingegeben,
So Herz um Herz und Leben wir um Leben.

Ich halte dich entzückt in Liebesarmen
Und fühle, wie die reinste Wonne quillt,
Wenn nicht bloß stolz vom Himmel aus Erbarmen
Herniederschwebt ein hohes Götterbild,
Nein, selbst sich sehnt, am Freunde zu erwarmen,
Nicht fremdes Sehnen nur, auch eignes stillt.
Süß ist's, wenn liebend uns das Ich entschwindet,
Doch süßer, wenn's geliebt sich wiederfindet.

Liebend-Geliebtes heiß ans Herz zu drücken,
Zu sehn ein holdes Bild, das göttergleich
Und unerreichbar schien, nun vor Entzücken
In unsern Armen zittert, mild und weich,
Und dann an uns beglückt, uns zu beglücken,
Sich lieb-bedürftig drängt und wonnereich,
Das ist olymp'sche Lust. Mir winkt im Leben
Das Höchste: Liebe nehmend, Liebe geben!"

Er ruft's und schmiegt an sie sich mit Gekose,
Freut spielend sich an seligstem Gewinn,
An goldner Flechte, süßer Wangenrose
Und an der Lippe glänzendem Rubin.
Sie weiß nicht, daß sie ruht in seinem Schoße,
Und gibt dem trauten Spiel sich arglos hin,
Halb Liebestraum, halb Kindersinn im Herzen,
Wie bebte sie zurück vor süßen Scherzen?

Und fester seine Arme sie umschlingen,
Sie bebt und glüht und wehrt dem Kusse nicht;
Umwallt von aufgelösten Lockenringen,
Birgt sie an ihm ihr glühend Angesicht.
Ach, wie geläng's, den Drang zurückzuzwingen,
Der flammendhell aus jungen Herzen bricht?
In Wonnen reißt der Liebe Macht die Herzen
So willenlos dahin wie in die Schmerzen.

In Seufzern stirbt das Wort, in Liebesflammen
Gedank' und Wille; zehrend sel'ge Glut
Schlägt über ihren Häuptern hell zusammen,
Wiegt sie und hebt sie, eine Zauberflut,
Und trägt, ein stürmisch Meer, in dem sie schwammen,
Sie brausend, bis die wilde Woge ruht,
Bis, aufgetaucht aus heilig=dunklem Bronnen,
Das Herz sich erst besinnt auf seine Wonnen.

Da plötzlich leise Flüsterhauche klangen,
Ein seltsam Regen tief im Laub erwacht;
Der Jüngling blickt dahin mit stillem Bangen —
Und siehe, seinem Sinn wie Mondespracht
Dämmert das Zauberbild, deß' göttlich Prangen
Sein Herz entzückt in jener sel'gen Nacht...
Erschreckt entringt er sich den Liebesbanden,
Die ihn so zart, so wonnetraut umwanden.

Das Bild entschwebt; auf seiner flücht'gen Triebe
Genossin blickt er hin in banger Qual.
Sie starrt ihn an mit Augen hohl und trübe,
Es schwankt ihr Leib, gespenstisch, welk und fahl:
Die süße Wunderblume seiner Liebe,
Gebrochen welkt sie vor der Göttin Strahl.
Ein Schauder faßt ihn an — von Qual durchdrungen,
Stürzt er dahin in Waldesdämmerungen.

---

# Fünfter Gesang.

## Venus Urania.

„So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
Der Kreaturen heil'ger Lebenswille."

„Wohin entschwandet ihr, o süße Wonnen?
Wo seid ihr, meiner Hoffnung goldne Sterne?
Ach, daß zu spät, nachdem mein Glück zerronnen,
Das Wort der Göttin ich verstehen lerne:
Bis ich zum Gotte würd' am Zauberbronnen
Des Lebens, bliebe höchstes Glück mir ferne.
Auf immer geb' ich schmerzlich es verloren —
Zum Götterlos ist nicht der Mensch geboren.

Nach reinstem Glücke, voll und unbeschränkt,
Rief laut mein schmerzlich ruheloses Sehnen;
Und sieh', was ich ersehnt, ward mir geschenkt,
Die Göttin stillte meine bittern Tränen;
Doch in der Freuden endlos Meer versenkt,
Strebt' ich, gelockt von süßen Liebestönen,
Unfähig, zu genießen in der Weise
Der Götter, nach beschränkten Glückes Kreise.

Mir ward auch dies. Doch als ich mit Gekose
Die traut Erkorne an mein Herz gedrückt,
Da welkte sie an meiner Brust, der Rose
Vergleichbar, die der Hauch des Nords gepflückt.
Der Göttin Schönheitspracht, die wandellose,
Erschien mir, wie sie einst mein Aug' entzückt:
Wie sollte nicht vor dieser wonnereichen
Erinnrung jeder ird'sche Glanz erbleichen?

Wohl ist das höchste Glück im Erdentale
Der Liebe selige Bezauberung;
Doch ach, ein Blick nach jenem Ideale,
Nach jener Göttin, ewig schön und jung,
Entzaubert ird'schen Reiz mit einem Male,
Wie Sonnenglanz verscheucht die Dämmerung.
Erst wähnt' ich, daß ein Liebstes mir genüge,
Nun wagt mein Herz der alten Sehnsucht Flüge.

Ins Grenzenlose streben die Gedanken,
  Doch sehnt, von keiner Grenze mehr umschrieben,
Der Sinn zurück sich wieder in die Schranken
  Und fühlt aus diesen neu sich fortgetrieben.
Und so verzehrt sich in unsel'gem Schwanken
  Das Herz mit seinem Sehnen, seinem Lieben,
Nach aufwärts immer und nach abwärts strebend,
Sehnsüchtig zwischen Erd' und Himmel schwebend.

Der Drang zur Sonne hält im Ätherdome
  Schwebend den Stern, er kreist um sie beschwichtigt!
So hält uns Sehnsucht überm Lebensstrome,
  Doch ihre Fordrung, ach, wird nie berichtigt.
Wann endet dieser Streit? Wenn die Atome
  Des Herzens in die Winde sich verflüchtigt?
Nur der ruht weich, aus Müh'n und Leid errettet,
Der still im eignen Staube sich gebettet.

Nun fass' ich jenes mystische Versenken
  Des Inders, jene Flucht ins leere Nichts:
Weltmüde tötet er sein Ich, sein Denken
  Und blickt ins Leere starren Angesichts.
So meint er seinen Flug zu Gott zu lenken,
  Zu tauchen in das sel'ge Meer des Lichts:
Des Geistes höchstes Ziel will er erwerben
Und all sein Drang ist doch nur der — zu sterben.

Ja, Sterben — Schlafen — Ruhen — in die Stille
  Des Todes, los der Schranke, hinzutreten,
Das bleibt der Kreaturen *letzter* Wille,
  Was auch sie sterbend sonst vom Glück erbeten.
Wie reich uns auch der Born des Lebens quille,
  Wir suchen uns zuletzt in Nichts zu retten;
Ob wir in Lust, ob wir in *Gott* versinken,
Wir suchen *Selbstvergessenheit* zu trinken.

Was ich genoß, die holde Lebenslust,
  Der sel'ge Rausch, die goldnen Liebeswonnen,
Es waren, ach, nun wird es mir bewußt,
  *Momente süßen Tods, ein Lethebronnen*;
Und ach, sie heilten nicht das Leid der Brust,
  Der holde Trug ist allzubald zerronnen.

Was leer' ich denn nicht ganz mit durst'gen Lippen
Des Todes Becher, statt daran zu nippen?

Schon fühl' ich lebensmüde meine Glieder,
  Weltsatt und todeslüstern meinen Sinn;
Es senken schwer sich meine Augenlider,
  Ich lagerte zur Ruhe gern mich hin;
Zu ew'gem Schlummer streckt' ich gern mich nieder,
  Und Sterben scheint mir köstlichster Gewinn.
Wo find' ich Ruh'? Wo winkt mir eine Stätte,
Daß ich den matten Leib zur Ruhe bette?

Ich ruhte sanft einst unter Blütenbäumen,
  An blum'gem Quell, in stiller Waldesschlucht;
Doch ach, dort läßt sich's schlafen nicht, nur träumen —
  Traumloser Schlaf ist's, was mein Sehnen sucht.
Hin will ich ziehn, wo Meereswogen schäumen,
  Wo wild ans Ufer braust der Wasser Wucht.
Am stillsten ruhn von allen, die entschliefen,
O heil'ges Meer, die ruhn in deinen Tiefen!" —

Er ruft's und tritt die stille Wallfahrt an.
  Es leitet ihn die traute Mondeshelle
Durch Wälder, über Höh'n, auf rauher Bahn;
  Nun tritt sein Fuß auf eine ebne Stelle;
Da ragen finstre Klippen himmelan
  Und endlos, endlos braust heran die Welle.
Im Sand verrauschend kommen Wog' auf Wogen
In breitem Schwall mit Schaum und Duft gezogen.

„So rauscht mir denn das ew'ge Meer zu Füßen?"
  Ruft er entzückt, „nun schweigt mein tiefstes Leid.
Willkommen, Wellen, die mich nahe grüßen,
  Willkommen auch ihr andern, die so weit
Auf hoher See kein grünend Ufer küssen,
  In grenzenloser Meereseinsamkeit!
Unendlichkeit — sie ward mir zum Idole,
Du, Meer, zu seinem herrlichsten Symbole.

Schön bist du, wenn dich mächtig bis zum Kerne
  Des brausenden Orkanes Hauch durchtost;
Doch schöner, wenn du glühst im Kuß der Sterne,
  Wenn nächtlich traut der Himmel mit dir kost.

Da flammst du, schlingst du bräutlich nah und ferne
  Schaumrosen um die Felsen, grau bemoost.
Entstieg, entsprungen solchem Liebesbunde,
Nicht einst Cythere deinem feuchten Grunde?

Sind unfruchtbar geworden deine Tiefen?
  Ringt keine Göttin mehr aus dir sich los?
Der Zeit gedenk' ich, wo mich Stimmen riefen
  Aus Stromes Grund zu wonnigem Gekos';
Und ach, von alter Sehnsucht Drang ergriffen,
  Ahn' ich ein neues Glück in deinem Schoß.
Gib, heil'ges Meer, die Herrliche mir wieder,
Zieh' mich zu ihr in feuchte Tiefen nieder!"

So tönt sein Ruf und unter Sternenküssen
  Flammt höher glühend auf die goldne Welle;
Ein Dämmerschein bricht aus den Finsternissen
  Des Meeresabgrunds, morgenrötlich helle,
Und wie aus Rosenschleiern losgerissen
  Titan betritt des Ätherdomes Schwelle,
Entsteigt ein Weib den Purpurdämmerungen,
Ein Sternendiadem ums Haupt geschlungen.

„Bist du's, o Venus," ruft er, „die im Tanze
  Der Wellen hold heranschwebt? Bist du da?"
„Wohl," tönt's ihm, „zeigt dir Venus sich im Glanze,
  Wie früher nicht dein sterblich Aug' sie sah:
Nicht Aphrodite mehr im Rosenkranze —
  Im Sternendiadem Urania!
Venus Urania — sie bringt zur Blüte,
Was sie gepflanzt als Venus Aphrodite.

Du hast des Lebens ird'schen Lauf vollendet,
  Wie du gemußt, wie menschlich Streben kann;
Es lenkt' ein Führer, ungesehn gesendet,
  Selbst als von mir sich deine Lebensbahn,
Dein Menschenlos erfüllend, abgewendet,
  Doch nah und näher dich zu mir heran;
Was du erlebtest, Sehnsucht, Lust und Schmerzen,
Ward Stufe dir herauf zu meinem Herzen.

Du hast des Lebens Wonnen durchgenossen,
Und wenn von ihnen eine dir entschwand,
So hat sich eine höhre dir erschlossen;
Und jetzt auch zog dich meine Liebeshand
Zu höherm Glück als jenes, das zerflossen,
An Sehnsuchtsbanden her an diesen Strand:
Auf neue Bahnen soll dein Auge schweifen,
Dein Herz zum höchsten Wonnekusse reifen!"

Sie spricht's, da legt, gewebt aus Morgenröten,
Aufs Meer sich purpurhell ein Nebelflor;
Die Göttin hat den Wolkenthron betreten,
Der Jüngling schwebt vereint mit ihr empor;
Da sieht er in den Wirbel der Planeten,
In kreisender Gestirne Riesenchor
So schnell, wie Bahn sich bricht in Finsternissen
Ein Sonnenstrahl, sich mit emporgerissen.

Von Pol zu Pol erschließt den Ätherbronnen
Der Himmel, ins Unendliche hinan:
Inmitten schwimmt die strahlendste der Sonnen
In ihres Lichtes glüh'ndem Ozean.
Der Welten jede folgt in Liebeswonnen,
Ein Riesenphönix, flammend ihrer Bahn;
Brausend in ew'ger Harmonien Strome
Wälzt sich ihr Chor dahin am Himmelsdome.

„Nun schaust du hier in meinen höchsten Reichen",
So ruft die Göttin, „mich in vollstem Glanz;
Vor diesem muß der ird'sche Reiz erbleichen,
Vorm Sternendiadem der Rosenkranz;
Dem Lied der Sphären muß die Muse weichen,
Dem Weltenreigen der Bacchanten Tanz:
Hier schäumt, wie du gewünscht, dem sel'gen Zecher
Unendlichkeit in grenzenlosem Becher.

Ersättige dein Aug', das, wie des Raumes,
So auch der Zeit Unendlichkeit durchschweift;
Blick' in die Zukunft, wo nicht mehr des Traumes
Gebild' der Mensch in trübem Sinn ergreift,

Wo süß die Frucht des ird'schen Lebensbaumes
Zu herrlich prangender Vollendung reift.
Nimm schauend teil mit wonnetrunknem Blicke
An jenem fernen, himmelfernen Glücke.

Die Wolke trägt uns nieder von den Höhen
Und lieblich wie aus Morgendämmergrau'n
Im blitzenden Geschmeid' der Ström' und Seen
Erscheint die Erde mit verjüngten Au'n.
Aurorens Schleier bräutlich um sie wehen —
Wem denkt sie liebentglüht sich anzutrau'n?
Dem Bräutigam, der los von ihrem Herzen
Sich riß und einsam lang' sie ließ in Schmerzen.

Den längst schon ihrer Sehnsucht Stimmen riefen,
Er senkt aus goldner Morgenwolkenpracht
Auf Liebesfittichen sich in die Tiefen
Und zieht ans Herz das arme Kind der Nacht;
Und sel'gen Lebens Keime, die da schliefen,
Erschließen sich, in seinem Kuß erwacht.
Wie auf den Wassern einst im Uranfange,
So schwebt er über ihr im Liebesdrange.

Er sinkt herab aus Himmelsdämmerungen,
Wo er sich einsam in sich selbst verlor,
Und hält sie fest auf ewig nun umschlungen,
Die er zur Braut von Anbeginn erkor;
Nun hat er sich ins Dasein losgerungen
Und schwebt, ein Held, ins Reich des Lichts hervor
Und pflanzt zum Pfande seiner ew'gen Minne
Der *Schönheit* Banner auf die Weltenzinne.

Da schwebt erlöst empor in sel'ge Höhen
Die *Vielgeschmähte*, die, der Schöpfungstat
Zum Hohne, *Stoff und Abbild der Ideen*
Der Denker nannt' und *doch mit Füßen trat*.
Sie blüht verklärt, und glänzend anzusehen,
Geht fürder sie des Lebens goldnen Pfad.
Und so vollzieht, was einst in hehrer Stunde
Du ahntest, sich *in einem neuen Bunde!*" —

So deutet wundersam mit Flammenworten
  Urania das kommende Geschick
Und öffnet fernster Zukunft goldne Pforten
  Des Hochentzückten staunend weitem Blick;
Da hellt sein Sinn, den Schmerz und Tod umflorten,
  Sich auf und öffnet sich dem höchsten Glück
Und wie vor seinen Blicken und Gedanken,
So fallen auch von seinem Sein die Schranken.

„Unendlichkeit hat sich um mich ergossen“,
  Ruft er entzückt, „mit reichster Lebensflut;
Ich fühle selig mich in eins verflossen,
  O All, mit dir in hoher Liebesglut.
Ich schaute als mein eignes Heil erschlossen
  Das Heil der Welt, das noch verborgen ruht.
Das künft'ge Glück, so wonnig vorempfunden,
Läßt mich vom Schmerz der Gegenwart gesunden.

Es hebt aus schweren Träumen sich mein Haupt,
  Des Einzellebens banger Traum entschwindet:
Alleben, das ich ewig fern geglaubt
  Der Kreatur, hat sich in mir entzündet;
Und solches Glück wird nimmer mir geraubt,
  Weil nicht in meinem ird'schen Sein es gründet.
Allwille lebt in mir, ihm fügt ergeben
Mein Eigenwille sich, mein ird'sches Streben.

Was ich ersehnt', errang ich. Nicht vergebens
  Erstrebt' ich heiß in Lust- und Schmerzgewühl
Ein unbekanntes höchstes Glück des Lebens.
  Nun endlich krönt's die Stirn mir, labendkühl:
Dies höchste, letzte Ziel des Glückbestrebens,
  Es ist des Allbewußtseins Hochgefühl;
Und herrlich, wie der Göttin Wort versprochen,
Ist dieser Wonne Tag mir angebrochen!

‚Du schöpfest nicht im Maß des Augenblickes‘,
  So klang mir's, ‚aller Wonnen Überschwang;
In stetem Streben nur wird sich des Glückes
  Der Mensch bewußt, und nur im Stufengang

Bringt ihn zum Ziele seligen Geschickes,
Durch Götterhuld geführt, sein Liebesdrang.
Von Stufe sollst du auf zu Stufe steigen
Und nur zuletzt nennst Höchstes du dein eigen.'

O Göttin du der Schönheit und der Liebe,
So lenktest du mich höher stets und weiter
Am Zauberbande meiner Sehnsuchtstriebe
Der Schönheit und der Liebe Stufenleiter,
Hinan aus irdisch endlichem Getriebe
Zu Geisteshöhen, ewig rein und heiter,
Von irdischer zu schrankenloser Schöne
Des Alls, zum Einklang aller Lebenstöne!

So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
Der Schmerz der ird'schen Mühsal, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Los.
Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
Der hold mich lockt wie in der Liebe Schoß
Und aus geheimnisvollem Geistesgrunde
Herausquillt nur in höchster Weihestunde.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme?
Ich weiß es nicht. Gewiß nur ist mir eins:
In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Los des Lebens willigt
Und dieses irdische Geschicke billigt!

Der Dornenkranz ist nicht hinwegzuscherzen,
Der aller Staubgebornen Häupter krönt,
Doch ist unleugbar auch die Stimm' im Herzen,
Die Schmerz und Todesqualen übertönt;
Ein Wahn nur ist, was sonst als Trost in Schmerzen
Der Mensch ersinnt, sein Leid bleibt unversöhnt;
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
Geheimnisvoll des Rätsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
  Der Kreaturen heil'ger Lebenswille
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
  Wer sich durch ihn, ob Lust, ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden
  Und, selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend, ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eigner Wille billigt mein Geschicke!

Vor diesem Zauberworte seines Mundes
  Stürzt sich des Daseins Rätselsphinx, dem Zwange
Der Lösung weichend, in die Nacht des Schlundes;
  Erzitternd flieht die alte Todesschlange
Und es ertönt im Dom des Weltabgrundes
  Dem Ohr der Sphären Lied im reinsten Klange;
Gestillt versiegt der Tränen reicher Bronnen
Und Sehnsucht wandelt sich in Liebeswonnen.

Und ich errang dies göttliche Genügen:
  Mit jenem Zauberwort der Billigung
Sieht sich mein Geist nach mühevollen Flügen
  Ans höchste Ziel geführt in sel'gem Schwung;
Als ob mich Adlerschwingen aufwärts trügen,
  Grüß' ich olymp'schen Lebens Dämmerung.
Es hat mit jenem Worte, kühn gesprochen,
Der Gott in mir die Schranke nun durchbrochen.

Des ird'schen Lebens Glück, es ist gescheitert,
  Doch hinter mir auch liegt des Lebens Not;
Mein Sinn vollzog, in hoher Schau geläutert,
  Was einst dein Wort, o Göttin, mir gebot:
Zum Allsein ward mein endlich Sein erweitert,
  Ich ward, um würdig dich zu frei'n, zum Gott:
So bin ich wert geworden deines Kusses,
Den du versprachst im Hauch des ersten Grußes!" —

„Der Göttin Arme stehn dir liebend offen,"
  So tönt ihm Antwort, „und ihr Weihekuß
Erfüllt im Tode nun dein schönstes Hoffen,
  Das lockend einst geweckt ihr Liebesgruß.

Was du, von ew'ger Sehnsucht Pfeil getroffen,
  Erstrebt, es wird dir an des Lebens Schluß!" —
Sie spricht's; auf brechend sel'gen Auges Lider
Senkt sich der Kuß der höchsten Wonne nieder.

Beglückt, wer so die Göttin ohne Schleier
  Erschaut, wen sie zum Liebling sich erkor;
Uns grüßt ihr Bild im Stein, im Klang der Leier,
  Nur wen'ge zieht sie hold zu sich empor;
Einst aber eint in heitrer Wonnefeier
  Sie alle noch zu einem sel'gen Chor;
Dann ruhn gestillt uralter Sehnsucht Triebe
Und segnend herrscht die Schönheit und die Liebe.

# Ein Schwanenlied der Romantik.

## Einleitung des Herausgebers.

Ein Jahr nach „Venus im Exil“ (1858) veröffentlichte Hamerling das Liederbuch „Sinnen und Minnen“ (1859). Er begleitete die Sendung dieses Liederbuchs an einen Freund mit der markanten Briefstelle (14. Oktober 1859): „Vielleicht kann ich Ihnen diese Gabe zu einer weniger unerfreulichen machen, daß ich Ihnen meinen festen Vorsatz ausdrücke, mit diesem Werkchen die bisherige allzu subjektive Richtung meiner Lyrik abzuschließen und sofort dem Objektiven ernstlich zu Leibe gehen zu wollen.“

In der Tat schon ein Jahr darauf erschien „Ein Schwanenlied der Romantik von Robert Hamerling. Mit einem Anhange von Hymnen“*) (Prag, Verlag von J. L. Kober, 1860). In diesem Werke nahm der Dichter als Vertreter der lebenweckenden Mächte des Gemütes seine Zeit scharf unter die Lupe. Das Ergebnis dieser Betrachtung ist für die Zeit ein vernichtendes: — es wird ihr bedingungslos der Stab gebrochen und ihr gleichzeitig der vom Dichter als richtig erkannte Weg gewiesen. Das „Schwanenlied der Romantik“ ist somit das Hohelied des Herzens und vermag jugendliche Gemüter, insbesondere ideale schwärmerisch-zarte Frauen schier mehr zu befriedigen, als die beiden großen Epen, in denen das Ideal nicht zart und direkt besungen wird, sondern vielmehr männlichwuchtig die Schrecken geschildert werden einer Welt, welche den Altären

*) „Lenznacht im Süden“, „Hesporus“, „Vollmond“, „Meerfahrt“, „Der Bergstrom“, „Antikes Seemärchen“, „Der geblendete Vogel“; diese sieben Hymnen wurden dann später der 2. Auflage von „Sinnen und Minnen“ einverleibt.

des Herzens den Rücken gekehrt hat oder ihnen törichten Sinnes voll naht. Nach Erscheinen des „Ahasver in Rom“ gab es in der Tat Kritiker, welche dem „Schwanenlied der Romantik“ den Vorzug gaben vor dem Neroepos.

Der Dichter begann sein Werk in Kanzonenform zu schreiben, versuchte es dann mit dem Hexameter, griff aber schließlich zur Nibelungenstrophe.

Im Anhange unsrer Ausgabe sind diese interessanten Kanzonen- und Hexameterfragmente mitgeteilt.

---

## I.

Noch einmal öffne rauschend, o Born der Melodie,
Mir deine goldnen Bronnen; zu süßer Threnodie
Beflügle dich noch einmal, meines Liedes Gang:
Noch einmal töne klangfroh, wie dir's gebeut des Herzens Drang!

Still durch meine Seele weht ein Schwanenlied:
Ahnung weht in Lüften; Sehnsucht zieht
Mich aus der engen Zelle mit weicher Lilienhand:
Hell winkt mir aus der Ferne des Traumes Purpurwolkenstrand.

Auf San Marcos Zinnen stirbt der goldne Tag:
Und wie um die Lagune der Möwe Flügelschlag,
So weht um mich die blasse, holde Melancholei:
Venedig ist des Meeres lockend süße Lorelei!

## II.

Herauf, du ewig milde, sanftstrahlende Mutter Nacht!
Was soll den gelben Zinnen die grelle Tagespracht?
Stirb in der Welle des Westens, o Sonne, den Opfertod
Und schminke mir diese Ruinen mit deinem Blute, dem Abendrot!

Aufs Sonnengrab, das nasse, das glüht wie strömend Gold,
Feurig erglühend nieder, wie Goldlawinen, rollt
Ihr Wolken, ein feurig Denkmal; still um Land und Meer
Schlingt, heil'ge Dämmerungen, den sterngestickten Schleier her!

Wie mit hüpfenden Lichtern spielt wundersam die Nacht!
Traumflüsternde Wellen plätschern um Marmorschwellen sacht;
Schmeichelnde Lebenshauche, wer weiß von wannen, wehn,
Die mir so süßverlockend, so mild an Herz und Seele gehn!

Das ist die Segensstunde, wo die Rosen der Dichtung blühn,
Das ist die Stunde, wo golden die Sterne der Liebe glühn;
Die Stund' auch ist's, wo Sehnsucht verschollne Klänge weckt
Und sich ums graue Leben ein Schein der alten Schöne legt!

Wohlauf, es lockt zu wandern ins lispelnde Dunkel hinaus!
Laß die Piazzetta hüten das wirbelnde Menschengebraus!
Am Strande harrt die Gondel, da wiegt sich's hold und weich;
Auf, Gondolier, und rudre mich in der Woge blankes Reich!

## III.

O selig Wogen und Wiegen! Versunken die gleißende Welt
Des Tags in letheische Tiefen — auf schlag' ich mein Ruhezelt
In heiliger Meeresstille: zu Füßen die ewige Flut,
Zu Häupten den ewigen Äther, im Herzen die ewige Glut!

Ihr schönsten meiner Träume, schwebt nieder, ich bin allein!
Spielt um die gleitende Gondel nicht lichter Rosenschein?
Lispelt es nicht in der Tiefe? Romantik, du Zauberweib,
Hebst du zu mir aus den Wellen den weißen, reizumfloßnen Leib?

Es flüstert an meiner Seite, es legt ein Lilienarm
Sich mir auf die bebende Schulter: „Vergiß des Tages Harm,"
Tönt es von lächelnder Lippe: „Nicht in die Ferne hin,
Nicht trüb' ins Dunkel starre, nach rückwärts wende Blick und Sinn!"

Ich wende das Haupt — o Himmel, welch prangende Wunderschau!
Die Kuppeln und Giebeln und Zinnen, zerbröckelnd und altersgrau,
Sie schimmern, wie einst vorzeiten: ein hold erblühender Kranz
Von Wundern, stehn sie farbig in goldenem Lebensglanz!

## IV.

Das ist ein märchenhafter, versteinerter Zauberwald
Voll marmorner Riesenblumen in seltsam bunter Gestalt;
Ein Wundergarten der Schönheit, wo seliger Lebensdrang
Zeiten- und Völkerblüten holdselig ineinander schlang!

Der Goldglanz der Moreske zeichnet auf schimmerndem Grund
Phantastische Wunderfresken; in Bogen, weich und rund,
Schwingt sich die Rose des Südens; darüber strebend schier
Ins Unermeßne, hebt sich der nord'schen Lilie Kronenzier!

Das alles lag entschlummert in schnödem Zauberbann,
Solang' im Äther lenkte der Tag sein Goldgespann:

Nun aber sanken die gelben Schleier — in holdem Tand
Schlingen die Silberzinnen den Strahlenreihn von Strand
zu Strand!

Es ist, als enttauchte den Wassern nun eben erst die Pracht
Der schimmernden Paläste, gleich Nixen, die zur Nacht
Im blanken Silberspiegel der Ströme sich beschaun
Und nur dem wandelnden Auge des Mondes ihren Reiz vertraun.

## V.

Die hohen Prachtkolosse, die rings ins Äthergezelt
Aufragen, wer türmte sie alle? Wer schleppte aus aller Welt
Zusammen hier ein Schatzhaus? Wer baute dem sinnigen Spiel
Der Künste hier so prächtig ein meerumflossenes Asyl?

Das warst du, Herzensfrische, du warst es, göttlicher Drang
Nach Lebensschöne, du letzter elysischer Silberklang
Vom Schöpfungspsalter der Urwelt, der noch im Menschengemüt
Nachtönte schöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht! —

## VI.

Mein Herz, was pochst du so schmerzlich? Was neigst du
dich, sinnendes Haupt?
Steht wohl der Baum des Lebens nun aller Blüte beraubt?
Ruht lieblich auf Meer und Himmel die Mondeshelle nicht?
Quillt nicht aus Ätherhöhen in Seelentiefen süßes Licht?

Blick' aufwärts! Unermeßlich leuchtet die Sternenwelt
Da droben aufgeschlossen; das glanzerhellte Zelt
Des Äthers wölbt zum Tempel der ew'gen Schöne sich,
Ob auch ihr Glanz dem Auge der Tageskinder längst erblich!

## VII.

Sternenglut, du hehre, goldnes Zauberreich,
Seh' ich dich erschlossen, wird das Herz mir weich.
Tröstung winkt mir ewig deine lichte Zier,
Ewig jauchzt entgegen meine ganze Seele dir!

Während mitternächtlich Mond- und Sternenlauf
Der Erde Rund umwandelt, geht eine Welt mir auf
Versunkner Herrlichkeiten; verschollner Klang erwacht,
Vereint vor meinem Auge blüht aller Zeiten Wunderpracht.

Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schicksalswucht,
Heil'ge Wunderstätten wallfahrend fromm besucht,
So nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten= und Völkerfernen sind meiner Andacht Tempelraum!

## VIII.

Ich kniee vor Lotosblumen, gottestrunken und fromm,
Werde zur Blume selber und hebe zum Sternendom
Aus den schimmernden Wellen des Ganges den Kelch im Mondesglanz
Und mische die feurige Seele den Glutaromen Hindostans.

Ich lese granitne Lettern, ins Felsengebirg am Nil
Gegraben, Runen der Urwelt; ich lausche dem Geisterspiel
Der Sonnenlyra des Memnon: wird schwül die Wüstenluft,
Schmieg' ich zu Sesostriden mich in die Pyramidengruft.

An Asias Küste wall' ich, mich mischend auf Tmolus' Höhn
Dem Taumelreigen des Bacchos; berauscht vom Zimbelgetön
Durchsegl' ich, in Träume gefächelt von Blütenhauch und Kuß,
Die schönen Meereilande des blauen Archipelagus.

Und glänzend als Ritter tret' ich in blanker Waffenzier
Zur Tafelrunde des Artus; in Schlachten und Turnier
Tumml' ich das Roß: ich breche des Halbmonds Diadem
Und sehe mit Gottfried schimmern die Zinnen von Jerusalem.

Der Minne Lilien glänzen; mein trunkenes Ohr belauscht
Seelentiefe Klänge: Wolframs Harfe rauscht,
Dome seh' ich streben ins ew'ge Blau hinauf,
In heil'gen Farbenwundern geht leuchtend mir der Himmel auf.

## IX.

So spinnt ein lieblich Leben die glanzhelle Nacht
Um meine glüh'nde Seele; so blüht uralte Pracht
Mir neu; wo Sterne leuchten, ist Sehnsucht Gewinn;
Hold in Traumgesichten geht Stund' um Stunde wechselnd hin.

Doch was durchwittert auf einmal die Seele mir so kühl?
Es schwindet der goldne Schimmer dem Meeresflutgewühl,
In matterm Scheine glänzen seh' ich das Sternenheer,
Ein scharfer Hauch von Osten weht fröstelnd übers dunkle Meer.

Götterweib, du bleiches, meinem trüben Sinn
Tröstend gesellt in der Mondnacht, wo schwandest du plötzlich hin?
Entführte der Windeshauch dich als Wolkenkind zur Höh'?
Verschlang dich, wieder erwachend, als ihres Schaums Gebild die See?

Hoch, mit den kühleren Lüften, die sacht herüberwehn,
Hör' ich eine Stimme, die mag ich wohl verstehn;
Der Zeit verhallende Stimmen hab' ich gern belauscht:
Horch auf, mein Ohr, und höre, was dieser Stimmen jüngste rauscht!

## X.

„Hör' an, du sinnender Träumer, merk' auf das junge Licht,
Vor dessen Dämmergrauen schnöde zusammenbricht
Das Wolkenschloß der Dichtung. Einsam hinzuknien
Laß ab vor wüsten Altären, wo längst verstummt die Psalmodien!

Hin fahre des Schönen Zauber, uns bleibt des Wissens Macht!
Weiche der Fackel des Tages, traumberauschte Nacht!
Nicht länger wird genügen der Künste Gaukelspiel:
Es locken neue Bahnen, es winkt ein frischgestecktes Ziel!

Was soll uns noch des Orpheus tierzähmende Melodie?
Wir zähmen der Erde Kräfte mit stärkerer Magie;
Alle Schleier lüftend, auf kühn entdeckter Spur
Dringen wir erobernd bis in dein tiefstes Herz, Natur!

Wir türmen keine Dome mehr ins Himmelsblau,
Doch der Gesittung wölben wir einen Wunderbau,
Riesenhaft und prächtig in tausendjähr'gem Fron
Mühn sich der Erde Geschlechter um dieses junge Babylon.

Weg spotte deines Sinnes Orakel der Herzen Urweltstraum,
Vom Weine des Gedankens schwinde der Fabel Schaum;
Die Dämmerung verzehrend, hoch auf die Zinne gestellt,
Enthülle des Geistes Leuchte mit tageshellem Schein die Welt!"

## XI.

„Schneegipfel und Urwaldtiefe lockt uns; des Seglers Kiel
Trotzt dem starrenden Eispol; uns scheucht von der Wiege des Nil
Kein Sonnenpfeil, kein Gifthauch; mit keckem Freiersinn
Zerren wir am Schleier der braunen Wüstenkönigin.

Wir tauchen um die Perle bis auf den Meeresgrund,
Goldtribut ertrotzen wir von dem dunkelsten Schlund
Des Erdballs; überschwebend Forst, Flur und Meeresplan,
Ergreifen wir vom Äther Besitz im luftgewobnen Kahn!"

## XII.

„Straff halten wir am Zügel mit kühnem Mannesgriff
Das Flügelroß des Dampfes: ein zahmer Hippogryph,
Wälzt es Riesenräder trabend oder saust
Prustend durch die Lüfte, gelenkt von kühner Menschenfaust.

Seine Mähnen wehen in den blauen Tag,
Auf schwimmenden Kolossen rauscht sein Flügelschlag;
In die hohe See zieht schnaubend es hinaus,
Helle Funken streuend ins öde Meeresschaumgebraus.

Und selbst des Hochgebirges einsame Wunderwelt
Durchrast es flammenspeiend; erschrocken inne hält
Am Felshang die Lawine, seitab mit Ungestüm
Entstürzt der Bergstrom, schaudernd vor jenem Flammenungetüm.

Stille Hochwaldwipfel, um die nur Ätherhauch
Geweht und Adlerschwingen, umwallt sein Gang mit Rauch;
Vom Zornhauch seiner Nüstern dunkelt des Äthers Dom,
Vor seines Hufschlags Donner bebt in der Erde Bauch der Gnom."

## XIII.

„Der Funke, der sonst nur gewandert am Himmel den feurigen Weg,
Er dient uns als Bote gehorsam: wandelnd auf ehernem Steg
Von einem Pole zum andern, Schnellstes zu Schnellstem gesellt
Trägt der Blitz den Gedanken im Fluge durch die weite Welt.

Wir hetzen ihn über die Berge, wir jagen durch Strom und Tal
Ihn rastlos, ja wir zwingen ihn schon so manches Mal,
Auf daß er Botschaft sage dem anderen Erdhalbrund,
Kopfüber sich zu stürzen selbst in den tiefen Meeresgrund.

Über den hüpfenden Funken, der sie durchwandelt, grollt
Die staunende Purpurtiefe der See; zornfunkelnd rollt
Das Aug' der Meerunholde, befloßt und langgeschwänzt,
Wie nachts im Urwalddunkel das Auge der Hyäne glänzt.

Der Hai mit offenem Rachen bedräut ihn; im Wogenschwall
Begräbt ihn prustend und tobend der grimme, riesige Wal;
Es umstarrt ihn mit Zahn und Stachel, es umschnellt ihn mit Flosse und Schwanz,
In wildem Getümmel umdrängt ihn die kühle Brut des Ozeans.

So wird von Ungeheuern die Botschaft ihm geraubt;
So verliert er sich schaudernd im Schlamme und stößt an Klippen das Haupt;
Wir aber zähmen ihn bald wohl, wir finden ihm klugen Rat
Und lehren ihn ruhig wandeln den schauerlichen Meerespfad."

## XIV.

„Bald dienet uns bezwungen die Erde und das Meer!
Wir sammeln alle Fülle des Lebens um uns her;
Von dienenden Geistern wird sie reich uns zugeführt,
Ein willenloser Besitz ist, was unser Finger kühn berührt.

Reich und stolz bewimpelt geht seine kühne Bahn
Das Riesenschiff der Bildung: nicht länger herrscht der Wahn
Des Herzens, der Empfindung hohles Traumidol:
Die Flamme des Gedankens weht siegesstolz von Pol zu Pol!" —

## XV.

So hör' ich das Wehn der Zeiten; so, nächtlich unbelauscht,
Kommt es mit Lüften der Frühe mir leise zugerauscht;
So tönt mir die Rede des Geistes, vor dessen kühlem Hauch
Dein Traumglück mir, o Mondnacht, zerflattert ist wie eitel Rauch!

Ich hör' es und beuge mich willig vor dir, gewalt'ger Geist,
Auf dessen trotziger Stirne die Krone der Zukunft gleißt;
Ich muß dich staunend bewundern, du ringender Titan,
Die Fülle des Geschaffnen umspannst du mit des Willens Bann!

Und doch — wie gerne der Sinn auch an deine Krone glaubt,
Was rauscht mit Schwingen der Ahnung so dunkel mir ums Haupt?
Wie kommt's, daß leise Schauer durch meine Seele wehn,
Unholde Nachtgesichte trüb' an mir vorübergehn? —

## XVI.

Ich seh' einen *Zauberlehrling* inmitten des Koboldschwarms:
Entfesselt brausen die Wasser; doch wer ist, der mächtigen Arms
In *Schranken* hält die Gerufnen? Ich fürchte, der Zauberspruch
Ist nahezu vergessen, der donnern soll: Nun ist's genug!

Und einen *Midas* seh' ich, der kindisch jauchzet: Gold!
Golden und starr der Apfel in seine Hände rollt;
Golden erstarrt die Welt ihm, bis schaudernd Kunde bebt
Auf seinen verschmachtenden Lippen, wie sich's von starrem Golde lebt!

Und einen Magier seh' ich auf Höhen, gehüllt in Nacht,
Der greift nach dem Zepter der *Erde*, nach dem Schlüssel der *Höllenmacht*,
Indes der Stab des Zaubers, der ihm den *Himmel* hold
Herniederzog zur Erde, zersplittert in die Tiefe rollt! —

## XVII.

Und ein riesiges Fahrzeug seh' ich: das ragt mit unendlichem Mast
Empor in die ziehenden Wolken, bis an die Sterne fast;
Dran bauen wir selber noch immer, dran haben die Väter gebaut,
Seit über den dunklen Wassern der erste Sonnentag gegraut.

Es schwindelt, wer an den hohen Borden blickt hinauf,
Von eitel Golde gleißen des Schiffes Bug und Knauf,
Hoch zum *Himmel* flattert schimmernde Wimpelzier
Und unten greift der Anker hinab bis an die *Hölle* schier.

Mit Speichen, unermeßlich, wälzt sich ein Zauberrad
Wohl an des Schiffes Seiten entlang den feuchten Pfad,
Unendlich ineinander greift Balken, Stange, Tau,
Wie Donnergewölk entsenden die Schlote schwarzen Qualm ins Blau.

Doch fragt ihr, was so träge hinschleicht der mächt'ge Kiel?
Horchet der Wunderkunde! Indes zu stolzem Ziel
Das Fahrzeug strebt und kecklich sich türmt zur Wolkenhöh', —
*Versandet unterm Kiele dem Riesenschiff die See!* —

Ich seh' die Stunde kommen: da türmt der gelbe Schlamm
Rings um Räder und Sparren den schlüpfrig zähen Damm;

Unk' und Kröte nistet in des Schiffes Bauch,
Der flammend einst zum Himmel helle Funken spie und Rauch.

Manch ungezählt' Jahrtausend da liegt es brütend dann
Wie ein im Schlamm erstickter Riesenleviathan:
Es dorrt die toten Augen ihm aus die Sonnenglut —
Vertrocknet unterm Kiele dem Fahrzeug ist die Flut.

## XVIII.

Im Hintergrund der Zeiten seh' ich ein Riesengebild,
Und dieses Gebild, es lächelt. — Erst lächelt es sanft und mild;
Die keck sich brüstende Torheit erblickt es und erbleicht,
Beschämt verbirgt sich der Dünkel, des Wahnes Fratze zitternd weicht.

Doch immer grinsender lächelt das lauernde Zaubergebild:
Weg lächelt's die Träne der Sehnsucht, die schimmernd dem Aug' entquillt;
Vom Angesichte der Trauer weg spottet's den heil'gen Flor
Und schilt mit frostigem Hohne den Jubel: du bist ein Tor!

Auf fährt von diesem Lächeln der Träumer aus seinem Traum
Und schämt sich der Ruhe, des Sinnens unter dem Blütenbaum.
Der Sänger, dem Klänge zu weben gedünkt ein herrlich Ziel,
Hin wirft er die Reime, die Rhythmen: sie sind ein eitles Kinderspiel.

Es stößt der Held in die Scheide zurück sein gutes Schwert:
Bitterer Lorbeer wäre des Lebens Süße wert?
Die Liebe sagt der Schönheit entzaubert: Fahre wohl!
Zertrümmert vom Altare der Hoffnung stürzt des Glücks Idol. —

Und immer grinsender lächelt das lauernde Riesengebild:
Es hält vors blühende Leben des Hohnes Gorgoschild;
Zuletzt, wie es weggelächelt die Träume, die Liebe, die Lust,
Weg lächelt's vom Himmel die Sterne, den Herzschlag aus der Menschenbrust!

## XIX.

Und anders wieder erscheint mir des Dämons grause Gestalt:
Mit einer lodernden Fackel, die glüht erst in sanfter Gewalt;
Als Leuchte des Geisterreiches, wie Mondlicht ruhig und hell,
Spendet sie, friedlich entzündet, des Lichtes goldnen Segensquell.

Doch greller, immer greller lodert, die ruhig erglomm;
Sie durchleuchtet mit frecher Helle des Himmels entgötterten Dom;
Aus des Herzens mystischer Dämmrung auf scheucht sie der Träume Schwarm
Und zeigt in grellem Scheine die Welt entseelt und nackt und arm.

Und endlich, in Höllengluten aufflammend, erhellt sie den Schlund
Des Todes dem Auge des Lebens: der schaurige Weltabgrund
Gähnt offen: da schwindeln die Welten und stürzen aus ihrer Bahn
In die feurigen Arme des Molochs, in einen Glutenozean!

## XX.

Kommen wird der Tag einst, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüstes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Äther rollt,
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.

Doch nicht mit einem Male breitet der Todesflor,
Der gelbe, sich über den Erdkreis. Weg schwindet zuvor
Der Schmelz von den Blumen, vom Meere Sonnenduft
Und Ätherblau, der heitre Goldschimmer aus der Sommerluft.

Und aus dem Menschenauge der mildfeuchte Glanz,
Der aus der Seele quillet, der Silberperlenkranz
Heil'ger Herzempfindung, welcher lind und lau
Den dürren Staub der Erde befeuchtet sonst mit Himmelstau.

Kein Engelsfittich rauscht dann mehr im Hain, empor
Ragen stumm die Wipfel, ihrer Lispel Chor
Weiß nichts mehr zu sagen, der Waldbach sucht
Klanglos und grollend den öden Weg zur finstern Schlucht.

Es sehnt nach Mond und Sternen sich nimmermehr die See;
Träg' in ihren Tiefen liegt sie, von der Höh'
Küßt den versumpften Spiegel die goldne Sternenglut
Nie wieder; Pesthauch brütet und Schwüle stumm auf ihrer Flut.

Öde liegt die Erde, öde liegt das Meer,
Öde liegt der eh'rne Himmel drüber her;
Des Mondes Auge sieht man strafend niederschaun,
Daß durch das Herz der Erde geht ahnungsschwer ein banges Graun.

Und von den kreisenden Sternen tönt ein Chor herab,
Wie ein Totenhymnus um ein offnes Grab;
Der erbebenden Erde ist ein grauser Fluch
Die Harmonie der Sphären, ein mahnend ernster Richterspruch.

Stumm sonst brütet alles, und klänge wo ein Ton
Noch von verlorner Schöne, begleitete der Hohn
Der Hölle sein Verzittern und wie ein schneidend Erz
Durchführ' er qualerregend des Lauschers gottverlaßnes Herz.

Denn nur des Lichtes Söhnen klingt Schönes ewig hold,
Des Dunkels Brut vernimmt er zitternd und grollt,
Geheim im Busen schaudernd, weil schamrot vor dem Strahl
Des Schönen sich Unschönes verzehren muß in herber Qual!

So, immerdar unselig, aller Schöne fern,
Hin rollt die bange Erde, ein ausgelöschter Stern,
Bald im ew'gen Geiste vergessen, ungewußt
Und hinweggestoßen, Natur, von deiner Mutterbrust!

Wie Geier oder Rabe in Öden, unbelebt,
Hoch über einem schwarzen, verschlammten Waldsee schwebt,
So, nachdem versieget ist der Liebe Born,
Kreiset ob den Sümpfen auf dunklen Fittichen der Zorn;

Und wie auf Bergesgipfeln grollende Wetter stehn:
Stumm, regungslos ist alles und nur die Wolken gehn
Am finstern Nachthimmel dahin: so, des Gerichts
Gewärtig, hängt die Erde, vor Schauder stumm, am Rand
des Nichts.

## XXI.

Vorüber, ihr Nachtgesichte! Vorüber, du Eulenzug
Dunkler Unglücksträume, deren Todesflug
Mit finstern Riesenschwingen mich lang' genug umkreist —
Vorüber! Auszuruhen sehnt sich der angstgequälte Geist!

Golden herniederrinnend, spüle, du Dämmerschein
Des Morgens, von all dem Grauen mir Herz und Auge rein!
Neues Erquicken taue: der Sterne Glanz erblich;
Nun weh' es in die Seele mir wieder frisch und morgendlich!

## XXII.

Silbern und spiegeleben bis an den Uferrand,
Der die Lagun' umschlinget als goldnes Gürtelband,
Liegt ringsum hingebreitet die See; sanft ausgeruht
Aufrauscht, aus Morgenträumen vom Ruderschlag geweckt, die Flut.

Grüne Blüteninseln, gehüllt ins Dämmergrau
Der jungen Frühe, schlummern noch im Meeresblau,
Ragend aus der Welle geheimnisvoll und still:
Sie harren der goldnen Helle, die fern im Osten dämmern will.

## XXIII.

Reichbebüscht sie locken; doch welche, vor allen hold,
Winkt mir unwiderstehlich, von Silberwogen umrollt?
Das ist das grüne Torcello, das Eiland ewig lieb
Jeder sinnenden Seele, das mir zu tiefst ins Herze sich schrieb!

Schon trägt die Welle mich näher; die gleitende Gondel streift
Vorüber an Blütenufern, wo die Granate reift.
Halt an, o Barkerole! Was ließe sich Bessers tun,
Als weich hier unter Blumen am schönen Meeresstrand zu ruhn?

Ja, hier will ich rasten; hier will ins holde Grün
Mein sinnend Haupt ich schmiegen, wo Reben und Rosen blühn.
Hier soll der Schmerz, der zuckend durch meine Seele geht,
Austönen in weicher Wehmut, die schmerzlich süß im Lied verweht!

## XXIV.

In kaum verwichnen Tagen rosig mir erschien
Das Dämmerbild der Zukunft: schal und öde hin
Mochten die Tage rinnen, ich dachte der goldnen Zeit,
Die einst noch müsse blühen in wunderbarer Herrlichkeit.

Am fernen Zeitausgang sah ich ein Paradies
In goldnem Scheine stehen. Ein Dichterwort verhieß
Es mir und Völkersage. Fromm und glaubensvoll
Dacht' ich des goldnen Alters, dem neu erblühn die Vorwelt soll.

So schwanden hold in Träumen die rauhen Tage hin,
Paradiesesbilder blühten in meinem Sinn
Und frohbegeistert sang ich in Tönen, mild und weich,
Vom tagenden Morgenrote, von ew'ger Schöne künft'gem Reich.

## XXV.

Und nun in dieser Mondnacht dunklem Traumgesicht,
Schöner Trostgedanke, holdes Herzenslicht,
Wo schwand'st du hin? Was ließen Nacht- und Mondesgraun
An deiner Statt für wüste Gebilde meine Seele schaun?

O Glückstraum meiner Jugend, goldnes Paradies,
Das warm mein Herz erfaßte, das ich in Liedern pries,
Es sollte mir auf ewig dein reines Bild verwehn?
In einer Nacht Gesichten dein Glanz auf ewig untergehn?

O nein, ich halte dich fest noch; was ahnungsvoll durchbebt
Alle Völker und Zeiten, was holden Klanges schwebt
Auf allen Dichterzungen, das muß in Zeit und Raum
Doch einmal blühn und leben, unmöglich ist's ein leerer Traum!

## XXVI.

Neben die Graungesichte schlafloser Mitternacht
Stellt es ewig wieder seine Märchenpracht.
Wie beide sich vereinen, zu deuten weiß ich's nicht;
Sie wechseln in der Seele wie Nachtgraun mir und Morgenlicht.

Aus schmerzesdunklem Auge die helle Träne quillt,
Es taucht aus Wetterwolken das reine Mondesbild:
So taucht aus Graungesichten, meiner Seele treu,
Das Bild des Paradieses, des Reichs der Schönheit, ewig neu.

Ich weiß es nicht zu deuten: versenkt ins innre Schaun,
Tauch' ich den Stern des Auges ins Helle wie ins Graun;
Die Muse beschert mir Bilder des Todes wie des Glücks:
Es folgt des Herzens Saite dem Fingerdruck des Augenblicks.

Ich weiß es nicht zu deuten, doch ewig ist es da:
Ich weiß nicht, wo es blühet, ob fern es ist, ob nah',
Wohin sich's ewig flüchtet, schwindenden Lenzen gleich,
Vorm frost'gen Hauch des Lebens, in welches schöne, blanke Reich.

Wie lebte, du schönes Traumbild, wie lebt' auch ohne dich
Ein Dichterherz? Wie tanzte, so bald dein Schein erblich,
Der Springquell des Gesanges in buntem Lebenslicht?
Verlör' er sich zerstäubend in der Verzweiflung Tiefe nicht?

## XXVII.

Ja, es blüht und lebet, mein Herz, es blüht *in dir*!
Was deinem Traum erschienen mit winkendem Panier
Als Ziel am Zeitenausgang, blüht *außer aller Zeit*,
Erfaßbar ewig jedem, der ihm das Herz zur Stätte weiht!

Aus Sternen webt, aus Blumen sich sein Wonnekranz,
Ewig gegenwärtig, ewig voll und ganz,
Schon lebt es in der Sehnsucht, lebt es im Gesang:
Sein Eldorado blühet in jeder trunknen Seele Drang!

Wer selbst ihm hält die Treue, dem ist es ewig treu,
Aus aller Hoffnung Asche steigt es ewig neu,
Dem gläubigen Gemüte bleibt es nicht unerfleht,
Solang' in seinen Tiefen ein Hauch der ew'gen Liebe weht!

## XXVIII.

Nur *dir* nicht wird es blühen, mattfühlendes Geschlecht,
In welchem schaler Dünkel zu stürzen sich erfrecht
Des Ideales Tempel. Den Besten aufgespart,
Wird es ein Fremdling werden der herzerschlafften Gegenwart.

Denn diese Zeit ist trübe; lärmvoll, doch tatenarm.
Wirre Pfade wandelt ihrer Söhne Schwarm;
Es liegt ob allem Streben ein seltsam dunkler Bann,
Schwül ist's — ich wollt', es klärte die Lüfte Wetter und Orkan.

## XXIX.

Nicht eurer Goldjagd groll' ich, nicht jener fiebernden Hast,
Die wie ein toller Wirbel dies ganze Geschlecht erfaßt;
Nicht eurem kühnen Ringen, das Berg' auf Berge türmt,
Und, nach dem Glücke trachtend, titanengleich den Himmel stürmt;

Nicht aller ird'schen Fülle reichentfaltete Pracht
Mißgönn' ich euch: der Wurm ist's, was mich schaudern macht,
Der, während der Prunk des Daseins bis in die Wolken reicht,
Allmählich, doch entsetzlich, des innern Lebens Keim beschleicht;

Der grause Wurm, der innen, tief innen zehrt,
Von heil'ger Herzensblüte und Seelenmark sich nährt,
Bis ausgehöhlt das Innre: noch gleißt das Wangenrot
Des Lebens, aber drinnen im Herzen sitzt der blasse Tod.

## XXX.

Hohe Herzenseinfalt, heil'ge Seelenglut,
Die, alles Starre schmelzend in ihrer sel'gen Flut,
Für Himmelsblumensaaten befeuchtet den Erdenstaub,
Allmählich, ach, allmählich wirst du des grinsenden Dämons Raub!

Göttersohn Gedanke! wo ist dein Sonnenflug,
Der wie mit Adlerschwingen aufwärts dich trug?
Gottestrunken schwebtest du im Schoß des Lichts:
Nun ist der Stoff dein Götze, dein Pfad der Schlamm, dein Ziel das Nichts!

Wo ist dein göttlich Siegel, o Kunst, das Ideal?
Ich sehe Gestalten und Farben schimmern im Marmorsaal,
Doch es fehlt der beseelende Funke von oben, das zündende Licht:
Ich sehe Gesichter und Larven, ein Menschenantlitz seh' ich nicht!

Wo blieb dein Himmelszauber, stolzer Liedesklang,
Der Löwen und Delphine gelockt und Steine zwang?
„Mein Lied ist ausgesungen!" seufzt die Poesie
Und drückt ins eigne Herz sich den Stachelzahn der Ironie! —

## XXXI.

Ja, wo ist dein Zauberklang, o Poesie?
Es prallet wie an Felsen die reinste Melodie;
Der Flügelschlag des Rhythmus verwehet unbelauscht,
Der klangesfrohem Ohre vorzeiten wie Musik gerauscht.

Weh' dir, dem zur Seite des Liedes Köcher tönt!
Deiner Klangespfeile reines Schwirren höhnt
Als leeren Schall die Menge, sie leugnet, wahnbetört,
Dein formgebändigt Fühlen, ob's auch geheim dein Herz verzehrt!

Was hat die arme Schönheit, Barbaren, euch getan?
Muß der zarte Sänger verhauchen wie der Schwan
Seine Seele glühend, eh' seinem Lied ihr glaubt?
Schwirrt reines Klanges Fittich so gar unheimlich euch ums Haupt?

## XXXII.

Im Ohre widertönt mir ein pindarisch' Lied,
Das kündet, wie der Adler, wenn ein Klang entflieht

Von Apollons Leier, einschlummert am Mantelsaum
Des Zeus, und weich aufwogend vor Wonne hebt des Rückens
Flaum;

Indes was Zeus nicht liebet, was in die dunkle Nacht
Gebannt ist, stets unselig, ferne der goldnen Pracht,
Sich sträubt und reine Klänge mit leisem Grolle hört,
Mürrisch, gleich der Eule, die Fackelschein im Dunkel stört.

## XXXIII.

Wie gern das begeistertste Preislied, o Zukunft, säng' ich dir!
Wie gerne trüg' ich jauchzend selber dein Panier,
Säh' ich, daß mit des Daseins äußrer Kräftigung
Zu gleicher Höhe steige des innern Strebens Adlerschwung;

Daß nicht allein erstarke der Arm, der alles zwingt,
Daß auch des Herzens Leben sich herrlicher beschwingt,
Daß neue Flügel wachsen der schaffenden Phantasie,
Daß höher klingt und edler verjüngten Lebens Melodie!

Doch ach, es suchen die Blicke dies schönre Sein umsonst:
O Dämon des Jahrhunderts, der du so prunkvoll thronst
Auf deinen eroberten Schätzen, wie bist du dennoch arm!
Dir beugt kein Knie der Dichter, wie sehr dich auch umdrängt
der Schwarm!

## XXXIV.

Ihr scheltet: „Du klebst am Moder nur der Vergangenheit,
Wir aber hoffen und heischen Neues von neuer Zeit:
Begrüßen wir erst erneuten Lebens Dämmerung,
Verjüngt wohl auch das Herz sich, nimmt wohl die Dichtung
neuen Schwung!"

O süßer Glaube, wie gerne schwelgt' ich in deinem Glück!
Doch unerbittlich steht es vor meines Geistes Blick:
Je mehr des Geistes Leben sich auf sich selbst besinnt,
So ärmer wird der Bronnen, aus dem der Quell der Dichtung
rinnt!

Es altert die holde Tochter des Himmels, die Phantasie;
Verstandes Hauch durchkältet die Kunst, die Poesie:
Vor seinem Zepter schwindet, wie vor dem Tag die Nacht,
Des Herzens unbewußte, schöpferische Zaubermacht!

Im Hintergrund der Zeiten seh' ich ihn grinsend stehn,
Das arme Leben versteinernd mit seines Mundes Wehn:
Ich seh' ihn, den jetzt, o Menschheit, du deine Leuchte nennst,
Als drohend aufgerecktes, gorgonenhaftes Weltgespenst!

## XXXV.

Wollt ihr euch nah' betrachten ein Musterbild der Zeit?
Am Strand der Seine blühet seine Herrlichkeit.
Da lebt ein Volk, das einig und stark und ruhmberauscht
Und dessen Lebenspulsen die halbe Welt in Spannung lauscht.

Wie muß der Menschheit Blume gedeihn zu hohem Ruhm
In solchem Lande! Wär' es nicht alles Schönen Heiligtum?
Und doch — da klingt die Parole: Gold und Genuß!
Und nach des Lebens Früchten greift wild die Gier des Tantalus.

Ein hohes Ziel nur gibt es: das ist — die Million!
Und wer es kühn errungen, als neuer Salomon
Ruft er: die Welt ist eitel und alles ist ein Traum —
Außer Phrynenbusen und zischendem Champagnerschaum!

Im goldgeschmückten Prunksaal schlägt ihr Pfauenrad
Blitzäugig die schimmernde Hoffart; die Dirne geht im Staat,
Keine Mütter gibt es, in Prunkgemächern, schwül
Und üppig, bläht die Schande sich buhlerisch auf samtnem Pfühl.

Um schimmernde Juwelen verschreibt das schönste Weib
Einem grauen Buhlen freudig ihren Leib
Und ihre Seele der Hölle. Die Frechheit blickt mit Spott
Ins Angesicht der Tugend, bis dies vor Scham wird blutigrot.

## XXXVI.

Stolz auf sein Sternenbanner, auf seines Goldes Macht,
Blüht in der Welle des Westens in vielgerühmter Pracht
Kolumbia. Sie sagen, die Freiheit wohne dort!
Europa lauscht und Scharen hinüberlockt das Zauberwort.

An der Natur noch reichem, fast unberührtem Tisch
Sitzt ein Geschlecht, das nennt ihr kraftvoll und lebensfrisch;
Doch jenseits schminkt wie diesseits des weiten Ozeans
Sich Fäulnis oft und Verderbnis mit winkendem Lebensglanz.

Jenseits der rollenden Wogen wie diesseits schafft
Geltung sich die Klugheit, der Reichtum und die Kraft;
Aber der Charis Kränze vergilben im Kohlendunst;
Im Lärm verstummen die Musen und leere Tempel schmückt
die Kunst.

## XXXVII.

Preis't junger Lichtgedanken weltbefreiende Tat,
Ich pflege der Empfindung uraltheil'ge Saat,
Des inniglichen Dranges, der, ins Herz gesenkt,
Immerdar die Seelen auf dunkler Bahn zum Licht gelenkt.

Singt ihr des Geistes Loblied, ich preise mir das Herz!
Selig in der Wonne und selig auch im Schmerz,
Hoch über der Bahn des Gedankens schwelgt es im Morgenrot:
Es spiegelt im Geiste die Welt sich, im Herzen spiegelt sich
der Gott!

Du bist die Jakobsleiter, o Herz, drauf wunderbar
Zur trüben Erde nieder steigt der Engel Schar!
Du bist die Lotosblume, die, mondesglanzumgraut,
Auffängt die Segensperle des Himmels, die herniedertaut!

Du bist der Irisbogen des Friedens, farbengeschmückt,
Der zwischen Himmel und Erde den Abgrund überbrückt!
Du bist die Taube des Noah, die über den Wassern schwebt
Und aus den Winden und Wellen den grünen Ölzweig ewig hebt!

## XXXVIII.

Sei Nüchternheit euch rühmlich — ich preise die Trunken-
heit,
Die glühende Träumerseelen zur Wiege des Großen weiht:
Was Helden je und Weise gestiftet, was da lebt
Göttliches, ew'ger Dauer, durch ihren Zauber ward's erstrebt.

Ja, sei mir gegrüßt, Begeistrung; sei's, daß aus Traubenblut
Du gärend schäumst und loderst; sei's, daß mit holder Glut
Du atmest in Rosendüften oder mit sel'gem Drang
In Lenznachtlüften gewitterst und in der Nachtigall Gesang!

Unendliche Weite des Weltraums durchmißt die Nüchternheit,
Und was sie fern erbeutet, mühselig in langer Zeit,

Sind Zahlen nur und Namen; und wenn es wohl ihr glückt,
Dies All zu messen, zu wägen — es bleibt ihr ewig ferngerückt.

Dem Trunknen aber schmilzet, durchglühet von deinem Schein,
Der Himmel mit allen Gestirnen feurig in Liebeswein,
Kleopatras Perlen vergleichbar: an seine fühlende Brust
Legt sich die Welt und gibt sich zu eigen ihm in Liebeslust.

## XXXIX.

Singt ihr das Lob des Wachens — ich preise mir den Traum;
Mag euch die Hefe locken, ich nippe den zarten Schaum,
Den Schaum vom Lebensweine, der goldne Blasen wirft
Und dessen Flut die Lippe zu wonniger Narkose schlürft!

Mühselige Hast des Strebens, ach, was errängest du,
Was in den Schoß nicht fiele der traumestrunknen Ruh'?
Die Stirne, die der heil'ge Taumelmohn umlaubt,
Wie mag sich ihr vergleichen ein brütendes Gelehrtenhaupt?

Was soll dies Rennen und Jagen um all den bunten Tand?
In ewiger Siesta wie das Morgenland
Möcht' ich ruhn und feiern: in goldnen Traum gewiegt
Und in die Blumenarme der ewigen Natur geschmiegt!

Sinke, du Sonnenleuchte, schwinde, du lauter Tag,
Daß himmlischer Traumesfriede mich überkommen mag;
Mitleidig in die Mühsal des irdischen Lebensfrons
Träufle dein himmlisch' Manna, du heil'ger Taumelkelch des Mohns!

## XL.

Lobt ihr den Strahl des Tages, ich lobe mir die Nacht,
Wo die Viole Duft haucht, wo reiche Sternenpracht
Taucht aus des Himmels Tiefen und aus dem Felsenschlund
Ein lichter Elfenreigen und Nixen aus des Stromes Grund!

Schwarz zeichnet im Kalender des Seins der Tag sich hin,
Die Nächte blühn als Festzeit in Goldglanzfarben drin;
Das Rad des Lebens wälzet der Tag im Staube treu,
Es salbt die Nacht, die milde, mit Himmelsöl die Spindel neu!

Das ist die Zeit der Liebe: sei's, daß im Feierlied
Der Sphären hold nach oben ein sehnend' Herz sie zieht

Zum Born der ew'gen Schöne; sei's, daß ihr Wonnetraum
Zwei Herzen wiegt im Garten am duftenden Holunderbaum.

Das Ferne grüßt sich wieder: Himmel und Erde tauscht
Holde Liebespfänder; urewig' Sehnen rauscht
Empor im Sprosserwirbel und mild im Sternentau
Träuft Himmelshuld hernieder aus Ätherhöhn auf Meer und Au.

Der Schwarm der Tageskinder, die hadernd, ohne Zahl
Aus ew'gem Limbus quellend, umdrängen des Lebens Mahl,
Sieh, wie sie nachts ein Weilchen wie Ungeborne tun
Und friedlich wie vorzeiten im Schoß der ew'gen Liebe ruhn!

Wie oft zwei Vöglein rastlos, in eines Käfigs Bann,
Tagüber sich befehden, doch naht die Stunde dann
Der Dämmrung, schlummertrunken, von einem Sproß gewiegt,
Friedlich zusammensitzen und eins sich traut ans andre schmiegt:

So ruhen, die tagüber in wildem Grimm gekämpft,
Die ew'gen Lebensmächte; so schweigt ihr Streit, gedämpft,
In heil'ger Mondnachtstille: nach wilder Kampfesnot
Versöhnt ruhn Erd' und Himmel, Gedank' und Leben, Mensch
und Gott.

## XLI.

Preist ihr das arme *Leben* und seufzet in seiner Qual,
Ich preise das Selbstvergessen, das selige *Sterben im All*:
Mit prometheischem Trotze bleibt auf euch selbst gestellt:
Ich schmiege, liebesehnend, mich traut ans warme Herz der Welt.

Öde sind die Tiefen, schaurig ist es dort,
Wo *Eigensucht* geschmiedet steht an dunklem Ort,
Das Herz vom Adlerbisse des Strebens stets benagt,
An einem Bergesfelsen, der einsam in die Lüfte ragt.

Warm ruht es sich am Herzen des Alls: voll Liebeslust
Vertrau' ich dem heiligen Strome des Lebens die offne Brust,
Und mit geschloßnen Augen hin gleit' ich in süßem Traum,
Wie Schwäne, von Kristallen geschaukelt und von Silberschaum.

Mit Nachtviolen schlürf' ich goldnen Mondesduft,
Mit Sonnenblumen heb' ich in die Morgenluft
Mein sinnend' Haupt; mit Faltern ob der grünen Au
Schweb' ich und mit Adlern in Morgenrot und Ätherblau.

Ins Herz der Welt neugierig schaut ihr, wie man schaut
In eine dunkle Tiefe. Ich schau' ihr wie der Braut
Der Bräutigam ins Auge, fromm und stillberauscht:
In heil'ger Minne hab' ich Herz um Herz mit ihr getauscht!

Sterne, Flut und Wolken, Blumen und Gestein,
Alles, was da lebet, taut wie Feuerwein
In meine Seele wonnig; auf heil'gem Herzensgrund
Vollziehet unbegriffen sich ewig jener Liebesbund.

## XLII.

Folgt ihr dem Götzen des Mammons in eurer Seele Drang:
Ich singe der ew'gen Schönheit meinen Hochgesang;
Das ist das Licht, das süße, das in der Wüste glimmt,
Das ist die Himmelsrose, die hell auf grauen Wassern schwimmt.

Ihr sing' ich den feurigsten Hymnus: mag sie hold empor
Schweben als Silberwolke, mag im Rosenflor
Sie blühen oder schweben in Klängen oder mild
Sich auf sich selbst besinnen in einem süßen Frauenbild!

Es wendet, wie meine Seele, sich das ganze All
Nach ihr; im dunkelsten Abgrund horcht noch der Kristall
Auf ihr Gesetz und fügt sich freudig ihrer Norm:
In allen Lebenstiefen, ein heilig' Wunder, blüht die Form!

Und wer sie schaut, ihn fesselt ihr unerklärter Bann:
Tiger und wilde Löwen ziehen ihr Gespann;
Meeresungeheuer folgen ihr, berückt
Sänke vor ihr der Mordstahl, auch von der Hölle selbst gezückt.

Sie trifft mit ihrem Zauber manches Herz allein
Aus schönen Frauenaugen; mich trifft ihr goldner Schein
Mit tausend Liebespfeilen aus Berg, Flur, Wald und Flut;
Mit tausend süßen Flammen schürt sie meines Herzens Glut.

So war ich denn ihr Sklave: seit mein Sinn erwacht,
Träumt und siehet ewig mein Aug' nur ihre Pracht;
Herz und Seele gab ich freudig ihr dahin:
Ohne das Schöne wäre mein Leben ohne Wert und Sinn!

## XLIII.

Helden mochten sterben für ein schönes Weib,
Für flücht'ge Reize boten sie gerne Seel' und Leib

Und ich, der weiche Sänger, sollte mit mut'gem Sinn
Freudig nicht gestehen, daß ich der Schönheit Sklave bin?

Was wäre dieses arme Leben ohne sie?
Als Wiegensang des Leides weht ihre Melodie
Durchs All; ihr goldner Frieden ist das letzte Ziel,
Nach welchem sehnend trachtet des Lebens Ernst, der Künste Spiel!

So lasset vor der Schönheit den stillen Sänger knien
Und seine Minn' und Andacht ausströmen in Melodien;
Weil sie mein Herz erkoren, daß sie es durchflammt,
So laßt mich ihr verwalten dies stillbeglückte Priesteramt.

Und weil von ihrem Dienste die Gegenwart so leer,
So gönnet, daß in alte Tempel, hoch und hehr,
Meine Seele pilgre, darinnen schön bekränzt
Sie einst vor allem Volke als heilig' Götterbild geglänzt!

Gönnt, daß ich besuche noch ihr Heiligtum,
Das ein Völkerfrühling umblüht im Altertum;
Gönnet, daß mein Auge noch mit feuchter Glut
Schwermutvoll und träumend auf jenen heil'gen Trümmern ruht!

Gönnet, daß ich weihe meiner Jugend Sang
Dieser zarten Liebe, eh' des Lebens Drang
Auch mich ergreift und diese holde Glut mir raubt!
In schönrer Zeiten Schoße laß ruhn mein jugendliches Haupt!

## XLIV.

Laßt pilgern mich zum schönen Strand von Sunion,
Zur meerumrauschten Wiege der Helden von Marathon,
Wo vom Felsen schimmert die Akropolis
Und in blauer Welle träumt das grüne Salamis!

Wo lind die Lüfte streichen und golden die Wolken ziehn
Um des Parnassos Gipfel, wo leise Melodien
Noch klingen von Chios und Lesbos herüber und fern der Schaum
Des Troermeers umflüstert das Grab Achills in tiefem Traum!

Dahin laßt mich wandern, so oft es hin mich zieht:
Ob tausendmal besungen, laßt Hellas blühn im Lied!

Auch fürder von Dichterhänden werd' es frisch bekränzt,
So lang' an seinem Strande noch eine Dorersäule glänzt!

## XLV.

Und gönnt es mir, zu weilen hier im schönen Land
Italia, zu wandeln am Südmeerstrand
Und holden Trost zu suchen für meines Herzens Glut,
Hier, wo hellenscher Schöne Widerschein auf Trümmern ruht!

Nirgend blaut des Äthers Bronnen so schimmernd; so hehr
Spült an Blütenufer nirgend das liebliche Meer;
Nirgend tönt die Lippe so hold, so zauberfroh
Blüht in Frauenbildern der Schönheit Adel nirgendwo!

Die Städte reih'n wie Perlen sich auf prangender Flur
Und heben in des Himmels glänzenden Azur
Edelstolze Zinnen: es schimmert Palast und Dom
Und spiegelt sich in Buchten, in grünen Seen, im Silberstrom!

Und von der Dome Wänden grüßen Bild an Bild
Olympische Gestalten mich als Heil'ge mild;
Darunter Venus-Madonna, wie unter Sternen der Mond,
Mit himmlisch-blauen Augen und süßen Locken, goldig blond!

Marmorbilder winken mir im Lorbeerhain,
Hohe Tempeltrümmer blinken im Abendschein,
Süß träumt sich auf gestürzten Säulen der Vorzeit Traum,
Wenn blühend drüber säuselt des Frühlings ewig junger Baum!

Daß dich der Himmel segne, schönes Blütenland!
Wahre der Vorzeit Abglanz, der, wie auf deinem Strand,
So auch auf deinen Liedern, auf deinen Bildern blüht,
So lang' dein Himmel blauet und deine Sonne golden glüht!

## XLVI.

In diesen schönen Weiten, wie sollte nicht der Schmerz
Zur Wehmut sich verklären für ein krankes Herz?
Von holder Schau beschwichtigt, von Lüften lind umkost,
Wie fände nicht die stille, die sehnsuchtkranke Seele Trost?

In schönen Meergewässern, die tief und heiter blaun,
Wie süß ist's, Sonne des Südens, dein Spiegelbild beschaun;
Wie süß, am Seestrand spinnen manch wohlgemessen Lied,
Das übers Meer, ein Vöglein, fernhin zur deutschen Heimat zieht!

## XLVII.

Zarte Lieder sang ich, einsam und freudeleer,
Erst in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in siecher Qual,
Doch still im Busen wahrend der Seele goldnes Ideal!

Das schöne Sehnen sang ich, das ewig, ewig flieht
In die blaue Ferne, das stromab zieht
Mit jedem gleitenden Schifflein, das mit den Adlern fliegt
Und mit den Lüften wandert und sich auf goldnen Wolken wiegt!

Die stille Minne sang ich, die durchs Herz der Welt
Geht mit süßer Trauer: sie, welche schwellt
Entgegen dem goldnen Mondlicht die Schwanenbrust der See
Und um einsame Blumen schwebt wie stummes Liebesweh'!

Den ew'gen Zauber sang ich, wie er aus tiefem Wald
Und Stromestiefen tödlich in süßer Frau'ngestalt
Dem Träumer tritt entgegen, die dann, schön und bleich,
Den Entzückten ziehet hinunter in ihr stilles Reich!

Das heilige Geheimnis, das um Mitternacht
Aufschließt der Blume Busen, sang ich: wenn Sternenpracht
Erglänzt, wenn Ströme leuchten, mondhell die Gipfel stehn
Und in die wache Seele wunderbare Schauer wehn!

Das Eldorado sang ich, das die Seele träumt,
Von Wipfeln hold umgrünet, von Wassern süß umschäumt;
Das aus alten Tagen herüberglänzt so mild
Und in die Ätherferne der Zukunft haucht sein Spiegelbild.

Die sel'ge Andacht sang ich, die vor Blumen kniet
Und vor kristallnen Wassern, die das Märchenlied
Funkelnder Gesteine belauscht und ungestört
Heil'ge Liebeschöre in Wind und Welle rauschen hört.

Die dunkle Tiefe sang ich, die ewig sinnt und minnt,
Bis sie in deinem Schimmer, Unendlichkeit, zerrinnt:
Der ewigen Lebenswonne, der ewigen Todeslust
Des Alls gab ich ein Echo tief aus meiner Dichterbrust!

Und alle diese Klänge verwob ich dann,
Als mich Lagunenzauber zum erstenmal umspann,

Zu einem hohen Liede der Sehnsucht: dein Exil,
Göttin der Lieb' und Schöne, feierte mein Saitenspiel! —

So sang ich zarte Lieder, einsam und freudeleer,
Erst in den Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in siecher Qual,
Doch tief im Busen wahrend der Seele goldnes Ideal!

## XLVIII.

Was taten die Hörer, die ich im Traum zum Sonnenflug
Mit fortriß, während begeistert ich die Saiten schlug?
Sie blickten mir kühl ins Antlitz und sagten: „Wohl geglückt
Ist dir der Vers und klingend der Reim, die Rhythmen schön gefügt!

Sie lobten, unberühret vom schäumenden Überschwang
Des Liedes, seinen Wohllaut und seinen gemeßnen Gang,
Als hätt' ich nicht soeben enthüllt mein tiefstes Herz,
Nein, froh nur leeren Klanges, geschlagen an ein tönend Erz!

Wie nachts ein Ständchen, werbend um süße Sympathie,
Lob und Dank wohl erntet für seine Melodie
Und dennoch der Holden Türe spröde verschlossen sieht —
So an die Herzen pochte umsonst mein liebewerbend Lied!

## XLIX.

Armes Herz, so lockt dich keine Hoffnung mehr?
Deine Träume schwanden ohne Wiederkehr?
Dir bliebe nichts, nachdem du glühtest so liebewarm,
Als einsam zu verkümmern, tatlos in stumm getragnem Harm?

O sieh, wie glänzt der Morgen ringsumher so mild!
Zerstoben ist das Frührot: aus Wolken des Ostens quillt,
Von süßen Lüften geleitet, das goldne Sonnenrund:
Lebensfreude durchwittert Au'n und Gebirg' und Meeresgrund.

Und all der holde Schimmer und all das liebliche Wehn,
Es soll so ganz verloren an dir vorübergehn?
Morgendliche Perlen schmücken die Blumen der Au:
In deine Tiefen fiele nicht auch ein Tröpflein Himmelstau?

Betrachte die holde Frische, das liebliche Wechselspiel
Des Morgens und des Frühlings, das bis an der Zeiten Ziel

Von ewiger Liebe zeuget, und frage dich noch einmal:
Ob ganz sich eine Seele verschließen darf dem goldnen Strahl?

L.

Schwebt deinem Blicke leuchtend kein würdig Ziel mehr vor?
Trifft kein hohes Wort mehr mit Zauberklang dein Ohr?
Tönt kein hehrer Name, der dich erhebt
Und deines Jugendmutes gesunkne Schwinge neu belebt?

Berührt dich nicht erweckend ein Hochgefühl, geweiht,
In dem du flammend begegnen darfst deiner Zeit,
Das nicht einsam lodert in deinem tiefsten Grund,
Nein, tausend Bruderherzen mit dir vereint zum Segensbund?

Das, wenn es begeistert von der Lippe schwebt,
Ringsum widerhallend in deinem Volke lebt,
Und das, wie trüb und düster das Bild der Zukunft droht,
Dir doch zu sterben gönnet für ein erhofftes Morgenrot?

LI.

Ja, Hauch der reinen Frühe, mich grüßend an lieblichem Ort,
Ich habe dich verstanden: wohl tönet noch ein Wort,
Wohl tönet noch ein Name, dem mein Herz erbebt,
Der meines Jugendmutes gesunkne Schwinge neu belebt.

Ich darf nicht tatlos grollen dahier an fremdem Strand;
Mir tönt dein Name, Heimat, dein Name, Vaterland!
Ob auch mein Ohr nach Klängen in allen Fernen lauscht,
Fromm denk' ich der grünen Wälder, die meinen Jugendtraum umrauscht.

Und weil' ich fern dir, Heimat, und hält des Südens Pracht
Mich fest in Blumenbanden, es lebt geheim mit Macht
In mir dein Angedenken: ich bin doch ewig dein;
Mir naht dein Bild, von Wehmut verklärt, in mildem Feuerschein!

Ein weckender Hauch durchsäuselt dich wieder, o mein Land,
Der längst auch treu die Wege zu meiner Seele fand
Und der nicht still verzitternd an mir vorüberschwebt,
Nein, als ein heil'ger Mahnruf mein Herz gar wundersam durchbebt!

Vor diesem deinem Weckruf verstummen und entfliehn
Die düstern Schreckphantome, die nächt'gen Phantasien,
Die das Bild der Zukunft so trostlos mir gezeigt:
Du winkst und sieh', das trübe Kassandralied im Busen schweigt!

Des Herzens heilig' Leben wahrend mit frommer Scheu,
Die Schätze der Empfindung festhaltend fromm und treu,
Fest halt' ich auch die Liebe, deren Zauberband
An dich unwiderstehlich die Herzen zieht, o Heimatland!

## LII.

Vaterland, du starkes, wo blühn im Sonnenschein
Vom Elbstrom hundert Städte bis an den grünen Rhein,
Wo von den Alpenhängen bis an den Nordseestrand
Viel tausend Brüder wohnen — Gott segne dich, du starkes Land!

Vaterland, du schönes, wo stolz die Ströme gehn,
Wo hoch die Dome ragen und ernst die Burgen stehn,
Wo sich in zwei Meeren spiegelt der Ufer Rand
Und grün die Hügel glänzen — Gott segne dich, du schönes Land!

Vaterland, du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht rostet, wo neu geschärft erglänzt
Das Heldenschwert der Väter und wo deutsche Hand
Weiß beides noch zu führen — Gott segne dich, du kühnes Land!

Vaterland, du hehres, wo jedem dunklen Trug
Kühn und stolz begegnet lichten Geistes Flug,
Indeß doch Lieb' und Treue, rein wie Opferbrand
Glühet in den Seelen — Gott segne dich, du hehres Land!

Vaterland, du teures, das wie ein holder Stern
Erglänzet lieben Brüdern auch in weiter Fern',
An welches treu gebunden hält ein festes Band
Alle deutschen Herzen — Gott segne dich, du teures Land!

Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenrot!
Für dein Banner gehn wir freudig in den Tod,
Wenn es allgemeinsam weht am Nordseestrand
Und von den Alpen flattert — Gott segne dich, du heil'ges Land!

## LIII.

Ja, Vaterland, geliebtes, umströme dich Glück und Heil!
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu teil!

Nur, fleh' ich, nie mißachte in neuen Strebens Drang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu niegesehnem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Und weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt' es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

## LIV.

In dieser Zeiten Zwielicht Morgendämmerung,
Mit einem neuen Tage schwanger, der herrlich und jung
Über den harrenden Völkern beginne den stolzen Lauf:
Er gehe dir, o Heimat, er gehe dir am ersten auf!

Und kommt er als Bote des Dunkels und bricht die Nacht herein,
Auf deinen Bergen säume des letzten Tages Schein;
Die letzte aller Blumen, sie blühe auf deinem Ried,
In deinen Hainen flöte die Nachtigall ihr letztes Lied!

Die Perle des himmlischen Segens, die irdische Blüten netzt,
Von deinen Blüten, o Deutschland, weg trockne sie zuletzt!

Zuletzt dir schwinde der Zeiten verglimmendes Abendrot:
Du bist das Herz Europas, so lähme dich zuletzt der Tod!

## LV.

Mit diesem Wunsch verhallend, nun ziehe hin, mein Lied!
Wohl ziehst du, wie auf Wassern ein Kahn im Sturme zieht,
Entgegen der Strömung rudernd, von Wind und Welle bekämpft:
Doch ziehe hin mit mut'gem Klange, wenn auch schmerzgedämpft!

Wohl ist dir nicht gegeben des Sanges Vollgewalt,
Der unwiderstehlich der Mitwelt Herz durchhallt:
Du bist den Zeitgenossen, wie feurig auch beschwingt,
Ein Sangesepigone, nachhallend, was kein Herz mehr zwingt:

Doch schön ist's, Homeride, wenn auch ein letzter, sein!
Wer fromm dem Schönen treu blieb, nie steht er ganz allein!
Töne, mein Lied, der Jugend, töne zarten Frau'n:
Verwandte Herzen schlagen dir doch vielleicht in deutschen Gau'n!

Es rühren vielleicht doch manchen, trotzend dem rauhen Tag,
Deine zarten Rhythmen; der sterbende Flügelschlag
Schönheittrunknen Sehnens, der da Zeugnis gibt
Von einer weichen Seele, die viel gestrebt, gehofft, geliebt.

Nun, tönender Schwan, verstumme! Schon mahnet ringsumher
Der steigende Tag zur Heimkehr. Wohlauf, ins offne Meer
Zurück, mein Barkerole! Hell winkt die See. Fahr' wohl,
O Blumenstrand der Dichtung: du grünes Eiland, fahre wohl!

---

# Anhang.

## Zur Entstehung des „Schwanenliedes der Romantik“.

### (1860.)

Die Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ begann der Dichter ursprünglich in Kanzonenstrophen zu schreiben, später entschied er sich für den Hexameter, ließ aber auch diese Form bald fallen und griff zur Nibelungenstrophe, in welcher die Dichtung jetzt dem Publikum vorliegt. Vielleicht gewährt es Freunden derselben ein Interesse, die folgenden Bruchstücke der älteren Bearbeitungen kennen zu lernen und mit dem jetzigen Text zu vergleichen.

Paläste ruhn im goldnen Strahl des Mondes,
Gelagert rings am schweigenden Gestade,
Sich spiegelnd in den flüsternden Kanälen,
Wie Nixen, die, enttaucht dem Wellenbade,
Sich hold im Strome spiegeln und ihr blondes
Goldhaar bei nächt'ger Sternenlampe strählen.
Es schläft in Marmorsälen
Venezia bei Tag; da träumt die Hehre
Wie festgebannt in ihren Zauberreichen,
Doch naht die Nacht, erwacht der Glanz der bleichen
Lagunenfürstin; leuchtend überm Meere
Schlingt sie von Strand zu Strand in holden Minnen
Den Strahlenreigen ihrer Silberzinnen.

Am schönsten aber steht, aus Glanz gesponnen,
Im Zaubergarten voll granitner Blumen,
San Marco da, die Riesenarabeske;
Mit ihren Wundern, ihren Heiligtumen,
Glänzt sie, vom Ätherblau der Nacht umronnen,
Als in Azur gehauchte goldne Freske.
Die Goldzier der Moreske
Blüht über Kuppeln, Giebeln und Portalen;
In Säulen ragt antike Lebensblüte,
Dabei der Gotik ernste Todesmythe,
Gehaun in Marmor, und so klingt in Malen
Der Bildkunst hier, gleichwie aus Lyrasaiten,
Die Harmonie der Völker und der Zeiten.

Horcht auf! es rauscht von einem schönen Alter
Die Kunde hier, von einer reichern Blüte
Des Menschendaseins, einer Zeit des Dranges
Nach Lebensschöne, wo im Weltgemüte
Nachklang ein Silberton vom Riesenpsalter
Der Urwelt, schöpfrisch wundersamen Klanges.
Des holden Überschwanges
Glutwelle floß, wie ein kastal'scher Bronnen.
In Klangestropfen perlend, bald voll Milde,
Dann wieder hoch und hehr im Kunstgebilde
Der Prachtgebäude wie zu Stein geronnen.
Da stand die Kunst in lichtem Lebensglanze:
Volksblüte war sie noch, nicht Treibhauspflanze.

So kniete schon vor seiner Lotosblume
Das Morgenland und vor der Perle drinnen;
Von ird'scher Lebensfülle reich umflossen,
Beschwichtigt' es ein erdentfremdet Sinnen,
Zu nagen müd' an kargen Daseins Krume,
Mit himmelstürmenden Granitkolossen.
Auf Millionen Sprossen
Gefiel sich's, zwecklos keck emporzuklettern,
Und statt in des Erwerbes Joch zu trotten,
Spielt' es mit Sphinxen, wölbte Säulengrotten
Und grub der Sehnsucht eh'rne Riesenlettern
Ins Felsgebirg. Das war Gemüt und Leben,
In Geisterhöh'n ein ahnungsschauernd Schweben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber am schönsten erglänzt, auf des nächtlichen Himmels azurnem
Grunde gemalt, San Marco, die schimmernde Goldarabeske,
Dämmerig zart, wie gehaucht, und doch so golden und farbig-
Hell, so ruhig und groß; schwerwuchtig auf mächtigen Quadern
Thronend und doch auch wieder so leicht, schwungkräftig und strebend,
Gleich als wär' eine Gondel der Dom, die, golden beflittert,
Wartet des Festaufzugs — prunkvoll, gleichschwebend und sicher
Rastend auf ruhiger Flut, doch bereit, pfeilschnell zu entgleiten;
Oder ein riesiger Vogel mit goldnem Gefieder, ein Phönix,
Der, aus ätherischen Höhen herab sich senkend, den Boden
Eben nur streift und schon wieder mit flammenden Fittichen aufstrebt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wir fangen den Blitz und er dient uns als Bote gehorsam,
Wandelnd auf ehernem Steg; von einem Pole zum andern
Trägt so, Schnellstes gesellt zum Schnellsten, der Blitz den Gedanken.
Über die Berge schon hetzen wir ihn, durch Schluchten und Ströme
Und wir hetzen ihn dreist durch die Tiefen des Ozeans selbst auch!
Oft schon zwangen wir ihn, zu stürzen ins brausende Meer sich,
Stracks hinüberzueilen zur andern Hälfte des Erdrunds.
Und schon eilt er dahin durch die staunende purpurne Tiefe:
Grimmig blicken und drohend die Ungeheuer des Abgrunds
Auf den hüpfenden Funken, der ihr Gebiet zu durchgleiten
Wagt — es bedräut ihn der Hai mit offenem Rachen, der Walfisch
Schnellt mit dem Schwanze nach ihm, ein beflosztes Gewimmel um-
drängt ihn.
Oft noch stößt er an Klippen das Haupt und verirrt sich im Schlamme
Und dem Schaudernden rauben des Meers Unholde die Botschaft.
Doch das findet sich wohl und er lernt noch ruhig und sicher
Wandeln den ruhigen Pfad . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Eines besorg' ich nur: daß, indes wir das Babel der Bildung
Aufzutürmen uns mühn und empor in die Wolken zu gipfeln,
*Unter* dem Baue gemach sich der schwankende Boden uns lockert —
Daß die zertretene Schlange zuletzt uns doch in die Ferse
Sticht — daß im Tausch der Natur so zuletzt, mehr gebend als nehmend
Wirkend auf andere stets und von uns abweisend die Wirkung,
Segensreichsten Bezug wir zu dir, Alleben, ertöten —

Oder daß mit dem Schwerte der Macht, das ins Herz der Natur wir
Stoßen, das *eigene* wir, das mit ihr verwachsene, treffen —
Daß um den zaubernden Stab in der Hand, der das *Irdische* bändigt,
Wir preisgeben die Herzensmagie, die den Himmel herabruft! —

Und so preist den *Verstand* denn ihr — ich preise das *Herz* mir!
In dem Verstand wohl spiegelt die Welt, doch im Herzen der Gott sich.
Schranken ermißt der Verstand, du aber, o Herz, überfliegst sie!
Du bist der Lotoskelch, der dem Äther sich sehnend entgegen
Hebt und die tauende Perle der himmlischen Segnungen auffängt;
Du bist die schwebende Brücke, die Himmel und Erde verbindet,
Zwischen die Welten gestellt als ein Irisbogen des Friedens.
Du bist die Jakobsleiter, dran auf und nieder die Engel
Steigen, in goldenen Träumen die Welt und die Menschen besuchend,
Du bist die Taube des Noë, die, mutig ausbreitend die Schwingen,
Über den Wassern schwebt, den unendlichen, wo der Verstand feig
Schaudert zurück, und du kehrst stets wieder, im Munde den Ölzweig.

Preiset das zündende *Licht*, ich aber preise die *Nacht* mir!
Nacht ist der Liebe Zeit, der himmlischen gleichwie der ird'schen.
Keuchend schleppen sich hin im Joch des Bedarfes die Tage,
Aber die Nächte, die sind die Festzeiten des inneren Lebens,
Goldglanz=farbig geschrieben im dunklen Kalender des Daseins.
Freilich am Tage nur drehn sich die Räder des irdischen Fortschritts,
Aber die Nacht muß salben mit himmlischem Öle die Spindel,
Was aus des Abgrunds Tiefen empor sich rang, die Gewalten,
Deren drängender Streit dies wechselnde Leben gestaltet:
Alle ruhn sie ein Weilchen, berauscht vom Mohne des Schlummers,
Gleich als wären zurück sie gekehrt in den Limbus der ew'gen
Liebe, wie Herz an Herz, unterm Sternenmantel des Vaters.
Wie zwei Vögelchen oft, von einem Käfig umschlossen,
Rastlos sich tagüber mit zausendem Schnabel befehden,
Aber des Abends dann, in der traulichen Stunde der Dämm'rung,
Sitzen auf einem Sproß und zart aneinander geschmiegt ruhn:
Also versöhnen sich hold in der traulichen Stille der Nacht auch
Die sich ewig bekämpfen im wilden Gebrause des Tages:
Himmel und Erde und Götter und Mensch und Gedanke und Leben.

Preiset die *Nüchternheit*, ich aber, ich preise den *Rausch* mir!
Ja, dich preis' ich, o Rausch, o Begeisterung, Tochter des Himmels!

Ob in den Säften der Traube du glühst, ob in Nachtigalliedern
Herzentzückend du jauchzest, in würzigen Rosen du atmest
Oder als seliger Drang in den Lenznachtlüften gewitterst!
Denn was Göttliches lebt, was die Helden und Weisen gestiftet,
Herrliches, ewiger Dauer, das nennt dich, o Himmlische, Mutter!
Nüchternes Auge durchmißt die unendliche Weite des Weltraums
Kaltanstaunend und stets nur Zahlen und Namen erbeutet's,
Und wie es auch ihm gelinge, zu messen, zu wägen die Sterne,
Dennoch bleiben sie stets ihm entrückt in unendliche Fernen.
Aber dem Trunkenen schmilzt mit allen Gestirnen der Himmel
Feurig in Liebeswein, wie Kleopatras Perlen; die Welt gibt
Ihm sich zu eigen und legt sich mit bräutlichen Wonnen ans Herz ihm

---

# Germanenzug.

## Kanzone.

---

## Einleitung des Herausgebers.

„Germanenzug — Kanzone von Robert Hamerling“, erschien zum erstenmal gedruckt im „Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von Emil Kuh.“ (Wien, Karl Gerolds Sohn, 1863). —

Anfang der sechziger Jahre entschloß sich der als Publizist und Kritiker in Wien tätige Emil Kuh (Jahre hindurch intimer Freund Hebbels!), eine Anthologie herauszugeben. Das Buch sollte womöglich ein Bild des gesamten gleichzeitigen poetischen Schaffens in Deutschösterreich geben. Es sollten aber nur Inedita Aufnahme finden. Kuhs bezügliche Werbung fand ein geneigtes Ohr und die hervorragendsten Dichter öffneten bereitwillig ihre Pulte und steuerten bei. So gab z. B. Grillparzer sein herrliches Fragment „Esther“.

So drang auch der Ruf Kuhs an Hamerling, dessen „Venus im Exil“, „Sinnen und Minnen“ und „Schwanenlied der Romantik“ bereits weitere Kreise interessierten. Hamerling sandte den „Germanenzug“, Kuh akzeptierte und so bildet diese Dichtung einen umfangreichen Beitrag des „Dichterbuchs aus Österreich“. Es erschien an vierter Stelle daselbst, pag. 57—81. (Das Buch hat einen Umfang von 365 Seiten.)

Hamerling hatte die Dichtung während der Sommerferien 1862 in Graz binnen elf Tagen zu Papier gebracht. Es ist Hamerlings erstes Epos und verherrlicht die Sendung des deutschen Volkes. Es schließt sich aber nicht bloß nach der Reihenfolge des Entstehens, sondern auch innerlich unmittelbar ans „Schwanenlied“ an: — „Germanenzug“ ist nämlich die ausführliche Kommentierung der Schlußpartien des „Schwanenliedes der Romantik“ — der Stücke LII, LIII, LIV.

„Germanenzug“ ist Hamerlings nationalstes Werk; es erfuhr

sofort nach Veröffentlichung in zahlreichen Rezensionen des „Dichterbuchs“ die lobendste Erwähnung und erschien auch 1864 in besonderer Ausgabe (im Verlage Gerold) als selbständiges Büchlein.

Wie bereits kurz nach Erscheinen ist es noch heute ein beliebtes Vortragsstück hervorragender Rezitatoren. —

„Venus im Exil“, „Ein Schwanenlied der Romantik“ und „Germanenzug“ vereinigte der Dichter 1870 zu *einem* Bändchen in 8°, das unter dem Titel „Gesammelte kleinere Dichtungen“ im Verlag Richter in Hamburg erschien. Dieses 8°-Bändchen („Gesammelte kleinere Dichtungen“) fand (bei Lebzeiten Hamerlings) drei starke Auflagen. Doch veranstaltete Richter neben dieser Oktavausgabe auch eine Miniaturausgabe (drei bezügliche Miniaturbändchen mit Doppeltitel); von diesen Miniaturausgaben sind die 5. Auflage von „Venus“, die 5. des „Schwanenliedes“ und die 4. des „Germanenzuges“ die letzten vom Dichter durchgesehenen Drucke.

---

Ein reisig Volk steht harrend an der Schwelle
Des Okzidents und pocht an seine Tore,
Ein Volk mit blauen Augen, blonden Haaren.
Kraftvoll in ihres jungen Seins Aurore
Wallt sie heran, die frische Völkerwelle!
Ein Heldenstamm sucht kämpfend neue Laren.
Aufhorchend stehn die Scharen:
Sie lauschen — ringsum rastet Schild und Frame —
Denn Seherworte deuten ihrem Glauben
Alraunenspruch und weißer Rosse Schnauben.
Wer sind die Reisigen? Wie tönt ihr Name?
Was will der Adlerschwarm im stolzen Fluge? —
Germanen sind's auf ihrem Wanderzuge.

Der Abend sinkt herab. Als goldne Mäler
Im letzten Dämmerschein erglühn die Kuppen
Des Kaukasus und wie aus fernen Welten
Schau'n sie bedeutsam nieder auf die Gruppen
Des Volks, das rastend rings erfüllt die Täler
Mit seinen Waffen, Rossen und Gezelten.
Spät ob den Strahlbeseelten
Glüht noch ein höchster Gipfel, schweigsam ragend,
Und steht, indes im Tal erwacht die Eule,
Noch glänzend als erhabne Sonnensäule,
Den Flammenball auf seiner Spitze tragend.
Wie Andacht weht's herab auf leiser Schwinge
Und überschwebt die Menschen und die Dinge.

Zuletzt als Phönix aus den Opfergluten
Der Sonne steigt der Mond, hoch überm Plane
Des Orients mit voller Scheibe schwebend.
In lichte Himmelsau blickt der Germane
Fragend empor und sieht in Ätherfluten
Den Raben Odins, leise westwärts strebend.
Die helle Nacht belebend,
Entfaltet sich der Schwarm auf Flur und Hängen
Und freut sich rastend an dem schönen Glanze
Und feiert laut mit Waffenspiel und Tanze
Den Vollmond, und mit wilden Liederklängen,
Die schon voraus dem Zug der Helden schweben,
Daß ahnungsvoll die fernen Heiden beben.

Nun aber ruhn die Völker. Wach geblieben
Ist Teut, der Jüngling, königlichen Blickes,
Das blonde Haupt in Sinnen tief versunken.
Ihm leuchten hehr die Runen des Geschickes,
Mit goldnen Zügen ringsumher geschrieben
In Blumenschrift und lichten Strahlenfunken.
Von hoher Ahnung trunken,
Einsam vor seinem Zelt auf lichtem Gipfel
Ruht er und lauscht. Das deutungsreiche Brausen
Des Bergstroms kommt von fernher, mahnend sausen
Im Westwind über ihm die Lärchenwipfel;
Und still hinüber nach Europas Grenzen
Blickt er, wo hell der Zukunft Sterne glänzen.

Gen Norden, Westen seine Blicke fliegen,
Wo sie wie Adler, kühnen Dranges Boten,
Sich still verlieren in der weiten Ferne.
Wo, ruft er, find' ich meiner Fahrt Piloten?
Seid ihr's, o Wolken, die sich glänzend wiegen
Im Ätherblau? Seid ihr's, o Silbersterne?
Wohlan, ich folg' euch gerne!
Das Herz bewegt die schöne Wanderfreude,
Denn aus der Ferne winkt ein goldnes Leben,
Und in den Rand des Horizontes weben
Die Hoffnungen ihr luft'ges Prunkgebäude.
Wo aber winkt die Rast? Auf welchen Bahnen
Führ' ich ans Ziel die Stämme der Germanen?

Er spricht's. Doch mählich dichter streut des Mohnes
Goldkörner schon die Nacht, es zwingt die Fessel
Des Schlummers sacht des Jünglings offne Lider.
Und ihn besprengt aus seinem Zauberkessel
Der Traumgott auch. Was wogt des Heldensohnes
Gewalt'ge Brust tiefatmend auf und nieder?
Mit lieblichem Gefieder
Umfächelt Ahnung ihn. Durch seine Träume
Zieht es wie tiefer Eichenwipfel Rauschen,
Wie Urwaldmärchen, seltsam zu belauschen,
Wie neuer Ströme Gang und neue Schäume
Des Meers und stille Fluren, traute Stätten
Und Waldgebirge, grün und unbetreten.

Und wie, aus kurzem Traum erwacht, nach oben
Sein Aug' sich wendet und ein Licht, ein klares,
Herniedertauet, sieh', da wollt' ihn deuchten,
Als ob hoch über ihm die goldnen Globen
Des Himmels still vereinten ihre Leuchten
Im Schimmer eines Augensternenpaares:
Als ob ein wunderbares
Mildernstes Antlitz sich herunterneigte,
Als ob vor seinen stolzen Sonnenflügen
Urmutter Asia mit hehren Zügen
Sich Aug' in Aug' dem mut'gen Sohne zeigte,
Um, wie die Sonne scheidend küßt die Firne,
Zu küssen segnend eine Heldenstirne.

Zieh' hin, so tönt's ihm, folgend altem Drange,
Der fernhin, wo des Westens Sterne schimmern,
Die Meinen lockt, ob auch zu besserm Lose
Sie nimmermehr sich eine Brücke zimmern,
Als jenes, das vor ihrem Pilgergange
Sie still durchlebt in meinem weichen Schoße,
Denn liebvoll mit Gekose
Heg' ich die Kinder all, die ich geboren,
Und lulle sie in süßen Traum und wiege
Sie liebend in der heil'gen Völkerwiege
Der Urheimat, aus deren Sonnentoren
Zuerst des Lebens hehrer Strahl gedrungen,
Als jenes erste Werde war erklungen.

Viel teure Söhne zähl' ich: auf den Strecken
Des Nordens schweifen meine Wanderstämme,
Zahllos ergossen ziehn die Sonnenkinder
Von Iran über alle Bergeskämme
Und tragen übers blaue Meer den Schrecken
Ans Griechenufer; trunken ruht der Inder,
Kein Völkerüberwinder,
Ein Seher, fromm, am stillen Südseestrande
Und seine Seele lebt in Wohlgerüchen
Der Gangaflur und heil'gen Wedasprüchen:
Glutäugig ziehn im gelben Wüstensande
Die Enkel Sems und auf Chaldäas Triften
Versenkt der Hirt sich in der Sterne Schriften.

Doch Asias Glanzgestirn, es wird erbleichen,
Auf Indus' Fluten singen schon die Schwäne
Das letzte Lied urweltlich schöner Zeiten:
Zieh' hin, wo dämmernd bald auf neuer Szene,
Wenn dumpfer Schlummer liegt auf Asias Reichen,
Sich neue Weltgeschicke vorbereiten!
Zieh' hin, um mitzustreiten
Den großen Völkerstreit! Die Aureole
Der Hoffnung um das Haupt, steig' von den Graten
Der Berge nieder in das Feld der Taten
Und Lebewohl sag' auf beschwingter Sohle
Dem Land der Wanderzelte, Weidetriften,
Auf neuem Boden Dauerndes zu stiften.

Verpfändet sind dem Dienste der Idole
Die meisten deiner Brüder; dumpfe Tempel
Erbau'n sie, weben bunte Fabelschleier
Ums hohe Gottesbild, wahr' du den Stempel
Der Wahrheit echt im Wandel der Symbole
Und pflanze fort die reine Gottesfeier!
Und als ein männlich Freier
Zieh jeder deines Stamms, wenn hier im Staube,
Gekauert um die Throne des Despoten,
Die Völker ruhn, bedräut von Machtgeboten
Des Herrschers wie vom Geierstoß die Taube.
Zieh' hin: des neuen Bundes Keime sprießen
In dir, den Gott will mit der Menschheit schließen.

Du bist der träumerischste meiner Söhne,
Doch auch der mutigste, das Größte wagend;
Du bist der kräftigste, du bist der kühnste,
Doch auch der frömmste, still das Ärgste tragend.
Du bist der rauheste, doch rührt die Schöne
Der Frauen dich und holde Musenklänge;
Hoch in die Wolkendünste
Verlierst du dich, in Sternenregionen
Und scheust den Schweiß doch nicht und klebst am Boden,
Wüsten zu pflügen, Urwald auszuroden.
Du stürzest Völker hin und greifst nach Kronen
Mit blut'ger Hand in stürmischer Bewegung
Und bleibst ein ew'ges Kind voll zarter Regung!

Auf goldner Flur, in lieblicher Idylle
Der Urwelt, wo, bevor das schnöde Babel
Die Zungen schied, die Zeit, der Völker Amme,
Noch nicht mit Bildertand und bunter Fabel
Bestrickt die Geister, nein, in holder Stille
Sie nährte mit des Urlichts reiner Flamme:
Dort auf dem lichten Kamme
Des blumigen Gebirgs wardst an dem Strahle
Des Völkermorgens du auch auferzogen
Und hast den Geistertrank, den du gesogen,
Wie wenige bewahrt in reiner Schale:
Tief, wie die Blume trägt des Taus Juwele,
Trugst du ihn fort in treuer, starker Seele.

Gefeit zu deinem heldenhaften Gange
Mit jenes Urlichts heil'gen Überresten,
Verlassend Asias sonnige Reviere,
Wirst du in wald'ger Wildnis, fern im Westen,
Die erste Nahrung finden deinem Drange,
Wirst kühn im Kampf mit reißendem Getiere,
Dem Bären und dem Stiere,
Zuerst die Kraft erproben, wirst als Bote
Und Sohn des Lichts erst Waldesurnacht lichten;
Und lehrt den Sinn sich in sich selbst zu richten
Waldeinsamkeit, erzieht dem Schlachtengotte
Sie dich nicht minder, füllt mit Heldenmarke
Die Glieder und mit Mut das Herz, das starke.

Und so dann, still im Banne schwarzer Tannen
Gesäugt, genährt wie eine Wetterwolke,
Wirst du vom Waldgebirg' verderbenschwanger
Losbrechen und mit einem Riesenvolke
Von Keulenschwingern, fellumschürzten Mannen,
Hinabziehn auf des Südens Blumenanger;
Und lauschend bang und banger
Erzittern wird ein Weltreich und vergebens
Wird gegen die gesträubte Borstenmähne
Des nord'schen Ebers fletschen ihre Zähne
Die Wölfin: ungebeugten Widerstrebens
Heimschicken wird der mut'ge nord'sche Keuler
Die auf ihn pirschen, stets als blut'ge Heuler.

Jahrhundertlang wird sicher so in rauher
Waldheimat blühn auf unbesiegten Strecken
Germanenurkraft. Aber sieh', die wildern
Mächte des Walds und seine dunklen Schrecken,
Gebändigt ruhn sie und, von sanfterm Schauer
Berührt, wird auch Germanensinn sich mildern.
Dann lockt mit trautern Bildern
Die Waldesnacht und hebet an zu flüstern
Von einer neuen Zeit viel Wunderbares:
Im Mondlicht aus dem Strom taucht goldnen Haares
Ein Zauberweib und singt ein Lied im Düstern,
Die rauhen Felsen glühn, die Berge klingen
Und neuer Geisterhorte Riegel springen.

Und herrlich im germanischen Gemüte
Blüht auf dann eine keusche Wunderblume,
Als lichten Urkeims jüngster Sproß, die Minne.
Da gürtet sich zu edlerm Heldentume
Dein Enkel und die milde Zauberblüte
Der Schönheit pflanzt er auf des Lebens Zinne:
Da feiern Geist und Sinne
Den Bund in kindlich-freudigem Gepränge
Des Daseins, Andacht schlägt als Flammengarbe
Zum Himmel auf, in Steingebild und Farbe
Blüht Seelenanmut, wunderzarte Klänge
Feiern des Ird'schen himmlische Verklärung,
Des ält'sten Wunders neueste Bewährung.

Doch auch dies holde Licht muß untergehen;
Dein Volk zieht wirre Bahnen des Geschickes:
Ich seh's in Nacht, ich seh's im Glanze schreiten;
Ich seh' die goldnen Sterne seines Glückes
Bald tief gesunken, bald in lichten Höhen;
Kronen seh' ich's verlieren und erstreiten;
Ich sehe, wie's zuzeiten
Schlummert, sich aufrafft, neu die Nacht durchfunkelt
Mit lichter Geistestat, die alte Sendung
Bewährend, bis es endlich zur Vollendung
Erblüht und, wenn es rings am tiefsten dunkelt,
Sich plötzlich voll erschließt zu ew'gem Ruhme
Des deutschen Geistes staunenswerte Blume.

Doch nein, es ist nicht eine Wunderblume,
Es ist ein Wunderstrauß von allem Schönen,
Wo Zartestes dem Tiefsten sich verbindet;
Es ist ein Zauberlied in tausend Tönen,
Erklingend in der Menschheit Heiligtume:
Es ist ein Licht, für alle Welt entzündet;
Es ist, in Erz gegründet,
Ein Altar, drauf der Zeiten Einzelstrahlen
Zu einer Riesenflamme sich verweben,
Und noch einmal ein reiches Geisterleben
Zum Himmel aufschäumt wie aus Opferschalen,
Bevor mit Stümperhand den goldnen Psalter
Des Geists ergreift ein Epigonenalter.

Wem bricht dereinst das Wort aus Seelentiefen
Wie deinem Volk, so reich, so zart, so mächtig?
Wer haucht so weihevoll in Saitenklänge
Sein Innerstes? Wem ziehn den Sinn so prächtig
Ins Himmelsblau granitne Hieroglyphen
Des Seelenaufschwungs aus des Lebens Enge?
Wer knüpft zuletzt die Stränge
Des forschenden Gedankens an die Sterne
So kühn und strebt und kämpft auf allen Bahnen?
Wen führt so hoch, so tief sein Drang, sein Ahnen?
Wer faßt so treu das Nahe wie das Ferne?
Wo spiegelt jede Erd- und Himmelszone
Sich wie in deinem Denken, o Teutone?

Doch wie auch stolz du aufstrebst, andre Schwärme
Hoch überschwebend, stets noch eine Lohe
Wirst du bewahren uralt heil'gen Brandes:
Fortleben wird in dir die traumesfrohe
Gottrunkenheit, die sel'ge Herzenswärme
Des alten asiat'schen Heimatlandes.
Geruhigen Bestandes
Wird dieser heil'ge Strahl, ein Tempelfeuer
Der Menschheit, frei von Rauch, mit reiner Flamme
Fortglühn in deiner Brust und Seelenamme
Dir bleiben und Pilote deinem Steuer!
Du strebst nur, weil du liebst: dein kühnstes Denken
Wird Andacht sein, die sich in Gott will senken.

Es wird so keck wie du kein andrer lüften
Den Isisschleier; dreister wird nicht einer
Ins Auge schau'n der Rätselsphinx des Lebens;
Und doch wird keinen fester, keinen reiner
Ein tiefgeheimer Zug der Liebe knüpfen
Ans Herz der Welt, den Port des Geisterstrebens.
Dich locken wird vergebens
Der Dämon ganz hinab in schwarzer Stunde;
Selbst in des Zweifels nächtlich-bangster Frage,
Im Groll mit Gott, in der Verzweiflungsklage
Wird stets in deines Herzens Hintergrunde
Ein Rest, ein Hauch noch jener Liebe leben
Und überm Abgrund stillversöhnend schweben.

O Sohn, ich zeigte dir die Zukunft offen
Und Selbstvertrau'n, das immer führt zum Siege,
Vermocht' ich in die Seele dir zu senken.
Ja, Genien standen rings um deine Wiege
Und weihten — dies beflügle stets dein Hoffen —
Für alles Höchste dich mit Gottgeschenken.
Doch wisse: fernher lenken
Den Flug hoch oben über dir wie schwarze Raben
Auch neidische Dämonen; nicht gegeben
Ist dir's, geraden Laufs zum Ziel zu streben:
Verhängnisvoll zu deinen Göttergaben
Gesellt der Unstern sich und lähmt die Schwinge
Des Mutes dir mit einem Eisenringe.

Ja, deine Tatkraft wird ein Bann umschnüren;
Und was sie schafft, wird sein ein Dauerloses
Und traumhaft in der Irre wird sie schweifen.
Wenn schon die Würfel fallen neuen Loses,
Wirst du noch alte Traumglut gerne schüren
Und oft zu spät wirst du dein Eisen schleifen.
Gleich einem Kinde greifen
Wirst du nach gleißend goldnen Hesperiden,
Um Fernes Nahes dir entgleiten lassen,
Und so, statt deinen Zepter stark zu fassen,
Die Herzqual nährend eines Tantaliden,
Wirst du nach tausendjähr'gem wirrem Streben
Aufseufzen: ach, ich träumte, statt zu leben!

Und freudigstolz das hohe, starke Leben
Des Ganzen leben und sein eignes Wollen
Verleugnen, um zu wirken im Vereine,
Statt einsam tatlos für sich hinzugrollen —
Und seine Sympathien, sein Widerstreben
Hinopfernd frohgemut fürs allgemeine,
Sich fügen gleich dem Steine
In einem großen Bau — das, o Germane,
Das lernst du nur, wenn wilder Brände Flammen
Dein Volk zusammenschmelzen, wenn zusammen
Es jagen, wie Gewölke, Weltorkane:
Nur Blut und Tod kann euch zusammenkitten
Und Schmach und Drangsal, kämpfend durchgelitten!

Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tausend Ruhmesleuchten krönen,
Sich seiner schämen noch, statt aufzuglühen
In Stolz und Liebe, die's verleugnen, höhnen,
Die, wenn zur Heimat sie die Fremde wählen,
Das Mutterland bekämpfend Geifer sprühen.
Und dir, o Teut, nur blühen
Geschlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderstamm geschieden,
Sich fühlen und der matten Seele Frieden
Mit keiner Sehnsucht leisem Hauche trüben
Und die, will Söhne sie die Mutter nennen,
Ihr blöd' ins Auge schau'n und sie nicht kennen.

Und dennoch, dennoch, dieser Fluch wird weichen
Und leuchten wird zuletzt in reiner Schöne
Dein Stern, und wie du irren magst und schwanken,
Du bist der zukunftreichste meiner Söhne
Und auf der Stirn dir blitzt das Flammenzeichen
Des Genius. Tief in der Seele Schranken
Bekämpft den Lichtgedanken
Die Finsternis, und willst du triumphieren
Als Kind des Lichts — da gilt's mit Schwert und Speere
Zu kämpfen nicht allein und mit der Ehre
Des Schlachtenlorbeers seine Stirn zu zieren:
Den eignen Dämon gilt es zu bezwingen
Und mit dem eignen Schicksal gilt's zu ringen.

So ringe denn! Wie lang', wie schwer im Wüten
Des Streits die finstern Mächte dich bedrohen,
Vertrau' getrost dem Stern, der ob dir waltet!
Und zage nicht, ist's so, wie alles Hohen,
Auch deines Stamms Geschick, das seine Blüten
Er langsam, immer langsam ausgestaltet,
Doch prachtvoll dann entfaltet.
Frag' Mutter Erd', wie viele tausend Jahre
Sie schwanger geht mit einem Diamanten,
Bis daß die Blitzesschärfe seiner Kanten
Gereift ist und sein Licht, das sternenklare.
So mählich auch zu lichten Herrlichkeiten
Reift deines Wesens Kern im Schoß der Zeiten.

Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen,
Wenn ihr dereinst erstarkt in sichrer Einheit?
Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale,
Die, fernher winkend mit der Flamme Reinheit,
Euch hin zum letzten, schönsten Ziele bringen?
Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle
Die heil'gen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe!
Das sind die letzten, vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: das ist deine Sendung,
Volk Odins, das ist Menschentums Vollendung! —

Sie schweigt. Es ist geleert, von dem des Zechers
Erglühte Pulse noch wie fiebernd klopfen,
Der Taumelkelch der Nacht, gemach entschwebend.
Noch hängt der Mond als letzter goldner Tropfen
Am dunklen Rand des abgrundtiefen Bechers,
Schon bleich und bleicher seine Strahlen webend:
Der Morgen, sich erhebend,
Beschreitet schon des Hochgebirges Säume
Und eilt hernieder mit den Rosenfüßen,
Das Wandervolk, das kühne, wachzuküssen,
Zur Stätte, wo, versenkt in seine Träume,
Thuiskon schlummert, ernste, heil'ge Mahnung
In tiefer Brust und neuen Lebens Ahnung.

Da wacht er auf und sieht erglühn die Wipfel
Und hört im Frühwind schaudernd Rosse stampfen
Und weckt und sammelt seine Heldenrotte
Und zündet, während rings die Täler dampfen,
Hoch oben auf des Berges höchstem Gipfel
Ein Opfer an im goldnen Morgenrote
Dem bilderlosen Gotte,
Dem Gott der Tatkraft, Odin. Blendend schlagen
Empor die Lohen und die reinen Brände
Beleuchten hehr das dämmernde Gelände
Des Tals und all die Berge, die da ragen.
Rings stehn, berührt von morgendlichen Schauern,
Gereiht die Beter, wie in Tempelmauern.

Heil dir! ruft Teut entflammten Angesichtes,
Du Gott des Heldensinns, des rastlos wachen,
Der ewiglich mit lichtem Sonnenschilde
Bekämpst die Finsternis und ihre Drachen
Und mutig streitet für den Sieg des Lichtes,
Des Gottesreichs auf irdischem Gefilde!
Vorm reinen Sonnenbilde
Geloben wir's, das dort so schimmernd heiter
Empor taucht, daß wir kämpfend wollen streben,
Gesendet als ein Volk der Tat, zu leben
Nicht bloß als Träumer, nein, als kühne Streiter,
Nie ganz vergessend, daß wir Überwinder
Und Odins Söhne sind und Sonnenkinder!

Und weil die Tat nur ist ein Kind der Stärke,
Die Stärke aber leicht wie Körner Sandes
Zerstiebt und schwach ist wie getrennte Stäbe,
Bis Einigkeit, der Bürge des Bestandes,
Den Bund der Kräfte schließt zu stolzem Werke:
So schwören wir, und jeder hier erhebe
Die Hand, und leuchtend schwebe
Des Schwures Wort empor: daß ohne Wanken
Getreu wir Bruderstämme der Germanen
Als eines Hauses Kinder unsre Bahnen
Ziehn wollen, bis in Staub die Letzten sanken
Auf leichenvoller Walstatt der Geschichte
Und deutscher Name lebt nur im Gedichte!

Und wenn verschollen einst die hohe Mahnung
Im langen Lauf der Zeiten und die Ehre
Des deutschen Namens wird zum Kinderspotte:
Da mahn' ein Dichterwort voll ernster Ahnung
An dieses Feueropfer uns, das hehre,
Das wir gebracht im goldnen Morgenrote
Dem bilderlosen Gotte,
Dem Gott der Tatkraft, Odin. Dann erneure
Der Schwur sich und im Herzen aller Guten
Auf lodert neu, ihr heil'gen Opfergluten,
Aus tausendjähr'ger Asche! Neu befeure
Dich ewig, heil'ges Licht! und sieg' im Streiten,
Und glänze rein zuletzt durch alle Zeiten!

Und nun — wohlan! Es kommt auf goldnen Spuren
Herab der junge Tag und aufzubrechen
Ermahnet uns das heil'ge Morgengrauen.
Lebt wohl, ihr Berge, die mit Silberbächen
Den Pfad uns weisen, lebet wohl, ihr Fluren
Des Ostens und ihr Ströme, die da blauen.
Leb' wohl, mit ernsten Auen,
Urheimatland, wo wir das reine Leben
Der Kindheit lebten, warm an Mutterbrüste
Gedrückt — leb' wohl! es winket uns die Küste
Der Zukunft und es zieht ein mächtig Streben
Uns fernhin, wie aus traumesstillen Klausen
Hinaus, wo Wellen dräu'n und Stürme sausen!

Er spricht's. Es wehn des Opfers letzte Lohen
Hinauf ins Morgenrot. Ein Erzgerassel
Durchläuft die Schar, daß rings die Täler beben.
Sie brechen auf, und während mit Geprassel
Die Scheiter sinken, reißt ein Aar vom hohen
Gebirg' sich los, dem Zug voranzuschweben.
Wohlauf, ihm nachzustreben!
Hin wallt der Zug und frohgemut beschreiten
Europas Grenzen sie; von Wolkenstreifen,
Die glänzend durch den reinen Äther schweifen,
Hernieder schau'n die Genien der Zeiten
Und aus den Strahlen dieses Morgens weben
Ein neues Schicksal sie, ein neues Leben.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Dritter Band.

Inhalt: Ahasver in Rom.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

An
händler
Jahre n
„Meine
im alte
und des
endet.
ich mir
bieten.
Buchhän
glaube,
wendet
großes
Das ma
gipfelnd
deutsam
läßt. E
länderſch
kommene
Dichtung
ſchon du
Behandl
halten m

# Ahasver in Rom.

## Eine Dichtung in sechs Gesängen.

Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,
Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
Beflügelt nahn, die sein Geschick erfüllt.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Am 24. April 1865 schreibt Hamerling an den Verlagsbuchhändler Jean Paul Friedrich Eugen Richter in Hamburg (der einige Jahre vorher den poetischen Verlag Kobers in Prag angekauft hatte): „Meine epische Dichtung ‚Ahasverus in Rom' — deren Handlung im alten Rom zur Zeit des Nero spielt und die Gestalten des Nero und des Ahasver miteinander in Berührung bringt, ist nun vollendet. Da meine früheren Werke in Ihren Händen sind, so erlaube ich mir auch dies, mein reifstes, zuerst Ihnen zum Verlage anzubieten. Ich weiß, daß poetische Verlagsartikel im allgemeinen für Buchhändler nichts Anlockendes haben, aber es handelt sich, wie ich glaube, um ein Werk eigentümlicher Art. ‚Ahasverus in Rom' wendet sich im Gegensatz zu meinen bisherigen Publikationen an ein großes Publikum, ist auf eine durchgreifende Wirkung berechnet. Das maßlos schwelgerische genußsüchtige frivole Leben des in Nero gipfelnden Cäsaren-Zeitalters ist, abgesehen von seiner tieferen Bedeutsamkeit, für unser Publikum der pikanteste Stoff, der sich denken läßt. Erst kürzlich haben die Feuilletons fast aller Blätter das Friedländersche Werk über römische Sittengeschichte wie eine hochwillkommene Fundgrube des Pikanten reichlich ausgebeutet. Meine Dichtung gruppiert das Material zu einer Reihe von Szenen, die schon durch das Stoffliche und Tatsächliche, abgesehen von der poetischen Behandlung, das Interesse fortwährend aufs äußerste gespannt erhalten müssen: Schreckenszenen, ein großartiges Bacchanal, ein Bankett,

der Brand Roms, eine Totenbeschwörung, Agrippinas Tod auf dem Meere, Neros letzte Momente, das alles bot wie kaum irgendein epischer Stoff Gelegenheit zu ununterbrochener wirkungsvollster Entfaltung der poetischen Mittel. Ich schicke Ihnen als Probe die ersten Blätter des ersten Gesangs; vorläufig besitze ich nur ein Manuskript des Ganzen und muß erst eine zweite Abschrift anfertigen lassen. Bestimmte Gründe machen mir die schleunigste Erledigung der Verlagsangelegenheit und die möglichst baldige Inangriffnahme der Drucklegung aufs dringendste wünschenswert; ich wäre Ihnen daher unermeßlich dankbar, wenn Sie schon durch das hier Mitgeteilte sich in die Lage versetzt sähen, mir einen bestimmten Bescheid zu erteilen . . . "

Auf diesen Brief gab der Verleger nicht einmal eine Antwort. Am 19. Mai urgierte Hamerling: „. . . noch immer harre ich der dringend erbetenen Antwort auf meine beiden Briefe. Wie unendlich viel mir an einer schnellen Erledigung der Sache gelegen sei, habe ich gleich anfangs betont. Nun ist ein kostbarer Monat verstrichen und es bleibt mir keine Zeit mehr, mich mit anderen Buchhändlern in Unterhandlungen einzulassen, da das Werk, wenn es zum festgesetzten Termin erscheinen soll — was ich durchaus will — möglichst bald in die Presse gehen muß. In dieser schlimmen Verlegenheit (von der ich gern glaube, daß nur äußere Zufälligkeiten, Verlust eines Briefes oder dergl. sie verschuldet hat) tue ich das Äußerste, um durch opferwilliges Entgegenkommen den unumgänglich nötigen sofortigen Abschluß der Sache zu ermöglichen und stelle Ihnen folgenden Antrag: Ich trage die Hälfte der Druckkosten: es werden 750 Exemplare gedruckt, davon behalte ich nur 150 Exemplare zurück, um sie als Rezensionsexemplare zu versenden; die übrigen 600 sind Ihr Eigentum und Sie bringen mit den ersten 50 bis 60 verkauften die . . . Hälfte der Druckkosten wieder herein . . Dieser Antrag beweist Ihnen ohne Zweifel, daß es mir Ernst ist, wenn ich sage, es bleibe mir nur keine Zeit zu weiteren Unterhandlungen: ich muß mich Ihnen auf Gnade und Ungnade übergeben. Daß der „Ahasverus in Rom", ein Werk, in welchem ich alle meine Kraft konzentriert und eine ungleich größere und allgemeinere Wirkung angestrebt habe als in meinen früheren Werken, sobald als möglich erscheine, dies ist der Zweck, den ich fest im Auge behalte und dem ich gerne jedes mir mögliche Opfer bringe . . . Ich bitte nun höflichst und angelegentlichst um endliche Antwort umgehend . . . ich werde Ihnen die Postauslagen gerne ersetzen . . . "

Am 22. Mai antwortete Richter. Die Antwort war kurz und — *ablehnend*, „er könne gehäufter Verlagsgeschäfte halber diese Dichtung für den Augenblick nicht übernehmen“.

Da übergab der Dichter, damals noch aktiver Gymnasiallehrer in Triest, das Manuskript der Triester Lloyddruckerei zur Drucklegung auf (vorläufig) eigene Rechnung.

Als der Druck mitten im Gange war, sandte er die eben fertig gedruckten vier ersten Gesänge einigen Verlagsbuchhändlern und bot das Werk zum Verlage an. Gleichzeitig machte er noch einmal am 27. August 1865 bei Richter einen Versuch, „... vielleicht können Sie nach Durchsicht der vier Gesänge für das Werk sich lebhafter interessieren, als es nach Lesung des früher übersandten Bruchstücks der Fall gewesen zu sein scheint ... Ich glaube, daß in den letzten Jahrzehnten keine Dichtung dieser Art mit *größeren Intentionen* und dabei mit so viel Berechnung auf *Wirkung in weiteren Kreisen* geschrieben worden ist als die Dichtung, um die es sich handelt ... ich glaube, daß, wenn meinem bisherigen Streben schon ein so freundlicher Willkomm zuteil geworden ist, mein jüngstes Werk, in welchem ich meine höchste Kraft und mein geistiges Leben einer Reihe von Jahren konzentriert habe, wohl auf einen noch bedeutenderen Erfolg sich Rechnung machen darf.“ Unter einem bittet er auch einen in Hamburg ansässigen Freund Otto Spielberg, mit dem er in regem Briefwechsel steht, die Sache bei Richter zu fördern: „... wenn Sie, vielliebe Freund, brieflich etwas zur Förderung der Sache tun könnten, so sind Sie hiermit von Herzen gebeten, es zu tun, aber *sogleich*, damit er nicht früher ablehnt. Schreiben Sie ihm in Gottes Namen und machen Sie Gebrauch von allen erlaubten und unerlaubten Mitteln: streichen Sie mich heraus, geben Sie ihm zu verstehen, ich könne ihm, als Verleger, *journalistisch* nützen — obgleich es nicht wahr ist — usw. Man muß diese Teufelskerle von Verlegern auf alle mögliche Weise ‚dranzukriegen‘ suchen — ohne einigen Schwindel geht es nicht. Das Bibliographische Institut in Hildburghausen hat mich vor ein paar Tagen angeworben als Übersetzer Leopardis für die Bibliothek ausländischer Klassiker und bezahlt mir für ein Bändchen von 10 Bogen 100 Taler Pr. K. Der Kontrakt ist bereits unterzeichnet. So gehts': Allotria werden ausbezahlt und mit unserem Eigenen und Besten haben wir die liebe Not ...“

Und jetzt erst (wahrscheinlich auf Spielbergs Intervention) akzeptierte Richter, mußte sich aber zur Tragung der ganzen Kosten und

sogar zur Bewilligung eines kleinen Honorars verstehen. Interessant ist in dieser Hinsicht der Brief Hamerlings an Richter vom 10. September 1865: „... Ich hatte in den letzten Tagen des vergangenen Monats noch bei mehreren Verlagsbuchhändlern bezüglich der etwaigen Übernahme des Ahasverus angefragt: die Antworten lauteten zustimmend, u. a. erklärten sich auch Hoffmann & Campe bereit, schrieben sehr ausführlich und schickten gleich einen Wechsel zur Tilgung der Druckkosten. Ich gab jedoch Ihnen, als dem Verleger meiner früheren Werke, den Vorzug und schrieb Ihnen, daß ich gegen Übernahme der Druckkosten das Werk Ihrem Verlag überlasse. Mittlerweile traf ein Schreiben von Arthur Levysohn (dem Autor des Werkchens über „Jüngstdeutsche Lyrik") aus Grünberg ein, der mir meldete, daß sein Vater (W. Levysohn, der Verleger Bettinens, Goltz' „Typen der Gesellschaft" usw.) sich zur Übernahme des Verlags erbiete, ich solle meine Forderungen kundgeben. Ich sendete die Aushängebogen ein und fragte, welches Honorar er geben wolle? Umgehend bot Levysohn 40 Taler an und am folgenden Tage, nachdem er die Bogen gelesen, schrieb er aufs neue und bot 80 Taler. Nun kam Ihr Telegramm, welches besagte, daß Sie die von mir gestellten Bedingungen annehmen. Was sollte ich tun? Ihnen neue Bedingungen stellen. Ich hielt das nicht für ehrenhaft, verzichtete auf die 80 Taler Levysohns und blieb bei Ihnen. Ich gestehe, daß diese Verzichtleistung auf 80 Taler, die ich nur einzustecken brauchte, mir in meiner persönlichen Lage nicht leicht fiel, so wie ich auch früher nur schwer der Versuchung widerstanden hatte, mein Werk unter der ehrenvollen Firma Hoffmann & Campe in die Öffentlichkeit treten zu sehen. Aber eine Hoffnung tröstete mich — die Sie vielleicht als eine allzu sanguinische, allzu naive belächeln werden! Ich dachte nämlich, wenn ich Ihnen alle diese Umstände treulich mitteilte und Ihnen namentlich den zweiten Levysohnschen Brief beilegte — was hier geschieht — so würden Sie, wiewohl formell und kontraktlich nicht gebunden, doch auch hinter Levysohn und andern nicht an Großmut zurückbleiben und dem Dichter des ‚Ahasverus in Rom', eines epischen Werkes von mehr als 6000 Versen, in welchem ich mein Bestes niedergelegt — nachträglich ein kleines Honorar bewilligen! ..."

Auf diesen Brief hinauf zahlte Richter 80 Taler. Und rasch war eine zweite Auflage nötig geworden. (Der Dichter widmete diese seiner Gönnerin Genoveva Miller von Milborn und versah sie mit einem „Epilog an die Kritiker".) Auch diese zweite Auflage

war im Nu vergriffen, und nun erwarb Richter durch Zahlung einer einmaligen Abfindungssumme das Verlagsrecht für sämtliche weiteren Auflagen und hatte somit eines der besten Geschäfte gemacht, welche der deutsche Buchhandel kennt. Zu Lebzeiten Hamerlings erschienen 15 starke Auflagen des Werkes (die 15., vom Dichter noch durchgesehene Auflage als [freilich künstlerisch wenig gelungene] illustrierte Prachtausgabe in Großfolio). Jede dieser Auflagen war ein vollständig selbständiger Neudruck, genau so wie die Neuauflagen aller übrigen Werke des Dichters. Interessant ist hierzu eine bezügliche Äußerung Hamerlings vom 19. Aug. 1872, als ihn der Verleger um Erlaubnis bat, auf die zweite Hälfte der eben ausgegebenen ersten Ausgabe der „Sieben Todsünden" „zweite Auflage" drucken lassen zu dürfen: „. . . Ihre Zumutung, daß ich auf der zweiten Hälfte der 1200 Exemplare ‚zweite Auflage' setzen lassen soll, hat mich entsetzt!!!!!! Haben wir solche elende und im höchsten Grade kompromittierende Manipulationen nötig? Wird nicht fast mit jedem Jahre ein wirklicher Neudruck meiner Werke nötig und sind nicht gerade diese so häufigen neuen Auflagen ein Anhaltspunkt für die Bosheit meiner Gegner gewesen? Hat nicht Paul Lindau seit ein paar Jahren mich wiederholt durch schale und völlig unberechtigte Witze auf Grund dieser vielen Auflagen lächerlich zu machen gesucht, indem er mich u. a. als eine ‚Spezialität für Erzielung neuer Auflagen' bezeichnet und so die Verleumdung auf mich wälzte, daß die ‚neuen Auflagen meiner Werke nur Schwindel und Reklame seien?' Hat nicht ein Literat (Hans Grasberger), der in einem der größten Wiener Blätter eine ähnliche infame und ungerechte Anspielung auf mich machte, die Ehre des Wehrlosen in einer Weise angegriffen, daß mir die Freude selbst an wirklichen neuen Auflagen für immer vergehen mußte? Und nun soll ich so unsinnig sein, mich durch eine fingierte neue Auflage zu kompromittieren, meinen Gegnern und Verleumdern für ewige Zeiten das Recht zu verschaffen, mich schlecht zu machen? — Ich erkläre Ihnen, daß von dem Moment an, wo Sie durch eine solche Manipulation mich kompromittieren, das Band zwischen uns für immer zerrissen ist."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, nach diesen gewiß interessanten Erinnerungen geschäftlicher Art, die hier zum ersten Male zur Sprache gelangen, noch einige Worte über die Entstehung des Werkes.

Bereits in früher Jugend taucht in der Phantasie unseres

Dichters die Gestalt des „Ahasver" auf. Da er Hebbels „Genoveva" gelesen, schreibt er (unterm 30. Okt. 1847) in sein Tagebuch: „Ich werde eine umgekehrte Genoveva schreiben und statt das Schöne vom Häßlichen das Häßliche vom Schönen verschlingen lassen. Der Plan ist heute in mir aufgetaucht. ‚Aurora' wird das Stück heißen ..." In diesem (uns noch erhaltenen) Plane des Dramas „Aurora" taucht, wenn auch nur flüchtig skizziert, die Gestalt des „Ahasver" auf: „Ahasver — der neueste Geist in seiner Haltlosigkeit — endlich Erlösung durch Schönheit und Liebe." Aber es blieb nicht bei diesem „Aurora"-Plan. Das Tagebuch vom 13. Febr. 1850 berichtet, daß der Plan völlig umgestaltet wurde: — ein kleines Gläschen — Punsch hatte es zuwege gebracht: „... wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen Tat ... Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie ‚Ahasverus'."

Aber auch diese Tragödie kam schließlich nicht zur Ausführung und der „Ahasverus"-Plan ruhte bis nach Vollendung des „Schwanenliedes der Romantik". Da tauchte Anfang der sechziger Jahre dem Dichter der Gedanke auf, der materialistisch-egoistischen Gegenwart, die er bereits im „Schwanenliede" scharf apostrophiert hatte, im Bilde von Neros Zeit warnend zu zeigen, wohin krasser Egoismus schließlich führen müsse. Der Stoff nahm ihn völlig gefangen, aber neue Ideen kamen hinzu und so gesellte sich gemach zum Nerostoff die Gestalt Ahasvers und erweiterte das gesteckte Thema. Und so sehr packte ihn die zum Nerostoff hinzugetretene Ahasverusidee, daß er am 3. Juni 1864 seinem Freunde Spielberg schreibt: „... der ursprüngliche Neroplan ist seit geraumer Zeit zur Idee einer Ahasverustrilogie erweitert worden, als deren erster Teil ‚Ahasverus in Rom' erscheinen wird. Tage- und wochenlang strömt mir Gedankenstoff für diese Entwürfe zu und ich muß mich gewaltsam davon losreißen, da ich nicht darin versinken darf. Wann es mir vergönnt sein wird, an die Ausführung zu gehen, ist nicht zu bestimmen. Jedenfalls kann es nur in freier Muße geschehen, da ich, wenn ich einmal mit einer größeren Arbeit beschäftigt bin, nicht stückweise, sondern rasch und in einem Zuge das Angefangene zu vollenden gewohnt bin."

Die Ahasvertrilogie ist niemals zustande gekommen, wohl aber begann unser Dichter nach den reiflichsten, mehrere Jahre dauernden

Vorstudien am 6. Januar 1865 „Ahasver in Rom“. Am 14. April war das Werk vollendet. Die Arbeit des Dichters geschah in den Morgenstunden, abends wurden die morgens aufs Papier geworfenen Verse ins reine geschrieben; tagsüber hieß es Schule halten oder Theken korrigieren. Ein Kämmerlein im zweiten Stock des Hauses Nr. 2 der via Santa Catterina in Triest (noch steht heute, 1910, das Haus) ist die denkwürdige Stätte, wo „Ahasver in Rom“ geboren ward.

In einem Briefe an seinen Freund (und Triester Lehramtskollegen) Dr. Franz Raab äußert sich Hamerling über die philosophische Idee, die der Ahasvergestalt zugrunde liegt, sehr eingehend: „... Schon Mosen machte Ahasver zu einem Vertreter des titanischen Ringens der Menschheit. Ich für meine Person betonte in meiner Auffassung die Todessehnsucht, faßte aber diese in höherem Sinne als ein Streben nach einem Zustande der Ruhe, der völligen Beschwichtigung, den die Menschheit nicht wie das Individuum im Tode finden kann. Diese Bedeutung des Ahasver ist auf den letzten Blättern deutlich genug entwickelt. Daß ‚Ahasver‘ die Menschheit symbolisiere, wird niemand leugnen wollen: unsterblich ist nur die Gattung, nicht das Individuum. Es gab Leute, die nicht begriffen, warum mein Ahasverus die Menschheit und zugleich die Todessehnsucht bedeute. Das geistige Streben der Menschheit setze ich ja eben in die Todessehnsucht in dem oben angedeuteten höheren Sinne. Die Opposition gegen Christus ist bei dieser Auffassung dadurch motiviert, daß Ahasver als Vertreter der unsterblichen, durch immer neue Gestaltungen sich hindurchringenden Menschheit vor einem Heilande sich nicht beugen will, dessen Lehre doch wieder nichts ‚Ewiges‘, sondern eben eine jener ‚Gestaltungen‘, jener Phasen des Menschheitslebens zu sein bestimmt ist. Andererseits wendet sich der die Menschheit vertretende Ahasver gegen Nero, der sich, ein sterbliches Individuum, zum Gott aufblähen und das sein will, was nur die Menschheit selbst, die Gattung, und ihr Vertreter Ahasver ist. — Es störte mich nun, daß die Sage meinem Repräsentanten der unsterblichen Menschheit einen so zeitlich begrenzten, ich möchte sagen, armseligen Ausgangspunkt gibt. Als rechter Vertreter der Menschheit mußte es kein bloßes Jüdlein und Schuster von Jerusalem sein, sondern auch vorher schon gelebt haben und überhaupt schon so lange auf Erden gewandelt sein, als die Menschheit auf Erden lebt und strebt. Ich identifizierte ihn daher mit Kain, der den Tod in die Welt brachte und den dieser zum Dank dafür

verschont. Ich denke, durch diesen ganz neuen Zug hat die Gestalt des sagenhaften Ahasverus eine nicht zu verachtende Vertiefung erhalten ..."

Hamerling hat mit letzterem recht: die Verquickung Ahasvers mit Kain war ein genialer Gedanke; die Auffassung Ahasvers aber als Repräsentant einer unsterblichen, Ruhe suchenden, diese Ruhe aber niemals findenden Menschheit befriedigt ebensowenig den Offenbarungsgläubigen, für den ja das Christentum das dauernde Ruhaus ist, wie auch den (auf den letzten Zeilen von „Venus im Exil" fußenden) logisch-konsequenten Verfechter einer optimistischen Weltanschauung. Die Schlußblätter von „Ahasver in Rom" lassen sich nämlich zur Schlußstrophe von „Venus im Exil" wie der ausgesprochenste Gegensatz an, bieten keine befriedigende (optimistische) Lösung des großen Rätsels, eröffnen vielmehr eine recht trostlose (pessimistische) Zukunftsperspektive, „eine beängstigende Aussicht auf unzählige Menschheitstragödien". Das ist bedauerlich, denn durch die ganze Dichtung weht der schärfste antimaterialistische Zug, eine Mahnung zur Umkehr an unsere (im Spiegelbild neronscher Genußsucht gezeichnete) Zeit; der pessimistische Schluß nun beeinträchtigt schier in etwas diese beabsichtigte ideale Wirkung.

Vom künstlerischen Standpunkt indes ist das Werk durchaus vollendet, die Sprache ganz goetheisch, die Pracht der Schilderungen unübertroffen schier in der ganzen Weltliteratur. „Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar. Durch jede Ritze der Sinnenlust leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus." (J. E. Veith.)

---

## Erster Gesang.

# Die Schenke Locustas.

Wär's noch vergönnt, ein Heldenlied zu singen?
O fürchtet nichts! Mein Lied will diesmal nicht
Auf hochpathetischem Kothurne schreiten;
Und keinen Helden hab' ich mir erwählt,
Um dessen Hüfte Schwert und Panzer rasselt;
Nein, einen, der so stumpf ist, so blasiert
Und so ironisch als ihr's wünschen mögt!
Gesell' ich meinem zeitgemäßen Helden
Den ernsten Ahasver, nehmt an, es sei
Der vielbeliebten Kontrastierung willen!
Wollt ihr Pikantes? O, pikant sein will ich,
Wie eure Lieblingsdichter an der Seine!
Wollt Bilder ihr von reichstem Lebensprunk
Und tollster Schwelgerei? Ich gebe sie.
Wollt ihr titan'sche Laster und Verbrechen?
Ich gebe sie. Soll euren stumpfen Sinn
Ich stacheln? Soll Kalliope, die ernste,
Euch tanzen einen epischen Kankan
Auf leicht beschwingtem Fuß des Jambus? Nun!
Ich weiß nicht, ob ich es zu Dank euch mache:
Doch singen will ich eine Epopöe
Des Sinnentaumels, des Genusses euch,
Der Sättigung und — Übersättigung,
Des Lasters — nah' dem Punkt, wo sich's erbricht ....
  Den Prüden aber, denen meine Weise
Zu kühn erscheint, sag' ich: Zum Schattenriß
Hab' ich die Farben Juvenals gedämpft!
In meinem Liede soll kein Ton erklingen,
Den meinem Psalter nicht entreißt die Muse

Gebieterisch für ihres Sanges Wahrheit,
Für ihres Sanges Zweck, den großen Zweck:
Das Leben euch an einem Ziel zu zeigen,
Wonach vielleicht es einmal wieder steuert! —
  Empört euch manche Szene meines Lieds
Und wendet ihr davon mit Unmut euch,
Ich dank' euch — denn so hab' ich's ja gewollt!
Und wenn im Sang des Dichters euch entsetzt,
Was unbekümmert oft euch läßt im Leben,
So darf der Sang den Dichter nicht gereu'n!
  Habt ihr gehört von Fliegen und von Spinnen,
Die man gefunden öfters hat in gelben,
Durchsicht'gen Stücken Bernsteins eingekrustet?
Die Masse, flüssig noch, ergriff das Leben,
Das Eintagsleben des Insekts und hält's
Erstarrt im helldurchsicht'gen Sarge fest:
Nun ist das Ungeziefer ein Juwel,
Und leiht dem Steine Wert, wie ihm der Stein.
So laßt mich gleicherweise denn das Grause,
Das Häßliche, das ich bezwingen soll,
Euch geben in durchsicht'ger Bernsteinhülle
Der Poesie!
                Folgt mir ins alte Rom!
Wo trümmervoll sich die Kampagna jetzt
Hinausstreckt gegen die Albanerberge,
Da stand's in hoher Pracht; und nun noch einmal
Beschwör' ich's aus dem Grab: doch wahrlich nicht,
Um mit dem Moderwust des Altertums
Euch einzustäuben, nein: im Bilde Roms,
Im Spiegelbild neronscher Eigensucht
Zu zeigen euch, was wieder sich erneut —
Nur daß, verglichen jenem Überschwang
Des Römerdaseins, jener Lebensfülle,
Wir schnöde Bettler sind und Hungerleider!
  Da glänzt sie, seht, die kaiserliche Roma,
Die goldne — seht, da dehnt sie sich, die Prachtstadt
Mit ihren blinkend weißen Marmortempeln,
Mit ihren Säulenhallen, riesigen
Amphitheatern, stolzen Mausoleen,
Stadtgleich gedehnten Bädern, Gärten, Weihern!

Dies steingehaune Zauberlabyrinth
Von Säulen, Kuppeln, Giebeln, seht, wie schlingt's
Von Hang zu Hang sich reizvoll prangend hin!
Geschwungen überall seht ihr das stolze,
Das holde Linienspiel, die heitre Kurve
Des Römerbogens, süße Augenlust
Des Schönheitsfreundes! In den Niederungen
Die prächt'gen Foren, wo der Springbrunn' plätschert,
Und auf den Höhn die stolzen Kolonnaden —
Dahier die Burg des Kapitols und hier
Die Kaiserzinnen auf dem Palatin
Und hier der Tempel Jupiters am schroffen
Tarpejerfels! Und wie die Marmorbilder
Erschimmern, seht! Ein Volk von Statuen
Füllt neben einem Volk von Sterblichen
Die weite Stadt! Und überall durchschlingt
Den weißen Quaderprunk das holde Grün
Der Gärten, Lorbeer und Platane säuselt,
Von Dächern und Balkonen selber streu'n
Die Blumen und die Sträucher süßen Duft.
Die Hügel Roms, sie schimmern und sie grünen;
Wohin das Auge blicken mag, nur Marmor
Und Blumen! Und dies Rundbild, üppig schön,
Vom Glanz ital'schen Äthers übergossen,
Verbirgt dem Aug', was etwa häßlich noch,
Was arm und klein und schmutzig ist im Innern.
  Doch tauchen lieber wir ins Volksgewimmel!
Vom reichen, purpurschimmernden Senator,
Der da mit Sklaven- und Klientenschwärmen
Vorüberprunkt, zum widerwärt'gen Triefaug',
Das an der hohen Tiberbrücke bettelt —
Und von der Dame, die in goldner Sänfte
Sich lässig wiegt, bis zu der phryg'schen Dirne,
Die mit getünchter Wang', erstorbnem Aug',
Noch schweifende Quiriten will berücken —
Welch endlos reiche Zwischenstufenleiter!
Welch bunte, wildbewegte Menschenbrandung!
Sieh, wie hier auf dem lauten Markt der Wechsler
Neronisch Silber schüttet auf den Tisch!
Sieh, wie dort vor dem Tribunal des Prätors

Die Togamänner zanken! Und dazwischen
Die Fremdlinge, so bunt an Farb' und Sprache:
Sabäersöhne hier, dort struppige
Sarmaten, Syrer hier und dort Sykambrer.
Da, siehe, sprengt ein schmucker Reitertrupp
Hellblonder Nordlandssöhne von des Kaisers
Leibwache hin — wie glänzt die blanke Rüstung!
Da führen Mohrensklaven Elefanten
Vorüber aus den kaiserlichen Zwingern!
Hier steht ein Grieche, malerisch den Mantel
Um sich geschlungen, dort der tätowierte
Britanne, der die bunte Pracht bestaunt.
Da näselt der Hebräer und da schleichen
Mit kahlgeschornen Köpfen, linnenem
Talar, in Prozession, Gebete murmelnd,
Ägypter mit dem Bild der Isis.
Schlendern
Durch Romas Gassen weiter wir und lassen
Des Abends Schatten dämmernd niedersinken.
Ob auch ihr Netz die Dämm'rung dichter spinnt,
Noch immer wälzt ein breiter Strom sich hin
Durchs weite Rom, ein Schwarm von Müßiggängern.
Der Abendhauch des Südens, o wie schmeichelt
Den Wangen er nach heißem Tagesbrand!
Wie summt und schwirrt es in den Säulengängen!
Wer ist die edel-kräftige Gestalt,
Die dort durchs dichteste Gewühl sich drängt,
Das Antlitz voll umrahmt von langem Bart,
Den Leib in einen Mantel dicht gehüllt?
Es liegt was Keckes, und doch Edles, ja,
Was Königliches im Gang des Mannes!
Der lange Bart ist *unecht* und der Mantel,
Der schlichte, dunkle Philosophenmantel,
Deckt einen Wandrer, der aus Prunkgemächern,
Aus einem stolzen *Kaiserpalast* kommt,
Vom Palatin herab . . . es ist mein Held,
's ist *Nero*. Ihm zur Seite wandeln drei,
Verhüllt wie er, gehüllt in Mäntel, bärtig.
Zur Rechten ihm, die Herkulesgestalt,
Ist *Burrus*, Führer seiner Leibtrabanten.

Und hier die dünne, schlangenhaft behende
Figur des zweiten? Sie gehört
Dem Mohren Tigellin, dem schlimmsten Wicht,
Den ausgebrütet hat das heiße Nubien
Und Rom gesäugt wie eine gift'ge Schlange;
Der sich gemach von Neros Lieblingssklaven
Empor zum Freunde und Vertrauten schwang.
Und jener dritte, hastig trippelnde,
Unscheinbare Gesell ist Seneka,
Ein Männlein, das mit klugen Äuglein blickt —
Von denen einer, die vom Hinterhaupt
Herauf das Haar, das spärliche, sich kämmen,
Die Glatze zu bedecken — Seneka,
Der immer trieft von stoischen Sentenzen
Und zähe doch den Platz an Neros Seite
Festhält als Rater und als Zechgenoß.
Die vier, sie wandeln durchs Gewühl dahin.
Ein aufgeregtes Meer scheint dies Gewühl
Und wirft zuweilen sonderbare Wellen.
Auf taucht in Neros Näh' ein Greis, gehüllt
In braun, zerrissen flatterndes Gewand.
Die Schläf' umfliegt ihm langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt scheint verwittert Felsgestein
Und seine Augen nisten drin wie Adler.
Urwüchsig scheint er, wild, zyklopisch fast,
Ein Mann, der aufgewachsen, fremd den Menschen,
In Wüsten, Wäldern, rauher Bergesöde:
Wahnwitzig rollt sein Auge bald, bald scheu
Wie eines Bettlers, doch dann leuchtet's wieder
Wie Geistesmacht darin, schier übermenschlich.
Und zwischen Nero und den Seinen geht
Die wechselnde Vermutung hin und her:
„Es ist ein Schiffer wohl, der unterm Mast
Weltfahrender Sidonier ergraut!"
„Ein greiser Löwenjäger aus dem Atlas!"
„Nein, ein Prophet, ein Seher muß es sein!" —
„Ein Scharlatan vielleicht, vielleicht auch ist's
Ein fluchgetriebner Mörder!" — „Nein, so wandelt
Nur ein entthronter König, den sein Unglück
In Wahnsinn stieß!" — Rasch wie die Rede wechselt

Des Fremdlings rastlos schreitende Gestalt.
„Seht, wie er groß, titanisch aufgerichtet
Hinwandelt!“ — „Nein, er schleicht schon wieder tiefgebückt,
Hinfällig, hüstelnd!“ — „Tiefer Gram durchfurcht
Sein Angesicht!“ — „Nein, seht, es zuckt ein Strahl
Geheimer Freude drin!“ — „Uralt erscheint er!“
„Nein, nein, sein Aug' blitzt jugendlich!“ — Ei, spielt
Der Widerschein der Lichter, die da wechselnd
Ihn treffen in der Dämmerung, so seltsam?
Ist dieses wunderliche Bild Natur,
Ist es nur Maske? Solcher Zweifel ist's,
Der allzumeist des Cäsars Neugier stachelt.
Er bleibt geheftet an des Alten Ferse
Mit seinen drei Begleitern. Immer sucht
Das dichteste Gewühl der Greis; wo leerer
Die Straßen sind, beflügelt er den Schritt.
Und tiefer, immer tiefer wird das Dunkel.
Die Nacht ist eingebrochen. „Ei, wie munter
Der Alte schreitet!“ ruft mit Lächeln Nero:
„'s ist ein vermummter Jüngling, etwa gar
Ausgehend auf ein Liebesabenteuer!“
Da fällt ein Lichtschein plötzlich auf die Züge
Des Wanderers, und dieser flücht'ge Schein
Beleuchtet grell, gespensterhaft sein Antlitz,
So grauverwittert, fahl und starr und beinern,
Wie eines modernden Ägypterkönigs,
Der seinem Pyramidengrab entstiegen,
Worin er ein Jahrtausend lang geruht.
Entsetzt zurück prallt Nero, gleich als blickt' er
Ins Schreckensantlitz der Meduse . . .
Doch
Nur um so stärker fesselt jetzt ein Zauber
Ihn an die Spur des rätselhaften Wandrers.
Durchschritten ist das Marsfeld, ist das Forum,
Ist der Suburra lärmendes Gewog'.
Der Pfad wird öde, Roms Bewohner weilen
In den Behausungen, sie ruhn bei späten
Gelagen oder schon im Schlaf gesunken.
Doch unermüdlich wandelt noch der Greis
Und unermüdlich folgt ihm Nero. Schon

Beginnt der müde Seneka zu seufzen;
„Den halben Tag“, so klagt er, „saßen wir
Am See, wie Frösche um den Sumpf, zu schau'n
Die Naumachie — beim Jupiter, ich holte
Mir einen Schnupfen in dem Wasserdunst —
Und nun, nun laufen wir die halbe Nacht
Noch hinter diesem tollen Bettler her?“
Doch Nero lächelt nur und folgt der Spur
Des Fremdlings, der wie Proteus die Gestalt,
Wie ein Chamäleon die Farbe wechselt.
Der Nachtwind fegt schon durch die öden Straßen
Und durch zerrißne Wolken bricht der Mond —
Einsam verhallt der Tritt — 's ist späte Nacht:
Der Alte wandert stets noch unermüdet.
Zuletzt am öden Ende Roms, wo niedrig
Die Häuser stehn am breiten Weg gen Süden,
Tritt unser Greis in eine Weintaberne,
Draus später Lärm noch schallt. Und hinter ihm
Setzt auf die Schwelle der Taberne stracks
Den Fuß auch Nero. Ab mahnt Seneka
Vom Eintritt in den schmutz'gen Ort, doch folgt er
Zuletzt den andern, wie er immer tut,
Sooft er abmahnt. In dem Qualm der Stube,
Wo weingerötete Gesichter glänzen
Und wüst' Gelächter schallt und Sang und Lärm,
Wählt unbemerkt der Greis im stillsten Winkel
Sich seinen Platz. Ihm gegenüber lassen
Sich nieder die vermummten Vier. Der Blick
Des Cäsars schweift vom Alten zu den Zechern:
Da sitzen Lungerer und Tagediebe,
Roms feile, müssige Plebejerbrut;
Da sitzt der tierisch-rohe Gladiator;
Da sitzt der trunkne, prahlende Soldat;
Da Nautilus, der Dicke, vormaleinst
Seeräuber, jetzt ein angesehner Schiffsherr;
Hier ein brutaler Sklavenhändler; hier
Ein brauner, schweigsam lauernder Ägypter,
Der Tags, die volksbelebte Stadt durchwandernd,
Zur Flöte seine Schlange tanzen läßt;
Ein Abenteurer auch, Kleinasiens Sohn,

Sitzt hier, ein Mystagog für Geld, der Kranke
Heilt durch Besprechung und dem Pöbel Roms
Verkauft Arkana, Gifte, Liebestränke;
Ein Griechlein auch, gesprächig, prahlerisch,
Ein fortgejagter Pädagog, ist hier,
Durch langen Philosophenbart ehrwürdig
Und doch nichtsnutziger als all die andern.
Es sputet in der Gäste Schwarm Locusta,
Die Wirtin, sich, ein zahnlos häßlich Weib,
Unheimlich zwinkernd mit den grauen Äuglein.
Die weiß ganz andre Tränke noch zu brau'n,
Als die sie jetzt dem Zecherschwarm kredenzt,
Und oft sieht sie bei sich im tiefsten Schleier
Der Mitternacht vermummte Kundschaft, die
Goldstücke heimlich flüsternd rollen läßt
In ihre Knochenhand für winz'ge Fläschchen
Und für Verschwiegenheit. Man murmelt selbst,
Sie habe Kaiser schon und Kaiserinnen
Bei sich gesehn ... Es unterhalten lärmend
Locustas Gäste sich von Tiergefechten
Und Wagenrennen, auch von goldnen Schätzen,
Die dieser, jener riesig aufgehäuft ...
Sieh, wie's dabei in aller Augen funkelt
Von Neid und Habgier! — doch die rechte Würze
Fehlt dem Gespräche noch.
Da, siehe, hält
Mit seinem Esel vor der Schenke draußen
Ein später Wandersmann, ein droll'ger Kauz.
Wer ihn erblickt mit seinem Langohr, meint
Silen zu sehn: ein Dickbauch, Spindelbeine,
Weinsel'ge Äuglein, große Funkelnase,
Ein spitzes Köpflein, dünn mit Haar besetzt,
Ein fettig-glänzend Vollmondangesicht.
Und wie er schmunzelnd in die Stube tritt,
Auf schreit Locusta: „Siehe da, mein Dickwanst,
Mein Söhnlein Saccus, trieb dich's einmal wieder
Nach Rom, von meinem Faß zu kosten? Ei,
Wo kommst du her?" — „Schnurstracks von Benevent,"
Versetzt der Kleine; „doch, beim Bacchus,
Nicht Sehnsucht war's nach deinem Faß, du alte

Heuschrecke, was mich herzog; hast du nicht,
Obgleich du immer mich dein Söhnlein schiltst,
Das letztemal mich arg betrogen, da
Du ungewässert deinen herben Krätzer
Mir eingeschenkt, den erst des Wassers Mischung
Genießbar macht?" Die Zecher lachen herzlich,
Locusta aber schmäht, nicht träg, den Kleinen:
„O schnöder Bösewicht, o Weinschlauch, wandelnd
Auf dürrem Bocksfuß, taumelnd wie die Rübe,
Die man auf ihre schmale Spitze stellt" ...
„Still, Alte," ruft das Männlein, „liegt dir doch
Noch stets im Mund die böse Lästerzunge
Gleich einem gift'gen Drachen in der Felskluft!
Still, Rabenmutter, hast du nicht mehr Haare
An Kinn und Nas' und Lippe als am Scheitel?
Mehr Falten im Gesicht als im Gewand?
Sind deines Busens Überreste nicht
Ein hängend Spinngeweb'? O Scheusal du,
Wenn sich im Nilstrom spiegelte dein Antlitz,
Meinst du denn nicht, daß alle Krokodile
Scheu würden, und ihr Rachen, weitgeschlitzt,
In jähem Schreck zuklappte vor dem deinen?" —
So neckt das edle Paar sich unterm Beifall
Des Zecherschwarms. Nun setzt sich zu den Gästen
Der Kauz, von denen mancher ihn erkennt
Und grüßt mit Lachen als das immer lust'ge,
Großnas'ge Schusterlein von Benevent.
„Wie geht das liebe Rom?" fragt Saccus. „Ei,"
Versetzt ein Witzbold ihm darauf: „Wie du —
Just wie ein Schmerbauch geht auf Schlotterbeinen!
Rom ist nur mehr ein Wanst, der nach und nach
So alle andern Glieder aufgefressen,
Die in der Tat, erwägt man es genau,
Entbehrlich sind für ein behaglich Leben." —
„Und was macht Nero?" — „Der schlägt Köpfe ab,
Verführt die Weiber, musiziert und läßt
Als Sänger sich vor allem Volke hören;
Er bläst die Flöte, spielt den Pantomimus
Und zeigt im Zirkus sich als Wagenlenker;
Ei, man muß einen langen Atem haben,

Um aufzuzählen alles, was er tut!“ —
„Jawohl,“ fährt fort ein Zweiter, „'s ist erstaunlich,
Was dieser Mann in sich vereint; er ist
Ein Bluthund und ein Lüstling, wie sich's eben
Geziemt für einen Kaiser. Doch zuweilen
Hat er ganz überflüssig ernste Grillen;
Da sammelt er um sich die Astrologen,
Beguckt mit ihnen die Gestirne, gibt
Den Weisen Fragen auf und läßt sie köpfen,
Wenn sie nur eine halbe Antwort haben.“
„Und welche Pläne,“ fügt hinzu ein Dritter,
„Wie riesig, ungeheuer, wälzt sein Kopf!
Den griech'schen Isthmus will er heut durchstechen,
Das Meer denkt er bis Rom heranzuleiten,
Dann wieder trägt er sich mit einem Plane,
Roms sämtliche Geschichten zu besingen
In einem unerhörten Riesen-Epos.
Zum Glücke kreuzen die Gedanken sich
Schneeflocken gleich in seinem Hirn; so kommt er
Zu keinem Tun — und das ist wahrlich gut:
Das Unterste zu oberst kehrt er sonst.“
„Er ist ein Narr,“ fällt ein der Pädagog,
„Ein Narr vor allem. Weiß doch ein jedes Kind,
Was in den Straßen Roms in jeder Nacht
Mit seinen wilden Spießgesellen er
Für Streiche macht! Verkleidet treibt er sich
Umher, die Leute neckend in den Straßen,
Sucht Händel, dringt sogar in Häuser ein
Zu schönen Weibern, mischt sich unter Strolche
Und zecht mit ihnen.“
„Ist's denn möglich,“ ruft
Der dicke Schiffsherr Nautilus, „ist's möglich,
Daß solch verwöhnter Schlemmer sich bei Nacht
Fortstiehlt aus seinem schimmernden Palast,
Verrufne Orte sucht und in Spelunken
Sich setzt, wie unsereins, um Stank
Und Flöhe unbekümmert? Denkt er nicht
An seine Herrscherhoheit?“ — „Ja, das kommt,“
Versetzt der Grieche naserümpfend, keck,
„Das kommt davon, wenn man ein Römer ist!

Selbst eure großen Feldherrn waren Bauern;
Nur Hellas hatte Helden..."
„Ei," fällt ihm
Mit Hohn ins Wort der Schiffsherr Nautilus:
„Ihr Griechen habt doch immer was voraus...
Rom ist jetzt überschwemmt von Hungerleidern,
Die eitel sind auf ihren griech'schen Ursprung
Und sich für echte Stamm-Athener halten,
Wenn auch in Kappadozien geboren —
Die hier in Rom an unsern Knochen nagen
Und dennoch alles besser wissen wollen..."
Auf fährt der Grieche zornig, doch es mischt
Begütigend sich drein das Schusterlein:
„Gemach, ihr Leute, haltet Frieden! Hier
Im Bann der Schenke ziemt kein andrer Wettstreit,
Als der im Trinken. Haltet Frieden, sag' ich.
Und auf den Nero wiederum zu kommen,
Ihr meint wohl, daß er immer unverwandt
In seinen goldnen Sälen sitzen soll,
Mit Kron' und Zepter, ein gemalter König?
Ein Kerl, meint ihr, voll Lebensdrang, wie Nero,
Dem's immerdar in allen Nerven zuckt,
Soll wie ein alter Dickwanst von Prokonsul
Nur stets daheim im weichen Rollstuhl sitzen,
Soll sich damit begnügen, wie's jetzt Brauch
Bei Reichen, stundenlang sein Aug' zu laben
An kostbar'n Zitrustischen, seltnen Platten
Des Thujabaums, gefällt im fernen Atlas,
Mit Kennerblick zu prüfen ihre Masern,
Sich drum zu kümmern, ob sie tigerartig
Gefleckt sind, oder wellenlinienförmig,
Ob nach der Pfauenfeder Art gemustert?"
„Je nun," versetzt ein anderer, „ich denke,
Ihm blieben wohl noch sonst der Dinge g'nug,
Daheim sich zu ergötzen. Hat er doch
In seinem Haus vereint das Seltenste.
In seinen Hallen steht, so hört ich oft,
Manch Kunstgebild' des Phidias, des Zeuxis,
So sprechend, so lebendig, daß man es
Anbinden muß, damit es nicht davonläuft.

Er läßt von zahmen Elefanten sich
Bedienen und es folgt ihm wie ein Hündlein
Ein junger Löwe nach auf Schritt und Tritt.
Er hat sogar ein zahmes Krokodil:
Das naht auf seinen Ruf, sperrt auf den Rachen
Und läßt sich still von ihm mit Zucker füttern.
Die Raritäten aus der ganzen Welt
Versammelt er um sich — nein, er versammelt
Sie nicht, von selber kommen sie, sie fliegen
Ihm zu, wie Eisenspäne dem Magnet;
Demanten, groß wie Hühnereier, neues
Getier und Pflanzenwerk wird aufgefunden —
Und Mißgeburten gab's noch nie soviel,
Als seit in Rom regiert der große Nero!" —
„Möcht er," fährt fort ein wackerer Barbier,
„Möcht er doch seinen tollen Launen folgen;
Wär' er nur nicht ein blutiger Tyrann
Und nimmersatter Weiberheld: so eng
Schloß Grausamkeit und Wollust nie den Bund
Auf Romas Kaiserthrone!" — „Seht einmal,"
Entgegnet drauf ein Spötter, „seht das Männchen!
Das spricht so angstvoll zimperlich vom Morden,
Weil's feig ist und kein Blut erblicken kann!
Ei, laß den Nero die Patrizier köpfen,
Was tut das *uns*?" — „So ist's," fällt Saccus ein;
„Weißt du denn nicht, o Freund, daß heißes Blut
Auch heiße Galle kocht? Der blut'ge Mars
Läßt mit der süßen Venus gern sich fangen
In *einem* Netz. Im Töten und im Küssen
Zeigt sich des Mannes höchste Kraft. Du schiltst
Ihn grausam, sagst, er schont kein Menschenleben.
Was ist ein Menschenleben wert in Rom?
Hier öffnet ja der Prasser, der Verschwender,
Mit Stoërgleichmut sich die Adern selbst,
Sobald er nur mehr hundert Millionen
Sesterzen hat und nicht die Zitrusplatten
So teuer wie sein Nachbar Titus kaufen
Und nur mehr zwanzig Sklaven halten kann.
Und was betrifft die Liebesabenteuer,
Die du ihm schwer verargst — o wackrer Mann,

Setz' du dich erst auf einen Kaiserthron,
Sei du an Kraft und Schönheit ein Apoll,
Laß du die Weiblein alle für dich schwärmen
Und zeichne durch Enthaltsamkeit dich aus!" —
Der Schwarm der Zecher lacht. Ein Stadtkind Roms,
Ein eingeborner Müßiggänger, ruft:
„Ja, lassen wir den Nero ungescholten;
Er tut so ziemlich, was wir alle täten,
Wenn wir nur erst an seiner Stelle wären.
Wenn unsre frühern Herrn, die Konsuln, Feldherrn,
Die Haut zu Markte trugen, ehrlich dumm,
Für Ruhm und für Vergrößerung des Reichs,
So machen es die neusten wahrlich besser,
Die lustig leben auf dem Kaiserthron." —
„Ja," spricht noch mancher in der Runde, „ja,
Laßt's ihn so treiben, wie er eben mag;
Gewiß ist's, daß wir unter keinem Kaiser
So glänzend reiche Zirkusspiele sahn!
's ist eine lust'ge Zeit fürs Volk!" —
„Hoch, Nero, hoch!"
Ruft Saccus. „Doch was ist's mit Agrippinen?
Mit diesem lockend schönen Ungeheuer,
Mit diesem Dämon, diesem Fabelwesen
In Weibertracht? Führt sie noch stets das Ruder?
Ist die geheimnisvolle Zaubermacht,
Mit der sie selbst den wilden Sohn umstrickt,
Noch immer nicht gebrochen?" — „Endlich hat",
Erwidert Nautilus, „der mütterlichen
Zuchtrute, die zum Zauberstab geworden,
Entwunden sich das wüste, wilde Söhnlein
Und fern auf ihrem Landgut grollt sie jetzt,
Die stolze Kaisermutter; freilich nur,
Um früher oder später triumphierend
Zurückzukehren: Ist sie doch das schlauste,
Ehrgeizigste, und — das muß auch der Neid
Ihr zugestehn — trotz ihrer vierzig Jahre,
Noch stets das schönste Weib in Rom!" —
„Laßt das,"
Wirft Saccus ein, „in einem Weiberrock
Verfängt doch auf die Dauer sich kein Mann,

Der schon der ganzen Welt ein Schnippchen schlägt
Und sich mit seinem Schatten raufen möchte,
Weil er es wagt, sich neben ihn zu stellen“ . . .
„Ja, und doch voll ist“, wendet ein der Grieche,
„Von kleinlich=schnöder Künstlereitelkeit.
Er will vor aller Welt als großer Künstler,
Als unvergleichlich großer Sänger gelten
Und alle Welt weiß doch, daß ihm die Stimme
Gebricht; er krächzt ja wie ein Rabe schier“ . . .
Kaum ist das Wort dem Mund entfahren, arglos,
Da schnellt empor mit einem Wutblick Nero
Von seinem Sitz. Er hat das Schlimmste lächelnd
Mit angehört, das man von ihm gesagt —
Doch bei dem Wort des Griechen fährt er auf
Und faßt den schnöden Tadler an der Kehle.
So etwa dürfte wohl ein Panther fassen
Den Kläffer, der entgegen ihm gebelfert,
Wie sich der schreckensbleiche Kritiker
Gepackt von Nero sieht. Vorquillt sein Aug',
Die Knie schlottern ihm und lautlos streckt er
Den Arm zur Abwehr aus, ein Jammerbild.
Nun aber werfen andre sich dazwischen;
Faust prallt an Faust erbittert und alsbald
Erdröhnt das weite qualmende Gemach
Vom Lärmen einer wüsten Schlägerei.
Der starke Nero und der stärkre Burrus
An seiner Seite, wie ein Büffelpaar
Mit einem Hunderudel kämpfen sie.
Wo bist du, Saccus? Komm, um Öl zu gießen
Mit heitrem Scherzwort in empörte Wogen!
Zufällig hat er vor des Streits Beginn
Sich in des Herdes Raum hinausgeschlichen
Zur emsigen Locusta. Sieh, der alten
Spürnase blüht ein Fund hier unverhofft:
Ein Mägdlein findet er, im Winkel sitzend,
Das kindliche Gesicht von Rabenlocken
Umflattert, träum'risch in die Kohlen blickend,
Mit Augen, schwarz und feurig wie die Kohlen:
Ein wundersames, reizend schlankes Kind,
Zwölfjährig kaum, doch schlank wie eine Hebe.

Hei, wie da mit erstaunten Äuglein blinzelt
Der dicke Saccus: „Ei, wo kommst du her,
Du schmuckes Kind, erlesne Augenweide?
Sieh mich doch an — was blickst du in die Kohlen?
Willst du mit deinen großen Feueraugen
Sie etwa noch zu heißrer Glut entfachen?
Komm mit!“ Er ruft's und schmunzelnd, augenzwinkernd,
Zerrt er, Locustas Einspruch nicht beachtend,
Die Kleine mit sich fort ins Gastgemach.
Da findet er die Stube voll Tumult.
Unwillig ruft er in den Streiterknäul:
„Laßt ab, ihr Bursche! Seid ihr toll geworden?
Seht, welch ein Schätzchen ich hier aufgestöbert!“
  Ab lassen voneinander die Entbrannten,
Und plötzlich aller Blicke Mittelpunkt
Wird jenes wundersame schlanke Kind.
Halb ängstlich und halb kindlich=trotzig schüttelt
Es aus dem feinen, marmorblassen Antlitz
Sein pechschwarz=glänzend wirres Haargelock
Und blickt um sich im Schwarm der fremden Männer
Mit Augen, groß und schwarz und langbewimpert.
Fast größer scheint des Mädchens Feueraug',
Als seines zarten Munds geschloßne Knospe.
Darüber schwungvoll ausgebreitet sind
Die dunklen Brau'n, geschwungen stolz und hoch,
Ein ausgebreitet Adlerflügelpaar
Ob einer Lilienflur. Doch kindlich herb
Erscheint noch dieser Mädchenblüte Reiz;
Und ein geheimer, melanchol'scher Hauch
Umschattet ihn — ist's stille Sehnsucht etwa
Nach einem fernen schönen Heimatland?
Ist's jene Schwermut, jene unbewußte,
Die alle Schönheit wunderbar umschwebt,
Vorahnend, daß auf dieser Erdenflur
Das Los der Schönen stets ein Trauerlos? —
Schön ist, doch rührend fast des Mädchens Anblick,
Und ringsher steht die wilde Schar erstaunt.
  Doch keifend drängt sich schon heran Locusta,
Die Kleine bei der Hand erfassend: „Ei,
Das ist kein Bissen für Plebejergaumen;

'S ist eine junge Gaditanerin,
Ja, ein hesperisch Früchtchen aus Hispanien,
Das Jahr um Jahr dem kunstverständ'gen Rom
Die feurig-schönsten der Sylphiden sendet.
Des Mägdleins Mutter auch war Tänzerin:
Die sucht' in Rom ihr Glück und ließ, wegsterbend,
Dies Töchterlein hier nackt und bloß zurück
In fremder Leute Hand. Mitleidig nahm ich
Mich seiner an. Manch schöne Gabe hat
Das Mädchen von der Mutter, tanzt auch schon
Wie eine kleine Göttin, sag' ich euch!
Nur fühlt sie sich nicht heimisch noch in Rom,
Spricht oft im Traum von Strömen fremden Klangs
Und von Granatbaumgärten seiner Heimat,
Ruft Schwestern und Gespielen. Und dann tröstet
Am Morgen sich's mit Tänzen und mit Liedern.
'S ist auch ein Schönheitswunder, wie ihr seht,
Nur noch nicht flügg'; ein Jährchen mag die Kleine
Bei mir noch weilen im Verborgenen,
Dann werden wohl die Götter ihr verhelfen
Zu einem Glück, wie sie's verdient, und auch
Mir armem Weib zu den Erziehungskosten."
So spricht Locusta und will an der Hand
Entführen rasch die Rabenlockige.
Doch stürmisch durcheinander ruft der Schwarm:
„Halt! Laß sie uns ein Pröbchen geben
Von ihrer Tänzerkunst!" — Locusta schüttelt
Das Haupt versagend: „Sucht euch andre Ware!"
Da wirft ein Goldstück der vermummte Nero
Der Alten zu, ausrufend: „Laß die Kleine!
Sie soll uns tanzen!" — „Tanzen!" wiederholt
Der Stube jubelnd Echo, bis willfahrend
Die Alte grinst, dem Zwang unwillig weichend.
Actäa — dies des holden Kindes Name —
Verschwindet einen Augenblick, hinweg
Geleitet an Locustas Hand; doch bald
Kehrt in verschoßnem, leichtem Flitterkleid
Sie wieder — einem mütterlichen Erbstück —
Und hochgeschürzt, wie's ziemt der Tänzerin.
Inzwischen hat der Schlangenzauberer

Das Flöteninstrument hervorgeholt,
Zu dem er seine Schlange tanzen läßt.
  Und sanfter erst zu sanften Tönen regt
Die kleine Gaditanerin die Glieder;
Doch mehr und mehr den sich beflügelnden
Akzenten der Musik folgt, selbst beflügelt,
Mit freud'gem Schwunge sie — ihr Auge blitzt,
Ihr dunkelglänzend Haargelock, es wallt
Ums Haupt ihr, ihre zarten Glieder schwellen
Und ihres Leibes Formen runden sich.
Ist dies das ernste, stille, blasse Kind,
Das eben noch fast schüchtern um sich blickte?
So innig folgt sie mit des Tanzes Schwung
Der lieblich weichen Flötenmelodie,
Daß fast es scheint, als ob sie selbst erklänge,
Als ob mit ihres Leibs Bewegung sie,
Wie Kunde geht von goldnen Himmelssphären,
Im Umschwung klingend wirkte die Musik.
Fragt nicht, wer diese Rhythmen sie gelehrt!
Nicht Kunst ist, nein Natur ihr Schwebetanz,
Natur wie ihres Auges reiner Schimmer
Und ihrer Locken Dunkel. — O Hispanien!
O Land, worin, wie nirgends, zur Bacchantin
Die Grazie wird und dennoch Grazie bleibt!
War deine Sonne doch, die feurige,
Des glüh'nden Blutes Amme, welches pulst
In dieser kleinen, holden Tanzmänade!
Seht, wie die reine Formenmelodie
Der kindlich zarten Glieder plötzlich nun
Aufwogt in einem lebensfreud'gen Hymnus!
Doch dieses Hymnus Weise, sie versteht
Sich selbst noch nicht — es singt das Herz des Mädchens
Den Text noch nicht zu dieser Melodie —
Noch unbewußt gibt sie dem Gott sich hin,
Dem schönen Gotte der Begeisterung,
Der ihren frischen Jugendreiz berührt
Zu eigner Wonne, wie ein Saitenspiel!
Nur halb ist sie Mänade — halb noch Kind;
Der süße Hauch der Unbewußtheit ruht
Noch über der bewegten Huldgestalt

Und würzt mit höherm Reiz die holde Schau! —
Geendet ist der Tanz. Mit Beifallsjauchzen
Belohnt die kleine Herzbezwingerin
Der Schwarm, vor den sie Schönheitszauber streute,
Wie Perlen vor der Circe Herdentroß.
Fortführen will Locusta sie. Die Zecher,
Berauscht von Wein und von dem Wunderschauspiel,
Verwehren ihr's. In ihre Mitte ziehn
Das zarte Mädchen sie. Der Frechste reißt es
An sich und hebt es lüstern auf sein Knie
Und drückt den strupp'gen Bart ihm ins Gesicht;
Ein wüster Polyphem, der eine Nymphe
Des Meers gehascht und plump und roh sie küßt.
Auf schreit das Kind erschreckt — in seinen Gliedern
Nach zittert noch der wildbewegte Tanzschwung,
Und doppelt jetzt vor Angst erzittert es;
Erglühend, atmend, sträubt sich's, wie die Taube —
Da fällt ein Schlag, von kräft'ger Faust geführt,
Auf den Verwegnen nieder. Nero ist's,
Der mit dem Schlag befreit die scheue Taube.
Nun aber drängen auf den Unbekannten,
Der keck und stolz in alles Tun sich mischt,
Die Zecher ein, ein neuer Streit entbrennt —
Ein wüst' Geschrei durchgellt den Raum aufs neue,
Gehobne Stühle drohn und Becher fliegen
Und jener steht fast überwältigt schon
Im Handgemeng'; der stramme Nautilus
Hebt einen Mischkrug und das Steingefäß
Will beinzerschmetternd eben niederkrachen —
Da schreit, von Schreck ergriffen, Seneka,
Der bleiche Zeuge dieses wüsten Kampfes,
Wie unwillkürlich auf: „Halt ein, halt ein,
Du triffst das Haupt des Nero!" — Inne hält
Der Drohende — und jetzt erschrickt er erst
Vorm Funkelblick des unerschrocknen Gegners
Und in den ganzen Kreis fällt dieser Blick,
So blitzend, daß am Wort des Seneka
Rings in erstarrter Gruppe keiner zweifelt . . .
Ja, die noch eben, drohend wilde Kämpen,
Gedrängt sich um den einen, sind gelähmt,

Versteinert, eine stumme Tafelrunde,
Und wer sich eines kühnen Worts bewußt,
Gesprochen über Nero, der erbleicht . . .
  Doch einer, seht, ist in dem Schwarme noch,
Der gute Miene macht zum bösen Spiel:
Das lust'ge Schusterlein von Benevent.
Schuldunbewußt und darum mutig tritt er
Vor Nero hin und spricht mit keckem Scherz:
„Der Götter Segen auf dein hohes Haupt,
Erhabner Herrscher! Sei uns demutvoll
Gegrüßt in dieser schlechten Weinspelunke,
Die deiner ist so wenig wert und wo
Du sauren Wein nur fand'st und obendrein
Noch unbedacht Geschwätz verschlucken mußtest
Von uns armsel'gen Schuften, die wir alle,
Bezecht, umnebelt durch den schlechten Krätzer
Locustas, faselten, ich weiß nicht was.
Locusta, Herr, sie trägt allein die Schuld.
Denn ihr Getränk hat uns den Sinn verwirrt
Und darum siehst du auch sie reuevoll
Hier vor dir stehen, bebend, stumm, als ob
Sie sagen wollte: Herr, nimm *meinen* Kopf,
Den Kopf der todeswürd'gen alten Vettel,
Für all den schnöden Frevel, der geschehn.
Tu ihr den Willen, Herr, und laß sie köpfen:
Die Alte gibt sich anders nicht zufrieden!
Uns aber, Herr, gewähre Amnestie!
Verschmäh' es, Cäsar, dich an solchen Wichten,
Wie wir es sind, zu rächen — und damit
Besiegelt sei die tröstliche Versöhnung
Mit feierlichem Unterwerfungsakt,
So liefern wir demütig dir hiermit
Den Gegenstand des Streites aus, die kleine
Hispanierin, das reizend liebe Kind.
Herr, nimm sie hin zur Sühne für uns alle;
Und wenn du's nicht verschmähst, wir führen dir
Die Kleine feierlich für diese Nacht
Als Bräutchen zu mit allen Römerbräuchen.
Das sollte werden eine lust'ge Nacht!
Zwölfjährig ist sie: das ist eher wohl

Ein Vorzug als ein Mangel — o du liebes
Arom der Jugend! Glattgespannte Haut,
Wie eine Apfelschale — morgenfrisches
Und spiegelklares Aug' — das ganze Mägdlein
Frisch, reinlich wie ein Mandelkern — fürwahr
Ein Bräutchen ist's, nicht unwert eines Kaisers!" —
So spricht der schlaue Possenreißer, sich
Geheim verbündend gegen Neros Zorn
Mit Neros Lüsternheit. „Als Bräutchen?" ruft
Mit Lächeln dieser, dem des Kauzes Rede
Geglättet schon die zorngefurchte Stirn;
„Hör', Tigellin, mich dünkt, es überbietet
Der Kahlkopf dich in glücklichen Gedanken!
Solch prächt'gen Einfall hatt'st du lange nicht,
Und manche Nacht durchgähnt ich schon! Dies Mägdlein
Mir angetraut hier in Locustas Schenke?
Wohl gäb' es eine lust'ge Nacht! — Es sei!
Zu Liebe dieser lieblich-schlanken, jungen
Gazelle, die wie unter Wölfen ich
Gefunden unter euch, sei euch verziehn!
Mit feinem Kennerblick, o Saccus, hast du
Die Würdigkeit des Bräutchens mir entwickelt:
So scheu sie blickt, der Kleinen Mund vergeistigt
Die Charis schon — frühreif ist stets die Schönheit.
Ich will sie nicht verschmähn, die würz'ge Blüte
Vom goldnen Tagusstrand — ich will ihn schlürfen,
Den jungen Schaum von diesem Feuerwein:
Dies reizend frische Kind, dies edle Blut,
Dies unerschloßne, reine, süße Leben —
Das alles ist ja eben gut genug,
In Neros Sein ein Stündchen auszufüllen.
Nach Römerbrauch will ich mich ihr vermählen
Und ihr sollt meine Hochzeitsgäste sein;
Locusta, spute dich, uns zu bereiten
Ein Hochzeitsmahl und schenke Wein in Strömen;
Du, Saccus, ordne mir den Hochzeitsbrauch!"
  Ein Jubelruf der schreckerlösten Gäste
Begleitet Neros fröhlichen Entschluß.
„Hoch!" rufen sie, „hoch Nero und Actäa!"
Verschüchtert blickt das holde, schlanke Mägdlein

Um sich im Schwarm der Rufer, unbewußt
Des Schicksals noch, das seiner harrt; empor
Zu Nero blickt mit stillem Grau'n die Zarte,
Zum Jüngling, der so schön und doch so furchtbar,
Zum Jüngling mit den tiefen, glüh'nden Augen
Und mit dem Zug des Hohnes auf der Lippe,
Der jetzt so seltsam ihr ins Auge schaut,
Daß Blut und Seele schüchtern ihr zurück
Bis in das Innerste des Herzens flieht...
  Berechnet hat indes Locusta still,
Was ihr für heut an blankem Golde wohl
Abwerfen mag die kaiserliche Kundschaft.
Doch eifert sie verstellt: „Das arme Kind!
Was wollt ihr doch mit solch unreifer Traube?
Noch ist sie grün und herb!“ — „Ei, siehe da,“
Fällt ein der Schuster, „einen kaiserlichen
Brautwerber denkst du abzuweisen? Ha,
Du faselst! Unreif, sagst du? dauert dich
Vielleicht zu früh gepflückte Jungfrauschaft?
Je nun, man muß sich eben sehr beeilen,
Will man die Frucht noch frisch vom Stengel pflücken;
Die Mädchen reifen heutzutage früh.
Zu jung Actäa? Kennst die Weiblein schlecht!
Denk' an die Göttin Isis, welche schon
Im Mutterleib von ihrem Zwillingsbruder
Osiris schwanger ward!“ —
                                        Des Männleins tollen
Erguß belächelnd, zieht von seinem Finger
Der heitre Nero einen Demantring
Und wirft ihn in den Schoß der Alten. Grinsend
Gibt ihren Segen zur Vermählung sie.
„Nur seht,“ so fügt mit widerlichem Lachen
Locusta noch hinzu: „nur seht euch vor:
So sanft sie scheint — oft ist ein Tollkopf sie,
Gebärdet störrig sich und eigenwillig
Und in den Finger biß sie jüngst den reichen
Fabullus, der die Wang' ihr streicheln wollte.“
  Fort führt Locusta nun das stumme Mädchen,
Um bräutlich es zu schmücken; ihr gesellen
Sich Saccus, Tigellin, vorzubereiten

Der Brautnacht Posse. — Fröhlich lagern wieder
Die Zecher sich indes und Neros Wort
Entfesselt aller Feuerweine Quellen,
So viel beherrscht die häßliche Najade
Locusta. Preis und Lob erschallt dem Kaiser
Im Kreise rings und sieh, der Grieche, bang
Noch denkend seiner frühern bösen Rede,
Schreibtafeln zieht er und den Griffel jetzt
Hervor und, nur ein wenig sich besinnend,
Zu hören gibt er einen Hochzeitshymnus
Voll Griechensuada, eine schmeichlerische
Palinodie. Wie tummelt er das Roß
Der Musen, wirbelt auf bei jedem Schritt
Staubwolken von Metaphern und Hyperbeln
Zur Lust des Hörerschwarms!
Bald kehrt zurück
Der lust'ge Saccus, meldend, hold geschmückt
Sei schon die Braut und harre des Entführers.
Vom Zechertroß geleitet jetzo stürmt
Gewaltsam Nero — so will's Romas Brauch —
Die Tür der Kammer, wo Actäa sich,
Die liebliche, verwundert selbst betrachtet,
In Kranz und Schleier, bräutlich, um den schlanken
Äther'schen Leib den jungfräulichen Gürtel
Geschlungen.
Nachgeäfft wird nun die Sitte
Der Väter; scherzhafte Auspizien
Beginnen, Neros und Actäas Hände
Legt ineinander man mit Segenssprüchen.
Dann wird die Braut entführt. Mit Blumen ist
Bestreut die Schwelle, drüber man sie hebt,
Und eine Fackel trägt man bis zur Tür
Des Thalamus voran der Lieblichen,
In deren großem, rührend schönem Aug'
Die Frage glänzt, was dieses Spiel bedeute.
Noch blasser als zuvor ist jetzt ihr Antlitz.
Wo bleibt er nun, der kecke Mädchentrotz,
Den des Fabullus Finger blutend spürte?
Das arme Kind — es steht in Neros Bann!
Wie vor der Riesenschlange Blick das Vöglein,

Das Blümlein vor der stürzenden Lawine,
Steht sie vor dieses Mannes Blick, worin
Ihr unverstanden aufblitzt eine Welt
Von Lieb und Haß, von Gier und Überdruß,
Von Weichlichkeit und von Titanenstolz,
Von Lebensdurst und von Vernichtungslust! . . .
Horch! Vor der Tür des Thalamus alsbald,
Die hinter diesem seltnen Paar sich schloß,
Wird angestimmt von den bezechten Gästen
Priapisch=keck ein wüster Hymenäus,
Wie Neros Zeit ihn nur ersinnen mochte.
Seltsame Götter sind es, die sie rufen:
Den Subigus, die Prema, die Pertunda,
Priap und Venus nennt ihr Scherzgesang
Und feiert den Moment, zu überbieten
Bemüht mit frechstem Wort die frechste Tat . . .
Dem Tigellin ward heimlich Neros Wink:
Zu wachen, daß kein Gast den Ort verlasse
Vor Tagesgrau'n und seiner Wiederkehr.
Ihn kümmert es, den Alten noch zu finden,
Den wunderbaren Alten, deſſ' Geheimnis
Sich seine Neugier spart zum Morgenimbiß
Und der, in seinem Winkel einsam sitzend,
Aus dunklen Höhlen unter busch'gen Brau'n
Die Blicke flattern läßt wie nächt'ge Vögel.
Indes die frevle Brautnacht Nero feiert,
Bezechen munter sich die Hochzeitsgäste.
Daß nicht der Schaum dem Trank der Orgie fehle,
Ruft man herbei auch Zitherspielerinnen
Und Tänzerinnen, schweifend Buhlgezücht.
Und die soeben jungfräulicher Schöne
Liebreizend Glanzgebild geschaut, bejauchzen
Noch dankbarer Hetärenfrechheit jetzt
Und eines Tanzes Ausgelassenheit,
Der nicht den Geist der Wonne wiedergibt,
Nur ihre tierisch=rohen Zuckungen.
So geht dem Zecherschwarm in trunkner Lust
Und wildem Taumel Stund' um Stunde hin.
Gelächter schallt, Gesang und roher Scherz,
Dann wieder kurzer Zank, den stets beschwichtigt

Mit seiner unbezwinglich heitern Laune
Das kluge Schusterlein von Benevent.
Der schwimmt im Moste wie ein Weinbeerkern:
Krebsrot im Angesicht, weit vorgequollen
Das weinig=triefende Glotzaugenpaar,
Singt er mit schwerer Zunge schmutz'ge Lieder,
Wobei von einem Ohr zum andern ihm
Das Hütlein drollig auf dem Kopfe tanzt —
Ein Anblick, den die Zecherschar aufs neu'
Bejubelt stets mit wildem Lachgewieher.
Je mehr vorrückt die Nacht, der Morgen naht,
Nur um so mehr wächst Lärm und Übermut
Der wüsten Szenen in Locustas Schenke:
Und wer in dies vertierte Treiben blickt,
Blickt in die Römerwelt: Locustas Schenke
Ist nur ein kleiner bunter Wassertropfen
Der ungeheuren röm'schen Lasterpfütze;
Doch in dem kleinen bunten Wassertropfen
Ab spiegelt schon die ganze Roma sich.
  Nur vier der Zecher haben sich dem Braus
Entzogen, willig oder unfreiwillig:
Der Grieche liegt schon schnarchend unterm Tisch,
Wohin er sank, besiegt von Saccus, der
Den Lästerer des Römervolks zum Wettkampf
Im Trinken keck herausgefordert: Hellas
Und Romas Ehr' vertraten sie voll Eifer
In diesem Saufduell — und glänzend siegte
Für diesmal Rom. Abseits vom Schwarm der Gäste
Still mit Locusta flüstert Tigellin:
Und wer den Mohren sieht mit diesem Weibe,
Der schwört, daß nimmer wohl sie flüstern können
Von anderm als von Gift und Zaubertränken.
Als dritter sitzt vom Schwarm der Zecher abseits
Der weise Seneka: ihm gellt der Lärm
Ins Ohr verhaßt und widerlich — er liebt
Gelage, doch auf weichen Purpurpolstern,
Nicht in Plebejerdunst. Mißmutig schweigend
Da sitzt er, zeichnet meditierend sich
Von Zeit zu Zeit in seine wächserne
Schreibtafel einen glänzenden Gedanken,

Mit dem ihn Langeweil' als Muse segnet,
Und schielt nur dann und wann mit halbem Blick
Nach einer hochgeschürzten Tänzerin,
Die feiner als die andern ihn bedünkt.
Und noch ein vierter sitzt im lärmdurchhallten
Gemache schweigsam, doch nicht unaufmerksam:
Der düstre, bleiche, wildumlockte Greis.
Es fällt manch neugierkecker Blick der Zecher
Auf diese seltsam brütende Gestalt,
Die selbst im bunten Volksgewimmel Roms
Das Auge des Betrachters überrascht.
Man mustert den beharrlich Schweigenden
Und Scherz und Spott wagt sich an ihn heran.
„'s ist ein verrückter Bettler," spricht der eine.
„Und ein Hebräer," fügt hinzu der andre;
„Man liest's an seiner Nase, seinen Augen
Und seinem Bart." Und nun erwacht der Spott
Nur um so kecker gegen ihn als Sproß
Vom Stamme der verachteten Judäer.
Man schilt ihn Jüdlein, neckt ihn mit dem Sabbat,
Am Bart ihn zupfen die Hetären — doch
's ist wunderbar, wie Grau'n befällt die Spötter,
Sobald sein Blick dem ihrigen begegnet.
Und die Gestalt noch immer wechselt er:
Harmlos erscheint er jetzt und jugendlich,
Dann wieder zeigt er plötzlich, wie zum Hohn,
Den Frechen mit gespenst'ger Neckerei
Das grau verwitterte Medusenantlitz,
Das einen Nero selbst zuvor erschreckt.
Und weichen dann sie scheu, da ist's, als kläng'
Aus seiner Brust ein dumpfes wildes Lachen
Herauf, wie Wahnsinn oder Rache lacht . . .
Was schlängelt dort sich aus dem Dämmerwinkel
Des nächtlichen Gemachs? was ringelt sich
Am Boden hin in langen, wechselnden
Kreiswindungen? Was klingt dazwischen, horch,
Für ein bedrohlich Zischen? Siehe da,
Die Schlange des Ägypters, die zu tanzen
Pflegt in den Straßen Roms zum Klang der Flöte,
Sie hat sich losgemacht aus dem Behälter

Und züngelnd kriecht sie hin durch das Gemach.
Entsetzt bemerkt zuerst sie Seneka
Und auf den Schrei des zagen Stoikers
Kehrt sich der Zecher Blick, soweit ein Blick
Noch lebt in ihren weinverglas'ten Augen,
Nach jenem giftigen Gewürme hin.
„Sieh da," ruft Saccus, weinestrunkner Laune,
„Sieh da, du Schlänglein auch erscheinst als Gast
Zu Neros Hochzeitsfeste? Sei willkommen,
Du glatter Schleicher — du geborner Höfling!
Es ist vom Mahl dir noch ein Rest geblieben
Und auch ein Becher Weins sei dir kredenzt!" —
Er ruft's in tollem Übermut und stellt
Hinunter auf den Boden seinen Becher,
Den vollgefüllten, in den Weg der Schlange.
Und nun, ha, seht das wundersame Schauspiel:
Das Tier, es schleicht heran und naht dem Becher,
Und hebt den Kopf und taucht ihn in das Naß,
Das rötlich funkelnde, des Weins und gierig
Hinunter schlürft's die edle Bacchusgabe.
Nun aber plötzlich, wie benebelt, seltsam
Beginnt's zu taumeln und, unsicher wiegend
Das weinbeschwerte Köpflein, strebt's zu tanzen:
Und immer mehr zu wunderlichen Sprüngen
Und Wendungen hebt die berauschte Natter
Den Leib, daß halb mit Graus, halb mit Gelächter
Die Zecher auf sie blicken. „Selbst die Schlange,"
Ruft Saccus lachend, „selbst die Schlange, seht,
Bezechte sich zu Neros Hochzeitsfest!
Hoch die betrunkne Schlange! Hoch wir selbst,
Die Trunknen und mit uns das ganze Rom,
Das selber eine alte trunkne Schlange,
Berauscht vom Göttertrank der Weltherrschaft
Und zur Verdauung jetzt bacchantisch taumelnd!" —
Wildlachend tut der ganze Schwarm Bescheid.
„Willst du die Flöte blasen oder willst du
Den Thyrsus schwingen, schmiegsame Bacchantin?"
So rufend reizt den Wurm bedachtlos einer
Mit vorgehaltnem Stab. Da fangen plötzlich
Des Tieres Augen greulich an zu funkeln.

Den Rachen sperrt es auf und streckt die Zunge
Bedrohlich vor und geht nun, wie zum Kampfe
Hoch aufgerichtet, auf den Nächsten los . . .
Es faßt der Schreck die wilden Zecher, bebend
Aus weichen sie, nun schier ernüchtert; Weiber
Besteigen angstvoll kreischend Stühl' und Tische.
Wo ist der Magier, der die Schlange wohl
Zu bannen wüßte? Ei, der liegt gefesselt
Im schweren Bann schlafsücht'ger Trunkenheit
Und keine Hand vermag's, ihn aufzurütteln.
Heran tritt jetzt der Mohr mit wucht'gem Holzstück
Und will den Giftwurm töten — da erhebt
Sich plötzlich von dem Sitz der düstre Gast
Und schreitet ruhig auf die Schlange los,
Packt an dem Hals die Widerstrebende
Und steckt zurück in den Behälter sie
Mit sichrer Hand. Hat nicht sie, zornvoll geifernd,
Den Finger ihm geritzt mit gift'gem Stachel?
Der Greis doch achtet's nicht. Mit Staunen blicken
Und mit vermehrter Scheu die Zechgenossen
Hin auf den Wundersamen, der schon wieder
So still, so stumm an seinem Platze sitzt,
Wie er die ganze lange Nacht gesessen.
Nun spötteln sie nicht mehr — ein Magier ist's,
Und, ängstlich von der Seite nach ihm blickend,
Zu flüstern sie sich grause Spukgeschichten
Von bösen Zauberern und Zauberinnen . . .
Doch bald obsiegt des Weines Macht der Angst.
Es schöpft das Laster aus der trüben Hefe
Geleerter Krüge seine letzte Kraft:
Verdreifacht sieht des Morgens erste Stunde
Den wilden Zechergraus. Und als von außen
Durchs Fenster bricht der Dämmerstrahl und still
Aus seinem Thalamus der Bräutigam
Der lieblichen Actäa tritt — da blickt er
Beim Scheine matter, übernächt'ger Lampen,
Die mählich, mit verkohltem Dochte flackernd,
Erlöschen, in die wüste Schenkenszene
Auf ihrem Gipfelpunkt. Im Bann des Bacchus,
Der Venus sieht er alle, sieht nun auch

Den weisen Seneka mit keckem Arm
Die Hüften jener Tänzerin umschlingend,
Die er so lange wählerisch gemustert . . .
„Sieh da," ruft er, „ihr habt als wackre Bursche
Dem Freudengott geopfert, mir zu Ehren
Und meinem süßen Bräutchen. Habet Dank!
Und wenn ich jetzt von euch mich trenne, will ich,
Daß wir uns wiedersehen. Denn so wie
Für diese Nacht ich euer Gast gewesen,
Sollt ihr die meinen für die *nächste* sein.
Ein Bacchanal in meinen Gärten fei'r ich,
Ein Freudenfest, wie Rom noch keins gesehn.
Da will erscheinen ich als *Dionysos*
Und ihr sollt als *Bacchanten* um mich sein!
Was fröhlich jetzt umschloß Locustas Schenke,
Sobald der Abend graut, vereine sich's
In meinen duft'gen Gärten an der Tiber,
Wo Tigellin, mein wackrer Festanordner,
Euch lehren wird — sofern ihr nüchtern seid —
Was Nero, seine Gäste zu ergötzen,
Von eurem Mut, von eurer Laune heischt!"
Es jauchzt die Zecherschar: aus heisern Kehlen
Erschallt ein stürmisch Lebehoch dem Cäsar.
Nur einer sitzt noch abseits, schweigend, ernst.
Da wendet Nero lächelnd sich zu ihm:
„Willst du nicht auch bei meinem Fest erscheinen,
Du Schweigsamer? Wie, oder nennt man besser
*Wahnwitzig* dich?" —
Auf richtet sich der Greis —
Und jeder blickt mit Scheu nun auf die hohe,
Titanische Gestalt, die kurz zuvor
Dasaß gebückt und tief in sich versunken.
„Wer bist du?" fragt, den Blick des grausen Fremdlings
Mit stolzer Festigkeit erwidernd, Nero.
„Ich bin," versetzt der Greis, „ich bin ein Mann,
Der *sterben* will." — „Wie? Sterben?" lächelt Nero,
„Und ich, sieh, bin ein Mann, der leben will:
Es treibt mich unermeßner Lebensdrang!"
„Und mich treibt unermeßne Todessehnsucht:
Mein Auge flieht der Tod und selbst der Schlaf.

Nun komm' ich, rastlos wandernd und die Spur
Des Tods verfolgend, her nach Rom: hier ist
Todreifes viel — ich ahn' ein großes Sterben,
Ein Sterben, zehrend an dem tiefsten Mark
Des Seins, wenn auch von Glanz noch übertüncht.
Vielleicht, vielleicht gelingt mirs mitzusterben . . ."
„Du wirst erfahren, lebensmüder Graukopf,"
Spricht Nero drauf mit Lächeln, „daß sich's hier
In Rom noch immer besser lebt als stirbt.
Du solltest mein Begleiter sein. Wir sollten
Hinwandeln so vereint durch unsre Zeit:
Die tiefste Todessehnsucht, zugesellt
Dem höchsten Lebensdrang!" — „Nicht dein Begleiter,"
Versetzt der Greis, „nicht dein Trabant und Sklave
Denk' ich zu werden, doch dir nah' sein will ich —
Denn deinetwillen kam ich, Herrscher Roms!
Mich zu verfolgen durch die Straßen Roms
Vermeintest du und warst doch selbst ein Wild;
Ich zog mit einem Zauberbann dich nach
Und fortan bleibst du mit geheimen Fäden
An mich geknüpft!" — „Ei und was willst du mir?" —
„Ich will dir dein Geschick vollenden helfen!" —
„Wie? Mein Geschick? Ich bin nicht alt genug . . ."
„Und doch ist nah' die Zeit, wo sich's erfüllt . . .
Als du durch einen unbewußten Drang
Gefesselt wardst an meine Spur, da sagte
Dir's schon des Herzens Ahnung, daß zusammen
Wir eine Sendung haben zu erfüllen!"
„Du sprichst geheimnisvoll und düster, Freund,"
Ruft Nero, „und ich danke dir dafür,
Daß mein Begleiter du zu sein verschmähst.
Da lob' ich doch den lust'gen Saccus mir,
Das dicke Schusterlein von Benevent,
Das eben erst so wacker mich verteidigt.
Wohlauf, begleite mich, mein lieber Saccus!
Du sollst mit mir an meinem Hofe leben:
Dein rundes Angesicht, es soll mir dienen
Als eine Sonnenuhr der Fröhlichkeit,
In der die festlich rote Jubelnase
Als Zeiger steht. Verkürze mir die Zeit:

Der Dinge bestes ist ja Zeitverkürzung."
„Ei freilich wohl," versetzt der Schuster, „wer uns
Die Zeit verkürzt, verlängert uns das Leben.
Nun, Herr, wie dir's beliebt; ich bin der deine!
Doch willst du, daß mein rundes Angesicht
Und diese festlich rote Jubelnase
Dir leuchte stets in ungetrübtem Licht,
So wisse, dieser Schein ist nur der Abglanz
Der Feu'rung, die mit Speis' und süßem Trank
Muß unterhalten werden im Kamin
Des edlen Menschenleibes, Bauch genannt."
„Sei unbesorgt," versetzt ihm lächelnd Nero,
„Plagt mich zu sehr der Drang ins Unermeßne,
So soll des Mannes Anblick mich beschwicht'gen,
Deß Streben ganz im Bauche sich vereinigt ..."
Der Morgensonne voller Glanz bescheint
Die Straßen Roms.
Auf bricht mit Tigellin,
Mit Burrus und dem weisen Seneka
Und seinem neugeworbenen Begleiter,
Dem Saccus, Nero jetzt. Auf brechen auch
Mit wein- und schlummertrunknen Augen alle
Die Zechgenossen, taumeln durch die Helle
Des frischen Morgens heimwärts, um zu ruhn.
Auf bricht nun auch der finstre Greis; doch nicht
Um auszuruhn: hinwandelnd sucht er still
Die neubelebten Straßen wieder auf
Und stürzt sich in des Forums Volksgewimmel.

---

## Zweiter Gesang.

## Das Bacchanal.

In Neros Gärten singt, am Tiberstrand,
Am stillen Aventin, die Nachtigall
Ihr schönstes Lied; in Neros Gärten rauschen
Die Bronnen wunderbar; in Neros Gärten
Greift in die Lorbeerwipfel süß aufregend

Der Zephir wie in goldne Lyrasaiten.
In Neros Gärten ragt, wie nirgend sonst,
Der Kegel der Zypresse stolz und riesig
Im Goldazur. Granatbaumwälder wiegen
Auf unabsehbar'n Strecken wunderbar
Den Scharlachflor, als hätte stolz der Berg
Sich einen Kaisermantel umgeschlagen
Zu prunkend roter Zier. In Neros Gärten,
Da stäubt die Blütenfülle von den Bäumen,
Wie Funken von der Esse des Vulkan.
In Neros Gärten sprühn aus Marmorbecken
Viel tausend Strahlen aufwärts, eine tolle
Verschwendung von Demanten, Tropfen Silbers,
Geschmolzen in der Sonne. Was da prunkt
In Neros Gärten, übermütig strebt
Es himmelan und maßlos in die Weite.
Sieh, wie sich stolze, marmorblinkende
Terrassen himmelstürmerisch empor
Ins Blaue türmen: ihrer Stufen jede
Trägt eine Blumenflur und weithin herrschend
Auf tut sich eine zaubervolle Schau.
Die Gipfel aber krönen Säulengruppen
Und Neros erzgegoßne Riesenbilder;
Denn überall ist Neros Bild zu schau'n:
Hier blüht's in bunter Blumenmosaik
Auf weiter Flur, hier dräut es schreckbar fast
Aus grünem Gartenraum, in Buchs geschnitten,
Wie ein Gigant zum eh'rnen Himmel auf.
  Hold ruhn im Glanz des Sonnentags die Gärten
Des Nero — doch wie lieblich nahet ihnen
Der stille Abend erst, wenn die Syringe
Berauschender den Duft streut und die Sonne
Hinuntergeht in sanfter Purpurglut!
Der Lorbeerwald, ein hellsmaragdnes Meer,
Wie wiegt er goldig nach dem Sommerregen
Im reinen Äther sein erfrischtes Grün!
Dann kommt der Vollmond freundlich-ernst herauf.
O wonnevoller Götterfriede, der
Dann ruht auf dieser Flur! — Doch heute, horch!
Was für ein seltsam Leben kündigt heut

Sich in den Büschen an? Die Nachtigallen,
Sie schmettern feuriger, die Wasser rauschen
Geheimnisvoll. Der Garten harrt des Fests,
Des Freudenfests, das seine Räume noch
In dieser Nacht durchtoben soll! Er harrt
Der Tausende, die Nero bat zu Gast.
Und tausendäugig schon beginnt's zu glühn
Im Dunkel, feurige Girlanden schlingen
Um alle Beete sich, um alle Säulen,
Um alle Giebel, alle Marmorbecken:
Hinauf bis in die Wipfel aufgehangen
Sind bunte Feuerballen: riesigen
Glühwürmern gleich im Dunkel schweben sie.
  Teppiche sind weichschwellend aufgeschlagen
Im Rasengrund und hundert Purpurzelte
Erheben sich den Gartenraum entlang.
Die stillen Grotten, hold mit Moos und Efeu
Verkleidet und mit üpp'gen Schlinggewächsen,
Sind heute wundervoll von Purpurschein
Erhellt, mit kostbar'n Tüchern ausgelegt,
Zu bieten unbelauschte süße Rast.
Auf Weihern selbst ruhn traut verhüllte Gondeln,
Drin sich verschwiegne Wonne schaukeln mag.
  Und sieh, den blauen Strom herunter kommt
Gezogen durch die stille Sommernacht
Auf Prunkfahrzeugen eine schwimmende
Armada aller Schönheit, alles Glanzes,
Den Rom in seinem weiten Schoße birgt!
Die schönsten Frau'n, sie alle sind geladen;
Was edel ist entstammt und reich, es kommt
Auf Neros Wink. Doch auch der Freigelaßne,
Der Lieblingssklave des Cäsaren, mischt
Sich in der edlen Gäste Reihn und prunkt
Nicht minder stolz. — O sieh, wie zieht der Schwarm
So wohlgemut den schönen Strom hinunter
Entlang den flüsternden Platanenstrand
Und trinkt berauscht den Duft, der niederweht
Und wähnt, es trage sacht ihn Charons Nachen
Vom ird'schen Tal zum Strand Elysiums.
Nun steigt beim Glanze duft'ger Zedernfackeln

Die Schar aus ihren Gondeln, wogt sodann
Durchs blumenüberhangne Prachtportal
Empor vom Strand die sanften Porphyrstufen,
Bis wo die herrlichste der Gartenfluren
Einladend grünt. Gleich einem Wanderzug
Von zwitschernd-heitern, bunten Vögeln läßt
Der Schwarm sich nieder, harrend des Empfangs,
Den ihm der kaiserliche Wirt bereitet.
Da hebt Musik in rauschend wildem Klang
Ihr reizend Vorspiel an und füllt das Ohr
Mit einem hochgeschwellten Riesenstrome
Von stolzen Harmonien. Und während alles
Den Klängen lauscht, da wandelt sich die Mitte
Des Plans, der hier sich dehnt wie ein natürlich
Amphitheater, in ein riesig Becken,
In eines Springbrunns ungeheures Rund,
Das ries'ge Strahlen wirft. Dann plötzlich schiebt
Inmitten dieses Wasserstrahlenspiels
Sich hoch empor ein Hügel, ein Vulkan,
Und speit aus offnem Krater in den dunklen
Nachthimmel aus ein Feuerwerk. Es sprühn,
Vermischt mit jenen blitzenden Kristallen
Des Bronnens, die sie glitzernd noch umtanzen,
Die Funken wundersam. Welch Leuchten, Blinken!
Welch Glanzwettstreit von Funken und von Tropfen!
Und während alles gaffend, staunend jubelt
Vor diesem unerhörten Wunderschauspiel,
Da schwindet's plötzlich und es wandelt sich
Der Schauplatz zur Arena, wo sofort
Anhebt ein Fechterspiel. Und wie die Menge
Zujauchzt den Siegern, weggezogen wird
Der Boden plötzlich wieder und es schimmert
Herauf die Spiegelfläche eines Sees,
Drauf eine stolze Naumachie beginnt.
Und noch einmal — zum letzten Male nun,
Sieh, wechselt diese wunderreiche Schau.
Ein weißer Nebeldunst erhebt sich plötzlich
Vom duft'gen Rauchwerk aus verborgnen Pfannen
Wie leichte dünne Schleier und umhüllt
Für einen Augenblick die ganze Szene.

Doch bald, wie Morgennebel in der Sonne,
Zerteilt der duft'ge Rauch sich mählich wieder
Und aus dem sanft verschwebenden Gewog'
In wundersamer Pracht taucht überraschend,
Und augenblendend fast, ein täuschend Wunder,
Die heitre Gipfelfläche des Olymps.
Und auf des Gipfels sel'ger Au, gestickt
Mit goldnen Blumen wunderbarer Art,
Halb Prunksaal und halb Garten, ruhn verteilt
In holden Gruppen die Olympier.
Sie ruhn auf Rosenlagern, ruhn auf Thronen,
Beim goldnen Mahl. Es wandelt Ganymed,
Es wandelt Hebe dienend auf und nieder.
Ambrosia und Nektar schlürfen sie,
Die Leichthinlebenden, die über Wolken
Und Winden sich in ew'ger Heitre freu'n.
Die Glücklichen! Sie freu'n des Himmels sich,
Der ihnen angehört, der grünen Erde,
Die ihnen dient. Und keine Sorge naht
Den sel'gen Häuptern je, und kein Gedanke
An Zukunft, Zeitengang und Schicksalswechsel . . .
So ruhn sie lächelnd. Horch, was tönt auf einmal
So dumpf von fern? Ist's eine Wetterwolke,
Die donnert auf den Wink des Jupiter?
Doch nein, — es klingt wie erzner Becken Laut.
Was stört die Ruhe der Olympier,
Die nie gestörte seit Jahrtausenden?
Ist's eine neue Schar von Himmelsstürmern?
Horch! Wüst Geschrei und Zimbelklang! Es wächst
Zu ohrbetäubendem Gerassel — näher
Und näher kommt's, es drängt sich frech heran
In sel'ge Götterhöh' — da seht die Schar!
Bacchanten sind's, geführt von Dionysos!
Ein brüllend: „Jo Bacche, Evos!"
Mischt sich dem Sturm der Tympana: so leuchten,
Die Tags erfüllt sind von den tiefsten Schauern
Der Einsamkeit, die grausen Bergeswüsten
Des Hämus und des Atlas in der Nacht
Von Feuern, widerhallen von dem Lärm
Der Pane, Satyrn, schwärmenden Mänaden,

Wie jetzo der Olymp aufflammt, aufbrüllt
Vorm Tritt der Thyrsusstab- und Fackelschwinger,
Um deren Schultern das gefleckte Fell
Von Panther, Wolf und Löw' und Tiger flattert,
Indes das Haar im Winde fliegt, umhängt
Von Weinlaub und von Efeuranken. Horch,
Wie tost die Lärmmusik der Zimbeln, Flöten,
Der Hörner auch, die sich geblähten Backen
Entwinden in der Schreckgestalt von Schlangen
Mit aufgesperrten Rachen. Hu, bei schrillem
Gequiek der Flöt' und dumpfem Erzgedröhn
Gebärdet toll und toller sich die Schar.
Auf Luchsen, Panthern reiten die Mänaden
Verkehrt und spornen mit den Thyrsusstäben
Die Tiere, andre springen wie verzückt,
Und wiegen, winden sich in unerhörten
Bewegungen, gewaltsam, weit die Köpfe
Zurückgebeugt, die Augen vorgequollen.
Sie führen mit sich junge Wölfe, Böcklein
Und Kälber, und zerreißen sie, bekleiden
Mit ihren Fellen sich und werfen dann
Mit Stücken ihres Fleisches toll um sich.
Sie winden spielend Schlangen um den Leib sich
Und um die Stirn, und manche bindet gar
In einen Knoten sich mit einer Natter
Das wallende Gelock.
In ihrer Mitte,
Auf prächt'gem Triumphatorwagen, fährt
Der hauptumlockte Dionysos selbst.
Es schmückt ihn Stirnband, Mitra, Busengurt,
Und safranfarbiges Gewand umwallt
Fast weibisch-weich die herrliche Gestalt.
Den edelsteinbesetzten Wagen zieht
Ein Löwenpaar, deß lange wilde Mähnen
Vergoldet gleißen: Elefanten schreiten
Daneben, fackeltragende, behängt
Mit Goldblech und mit breiten bunten Schärpen.
Der hauptumlockte Dionysos trägt
Bekannte Züge. Wir erkennen ihn:
Es ist der edle Zecher aus der Schenke

Von gestern nacht, 's ist der Gemahl Actäas:
Sie thront an seiner Seit' als Ariadne,
Bekränzt mit Rosen; als Silen daneben
Auf einem Langohr trabt der lust'ge Schuster
Von Benevent, als Priap Tigellin,
Als Hekate mit wandelt in dem Zug
Locusta und die Zechgenossen alle
Der vor'gen Nacht als Faune folgen sie,
Als Satyrn im Geleite der Mänaden.
  Als Herold wandelt jetzt voran *Silen*
Zum Thronsitz des erschrocknen Jupiter,
Den ängstlich-bleich der Götter Schar umdrängt.
„Hochweiser Jupiter!“ so ruft der Herold,
„Vergib, wenn ich mit schlimmer Botschaft dir
Die sel'ge Götterruhe stören muß!
Auf meines hohen Herrn und Meisters Wink
Komm' ich dir zu verkündigen: *Vorüber*
*Ist deine Zeit!* Vorüber ist die Zeit,
Wo deine Hand geführt den Herrscherzügel!
Ja, du bist alt geworden, Jupiter!
Die Welt ging allzulang den alten Trott.
Denkst du des Worts, das der entfesselte
Prometheus sprach am Fels? Wie Uranos
Dereinst dem Kronos wich und Kronos dir,
So weiche du nun auch *dem neuen Gott!*
Siehst du, wie dein ehrwürd'ger Goldthron wackelt
Beim Festschritt unsrer Schar, die ihm voraustanzt,
Dem neuen Gott, durchdröhnend euren stillen,
Langweiligen Olymp mit frischem Leben?
Der neue Gott, der kommt, um zu entwinden
Den Zepter deiner Hand, der altersschwachen,
Und zu begründen ein verjüngtes Alter,
Ein schöneres, ein freudenreicheres,
Der neue Gott ist *Nero-Dionysos*!
Wohlan, ihr habt's gehört, Olympier!
Seht hinter mir die kampfbereite Schar:
Denkt ihr zu streiten, nun so rüstet euch!“
  So klingt des Herolds Wort. Erschreckt, verwirrt
Sind die Olympier, nicht kampfbereit.
Sie greifen zu den Waffen, doch die Waffen

Sind alt und morsch und eingerostet. Stumpf
Geworden sind die mächt'gen Donnerkeile
Des Göttervaters, seine Blitze matt,
Sein Aar ist flügellahm und halb erblindet,
Stumpf sind Apollons Pfeile, seine Lyra
Verstimmt, am Schwert des Schlachtengottes frißt
Der Rost, trüb angelaufen ist der Glanzschild
Minervens und wurmstichig lehnt die Keule
Des lieben Zeussohns Herakles im Winkel.
Ein kurz Getümmel folgt, ein kurzer Kampf.
Das grelle Lodern der Bacchantenfackeln,
Der wüste Lärm der Becken und der Zimbeln,
Das rasende Geschrei der Korybanten —
Das alles blendet, übertäubt, verwirrt
Das zage Häuflein der Olympier
Und trägt den Schrecken in ihr stilles Reich:
Ins Reich der Schönheit und der Lust, wo sonst
Nur klangen goldne Becher und der Musen
Helltönig Lied. Die Götter sind geschlagen;
Besiegt, umzingelt nun erwarten sie
Mit schmerzgebeugtem Haupt ihr neues Los.
„Nicht fesseln will ich euch," ruft Dionysos,
„Nicht werfen will ich euch in finstre Schlünde:
Ihr habt zu tun mit einem edlen Sieger.
Entwandelt frei, wo immer euch's beliebt!
Ihr wart jedoch ein fröhlich lebend Völkchen
Und brachtet in die düstre Menschenwelt
Zuerst aus Himmelshöhn die heitre Botschaft
Der Schönheit und der Freude. Nur zu stolz
Wart ihr, zu adelstolz und viel zu neidisch!
Ihr wolltet zwar, daß sich das Volk erlust'ge,
Doch nicht an eurem Tisch. Gern stiegt ihr selbst
Herunter, wo's ein Liebliches auf Erden
Zu holen gab, doch niemals littet ihr,
Daß arme Menschenkinder auch einmal
Zu euch hinauf in euren Himmel kämen,
Es wäre denn, daß 'mal ein schmucker Junge
Gefiel dem Donnrer oder ein Bastard
Von ihm, wie Herakles, ward aufgenommen,
Der überdies sich erst verdienen mußte

Den Himmel durch ein Dutzend Heldentaten
Im Schweiß des Angesichts. Das ist vorüber:
Denn mein ist der Olymp fortan und aller,
Die mir's gefällt, zum Mitgenuß zu laden.
Kroniden, eures Schicksals Stunde schlug!
Gebt Raum, gebt Raum und ziehet hin in Frieden:
Den freien Abzug gönnt man euch — zieht hin!" —
  Sie gehn, sie wandeln schweigend hin, die schönen,
In ihrem Sturze doppelt rührend-schönen
Gestalten der Olympier. Die Häupter,
Die königlichen, still gesenkt, so gehn
Sie hin in die Verbannung. Von dem Gipfel,
Dem lichten des Olympus, schreiten sie
Hinunter, langsam, Trauer in den Mienen,
Doch würdevoll. Da wandelt Jupiter,
Die königliche Juno, stolz noch jetzt,
Minerva, sieh, die edle, Venus auch,
Die liebliche, um deren Lilienstirn
Zum erstenmal ein trübes Wölkchen schwebt:
Sie wandeln hin — ein langer stiller Zug,
Der seltsam auch des Rohen Seele rührt.
Auch Neros Sinn beschleicht's wie leise Wehmut,
Indem er hinblickt auf den Götterzug,
Den still hinwandelnden, mit dem die Welt
Der Schönheit untergeht. Dem Auge nun
Sind sie verschwunden und der Saum des letzten
Hat ausgeschimmert in den Lorbeerbüschen
Der Niederung.
                    An ihrer Stelle drängen
Die wüsten lärmenden Gestalten sich
Der Faune, Satyrn, Nymphen, Korybanten;
Sie fallen über jenes Götterdaseins
Zurückgelaßne Spuren her und treiben,
Mutwillig lachend, toll ihr Spiel damit.
In des Apollo goldne Lyra greift
Der Faun, der freche, wie ein Bänkelsänger.
Den Nektar zapft aus schimmernden Gefäßen
Silen in seinen Lederschlauch und läßt
Die wüsten Satyrn sich darin bezechen.
Wie vordem Kalb und Böcklein ward zerstückt,

Wird von den wütigen Mänaden jetzt
In tollem Übermut gerupft der Aar
Des Jupiter, die Eule der Minerva,
Der Venus Tauben und der Juno Pfau.
  Zum wundervollen leckern Göttermahl,
Das lassen mußten die Uranionen
Halb unberührt, winkt Nero-Dionysos
Die Seinen jetzt und nicht die schwärmenden
Mänaden nur, die Faune, Korybanten,
Nein, auch der Gäste Schwarm, der staunend sich
Das wunderbare Festspiel angesehn,
In den eroberten Olympus ladet
Er alle nun zu sich und heißt sie schwelgend
Sich's wohl sein lassen, jenen neidischen
Olympiern zum Trotz, den jetzt gestürzten,
Zu freuen sich mit Nero-Dionysos.
  Dem Wink des Herrschers folgend, mischt sofort
Der Gäste Schwarm sich in der Bacchen Schar.
Ein tausendstimmig Evoë erschallt.
Die Frauen legen Kränze, reich und duftig,
Dem neuen Gott zu Füßen, schwärmerisch
Entbrennend in verstohlner Glut für ihn,
Den schönen, hauptumlockten Dionysos.
  Die Bacchen zünden Feuer an, zu schmoren
Das saft'ge Wild, das rasend sie zerstückt.
Mit Thyrsusstäben aus bemoosten Felsen
Goldströme süßen Weines schlagen sie,
Dem eine Würze beigemischt, die heimlich
Den kältsten Sinn entflammt zur Raserei.
Ausstreu'n sie Früchte, süße, goldig schimmernd,
In deren Säften Liebeszauber glüht.
Musik erschallt entzückend, Silberbronnen
Erklingen drein und schleudern duft'gen Regen,
Die Luft mit lieblicher Narkose würzend,
Die alle Sinne wunderbar befängt.
Bald hier, bald dort auf steigen in den stillen
Nachthimmel aus den Büschen Feuergarben,
Raketen, gleich als ob das Dunkel selbst
Aufjubelte in heller Glutentzückung.
So mählich schlägt, indes die köstlichen

Amphoren schäumen, Wonnetaumel hoch
Ob aller Häupter meeresgleich zusammen.
Inmitten des Getümmels aber thront
Der hohe Nero-Dionysos: zechend
Singt er der Lust, dem Leben, dem Genuß,
Der Freude einen wilden Dithyrambus.
„Nun herrsche“, ruft er, „schrankenlose Lust!
Im neuen Alter soll der Mensch nicht erst
Im Schweiß des Angesichts verdienen müssen
Sein ew'ges Anrecht auf Elysium.
Dem Kühnen ist's erschlossen. Neue Botschaft
Bring' ich den Sterblichen: die des Genusses,
Der Freude. Wie das Licht vordem den Menschen
Prometheus brachte, bring' ich euch die Lust.
Wozu wär' aller Reichtum dieser Welt
Zusammen hier geströmt im goldnen Rom,
Wenn wir in süßem Rausch ihn nicht verpraßten?
Wir Cäsarn sind Fortunens Säckelmeister! —
Sagt' nicht, ich bring' euch ein saturnisch' Alter;
Ich bring' euch mehr. Die goldne Zeit Saturns,
Wo Wein und Milch in Bächen floß und Honig
Von Bäumen troff, wo Schlange, Wolf und Mensch
In Frieden lebten — wir sind nicht mehr harmlos
Genug für so idyllisch-sanftes Glück;
Nein, unsre Nerven fordern stärkern Reiz;
Sie fordern statt der Freude heißen Taumel,
Sie fordern Zimbellärm statt Lerchensangs,
Statt heitrer Tänze unterm Lindenbaum
Bacchantisch wilden, heißen Taumelreigen:
Nicht angesäuselt nur will unser Wesen
Vom Hauch der Wonne sein, nein, aufgewirbelt
Und aufgewühlt in seinen tiefsten Tiefen.
Der Mensch will göttlich werden durch die Lust
Und schicksallos — und ein Naturbeherrscher.
Ihr saht es: Wie der Vorwelt stillen Menschen,
Begegnen meinen wilden Korybanten
Die Schlangen und die Wölfe harmlos wieder;
Denn wie die Unschuld, wirkt auf die Natur
Mit Zaubermächten die Begeisterung,
Des Sinns Verzückung und der Wonne Rausch!

Die Freude ist des Lebens höchstes Ziel!
Die süß gereizte Faser nur betäubt
Einschläfernd jenen großen Hungerdämon
Im Busen aller Kreatur, der nie
Befriedigt wird, nur eingelullt.
Das Denken
Ist Traum und alles Handeln Stümperwerk,
Nur das Genießen ist das echte Tun!
Ein jeder Kelch verschäumt, das Schönste welkt
Und nichts auf Erden währt: nur die Begier ist
Unsterblich! Sie ist eine goldne Biene,
Die, tausendmal ertränkt im Trank der Lust,
Wir auf dem Grunde des geleerten Bechers
Doch immer wiederum lebendig finden! —
Und des Begehrens, des Genießens Zeit
Ist angebrochen — Nero-Dionysos
Führt nun das Zepter. Seht die Götterbeute,
Das Rüstzeug der gestürzten Götterherrschaft:
Es wird in meiner Hand zum Spiele nun!
In meinen Händen ruht der Blitz des Zeus,
Doch ich gebrauch' ihn nur, euch zu ergötzen!"
Er spricht's und kühn sofort nach Jupiters
Blitzbündel, siehe, greift er und es steigt
Auf seinen Wink empor ein schwarz Gewölk
Und schwebt umdunkelnd überm Haupt der Gäste.
Und in der Wolke zucken rote Blitze;
Und Donner rollen drein. Das Dunkel breitet
Sich fast bedrohlich aus und schreckt die Zagen.
„Nehmt dies zum Unterpfand," ruft Nero aus,
„Daß Zeus gestürzt ist und daß im Olymp
Ich herrsche nun und ewig herrschen werde!"
Noch immer zuckt der lust'ge Blitz; da sieh
Im bunten Schwarm erhellt der Lichtschein plötzlich
Ein seltsam düstres Greisenangesicht.
Wie kam's, daß vordem keiner es bemerkt
Und nun betroffen alles starrt darauf?
Blitz folgt auf Blitz und immer düstrer scheint
Die seltsame Gestalt im Flammenschein
Emporzuwachsen über alle, riesig,
Gespenstig. Ha, wer ist der Ururalte?

Ist's Kronos? Ist's des Hades düstrer Gott?
Ist's Thanatos? — Die Festeslust erstarrt;
Ein fahles Licht macht die Gesichter bleich.
Doch nun erkennt der miterstaunte Nero
Den wunderlichen greisen Zechgenossen
Von gestern abend in Locustas Schenke.
„Ha!“ ruft er, „Alter, sprich, was willst du hier
Im Kreis der Jungen? Doch, beinah' vergaß ich's:
Du bist geladen! Nun, so sei willkommen!
Hast wacker uns erschreckt, wahnwitz'ger Griesgram,
Mit deinem Nemesisgesicht. Du kommst ja
Recht wie ein altersgrauer Götterahnherr,
Der gegen Neros Göttermacht Verwahrung
Einlegen will im Namen seiner Enkel!“
So spricht der Herrscher, doch der finstre Gast
Ist in dem Festgetümmel schon verschwunden,
Gleichwie ein dunkler Tropfen sich verliert
In einem Becher lichter Traubenflut.
Vergessen ist die Grau'nerscheinung bald
Und es vermischt in bacchischem Behagen
Der nächt'gen Schwärmer Lustgetümmel sich.
Des Nero=Dionysos Blicke stürzen
Wie Falken sich ins reizende Gewühl,
Ins reizende Gewühl der schönsten Weiber,
Das schwärmend ihn umdrängt, ihm Blumen streut.
Sieh da, die blonde, liebliche Poppäa!
Zur Seit' ihr der Gemahl, der Dickbauch Otho!
Der reißt beim Anblick Neros wie verzückt
Aus dem gewohnten Schlemmerphlegma sich
Und ruft ihm „Heil!“ aus voller Kehle zu.
Das ist von jenen Speichelleckern einer,
Die nur verhüllten Hauptes dem Tyrannen
Wie einem Gotte nahn, die seine Büsten,
Sein Standbild aufgestellt im Hause haben
Und Opfer davor bringen und die rufen,
Wenn hundertjähr'ge Spiele Nero feiert:
„Magst du noch oft, o Herr, noch oft sie feiern!“ —
„Heil dir,“ ruft Otho nun, „Heil dir, o Nero!
Was ist des alten Bacchus Inderzug,
O neuer Dionysos, gegen deinen

Olympischen Triumph? Du bist nicht Bacchus
Allein, du bist Apollon, Jupiter!
Was Kronos, Uranos! Ein übergöttlich
Zeitalter bringst du uns! Drum Heil dir, Heil!"
Mit einem Lächeln dankt ihm Dionysos
Und nimmt dem Tiefgeneigten, demutsvoll
Verzückten ab sein liebliches Gemahl,
Die reizende Poppäa. Sie, die blonde,
Die blaugeaugte Schwärmerin, sie deucht ihm
Die schönste Blume dieser Schönheitsflur.
Mit ihr durchwandelt er die Rosenau'n
Und preist galant die schöne Bernsteinlocke,
Die auf der Stola meeresblauem Purpur
So lieblich niederwallt — und preist das Kinn,
Das reizend-rundlich-weiße. Sie, verschämt
Und doch voll innerlicher Glut, sie blickt
Zum Mond empor, spricht von der Nachtigall,
Sie streut ins wilde, rohe Taumelfest
Etwas wie minniglichen Veilchenduft —
Sie, die gewiegteste von Roms Koketten,
So zweckbewußt, so feinberechnend-schlau,
Daß sie beinah' den kund'gen Nero täuscht.
Doch als nun dieser ihr den aphrodisisch
Gewürzten Becher aufgenötigt, ihr
Ins goldne Haar den Weinlaubkranz geschlungen
Und ihrer Sinne Brand gemach entflammet hat —
Wie ist die sanfte Blonde rasch verwandelt!
Wie schwemmt das bach'sche Naß aus ihren Mienen
Die heuchlerisch-kokette Sittsamkeit!
Der Lilienwangen zartes Inkarnat
Glüht auf in einem süßen Purpurbrand
Und ihres Augensternes Blau gewinnt
So satte Farbenkraft, so glüh'ndes Leben,
Daß andre Augen man nicht geben könnte
Der Göttin Wollust selbst. Wie strahlt der Kranz
In ihrem reichen, goldigen Gelock,
Das nun noch goldiger scheint aufzuglühn!
Sie ist die schönste der Bacchantinnen,
Doch auch die heißentbrannteste von allen.
Was reißt mit einemmal den Blick der Menge,

Die durch den Garten tobend schwärmt, an sich?
Ha, sieh, bei Fackelglanz naht eine goldne
Prachtgondel, herrlicher als all die andern,
Die niederschwammen zu des Nero Fest
Den stolzen Tiberstrom. Und an den Strand
Nun stößt sie, sendet einen Sprecher aus,
Entbietend Nero demutsvolle Frage:
„Ob einen ungeladnen Gast er huldreich
Empfangen wolle?“ — „Einen ungeladnen?
Wohl ungeladne, doch nicht ungenannte!“ —
„Die Göttin Roma ist's, erhabner Herrscher!
Sie will, wie sich geziemt, dem neuen Herrn
Und Gott der Welt, dem Nero-Dionysos,
Darbringen ihre freud'ge Huldigung!“ —
„Die Göttin Roma? Ei!“ ruft Nero lächelnd,
Versprechend sich ein holdes Abenteuer.
„Wohl reizend ist sie? — Nun, sie sei willkommen!“
Drauf senkt die Gondel ihre Purpurhülle,
Und, zeigt, sich wandelnd, ein Gefährt, bespannt
Mit Wölfen, das die Göttin Roma trägt.
Es senkt vom Fahrzeug sich ein kleiner Steg,
Und drüber rollt zum Strand der goldne Wagen,
Rollt mitten in den Kreis der Festgenossen
Und hält zuletzt vor Nero-Dionysos.
Die Festgenossen all und Nero faßt
Erstaunen vor der herrlichen Erscheinung
Der Göttin, die auf diesem Wagen thront.
  Hoch ist und prachtvoll die Gestalt: junonisch,
Fast übermenschlich. Eine Mauerkrone,
Goldschimmernd und voll deutungsreichen Bildwerks,
Bedeckt ihr wogend rabenschwarz Gelock,
Das auf die Alabasterschultern fällt.
Die Brust umschlingt ein goldner Schuppenpanzer;
Ein rotes, golddurchflimmertes Gewand,
Deß Zipfel, überm gemmenreichen Gürtel
Heraufgezogen, malerisch sich umlegt,
Umwallt in kunstvoll reichem Faltenwurf
Zu eng nicht, noch zu weit den prächt'gen Leib;
Ihr Angesicht deckt eine Maske; doch
Ein Auge, groß und feurig, glänzt hindurch.

Den Boden jetzt betritt die Wunderbare;
Herwandeln hinter ihr vier Waffenträger:
Germane, Parther, Grieche, Mauretanier —
Sie tragen Lanze, Schwert und Schild und Helm.
„Sei mir gegrüßt, o Nero-Dionysos,"
So spricht sie nahend; „deines Sieges Kunde,
Den eben du erkämpft, durchfliegt die Stadt
Und alles, nah' und ferne, jauchzt dem Sieger!
Der Lärm schallt zu den Wolken. Wie vermöcht' ich's,
Zu sitzen kühl im stillen Tempelraum
Und nicht begeistert schnell mich aufzumachen,
Zu grüßen meinen liebsten, größten Sohn,
Der ruhmvoll so nicht bloß die Zügel Roms
Und aller Welt, nein, des Olympus auch
In Händen hält! Sei mir gegrüßt, o Nero!"
„Nicht von der Welt, nicht vom Olympus sprich,
Erhabne Göttin, mir!" erwidert Nero,
Erglühend für die hohe Prachterscheinung.
„Was ist die weite Welt, was der Olymp
Mit allen seinen Göttern gegen dich,
O Roma, herrlichste der Göttinnen!
Mit dir teilt Nero-Dionysos gern
Den Himmel, den er eben sich erobert!"
Er spricht's und führt die hehre Unbekannte
Tief in den Bann des Zauberhains . . . O seht,
Wie hier in Lauben, Grotten, Purpurzelten,
Sogar in Gondeln auf den stillen Weihern
In wilder Glut das Bacchanal entbrennt
Und ringsum dichter stets die Wonne streut
Auf glüh'nde Häupter ihren Taumelmohn.
Wohl sind die Fackeln tief herabgebrannt,
Doch taghell wirft der Mond die Strahlenpfeile.
Die Luft ist weich, voll heimlich tück'scher Glut.
's ist eine von den brütend-schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiterglimmt,
Als glüh'nde Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneseufzer im Gebüsch.
In alle Höhn und Tiefen der Natur

Taut unaufhaltsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprühn wie von Bacchantenfackeln
Emporgetragne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schoß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Unsicher flattern sie: wie trunken taumelt
Im Rosenbusch die Nachtigall — so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht!
  Auch Nero sucht mit seiner schönen Roma
Die Einsamkeit. Die goldenste der Lauben,
Das prächtigste der Purpurzelte beut
Ihm holde Rast und der Begleiterin
Zu traulichem Gespräch, zu unbelauschtem.
Es ist ein heimlich wunderbarer Ort:
Sein Innres ist entzückend ausgeschmückt
Mit bunter Blumenpracht des Orients,
Die Nero nur in seinen Gärten pflegt.
Mit tropischen Aromen ist der Raum
Durchwürzt, ein süß berauschendes Geriesel
Von Tropfen klingt, verborgnem Bronn entquellend.
Und hier nun an dem zaubervollen Ort
Allein ist Nero mit dem schönen Weibe.
O wie in trauter Enge hier der Reiz
Nun doppelt ihn entflammt, wie die Magie
Des knisternden Gewandes ihn berückt!
Ab legt die Mauerkrone sie, ab legt
Sie ihres Busens goldnen Schuppenpanzer.
Den Becher beut ihr Nero, den gewürzten,
Auf weichem Pfühle ruhend neben ihr.
  „Wer bist du, herrlich Weib?" ruft Nero glühend,
„Zeig' mir dein Angesicht!" — „Mein kühner Sohn —
So nennt mit Stolz ja Göttin Roma dich —
Du hast dich wohl seit langem schon gewöhnt,
Bei Weibern zu befehlen, statt zu flehn?
Und hast du schon sie ganz und gar vergessen,
Die du zuvor erkorst, die Glückliche,
Das feine blonde Püppchen, die Poppäa,

Die Lockenkünstlerin, die Rosensalben=
Erfinderin, die dich so hold bestrickte?
Ist deine Lieb' nicht mal ein Eintagsfalter?
Mein Sohn, du bist verwöhnt von Liebesglück!"
„Begehrte eines Nero Seele nichts,
Als was der Alltagskinder Wunsch befriedigt,
Ich dürfte sagen, daß ich Glück genoß.
Die Weiblein, die schon in der Stille schwärmen
Für einen Strauchdieb oder Straßenräuber,
Was muß ein Nero erst, der große Mörder,
Der rasende Tyrann, wie sie ihn nennen,
Einflößen ihnen für verliebtes Grau'n!
Wie schwach die Weiber sind und wie gebrechlich,
Zu meinen Gunsten hab' ich's stets erfahren.
Doch dankt' ich's ihnen wahrlich nicht: vielmehr
Ich fluchte dieser Schwäche stets: ich wollte,
Die Weiber wären stark, es wäre dann
Mir eine größre Lust, sie zu bezwingen.
O, Tugend wär' ein liebliches Arom,
Und würde meine Nase kitzeln — ja,
Ich wollt', die Weiber wären tugendhaft!"
„Sie sind's — das Weib kann lieben grenzenlos —"
„Ich weiß es; keinem hat die Weiberwelt
Ihr volles Herz in wilden Liebesschauern
Erschlossen so wie mir, und keiner hat
Ihr abgerungen ihrer Seele Tiefstes
Wie ich, dem günst'ge Mächte das Geschenk
Der Wohlgestalt zum goldnen Zepter fügten.
Ich weiß, daß Weiber lieben können, weiß,
Daß sie der Liebe alles opfern können,
Weiß, daß sie sterben können für die Liebe.
Doch allzuoft sah ich ein liebend Weib
Von des Geliebten Brust, für den sie alles
Geopfert und für den sie sterben konnte,
Zuletzt doch noch — in meine Arme taumeln!
Und eh' ich zugestehe, daß es gibt,
Was man die Tugend und die Treue nennt,
Ja, daß es eine Tugend, eine Treue
Von besserem Gepräge gibt als die,
Mit der die kleinen Seelen sich begnügen,

Sag' mir — du bist ein Weib und mußt es wissen —
Sag' ob das Weib, das vor dem ungestümen
Bedränger in die Brust den Dolch sich stößt,
Auch unempfindlich widerstanden hätte
Der zarten Liebeswerbung langer Monde
Und allen seinen Künsten des Verführers? —
Und *wenn* sie widerstand und siegreich blieb,
Sag' mir, ob es gewiß, daß sie gekämpft
Nur mit dem Feind und nicht auch mit sich selbst?
Und was ist Treue wert, die *kämpfen* mußte
Mit sich und mit dem Trieb der eignen Brust?"
„So ist's! Des Weibes Treu' genügt euch nie!
Ist kalt das Weib und ohne Kampf euch treu,
So fragt ihr: Was ist wert die Treu' der Kalten?
Und kämpft das Weib mit sich und seinem Dämon,
So macht die Regung ihr zum Vorwurf ihm,
Mit der es treu gekämpft. Und billig muß
Ich mich verwundern, daß ein *Nero* sich
Um Tugend so und Lieb' und Treue kümmert,
Er, der Genuß doch nur, nicht *Dauer* sucht!"
„Wohl muß es Nero kümmern — keinen mehr!
Sieh, seit ich lebe, ring' ich immerdar,
Begehre mit der ganzen Glut der Seele
Nach allem, was dem menschlichen Begehren
Erreichbar ist und — *nicht* erreichbar ist.
Das Unerreichliche doch reizt am meisten!
Alles besitz' ich schon: Gold, Edelsteine,
Den Thron der Welt und Millionen Sklaven!
Selbst Ruhmeskronen, die dem Künstler blühn,
Hab' ich an mich zu reißen nicht verschmäht.
Das alles *hab'* ich, weiß, daß ich's besitze;
Nur eines weiß ich nicht, ob ich's besitze,
Und keiner glaubt zu wissen, der kein Tor,
Ob er's besitzt, ob er's besitzen wird:
Ein Menschen*herz* und eine Menschen*seele*,
Die *ganz* und *unbedingt* und *willenlos*
Sich ihm auf *ew'ge Zeit* zu eigen gibt!
O! Liebe, Liebe, köstliches Arom!
Kein Körnchen haucht so süßen Wohlgeruch
Im vollen Weihrauchfaß der Huldigungen

Als dies — als eine Menschenseele, die
Sich opfert ganz, auf ewig, unbedingt!
Doch ist denn wohl ein solches Opfer möglich?
Ich war geliebt und hundert Weiber sah ich
Zitternd vor meinem Blick vergehn in Liebe;
Doch während ihre Leiber ich umschlang,
Ausschlürfend ihren Reiz wie einen Becher
Falernerweines, grinste der Gedanke
Mich spöttisch an wie eine Satyrfratze:
Dies Weib, das bebend ganz dir hingegebne,
Ohnmächtige in Lieb'- und Sinnesrausch,
Es hat sein eignes Herz noch, seine Seele!
Es kann dich morgen, wenn es will, verraten!
Du hast es nicht, wie du das blanke Gold,
Wie du den Edelstein im Schranke hast!
  Ha, der Gedanke mag erträglich sein
Für blöde, stillzufriedne Alltagsseelen,
Für einen Nero aber ist er's nicht!
Die Welt für eine Seele gäb' ich hin!
Doch keiner, keiner opfert seine Seele.
Und warum sollt' er's auch? Natürlich ist's!
Und er vermöcht' es nicht, auch wenn er's wollte!
Unmöglich ist's — ja: doch daß es unmöglich,
Das eben ist's, was mir das Herz empört:
Und daß die Menschlein und das Weib vor allem,
Beteuern täglich, stündlich, sie vermöchten's —
Daß jedes Weib in jedem Augenblick
In Phrasen ausmünzt das Unmögliche
Und gar so schlecht sein eignes Selbst versteht,
Darob ergrimm' ich und den Prahlerinnen
Werf' ich das Spielzeug, das zerbrechliche,
Das ihre Tugend sie und Treue nennen,
Zum Hohn, mit einer Art von bittersüßer
Genugtuung, zerbrochen vor die Füße!"
  „Und war dir heilig nie das Band der Ehen?"
  „O, wenn ich Ehen nur gefunden hätte!
Doch, was man Ehe nennt, was ist's zumeist?
Hier Zwietracht, Haß und offne Fehde, hier
Gleichgültigkeit und schnöde Langeweile,
Die gähnend und verdrossen sitzt am kalt

Gewordnen Liebesmahl; hier totgehetzte
Mannheit, zusammen mit der Lebensfrische
Gekoppelt — o, wie manches Eh'geheimnis
Mußt' ich bei Weiblein nehmen in den Kauf
In Schäferstunden: denn mit zart verblümten
Mysterien des Ehebetts beginnen
Die Weiblein immer ihre Herzergießung.
Der Schäferstunde Schlag sind immer Klagen
Von Täuschungen, verfehltem Liebesglück,
Von Trostbedürftigkeit — mit solchen Glocken
Wird eingeläutet jeder Ehebruch!"
„Vom Weibe denkt gemein und urteilt streng
Ein jeder, der es viel mißbraucht hat. Ja,
Ihr macht gemein das Weib, dann tretet ihr's
In Staub: was immer ihr vom Wankelmut
Des Weibes sagen mögt und seiner Schwäche,
Das Weib ist's, das ein Herz sucht, nicht Genuß,
Das Weib ist keusch in seinem tiefsten Wesen,
Und was die Scham ist, weiß doch nur ein Weib!"
„Doch wird es frech, so ist es frecher noch
Als selbst der frechste Faun, und wird es lüstern,
Hat es das Recht der Unersättlichkeit!
Im Weib, im Weibe nur wird Hunger Tollwut,
Befried'gung Agonie ... Genug! Nur eins
Laß mich noch sagen: echte Liebe gibt es:
Die Mutterliebe! — Weißt du wohl, warum?
Im Mutterherzen ist Instinkt die Liebe,
Und darum, siehe, glaub' ich auch an sie:
Denn an Instinkte glaub' ich und nichts hat
Im menschlichen Gemüte je Bestand,
Was die Natur an diesen Demantbanden
Nicht lenkt zu ihrem Zweck: ja Mutterliebe,
An diese glaub' ich noch, das ist ein Wort,
Das Widerhall in meiner Seele findet.
Die Mutterliebe, sieh, das ist der Pflichtteil
Von Liebesglück, den jeder Kreatur
Auswirft die kargende Natur — der Rest
Ist Schein und Trug. Wahrhaftig, mich ergötzt es,
Daß es ein Wesen gibt, für das es ewig
Naturnotwendigkeit ist, mich zu lieben!

Aus der Geliebten Herzen kann ein Sklav',
Ein Sänftenträger, Fechter mich verdrängen.
Ist er so schön wie ich, so gibt vielleicht
Mein Purpur noch den Ausschlag mir zugunsten;
Doch ist er schöner, so verläßt sie mich
Auf seinen Liebeswink: ist er's um vieles,
So reicht sie mir auch Gift, wenn er's verlangt.
Wie anders liebt ein Mutterherz!
Laß einen königlichen Prinzen kommen
Fern aus dem Morgenland; den edelsten,
Den schönsten, reichsten, einen Götterliebling:
Was ist er gegen mich ihr, mich, den Sohn?
Sie kennt nur mich, sie sieht nur mich, sie liebt
Nur mich, den Sohn, und wird mich ewig lieben.
Er mag der Reichste sein — ich bin ihr Kind;
Er mag der Schönste sein — ich bin ihr Kind;
Und wägst du gegen eine Welt mich ab,
Sie legt ihr Mutterherz mit in die Wagschal'
Und macht sie sinken gegen eine Welt!"
„Du sprichst so schwärmerisch von Mutterliebe
Und hältst die eigne Mutter dir so fern?"
„Auch Liebe wird uns manchmal unbequem,
Wenn wir sie herzlich auch zu schätzen wissen;
Sie wird im Übermaß zur Tyrannei.
Auch Mutterliebe wächst zur Eifersucht.
Leb' Agrippina fern, mir ist's genug,
Zu wissen, daß mich eine Seele liebt! ...
O könntest, Weib, du in mein Innres blicken,
Begreifen würdest du, wie sehr, wie sehr
Ich dieses Trost's bedarf! Noch bin ich jung
Und fast schon lebensmüd'. Kennst du den Fluch,
Der sich an ird'sche Allmacht knüpft? Gewohnt sein,
Sich alles zu gewähren und dann plötzlich
An eine Schranke stoßen — unerträglich!
In meinem Busen rast ein Hungerwolf,
Den ich betäube nur, doch nie befried'ge.
Gereizt ist jede Fiber meines Wesens,
Krankhaft gespannt in mir ist jeder Nerv ...
Nun aber, holde Göttin, hängen wir
Das Bleigewicht so ernster Zwiegespräche

Nicht an die Flügel dieser goldnen Stunden,
Die nahn, uns leichtbeschwingt hinwegzutragen
Ins holde, süße, blüh'nde Reich der Lust!
Da, siehe, schäumt die goldne Flut im Becher.
Und deine süße Schöne, hohes Weib,
Schäumt mir entgegen wie die Flut im Becher,
Sieh, noch hat keine Sterbliche gelebt,
Mit welcher Nero wie mit dir gesprochen.
Aus deinem Wesen strömt, wiewohl noch spröde,
Nur halb du mir's enthüllst, ein Hauch von Größe,
Den ich noch nie gespürt bei schönen Weibern.
Ja, du bist groß, fürwahr! Du heuchelst nicht,
Und das ist viel! Fänd' ich in dir das Weib,
Das Phantasie mir unter deiner Maske
Vorgaukelt, — bei Kupidos Pfeil! Mich deucht,
Ich könnt' es lieben, wie Antonius
Geliebt die schöne Königin am Nil!"
Den Arm schlingt kosend Nero um die Schöne,
Und sinken läßt sie endlich auf sein Flehn
Die schwere, golddurchwirkte Purpurhülle
Der Göttin: sie ist Weib nun; es erscheint
Der spinnweb-zarte, schimmernd-gelbe Byssus
Der Tunika, die weich, doch eng geschmiegt,
Umspannt der mächt'gen Glieder stolzen Bau.
Es leuchtet durch dies goldige Gewebe
Die Haut, die duftig-zarte, noch hindurch . . .
O überfeines Rom, o Zeit, in der
Die Worte mehr verbergen als enthüllen,
Die Kleider mehr enthüllen als verbergen! . . .
Berauscht von Schönheit, Wein und Glutaromen,
Gebietet Nero: „Laß die Maske fallen!"
Die stolze Spröde lächelt des Gebots.
Er bittet, fleht, er droht, sein Auge leuchtet:
Sie schüttelt noch das stolze Haupt. Da faßt
Tyrannengrimm ihn wild: „Ha, Widerstand?
Dem Nero Widerstand?" Sein Auge flammt,
Das Blut schießt in die Stirn, die Wangen ihm
Und füllt sie ganz mit dunkelroter Glut;
Die Adern schwellen ihm — und stürmisch reißt er
Die Maske von des Weibes Angesicht —

Und vor sich sieht er das gewaltige,
Das feueraugige, das edelstolze,
Das königliche Antlitz Agrippinas,
Die fern er, fern auf ihrem Landsitz wähnte,
Wohin er sie gebannt. Das ist die Stirn,
Das sind die Flammenaugen Agrippinas,
Das sind die Augenbrau'n auf stolz gewölbtem,
Scharfkant'gem Augenrand, das ist der Schnitt
Des starken, heldenhaften Angesichts,
So mächtig und doch reizvoll übergossen
Von einer Schönheit Zauberglanz, an der
Vorüber spurlos geht der Jahre Wandel.
Sie ist's, das hohe Weib.
Erstarrt und stumm,
Geteilt noch zwischen Zorn und Glutbegier,
Steht Nero, starrt ins Angesicht der Mutter
Und sieht zum erstenmal, wie hehr sie prunkt
Und daß sie Romas schönstes Weib noch ist.
Den Blick des Staunenden erwidert schweigend
Die Stolze — nur ihr Auge triumphiert.
„Ich habe nie ein Weib gesehn," so ruft
Er endlich aus, „das mir das Herz bezwang:
Und nun — nun muß es dieses sein? — Natur,
So äffst du mich? — Nun wohl, so soll mir auch
Das Unnatürlichste das Liebste sein ..."
Die Kraft der Heldin in den mächt'gen Gliedern,
Entwindet sich dem wilden Ungestüm
Des Schrecklichen mit Lächeln Agrippina.
Sie eilt vom engen Zelt hinaus ins Freie:
Und mehr in seines Zorns als seiner Gier
Wahnwitz'gem Taumel fiebernd, folgt ihr Nero.
Gleichwie des Wildes Spur der Jäger folgt
Auf unwegsamem Pfad, im Waldgebirg,
So folgt der wüt'ge Nero Agrippinen.
Bald im Gebüsch verliert sein Auge sie,
Doch immer rennt er noch mit Ungestüm
Halb sinnlos durch den Gartenraum dahin.
Daß ihm ein Menschenkind zu trotzen wagt,
Zu necken ihn, das füllt mit Ungeduld
Das Herz ihm unerträglich, stachelt ihn

Nur immer wilder an. Nach langer Zeit,
Nicht Jäger mehr, nein, selbst ein Wild, gehetzt
Von eigner Raserei, stößt plötzlich er
Auf Tigellin. „Sahst du nicht Agrippinen?“ —
„Wohl sah ich sie!“ gibt jener ihm zurück
Mit seltsam spött'schem Grinsen. „Ha, du sahst sie?
Wo war's? Gib Antwort!“ „Unart wär' es, Herr,
Und gegen die arkad'sche Schäferfreiheit,
Die solchen Fests gebührend Vorrecht“ . . . „Sprich!“ —
„Die hohe Frau war nicht allein.“ — „Was sagst du?
Wen sahest du mit ihr?“ — „Der Sterbliche,
Der mit der hohen Frau in eine Grotte
Zu schlüpfen das erlesne Glück genoß,
War, irr' ich nicht, der schöne Tänzer Paris,
Dein Günstling und ein gern gesehner Gast,
Auch oft Genoß bei lust'gen nächt'gen Streichen.
Schon lange flüsterte man sich ins Ohr,
Daß insgeheim der schmucke Junge viel
Bei Neros schöner Mutter gelte; ei,
Wer möcht' es glauben? Doch gewiß ist freilich,
Daß in die Grotte sie mit ihm geschlüpft . . .“
„Wo liegt die Grotte? Führe mich dahin!“ —
Dem Schritt des Schwarzen folgt mit Ungeduld
Der wildentflammte Nero. Jener steht
Vor einer abgelegnen Grotte still,
Die zwischen duft'gen Büschen purpurn schimmert.
Auf leisen Sohlen schleicht ringsher der Mohr
Und späht. Zuletzt erspäht er eine Lichtung,
Die zwischen sich der niederhängende
Prunkvorhang läßt, nur eine schmale Ritze.
Vor diese auf den Wink des dunklen Schleichers
Tritt Nero und sein Tiger-Lauerblick
Stiehlt sich ins Innre des erhellten Raums.
Da sieht er auf den blumenreichen Polstern,
Von Purpurschein umflossen, kosend ruhn
Das Weib, das ihm entflohn, mit ihrem Buhlen,
Dem schönen Tänzer Paris. Ist das noch
Die strenge, hohe, stolze Agrippina,
Die er zuvor gesehn? — Wie blitzt ihr Aug'
In feuchtem Glanz so zärtlich nun, wie hängt

Ihr durst'ger Mund am Rosenmund des Jünglings!
Zum sechzehnjähr'gen Mädchen umgewandelt
Scheint das titan'sche Weib, ganz aufgelöst
In Schwärmerei und Liebestrunkenheit.
Und fast verschüchtert vor der wilden Glut
Des heldenhaften, des gewalt'gen Weibes,
Erwidert ängstlich wie ein Knabe schier
Der schmucke Tänzer ihre Zärtlichkeit.
  Sie treibt es toll wie ein mutwillig Mägdlein,
Sie herzt und küßt den Liebsten, hätschelt ihn
Gleich einem Kinde, spielt mit seinen Locken,
Und windet spielend um die schlanken Glieder
Ihm blumiges Gerank, das von der Decke
Des Grottenraumes wuchernd niederhängt.
„Warum bist du befangen, holder Freund?"
Ruft sie, dem Blick des Sinnenden begegnend;
„Ruht Agrippina nicht, die dir so hold,
In süßer Liebe traulich hingegeben
An deiner Seite? Hast du etwa schon,
Bevor ich kam, ein andres Lieb erkoren
Fürs nächt'ge Freudenfest? Kam Agrippina,
Die Unerwartete, auch unwillkommen?
Du dachtest wohl an die Entfernte nicht?"
  „O Agrippina," ruft der Jüngling, „wohl
Ist deine Liebe süß, berauschend, göttlich;
Dein Flammenkuß ist aller Wonne Gipfel:
Doch auch gefährlich ist sie, deine Liebe,
Und tödlich ist dein heißer Flammenkuß.
Sooft du heimlich mich an deine Seite
In süß verschwiegner Stunde zogst, da mischten
So seltsam immer in gehobner Brust
Sich Wonneschauer mir mit Todesschauern.
Wie soll er leben wohl, der Sterbliche,
Der eine Göttin an sein Herz gedrückt?
Der übermenschlich Glückliche, der dein
Genoß, du Hohe, Hehre, wohl ein Gott,
Mag er sich dünken, doch auch zittern muß er,
Bald unsichtbar zu werden wie ein Gott,
Zu scheiden aus den Reihn der Sterblichen!
  O Agrippina, wen du zu dir ziehst,

Zu sterben gleich in deiner Glutumarmung
Wär' besser ihm, als daß er deine Glut,
Die furchtbare, doch flücht'ge, überlebt!
Als unbequemen Zeugen einer Stunde,
Wo sich in dir als Weib die Göttin fühlte,
Stößt ihn vielleicht dein Fuß hinweg, hinab
In ew'ge Kerkernacht — vielleicht sogar
In ew'ge Todesnacht . . ."
„Du armer Knabe,"
Fällt Agrippina lachend ihm ins Wort
Und küßt ihm Mund und Aug' und Stirn und Wange:
„Ist dir so unbekannt, daß nicht zum Unglück
Allein, daß auch zum Glücke Mut gehört,
Daß nur der Kühne sich vom Baum des Lebens
Der Freude Hesperidenäpfel pflückt?
Und weißt du nicht, daß man in Fesseln schlagen,
Doch nimmer aus dem Himmel, den er schaute,
Den einmal Seligen verstoßen kann?
Was du erlebt, kann dir kein Gott mehr rauben!
Ist's nicht genug dir für die Ewigkeit,
Daß du geruht in Agrippinas Armen?
Der Liebende muß Qual und Tod verachten,
Die ihn bedrohn — doch dich bedrohn sie nicht,
Mein Liebster! Deine Angst ist doppelt töricht!
Nie wird dich Agrippina von sich stoßen;
Sie ist dir allzu hold, mein schlanker Liebling!
Drum bleibe ruhig, trauter Freund, ermanne
An meinen Lippen dich und fürchte nichts!"
„Und wäre deiner Liebe Himmelsnektar,"
Fährt Paris fort, „mir armem Sterblichen
Gegönnt für immer, wärest du mir hold
Unwandelbar, steht ewig schreckend nicht
Vor meiner Seele der Gedank' an Nero?
Wenn eine Ahnung seinen Sinn beschleicht,
Daß ich nach allzuhoher Götterfrucht
Emporgestrebt, nein, daß ich nur gewagt,
Die hold zu mir herab sich neigende
Zu pflücken — weh' uns beiden — dir wie mir!"
„Du ängstigst dich um Hirngespinste, Lieber!
Sprich mir von Nero nicht, dem aberwitz'gen!

Denn der ist mein gehorsam Söhnlein wieder,
Wie er es war, und mehr noch, als er's war!"
„Du hast so rasch ihn wieder dir gewonnen?"
„Der Pfeil, ihm wohlberechnet zugesandt,
Er traf — und flog fast übers Ziel hinaus.
Er ist mein Sklav'; von Nero fürchte nichts!"
„Doch wenn er deinem Bann sich wiederum
Entzöge je mit plötzlichem Entschluß?"
„Wenn er es wagte je?" ... (an ihren Mund
Den Finger legend, rückt bei diesem Wort
Dem Ohr des Jünglings näher Agrippina),
„Wenn er es wagt, dann gibt's ein letztes Mittel:
Ich war's, die auf den Thron den Nero hob;
Noch aber lebt Britannicus — und wenn
Sich undankbar der Tollkopf zeigt, so kann
Den Schwachkopf ich an seine Stelle schieben.
Anhänger, zahllos, harren in der Stille
Nur meines Winks, und wenn ich winke, stürzt
Der Wütrich Nero und Britannicus
Besteigt den Thron — und Agrippina herrscht!
Doch das sind schreckliche Geheimnisse,
Zu schwer fast für dein zartes Ohr, mein Liebling!
Ich hätte dich damit verschonen sollen.
Bewahre sie nur treu und sieh dich vor,
Daß nicht ein Tröpflein überfließt von dem,
Was ich ins Ohr dir träufelte — sonst könnte
Die Angst, die dir vergällt dein junges Leben,
Sie könnte, süßer Freund, zuletzt sich freilich
Erweisen als begründet — ja, beim Himmel,
Es wär' um dich geschehn, mein holder Liebling! —
Nun aber laß die düsteren Gedanken!
Sieh, leise geht der Stunden Wandel hin,
Und während, bebend vor dem Glück, du zögerst,
Entschwebt's vielleicht auf Nimmerwiederkehr.
An meiner Brust, in meinen Armen sei
So glücklich wie der Troër Paris war
Im Arme seiner griech'schen Helena!"
Im Antlitz Todesblässe, fiebernd, tritt
Zurück vom Zelte Nero. Seine Stimme
Erzittert, wie er spricht zu Tigellin:

„Ha, Mohr, nun strenge deinen Scharfsinn an
Und sinne mir drei Todesarten aus,
Wie sie vor mir noch nie ein Cäsar übte.
Gleich Schlangen deines heißen Heimatlands
Aus brüte mir die giftigsten der Greu'l
Für den Britannicus und für den Paris
Und für sie selbst — für Agrippina! — Ha!
In diesem Augenblicke sehnt mein Herz
Sich nach von Gift verzerrten Zügen, nach
Zermalmten Schädeln: wahrlich, mich gelüstet's
Nach Menschenblut, wär's auch unschuldiges —
Mich lüstet's selber nach dem deinigen,
Mein wackrer Tigellin! Und stünden wir
In diesem Augenblick an einem Abgrund,
Ich stieße dich hinab!
Mein Herz ist heiß — es könnt' ein Dolch drin schmelzen,
Wenn ich ihn jetzt ins Herz mir stieße! — Ei,
Sieh da die stolze Agrippina, sieh
Die hohe „Roma", die Cäsarenmutter,
Da drinnen sich auf Purpurpolstern wälzend
Mit einem feigen Sklaven, einem Springer,
Mit einem unglücksel'gen Mitteldiug
Von Tänzerin und Mann . . . Ha, die Megäre!
Nur Spielfiguren sind ihr ihre Kinder,
Die auf dem Brett sie vorschiebt, wenn sie Trümpfe
Berechnend ausspielt, einen um den andern!
War ich's nicht selbst, der sprach von Mutterliebe?
Und dieser Wahn hat mich solang geäfft,
Mich, den „Tyrannen", mich, den „Bluthund" Nero?
Ich hatt' in mir noch soviel Schwärmerei,
So vieles tölpelhafte Weichgefühl,
Daß mich in allen meinen Glutgenüssen
Die Sehnsucht nach Geliebtsein überkam,
Daß ich mich selbst an Mutterlieb' erquickte?
O, welch armsel'ger Schuft war ich in Wahrheit
Und meinte doch, ich sei der Herr der Erde!
Ich, Nero, bin's, der, wimmernd wie ein Bettler,
Ausrufen es in alle Welt, ausrufen es
Mit tausend Zungen möcht', das schauerliche
Geheimnis, daß es keine Liebe gibt! —

Die Löwin hegt ihr Junges, Tigellin,
Nicht wahr, in deiner sonneglüh'nden Heimat?
In Rom nur gibt es keine Mütter mehr:
Bis in das Mutterherz hineingefressen
Hat sich der Wolfszahn jener Herrschbegier,
Die immerdar durchgärt das tiefste Leben
Des Römertums. O Rom, was will das blut'ge
Cäsarenhenkerspiel, mit dem ich mich
Ergötze, sagen? Hält es doch noch lang
Nicht Schritt mit deiner Niederträchtigkeit!
Du wardst zu menschlich noch, zu würdevoll
Regiert. Zum Konsul Roms will ich den Esel
Silens ernennen! Und zur Kaiserin
An meiner Seit' erheb' ich eine Sklavin —
Nein, keine Sklavin — nichts vom Weibe mehr —
Das Weib ist schal und ekel mir geworden!
Ein Sklave soll es sein — mein Lieblingssklave,
Der holde Sporus — ja, den will ich frei'n!
Heut' abend feir' ich das Vermählungsfest! — —
Nun, hast du nachgedacht, mein wackrer Mohr?"
„Ich werde mich an meine edle Muhme
Locusta wenden, daß ein Tränkchen sie
Uns braue, kräftig und doch nicht Verdacht
Erweckend . . ." — „Gift? Für den Britannicus
Noch gut genug! Doch an dem Wicht da drinnen
Geziemt's zu nehmen andre, beßre Rache!"
„Der arme Junge ist ja schon vor Angst
Zur Hälft' entseelt in Agrippinas Armen
Und mit dem Tod bestraft man ihn nur halb.
Ist's seine Schuld, daß überreife Frau'n
So lüstern sind nach frischem, jungem Blut?
Man läßt ihm nachts von zwei vermummten Strolchen
Auflauern, die gebunden und geknebelt
An einen abgelegnen Ort ihn bringen
Und als Eunuch ihn wieder laufen lassen."
„Und Agrippina? Sie am leisesten
Und unverdächtigsten hinwegzuschaffen
Aus dieser Welt, sei deines Sinnes Ziel . . .
Und sterben soll sie schrecklich, grauenvoll . . .
Ha, sterben — sie — kaum denk' ich's aus: sie sterben,

Die letzte Römerin? Und doch — sie soll's.
Doch nicht gemein soll Neros Mutter sterben!
Sinn' eine Todesart mir aus, die sie
Zum Hades führt mit Pomp, als Heroine!
Erhaben soll sie untergehn!" —
„Und doch
Im stillen, unverdächtig, unbemerkt?
Das ist nicht leicht. Doch so wohl mag's geschehn:
Du ladest sie, als hätt'st du nichts vernommen
Vom Zwiegespräch der beiden hier im Zelt,
Zu dir für morgen abend freundlich ein
In deinen ländlichen Palast am Meer,
Wo zum Gelag die Deinen du vereinst.
Du sendest ihr ein schmuckes Fahrzeug her,
Das von der Stadt den Tiberstrom hinab
Und dann im Meer den grünen Strand entlang
Bis zu dem ländlichen Palast sie bringt.
Das Fahrzeug ist von mir gelenkt: ich sorge
Dafür, mit einer kleinen Vorbereitung
Am Balkenwerk des Schiffs — ein Tausendkünstler
Bin ich, du weißt's — daß Agrippina nicht
Den Strand erreicht: ich sorge für den Pomp,
Für alles ... dafür auch, daß kein Verdacht
Dich treffen kann!"
„So recht! von allen meinen
Prachtgondeln nimm die prächtigste und schmücke
Verschwenderisch sie aus!"
„Wohl ist's Verschwendung!
Denn auch das Fahrzeug dürfte nimmermehr
Zum Strande wohlbehalten wiederkehren,
Das Los der Schönen teilend, die es trägt!"
„So schmücke doppelt es! Hast du vernommen?"
„Wie du befiehlst!"
„Nun harre Agrippinens,
Und eh' sie heimkehrt, träufle der Verruchten
Ins Ohr als trügerische Bitte, die
Zum neuen Fest sie lockt, ihr Todesurteil!" —
So unterweist den will'gen Henker Nero
Und schreitet durch des Gartens Räume weiter,
Indes der Frühwind durch die Blätter säuselt.

Das Bacchanal, das wüste, tolle, sieh,
Hat ausgetobt sich in den wild'sten Szenen,
Die jemals Rom, die je die Welt geschaut.
Nun ist's wie eine Walstatt nach der Schlacht:
Es tritt der Fuß auf Stücke welker Kränze
Und Fackeltrümmer, bunt gehäuften Wust.
Der Morgen bricht in rotem Schimmer an
Und wirft ein fahles Licht auf die Gesichter
Entschlummerter, die wie Entseelte liegen.
Die wüsten Zecher, Sklaven, Senatoren,
Und Buhlerinnen, schlafend ruhn sie, hin
Gestreut, wie blinde Taumellust zuletzt
Sie wahllos durcheinander wirbelte.
Das Morgenrot beglänzt erstarrte Gruppen,
Drauf schäm'ge Nacht den dunklen Mantel warf,
Und leuchtet in die Büsche frech hinein.
Da ruht der Sklave, ruht der Gladiator
In edler Frauen Näh'. Und sieh, da hebt
Sein schweres Haupt ein Scipionen-Enkel —
Und hier ein Fabier — dort ein Porzier . . .
Der Ahnherr fuhr im Triumphatorwagen
Mit weißen Rossen und hier hebt der Enkel
Das schwere trunkne Haupt, das immer wieder
Hinabsinkt auf die Brust. — Hier eine Gruppe,
Betäubt von Sinnenrausch, in Schlaf erstarrt,
Gleichwie in Stein gehau'n als Ausgeburt
Von zügelloser Phantasie. Es liegen
Entblößt die Leiber mit gelöstem Haar.
Mit düsterm Lächeln schreitet Nero hin —
Die Zaubertränk' in seinen Bechern wirkten!
Hier schnarcht Silen und hier, ist's möglich? Himmel!
Der weise Seneka, im Traume lallend
Mit schwerer Zunge. Doch weß ist der zarte,
Der jugendliche Mädchenleib, woran
Der Fuß des Wandrers stößt? Es ist Actäa —
Nicht schlummernd, nein, entseelt, zu Tod' gekost . . .
Die wilde Jagd des trunknen Bacchenschwarms
Ging über diese zarten Reize hin
Mit mörderischer Frechheit . . . Weiter wandert
Der bleiche Cäsar: wie ein Todesengel

Hin schreitet er in düstrer Morgenglut.
Zuletzt auf marmorblinkender Terrasse
Steht Nero still. Was sieht er einsam hier
Im Winkel kauern? 's ist ein Greis. Mit Schauder
Erkennt er den gespenst'gen Gast. In sich
Geschmiegt hier ruht er, scheint zu frösteln. Nero
Beginnt: „Nun, Alter, bist du etwa hier
Der einzig Nüchterne? Was schmiegst du dich
So einsam kauernd an die Marmorstufen?“ —
„Mich friert,“ so wimmert der Uralte klagend:
„Mich friert im morgendlichen Hauch der Luft.
Ich wollte, dort der schöne rote Schein,
Der auf den Dächern liegt des goldnen Roms,
Wär' nicht ein kaltes Flammengaukelspiel,
Nein, wär' ein echter heißer Feuerbrand,
Daß ich einmal die armen alten Glieder
Recht gründlich dran mir wärmen könnte! Ja,
Kein Feuer kann zu groß sein, mir den Frost
Zu bannen aus den alten, alten Gliedern!“
Dem Blick des Greises folgt der Blick des Nero
Hin nach der Stadt, die endlos weit sich dehnt;
Die Zinnen Roms, sie liegen wie im Feuer.
Lang' schaut er in die Glut, dann ruft er laut,
Wild lachend: „Alter, wärmen möchtest du
Die Glieder dir? Ich auch! Auch mir durchschleicht
Ein Frost den Leib, daß mir die Zähne klappern! —
Es wär' ein wundervoller Anblick, traun!
Ha, der Gedank' ist köstlich, groß, erhaben!
Wie wär's, wenn so dies ganze weite Rom
Mit seinen Schätzen, seinem Golde, seinen
Murrhinischen Gefäßen, feilen Weibern
Und purpurübertünchten Sklaven all
Zusammenschmölz' in einen großen Klumpen —
Vielleicht, daß aus dem alten Teige dann
Noch eine neue Welt zu kneten wäre!
Ha! Der Gedank' ist göttlich — und wofür
Wär' ich denn Nero? Ja, ich fühle mich
Als Nero-Dionysos plötzlich wieder! —
Und sieh, da sind sie ja, ob ruhend auch
In dichten Haufen, meine Vielgetreuen!

Wach' auf, wach' auf, du wackre Bacchenschar!"
Er ruft's und reißt die Schlummernden empor.
Die taumeln auf und scharen sich um Nero.
„Wohlauf, ihr meine wackren Korybanten!
Seid ihr auch wach genug, seid ihr auch nüchtern,
Zu hören und zu fassen ganz das Wort,
Das euch ins Ohr ruft Nero-Dionysos?"
Ein schallend Evoë antwortet ihm.
„Wohlauf, nehmt eure ausgelöschten Fackeln
Und fachet ihre Gluten wieder an!
Zieht hin, zieht hin, zerstreut euch durch die Stadt,
Durchschwärmt, durchraset sie und reißt, was lebt,
In euren Taumel mit: ich streue Gold
Mit vollen Händen unter Romas Pöbel,
Der taumelnd, frech bezecht zu Neros Ehren,
Nicht säumen wird, in euren Zug gemischt,
Mit hinzurasen durch die Stadt. — Und wenn
Dann alles rast — und wenn der Abend einbricht,
Ja, wenn der Abend einbricht, hört ihr's wohl?
Wodurch kann dieses Riesen-Bacchanal
Erhabner, würdiger geschlossen werden,
Als durch ein großes Flammenopferfest?
Soll nicht die ganze Stadt mit uns auflodern
In heller Glut bacchantischen Entzückens?
Werft eurer Fackeln Brand in ihre Dächer!
Erglühen sollen auch die Marmorsteine
Des lieben alten Roms in Festeslust!
Die Schluchten der Albanerberge sollen
Aufleuchten und das ganze schimmernde
Thyrhenermeer soll festlich rot erglühn
Im Widerschein neron'scher Jubelbrände!"
Die wilden Bacchen rufen: „Evoë!
Es lebe Nero! — Seine Glorie,
Auf unsrer Fackeln Spitze tragen wir
Sie hin durchs ganze Rom, in alle Welt
Und lassen sie in goldnen Flammen lodern!"
Hin stürmt der Zug der bacchischen Zerstörer
Und in den wilden Schwarm mischt eilig sich,
Vom Winkel sich aufraffend, wo er kauert,
Mit einem Antlitz, drin es wetterleuchtet,

Wie Blitzschein spielt um graue Tempeltrümmer —
Der Alte mit den abgrund-tiefen Augen.

---

## Dritter Gesang.

### Agrippina.

So hat das liebliche Thyrhenermeer
Noch nie geblaut wie heut', so wundervoll
Hat nie der goldne Strand von Latium
Geglänzt im schönsten Sommerabendstrahl.
Am Ufer angelnd sitzt ein Fischerknabe
Und blickt verwundert in die See hinaus:
Was lodert, hell beglänzt vom Abendschein,
Im tiefen Meerblau dort als goldner Punkt?
's ist wie ein Feuerfunke, der, ins Wasser
Geschleudert, sinkt, um zischend zu verlöschen:
Doch es erlischt nicht, nein, es kämpft sich durch:
Ein Funke nicht, ein Falter scheint es nun,
Ein wunderbarer, welchen allzuweit
Ein Zephir trug vom grünen Strand hinweg
Und der nun draußen in kristallner Wüste,
Verirrt und ratlos flatternd überm Plan
Des Wellenspiegels, müde fiel ins Meer
Und sterbend schlägt die goldig-bunten Flügel.
Doch nein, es ist kein Falter auch, der ängstlich
Mit Flügeln schlägt — es zieht so fest, so sicher,
So stolz dahin, so willig trägt's die Flut:
Ein Meereswunder ist's wohl, ein Delphin,
Der in der Sonne glänzt mit Silberflossen.
Doch näher, näher kommt's, zieht stolz vorüber
Am Uferfels und an dem Fischerknaben.
Der Knabe blickt erstaunt, den prächt'gen Fisch
Vergessend, der an seiner Angel zappelt.
Wohl ist's ein Meereswunder, ein Delphin:
Doch ein lebend'ger nicht — er ist gewoben
Aus Edelsteinen ganz, aus Gold und Purpur
Und Blumen — seine Augen sind Smaragde

Und seine Silberflossen echtes Silber.
Den Rücken aber deckt ein Wunderzelt,
Ein Baldachin, ein goldner Zauberbau,
Von welchem Kränze, reizend aufgelöst,
Und Purpurtücher auch mit goldnen Fransen
Hinunterhängen in die See.
Ha, sieh,
Wie gleitet es dahin, dies schimmernde
Meerwunder! Sieh, wie prunkend-hehr und doch
Wie zart und weich, wie zierlich und wie leicht!
Und wie behend! Wie über einen Spiegel
Die Fliege gleitet, rasch die Füße regend,
So regt die goldne Riesenfliege hier,
Vielmehr der goldne Tausendfuß, das Prachtschiff,
Sein Ruderwerk, sein perlen-triefendes,
Aus Ebenholz gefügt mit Silbergriffen,
In leichtem Takt gelenkt von einem Schwarm
Phantastisch gold-betreßter Gondoliere.
Hoch ob dem Ruderwerk, sieh, um den Bord
Des Schiffes läuft in staunenswerter Pracht,
Gekrönt von Elfenbein- und Marmorbildern,
Ein Fries in schimmernd heller Farbenzier,
So frisch, so glänzend, daß der Vogel pickt
Am Arabeskenschmuck gemalter Trauben.
Des Schiffes Prora wie sein schmucker Stern
Trägt goldener Embleme Zier und, hoch
Emporgetürmt, manch reiches Kunstgebild:
Ein Meergott sitzt am goldnen Steu'r, Sirenen
Und muschel-blasende Tritonen sind
Gemeißelt rings und schlanke Nereiden.
Ein goldner Baldachin ist ausgespannt
Am hochgebühnten Bug des Schiffs, als Warte
Der holden Meerschau. Ragend in der Mitte
Des Fahrzeugs steht ein säulen-prangend Rund,
Verhängt mit gold-gestickten Purpurtüchern,
Zur Kuppel dienend einem Prunkgemach,
Das in des Schiffes Bauch verborgen ruht.
Der weithin schimmernden Rotunde Gipfel
Trägt eine reizvoll glänzend goldne Gruppe
Der Grazien: von ihrem hohen Sockel

Aus laufen hundert üpp'ge Rosenketten,
Süßduft'ge Blumentaue, gleichverteilt,
Und senken strahlenförmig sich hinunter
Zu Marmorbübchen, holden Amorinen,
Die, leichthin auf des Schiffes Brüstung gaukelnd,
Mit zarten Händchen jene Prachtgirlanden
Fortleiten ringsher um den Rand und hoch
Sie drüben schwebend halten. Jeder Hauch
Des Wests bestreut die Flut mit Rosenblättern
Und gierig trinkt das Meer die Purpurflocken,
Wie Funken, die vom duft'gen Rosenbrand
In seine kühle Tiefe niedersinken.
Das blühende Geschling, es überwuchert
Das ganze Schiff, kriecht um die silbernen
Antennen, drauf die Purpursegel flattern,
Und hängt vom seidnen Tauwerk reizend nieder.
  Das zaubergleiche Schiff liegt in der Flut
Gleich einem Edelstein, gefaßt in Silber.
Die Fischerbarken, in der Ferne rudernd,
Sie halten ein, das Wunder anzustaunen,
Verwundert kommen Vögel hergeflogen
Und setzen sich darauf und schmettern fröhlich.
Die Lüfte sind berauscht, die Flut erglüht.
Bis an den Meeresgrund hinunter dringt
Die Wundermär': es fällt ein Zauberstrahl
Vom Glanz, der auf der Oberfläche schwimmt,
Hinunter in die Tiefe: Goldreflexe,
Verlorne, spielen in den purpurnen
Abgründen, wo die Thetis thront und wo
Die Meergeschöpfe ruhn in blauer Halle:
Sie wachen auf und schau'n empor und wähnen,
Es schiffe Galatheas Festzug oben
Und drängen zum besonnten Meeresplan
Sich jubelnd froh hinauf, um sie zu grüßen.
O still, o stille noch, ihr Meereskinder!
Umdrängt so lärmend nicht den prächt'gen Kiel!
Stört nicht ein reizvoll schlummerndes Geheimnis,
Das der Rotunde stiller Grund verbirgt!
Da unten im verschloßnen Prunkgemach,
Im Bauch des Schiffs, im Purpurdämmerschein,

Der magisch einfällt von der Kuppel, ruht
Das wunderbarste Weib auf Schwanenkissen.
O, wer den wundervollen Raum betritt,
Den dämmernden, den wollust=atmenden,
Rings ausgeschlagen weich mit indischem
Geweb' und von berauschenden Aromen
Arabiens durchwürzt — o, der vergißt,
Was draußen in der goldnen Sonne glänzt,
Den Himmel und das Meer, und alles gäb' er
Für diesen traulich engen, duft'gen Raum
Und seinen wollustvollen Dämmerschein.
Weich hingegossen ruht die üpp'ge Fülle
Des hohen Frauenbilds: junonisch ist,
Fast übermenschlich ihrer Glieder Bau,
Nun reizend aufgelöst: sie hat die Nacht
Durchwacht zu Rom bei Neros Bacchanal.
Nun aber regt sie leise sich und öffnet
Das Augenliderpaar und schüttelt leicht,
Als ein gewaltig Weib, den Traumgott ab,
Wie einen zartbeschwingten Amorin,
Der es gewagt, im Schlaf sie rot zu küssen.
Erschreckt entflattert er. Sie richtet sich
Mit halbem Leib empor und ruft die Sklavin
Und heißt das Bad sie rüsten. Dann vom Lager
Herab setzt sie den Fuß auf Teppiche
Von Babylon, so weich wie Rosenblätter.
Dann streift sie ab der leichten Schlafgewande
Weißschimmerndes Geweb'. Es zittert lüstern
Die weiche Flut schon in der Onyxwanne
Entgegen dieser glanzreich=üpp'gen Fülle,
Die sich ihr anvertraut. Was ist denn wohl
In ihrer goldnen Muschel Aphrodite,
Wenn in der Onyxwanne, gold=berändert,
Sich lagert diese stolze Titanide?
Wie leuchten ihre Glieder durch die Flut!
Das einz'ge Kleid, das solchen Leibes wert,
Ist ein kristallnes, weil es nichts verbirgt.
Die Welle, ach, wie sollte diese Glieder
Sie kühlen? Sie erwarmt in Liebe selbst.
O wie das Element sich, das verliebte,

Dicht an die Hehre schmiegt in süßer Glut!
Und als sie endlich aus dem Bade steigt,
Wie schwer und langsam reißen sich die Tropfen
Von ihren Reizen los! Die Sklavin trocknet
Der Herrin Leib und läßt dann einen feinen
Sprühregen aller duftigsten Essenzen
Und Öle niedertau'n, wie Perlenstaub
Ätherisch, auf die weiße Gliederpracht.
Und sanft dann reibt sie mit der Innenfläche
Der Hand die milde, duft'ge Feuchte tief
Ihr in die durst'gen Poren. O wie zittert
So weichgeschwellt und doch so glattgespannt
Die Haut, die blüh'nde, unterm Rosenfinger
Der emf'gen Dienerin! So glatt und schimmernd
Ist dieser schwellend weiße Frauenleib,
Wie Marmor vom Pentelicus, und doch
So weich und rosig, wie die Wolke war,
Die einst Ixion für die Hera nahm.
  Nun wirft ein leicht Gewand sie lässig über
Und lagert sich auf einem Purpurstuhl.
Der aufgelösten Haare Katarakt
Fällt über ihrer Schultern blanken Marmor.
Die Zofe setzt mit kund'ger Hand des Kamms
Gezahntes Elfenbein als Wehr darein
Und zähmt den Schwall des fallenden Gelocks.
Dann schmeidigt sie's mit Salben und durchduftet
Mit Narden ihr dämonisch glänzend Schwarz.
Doch kleinlich-eitel künstelndes Geflecht
Verbeut der Herrin Wink. Prachtvoll umwallt
Das freie Haargelock wie eine Mähne
Des stolzen Weibes königliches Haupt.
  Nun aber, gleich, als diente zur Palette
Der Regenbogen und ein Sonnenstrahl
Zum Pinsel ihr, verklärt als Meisterin
Der feinsten Tinten eine Inderſklavin
Den Zauberreiz des hehren Angesichts.
Sie haucht ein Weiß darauf, so blumenhaft
Wie Lotosblütenstaub und so ätherisch
Wie Mondlicht, eine reizend süße Blässe;
Und dieses keusche Weiß durchglutet sie

Mit junger Lebensfrische süßem Rot,
So rosig zart, daß es kein Rot zu nennen,
Nur einer zarten Röte Widerschein.
Und daß der lieblich abgestufte Schimmer
Nicht überglühe ganz das weiche Blau
Der feinen Äderchen, verfolgt, betupft
Sie mit des Pinsels dünnstem Haar sodann
Im Lilien= und Rosengrund der Wangen
Der Lebenspulse feingeschwellte Spur.
Nicht stolzern Schwung, nicht sattern Glanz erheischen
Am scharfen Augenrand die mächt'gen Brau'n;
Doch reiner wird die Linie noch gezogen,
Der dunkle Bogen zarter zugespitzt.
Wo ist der Bogen eines Liebesgotts,
Der solche sichre Pfeile wirft wie dieser?
Doch Eros' Bogen ist's nur, wenn sie lächelt,
Sobald sie zürnt, so ist's Apollos Bogen.
Die Sklavin selbst auch fühlt geheime Scheu
Und ihre Hand, sie zittert manchmal leise,
Wenn unter diesen Brau'n ein Augenwink,
Ein Blick ihr strenger droht.
Inzwischen hat
Der Herrin süßer Odem sich berauscht
An zarter Küglein kostbar'm Würzeduft
Und ihrer Zähne reines Elfenbein
An Inderharz sich spiegelblank gekaut.
Aus duft'gen Schränken zieht die Sklavin jetzt
Hellschimmerndes Geweb' und Prunkgewänder.
Noch einmal sinkt die Hülle von den Schultern,
Den blendenden, der wunderbaren Frau,
Wie Nebelrauch von blüh'nden Bergeshängen.
Doch dafür senkt nun zart wie Silberwölkchen
Sich über sie ein flimmernd' Hemd, so dünn
Wie das Geweb' Arachnens, daß die Haut
Hindurchzuquellen scheint wie Milch. Darüber
Wird nun der feine, bernstein=gelbe Byssus
Der Tunika geworfen, der die Pracht
Der Glieder weich, doch enggeschmiegt umspannt.
O bleibe so, du wundervolles Weib!
Wirf keine neuen Hüllen über dich,

Du kannst nicht schöner, herrlicher erscheinen!
Doch immer neue Prachtgewebe quellen
Empor aus den geöffneten Behältern,
Wie farbig bunte Nebel. Lange wird
Geprüft, versucht; zuletzt noch einmal rauscht
Es überm Haupt der Schönen und es senkt
Sich nieder eine seidne Stola, schneeweiß,
Mit goldgestickten Purpurrändern; Blumen
Sind golden eingewirkt und goldig glitzert's
Durchs ganze bauschig wogende Gewand,
Wie Himmelssterne durch den Nebelduft.
's ist wie die Silberwolke, stern=gestickt,
Die eine Göttin himmelan entführt.
Zusammenfaßt es in der Mitte jetzt
Ein Gürtel, reich geschmückt mit Edelsteinen,
Und über ihm schwillt wie gestaut von vorn
Des lieblichen Gewandes seidne Welle
Und fließt in edlen Falten reizend über,
Indes der goldbefranste Purpursaum
Von hinten schleppend nachwogt.
Jetzo steigt
Aus Silberkästchen blinkendes Geschmeid',
Korallen, Bernstein, Perlen und Juwelen.
Wie Schmetterlinge sich auf Blumen setzen,
So sucht der Edelstein, so sucht die Perle
Die schönsten Stellen sich auf Hals und Busen
Der hehren Frau und wiegt sich schillernd drauf.
Die blitzenden Demanten und Rubinen,
Hier glänzen einzeln sie, dort lagern sie
In Reihen sich, als ob sich niederließe
Ein Wanderschwarm der Lüfte, gleißend bunt,
Auf eine blüh'nde Lenzflur. Blanke Perlen
Umkreisen wie der Wettbahn Läufer dreimal
Des Schwanenhalses Ziel. Noch andre kriechen
Durchs liebliche Gelock des Haupts und gleiten
Anmutig auf die weißen Schultern nieder
Wie triefende geschmolzne Silbertropfen.
Und siehe da, auch glatte Schlänglein kommen
Mit Demantschuppen und Rubinenaugen:
Armbänder, Ringe, Kettchen, goldne Spangen,

Umschmiegend üpp'ger Arme stolze Fülle
Und weicher Lilienfinger zartes Rund.
Was weiter noch? Wenn mit dem Edelstein,
Dem Köstlichsten, was die Natur erschuf,
Sich etwas messen darf, so ist's die Blume.
Und wie der Edelstein, darf auch die Blume
Nicht fehlen, wo prunkreiche Schönheit ganz
Entfalten will ihr strahlend Pfauenrad.
Wohl brüstet der Juwel sich vor der Blume
Mit seiner Dauer stets, doch heute lächelt
Die Rose seiner Prahlerei'n und lispelt
Ihm zu, das Haupt der Herrlichen umschlingend:
Auf diesem Haupt kann keine Blume welken,
Von dieser Stirne fällt kein Rosenblatt!
  So nun, das Antlitz hell, das Auge leuchtend,
Den duft'gen Leib umwallt von seidner Stola,
Von Perlen und Juwelen reich umflirrt,
Des Kranzes Zier im dunklen Haargelock,
Ein Phänomen, ein leuchtend Wunderwesen,
Dasteht das hohe Weib, steht Agrippina
Und staunt sich selber an und lächelt sich
Entgegen aus dem Glanz des Silberspiegels,
Des blankes Rund ein goldner Eros hält.
Ihr schmeichelt selbst die Luft, die sie umfächelt,
Und preist den Odem selig, den sie trinkt.
Die Rosen in dem Kranz, der um ihr Haupt
Sich schlingt, sie flüstern schmeichelnde Verkündung
Von ewig blüh'ndem Reiz und süßer Liebe
Und ewig heiterm Lebensglück ihr zu.
Die Edelsteine mit den wunderfeinen
Glasglockenklängen, horch, sie lispeln schmeichelnd
Verheißungen von Glanz und Macht und Ruhm —
Und nur die weißen ernsten Perlen sausen
Bedenklich fast, ans Ohr der Lächelnden
Geschmiegt — fast klingt's wie ernste Mahnung ihr,
Wie warnend leise, leise Geisterstimmen:
Sie flüstern, scheint es, von der Meeresflut,
Sie flüstern wunderliche Meeresbotschaft,
Sie flüstern, wie das Meer so tief, so tief,
Der Meeresgrund so einsam ist, so schaurig . . .

Doch welche Mahnung gäb' es für ein Weib,
Das siegsgewiß auf seine Reize blickt?
Nicht Unheilsahnung ist's, es ist die Hoffnung,
Es ist der Schönheit trunknes Selbstgefühl,
Es ist die Lust, was ihr die Seele schwellt,
Daß eng der Busen wird und das Gemach.
Empor nun schreitet sie die sanften Stufen
Und tritt aufs sonnige Verdeck hinaus.
O wie um sie das weite wallende
Gewand so wonnig rauscht! Und jeder Schritt
Entfesselt eine Flut von Wohlgerüchen,
Die lieblich von ihr ausströmt. Jedes Aug'
Ist auf die herrlich Wandelnde gerichtet:
Das Ruder, stockend in der Rudrer Händen,
Läßt regungslos die Perlen niedertriefen
Ins süß-erstaunte Meer: die Fahrtgenossen,
Sie stehn, sie ruhen, wie zu Marmorgruppen
Verwandelt, wo sie naht, und sind wie leblos,
Als wär', wie der Meduse Grauenantlitz,
Ein Gorgoschild auch diese höchste Schöne,
Die, lächelnd ihrer Scheu, vorüberschwebt.
Entgegen ihr tritt jetzo Tigellin.
Mit einer kriechend-sklavischen Gebärde,
Die Lügen straft sein boshaft keckes Aug',
Neigt vor der Herrin sich der Dunkle tief
Und spricht, als könnt' er staunend in der Brust
Das Wort nicht zähmen: „O du Wunderbare,
Wie strahlst du in der Schönheit Zauberglanz!
Wie süß erstaunt wird der Beherrscher Roms
Dich grüßen, wenn du nahst! Als Göttin, traun,
Bezeichnet dich das Schicksal schon auf Erden,
Indem es dir vergönnt, unwandelbar
Im Leben schön zu sein und jung zu scheinen!" —
Ein Blitzstrahl fährt aus Agrippinens Aug'
Auf Tigellin — ha, frecher Mohr, dies Wort
War unbedacht! Welch Weib will jung nur scheinen
Und nicht auch sein? Des Blitzstrahls nicht zu achten
Scheint Tigellin und führt die Herrin lächelnd
Zum Bug des Schiffs vor, wo der Baldachin
Sich golden wölbt, und spricht: „O, hier bespiegle

Sich deine Schönheit, Herrin! Nur die Welle
Des Meers allein mag deinem Zauberreiz
Ein würd'ger Spiegel sein!"
Am Bug des Schiffs
Steht Agrippina: fernhin schweift ihr Blick.
Da liegt das holde Meer, da ruhn die Küsten,
Da spannt der Himmel lächelnd über ihr
Sein Wunderzelt in blauem Schimmer aus.
Doch sel'ger, stolzer lacht dies alles nicht,
Als hier das Aug', das Antlitz Agrippinens;
Denn dieses Auge, dieses Antlitz weiß:
Der Erde schönstes Weib ist Agrippina.
In diesem Augenblicke scheint, was schön,
Nur schön, weil Agrippina es beschaut.
Es glüht der Strand, in Wonne rauscht das Meer auf,
Die Rosenwölkchen segeln durch den Himmel,
Als wären sie Gedanken Agrippinas,
Und meerwärts nieder neigt sich huldigend
Die Sonn', als ob nur ihr zu Füßen sie
Vergießen möcht' ihr Strahlenblut . . .
Ihr Blick,
Er schweift hinaus ins weite Meer, er schweift
Zum grünen Strand, wo Neros Marmorhaus
Ihr schon entgegenblinkt. Lang ruht der Blick
Des großen Augs darauf und Siegesfreude
Blitzt herrlich auf in diesem langen Blick.
Auf Agrippinas stolzer Lippe schwebt
Ein wortlos triumphierend Dankgebet:
„Ich danke dir, allwaltende Natur,
Daß du mir hast bewahrt den holden Reiz!
Ich danke dir, ja, denn ich bin ein Weib.
Wär' ich ein Mann, ich riss' aus seiner Scheide
Das alte, rostzerfreßne Römerschwert
Der Scipionen und eroberte
Die Welt damit. Ich schüttelte dies Rom,
Dies schnöde Rom der Prasser und der Memmen,
Aus seinem dumpfen Schlemmerschlaf empor.
Doch ich bin Weib. Statt Helm und Schwert und Panzer
Gab die Natur mir wallendes Gelock
Und Feueraugen, blendend weiße Glieder

Und Prachtgewande, Perlen und Juwelen.
Ich bin ein Weib und habe keine Waffen
Als meine *Weiblichkeit* — so kämpf' ich, siege!
Und mehr als je nun will ich es entfesseln,
Dies Arsenal der wallend dunklen Locken,
Der Feueraugen und der weißen Glieder!
Was es vermag — du weißt es, bleiches Wölkchen
Des Silbermonds, der in verwichner Nacht
Geschimmert hat dem Fest in Neros Gärten!
  Im Bunde seiner schnöden Zechgenossen,
Bei seinen Possenreißern, Buhlerinnen,
Bei seinen bestial'schen Leibtrabanten,
Bei seinen Tigellinen und Poppäen,
Da lernte mählich Nero mich vergessen
Und es erschien kein Ort ihm fern genug,
Zu bannen ihm die läst'ge Näh' der Mutter.
Und siehe da, heut führt ein Prachtschiff mich
Zu ihm auf sein Geheiß und schmachtend seufzt er
Nach mir, ja, ja, er schmachtet, dürstet, brennt
Nach mir vor Ungeduld. Und warum dies?
Weil seinem Sinn, bacchantisch aufgeregt
Vom wüsten Taumel, in vergangner Nacht
*Verschleiert* sich ein Frauenbild gezeigt,
Das Aug' in Aug' er nicht mehr sehen wollte!
Wo blieben da die reizenden Poppäen,
Die Burrus', Senecas und Tigelline?
Der Wink der *Mutter* war dem kecken Knaben
Nichts mehr: nun kniet er vor dem Reiz des *Weibes*.
Gleichviel, *warum* er kniet, wenn er nur kniet!
Ei, siehe da, der lächerliche Tor!
Vernarrt in seine Mutter! Trieb denn wohl
Tyrannenwahnwitz je solch üpp'ge Blüte?
Das ist das Ende wohl, wenn Erd' und Himmel
Erschöpft ward, wenn die Welt wie ausgepreßte
Zitronen schal ist und stumpfsinnige
Begier sich selber äfft! Doch dieser Wahnwitz
Soll meiner Größe Schemel sein. Ich führ' ihn
Am Gängelbande dieses Aberwitzes
Und seiner unbefriedigten Begier
Die Bahn, die mir beliebt. Ha, der den Erdkreis

Sein eigen nennt, der übermüt'ge Nero,
Sich haltend am Gewandsaum seiner Mutter
Und folgend wie ein Knäblein — dieses Schauspiel
Bereit' ich einer Welt! Und steh' ich oben
Am höchsten Ziel der Macht, vorerst zertret' ich
Das schleichende Gewürm, die Sklavenbrut,
Die mich zurückgedrängt vom Thron des Sohns,
Und schleudre sie mit abgeschlagnen Köpfen
Ins Nichts zurück, aus dem sie kroch. Vor allem
Geb' ich den gift'gen Wicht, den Tigellin,
Dem schwarzen Höllenschlunde des Avernus
Zurück, der ihn gebar. Und dann gemach
Erfaß ich mit der starken Hand die Zügel
Und zeige herrschend dem entnervten Volk,
Daß Rom noch einen Mann hat: Agrippina!"
So spricht in sich, in ihrer stolzen Seele,
Die Hohe, Kühne mit den Flammenaugen.
In diesem Augenblicke naht sich ihr
Die braune Lieblingssklavin aus Ägypten,
Die kluge, vielerfahrne, vielvertraute,
Die längst gelesen jede Hieroglyphe
Im Herzensbuch der Herrin. Diese naht
Sich Agrippinen mit der Purpur-Palla:
„Frisch weht vom Strande her der Abendwind;
O Herrin, laß die weiche Palla sich
Um deine Schultern schmiegen!" — Agrippina
Wirft um den Purpur, lächelnd: „Habe Dank,
Daß du in diesem Augenblicke mir
Den Purpur bringst; mit guter Vorbedeutung,
Ägypterklavin, senden dich die Götter!" —
Die Sklavin lächelt schlau, ihr Auge blitzt:
„Wie wallt der Purpur königlich um dich!" —
„Was sollt' ich nicht den Purpur um mich schlingen?
Schmückt nicht das Meer, schmückt nicht der Himmel sich
So eben auch mit Purpur königlich? —
Und brachtest du den Purpur, bring' mir auch
Ein Diadem! Der Kranz in meinen Locken,
Er sei geweiht dem göttlichen Neptun,
Des silbern Bild hier an des Schiffes Schnabel
So gleißend ragt und der so friedlich uns

Auf sanfter Flut zum grünen Strande führt!“ —
Sie hängt den Kranz dem Meergott um die Schläfe,
Nimmt aus den Händen der Ägypterin
Ein Goldstirnband und drückt es sich ins Haar.
Die Sklavin flüstert leis: „Semiramis!“ —
Des Meergotts Saphiraug' scheint aufzuglühn:
Wie lüstern blickt der Rosenkranzgeschmückte
Auf das gekrönte Weib; so lüstern blickte
Der Gott des Hades auf Proserpina,
Bevor er sie geraubt . . .
Indessen hat
Ein andrer Blick schon längst auf Agrippinen
Geruht, der aus des Schiffes Hintergrund
Herüberflog zu ihr. Der Blick war seltsam.
Zuweilen kam er wie ein gift'ger Pfeil,
Geschleudert aus dem Hinterhalt. Man meinte,
Man müss' ihn schwirren hören in der Luft.
Zuweilen wieder schien er sich ins Fleisch
Der Agrippina tückisch wie der Stachel
Des Skorpions zu schnellen. Manchmal war
Der Blick des Basilisken, ihm verglichen,
Lammfromme Sanftheit. Doch nur Augenblicke
Erhellte diesen unergründlichen
Abgrund der Bosheit solch ein flücht'ger Blitz.
Die Höllenflamm' in dieses Mannes Antlitz
Schien in sich selbst aufflackernd zu verlöschen,
Als fehlt' es ihr an würd'gem Gegenstand.
Meist war sein Blick fast harmlos, schlimmer nicht
Als eines Voglers, der ein Netz gestellt
Und hinterm Busch auf einen Hänfling lauert.
Im ganzen hatt' er eines Mannes Ansehn,
Der mit Vergnügen eine Welt vernichtet,
Doch nicht aus Haß und Groll, nein, nur zum Spaß.
Der Mann, der so auf Agrippinen blickte,
War Tigellin.
Da saß er regungslos,
Das Auge stets nach seinem Ziel gewandt.
Nur leise pfiff er manchmal vor sich hin
Und wiegt' ein Seil in Händen, wie der Angler
In Händen wiegt die Schnur. — —

Und wie nun stolz
Im königlichen Schmuck des Diadems
Hoch auf des Schiffs Verdeck steht Agrippina —
Die Sonne geht soeben leuchtend unter,
Himmel und Meer sind ganz in Gold und Purpur
Getaucht und der Palast am Strande glänzt
Schon nah und näher, in den Lüften weht
Entzücken und es geht ein Feierklang
Durch die Natur und durch das Herz der Menschen,
Das Meer wallt auf, das Schiff zieht stolzern Gang,
Musik tönt rauschend von der Prora her
Von Flöten, Zimbeln, Harfen und Syringen,
Nach deren Takt die Ruder gehn; es leuchtet
Das Antlitz Agrippinas wie verzückt
Und ihrer gelben Sklavin Schmeichlerlippe
Ruft in den Braus der rauschenden Musik,
Dem nahen Ohr der Herrin nur vernehmlich:
„Heil dir, o Fürstin, Heil dir, Königin!“ . . .
Jn diesem Augenblicke zieht der Mohr
Mit grinsendem Gesicht das weiße Tau,
Das er gehalten, fester an, und wie
Der Erde Boden plötzlich klafft, wenn ihn
Erdbeben spaltet und in Trümmer sinkt
Bewohnte Menschenstätte — sieh, so plötzlich
Dumpf auseinander kracht das Schiff: und wie's
Zuvor, der untergeh'nden Sonne gleich,
Gebrannt hat auf dem Wasserspiegel, so
Nun wirklich untergeht's, der Sonne gleich!
Von seinen Planken wäscht die Flut hinweg
Was lebt! und ringsher um den Trümmerhauf'
Den stürzenden, der dröhnend untersinkt,
Aufsprüht der nasse Perlenstaub der See
Und hüllt in Schaum und Graus das Fest, zu dem
Der Tod gebeten hat die Meerdämonen.
Doch als der Schauplatz sich nun wieder klärt,
Da zeigt sich ganz von schimmernd buntem Wust
Wie ein Basar bedeckt der Wasserspiegel:
Da schwimmen Balken, Purpurtücher, Blumen,
Bildwerke, Prachtgewande, Taue, Segel . . .
Aus all den Trümmern rudert Tigellin

Im sichern Boot zum Strand; die Gondoliere,
Sie folgen schwimmend, manches noch erraffend
In Eil' vom Trümmerprunk des goldnen Schiffs.
Doch wo ist Agrippina? Von dem Gipfel
Des Schiffs, des berstenden, hat sie mit Grausen
Sich plötzlich öffnen sehn den Wasserschlund,
Hat stürzend sich bewußtlos angeklammert
Ans Bild Neptuns — der aber reißt sie mit,
Die Herrliche, die ahnungslos sich nur
Für ihn geschmückt. Sieh da, die Wellenrosse
Die weißbemähnten, bäumen sich und tragen
Des Meergotts schöne Beute, freudig schnaubend,
Hinunter in die Tiefe. Wallend schließt
Die Flut sich über ihr.
Es tauchen manchmal
Wie Nereidenhäupter noch die Häupter
Der Frauen Agrippinas, nässetriefend,
Empor und weiße Arme klammern sich
An Planken, doch es hemmt das schwimmende
Getrümmer ihr Bemühn; das Haupt, der Fuß
Verwickelt sich in Tücher, Taue, Segel,
Die treiben auf der Flut. Krampfhaft Umschlungnes
Reißt so der Leib, der untersinkende,
Mit sich bis auf den Grund. Zuletzt ist alles
Lebendige verschwunden und das Tote
Zerstreut sich rings auf weiter Meeresflur.
Der Wellenspiegel wird nun wieder rein
Und still herniedersinkt ein lieblich Dunkel;
Die Lüfte ziehn, die Wellen rauschen friedlich,
Aufgehn die Sterne golden und vom Strand
Herüber festlich glänzt mit tausend Lichtern
Der marmorblinkende Palast des Nero. — —
Im goldnen Prunksaal dieses Marmorhauses,
In des Trikliniums schimmernder Rotunde
Beim Festgelag' ruht Nero-Dionysos.
Und ihm zur Seite ruht — der holde Knabe,
Sein Lieblingssklave — jetzt sein Eh'gemahl.
In langen Reihn steht purpurn Pfühl an Pfühl
Auf Elfenbeingestühl und jeder wiegt
In seinem schwellend-weichen duft'gen Schoß

Ein Wunderkleeblatt herrlicher Gestalten:
Roms göttlich schönste Fraun und Jünglinge,
Reizvoll gelagert mit erglühten Wangen
Und Augen, drin nie-müde Lebenslust
In feuchtem Schimmer blitzt. O, wie die Pfeile
Der Liebesgötter hin und her da schwirren!
Wie süß einwiegend, schwer, ein Wonnehauch
Von einem Purpurpfühl zum andern zieht!
Wie nach der Nachbarin der Nachbar schielt
Und koischer Gewande Saum beäugelt,
Wo süßer Reiz verrätrisch überquillt!
Des Bodens Mosaik ist eine Lenzflur,
Gestickt mit bunten Blumen aller Zonen —
Die Blüten sind gefügt aus Edelsteinen —
Wie Bäume stehn die Riesenkandelaber,
Als Früchte Flammen tragend, und ergießen
In Strömen Glanz und Licht; Dreifüße mischen,
Goldprangende, des wollustvollen Rauchwerks
Duftwelle drein und süße Melodien
Erklingen — o, es ist ein Meer von Glanz
Und Klang und Duft, erregt vom Hoch der Lust.
Hoch geht die Flut: das Haupt wird seekrank, heiß
Die Stirn, den Kranz versengend, der sie deckt.
Rings an des Zaubersaales Wänden schimmert
Reizvolle Bilderschau: es wechseln sinnig
Mit jeder Tracht die holden Szenerien:
Stets überraschen neue Farbenwunder.
Doch als zuletzt kein Schauspiel reizender
Gefunden werden mag in aller Welt
Als dieser glanzdurchwogte Prunksaal selbst
Und glüh'nde Lust gelangt ist auf den Gipfel,
Da rauschen die bemalten Prachttapeten
Empor und in kristallnen Spiegelwänden
Bestaunt das zauberische Fest sich selbst.
O, wie das schöne Linienwellenspiel
Glanzreicher Fraungestalten, hold gelagert,
Lieblich gehobner Arme, schön bekränzter
Und lustgewiegter Häupter, strahlender
Amphoren, Trinkgefäße, Kandelaber,
Verdreifacht nun im hellen Spiegelbild

Sich endlos dehnt! War es ein Festgelag
Zuvor, so scheint es jetzt Elysium,
Wo zahllos sich die Schar der Seligen
In goldnem Glanze freut. Wer liebt, der sucht
Die Schönste nun im Spiegelbild heraus
Und freut sich des verdreifacht holden Reizes.
Er sieht nun die Ersehnte dreifach lächeln
Und dreifach auch sein eignes Selbst beglückt;
Und wenn manch reizend Weib sich selbst erschaut,
Mänadisch von Falerner angeglüht,
So scheint das holde Konterfei zu leben
Und das noch schönre Urbild scheint erstarrt
Vor seiner eignen Schöne. Lieblich schlingen
Goldarabesken sich und Blumenketten
Empor zur saphirblauen Kuppelwölbung,
Wo schimmernd prangt der ganze Sternenhimmel.
Auf blauem Äthergrund, sieh, schwebend kreisen
Die goldnen Bilder des Zodiakus:
Hier funkelt Jungfrau, Schütze, Stier und Löwe
Und Silberwölkchen gleiten durch den Äther
Und Genien schweben auf den Silberwölkchen:
Die einen senden nieder Blumenschauer,
Die andern träufeln nieder duft'gen Tau
Der lieblichsten, erquickendsten Arome;
Noch andre schweben mit Fortunas Füllhorn
Hernieder, reiche Garbenfülle streuend
In holder Frauen Schoß: Kleinode, Ringlein,
Armzier und Halsgeschmeid; den Männern aber
Schwebt überm Haupt ein Hagel von Dekreten:
Ernennungen zu Senatoren, Konsuln,
Tribunen; wen sie treffen, der ist Konsul,
Senator, ist Tribun. O wie sie tappen
Und an der Szene Nero sich ergötzt!
Ist Nero nicht ein Gott? Mehr als ein Gott!
Denn Götternamen führen seine Sklaven
Und Göttertracht auch kleidet sie. Hier Mars,
Hier Jupiter, Vulkan, hier Ganymed,
Hier Hebe, hier Latona: alle stehn
Demütig, nun zu Sklaven umgewandelt,
Und lauschen auf den Wink des neusten, höchsten

Olympiers, des Nero-Dionysos.
Ja, Götter dienen ihm. Die Leckerbissen
Des Meeres beut ein Nereidenschwarm
Den Gästen dar, des Waldes Beute bringen
Die Oreaden, von Diana selbst
Geführt, der holden Jägerin. Silens
Begleiter tragen Schläuche Weins herbei,
Die Becher füllend, reichend nach Belieben
Dem einen Chier, jenem Lesbier,
Dem ölig-milden, süßen Zyperwein,
Falerner dem, Setiner, Massiker
Und liebliches Kampaner-Traubenblut.
Doch, daß verwöhnte Gaumen nicht zu matt
Und schal bedünke, was da golden sprudelt,
Ist jedes Trankes Geist und Duft und Blume
Mit köstlichen Aromen überwürzt
Und doppelt muß den Zecher er berauschen!
  Wer zählt der Schwelgertafel Köstlichkeiten?
In hundert Silberpfannen schmort und brätelt
Das Leckerste aus Erde, Meer und Luft.
Was ist da Brasse, Butte und Muräne?
Was Eber, Böckchen, Reh? Was Turteltaube,
Fasan und Drossel, Haselhuhn und Pfau?
Wie sollte wohl Cäsarenschlemmerei
Mit so gemeiner Kost den Mund sich stopfen?
Sie nimmt vom Seltenen das Seltenste,
Um es in goldnen Schüsseln aufzugipfeln
Und blanke Silbertische zu belasten.
Sie nimmt vom Köstlichen das Köstlichste,
Sie nimmt vom Seltsamen das Seltsamste:
Vom Strauß und vom Flamingo das Gehirn,
Vom Pfau und von der Nachtigall die Zunge,
Vom Papagei den Kopf, vom Mutterschwein
Die Zitzen und die Ferse vom Kamel —
Sie nimmt das Kopfstück hier und dort den Schwanz,
Hier das Gehirn und dort das Exkrement.
Dies muß gefangen sein bei Neumondlicht,
Dies muß mit Sklavenfleisch gefüttert sein,
Dies muß vom Pontus stammen, soll's behagen,
Aus Gallien dies und dies aus Asien,

Das aus Ambrazia, das aus Tartessus,
Das vom Lukrinersee, das aus Ravenna,
Das aus Tarent und das vom Land der Briten.
Und wechseln auch muß Speise die Gestalt:
Sie muß den Gaumen nicht allein, sie muß
Das Aug', sie muß die Phantasie ergötzen;
Ein gastronomisch toller Mummenschanz
Muß abgestumpfte Sinne mit barocken
Verkleidungen zu neuer Eßlust stacheln.
Sieh, wunderlich geschnörkelt Backwerk kommt
In Tiergestalt und Fleisch als Blumenstrauß.
Was wäre Traub' und Feige, Nuß und Apfel,
Was Kirsch' und Pflaume wohl bei Neros Tisch?
Doch lustig ist's, vom Stengel sie zu pflücken:
In prächt'gen Kufen wird ein Obstbaumwald
Herbeigerollt auf blankem Rad und bietet
Dem Finger seiner Kronen leckre Frucht.
Daß nicht das Ohr beim Fest des Gaumens darbe,
Auftritt manch tongewalt'ger Virtuos,
Manch kundiger Arion, Marsyas
Mit Zither und mit Flöte. Höher noch
Aufschäumt die Lust, als plötzlich jetzt herein
Liebreizende Gestalten lächelnd schweben,
Von koischen durchsichtigen Gewanden
Umflattert, Tänzerinnen, Pantomimen,
Die weichen Glieder regend ausdrucksvoll,
Und einzeln bald und bald im holden Reigen
Beim Klang der Zimbeln und der Kastagnetten
Die Leiber wollustvoll im Tanze schwingend.
Es schwirrt der Freude Fittich überm Schwarm.
Nur einer sinkt, je mehr ihr Flügelschlag
Sich rauschend regt im Saale, tiefer stets
In wechselnd wunderlicher Laune Bann:
Und dieser eine ist der Wirt, ist Nero.
Er scheint zu frösteln, doch sein Antlitz glüht
Und seine Augen leuchten wie im Fieber.
Er stürzt Falerner, glüh'nden Chierwein
Hinab in Strömen und ist nicht berauscht.
Zuweilen sinkt er in ein tiefes Brüten,
Dann fährt er auf und frägt nach Tigellin.

Bald ist's, als ob auf seiner Stirne Grimm,
Auf seiner Lippe schweb' ein Todesurteil;
Dann wieder bricht er aus in gelles Lachen
Und zwingt sich selbst zu toller Lustigkeit.
Er läßt sich reichen von des Sklaven Hand
Die Schildpattzither, von Sardonyxen
Bestrahlt, und spielt und singt ein wüstes Lied
Dem Zechgelag, das trunknen Beifall jauchzt,
Bis eine Saite reißt mit schrillem Wehruf
Und schließt den Sang mit wilder Dissonanz.
Er weiß nur halb, was sich um ihn begibt:
Er lobt die Tänzerin, sobald ein Bläser
Das Ohr entzückt, und preist beim Schwebetanz
Der Gaditanerin den Zitherspieler.
Verloren seinem Ohr sind heut die Scherze
Des Saccus, der da klagt, daß er verlier'
An Witz, was er gewinn' an Leibesründung
Am Hofe seines kaiserlichen Herrn.
Nun tritt herein ein lang Erwarteter.
Das Haupt gewandt, ins Ohr des Mohren flüstert
Geheim und hastig Nero: „Agrippina?" —
„Zu Gaste bei Neptun wohl," lispelt der;
„Im Meeresgrund — wenn sie nicht etwa wieder
Emporgetaucht: 's ist dieses Gottes Art,
Daß aus dem Brautbett er die Bräute stößt,
Wenn er sie totgeküßt!" — Krampfhaft erfaßt
Nero die Hand des Boten: „Tot?" — „Ich denke!
Versunken samt dem Schiff! Das schöne Fahrzeug!
Wie schade — doch du wolltest 's einmal so!
Von all dem Reichtum seiner Kostbarkeiten
Ist nichts geblieben, als was etwa noch
Die braven Bursche, meine Gondoliere,
Den Wellen abgerungen — ha, es war
Ergötzlich anzusehn, wie sich die Kerle
Im Wasser rauften um die goldnen Trümmer,
Und weil der Händ' als Ruder sie bedurften,
Im Maul die Beute hielten mit den Zähnen
Wie Hunde und so ans Gestade schwammen,
Von wilder Habgier lechzend!" — „Dafür hängen
Sie morgen mit dem frühsten! Hörst du? Gib

Den Auftrag augenblicklich! — Eine Welt
Sollt' untergehn mit ihr und diese Schufte,
Sie raubten ihr den Leichenschmuck, den kargen?
O, alle Schätze Roms ihr mitzugeben
Ins nasse Grab, das hätte sich geziemt ...
Doch nun genug von ihr! Die Stadt erfährt —
Wenn meine Korybanten Zeit ihr lassen,
Zu fragen meine rüst'gen Fackelschwinger —
Daß Neros Mutter scheiternd ist verunglückt
Auf einer Lustfahrt im Thyrhenermeer!"
So Nero und wirft sich zurück gewaltsam
Tief in den Strom der Festlust. Er gebeut,
Die wilde, tolle, rauschende Musik
Der Becken und der Zimbeln zu entfesseln
Und heißt verzückter Tänzerinnen Schar
Sich hüllenlos in wildem Taumel drehn.
Die Purpurpfühle werden heiß und heißer,
Der Busen hütet seine Reize nicht
Und Fuß- und Fingerspitze wird elektrisch.
Der trunkne, wüstbetäubte Nero will
Erfassen schon die golddurchwirkte Schnur,
Auf deren Zug, sobald es ihm genehm,
Mit einem Mal verlöschen alle Lichter
Und ein zytherisch Dunkel, vielerwünscht,
Hereinbricht, das um freche Wonnen her
Den Schleier wirft, indes die heißen Seufzer
Verhauchen ungehört im Zauberklang
Wollüstig leis erzitternder Musik ...
  Doch sieh, in diesem Augenblicke stürzt
Ein schreckensbleicher Sklavenschwarm herein.
Die Hände ringen sie und wollen reden
Und wagen's nicht, bis strenger noch des Nero
Zornblick sie fragt. Der kühnste stammelt: „Herr!
Das Meer hat einen Leichnam ausgeworfen
Soeben an des Hauses Marmorschwellen:
Der Leichnam ist gehüllt in Prunkgewänder,
Und trägt die Züge" — „Wessen?" — „Agrippinas!"
  Entsetzen faßt die Gäste; Nero starrt
Den Sprecher an, als hätt' er nichts vernommen,
Und harrte noch auf Antwort. Leise geht

Ein Schauder durch den Saal, die Frau'n erblassen,
Und Zecher, die nur mühsam noch gelallt,
Ernüchtern sich und schau'n auf Nero. Dieser
Erhebt sich und ihm folgt der Schwarm. Der Prunksaal
Ergießt den Zauberglanz ins Atrium,
Ins marmorschimmernde, wo Säulen ragen
Und Ahnenbilder stehn, so ernst und still,
Im Silberschein der nächt'gen Lichter blinkend.
Ein Purpurvorhang gönnt, zurückgeschlagen,
Dem Auge holden Durchblick weit hinaus
Ins bronnenfrische Peristyl, die Lüfte
Wehn Blumendüfte süß herein, es stehn
Die Lilien da in mag'schem Glanze, wie
Zur Totenwacht entboten. In der Mitte
Der Halle liegt auf rasch-erhöhtem Pfühl
Mit festgeschloßnen Augen, blaß und kalt,
Der Leichnam Agrippinas. O, wie ganz
Verwandelt ist die hohe Prachterscheinung!
Fort ist der holde Farbenglanz geschwemmt,
Das Haargelock zerzaust und naß und klebend,
Das Diadem, die Perlen draus verschwunden,
Seegras und grüner Schlamm darein verpicht,
Verschlammt die Blumen und die Edelsteine
Und nur die Wassertropfen hängen glitzernd
An ihrem Leibe jetzt als Edelsteine.
Verdrängt hat salz'ger Fischgeruch den Wohlduft.
Ankleben die durchnäßten Prunkgewande
Fest an des Leibes üpp'ge Gliederpracht,
Die kalt und tot die Sinne noch berückt.
Der trunkne Nero schwankt herbei. Doch hier
Gewinnt er Fassung, ist kein *Trunkner* mehr,
Nur ein *Wahnwitziger*. — „Ei, Mutter," ruft er
Mit eisig kalter Ruh' und bitterm Lächeln,
„Wie kommst du ungebeten stets zu Gast?
Zum Bacchanal in der verwichnen Nacht
Erschienst du plötzlich und heut fällst du gar
Als Leichnam uns ins glänzend heitre Fest?
Was suchst du hier, du Kalte, Todesblasse,
Im heißen Reigen der Lebendigen?
Wenn dich die Mächtigen der Unterwelt

Hinunterluden in ihr dunkles Reich,
Wie kommst du hieher? Denkst du etwa uns
Zur Rechenschaft zu fordern? Geh! Wir haben
An deinem Lose keinen Teil! Dein Schiff
War leck, die Meerflut lüstern — das ist alles.
Was wirfst du einen schwarzen styg'schen Schatten
Ins Reich der Seligen? Bin ich dein Sohn?
Ich bin ein Gott, bin Nero-Dionysos!
Ja, bin ein Gott, den man nicht ungestraft
Bekämpft und dem das Schicksal schleunig immer
Tot alles Feindliche zu Füßen wirft
Und ragt' es noch so hoch! — Als Neros Gast
Bist du gekommen, Agrippina! festlich
Geschmückt, nur übernächtig blaß
Vom allzu keck durchschwärmten Fest des Lebens!
Doch viel verzeiht man einem schönen Weibe —
Denn du bist schön, ja, du bist schön, auch tot!
Du bist auch tot die Königin des Festes! —
Da seht das prächtig reiche Haargelock,
Das dunkle, seht die königliche Stirn,
Die wert, das Diadem der Welt zu tragen!
Da seht den Mund, so reizvoll und so stolz!
Da seht den prachtvoll-üpp'gen Bau der Glieder,
Den göttergleichen —"
Spricht's, und mit der Hand
Wegzieht er von der Schulter der Erblichnen
Des klebenden Gewandes Saum. — „Da seht
Des weißen Busens königliche Fülle!
Ha, saht ihr jemals solchen Marmorglanz
Der zart'sten Lilienhaut, so weiß und so
Gemischt mit glitzernd feinen Schimmerpunkten,
So glatt und weich wie Öl zu fühlen — lieblich
Erzitternd unterm Finger-Schmeicheldruck?
So schön war nicht der Leib der Semele,
Die einst gebar den alten Dionysos!
Des alten Dionysos Mutter starb
Im Feuer und es ward ihr Sohn ein Gott
Des feuchten Elements — und wenn die Mutter
Des neuen Dionysos starb im Feuchten,
So ist vielleicht ihr Sohn ein Dionysos

Der Flamme, der die Welt in Feuer tauft! —
Was meint ihr? Sagt' ich recht, daß Agrippina
Auch tot noch ist des Festes Königin?
Ihr schönen Frau'n und du voran, Poppäa,
Folgt meinem Beispiel; weihen wir die Kränze
Von unsrer Stirn als würd'gen Festesschmuck
Dem königlichen Weibe hier. Ersticken
Mit Blumendüften wir den schnöden Mißduft
Neptunischer Umarmung und des Todes,
Der feinem Ruchsinn allzubald verkümmert
Der schönsten Leiber süße Lieblichkeit!"
Er spricht's, da fällt ein Blumenregen nieder
Und deckt die Prachtgestalt. Gespenstig fast
Erschimmert Lilien- und Rosenzier
Im Glanz der Lichter um das Haupt der Toten.
Da siehe, neue Botschaft! „Herr, ein Lichtschein
Färbt schreckbar grell den nächt'gen Horizont!
Von Rom her kommt's!"
Der Festgenossen Schar
Stürzt eilig drängend auf die Marmorstufen
Vors Vestibul hinaus. Da flüstert leise
Der Abendwind, die Sterne schimmern hell,
Das Meer ist still und wiegt sich träumerisch,
's ist Mitternacht, doch hell am Himmel steht
Ein schaurig wilder Feuerschein im Norden!
„Es brennt die Stadt!" so tönt's und das Entsetzen
Gewinnt mit neuem Schrecknis wieder neue
Gestalt im Angesicht der Aufgestörten.
Verstohlen grinst auf Nero Tigellin
Und Nero lächelt — furchtbar lächelt er.
Mit glüh'ndem Auge, dessen düstrer Brand
Die rote Glut am Himmel überglüht,
Starrt er hinaus und machtvoll seine Hand
Ausstreckend, ruft er: Deine Leichenfackel,
O Mutter!" — zu den Gästen: „Auf nach Rom!"

---

## Vierter Gesang.

# Der Brand.

Von Neros Bacchanal ist hingestürmt
Die wüste, rasende Bacchantenschar
Und fällt in Romas Gassen lärmend ein
Mit Zimbelklang und lautem Evos.
An ihrer Spitze, siehe, trabt Silen:
Behängt ist seines Langohrs Haupt mit Weinlaub
Und frischen Rosenkränzen, dran das Tier
Behaglich rupfend nascht, indes der Reiter
Roms Pöbel aufruft, fröhlich mitzuschwärmen
Im Festesjubel, der den neuen Gott
Der Erde feiert, Nero=Dionysos.
Dicht hinter ihm her keucht ein Lasttierschwarm,
Hochauf mit Schläuchen Feuerweins belastet,
Aus welchen quillt für alle durst'gen Kehlen
In Fülle goldnes Naß. Auch blinkend Gold
Wird ausgeworfen aus gefüllten Säckeln,
Drauf sich in wilder Hast die Menge stürzt.
Hoch lassen Tausende den Nero leben,
Dem Zug der Bacchen schließen sie sich an
Und stimmen ein in ihren Jubelruf.
So wächst der Strom der Rasenden zuletzt
Zur unabsehbar'n Flut, vor deren Tosen
Roms sieben Hügel zittern. In die Schenken
Zerstreut ein Schwarm sich hier und dort, bezecht
Mit Neros Golde lärmvoll sich und stürzt
Sich wieder auf die Gassen. Doch nicht bloß
Dem Volke — Roms Bewohnern allen ist
Entboten Neros Festgruß und alsbald
Auch in Palästen, halb aus Sklavenscheu
Vor dem Tyrannen, halb aus eignem Drang
Sucht Schlemmerei sich wüst zu überbieten
Bei rauschendem Gelag, wo wild ins Klingen
Der Becher schallt der neue Göttername
Des Nero=Dionysos! — So ist Rom
Hineingezogen in den bacch'schen Taumel:

Einbricht die Nacht, es wächst die Raserei,
Die Römerstadt ist eine trunkne Phryne.
Der Bacchen Schar durchschwärmt mit ihren Fackeln
Die Gassen, in verzücktem Wahnwitz tobend.
Da schleudert ein Bacchant — ist's nicht der Alte,
Der Alte mit den düstren Feueraugen? —
Er schleudert als Bacchant die Pechkranzfackel
Auf eines Hauses Dach. Beifall zujauchzt
Dem Wagestück die trunkne Pöbelhorde
Und grüßt der ersten Flamme Glanzgeflacker.
Und anderswo versuchen andre schon
Das gleiche grause Wagnis. Hier und dort
Auflodert's plötzlich in der Nacht. Der Pöbel
Umsteht, umtanzt, umjauchzt die brennenden
Behausungen der Reichen, hört behaglich
Die lust'ge Flamme prasseln. Schreck verbreiten
Die Brände nur ins Innre stolzer Räume.
Es stürzen auf die Gassen die Bewohner.
Zu löschen wird versucht, doch die Bacchanten
Verhindern es mit tollen Scherzen. Sieh,
Mit den Getreuen naht auf seinem Esel
Silen und richtet seiner Schläuche Röhren
Auf brennendes Gebälk, als wollt' er löschen
Den hellen Brand mit goldnem Weingeriesel;
Dazwischen werfen sich die durst'gen Zecher,
Auffangend jenes kostbar süße Naß
Mit Mäulern, unersättlich. Anderswo
Wirft ein Bacchant ins emsige Gewimmel,
Das helfend, löschend einen Brand umdrängt,
Mit vollen Händen Gold und sieh, die Helfer,
Sie lassen stracks das brennende Gebäude
Und raufen sich um jenes blanke Gold.
Von einem Ende Roms zum andern wandert
Die Flamme auf Bacchantenfackelspitzen.
An hundert Orten lodert Feuer auf:
Erst wirbelt Rauch empor in lichter Wolke;
Die Wolke glüht bald silberweiß, bald rosig,
Durchstickt mit Millionen goldner Funken,
Die prachtvoll in der dunklen Luft zerstieben
Und alle Nachbardächer überschnei'n.

Und dichter auch und dunkler qualmt's dazwischen:
Trübrot durchloht das Feuer erst den Rauch,
Dann schlägt es siegend durch in seinem Goldglanz,
Dann steht der Dachfirst lichterloh, fast rauchlos,
In weißlich klaren Flammen blendend da!
Auf Zinnen, Giebeln ragen Marmorbilder,
Quadrigen, rings umwallt von Rauch und Funken,
Und stürzen in die Glut. Es bersten Quadern
Mit donnerndem Gekrach. In blauen Flammen
Loht schmelzend Erz und über lodernden
Ölströmen steht ein rabenschwarz Gewölk.
Der Brand hat aufgestört die wüsten Schlemmer.
Mit weingeröteten Gesichtern stürzen
In purpurnen Gewändern Männer sich
Und holde Frau'n, die Kränze noch im Haar,
Aus brennenden Prunksälen auf die Straßen
Und händeringend rennen hin und her
In buntgemischtem Wirbel Herr und Sklave
Und Greis und Kind. Aus brandumglühtem Haus
Stürzt der, um sich zu retten, jener stürzt
Hinein, zu retten noch ein teures Gut.
„Hier brennt's und hier und hier und hier!" so gellt's
Verwirrt in Schreckensrufen durcheinander.
Hier wird gewinselt und dort wird gefleht,
Der flucht und jener betet zu den Göttern.
Dazwischen schallt Gelächter, roher Scherz
Und stets noch übertönt den Braus der Stimmen
Der Thyrsusschwinger schallend Evoë.
Mit ihrer Habe flüchten Tausende:
Kleinode sichert der in wilder Hast,
Der schleppt mit Werkgerät, Gewanden sich,
Ein andrer rettet wie besinnungslos
Wertlosen Trödel in des Herzens Angst.
Da läuft ein Mütterlein mit einem Topf,
Den sie vom Herd gerissen. Besser hat
Trimalzion, der reiche, sich besonnen:
Fortschleppen läßt er seine goldnen Schätze
Von schweißbedeckter Sklavenschar; er selbst
Folgt hinterdrein in seidner Sänfte Kissen.
Doch Bahn ist nicht für ihn im Volksgewimmel:

Es stockt der Zug im Schwarme, der ihn anhält
Mit stürmischem Hallo, ihn lachend plündert
Und endlich aus der Sänfte johlend reißt
Den dicken Schlemmer selbst. Entsetzlich wächst
Die Wirrsal in dem rasenden Gedräng'
Der Tausende, die durcheinander flüchten.
Es wälzen endlos sich die Menschenmassen
Durch enge Gassen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände.
Zertreten werden Kinder, Greise, Weiber,
Begraben unter Trümmersturz, erstickt
In Wolken Rauchs. Zuletzt wälzt über Haufen
Von Leichen und den Wust zerstreuter Habe
Sich wachsende Verwirrung wie ein Meer
Von Schrecken, drin das Auge keine Welle,
Kein einzeln Schreckensbild mehr unterscheidet.
  Und weiter stets und weiter tut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf.
Weißglüh'nde Balken leuchten wie die Zähne
Des Ungeheuers aus der roten Glut.
Es tanzen hoch in jubelnden Spiralen
Lodernd empor purpurne Flammenbänder
Und flattern wie Standarten der Zerstörung
Rings um die Zinnen her und um die Hügel.
Die Feuerinseln dehnen weit und weiter
Sich aus und fließen endlich unabsehbar
Zusammen. An dem Holzwerk in den Buden
Des Zirkus hält das Flammenungetüm
Erst einen raschen, trocknen Schmaus und dann
Gleich einem Raubtier, das ans Wasser kommt,
Durstlechzend schlürft's mit seinem heißen Rachen
Des Ölmarkts ungeheuren Vorrat aus.
Schon ist's ein fettgemästeter Koloß,
Doch noch nicht satt. Es sind die Niederungen
Schon überglutet und die Hügel stehn
In Rauch gehüllt. Bald aber schlägt hinaus
Noch übern Rauch der Höhn die Riesenlohe.
  Schon sind die Hügel Roms Vulkanen gleich
Und speien Glut und Asche wie aus Kratern.
In Feu'r steht Palatin und Aventin

Und nun umlodert auch ein Flammenkranz
Des Forums edel-stolze Prachtgebäude,
Die mit den hohen Giebeln, Marmorfriesen,
Mit Bogen, Kolonnaden grausig-schön
Aufragen, grell verklärt im Feuerschein.
Und sieh, hinüber nun zum hohen, ernsten
Marmornen Kapitol auch züngelt's schon
Und glutrot steht die heilig-stolze Höh!
Nun lodert wie von tausend riesigen
Wachtfeuern auch das weite Marsfeld auf.
Das wüt'ge Element, es schweift sogar
Bis zu den friedlichen Zypressengräbern
Des Esquilin — selbst übern Tiberstrom
Entsendet es die glüh'nden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich stillen Gärten
Am grünen Hügel des Janiculus.
In weiter Ferne, schwarz und düster, hebt
Am Rand des Horizonts sich vom glutroten
Nachthimmel ab das schweigende Gebirg'.
Basiliken und Tempel, Mausoleen
Und Thermen, Portiken, Amphitheater
Und Naumachien, getürmte Zirkusbauten
Stehn in den Flammen da wie feurige
Denkmäler. Riesensäulen, wucht'ge, stemmen
Wie kampflust-glühende Giganten sich
Dem Brand entgegen mit granitnen Panzern:
Doch dieser sprengt die Panzer ihnen, leckt
Der Eisenklammern schmelzend Erzgefüg'
Wie heißes Blut aus ihrem Leib und wirft
Die Unterhöhlten tückisch in die Asche.
Nichts ist dem Ungeheuer allzu groß,
Doch nichts auch zu gering und nichts verschmäht es
Und ruht nicht, bis es alles, auch das kleinste,
Zermürbt in Staub und Asche. Gleich ist alles
Vor seiner Wut und alles macht es gleich.
Mit einer Gier verschlingt's die Zitrustische
Der Reichen und des Brückenbettlers Krücke,
Holznäpfe wie murrhinische Gefäße,
Des Kynikers Sandalen wie des Konsuls
Liktorenbeile und kurul'schen Sitz.

Es wirft die Reichen aus den seidnen Kissen
Und sprengt die Riegel an den Sklavenzwingern
Und stößt Gefangne vor die Kerkertür.
Es schwelgt im Überrest lukull'scher Mahle
Und gräbt wie leichengierige Hyänen
Die Aschenurnen aus den Mausoleen,
Verbrennt den Staub, der lange schon erkaltet,
Nun noch einmal. Den Bart des Philosophen
Sengt es mit gleicher Wollust wie die Maske
Des Harlekins. Schandsäulen stürzt es hin
Wie Ehrenbogen. Kränze fegt es weg
Von den Standarten, siegesruhm-gekrönt,
Wie von der Tür im Haus der Buhlerin . . .
  So schwelgt in seinem Fraß das Riesentier,
Und wo es naht, da flüchtet sich was lebt.
Nur noch die Plündrer wagen sich ins Innre
Der Häuser und nur das Verbrechen noch
Schlägt in umlohter Einsamkeit zuweilen,
Von keinem Späherauge mehr behelligt,
Ein kurzes, freches Hohngelächter auf.
Es ist ja Rom, das brennt, das lasterhafte,
Das frevelvolle Rom; so manchen Greu'l
Bedeckt des Augenblicks Verwirrung. Jeder
Ist nur sein eigner Freund: nicht Brüder, Gatten,
Nicht Mütter gibt's; jetzt stößt der Feind den Feind
Geheim und ungestraft ins Flammengrab.
Dort steht ein schönes Weib und scheint zu schwanken,
Ob ihr Juwelenkästchen, ob ihr Kind
Sie mit sich aus den Flammen retten soll.
Sie schwankt nicht lange — sieh, sie nimmt das Kästchen.
Der Greis mit weißem Haar dort, kein Äneas
Trägt aus der Glut auf seinen Schultern ihn —
Er hat zu lang gelebt und Sohneshand
Schob am Gemach den Riegel grinsend vor,
Worin er jetzt verkohlt . . . Hinweg, hinweg
Von dieser Schau! Wirf deinen Feuermantel
Darüber, Riesenbrand! Dein Wüten ist
Dem Aug' erträglicher als Menschentücke!
Du bist noch groß und herrlich im Vernichten!
Von dem, was brennende Penaten schaudernd

Erblicken, eh' sie in die Asche sinken,
Kehr ich zurück zu deinen Schreckensbildern . . .
Ha sieh, die Gipfel prasseln in die Tiefe!
Von Tempeln, die da brennen auf den Hügeln,
Rollt Säule schon um Säule brennend nieder;
Geschmolzenes Metall auch schießt in Strömen
Herab wie Lava. Wenn die Balken stürzen
Von Giebeln in die grauen Aschenhaufen
Der Feuerstätten in den Niederungen,
Die ausgelodert, sieh, da wirbelt noch
Empor zum Himmel eine Funkensaat,
Als ob ein Riesenroß mit seinem Hufschlag
Aus einem Riesenfels sie stampfend schlüge.
Hinweg aus stürzendem Getrümmer flüchtet
Auf weiter Plätze freiern Raum das Volk.
Doch hier auch weht versengend noch der Gluthauch
Und unerträglich dampft der Brandgeruch
Und Rauch und Qualm verbreitet sich erstickend.
Die Tiber selbst wird heiß und wälzt sich sprudelnd
Voll Asche hin und voll von Trümmerwerk,
Das aus den Höhn bis in die Fluten rollt.
Die Gärten brennen, Lorbeer=, Myrtenwälder
Auflodern hell; das Wasser in den Weihern
Beginnt zu kochen; Fische strecken lechzend
Den Rachen aus der Flut und schnellen sich
Hoch in die Luft empor, dem glutenden
Bereiche zu entfliehn, bis sie zuletzt
Verbrüht und tot die Oberfläche schwimmend
Bedecken. Vögel fallen aus der Luft
Versengt herunter. Aus den brennenden
Tierzwingern stürzen sich die wilden Tiere,
Die Löwen, Tiger, Panther, Leoparden
Und schweifen brüllend durch die Gassen, Schreck
Ins angstvoll drängende Getümmel tragend,
Das plötzlich sieht die aufgesperrten Rachen
Der Ungetüme neben, unter sich:
Doch auch die Ungetüme selbst entsetzen
Sich vor den Flammen, gräßlich heulend schweifen
Sie hierhin, dorthin, bis, vom Brand umzingelt,
Sie röchelnd unter glüh'nde Trümmer sinken.

Inzwischen hat sich aus den dichten Wolken
Des Glutqualms trüb und schwer das Sonnenrad
Herangewälzt im Osten, unscheinbar,
Wie unbemerkt von der Natur, denn heller
Als hellster Tag aufleuchtete die Brandnacht.
Matt scheint das Taglicht jetzt, doch es beleuchtet
Die Szene grasser und die traurigen
Brandstätten stehn im fahlen Dämmerschein
Des Morgens öder noch und wüster da.
Aus eingestürzten Tempeldächern ragen
Einsame Götterbilder. Ozeane
Von Rauch und Qualm und roter Lohe wälzen
Sich über finsteres Gemäuer hin,
Wo schwarzberußt die hohe Säule ragt
Im braunen, aschenüberschneiten Grund
Und ausgebrannte Bogenwölbungen
Dastehn wie grausige Triumphespforten
Des Genius der Zerstörung und des Todes.
Es kommt ein scharfer Windeshauch von Osten
Und jagt das funkenschwangre Rauchgewölk
Voll roter Glut bis ans Thyrhenermeer.
Erloschne Brände glimmen wieder auf
Aus ihren Aschengräbern. Riesenhaft,
Sieh, wehn die blutig roten Geierflügel
Des Brandes wieder hin von Höh' zu Höh'!
Bis in den eh'rnen Himmel schlägt die Glut.
Und Wolken sengt der Brand wie Schmetterlinge,
Die unvorsichtig flattern um das Licht.
Wer ist der schöne, reichbekränzte Zecher,
Der dort auf ragender Terrasse ruht
Inmitten dieses wilden Flammenschauspiels,
Den Becher in der Hand, die goldne Leier
Zur Seite, rings umgeben von verzückten
Mänaden, Korybanten, als Trabanten
Sich scharend um den stolzen Götterjüngling?
's ist Nero-Dionysos. Neben ihm
Von einer Seite ruht sein Lieblingslöwe
Geschmiegt und von der andern zauberisch
Gelagert ruht die reizendste Bacchantin,
In deren Auge Nero blickt und schwört,

Daß nirgends schöner Rom, das brennende,
Sich spiegeln könne, nirgends würdiger
Als in dem schönen Auge der Bacchantin.
Und Mut einspricht er scherzend ihr, die zittert,
Die Jugendliche, vor dem Flammengreu'l
Und vor dem Löwen, und vor ihm — und reicht
Ihr seinen feingeschliffenen Smaragd,
Den Lieblingsstein, durch den er selbst das Schauspiel
Des Zirkus oft beschaut, und der das Feuer
In sanftgedämpftem grünem Scheine zeigt.
Zum Kinderspiel wird ihm das Gräßliche,
Mit dem er tändelt. Ihm zu Füßen schmiegt
Die Feuersbrunst sich scheu wie jener Löwe
Und leckt zuweilen nur mit glüher Zunge
Empor an seiner Hochwart' Eisenquadern,
Gleich einem zarten Hündlein, das beleckt
Die Füße seines Herrn. Wie oft ein Wandrer
Vom hohen Klippenstrand mit Schauder blickt
Hinunter in die wilde See, so blickt
Vom sichern Quaderbau ins Glutmeer Nero,
Nur ohne Schauder, ohne Schwindel. Lachend
Gießt einen Becher goldenen Falerners
Er in den Brand hinab, als wollt' er löschen
Die Gluten — oder ist's zur Opferspende
Dem schönen, dem verwandten Element?
Ist Wein doch Feuerglut, vermählt dem Wasser! —
Sieh da, ein mächtiger gefleckter Panther,
Geängstigt von dem wilden Brande, flüchtet
Zu Neros Standort sich: doch Nero stößt ihn
Mit starker Hand hinunter in die Glut,
Ausrufend: „Ziehen Panther nicht den Wagen
Des Nero-Donysos und du bebst
Zurück vor Flammen? Lerne dich gewöhnen
An deines Herrn geheiligt Element:
Denn er ist ja ein Flammen-Dionysos!“
Es steht die Warte wie ein Vorgebirg'
Der Lust im Glutmeer. Goldne Becher klingen,
Scherzworte, trunkenes Gelächter schallt,
Auf der Mänaden Brüste niedertaut
Manch heißer Flammenkuß. Ein wenig abseits

Vom Schwarme sitzt der weise Seneca
Und, kühlen Blicks dem Brande zugewandt,
Festbannt mit flücht'gem Griffel er in Wachs,
Dem stets bereiten, Bilder und Gedanken,
Wie er sie ablauscht dieser seltnen Schau
Für seine nächste Schrift voll Stoër-Weisheit.
 Saccus-Silen, der trunkne, ruft: „Da seht,
Wie unser neuer Gott so wundersam
Die Welt verwandelt, wie er sie verklärt!
Seht ihr des Nero goldne Vögel flattern,
Die Flammen? Hört ihr, wie sie lustig singen?
Wie anders als das schläfrige Gezücht,
Das sonst den Äther Jupiters durchkrächzte!
Was ist der Regen Jupiters und seine
Gewölke gegen Neros Feuerwolken?
Auffliegen sie um stürzendes Gebälk
Und sprühn als goldner Funkenregen nieder,
Als gält' es, eine Danaë zu befruchten.
Doch nein, das ist kein Funkenregen mehr,
Es ist ein wildes Funkenschneegestöber!
Ihr habt gesehn, wie Nero blitzt und donnert,
Nun seht ihr, wie er hagelt, wie er schneit!"
So scherzt der Dickwanst. Und je mehr die Stadt
Mit allen ihren sieben Hügeln rings
Aufflammt in weithin leuchtendem Gelodер,
So mehr auch glüht das Angesicht des Nero
In wildem Purpur auf und weiter spinnt er
Des Saccus Prahlerworte triumphierend:
 „Frag den Neptun auch, was sein feuchtes Meer ist
Hier gegen Neros Glutenozean?
Es tauchen draus die Zinnen Roms wie Klippen,
An welchen brandend hoch der Gischt
Der wilden Lohe spritzt; wie Morgennebel
Schweift übers Flammenmeer der graue Rauch.
Er führe seine weißbemähnten Rosse
Heran mit mir zum Wettstreit, auszustampfen
Den Brand: sie werden mit versengten Mähnen
Zurück ins alte frost'ge Bette taumeln.
Und ihr auch, Winde, kommt ihm nicht zu nah,
Dem Feuerozean und seinem Gluthauch!

Denn statt ihn auszublasen, dürfte wohl
Der Odem eurer Lungen drin ersticken! —
Ha, deine Sonne, schöner Sonnengott,
Was ist sie heut'? O seht, wie sie beschämt,
Weil überglüht von meinen Feuerbränden,
Am Himmel hinschleicht, unscheinbar und trüb,
Und müde durch die Wolken Rauchs sich wälzt!
Ha, gegen meines Brands zahllose Fackeln
Was bist du, Tag, einäugig armer Bettler,
Mit diesem einen Sonnenaug'? — Du, Blitz,
Was bist du, als ein dürftig schnöder Prahler?
Was bist du, Nacht, mit deinem Sternenheer?
Was ward aus dir, als ich die Glut entfachte?
Nur Funken schienen deine kleinen Sterne,
Aufsprühend in den dunkel-schwarzen Himmel
Von dieser ungeheuren Esse da!
 Reicht mir die Lyra, daß ich einen Hymnus
Der Flamme singe, ihr, die Troja einst
Verzehrte, Roms berühmte Mutterstadt!" —
Er faßt die goldne Lyra, rührt die Saiten,
Süßtönend wie Apoll, und singt ins Brausen
Der Flammen regellos ein wildes Lied.
 Er singt von Troja, singt von Priamus,
Er singt vom Schicksalstag, dem lange schon
Voraus verkündeten, dem Tag voll Blut
Und Flammen, wo das heil'ge Ilion
Hinsank — unsterblich fortzuleben in Homers
Gesängen, in Virgils und Neros Lied;
Er singt von Trojas Brand und preist die Flamme.
„Schön bist du," singt er jetzt in sanfterm Laut,
„Schön bist du, Flamme! Meine Blicke schwelgen
In deiner Glutenregion, gleichwie
In einer Rosenflur! Heil dir, o Flamme!
In Goldglanz läßt du mir die Welt auflodern!
Wie Midas einst, was er berührt, in Gold
Verwandelte, so wandl' ich mir die Welt
In glüh'ndem Golde ganz! — Ja, du bist schön,
O Flammen-Element! Weiß, purpurn, blau
Blühn deine Blumen! Und das edelste
Von allen Elementen bist du wohl,

Von allen Dingen du das göttlichste:
Denn erdwärts lastet jedes ird'sche Ding,
Der Geist nur und die Flamme strebt nach oben!
Wie mag zumute dem gewesen sein,
Dem Sterblichen der Urwelt, der dich sah
Zum ersten Male, dem du aus dem Kiesel
Entgegensprangest oder aus dem Wipfel
Des blitzgetroffnen Baums entgegenflammtest!
Wie mag er bebend erst erschrocken sein,
Bis deine Schöne ihm das Herz bezwang
Und er dich liebend hegte wie ein Schoßkind
Auf seines Hauses Herd! Sei mir gegrüßt,
Glut=Element, im Tiefsten mir verwandt!
Lichtdämon, heißer, ewig lechzender,
Wie meine Seele — fressend und zerstörend
Und göttlich doch! — Was wär' der Erdenkloß,
Allgegenwärt'ges, ohne dich? Gedämpft
In Rosen brennst du, sprühst im Wellenschlag,
In Wolken — im Gestein — im Wein — im Auge
Des schönen Weibes und so labt das Herz
Dein Götterstrahl zerstreut nur; doch dem Nero
Genügt es nicht — in deiner ganzen Schöne
Wollt' er dich sehn, in deiner ganzen Fülle,
In deiner herrlichen Unendlichkeit!
Prometheus brachte einst nur einen Funken
Vom Himmel und die Welt schrieb seinen Namen
Mit goldnen Lettern ein ins Buch des Lebens!
Bin ich ein kühnerer Prometheus nicht?
Des Lichts, des Feuers ganze Fülle gieß' ich
Vor euch, ihr Menschen, aus! Wovor die Götter
Einst zitterten, als Phaëton die Zügel
Der Sonnenrosse nahm in seine Hand —
Daß üppig rings auflodere das Feuer,
Das prächtige, davon die Neidischen
Nur karge Funken gönnten dieser Erde —
Seht, Nero=Dionysos hat's vollbracht;
Aufglüht die Welt im Jubelschein der Flammen
Und die Bacchantenfackel hat getan,
Was Helios' Flammenrosse kaum vermocht!
Aufsteckt' ich zündend eine Riesenkerze

Und nahm zum Dochte mir das große Rom!
Der Docht hat vollgesogen sich am Fett
Der Völker lange, seit Jahrhunderten,
Drum brennt er jetzt so lustig, lichterloh!"
Hier stirbt der Saitenschall, und Neros Lied
Verwandelt sich in Zornesdonnerklang:
„O Rom, gedenk ich, daß du's bist, woran
Die Löwenzungen dieses Brandes lecken,
Trübt sich das Element, das reine, mir
Und nicht mehr seh' ich eine Rosenflur,
Nein, du erscheinst mir wie ein Riesenkessel,
Wie ein thessal'scher Hexenkessel, drin
Beim Schein der Glut in widrigem Gemisch
Aufkocht die Völkerhefe, kocht der Brodem,
Der hier zusammenrann aus aller Welt!
Und grauser noch, je mehr ich blick' auf dich,
Erscheinst du mir als eine Riesenbeule,
Die krankhaft vollgeschwellt sich nun entzündet
Und leuchtet in karfunkelroter Glut!
Ha, Römervolk! wie ein Skorpion
Hab ich mit Feuern dich umzingelt — drücke
Den Stachel doch ins eigne matte Herz! ...
Doch, seh' ich recht? Ei, wie die schnöden Wichte,
Die Menschlein, sich da unten mählich wieder
Entwöhnen ihres Grausens! Leuchtet nicht
Der Brand dort in ein Menschenangesicht,
Das lächelt? Wendet es zum Nachbar nicht
Mit einem Scherzwort sich? So ist's: das Schrecknis,
Das wildeste, verliert zuletzt den Stachel —
Doch auch den Reiz. Das wundervolle Schauspiel
Wird uns zum Überdruß. Eintönig dünkt
Mich selbst die Flamme schon — mein Augenstern
Ist übersättigt von dem grellen Gelb.
Bringt wieder andre Farben mir vor Augen:
Grün oder rot — und wär's auch rotes Blut!"
Ist Sklave Neros auch das Ungefähr?
Dort aus den Gassen, sieh, der Stadt, was drängt
Sich wie gerufen ungestüm heran?
's ist eine Schar Bacchanten, an der Spitze
Der schnöde Mohr. Und in des Schwarmes Mitte

Umzingelt wird geführt ein traurig Häuflein
Von Männern, Frau'n, von Greisen, Jungfrau'n, Kindern.
Vor Nero stillhält dieser bunte Zug
Und Tigellin beginnt: „Herr, eine Rotte
Von Frevlern bringen vor dein Antlitz wir.
Die Schelme, die gefangen du hier siehst,
Sind Nazarener, Christen. Höre, wie
Sie frevelten an deiner Herrscherhoheit!
Als Nero-Dionysos diese Nacht
Verkündigt und gefeiert ward zu Rom,
Wie sich's geziemt, als neuer Gott der Welt,
Da liefen diese Schwärmer auf die Straßen
Und sprachen zu dem Volk und riefen laut:
Wohl sei'n gestürzt die alten Götter, wohl
Gäb's einen neuen Gott und Herrn der Welt,
Doch dieser neue, größre Gott, er heiße
Nicht Nero-Dionysos, Roms Tyrann,
Nein, Jesus Christus — der geboren ward
Zu Bethlehem im Judenland, ans Kreuz
Geschlagen unter Pontius Pilatus
Vor dreißig Jahren in Jerusalem.
Und diesen neuen Gott und eines neuen
Weltreichs Herannahn predigten die Schwärmer
Mit keckem Wahnwitz in den Flammen Roms!"
„Ein andrer, neuer Gott?" ruft Nero. „Ha!
Ein neuer Gott, den man ans Kreuz geschlagen?
Fürwahr, ein furchtbar mächt'ger Nebenbuhler
Für einen Nero-Dionysos! Hört,
Ihr seid die wunderlichsten aller Toren,
Wenn keinen bessern Gott ihr finden konntet,
Als einen, den man an das Kreuz geschlagen.
Auf mich her blickt! Es dampft als Opferschale
Soeben glutend mir das große Rom!
Wahnwitzige, bekehrt euch, und bevor
Man euch ans Kreuz auch schlägt wie jenen Gott,
Den ihr verehrt und der sich selbst nicht half,
Stimmt ein in meiner Treuen Jubelruf!
Stimmt ein ins Evoe der Korybanten! —
Und ruft ihr laut genug, so schenk ich euch
— Denn ihr scheint mehr verrückt mir als gefährlich

Und ich bin eben mild und gut gelaunt —
So schenk' ich euch vielleicht sogar das Leben.
Habt ihr's vernommen? Nun, besinnt euch rasch,
Und laßt ein stürmisch Evoë erschallen!"
Es stehn inmitten der gefangnen Schar
Im Silberhaar zwei wunderbare Greise,
Erhaben, hehr, wie Götter. Um sie her,
Wie Lämmer um die Hirten, stehn die Christen
Und blicken bei des Nero Lästerwort
In dieser Greise leuchtend Angesicht.
Auf ihren Wink hinwirft die ganze Schar
Sich auf die Knie und läßt, den Blick verzückt
Zu blauen Himmelshöhn, des Schwures Ruf
Erschallen hundertstimmig: „Dich allein
Anbeten wir, Sohn Gottes, Jesus Christus!"
In wildem Grimm loht Neros Antlitz auf.
Horch, schallt' im Augenblick nicht eines Löwen
Gebrüll herauf? Im Aug' des Mohren zuckt
Ein infernalischer Gedankenblitz.
Zum Rand der marmornen Terrasse führt
Er Nero vor und weist ihm in der Tiefe
Der gähnenden Arena weites Rund,
Um das bereits die Flammen züngelnd lecken.
Schon faßt der Brand den großen Tierbehälter,
Drin, aufbewahrt zum nächsten blut'gen Spiel
An Gitterstäben rütteln Löw' und Tiger.
Auf diesen Zwinger und auf die Arena
Hinweist des Mohren Blick und rasch ergreift
Das wüt'ge Herz des Nero den Gedanken,
Der in dem Aug' des Schwarzen schaurig sprüht.
Er wendet sich zum Schwarme der Bacchanten:
„Führt in die Tiefe der Arena nieder
Die hirnverbrannten, frechen Nazarener
Und laßt auf sie die wilden Tiere los!
Der Kampfraum soll uns noch ein Schauspiel bieten,
Eh' ihn die Glut bedeckt — die wilden Tiere,
Sie sollen sich noch einmal sättigen,
Eh' sie der Brand verkohlt — Ein prächtig Schauspiel
Soll's werden: erst der Kampf der Tier' und Menschen
Und dann der Flammenschwall, der über Tier-

Und Menschenleichen hoch zusammenschlägt!" —
Vollzogen wird mit Jubel rasch das Wort;
In der Arena Raum gestoßen, steht
Der Nazarener todgeweihte Schar.
Ausspeit der Zwinger jetzt ein wildes Rudel
Von Ungeheuern: Löwen, Tiger, Bären,
Hyänen und Schakale, Elefanten
Und wilde Büffel: Boaschlangen selbst
Mit Riesenleibern wälzen sich heran.
Es knien die Christen betend still im Sand
Und heben Aug' und Hände himmelwärts
Und bleiben regungslos. Es stehn und ragen
Inmitten der Gefährten manche noch
Wie Säulen, die zum Himmel weisen. Sieh,
Die Ungetüme selbst erstaunen fast
Vor dieser frommen, still erhabnen Ruh
Und halten einen kurzen Augenblick
Im wilden Anlauf ein und wissen nicht,
Ob Menschen jene sind, ob Marmorbilder.
Der Löwe legt zuerst die mächt'ge Pranke
Auf eines Beters Schulter. Still umkreist
Den Kampfraum die Hyäne — wollt ihr nicht,
Ihr Bestien, den wilden Kampf beginnen?
Da wirft der Tiger sich mit einem Sprung
Auf einen Menschenleib und reißt ein Stück
Aus seiner Seite — strömend raucht das Blut
Des Stillverröchelnden, und gleich als hätte
Der Blutdampf aufgeweckt die grause Lust,
Beginnt ein fürchterliches Morden jetzt.
Der Löwe fährt mit offnem Rachen, brüllend,
Auf immer neue Opfer los und haut
Die Pranken ihnen in die blut'gen Weichen.
Die schleichende Hyäne kommt heran
Und sättigt sich, das Aug' von Fraßgier glitzernd,
An Leichen, die der Löwe, die der Tiger
Zerfleischt, zerstückelt ließ im Sand zurück.
Der Bär erhebt sich auf den Hinterbeinen
Und öffnet mit Gebrumm den heißen Rachen
Und schlägt mit seinen wucht'gen Tatzen los
Auf zarte Leiber. Wild im Anlauf spießt

Mit Zorngebrüll der Stier sein Opfer auf.
Aus wutgehetzter Bestien Getümmel,
Wie blinken da die edlen Menschenbilder
In ihrer Ruhe und erhabnen Schöne!
Welch rührend wundersames Widerspiel:
Sieh da die rasende, sieh da die wilde,
Die rauhbevliefte, grause Tiergestalt
Und hier der edle, weiße Menschenleib,
Der glatte, schmiegsam=weiche; sieh die Rachen,
Die offnen, des wutschnaubenden Getiers,
Ganz Mordlust und blutlechzende Begier —
Daneben das verklärte Menschenantlitz,
Das heil'ger Ruhe voll zum Himmel blickt!
Von bleicher Jungfrau'n Glieder wird gerissen
Das hüllende Gewand und noch im Sterben
Färbt heil'ger Scham Entsetzen ihre Wangen.
Sie schützen mit den Händen nicht das Leben,
Nein, nur den jungfräulichen Leib. Noch jauchzen
Bacchantische Betrachter bei dem Anblick
Und Nero mustert mit dem Kennerblick
Der jungfräulichen Formen Lieblichkeit.
Vor allem fesselt ihn ein zartes Bild,
Das reizvoll noch erscheint im Todesschreck
Und wie ein stilles Blumenhaupt im Sturme
Sich vor dem Hauch der Ungeheuer beugt.
Der Himmelszauber dieser Unschuldsblüte
Reizt Neros frevle Gier. Wildlächelnd ruft er:
„Wer steigt hinunter in den blut'gen Zwinger
Und holt das bleiche Mägdlein mir herauf?
He, Burrus, wackrer Bursch, ein Herkules
An Schultern und an Mut ein Löwe selbst,
Hast du nicht Lust, für diesen Diamant
Heraufzuholen jene Perle mir
Als Taucher? Jene Lilienwangige,
Die dort noch lebend kniet, unfern der Pforte
Des Kampfraums, mir zu holen aus den Reigen
Der Bestien?" — Er spricht's, und schon erhebt
Der willige Trabant mit dem Genick
Des Stieres, Burrus, wie er es gewohnt,
Auf seines Herren Wink sich ohne Säumen,

Berauscht von Wein und drum nur noch beherzter,
Und steigt gemach hinab und öffnet mutig
Das Pförtlein und entreißt die bleiche Jungfrau
Mit sicherm Griff, er selbst ein wildes Tier,
Den wilden Tieren, die schon nach ihr schnappen,
Und schleppt zu Neros Füßen sie hinauf.
Doch die Besinnung ist aus ihrem Haupt
Gewichen, ihres Haares Flechten hangen
Ums bleiche Antlitz schlaff — sie ist wie scheintot
Gezogen aus der See. „Bringt mir das Mägdlein
Zurück ins Leben — schmückt sie als Bacchantin,
Schlingt Weinlaub ihr ums Haar und führt sie dann,
Die Zarte, bräutlich wieder mir entgegen!“ —
So Neros Machtwort und sein wilder Blick
Sucht wieder nun das blut'ge Zirkusspiel.
Ha, sieh, es wüten um die Beute gegen
Einander jetzt die gierigen Verschlinger!
Sie streiten sich um leckre Stücke Fleisches
Und um des heißen Blutes Labetrunk,
Das rot die Sandflur der Arena färbt.
Der Panther knurrt den Elefanten an,
Der in den Weg ihm tritt; der aber faßt
Mit seinem Rüssel ihn und schleudert ihn
So machtvoll an des Rundbaus Marmorbrüstung,
Daß aus dem Kopfe des Zerschmetterten
Spritzt das Gehirn; die Boa faßt den Büffel
Und legt die furchtbar'n Windungen um ihn,
Indes er aufbrüllt schaudervoll, und krachend
Zermalmt sie seiner Rippen Knochenpanzer.
Zuletzt mit Würger-Ingrimm stürmen alle,
Wie von den Furien gehetzt zur Tollheit,
In brausend wildem Wirbel durcheinander
Wutschnaubend, geifernd, brüllend und zerfleischend.
Ein Höllenkessel scheint nun die Arena,
In welchem schäumt und siedet heiße Wut.
Da sieh, was ragen noch wie Götterbilder
Hoch aus dem blut'gen Meer der Mordlust auf
Im Silberhaar die beiden hohen Greise?
Sind sie vergessen von den Ungeheuern?
Sie ragen auf so hehr, als ob sie sagten:

„Wir stehn wie Riesenfelsen in der Flut,
Darauf man ew'ge Tempel bauen mag!" —
Sie stehn in hoher, leuchtender Verklärung:
Die wilde Meute prallt davor zurück
Und schleicht vorbei und sucht sich andre Opfer.
Doch Sehnsucht wird in ihrem Blick die Andacht.
Sie blicken in den Himmel wie verzückt,
Sie sehn ihn offen — sehnen sich empor
Zum hohen Meister, der im Glanze thront
Und ihnen winkt: „Die Saat ist ausgestreut,
Ist ausgestreut für die Jahrhunderte —
Der wackre Sämann darf zur Ruhe gehn!" —
So klingt es ihnen aus dem Glorienschein,
Und wie auf ihren eignen Wink, so schlägt
Der Mordlust rote Wogenflut nun auch
Zusammen über diese weißen Häupter —
Zusammen über Petrus, über Paulus! ...
Inzwischen hat die Flamme, wie ein Wolf
Der Hürde, nah und näher sich geschlichen
Und bricht herein mit sengender Gewalt
In der Arena qualmenden Bereich.
Erstickend loht der Gluthauch um die Tiere,
Und so dem größern Ungeheu'r erliegend,
Hinstürzen mit verbrannten Leibern sie.
Hoch über Tier- und Menschenreste wälzt
Der Glutstrom sich wie Lava schaurig weiter.
Und Nero spricht, den Seinen zugewandt:
„Wo ist sie, meine blasse, kleine Christin?
Hat sie den Schreck verwunden? Wie gefällt
Sie als Bacchantin sich? Ihr habt sie doch
Geschmückt, den Kranz ihr um die Stirn geschlungen?" —
Und schweigend auseinander tritt die Schar
Und es erscheint auf Blumen hingelagert,
Geschmückt, doch regungslos, das Jungfrau'nbild.
Wohl als Bacchantin ist geschmückt die Holde,
Wohl grünt der Weinlaubkranz ihr um die Locken
Und blüht ihr um den Leib — den Zügen
Entwichen ist der Todesschreck, sie lächelt:
Sie lächelt — doch sie atmet nicht — gepflückt
Hat sie der Tod. Die lichte Rosenzier,

Die um den zücht'gen Leib ihr ward geschlungen,
Ist jetzt wie rotes Blut, das auf das weiße
Gefieder pfeilgetroffner Tauben trieft.
„Schafft mir hinweg die blasse Leiche!“ ruft
Unwillig Nero. Tigellin erfaßt
Den Leib der Toten; bei den Füßen faßt
Er sie und schleudert in die brennende
Arena sie zurück — in jenen Schlund
Hinab, draus Burrus sie zuvor geschleppt . . .
Die Zeugen ringsum überläuft es kalt . . .
  Es wendet Nero zu dem Mohren sich:
„Ei, Tigellin, unhöflicher Geselle,
Wie du mit holden Jungfrau'n Fangball spielst!
Du bist der trefflichste von meinen Bütteln!
Du tust das Grausige so stillvergnügt,
Wie du den Katzen ihre Schwänze raubst
Und Vögel würgst im Nest! Oft frag' ich mich:
Lebt dieses Scheusal wirklich? Ist so reine,
So unbedingte Bosheit nicht ein Unding?
Ich glaube, Mensch, du bist nur einmal da,
Du warst noch nie und wirst nie wieder sein,
Wie Nero-Dionysos, dem du dienst.
Da Bosheit keinen fand, der schlecht genug,
Das Böse all zu tun, das für den Nero
Zu tun war, so verlarvte sie sich stracks
In ein verschmitztes Mohrenschelmgesicht
Und nannte Tigellin sich und verdingte
Sich dem ‚Tyrannen‘, der ein Scheusal brauchte!
Du bist noch eigenwilliger als ich:
Was dich ergötzen soll, muß böse sein:
Dich freut das Böse, eben weil es böse.
So denk' ich nicht! Es dürfte Böses gut
Und Laster Tugend sein um meinetwillen —
Es freut mich, weil mich's freut, weil mir's beliebt!
  Daß Rom aufging in Glut, daß wilde Tiere
Mit Menschenleibern hier vor meinen Augen
Zum Schreckensknäu'l sich ineinander schlangen —
Das alles, es geschah, weil ich's gewollt:
Und weil ich es gewollt, erquickt es mir
Den Sinn wie Rosenduft und Vogelsang!

Im Anblick, der entsetzt die kleinen Seelen,
Schäumt mir der Becher meiner Herrlichkeit
Berauschend als ein Göttertrank entgegen!
Begierde, meint' ich, sei das höchste Leben,
Eh' Roma kam zu Neros Bacchanal:
Nun nenn' ich es die Laune — das Belieben!
Kein Ding ist wert ja, daß man es begehrt,
Und wir erringen's nicht, besitzen's nicht,
Wir können's nur genießen und zerstören!
Im Brande Roms hat sich mein Geist gestählt
Und jeder weiche Traum der Menschenseele
Zerfließt in dieser Flamme Frührot mir!
Ich habe dem Geheimnis des Genusses
In allen Tiefen nachgespürt, ich habe
Die Wonnen all der Erde durchgekostet.
Und doch, was war es? Jetzt erst steh' ich oben
Auf des Genusses wahrer Sonnenhöh'!
Nicht der genießt, der hierhin, dorthin späht,
Der liebt und haßt, der achtet und verabscheut:
Nur der genießt, dem alles nur ein Spiel;
Der nicht ein Ding erfaßt als Narr und Schwärmer,
Nein, nur wie einer, der beim Schlemmermahl
Brotkügelchen zerkrümelt mit dem Finger;
Der alle die gefräßigen Idole,
Die uns das Herzblut aus den Adern saugen,
Zertrümmert und auf des entgötterten
Altares Höh' sich selber lächelnd stellt.
Wer durft' Idole in die Brust mir pflanzen,
Die mich beherrschen, mir Gesetze geben?
Bin ich ein Räderwerk, das, aufgezogen
Von fremder Hand, muß laufen nach dem Zweck,
Der mir gestellt ward, eh' ich's selbst gewollt?
Wer spricht von Zweck und von Bestimmung mir?
Nie will ich werden eines Zweckes Narr!
Und wenn ich etwas täte, weil's vernünftig,
So wär' ich ja der Sklave der Vernunft —
Vernunft? Was ist das? Ist's mein eignes Ich?
O nein, mein Wille nur, das bin ich selbst!
Unendlich Wollen ist unendlich Leben!
Daß einer, einer in Jahrtausenden

In sich entfache dieses höchste Leben,
Ist mit dem Mord von Tausenden, dem Brand
Der halben Welt zu teuer nicht erkauft!
  Was ist das Leben dieser Kreaturen?
O diese feigen, kleinen Menschenseelen,
Die vor den Göttern kriechen, wenn es donnert,
Die des Genusses Hesperiden nicht
Mit kühner Hand im Göttergarten pflücken,
Nein, nur erbetteln, stehlen und erschleichen,
Die mit der Stoa Tugendwahn im Leibe
Auf Rosenlagern Epikurs sich wälzen
Und die mit Namen prahlen ohne Sinn,
Mit Dingen, die der Menschenseele fremd sind
Und ewig fremd sein werden, wie die Liebe —
Denn jedes Dasein ist ein Egoismus —
Ha, dieses eitel-windige Geschlecht
Ist kaum mir gut genug zum Schemel oder
Zum Fangball oder zur Muränenmast!
Auf dies Geschlecht, auf diese Menschenwelt,
Auf sie, ha, sollen all die Götterlaunen,
Mit denen ich der Stunde Gang beflügle
Und meiner Allmacht spielend mich erfreu',
Dahin wie Ungewitter brausend rollen!
Sie sollen heil'ge Strafgerichte drin
Erblicken, wenn ich tändle, wenn ich spiele;
Des Fächers Wehen, der mich fächelt, soll
Orkan für sie sein, jeder Strahl, dran ich
Mich wärme, soll ein Weltbrand für sie sein!
Was mich ergötzt, wird doppelt mich ergötzen,
Wenn es dies Rom erschreckt, entsetzt und peinigt:
Denn Lieb' und Mitgefühl ist ausgelöscht
In meiner Brust bis auf den letzten Rest —
Seit jener Nacht, da Göttin Roma kam
Zum Bacchanal des Nero-Dionysos! —
Seit jener Nacht, seht, hab' ich abgetan
Die Menschlichkeit und bin zum Gott geworden! —
Und im Gefühle dieser Göttlichkeit
Fordr' ich den Erdkreis lächelnd in die Schranken,
Himmel und Erd' und den Avernus selbst!
Wer ist's, der zwischen Erd' und Himmel mir

Entgegentritt und Hohn spricht meinem Wort?
Wer ist's? — Ha, alles schweigt! — Da ruht gelagert
Ein Menschenschwarm — und schweigt; da weithin rauchen
Die Trümmer Roms und — schweigen, und da unten
Zu meinen Füßen dehnt sich die Arena,
Gefüllt mit Asche, Glut, verkohlten Leibern —
Und schweigt ..."
Vortritt zum Rand der Marmorstufen
Mit sieges-stolzem Blick der wilde Nero
Und blickt hinunter in den wilden Graus,
Der dampfend der Arena Tiefe deckt ...
Was regt da plötzlich zwischen den zerfleischten,
Verkohlten Tier- und Menschenleibern sich?
Ist's nicht ein Greis? Ein uralt Menschenbild?
Es richtet sich gespenstig langsam auf.
Und aus dem Schlunde der Arena hilft
Ihm eine dargebotne Hand die Stufen
Empor auf Neros Wink — und siehe da,
Die hohe Grau'ngestalt des finstren Bettlers,
Des wildumlockten, steht vor Nero.
„Du?"
Ruft dieser, „mußt du, Mumienangesicht,
Du tausendjähr'ge Todesmaske, mir
Entgegentreten stets in meinen höchsten
Momenten? Doch was tut's? Auch dein Gesicht
Stört fortan Neros Götterruhe nicht!
Dreifach gestählt ist diese Brust für immer ...
Bist du zufrieden, Alter? Hast du dir
Die Glieder baß gewärmt am schönen Feuer,
Das ich so ganz nach deinem Wunsch entfacht?
Du hast doch selbst auch wacker mitgeholfen?
Denn keiner hatt' es ja wie du so eilig
Beim Auszug meiner Fackelschwinger! Sprich,
Wie kam es denn, daß dieser Todesabgrund,
Der eben hundert Leben gierig fraß,
Gleichwie ein einz'ger aufgesperrter Rachen,
Ein Löwen- und ein Feuerschlund zugleich,
Auch dich verschlang und jetzt dich wieder ausspie?
Und eben dich allein? Schweigt nicht der Abgrund,
Und hat er doch noch etwas mir zu sagen?

Wohlan, ich höre! Wenn du kamst zu reden,
So rede frei!" — „Ich tu's," versetzt der Alte.
„Der Abgrund spricht, und ich, ich bin die Zunge
Des Abgrunds. — Wie im Mund des Tiers die Zunge
Bleibt unverkohlt, weil sie der beinerne
Schutzwall der Zähne deckt, so blieb auch ich
Erhalten in dem Flammenschlund — als Zunge!
Sei mir gegrüßt, Titane der Zerstörung!
Ich habe mir den alten Leib gewärmt
Am schönen Feuer, das du angefacht,
Ich habe selbst auch wacker mitgeholfen!
Ich war es, der den ersten Brand geschleudert!
Wohl liegt nicht alles noch, was liegen soll,
Noch manches ragt so stolz, so trotzig auf,
Was stürzen muß, soll ganz mein Herz aufjubeln
In süßer Todes- und Vernichtungslust!
Indessen ruf' ich: Heil dir, Heil, o Nero!
Die Flammen singen deinen Ruhm und lassen
In Goldglanzlettern leuchten deinen Namen
Und krönen dich mit einem Glorienschein!
Die Asche und die Trümmer und die Leichen
Sie danken dir, das ausgebrannte Rom
Es dankt dir, ja es streckt dir seine Zinnen,
Die schwarzverbrannten, aus dem Trümmerschutt
Entgegen nur zum Dank! Hinsank es gerne,
Als lebensmüder Zecher, in die Glut!
Durch Tod und durch Vernichtungen hindurch,
Und immer wechselnde Gestaltungen,
Hinringt die arme Menschenwelt sich qualvoll
Zu einem unbestimmten Ruheziel.
Und Zeiten gibt's, so bleiern, schal und elend,
Wo der Genuß nur und der Rausch allein
Den Sehnsuchtsruf des Innern nach Vernichtung
Noch übertäubt. Die arme Menschheit — dann
Gebiert sie aus sich selbst sich einen Richter,
Gebiert sie aus sich selbst sich einen Büttel!
Wenn Feuer nicht herab vom Himmel fällt,
Und nicht das Meer aus seinen Ufern tritt,
So muß sie wohl aus ihrer eignen Mitte
Erwecken sich den Henker, der sie richtet;

Ja, der sie richtet, und mit ihr sich selbst!
Ja, auch sich selbst!" — Bei diesen Worten fällt
Von allen Bränden Roms der Widerschein
Auf dies verzückte Seherangesicht.
Wie eine Wetterwolke dräut es feurig
Und wie der Blitz fällt draus der Blick auf Nero:
„Ja, auch sich selbst! Vernimmst du's, Nero, wohl?
Hinab, o Nero, stürze dich hinab!
Dein Werk zu krönen, wirf dich selbst nun auch
Hinab ins Flammengrab! Du bist ja selbst
Der Gipfel deiner todeswürd'gen Zeit
Und ihrer trunkenen Unseligkeit
Und ihrer prunkvoll gleißenden Verwesung:
Stürz' in die Flammen unter die Ruinen!
Du bist so leer, so hohl, so tot wie sie:
Dein eignes Innre ist ein Trümmerwust!
Dein Eigenwille, sagst du, sei dein Ich?
O bettelarmes Ich, das nicht besitzt
Als sein unbändig, maßlos eignes Selbst!
Dein Geist, dein Herz, dein Sinn ist leergebrannt
Bis auf das nackte Wollen, und das poltert
Nun im Ruinenhaufen als Gespenst!
Hinausgerissen aus der Bahn, in der
Geschaffnes ewig tanzt den sichern Reigen
Um einen unbekannten Mittelpunkt,
Hat dich des Lebensdranges Überschwang!
Nun schweifst du hin, ein feuriger Komet,
Halt-, bahn- und ziellos im Unendlichen
Und steckst die Welt in Brand und nennst dich Gott?
In deiner Selbstsucht bodenlosem Abgrund,
Da wohnt die sel'ge Götterruhe nicht!
Da ist es einsam, schaurig, kalt und dunkel!
O, gegen diese Öde ist das Nichts
Ein Rosengarten und der Tod ein Kuß
Der Wollust! — Wirf dich unter die Ruinen,
O Nero, du bist leer und tot wie sie! . . .
Wohl hab' ich todesfroh die schöne Flamme
Geschürt, die dieses Rom verzehren sollt' —
Doch nicht dein Helfer war ich, Nero, nein,
Du warst der meine! Zweifelst du daran?

Tauch' in die Flammen, unter wilde Tiere
Wie ich und steige draus hervor wie ich!
Im Namen jener, die sich wie ein Phönix
Aus ewigen Verwandlungen erhebt,
Die aus erloschnen Daseins Aschenresten
Den Funken neuer Lebensblüte lockt —
Im Namen der unsterblichen, der hohen,
Die du verachtest und an der du frevelst
In keckem Übermut, vor der du dich
Aufblähst zum Gott, ein eitler Sterblicher —
Im Namen dieser ewigen — im Namen
Der Menschheit sprech' ich über dich den Fluch!
Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz,
Du aber bist ihr Henkerwerkzeug nur,
Das sie beiseite wirft, gleichwie der Mörder
Das blut'ge Messer in den Abgrund wirft,
Nachdem er es gebraucht. Ja, über dich
Ruf' ich den Fluch und weihe der Vernichtung
Dein todverfallnes Haupt; doch nicht dem Tode,
Der sanft das Menschenkind, das lebensmüde,
Zur Ruhe bettet — solchen Tod verdienst
Du nicht — du sollst ihn bei lebend'gen Gliedern
Empfinden, sollst im Herzen, das noch pocht,
Die Würmer der Verwesung nagend spüren!
Du sollst, noch lebend eine Zeitenspanne,
Den Fluch der inneren Unseligkeit
Hinschleppen, bis in öder Seele schaudernd
Du selbst begreifst, daß du das höchste Ziel,
Das Ziel der inneren Beschwichtigung,
Das du durch Weltvernichtung wollt'st erreichen,
Nur noch erreichen magst durch Selbstvernichtung!"
So klingt der Fluch, so klingt das Donnerwort
Des furchtbar'n Unbekannten. Schweigend blicken
Die Hörer rings im schreck-erstarrten Kreis
Auf Nero, der mit Augen, stumm und kalt,
Des wilden Greises Flammenblick erwidert.
Versteinert waren sie, solang er sprach,
Und langsam kehrt in sie zurück das Leben
Nun, da er schweigt. Sieh, da erhebt sich ruhig
Und lächelnd Tigellin und wendet sich

Zu Nero, fragend: „Herr, gebietest du,
Daß ich zurück ins Glutmeer der Arena
Den Bettler stoße, der wohl nicht erst jetzt
Da unten sich versengte das Gehirn?
Wir kennen ihn schon länger, den Verrückten
Mit wirrem Blick und weißem Flatterhaar —
Mög' er ein zweites Mal sein Glück versuchen.
Vielleicht, daß doch ein wackrer Löwe sich
Besinnt, der noch nicht satt von Menschenfleisch
Und der auch diesen Bissen nicht verschmäht!"
Bei diesem Scherzwort grinsend lehnt der Mohr
Am Sockel eines kolossalen Löwen,
Des Marmorbild den Plan der Warte krönt.
Der Greis erhebt mit ernstem Blick die Hand
Und spricht: „Vernimm, du schwarzer Satellit:
Viel leichter mag's geschehn, daß jemals dich
Hier dieser kalte Marmorlöwe tötet
Als mich ein lebender!"
„Der Marmorlöwe?"
Hohnlächelt Tigellin; „ei, wer versähe
Sich solchen Tuns von einem Marmorlöwen?
Hör' an, du steinerner Gesell ..."
Er spricht's
Und steckt mit Lächeln seine Hand dem Untier
Tief in den starren, offnen Rachen —
Doch
Im selben Augenblick, mit einem Schrei
Zieht rasch der Mohr die Hand zurück —
Und sieh —
Um diese schwarze Hand her ringelt sich,
Nicht minder dunkelschwärzlich, eine Viper,
Die stillversteckt in marmorkühler Tiefe
Des offnen Löwenrachens schlummernd lag ...
Schmerzheulend schleudert fort der Mohr die Viper
Und starrt auf seiner Hand durchstochnen Punkt,
Drin schon das Todesgift verzehrend kocht.
Wild rollt sein weißes Aug', er schwindelt — wankt —
Entsetzen lähmt die Schar im Kreise rings ...
„Es wächst", so flüstert er, „im fernen Nubien
Ein Kraut, das solche böse Stiche heilt —

Nun aber ist's geschehn um Tigellin.
Nero, fahr' wohl! Ich sterbe — was ist's weiter?"
Er taumelt, sinkt zu Boden, krümmt sich dort
In heißen Qualen — seine Lippen schäumen —
Die Glieder zucken — er beginnt zu faseln
In wildem Fieberwahn: „Brennt Rom nicht mehr?
Mir ist so finster vor den Augen — ha,
Den greisen Dämon nur erblick' ich noch —
Fort, Alter, du erschreckst mich, nicht der Tod!
Bist du der Samum? Endlos brennt die Wüste —
Ein Feuerregen träuft herab — mich dürstet —
Ha, willst du bis zum Himmel wachsen, graues
Gespenst? . . ."
Das Aug' des Mohren bricht und starrt
Gebrochen schaurig auf den Alten noch . . .
Der Schreck versteint des Schauspiels Zeugen all.
Doch bald erhebt sich um den Greis der Ruf:
„Ein Zauberer! Er war's, der Tigellin
Getötet!" — Und erhobne Arme drohn.
Doch Nero winkt abwehrend mit der Hand.
Und ruhig spricht er, zu dem Greis gewandt:
„An dem ist dir's gelungen, düstrer Graukopf!
Den hast du wirkungsvoll, erhaben hier
Dahingestreckt auf weiße Marmorstufen.
Ich danke dir für dieses würd'ge Nachspiel
Zur wundervollen Festschau dieses Tags:
Es hat mein kaiserlich Gemüt ergötzt.
Doch wähne nicht, es müsse dir gelingen,
Heranzukommen auch mit deiner Kunst
An Nero-Dionysos; wähn' es nicht,
Graubärtiger Sophist und Magier!
Ich lache deiner prahlenden Rhetorik!
Kein Becher Weins soll drum mir schlechter munden
Und keines schönen Weibes Rosenlippe.
Für deine Tollkühnheit, sieh, dank' ich dir;
Dir gegenüber fühl' ich mich erst wahrhaft!
Denn Großes wächst erst dann, wenn es verneint wird:
Dann faßt sich's selbst in seiner ganzen Kraft,
Und bäumt sich auf in seiner ganzen Größe.
Zieh' hin, Wahnwitziger! Dich töt' ich nicht,

Denn mir beliebt es eben nicht — und weißt du,
Warum mir's nicht beliebt? — Sieh, dieses Mal
Beliebt es mir, nach einem Grund zu handeln:
Zum Zeugen haben will ich dich, daß mich
Nichts kümmern deine Worte, daß ich bleibe
Der Nero, den du kennst! Du rühmst dich deiner
Unsterblichkeit und wirfst zum Sprecher dich
Der ew'gen Menschheit auf — nun wohl! Auch ich —
Ich bin nicht zu vernichten! In mir hat
Das Leben einen festen Ankergrund!
Nichts kann mich je verwandeln, ich bin Ich!
Unendlichkeit, sie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit! Ja,
Du Unzerstörbarer in Feuerflammen,
Ich nehm' es mit dir auf! Es gilt den Wettkampf,
Ob meine geist'ge Unzerstörbarkeit
Nicht deiner leiblichen die Wage hält!"
„Auch ich," so ruft der Greis, „aufnehm' ich ihn,
Den Wettkampf, den du bietest! Stürme fort,
Genieße und zerstöre! Labe dich
An deiner trunkenen Unendlichkeit,
An deiner Göttlichkeit! Es kommt die Stunde,
Es kommt die Stunde, Nero-Dionysos,
Wo traumgleich dir dein stolzes „Ich" zerrinnt —
Es kommt die Stunde Nero-Dionysos,
Wo, deiner unbewußt, du mein noch denkst —
Es kommt die Stunde, Nero, wo mein Bild
In deines starren Augs Pupille steht
Wie jetzt im Augensterne dieses Mohren!"

---

## Fünfter Gesang.

## Das goldene Haus.

Dem Trümmerschutt des alten Roms entsteigt
Das neue Rom — das Rom des Nero. Leuchtend
Entgegenwachsen in der Ebene
Die Steinkolosse seinem Herrscherblick,

Indes vom Söller seines goldnen Hauses,
Der jungen Roma Zier und Krone, stolz
Er in die Tiefe schaut.
„O Rom," so ruft er,
„Ich stürzte dich in Trümmer hin und du,
Du gabst hinsinkend mir das Hochgefühl
Von meiner Göttlichkeit. Nun sei's genug!
Ich sage dir: Erhebe dich aufs neue!
Erhebe dich glanzvoller als du warst:
Ich will ein Rom vor meinen Augen sehn,
Das ich geschaffen, und bezeugen soll
Die Welt, daß ich nicht bloß Zerstörer bin!
Nicht mein Gedanke war's, in einer Wüste
Zu thronen — Nero braucht die Welt, sie zu beherrschen.
O Römervolk, das mir zu Füßen wimmert,
Wie einem knienden Sklaven sag' ich dir:
Steh auf! Hinstrecken kann ich dich ja wieder,
Sobald es mir gefällt!
O Menschlein, die ihr
Da unten krabbelt um das Steingetrümmer,
Ameisen gleichend, die, sobald man ihnen
Zerwühlt der Wohnstatt lockres Hügelrund,
Gleich wieder emsig durcheinander wimmelnd
Den neuen Bau beginnen — besser wär' euch,
Den Wohnsitz aufzuschlagen, statt zu Füßen
Des Nero und in seines Augs Bereich,
Zu Füßen eines glühenden Vulkans!"
In tieferen Gedankentraum versinkt
Das Haupt des Herrschers. Götterhauche schwellen
Die Brust ihm wieder, seine Blicke schwingen
So stolz und machtvoll sich ins Tal hinab
Wie junge Adler aus dem Felsenhorst.
Er denkt an Vindex einen Augenblick,
An den verwegnen Toren, der es wagt,
Aus Gallien jene Meutrerschar zu führen,
Die Galbas Namen auf ihr Banner schreibt.
Wie? Gegen den gewaltigen Vernichter
Wagt er's, die Schar zu führen? Gegen Rom,
Wo Sklavenschauder, stummer jetzt als je,
Die Kette schleppt, will er sein Banner tragen,

Bedrohn den Machtsitz Neros? Armer Falter,
Der in die Flamme taumelt! — Nero denkt
An ihn nur einen Augenblick und lächelt
Verachtungsvoll. Und rückwärts wieder schweift
Sein Sinn, er denkt des geisterhaften Alten,
Den ausgestreckt der Flammenschlund als Zunge.
Er denkt an ihn und lächelt. Er gedenkt
Der Christen, die zerfleischt im Zirkus starben,
Und lächelt. Er gedenkt des Flammengreu'ls,
In dem das alte Rom versank, und lächelt.
Und weiter, weiter noch zurücke schweift
Sein Sinnen, er gedenkt des Bacchanals
Und Agrippinas auch — doch siehe da,
Er lächelt nicht mehr; seine Stirn beschattet
Der Ernst im Flug; wohl schüttelt er alsbald
Das Wölkchen von der Stirn wie eine Fliege,
Doch Fliegen sind hartnäckig oft und necken,
Mit lästigem Gesumme wiederkehrend,
Des Helden Stirn, der Löwen niederwirft . . .
„Ha," ruft er, „gibt es stets Momente noch,
Wo ich ein Mensch nur bin? O Apathie,
Die Götterstirnen stets umschweben soll,
Wirst du zuweilen noch mir ungetreu?
Bist du denn eine Metze wie Fortuna,
Die heut uns noch umarmt und morgen plötzlich
Verläßt mit leerem Beutel, leerer Brust?
Wie kommt in Neros Herz die Unruh' noch?
Was regt geheim den tiefen Sinn mir auf
In solchen Abends sel'ger Götterstille? —
Der Friede schwebt wie eine weiße Taube
Vom Aventin her übers goldne Rom —
Mir ist, als sollt' ich ihn am Fittich fassen
Und ganz ihn bergen hier in meiner Brust! —
Doch — ist nicht Unruh' manchmal lieblicher
Als ew'ges Einerlei des Götterfriedens?
Zuweilen sehn' ich mich nach ihr; nach dir,
Empfindungswechsel, sanfte Flut und Ebbe
Der Herzenswogen, die das Menschendasein
Erträglich, oft sogar auch lieblich macht! —
Und doch, nie wieder könnt' ich — wollt' ich's auch —

Zurück mich bannen lassen in die Schranken
Alltäglich engen, menschlichen Gefühls;
Umkehr auf meinem Pfad — unmöglich ist sie;
Des Menschendaseins Ring hab' ich durchbrochen,
Und bin hinausgewachsen über ihn —
Wollt' ich zurück, er faßte mich nicht mehr.
Nein, nein! Ob einsam auch, ich bleibe doch
In meinen stolzen Höhn — ich bleibe Nero!" — —
  Es senkt sich leise dunkelschattend nieder
Die stille Nacht. Vom Tagwerk ruhn die Menschen,
Die guten Genien des Friedens schweben
Um niedre Hütten. Aber aus den Tiefen
Aufflatternd kommen finstere Dämonen,
Wie Fledermäuse in der Dämmerung,
Und kreisen um des Nero goldnes Haus.
Sie heischen Einlaß. Einlaß forderst du
An dieser Schwelle, nächtliches Gezücht?
Die Sorge ist es und die Reue. — Sieh,
Die Sorge kehrt, vom Glanz geblendet, um
Schon an des Hauses Tür. Die Reue schlüpft
Hinein ins Innre bis zu Nero — doch
Vor seinem festen Blicke weicht auch sie
Zurück und flieht. In dieser Brust von Erz,
Gehärtet in den Flammen Roms, da ist
Kein Ort für sie. Sie flieht.
                              Da, siehe, wagt
Hervor sich aus dem dunkelsten der Winkel
Des Tartarus ein andres Ungetüm.
  Das ist der greulichste der Nachtunholde,
Die aus den Wassern des Kozytus trinken.
Die Flügel hängen bleischwer ihm herab,
An ödem Ort gekauert liegt das Scheusal
Und mit dem Kopfe wackelt es im Schlaf.
Ein grauer Nebelregen, endlos triefend,
Ist seine Atmosphäre. Wenn es gähnt,
So ist's, als ob das alte Chaos wieder
Aufschlösse seinen Rachen, zu verschlingen
Die Welt, die es gebar.
                              Dies Ungetüm
Kommt jetzt herauf vom Grund des Erebus.

Es flattert um den goldenen Palast,
Durchschwebt die Pforten, weicht vorm Glanze nicht
Zurück, geblendet wie die Sorge, nicht
Vor Neros Blick, verschüchtert wie die Reue,
Es nähert sich dem stille Sinnenden
Und öffnet, ungesehn von ihm, den Rachen
Und haucht ihn an mit seines Odems Hauch ...
Kennt ihr den Namen dieses Ungeheuers?
Der Menschen Mund benennt's die Langeweile.
Die kleinen Erdensöhne neckt es mäßig,
Die großen Geister faßt's mit Geierkrallen ...
Es langweilt Nero sich. — Er ruft: „Wo ist
Mein lust'ger Narr, mein immer durst'ger Dickwanst
Von Benevent, mein wackerer Silen?
Er komme! — Wenn ich in sein Antlitz blicke,
Ins rote, feiste, ewig lächelnde,
Erheitert es gemach die Stirne mir,
Gleichwie das Sonnenrund umwölkte Höhn!"
Hin eilt der Sklave, doch er bringt zurück
Alsbald die Kunde: „Saccus, Herr, ist tot!
Verblichen diese Nacht!" — „Gestorben? Wie?" —
„Des Leibes Überfüllung bei dem Schmaus,
Mit dem, o Herr, du gestern eingeweiht
Dein neues, goldnes Haus, bracht' ihm den Tod."
„Ei sieh, mein Saccus auch", ruft Nero, „folgt
Dem Tigellin? — Fast steh' ich schon allein.
Sieh, wie das wechselt, wie das kommt und geht
Rings um mich her und ich, nur ich allein
Bin unveränderlich in allem Wechsel ...
Doch nein, nicht ganz! Die neckische Natur,
Die nichts mehr über meinen Geist vermag,
Sie hält an meinen Leib sich und beginnt
Mir Kinn und Wangenblüte zu verschwemmen
Durch gelblich-schlaffen Wulst, obgleich die Jugend
Ums Haupt mir noch in voller Locke flattert! —
Doch seh' ich recht? Was zeigt mir da die Welle
Des Silberspiegels hell im Lichterglanz?
Ein graues Haar auf meinem Haupt? O pfui!
Ein graues Haar steckt all die andern an!
Fort, grauer Erstling! Soll denn auch für mich

Sie kommen, jene böse, böse Zeit,
Wo Haar um Haar von meinem Haupte sinkt,
Wie Blatt um Blatt vom Rosenhaupte sinkt?
Ha! bleibt der Geist nur jung und unverändert,
Und du, o Fleisch, verblühst an mir? Und ich
Muß dich zuletzt als einen kalten Leichnam,
Als toten Zwillingsbruder, der mit mir
Verwuchs im Mutterleib und vor mir starb,
Durchs Leben weiter schleppen? — Warum ist
Der Gott in mir an diese alternde
Vergängliche Natur gebunden? — Fort,
Ihr melancholischen Gedanken! Spüle
Mir weg den Schweiß der Stirn, du goldne Quelle
Der Lust, die mir in reicher Fülle sprudelt,
Wie keinem Staubgebornen je vor mir!"
So spricht er und erhebt sich, zu durchwandeln
Auf leichter Freudenjagd sein goldnes Haus.
Sein Lieblingslöwe folgt ihm wie ein Hündlein;
Ein zahmer Elefant mit klugem Aug',
In Goldschmuck prangend wie ein Leibtrabant,
Geht ihm voran mit einem Fackellicht,
Ein Sklaventroß folgt seiner Schritte Spur
Gewärtig jedes leisen Herrscherwinks.
Er wandelt hin durch alle Prunkgemächer,
Durch alle Riesenhallen, alle Höfe
Des Kaiserpalasts, dessen Märchenpracht
Kein Dichterwort beschreibt. Die Tempel Roms
Und Griechenlands und Asiens, geplündert
Sind sie für dieses eine goldne Haus.
Im Vorhof steht ein ragender Koloß,
Des Nero Riesenbild, hoch wie ein Turm:
Des Fußes Zeh' hat Menschenleibes Dicke.
So unabsehbar dehnt der Vorhof sich,
Daß tausend Schritte lang ein Portikus
Hinläuft in ihm und sich ein Weiher dehnt,
Drin des Palastes Zinnen rings sich spiegeln
Wie eine Stadt im Meer. Der Prachtbau streckt
Die Glieder aus vom stolzen Palatin
Noch über Nachbarhügel; grüne Triften
Und blüh'nde Gärten und Gehölze selbst

Hat eingeschluckt der steinerne Gigant
Und diese grünen fort in seinem Innern
Und merken nicht, daß nicht mehr frei sie grünen,
Nein, in dem Bauche eines Ungeheuers.
Sein flacher Dächerscheitel ist gekrönt
Mit Blumenfluren und mit Lorbeerhainen.
Und Glied für Glied gehüllt in Goldzier ist
Der ganze stolze, marmorne Koloß;
Auf seiner Höhe steht er wie ein Held,
Mit goldner Rüstung schimmernd in der Sonne.
Im Innern ist der Goldgrund noch von Gemmen
Bestrahlt, in farb'ger Mosaik: es trägt
Schmucküberwuchert Säulenwerk die stolzen
Goldschimmernden Rotunden, eingekrustet
Mit Bernstein und Türkisen und Topasen.
Goldschwere Riesen-Prachtvorhänge schließen
Die hohen Elfenbein- und Schildpattpforten
Und babylonisches Gewebe breitet
Sich unterm Fuß des Schreitenden so weich
Wie frischgepflückte Rosenblätter aus.
  Der Estrich ist gezimmert aus Kristallen,
Man glaubt zu wandeln auf der Meeresflut;
Korallenbäume steigen draus empor
Als Kandelaber. Farbenwunder schimmern
Von Wänden, Erz- und Marmorbilder ragen:
Hier mit smaragdnen Augen funkelnd, steht
Ein Silberlöwe und hier windet sich
Ein Schlangentier — es starrt die Schuppe golden,
Unheimlich blitzt das Auge von Rubin.
Hier funkelt eine malachitne Säule,
Die nächtlich Glanz verbreitet wundersam.
Ein Bild des Nero schimmert mit der Wehr
Apolls, aus Jaspis ganz. Was gelten noch
Murrhinische Gefäße, Zitrusplatten,
Bernsteingerät in diesem Eldorado?
  Und was verbirgt nun erst das Innerste!
Das goldne Haus ist eine Welt im Kleinen:
Um sich versammelt hat aus allen Zonen
Des Nero Drang, der unersättliche,
In alle Tiefen, alle Höhen schweifend,

Was nur die Sonne reizt, den Geist erregt.
Natur und Wissenschaft und Kunst gesellen
Ihr Bestes hier dem Glanz der goldnen Schätze.
Als Herrn der Welt betrachtet Nero sich:
So schuf er sich sein Haus zum Bild der Welt!
  Durch all die Pracht nun wandelt er dahin:
Wie kommt's, daß heut' sie seinen Blick nicht fesselt?
„Du flammenfarbnes Gold," so ruft er aus,
„Nur du allein warst würdig, dich zu wölben
Zur Wohnstatt mir und all der Prunk der Welt
Schlingt, wie's geziemt, sich um mein Götterdasein
Als deutungsreiches Arabeskenwerk.
Doch all die Pracht beginnt mich anzufrösteln . . ."
  Beschwingten Schritts betritt er einen Raum,
Den er das Pantheon der Sinne nennt.
Hier ist vereinigt alle Sinnenfreude,
Hier ist Elysium. Ein Dämmerlicht,
Ein rosiges, durchglüht die Zauberhalle,
In wechselnd hohem Reiz nach Neros Laune
Zu tiefer Dämmrung jetzt gedämpft und jetzt
Mit goldig hellem Glanz die Halle füllend.
Ein warmer Hauch, wie weiche Tropenluft,
Halb süß=abspannend und halb süß=aufregend,
Umweht die Wange schmeichlerisch. Musik
Rauscht aus verborgnen Quellen her, bald zärtlich
Wie das Gegirr der Tauben, stürmisch bald
Wie Lust, die triumphiert. Der Ruchsinn schwelgt
Entzückt in Spezerei'n, aus goldnen Pfannen
Die Silberwölkchen mischend ins Arom
Prachtvoller Blumenwunder, die den Ort
Umranken mit verschwenderischer Zier
Und hier und dort zu Lauben sich verschränken.
Dazwischen murmelt leise, sanft einlullend,
Ein feiner duft'ger Silbertropfenstaub,
Der aus Goldröhren in kristallne Becken
An trauter Stelle quillt, wo sein Geriesel
Berückend sich dem halb=erstickten Laut
Heißglüh'nder Wonneseufzer mischen mag.
  Wer diesen Raum betritt, der atmet tiefer
Im Drang des Busens auf und meint, er stehe

Im Heiligtume der Libido selbst
Und gleich nun müsse wo auf weichem Thronsitz,
Auf einem hochgeschwellten Rosenlager,
Sie ihm erscheinen, üppig hingelehnt.
  Und traun, in Wahrheit ist ihr Tempel hier.
Schon kündigt sie sich an: an Wänden schwelgt
In heißen Tinten üpp'ge Schilderei
Und diese Statuen, die Marmor scheinen,
Im Zauberreiz der Nacktheit regungslos,
Betrachtet man, befühlt man sie genauer,
So überrascht ein warmes, weiches Leben,
Das lachend niederspringt vom Postament.
Und während Nero an den goldnen Tisch
Sich setzt, den alles Leckere belastet,
Was nur den Gaumen kitzelt und entzückt
Und gaukelnd eine Schar von Götterknaben
Mit würz'ger Goldflut ihm den Becher füllt,
Drängt aus dem Hintergrund der Wunderhalle
Sich allgemach der schönsten Weiber Schwarm.
Die einen tänzeln um den Nero, schmiegen
Zu ihm sich kosend, ruhn auf seinem Knie
Und nippen, sich bezechend, aus den Bechern;
Es plaudern andre, scherzen oder trällern
Ein Liedlein zu dem Klang des Heptachords.
Auf Purpurkissen andre ruhn und andre
Erheben erst aus Bädern ihren Leib,
Den weißen, mild-erfrischten. Andre nahn
Des Nero Schwelgertisch als holde Gruppen,
Verwirklichend manch alte Götterfabel:
Des Mars, der Venus lüsterne Geschichte
Und manche Liebschaft auch des Vaters Zeus.
  Wer hat so zauberreichen Schönheitsflor
Vereinigt je gesehn, wie Neros Aug'
An dieser Stelle sieht? Von jeder Form,
Die schwebt im bunten, weiten Reich der Schönheit,
Ist hier ein Urbild; 's ist wie das Gehirn
Des Phidias und Zeuxis, angefüllt
Mit jedes Reizes höchsten Idealen.
Da sieh die schlanke jungfräuliche Kissa,
Den lieblichen Narzissenstengel; da

Die voll-entwickelte, die stolze Naïs,
Die eine hehre Juno scheint, und da
Die kolossal'schen Formen der Dione,
Ein Prachtbau süßgeschwellter Gliederfülle;
Da siehe, holde Kinder, goldig-blond,
Ganz weiche Zärtlichkeit, verhaltne Minne;
Da schwarzgelockte, feueraugige;
Da schimmert lieblich Braun, da prunkend Rot,
In feinen, krausen Lockenringen wogend —
Da sieh die stolze Griechin mit den edlen,
Vollkommnen Zügen, da die feurige
Hispanierin, die üpp'ge Syrerin,
Da der Germanin kräftig derben Reiz,
Da Lybiens rabendunkle Tochter selbst,
Die schmiegsame — denn alles will vereinigt
Die weltumschlingende Begier des Nero.
O Frauenschönheit, edle Himmelsblume,
Die schönsten deiner Blüten werden nicht
Des Sehnenden Besitz, den sie auf Erden
Zum Gotte machen könnten — nein, sie werden
Gestreut als Würze in den Freudenkelch
Des Reichtums und der üpp'gen Schwelgerei,
Die wählerisch sie mit erstorbnem Sinn
Beschnüffelt und sich ihrer kaum erfreut! —
Der Schönheitsreigen, welcher ihn umgaukelt,
Er ist dem Nero, seht, so viel, so wenig,
Wie Satten reiche Tische, vollbesetzt,
Und schlummerlosen Kranken weiche Polster.
Und statt zu greifen nach den Hesperiden
Der Lust, die rings um ihn so lockend hängen,
Versinkt er fragend in sich selbst: „Wie kommt's,
Daß nun an mir sogar der süße Reiz
Der Sinne mehr und mehr erlahmt? Wie kommt's,
Daß nichts mich lockt und nichts mich mehr entzückt?
Ich steh' im Meer der Freude wie ein Schiff
Bei Windesstille steht im Ozean:
Kein Lüftchen regt des Herzens tote Welle
Und meiner Wünsche Segel hängen schlaff!
Wenn etwas lohnt die Mühe, Mensch zu sein
Und sterblich-ird'scher Glieder sich zu freun,

Ist's eines holden Weibes Glutumarmung!
Und doch, was ist zuletzt denn auch das Weib
Dem Übersättigten? Ha, keine Lust
Gibt es, bei der so schnöd, so übermütig
Wie bei des Weibes Reiz der Überdruß
Und die Begierde mit uns Fangball spielen!
Es lockt von voll entfalteter Natur
Uns zu der knospenden, von dieser wieder
Zurück zur vollen; von der blondgelockten
Zur braungelockten Schönheit schwanken wir;
Vom Zarten drängt es uns zum Üppigen,
Vom Üppigen zurück zum Zarten wieder:
Doch matter stets und matter übertüncht
Verblaßter Freuden innres Einerlei
Des äußren Wechsels Reiz — und immer weiter
Sperrt seinen Rachen auf ein Sinnenhunger,
Den nichts mehr sättigt, weil ihn nichts mehr *reizt*.
's ist nicht die *Gier*, die drängt zum Übermaß,
Es ist der *Ekel*; weil uns nichts befriedigt,
Versuchen wir das Unerhörteste.
O glücklich der Genießende, den noch
*Begierde* stachelt zum Genuß! Begier
Ist leicht gestillt und ihr genügt das Nächste:
Doch Überdruß, das ist der nimmersatte,
Der wilde Wolf, das die gefräßige
Harpye, alles niederschlingend, alles
Besudelnd . . . Glücklich, wer noch mit dem Aug'
Der *Sehnsucht* sieht! wem Frauenschönheit noch
Ein Ideal ist, nicht die greifbarste
Von allen ird'schen Raumausfüllungen,
Wem als ein Eden noch, als Paradies
Erscheint die Sommerlandschaft, Weib genannt,
Mit ihren leid'gen steten Wetterwechseln,
Mit ihren Zorngewittern, Tränenregen
Und periodischen Versumpfungen.
Wie kommt es denn, daß wir zu Narren werden,
Wenn wir ein schönes Weib zur Seite haben?
Warum durchzuckt uns eine weiße Haut
Wie funkensprühend heut', die doch gar bald,
Sind ihrer wir gewohnt, so kühl uns läßt

Wie unser eignes Fleisch? Betörung nur,
Bezauberung der Sinne, Phantasie
Ist Jugendlust und Lieb' ein Sommerhauch,
Der als beschwingter Sklav' den Blütenstaub
Von einem Blumenkelch zum andern trägt!
Fort, fort von hier — will heut' an einer Schau
Von mehr gediegner Art mein Auge laben!"
So lästert frech der übersatte Schwelger,
Und weiter durch die goldnen Hallen wandelnd,
Ins vollgefüllte Schatzhaus tritt er ein,
Wo aufgehäuft Kleinode, die kein Krösus
Vereint gesehn und kein Polykrates.
Gold, Silber, Perlen, schimmerndes Elektron
Und edles, feurig=sprühendes Gestein,
Vom Indus, vom geheimnisvollen Osten
Des Kolcherlands, vom ceylonesischen
Gestad' des alten Perlenmeers geholt!
Da ruhen sie in märchenhafter Pracht,
Die augenblendenden, die lichten Kinder
Der schwarzen Mutter Nacht, die Edelsteine:
Hier Adamas, der unbezwingliche,
In weißem Glanze strahlend: hier Rubin,
Wie angeblasne Kohlen feurig glühend,
Und hier der sanfte, glutende Saphir,
Der himmelblaue, heilige, der Fürst
Der Steine, welcher Indertempel schmückt.
Da grünt der Augentröster, der Smaragd,
Da gleißt der Amethyst, der Traumerreger,
Buntschillernd äfft hier das Chamäleon
Der Steine, der Opal, den Regenbogen,
Da glitzert Turmalin und Chrysolith,
Achat und Jaspis, Türkis und Beryll,
Topas und Hyazinth, und was noch sonst
Dem Mutterschoß der Erde ward entrissen,
Der Finsternis, der tiefsten, abgerungen,
Zu funkeln in des Tages hellstem Licht.
„Sieh da die steingewordnen Zauberflämmchen,"
Ruft Nero, „welche glüh'ndes Feuer scheinen
Und anzufühlen sind so marmorkalt!
Mir ist, als sollt' ich die gefrorne Pracht

Auflösen wieder in ihr altes, heißes
Glutelement, das hier zu Eiskristallen
Verzaubert ist. Die kalten Steine schneiden
Mit ihren scharfen Kanten mir ins Aug'
Und in die Seele . . .
Und wie konnt' ich nur
Sie emsig sammeln und mich ihrer freu'n,
Als hätt' ich Großes dran? Sind es nicht Kiesel,
Nur etwas glänzender und etwas bunter?
Ist nicht ein Wassertropfen schon so gut,
In dem die Sonne glänzt, als ein Demant?
Doch der ist seltener — das ist's! Ich Tor,
Was strebt' ich, mir in Haufen das zu sammeln,
Was nur als Einzles, Seltnes Wert besitzt?
Das Seltene in Haufen wird gemein.
Fort, fort damit, 's ist nötig aufzuräumen!
Greif' zu, mein Kappadox, greif' zu, mein Syrus!
Hier, Geta, dir der eiergroße Saphir!
Fang' auf den Jaspisklumpen, Asdrubal!" —
So spricht er und ergötzt sich lachend dran,
Die Steine seinen Sklaven zuzuwerfen.
Dann setzt er seine nächt'ge Wandrung fort.
Er tritt hinaus auf eine Blumenflur,
Die taghell prunkt in grellem Fackelglanz.
Da leuchtet Lilien- und Lotusblüte,
Da wiegt auf hohem Stengel sich der Stern
Gelbstrahlender Narzissen, die Violen
Streu'n milden Duft, die Tulipanen nicken
Mit goldnen Kelchen, voll von Mondestau,
Krokus und Amaranth und Hyazinthen
Erblühn, Jasmin, Syringe duftet lieblich.
Wohin du blickst, die Blüten sind wie Flämmchen,
Die lodernd aus der grünen Erde brechen.
Hier blüht ein gelbes auf und dort ein blaues,
Hier flackert's grün, hier weiß, hier purpurfarben.
O sieh, wie zierlich rings auf Blätterfüßen
Sie stehn, die lieblich bunten Blumenlichter
Im Frühlingssaal! Armleuchter ist der Kirschzweig,
Der Rosenstrauch ein ganzer Kandelaber!
„Was willst du mir, du farbiges Gewimmel,"

Ruft Nero, „und du Schleicher Wohlduft auch,
Der sich mir kitzelnd in die Nase stiehlt?
Was hast du mir zu sagen, buntes Gras,
Das morgen Heu ist, mit den Blumenäuglein
Und mit den säuselnd zarten Blätterlippen?
Ich liebe dich nicht mehr! Mir ist die Mohnflur
Wie eine ausgegoßne Lache Bluts
Und auf dem Strauch die roten Beeren scheinen
Mir Tropfen, die aus offnen Wunden fließen;
Ihr eitlen Blumenfürsten, was stolziert ihr
Mit einer Krone, die ein Hauch entblättert?
Was willst du, bunt bemaltes Faserwerk?" —
So ruft er und im Weiterschreiten grimmig
Ausreutet er die Lilien und die Rosen.
Und weiter wandelnd der Tyrann betritt
Des Hauses Raum, wo ein gewaltiger
Tierzwinger sich erhebt. In diesem hat
Versammelt Nero alle Tiergestalten.
Da brüllt der Löwe; Bär und Elefant
Und Nashorn und Giraffe wandelt hier.
Da wälzen Schlangen auch und Krokodile
Sich hinter sichern Gittern. Adler sitzen
Auf Silberspangen ruhig, Pfaue schreiten
Mit prächtigem Gefieder, Schwäne segeln
Und rosig schimmernde Flamingos prunken
Auf Weihern hier wie auf Ägyptersee.
Doch wie zuvor die holde Pflanzenwelt,
Erscheint dem Nero heut' die Tierwelt auch,
Ein schnöder Spuk. Ihn faßt ein Schauder an,
Gleichwie von Zerrgebilden, und er findet
In ihrem Blick ein Fremdes, das ihn anglotzt
Mit diabolischer Gewalt.
„Mir ist," so spricht er,
„Als säh' ich hier in lauter tote Larven.
Je mehr mein Auge sich versenken will
In andrer Kreaturen Aug', so mehr
Werd' ich des ungeheuren Abgrunds inne,
Der alle Wesen voneinander trennt.
Ja, jedes Angesicht ist eine Larve,
Die immer mehr verbirgt als offenbart.

Sogar das edle Menschenangesicht
Erscheint zuweilen mir mit einem Male
So fremd und seltsam, so gespensterhaft,
Daß ich erschrecke. Öfters meinen wir,
Wenn unser Blick taucht in ein andres Aug',
Wir sähn bis auf der Seele Grund hinab;
Doch Täuschung ist es nur und plötzlich wird uns,
Als sollt' uns schwindeln und als ständen wir
Vor einer Tiefe, nimmer zu ermessen:
Mit Recht — denn keine Brücke geht von einem
Zum andern Wesen, jedes ist ein Selbst
Und jedes ruht auf sich und will nur sich
Und kennt nur sich, versteht nur sich allein!
Ich seh' die Tierwelt durcheinander krabbeln,
Gewürm und Käferwerk in eklen Massen:
Ich sehe Molche, Kröten, Basilisken,
Ich sehe Drachen, Olme, Skorpione,
Chamäleone, Salamander seh' ich
In scheußlichem Gewimmel mich umkriechen
Ha, sind das deine schöpfrischen Gedanken,
Natur, unholde Mutter? Du erschufst
Ein Reich, wo eins vorm andern sich entsetzt
Und eines wütend sich aufs andre stürzt!
Du hast erschöpft in deinen Schöpfungen
Vielmehr das Häßliche und Fürchterliche,
Als das Gefällige und Edelschöne.
Ei, sage, hast du mütterlich gehandelt
An deiner Söhne edelstem, dem Menschen?
Du hast mit einer Schöpfung ihn umzirkt,
Die gegen ihn in ew'gem Grimme wütet:
Die Elemente kämpfen gegen ihn,
Das wilde Tier fährt grimmig auf ihn los,
Ohnmächt'ge Nattern spritzen Gift auf ihn,
Der Wurm selbst frißt sich tückisch in sein Fleisch.
Nicht anders ist's, als wäre das Geschaffne
Nur da, den Menschen grimmig zu befehden
In einem ewigen Vernichtungskampf!
Und dort, wo du ein Liebliches versuchst,
Natur, wie arm ist deine Phantasie!
Ein Blümlein hold, ein tonbegabtes Vöglein,

Ein flimmernd Steinchen und ein bunter Falter —
Nun, das gelingt dir manchmal; doch im Ganzen
Bist du zu kleinlich-maßvoll und zu karg!
Wahrhaftige Verschwendung kennst du nicht,
Machst nicht Gebrauch von deinen reichen Mitteln!
Warum erblicken wir nicht Blumenhäupter,
Wie eine Tonne groß? Warum nicht Felsen
Aus Edelstein? Warum muß dem Geschöpf,
Weil es das eine hat, das andre fehlen?
Warum ist nicht so prächtig wie der Pfau
Die Nachtigall, warum wird nicht der Aar
Zum Phönix durch des Glühwurms Goldgeleucht'?
Und warum ist der Mensch, der hohe Mensch,
Nicht auch geflügelt wie der ärmste Sperling?"
  Unmutig fürder schreitend jetzt betritt
Der Tadler einen Saal — das Heiligtum
Der Isis — Erd und Himmelsraum im Kleinen.
Hoch in der Decke kreist ein Sternenhimmel,
Indes des Estrichs Grund, erhöht, vertieft,
Nachbildet all der Erde Meer' und Länder.
  Und in des Raumes Mitte leuchtend steht
Ein Isisbild, verhüllten Angesichts,
Ein riesiges. Der Göttin Brüste schwellen,
In Händen hält die Lilienblume sie
Als Zepter, auf dem Haupte königlich
Trägt sie als Diadem den gier'gen Vogel,
Des Name „Geier" ist und der das Wort
„Genug" nicht kennt.
                              „Natur," ruft Nero, „Name
Von seltsam unerfaßlicher Bedeutung,
Ziellos erschaffende Zerstörerin!
Warum bedeckst mit einem Schleier du
Dein Angesicht? Das Weib verbirgt ja sonst
Sein Angesicht nur, wenn es häßlich ist —
Bist du es auch vielleicht? Bedeckt der Schleier
Die Flecken und die Mängel deines Wesens?"
  So scherzend frevelt er und nähert sich
Dem Bild der Göttin, hebt mit einer Hand
Den Schleier ihr und hält ihr mit der andern
Die Fackel, einem Sklaven abgenommen,

Vors Angesicht. Da fängt das ganze Bild,
Geformt aus Chryselektron, das die Flamme,
Die sich ihm nähert, gierig an sich reißt,
Sieh, plötzlich fängt es schreckbar an zu glühn
Und seine Saphiraugen sprühen Blitze
Des wild'sten Zorns, daß Nero fast erschrickt
Und unwillkürlich sinken läßt den Schleier.
„Ei sieh," ruft er, „wie spröde sich ein Weib
Benimmt, das alles eher ist, als Jungfrau!
Wer weiß auch, ob sich's lohnte, vorzudringen
Ins Innerste der irdischen Natur?
Wenn es gelänge, maulwurfartig sich
Hindurchzuwühlen durch die Erde ganz,
Die doch wohl bodenlos nicht ist, so stießen
Vielleicht wir unter ihr auf ganz dieselbe
Unendlichkeit, die leere, wesenlose,
Die hier sich über unserm Haupte wölbt!
Was hat sie uns zu bieten, diese blaue
Unendlichkeit? — Ich will zu ihr mich wenden
Und meine grauen Astrologen fragen,
Ob sie mir etwas dort erbeuten können,
Was dieses Abends üble Laune bannt!"
Und er betritt die hohe Warte seines
Palasts, wo Sternwacht halten greise Seher.
's ist Mitternacht. Die goldnen Sterne glänzen
Im dunklen Haupt der Nacht wie tausend lichte
Gedanken. Unverwandten Blickes schaun
Ins Ätherblau, wo eine Welt von Welten
Sich auftut, diese silberbärt'gen Späher.
Und Nero spricht zu ihnen: „Sagt mir an,
Ihr Immerwachen, was gewährt euch denn
Die schnöde, kalte Sternwelt zum Ersatz
Für Schlafes Süßigkeit, drauf ihr verzichtet?"
Der Sternbetrachter greisester erwidert:
„Da oben, siehe, Herr! da gehn allnächtlich
Die lieblichen Sternbilder ihre Bahnen
In ew'ger Schöne, ew'ger Majestät:
Da segelt stolz der Schwan im blauen Äther,
Die Lyra tönt von Sphärenharmonien,
Die Sternsaat der Plejaden schimmert mild,

Von einem Himmelsrand zum andern wirft
Den Strahlenpfeil Orion, Herakles
Bedräut mit seiner Sternenkeule siegreich
Die finstern Nachtgewalten. Sieh, so schließt sich
Lebendig über uns ein Lichtreich auf,
Wo unsre Geister wandern. Und die trauten
Sternbilder, siehe, lieben uns — sie sind
Mit uns vertraut und künden uns die Zukunft!"
„Sternbilder!" lächelt Nero; „weil ihr nichts
Von jenen öden Räumen wißt, beschickt
Sie eure Phantasie mit Kolonien
Von ihren eignen Ausgeburten. Nein!
Der Himmel ist ein Abgrund, kalt und tot,
Und seine Sterne wissen nichts von uns!
Wenn aus Planetenwandel ihr die Zukunft
Zu deuten wißt — du, Alter, sag' mir an,
Wann ist dir selbst bestimmt des Lebens Ziel?" —
Es stellt das Horoskop der Astrolog
Und spricht zuletzt: „Nur einen Tag, o Herr,
Vollendet mein Geschick sich vor dem deinen!" —
„Wie?" donnert Nero, „greiser Bösewicht,
Du wagst's, den altersschwachen Daseinsrest,
Der dir gegönnt noch ist, frech anzuknüpfen
Ans junge, göttlich-hohe Lebenslos
Des Nero-Dionysos? Stirb' noch heut'
Und dies dein Todesurteil, das ich spreche,
Bezeuge dir, wie der Verkündigung,
Die du mir gabst, ich spotte!"
Zitternd fährt
Der schwache Greis vor Neros Zorngebärde
Zurück und schwankt und stürzt vom Rand der Warte
Hinunter und zerschmettert sich das Haupt . . .
„Ei, seht den Alten, wie er um den Lohn
Betrügt den Henker!" ruft mit frevlem Spotte
Der Wütrich . . .
Niedersteigt er von der Warte
Und neuer Hallen Raum betritt er jetzt.
Es tut ein Riesensaal vor ihm sich auf.
Hier hat er alldurchforschend-wißbegierig
Gehäuft einst tausendfach aus aller Welt

Vergangner Alter bunten Überrest.
„Anwidert mich“, ruft Nero, „die Natur;
Kann Menschendaseinsspur mich noch ergötzen?“
Da, siehe, liegt der Ring des glücklichen
Polykrates, der vielberühmte; da
Ein Überbleibsel von dem Lehm, daraus
Prometheus Menschen formte; hier ein Splitter
Vom Baum in Aulis, drauf die Schlange saß,
Die, vorbedeutend, daß zehn Jahre lang
Noch Troja stehen sollt', neun Sperlingsjunge
Zusamt der Mutter fraß. Hier ist die Geißel,
Mit welcher König Xerxes einst das Meer,
Das widerspenst'ge, peitschen ließ. Hier ist
Ein Stück vom Pflug des Triptolem und hier
Vom Schild des Herkules ein Nabelstück.
Hier ist der Becher, draus sich Alexander
Bei lust'gem Schmause pflegte zu bezechen
Und hier der Becher, draus den Schierlingssaft
Der weise Sokrates im Kerker trank.
Hier ist die Lanze des Miltiades
Und hier das Schwert des Thermopylenkämpfers
Leonidas. Ein Balken hier vom Schiffe,
Das den Äneas trug nach Latium
Und hier ein Zahn aus dem Gebiß der Wölfin,
Die ein bekanntes Brüderpaar gesäugt.“
Mit Lächeln auf den Wust von Seltenheiten
Blickt Nero und beginnt: „Wie konnt' ich nur
Erfreu'n mich je an solchem bunten Trödel?
In günst'gen Jugendtagen häuft' ich ihn,
Wo ich, mit unerfahrner Seele noch
Ins Weite schweifend, rings um mich das All
Versammeln wollte, weil der Sinn mir noch
Nicht aufgegangen war für jene beßre,
Für jene innere Unendlichkeit,
Die auf das Wollen, auf das Ich sich gründet.
Was sollen diese kargen Splitter mir,
Die schwimmen auf der trüben Oberfläche
Des Zeitstroms? Was soll mir die Geschichte
Der kleinen Menschenwelt? — Was ist Geschichte?
Geschichte ist die Schattenbildersammlung

Der Wolken vom verfloßnen Jahr; Geschichte
Ist Protokoll des Flugs der Vögel, die
Uns weggeflogen überm Haupte sind;
Geschichte ist Geburts= und Sterbechronik
Der Falter und der Blumen, die zusammen
Verbuhlten einen kurzen Sommertag
Und jetzo dünn und breit gequetscht sind zwischen
Den Riesenbücherrollen jener Chronik.
Geschichte ist die tröstliche Gewißheit,
Daß irgendwelcher längstvergeßne Mann
Nicht Cajus hieß, nein, Lucius. Geschichte
Ist das Register aller der Muränen
Und der Fasane, die wir aufgezehrt
Und längst verdaut; sie ist das Inventar
Der Haar' und Nägel, die die Menschheit sich
Vom Haupt und von den Fingern weggestutzt!"
Er spricht's und faßt halb lachend und halb grimmig
Den Wust der aufgehäuften Seltsamkeiten
Und schleudert ihn durchs Fenster tief hinab.
Und eine letzte Halle nimmt ihn auf:
Die prunkvoll stolzeste der Riesenhallen,
Wo aller Zeiten hehrste Kunstgebilde
Vereinigt sind, Urschöpfung oder Nachbild.
In Stein und Farbe glänzen die Gedanken
Des Phidias und des Appelles hier
Und ihnen schließt in Rollen, rings gereiht,
Sich an, was edle Dichterphantasie
In süßen und erhabnen Tönen sang.
Oft labte, oft entflammte wonneschauernd
Der Jüngling Nero noch die beßre Seele
An solcher Schöne reinem Wunderflor —
Versuchend selbst in Klängen nachzustammeln
Am Schönheitspsalter manche Melodie.
Nun aber steht er wie vor Schaugerichten,
Vor kalten, toten, die zur Seele nicht
Mehr sprechen, weil sie selber leer und tot . . .
„O marmorglatte, marmorkalte Welt
Des Scheins," so ruft er, „leeres Formenwesen!
Wir haben längst uns übersatt gesehn
An dieser reinen Schöne der Hellenen!

Dies Linienspiel tut meinem Auge weh
Mit seiner Zierlichkeit und seiner Weichheit;
Ich sehne mich nach Fratzen, Zerrgebilden —
Mein Sinn ist nicht mehr schlicht, nicht mehr harmonisch
Genug gestimmt, sich kindlich noch zu freu'n
An dieser stillen, sanften Harmonie,
Die schön, doch regungslos ist wie die Fläche
Des unbewegten Sees. Ich fordre Leben,
Verzückung, Wonnerausch und Schmerzenskrampf!
Fort mit den Schemen, den veralteten,
Armsel'ger Steineklopfer, Farbenkleckser,
Fort mit den Rollen auch der Dichterlinge,
Die nun schon ein Jahrtausend lang das Heu
Verwelkter Redeblumen wiederkäu'n!"
Er spricht's und stürzt von ihren Postamenten
Die Meisterwerke reinster Griechenkunst,
Und heißt die Bücherrollen, aufgestapelt
In langen Reihn, den Flammen übergeben.
Und so nun hat das Ungetüm, das grause,
Das heimlich aus dem Hades kam herauf
Und, unverschüchtert hin vor Nero tretend,
Anhauchte still ihn mit des Mundes Hauch —
Es hat zuletzt den Rachen immer weiter
Und weiter aufgetan und allgemach
Des Nero ganzes goldnes Haus verschlungen,
Des Nero ganze reiche Welt im Kleinen
Mit allen ihren bunten Herrlichkeiten.
Nichts ist mehr sein, nichts kann ihn mehr erfreu'n
Und arm nun wie ein Bettler steht er da.
„Die Sinnenwelt", ruft Nero, „hat nichts mehr,
Was mich zerstreuen, was mich fesseln könnte.
Ruft mir den Seneka, der weiß vielleicht
Mich einmal noch, wie einst, mit wunderlichen
Lehrsätzen und Sophismen zu ergötzen.
Ruft ihn, ob er bei seinen Bücherrollen
Die Mitternacht durchwacht, ob er beim späten
Gelag noch bechert, denn er ist ergraut
Im einen wie im andern Tun als Meister!"
Herbeibeschieden wird der Philosoph
Und tritt gehorsam vor des Herrschers Antlitz,

Der ihm entgegenruft: „He da, mein wackrer
Annäus! Deute mir, wie's kommen mochte,
Daß, was mich sonst ergötzt, mir schal geworden,
Daß selbst mein goldnes Haus mit allen seinen
Erlesnen Schätzen mir zum Ekel ward?
Ich habe mir die Welt in Gold verwandelt
Wie Midas: hab' ich etwa töricht so
Das Leben selbst und seine Freuden all
Verwandelt mir zu goldnen Schaugerichten,
Um hungernd dran den Zahn mir auszubrechen?"
  Der weise Seneka versetzt: „Warum
Wolltst du genießen als ein Schrankenloses,
Was eben nur in der Beschränkung reizt?
Was heischtest du für deine Sinne das,
Was nur die Phantasie umfassen kann?
Was schöpfst du aus dem Meere mit der Hand
Und wunderst dich, daß du nicht mehr daraus
Vermagst zu schöpfen als — die Handvoll eben?"
  „Du nennst das Übel, nenne die Arznei!"
  „Stell' wieder her die alte Republik,
Stell' her das alte große Römertum
Und sei ein Mann, wie Numa und wie Brutus,
Wie Fabius und wie Publikola:
Schlag' heut den Feind wie Scipio und morgen
Begib dich auf ein ländlich Gut und wandle
Dort hinterm Pfluge her wie Cincinnatus!"
  „Natürlich — zur Verdauung! Ei, ausstopfen
Soll ich den leeren Balg des alten Roms,
Den es wie eine Schlange abgeworfen,
Ihm meinen Hauch einblasen und ihn so
Lebendig wieder laufen lassen? Soll mich
Als Schaufigur des alten Römertums
Maskieren, daß die nordischen Barbaren,
Sobald sie kommen, gaffend mich bewundern
Und am ehrwürd'gen, weißen Bart mich zupfen?
Nein — nimmer werd' ich eine tote Puppe!
  Laß einen Pätus wandern als Gespenst
Der Vorzeit durch die helle Gegenwart;
Ich aber will das Blut, das meine Zeit
Mir in die Adern goß, so wie bisher,

Als Lebender in mir verbrausen lassen!
Zu Numas Zeit wär' ich vielleicht ein Numa
Geworden und zu Brutus' Zeit ein Brutus;
Zu meiner Zeit mußt' ich ein Nero werden.
Denn keine Größe kann gedeihn, die nicht
Die Wurzel hat im Herzen ihrer Zeit.
Das lehrst am besten du mich, alter Freund!
Zu Catos Zeit wärst du ein Cato worden:
Doch da du's werden wolltst zu Neros Zeit,
So trägst in dir du zwei verschiedne Seelen
Und wanderst hin als traurig Zwitterding!
Du donnerst gegen schnöde Weichlichkeit
Von seidnen Kissen, predigst Mäßigung
Mit lallend schwerer Zunge beim Gelag.
Bei meinen Freudenfesten hast du nie
Versäumt, als Mitgeladner mitzuzechen!"
„Mußt' ich mich nicht in deine Launen fügen?
Ich wollte nicht von deiner Seite weichen
Und fügte mich in Schlimmes, um das Schlimmre
Noch abzuwenden, wenn es möglich war."
„Sophist! Zu tun, was innre Triebe fordern,
Ist nichts so leicht gefunden als — ein Grund.
Gesteh', es war kein Opfer — mit Beruf
Und mit Behagen sah ich stets dich zechen:
Genußsucht hat in dieser argen Zeit
Die Herzen angesteckt wie eine Seuche,
Und gegen eine Seuche, das ist sicher,
Hilft keine Weltweisheit!"
„Wohl bin ich Mensch, doch streb' ich nach dem Rechten,
Wahrheit und Tugend bleibt mein höchstes Ziel.
Mein ganzes Leben, scheint es auch zersplittert,
Ist doch zuvörderst ihrem Dienst geweiht!"
„Ja, selbst bei Becherklang philosophierst du! —
Doch welches Neue hast du ausgeforscht?
Hast du vielleicht entdeckt, daß Feuer brennt
Und Wasser näßt? Ist eine einz'ge Wahrheit
Dir klar geworden, die nicht auch mein Saccus
Gewußt hat, ohne zu philosophieren?"
„Gewußt, doch nicht begriffen! Sieh, ich lernte
Begreifen, was die andern bloß gewußt!

Warst du es nicht, der dies Verständnis mir
In tausend Dingen abgelauscht und der
An meinen Lippen einst begierig hing?“
„O dies Verstehn! Seit ich die Welt verstehe,
Erscheint sie mir so leer, so schal; du mahnst
Mich sehr zur Unzeit eben an den Urquell,
Aus dem geflossen ist mein Überdruß.
O, selig sind die nichts Verstehenden,
Nichts Wissenden! Ich sehne mich nach Träumen,
Nach Dämmrung, lieblicher Unwissenheit —
Dies grelle Licht des Wissens blendet mich!
Ich fluche dieser klaren Afterweisheit
Und deiner selbst auch, dem ich sie verdanke!
Sie bringt mich um die beste Lebenslust.
Annäus, wiss' es, ich bin unzufrieden
Mit dir, ich bin es satt, dir zu begegnen!
Zum Glück bist du ein großer Stoiker,
Und fürchtest nicht den Tod — ich denke selbst,
Daß nur erwünscht dir meine Weisung kommt,
Wenn ich dir ernstlich rate zu verschwinden
Aus dieser Welt, die Ärgernis dir gibt!
Wie wär's, wenn du's versuchtest, dir die Adern
Zu öffnen? Diese Todesart ist jetzt
In Rom gebräuchlich und, wie man versichert,
Die sanfteste von allen. Fahre wohl!
Vom innern Zwiespalt, drein der Stoizismus
Dich stürzt mit deiner alten Sympathie
Für glänzendes Metall und volle Becher,
Befreie dich der ew'ge Schlaf — wir müssen
So oder so zuletzt uns helfen — alle!
Wer weiß, wie ich mir selbst noch helfen muß?“ —
Hinweggeht Seneka, als Mann der Stoa
Gutheißend in der eignen müden Seele
Den Spruch des Todes, den ihm Nero sprach.
„Wohl,“ fährt in sich versunken Nero fort,
„Wohl hab' ich Grund zu fluchen dir, du schnödes
Verstandeslicht, das mir die Welt entzaubert,
Und des Genießens beste Würze raubt.
Nicht ohne Grund wohl sucht und liebt die Lust
Die Dämmrung — sie verträgt kein helles Licht! —

Was nützt Erkenntnis, wenn sie am Erkannten
Die Freude mir verdirbt?
Was hilft Unendlichkeit,
Wenn mir das Endliche darin zerrinnt?
Solang' man lebt mit menschlichen Organen,
Wär's doch die beste der Unendlichkeiten,
Das Endliche unendlich zu genießen!
Das eben nun versagt das Schicksal mir.
Es langweilt schier mich meine Göttlichkeit
Und meine Allmacht, und mein Geisteslicht.
Ich sehne mich nach myst'scher Dämmerung;
Ich möchte gern vor etwas schaudern. — Ha,
Das einz'ge Wesen, dessen Anblick mich
Erschüttern und vor dem ich schaudern könnte,
Wär' Agrippina nur — und diese hält
Der Hades fest!
Doch geht nicht von Beschwörern
Die Sage, die des Nachts mit Zaubersprüchen
Und Weiheguß aus ihren Gräbern locken
Die Toten? An des Hades Pforte klopfen —
Das möcht' ich, ja! Die Erd' und den Olymp,
Sie hab' ich durchgekostet — gerne möcht' ich's
Nun auch mit Plutos Reiche versuchen,
Wohin ich Agrippina zürnend stieß.
Ha, denk' ich deines Namens, Mutter, Mutter,
Da mein' ich oft, ich müsse dich noch einmal
Der Unterwelt entreißen, um noch einmal
Die Rachetat an dir zu tun, noch einmal
Dich zu ertränken in der Meeresflut!
Dann wieder — Augenblicke kommen, wo
Mir plötzlich ist, als sollt' ich Veilchen dir
Und Rosen streu'n auf die kristallne Gruft,
Soweit sie blaut, die grausam dich verschlang,
Und deines Odems stolzen Hauch erstickt,
Du einzig Römerherz, mir ebenbürtig,
Du einzig Weib, vor dem sich Nero beugte!"
Der Blick des Sinnenden sucht vom Gemach
Den Ausblick in die Weite. Der Kristall
Des Fensters läßt den goldnen Vollmond still
Vorüberwandelnd schau'n. Was hebt sich dort

In Lunas weißem Licht vom Marmorglanz
Der Säulenhalle dunkelschattend ab?
's ist eine menschliche Gestalt, die noch
In einsam stiller Mitternacht, wie sinnend,
Gelehnt an eine blanke Säule ruht.
Nun hebt sich, sieh, das silbergraue Haupt,
Und blickt hinauf zu Nero; schaurig spiegelt
Der Mondstrahl sich in großen tiefen Augen.
Es ist der greise, todverachtende
Titan, der aus dem Blut und Flammenmeer
Des Zirkus lebend stieg. —
„Den Greis dort führe
Zu mir empor!“ — Der rasche Sklav' enteilt.
Ein flüchtiger Moment verrinnt und Nero
Sieht wieder sich dem Düstren gegenüber,
In dessen Aug' kein Sterblicher als er
Mit Ruhe blickt.
„Du hast mich einmal schon“,
So spricht er, „mit verwegner Redekunst
Und einem kleinen Zauberstück ergötzt.
Willst du noch einmal mir zu Willen sein?
Verstehst du dich vielleicht ein wenig auch
Auf Nekromantik? Sieh, es lüstet mich
Zu *schaudern*, und die Erde hat nichts mehr,
Wovor ich schaudern könnte; nur der Hades
Umschließt ein Weib, des Anblick mich noch einmal
Aufrütteln könnt' im Tiefsten meiner Seele . . .
Ich *will's* — die dumpfe Ruh langweilt unsäglich!
Dies Weib ist *Agrippina*. Kannst du sie
Heraufbeschwören aus dem dunklen Reich?“
Der Greis erwidert: „Nicht vergebens kam ich.
Seit wen'gen Tagen lebt in Romas Mauern
Ein Magus aus Ägypten, hochberühmt.
Er nennt sich Apollonius von Tyana:
Der ruft dir jedes Schattenbild herauf
Vom Orkus, das dein Herz ersehnt!“ —
„Wohlan!
Führ' mich an seine Schwelle! *Diese Nacht noch*
*Will ich's erproben!* Bist du wohl bereit?“
„*Ich bin es, folge mir!*“ — — —

Im mitternächtlich einsamen Gemach,
Dem hochgewölbt-gruftartig-fensterlosen,
Das keinen Blick hat für die Außenwelt,
Nein, ganz in sich gekehrt ist wie das Aug'
Des tief Entschlummerten — da brütend sitzt
Der Nekromant beim Schein der Naphthalampen,
Die einen düster-fahlen Schimmer werfen
Auf seltsam schauerlich Gerät. Es glotzen
Ägypt'sche Götterbilder von den Wänden
In tierisch-menschlicher Gestalt: Bubastis
Und Horus, Thyphon, Isis und Osiris.
Dazwischen schlingen Zaubercharaktere
Sich an den Wänden hin wie kriechendes
Gewürm. Auf ragenden Gestellen gleißen
Metallne Spiegel, Urnen voll von Asche
Und Totenbeinen — andere Behälter,
Von Zauberkräutern voll. Da, siehe, steht
Ein menschliches Geripp' und drüber hängt
Ein toter Rabe; hier liegt hingestreckt
Ein ausgestopftes Krokodil; hier Köpfe
Von Hunden und vom Sperber und vom Ibis.
Da starrt ein toter Luchs und eine tote
Hyäne mit verglasten Augen. Atmet
Kein Leben unter all dem Moder? Doch —
Da, siehe, knurrt ein schwarzer Hund zu Füßen
Des Magiers: unheimlich wie vom Hund
Der Hekate ein Zwillingsbruder; hier
Wälzt eine lange gelbe Schlange sich
In glatten Windungen durch das Gemach,
Mit roten Augen gräßlich funkelnd; dort
Im Winkel lauert eine riesige
Giftkröte mit weit vorgequollnen Augen
Und offnem Schlund, in den, vom schnöden Odem
Des Scheusals wie betäubt, die Mäuse laufen.
Der Nekromant sitzt tief in sich versunken.
Vom alten Totenlande kam er her,
Vom uralt-heil'gen Totenland Ägypten,
Des Glanz nun untergeht. Im üpp'gen Rom,
Wo Lebenslust in wilder Woge schäumt,
Da steht der dunkle Wanderer vom Nil

Gleichwie ein Todesbote. Dunkelglutend
Aufblitzt im Auge dieses Magiers
Das myst'sche Licht des Orients, das immer
In mattgedämpftem Strahl nur Bahn sich bricht
Ins Abendland, ins kalte, nüchterne.
Doch schon auf leisen Sohlen naht die Zeit
(Das Aug' verspricht's, das glüh'nde, dieses Mannes),
Wo einen vollern Strom von seinem Licht
Siegreich das Morgenland aussenden wird,
Die ganze Völkerwelt des Okzidents
Versammelt wird zu einem neuen Kult.
Weltumgestaltende Gedanken glühn,
Auf braunen, schwarzumlockten Denkerstirnen
Am lybischen Gestad' und in Judäa.
Aus Thaumaturgen und Theurgen gehn,
Vorboten einer neuen Zeit, die Männer
Vom Nil und von Chaldäa durch die Welt.
Und jene myst'sche Denkerglut, sie ruht
Auch auf der Stirn des Apollonius:
Nach Rom gewandert kam er und vernahm
Hohnlächelnd, wie sich Nero brüstete
Mit Allmacht — ha, vermag der auch die Geister
Zu zwingen und die Hölle? Nimmermehr!
Doch Apollonius vermag's. Ihm ist genaht
Zu wiederholten Malen schon ein düstrer,
Geheimnisvoller Greis, der ihn ermuntert,
Mit aller Zauberkraft sich auszurüsten
Zu einem großen Geisterzauberwerk —
Denn einen Nero gelt' es zu beschämen ...
  Wie Apollonius nun aus tiefen Sinnen
Sein Haupt erhebt, da, siehe, steht vor ihm
Derselbe düstre, wundersame Greis.
Es wechseln nur ein flüchtig Wort die beiden
Geheimnisvoll — dann führt der Alte schweigend
Den Herrscher Roms ins dämmrige Gemach
Des Nekromanten.
                    Nero spricht: „Bist du's,
Dem zaubrische Gewalt gegeben ist
Und der herauf vom Hades zwingt die Toten?"
  „Nicht bloß die Toten zwing' ich, Imperator!

Dämonen auch gehorchen meinem Wink
Nach den Gesetzen orphischer Magie —
Und selbst die hohen Götter zwingt mein Wille;
Denn echter Wille ist Magie, ist Allmacht!"
„So denk' auch ich! — Doch willst du mir beweisen,
Daß deine Willensmacht die Macht des Nero
Noch überragt durch mystisch-dunkle Kunst,
So schließe mir des Orkus Pforten auf
Und bringe mir vor Augen Agrippina!"
Der Zaubrer spricht: „Ich bin's, der es vermag!"
Und er versenkt den dunklen Blick zuerst
Tief in geheime Zeichen, myst'sche Rollen,
In Hieroglyphentafeln, zu erspähn
Den günst'gen Augenblick. Dann wirft er Rauchwerk
In glüh'nde Pfannen, draus in lichten Qualmen
Berauschendes Gedüft emporwallt; seltsam
Gestaltet ragen auf grotesken Säulen
Die Lampen, die durchs weiße Rauchgewölk
In dunkelrotem Scheine düster brennen.
Dann vom Gestell herab holt Zauberkräuter
Der Nekromant, vollsaftige, gepflückt
Am Pontus und am Nil mit eh'rner Sichel
In Mitternächten: weißen Asphodill,
Osiriskraut, Verben' und Akonit.
Inzwischen sieht, halb spöttisch lächelnd, Nero
In dem Gemach sich um, sein Auge fällt
In einen blinkenden metallnen Spiegel:
Da sieht ihm grau'nhaft grinsend plötzlich über
Die Schulter ein Gesicht, noch spöttischer
Als seins — er prallt zurück, in Eile stürzt
Und wie ergrimmt, der Nekromant herbei
Und deckt mit einem Tuch die Spiegelfläche.
Dann hebt er einen Stein des Bodens aus
Und schlachtet über der entblößten Stelle
Den Mächten des Avern ein schwarzes Lamm
Und läßt, geheime Zaubersprüche murmelnd,
Den frischen Blutstrom in die Erde rinnen.
Es schleicht der Hund heran, die warme Feuchte
Zu lecken; doch der Zaubrer stößt zurück ihn,
Daß er sich heulend in den Winkel schmiegt.

Der Blutdampf steigt empor. Auffängt vom Blut
Ein Weniges der Magier in der Schale
Und drei gemeßne Tropfen läßt er fallen
In einen Kelch voll schäumend duft'gen Tranks,
Den er dem Nero reicht, um dran zu nippen.
Vom Reste sprengt er hierhin, dorthin, murmelnd,
Das Blut des Lamms in Tropfen aus der Schale —
Und sieh, wohin solch roter Tropfen taut,
Erwacht bei jener Pfannen brodelndem
Gequalm und beim unheimlichen Geflacker
Der Lampen und bei fremder Töne Klang,
Die wie aus weiter Ferne schaurig wehn,
Mit einem Mal ein seltsam Leben: Totes
Regt sich gespensterhaft:
Des toten Luchses Augen und der toten
Hyäne fangen plötzlich an zu funkeln
Und ihre Nasenlöcher dehnen sich
Wie lüstern, um den Blutdampf einzusaugen.
Der Rabe, hängend über dem Skelett,
Hebt mit den Flügeln mählich an zu schlagen
Und hackt den Schnabel ein ins Knochenwerk,
Ins dürre, das mit Fleisch sich zu bekleiden
Und leis' in Schmerzen aufzuächzen scheint.
Das Krokodil sperrt seinen Rachen auf
Und eine feu'rgeschwänzte Ratte läuft
Daraus hervor mit einem Flatterschwarm
Von Eulen und von Fledermäusen, die
Sich schwirrend, wispernd ringsumher verbreiten.
Noch wandelt durchs Gemach der Nekromant,
Sprengt hierhin, dorthin Tropfen von der Schale.
Da fällt ein Tropfen gegen seinen Willen
In eine jener eh'rnen Zauberurnen,
Drin Totenbein und Totenasche liegt.
Aufzischen aus der grauen Asche Flämmchen
Und draus empor, sieh, taucht ein bleiches Haupt,
Mit festgeschloßnen Augen; zitternd stürzt
Und unmutglühend rasch der Nekromant
Herbei und drückt mit eh'rnem Deckel
Die Grau'nerscheinung in den Aschenkrug.
Nun regen ihr Gefieder auch die Sperber

Und flattern im Gemache hin und her;
Doch über ihr Gekrächz' ergrimmt die Kröte,
Ergrimmt das Krokodil, die gelbe Schlange,
Bald durcheinander schnaubt's und schwirrt und schnappt,
Es geht ein Sausen durch die Luft, dazwischen
Klingt's wie Geächz' und Weinen, wie der Skylla
Gebell, wie Meergeräusch und Sturmgebraus.
Der schwarze Hund mischt in der Tiere Streit
Sich wütend ein, die Schlange zischt und schäumt,
Die Kröte spritzt um sich mit schwarzem Gift,
Der Magier sammelt unter Zaubersprüchen
Den weißen Schaum von dem Gebiß des Hundes,
Der Schlange Geifer und der Kröte Gift
Und mischt's am Boden in die rauchende
Blutlache, drein er auch die Zauberkräuter
Geworfen hat . . .
                    Hei, toller stets und toller
Braust die gespenst'ge Meute durcheinander.
Nero erblaßt entsetzt und will der Schlange,
Der feueräugigen, die nach ihm züngelt,
Den Kopf zertreten; da geht wilder noch
Durchs Haus ein Brausen und ein Todesächzen.
Die Erde bebt. Gespenster grinsen tanzend
Und Memphis' Götter mischen in den schnöden
Gestaltungen mit Hund- und Vogelköpfen
Von dem Gestell herab sich in den Reigen.
Nun aber in den zaubertollen Wirbel
Des grausen, wild entfesselten Gezüchts
Ruft plötzlich ernst und klar der Nekromant
Gebietrisch ein geheimnisvolles Wort —
Da schwindet und versinkt das stygische
Gesindel allzusamt, das Zauberwesen
Verhallt, verflattert; süßer Veilchenduft
Verbreitet sich, ein lichter Purpurschein
Durchquillt den Raum und aus dem weißen Rauch
Vom Hintergrund der hohen Halle her
Naht plötzlich, sieh, mit Zügen, bleich, doch süß,
Von Purpurschein umflossen, hold umkränzt
Von Lilien und Asphodill,
Geschloßnen Auges schwebend Agrippina . . .

Ja, das ist Agrippina, wie sie reizvoll
Im Reigen der Lebendigen geschwebt —
Nur zarter ist ihr Leib, ätherischer,
Aus Mondesduft und Rosenglanz gewoben,
Verjüngten Reizes, wie sie wohl als Jungfrau
Im zarten Alter blühen mochte; still
Hinschwebt sie wie ein süßer Traumgedanke,
So sinnbestrickend hold — nur bleich, sehr bleich.
Und bei dem Anblick geht durchs Herz des Nero
Ein wild Gemisch von Lust und Schauder — siegend
Durch alten Groll und neues Grauen bricht
Hervor ein unermeßlich tiefes Sehnen
Aus seiner Brust und durch den wüsten Abgrund
Im Busen dieses Übermenschen zuckt
Zum ersten, letztenmal der Strahl der Liebe
Mit ihrer ganzen, vollen Himmelslust,
Mit ihrem ungeheuren Todesschmerz.
Kein Wort ermißt das Unbeschreibliche,
Das sich vollzieht in diesem Augenblick
In Neros Herz — er will die Hohe fassen
Bei ihrer Lilienhand — doch sie gehört
Dem Hades an und zwischen ihn und sie
Wälzt Zeit und Ewigkeit und Schicksal sich,
Wie endlos schwarzes Nachtgewölk — sie weicht,
Verschwebt, zerfließt gemach im Hintergrund.
Doch Nero starrt noch immer auf die Stelle
Und wieder sieht er Agrippina — doch
Er sieht kein Blendwerk mehr, er sieht sie anders,
Als sie der Nekromant ihm zeigen will;
Er sieht sie, wie beim Bacchanal sie ihm
Erschien als Roma, nur unsäglich ernst,
Mit Mienen, trauervoll, mit welken Kränzen,
Die wirr, zerrissen, niederhängen — dann,
Wie ihm das Bild aufs neue näher schwebt,
Verwandelt sich's ihm wechselnd allgemach
In jene königliche Agrippina,
Die todeskalt in Gold- und Purpurzier
Das Meer an seine Schwelle warf und die
Wie eine sturmgebrochne Palme lag
In seinem Atrium. So schwebt sie langsam

An ihm vorüber, schlägt die Augen auf
Und blickt ihn an mit grassem, totem Blick,
Der ihn entsetzt. Er sieht sie wieder nur
Als Muttermörder — Grausen faßt ihn — Schweiß
Tritt auf die Stirn ihm und mit Augen, weit
Hervorgequollen, sieht er auf das Schreckbild
Der eignen Phantasie, das schauerlicher
Als alles Zauberwerk des Nekromanten
Ihn foltert. Doch — ist Agrippina nicht
Allein? Ha sieh! Wer ist's denn wohl,
Der hinter ihr am tiefverstörten Antlitz
Des Nero still vorüberschwebt? Es ist
Der Schatten des Britannicus: die Flecken
An seinem nackten Leib, wie sie das Gift
Hervorgetrieben, sieh, sind überstrichen
Mit weißem Gips: so tat es Tigellin,
Daß nicht Verräter sie des Gifttranks würden
Am Leichnam des von ihm Gemordeten.
Und da — da, siehe, schwebt ein bleiches Paar
Von Jungfrau'n still vorüber, schlummerfest-
Geschloßnen Aug's — o wie verschieden ganz
An Mienen und Gestalt: Actäa hier.
Die frische Mädchenblüte, in den Schlamm
Gestampft vom Tanzschritt der Bacchanten — dort
Die ernste Christenjungfrau, sie, die Hehre,
Die Nero noch dem wilden Todesrachen
Entreißen wollt' zu lüstern-frevlem Spiel.
Und ha, wer ist der Schwarze dort, die schnöde,
Hohngrinsende Gestalt im Leichentuch,
Mit einer Viper um den Arm? Und wer
Ist die Silensgestalt, die aufgedunsne,
Die sich von einer der ägyptischen
Gottheiten borgt die wunderlichste Larve,
Und drin mit tollen Sprüngen grimassiert?
Und wer sind all die andern Schreckgebilde,
Die aus dem Grund der Erde mählich wachsen
Und grinsend vor den bleichen Nero treten?
's ist eine ganze Geisterkarawane:
Es schlingt um ihn sich her der Schwebereigen
Und das Gemach erweitert endlos sich

Zum Wüstenplan um ihn, draus er die Städte
Hinweggebrannt, die Völker weggetilgt.
Und die Gespenster des Gewesenen
Umkreisen ihn — der Schauder schüttelt ihn;
Nicht grausenvoller, nicht vernichteter
Stand in dem Kreis der Furien Orest,
Die ihn umdrängten mit den Flammenaugen,
Die ihn zerfleischten mit den Schlangengeißeln,
Als jetzt in diesem Reigen Nero steht . . .
„Ha," ruft er, während sich die Haare sträuben
Auf seinem Haupt — „schickt der Avernus denn
Mir alle seine Toten jetzt herauf?
So schlingst du, Schauder, Riesenschlange, mir
Die Kettenglieder um den Leib und schnürst
Die Brust zermalmend mir zusammen? Ha!
In meinem Innersten bäumt etwas noch
Sich gegen dich mit letzten Kräften auf!
Doch die Natur versagt den Kampf. So brich
Zusammen, Sohn des Staubs, armsel'ger Leib!"
Und das Entsetzen, gleich als wollt' es sich
Erbarmen seines Opfers, faßt ihn an
Und wirft ihn hin. Er stürzt, sein Aug' erlischt,
Wohltätige Besinnungslosigkeit
Umfängt ihn.
Über den Gebrochnen beugt
Der düstre Greis sich, wie ein Rachedämon
Sich über todeswunde Opfer beugt.
Zum Nekromanten ernst gewendet spricht er:
„Die ewige Natur, sie hat gesiegt:
Die kühnsten Geister, die aus ihrem Zentrum
Hinausgestürmt, hascht mit demantner Angel
Aus dunkler Tiefe sie geheimnisvoll.
Er ist gebrochen, ist gebeugt, beschämt,
Wenn auch auf Augenblicke nur . . . Laß ihn
Das Haupt auch immer wieder stolz erheben:
Viel tiefer trägt in sich, als sie es meint,
Den Wurm die stolze Zeder, den ich ihr
Ins Mark gepflanzt; langsam, doch sicher geht
Das ewige Verhängnis seinen Gang.
Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,

Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
Beflügelt nahn, die sein Geschick erfüllt."

---

## Sechster Gesang.

## Ahasver.

Erwacht aus todesähnlicher Erstarrung,
In die das Grausen ihn geworfen, findet
In seines goldnen Hauses Prunkgemächern
Sich Nero wieder. Wie aus tiefem Traum, so lebhaft,
So tief in Leib und Seele durcherlebt
Mit allen Nervenfasern seines Wesens,
Daß all sein waches Dasein ihm dagegen
Als Traum erscheint. Nachzittert ihm das Grau'n
In allen Gliedern. Wand und Estrich spiegeln
In hellkristallnem Grund sein Antlitz ihm
So bleich und so verstört, daß er erschrickt.
Und doppelt ängstlich weicht sein Aug' den Flächen
Metallner Spiegel aus, als könnt' ein Schreckbild,
Wie im Gemach des Zauberers, ihm über
Die Schultern blicken — alle Hintergründe
Und Winkel des Gemaches scheinen ihm
Von Nebelbildern trächtig; ihm erscheint
Unsicher selbst der Boden, den er tritt,
Als könnt' er auftun sich und durch den Spalt
Herauf der höhnische Avernus grinsen.
Doch endlich, mit dem Fuß unwillig stampfend,
Besinnt sich Nero auf sich selbst: „Bin ich's —
Ist's Nero, der sich wie ein Knabe fürchtet
Vor Nachtgespenstern? Ei, nun seh' ich wohl,
Was es bedeuten will, ein Erdensohn
Zu sein, geboren aus des Weibes Schoß!
Wie auch der Mensch sich mag als Gott empfinden
Und trotzig stolz sich auf sich selber stellen,
Nie ganz durchschnitten wird die Nabelschnur,
Die ihn als Kreatur dem Schoß der Mutter

Natur geheim verknüpft. Der freiste Geist
Löst nie sein Leibliches aus dem Verband
Des allgemeinen so, daß es sein Werkzeug,
Sein Glied nur wäre — nicht auf Augenblicke
Ihn selbst mit sich hinabzuziehn vermöchte
In stürmischer Empfindung Wirbelflut!
Auf Augenblicke! Denn es schwimmt zuletzt
Der freie Geist doch immer wieder oben,
Gleich einem Kork, geschleudert in die Flut.
Nie kannst du ganz, Natur, mein Ich ersticken —
Doch ich muß freilich dich auch gelten lassen:
Ich muß es zugestehn, daß gegenüber
Der Macht des Geists sich eine zweite stellt,
Die der Natur — vielleicht noch eine dritte?
Vielleicht das Schicksal?" . . .
Während Nero fragt,
Tritt schon ein Bote dieser dritten Macht,
Tritt schon ein düstrer Schicksalsbote, Burrus,
Im Morgengrau'n zu Nero ins Gemach.
Die Unglücksbotschaft, die sein Antlitz bringt,
Bestätigt bald der Lippe hastig Wort:
„Soeben künden schweißbetriefte Boten,
O Herr, daß Vinder mit den gall'schen Meutrern
Zurückgeworfen deine Legionen
Und Rom sich nähert, eilig, unaufhaltsam."
„Ei sieh," spricht Nero, „würd'ger konnte nicht
Ablösen diese Nacht ein Unglücksmorgen!
Ist dies das Schlummerlied, mit dem du mich
Zu wiegen denkst in süß-wohltät'gen Schlaf
Nach einer schnöd' durchwachten Schreckensnacht?"
„Zu wichtig, Herr, zu eileheischend war
Des Augenblickes Not. Der Sieg des Vinder,
Der Deinen Flucht, der Römer Wankelmut,
Gönnt nicht Verzögrung mehr dem Aufgebot
Der letzten Kraft. Ganz Rom verschlingt begierig
Des Meutrers aufruhrschnaubende Edikte,
In denen er der Herrschaft dich verlustig
Erklärt und Galba auf den Schild erhebt.
Maßlos ist, Herr, des Vinder' Übermut:
Er lästert und beschimpft in den Edikten

Dein Haupt und fügt zur Lästerung den Spott:
Nicht Nero mehr, Ahenobarbus nennt
Er dich und" — „Nun?" — „Kaum wag' ich's auszusprechen!"
„Ich will es, sprich!" — „Er schmäht verächtlich, keck,
Die schönsten Kronen deines Ruhms begeifernd,
Dich einen Histrionen, Zitherspieler,
Stimmlosen Sänger, Stümper auf der Harfe —"
Das Antlitz dunkelrot erglüht, fragt Nero hastig:
„Antwortet nicht ganz Rom, wenn es sie liest,
Auf solche Schmähungen mit Hohngelächter?"
„O Herr, die Römer schwören stets zum Sieger:
Neu wärmt man alte Blutgeschichten auf,
Laut wird gesprochen, was man sonst geflüstert.
Selbst der gemeine Haufe, der dich einst
Vergötterte, weil seine Schaulust du
Befriedigt, wie's vor dir kein Kaiser tat,
Er wagt sich jetzt an dich mit spitzen Zungen,
Weil bei der großen Hungersnot vor kurzem
In Alexandrien die Schiffe du,
Statt mit Getreide für den Pöbel Roms,
Mit Sand beladen ließt für deine Ringer.
Mit Schmähungen und frechen Lästerzeichen
Beschreibt man deine Statuen und offen
Tritt eine langverhaltne Bitterkeit
In gräßlichen Verwünschungen hervor."
„Ausreißen werd' ich", ruft der grimme Nero,
„Die frechen Lästerzungen! Alle Führer
Des Heers und die Prokonsuln der Provinzen,
Die sich bisher empört, sie sollen's büßen
Mit ihrem Blute mir und müßt' ich sie
Durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.
Die Länder geb' ich Preis der Plünderung:
Und so durch Beute mir das Heer verpflichtend,
Verpflicht' ich durch den Schrecken mir die Länder.
Und den Senat, o, diese feile Schar
Von Schlemmern, — seh' ich Haares Breite nur
Sie schwanken nach des Galba Seite hin,
Vergift' ich sie, die Schurken, allzusammen
An meiner Tafel. Und wenn Pöbeltrotz

Mich reizt, so laß ich los die wilden Tiere —
Und wenn ich anders nicht das Schicksal zwinge,
So fach' ich alte Brände wieder an
Und überliefere dem Flammentod
Die Stadt und die Bewohner und — mich selbst.
Nun eile hin und ruf' mir unter Waffen,
Was Rom noch birgt von kampfestücht'ger Mannschaft
Und melde den prätorischen Kohorten,
Daß ich, noch eh' die Stunde ganz verrinnt,
Mich selbst an ihrer Spitze den Rebellen
Entgegenwerfe; doch vor allem laß
Durch eil'ge Boten rasch zu mir entbieten
Die Häupter des Senats — von ihren Lagern,
Aus ihren Morgenträumen laß sie reißen!
Sein Haupt verwirkt, wer zögert . . ."
Rasch enteilt
Auf Neros Wink der Satellit' und eh'
Der Morgenstrahl noch Albas grüne Berge
Beglänzt mit vollem Licht, umschließt die Halle
Vor dem Gemach, wo Nero sinnend ruht,
Die aus dem Morgentraum gerißnen Gäste,
Die Väter Roms, die Männer des Senats.
Da harren sie mit den verschlafnen Augen,
Den feisten Angesichtern, drauf der Schweiß
Des Schlafs nach halbdurchschwelgter Nacht noch glänzt.
Der ein' und andre flüstert von der Wendung,
Der drohenden, die Galbas Sache nimmt —
Die neuste Wendung kennen sie noch kaum —
Dann aber von der leid'gen Politik
Abspringend, denn sie kümmert Politik
Nur halb — was tut's zur Sache, wie sich nennt
Der Cäsar, der jeweilig sich in Rom
Nach unverbrüchlichem Cäsarenbrauch
Mit Mord und Brand und Schwelgerei vergnügt?
So wenden sie sich denn schier unwillkürlich,
Schier unbewußt, den Alltagsdingen zu,
Mit denen seit Tiber das Römervolk
Am liebsten sich die Zeit verkürzt. Sie sprechen
Von Zirkusspielen, Gladiatorkämpfen,
Von Tänzerinnen und von Pantomimen,

Von Flötenbläsern und Equilibristen;
Für diesen, jenen wird Partei genommen
Und nicht für Nero und für Galba, nein,
Für diesen oder jenen Zirkuskämpfer
Drohn des Senats ehrwürd'ge Häupter jetzt
Sich lebhaft eifernd in Partei'n zu spalten . .
  Und Nero blickt vom Grunde des Gemachs,
Er selbst noch unbemerkt, still auf die Gruppe,
Die seiner wartet in der goldnen Halle.
Und bei dem Anblick wacht in seiner Brust
Die ganze bittre Laune wieder auf.
„Da sind sie," ruft er, „diese Abderiten
Mit Römerköpfen, diese zahmen Löwen,
Zu Katzen und Eichhörnchen eingeschrumpft,
Die Krokodile, als Lazerten schwänzelnd,
Die Boaschlangen, die wie Regenwürmer
Sich treten lassen! Ja, da sind die Männer,
Mit denen ich das alte Römertum
Herstellen sollte für den Seneka,
Bei denen ich ein güt'ger Cäsar bleiben,
Mit denen ich als Herrscher Großes tun,
Die Welt erobern sollt' — und was noch sonst?
Das sind die Weichlinge, die, wenn sie angeln,
Auf Purpurpolstern ruhn, das sind die schnöden
Dickbäuche, denen beim Gelag, dem heißen,
Die Sklavin mit dem Fächer und der Knabe
Mit einem Myrtenzweige Kühlung zuweht
Und aufs Geschnalz des Fingers der Eunuch
Den goldnen Pißtopf reicht . . .
                                        Ha, die, die Männer
Soll ich im Ernste zu Beratern haben?
Vor diesen schnöden Wichten sollte Nero
Sich schwach und ängstlich zeigen? Nein, von diesen
Hab' ich in solcher Stunde nichts zu hoffen!
Die Köpfe zählen nichts im Rat des Schicksals:
Sie gehn von einer Hand zur andern nur
Wie Münzen, nein, wie Rechenpfennige!
Ja, ja, wir Spieler um die Weltherrschaft,
Wir rechnen zwar mit ihnen, doch sie selbst
Sind wertlos Blech . . ."

Mit heitrer Göttermiene,
So stolz, so apollinisch-hehr wie sonst,
Tritt Nero plötzlich in den dichten Kreis
Der Senatoren in den goldnen Saal.
Sie grüßen tiefgebeugt den Nahenden
Und harren seines Wortes. „Wißt ihr wohl,"
Beginnt er, „warum ich so früh euch heut'
Entbot?" — Sie schweigen. „Ahnt ihr's?" wiederholt er.
„Kam etwa neue Post", versetzt der eine
„Vom Kriegeslager, von dem Nahn des Vindex?"
„Was Vindex!" ruft verächtlich lächelnd Nero.
„Ich denke nicht an Vindex, fürchte nichts
Von Vindex, dessen abgeschlagnes Haupt
Ihr kläglich bald gespießt erblicken sollt
Am Tore meines goldnen Hauses. Nein!
Um so geringen Grund hätt' ich euch nie
Gerissen aus dem besten Morgentraum,
Ehrwürd'ge Väter Roms!
's ist eine Freudenpost, die ich euch künde!
Wißt, daß in dieser Nacht nach langem Sinnen
Ich siegreich endlich ein Problem gelöst,
Das mich seit langer, langer Zeit im stillen
Beschäftigt hat. Ihr kennt die Wasserorgel
Und kennt den unvollkommnen Zustand auch,
In dem dies Instrument sich stets befand
Und welcher Musenfreunden, mir vor allen,
Ein Greuel war. Ihr wißt, mein Geist ergeht
Sich spielend im Bereiche mancher Kunst
Und selber mit mechanischen Versuchen
Hab' ich mich immer gern ergötzt. Nun denkt!
In dieser Nacht — es floh der Schlaf mich eben —
Da sinn' ich hin und her und her und hin,
Und so zuletzt nach langem Kopfzerbrechen
Wird endlich aus den bunt sich kreuzenden,
Chaotischen Gedankenwindungen
Mir klar ein wundervoller Mechanismus,
Der unsre alte schlichte Wasserorgel
Zum herrlichsten der Instrumente wandelt.
Vor Freuden ob der glücklichen Entdeckung
Harrt' ich des Morgengrau'ns mit Ungeduld

Und bei dem ersten Strahle drängt es mich,
Euch mitzuteilen diese wicht'ge Botschaft,
Daß sich mit mir Senat und Volk erfreue.
Kommt einmal her! Auf diesem Papyrus
Macht euch mein Rohr den neuen Mechanismus
In flücht'gen Zügen klar!" — Und die Verblüfften
Versammelt Nero zu gedrängterm Kreis
Und zeichnet ein verwickelt Räderwerk
Mit krausen Strichen auf den Papyrus,
Daß allen bald die weisen Häupter schwindeln.
„Habt ihr's gefaßt?" „O herrlich, Imperator!" —
„Nun wohl! So gehet hin, um zu verkünden
Dem Volk, was ihr vernommen; fügt hinzu,
Daß ich den Römern schon in wenig Tagen
Von wundervollen neuen Harmonien
Mit eigner Hand die Probe geben werde
Auf diesem Instrument! Von Vindex aber
Soll keiner schwatzen dürfen auf dem Markt,
Noch insgeheim — bei Todesstrafe! Geht!" —
Sich weidend an der wunderlich verblüfften
Gestalten Mien' und Haltung, lächelt Nero
Und dann entläßt er die gebückte Schar,
Die erst gewohnte Schmeichelei'n noch stammelt.
Inzwischen ist der Morgen angebrochen.
Dem ungeduld'gen Nero schleichen träg'
Die Augenblicke hin. Er zieht ein Fläschchen
Aus seiner Brust, ein goldnes Fläschchen, voll
Von tückisch-klarer Flüssigkeit und stellt's
Vor sich hin auf den Abakus. — Die Zinnen
Der Stadt glühn schon im Tagesglanz und noch
Kehrt Burrus nicht zurück? Doch endlich nun
Stürzt er herein und bringt die Schreckenskunde:
„Die Meutrer stehn vor Rom! Die Legionen
Der Stadt und die Prätorianer selbst
Sind abgefallen und ‚Hoch Galba!' donnert's
Durch ihre Reihn und nur ein Echo ist
Dies Wort vom gestern schon erschollnen Ruf
Der Flotte, die vor Ostia geankert.
Der Legionen Treubruch und der Flotte
Macht Widerstand zur Fabel und die Stadt

Ist Galbas. Aus dem zitternden Senat
Ist Otho eben unterwegs ins Lager
Des Vindex vor der Stadt, um demutvoll
Für der Ergebung feiges Angebot
Von Galbas Feldherrn Gnade einzuhandeln;
Der Pöbel fängt vom Mund der Prätorianer
Den Ruf: ‚Es lebe Galba!‘ auf und drängt
In hellen Haufen, schreiend, sich hierher
Zum goldnen Hause, um dich einzuschließen
Und lebend dich dem Vindex auszuliefern.“
  Horch! In dem Augenblicke tost es schon
Rings um den Palast her wie Sturmgeheul!
Es drängen Pöbelrotten mit Geschrei
Sich um die Tore. Bei dem Anblick stürzt
Burrus hinweg, entsetzt. Nach ruft ihm Nero
Ein donnernd „Bleib’!“ — Doch jener flüchtet, denkt
Nur mehr an sich allein. Da reißt den Dolch
Von seiner Hüfte Nero, schleudert ihn
Dem Flüchtling in den Rücken — wie ein Pfeil
Apolls trifft ihn der Stahl, er stürzt, veratmet.
Nach seinen Günstlingen nun sendet Nero,
Nach seinen Lieblingsdienern im Palast —
Sie kommen nicht. Er selber geht zu ihnen,
Doch ihrer Kammern Türen sind verschlossen.
„Bin ich allein?“ ruft Nero, „soll ich etwa
In Männerkleider stecken meine Weiber,
Und sie, bewehrt mit Amazonenschilden,
Vor meine Türen stellen?“ — Weiter schreitet
Er durch den hallenden Palast und ruft
Nach seinen Sklaven. Doch die Sklaven eilen
An ihm vorüber, achten nicht auf ihn.
Er droht, er wütet, doch sie merken’s nicht.
Ohnmächtig ist sein Zorn. In Burrus’ Rücken
Ließ er die Waffe stecken — kann nur drohn.
Er will mit Edelsteinen und mit Gold
Bestechen seine eignen Leute! Doch
Sie nehmen Gold und Edelsteine selbst
Aus seinen goldnen Hallen ohne Scheu.
Er kehrt zurück in sein Gemach und findet
Es ausgeplündert: selbst das goldne Fläschchen,

In welchem er das Gift verwahrte, fehlt.
Noch einmal irrt er durch das Haus und findet
Nicht einen Diener mehr — doch nein! Noch einen:
Ein Mann ist's von der kaiserlichen Wache
German'schen Stamms — mit Waffenehre grüßt
Ihn dieser noch als Kaiser und als Herrn.
Des Wackern Treu' mit Rührung fast bestaunend,
Winkt Nero: „Folge mir!“ Und still gehorsam,
Gleichmütigen Gesichts, folgt der Germane.
Von ihm begleitet wendet Nero sich
Nun einem tief verborgnen Gange zu,
Der unterm Palatinus hin zuletzt
In eine abgelegne Gegend führt.
Bei einer Fackel Glanz durchschreiten sie
Die unterird'sche Finsternis und treten
Auf einsam-öder Stelle, unter Gräbern,
Am stillen menschenleeren Esquilin
Ans Tageslicht hervor. Verkleidet ist
Der kaiserliche Flüchtling, unerkennbar.
Ermüdet nun auf einem Grabdenkmal
Der Gräberstraße rasten sie. Zwei Männer,
Von Nero sprechend, tauchen auf und arglos
Gehn sie vorüber. Von bewohnteren
Stadtteilen her schallt ein verworrner Lärm.
Wohin sich wenden? Um die Stadt her liegt
Des Vindex Heer wie Feuer um den Kessel
Und in der Stadt, dem Kessel, kocht und siedet
Und braust des Aufruhrs wallende Bewegung.
Mischt nun der Himmel selbst sich in den Streit?
Sieh, finstre Wetterwolken steigen auf,
Ein Wirbelwind beginnt den Staub zu kräuseln,
Bald fängt der wilde Donner an zu rollen
Und Blitze sprühn und Regen prasselt nieder;
Es kehrt zurück die kaum entwichne Nacht.
Ha sieh, der funkelrote Blitz, er zuckt
Wie eine rote Schlange, die der Adler
Entführt hat in die Luft und die sich jetzt
In seinem Schnabel krümmt in wildem Zickzack.
Und immer tiefer nachtets, immer greller
Aufflammt der Blitze Schein und wilder krachen

Die Donner, langhin rollend, wie verdoppelt
Vom Echo des Gebirgs. Ha, all dies grause
Geleucht' der Flammen, all dies Donnerrollen,
Des Windes Brausen und der Wasser Sturz,
Sind's Stimmen des Triumphes für den Galba?
Ist's Neros Grabgesang? Verklärt die Flamme
Mit Blitzespracht und Donnerklang den jähen
Titanensturz des „Flammen-Dionysos?"
Will Neros Lieblingselement noch einmal
In seiner ganzen Herrlichkeit ihn grüßen?
Ha, warum freut er sich nicht mehr des Grußes?
Was zuckt er so verstört bei jedem Blitz,
Der plötzlich grell die Finsternis erhellt?
Nicht vor dem Blitze selbst erbebt er, nein,
Auftauchen sieht er stets im Feuerschein,
Dem jähen, zuckenden, bald hier, bald dort
Das fahle, grinsende Gesicht des Alten,
Des finstren Dämons, der ihn stets verfolgt.
Unheimlicher als je blickt heut' das Aug'
Des Greises — triumphierend zuckt ein Lächeln
Wie Hohn um seine Lippen — Neros Herz
Erglüht in Zorn — hätt' er den Dolch zur Seite,
Er stieß' ihn dem Verhaßten tief ins Herz.
„Schaff' mir hinweg das Grau'ngesicht!" so herrscht er
Dem willigen Trabanten zu, doch schon
Hat ausgeflammt der Blitzstrahl, undurchdringlich
Umhüllt die grause Finsternis sie wieder.
Es kommen Wasserbäche wild geschossen,
Und waten muß durch hochgeschwellte Lachen
Der beiden Wandrer Fuß. Durch Windesbraus
Und Regenguß und grelles Blitzgefunkel
Hineilen sie voll Grausens. Endlich bietet
Sich zum Asyl verfallnes Mauerwerk.
Ermüdet schon ist Nero, fast verschmachtet
Vor Durst in seines innern Fiebers Brand.
Gutmütig sammelt der Germane Wasser,
Wie es vom Himmel stürzt, in seinen Helm
Und reicht's dem Schmachtenden, um ihn zu laben.
„Hier sind wir sicher!" tröstet er den Herrn.
„Ja, sicher," gibt mit bittrem Lächeln der

Zur Antwort, müd' auf harten Grund sich streckend —
„So sicher, wie ein Lerchennest im Korn
Zur Erntezeit. — Horch, horch, wie's stürmt und wettert,
Wir aber sind zur Ruhe hier verdammt.
Warum so schweigsam, du mein treuer Kämpe?
Sieh, Nero ist gewöhnt an Zeitvertreib . . .
Warum bist du, der einz'ge, mir gefolgt?
Was spornte dich, den einen, auszuhalten
Bei mir getreu, als all die andern flohn?"
„Ei, Herr," versetzt befremdet der Germane,
„Steh' ich denn nicht in deinem Sold? Und ist's
Nicht Dienerpflicht, dem Herrn treu zu sein? —
„Pflicht — Treue — Mann, du sprichst in Germanismen!
Wie lang' bist du in Rom?" — „Zehn Jahr'!" Und hast
Die Treue nicht verlernt? Und folgst nun so
Mir ohne Grund, aus angestammter Treu'?
Ei, ihr Germanen seid ein wackres Volk!
Bist du nicht stolz drauf, daß du ein Germane?"
„Ich bin ein Bructerer!"
„O weh, er weiß kaum, daß er ein Germane!
Ei, sag' mir doch, indes wir rasten, Freund,
Gedenkst du nie des fernen Vaterlandes?
Wie bringt ihr dort die langen Tage hin
In euren finstern Wäldern?" — „Ei, wir jagen
Das Hochwild, Eber, Wolf und Ur und Elen
Und abends ruht man auf der Bärenhaut,
Trinkt aus dem Horn des Auerstiers, verkürzt
Auch wohl die Winternacht mit Würfelspiel."
„Wohl besser lebst du jetzt bei uns im Süden?"
„Doch jezuweilen sehn' ich mich zurück.
Wir haben nur Gesümpf und Tannenwälder
Und südwärts lockt uns oft ein Wanderdrang;
Doch seit ich leb' in Rom, da dünkt mich's oft,
Als wär's doch nirgend schöner als daheim."
„In euren Sümpfen, euren Tannenwäldern?"
„Wie schattig grünt der Wald zur Sommerszeit!
Doch schöner, mein' ich, ist er noch im Winter:
Da hängt der weiße Nebel in den Ästen,
Windbrüche hört man knirschen im Gebirg',
Und geht der Wandrer durch den Forst, da klingen

Des Eises Zapfen, schimmernd in der Sonne,
Aus allen Wipfeln wie ein Glockenspiel.
Und unterm Fuß des Wandrers kracht der Schnee.
Bei Nacht die Stürme brausen, Sterne glitzern,
Aus dem Gestrüpp zuweilen schaut ein Werwolf —
Dann schlägt man sich wohl abseits in den Busch
Und hüllt sich schaudernd tiefer in die Wildschur.
In solcher Zeit, o, da ist's wohlig ruhn
Bei dicker Tannenklötze roter Glut,
Bei Gerstentrank und Met und Liederklang." —
„Wie? habt ihr Lieder auch? Wem singt ihr sie?" —
„Den Helden und den Frau'n." — „Die Frauen gelten
Bei euch soviel?" — „Mehr als in Rom. Wir haben
Auch Seherinnen, hochgeehrt im Volk." —
„Ihr ehrt die Helden auch?" — „Wenn sie gestorben,
Erweist man ihnen hohe Grabesehren." —
„Ei, wie bestattet ihr den toten Helden?" —
„Schwert, Lanze, Schild, Trinkhörner, Rosse werden
Mit ihm verbrannt. Bei Stämmen an der See,
Da üben sie noch andre Todesfeier:
Des Helden Leib wird auf ein Schiff gesetzt,
Mit Waffen, Beute, Schätzen, prächt'ger Zier.
Man zieht die Segel auf und steckt das Schiff
In Brand und so mit hochgeschwellten Segeln
Im Glanz der Flammen fährt der tote Held
Von dannen und verbrennt auf hoher See."
„Ein seltsam Volk! (spricht Nero still bei sich),
Urkraft mit Herz und Phantasie verschwistert . . .
Damit erobert, wer da will, die Welt!"
In diesem Augenblicke zuckt ein Blitz —
Ein wilder Donnerschlag erkracht zugleich
Und das Asyl der beiden steht in Flammen.
Auftaumeln sie entsetzensbleich und tappen
Im wachsend wilden Graus der Elemente,
Die wie im Wettkampf durcheinander toben,
Sich weiter an dem öden Trümmerort.
Und wieder hat im Schein des Blitzes Nero
Aufleuchten sehn das Bild des Alten, ruhend
Auf grauem Stein, unheimlich nach ihm blickend,
Mit Augen, triumphierender als je.

„Fort, fort!“ ruft Nero, „sitzt doch wie ein Büttel
Im Nacken uns das Wetter, unerbittlich
Uns weiter scheuchend — ha, gibt's keine Stelle
Im Grund der Erde, wo ich rasten darf,
Wo ich den wüsten Braus nicht mehr vernehme
Und das verhaßte Späherangesicht
Des tollen Bettlers mich nicht mehr belästigt?“
Es schleppen pfadlos weiter sich die beiden.
Da strauchelt des Germanen Fuß — er stürzt,
Indes er nach des Himmels Wolken späht,
In eine tiefe Grube. Hier erschließt,
Nachdem er schwer bemüht sich aufgerafft,
Vor seinen Spürerblicken in der Dämmrung
Zur Höhle sich des Raumes Hintergrund.
Er ruft hinab den Nero. Beide dann
Ertasten eines schmalen Ausgangs Tür,
Die weiter führt ins unterird'sche Dunkel.
Voran kriecht der Germane, Nero folgt,
Sein eignes Los belächelnd, das ihn zwingt,
Auf Vieren jetzt zu kriechen, ihn, den Gott.
„Weiß ich doch selber nicht, wovor ich fliehe,“
So spricht er zu sich selbst; „vielleicht vorm Leben?
Vorm Tode wahrlich nicht — dünkt doch das Dasein
Mich nur mehr ein zerfloßner wüster Traum!“
Die Donner krachen in der Ferne noch
Und wie ein wildes Tier, das sie verfolgt,
Brüllt hinterm Flüchtlingspaar das Ungewitter.
Doch plötzlich, sieh, wie von der Oberfläche
Der sturmgepeitschten Wasser in die Tiefe
Tritonen tauchen mögen auf den Grund
Des Meeres, in kristallne Zaubergrotten,
Wo süßer Friede winkt, indes hoch oben
Die Wogen rollen und die Stürme brausen —
Von all der Wirrsal klingt kein Ton hinab —
So plötzlich, sieh, umgibt das angstgehetzte,
Das müde Paar, dem von des Wetters Brausen
Das Ohr noch gellt, ein wunderbarer Ort,
Ein Ort voll still-erhabnen Götterfriedens,
Geheimnisvoll erhellt von einer Ampel,
Die von des Raumes Decke niederhängt.

Und kleinre Lichter reihn symmetrisch sich
Um eine hochgebühnte Stelle her,
Wie Sternchen schwebend in der Dunkelheit,
Verbreitend einen milden Dämmerschein,
Der das Gemüt mit hehrem Schauer füllt.
Die hochgebühnte Stell' ist ein Altar:
Davor ein würd'ger Greis in priesterlichem
Gewande, flüsternd, mystischen Gebrauch
Vollziehend; ringsum kniend ernste, bleiche
Gestalten, Häupter, andachtsvoll geneigt . . .
  In diesen heilig stillen Friedensraum
Tritt plötzlich jetzt der düstre Flüchtling Nero.
So mitten unter einen Taubenschwarm
Mag pfeilgetroffen aus den Lüften fallen
Ein Ar, ohnmächtig, doch noch Grau'n erweckend.
Aufblickt der Beter Schar und von den Lippen
Bebt unwillkürlich als ein Schreckenslaut
Der Name Nero!
                Finster kreist der Blick
Des Düstren rings und haftet am Altar,
Wo ihm sich zeigt ein wundersames Bild:
Ein edel Menschenbild, ans Kreuz geschlagen,
Mit einem Dornenkranz ums bleiche Haupt.
Und Nero denkt der Kunde, die vorlängst
Durch Tigellin ihm ward vom Gott der Christen . . .
„Wenn ich das Leben liebte, müßt' ich nun
Vielleicht erzittern (spricht er bei sich selbst);
Denn wie in eine Löwenhöhle fiel
Ich unter meine schlimmsten Feinde jetzt."
Und zu den Christen kehrt er trotzend sich,
Die ihm mit Grausen schau'n ins bleiche Antlitz:
  „Ja, Nero bin ich! und in Händen habt
Den Todfeind ihr! So rächt euch, tötet ihn!
Vollzieht das Werk — seht, meine Treuen haben
Zum Tod mir nicht einmal das Gift gelassen;
Der Mann hier ist zu ehrlich, mich zu töten,
Ich fürcht', er zittert bei dem Stoß — ei, wißt,
Der Schmach entfloh ich nur, doch nicht dem Tod:
Den such' ich. Seht, ich bin's, der eure Väter,
Der eure Brüder, Schwestern grausenhaft

Zum Fraße vor die wilden Tiere warf —
Ich bin's, der euch verfolgte, der die Brände
Des Zirkus häuft' auf Petrus und auf Paulus ...
So rächt euch denn, ihr Männer, tötet mich!"
Da wendet vom Altar der greise Priester
Zu Nero sich und spricht: „Wir töten nicht,
Wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben
Den Feind auch — unser heiligstes Gebot
Ist Liebe!" — „Liebe? Welch verhaßtes Wort
Sprichst du mir da? Habt ihr so großen Vorrat
Von Dingen, die so selten in der Welt,
So einzig, fabelhaft sind wie der Phönix?
O Schwärmer, eitle Toren, wißt, erkundet
Hab' ich, wie keiner sonst, das schreckliche
Geheimnis, daß es keine Liebe gibt!
Ich liebte nicht und wurde nicht geliebt
Und war doch Nero, war der Herr der Erde!"
„Du fandst auch das nicht, was du Liebe nennst?
Unseliger, du stelltest dich zu hoch
Und alles andre stelltest du zu tief —
So blieb denn endlich nichts mehr über dir,
Zu dem du liebend, sehnend blicken konntest:
Denn über uns muß sein, wonach in Liebe
Wir trachten sollen — ewig sieht die Sehnsucht
Nur über sich, nie unter sich ihr Ziel!"
„Und so wird alle Liebe nie befriedigt!
Das Schöne wendet sich zum Schöneren,
Das Schönre aber blickt schon sehnend wieder
Empor zu einer höhern Schöne noch:
So blickt ein jeder, selber sehnend, aufwärts,
Doch nimmer abwärts zu dem Sehnenden —"
„So knüpfe denn der Sehnende sogleich
Der Sehnsucht Zauberband ans **höchste** Wesen,
Denn da nur dies nichts Höhres über sich hat,
Zu dem es sehnend aufwärts könnte blicken,
So muß sein Herz sich liebend abwärts wenden
Zu jenen, die da liebend nach ihm schau'n!
Und so ist Gott im ganzen Weltbereich
Das einz'ge Wesen, das die Lieb' erwidert,
Das einz'ge, was nicht untreu werden kann!"

„Das ist ein Evangelium der Liebe
Seltsamer Art. Ihr liebet euren Gott?
Die alten Götter wollten Opfer bloß
Und wollten nur geehrt, gefürchtet sein!“ —
„Der unsre will die Liebe, will das Herz.“
„Seid ihr gewiß, daß er euch wiederliebt?“ —
„Er stieg vom Himmel nieder, starb für uns.“ —
„Sein Bildnis ist's, das dort ich ragen seh?“ —
„Er ist's — der Gottmensch ist es, Jesus Christus.
Des Heidentums lieblose Götter schweben
In ihrer kalten Höhe eigensüchtig,
Wir aber wissen, daß das Göttliche
Heruntersteigt von seiner Himmelshöh',
Daß es verkörpert wandelt auf der Erde
Und daß es leidet, lebt und stirbt für uns!“
„Ein Gott, der leidet — seltsam! Wie Prometheus!
Ihr folgt dem Beispiel wohl und leidet gerne
Und sucht den Schmerz und stoßt die Lust von euch?“
„Es ist die Lust nicht, wie du glaubtest, Nero,
Der Schmerz nur ist es, der die Welt erlöst!“
„Ei, ihr verklärt den Schmerz euch wie die Liebe!
Des Schmerzes Wollust, in der Tat, die fehlte
In meinem goldnen Haus. Ich merk' es wohl,
Ihr seid mein übermütig Widerspiel:
Ich pred'ge Eigensucht, ihr predigt Liebe!
Ich preise den Genuß und ihr den Schmerz!
In eurem ganzen christlichen Olymp
Ist wohl kein Platz für Nero-Dionysos?“
„Vielleicht . . . Siehst du den Fürsten der Dämonen,
Die Schlangenbrut mit menschlichem Gesicht,
Die wild verzerrt auf jenem Bilde dort
Sich krümmt zu Füßen eines Götterjünglings
Mit goldnem Flammenschwert?
Sein Nam' ist Luzifer — das ist der Dämon
Der Eigensucht, der stolze, der sich los
Gerissen hat vom ew'gen Liebesgrund
Und auf sich selbst gestellt, vom Göttlichen
Getrennt, einsam, unselig immerdar
Sich in der kalten finstern Tiefe wälzt —
Aufs Haupt ihm, siehe, setzt den Fuß der Seraph,

Ihm, der doch selbst ein Seraph konnte sein,
Hätt' er sich aus dem sel'gen Reich der Liebe
Hinausgestürzt nicht in die ew'ge Nacht,
Die Nacht der Selbstsucht und des Eigendünkels!'
„Mich däucht, ich habe Worte dieser Art
Gehört schon einmal in dem Brande Roms!
Hätt' ich ein Schwert, ich stieß es diesem Seraph
Ins Herz — er tritt so eitel=übermütig
Aufs Haupt des Dämons, der unselig sein mag,
In dessen schmerz=verzerrten Zügen aber
Ich eine Spur von Adel doch erblicke ...
Doch sage mir, welch reizend Wunderbild
Von Frauenschöne leuchtet mir entgegen,
Dem düstren Schreckensbild hier gegenüber,
Umstrahlt von milder Lampe goldnem Schein —
Ein Frauenbild, das, hold bekränzt mit Rosen,
Zum Himmel lächelnd schwebt?" —
„Maria ist's,
Die heil'ge Gottesmutter, im Geleit
Der Engelknaben — ihrem Jungfrau'nschoß
Entsprang der Gottmensch — diesen ird'schen Leib
Durchleuchtete das Göttliche und zieht ihn
Zu sich empor ...
Dort sahest du den Seraph,
Der, liebeleer, zum Dämon ward der Tiefe
Und hier siehst du die irdische Natur,
Vom Göttlichen erwählt und durch die Liebe
Begnadet, feiern ihre Himmelfahrt!
In diesem Bild zerrinnt das Irdische,
Goldwölkchen gleich, im himmlischen Azur:
Doch auf dem Bilde jenes Dämons dort
Ballt sich's zu finsteren Gewittermassen
Titanisch auf und bäumt entgegen sich
Dem milden Licht, das es ersetzen will
Durch düstres Blitzgefunkel, und ergießt,
In seinem öden Grolle sich verzehrend,
Verzweiflungs=Tränenflut in Wolkenbrüchen ..."
Auf die geheimnisvollen Bilder lange
Blickt Nero sinnend und er spricht zuletzt:
„Ich seh's, der wunderbare Mutterschoß

Des menschlichen Gemüts ist nicht erschöpft!
Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
Das Menschenherz gebiert sie ewig neu:
Der Gott-Mensch hier und hier die Jungfrau-Mutter
Und hier der Dämon, der ein Seraph war:
Mit diesen neuen Worten, neuen Bildern,
Ein neues Heil verkündend, unterwerft
Die Völker ihr vielleicht, ihr Christenschwärmer!
Und eure Bilder, denk ich, werden leuchten
Im Pantheon lebend'ger Weltsymbole
Wie Venus, die dem Schaum des Meers entstieg
Und Pallas, die aus Jovis Haupte sprang.
So tauchen welterlösende Gedanken
Verkörpert fort und fort aus Schwärmerhäuptern!
Ha, ich auch wollte neue Götter schaffen:
Die morschen Throne der Olympier
Hinstürzend, stellt ich mich auf den Altar —
Doch Nero-Dionysos, er erbleicht
Vor diesen neusten Göttern. Ei, ihr Männer,
Mit eurem Gott am Kreuz, ihr traft es besser,
Was dieser Zeit geziemt. Ich wähnte, daß
Die neue Zeit mit mir beginnt und sieh —
Ich war der alten stolzer Ausgang nur!
Ich war ein Gott, doch meine Herrlichkeit,
Sie ist vorbei — glühn seh ich meines Lebens
Und meines Glücks herabgebrannte Kerzen,
Gruftlampen gleich, im letzten Flackerschein!
Emporgeklettert auf der Wünsche Leiter
Bin ich, das Ruheziel des Glücks zu suchen.
Doch menschliche Begier hat keine Grenze,
Als die mit fester Hand der Wille steckt.
Warum verlangt' ich ein Unendliches
Vom Glücke, vom Genuß und von der Liebe?
Warum zertrümmert' ich, was mich erquickte,
Aus Ärger, daß es nicht unendlich war?
Was wollt' ich Übermenschliches? Warum
Wollt' ich nur aus dem Vollen glücklich sein?
Konnt' ich mich nicht, wie andre Menschenkinder,
Begnügen mit den Bettelpfennigen,
In denen das Geschick den Glückstribut

Uns ausmünzt? Und warum verschmäht' ich's, da
Wir kein unendlich Glück erjagen können,
Genügsam mir den ird'schen Pfad zu pflastern
Mit einer buntgestickten Mosaik
Von endlichen, bescheidnen Glücksmomenten?
Was fordern wir vom Glücke mehr als Stückwerk,
Da doch das ganze Leben und wir selbst
Nur eitel Stückwerk sind?
Ich suchte die Unendlichkeit des Glücks —
Vielleicht beginnt sie erst mit der Entsagung!
Ich suchte die Unendlichkeit des Ichs —
Vielleicht beginnt sie dort erst, wo wir uns
Des eignen Ichs entäußern! — Solches ist
Wohl eures Herzens Meinung auch, ihr Christen,
Und eurer Lehr' und Bilder tiefer Sinn?"
„Begreifst du," spricht der Priester, „daß sich hier
Ein Port des Friedens und der Ruh' dir öffnet?"
Nicht mir! Die neue Lehre wendet sich
An schlichtere Gemüter als das meine.
Ich beuge mich den neuen Göttern nicht,
Nur weichen will ich ihnen — und den Kelch
Von dem Altare hier ergreifend, seht,
Ausgieß' ich, an des Hades Schwelle stehend,
Den ew'gen Mächten ihn zur Opferspende,
Den ewigen, geheimnisvollen Mächten,
Die in den Tiefen des Gemütes thronen;
Ausgieß' ich ihn den Sternen meiner Jugend,
Der schönen Glut, die auch mein Herz geschwellt.
Ihr holden Täuschungen der Menschenseele,
Ich lebte nur, als ich in euch noch lebte!
Ich war zu groß, zu hoch für Menschenglück!
Ob's besser groß, ob's besser glücklich sein?
Ich will die dunkle Frage nicht entscheiden —
Gebrochen bin ich, todesmüd'. Den Mächten
Der Unterwelt und der Vernichtung weih' ich
Dies Dasein, dies entgötterte, dies öde . . .
Ha, gab's nicht eine Zeit, wo ich allein
Mir unerschüttert dazustehn bedünkte
Inmitten einer Welt, die rings um mich
In Glut und Trümmer sank? Und nun, nun seh' ich,

Daß ich allein zusammenbreche, während
Die Welt um mich sich neu verjüngt und neu
Zu frischem Leben wunderbar erstarkt!"
Er spricht's und von der Seite des Germanen
Reißt er das Schwert, und stößt es sich ins Herz.
Er stürzt zu Boden und ein roter Strahl
Von seinem Blut bespritzt die Heiligtümer.
Mit schreckgelähmter Zunge bebt der Christen
Gemeine schaudernd vor dem grausen Opfer,
Das auf des Altars Stufen blutend stürzt.
Da plötzlich, sieh', wie aus dem Boden wachsend,
Tritt vor das Aug', das brechende, des Nero
Ein Greis hervor und Neros irrer Blick
Erkennt den Mann, der sprach: „Es kommt die Zeit,
Wo ich in deines starren Aug's Pupille steh',
Wie jetzt im Augenstern des toten Mohren!" —
„Du, Alter," flüstert Nero noch, „ja, du
Gewannst die Wette! Todessehnsucht hat
Mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle!"
Er spricht's und stirbt. — In seiner Kraft und Schöne
Erscheint der stolze Leib dahingestreckt
Und jener hohe, kühne Göttertrotz,
Den einst die Riesenflamme Roms verklärt,
Lebt in den toten Zügen, wie gehaun
In kalten Stein, dämonisch wieder auf.
Und wie der Cherub überm Leib des Dämons,
Hehr überm Leib des Toten ragt der Greis . . .
Doch sieh', des Cherubs Ernst, des Rächers Strenge
Schmilzt in dem ernsten, starren Angesicht
Allmählich in der Milde weichem Tau:
„Geh' ein", so ruft er, „in die heil'ge Stille
Des Todes, seine sanfte Schwing' umschatte
Dich sühnend, stolzverirrter Menschensohn! —
Des Herzens Drang durfst du nicht ausgestalten
Im Großen, Guten, Schönen, denn die Zeit
Umschnürte dich mit ihrem schnöden Bann:
So bliebst du in dich selbst zurückgedrängt;
Und Liebe — ha, das einz'ge Weib, das je
Dir liebenswert und hehr entgegentrat,
War — Agrippina und der heil'ge Strahl

Fiel in den öden Abgrund deines Ichs
Nur wie zum Hohn, nur wie ein Racheblitz! —
So schwebe hin, ein unvergänglich Bild —
Für alle Zeiten eine Graunerscheinung
Und doch im Tiefsten nur ein Spiegelbild
Des ew'gen Götterdrangs der Menschenbrust!"
So spricht der Greis. Auf ihn blickt die Gemeine
Der Christen still, der Priester frägt: „Wer bist du?
Aufrichtet sich der wildumlockte Fremdling
Und gibt zur Antwort: „Ich bin Ahasver!"
„Der Jude von Jerusalem, der Christo
Getrotzt mit keckem Wort an seiner Schwelle,
Von dem geheimnisvolle Sage meldet,
Daß er zur Sühne ewig wandern muß?"
Der Greis, sein tiefes Flammenauge rollend,
Versetzt: „Der eurem Heiland trotzte, war
Nicht bloß der Jude von Jerusalem,
Das war schon Ahasver, der ur=ur=alte,
So alt schon als die Welt: sein Barthaar war
Längst weiß wie Schnee, sein Nacken trug gebeugt
Schon eine Bürde von Jahrtausenden:
Seit Herzen schlagen auf der Erde, wandert
Schon Ahasver und ewig wird er wandern,
Solang' noch Herzen auf der Erde schlagen!
Der Jude von Jerusalem, er ist
Nur eine von den wechselnden Gestalten,
Womit ich folge den Jahrtausenden —
Die Asche längst versunkener Geschlechter
Trag' ich an meinen Schuhn als Wanderstaub . . ."
„Wer nennt dich Sohn?"
„Ich bin der Erstgeborne
Der Ungebornen, der Erschaffnen — bin
Der erste Sproß des ersten Paars. Ich war
Das erste Menschenkind — und ward der erste
Rebell — mit mir begann die Weltgeschichte,
Ich schrieb ihr erstes Blatt mit blut'gem Griffel.
Ich war's, der in die Welt den Tod gebracht,
Den unbekannten, ungeahnten Tod:
Ich schlug für ihn ein Tor durchs Herz des Bruders,
Da brach er ein und wütet seitdem fort

Und jedes Kind des Lebens ist sein Sklav'.
Und weil ich in die Welt den Tod gebracht,
Verschont er mich dafür — zum Dank, zur Strafe.
Oft rief ich ihn verzweifelnd, reuevoll,
Und er erschien, ein Scheusal, grinsend mir:
Ich bat ihn, mich hinwegzunehmen, doch
Er höhnte mich: „Dich will ich übrig lassen!
Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche!
Asbest im Feuer, Kork im Wasser sei,
In Lüften Flügel, Diamant im Erdreich —
Und ew'ger Pilger in der Menschenwelt!
Hoch auf des Lebens straffgespanntem Seil,
Des Todes Schlund zur Rechten und zur Linken,
Hinwandle schwindelnd und doch stürzend nie!"
So sprach der Tod und schwand vor mir. Und sieh',
Die Qual der Menschheit, die nach Ruhe strebt
Halb unbewußt, in unbestimmtem Drang,
Mir ward sie aufgeladen und ich muß
Sie mit Bewußtsein schleppen durch die Zeiten!
Was stürmt nicht auf das ird'sche Leben ein?
Es dräut der Elemente Wut den Menschen,
Das Tier zerfleischt ihn, Wurm und Käfer stechen,
Die Blumen selber streuen Gift auf ihn:
Nur mich verschonen alle, mich allein.
Die Zeit, das Gift, das schleichende, das alle
Dahinrafft, über mich hat's nicht Gewalt.
Ich fragte nach dem Tode meine Freunde,
Die Löwen im hyrkan'schen Waldgebirg';
Sie sagten: Geh' zur giftgezähnten Schlange;
Die fürchten wir, die muß es besser wissen.
Ich ging zur Schlange, doch die Schlange sprach
Zum starken Adler wandre, meinem Feind!
Da sucht' ich auf den Aar im Felsenhorst:
Der nahm mich mit, als er zur Sonne flog
Und schüttelte mich oben ab und warf
Ins Blumental von Enna lebend mich.
Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche:
So sprach's zu mir. Und meines Unglücks Trost

Blieb immer nur der Stolz, mit dem ich trotzte
Dem Wandelbaren, das ich wechselnd sah
An mir vorübergehn. Wie sollt' ich mich
Vor einem Gotte beugen? Götter kommen
Und schwinden — ewig wandert Ahasver.
  Und was der wüste Nero sein gewollt,
Der Sterbliche, der Mann des bleichen Tods,
Das bin nur ich — mit schnödem Eigendünkel
Wollt' er sein zeitgebundnes Erdendasein
Aufblähen zur Unendlichkeit und sinnlos
Hat er gefrevelt an dem Bleibenden!
Er wollte sein, was nur die Menschheit selbst ist
Und ich, ihr Spiegelbild — unsterblich, göttlich!
  Wie lang noch glüht sie, die geheimnisvolle,
Die unaustilgbar stille Todessehnsucht,
Die eins ist mit dem höchsten Lebensdrang
Und die durch all die Umgestaltungen
Des Menschendaseins sich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten,
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geschöpf
Ist eingeboren eine ew'ge Sehnsucht
Nach Ruhe — mag sein Seufzer diese Ruh'
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen!
Nach diesem letzten Ruheziele strebt
Es hin voll Unruh' — und der einzelne,
Er findet's doch im Tod; die Menschheit aber
Muß leben, streben, ringen immerdar
Und ich, ich bin's, der diese Qual der Menschheit,
Des unbefriedigt-ruhelosen Daseins,
Begleiten muß durch die Jahrtausende!
  Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Gestalt das Dasein ringt: da steigert sich
Die ruhe-sehnende Rastlosigkeit
In meiner Brust zur wilden Qual. Ich stürze
Mich in des Lebens vollste Strömung dann,
Ich fälle, was da schwankt, ich wecke, sporne,
Ans Rad der Zeit rühr' ich mit starker Hand,
Nicht hemmend, nein, beschleunigend — ich bin es,
Der den Entscheidungsaugenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe.

Denn ist vorüber solche böse Zeit
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menschheit,
Winkt freundlich mir auch eine kurze Rast,
In der ich meiner Sehnsucht fast vergesse.
Dann schlummr' ich tief in still verborgner Höhle
Und erst, wenn so Jahrhunderte verflossen,
Erwach ich wieder aus dem Schlaf, besinne
Mich auf mich selbst und mein unsterblich Dasein
Und trete aus der dunklen Höhl ans Licht,
Zu sehn, zu fragen, ob das ird'sche Leben
Noch stets nicht müde ward des ew'gen Wandels
Und stets die Weiber Kinder noch gebären?
Solch eine kurze Ruh' nun seh' ich mir,
Ob auch noch aus der Ferne, wieder winken.
Denn eine arge Zeit sah ich vertoben
Und niederschmettern half ich den Titanen,
Der des Jahrhunderts Geist in sich zum Dämon,
Zum Ungeheuer groß gesäugt und der
Sich frevelnd auf der Menschheit Nacken stellte
Als Götterbild, solang er stand und jetzt
Im Sturz ein Riesendenkmal seiner Zeit!
Die wilde Größe des Cäsarenalters,
Hinstürzt sie jetzt mit ihm: was nach ihm kommt,
Ist nur ein schnödes Epigonentum,
Ein klägliches, selbst nicht mehr groß genug
Zu großen Lastern. Eine neue Zeit
Sucht neue Helden sich auf neuer Stätte.
Der neugeborne Phönix Menschengeist,
Gen Norden fliegt er und in freiern Lüften
Abschüttelt er von goldner Schwinge dort
Den Aschenrest des Brandes, draus er stieg.
Hinwandr' ich, wo die junge Zukunft schon
Sich machtvoll vorbereitet in der Stille.
In deine Wälder wandr' ich, o Germane,
Und wecke die Barbarenfürsten auf,
Daß brausend sie mit ihrem Völkerzug
Wie Geier sich aufs Aas des Weltreichs stürzen.
Wenn sie die Lüfte so gereinigt, werden
Sie freudig ihrer Urkraft Bündnis schließen
Mit eurer milden Lehre und anbrechen

Wird wieder eine Zeit, wo sich das Herz
Der Menschheit hebt zu neuer Lebensfrische.
Dann will zu euch ich, o ihr Männer, kommen
Und, müde von der langen Pilgerschaft,
Will ich im Schatten eures Kreuzes mich
Hinstrecken, nicht auf ewig auszuruhn —
Zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern."

---

## Epilog an die Kritiker.

(Zur zweiten Auflage.)

Was würde man von einem Schauspieler sagen, der, nachdem er eben als König im Purpurgewand ein tragisches Schicksal würdevoll erfüllt, nach dem Fallen des Vorhanges noch einmal hervortreten und sich dem Publikum gegenüber in eine Auseinandersetzung der Ideen, die ihn bei seinem Spiel geleitet, einlassen wollte? Nicht viel weniger bedenklich wäre es von einem Dichter, nachdem er kaum sein Lied zu Ende gesungen und während sein Antlitz noch im heiligen Feuer glüht, die Lyra beiseite zu stellen und sich unter die Hörer zu mischen, um ihnen eine theoretische Vorlesung über das Werk seiner Begeisterung zu halten. Dagegen wird es, wie ich glaube, dem Mimen niemand verargen, wenn er nach beendeter Vorstellung in engerer Gesellschaft, im Kreise von Freunden und Kritikern, sich durch Zustimmung oder Tadel anregen ließe, zur Motivierung seiner Auffassung einiges vorzubringen. Ganz in derselben Manier erlaubter Selbstverteidigung in engerem Kreise glaube ich als Dichter zu handeln, wenn ich die schlichten Bemerkungen, die ich hier im Anschluß an die zweite Auflage meiner Dichtung abdrucken lasse, nicht ans Publikum, sondern ausdrücklich an die Kritiker richte. In diesem engeren Kreise ist der Künstler, der Dichter ein armer Sterblicher, der keinen Nimbus zu verlieren hat. Um das größere Publikum zurückzuscheuchen, genügt vielleicht schon der abstrakte Stil einer für den Ästhetiker von Fach bestimmten Erörterung.

Aber auch eine Verständigung mit den Kritikern hat enge Schranken. Sein eigenes Wort zu erläutern ist der Dichter nun

einmal nur im geringsten Maße berufen. Er darf gewissermaßen nur negativ und defensiv verfahren . . . Sei es mir erlaubt, ein wenig weiter auszuholen.

Poetische Meisterwerke, wie Dantes „Commedia“ oder Goethes „Faust“, werden durch die vereinigte Geistesarbeit der Gelehrten im Laufe der Zeit endlich gedeutet. Dunkles wird aufgehellt, die Grundideen werden erläutert, die Beziehungen des Details ins klare gesetzt. Werke der Epigonen und der Zeitgenossen haben, schon der Anzahl wegen, in welcher sie auftreten, auf eine hingebende Vertiefung der Kritiker und Erklärer keinen Anspruch. Kann und darf nun der Autor in Person nachhelfen und das Verständnis seines Werkes dem zeitgenössischen Leser vermitteln? Ich denke, *nein!* Ich glaube zunächst, daß jedes echte Dichterwerk *vieldeutig* ist, wie ein Naturwerk; daß nur Tendenzwerke eine schroff-einseitige und, wie man zu sagen pflegt, scharf zugespitzte Bedeutung haben; daß eine künstlerische Schöpfung so geheimnisvoll-tief ist, so wenig auszuerklären, als das Leben selbst; daß daher die Frage nicht sein kann, was der Künstler oder Dichter *mit Bewußtsein hineingelegt*, sondern was überhaupt darin *liege*. Nur ersteres weiß der Dichter, über letzteres ist seine Kompetenz nicht größer als die eines andern. Er ist also so wenig als ein anderer berufen, die Bedeutung seines Werkes ein für allemal durch eine authentische Deutung zu fixiren, alle weiteren Erklärungsversuche abzuschneiden. Im Gegenteil, er wird die Erklärer ruhig gewähren lassen und seine Freude daran haben, wenn sie, vielleicht für ihn selbst überraschend, manches in abstracto entwickeln, was er nur dichterisch empfunden und instinktiv verkörpert hat.

Insbesondere könnte der Dichter in dem Falle, wenn er gewisse tiefere und, was man so nennt, philosophische Ideen und Beziehungen in sein Werk gelegt hätte, ruhig das allmählich reifende Verständnis seiner Leser erwarten. Für den Genuß und somit auch den Erfolg eines wirklich poetischen Werkes ist solch ein tieferes Verständnis — wie ich öfter habe versichern hören und nun selber glaube — nicht entscheidend.

*Eins* aber kann und darf den Dichter zum persönlichen Eintreten für sein Werk veranlassen: Mißverständnis des *Tatsächlichen* in demselben, veranlaßt durch ein leicht erklärliches *Übersehen* von *Einzelheiten*, die für den Zusammenhang der Begebenheiten wichtig sind. Das Haupterfordernis des Verständnisses ist ja, daß über das Ganze nicht ohne gewissenhafte Kenntnisnahme aller Einzel-

heiten, über die Einzelheiten nicht ohne Hinblick auf die Idee des Ganzen geurteilt werde.

Der Notwendigkeit, zu seinem Werke früher oder später einen Epilog an die Kritiker zu schreiben, wird kaum einer entgehen, der in Deutschland einen „Ahasver" dichtet. Die Bedeutung mythischer Gestalten ist schwankend; und doch kennzeichnet man oft den Versuch des Dichters, dem Schwankenden feste Richtung zu geben, als ein Erkühnen, Feststehendes zu erschüttern. Aber wenn es bei historischen Charakteren, die doch feststehen, dem Dichter erlaubt ist, sie nach Belieben und Bedürfnis umzugestalten, warum sollte ihm dies bei den von Natur schwankenden mythischen Gestalten verwehrt sein? Der Mythus darf nicht bloß, er soll durch die Poesie fortschreitend entwickelt, mit neuem, den Anschauungen der modernen Zeit entsprechendem Leben beseelt werden. Er kann in der gemeinen Volkssage eine Bedeutung haben, die, für die Poesie und gar das Epos nicht mehr ausreichend, eine größere Vertiefung dringend fordert.

Es ist vollkommen wahr, was man gesagt hat, Ahasver sei in meiner Dichtung nicht, wie in der Sage, der ewige Jude, sondern der ewige Mensch. Aber ich denke, mit dem ewigen Juden weiß das Epos nichts anzufangen; nur den ewigen Menschen kann es brauchen. Es ist nicht ganz unmöglich, daß die so überaus lebenskräftige jüdische Rasse alle anderen Rassen überdauert; aber so lange dies Schicksal sich nicht erfüllt, so lange die Angehörigen der übrigen Rassen noch in der Mehrzahl sind, kann die Idee von der Unzerstörbarkeit des Judentums nicht eine so allgemeine, rein-menschliche und welthistorische Bedeutung haben, daß ein nicht-jüdischer Dichter es wagen dürfte, sie in einem Epos zu verherrlichen. Selbst wenn der Epiker das Judentum des Ahasver sich allmählich zum reinen Menschentum läutern ließe, so hätte er damit immer nur ein Werk von mehr jüdisch-nationalem als allgemeinem Interesse geschaffen, denn nicht für die gesamte Menschheit ist das Judentum Ausgangspunkt der Entwicklung.

Als epischer Held kann also Ahasver nur der ewige Mensch, die sinnbildliche, unsterbliche Menschheit sein. Und die Sehnsucht Ahasvers nach dem materiellen, faktischen Tode kann (als Mythe, die nun einmal etwas bedeuten muß) nichts anderes bedeuten, als die Ruhesehnsucht der Menschheit, die da ewig qualvoll ringt und strebt, während das Individuum sein Ruheziel im Tode findet. Aber sollte Ahasver wirklich die unsterbliche Menschheit bedeuten — wie

es ja bisher in der Absicht fast aller Ahasverus-Dichtungen lag, — so mußte er so alt sein als die Menschheit selbst. Darum versuchte mein Gedicht eine kühne Neuerung Es identifizierte ihn mit dem ersten Menschenkinde, mit dem Erstgebornen der Erschaffenen, mit Kain, der zum Dank und zur Strafe dafür, daß er den Tod in die Welt gebracht, von diesem verschont wird.

Ist Ahasver der ewige Mensch, nicht bloß der Jude von Jerusalem, so erhält auch sein Trotz gegen den Messias sogleich eine tiefere Bedeutung. Es ist der Trotz des in allem Wechsel Beharrenden gegen das Wechselnde, Vorübergehende, Zeitlich-Gültige, des Wesens gegen die Form. „Götter kommen und schwinden — ewig wandert Ahasver."

Insofern aber nun Ahasver die Menschheit weniger nach der aktiven Seite hin, als nach der Seite ihrer Ruhesehnsucht bedeutet, schien er mir zum ausschließlichen und tätigen Helden eines Epos weniger geeignet. Die Sage gibt auch keine Anhaltspunkte einer größeren Aktion: des Ahasver Versuche, sich zu töten, sind ein Stoff, der höchstens für eine Ballade ausreicht. Aber in eine menschliche Lebens- und Handlungssphäre als übergreifende Macht hineingestellt, konnte die Gestalt des ewigen Wanderers bedeutsam wirken. Ich stellte dem Vertreter der Menschheit das titanisch sich aufbäumende Individuum, der ewigen Todessehnsucht des Unsterblichen den unendlichen Lebensdrang des Sterblichen in Nero gegenüber. Solchergestalt machte ich den Versuch, einen Strom frischen, wirklichen Lebens in das abstrakte Gebiet der bisherigen Ahasverussage und Ahasverusdichtung zu leiten, realen Grund und Boden für ein wirkliches Epos zu gewinnen. Eine versifizierte Weltgeschichte schien mir nicht poetisch, nicht episch. Das Epos spiegelt die Weltgeschichte in einer besonderen Begebenheit. Poesie ist ja Dichtung — Verdichtung — Konzentration.

Übergreifend, überragend, geheimnisvoll-spornend und treibend, die Krisen beschleunigend, als die Verkörperung des ausgleichenden allgemeinen Lebens hinter den strebenden und ringenden Individuen stehend — so dachte ich mir die Gestalt des Ahasver und so erscheint er in meiner Dichtung.

„Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Gestalt das Dasein ringt — da steigert sich
Die ruhe-sehnende Rastlosigkeit
In meiner Brust zur wilden Qual. Ich stürze
Mich in des Lebens vollste Strömung dann,

Ich fälle, was da schwankt, ich wecke, sporne,
Ans Rad der Zeit rühr' ich mit starker Hand,
Nicht hemmend, nein beschleunigend; ich bin es,
Der den Entscheidungs-Augenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang' die Wirrsal hin sich schleppe:
Denn ist vorüber solche böse Zeit
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menschheit,
Winkt freundlich mir auch eine kurze Rast . . ."

„Nachdem Ahasver (so schreibt ein einsichtiger und aufmerksamer Beurteiler) im ersten Gesang dem Nero bedeutungsvoll als derjenige gegenübergetreten, der ihm „sein Geschick vollenden helfen wolle," und der Wettstreit zwischen „Todessehnsucht" und „Lebensdrang" förmlich eröffnet worden, spornt jener seinen Gegner zum höchsten, sich selbst überstürzenden Übermut, zur Verbrennung Roms, und er selbst schleudert an der Spitze der Bacchanten die erste Brandfackel. Denn Rom ist „todreif", es soll untergehen, und Ahasver will „die lang' sich hinschleppende Wirrsal abkürzen", damit eine neue Zeit anbreche, in welcher die Menschheit und er mit ihr wieder zu einiger Ruhe komme. Aber nicht Rom allein will Ahasver vernichtet sehen, auch den Nero, der ja der „Gipfel seiner todeswürd'gen Zeit" ist, will er beugen. Unversehrt tritt er ihm aus den Flammen Roms entgegen zu titanischem Wettkampf als Unzerstörbarer dem eitlen Vernichter trotzend. Noch nicht gebeugt ist Nero, aber der Fluch des Ahasver wirkt doch in seiner Seele nach. Vor seiner „inneren Unseligkeit" erblaßt und zerfällt die Pracht des „goldenen Hauses". Nun aber führt der geheimnisvolle Greis noch einen entscheidenden Streich auf seinen Gegner. Durch die von ihm vorbereitete und vermittelte Grauenszene der Totenbeschwörung wird Nero zum ersten Male innerlich gebrochen. Das Grausen, das ihn niederwirft, zeigt ihn, den angeblichen Gott, als schwachen Menschen; er ist beschämt und Ahasver triumphiert. Zuletzt scheucht Ahasver als unheimlicher Begleiter und Verfolger den flüchtigen, entthronten Cäsar in die Katakombe zu den Christen, wo angesichts des neuen Menschheitlebens, das dort sich ihm erschließt, der gestürzte Titan seine Stunde gekommen sieht und das Werk der Selbstvernichtung an sich vollzieht. Ahasver aber wandert hin in die Wälder des Nordens und spornt die Fürsten der Germanen, „wie Geier sich zu stürzen auf das Aas des römischen Weltreichs". —

Fast wörtlich habe ich diese Auseinandersetzung der Aktivität

des Ahasver dem Kritiker entlehnt, der mit hingebendster Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung in meiner Dichtung gefolgt ist. Noch eine andere kritische Bemerkung hier einzuflechten, kann ich mir nicht versagen.

„Während dem Egoismus und der Genußsucht der neronischen Welt — sagt ein anderer Beurteiler — die Liebes- und Entsagungsreligion des Christentums gegenübergestellt wird, erscheint auch diese wieder dem Ahasver gegenüber, welcher das Bleibende, Unsterbliche in allem Wechsel repräsentiert, als das, was sie in ihrer historischen, konkreten Erscheinungsform ist, als eine Phase, die weitere Aussichten in eine unendliche Entwicklung offen läßt. So gewinnt die Dichtung durch die Gestalt des Ahasver das, was ihr gefehlt haben würde, wenn sie mit der Hinweisung auf das Christentum abgeschlossen hätte: die welthistorische Perspektive.“

Ich komme auf den Wunsch zurück, daß von diesen ästhetischen Erörterungen nur eben der Kritiker Kenntnis nehme, der einfache Leser aber durch dieselben das Vergnügen, das er etwa am Realismus meiner Dichtung findet, sich nicht verderben lasse. Ohnehin hat man besagt, „Ahasver in Rom“ sei eine „allegorische“ Dichtung, bei welchem Worte viele sogleich von einer Gänsehaut überlaufen werden. — Allegorisch ist das Gedicht allerdings insofern, als eine mythische Gestalt hineinverwoben ist, deren Existenzberechtigung immer nur darauf beruht, daß sie etwas bedeutet. Denn jeder Mythus ist eine durch die Volksphantasie verbildlichte Idee. Aber, sagt man, auch Nero will ja etwas „bedeuten“ — den „Lebensdrang“! Nun ja, er bedeutet den Lebensdrang; aber nicht anders als Molières „Geiziger“ den Geiz, Shakespeares „Romeo“ die Liebe bedeutet. Es gibt allerdings poetische Gestalten, die gar nichts weiter sind als allegorische Schemen und nichts an sich haben, als ihre innere abstrakte Bedeutung — dem kranken, magern Kanonikus bei Heine vergleichbar, der zuletzt aus nichts anderem bestand, als aus „Geist und Pflastern“. Aber für eine mit realem Leben erfüllte dichterische Figur ist die innewohnende „Bedeutung“ kein Vampyr, der ihr das Blut aussaugt. Existiert überhaupt etwas, das nichts „bedeutet“? Ich möchte doch wissen, wie es der Bettler anstellen sollte, um nicht die Armut, und ein Krösus, um nicht den Reichtum zu bedeuten? Wir sind sämtlich wandernde Allegorien — ohne Beeinträchtigung unseres Wohlbefindens. Ich glaube also, daß der lebensdurstige Nero dadurch, daß er dem todessehnsüchtigen Ahasver gegenüber den Lebensdrang „bedeutet“, an seiner Realität so wenig einbüßt, als ein

reicher Kaufherr an seiner blühenden Wohlbeleibtheit einbüßen würde, wenn er zufällig neben einem Bettler zu stehen käme und notgedrungen den Kontrast von Armut und Reichtum in einer allegorischen Gruppe versinnlichte.

Insoweit die Allegorie vom Übel ist, habe ich, weit entfernt, sie in die Ahasverusmythe einzuführen, ganz im Gegenteil die von Haus aus allegorische und abstrakte Sage zum erstenmal mit realem Leben zu durchdringen versucht, indem ich sie mit einem andern, lebensvollen Stoffe verschmolz und mein vornehmstes Bestreben darauf richtete, diesen Stoff zu einem einheitlichen, gegliederten Ganzen zu gestalten.

Die Schwierigkeit, aus einer Biographie, wie hier aus der des Nero, ein episches Gedicht zu gestalten, kennen die Dichter sehr wohl, die darum auch in der Regel vorziehen, einen Romanzenkranz zu liefern. Neros Biographie gibt eine Reihe von Greueln, die fast als ebenso viele rätselhafte Verrücktheiten erscheinen. Hier hatte zunächst der Psycholog eine ungeheure Aufgabe vor sich, und nachdem dieser den inneren leitenden Faden gefunden, hatte der Dichter die nicht geringere, alle diese Einzelheiten auch äußerlich in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß sie als notwendige Momente einer fortschreitenden einheitlichen Handlung erscheinen. Ich gestehe, daß der weitaus größte Teil des Bemühens, das die Ausführung des „Ahasver in Rom“ gekostet, nicht dem Detail oder der Form, sondern der Gliederung des Ganzen zugewendet wurde. Man hat mit einer gewissen Verwunderung davon Notiz genommen, daß die ganze Handlung im „Ahasver“, wenn man die einzige, unbedingt nicht zu vermeidende Verzögerung abrechnet, welche der Wiederaufbau des abgebrannten Rom erheischt, sich mit dramatischer Kontinuität und Raschheit binnen wenigen Tagen abspinnt. Ein Beweis, wie sehr das Streben des Dichters auf eine straffe Komposition gerichtet war. Und daß, während manche ihren Blick nur auf die Einzelheiten richten, die Dichtung eben erst als Ganzes tiefere Betrachtungen anregt, beweisen vielleicht die folgenden Reflexionen eines Kritikers, der im Verhältnis Neros und Agrippinas den Kern- und Angelpunkt der ganzen Handlung findet.

„Eine Zeit der krassesten Selbstsucht“, sagt derselbe, „soll geschildert werden. Nero ist die höchste Potenz dieser Selbstsucht, dieser maßlosen Subjektivität, welche die ganze Welt nur als einen Gegenstand ihres genußsüchtigen Beliebens betrachtet. Aber eben einer solchen schrankenlosen Genuß- und Selbstsucht muß die volle, unbe-

bingte, willenlose Hingabe einer Seele — die Liebe — als die begehrenswerteste Befriedigung — als das „süßeste Arom im Weihrauchfaß der Huldigungen", wie Nero sagt, erscheinen. Nero hat also ein tiefes Bedürfnis nach Geliebtsein. Aber gerade die höchste Befriedigung kann ihm nicht zuteil werden, da er, wie er gesteht, an keine wirkliche Liebe glaubt und jedes Dasein für einen „Egoismus" hält. Nur an den Instinkt der Mutterliebe glaubt er noch und freut sich, daß es doch wenigstens ein Wesen gibt, für das es „Naturnotwendigkeit ist, ihn zu lieben". Dies ist ein nicht zu übersehender Zug seines Charakters, durch den er noch mit der menschlichen Empfindungswelt zusammenhängt. Als er sich aber selbst hierin getäuscht und von der eigenen Mutter in dem Augenblick verraten sieht, in welchem er erkennt, daß sie die einzige ihm ebenbürtige Gestalt der Römerwelt ist und er durch einen Fluch der Natur in unnatürlicher Leidenschaft für sie entbrennt — da hört er auf, Mensch zu sein, da wird er ganz zum Ungeheuer: mit wilder dämonischer Racheluft ergreift er den Gedanken, Rom anzuzünden, der ihm in einem Gespräche mit Ahasver von diesem nahegelegt wird. Es hat einen tieferen Sinn, daß Nero, der große Egoist, gerade durch Versagung der Liebe gestraft wird und daß durch das Grollen hierüber jener psychologische Prozeß, der im Gemüte dieses Übermenschen zuletzt bis zur inneren Selbstvernichtung fortschreitet, seinen ersten Anstoß erhält." —

Furchtbare psychische Abgründe sind es, an welche „Ahasver in Rom" die Leser führt. Aber es lag im Plane des Ganzen, das Exzentrische der sittlichen Verhältnisse, das Maßlose eines selbstsüchtigen, entgötterten Menschendaseins, das unter veränderten Formen immer wieder möglich ist, bis zu einem Grade fortgeführt zu zeigen, der Schrecken und Grauen einflößt. Das Gräßliche war ein notwendiges Ingrediens meiner Dichtung.

Davon abgesehen, sollte nicht außer acht gelassen werden, daß ich das Entsetzliche, das „Ahasver in Rom" enthält, nicht erfunden, daß es mir als ein überlieferter historischer Stoff vorlag, den ich nirgend greller gestaltet, sondern überall, soweit es nur möglich war' gemildert und in eine poetische Sphäre gerückt habe. Meine Aufgabe konnte nicht sein, das Geschichtliche zu negieren, sondern es zu deuten. Wer die Greuel der Cäsarengeschichte im Suetonius liest, der fragt entsetzt: „Wie war so Ungeheuerliches möglich?" — Der Historiker bleibt die Antwort schuldig; der Dichter gibt sie. Aber darf das Ungeheuerliche, das Abnorme jemals Gegenstand der

Poesie werden? Ich antworte: Ja! wenn dies Ungeheuerliche trotz seiner Abnormität doch zugleich typisch ist. Die Entartung der Römerwelt kann in ihrer historischen Form nie wiederkehren: nichtsdestoweniger bleibt sie in ihrem Wesen typisch für alle sittlichen Verfallsepochen auf der tiefsten Stufe des Falles.

Niemand sollte über „Ahasver in Rom" ein Urteil fällen, der nicht wenigstens die Biographie des Nero im Suetonius gelesen und sich überzeugt hat, wie ich alles Schreckliche gedämpft, insoweit dies geschehen konnte, ohne ihm seine Bedeutung ganz zu rauben. In widerlicher Roheit stellt der Historiker das unnatürliche Verhältnis zwischen dem jugendlichen Nero und der ruchlosen Agrippina hin. In meiner Dichtung dagegen tritt das sinnliche Moment in Neros Verhältnis zu dem dämonisch-reizenden Weibe nur ein einziges Mal blitzartig und unter außerordentlichen Verhältnissen hervor. Nero entbrennt nur in die Reize der maskierten, unerkannten Mutter und, nachdem er sie erkannt, macht die Begier dem Rachegedanken gegen die Natur Platz: „Ich habe nie ein Weib gesehn, das mir das Herz bezwang, und nun — nun muß es dieses sein? Natur, so äffst du mich? Nun wohl — so soll mir auch das Unnatürlichste das Liebste sein!" — Aber auch diese Regung ist nur das Aufblitzen eines flüchtigen Moments, und wenn Nero die sofort entfliehende Agrippina verfolgt, so geschieht es weniger im Taumel seiner Begier, als im Taumel seines aufflammenden Zornes über das Weib, das seiner spottet, den an unbedingten Gehorsam Gewöhnten durch Widerstand und Entweichen beschämt.

Ebenso ist es in meiner Dichtung nicht der kaltblütige Frevler, wie bei Suetonius, sondern der im Tiefsten erregte, aus der Trunkenheit des Gelags nur zum Wahnwitz der Leidenschaft ernüchterte Nero, der die Reize des halbenthüllten Leichnams seiner Mutter preist. Durch frivole Reden will er seine Seelenqual niederkämpfen, sein erschüttertes Götterbewußtsein will er befreien vom Alpdruck peinlicher Effekte, indem er die menschliche Natur in sich zur äußersten Maßlosigkeit aufstachelt. Ich glaube, daß einem ungeheuren Tun hier ungeheure Motive entsprechen. Neros titanischer Charakter bleibt auch hierin verständlich — und nur für das Unverständliche im Tun seiner Helden, nicht für das Außerordentliche, ist der Dichter verantwortlich.

In einem Punkte habe ich die Wirkung des Gräßlichen im „Ahasver" auf die Leser unter meiner Erwartung gefunden. Ich hatte gehofft, im Gräßlichen werde das beste Gegengewicht gegen

einen frivolen Eindruck des **Unsittlichen** in meiner Dichtung liegen. Ich hatte mir die Wirkung der Lektüre des Bacchanals und ähnlicher Partien so vorgestellt, daß die Szenen das Gemüt des Lesers mit einer unheimlich-schwülen, drückenden Atmosphäre belasten würden, in welcher kein leichtfertiges Gelüst aufkommen konnte.

Aber man sagt, ich schildere zu verführerisch, ich umkleide das Laster mit allzu gefälligem Reiz, male die Frauenschönheit in allzu glühenden Farben. Die Wahrheit ist, daß ich jeden Gegenstand lebendig und naturgetreu zu schildern mich ästhetisch verpflichtet glaubte. Ich habe als Dichter cuique suum gegeben: ich habe das Schöne so schön, das Grausige so grausig geschildert, als ich es eben vermochte. Ich habe für die Reize der Agrippina nicht mehr poetische Mittel aufgewendet, als für die Schrecken des Brandes und das Grausen der Totenbeschwörung. Den inspirierten Dichter beherrscht der Gegenstand und verlangt von ihm sein Recht.

Wenn man mir vorwirft, daß ich meiner persönlichen Entrüstung über die erzählten Greuel nicht im Gedichte Ausdruck gegeben, so möchte ich an einen witzigen Ausspruch Gottschalls erinnern, der irgendwo beiläufig sagt, jede Geschichte müsse zwar eine Moral haben, wie jeder gebildete Mensch ein Sacktuch, aber Sacktuch und Moral brauchen nicht „hinten heraus zu hängen“. —

Ob es möglich, daß ein Dichter von nur einigermaßen ernstem Streben sich soweit erniedrigen könne, verführerische Schilderungen zum Behufe einer **niedrigen Spekulation** in ein Werk einzuflechten, will ich nicht erörtern; soviel aber ist gewiß, daß eine solche Spekulation eine verfehlte wäre. Das Schlüpfrige muß gemein auftreten, wenn es ein großes Publikum anziehen soll. In einem Werke, das mit tieferen Gedankenelementen verquickt ist, verlieren die gewagtesten Situationen ihren verführerischen Reiz für den großen Haufen. Die Buchhändler bezeugen, daß Leute, die eine frivole Lektüre suchen, nicht Hebbels „Judith“, sondern leichtfertige französische Romane kaufen. Der kleine Rest von Vorteilen, der einem ernsteren Dichtwerk aus einzelnen pikanten Szenen erwachsen könnte, wiegt die unzweifelhaften Nachteile nicht auf. In vielen Kreisen, namentlich weiblichen, wird dadurch Anstoß gegeben, und übelwollenden Beurteilern die bequemste Waffe geboten, das ganze Werk verächtlich zu machen. Hätte ich dem Erfolg und äußeren Rücksichten mehr Rechnung getragen, als meinem ästhetischen Gewissen, so hätte ich daß Anstößige von vornherein vermieden oder doch bei dieser zweiten Ausgabe getilgt. Tagelang erwog ich, wie

manchem wohlmeinenden Wunsch und Rat in dieser Beziehung entsprochen werden könnte. In der Tat strich ich einige Stellen — aber ich stellte sie zuletzt doch wieder her. Zu wohl erwogen war ja von Anfang an jede Einzelheit, zu bedeutsam eingefügt in den Organismus des Ganzen, als daß ich es wirklich hätte über mich gewinnen können, mit dem Messer in lebendigen Gliedern wie in „wildem Fleische" zu wüten.

Ich bin sehr ausführlich geworden über das Tatsächliche, über den Stoff meiner Dichtung. Aber ich darf hier noch nicht abbrechen. Man soll nichts halb tun, auch nicht, wenn man einen Epilog an die Kritiker schreibt.

Frauen haben die Unart, hinter den Reden des Helden einer Dichtung immer den Dichter zu suchen, und achten in dieser Beziehung auch nicht den entschiedensten Protest. Manche Kritiker teilen leider diese kleine weibliche Unart. Wenn der Held mancherlei Bemerkungen macht, von denen einige nicht zu bestreiten sind, andere wenigstens einen sophistischen Schein der Wahrheit haben, so liegt für viele der Argwohn nahe, der Dichter habe die Gestalt benutzt, um sie wie eine Statue des Pasquino mit seinen Einfällen zu bekritzeln. Aber die Frage soll niemals sein, ob das, was die handelnde Person einer Dichtung sagt, an sich wahr oder falsch, ob es zugleich die subjektive Absicht des Dichters sei oder nicht, sondern einzig, ob diese Ansichten, diese Reden dem Charakter jener handelnden Person entsprechen oder nicht. Ich müßte die redliche Mühe, die ich mir gegeben, den Nero durch die Äußerungen, die ich ihm in den Mund legte, zu charakterisieren, als eine schmählich verlorene beklagen, wenn man diese Äußerungen als lyrische Floskeln betrachten wollte, weil sie gerade nicht absurd, vielleicht sogar groß und zum Teil poetisch klingen. Sollte man Bösewichter und Tyrannen nur dadurch charakterisieren können, daß man sie ausschließlich Unsinniges und Niederträchtiges sprechen läßt? Ich glaube vielmehr, daß jeder dichterische Bösewicht nur dann kein Popanz ist und auf das Lob der Objektivität Anspruch hat, wenn der Dichter seinem Wesen so viel scheinbare Berechtigung leiht als möglich.

Ich habe einiges künstlerische Gewissen, welches mich immer hindern würde, einen physiognomielosen Schwätzer für einen epischen Helden einzuschwärzen. Wenn ich als Epiker subjektiv bin, so ist es nicht in diesem Sinne. Aber eine andere Art von Subjektivität kann man mir vielleicht vorwerfen. Es gibt Dichter, die in den Begebenheiten mit Vorliebe das subjektive Leben hervorkehren,

denen nicht die Tat Hauptsache ist, sondern der Täter, und die sich nur durch Stoffe angezogen fühlen, die eine tiefere psychologische Behandlung zulassen. Ich glaube, ich gehöre zu diesen. In großen Massenbewegungen, im Völkerwanderungsgetümmel etwa, in welchem die echt epische Muse Hermann Linggs sich wohlgefällt, würde die meinige sich nicht heimisch fühlen. Beim flüchtigen Kommen und Gehen der Gestalten fände sie ihre Rechnung nicht: sie will in ihre Helden sich vertiefen; sie will die Herzschläge, die Lebenspulse derselben im wilden Wirrwarr und Lärm der Begebenheiten heraushören.

Aber eben der Dichter, dem das subjektive Leben so wichtig ist, wird es überall *achten*, und zwischen der fremden Subjektivität und der seiner Gestalten wird kein anderer Zusammenhang bestehen, als jener allgemeine, geheimnisvolle, der das subjektive Leben aller Individuen überhaupt verknüpft. *Dieser* Zusammenhang, diese Urverwandtschaft der Geister, ist freilich niemals wegzuleugnen, und es ist mit Recht gesagt worden, daß die Subjektivität des Dichters alle möglichen Subjektivitäten in embryonischen Keimen umfaßt, sie aus sich heraus zum Leben gestaltet. In solchem Sinne haben dichterische Gebilde, weit entfernt, im Durchgang durch das Gemüt des Dichters ihr objektives Leben einzubüßen, gerade in diesem Gemüt das Prinzip ihrer Beseelung, ihren hüpfenden Lebenspunkt. In der Tat! man glaube nicht, der Dichter könne eine *wahrhaft lebendige* Gestalt schaffen, die sich nicht als Embryo von seinem Herzblute genährt hat.

Subjektiv ist auch noch in anderem Sinne jede Dichtung, insofern sie nämlich als *Ganzes* der Eigenart des Dichtergemüts immer wenigstens ihren ersten *Impuls* verdankt. Aber es ist ein großer Unterschied, ob das Dichtergemüt sich bloß in der Wahl des Stoffes und in der Grundidee, die es hineingelegt, verrät, oder ob es die volle Flut seiner eigenen Subjektivität in denselben einbrechen läßt und durch diese allen festen Umriß und Bestand der dichterischen Gestaltung unterwäscht.

Subjektiv ist die Grundidee einer Dichtung; darum aber müssen es nicht auch die individuellen Ideen der handelnden Personen sein. Eben an meinem Nero hat man ein Beispiel, wie es sogar geschehen kann, daß die individuellen Ideen des Helden einer Dichtung der Grundidee dieser Dichtung gerade *entgegengesetzt* und nicht bloß das Spiegelbild, sondern der *Gegenpol* der persönlichen Anschauungen des Dichters sind Während Nero einen titanischen Egoismus in sich

großzieht, der die ganze Welt wie eine Perle im Freudenwein des Genusses auflösen möchte, predigt die Dichtung als Ganzes eben jene Liebe und Hingebung an die heiligen Mächte des Gemüts, die ich in „Venus im Exil“, in „Sinnen und Minnen“, im „Schwanenlied der Romantik“ gepredigt, und zuletzt noch im „Germanenzug“ als den edelsten Lebenskern des deutschen Volkes gepriesen. Nur, daß in jenen Dichtungen das Ideal lyrisch gefeiert wird, in „Ahasver in Rom“ aber objektiv die Schrecken einer entgötterten Welt geschildert werden, welche das Ideal über Bord geworfen hat.

Fest und sicher steht auf der dauernden Erde das ragende Gebirg und doch behaupten Gelehrte, es sei ursprünglich vulkanische Masse gewesen, die aus den Eingeweiden der Erde hervorgebrochen und zu fester Form erstarrt ist. Warum sollten nicht ebenso die Gebilde des Dichters feste Form gewinnen können, selbst wenn sie aus feurigflüssigen Gemütsgründen hervorgegangen? — Ich glaube also nicht, einem Gegner Waffen geliehen zu haben, wenn ich andeute, daß „Ahasver in Rom“, wie jede nicht ganz dilettantische Dichtung, den ersten Impuls vom Gemütsgrunde aus erhalten. Ich glaube dies um so mehr betonen zu dürfen, da es die Kritik kaum geahnt, sondern, in freilich sehr ehrender und freundlicher Weise, immer nur viel von Geist und Phantasie gesprochen. —

Das Wort „Gemüt“ ist allerdings vieldeutig. Viele verstehen darunter ausschließlich jene Sorte, welche die sogenannten „Gemütlichen“ besitzen und welche ihren Eignern erlaubt, mit gesunden, roten Backen umherzulaufen, mit frischen, fröhlichen Augen in die Welt zu blicken. Mögen diese Glücklichen niemals jene andere Sorte vom Gemüt kennen lernen, die aus ihren gärenden Tiefen vulkanische Gebilde der Dichtung emporwälzt und bei welcher man nicht bloß die „Gemütlichkeit“ einbüßt, sondern es auch erleben kann, von Physiognomikern kalt gescholten zu werden.

Die Reden meines Nero sollen, wie man sagt, zuweilen eine allzu „moderne Färbung“ haben. Ich für meine Person wüßte mich keiner solchen Stelle zu erinnern, in welcher die Gedanken selbst in gröblicher Weise gegen die Zeitepoche verstoßen könnten und moderne Ausdrücke (wie „Kokette“ oder „Phlegma“) gebrauche ich ungefähr mit demselben Recht, mit welchem ich die Person meiner Dichtung deutsch und nicht lateinisch sprechen lasse.

Da es in meiner Absicht lag, ein Zeit- und Sittenbild zu liefern, so habe ich wenigstens geflissentlich nirgends die Wahrheit des Gemäldes durch ein Hineintragen moderner Elemente gestört. Neben-

bei will ich nicht verschweigen, daß ich auch, wenn ich nicht so gehandelt hätte, doch nicht glauben würde, ein unbedingt verwerfliches Werk geschrieben zu haben. Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit einmal auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der kaum jemals recht erwogen worden ist. Ich glaube, daß neben der streng historischen Behandlung von Stoffen, die der Geschichte entlehnt sind, auch jene berechtigt ist, bei welcher die Begebenheit, alles zeitlichen und örtlichen Kolorits entkleidet, zum Motive einer rein-menschlichen Lebensdarstellung gemacht wird. Ältere Literaturen kennen nur diese letztere Behandlungsweise. Nicht bloß der alte, naive, altdeutsche Heldensang macht Griechen und Römer zu germanischen Recken; das typische Drama des Calderon und des Lope bildet die Helden aller Zonen zu wackeren spanischen Rittersleuten um; Shakespeares Schauspiele lassen das alt-römische Volk nicht anders sprechen, als die getreuen Untertanen der Königin Elisabeth. Von den Helden der französischen Bühne will ich gar nicht reden. Das eigentliche historische Drama mit strenger Lokalfärbung ist eine schätzbare Erfindung der Deutschen, die bei der Zerfahrenheit ihrer Richtungen, bei ihrem Mangel an einem feststehenden nationalen Formenstil in der Literatur zum Experimentieren und Erfinden besonders aufgelegt sind. Es gibt aber in Deutschland noch immer Dichter, die auf jene ältere Weise zurückgreifen. Die Versuche der Romantiker sind bekannt. Hebbels Holofernes und Golo haben den Hegel gelesen: es sind keine Assyrer oder mittelalterliche Deutsche, sondern Idealmenschen — außer aller Zeit. Ich selbst habe, wie gesagt, eine solche romantische Lizenz für mein Werk nicht in Anspruch genommen. Ich bin zufrieden, wenn man in dieser Beziehung nicht mehr von mir verlangt, als von den anderen Dichtern und nicht ganz vergißt, daß „historische Treue“ im Epos und Drama immer etwas Konventionelles an sich hat und daß ein Dichtwerk, in dem der Held nur ganz genau so denkt und spricht, wie sein historisches Original denken und sprechen konnte, schwerlich irgendwo gefunden wird.

Unmöglich ist es heutzutage, daß der Held einer Dichtung pessimistische Ansichten ausspricht oder ein Wort vom „Willen“ fallen läßt, ohne daß der Leser ausruft: „Aha, Schopenhauer!“ Aber ein Blasierter, wie Nero, wird immer auch Pessimist sein und was den Willen betrifft, so beruht ja die Tyrannis eben auf der übergreifenden, dämonischen Willensenergie in einem Individuum, sozusagen auf einer Superfötation des Willens; sie wird also notgedrungen und unabsichtlich, wenn sie in einer gewaltigen und tiefen Natur, wie

Nero, ihrer selbst bewußt wird, an die Grundsätze einer Philosophie zu gemahnen scheinen, die den Willen als oberstes Prinzip der Individualität und alles Seins überhaupt erfaßt. Nebenbei sei bemerkt, daß zurzeit, als ich diese Dichtung schrieb, mir von Schopenhauer wenig mehr als der Name bekannt war.

Gegen die „Beschreibungen“, welche „Ahasver in Rom“ enthält, ist Lessings ehrwürdiger Schatten zitiert worden. Aber diese Beschwörung hat für mein Gewissen nichts Einschüchterndes. Was sagt der Autor des „Laokoon“? Daß der Maler das Nebeneinander, der Dichter das Nacheinander am besten schildern könne und daher auch solle. Wie aber, wenn ich als Dichter das Nebeneinander in ein Nacheinander auflöse? Wollte ich die Toilette der schon angekleideten Agrippina stückweise beschreiben, so würde ich gegen Lessing sündigen. Aber wenn Agrippina sich vor den Augen des Lesers ankleidet und ich das Bild in eine Reihe sukzessiver Momente auflöse, die von Äußerungen des seelischen Lebens durchwebt sind, so mache ich mich keiner Verletzung der Grenzen zwischen Malerei und Dichtkunst schuldig, und Lessing kann in seinem Grabe ruhig schlafen. Daß jene Szene so ausführlich geschildert wird, hat seine Berechtigung darin, daß der gleich darauf folgende Untergang der Agrippina, wie ich glaube, von doppelt ergreifender Wirkung ist, nachdem sich das herrliche Weib so sorgsam und mit so hochfliegenden Erwartungen geschmückt. Die Herrlichkeit des goldenen Hauses benütze ich ebenfalls nicht als totes Inventar, sondern als Hebel psychologischer Darstellung, indem ich die Seelenstimmungen Neros an diesen Einzelheiten sich entwickeln und zum Ausdruck gelangen lasse.

Es ist viel Beschreibung im „Ahasver“, aber nicht mehr als der Stoff erforderte. Wie wäre es möglich gewesen, den Leser wirklich einzuführen in die neronische Welt und jene Charaktere zu motivieren, ohne auch das so hochbedeutsame Detail des äußeren römischen Lebens in den Kreis zu rücken? Ich denke, so lange das Detail charakteristisch ist und so lange das subjektive Leben nicht darunter verschwindet, sondern vielmehr an Deutlichkeit dadurch gewinnt, ist „Beschreibung“ nicht vom Übel.

Wenn übrigens selbst der naive Homer einen langen „Schiffskatalog“ in Verse bringt und den Schild des Achill in aller Breite beschreibt, so muß das Beschreiben dem Wesen des Epos nicht zu ferne liegen. Sollten das nicht schon die Ästhetiker anerkannt haben? Ich schlage Vischer auf und finde bezeichnende Stellen: „Man will

im Epos überall sehen," heißt es da, „wie der Mensch sich gebahrt, im Umgange sich bewegt, Gott verehrt, baut, bildet, malt, fährt und reitet, kämpft, welche Geräte er gebraucht, wie er gekleidet ist, ißt und trinkt." Und ferner: „Wer sich nicht um Körperformen, Kleider, Geräte, Arten der sinnlichen Bewegungen in allem Tun bekümmert, der ist zum epischen Dichter verloren."

Homers Beispiel beweist, daß es bei dieser epischen Freude am Äußerlichen zuweilen nicht ohne eine etwas längere „Beschreibung" abläuft. In einer Hinsicht aber haben die Tadler volles Recht: Beschreibungen sind eine *undankbare* Dichterarbeit: die Bewunderung der schönsten ist eine kalte. Ich kann nur wünschen, daß die Kritiker recht behalten, welche die Meinung aussprachen, daß der „Glanz der Schilderungen" im „Ahasver" *lange nicht so wirken würde*, wie er in der Tat wirkt, wenn er nicht vereinigt wäre — wie sie sich ausdrücken — „mit Tiefe der Gedanken, Großartigkeit des ganzen Entwurfs und einer Charakteristik, welche für die Gestalten der Dichtung, trotz ihrer teilweisen Ungeheuerlichkeit, ein großes poetisches Interesse zu erwecken imstande ist." —

Zur Verteidigung des Metrums, das ich für meine Dichtung verwendet habe, würde ich kaum etwas sagen, wenn es nicht den Vorwurf abzuwehren gälte, daß ich mir die Sache habe *leicht* machen wollen, indem ich den reimlosen fünffüßigen Jambus wählte. Ich bin der festen Überzeugung, daß es *leichter* ist, ein wirksames Gedicht in klingenden Reimen, als in einfachen reimlosen Jamben zu schreiben. Ich wählte die schlichte Versform im Interesse der Kraft und Präzision des Ausdrucks, und mit besonderer Rücksicht auf die dramatischen Stellen der Dichtung: die zahlreichen Zwiegespräche und Monologe. Daß in solchen der klingende Reim unangenehm ist, weiß der Dramatiker und meidet ihn deshalb. Wer „Ahasver in Rom" gereimt sehen möchte, den ersuche ich nur, den Monolog des Nero nach der Szene mit Agrippina zu lesen, und mir zu sagen, ob er sich diesen in Reimen denken könnte? — Der reimlose Fünffüßler hat als episches Maß in den Literaturen fast aller neueren Kulturvölker seine Geltung. Die Engländer haben ihn, die Franzosen fangen an, ihn ihrem Alexandriner vorzuziehen, und selbst der reimfertige Südländer, der Italiener, bedient sich seiner mit wachsender Vorliebe. Wenn der reimfreundliche Südländer so tut, wie ist's zu glauben, daß nur das nordische Ohr so sehr am Klingklang hänge? — Welches Metrum darf der deutsche Epiker wählen? Der Hexameter ist uns zu antik, die Stanze zu romantisch, der Nibelungen-

vers zu altväterisch. Was bleibt, als etwa die buntwechselnden Versmaße in Lenaus Art? Aber diese gewähren nicht die schöne Gleichform des Tons, die würdevolle Getragenheit des Epos.

Der Plan zu „Ahasver in Rom" ist bis ins kleinste jahrelang im Geiste gehegt, aber ziemlich rasch ausgeführt worden. Daher kommt es, daß ich bei dieser zweiten Auflage an dem wohlerwogenen Tatsächlichen des Gedichts nur hie und da zu ändern fand, in formeller Beziehung aber auf jeder Seite die Feile anzulegen hatte. Möchte das Werk fortan nur in seiner gegenwärtigen Gestalt gelesen — nur in dieser beurteilt werden!

Mit einer gewissen Beschämung überblicke ich die trocknen Auseinandersetzungen, zu welchen ich mich genötigt sah. Ich habe in der Tat nichts gesagt, wozu ich nicht in ganz bestimmter Weise veranlaßt war. Einen polemischen Ton anzuschlagen, hatte ich indessen keinen Grund, da bis jetzt von seiten der Kritik, wenn sie auch sehr selten auf den Kern der Sache einging, mir häufiger eine ermunternde Wärme, als ein herausforderndes Übelwollen entgegentrat.

Wird diese günstige Stimmung sich nicht vielleicht gerade durch den gegenwärtigen Epilog zu einem Umschlag veranlaßt finden? — „Das heiße ich doch die Kritik mit Gewalt in eine oppositionelle Stelle drängen!" rief ein Freund mir warnend zu, als er mein Vorhaben bemerkte; „welcher Kritiker kann es wagen, gelten zu lassen, was der Autor selbst über sein Buch gesagt hat, ohne den Schein der äußersten Unselbständigkeit auf sich zu laden?" — Das wäre schlimm! Aber ich will nichts fürchten! ich lasse den Epilog abdrucken und vertraue dem günstigen Sterne, der diesem Werke leuchten zu wollen scheint.

Graz, im Februar 1867.

**R. H.**

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

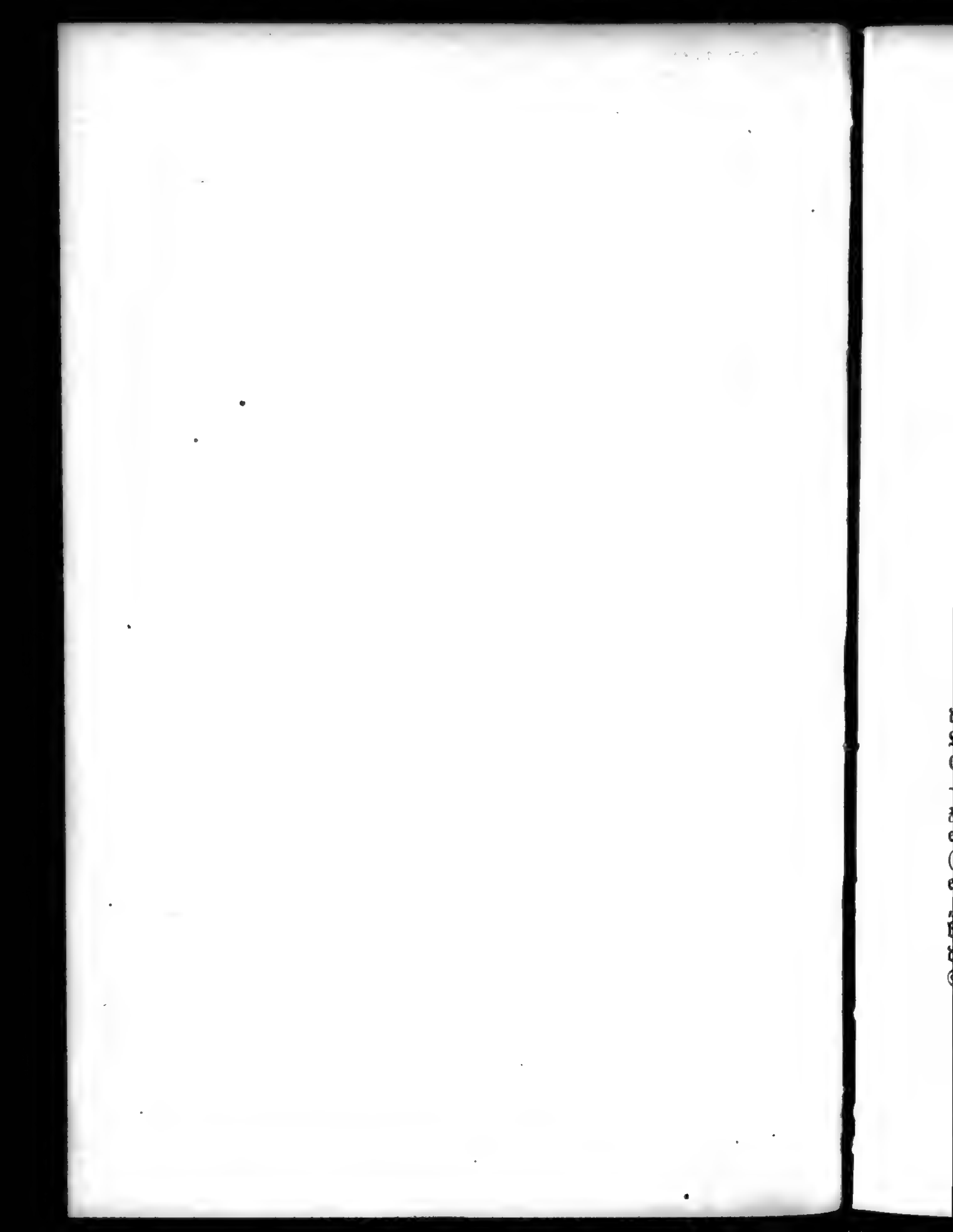
Vierter Band.

Inhalt: Sinnen und Minnen.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.



# Sinnen und Minnen.

## Ein Jugendleben in Liedern.

Der Orkan von heute ist derselbe Ätherhauch, der gestern als Zephir mit Blumen spielte; die stürmische Meeresflut hat gestern träumerisch den Strand geküßt; der Trotz, der heute den Himmel stürmt, ist eins mit dem Sehnsuchtsruf, der in schönheitseligen Klängen als Ausdruck urewigen menschlichen Sehnens aus dem Herzen sich losrang. Schön ist der Orkan und schön das stürmische Meer; aber dem Zephir haben die Blumen ihr Arom und dem träumenden Meer der Himmel seine Sterne anvertraut.

---

## Einleitung des Herausgebers.

1859 erschien im Verlage Kober in Prag, demselben Verlage, der „Venus im Exil“ publizierte, „Sinnen und Minnen. Ein Liederbuch von Robert Hamerling“. Das Büchlein enthielt Gedichte, die aus verschiedenen Lebensjahren ihres Verfassers (von — man darf sagen — Mitte der vierziger Jahre bis Ende der fünfziger Jahre) stammten. Sie waren zum Teil bisher unpubliziert, einen Teil aus ihnen hat der „Sangesgruß vom Strande der Adria“ (1857) und der lyrische Anhang von „Venus im Exil“ gebracht, einige waren in einzelnen Journalen veröffentlicht worden (in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, im „Österreichischen Morgenblatt“, in den „Blättern für deutsche Dichtung u. i. a.). Das Wesen der in diesem „Liederbuch“ vereinigten Poesien charakterisiert treffend Stück XLVII des Schwanenlieds der Romantik:

Zarte Lieder sang ich, einsam und freudeleer,
Erst in Heimatwäldern und dann am blauen Meer:
Das Haupt, das jugendliche, gebeugt in siecher Qual,
Doch still im Busen wahrend der Seele goldnes Ideal!

Das schöne Sehnen sang ich, das ewig, ewig flieht
In die blaue Ferne, das stromab zieht
Mit jedem gleitenden Schifflein, das mit den Adlern fliegt
Und mit den Lüften wandert und sich auf goldnen Wolken wiegt!

Die stille Minne sang ich, die durchs Herz der Welt
Geht mit süßer Trauer: sie, welche schwellt
Entgegen dem goldnen Mondlicht die Schwanenbrust der See
Und um einsame Blumen schwebt wie stummes Liebesweh!

Den ewigen Zauber sang ich, wie er aus tiefem Wald
Und Stromestiefen tödlich in süßer Fraungestalt
Dem Träumer tritt entgegen, die dann schön und bleich
Den Entzückten ziehet hinunter in ihr stilles Reich!

Das heilige Geheimnis, das um Mitternacht
Aufschließt der Blume Busen, sang ich: wenn Sternenpracht
Erglänzt, wenn Ströme leuchten, mondhell die Gipfel stehn
Und in die wache Seele wunderbare Schauer wehn!

Das Eldorado sang ich, das die Seele träumt
Von Wipfeln hold umgrünet, von Wassern süß umschäumt;
Das aus alten Tagen herüberglänzt so mild
Und in die Ätherferne der Zukunft haucht sein Spiegelbild.

Die sel'ge Andacht sang ich, die vor Blumen kniet
Und vor kristallnen Wassern, die das Märchenlied
Funkelnder Gesteine belauscht und ungestört
Heil'ge Liebeschöre in Wind und Welle rauschen hört.

Die dunkle Tiefe sang ich, die ewig sinnt und minnt,
Bis sie in deinem Schimmer, Unendlichkeit, zerrinnt:
Der ew'gen Lebenswonne, der ew'gen Todeslust
Des Alls gab ich ein Echo tief aus meiner Dichterbrust . . .

Feodor Wehl kommentiert diese Strophen also: „In seinen ersten Gedichten erscheint Hamerlings Poesie wie eine träumerische, seltsame Mignon. Die Verse treten mit großen, wunderbaren Blicken, ziemlich schüchtern und befremdlich auf. Sie haben etwas von dem Geiste Hölderlins, einen gewissen klassischen Ausdruck und dabei zugleich die unruhige, zerfahrene Manier der Romantiker. Die Form ist schön und edel, aber die Bewegungen sind unklar, dunkel und verworren. Es läßt sich schwer erkennen, was diese Jugendgedichte Hamerlings wollen. Sie sind überall im Inhalt nicht durchsichtig.

Die Gedanken und Empfindungen schreiten wie in Nebel und Wolken dahin. Man erblickt lichte Mienen, weiße Seraphsfittiche und schlanke anmutige Gliedmaßen, aber nirgends eine volle ganze Gestalt, eine in allen Teilen fertige und ebenmäßige Erscheinung . . . Es liegt auf allen diesen Gedichten etwas von der geheimnisvollen mystischen Natur Achim von Arnims. Wir finden darin dieselbe Inbrunst und Glut der Leidenschaft und Ahnung, dieselbe Geheimschrift der Symbolik, wie wir sie in Liedern wie „Hohe Lilie, hohe Lilie!' ‚Kalte Hände, warmes Herz' und ‚Die freie Nacht ist aufgegangen' finden, nur daß Hamerling nicht so verworren, nicht so im Finstern tappend, so schwerfällig und traumbefangen wie Arnim ist. Seine Stille und sein Schatten haben mehr Leben und mehr Licht. Er ist weniger orakelhaft und bizarr, aber dafür auch verständlicher, faßbarer, freier . . . "

Als „Ahasver in Rom" erschienen war und sofort gewaltigen Erfolg hatte, schrieb Hamerling sub 9. Juli 1866 an seinen Verleger Richter in Hamburg (in dessen Besitz der gesamte poetische Verlag Kobers übergegangen war): „Mit ‚Sinnen und Minnen' hätte ich einen Plan. Ich habe eine Sammlung lyrischer Gedichte druckfertig, möchte aber, statt sie gesondert zu veröffentlichen, das Beste davon mit dem Besten in ‚Sinnen und Minnen' vereinigen und diese höchst gewählte Sammlung meines Besten als 2. Auflage von ‚Sinnen und Minnen' erscheinen lassen. Was meinen Sie?" — Ein Jahr später, 8. Mai 1867, urgiert der Dichter neuerlich: „Wie mir die Buchhändler versichern, werden jetzt auch meine älteren Sachen viel stärker begehrt. Da meine ich denn, es wäre die beste Zeit für die längst beabsichtigte 2. Auflage von „Sinnen und Minnen", mit Ausmerzung der schwächeren Hälfte und Einschiebung des Neueren und Besten, so daß fast ein neues Werk daraus würde. Die alte Sammlung ist meiner kaum noch wert."

Jetzt erst entschloß sich der Verleger; im November 1867 lag die Sammlung gedruckt als Miniaturbändchen vor: „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern von Robert Hamerling. Zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage (Hamburg und Leipzig. Jean Paul Friedrich Eugen Richter 1868"). Die Sammlung erlebte zu Lebzeiten des Dichters eine Reihe starker Auflagen: die 7. (1887 erschienen) war die Auflage letzter Hand. Diese Ausgabe, nach welcher der vorliegende Druck erfolgt, unterscheidet sich von der zweiten nur ganz unbedeutend. Von größtem Unterschiede freilich ist die erste Auflage, und zwar schon darum, weil eine große Zahl von Ge=

dichten derselben ausgemustert wurde. Freilich die Marksteine der ersten Sammlung blieben. Das Hinzugetretene ist zahlreich, ändert aber den Romantikercharakter der Sammlung nur unbedeutend. „Die Sammlung soll“, äußerte Hamerling an Karl von Thaler, „nach wie vor den speziell jugendlichen ... Hamerling vorstellen und nur solches Neue ist aufgenommen, was den Grundton des Ganzen nicht stört ...“ Auch für die 2. Auflage von „Sinnen und Minnen“ könnte somit Stück XLVII des „Schwanenliedes“ als Vorspruch gelten.

---

# Inhalt.

(Der leichteren Übersicht wegen sind bei dieser Inhaltsangabe die Gedichte nicht in der Ordnung des Buches selbst, sondern nach den Gattungen geordnet.)

## Lieder.

## Sonette.



## Hymnen.

## In der Waldschlucht.

Die Blumen schwelgen im Morgentau,
Die Vögel in Lüften schweben,
Die Föhren und Tannen ins heitre Blau
Lustschauernd die Häupter heben.
Ich liege seufzend in waldiger Schlucht,
Wo an Felsen, die düster ragen
In finsterer Öde, mit grollender Wucht
Die stürzenden Wasser schlagen.

Mein Herz und du, stürmender Flutenschwall,
Sind wir nur vom Geiste verstoßen,
Der sich ins bräutlich sehnende All
Mit Lieb' und Wonne ergossen?
Im rosigen Licht, auf prangenden Aun
Blüht schönes, seliges Leben:
Wir wallen noch im nächtlichen Graun,
Wir müssen noch ringen und streben.

---

## Unter wehenden Wipfeln.

Wie lieblich, gelagert ins Grüne,
Nach fernen Bergen zu schaun,
Von Bergen zur Wolkenbühne,
Von Wolken hinüber zu himmlischen Aun!

Was rauschen die Tannen im Winde?
Mir wird so eigen, so bang!
Rings weht ja Frieden gelinde,
Wie kommt in die Seele der schmerzliche Drang?

Ach, neben das lieblichste Prangen,
Neben die süßeste Lust,
Was schleicht ein Ruheverlangen
Sich ewig geheim in die Tiefen der Brust?

Im letzten Glanze der Sonnen,
 Hoch über dem schweigenden Wald,
Da blaut der unendliche Bronnen
 Des Äthers und lockt mich mit süßer Gewalt!

Was wollt ihr, Bilder des Traumes,
 Dem Herzen, der Ruhe beraubt?
Was rauscht in der Krone des Baumes
 Gleich Schwingen der Engel mir über dem Haupt?

O Wolke, purpurnen Scheines,
 Walle von himmlischer Au
Herab in die Grüne des Haines
 Und trage mich aufwärts ins ewige Blau!

---

## Ganymed.

Auf schweigendem Bergesgipfel
 Der Knabe des Tales ruht
Und blickt in die ziehenden Wolken,
 In die sterbende Sonnenglut:
„O, schwebt ich wie Götter im Bronnen
 Des Äthers, im Sternenraum!" —
Er entschlummert — olympische Wonnen
 Umfangen ihn hold im Traum.

Es steigt sein Busen voll Sehnen
 Nach der Uranionen Glück,
Und es öffnet sich, trüb vor Tränen,
 Noch halb im Traume sein Blick:
„Was hör' ich so lockend klingen?
 Was rauscht mir so wunderbar
Ums Haupt mit goldenen Schwingen?
 Was willst du, kreisender Aar?"

Und er fühlt sich auf Fitt'chen gehoben:
 „Ach, träum' ich noch immer? O Glück!"
Es trägt ihn, es reißt ihn nach oben,
 Tief weichen die Berge zurück.

„O süßes Sehnen und Hoffen!
  Fahr' wohl, du nächtliches Tal:
In ewigem Blau steht offen
  Der strahlende Göttersaal!"

---

## Lotosblume und Schwan.

O Lotosblume, Schwan der Blumenwelt!
  Auf öden Wassern wiegst du dich, die reine,
  Und suchst in wachem Traum das ewig Eine,
Von Himmelsdrang das Blumenherz geschwellt.

O Schwan, lebend'ge Lilie der Flut!
  In wirrem Drange läßt du ziehn die andern,
  Zu ruhn, zu sinnen liebst du, nicht zu wandern,
Weltabgeschieden nährst du heil'ge Glut.

Wer Höchstes sucht, geht immer eigne Bahn;
  Das Beste haben Menschen nie gemeinsam.
  Wer glücklich werden will, erst sei er einsam:
Die Lotosblume lehrt es und der Schwan.

---

## Meine Braut.

I.

Im Wald, am Strom, auf goldnen Aun,
  In Träumen, süß und traut,
Ward Kunde mir in Wonnegraun
  Von einer holden Braut.
Es bringen Grüße mir von ihr
  Die Rosen und die Sterne,
Ihr süßes Bild, es folget mir
  In alle Näh' und Ferne.

Wo blüht ihr süßes Angesicht,
  Ihr Wangenrosenpaar?
Wo schimmert ihrer Augen Licht?
  Wo weht ihr goldnes Haar?
Ich suche sehnsuchtsvoll nach ihr
  Mit nimmermüdem Streben,
Doch ach, es konnte keiner mir
  Noch Kunde von ihr geben!

## II.

Die fern mir winkt aus Sternenglut,
Aus Rosen hold mich grüßt,
Mir flüstert aus des Stromes Flut
Und mich in Träumen küßt,
Wann ist sie endlich, endlich da?
Ans Herz drückt ich sie gern!
Oft scheint sie mir so nah, so nah,
Bald wieder, ach, so fern!

In Wüsten hallt mein Ruf zurück
Vom Fels in Sehnsuchtsweh:
Gib, weite Erde, mir mein Glück,
Gebier' sie, tiefe See!
Sie suchend irrt' ich hin und her
Bis an des Meeres Saum;
Umsonst! Die Welt ist öd und leer —
Es war ein schöner Traum!

---

## Trost.

Ich will mit Liebestönen
Mein sehnend Herz erheitern,
Ich will im ewig Schönen
Mein enges Sein erweitern.

Zum Trotz den Todesgluten
Der Liebe will ich leben,
Will auf des Lebens Fluten
Wie Schwäne selig schweben.

Kann ich auch nie vergessen
Die süßen Sternenaugen,
Was sollen mir Zypressen
Statt Ros' und Lorbeer taugen?

Ich will im ewig Schönen
Mein enges Sein erweitern,
Ich will mit Liebestönen
Mein sehnend Herz erheitern.

---

## Waldasyl.

Ach, aus dem Gewühle
  In den tiefen Wald
Treibt mich der Gefühle
  Drängende Gewalt;
Schmerzlich mir ergreifen
  Will sie Herz und Sinn,
Zwingt zu fliehn, zu schweifen
  Weiter, ach, und weiter hin!

Endlich ferner brause
  Mir der Lärm der Welt!
O wie traut umsauset
  Mich das grüne Zelt!
Wo der Wald am tiefsten,
  Steht ein Wunderbaum,
Und in seinen Wipfeln
  Weht der Liebe schönster Traum.

---

## Die Lerchen.

Es ziehen die Wolken,
  Es wandern die Sterne,
Es schweben die Lerchen
  In goldiger Ferne;
An himmlischer Pforte,
  Beseligten Drangs,
Erlauschen sie Worte
  Seraphischen Klangs.

Die Lerche fliegt nieder
  Aus himmlischen Höhen,
Und was sie gehöret
  Und was sie gesehen,
Das will sie verkünden
  Den Blumen im Tal,
Den Wassern, den Winden,
  Mit lieblichem Schall.

Die Blumen, die Winde,
Die Wellen, sie flüstern,
Erzählen's geschwinde
Viel trauten Geschwistern:
Der Mensch geht vorüber
Und lauschet und glüht
Und faßt es in Worte,
Das himmlische Lied.

---

## Rastlose Sehnsucht.

Ach, zwischen Tal und Hügeln
Und zwischen Land und Meer
Irrt stets mein Herz auf Flügeln
Der Sehnsucht hin und her.

Ruh' ich an düstern Bäumen
Hoch auf den wald'gen Höhn,
Sehnt sich nach Stromesschäumen
Mein Herz und blauen Seen.

Doch bald zur Stadt mich locken
Vom Strand der blauen Flut
Träume von blonden Locken
Und Wangenrosenglut.

Und ist der Traum geschieden,
Ruft mich der Wald zurück.
O sagt, wo wohnt der Frieden?
O sagt, wo blüht das Glück?

---

## Rosenlied.

Duft'ge Flamme, süße Rose,
Schöne Botin sel'ger Triebe,
Die so prangend aus dem Schoße
Neugeborner Erde steigt:
O wie spräche zarte Liebe,
Wenn sie sehnend mit Gekose
Nicht in deinen Purpur schriebe,
Was die Lippe scheu verschweigt!

Ach, wer sendet aus der Tiefe
  Euch der Welt, ihr Liebesboten,
Gleich als ob er sehnend riefe,
  Und ihr Ohr vernähm' es nicht?
Ja, als ew'ger Güte Zeichen,
  Ew'ger Liebe duft'ge Briefe
Tretet ihr aus dunklen Reichen
  Jahr um Jahr ans goldne Licht!

Grüne Auen, grüne Auen,
  Sie verstehn die süßen Rosen,
Wachen auf aus Wintergrauen,
  Wenn sie Rosenkunde trifft;
Nur dem Menschen unbegriffen
  Steht, soweit die Himmel blauen
Und soweit die Wolken schiffen,
  Jene süße Rosenschrift.

---

## An die Vögel.

Zwitschert nicht vor meinem Fenster,
  Liebe Vögelein!
Sucht euch eine andre Stelle,
  Liebe Vögelein!

Setzt euch nicht auf Kerkergitter,
  Liebe Vögelein,
In der Seele des Gefangnen
  Weckend Sehnsuchtspein.

Setzt euch nicht auf Grabeshügel,
  Liebe Vögelein,
Höhnend mit der Lenzeskunde
  Frierendes Gebein.

Singet nicht dem Ungeliebten,
  Der so ganz allein:
Zwitschert nicht vor meinem Fenster,
  Liebe Vögelein!

---

## Meeresliebe.

Die Erde liegt in Träumen,
Das Meer doch ruhet nicht;
Die dunklen Wasser schäumen
Zum Strand im Mondeslicht.
Am Strand blüht ja die Rose,
Die schöne Sonnenbraut;
Ihr gilt der Flut Gekose,
Der Woge Seufzerlaut.

Die Woge seufzt: ich wollte,
Ich wär' ein Tropfen Tau,
In ihren Kelch ich rollte
Glänzend und ätherblau.
Umsonst umspiel' ich düster
Ihr Purpurangesicht:
Mein sehnendes Geflüster
Versteht die Rose nicht!

Doch klagend lockt hernieder
Den Himmel meine Flut,
Durch die kristallnen Glieder
Strömt golden mir die Glut:
Blüht unerreichbar ferne
Mir einer Rose Mund,
Des Himmels schönste Sterne,
Sie ruhn in meinem Grund.

---

## Seefahrers Heimweh.

Von des Schiffes hohem Rande
Folgt mein Aug' den Wellenringen,
Folgt den Schwalben, die zum Strande,
Die zur Heimat wieder ziehn.
Wellen, Winde, Wolken bringen
Grüße mir vom teuren Lande,
Die mir in die Seele klingen
Wie verlorne Melodien.

Und so schwinden Tag' um Tage,
Mond' um Monde steigen nieder,
Und es geht in leiser Klage
Stunde mir um Stunde hin.
In die Welle blick' ich nieder,
Holder Name tönt als Frage,
Tönt als Antwort ewig wieder
Und umdüstert mir den Sinn.

Winden geb' ich, die da ringen,
Botschaft an die ferne Rose,
Lasse trauten Gruß erklingen,
Und ein Lied ist mir Gewinn:
Doch der Sturm, des Machtgetose
Mich umbraust, auf Riesenschwingen
Reißt er's in die schrankenlose,
Kalte, tote Ferne hin.

---

## Die beiden Wolken.

Eine Wolke seh' ich wandern,
  Eine Wolke seh' ich ziehn,
Hoch und ferne von den andern,
  Hoch und heiter schwebt sie hin.
Abendsonnenglanz umzittert
  Ihre Ränder rein und hold,
Bis, vom Himmelshauch umwittert,
  Sie zerrinnt in Äthergold.

Eine andre seh' ich schweben
  Tief und schwer am Bergeshang:
Ach, es lockt des Tales Leben
  Sie mit allzu holdem Zwang!
Ärmste, nicht an Sonnenküssen,
  Ahn' ich, wirst du zart verwehn:
Wohl in bittern Tränengüssen
  Wirst du strömend niedergehn!

---

## Liebesgruß.

Ich bin dir, ach, so ferne
Und möchte bei dir sein
Und sagte dir so gerne
Ein Wörtchen ganz allein.

Es grüßen Rosen ferne
Mit Duft sich liebebang,
Mit goldnem Strahl die Sterne
Und Herzen mit Gesang.

So wall', o Lied, als Bote
Zu ihrem Herzen hin,
Doch scheu vor ihrem Spotte,
Ertöne nicht zu kühn!

Nur schüchtern nah' dem Kreise,
Dem Himmel ihres Lichts:
Begrüße nur sie leise,
Vom Herzen sage nichts.

---

## Hebe mich auf weichen Schwingen.

Hebe mich auf weichen Schwingen,
Hauch der Liebe, der so mild
Mit des Weihers Wellenringen
Küßt das goldne Lenzgefild;
Der den Schwan im Purpurkahne
Zum beblümten Strande führt,
Wo sein Lied der Tulipane
Zarte Blumenseele rührt.

Süße Sehnsucht, holdes Regen,
Leite mir den trüben Sinn
Immerdar auf Wolkenstegen
In die schöne Ferne hin;
Bis in Schönheit süß gebadet
Und in Liebe rein gestimmt,
Sich das Herz im Lied entladet,
Das die Nacht allein vernimmt.

Daß zum Glücke nichts mir fehle,
Eins begehr' ich vom Geschick:
Einer still bewegten Seele
Nie verzitternde Musik!
Laß in mir sie nie verklingen,
Stets aus klanglos dumpfer Ruh'
Hebe mich auf weichen Schwingen,
Wonnehauch der Liebe du!

---

## O wer's vermöcht' . . .

O wer's vermöcht', Erinnrung abzutun
Und fortzugehn mit trocknem Augensterne,
Sich loszureißen von den liebsten Stätten,
Gedankenlos zu wandern in die Ferne:

Zu sagen rasch und kurz und ohne Beben
„Ade" zu seinem süß gewohnten Glücke
Und „Lebewohl" zum Aufenthalt, dem trauten,
Und „Fahre hin" zum schönsten Augenblicke!

Wer das vermöcht', er wär' beglückt; doch ach,
Dem Herzen angeboren ist die Treue:
Wenn uns Gewohntes hold und lieb geworden,
So ängstigt uns, so schmerzt uns fast das Neue.

Wir Törichten! Ob tausend Tauestropfen
Vor unsern Augen spurlos auch zergingen,
Ist drum ihr Born, der Ätherschoß, versieget?
Und brach das Blumenauge, dran sie hingen?

Uns alle drückt der Fluch der Danaiden,
Des Glückes Flut zu schöpfen mit dem Siebe:
Doch lebt dem Herzen, was dem Aug' entschwindet,
Wenn Liebes uns verläßt, es bleibt die Liebe.

---

## Viel Träume.

Viel Vögel sind geflogen,
Viel Blumen sind verblüht,
Viel Wolken sind gezogen,
Viel Sterne sind verglüht;
Vom Fels aus Waldesbronnen
Sind Wasser viel geschäumt:
Viel Träume sind zerronnen,
Die du, mein Herz, geträumt.

---

## Einsam um Mitternacht.

Das Reich der Nacht ist aufgetan,
Des Mondes Zauber wirkt,
Und unabweisbar grinst mich an,
Was heller Tag verbirgt.

Die Nacht ist nur der Liebe hold,
Nicht dem, der einsam wacht:
So denk', o Herz, an Lockengold,
An Wangenrosenpracht!

Wohl manches Lieb' wähn' ich zu sehn,
Manch süßes Mädchenbild;
Ach, daß so kalt vorbei sie gehn,
Verschleiert und verhüllt!

Es kam mir nie so klar zu Sinn,
Wie jetzt bei Sternenschein,
Daß ich so ganz unglücklich bin,
So ganz, so ganz allein!

---

## Das Schöne.

Der Schönheit Götterleib ist wie zerstücket,
Zerstreut die Blumen ihres Zauberkranzes,
Den noch kein sterblich Auge sah als Ganzes,
Der voll nur der Chariten Häupter schmücket!

Welk flattert morgen, was uns heut entzücket,
Dahin im Wirbelwinde, flücht'gen Tanzes;
Heut strahlt ein Höchstes uns voll lichten Glanzes,
Und morgen war's ein Schein, der uns berücket.

Fortunens Kugel gleich, entrollt im raschen
Umschwung vor uns der goldne Schein des Schönen;
Wir folgen ihm und können ihn nicht haschen.

Und nur die Muse reicht geliebten Söhnen,
Die in kastal'schem Tau das Auge waschen,
Holdsel'gen Trost in Farben und in Tönen!

---

## Sterben für ein Schönes.

Wohl ist mein Herz aus leicht entzündbarn Stoffen,
Doch selten tut mir Frauenreiz Genüge;
Kalt weht mich an als eine schöne Lüge,
Was erst wie Himmelszauber mich getroffen.

Und doch ist Liebe noch mein höchstes Hoffen,
Auf ihrer Spur gehn meiner Sehnsucht Flüge.
O fänd' ich liebenswerte, teure Züge
Und säh' der Schönheit ganzen Himmel offen!

Bleib' ferne mir das holde Bild, verhöhn' es
Mit stolzem Sinn mein trautes Liebewerben,
Und keinen meiner heißen Wünsche krön' es:

Gern füg' ich diesem Lose mich, dem herben;
Ich will ja nichts, als schaun ein wahrhaft Schönes,
Und wär' es auch nur, um dafür zu sterben!

---

## Im Dienste des Schönen.

Wer immer sich dem Dienste weiht des Schönen,
Bereite sich, des Leides Kelch zu trinken:
Den Wunsch, nicht ruhmlos einst hinabzusinken,
Wird quälend ihm des Schicksals Neid verpönen.

Entfacht dein Aug' die Flamme der Kamönen,
Wird oft auch drin der Glanz der Träne blinken;
Wenn Lorbeerkränze deinem Haupte winken,
So sei gefaßt, daß Dornen auch es krönen!

Wie selig oft auch deine Pulse beben,
Nicht immer wirst du dich auf Blumen wiegen,
Nicht immer hoch auf goldner Wolke schweben.

Der Muse Liebling kann den Tod besiegen,
Doch beugt dafür den Nacken ihm das Leben
Und zwingt ihn, schnödem Joche sich zu schmiegen!

---

## Abschied.

Nun — so reißen ganz die Bande,
Unsres Abschieds Stunde schlägt,
Und die Woge rauscht zum Strande,
Die dich in die Ferne trägt.

Leicht bisher trug ich dein Hassen,
Schwebte doch dein Reiz mir vor;
Nun soll auch mein Auge lassen,
Was mein Herz schon längst verlor?

Sei es — stille Wälder wissen
Und der Himmel, reichbesternt,
Daß mein Herz das Liebste missen,
Daß entsagen es gelernt.

Und so ziehe denn von hinnen,
Zieh' in Glück und Freude hin,
Ewig ferne meinen Sinnen,
Ewig nahe meinem Sinn!

---

## Rübezahl.

Es rauschen die Tannen und Föhren
Und Geisterflüsterton
Umschwebt in schaurigen Chören
Den felsigen Bergesthron.

Darunter dehnt kristallen
  Durch des Berges nächtlichen Schacht
Sich weit in schimmernden Hallen
  Des Abgrunds einsame Pracht.

Da lodern die hellentbrannten
  Kleinode von Anbeginn:
Smaragde, Diamanten,
  Karfunkel und Rubin.

In der Tiefe fördern die Zwerge
  Der Metalle kochenden Strom:
Der Geisterfürst der Berge
  Sitzt traurig im Felsendom.

Was sind ihm die goldnen Horte,
  Der Tiefe wogender Qualm?
Ihm rauscht durch die Felsenpforte
  Vom Walde der Tannen Psalm.

Die feiern des Vollmonds Vigilie
  Und rauschen ein träumerisch Lied
Von einer schönen Lilie,
  Die drunten im Tale blüht.

## Ach, wüßtest du . . .

Ach, wüßtest du, wie schön du bist,
  Dann könntst du nicht so grausam sein!
Dann ahntest du, wie groß die Pein,
  Wie groß nach dir mein Sehnen ist.

Dann hättest du mich längst geküßt
  Aus Mitleid, soll's nicht Liebe sein.
Ach, ahntest du, wie groß die Pein,
  Ach, wüßtest du, wie schön du bist!

## Fern über dem See.

Fern über dem See am Strande
  Dort steht das liebliche Kind.
Ach, stößt kein Nachen vom Lande?
  Hat keine Flügel der Wind?

Die Fluten stürmen und wogen,
Mein liebendes Herz noch mehr.
Was kommen sie flüsternd gezogen?
Was wallen sie hin und her?

War's nicht ein Seufzer der Süßen,
Was jetzt mein Ohr erlauscht?
Sind's Wellen, ist's trautes Grüßen,
Was leise herüberrauscht?

---

## Romanze aus Neapel.

Die schöne Königin der Nacht
Entrollte den Sternenfächer;
Es liegt das Meer in ruhiger Pracht,
Und taghell glänzen die Dächer.

O Napoli, du selige Stadt,
Wie blinken deine Zinnen!
Wie winkst du mit schimmernder Berge Grat
Den wonnig entzückten Sinnen!

Gebreitet in den unendlichen Raum
Erscheint den trunknen Gedanken
Der Sternenhimmel ein Weihnachtsbaum
Voll glitzernder Sprossen und Ranken.

Es hängen die Sterne wie Nüsse dran,
Vom blanken Silber umflittert;
Tief unten erstaunt der Meeresplan,
Von Strahlenwonne durchwittert.

Und siehst du das duftige Felseiland,
Dort wo zur Serenade
Die Wellen rauschen im goldnen Sand
An Capris Felsengestade?

Und siehst du verklärt von Zauberschein
Die lauschige Grotte blinken?
Dort, Liebchen, wollt' ich, wir zögen ein —
Schon seh' ich die Meerfei winken.

Da wogt mit lieblichem Schmeichellaut
  Das Meer durch die Felsenhalle
Und flutet und ebbt und schimmert und blaut
  Um die Pforte mit luftigem Schwalle.

Es umloht die Glut, die befeuchtende,
  Den Kahn im blauen Reviere,
Das Ruder umstäuben leuchtende
  Demanten und Saphire.

Mit dir in jenes Zauberreich,
  Vom blauen Schimmer umflossen,
Träum' ich mich hin, im Kahne weich
  Von deinen Armen umschlossen.

Da wiegt die Liebe, du liebes Kind,
  Uns zwischen Himmel und Erde.
Wir fragen, ob wir schon oben sind,
  Entrückt der ird'schen Beschwerde?

Denn wo beginnt die Meeresflut,
  Wo endet der Ätherbronnen?
Ist alles doch in eine Glut
  Hold ineinander geronnen.

Dann kräuselt sich plötzlich der blaue Golf,
  Wo so ruhig die Wellen schliefen;
Und es regt sich der grimme Wasserwolf
  In seinen graulichen Tiefen —

Horch, wie der Wind in die Segel pfeift,
  Horch, wie er mit keckem Finger
Tief in die Wogenharfe greift,
  Ein toller Minnesinger!

Und es tanzen die Wogen ihr wildes Spiel
  Und es wälzt ihre heulende Rotte
Sich gegen der Liebe schönes Asyl
  Die blauende Wundergrotte.

Wir drinnen aber, wir merken's nicht:
  In den Armen des Wonnetraumes
Ruhn wir, geblendet von Glück und Licht,
  Auf den bräutlichen Rosen des Schaumes;

Und wie der Blumenglocke Raum
Oft birgt in duftigem Grunde
Zwei Falter und ihren Liebestraum
In maienseliger Stunde —

Reißt auch die Blume der Sturm dahin,
Die Falter merken und wissen
Es nicht — so sterben mit Göttersinn,
An des Abgrunds Arme gerissen,

Wir Liebende, noch von Rosen umsprüht
Und von blauen Funken umstoben,
Und sinken hinunter, selig erglüht,
Vereint in des Sturmes Toben.

So, Liebste, so möcht' ich den schönsten Tod,
Den Tod der Liebe, sterben.
Sind Tod und Liebe doch Morgenrot
Dem ird'schen Lose, dem herben.

Es krönt das sterbliche Menschengeschick
Im düsteren Weltgetriebe
Mit einem himmlischen Augenblick
Der Tod nur und die Liebe.

---

## Rauscht nirgend mir ein grüner Wald?

Rauscht nirgend mir ein grüner Wald,
Darin ich rasten mag?
Das wär' mein trauter Aufenthalt
Den langen Sommertag.
Ach, nur in holder Grüne Bann
Noch einmal oder nie
Find' ich, die mich so hold umspann,
Der Kindheit, die so bald entrann,
Verklungne Melodie!

Hoch geht um mich des Lebens Flut;
Was lockt ihr Zauberschein?
Wer nicht an treuem Herzen ruht,
Ist auch im Schwarm allein.
Vor meinen Augen blaut die See;

Doch spült aus meinem Sinn
Sie weg das Unvergeßliche?
Sie lenkt ins Unermeßliche
Mein Sehnen fernehin.

O, wiegte wieder, wie einmal,
Nur eine goldne Stund'
Am Waldsee mich, im Schattental
Ein kühler Bergesgrund!
Wenn Sehnsucht in die Weite fliegt,
Im Grünen ruht sie bald:
Da sinkt die Schwing' ihr, traumbesiegt,
Mit grüner Schranke hold umschmiegt
Das Herz der Tannenwald.

---

## Hymnen im Süden.

### I.

Träume, mein Herz, den Traum der Schönheit!
Den fast verschollnen im wüsten Tagwerk,
Hier träum' ihn,
Selig einsam,
Unter Zypressen und Lorbeern,
Wo am sonnigen Strand
Die Rebe grünt, vom Perlenschaum
Des Südmeers golden betaut.

Im Norden hört' ich
Verklingen das Lied
Im Tagslärm.
Andere Melodien will dort die Zeit,
Als die der Schönheit.
Den Heroldsruf
Der Tagesfehde begehrt sie,
Nicht reiner Schönheit Sabbatglockenklang!
Hier aber klingen
Die Lüfte von Rhythmen,
Hier tönt noch,
Welt-unbekümmert,

Anmutiger Herzempfindung
Klangfrohe Musik!
Stimm' ein, o Lied, und wälze
Schönheittrunken
Aus Seelentiefen
Die süße Tonwoge des Rhythmenstroms!

Blüht Herrlicheres auf irdischen Aun,
Erhabneres in himmlischen Höhn
Als Schönheit?
Sei's, daß auf blumiger Lenzflur,
Auf blauenden Seen im Glanzduft,
Oder am schroffen Gebirg
Ihr goldener Fittich schwebt —
Sei's, daß das Rätsel des Daseins
In reiner, lebendiger Menschenblüte
Sie bildend löst,
Durch den Reiz des Maßes
Den Schmerz der Schranke versöhnt
Und mit Ahnungswonne
Künftiger Lebensvollendung
Der Dichtersehnsucht
Urewige Qualfrage beschwichtigt —
Sei's, daß die Ströme der Brust
In süßen Gesangs
Zauberschale sie auffängt
Und, wild Erquollnes
Zart umgrenzend
In holder Schranke des Rhythmus,
Formprächtige Tonkristalle
Wie Perlen ausstreut.

Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit goldichtem Netz,
Ihr Sklave bin ich!
Zukunftspropheten,
Welt-Heilsapostel,
Scheltet mich nicht!
Zeihet mich nicht der Tatlosigkeit!
Der Schönheit Evangelium sei eins
Mit dem der Zukunft!

II.

Glückselig, wem zu Füßen
Des Häßlichen Wolke sich wälzt,
Indes er mit leuchtender Stirn
Aufragt in der Schönheit
Heiteren Äther.

Sterbliche leben,
Unselige, die verdammt sind
Zur Hölle der Unschönheit:
Durch den Schlamm
Wie Würmer im Pfuhl
Geschleppte Seelen, an die der Gemeinheit
Fratze sich ankrallt, daß sie vergebens
Abschütteln den Unhold.
Andere sind, die rein
Hinwandeln, doch ihr Gemüt
Schaut Unholdes,
Und wo sie staunen,
Springt grinsend hervor
Das Häßliche wie ein Kobold.
Gespenster hetzen
In sternlosen Nächten sie müd',
Und wenn sie den Griffel fassen,
Leben hinzustellen,
So ist's des Lebens kleinlich Unschönes
Oder verzerrt Lachwürdiges
Oder sein trostloser, lichtscheuer Abgrund,
Was sie gestalten.

Noch andere aber sind
Die Seligen, Sonnensöhne,
Die die Nacht nicht kennen und, wenn ins Dunkel sie
Hinunterstiegen,
Mitbrächten das Licht.
Ihnen jauchzt aus allem Lebendigen
Entgegen der Sonnenfunke des Urlichts,
Farbig gebrochen in Urschöne.

Wie Sonnenblumen
Sind ihre Augensterne:
Das Häßliche schauen sie nicht,

Als vom Gipfel des Lebens aus,
Wo es einklingt
In die Lebenschöre des Allseins.
Von ewiger Schöne Pfeil
Zum Tode getroffen,
Doch selig entzückt,
Tönt ihr Mund nur Schönes,
Und keine Lust,
Als die Lust am Schönen,
Und keinen Schmerz,
Als die Sehnsucht nach Schönheit.

Mit diesen möcht' ich
Aufstreben und immerdar
Hinwallen,
Wie Sonnenaare morgendlich
Schweben und Schwäne trunken
Gleiten in abendroter Glanzflut.

III.

Göttergesegnet,
Wenn auch schmerzlich bewegt und einsam,
Wandelt dahin
Der Liebhaber der Schönheit,
Das unauslöschliche Bild
Eines künftigen Reichs der Schönen
In seiner Brust.

Zuweilen aber,
In sonnelosen Stunden,
Steigen Dämonen um ihn auf, deutend
Auf des Lebens Wirrsal und matt
Schleichenden Niedergang,
Und sie flüstern ihm zu:

Sieh, fernab wandelt,
Fern und immer ferner
Vom Pfade der Schönheit
Dies Geschlecht.
Nicht bilderstürmerisch zwar
Stürzen sie die verehrten
Idole des Schönheitstempels;

Aber sie rührt nicht mehr
Der Formenzauber des Schönen im Lied,
Nicht ideale Schönheit im Bilde,
Ein Höchstes den Griechen
Und Raffaels Genossen.

Und sie merken nicht,
Daß der Schönheit Blütenstaub
Unvermerkt ihnen wegschwindet
Von der Blume des Lebens selbst.
Es verkümmert um sie das Dasein:
Und über des engen Kreises
Schranke hinweg
Nach schöneren Sphären zu blicken,
In goldenen Altern,
Bei den Götterbegnadeten
Der Vorzeit, edleren Menschentums
Bild in die Seele zu fassen,
Wer hat noch Sinn und Liebe genug?
So steigt vom Throne
Der Kunst, des Lebens,
Die Schönheit,
Umschleiert ihr Antlitz
Und wandelt hin
In die Verbannung. —

Steigt etwa dereinst
Eine neue Schönheitsgöttin
Aus dem Zeitenstrome der Zukunft?
Schwer ist's, zu glauben,
Das müde Leben
Sei noch mutterkräftig genug,
Zu gebären neue Götter.
Einst wohl sprangen sie
Aus seinem kraftüppigen Schoß
Mit den Geburten der Urwelt
Frisch und zahllos:
Doch heute, wo sind
Die Blumen-, die Tiergestalten,
Die neu auftauchen
Als nachgeborne Gedanken des Urgeists?

Geschweige neue Götter!
Nichts Neu-Lebendiges mehr
Sproßt hervor,
Das Alte aber
Taucht eins ums andre
Zur Tiefe hinab. —

So flüstern die Dämonen;
Der Liebhaber der Schönheit aber,
Mit halbem Ohre nur lauscht er,
Lächelt, stille bewegt,
Und zieht sich zurück
In die Heiligtume des Herzens,
Wo in Sehnsuchtsfluten sich ihm
Der Verheißung Sterne spiegeln
Und Zeugnis geben,
Daß der Himmel noch blaut,
Weltentief und gestirnt,
Und die ewige Liebe wacht
Wie in Urzeiten,
Auch über gesunknen Geschlechtern.

---

## Sommernacht am Meere.

Ich hab', im Schaun versunken
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruhn.

Die Plätze sind verlassen,
Die Hallen schweigend leer:
Ich wandle durch die Gassen
Hinab ans dunkle Meer.
Da liegt sein blauer Spiegel,
Ein Weltenliebesbrief
Mit goldnem Sternensiegel,
So schweigend und so tief!

Sieh, hier auch in der Welle
Sprüht ein geheimer Glanz;
Es spielt die Sternenhelle
Um sie wie Funkentanz.
Erglüht in schwülen Träumen
Sogar der Meeresgrund?
Wie lange willst du säumen,
Du kühle Morgenstund'?

---

## Vollmond.

Wer aufwacht in der Vollmondnacht,
Anstaunt er des Gemachs taghellen Raum,
Ein seltsam Wunder belauschend:
Den Mittag sieht er, den glänzenden Buhlen,
Die Mitternacht in der Stille besuchen,
Und vom umarmten Schoße der Braut
Das Märchen springen, das geflügelte Kind.

Die heilige Mondesleuchte
Steht über Meer und Gebirg; wer aber die schimmernde
Küste betritt und den Äther betrachtet
Oder den sternwimmelnden Meeresabgrund,
Der hüte sich wohl: ihn ziehet hinan,
Ihn ziehet hinab,
In Himmels- oder Meeresblau
Das zauberkräftige Mondesbild.

Träumenden aber schwimmt durch erleuchtete Fenster
Mit silberner Glanzwelle manches Verlorene zu
Aus Grotten des Mondes,
Der alles Entschwundene festhält:
Drum lächelt so süß, wer schlummert im Vollmondlicht.

---

## Freudlose Jugend.

Ach, warum in trübem Sinnen,
Sehnsucht, Einsamkeit und Schmerz
Muß die schönste Zeit verrinnen,
Muß verglühn dies junge Herz?

Tagst du dann erst mir, o Freude,
Wenn die bleiche Lippe schweigt
Und das Herz sich, müd' von Leide,
Schon hinab zur Scholle neigt?

Soll ich sie den Schatten singen,
Schönen Lebens sel'ge Lust?
Nein, hier oben auszuklingen
Sehnt sich diese Dichterbrust!
Leuchtet mir, ihr goldnen Sonnen,
Bis vom Strahl des Glücks berührt
Dieses Herz zum Wunderbronnen
Sel'ger Melodien wird!

---

## Augenblicke.

Augenblicke gibt es, zage,
Wo so grabesstumm die Heide,
Wo der Wald den Atem anhält,
Wie vor namenlosem Leide;

Wo die Wasser klanglos schleichen,
Blumenaugen ängstlich starren,
Wo mir ist, als wär' das Leben
All versenkt in banges Harren.

Und als müßt' in diese Stille
Nun ein Donnerschlag erklingen,
Oder tief die Erd' erbeben,
Oder mir das Herz zerspringen.

---

## Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die kristallne Flut
Vom Weltenabgrund ewig ins goldne Licht
Des Himmels aufwärts, aber ewig
Wieder zurück in die Tiefe stürzt er!

Die Säule steigt sehnsüchtigen Schwungs hinan;
Doch eh' des Urlichts Quelle sie ganz erreicht,
Zerstäubt die Flut, ohnmächtig, ach, in
Tausend verlorene lichte Perlen.

Die aber sprühn hellgoldig im Glanz des Tags
Und freun des Spiels sich, freun sich der kurzen Lust
Des Ätheranhauchs, überm Abgrund
Eine beglückte Minute schwebend:

Sie jauchzen steigend, jauchzen im Fallen auch
Und wissen nicht mehr, taumelnd und glanzberauscht,
Ob in den Schoß sie der Vernichtung
Oder der ewigen Liebe sinken!

---

## Lenznacht im Süden.

Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht
In Meeresstädten, wo
Vom felsigen Seeufer
Villen und Gärten schimmern,
Ragend über der Stadt,
Die tagüber, eine schlummernde Königin,
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabstreckt,
Lechzend im Sonnenbrande.

Wenn aber nun
Der sprühende Sonnenhymnus
Verklungen ist und purpurn die See glänzt,
Da schlägt die Schlummernde
Die sonnenmüden Augen wieder auf,
Mit Wollust trinkt ihr schwellender Busen
Meerfrischer Abendlüfte labenden Strom,
In weichen Bewegungen
Auf bebt ihr üppiger Leib, wie einer Schönen,
Die, von der Nachtigall aus erstem Schlummer geweckt,
Mit pochender Brust
Und lodernden Augen den Freund erwartet
Bei Sternenschein
Im blütenberauschten Garten.
Hei, wie wälzt durch alle Gassen sich
Die Lustwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
Von Gesängen hallt und Saitengetön' die Stadt,
Voll reizender Fraun

Prangt allwärts der Markt, der Korso wimmelt
Von wehenden Schleiern und schwarzfunkelnden Augen,
Und abseits drängt
Auf breiterem Pfade sich, duftige Baumreihen entlang,
Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger Schwarm.
Und wenn die Katarakte der Lust
Gemach vertoben,
Wenn die fernen Klänge verstummen
Und einzelne Waller nur
Noch singend heimziehn
Durch stillere Gassen
Um Mitternacht,
Dampft ungestüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulse dir
In Sehnsuchtstakten, denn es weht Gedüft
Aus Gärten, und Nachtigallen
Schlagen und schmettern an allen Fenstern.
Droben aber wandern die blitzenden
Sterngruppen, ihr goldner Glanz taut
Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier.
Du aber wandle
Abseits der lebensschwülen Gassen
Zum einsamen Molo.
Da liegt in seinen Tiefen
Wie niedergetaute Silbersternglut,
Der Golf so rein, und drüben die Bergkuppen
Erblühn, aufragend in goldigen Mondesduft.

---

## Sehnsucht.

Ich sehne mich nach goldnen Glückes Zielen,
Nach süßem Munde, holderblühten Wangen;
Von weichen Armen wär' ich gern umfangen,
Und meine Lippen fänden gern Gespielen.

Ich möchte nicht umsonst mit Blicken zielen
Nach einem schönen Auge voll Verlangen:
An einem zarten Halse möcht' ich hangen
Und fessellos in seidner Locke spielen!

Wohl reizt mein sehnend Auge manch ein lichtes
  Gebild, das tausend Reize hold beleben;
Doch, ach, kein süßes Wort der Liebe spricht es.

Es hält nicht stand dem glühnden Liebestreben;
  Der Zauber eines holden Angesichtes
Berührt mich stets nur im Vorüberschweben!

## Verlorene Liebe.

In meinem Herzen wogt und klingt die Liebe,
  Der Strom der Sehnsucht, heiß und allumfangend;
  Nach außen strebt er stürmisch, glutverlangend —
Was wäre Sehnsucht, die verhohlen bliebe?

Doch es umkränzt den Quell so glühnder Triebe
  Kein Blütenufer, glatt und weich und prangend;
  Ihm blaut kein Meeresschloß, drin lust=erbangend
Und todesfroh sein sel'ger Strom zerstiebe.

Wie hoch vom Felsenrand, dem scharfgezackten,
  Im Waldesdunkel, fern dem Glanz der Sonnen,
Der Bergstrom stürzt in düstern Katarakten:

So stürzt, aus himmelnahem Quell geronnen,
  Vertosend einsam in des Liedes Takten,
In öde Nacht sich meiner Liebe Bronnen!

## Liebesgeschick.

Zu Blumen schmiegt' ich mich in süßem Minnen,
  Sie welkten hin und ließen mich alleine:
  Nach Strahlen hascht' ich, goldig buntem Scheine,
Doch bald auch schwand der schöne Glanz von hinnen.

Nach Klängen lauscht' ich mit entzückten Sinnen,
  Doch alsogleich starb ihre Spur im Haine:
  Und was ich liebend gern genannt das Meine,
Es schwand dahin, ich durft es nicht gewinnen.

Und wie der Schiffer zagt, mit Blicken hangend
  An Küsten, die ihm fern im Duft verschwammen,
So zag' ich, um Verlornes schwer erbangend.

Es schlugen sehnend meiner Liebe Flammen
Empor — umsonst! Und nun nach Stoff verlangend,
Verzehren sie das Herz, aus dem sie stammen!

---

## Streckverse.

I.

O laßt mich einsam sinnen, mir ist
Von Hymnen so voll die Seele:
Der Wald rauscht auf, und es nicken die Blumen,
Und im Herzen mir flutet und ebbt
Des Gesanges Strom, ein gedankengoldhaltiger Paktol.
Einmal möcht' ich, bevor ich sterbe, doch aussprechen
Die ganze volle Wonne des Lebens,
Die trotz des beständigen Leids
Mir immer wieder geheim
Die kranke Seele besucht. Wen am rauhesten
Des Schmerzes Stachel berührt, ihn durchschauert am süßesten auch
Die ewige Liebeswonne. Wo tief die Schatten, da spielen
Auch am liebsten die Lichter, und nur wenn's nachtet, blickt
Mit tausend Liebesaugen der Himmel in die Tiefen.

II.

Sohn und Erbe der Ewigkeit,
Laß ab beim Augenblicke zu betteln!
Was willst du dieses und jenes?
Hast du denn nicht alles?
Sind wir nicht immer voll der Unendlichkeit?
Strömt nicht immer ein Allgegenwärtiges auf uns ein?
Schwimmen wir nicht immer im Urelement?
Was soll dein ewiger Ungestüm?
Was kann uns fehlen?
Solang' wir leben, ist Gott in uns,
Und sind wir tot, sind wir in ihm.

---

## Scheltet nicht die weichen Klänge.

Scheltet nicht die weichen Klänge,
  Die von meiner Lippe wehn,
Diese klagenden Gesänge,
  Die der Schönheit Spuren gehn.
Seiner Rhythmen goldne Spiele
  Spielend, blickt der Dichtersinn
Freudig nach dem fernen Ziele
  Eines neuen Lebens hin!

Jeder Klang, der nach dem Schönen
  Lockend hin die Herzen zieht,
Klingt der Zukunft echten Söhnen
  Rauschend als Tyrtäuslied:
Als ein Schrei der Kampfestriebe,
  Den, indes der Feind noch kämpft,
Wundersam die ew'ge Liebe
  Schon zur Melodie gedämpft.

---

## Schwermut.

Wenn sich im Grün mein Auge berauscht, wenn sich's
In tiefem Meerblau spiegelt, auf seinem Grund
  Regt dann die Schwermut ihre dunklen
    Fittiche scheu, wie ein nächt'ger Uhu,

Der aus der Felskluft, wo er im Dunkel sich
Das Auge satt letzt, plötzlich ans goldne Licht
  Des Tags gesetzt wird, unter Blumen
    Und in die sonnige Pracht des Frühlings:

Der Vogel sitzt trübsinnigen Blicks und rollt
Sein Auge lichtscheu, sträubt sich und schaudert auf
  Und schlägt die Flügel wie zur Abwehr
    Gegen das Licht der verhaßten Sonne.

So sträubt die Schwermut düster und schnöde sich
Dem Meeresglanz entgegen, dem Waldesgrün,
  Dem Ätheranhauch, all den schönen
    Himmlischen Strömen des Lichts und Lebens.

Du aber siegst, o heiliges Licht, du siegst!
Dein Strahlentau rauscht nieder und wallt und bricht
Durch Todesgraun sich seine Bahnen,
Bis in der Seele verstocktsten Abgrund!

---

## Hesperus.

Stern der Liebe, mir ist
Um deinetwillen,
Wenn du aufleuchtest
Als schönster Glanzjuwel
In des Sternenhimmels
Schimmernder Goldsaat,
Von Entzücken so voll die Seele
Und von geheimnisvoll tiefsinniger Regung,
Wie dem schweifenden Kinde, das
Auf brauner Heide
Unter Kieseln findet einen glänzenden Stein,
Und das,
Stillsitzend nun
Im weichen Moosgrund
Am dämmernden Waldrand,
Den glänzenden betrachtet,
Stundenlang,
Mit großen, seligen Augen
Und in sich trinkt, gierig,
Des Karfunkels Lichtfluten,
Der weiter glimmt
Im kindischen Herzen,
Ob längst er auch den schlafmüden Händchen
Entglitten, und geschlossen das Äuglein ist, das gluttrunkene
Selig in des Gesteins
Eingesogener Glanzwoge schwimmt
Das Herz des Kindes die helle, flüsternde Nacht durch
Und träumt sich hinein
In unendliche, rosige Lichtwelten,
In ein purpurnes, goldstrahlendes Eldorado.

Erwacht es dann
In dämmernder Stunde Beginn,
Da sieht es staunend und augenreibend

Den mitternächtlichen Glanztraum
Verwirklicht leuchten über den Wipfeln,
Denn im Osten steht das heilige Frührot.

So träumt mein Herz auch,
Die Nächte hindurch
Schwimmend in deiner seligen Flut,
Hoher Liebe Gestirn,
Hinein sich, gluttrunken,
In die Sonnenaufgänge der Zukunft.

---

## Die Schönheit im Norden.

Zur Höhle der Uhu flattert,
Karg spiegeln im Grunde des Stroms
In der Woge, von Felsen umgattert,
Sich die Sterne des himmlischen Doms.

Es erblassen die Dämmer des Mondes;
Auf der Kuppe des öden Gesteins
Läßt fröstelnd ihr Haar, ihr blondes,
Noch flattern die Nixe des Rheins.

Hei, wie die Felsen erklangen,
Als lockend ans Ufer sie schwamm!
Doch ihre Saiten, sie sprangen,
Es rostet ihr goldener Kamm.

Im Osten schaut sie erschrocken
Dämmernd das frostige Grau;
Es birgt in die goldnen Locken
Sich erbleichend die Wunderfrau. —

In hellenischen Tempeln glänzte
Voll strahlender Liebespracht
Als Göttin, als rosenbekränzte,
Der Schönheit siegende Macht;

Im Süden, im Glanz der Sonnen,
Da steht sie auf hohem Altar,
Im Gewande der Madonnen
Noch prangend wunderbar;

Im Norden, in frostiger Wildnis,
Da ward zum Gebilde des Traums
Ihr hohes, seliges Bildnis, —
Zur nächtlichen Tochter des Schaums.

---

## Ich neide nicht den Mondesstrahl.

Ich neide nicht den Mondesstrahl,
Der nachts sich zu dir darf stehlen;
Ich neide nicht den murmelnden Bach,
Der Trautes dir darf erzählen;
Ich neide nicht den wirbelnden Wind,
Der dich wilden Drangs darf umarmen;
Ich neide nicht das Täubchen, so hold,
Das am Busen dir darf erwarmen.

Den Odem beneid' ich, den du trinkst
Aus den freien unendlichen Lüften,
Dann wieder entsendest aus warmer Brust,
Gewürzt mit berauschenden Düften:
Er darf einen seligen Augenblick
Verschmelzen mit deinem Leben —
Und sterbend an deiner Lippe dann
Verzittern und verschweben.

---

## Stimmen der Tiefe.

Auf öder Heide, wo nur Mücken schweben,
Leg' ich mein Ohr ans Herz der stillen Erde,
Auf daß mir offenbar ihr Pulsschlag werde,
Ihr Atemzug und ihr geheimstes Leben.

Was spricht die Tiefe? Horch! Nichts Neues eben;
Noch gehn den alten Trott die wilden Pferde
Neptuns, und noch steht am Zyklopenherde
Die Mühsal hämmernd, schwitzt und seufzt daneben.

Auch ist noch Gras nicht über deine Frage
Gewachsen, alte Sphinx und wild aufbrauset
Avernus fort und fort in dumpfer Klage.

Schön ist das Leben, wo die Sonne hauset,
Doch düster bleibt sein dunkler Grund. Nicht wage
Zu lauschen: wer hinunterhorcht, dem grauset.

---

## Der Adler.

Aufwärts rauscht er und blickt kühn in die flammende
Morgensonne, der Aar, badet im heiligen
Frührot, nahe den goldnen
Strahlenpforten Elysiums!

Selig preisen wir ihn, dem die Natur des kühn
Sich erhebenden Flugs Doppelbedingung lieh:
Starker Fittiche Schwungkraft
Und den sonnegewohnten Blick!

Oft auch menschlichem Sinn strebende Fittiche
Gibt sie, aber gesellt Schärfe des Blicks ihm nicht,
Oder schärfte das Aug' ihm
Und versagte der Schwinge Kraft!

---

## Alexander am Indus.

Es steht an Indiens Pforten
Der junge Hellenenheld;
Sehnsucht nach goldenen Horten
Die glühende Seele schwellt.
Der Sieger des Okzidentes,
Gern drückt' er in Liebesschmerz
Die Rose des Orientes,
Die mystische, feurig ans Herz.

Vom Olympus und seinen Göttern
Hinab zum Indus auch
Zieht brausend in Kriegeswettern
Hellenischer Freiheitshauch.
Und mit ihm, eine Sirene,
Klopft lockend im Siegeskranz
Hellenische Lebensschöne
An die Pforten des Morgenlands.

Doch — die weißen Lilien am Ganges
  Fortschlummern und träumen sie sacht,
Es durchweht, geruhigen Klanges,
  Der Schwäne Lied die Nacht.
Still weiter bei Sternenscheine
  Träumen im Silberschaum
Die Ströme, die Palmenhaine
  Den seligen Urweltstraum.

Und aus den schlafenden Blumen
  Und Palmen, Hainen und Seen
Steigt wie aus Heiligtumen
  Ein seltsam Düften und Wehn,
Ein seltsam Klingen und Flüstern,
  Mystisch und traumesschwer,
Das webt und schwebt im Düstern
  Rings über Land und Meer.

Und hinüber kommt's gezogen,
  Wo nächtlich, siegberauscht,
Dem Rollen der Induswogen
  Der griechische Heros lauscht.
Und um sein träumend Gemüte
  Legt sich der mystische Hauch,
Wie um helle Flammenblüte
  Sich breitet der duftige Rauch.

Und des Stromes heilige Wellen,
  Von Sternenschimmer betaut,
Sie steigen und wogen und schwellen
  Und rauschen flüsternden Laut:
Zieh', blühender Held, von hinnen,
  Fest steht des Ostens Tor;
Nie pflückst du mit eitlem Minnen
  Der Indusrose Flor!

Hellenengeschick und Leben,
  Hellenische Daseinspracht
Führte dein Heldenstreben
  Auf den Gipfel der Siegesmacht!

Nun aber ist's vollendet,
Des Blühens selig Los;
Die Blume welkt und wendet
Sich hinab zum Erdenschoß.

Horch auf! Des Ostens Träumen
Wälzt sich wie Mondesglanz
Hinüber in Meeresschäumen
Zum Strande des Abendlands;
Flüsternd an eure Tore
Klopft bald der Orient,
Eines neuen Seins Aurore
Zu künden dem Okzident!

---

## Meerfahrt.

Samtne Grüne der Flut, weichwallende,
Mir ist, als sollt' ich über den Schiffsrand
Hinab mich bücken zu dir und mit Händen dich streicheln!

Du bist kein toter Flutenschwall,
Du bist der Schwanenbusen des Meerweibes,
Der lustatmend sich hebt
Auf dem Lager von Kristallen.

Hinuntersinken möcht' ich
An die weiche, wallende Wellenbrust,
Wie an ein liebgetreues Herz!

Was immer Reizendes lebt und Herzerquickendes,
Nichts rührt die Seele mir so hold,
Als hinabschaun, stundenlang,
In klare, wallende Wasser: sei's,
Daß einsam zwischen Himmel und Meeresabgrund sie
Hinaufrauschen am windschnellen Kiel,
Oder hervorrieselnd unterm Föhrengezelt
Der Waldfrau den Spiegel breiten,
Oder als Ströme wandeln blumigen Pfad.

---

## Von wannen?

Meerüber strebt das Vögelein und berühret
Die Woge nicht mit seinen müden Schwingen:
Zum erstenmal meerüber strebt's zu dringen,
Von unbewußtem Herzensdrang geführet.

Da weht von Küsten, die der Lenz erküret,
Ein Duft herüber und ein lockend Klingen;
Das Vöglein staunt und jauchzt: woher entspringen
Die Wonnen, die mein Herz so lieblich spüret? —

So liegt, ein Abgrund, unter uns das Leben,
Ein trübes Schicksal, das die Parzen spannen,
Und drüber hin geht unser sehnend Streben:

Oft aber rauscht der trübe Sturm von dannen,
Und neuer Welten Wunder uns umschweben
Im Dämmerschein — wir wissen nicht von wannen?

---

## Wirf in mein Herz den Anker.

Wirf in mein Herz den Anker,
Du vielgeliebtes Kind!
Im Hafen der Liebe wehen
Die Lüfte süß und lind.

Da draußen auf weitem Meere
Droht manches wilde Riff:
O komm! Mit Blumen umwinden
Will ich dein Lebensschiff!

Auf schimmernden Wogen schaukelt
Sich mancher leichte Kiel:
O komm — die schimmernden Wellen,
Sie treiben ein falsches Spiel!

O komm — die schimmernden Wellen
Sind tückisch zu aller Stund';
Wirf in mein Herz den Anker —
Das hält wie Felsengrund.

---

## O trockne diese Träne nicht.

O trockne diese Träne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der sel'ge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell,
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus so heil'gem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Entblühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
In deinem Aug', dem blauen,
Und immer lockt mich's wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schonst der Perle sonst, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O trockne diese Träne nicht,
Die dir im Auge schimmert.

---

## Verlorne Klänge.

Wie so rein oft rieselt ein Wunderklang
Aus tiefer Stromflut, luftigem Wipfelgrün,
Aus Sternenschimmer, Wolken, Blumen
Oder aus lächelndem Kinderantlitz

Ins tiefste Herz mir! Wonnig und wunderbar
Entzückt die Seele mancher verlorne Ton,
Der anderm Ohre wallt vorüber,
Anderem Sinne versagt und stumm ist.

Ich wandle klagend Pfade des Leids, und doch
Beneid' ich keinen, welchem ans Ohr nicht bebt
Der Allmusik Tonwelle, wer nicht
Irdischem Klänge des Himmels ablauscht.

---

## Vor einer Gentiane.

Die schönste der Gentianen fand ich
Einsam erblüht tief unten in kühler Waldschlucht.
O wie sie durchs Föhrengestrüpp
Heraufschimmerte mit den blauen, prächtigen Glocken!
Gewohnten Waldespfad
Komm' ich nun Tag um Tag
Gewandelt und steige hinab in die Schlucht
Und blicke der schönen Blume tief ins Aug' . . .

Schöne Blume, was schwankst du doch
Vor mir in unbewegten Lüften so scheu,
So ängstlich?
Ist denn ein Menschenaug' nicht wert,
Zu blicken in ein Blumenantlitz?
Trübt Menschenmundes Hauch
Den heiligen Gottesfrieden dir,
In dem du atmest?

Ach, immer wohl drückt Schuld, drückt nagende Selbstanklage
Die sterbliche Brust, und du, Blume, du wiegst
In himmlischer Lebensunschuld
Die wunderbaren Kronen:
Doch blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an!
Sieh, hab' ich doch eines voraus vor dir:
Ich habe *gelebt*:
Ich habe gestrebt, ich habe gerungen,
Ich habe geweint,
Ich habe geliebt, ich habe gehaßt,
Ich habe gehofft, ich habe geschaudert,
Der Stachel der Qual, des Entzückens hat
In meinem Fleische gewühlt,
Alle Schauer des Lebens und des Todes sind
Durch meine Sinne geflutet,

Ich habe mit Engelchören gespielt, ich habe
Gerungen mit Dämonen.
Du ruhst, ein träumendes Kind,
Am Mantelsaum des Höchsten; ich aber,
Ich habe mich emporgekämpft
Zu seinem Herzen,
Ich habe gezerrt an seinen Schleiern,
Ich hab' ihn beim Namen gerufen,
Emporgeklettert
Bin ich auf einer Leiter von Seufzern
Und hab' ihm ins Ohr gerufen: „Erbarmung!"
O Blume, heilig bist du,
Selig und rein;
Doch heiligt, was er berührt, nicht auch
Der zündende Schicksalsblitz?
O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
Du stille Träumerin;
Ich habe gelebt, ich habe gelitten!

---

## Rosen und Lorbeer.

Die Mitternacht tönt stille vom Turm, es tritt
Der volle Mond aus Wolken in fahlem Glanz;
Ein Geisterchor, lautlosen Schrittes,
Wandelt heran, mir am Aug' vorüber.

Die Geister sind's der Stunden, die längst in Nacht
Hinabgerauscht sind: feurig und blühend einst,
Und jetzt so bleich; mit ihnen eine
Süße Gestalt, die mir einst so hold war:

Ja, mir so hold war, ach, und dem Auge nun
So trüb erscheint. — Vorüber, du fahle Schar,
Genug nun ist's des Tränenzolls, der
Deiner verblaßten Gewande Saum netzt! —

Und still dahin ziehn schwebenden Schritts sie all
Hinab ins Nachtgraun. Siehe, da steigt's und wallt
Wie Morgenrot auf hinter ihnen,
Holder und herrlicher kommt's gewandelt.

Ein Reigen, jung, hold, schmeichelnder Milde voll:
Es sind der Zukunft Geister. Sie fragen sanft:
Du krankes Herz, sprich, was begehrst du?
Holdes erzeigen wir gern dem Dichter!

Was ich begehr', ist immer nur dies allein:
Ein Kranz von Röslein, wären's auch weiße nur —
Ein Lorbeerzweiglein, karg und spätreif,
Wär' es auch nur, mir den Sarg zu schmücken.

## Sirokko.

Sirokko, der gliederlösende,
Brütet über dem Golf,
Weiche Nebel hängen herein
Über Meer und Stadt,
Und trübe brennen in den Gassen die Lichter,
Die abendlichen:
Doch um so feuriger blitzen
Die schwarzen Augen der Schönen,
Und die weichen Lüfte stimmen das Herz begehrlich.
Über den Markt hin lockt es,
Zu folgen dem Schwarm,
Den Müßiggänger,
Dieweil er arglos in sich trinkt
Den holderschlaffenden,
Süß-aufregenden,
Unvermerkt das Herz berauschenden Südhauch.

Sie sagen, Müdigkeit triefe von seinen Schwingen
Und lähme, weich einschmeichelnd, schaffende Tatkraft;
Ich aber lieb' ihn:
Himmlische Müdigkeit ist Mutter des Schönen.
Der Adler nicht, der machtvoll kreist um die Gipfel des Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenrot —
Du, müder Schwan,
Der hinschmilzt in süßen Gesängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du bist der Vogel Apollons!

## Seliges Leid.

Ein flüchtig Nahn, ein eiliges Entschweben,
Ein kurzer Blick, dann langes Nichtbeachten,
Gesenkten Haupts ein träumerisches Trachten,
Dann wiederum ein stolzes Sicherheben;

Im Aug' ein zartes Glühn, ein holdes Beben,
Dann wieder trotzig blinkendes Verachten;
Im Mund ein Lächeln, ein geheimes Schmachten,
Dann kalter Ernst und strenges Widerstreben:

So zeigt sich mir, so lohnet mich die Holde.
Ich aber lächle selig, still zufrieden,
Verlange kaum nach andrem Minnesolde.

Hat auch mich manche nicht so streng gemieden,
Mir aufgetan des Herzens Blütendolde,
So sel'ges Leid hat keine mir beschieden!

---

## Spiel der Blicke.

Ach, meine Blicke, trunkne Vögel, spreiten
Die Schwing' im weiten Saal nach ihr alleine:
Ihr Auge aber meidet stets das Meine
Und scheut sich, Stern in Stern den Blick zu leiten.

Wohl streift er mich in holder Näh' zuzeiten,
Irrt spielend mir ums Haupt mit süßem Scheine,
Um, wenn ich ihn beglückt zu haschen meine,
Mit kühlem Stolze wieder abzugleiten.

Nur wenn der Schönen Kranz um sie verdichtet
Sich drängt und mir verbirgt sein süßes Hoffen,
Dann aber nur soweit der Schwarm sich lichtet,

Daß just für einen Pfeil die Bahn wär' offen,
Seh' plötzlich ich von fern auf mich gerichtet
Ein spähend Feuerauge, süß betroffen!

---

## Antikes Seemärchen.

I.

Es klingt im Ohr mir
Aus uralten Zeiten
Ein drollig Seemärchen,
Wie sich's im blauen Ägäermeer
Noch erzählen die Wellen,
Mag nun ein sinnig Ohr
Aufhorchen im Mondlicht oder
In schattigen Ufergrotten,
Wenn sonnemüde Himmel, Erde und Meer
Siesta halten und traumflüsternde Zwiesprach!

Am Aitolerstrand,
Wo vom felsigen Hang
Bergwasser brausend hinabtanzen
In schimmernde Meeresbuchten,
Da birscht vor Tag
Durchs grüne Gebirg in tauiger Morgenfrische
Glaukos, ein kühner Weidmann.
Schweifend mit Bogen und Pfeil,
Alsbald erlegt er ein Häslein;
Und daß ihm baumle gestreckt
Von den Schultern der lustige Springer sofort,
Taucht er den Blutenden erst
In den einsamen Bergquell!
Dann greift er ins perlenschimmernde Grün
Nach einer Handvoll Kräuter,
Zu trocknen das triefende Fell des Häsleins.

Das aber schlägt,
Die Schnauze berührt
Vom duftigen Kräuterbüschel,
Die Augen auf,
Spitzt die Ohren und regt die Läufe,
Und eh' sich's dessen versieht
Der staunende Jägersmann,
Ist seinen Händen entsprungen das Tierlein,
Verloren im grünen Bergwald.
Denn ihm hatte die Lippen berührt
Das Kräutlein des ewigen Lebens,

Das auf unbetretnem Gebirg wuchs
In jener alten, wunderseligen Zeit,
Und draus der Trank der Unsterblichkeit
Für die ewigen Götter gebraut ward.

In des Jünglings Seele gemach
Dämmert des wundersamen
Geheimnisses Deutung.
„Letze mich auch, du Götterkost,"
Ruft er erglühend, „und gib mir Unsterblichkeit!"

Der ambrosischen Pflanze Saft
Schlürft er hinab.
Das rinnt wie Feuer
Durch seine Adern!
Was faßt ihn an
Und schüttelt und treibt ihn
Mit Zaubergewalt?
Unruhvoll,
Mit pochendem Herzen,
Vom Rausch der Unsterblichkeit
Die fliegenden Pulse durchtobt,
Stürzt er sich
In die Purpurwelle des Meers,
Die blitzend aufrauscht,
Denn die Frühsonne lodert herauf
Über den Bergen,
Die Wolken ziehn,
Hängende Gärten des Äthers,
Rosen streuend,
Es tanzt die See
Mit jauchzenden Schaumesfunken
Um den schwangleich
Hinwallenden her.
Mit flammendem Antlitz,
Himmelwärts das Auge gerichtet,
Zieht er dahin auf wallender Flut,
Der neue Gott,
Manch blumigen Strand entlang und hinaus
In schimmernde Meeresweiten.

II.

Und es schwanden dem neuen Unsterblichen
Tage, Stunden und Monde.
Es verrinnet aber
Der Sommertage Glanz,
Es verrinnet der stürmischen Herbste Zahl,
Aufsteigen und sinken die Sonnen
In einförmigem Wechsel.
Von Kristallen umblitzt
Das sinnende Haupt,
Von Meergras und Schilf
Durchwachsen die Locken,
Umspielt von der befloßten Herde des Nereus,
Stürm' und Gewitter verträumend
Wie den langen sonnigen Tag,
Sitzt einsam in hallender Grotte
Glaukos, der neue Meergott.
Wenn aber die heilige Stille gemach
Mit Mond und hellen Sternen
Heraufzieht und gluttrunken das tiefe Meer träumt,
Besucht er den mondhellen Strand,
Und vom Felsengeklipp her
Klage tönt
In die schweigende Nacht hinaus:

„Unsterblichkeit! — O selige Götter,
Nehmt sie von mir,
Oder hebt mich ganz empor zum Olympus!
Halb ein Gott und ein Tier halb,
Ein unselig Zwitterding,
Schlepp' ich durch die Jahrhunderte
Mein schimmerndes Götterelend
Und meiner Unsterblichkeit
Trübselige Last.
Tief im Herzen lodernde Glut,
Des Götterkrauts nachwirkende Kraft —
Unendlich Streben in irdischen Gliedern,
Gottbewußtsein im Busen
Und doch ausgeschlossen

Vom höchsten, seligen Götterfestmahl —
Was soll mir das?"

„Da droben gehn
Die goldnen Gespanne des Götterumzugs
Schimmernde Bahnen ums Himmelsrund,
Bei Sphärenklängen,
So selig und leicht:
Und mich Ohnmächtigen hält es
Im Schlamme fest
Mit Erdenschwere:
Schilfgras durchwächst mir die Locken,
Die Muschel nistet in meinen Gliedern,
Es umgähnen mich
Die langweiligen Ungetüme des Abgrunds."

„Schaun die blinzelnden Sterne nicht
Mitleidig herunter
Auf mich mißratenes Götterabbild?
Kichert das Schilfrohr nicht,
Schmächtige Spitzen
In Sommerlüften wiegend,
Über mich armsel'gen Unsterblichen?
Erzählen die neckischen Wellen sich nicht,
In sonnetrunkener Glanzesfreude rollend,
Meines traurigen Götterdaseins
Lustig-drolliges Märchen?"

„Warum berührtest du je mir die Lippen,
O nektarischer Tropfen?
Warum vermähltest dem Staube du dich?
Ich möchte sterben, ruhen!
Begraben dürfen den Götterdrang
Im Grabesfrieden,
Ist einziger Trost."

Zu tragen den Fluch der Unsterblichkeit,
Muß man kein Zwittergeschöpf,
Muß man Olympier sein, groß und selig,
Oder harmlos wie du,
Windschneller Freund, an deinem grasigen Ufer,
Ruhig weidendes Häslein!

---

## Von teurer Hand.

Des Gegners Haß, er wäre zu verschmerzen:
Doch wie die Stacheln, unbewußt getrieben
In unsre Brust von denen, die uns lieben?
Von teurer Hand gehn Pfeile tief zu Herzen!

Ich halte vor dem Feind den Leib mit Erzen
Gepanzert; doch vor dir in milden Trieben,
O Kind, ist offen meine Brust geblieben;
Bedenk' es, kommt der Wille dir, zu scherzen!

Von hundert Feindespfeilen trifft nur einer
Das Ziel, doch spitze Freundesworte bohren
Ins Mark sich alle, sicherer und feiner.

Man hat mir tausendfach, seit ich geboren,
Das Herz verwundet, doch so tief hat keiner
Mir weh getan als du, die mich erkoren!

---

## Zarte Liebe spricht in Farben.

Zarte Liebe spricht in Farben,
Nicht in Tönen will sie flehn;
Worte, die im Munde starben,
In den Wangen auferstehn.

Dir hab' ich in Aug' und Wangen
Liebesworte blühn gesehn;
Ach, mein Sehnen und Verlangen
Magst du stumm nun auch verstehn.

Laß, die mir im Munde starben,
Meine Worte schweigend flehn;
Blühen will die Lieb' in Farben,
Nicht in Tönen rasch verwehn.

---

## Liebesdithyramben.

### I.

### Ihre Stimme.

Ach, jene lieblich lockenden,
Wie vor der eignen Schöne
Verschämten, leise stockenden,
Herzinnig süßen Töne,
Sie locken, gleich verschwebenden
Akkorden sel'ger Lust,
Mit Klängen, süß erbebenden,
Das Herz mir aus der Brust!

Und ach, schon hat das lauschende
Mit ihren Lispelwogen
Die Zauberflut, die rauschende,
Befangen und umzogen;
So folgt das süß Umronnene
Dem Bann der Töne stets,
Und fällt ins klanggesponnene,
Leidvolle Liebesnetz!

O Flut, in Perlen rinnende,
Darin ich lauschend schwimme,
Verlockend herzgewinnende,
Betörend süße Stimme!
Vereinte selbst zum Chore sich
Des Klanges Zauberreich —
Nicht drängt' es mir zum Ohre sich
So lockend und so weich!

### II.

### Ihr Auge.

Ach, jene tiefdurchdringenden,
In aller Näh' und Ferne
Den Herztribut erzwingenden,
Tiefdunklen Augensterne,
Sie schleudern, wie der prächtige,
Demantne Sternenkranz,
Ins ird'sche Graun, ins nächtige,
Der Schönheit Wunderglanz.

Sie glühn, als geistdurchleuchtete,
  Kristallne Zauberbronnen,
Von ird'schem Tau befeuchtete,
  Gedämpfte Himmelssonnen!
Mir ist, als ob sich spiegelte
  Im Wunder ihres Scheins
Das nie so rein entsiegelte
  Geheimnis höchsten Seins:

Die Welten, sie durchdringen sich,
  Und seit dem ersten Werde
In Liebesdrang umschlingen sich
  Der Himmel und die Erde;
Doch schöner nie entzündete
  Sich dieser hohe Bund,
Als er sich mir verkündete
  In deines Auges Grund!

III.

## Ihr Kuß.

Ach, jene lieblich schwellende,
  In minnigem Gekose
Von Honig überquellende,
  Purpurne Lippenrose,
Sie reißt mir den verlangenden,
  Sehnsuchtbetörten Sinn
In jauchzenden und bangenden
  Entzückungstaumel hin.

Im Kuß, dem wonnesprühenden,
  Lodern zwei Schwesterflammen
Vorm Liebeshauch, dem glühenden,
  In einen Strom zusammen:
Den Brand, den hold verklärenden,
  Preis' ich, der uns ergreift,
Der uns den Trank, den gärenden,
  Olymp'scher Wonne reift.

Laßt alles Erdentrückende
  Und aller Wonne Gluten
Und alles Herzentzückende
  Hoch ineinander fluten:

Nicht stärker trifft's, nicht flammender
Des Herzens tiefsten Sitz,
Als solch ein lieb-entstammender
Berührungs-Wonneblitz!

---

## Die Sterne.

Tausend goldne Sterne winken
Aus des Himmels blauer Höh';
Tausend goldne Sterne blinken
Aus dem spiegelglatten See.

Hoch hinan in blaue Ferne
Winken sie mit goldnem Licht;
Aufwärts, aufwärts zög' ich gerne,
Doch mein Flug erreicht sie nicht.

Nach der Tiefe hin, der feuchten,
Lockt mich ihr demantner Kranz;
Aber, ach, die dort mir leuchten,
Sind ein wesenloser Glanz.

Und so mögt ihr, goldne Sterne,
Unsres Glücks Symbole sein:
Was der Himmel hat, ist ferne,
Was die Erde hat, ist Schein.

---

## Hinter jenen Efeuranken.

Hinter jenen Efeuranken,
Hinter jenen blanken Scheiben,
Von des Mondes Strahl beschienen,
Schlummert jetzt das holde Kind.

Ihre Äuglein sind geschlossen,
Ihre Wangen sind gerötet,
Ihre wunderschönen, langen
Braunen Flechten sind gelöst.

Trautes Mondlicht, poche zärtlich
Mit dem goldnen Strahlenfinger
An die spiegelblanken Scheiben,
Wecke mir das holde Kind!

Zärtlich mit dem Strahlenfinger
An die spiegelblanken Scheiben
Pocht das Mondeslicht, das traute —
Doch die Liebste wacht nicht auf!

Stiller Nachtwind, zieh' und schweife
Mit den leisen Flüstertönen
Um das mondeshelle Fenster —
Wecke du die Kleine mir!

Lockend mit den Flüstertönen
Um das mondeshelle Fenster,
Zieht und schweift und saust der Nachtwind —
Doch die Holde schläft zu tief!

Nachtigall, du immer-wache,
Die du weißt, wie Liebe quälet,
Poche du mit sanftem Flügel
An das traute Fensterlein!

Nachtigall mit sanftem Flügel,
Die da weiß, wie Liebe quälet,
Pocht ans Fensterlein, das traute —
Doch des Liebchens Ohr ist taub!

Nun, so schwebe du ans Fenster,
Traumgott, mit den weichen Schwingen,
Schlüpfe, schlüpfe zu der Kleinen
In das stille Kämmerlein!

Und der Traumgott schlüpft durchs Fenster,
Schlüpft ans Kissen der Geliebten,
Flüstert tausend zarte Dinge
Ihr von meiner Lieb' ins Ohr.

Siehe, sieh, sie atmet tiefer,
Ihre Wangen glühen röter,
Sie erwacht, sie reibt die Äuglein:
O, wie ist die Nacht so schwül!

Und nicht wieder kann sie schlummern,
Und sie schlüpft ins weiße Leibchen
Und in scharlachne Pantöfflein,
Und ans Fenster tritt sie hin;

Blickt hinaus ins goldne Mondlicht,
Sieht den Liebsten süß erschrocken
Und begreift, warum's geschehen,
Daß der Traumgott sie geweckt.

---

## Laß die Rose schlummern.

Laß die Rose schlummern
 Und die Wellen auch,
Alle laß sie schlummern
 Nächt'ger Windeshauch!
Alle ruhn sie gerne
 Unterm Himmelsdom:
Herzen, nah' und ferne,
 Blume, Wald und Strom.

Störe nicht des holden
 Traumes Wanderzug,
Der die Schwinge golden
 Regt zum Niederflug,
Dessen Schlummerweise
 Durch die Welten zieht,
Wundersam und leise,
 Wie ein Sternenlied.

Ineinander beben
 Läßt sein Flügelschlag
Alles Einzelleben,
 Das getrennt der Tag.
Drum zu früh nicht störe,
 Die so bald entfliehn,
Dieser Schlummerchöre
 Traumesmelodien!

---

## Aus den Streckversen des Waldwanderers.

Siehe, das sind nun wieder die Wälder, die trauten,
Von denen ich noch immer geträumt
Am heißen Seestrande. Bestrickt
Einfach=Erhabnes doch ewig wieder

Den Sinn, und wie das Meer
Steht auch der Tannenwald in unsterblicher Schönheit,
Wenn längst die kleinlich bunte Welt von Blüten um ihn
Dahingemäht ist.
Herzerquickend
Anlächelt mich hier das Reine, Schöne, Vollendete,
Mag ich zum Heidekräutchen
Mich niederbücken, das aus dem Moose
Mir zublinzelt mit den unschuldigen Äuglein, oder mag
Ich Rast halten am Stamm der Riesenfichte, die einsam
Noch aufragt im Waldschlag unter gefällten Brüdern
Und die so feierlich,
So tiefsinnig und wunderbar den erhabenen Wipfel
Im Winde bewegt, daß ich beten möchte, das Beil nicht
Möge sie fällen, das kleinliche, nein, der Blitz nur
Des Himmels möge sie hinstrecken, die hohe, sobald
Sie sterben soll.

---

## Die Blumen.

O, wie so lieb
Sind mir geworden die Blumen,
Seit ich nun wieder, wie einst, taglang
In Wäldern schweife. Wie frisch
Aufatm' ich
Allmorgendlich, wenn ich emporklimme,
Der Sonn' entgegen,
Die Waldestreppen, felsig gestuft und überkrochen
Von hundertjährigen Wurzeln,
Zur einsamen Bergwiese, wo rötlich
Die Heide blüht und wo
Um meines Fußes Niedertritt
Heuschreckenschwärme wie Funken stäuben.
Da steh' ich still
Bei Glocken- und Kreuz- und Flocken- und Ringelblumen
Und suche mit Dichteraugen
Ein Reinentwickeltes und freue mich innig, wenn
Recht vollgedrängt auf hohem Stengel das Blütenköpfchen
Der Skabiose schwankt am Waldsteig, wenn
Auf schöngezacktem Blätterfuß

Ranunkulus stolziert
In Wiesengründen, wenn in die Wildnis
Die Gentiane blauen Glanz streut und Doldengewächse
Weithinverzweigt auf hohen Stämmen die Heide bedecken.

Es lockt der Schönheit selige Spur
Auf Waldespfaden das Aug' des Dichters,
Wie sie den Sehnenden anlockt im Getümmel des Markts:
Im Getümmel des Markts aber ist Schönheit
Ein schwirrend geflügeltes Wunder, buntschillernd,
Doch schwer zu haschen und oft
Mit scharfem Stachel bewaffnet:
Fromm sind und stille die Blumen.

---

## In ihrem Auge.

Wenn zauberhaft der Bühne Wunder prunken
Und leiser atmend lauscht des Hauses Runde,
Da bleib' ich, lauschend einer schönern Kunde,
Nur in dein holdes Angesicht versunken.

Doch ich verliere nichts. Es spiegelt trunken
Der Scherz, es spiegelt Rührung, die vom Munde
Des Mimen schwebt, in deines Auges Grunde
Sich wunderbar und spielt in Tränenfunken.

Liebreizend geht die Nähe, geht die Ferne,
Gehn Lust und Leid und alle Weltgeschichten
Vorüber mir in deinem Augensterne;

Und es besängt, was edle Sänger dichten,
Weil ich's verstehn aus deinen Augen lerne,
Mich doppelt schön in lieblichen Gesichten.

---

## Erinnerung.

Ihr kurzen, flüchtigen Minuten,
Wo heiter mir die Sonne schien,
Schnell zogt ihr hin wie Stromesfluten,
Doch spurlos zogt ihr nicht dahin:

Noch denk' ich jedes flücht'gen Glückes,
Das dieses glühnde Herz gewann,
Und jedes sel'gen Augenblickes,
Den golden mir die Parze spann!

Dankbar gedenk' ich jeder Stelle,
Wo ich gehalten süße Rast,
Und jeder leisen Murmelquelle,
Daran ich trank als müder Gast,
Und jeder Blume, draus in Düften
Ein Gruß mir in die Seele drang,
Und jedes Vögleins, das in Lüften
Mir Trost und Lenzesfreude sang.

Dankbar gedenk' ich jedes Mundes,
Der traut und milde zu mir sprach,
Und jedes lichten Augengrundes,
Draus mir ein Strahl der Liebe brach.
So laß ich ewig in mir leben,
Was mich mit holdem Reiz gegrüßt
Und still mich im Vorüberschweben
Mit flücht'gem Liebeshauch geküßt.

Von allem Sehnen, allem Lieben,
Blieb meiner Brust ein teurer Hort,
Gleichwie ins tiefste Herz geschrieben
Mit Flammenschrift ein Zauberwort.
Und keine Zunge kann sie schildern,
Die Wunderwelt, die mich umschwebt,
Wenn von den tausend süßen Bildern
Die stille Nacht den Schleier hebt.

Da ziehn sie lockend mir vorüber,
Berühren mich so mild und weich,
Und meine Seele schwebt hinüber
In der Erinnrung Himmelreich:
Da freu' ich still mich jedes Glückes,
Das einst mein glühend Herz gewann,
Und jedes sel'gen Augenblickes,
Den golden mir die Parze spann!

---

## Im Schloßhof.

Im Schloßhof duftet die Linde,
  Da kos' ich um Mitternacht
Mit meinem lieblichen Kinde
  In schweigender Mondespracht.

Sind alle zur Ruh' gegangen,
  Kommst du bei Sternenschein;
Wo Blüten leuchten und prangen,
  Sitzen wir ganz allein.

Die Männer und Fraun, sie schlummern,
  Kein Lauscher ist ringsherum;
Das Schloß, der Weiher, die Blumen
  Sind unser Eigentum.

Die Sterne vor Freuden wachen,
  Die Lüfte schlummern nicht ein,
Weil nun die Liebe regieret,
  Die Liebe ganz allein.

Die Blumen heben in Wonne
  Lauschend ihr Angesicht:
Im Traum der springende Bronnen
  Von unserem Glücke spricht;

Und horch, wo im Mondesflitter
  Das Häuschen schimmert am See,
Kennt eine verspätete Zither
  All unser süßes Weh.

---

## Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen
  Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet:
  Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
  Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
  Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihm gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hin gab ich, was die einzelnen erfreuet,
Doch dir nun schenk' ich dies gesamte Prangen,
Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!"

---

## Ich will's von dir nicht hören.

Ich will's von dir nicht hören,
Was ich in Reimen schrieb;
Es klingt aus deinem Munde
So rührend und so lieb:

Ich will's von dir nicht hören,
Es macht mir tiefen Schmerz;
Du schnellst den Pfeil des Liedes
Zurück ins Dichterherz.

---

## Um Mitternacht.

O, du liebes Kind, komm! Lege das schöne Haupt
An meine Brust! Sieh, selber der Sterne Glanz
Erstarb, der Mond wich, Mitternacht zog
Zwischen die Welt nun und uns den Schleier!

Des Tages Last, Leid, quälende Sorge liegt
Nun hinter uns. Nein — ganz in den Schoß der Nacht
Versanken Raum, Zeit, Welt und Schicksal,
Rollten hinab in des Todes Abgrund!

O Liebste, sag' mir's, gab es denn eine Welt,
Ein leerer Traum war's! Ach, und nur wir allein
Wir leben, wir nur lebten, träumten,
Schufen im Traume die bunte Welt uns!

Wozu auch wär' sie? Ist doch ein liebend Paar
Schon ganz die Welt, löst ganz schon des höchsten Seins
Geheimnis. Wenn wir Herz an Herz ruhn,
Ist er geschlossen, der Ring des Lebens!

---

## Göttersöhne.

Gleichwie die hohen Göttersöhne der alten
Hellenensage, vom Schoß entsprungen
Liebreizender sterblicher Jungfrau'n,
Herangeblüht
Als edelkräftige Heldenbilder,
Den Götterdrang in der Brust,
Sich aufmachten und aufsuchten die Väter: —
Es wanderte der an die tosende See
Und rief den grauen Erzeuger,
Den Dreizackschwinger, auf daß er ihn ausstatte mit Siegeskraft,
Indessen andre, zum funkensprühenden Sonnenwagen
Emporstrebend, ohne zu zucken mit dem Augenlid,
Ertrugen des Vaters Glutblick
Und gottbeseelt, ob auch töricht,
Vom Lenker des Goldgespanns
Sich ausbaten die Zügel —
So möcht' ich immerdar
Beschwören hinter den Dingen
Ein Vaterantlitz! Aber vergeblich, ach,
In götterloser Leere verhallt
Der Sehnsuchtsruf. Es tritt
Dem kindlichen Liebesdrang
Kein Dreizackschwinger entgegen,
Kein Goldgespannlenker!

Zuweilen aber
Wenn wir ans brausende Meer
Uns wenden oder an die allumlodernde Kraft
Des Äthers, an den schauernden Wald
Oder ans blumige Talgefild,
Begegnet's unserem Ruf doch auch
Wie leis' antwortende Vaterstimmen.
Doch ewig unerfaßbar,
Ewig unbestimmbar in uns
Bleibt die befeuernde Götterkraft.
Wir wissen es nicht, von wannen sie kommt, und fremd
Durchschauert uns, schwermut-erweckend, selbst
Der Blumenodem im Hauche der Lenzesluft.

## Sehnsucht und Überdruß.

Selten nur gewährte das karge Schicksal
Einen Wunsch mir; dennoch bereits erprobt ich's,
Wie so bald die goldenste Frucht zu Staub wird,
Ach, schon im Anbiß!

Zwischen Sehnsucht schwanken und Überdruß wir
Stets: wie Künft'ges plötzlich sich in Vergangnes
Wandelt, Gegenwart nur ein unerfaßlich
Flücht'ger Moment ist:

Also zeitlos wandelt des Sehnens Stillung
Sich in Sattheit. Nach des Verlangens Szylla
Wechselnd rasch auf nimmt uns des Überdrusses
Schnöde Charybdis!

Traure nicht, wem stets das Geschick ersehntes
Glück versagt. Nie wälzt ihn des Ekels totes
Meer, die Sehnsucht hebt ihn auf holdbewegter
Woge zum Himmel!

---

## Die Entdecker des Meeres.

Wer war der erste Mensch wohl, der das Meer
Entdeckte? Wer beschritt, ein Wandernder,
Zuerst ein muschel=blinkend Flutgestad'
Vom Bergeshang herab und stieß mit Schauder
Aufs furchtbar=schöne Zauberbild der See?

Nicht allzufrüh' wohl mochten Adams Enkel
Aus goldner Hochlandsflur der Urheimat
Hinausgezogen sein und weiterschweifend
Hinabgewandert sein zur blauen Flut.
Doch endlich kam der Tag. Mich dünkt, ich seh'
Die braune Schar auf ihrem Wanderzug . . .

In langer Irrfahrt haben sie bereits
Bewältigt Höh' um Höh'. Da stockt ihr Fuß
Im Abendgraun zuletzt an einem Felshang,
Wo schroff das Festland abstürzt, und — da liegt's
Vor ihnen, ja, da liegt's, das blaue Wunder,
Die schwanke, blanke Wasserwelt, das Meer.

Sie kennen's nicht. Hat ihnen doch zuvor
Das Element, das feuchte, nur in Strömen,
In Bronnen, lieblich wallend, zugerauscht.
Nun aber sehn sie's uferlos ergossen,
Vom schroffgezackten Lande weit hinaus
Fortflutend ins Unendliche. Sie stehn
Und sehn hinaus mit weiten offnen Augen.
Auf schrein sie laut: dann aber stehn sie stumm,
So stumm, so regungslos wie Marmorbilder.
Es gleitet angstvoll an den Felsenkegeln
Ihr Blick hinunter in die Tiefe, wo
Die Wasser dampfen: hei, wie blinkt der Schaum
Und spritzt empor! Die Flut, die regsam=glatte,
Scheint aufzukochen, scheint den Wanderern
Zu grollen, scheint die Glieder auszustrecken
Nach ihnen, ein kristallnes Ungetüm.
Da stürzt den einen, der am Rande steht,
Der Schwindel in den Abgrund, und ein andrer
Beginnt im Wahnsinn schrecklich aufzulachen:
Die Meeresschau hat sein Gehirn verwirrt.
Nun faßt der Schreck die übrigen und schüttelt
Sie wach aus dumpfer, lastender Erstarrung.
Sie wenden ihren Schritt, noch angstvoll zitternd
Schaun sie zurück: es deucht sie schon, der Schwall
Der Überschwemmung, die da unten anwogt,
Er dringe los auf sie, verfolge sie
Und hefte sich an ihre fliehnde Ferse.

Sie fliehn. Am andern Morgen aber zieht's
Wie mit geheimem Zauber sie zurück.
Noch einen Tag lang stehn in banger Scheu
Sie dort und schaun aufs hohe Meer hinaus.
Doch immer lieblicher erscheint es ihnen
In seiner hehren Schöne. Näher treten
Am andern Tage sie heran, sie steigen
Hinunter an den Strand und sammeln Muscheln
Und horchen auf den Wogenschlag der See
Und jauchzen auf in kind'scher Lust.
Am dritten
Der Tage sieht die Schar wie hold ein Eiland

Herüberwinkt vom Rand des Horizonts:
Sie zimmert sich ein Floß und schifft hinüber.

---

## Einer Tänzerin.

Schmähung zollt statt Preises der Unverstand dir!
Wär' die Schönheit Sünde, der Formen Zauber
Fessellos ausströmend und ihrer selbst sich
Selig erfreuend?

Gottentstrahlt ist Schönes und allen Reizes
Offenbarung mute den Reinen rein an:
Doch das Alltagsauge begehrt im schönen
Weibe das Weib nur!

Lebenswarm auflodernder, sel'ger Schönheit
Schleierlosem Wunder ist unser Blick nicht
Rein genug, es regt in gemeinem Sinn nur
Schnöde Begier auf!

Schönes Weib, umschleire des Auges Glanzquell,
Birg des Busens göttlichen Reiz; des Leibes
Wild im Tanzschwung schäumende Rhythmenwoge
Zeige dem Markt nicht!

Streu' der Schönheit himmlische Perlenschnur nicht
Spielend hin unreinem Getier, profanem
Schwarm. Der Faun nicht löse des Reizes goldnen
Gürtel der Charis!

---

## San Andrea.

### I.

Am Festtag rauscht's von schimmernden Gefährten
An San Andreas wunderschönem Strande,
Zur Rechten See, verrieselnd sacht im Sande,
Zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten.

Dazu Tergestes Fraun, die siegbewährten!
Ein Festzug scheint's, der hold im Meereilande
Der Kypris hinwogt und vom Uferrande
Sich spiegelt in der Flut, der blauverklärten.

O hier ist's lieblich auf und ab zu schlendern!
Bald gängelt dich mit Reizen ohne Namen
Das prächt'ge Seebild wie an Liebesbändern:

Bald wieder scheinen dir die stolzen Damen
Des Bildes Kern in ihren Prunkgewändern,
Und Meer und Himmel nur ein schöner Rahmen.

II.

Der Seestrand rauscht von schimmernden Karossen;
Mich aber lockt vor allen ein Gespanne:
Das trägt, mich fesselnd wie mit Zauberbanne,
Das schönste Weib, liebreizend hingegossen.

Ist das die Meerfei, die mit Neptuns Rossen
Der nahen Flut entstieg, mir armem Manne
Zum Unheil, und für eine Zeitenspanne
Verließ die Muschelgrotte, meerumflossen?

Schon abseits rollt, sieh, von der Menschen Rotte
Der Wagen, während, jüngst noch ein Gesunder,
Ich hinterdrein wie traumverloren trotte.

Gleich wird der holde Spuk, der Liebeszunder
Ins Wasser gleiten und in seine Grotte
Mich niederziehn das schöne Meereswunder.

---

## O, gib die Seele mir zurück!

„O, gib die Seele mir zurück,"
Klagt' ich, „die du geraubt!"
Da neigte sie, o Wonneglück,
Zu mir ihr lockig Haupt.
Sie lächelte: „Doch sage mir,
Wo nimmt sie wohl den Weg?"
„O komm," sprach ich, „ich zeige dir
Der Seelen Purpursteg!

Berühre mit der Lippe leis'
Und linde meinen Mund!"
Sie tat's — da flammte glühend heiß
Ein Kuß aus Herzensgrund:

Und eine Seele zog berauscht
Ins Herz im Kusse mir —
Doch war's die ihre, hold vertauscht,
Die meine blieb bei ihr!

---

## Im Walde.

Mußt den Schmerz du tragen ins heil'ge Waldgrün,
Das da ringsum rauschet in ew'ger Unschuld?
Soll aus trübem Auge Viol' und Primel
Schnöde betaut sein?

Sieh, wie rastlos klettert und springt das Eichhorn
Hier im tann-umdunkelten grünen Moosgrund!
Fröhlich stets ein schwebendes Leben lebt es
Zwischen den Wipfeln.

Aber regsam freuet im Quell Befloßtes
Sich, es freut Geflügeltes unterm Laubdach
Rastlos auch sich immer und hüpft von einem
Zweige zum andern.

O der hold-geschäftigen Muße! Zwecklos
Scheint ihr Tun, doch füllen sie so des Daseins
Hohle Kluft aus, zügeln der Wünsche seitab
Schweifenden Aufschwung.

Nur der Mensch, in fiebernder Stille quält er
Sich den Tag hin, quält sich die lange Nacht auch,
Mißt zur Kurzweil schnöde die Zeit an lichten
Tränen, die langsam

Zwischen Sarg und Wiege, wie Körner Sandes
Von der Sanduhr, rollen und wie die Küglein
Einer Betschnur, leise gewälzt von bleichen
Händen des Büßers.

---

## O Insel, so waldgrün —

O Insel, so waldgrün, wie lockst du den Sinn!
Meiner Sehnsucht Gedanken, wie flattern sie hin!

Fern grüßt er herüber mit felsigem Rand
Uber schimmernde Wellen, dein blumiger Strand!

Sind's die Reben, die Rosen auf den sonnigen Höh'n,
Die Zypressen im Talgrund, die so friedlich dort wehn,
Sind's die Büsche des Lorbeers ob der felsigen Kluft,
Was am lieblichsten lockend hinüber mich ruft?

Ist's sel'ger, zu wandeln bei den Rosen am Hang,
Oder Lorbeer zu pflücken unter süßem Gesang,
Oder, sterbend entschlummert bei den Liedern des Schaums,
An Zypressen geschmiegt ruhn, in den Armen des Traums?

---

## Reisebild.

O sieh, wie golden die Blümlein
Die tauige Wiese durchsticken,
Wie Veilchen träumen und nicken
Im Talgrund um den See.
Schön, während vorüber uns führet
Das Dampfroß qualmenden Hauches,
Blickt durch die Wolken des Rauches
Mohnblüte und grüner Klee.

Und traulich locket die Berghöh',
Wo über dem Felsgesteine
Friedlich im Abendscheine
Die Purpurwolke schifft:
Da sitzet der Hirt und die Hirtin
Und um sie grasen die Böcklein
Und Lämmer mit klingenden Glöcklein
Auf stiller Weidetrift.

---

## Ich seh' dich heut' zum erstenmal.

Ich seh' dich heut' zum erstenmal,
Da faßt mich's liebebang;
Du bist's, dich sucht' ich überall,
Wo säumtest du so lang?
Ich habe dich ja längst gekannt,
Erkennst denn du mich nicht?
Fühlst du, wie innig wir verwandt,
O du mein süßes Licht?

Was blickst du mich so fragend an,
So gänzlich fremd und kalt?
Hab' ich dir denn ein Leid getan,
Holdsel'ge Fraungestalt?
O mach' mir nicht den Sinn so trüb
Und nicht das Herz so schwer:
Nicht wahr, du bist mein süßes Lieb?
Was kränkst du mich so sehr?

---

## Der wilde Reiter.

Auf schwarzem Roß um Mitternacht
Ein wilder Reiter sprengt.
Wer ist der wilde Reiter?
Die Zügel sind verhängt.

Vor ihm her stürmt ein Kriegerschwarm
Ein eilbeflißner Troß:
Doch schneller sprengt der Reiter
Auf seinem schwarzen Roß.

Vor ihm her wiegt ein Geier sich
Im fahlen Mondesschein:
Doch schneller sprengt der Reiter
Und holt den Geier ein.

Vor ihm her schwirrt ein dunkler Pfeil
In blitzbeschwingter Eil':
Doch schneller sprengt der Reiter
Und überholt den Pfeil.

So sprengt der wilde Reitersmann
Dahin mit Sturmesmacht:
So weiter, immer weiter
Die lange dunkle Nacht.

Ins Antlitz leuchtet ihm so graß
Das helle Morgenrot:
Der Rapp', das ist die *Seuche*,
Der Reiter ist der *Tod*.

---

## Vernichtung oder Verjüngung.

Wälze, du Wettersturm,
Wälze des zögernden,
Schleichenden Stromes Gang
Rascher dahin!

Über dem Waldgebirg
Ballt sich und stockt die Nacht,
Doch in der Wolke noch
Zaudert der Strahl!

Blume, wo ist dein Schmelz?
Vöglein, wo ist dein Sang?
Quell, wo dein frischer Hauch?
Wald, wo dein Grün?

Diese Entarteten,
Reiße der Sturm sie hin
Oder verjünge sie
Donner und Blitz!

---

## Sankt Basilius in der Hölle.

Basilius, der fromme, starb: es schwebt zur Himmelstür sein Geist.
Entgegen tritt der Pförtner ihm, der barsch ihn von der Schwelle weist:
„Du warst ein heil'ger Mann, Basil, doch Ketzer auch; auf deinem Haupt
Ruht ungelöst der Bannfluch Roms, der dir des Himmels Anspruch raubt!"

Basilius vernimmt das Wort und steigt mit heitrem Angesicht
Hinab zur Hölle wohlgemut, als ging's ins helle Himmelslicht.
Es wallt vor ihm ein Engel her mit flügelschneller Tritte Schwung,
Zu weisen ihm im glühnden Pfuhl den ew'gen Ort der Peinigung.

Und offen, siehe, gähnt der Schlund, jedoch der Heil'ge bebet nicht;
Er blickt hinab mit hellem Aug', und mild erglänzt sein Angesicht;
War's doch, als fiel ein sanfter Schein, ein ungewisser sel'ger Strahl
Ins Dunkel und durchzitterte gemach den düstern Ort der Qual.

Vorm Angesicht des Mönchs, so hold, so fromm-verklärt und engelmild,
Die höll'sche Meute prallt zurück, als wär's ein blanker Zauberschild;
Und alle die Verdammten rings wie frohgetröstet auf ihn schaun,
Als müsse Himmelsmanna gleich, statt Pech und Schwefel, niedertaun.

Da führt der Engel tiefer ihn, und toller braust der Hölle Spiel,
Und Satanasse wilder dräun: doch immer lächelt noch Basil.
Habt ihr gesehn, wie Lava stockt, sich träger wälzt, gerinnt und ruht?
So stockte vor dem Tritt Basils der uferlose Strom der Glut.

Zu Füßen fallen Funken ihm, als wären's weiche Röselein;
Zum Nimbus wird ob seinem Haupt der Flammenlohe Widerschein;
Von oben weht es um ihn her wie Fittiche der Seraphim:
Die teilen in der tiefsten Höll' des höchsten Himmels Lust mit ihm.

Da ruft zurück den Heiligen der Engel aus dem Pfuhl empor
Und bringt zurück zum Pförtner ihn, hoch an des Himmels goldnes Tor,
Und spricht: „O Petrus, diesen Gast, ihn laß nicht dort am dunklen Strand:
Nur ein Geringes fehlte noch, so löscht' er aus der Hölle Brand!“ —

Der sprach's, doch eine Stimme hehr sich aus der Höh' vernehmen ließ:

„Wer in sich einen Himmel trägt und um sich schafft ein Paradies,
Dem weigr' ich meine Näh' umsonst. Tritt in der Heil'gen sel'ge Schar!" —
Der Höll' und Himmel zwingt, der Geist, ihn führt die Gnade wunderbar.

---

## Gewitter im Walde.

Es braust der Forst, Gewitterwolken fliegen,
Der Bach durchtobt die Schlucht in Finsternissen,
Gestein und Trümmer stürzen hingerissen,
Und krachend sich die hohen Wipfel biegen.

Die Tiere tief sich in die Klüfte schmiegen:
Ein still Asyl muß nur der Wandrer missen?
Doch — bei der Blitze Schein, dem ungewissen,
Seh' ich vor mir die sichre Grotte liegen.

Ich lagre hin im weichen Moose mich:
Da naht im Traum die Schönste mir der Schönen
Und neigt zu mir sanft mit Gekose sich.

Und während fernhin die Gewitter dröhnen,
Erschließt mein Herz wie eine Rose sich
Und stillt den Sturm mit Lieb' und Liedestönen.

---

## Die Vögel.

Selig sind die Geflügelten,
Denn sie wohnen im Elemente des Klanges!

O, Mutter Erde, wie du
Die Blumen teilen mußt mit dem Hades,
So mit dem Äther die Vögel!

Ich preise sie,
Die Leichthinschwebenden, immer Beweglichen,
Die Losgelösten vom Mutterbusen, woran
Wir anderen Kinder
So ängstlich kleben: sie aber vertraun sich
Dem starken Vater, dem Äther,
Der in der Höhe sie tränkt

Mit seinem Herzblute, dem Licht,
Und stärket auch die Brüste den Schwächsten.

Licht aber ist Klang. Wen einmal säugte das Licht,
Dem fließet auch süß der Ton, und Klanggewaltige sind
Auch Drachenbekämpfer. Apollon führt
Die Lyra wie den Bogen,
Es singt der Vogel und stürzt,
Der glanz- und klangfrohe,
Feindselig ewig
Hinunter auf den Wurm,
Der stumm ist und im Dunkel dahinkreucht.

Wann endet aber die Kampfesnot? Wann kommt
Der heilige Sabbatfriede? Die höchste Kraft,
O siehe, sie ist auch immer gesellt der tiefsten Sehnsucht
Nach Ruhe. Steig' auf die Gipfel der Andes
Und blick' empor!
Siehe, den Blick überfliegt der Kondor!
Hoch über dir
Zerrinnt er,
Ein dunkler Tropfen, ins blaue Luftmeer.
Aufwärts reißt ihn nach seliger Stille der Drang
Über den ewigen Kampf der Kleinen, und so
Stürzt er einsam empor
Ins himmlische Lichtelement und schläft
Geruhig auf seinen Schwingen.

---

## Besorgnis.

Was dieses Herz als höchste Wonne spüret,
Dein holdes Bild, ich schau es oft mit Beben:
Wird es so rein mich immerdar umschweben,
Wenn auch dem Blick, doch nicht dem Sinn entführet?

Es stirbt die Flamme, noch so heiß geschüret,
Und Liebe selbst lebt oft ein flüchtig Leben:
Dem Sinn entschwindet wieder, was ihn eben
Gleichwie mit ew'ger Zaubermacht gerühret.

Ich hob manch holdes Bild auf lichtem Schilde,
Und mußte doch nur allzubald verneinen
Der jüngst gepriesnen Züge Reiz und Milde.

Weh' mir, wenn jemals mählich auch die deinen
In mir erblassen, gleich dem Nebelbilde,
Und selbst im Traume mir nicht mehr erscheinen!

## Diamanten.

Morgenhell auf Gräserspitzen
Kleine Tauesperlen sitzen,
Die da funkeln, die da blitzen
Und Demantenglanz versprühn.
Diese Grashalm-Diamanten
Freun sich stolzerer Verwandten,
Die mit feingeschliffnen Kanten
In der Königskrone glühn.

Uranfänglich sind Demanten
Wie die hier auf Gräserspitzen
Zart und weich. Wie Schnee der Firne,
Wie den Reif von einer Birne
Küßt sie weg der Sonnenschein.
Erst auf kalter Königsstirne,
Da gefrieren sie zu Stein.

## Die Braut.

I.

Schön Liebchen, komm hernieder,
Die Nacht ist lieblich und hell;
Es rufen dich sehnende Lieder —
Die Stunden jagen schnell!

Die schwarze Burg umbranden
Die Wellen im Mondenschein;
Es ruht der Kahn am Strande,
Steig, süßes Liebchen, ein!

Mein Lieb, was senkst du das Köpfchen,
Was blickst du so trüb und bleich?
Was schleichen sich Perlentröpfchen
Aus den Äuglein schmerzenreich?

Sind lieblich nicht die Fluten,
 Nicht friedlich die dunkle See?
Nicht zart meine Liebesgluten?
 Nicht freundlich die Sterne der Höh'?

„Wohl lieblich sind die Fluten
 Und freundlich die Sterne der Höh'
Und zart deine Liebesgluten
 Und friedlich die dunkle See:

Doch morgen ist meine Hochzeit —
 Ein Bräutigam ist bereit,
Und Hochzeitkränze den Gästen
 Und mir ein weißes Kleid."

II.

„Es leuchtet der Hochzeitmorgen
 Der Bräutigam ist bereit.
Auf, zieret die Braut mit Perlen,
 Umschlingt mit Rosen ihr Kleid!
Behängt mit Kränzen die Halle
 Und führt die Liebliche her!
Vom Schlosse Musik erschalle
 Hin über das blaue Meer!"

Wohl schlug der Trauung Stunde —
 Zur Hochzeit fehlte die Braut;
Die ruhet im Meeresgrunde,
 Da ward sie festlich getraut.
Meerfeien haben ihr Perlen
 Ins goldene Haar gedrückt
Und bräutlich mit Korallen
 Die bleiche Stirne geschmückt.

---

## Meine Lilie.

Es flimmert der Kranz der Sterne,
 Der Mond aus Wolken bricht,
Am Fensterlein dämmert ferne
 Ihr Lilienangesicht.

Verglühet, ihr Sternenkränze,
Versinke, du Mondespracht!
Nur du, meine Lilie, glänze,
Wenn sehnende Liebe wacht!

---

## Segen der Schönheit.

Wandl' ich sinnend über den lauten Marktplatz,
Wo des Volks sich drängender Schwarm die trüben
Wellen wälzt, da fühl' ich mich einsam, seufze,
Finde die Welt rings

Leer und schal. Doch taucht aus der Menge plötzlich,
Aus dem trüben Larvengewühl ein helles
Frauenantlitz, das wie ein selig Wunder
Milde mich anstrahlt
Und dem Blick dann ebenso rasch entschwebt ist:
O wie rasch auch ist mir das Herz verwandelt!
Nimmer säng' und sagt' ich, wie mir geschieht, es
Glänzen die Blicke

Mir, das Blut wallt freier, ich hege wandelnd
Holden Trost und staune, wie süß der Schönheit
Segen niedertauet, und lieb und schön ist
Wieder die Welt mir.

---

## Waldgang im Herbste.

Öd' ist das Meer und segelarm und von Stürmen bewegt,
Das Waldgebirg aber steht in farbigem Schmuck.
Golden und rot
Flammt Garten und Au
Noch einmal auf.
Kalt sind Herbstsonnenküsse,
Doch Purpur der Todeswonne begießt
Flur und waldige Berghöhn.

Müdigkeit und herbstliche Trauer
Weht ins Herz mir der Genius der sinkenden Zeit,
Doch er übergießt die Blüten des Lieds mir
Mit der Wehmut süßestem Schmelz.

Hellfarbig hängen an den Bergen die Wälder,
Drinnen aber, wo
Von stürzenden Wassern
Donnert die Schlucht und unter Nordwinden
Die Wipfel krachen
Und niedergeht von gelben Blättern ein Schauer,
Und wo zwischen den Ästen rauchen die Nebel,
Herunterhängend
Vom triefenden Himmel
In die Pfade des Waldes: da wandr' ich
Einsame Nachmittage lang
Zwischen Eichen und Tannen,
Hoch oben bald, wo Raben krächzen,
Und wo Felsgipfeln entstürzt,
Gesammelt in granitnen Schalen, der Bergquell,
Und hinab dann über Trümmer und entwurzelte Baumstämme,
Bis unter mir erbrauset das Tal,
Und zum Gießbach geworden der Bergquell,
Der, entführend die letzten der Waldblumen,
Breit und furchtbar durchs hallende Tal hin
Wälzet den gelben Strom, den regengeschwellten,
Daß unschlüssig eine Weile
Zaudert der Fuß und erschrocken
Der Pilger steht und bestaunet den heiserbrausenden
Inmitten der Waldstille:
Dem aber folg' ich
Gedankenvoll
Bis an die Schlucht,
Und bis der Abend kommt,
Wo ineinander rinnen
Mit des Nebels Bildern
Die Schatten der Nacht, und Wipfel und Wellen
Nur noch im Traume reden, und aus dem trüben,
Schwermutdunklen Auge des Himmels
Der Vollmond quillt als ein lichte Träne.
Dann ruh' ich einsam
Auf moosigem Felsblock
Noch lange, lange Zeit
Bis tief in die Nacht.
Ich sitze dort, Gesänge sinnend,

Während finster geworden der Wald und schweigend
Und mählich über den Wipfeln
Aufgegangen die Sterne sind.

Ich sitze dort,
So mancher Frühlingswonne gedenkend,
Die nun dahin ist,
Und aller verlornen Schöne,
Bis fern im Gebirge
Noch fällt ein Schuß,
Oder hoch aus der laubigen Krone des Baumes
Die Eichel neben mir
Klatschend nieder auf den umdunkelten Steinweg
Fällt und den Traumverlorenen aufschreckt.

Müdigkeit und herbstliche Trauer
Weht ins Herz mir der Genius der sinkenden Zeit;
Doch er übergießt die Blüten des Lieds mir
Mit der Wehmut süßestem Schmelz.

---

## Menschenleben.

Heut lallen an der Mutterbrust, der weichen,
Zu Rosse morgen ziehn in stolzem Trabe
Und übermorgen dann als müder Knabe
Mit grauen Haaren an der Krücke schleichen:

Das Glück erspähn und nimmer es erreichen,
Sich hundertmal als einzig süße Labe
Den Tod erflehn und schaudern vor dem Grabe,
Das Sein verwünschen, vor dem Nichts erbleichen:

In langer Weil', in Weinen oder Lachen,
In Sehnen, Sinnen, Hoffen und Erbeben
Den Tag verträumen und die Nacht durchwachen,

Dazu die Frage schmerzlich oft erheben,
Was all das soll: das ist in tausend Sprachen
Ein altes Lied, betitelt Menschenleben.

---

## Lebewohl.

Nun ich dein Auge feucht gesehn,
Nun fahre wohl — nun ziehe hin!
So bleibst du mein, bleibst ewig schön,
Und ewig ruht in dir mein Sinn.

Zieh' bis ans Reich des Ozeans,
Bis an den fernen Saum der Welt —
Von deiner Träne Wunderglanz
Bleibt immerdar mein Herz erhellt!

---

## Lieder aus Venedig.

### I.
### San Marco.

Heil'ger Markus, segne gnädig
Diesen Schwarm von Tagedieben,
Arm und reich, beweibt und ledig,
Häßlich, schön, dumm, durchgetrieben:
Alle, wie sie sich, dem Strome
Folgend, aus entfernten Ländern
Herbemüht, vor deinem Dome
Fleißig auf und ab zu schlendern.

Nachts auch wimmeln noch von Betern,
Welche deiner Ehre huld'gen,
Und von frommen Pflastertretern
Deine Steine, die geduld'gen.
Einsam andre Heil'ge harren,
Doch dir strömen zu die Wandrer:
Soviel Weise, soviel Narren
Sieht, wie du, bei sich kein andrer.

---

### II.
### Das alte Lied.

Kennt ihr vom hehren Venedig
Das alte ewige Lied?
Das werden die Reisebeschreiber
Zu singen nimmer müd':

Ein Demokrit ist der Himmel
  Und lächelt das ganze Jahr,
Pomeranzen und Zitronen
  Blühn wonnig im Januar;

Am Ponte Rialto flittert's
  Von Gold und flimmert und flirrt,
Der Markusplatz ist immer
  Mit den schönsten Damen garniert;

Auf der Riva wimmelt und wogt es
  Lebendig den ganzen Tag,
Matrosen und Gondoliere
  Sind ein reizender Menschenschlag.

Doch in Kanälen und Gassen,
  Da löset sich Stein um Stein
Und fällt melancholisch langsam
  In die düstere Flut hinein.

Und in den alten Kirchen
  Schreckt Moderduft den Sinn,
Die Dogen auf ihren Gräbern,
  Sie haben alle den Spleen.

Ruinen sind die Paläste,
  Die Lagunen ein weites Grab,
Und nur die Fremden spazieren
  Gemütlich auf und ab.

Das ist vom hehren Venedig
  Das alte ew'ge Lied;
Das werden die Reisebeschreiber
  Zu singen nimmer müd'.

---

III.

Die Künstler.

„Ist es nicht die medizä'sche
  Venus, welche dort, o Wonne,
Auf dem alten Steindamm Wäsche
  Trocknet in der Maiensonne?

Ach, wie sind die guten Kinder
Hierzulande gar so lieblich!
Wäre nur zu Lande minder
Hier das Körbegeben üblich!

Hab' ich nicht ein solches Schätzchen
Jüngst verfolgt — o Schwabenstücklein! —
Über vierundzwanzig Plätzchen,
Vierzig calli, sechzig Brücklein?

Bin ich nicht am letzten ponte,
Ohne daß ich sie erbitten
Oder nur erreichen konnte,
Hastend mit den längsten Schritten

Einer hökernden Matrone
Schmählich in den Korb getreten,
Die im allerschärfsten Tone
Für die Zukunft sich's verbeten?"

---

## IV.

### Ein Schimpfvirtuose zur Abwechslung.

„Kunstgenüsse gibt's hier manche,
Doch es fehlt an gutem Biere,
Und so ist's gar sehr natürlich,
Daß ich schon mich ennuyiere.

Schöne Kirchen sind zu sehen,
Und der Markusplatz ist prächtig;
Aber die Kanäle duften,
Und das Volk ist niederträchtig.

Und was sind sie, diese Welschen,
Nicht für prahlerische Wichte!
Stets vom eignen Ruhme sprudeln
Sie bombastische Gedichte!" —

Ja, mein Freund, es pocht der Welsche
Gern auf alten Geistesadel;
Doch er ist nur groß im Selbstlob,
Nicht in fremden Volkes Tadel:

Aus den schmetterndsten Posaunen
  Schleudert er des Preises Psalme;
Aber in der Kunst des Schimpfens,
  Hermannsenkel, nimm die Palme!

---

## Besänftigung.

Goldne Mondesstrahlen schmiegen
  Sich wie Öl ins Meer, ins wilde,
Seine Fluten ruhn und wiegen
  Leise sich im Wonnetraum.
Also schmiegt vor deinem Bilde,
  Sternengleich emporgestiegen,
Ebbend sich in reiner Milde
  Meiner Herzenswoge Schaum.

Ja, es geht in wüsten Schäumen
  Hoch mir oft des Herzens Welle,
Bis, gelockt von Götterträumen,
  Fern zu dir mein Sehnen schifft:
Bis mein Auge, liebeshelle,
  Schweifend über weiten Räumen,
Endlich doch die traute Stelle
  Seiner liebsten Ruhe trifft;

Lächelnd, mit dem Demantschilde
  Deines Reizes, froh zu siegen,
Nahst du mir, den Busen milde
  Zähmst du mir mit goldnem Zaum:
Deines Auges Strahlen schmiegen
  Sich wie Öl ins Herz, ins wilde;
Seine Fluten ruhn und wiegen
  Leise sich im Wonnetraum!

---

## O selig.

O selig, wem in stiller Nacht
  Erscheint ein liebes Bild:
Wie glänzt es hold in Wonnepracht,
  Wie schimmert es so mild!

O wunderhelles Lockengold,
  O Wange, süß erglüht!
Ist denn die Traute gar so hold,
  Wie nun vor mir sie blüht?

Im Herzen ruhte mir am Tag
  Ihr Bild, ich wußt' es nicht;
Und nun bei Nachtigallenschlag
  Geht auf das holde Licht:

Es geht mir auf in Liebespracht
  Und lächelt mir so mild:
O selig, wem in stiller Nacht
  Erscheint ein liebes Bild!

---

## Dämmerstunden.

In diesen Dämmerstunden,
  Mein Kind, was willst du tun?
O laß die Kerze rasten,
  O laß die Ampel ruhn!

O diese Dämmerstunden,
  Ich liebe sie so sehr!
Wenn wir uns nur gefunden,
  Mein Kind, was willst du mehr?

So ruhend Herz an Herzen,
  Was frag' ich nach dem Licht?
Die Lampen und die Kerzen
  Erfand die Liebe nicht.

Im Dunkeln schleicht Kupido,
  Das flügelschnelle Kind:
Da ist er ohne Binde,
  Was er so gerne: blind

---

## Bergesquellen.

Steil hin windet der Pfad sich am grünenden Hange des Bergwalds,
Der bis zu schwindelnden Graten die sausenden Wipfel hinanreiht,

Während im Tal ihm zur Seite der breite, der sonnige Strom glänzt.
Hier nun aber und dort springt nieder vom Haupte des Berges
Jauchzend ein silberner Quell, tanzt über die Felsen und rieselt
Quer mir über den Weg, dem Strom zu drunten im Talgrund.
Alle sie lieb' ich und grüße sie all, und sie laben mich alle,
Und ich lagre mich stets und schlürfe das liebliche Naß ein,
Blicke zum spiegelnden Grund, wo Kieselchen blitzen, und lausche
Träumend dem Märchengeplauder der Flut. Und die Gabe des Bergquells
Lockt und labet und rührt wie lebendige Güte das Herz mir:
Blümlein blühen um ihn, wo er anwogt, Vögelchen setzen
Sich auf die Steine des Rands und singen ihm Lieder in Fülle,
Ich auch preis' ihn vergnügt: nie sei's, daß ein Sänger an Holdem
Unfromm gehe vorbei; nie sei's, daß, wenn er am Wege
Liebes erfahren, zuletzt er fürbaß wandre gesanglos.

---

## Distichen.

### I.

### Die Meernixen.

Reizende Mädchen gebierst du, doch *halbe* nur, leuchtende Meerflut!
Lieblich von oben, doch ach, unten ein häßlicher Fisch!
Hegst auch du nur verstümmelt das göttliche Wunder der Schönheit?
Ein vollendetes Weib zeigt auch die Erde mir nicht.

---

### II.

### Die Sinne.

Wahrlich, der Sinn des *Gefühls* ist der undankbarste von allen,

Besser ist Auge und Ohr seiner Genüsse gedenk:
Wie dein Küßchen geschmeckt, ich vergaß es, aber ich sehe
Stets dein Mündchen noch rot, höre noch, wie du geschmollt.

III.

## Der Falter.

Hab' ich dich, schillernder Gaukler? Vergebens der Fittiche Goldstaub
Streust du zum Opfer. Du bebst? Halt' ich und spieße dich nun?
Nein, zieh' hin und erfreu' dich der himmlischen Lüfte des Lebens:
Heilig, du Flatterer, ist alles Geflügelte mir!

IV.

## Beseeltes.

Wären beseelt die Gestirne, die kreisenden Welten im Äther,
Nicht jahrtausendelang zögen so still sie die Bahn!
Dauernd ja lebt nur, was seellos lebt, doch dort, wo ein Herzschlag
Pocht und strebet, o wie lebt es sich müde so bald!

V.

## Amors Bogen.

Amor, leih' mir den Bogen, so rief ich, auf daß an den Herzen
Ich mich räche, die nie liebend erglühen mit mir.
Amor lächelt' und gab mir den Bogen — ach, ohne den Köcher:
Doch ich besaitete ihn, brauche als Leier ihn jetzt.
Und nun mächtig entschwirrt, gleich Amors Pfeile, der Klang auch:
Tief ins lauschende Herz trifft er mit Liebesgewalt.

## VI.
### Schauen und Schaffen.

Blicke zum Himmel empor, bis die goldenen Pforten sich auftun,
Und dir in göttlichem Licht thronend erscheint die Idee;
Doch dann senke den Blick, und hast du geschauet, so schaffe!
Schauen und Schaffen, es ist menschlicher Doppelberuf.

---

## VII.
### An L.

Zart wohl bist du und hold, doch welche Geschicke bestimmt sind
Mir, dem Entflammten, verrät sprechend der spöttische Zug,
Welcher in deines Gesichts süßlockende Reize sich eindrängt,
Wie in die Mondnachtreihn holder Chariten der Faun.

---

## VIII.
### Totes und Lebendiges.

Marmorgebild' voll Leben und Reiz, ich flüchte zu dir mich:
Steine, sie leben — und tot grinst das Lebend'ge mich an!

---

## IX.
### Zersplitterung.

Schmerzlich ist mir das Herz und schmerzlich die Liebe zersplittert,
Schmerzlich zersplittert sich mir in Epigramme das Lied.

---

## X.
### Mein Herz.

Sei, mein Herz, wie der Aar, der, den Pfeil im Herzen, sich losreißt
Von den Gebirgen und aufwärts ins Unendliche steigt:
Einsam, siehe, verblutet er trotzigen Sinnes im Äther,
Und in der Sonne zuletzt sucht er das flammende Grab.

---

## XI.
### Hafis.

Hafis liebte die Rosen, und weil er sie liebte, begriff er
Ganz ihr Wesen; sie blühn dankbar ihm über dem Grab:
Seele der Rose, du lebst in den weichen Gesängen des Dichters,
Ruhe dafür sein Geist schwebend in Rosengedüft.

---

## XII.
### An Pauline.

Verslein schreibst du an mich, mein Liebchen, und, traun, es freut mich
Herzlich, doch es umschwebt Sorge zugleich mir das Haupt.
Groß im Liede war ich, mit der goldenen Lyra gewann ich
Dich und es fesseltest du mich mit der Reize Gewalt.
Aber sofern du nunmehr auch zum Sangwettstreite dich rüstest,
Ach, wie nah' ich mich dann, doppelte Siegerin, dir?
Sage mir nicht, mein Kind, du wolltest vom Throne des Lieds nicht
Stoßen den Freund und nur, müßiger Stunden Gefühl
Kündend im Spiele des Reims, mit erfreulicher Liebesgewißheit
Zart ihn laben und sanft trösten des Ängstlichen Herz.
Wähnst du mit Versen mich nun, o schelmische kleine Kokette,
Weil ich in Prosa dir nichts glaube, zu fangen? O nein!
Siehe, nun zweifl' ich erst recht; denn vieles erdichten die Dichter,
Dichtung sind wie der Reim auch die Empfindungen oft.
Küsse mich, liebliches Kind! Denn küßt dein Mund mich, da glaub' ich
Ihm, doch redet er, ist's Rauch mir und luftiger Hauch.
Doch schon gefährlicher spitzt sich das redegewandte, das Mündchen,
Und kampflustiger gibst Wort um Wort mir zurück:
„Spötter! vergißt du so ganz, wie gerne das Liebchen des Reiters
Streichelt das mähnige Roß und das gewaltige Schwert
Wieget und prüft in der Hand? Und es dürfte das Liebchen des Dichters
Nimmer der Lyra sich nahn und dem geflügelten Roß?“ —

Schelmin! so weißt du zuletzt doch recht zu behalten! Und dennoch
Quält mir die Sorge das Herz. Soll ich zufrieden es sehn,
Wenn, statt traulich zu kosen mit mir, in die Saiten der Lyra,
Die ich zur Seite gestellt, du Fürwitzige greifst?
Wenn das geflügelte Roß, das abseits ruht, du mit kecken
Füßchen besteigst und hinweg über die Berge mir fliegst?

---

## XIII.
### Die Rosen des Nords.

Rosen-Entblätterer Nord, zum Ersatz auf die Wangen des Mädchens
Hauchst du nun frische — der West, traun, bringt schönere kaum!

---

## XIV.
### Trost.

Sehnsucht fühl ich und Schmerz, und alle die Freuden sind ferne,
Aber verzage darum nicht, du verlangendes Herz!
Darf ich doch farbige Blumen noch schaun und den leuchtenden Äther!
Nichts verlor, wer noch trinkt, atmend, das rosige Licht.

---

## XV.
### Seligstes.

Selig, welcher das Herz hingibt an das All und der Schönheit
Ewigem Bilde den Sinn, stille betrachtend, geweiht.
Seliger doch, wem das Schöne verstehenden Blickes entgegen
Tritt, wer liebend ans Herz drücken ein Göttliches darf!

---

## XVI.
### Grabschrift.

Der ich der Liebe Panier entrollt und gedeutet der Rose
Purpurschrift und das Reich seliger Schöne geahnt,
Ferne von Lieb' und Freude, des Glückes jungfräulicher Herold,
Einsam lebt' ich, und früh ging ich den düsteren Weg.

---

## XVII.
### Der Tröster.

„Hör' mein freundliches Wort! Ich möchte von lastender Trauer
Gern dich erlösen, dir Trost gießen ins Duldergemüt!" —
Tröster verlangst du zu sein mir, o Freund? Dann laß mir
die Trauer!
Siehe, die Trauer, sie ist Trauernden einziger Trost.

---

## XVIII.
### Quell des Gesanges.

Oft schon hört' ich das Wort, aus dem Leid nur quelle die
Dichtkunst.
Nimmer! Die Wonne nur ist ewig ihr einziger Quell.
Selbst wo gänzlich sie scheint aus dem bittersten Leid zu ent-
springen,
Quillt sie in Wahrheit doch nur aus der Wonne des Leids.

---

## Die Sonnenblume.

Tiefsinnige Sonnenblume, du neigst
Das feurigbrütende Haupt so gedankenschwer,
So sonnetrunken! Wenn unbestritten die Rose hold ist,
So spricht doch schon zum Herzen geheimnisvoller
Ein Lilienkelch, und Urtiefen des Geistes regt
Hilianthos auf, der mystische Sonnenspiegel,
In welchem das schreckbar-funkelnde Heliosbild,
Wiedergeboren in Florens Reich,
Als Blumenantlitz lächelt und seine Glut
Zu goldner Farbenmilde gedämpft hat.

Denn wo es glüht, das heilige Licht, da trägt's
Kein sterblich Aug', und so blüht es lieber
Am Wege still in Zeichen und Bildern,
Vor welchen dem Wandernden
Das Herz aufgeht und selbst
Die Alltagsseele zuweilen geheim
Bewegt wird; was muß erst geschehen dem Dichter?

---

## Mit den Sternen.

Mit den Sternen kehrt die Liebe,
  Kehrt die Sehnsucht neu zurück:
Walte denn mit sel'gem Triebe,
  Hohen Dranges Geisterglück!

Mir im Herzen selig walte,
  Zauberbann der dunklen Nacht,
Und geheimnisvoll entfalte
  Deines Zwanges holde Macht!

Bringst du, Nacht, dem Himmel Sterne,
  Perlentau der Rose jung,
Gibst du Schwingen in die Ferne
  Mir zu hoher Liebe Schwung.

Schwand auch in des Tags Getriebe
  Mir der Seele schmerzlich Glück,
Mit den Sternen kehrt die Liebe,
  Kehrt die Sehnsucht neu zurück.

---

## Im Frühling.

Die Blumen sind aufgegangen,
  Kristallen glänzt der See:
Dies Blühn und Leuchten und Prangen
  Tut meinem Herzen weh!

Ich wollte, Winter bliebe
  Und die Blumen wachten nicht auf,
Bis Glück mir blühet und Liebe
  Zu wonnigem Lebenslauf!

---

## Mund und Auge.

Lächeln ist des Mundes Sache,
Amt der Augen ist's zu weinen;
Aber Aug' und Lippe stehen
Sich zu nah, so will mir scheinen.

Oft, wenn ich mein Liebchen küßte,
Pressend ihre Lippen hold,
Ist uns eine bittre Träne
In den süßen Kuß gerollt.

---

## Lebenslied.

O himmlische Wonne des Lebens,
Urewig blühend und hold,
Hoch über der Öde des Abgrunds
Hältst du dein Banner entrollt,
Und strömst im Glanze der Sonnen,
Im rosigen Lichte des Seins
Mit dunklen Todeswonnen
Geheimnisvoll in eins!

O holdes Wiegen und Wallen,
O sel'ges Streben und Ruhn!
O jauchzendes Steigen und Fallen,
O süßes Träumen und Tun!
O du schimmernde Lebenshelle,
O du selige Todesnacht —
Auf wechselnder Daseinswelle
Wie faß' ich alle die Pracht?

Ich möchte wonnig gerne
In jeder Blume blühn,
Ich möcht' in jedem Sterne
Des Himmels selig glühn;
Auf den Schwingen jedes Falters
Möcht' ich gaukeln durchs blumige Grün
Und im Wirbel des Lerchenpsalters
Hinsterben in Melodien.

Ich möchte mit allen Wellen
Mich berauschen im Sonnenglanz
Und in Schaumesfunken zerschellen
Im jauchzenden Sturmestanz.
Ich möchte mit allen Gewittern
Hinziehn über Berg und Tal
Und mit jeder Eiche zersplittern,
Die berührt der himmlische Strahl.

O flössen in mir zusammen
Die Ströme des Lebens all —
Um, vereint in seligen Flammen
Aufsprühend allzumal,

Das süße Leben zu trinken
Im goldenen Morgenrot
Und vereint in den Schoß zu sinken
Dem noch viel süßeren Tod.

---

## Stimme der Wahrheit.

Und spräche Wahrheit laut wie Donnerwetter,
Und hätte sie des Sturmwinds eh'rne Lungen
Und des Kanonenschlunds metallne Zungen
Und der Posaune kräftiges Geschmetter,

Und wär' der Meerschwall selber ihr Trompeter,
Vom Tagslärm würde doch ihr Wort verschlungen,
Vom schrillen Chor des Blödsinns überklungen
Und von des Hasses kleinlichem Gezeter.

Nur merke dies: kurzatmig ist die Narrheit:
Wie laut des Blödsinns Chor mag jubilieren,
Ermatten muß doch endlich sein Gedröhne.

Doch einen langen Atem hat die Wahrheit:
Ihr Wort, es klingt in seiner stillen Schöne
Geruhig fort, bestimmt, zu triumphieren.

---

## Sonett des Pädagogen.

Es war doch schön, wie wir beisammensaßen
So Tag für Tag — o welche Zeit mir war es! —
Kühl sollt' ich schaun, ach, in dein Aug', dein klares,
Und wußte mich doch eben kaum zu fassen.

Elektrisch knisterten die Faltenmassen
Der Seide, die du trugst; die Pracht des Haares
Umwallte dich, aus ging ein wunderbares
Arom von dir — wer bliebe da gelassen?

Anständigst ferne standen unsre Stühle:
Die schönste Stunde dir und mir verbittern
Mußt' ich dozierend mit erzwungner Kühle.

Doch oftmals ging ein Flügelschlag, ein Wittern
So zwischen uns, daß drückend ward die Schwüle
Der Luft, die Stimme mir begann zu zittern.

---

## Rosensymbol.

„Soll ich traun der flücht'gen Rose, die du mir zum Pfande gibst,
Zum Symbol für wandellose Glut und ew'ge Bande gibst?
Flüchtig ist die holde Blume: nicht wie Rosentriebe blühn,
Ewig muß im Heiligtume deiner Brust die Liebe glühn!"

Schilt mir nicht die flücht'ge Rose, nimm sie nur zum Pfande hin!
Deutet alles Dauerlose nicht auf Geisterbande hin?
Weiß die Liebe nicht, die voll ist von dem Überschwenglichen,
Daß das Flücht'ge stets Symbol ist eines Unvergänglichen?

---

## König Moor.

Nächtlich um des Schlosses Zinnen
Streichen Lüfte, weich und lind,
Ei, was kommen sie gezogen?
Hinter offnem Fensterbogen
Schläft ein wunderschönes Kind.
Purpurn glühn der Wange Dolden:
Sternlein ins Gemach der Holden
Glitzern noch einmal so golden,
Und es guckt der Mond sich blind.

Rührend schöne Jugendblüte,
Wahre, wahre deine Pracht!
Blume, dran ein Gott sich freute,
Wird des ersten Unholds Beute,
Der heranschleicht keck und sacht.
Böse Macht wirkt unbegrenzter
Jetzt zur Stunde der Gespenster:
Schließ, o Mädchen, schließ die Fenster,
Menschenfeindlich ist die Nacht.

Fernhin in des Schlosses Gründen
Liegt gedehnt ein weites Moor.
Seltsamlich zu dieser Stunde
Drunten überm feuchten Grunde
Flutet, ebbt der Nebelflor.
Aber siehe, was bewegt sich,
Was verdichtet, formt und regt sich,
Siehe, sieh, was hebt und streckt sich
Langsam riesenhaft empor?

Zu des Mägdleins Kammer dehnet
Sich's hinan in Mondes Schein.
Draußen steht es jetzo lüstern,
Wiegend leise Winde flüstern,
Tiefer träumt das Jungfräulein.
Und aus trüben Nebelschleiern
Schaut der keckste von den Freiern,
Schaut mit Augen, trüb und bleiern,
Durch die Fenster trüb hinein.

O du reine Jugendblüte,
Mahnt dich denn kein Gott im Traum?
Enger zieht an sich der Buhle,
Ach, der Buhle aus dem Pfuhle,
Seines Mantels feuchten Saum.
Weh' es schlüpft durchs leichte Gitter
König Moor, der Nebelritter,
Schmiegt sich bei des Monds Geflitter
In den holderwärmten Raum;

Schmiegt sich an das warme Leben
Unterm seidnen Baldachin:
O wie wohl tut ihm die Schwüle,
Während draußen sonst der kühle
Mond ihm durch die Glieder schien,
Winde sich an ihm ergötzten,
Ihm den dünnen Leib zerfetzten
Und ihn nächtlich spielend hetzten
Durch den weiten Himmel hin.

Spät aus tiefen, tiefen Träumen
Weckt die Maid der helle Tag.
Ei, was sind so schwer die Lider?

Frösteln läuft durch ihre Glieder,
Rascher geht der Pulse Schlag.
Wüste Nacht, sie hat geendet;
Doch die Jungfrau, traumverblendet,
Bleibt der Ungestalt verpfändet,
Die an ihrem Herzen lag.

Fieberhauch zum Gruße sendet
Er, der ihr den Kranz geraubt.
Hauche sind's, erst zephirkühle,
Mählich aber heiße, schwüle,
Wie der böse Samum schnaubt.
Wieder nachtet's: durch die Mauern
Um die Kranke geht ein Trauern;
Und es neigt in bangen Schauern
Sich zu ihr manch teures Haupt.

Heller glänzt des nächt'gen Himmels
Öde Sternenherrlichkeit;
Schmachtend, ach, nach holder Feuchte,
Die der Wange Brand verscheuchte,
Seufzt die schöne, glühnde Maid:
„O wie brenn ich, dich zu grüßen,
Buhle mein! Auf leisen Füßen
Kehr' zurück, mit feuchten Küssen
Lindre mir dies heiße Leid!"

Wort verstummt und Atemholen —
Nebel zieht, kein Stern mehr glänzt.
Und der Maid auf leisen Sohlen
Naht ein Engel, der verstohlen
Sie mit Lilien kühl bekränzt.
Ampelschein so traurig zittert,
Um das Haus der Nachthauch wittert,
Durch die Fenster, hochumgittert,
Schaut herein das Sumpfgespenst.

---

## Kosmogonie.

Die Wasser grauten, schrankenlos ergossen,
Kein Eiland noch in ihrem Schoße wiegend;
Da stieg der Gott des Lichts am Himmel siegend
Empor mit seinen goldnen Flammenrossen.

Es sah die Flut den Himmel aufgeschlossen,
Sehnsucht-entbrannt in ihren Tiefen liegend:
Und sieh! Er senkte sich, zu ihr sich schmiegend,
Und seines Liebesegens Borne flossen.

Wohl riß er los sich aus dem Wonnebunde
Von ihr — doch sieh, in tausend Blütenländern
Entstieg der Liebe Frucht dem feuchten Grunde.

Und wie der Sterne Kuß auf Blumenrändern
Zur Perle wird, blüht jener sel'gen Stunde
Gedächtnis fort in holden Liebespfändern!

---

## Weltleben und Einsamkeit.

Herzerquickung, lieblichen Lebensanreiz
Sucht' ich oft, ins Menschengewühl mich stürzend;
Doch das glücksspur-tastende Fühlhorn mußt' ich
Immer zurückziehn!

Einsamkeit ist bitter — und auf des Lebens
Bahnen draußen lauert sogleich das Unheil:
Lauert Schuld und Trug und der Lebensmächte
Größte: die Torheit.

---

## An Jadviga.

Was tönt dein Wort so lieblich meinen Ohren?
Was folgen stets mir deiner Augen Sterne?
Ich höre, seh dich, ach, nur allzu gerne,
Und bald ist ganz mein Herz an dich verloren.

Es strahlt ein Ideal mir, längst erkoren;
In ew'ger Liebe such' ich's nah und ferne.
Will nun dein lockend Aug', daß ich verlerne
Die Treu', die ich der hohen Braut geschworen?

Fahr wohl — wozu soll deine Näh' mir taugen,
Als aus dem Bronnen deines Augengrundes
Von süßem Gifte ganz mich vollzusaugen?

Schon allzu lüstern träumt mein Herz, mein wundes,
Vom sterngestickten Himmel deiner Augen
Und von der Rosenknospe deines Mundes.

---

## Dauer und Vergänglichkeit.

Vorüber, sieh,
Gehn Jahr um Jahr die Blumen; aber es ist
Noch immer, die sie bescheint,
Die alte Sonne, die Sonne, die schon gestrahlt hat
Über den Gärten des Paradieses.

Aus unerschöpflichen Quellen rinnt
Äonenlang in Strömen das heilige Licht,
Und über der Erde, der wandelbaren,
Steht, ewig hehr und erfreulich dem Aug',
Das Dauernde: steht
Festgegründet
Des Äthers Gewölb' und der feurige Sonnendiskus.

Wir unten aber, ach,
Wir kommen und gehn! — Wie aber geschieht's,
Daß oft uns spielende Lichter des Himmels necken,
Bald hier, bald dort ein Haupt in der Schar treffend,
Indes wir verdrossen und dumpf,
Zwecklosem Dasein fluchend,
Die Pfade zum Orkus hinabschleichen?

Dann kommt das Unwandelbare geheim
Hernieder und mit uns, den Vergänglichen, zeugt
Das Dauernde wieder ein Dauerndes:
Es gräbt der eine geschwind noch
Mit entgleitendem Meißel in Stein
Den Himmelstraum, der andere trinkt den seligen Strahl
Und sinkt dahin und stirbt, aber mit sterbender Hand
Schreibt er ein unsterbliches Lied.

---

## Herzlose Schönheit.

Kalt und herzlos lächelst du, stolze Schöne!
Unfruchtbar ist Liebe zu dir, wie Sehnsucht,
Heiß entbrannt für göttlichen Formenreiz in
Farben und Marmor!

Flechte nie die Rose sich dir zum Brautkranz!
Ruh am Busen nimmer ein teures Haupt dir!

Und erwählt ein Herz dich, so sei's ein leeres
Herz, wie das deine!

Nur mein Lied verkünde der fernen Nachwelt
Deinen Reiz und deiner Gefühle Kaltsinn!
Statt der Myrten blühe wie mir, so dir auch
Bitterer Lorbeer!

---

## In sternloser Nacht.

Todesreigen im Lebensglanz, ich seh deine Kränze flattern:
Ein Glockenschlag, ein Windeshauch, rasch werden sie dir zu Bestattern!
Mich täuschet es nicht, das große Gespenst, die Welt, in unendlicher Öde:
Ich nah ihr, ein Hamlet, ich rufe sie an: Nachtwandelnde, steh mir Rede!
Fragwürd'ge Gestalt, wer bist du wohl? von wannen kommst du? o sag' es!
Wie stiegst du herauf aus den Grüften des Nichts in die Dämmrung des irdischen Tages?
Was willst du mir im Reiche des Tods, hellgleißende Lebenslüge?
Was wollt ihr, Himmel und Erde, mir, Lenzblüten und Sternenzüge?
Es spielt das Licht um die Weltengruft wie der Mond um Kreuzgangfenster:
Von welchem vermoderten Gottesreich sind wir die bleichen Gespenster?

---

## Klänge und Schmerzen.

Schmerzen, die dich süß bedrängen,
Die sich selber kaum verstehn,
Läßt dein Herz in süßen Klängen
In des Abends Lüfte wehn.

Und sie schweben hin und wieder,
Schweben tönend her und hin,
Lassen in mein Herz sich nieder,
Ruhn und wohnen still darin.

So sind mein nun deine Klänge,
Mein dein Sehnen und dein Schmerz:
Dich befreiten die Gesänge,
Mir zerreißen sie das Herz!

---

## Nächtliches Ungewitter.

Horch, Donner rollen durch die finstere Nacht
Und vom Himmel stürzt das rauschende Wasser
Und schlägt in großen klatschenden Tropfen
Ans hohe Fenster
Und grelle Blitze beleuchten
Mit unerfreulicher Helle
Das einsame Gemach mir
Und ich wälze mich schlaflos auf dem Lager.

Wie unerquicklich, mitternächtigerweile
So preisgegeben zu sein hinter den hohen, hellen Fenstern
Dem Donnergeroll, dem Regengeprassel, dem grellen Lichtschein!
Glücklicher preis' ich jetzo die Tiere des Walds,
Die draußen unter den breiten Eichbäumen,
Vergraben ins weiche Moos,
In Klüften schlummern oder in Erdhöhlen,
In hohlen Baumstämmen und unter dichtesten Laubdächern,
Von Blitzen ungeblendet und nichts hörend!
O diese schlummern friedlich und unbekümmert!
Heißa, der Sturmwind, der erst wie ein Wolf nur
Heulte draußen im Feld, nun kommt er
Hyänengleich und reißt die Entschlummerten
Empor aus der heiligen Gräberstille des Traums.
Hu, hu, wie's brüllt
Und heult und winselt und pfeift! Gespenster flüchten
Vom Friedhof sich in die Schornsteine,
Und wimmern
Und schlagen die dürren Klapperbeine zusammen;
Denn toll geworden finden sie
Die sonst so friedliche Mitternacht
Und werden selber toll
Und hinter ihnen herjagend keucht's
Und bellt
Wie eine höllische Meute. Vergebens brummt

Zwölf salbungsvolle Schläge die Turmuhr drein;
Was will das metallne Gebimmel
Im Brausen der Urgewalten? Laß ab,
Kirchenglocke, fromme Gevatterin!
Es will ja doch
Zuzeiten sich auch austoben die Hölle.

---

## Natalie.

Da braust sie hin mit feurig stolzen Rossen,
  Beschwingten Zugs, begafft von ihren Rittern,
  Der Glieder Pracht umrauscht von seidnen Flittern,
Auf üpp'ge Polster lässig hingegossen.

Was sind der spröden Schönen, glanzumflossen,
  Die Huldigungen, die sie scheu umwittern?
  Nicht mehr als Veilchen, die mit leisem Zittern
In ihrer Räder Spur am Wege sprossen.

Am nahgedrängten Schwarm gezierter Faunen
  Verdrossen gleitet ab ihr Blick in Eile:
Die Glanzumstrahlte seufzt in trüben Launen.

O vielbeneidet Ziel der Liebespfeile,
  Mein Los, umsonst dich sehnend anzustaunen,
Ist sel'ger doch als deine Langeweile!

---

## Winterlied.

O Erde, schöne Sünderin
  Im weißen Büßerkleid,
Nun büßest du die Sünden
  Der grünen Sommerzeit!

Für jeden Sommersonnenstrahl,
  So traut und liebeheiß,
Bohrt jetzt ins Herz der Winter
  Dir einen Speer von Eis.

Für jedes Liebeswort, das dir
  Der West gerauscht ins Ohr,
Schnaubt eine Bußepredigt
  Dir jetzt der Winde Chor.

Für jede Blüte, die du trugst
An Baum und Strauch mit Lust,
Wirft eine kalte Flocke
Der Nord dir an die Brust.

Der Lenz, der flücht'ge Buhle dein —
Von all dem süßen Glück,
Den tausend Liebespfändern,
Was ließ er dir zurück?

Er ging und ließ dich nackt und bloß
Und, neuer Liebe froh,
Fern bei den Antipoden
Wohl schwärmt er irgendwo.

O Erde, schöne Sünderin,
Im weißen Büßerkleid,
Wie büßest du die Sünden
Der grünen Sommerzeit!

Wie oft, du schöne Sünderin,
Hast du schon so gebüßt!
Und hast den flücht'gen Buhlen
Doch wiederum geküßt!

So oft der Buhle wiederkehrt,
Der junge Liebestor,
Bist du die alte Törin
Und treibst es wie zuvor!

---

## Venedig 1856.

I.

Siehe, nun hast du das Meer und die Stadt und die wonnigen Inseln,
Alles nun hast du, o Herz, was du solang' dir ersehnt!
Prangend begrüßen sie dich, San Marcos Pforten und Zinnen,
Ernst, doch eigen und reich, fesseln sie lange den Blick.
Neugier aber beflügelt den Schritt. Schon gleit ich auf schwanker
Gondel des breiten Kanals flüssige Pfade hinab.
Silbern hebst, o Salute, das mächtige Kuppelgewölb' du:
Nicht einsam — du beginnst hohen und herrlichen Reihn.

Hei, wie tauchen sie rings aus grünlicher Woge, die stolzen
Palastfronten, der Kunst ewige Wunder, empor!
Säul' an Säule raget hinan, romanischen Halbrunds
Ruhige Linie gesellt gotischem Schwunge sich hold.
Reizvoll lächelt Cadoro dem Blick und Pesaros Prachtbau,
Siegend bestrickst du den Sinn, Vendramin, Perle der Kunst!
Doch es bewältigt Fülle den Blick. Wer zählte die hohen
Marmorschwellen, die grüngoldig die Woge bespült?
Aber es spiegelt im Meer sich die scheidende Sonne mit ihnen,
Dämmriger Schleier umwallt Zinnen und Säulen umher.
Langsam gleitet die Barke dahin. Was blickt ihr so düster
Nun, ihr Paläste, mich an? Du, o geruhige Flut,
Sage, was stimmst du gemach stillflüsternden Klagesang an?
Ach, ich kenne dich wohl, ewiges düsteres Lied!
Von dem zerfetzten Panier, vom zersplitterten Zepter der Macht weht
Kunde wie Seufzergetön mir auch ans fühlende Herz.
Doch was dämmert so hell fernher vom Osten herüber?
Goldene Ströme des Lichts regnen hernieder, es grüßt
Stadt und Lagune den Mondaufgang und prächtig entschleiert
Sich Venezias Reiz wieder in wonnigem Glanz.
Ja, ob die Herrschergewalt auch schwand und goldnen Besitzes
Blinkende Fülle versank — Schönheit blühet noch hier:
Hoch aus den Trümmern der Macht, aus zerstiebender Asche des Mammons
Hebt sie mit ewigem Reiz siegend und heiter die Stirn!
Die einen flüchtigen Schein ihr die Schönheit scheltet, die Künste,
Müßiges Spiel nur, o seht Hellas, Venedig und Rom:
Lang' schon starben sie hin und zerbröckelt nun rosten die goldnen
Machtdiademe, die stolz ihnen die Häupter geschmückt;
Aber ihr Leichnam hält in der Hand, der erstarrten, noch blühend
Frisch, die spielend sie einst pflückten, die Blume der Kunst!

II.

Reißen sich Rhythmen mir los von den Tempeln umher und den Zinnen?
Haucht pindarisches Maß griechisches Säulengebälk?
Ja, hier klingen die Wogen, es klingen die Lüfte von Rhythmen;
Rhythmen, sie regen sich nun frisch in der Seele mir selbst.

Klangfroh schäumt sie aufs neue, die Woge des Herzens, bewegt auf,
Die mir solang' in des Leids frostigem Banne geruht!
So einst war ich beglückt, als ich trunken auf Bergen der Heimat
Schweifte, der Liebe, des Ruhms Bilder in pochender Brust,
Oder im Grunde des Tals, zu berauschenden Träumen der Zukunft
Unter die Föhren ins Moos schmiegte das lockige Haupt.
Ach, wo schwanden sie hin, die beglückenden, flammengebornen
Ströme, die wild in der Brust dort mir gewogt und gerauscht?
Holde Begeistrungen, ach, ich wähnt euch ewig und ließ euch
Ebben, und leise wie Schaum schwandet und starbt ihr zuletzt.
Doch, noch wallt um die Stirn mir in flatternder Locke die Jugend;
Mut! ein Genius streift wieder im Flug mir das Haupt!

## Aspasia.

In deiner Formen Wundern les' ich gerne,
Im Lippenpurpur, schwarzen Glanz der Haare:
Das sind zu griech'schen Skolien Kommentare,
Daraus ich schönes, sel'ges Leben lerne!

Verbleichen müssen Rosen, Perlen, Sterne,
Der Tropenschatz der Dichtung langer Jahre;
Weil gänzlich neu dein Reiz, der wunderbare,
Ist eine neue Poesie nicht ferne!

Wetteifernd sich entgegenstand in Spaltung
Natur und Kunst. Nun siegt Natur. Gespendet
Hat sie in dir das Höchste der Gestaltung.

Wie käme, solcher Schöne zugewendet,
Nicht jedes Sein zu wonniger Entfaltung?
Wohl ihm, der sich an deiner Brust vollendet!

## Im Spiegel.

Die Liebesrede war gemach verklungen,
Wir ruhten Herz an Herz an trauter Stelle!
Und schweigend aus des Selbstvergessens Quelle
Trank ich, in Träume selig eingesungen!

Da fiel mein Blick, dem Wonnetraum entrungen,
Auf eines Spiegels blanke Silberwelle:
Und drin erblickt' ich in kristallner Helle
Mich selbst mit ihr, umschlingend und umschlungen!

An mich geschmiegt sah ich die Blütenflocken
Des Busens, sah der Augen lichte Sonnen
Und niederwogend ihre schwarzen Locken.

So stand ich, ein Narziß, am Zauberbronnen
Der Schönheit und bestaunte, süß erschrocken,
Das sel'ge Wunder meiner Liebeswonnen!

---

## Flatternde Locken.

O knüpfe los die langen, goldnen Flechten,
Und laß sie lieblich flatternd niederhangen!
Viel süßer ist's, mit wildumlockten Wangen
Der Küsse holden Wettkampf auszufechten!

Du zürnst? Wie magst du mit dem Freunde rechten
Um eine Schleife, weichend aufgegangen!
Des Haares Schleifen sind nicht Gürtelspangen;
Und läßt die Locke sich nicht wieder flechten?

O sieh' wie schön du bist — wie reizend fliegen
Die Locken jetzt um deine Liliengieder,
Um sich zuletzt in deinen Schoß zu schmiegen!

Die Liebesgötter nahn im Glanzgefieder,
Auf diesen goldnen Seilen sich zu wiegen,
Und klettern lustig spielend auf und nieder!

---

## Norditalische Reisesonette.

### I.

### Venezia.

Auftauchen sie, die meerumrauschten Zinnen,
Zahllos wie Zacken eines Riesenspeeres;
Die goldne Zauberstadt im Schoß des Meeres,
Sie muß das sprödeste Gemüt gewinnen!

San Marco hält das süßberauschte Sinnen
Des Nachts im Banne seines Flammenheeres;
Leicht wird ein schweres Herz und voll ein leeres,
Und jeden überkommt ein selig Minnen.

Hier baun mit Recht sich, froh des goldnen Traumes,
Poet'sche Wandervögel ihre Nester,
Gleichwie im Schatten eines Wunderbaumes.

Bist nicht umsonst der Aphrodite Schwester,
Venezia, gleich ihr ein Kind des Schaumes:
Denn wer dir naht, den hältst du täglich fester!

---

## II.

## Die Lagunenbrücke.

O Wunderbrücke, die in Meeresmitte
Des Dampfes Rosse donnernd überfliegen,
Bist du, gefügt von Götterhand, entstiegen
Dem Zauberreich der blauen Amphitrite?

Die Woge seufzt, als ob ungern sie litte,
Daß sich auf ihr die schweren Joche wiegen:
Ha, Stolze, mußtest du dich endlich schmiegen,
Und setzt ein Sieger dir aufs Haupt die Tritte?

Nicht die bezwangen dich, die dich erwählten
Zum Wohnsitz, trauend dir und ihrem Glücke,
Nicht jene Dogen, die sich dir vermählten,

Noch der den Markuslöwen hieb in Stücke:
Die Hände taten's erst, die ungezählten,
Die auf dich legten diese Riesenbrücke!

---

## III.

## Torcello.

Du bist das liebste mir der Meereilande,
Die in Venedigs Golf ihr Haupt erheben,
Soviel der Woge mutterzärtlich Leben
Umheget mit saphirnem Liebesbande.

Trägt mich entlang an deinem Blütenstrande
Die Gondel, wo Granaten blühn und Reben,
Da dünk' ich als ein Falter mir zu schweben
Auf einer Zauberblume goldnem Rande.

Du träumst so süß in blauer Wellenwiege,
Und ich in dir, wenn traulich, schmerzenthoben,
Mein Haupt ich unter deine Blumen schmiege.

Dein Blütentraum ist's, dessen sel'ges Toben,
Indes im hohen Gras ich sinnend liege,
Durchs Herz mir weht und klingend jauchzt nach oben.

---

## IV.

### Monte Berico in Vicenza.

Vicenza! Schönheitszauber, nicht zu sagen,
Durchwaltet deine Gassen, deine Räume;
Hier lockt mich's wundersam, auf daß ich säume,
In holde Bande fühl ich mich geschlagen.

Wie edel rings die Prachtpaläste ragen,
Palladios steingewordne Griechenträume!
Olympisch heiter wandl' ich. Unter Bäume
Den Berg hinan fühl ich mich wie getragen.

Da glänzt die Perle norditalischer Lande
Auf goldner Au, wo Grün und Blüten regnen,
Im Kranz der Höhn mit dämmerblauem Rande.

Und wie im Überflusse mich zu segnen,
Muß von des Bachiglione grünem Strande
Mir noch die Rabenlockigste begegnen!

---

## V.

### Villa Giusti in Verona.

Ich sah, Verona, dich von deinen Brücken.
Reizprangend, unter mir die Flut, die schnelle;
Doch herrlicher von dieser trauten Stelle,
Wo Rosen und Zypressen mich entzücken.

Schön bist du, doch du wolltest dich nicht schmücken
Bloß mit Palästen, Grün und Stromeswelle;
Den Mauernkranz der Zinnen und Kastelle
Wolltst, ernste Jungfrau, dir aufs Haupt du drücken.

Daß Sanmicheli Herrliches vollbringe,
Berührt' ihn, als er ruht' in tiefem Sinnen,
Der Römeraar mit seiner mächt'gen Schwinge:

Der, ob auch die Jahrhunderte verrinnen,
Auf der Arena steingetürmtem Ringe
Noch sitzt und nächtlich kreist um ihre Zinnen.

---

## Macht der Minne.

Ach, wer mag's dem Herzen wehren,
Holdes ewig zu begehren,
Liebem ewig nachzutrachten,
Für ein süßes Bild zu schmachten,
Wie in sel'gem Traum zu leben,
Seel' um Seele hinzugeben,
Unvermerkt sich einzuspinnen
In ein unbezwinglich Minnen!

Macht der Minne, wunderbare,
Wie viel hochberühmte Paare
Mußten lebend dir sich beugen,
Mußten sterbend von dir zeugen!
Wie viel Herzen, glutdurchlodert,
Sind gebrochen, sind vermodert!
Drunten jetzt in langen Reihen
Schlummern sie, die Vielgetreuen.

Zahllos sind sie, die zusammen
Durch die Wellen, durch die Flammen
Gingen und mit Blut die Worte
An des Hades eh'rne Pforte
Zeichneten in süßer Trauer:
Wild, o Tod, sind deine Schauer,
Stark, o Leben, deine Triebe,
Aber stärker ist die Liebe.

---

## Die Brücke.

Über die Klüfte weg
  Baut sich die Liebe
Nächtlich den goldnen Steg,
  Schönste, zu dir!
Mitten im nächt'gen Graus
  Fördern die Triebe
Selig des Wunderbaus
  Prangende Zier!

Sehnsucht, sie legt den Grund,
  Sie, die so offen
Auch aus geschloßnem Mund
  Immer dich ruft!
Aber die Wölbung spannt
  Mächtiges Hoffen
Mutig von Rand zu Rand
  Über die Kluft!

Schmelzende Herzensglut
  Eint das Gefüge,
Wagender Liebesmut
  Kittet es fest.
Aber daß wunderbar
  Ganz es genüge,
Zaubert der Träume Schar
  Leise den Rest!

So über Klüfte weg
  Baut sich die Liebe
Nächtlich den goldnen Steg,
  Schönste, zu dir!
Mitten im nächt'gen Graus
  Fördern die Triebe
Selig des Wunderbaus
  Prangende Zier!

---

## Böse Tage.

O, Tage gibt's, so traurig und so bleiern,
Wo über uns die bunten Prachtkulissen
Der Weltenszene hängen wie verschlissen
Und wie beträuft von trüben Nebelschleiern.

Ruf' nicht die guten Geister dann: sie feiern,
Der Lethargie durch kein Gebet entrissen,
Und die Natur, sonst holden Trosts beflissen,
Sie brütet wie auf Basiliskeneiern.

Geh' nicht in solcher Zeit zum Musensitze,
Noch auch zum Lieb': beschnitten wirst du sehen
Die Flügel deinem Mute, deinem Witze.

Nur eines hilft: beug' ohne Klag' und Flehen
Das Haupt und faß ins Aug' die Nasenspitze
Und laß den bösen Tag vorübergehen.

---

## Brindisi.

Schäumende Becher, o Kind, der berauschenden Liebe Genossen
Winken uns. Perlender Flut feurige Geister, sie nahn,
Zu uns Glücklichen sich in goldener Stunde gesellend.
Lebe, was lodert und schäumt! Lebe, was gäret und glüht!
Siehst du den blitzenden Schaum, der tief aus dem Grunde des Bechers
Aufwogt, geistig verklärt, jauchzend nach oben sich drängt?
Schaum ist Geistelement, Schaum ist aufsprudelnder Urgeist,
Gärender, dem es zu eng wird in der Schranke des Stoffs,
Der aus tellurischer Schwere heraus, aus des finsteren Daseins
Starrender Nacht zu des Lichts sonnigen Bronnen hinauf
Strebt und, selig bewußt, in reinere Ströme des Äthers
Überzumünden sich sehnt. Merk' es denn, Liebste, was hier
Blasen im Flüssigen wirft und im Stoffe die Geister entbindet,
Sehnsucht ist's. Du begreifst, was ich dir deute, noch nicht?
Komm ans Fenster und sieh, wie das Meer dem bezaubernden Mondlicht
Schäumend entgegen sich hebt! Gänzlich in Perlen des Schaums
Möcht' es sich lösen, verflüchtigen ganz, in den ruhigen Glanzstrom
Ewiger Sterne hinaufzittern . . . o merkst du es wohl?

Und so sehnen, Geliebte, sich schäumend die Geister des Weins auch,
Überzumünden in uns, daß in dem eigenen Geist
Wir sie verklärend hinauf in höhere Reiche des Lebens
Heben und retten . . . Doch wie? Schelmin, du lächelst? — Vergib!
Ach, du fassest mich nicht, dein flammendes Aug' nur versteht mich
Und dein brennender Mund — küsse mich, feuriges Kind!
Siehe, die Geister des Bechers, die dir auf Lippen und Augen
Taumeln — verständnislos nimmer erlöstest du sie;
Aber indem du mich küssest, herüber nun stürzen sie jauchzend
Mir in die Seele: berauscht send' ich in klingendem Hauch
Flammenbeschwingt sie hinauf in ätherische selige Fernen:
So vollenden wir fromm, trinkend, ein Geistergeschick.

---

## O, verzweifle nicht am Glücke.

O, verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf goldner Brücke
Plötzlich dir und ungehofft!
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
Deinem gläubigen Vertraun
Kann's erglühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es taun,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rosenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
Ganz dein Mut verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüsternd Haupt.

Wo sich bricht an Kerkermauern
  Der Verzweiflung banges Flehn,
Kann es dir mit Wonneschauern
  Plötzlich in die Seele wehn.

Sahst du deine Jugend schwinden,
  Und es blieb dir unerfleht,
Kann dem Mann es Kränze winden:
  Nimmer kommt es ja zu spät.
Noch den Greis kann es entzücken
  Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Kuß dir drücken
  Segnend auf den bleichen Mund.

---

## Auf lichten Rosen gehst du hin.

Auf lichten Rosen gehst du hin,
  Dir winkt der Myrte Glanz,
Mir aber flicht sich Rosmarin
  Und Lilie nur zum Kranz!

Doch, wandl' ich auch im Schmerzesjoch
  Und du auf Blumen weich,
Mein liebend Herz ist sel'ger noch,
  Das deine nicht so reich:

Was könnte wert des deinen sein
  Auf irdischem Gefild'?
Das meine hegt im goldnen Schrein
  Dein süßes Wunderbild!

---

## Gondelfahrt.

Wonnig ist's auf blauer Flut,
  Wenn sie spiegeleben
In des Mondes Glanze ruht,
  In der Gondel schweben;
Wenn der Sterne goldnes Bild
  Durch die Woge zittert,
Und ein Hauch der Liebe mild
  Land und Meer umwittert.

O, wie oft im Abendwind,
Wenn die Sternenhelle
Leise glühend niederrinnt
In die Silberwelle,.
Wiegst, o schlanke Gondel, du,
Strahlenübersponnen,
Tiefgeheim in guter Ruh'
Traute Liebeswonnen!

Mir, ach, winkt ein Liebchen nicht,
Um mit Wonnebeben
Nachts mit mir in Mondeslicht
Auf der Flut zu schweben;
Dennoch in der Gondel samt
Schmieg' ich stolz die Glieder,
Und der Sternenhimmel flammt
Nicht umsonst hernieder.

Meß ich doch in Liebesmut
Tiefen, Höhn und Fernen,
Kose mit der Meeresflut,
Kose mit den Sternen:
Und wie rein des Himmels Bild
Durch die Woge zittert,
Fühlt von ew'ger Schöne mild
Sich mein Herz umwittert.

---

## An eine Harfnerin.

Wenn deine Hand zu wild die Harfe rühret
Mit raschem Griff, da faßt mich ein Erbeben,
Mir ist, als würde tief in warmes Leben,
Tief in ein weiches Herz ein Griff geführet.

Ja, glaub' es nur: verborgne Schmerzen schüret
Dein Fingerdruck; die deiner Harf' entschweben,
Die goldnen Klänge, Seufzer sind es eben:
Sie hat ein Herz, das deine Griffe spüret.

Du weißt nicht, liebes Kind, was es bedeute,
Wenn eines Herzens Fibern, heiß durchglutet,
Aufwühlt des Schicksals Hand als Schmerzensbeute.

Indes bewundernd, lieblich überflutet
Vom Strome seiner Melodien, die Leute
Dastehn, nicht glauben können, daß es blutet.

---

## Ihr Herz.

Wen deiner Töne Funkensaat umstoben,
Der glaubt aus Feenlanden dich gesendet
Und reiht, was Schönstes Reim und Rede spendet,
Zum Kranze, dich zu rühmen, dich zu loben.

Und wer sein Aug' von fern zu dir erhoben,
Der staunt dich an, erglüht und steht geblendet
Und liebt dich, fromm und scheu dir zugewendet,
Wie man die Engel liebt im Himmel droben.

Doch wem dein schönes Herz sich aufgeschlossen,
Wer wochenlang dich schaut' und grüßte täglich
Und einen Kuß nur deines Munds genossen:

Der wein' und sterbe, denn er muß unsäglich
Unglücklich werden oder glückumflossen
In einem Maß, das Menschen unerträglich.

---

## Eine Totenstadt.

Von versunknen Wunderstädten manche dunkle Sage geht,
Wo die Bürger schmuckvoll wandeln, golden Zinn' an Zinne steht;
Wo hinab ein glücklich Aug' nur in geweihter Stunde schaut,
Fern dem Strand in ew'ger Öde, wo das Meer am tiefsten blaut.

Preise, wer sie prangend schaute, preis' er sein beglücktes Los!
Andre Schau war mir beschieden in des Meeres dunklem Schoß.
Glücklichern erschien Vineta strahlend im kristallnen Reich —
Eine Totenstadt erblickt' ich in der Tiefe schreckensbleich.

Was ich schaute, nächtlich gleitend einsam durch der Woge Schaum,
War's ein Spiel der Phantasie nur, nur ein leerer Dichtertraum?

War's der dunkle Geist der Ahnung, dessen Schwinge mich berührt,
Der ein Bild der fernen Zukunst schreckend mir emporgeführt?

Eine Stadt erblickt' ich, düster, wie ein totes Steingefild';
Nirgends sah ich Herd noch Altar, nirgendwo ein Götterbild;
Nirgends meinem Blick erschienen Turm und Säul' und Tempeltor,
Rauchgeschwärzt, einförmig ragten Esse nur und Schlot empor.

Und zu Hauf, wohin ich blickte, sah ich liegen wirr und wüst
Werkgeräte, winzig, riesig, tausendnamiges Gerüst;
Sah, was in Bedarfes Dienste förderte der Geist ans Licht,
Aber seine Gottgeschenke: Lyra, Griffel, sah ich nicht.

Über nacktem Steingerölle sah ich trüb' die Sonne glühn,
Und soweit ich sehnend blickte, sah ich keine Rose blühn;
Die Natur, die gottgeborne, die erhabne Götterbraut,
Dem Despoten des Erwerbes schien sie alternd angetraut.

Wie mit frost'gem Hauche weht' es bis ans tiefste Herz mich an,
Und gespenstig schien der Ort mir, wie ein öder Kirchhofsplan;
Fahl und trüb' sah ich das Leben, fahl und trübe wie noch nie,
Als ein welker Kranz erschien es auf dem Sarg der Poesie.

Und im Kreis die Menschen knieten um ein tönernes Idol,
Formlos, goldig außen gleißend, innen seelenlos und hohl,
Eine drahtbewegte Puppe, lenkbar nur durch Schub und Ruck,
Gaben spendend, nicht aus Liebe, nein, nach einem Federdruck.

Ach, ich ahn' es, diesem Götzen fielen Blum' auf Blume hier,
Fiel zum Opfer Perl' auf Perle in des Geistes Kronenzier,
Bis erstarrt war alles Leben und verglommen seine Glut,
Und das Meer sich drüber wälzte mit der kalten Todesflut! —

Also schaut ich's. Angstvoll aufwärts zu der Sterne goldnem Kranz
Flüchtete mein banger Blick sich, wo noch flammt der ew'ge Glanz:
Schmerzlich Sinnen in der Seele, nachtumfangen Herz und Sinn,
Strebt' ich aus der Meeresöde nach dem lichten Strande hin.

## Im Sturme.

Hörst du des Meeres kristallene Sirenen,
Die Wogen, ihre nächt'gen Lieder singen?
Siehst du, wie tanzend sie den Reigen schlingen
Und jauchzend sich mit Schaum-Demanten krönen?

Die Wolken ziehn, des Strandes Klippen dröhnen,
Der Wald erwacht und jauchzt, mit einzuklingen,
Indes, emporgescheucht auf Rabenschwingen,
Der Mondnacht Geister in den Lüften stöhnen.

Dazwischen ist's, als ob sich Stimmen riefen,
Als ob sich liebend Meer und Äther mische,
Die einst vereint in Chaoswogen schliefen.

Schaumperlen schickt dem Äther mit Gezische
Die Flut empor, und ihr durchströmt die Tiefen
Sein Lebenshauch mit reiner Lebensfrische.

---

## Verschollene Liebe.

Was nahst du wieder, neu mich zu besiegen
In Liedesklängen, zarte Liebesklage?
Du weckst des Glückes lang' verschollne Frage
Und Seufzer, die gebannt im Herzen liegen.

In alte Träume mich die Klänge wiegen,
Im Herzen klingt's wie Märchen mir und Sage,
Und aufersteht die Sehnsucht alter Tage,
Mein müdes Haupt an ihre Brust zu schmiegen.

Doch wenn sich sehnend aus die Arme strecken,
Und all mein Herz ruft: Komm, mein süßes Leben!
Da nahn sich wirre Bilder, mich zu schrecken.

Ich seh' sie nahn und wieder mir entschweben,
Mit dunklem Fittich Träume mich bedecken,
Mein Sinn wird trüb', mein Herz erfaßt ein Beben.

---

## Stammbuchblätter.

### 1. Mahnung.

Sei wie die Goldorange,
Die mit Süßigkeiten beträuft
Den Mund, der sie verwundet!

### 2. Frauenmund.

Frauenmund ist eine Blume,
Und die Blüte dieser Blume
Ist das Wort: Ich liebe dich.

---

## Flüchtiges Glück.

Wie ein Sternblick flüchtig die Lilie berührt,
Die schauernde, leisen Erbebens,
So umwittert, ach, allzu flüchtig entführt,
Uns die himmlische Schöne des Lebens.

Ich wandle traurig im Abendschein
Am stillen Ufer des Stromes,
Da taut in die Seele mir Feuerwein
Aus dem Purpur des Ätherdomes.

Ich wandle her, ich wandle hin,
Und wie golden die Lüfte ziehen,
Ist die Blume des Glücks mir im trunknen Sinn,
Ein selig Wunder, gediehen.

Da faßt' ich so gern in ein rauschend Lied
Dies himmlische Leuchten und Klingen,
Doch flüchtig ob meinem Haupte zieht
Die Stunde mit Engelschwingen:

Wie mählich der Purpur des Abends verblüht,
Und die goldenen Wolken zerrinnen,
Ist die Flamme des Lieds auf der Lippe verglüht
Und im Herzen das selige Minnen!

---

## Das Paradies.

Ausgegangen war ich,
Zu suchen das verlorene Paradies,
Die schöne Wunderheimat,
Das Goldalter,
Das in Urzeiten geblüht hat
Und blühn muß, so dacht' ich,
Auf Erden wohl noch irgendwo.

Ich durchmaß aber
Alle Pfade und fand es nicht.
Fruchtüppige Talgründe durchschritt ich,
Und fand es nicht.
Ich setzte mich auf die Schwinge des Adlers,
Ich durchschiffte den Äther
Auf silberner Wolkengondel,
Und fand es nicht.

Da schmiegt' ich müde
Mein Haupt ins Moos am einsamen Bergquell.
Wo bist du? fragt' ich klagend.
Da fing der Bergquell unter mir zu murmeln an:
„Horch auf, es grüßt dich in rieselnden Wassern!"
Und ich neigte mich über Blumenkelche:
Da blüht' es drinnen,
Herzentzückend,
In unaussprechlicher Reinheit.
Und in selige Kindesaugen schaut' ich:
Da sah ich's lebendig leuchten und lächeln,
Das Paradies.

---

## Gondoliera.

Komm in die Gondel, Kind, nun die Nacht sich mit Sternen beflittert,
Und hinüber uns lockt Harfengezitter ins Grün
Seliger Inseln, wo rings im strömenden Golde des Mondes
Reigen der Freude sich drehn, jauchzen und klingen und sprühn.
Gleiten wir durch des Kanals, der Giudecca Wonnegetümmel?
Lockt San Lazzaro dich, funkelnd im Rosengeheg'?
Winkt dich stillere Lust zu den flüsternden Büschen des Lido,
Wo schlaftrunken bereits einsam die Welle verschäumt?
Ziehn wir lieber hinaus, fernhin in die schimmernde Nacht, wo
Golden Torcello glänzt? — Sage doch, Liebchen, wohin
Schiffen auf sterndurchfunkelter Flut wir? Du schweigst? Und das Köpfchen
Schmiegst du, das müde, mir traut eng an den Busen und blickst
Träumerisch halb, halb schelmisch mich an? — So bleib' es denn gänzlich

Unentschieden, wohin heute wir wandern. Wohlan!
Schließe die Gondel, Kind, und vertraun wir uns gütigen Göttern.
Hold aneinander geschmiegt, laß mit geruhigem Sinn
Still uns erwarten, wohin wir gelangen. Tonino, den Sternen
Folgend, rudere zu! — Bist du zufrieden, o Kind?
Schmiege dich traut nur an mich, Süßliebchen! Des Meers und der Liebe
Wellen, sie schaukeln uns hold! Hörest du wohl, wie sie rings
Rauschen verheißungsvoll? Wer weiß, wohin sie uns tragen?
Amor steure, die Flut schwelle der Grazie Hauch!

---

## Frauenschöne.

Aus geht vom Weibe der Reiz,
Wie von der Harfe der Klang.
Entzückt, fürs ganze Leben
An dich reißend das hold Ertönende,
Nicht ahnst du, daß dies lockende Klingen,
Geweckt auf Augenblicke nur
Vom Hauch der Liebe, der Jugend,
Bald, ach, verschwebt und nimmer zurückkehrt;
Denn einmal nur und flüchtig greift
Das Göttliche mit leuchtendem Finger
In ird'schen Daseins Saiten; nur einmal,
Auf holder Jugend Gipfel, berührt uns
Des Himmels Anhauch. Im Frührotschein nur entlockt dir,
O Memnon, Sohn Aurorens, lieblichen Ton
Ein Strahl von oben.

---

## Die Nixen.

Hast du von Nixen gehört, mein Kind, die vorzeiten im Norden
Blühten, mit goldenem Haar, das sie mit goldenem Kamm
Kämmten? Sie zeigten aus Gründen sich nicht in der guten Gesellschaft,
Sondern sie hausten in Stromgründen und ruhigen Seen;
Waren jedoch nicht blöde zumeist, am mind'sten vor jungen
Rittern, denen sie stets gern sich gefällig erzeigt.

Treffliche Kinder fürwahr! Liebreizend und rosig und ewig
Jung: nur eines gebrach ihnen, ein Weniges nur,
Kaum der Erwähnung wert: kein Seelchen besaßen die Guten,
Aber sie grämten sich drob wenig im leichten Gemüt.
Abenteuer erlebten sie viel, auch manches Romänchen
Spielten mit Sterblichen sie, bis sich ein Lärmen zuletzt,
Wie zu erwarten, erhob von besorgten Gesponsen und Müttern,
Die sie als Teufelsgezücht, Töchter der Hölle verschrien.
Drauf entwichen sie still mit traurigem Sinn vor dem Bannstrahl
Schmählichen Rufes, und jetzt sind sie verschollen. Man weiß
Nicht, ob Buße sie tun, ob alt und grau sie geworden,
Oder im stillen sich noch blühenden Lebens erfreun.
Und nun klagen die Ritter: „Wie schad' um die Zeiten, da Jungfraun,
Urkraftstrotzend und frisch, tauchten aus Strömen und Seen,
Uns zu verführen bemüht. Wann sehn, wann kosten wir wieder
Liebliche, frische Natur? Wann, o Himmel, und wo
Wird in gesünderem Kuß uns wieder, uns traurigen Rittern,
Stärkender Lebenskost würzige Blüte gereicht?
Ach, wer ins Leben, ins volle, zu tauchen, ins heilige, reine,
Sehnend vermeint, er versinkt tauchend in ekligen Schlamm.
Schwebst du in frostigen Höhn, und lockt dich die Blume der Freude,
Mußt du entsagen, wo nicht, mußt du sie pflücken im Sumpf.
Und der Gehörnte, der Schalk, der ehemals freundlich bemüht war,
Uns mit gediegener Kost süß zu verlocken, er läßt,
Öfter geprellt, es sich heut viel weniger kosten, er steckt uns
Schnöd' an den Halmen nunmehr ranzigen Köder nur auf!"
Also klagen sie jetzo, die traurigen Rittergemüter,
Wahrlich zum Mitleid mir, der ich im Schoße dir ruhn
Darf, o frischestes du von sämtlichen Nixchen, die jemals
Aus kristallenen Seen oder aus Strömen getaucht!

---

## Der Edelstein.

Im Lilienrohr der Schönen
Erglänzt wie Feuerschein
In lichten Farbentönen
Ein glüh'nder Edelstein.

Aus sprühet mit Geflimmer
Der Stein die goldne Flut:
Doch kämpft mit seinem Schimmer
Des schönsten Auges Glut.

Was singt im Stein, was knistert
Wie Zauberflammen leis'?
Was glüht und sprüht und flüstert
Wie Liebe, lockend heiß?
Es lispelt hold in Tönen,
Bestrickend Ohr und Sinn,
Vom Spender ihr, dem schönen,
Glutworte der Rubin.

Lauschend den Flüsterstimmen,
Gesenkt ihr Köpfchen ruht;
Die lichten Äuglein glimmen —
Mädchen, sei auf der Hut!
Dein Aug' und das Geschmeide
Befehden sich zum Scherz;
Bald überglüht sie beide
Dein armes junges Herz.

---

## Sehnsucht nach dem Norden.

Holde Südlandsrose, wie rein im Meer auch
Sich dein Purpur spiegelt, wie süßen Duft streut,
Deutschen Eichwalds Brausen, es klingt doch lockend
Immer im Ohr mir!

Nach dem Rhein hin sehnt sich das Herz mir oftmals,
Wo sich Waldgrün spiegelt in reiner Stromflut,
Und die Sage flüstert um weinumkränzte,
Sonnige Berghöhn!

Wann, ach, wann wohl werd' ich den Fels der Lurlei
Schaun im Mondlicht, wandeln im Harz, im Schwarzwald,
Fromm den Stätten nahn, wo des deutschen Geistes
Helden gewandelt?

Still am Südmeer wandr' ich und streue spielend
Meiner Rhythmen Kranz in die goldne Flut hin,
Die von Blüteninseln herüber weiche
Wogen heranrollt.

Birgt auch oft südländische Pracht der Heimat
Bild mir, ewig taucht es empor, und immer
Geht mir sehnend wieder das echte, volle,
Deutsche Gemüt auf!

---

## Morgenfrische.

Lieblich erscheint Hahnenruf und des Tages Anbruch
Dem Schwermutvollen, der oft aufwachte des Nachts,
Und den lange genug, so oft er
Aus kurzem Halbschlummer hob sein leidmüdes Haupt,
Durchs hohe Fenster
Die Mitternacht anstarrte mit Augen, schwarz und sternlos:

Nun aber sieht er,
Auffahrend aus ängstlichem Traum,
Das junge Graun am Fenster,
Und es zwitschern die Vögel
Ihr schrilles Morgenlied
Draußen auf den Dächern,
Und im Garten säuseln die tauigen Bäume.

Da weitet die Brust sich
Und atmet auf,
Denn es ist, als wehten,
Reinigend, lösend,
Morgendliche Hauche herein
Selbst durch geschloßne Mauern.

Der schöne Tagesgott
Kommt immer wieder und zertritt,
Ein Herakles, schon als lächelndes Kind
Mit Purpurfüßchen
Die Drachensaat der Nacht: unfrohe Traumbilder
Und alle Geburten des Abgrunds.

---

## Italienisches Lied.

O, wie kann ein feurig Auge
Wundersam beglücken,
Tief hinein in Herz und Seele
Wundersam erfreun!

Ach, warum vermag ich nimmer
  Würdig auszudrücken,
Welche Wonnen, denk' ich ihrer,
  Sich in meiner Brust erneun!

Auf dem schimmernden Balkone
  Stand die Schwarzgelockte,
Stand die Hohe, Schöne, Schlanke,
  Zauberreiz-umblüht;
Und aus ihren Sternenaugen,
  Drin der Himmel wogte,
Kam es wie der Blitz geschossen,
  Der in Sommernächten sprüht!

Ach, ich weiß nicht, was sie meinte
  Mit dem Flammenblicke!
War es mehr als flücht'ge Laune,
  Daß sie hold mir zugelacht?
Eins nur weiß ich, dies nur weiß ich,
  Daß ich schwamm im Glücke,
Daß ich eine lange Mondnacht
  Einzig nur an sie gedacht!

---

## Die Rose am Meer.

Lieblich blühst du, süße Rose,
  An des Meeres ödem Strand,
Einsam in des Sturms Getose
  Auf besonnter Felsenwand;
Kein beschwingter Falter schaukelt
  Sich auf deiner Krone Saum,
Nur verloren um dich gaukelt
  Meiner Seele stillster Traum.

Pflückend rett' ich, Reizgeschmückte,
  Dich und deine Purpurglut,
Die so wonnig mich entzückte,
  Send' ich nieder in die Flut:
Führe schmeichelnd mit Gekose
  Dich ein Zephir, lind und weich,
Unverletzt, o süße Rose,
  Durch der Woge grünes Reich!

Nach der sel'gen goldnen Küste,
Die mein ahnungsvoller Sinn
Sehnend oft in Träumen grüßte,
Süße Rose, strebe hin!
Weiten Meeres Wellen dringen
Ja an jeden fernsten Strand,
Und so werden sie dich bringen
Auch in jenes Wunderland!

---

## Einer Gefeierten.

Wenn einmal ich an deine Türe poche,
Da sitzen, alle Freude mir zu stören,
Die Schmeichler schon um dich in ganzen Chören:
Alltagsgeplauder hält mich schnöd' im Joche.

Du ahnst nicht, wie es mir im Busen koche,
Wie diese Leute mir das Blut empören.
Mußt du denn ewig andern angehören?
Hast du für mich kein Stündchen in der Woche?

Wem ein berühmtes Weib den Sinn bezwungen,
Weh' ihm, bald ist er kläglich aufgerieben,
Ein kranker Mann an Seele, Herz und Lungen!

Wär' jeder Schönen doch ins Herz geschrieben
Und in der Wiege mahnend zugesungen:
Bleib' unberührt, o Kind, denn du mußt lieben!

---

## Die Rosenknospen.

Sie wollte traut mir eine Rose reichen,
Doch keine blühte voll noch in den Hagen;
Sie aber pflückte Knospen ohne Zagen
Und gab sie mir als süßer Liebe Zeichen.

Gebrochne Knospen, holde Blumenleichen,
Welkt ihr so früh in goldnen Lenzestagen?
Um süßer Liebe Botschaft anzusagen,
Muß euer junges Rot so bald erbleichen?

Und dennoch preis' ich euch als selig tote:
  Wohl habt ihr euch zur Krone nicht gerundet
Und seid nicht aufgeglüht im Purpurrote;

Doch hat euch Todeswonne süß entzündet:
  Denn selig stirbt, wer als ein Liebesbote
Gesendet ward und Himmlisches verkündet!

---

## Liebe im Schnee.

### Eine Ballade.

Saßen zwei Liebende kosend
  Auf spätherbstlichem Plan,
Hielten sich bei den Händen,
  Blickten sich lächelnd an:
Sagten sich wonnige Dinge
  Seligen Angesichts:
Daß es zu wintern beginne,
  Davon merkten sie nichts.

Kam am Himmel gezogen
  Grauende Wolkennacht:
Und es begannen die weichen
  Flocken zu fallen sacht.
„Siehst du, geliebtes Leben,"
  Sprach der Liebende traut,
„Wie von Blüten ein Regen
  Duftig herniedertaut?"

Und es erstarrten die Felder,
  Schneelast deckte sie dicht,
Deckte die Liebenden beide,
  Aber sie merkten's nicht;
Hielten sich bei den Händen
  Und vergaßen die Zeit,
Saßen auf ödem Plane,
  Wundersam verschneit.

Und von den fallenden Flocken
  Wölbt' in umfangender Näh'
Über der Liebenden Häuptern
  Sich ein Hügel von Schnee.

Unergründlich verloren
  War den Menschen die Spur
Dieses glücklichen Paares
  Auf der verschneiten Flur.

Wieder kehrte der Frühling,
  Und es kamen im Wind
Hauche geweht, so lieblich,
  Hauche, so süß und lind.
Woher kamen die Hauche?
  Aus dem Hügel, erhöht
Über dem Liebespaare,
  Kamen die Hauche geweht.

Und sie schmolzen den Hügel,
  Schmolzen im Feld den Schnee,
Wehten weiter und weiter
  Über den grünen See;
Streuten Gräser und Blumen
  Bis ins tiefste Tal,
Weckten in allen Wäldern
  Fröhlichen Liederschall.

Sieh, da saßen die beiden
  Auf dem enteisten Plan,
Hielten sich bei den Händen
  Blickten sich lächelnd an,
Sagten sich wonnige Dinge
  Seligen Angesichts:
Daß es Winter gewesen,
  Davon wußten sie nichts.

---

## Tausend Küsse.

Tausend Küsse — das sagt sich so leicht; schier jeder berühmt sich,
Daß er sie gab und empfing; fälschlich! denn Phrase nur ist's.
Wollt ihr wissen genau, wie von Küssen ein wirkliches Tausend
Schmeckt? So vernehmt, ich bin's, der es in Wahrheit erprobt.
Saß bei der Liebsten vertraut, ein Küßchen ums andere heischend;

„Ach, wann hast du genug?“ — „Tausende, Liebchen, bedarf's!“ —
„Tausende? Wirklich? Nun hör'! ich gebe dir tausend auf einmal;
Doch dann ist's dir genug? — „Scherzest du, Liebchen?“ — „O nein!“ —
„Nun so fange nur an, mein Kind, hier sitz' ich und harre
Durstig des Honigtaus, der von der Lippe dir träuft!“ —
Während ein Hundert sie nun auf die schwellenden Lippen mir drückte,
Schmunzelt' ich heiter, es lacht schwerlich ein Pascha so froh.
Etwas ernster jedoch nach der Hunderte zweitem und drittem
Blickt' ich und sie, rastlos, zählte das vierte mir zu.
„Weißt du, o Kind,“ rief ich, „daß ein wenig bereits mir die Lippe
Schmerzt?“ — „So bist du es satt? Reut es dich, was du gewünscht?“
„Ach! was denkst du? Nur weiter!“ — Und wieder von Schmätzchen im Takte
Scholl das Gemach, es erklang fast wie das Ticken der Uhr.
Doch als der Hunderte sechstes sich mir auf den Lippen entladen,
Rief ich aufs neu': „Mein Kind, es wollen die Küsse, die süßen,
Soll ich es offen gestehn, nun schon mich mählich bedünken
Schier wie ein eitles Tun. — Honig ist nimmer darin!“
Jetzo das siebente Hundert, es sprühte herab wie ein Sturzbad
Grausamlich. — Doch es ging dies auch vorüber. Da lacht'
Plötzlich spottend sie auf: „Du siehst ja aus wie ein krankes
Vöglein, welchem der Hanf nicht, noch der Zucker behagt!“
„Possen!“ versetzt' ich, gezwungen noch lachend und einigermaßen
Grimmig. „Gedulde dich, Herz,“ rief sie, das achte beginnt!“ —
Ach, nach dem achten, da saß ich nicht mehr da wie ein sattes
Vöglein, nein, wie ein Mann, welchen der Scherer des Barts
Schäumig geseift und bedräut mit kratzendem Messer. Doch hielt ich
Wacker mich jetzt und ertrug schweigend der Hunderte neun.
Aber das Mädchen, das tolle, sie stockt' und mir blickend ins Antlitz,

Macht nur ein Weilchen der Schalk erst mit Gelächter sich Luft.
Und sie beginnt aufs neu'. Doch endlich — der Hundert letztes
Ist vorüber — empor spring' ich und schwöre beim Zeus:
„Nie so fängst du mich wieder, du Schelmin! Und höre, die Tausend, —
Daß du doch weißt, wie es tut — geb' ich dir morgen zurück!"

---

## Ein deutscher Admiral*.

Ein Häuschen steht im Norden
An deutschen Meeres Borden,
Einsam im Abendstrahl.
Die Woge seufzt und schwillt gelind,
Am Fenster rüttelt baß der Wind,
Das blinkt so trüb', so fahl!
Das Glas zerklirrt in Scherben:
Im Häuschen liegt zu sterben
Ein deutscher Admiral.

Wo blieb nur seine Flotte?
Die ward zum Kinderspotte,
Versplittert ohne Scham.
Er aber nahm die Flagge noch
Vom Führerschiff, das stolz und hoch
Auf deutscher Woge schwamm;
Und, nah dem Flutgebrause,
Lebt er im Uferhause:
Da brach sein Herz der Gram.

„O führt mich an den Strand hinaus,
Will sterben bei des Meers Gebraus,
Das Seemanns Tod versüßt!
Wie flüstert um die Düne
Die Flut, die dunkelgrüne,
Vom letzten Strahl geküßt!
O vielgeliebte Wogen,
Wo meine Wimpel flogen,
Seid mir zum letztenmal gegrüßt!

---

* Der Admiral der deutschen Flotte vom Jahre 1848, Brommy, lebte nach der bekannten Versteigerung derselben in der Zurückgezogenheit seinem patriotischen Schmerze und verfügte sterbend, daß man ihm seine Flagge, die er bewahrt, ins Grab mitgebe.

Und meine Flagge bringt mir auch
Und laßt sie wehn im Abendhauch,
Umkränzt vom Siegeskranz,
Mit dem wir sie geschmückt so hehr,
Wo breit die Weser geht ins Meer:
O Banner, zeig' im Glanz
Noch einmal mir die Farben,
Die, ach, so bald erstarben,
Zur Schmach des deutschen Vaterlands!

Was singst du mir so leise
Für eine trübe Weise,
Mein heil'ges Schwarzrotgold?
Hei, wie um die geraubte Pracht
Der jungen deutschen Meeresmacht
Die Nordseewoge grollt!
Die Sonne geht zur Rüste,
Fern bis zur Dänenküste
Die Purpurwelle zürnend rollt!

Komm', folg' mir in den Totenschrein,
Du teure Flagge, tief hinein:
Dein Volk vermißt dich kaum!
O ruhten wir am Meeresgrund,
Fortträumend unterm Wasserschlund
Der deutschen Größe Traum!
Wohl lieblich klingt es nieder,
Singt Auferstehungslieder
Einst über uns der Woge Schaum.

Du wirst mit mir nicht modern,
Bis einst die Brände lodern
Des neuen Morgenstrahls!
Wenn dann Alldeutschland, neubelebt,
Als Phönix aus der Asche schwebt
Des letzten bunten Pfahls,
Dann holt's mit Reueschmerzen
Sein Banner sich vom Herzen
Des toten Admirals!

Dann kommst du neu zu Ehren,
Und blühst ob allen Meeren,
Holdflatternd immerzu!

O Wonne, lernt auch deutsches Blut
Fürs Vaterland die heil'ge Glut!
Dann kommt mein Geist zur Ruh'.
Die jetzt mein treues Herze brach,
O tilg' sie bald, die dunkle Schmach,
Mein heil'ges Deutschland du!"

Die Winde sanfter fächeln,
Es schmilzt in mildes Lächeln
Des Helden tiefes Weh.
Die Sonne leuchtend untergeht,
Die Flagge um den Bleichen weht
Wie eine Siegstrophäe:
Sein Herz hört auf zu pochen,
Sein Auge starrt gebrochen
Noch auf die deutsche See.

---

## O sehne dich nicht ans graue Meer.

O sehne dich nicht ans graue Meer —
Im Wald, da rauschen die Tannen,
Da schweiften wir oft und plauderten viel
Und saßen wieder und sannen.
Im grünen Wald, da war ich ein Kind,
Ein fröhliches Kind wie du —
O sehne dich nicht ans graue Meer
Aus deiner Waldesruh'!

Wie hold umschränkt der grüne Bezirk
Dein Sehnen und dein Bangen!
Die lockende, schreckende Weite der Welt
Ist dir mit Zweigen verhangen.
Doch stehst du, wo Klippen hängen, schroff,
Tief in die unendliche See,
Da faßt unendliche Wonne dich,
Doch auch unendliches Weh!

---

## Nachtfeier.

Ewighohes, Ewigschönes deckt Verkennung, deckt Vergessen,
Reine Himmelsglut umdüstert sich im Rauch und Qualm der Essen;

Kaum mehr ist von Menschenzungen ihres Preises Klang zu hören,
Nur des Lebens heil'ge Tiefe feiert sie mit Jubelchören.

Zwar im Lärm des Tags verklingen ew'ger Sphären hohe Lieder,
Aber wenn der Tag hinabrauscht in die Meerestiefe nieder,
Tritt hervor der Sternenreigen mit uranischem Gefunkel,
Und des Himmels reine Gluten streut er hin ins öde Dunkel.

Da erwacht ein glühend Leben in den Höhen, in den Tiefen,
Ringsum ist's, als ob sich leise, holde Stimmen lockend riefen,
Einzustimmen, einzuklingen in der Sphären goldne Leier —
Und ein Hymnus rauscht nach oben — eine Weltenliebesfeier.

Überall auf Bergeskronen reine Flamme sich entzündet,
Die beseeligt in des Äthers Glutenozeane mündet;
Aber auch die stille Blume tief am Quell im dunklen Tale
Öffnet fromm und liebebebend ihren Schoß dem heil'gen Strahle.

Träumend hebt die Meeresflut ihr schaumgekröntes Haupt nach oben,
Sehnend lockt in ihre Tiefe sie des Himmels lichte Globen,
Lilien streut der Silberwolke mondgeküßtes Glanzgewimmel,
Und in ihrem Scheine lodert hoch der Tannenwald zum Himmel.

So besaitet reich und reicher sich der Sphären goldne Leier,
So nach oben rauscht der Hymnus, eine Weltenliebesfeier —
Huldigung der Himmelsflamme, die da glüht im Ewigschönen,
Jauchzt empor in ungehörten, ungestörten Liebestönen.

Nur der Dichter wacht und lauschet süßentzückt dem sel'gen Chore.
Seinem Auge sich erschließen strahlend hohe Geistertore;
Süß gewiegt von Harmonien, mischt er sich dem Jubelstrome,
Bis im Morgengraun die Feier still verrauscht am Ätherdome.

---

## Thales.

Der weise Thales wandelte dahin,
Mit trunknem Aug' der Sterne Lauf betrachtend,
Und strauchelte und fiel in eine Pfütze.

Da rief ein naseweises Hökerweib:
O Trefflicher, was guckst du nach den Sternen
Und siehst nicht, was vor deinen Füßen liegt?
So sprach das naseweise Hökerweib;
Und weil die Erde voll von Hökerweibern,
Erscheint noch heut der Welt die Rede klug
Und Thales lächerlich. Ich aber sag' euch,
So lang ein lichter Ball noch oben kreist,
So lange bleibt dem Aug' des Philosophen
Der Sternenhimmel näher als die Pfütze.

---

## Wanderlieder.

### I.

Wohlauf, ins neue Leben
Gewandert und gezogen,
Wie Wolken rosig schweben,
Wie rauschend gehn die Wogen,
Wie Aar und Lerche fliegt.
Wohlauf in fremde Fernen,
Im Flug von Ort zu Ort,
Weit von der Heimat Sternen,
Der Heimat Rosen fort!

Ade ihr Stern' und Rosen,
Ihr glüht und blüht so minnig;
Das war ein süßes Kosen,
Euch liebt' ich, wie so innig,
Ihr locktet Herz und Sinn!
Das macht mir bleich die Wangen,
Macht mir das Herz so voll,
Daß ich dies süße Prangen
Nun nimmer sehen soll!

Doch — üb'rall grün und blühend
Umgibt den Fuß die Erde,
Und üb'rall sternenglühend
Wie ob dem Heimatherde
Wölbt blau der Himmel sich!

Und bleibt nur in der Ferne
Das Herz sich selber treu,
Glühn ihm die alten Sterne,
Die alten Rosen neu!

II.

An den Höhen, an den Wäldern,
An der blauen Ströme Zug,
An den Seen, an den Feldern
Führt vorbei mein Wanderflug:
Und an Dörfern und an Städtchen
Und an trauten Fensterlein,
Draus sich lehnen holde Mädchen
In der Abendröte Schein.

Freut euch, ihr an vollen Töpfen,
Festgebannt in engem Raum!
Wandrer kosten, Wandrer schöpfen
Von der Welt den schönsten Schaum:
Helden ward der Ruhm zum Lohne,
Reichen Geld und Gut und Feld,
Königen die goldne Krone,
Wanderern die ganze Welt.

III.

Reich' mir, Schenkin, deinen süßen,
Deinen roten Zaubermund!
Mach' nur immerhin mit Küssen
Mir das Herz ein wenig wund;
Daß die Liebe ganz mich töte,
Ist mein Bleiben nicht genug;
Morgen mit der frühsten Röte
Führt mich fort mein Wanderflug.

Laß mein Aug' in deins sich senken,
Schmück' am Abend meine Rast,
Und ein süßes Deingedenken
Wieg' in Träume nachts den Gast.
Und am Morgen frisch und heiter
Singt er dir ein frohes Lied,
Wenn er liebeselig weiter
Durch die grünen Wälder zieht!

---

## Herbstelegie.

Ach, wohl wandl' ich sie noch, die gewohnten, die täglichen Pfade,
Alle die Wege der Flur und den quellumrieselten Waldsteig
Auch, wo der Lenz mich erquickt und der blauende Sommer ins Herz mir
Lächelte; ja, noch wandl' ich sie wohl, die gewohnten, die alten,
Aber wie anders nunmehr! Denn es zittert die Sonne des Herbstes
Über den Höhn, und es stehn in den Gärten vergessen die letzten
Blumen, und kläglich strecken die sausenden Bäume, die dürren,
Um ihr entschwundenes Grün die verzweifelnden Arme zum Himmel.

Dort du im Felsengeheg, du tannenumsäuselter Gießbach,
Helleste Glocke des Haines, wie bist du so heiser geworden!
Ach, von den Stimmen des Walds, viel Tausenden, blieb nicht eine,
Die noch vom Lenze mir spricht, von den Herrlichkeiten des Sommers!
Matt nun schleichen die Stunden; wo immer ich wandre, da grinset
Mich die Verödung an und der Tod, und ich fühle mich einsam.

Siehe, die Dämmrung sank. In des Himmels umdunkelte Halle
Hebt sich der Mond, schwarz ragen die Wälder, es neigen die Pappeln
Drunten im Tal am Wege wie betende Pilger die Wipfel.
Ringsum Stille, nur fernher kläfft aus entschlummerten Dörfern
Hundegebell, und droben im Bergwald knattert ein Schuß noch.
Ach, wie der Frühling stirbt und der glühende Sommer, so stirbt auch
Immer der Tag und es schwindet der Schimmer, der heilige, fernhin
Leis' und leiser hinweg von den grünenden Gipfeln der Erde.
Aber da oben, da glühn, o siehe, da rinnen die goldnen
Ströme des Lichts doch immer im ewigen Äther und wölben
Über dem Haupte sich mir zur azurenen Grotte des Himmels.

Sprich vom Lenze denn du mir, o Glanzsternhimmel, du leuchtest,
Lebst allimmer und taust in sterbliche Herzen zu allen
Zeiten ein liebliches Licht. Tief nachten die Haine, gesanglos,
Öd' auch starren die Felder, entfärbt hinsanken die Blumen,
Aber die goldenen Sterne, sie stehn am Himmel und schimmern.

---

## An Marie.

### I.

Wie bist du schön, wenn deine Augen leuchten!
Wie lieb' ich deine edelblassen Züge!
O, daß doch nie der Stunden letzte schlüge,
Die mich so süß in deiner Nähe deuchten!

Doch die den Gram aus *meiner* Seele scheuchten,
Die Stunden, tun sie auch *dir selbst* Genüge?
Ach, wenn ich dich nach deinem Herzen früge,
So würde wohl dein Auge sich befeuchten!

Du liebst; du schwelgst in einem fernen Bilde;
Es schweift, indes mein Sinn zu dir sich wendet,
Der deine nach entlegenem Gefilde!

Und dennoch zoll' ich Dank' dir, der nicht endet:
Wofür? Für all des Segens holde Milde,
Den unbewußt ein holdes Auge spendet!

### II.

Da deine Brust doch nie mein Ruhepfühl ist,
Kann dein Gekose mir nur Schmerz bereiten;
O triefe nicht von Liebenswürdigkeiten,
Wenn leer dein Herz und deine Seele kühl ist!

Wem nicht geweiht dein innerstes Gefühl ist,
Dem mußt du, schmerzet dich das Haupt zuzeiten,
Nicht gleich vertraut die Hand zur Wange leiten,
Zur Stirne, daß er fühle, wie sie schwül ist!

Nie drücke Hände warm, die dir nicht teuer!
Nie schling' um *den* im holden Scherz die Arme,
Den du nicht grüßen magst: „mein Vielgetreuer!"

Ich bin dir ja nur einer aus dem Schwarme:
Verschwende nicht an mich dies schöne Feuer,
Wenn du nicht willst, daß ich für dich erwarme!

III.

Ich werde nie die Frucht der Liebe brechen
Vom Baum der Schönheit schleichend wie die Diebe,
Noch werd' ich je als Bettler süßer Triebe
Am Gnadentisch des Mitleids mich bezechen.

Du würdigst dich, vertraut mit mir zu sprechen,
Und schmollst und fragst, warum ich fern dir bliebe?
Die kleine Scheidemünze deiner Liebe,
Sie will ein reiches Dichterherz bestechen?

Du liebst mich nicht. Laß ab, das dauerlose
Almosen deiner Huld mir zuzumessen:
Dein Sinn ist flüchtig wie der Duft der Rose.

Nicht zähl' ich mich zu denen, die man pressen
Darf an die Brust mit freundlichem Gekose,
Dann sagen: geh' und lerne mich vergessen!

---

## Nächtliche Regung.

Horch, der Tanne Wipfel
Schlummertrunken bebt,
Wie von Geisterschwingen
Rauschend überschwebt.
Göttliches Orakel
In der Krone saust,
Doch die Tanne selber
Weiß nicht, was sie braust.

Mir auch durch die Seele
Leise Melodien,
Unbegriffne Schauer
Allgewaltig ziehn:
Ist es Freudemahnung
Oder Schmerzgebot?
Sich allein verständlich
Spricht in uns der Gott.

---

## Einst träumt' ich in Waldgrün.

Einst träumt' ich in Waldgrün, nun träum' ich am Meer:
Rauscht heran denn, ihr Wogen, mein Herz ist so schwer!
Ach, das Sehnen der Waldnacht, ihr verschollenes Weh',
Es erwacht mir noch einmal an der flüsternden See.

Einst folgt' ich dem Bergstrom, nun wandr' ich am Strand:
Goldschimmer umlodert Meer, Himmel und Land;
Doch es spiegelt der Strahl sich, der im Westen versinkt,
In der Träne der Wehmut, die im Auge mir blinkt.

Einst schmiegt' ich ins Moos mich, nun wiegt mich die Flut:
Doch nimmer im Herzen entschlummert die Glut:
Wie über dem Moose, schwebt über dem Schaum
Verlockend des Glückes urewiger Traum.

---

## Ermüde nicht!

Mein sehnend Herz, ermüde nicht, zu lieben,
  Ermüde nicht, zu klagen und zu dichten,
  Ermüde nicht, im Liede zu berichten,
Durch wen du leidest und in welchen Trieben!

Oft rührt die Mädchenherzen, zart *geschrieben*,
  Die Klage, die gesprochen rührt mit nichten,
  Und mußt auf Myrt' und Rose du verzichten
Getrost, dir ist der Lorbeer doch geblieben!

Sehnsucht ist Weihe für den Dichterorden:
  Sie hat die goldne Lyra den Poeten
Gestimmt, so viel geblüht in Süd' und Norden;

Die seufzten all in solcher Triebe Ketten,
  Und wären sie der *Liebe* froh geworden,
Nie hätten sie des *Ruhmes* Höhn betreten.

---

## Sei nur ruhig, lieber Robin.

Nur ein Wörtchen sprich, o Mädchen,
Sag' mir, ob du sehr mich hassest?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich hasse dich ja gar nicht!

Ach, was hilft mir das, nicht hassen,
Wenn du mich nicht liebst ein wenig?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich lieb' dich ja ein wenig!

Ach, was hilft mir das, ein wenig,
Wenn du mich nicht liebst recht glühend?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich lieb' dich ja recht glühend!

Ach, was hilft mir das, recht glühend,
Gibst du mir nicht gleich ein Küßchen?

Sei nur ruhig, lieber Robin,
Denn ich geb' dir ja ein Küßchen!

Ach, was hilft mir das, ein Küßchen?
Wenn du mir nur gibst ein einz'ges?

Nein, recht viele, lieber Robin,
Daß du nicht noch weiter plauderst!

---

## Langeweile.

Verdrossen ruht der Kondor auf den Hängen
Des Hochgebirgs und starrt hinaus ins Leere,
Wenn er genug der Beute, dran er zehre,
Emporgerafft in seinen Riesenfängen.

Verdrossen ruht der Löw' in Felsengängen,
Bis Hunger wach ihn hetzt mit scharfem Speere:
Und Wal und Hai, die Könige der Meere,
Verdrossen sich in öder Tiefe drängen.

So sind, die leben, all des Trübsinns Narren,
Gewohnt, sie wissen nicht, nach welchem Heile,
Sphinxgleich, verdroßnen Blicks, hinauszustarren.

Gelangweilt, wie berührt vom blei'rnen Pfeile
Des Überdrusses, ruhn wir all und harren:
Der Weltschmerz ist sublime Langeweile!

---

## Wanderung.

Hold prangst du wohl, und immer
Rückwärts blick' ich, o Stadt, und du,
Als wolltest du zurücklocken den Abtrünnigen,
In vollster Schöne mir
Entrollst du noch einmal dein reizend Seebild!

Da unten liegt
Glatt, sonnig und endlos
Der Meereswelle herzentzückendes,
Lebendiges Grün,
Vom Zephyr so zart gekräuselt,
Wie ziselierte Smaragdflächen,
Mit Furchen, dunkelblauen,
Und funkelnden Silberstreifen,
Gleich Spuren, gelassen
Vom unsichtbar über die Fläche hin
Gleitenden Gespanne der Meeresgötter.

Und aus dem glatten Spiegel der See,
Rings weit im Kreise gelagert,
Auf ragt, so rein umrissen, das schroffe Gebirg',
Und Meer und Küste schwimmt
In Sonnenduft,
So rein, so fein und so glänzend,
Als wär's, in schimmernd Silber
Gegraben, ein Bildwerk
Von Meisterhänden Cellinis.

O Südhimmel, o Meer,
Mit ragenden Ufern und blinkenden Städten!
Tief, ach, ich fühl' es,
Und nicht von heut erst,
Ist euer Glanzbild
In meine Seele gegraben!

Nun aber fahret wohl!
Hoch und höher windet der Pfad sich
Empor am ragenden Felsufer,
Abseits entführend
In öde Steinwüsten,

Die starr die Natur zum Grenzwall aufwälzte,
Wo steinerner Todesgraus
Umhergestreut ist,
Unabsehbar,
Über dorrenden, wildschroffen Berglehnen,
Und wo tief unten
Im hohlen Geklüft
Der Salamander funkelt,
Kristallne Dome schimmern,
Säulengetragen,
Und, stürzend in Abgründe,
Verlorene Ströme donnern.
Unheimlich
Fühlt sich die Seele hinausgestoßen
Aus heitrer Schöne ruhigem Reich
Ins wüste, grinsende Dunkel.
Es dämmert die Nacht,
Alles ruht,
Nur einsam herüberschaun,
Wie Riesengespenster
Mit weißverschleierten Häuptern,
Des Hochgebirgs mondhelle Gipfel.
Hinab du schreckendes Nachtbild!
Der Morgen graut,
Vögelgezwitscher ertönt im Ried.
Die Lerche steigt,
Es ist der nordische Himmel,
Was da oben blauet.
Und siehe,
Auf Höhen rings und Tälern
Liegt engumschränkten Lebens
Idylle gebreitet.
Hier, o Herz,
Gleicherweise befreit
Vom wüsten Graus
Und vom allzuschönen Zauberbilde des Südens,
Bescheide dich
In dieser holden Stille!
Hier finde dich wieder, dich selbst,
Und deine schöne Sehnsucht.

Siehe, da dehnen sich wogende Saatfelder,
Durchstickt mit weißen Dolden und goldgelben,
Die sternartig
Im Winde nicken und schimmern;
Dazwischen große blaue Kelchblumen,
Träumerisch emporblickend
Aus Wiesen und Talgründen
Zum schwermütigen Himmel,
In die ziehenden Wolken
Und zu den Vogelschwärmen,
Die krächzend aufbrechen,
Hinab zum Meere zu wandern.

---

## Minnelied.

Teures Bild, das mir erschienen,
Engelgleiches Angesicht,
Strahlend, mit verklärten Mienen
In der Liebe holdem Licht!
Solche Schöne, wähnt' ich, schwebe
Nur um uns im Traum der Nacht,
Doch nie ahnt' ich, daß sie lebe,
Diese hohe Liebespracht.

Schwebtest du vom Himmel nieder?
Stiegst du aus des Meeres Schoß?
Rangen deine Lilienglieder
Sich im Lenz mit Blumen los?
Welche ewig blühnden Zonen
Haben diesen Reiz gereift,
Der durch ird'sche Regionen
Wie verlorner Schimmer streift?

Jauchzend dankt' ich dem Geschicke,
Daß so Wunderholdes lebt
Und vor meinem sel'gen Blicke
Über diese Erde schwebt:
Doch wie faß ich erst die Wonne,
Daß es liebend mich erkor,
Der, ein Phönix in der Sonne,
Sich in diesem Glanz verlor?

Reizumfloßne Wunderblüte,
Staunend bebt mein Herz vor dir,
Neigt in Liebeshuld und Güte
Sich dein schönes Haupt zu mir:
Ach, ich fürcht' im vollsten Glücke,
Wenn dich meine Hand berührt,
Daß dich mir des Schicksals Tücke
Als ein Traumgebild entführt!

---

## Geister der Nacht.

Ich kenne die Geister, die düstern,
Die tief aus finsterem Schacht
Mit sinnebetörendem Flüstern
Aufsteigen in dunkler Nacht.

Sie sollen mit ihren Chören
Die ewigen Melodien
Der Himmelsträume nicht stören,
Die mir im Herzen erglühn.

Von der Minne Lilienkranze
Die Stirne heiter umwallt,
In Händen die Liedeslanze
Voll siegender Zaubergewalt:

So beschwör' ich das nächtliche Grauen:
Es wölbt sich golden und mild
Hoch über mir im Blauen
Der himmlische Sternenschild.

---

## Du.

Noch zarter, als die ich dir sang, die Lieder,
Noch süßer als ein Kuß, von dir gegeben,
Ist jenes holde Du, mein süßes Leben,
Das traulich zwischen uns geht hin und wieder.

Ein Vöglein scheint es mir im Glanzgefieder,
Des goldne Schwingen leise zu mir streben;
Mein Ohr berührt's in wunderholdem Schweben
Und läßt zuletzt sich mir im Herzen nieder.

Zu künden das Geheimnis ganz, das süße,
Versuchten wir mit Worten leeren Schalles:
Nun fanden wir den sprechendsten der Grüße.

Was braucht es noch des Reims und Silbenfalles?
Was selbst der Liebesblicke, Tränen, Küsse?
Mit *einem* Wörtchen sagen wir uns alles.

---

## Der Herthapriester.

Auf nord'schem Eiland saß, am Seegestad',
Gedankenvoll allein der Herthapriester
Mit glühndem Aug' im Nachtgraun. Um ihn rauschten
Eintönig in der langen Winternacht
Die Wogen, und die finstern Bäume sausten.
Und vor dem Priesterjüngling stand, verhangen
Von Schleiern, unberührt, der Göttin Wagen,
In welchem sie den heil'gen Umzug hält,
Und dessen Innerstes sie selbst verbirgt,
Unnahbar, ungeschaut von Menschenkindern.

Den Jüngling aber mit dem Aug' voll Glut
Umschlichen die Dämonen. Neugier faßt ihn:
Nicht wollt' er harren, bis in seiner Brust
Die Hehre selber sprechend ihn gemahne,
Sobald es Zeit, den Festumzug zu halten,
Den göttlichen. Vorwitzig wollt' er, keck,
Sie schaun und eigenwillig. Doch der Blick
Unheil'ger Augen starrt in ew'ge Nacht:
Geweihten nur erglühn die Götterbilder
Im Dunkel. Und so naht der Jüngling sich
Nicht priesterlich, nein, als ein Tempeldieb
Dem Heiligsten und reißt hinweg die Hüllen
Und blickt ins Innre. Doch kein Götterantlitz
Erblickt er, eine dunkle Leere gähnt
Ihn schaurig an, und nichts erblickt er, nichts.
Doch glühnder ward sein Aug' im Schaun und weiter
Die Leere, die da gähnte, bis von Funken
Ein wirrer Reigen in der schwarzen Öde
Begann zu tanzen wie des Schnees Gestöber
Und knisternd sang: wir sind verlorne Funken

Von ausgelöschten Sternenbränden. Wilder
Erglomm des Priesters Aug' und weiter gähnte
Der Abgrund und unzählig tauchten, grausig,
Aschgraue Fratzenbilder auf und grinsten
Ihn an und sagten: Wir sind die Gespenster
Vermoderter Äonen. Immer weiter
Und weiter aber dehnte sich der Abgrund,
Und aus der Tiefe kam's wie Raubtierodem
Herauf, so heiß, so lechzend, so erstickend.
Und sieh, die Finsternis stand da und hatte
Zuletzt den Rachen, den unendlichen,
Ganz aufgetan und drohte zu verschlingen
Ihn und die Welt. Da faßt den Herthapriester
Entsetzen an, er schwindelt, schwankt zurück
Und stürzt hinunter, taumelnd, in die Flut.
Die Herthadiener schaun es bebend, stürzen
Herbei und sinken in die Knie: „Weh!
Er sah, was ungestraft noch keiner sah!
Er sah im Heiligtum die Göttliche!
Ihr Glanz hat ihn getötet!“ — Also riefen
Sie bebend, ahnten's nicht, die frommen Toren,
Daß jener, keck ins Bodenlose schauend,
Hinabgestürzt war, schwindelnd vor dem Nichts.

---

## Regen im Walde.

Der glühnde Sonnenpfeil erlosch im nassen
Gewölk und rieselnd nieder rauscht der Regen:
Mit Blätterzungen trinkt der Wald den Segen,
Und Blumen ihn in ihre Kelche fassen.

Doch sieh, der Waldstrom wühlt sich steilre Gassen
Im Steingeröll und rüttelt an den Stegen;
Wild tobt er hin auf stillen Waldeswegen,
Wo Veilchen blühten, Vöglein zwitschernd saßen.

Mit tollem Hader schleudert er Empörung
Ins traute Waldesreich; zuletzt, erliegend,
In schwarzen Schluchten büßt er die Betörung.

Die frommen Blumen aber, die, sich schmiegend,
Gesenkten Haupts verträumt die kurze Störung,
Erwachen, Perlen in der Krone wiegend,

---

## Gemma.

I

Schlanke Lilie, schlanke Lilie,
Schöne Tochter der Lagunen,
Hast du dir noch nicht gedeutet
Meines Blickes glühnde Runen?

Ach, wann stillst du diese Sehnsucht,
Die so rein in dir entzückt ist,
Stets dich sucht und nie dich findet,
Und auch suchend schon beglückt ist?

Die mich Tag für Tag des Abends
Unter strahlenden Arkaden
Fernher lockt auf deine Spuren,
Süß umrauscht von Serenaden?

Schmerzlich freu' ich mich der Sehnsucht
Stets erneuerten Genusses,
Eh' ich sterbe, schönste Donna,
In der Wonne deines Kusses!

II.

Laß mir diese schöne Sehnsucht,
Dieses Leid um deinetwillen:
Oder willst du, schöne Donna,
Willst du sie, die glühnde, stillen,

Still' sie nicht mit lauem Gruße,
Nicht in flüchtiger Erwarmung;
Stille sie mit heißem Kusse,
Fesselloser Glutumarmung!

Birg auf ewig mir des Auges
Glückverheißende Verklärung,
Deines Dichters Herz verwirre
Nie ein Wink der Huldgewährung,

Oder laß die volle Liebe
Wild verbrausen, heiß verzittern,
Fessellos wie Sommergluten
Sich entladen in Gewittern!

III.

Sind sie's wirklich denn, die Sterne
Deiner Augen, schönste Fraue,
Die mir sonst gestrahlt von ferne,
Drein ich nun so selig schaue?

Sind sie's wirklich, deine prächtig
Schwarzen Locken, seidne Pfühle
Deines Haupts, drin mitternächtig
Ich die heißen Wangen kühle?

Ist sie's wirklich denn, die Welle
Deines Busens, lang ersehnet,
Meines Glückes Lilienschwelle,
Dran mein selig Haupt sich lehnet?

Bist du's wirklich, schönste Donna,
Die mit liebendem Erbarmen,
Süß berauscht und süß berauschend,
Endlich ruht in meinen Armen?

IV.

Selig wie der See, der helle,
Wiegt den Schwan auf Silberfluten,
Trägt mein Herz die Flammenwelle
Weicher, süßer Liebesgluten.

Holde Flut, zu welchem Strande
Trägst du wohl mein Herz, mein wundes?
Ewig nur zum Blumenrande
Ihres honigsüßen Mundes.

Nicht Philister noch Zelote
Schelte diese Liebesflamme:
Wißt, ich bad' im Morgenrote,
Während ihr mich sucht im Schlamme!

Liebe hat mein Haupt umschlungen
Wie mit einem Heil'genscheine:
Mir zu Füßen wälzt bezwungen
Sich ein Drache — das Gemeine.

## An Titania.

Reizend ist Andacht wohl im weiblichen Auge, das tränend
Blickt nach oben; doch ach, seit ich dich, Kleine, gesehn,
Reizend bedünkt, ich gesteh's, nicht minder mich jetzo der holde
Leichtsinn, welcher so keck, Liebchen, im Auge dir blüht.
Götterbehagen, befriedigt in sich, ein seliges Sein ruht
Über der heiteren Stirn, spielt um den neckischen Mund,
Trotzt im siegenden Aug' wie Stolz der Titanen, ein frohes
Selbergenügen, das nichts weiter vom Himmel erfleht,
Aber auch nichts ihm gewährt. — O mein Prometheisches Liebchen,
Selten begreift, wie in dir, innig das Leben sich selbst:
Und indem ich das Aug' in die rosigste Blüte versenke,
Lob' ich und preise den Sinn, und ich verstehe das Fleisch.
O wie sprudelt so rein mir des frisch-ursprünglichen Lebens
Quell, der in Pfützen versumpft sonst sich dem Blicke gezeigt!
Und wie er hold mich umrauscht in perlender Reine, da stärkt er
Recht wie ein Stahlbad mir kräftig die Seele, den Leib!
Tauche hinab, mein Herz, wie Bramas Geist in der Maja
Schoß — nicht fürchte der Welt warm dich umwogende Flut!
„Nimmer ersäuft im Pfuhl, wen Geist und Feuer getauft hat,"
Hört' ich sagen; es sprach's, glaub' ich, ein Frommer sogar!

---

## Aus dem Frühlingsalbum des Botanikers.

### I. Primula veris.

Nahet der Lenz, o Primel, von allen den schlafenden Blumen
Stehst du am frühesten auf; aber man merkt es dir an,
Daß du erwacht vorzeitig: es hängt zeitlebens und nicket
Dir schlaftrunken das Haupt gegen die Erde hinab.

### II. Syringa vulgaris.

Wenn die Syringen erblühn, dann ist es der lieblichen Nächte
Zeit, und der Gärten, so duftschwül, und der Lauben, so traut,
Und des Geflüsters der Pärchen im Mondschein, welche sich fragen,
Ob sie des Flieders Gedüft, ob sie die Liebe berauscht?

### III. Paeonia.

Prunkvoll drängt die Päonie sich, breit strotzend, der sanften,
Edleren Rose voran; aber die sinnige spricht:

Brüste dich nur ein Weilchen, du prunkende Schöne, das Jahr ist
Mein, du vergehst mit dem Lenz, und ich behaupte das Feld.

IV. Tulipa.

Zögernd öffnet die Tulpe den Kelch, sie denket der Ahnen
Ihres Geschlechts und sie seufzt: glückliche Väter, für die
Gold in Haufen dereinst in Harlem zahlte der Prasser!
Lohnt sich's noch heute, zu blühn diesem Plebejergeschlecht?

V. Nuphar luteum.

Farbig prunket die Erd', unfruchtbar schilt sie die Wasser:
Siehe, da sendet der Teich goldene Kelche herauf,
Welche geheimnisvoll auf dem Spiegel sich wiegen und mahnen:
„Prahl' nicht, Erde, dich selbst zeugte die heilige Flut."

---

## Gaselen.

### I.

### Zwischen Himmel und Erde.

Zwischen Erd' und Himmel gehen
Boten, schwebend auf und nieder!
Leise Liebeshauche wehen
Kunde gebend auf und nieder!

Sehnend zwischen Erd' und Himmel
Schwebt im Morgengrau die Wolke,
Zieht, aus purpurnem Gewimmel
Rosen webend, auf und nieder!

Sehnend trägt die süßen Klänge
Hoch ins Himmelsblau die Lerche,
Und es wogen ihre Sänge
Herzerhebend auf und nieder!

Sehnend doch mußt du vor allen,
Menschenherz, du kranke Taube,
Zwischen Erd' und Himmel wallen,
Ewig strebend auf und nieder!

Von des Himmels goldnen Toren
Weggescheucht ins wüste Dunkel,
Flatterst du, verirrt, verloren,
Ängstlich bebend, auf und nieder!

## II.

### Sonne und Strom.

Die Sonne liebt die blaue Flut, sie strahlt im schönen Strom zurück;
Doch läßt darum sie nicht den Thron im blauen Himmelsdom zurück.
Ob auch sich Strom und Sonne liebt, die Sonne steht im ew'gen Blau,
Ihr goldnes Bild nur hält der Strom in seiner Tiefe fromm zurück.

## III.

### Spielzeug.

Laß, was scherzend ich gesagt,
Nicht ganz gesagt als Scherz sein.
Besieh den Scherz, bevor du lachst,
Es wird ein tiefer Schmerz sein.
Besieh dein Spielzeug, eh' du's brichst,
Es wird ein Dichterherz sein!

## IV.

### Ruhe.

Nicht möglich, daß mein stürmisch Herz des Nachts bei so viel Tränen entschläft,
So wenig als der rege Strom, gefurcht von hundert Kähnen, entschläft;
Doch legtest du die Hand nur drauf, da ruht' es wohl und schlummerte still,
Wie in der Nacht ein dunkler See, bedeckt von Silberschwänen entschläft.

## V.

### Ich will ja nichts.

O laß an deiner Seite mich, im Kreise deines Lichts!
Ich will ja fromm und ruhig sein — laß mich, ich will ja nichts!
An süß Gekose denk' ich nicht, an Druck der Hände nicht;
An einen Kuß — o nicht von fern! Laß mich, ich will ja nichts!
Laß ruhn mein Haupt an deiner Brust; will ruhn so zart, so rein,
Wie Schwanenfittich auf dem See — laß mich, ich will ja nichts!
Ich fordre ja nicht *Liebe*, nein! — was drückst du mir so streng
Des *Hasses* Pfeil ins tiefste Herz? Laß mich, ich will ja nichts!

VI.

Wie, du liebst mich nicht?

Wie, du liebst mich nicht, so sagst du? Alles ist nur Spaß gewesen?
Spaß nur ist das traute Kosen, wenn ich bei dir saß, gewesen?
Welche Wunderdinge hör' ich? Doch es sei. Zufrieden bin ich,
Wenn auch nur zum Scherze lieblich meines Bechers Naß gewesen,
Wenn im Scherze nur die Rose mich erquickt mit Wonnedüften,
Und im Scherz nur süß die Feige, die ich eben aß, gewesen.

---

**Fahr' wohl, du sonniger Süden.**

Fahr' wohl, du sonniger Süden,
Du schimmerndes Meer, ade!
Es lockt den Sonnemüden
Nach waldiger Bergeshöh'.

Führ' mich vom Meer, dem blauen,
Du Dampfroß, feurig und kühn,
In tauige Blumenauen,
In schattiges Alpengrün!

Der Renner schnaubt in die Zügel,
Er liebt nicht Halfter und Zaum,
Springt donnernd über die Hügel,
An felsiger Schlünde Saum;

Doch endlich lenkt das frische
Bergtöchterlein, die Mur,
Ihn sacht durch Blütengebüsche
Zu Styrias goldenster Flur.

Sei gegrüßt von meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt:
Du ruhst wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt!

Hold ruhst du auf grünenden Auen,
Du Perle der Steiermark:
Voll Seele deine Frauen,
Und deine Söhne voll Mark!

---

## Erinnerung an Venedig.

I.

Ruhn still im Abendglanze die Cadoren,
Des Alpenzuges letzte Hügelgruppe,
Da strebt, als ob ein Falter sich entpuppe,
Mein Herz meerüber nach des Westens Toren.

Und in der Meeresferne still verloren,
Streift ab mein Aug' des Erdenstaubes Schuppe;
Da dämmert ihm San Marcos Silberkuppe,
Die Mondesstrahlen wunderbar umfloren.

Und liebe Stätten, altgewohnte Pfade
Der Zauberstadt, sie tauchen auf, es schimmert
Der Fackelkranz, es wimmeln die Gestade.

O Wunderbrücke, die die Nacht mir zimmert,
Du zeigst zu oft mir jene Serenade,
Und, ach, das Aug', das mir im Schwarm geflimmert!

II.

Ein Auge war es, schwarz und mitternächtig,
Und taghell doch, das Aug', dem ich ergeben:
So liebefeucht, so mild in süßem Beben,
Und doch so kühn, so stolz, so zaubermächtig.

Was war des Mondes Scheibe, rein und prächtig,
Was war mir der Piazetta rauschend Leben
Und aller Gondeln meergewiegtes Schweben?
Ich schaute sie, von süßer Flamme trächtig.

Die Melodien, der Glanz, des Äthers Milde,
Das alles schien von ihr nur herzufließen
Und blieb verknüpft mit ihrem lieben Bilde.

So mußt' ich mit ihr all die Pracht verschließen,
In meines Herzens Zauberspiegelschilde,
Zu steter Sehnsucht schmerzlichem Genießen.

---

## Vom Weibe,

### das um Baldur nicht weinen wollte*).

Ich ging zur Alten, die nicht wollte weinen
Um Baldur, und in tiefer Grott' erblickte
Ich schweigsam sitzend auf bemoosten Steinen
Ein Mütterlein, das mit dem Kopfe nickte.

Ein uralt häßlich Mütterlein. Ich störe
Sie auf, sie bebt und ächzt; ich rufe: Hörst du?
Sie hüstelt, ach, daß Gott erbarm'! Ich höre!
Warum, Verwegner, meine Ruhe störst du?

Unheimlich brannt' ihr Aug'. Doch mutig vor ihr
Stand ich, ergriff, mich ihrer baß versichernd,
Sie fest am Knochenarm und schrie ins Ohr ihr:
Um Baldur weine! Da versetzt sie kichernd:

Um Baldur weinen? Darf es nicht, beileibe!
Mein Enkelchen verbot's, bei seinem Grolle.
Wer ist dein Enkelchen? sprach ich zum Weibe.
Sie sprach: O, der spielt eine große Rolle!

Mein Enkelchen sitzt hoch im Rat der Alten:
Das Weltei wär' ohn' ihn vom Schoß der Henne
Gestürzt ins Bodenlose. Schwebend halten
Muß er die bunte Spreu der Lebenstenne.

Der sprach zu mir: Laß du die Leute weinen,
's ist ihres Amts, dient auch zum Zeitvertreibe.
Sie mögen's damit halten, wie sie meinen;
Doch du, Großmutter, weine nicht, beileibe!

's ist ihres Amts, sich immerdar zu sehnen;
Doch käme Baldur wirklich, ging' der Glaube
Ganz in Erfüllung, trockneten die Tränen,
So fehlte Feuchtung bald dem Erdenstaube.

Gleichwie ein dürrer Bofist wär' die Erde
In ihrer unterschiedslos lautern Güte:

---

*) Als Götter und Menschen den getöteten Baldur, den Gott des Guten, aus der Unterwelt zurückverlangten, wurde ihnen das Verlangen für den Fall gewährt, daß alle Geschöpfe um Baldur weinen würden. Alle Geschöpfe weinten, mit Ausnahme eines gewissen boshaften, in einer Höhle hausenden alten Weibes.

Langweil'ge Reise gäb' es nur: kein „Werde",
Kein Lebenswechselspiel und keine Blüte.

So sprach er. Drum laß ich die Blümlein weinen,
Tier, Menschen, Bäum', auch Wässerlein, die blauen.
Ich aber weine nicht, zu Lieb' dem Meinen,
Dem Enkelchen. Willst du ihn etwa schauen?

Zum Hintergrund der Höhle, die da klaffte,
Folgte mein Blick dem Blick des alten Weibes:
Und sieh, es dämmert eine grauenhafte
Gestalt, der Umriß eines Riesenleibes.

Es war ein Mann mit einem Pferdefuße;
Der grinste mich in feurig-rotem Staat an,
Und lachte Hohn und fragte mich zum Gruße:
Kennst du mich wohl? Ich sprach: Du bist der Satan.

---

## An Minona.

(Pordenone 1864.)

Wenn krank und müde gehetzt
Und wundgestochen von tausend Nadelspitzen des Schicksals,
Schweratmend
In seiner Kampfesnot ein Unglücklicher
Zurücksinkt, eine weichere Stelle sucht,
Und zufällig, geschloßnen Augs, sein irres Haupt
Niederfällt
Auf eines Weibes Knie —
Zucke nicht, Weib! bleib' unentwegt, harr' aus,
Laß eine Weile rasten den Armen!

Ich kenn' ein Weib — Minona, du,
Du tatest so, du Treue, du hast
Mit schrankenloser Liebe gewacht
Über dem Haupte des Müden, Gebrochenen.
Du hast mit freudeklopfendem Herzen
Die Atemzüge gezählt,
Mit welchen, schwerer erst, dann leichter,
In sich schlürfte dein Pflegling

Die längst entwöhnten,
Die neubelebenden, herzerquickenden Lüfte
Des Friedens und der Freiheit.

Und als sie kamen, die Gleichgültigen,
Und auf dich schauten, neugierig und lieblos
Und frech, wie's ihre Art —
Denn unverstanden bleibt immer das Edelste —
Mißdeuteten dein Liebeswerk
Und die Schamröte dir jagten ins Antlitz —
Du zucktest nicht und saßest unbewegt und harrtest aus
Und zerdrücktest die Trän' im Aug',
Daß nicht etwa sie niederfallend
Heiß mir senge die Stirn
Und aufwecke den Schlummernden.

O habe Dank! So lang' ich denke, bleibt unvergessen
Die einzig schöne Stille, die hier
Uns winkte, bleibt unvergessen
Die traute, freundliche Rast,
Die hier uns keiner verbitterte. Ruh' ist das höchste der Güter . . .
Es gehn im Gewimmel der Menschen
Von Mund zu Mund die lauten Richtersprüche der Welt,
Vor deren Stuhl, o Kind,
Verdammt oft wird ein heilig Opfer,
Indes begnadet hinweggeht schleichende Nichtswürdigkeit . . .

Du aber denk', des inneren Trostes voll,
Nur immer zurück
Ans grüne Pordenone, denk'
An die reizvoll blühenden Gärten,
Ans unabsehbar dichte Gebüsch der Aun,
Wo tausend lebendige Wasser sprudeln,
Wo hier und dort das Mühlrad rauscht,
Wo rebenumkränzt emporstrebt die Pappel,
Und wo am Weg so friedlich hinunterhängen
Tief in den Teich
Die prächtigen Trauerweiden.

## Mein Eichhörnchen.

Wenn die sommerlich glänzende tergestinische Bucht,
Leser, du schaust und den schönen Strandweg
Am Felshange besuchst und zur Stelle gelangst,
Wo am lieblichsten anwogt an die lieblichste Stelle des Strands
Von Barcola die grünliche Glanzwelle — steh' still
Ein Weilchen und blick' in die klaren Wasser mit Andacht:
Da unten, wisse, da schlummert
Unter dem glänzenden Wellenspiegel,
Linde gewiegt von kristallenen Armen der Meerfraun,
Auf dem friedlichen Grunde der See,
Mein liebster Freund.

Der ärmste Junge! Sein Leben war
Der Schicksalskampf einer drangvoll kecken Natur,
Die, aus ihrer Sphäre gerissen,
Urwüchsige, brennende Tatkraft
Im engsten Bezirk vergeudete — war
Ein ewiges Anrennen an traurige Käfigstäbe.
Quecksilberne stete Beweglichkeit
War sein beschieden Teil, doch zeigt' er zuzeiten sich auch
Nicht abhold stiller Beschaulichkeit.
In seines Lebens Morgen, ha, welcher Unmensch
Hatt' ihn entrissen dem fernen Bergwald und geschleppt
Zum geschreidurchhallten Marktplatze der Seestadt,
Wo er feilgeboten ward
Mit Kaninchen und jungen Hunden und Meerschweinchen?
Es dauerte mich das springende, sich schwingende, rastlos
Im Käfig sich abringende schlanke Geschöpfchen;
Am liebsten hätt' ich's
Zurückgegeben den heimischen Nadelholzwipfeln;
Aber der Wald war fern und unerfahren das Bürschchen,
Und ihm war nicht in die Seele gegeben, wohin?
Denn als ich's heimtrug und unterwegs es mir unversehens
Entglitt dem bergenden Tuchzipfel, siehe, da schoß es
Gar ängstlich in die Winkel: es wäre verkümmert
Oder in andre Gefangenschaft
Ließ es alsbald sich wieder locken mit Nüßlein.

Ferne mir sei's, des breiten zu schildern,
Wie in meinem Bereich herangewachsen der Kleine:

Wie zierlich und schnurgerad er sitzend mit Nachdruck
Nüsse knackte, wohl auch
Mit kerngesunden Zähnlein Zucker beraspelte;
Wie er die lieben langen Tage lang
Den Käfig durchmaß
Mit wahnsinnigen Hinundwiedersprungs
Schwindelerregender Einförmigkeit;
Wie er, wenn ich ihn mitleidig erlöste der Haft,
An mir emporkletterte, lustig um meines Leibes Mitte
Rasendschnelle Tanzwirbel beschrieb,
Wohl auch auf dem Boden der Stube
Geschäftig hierhin, dorthin trippelte, tappte,
Bis etwa das große, braune Katzenungetüm
Auf schleichenden Pfoten annahte, worauf
Er pfeilschnell auffuhr
Über des Fenstervorhangs weißschimmerndes Geweb',
Und erst ganz oben vom sichern Querstangenknopf
Mit weitvorquellenden, zum Tod erschrockenen Augen
Herunterblickte
Auf das lauernde Klauentier, das unten saß
In ohnmächtiger Lüsternheit
Und mit glänzenden Augen hinaufstarrte,
Den Rücken krümmend und mit dem Zünglein
Die schmale Lippe beleckend.

Wer aber beschreibt, ach, was der kleine Freund
Meinem Herzen geworden? welches sympathische Band
Von seiner Seele zu meiner zuletzt
Geheimnisvoll sich hinüberspann?
Wie er mich anschaute mit den immer schönen, verständigen Äuglein?
O, wenn ich heimkehrte des Abends,
Oft mit zerrißner Seele,
Und fand dies atmende Leben
Unter den Kissen meines Lagers,
Fand das zarte, warme Figürchen,
Zur Kugel eingerollt, vom buschigen Schweife bedeckt,
Süß schlummernd wie ein Kind,
Da drückt' ich's an die Lippen
Und schmiegte zu ihm mich

Und fühlte nicht mehr mich allein, nicht mehr verlassen.
Auch in die Fremde zog er mit mir,
Einmal sogar in die wogende See,
Und sieben Monate lang
Lebt' er mit mir in der herrlichen Stadt Venedig.
Gerne vom hohen Balkon in meiner Behausung
Blickt' er hinunter ins wirbelnde Menschengewog'
Der Calle larga im Sestier San Marco,
Insonderheit an schönen Spätherbst-Nachmittagen,
Wenn angerückt in die Straße kam
Die hölzerne Künstlergenossenschaft
Der wandernden Marionettenbude
Und um den Pullcinella
Zerlumpte Kunstmäzene gedrängt standen
Hart unter meinen Fenstern.
Behaglich ausgestreckt auf der Kante der Brüstung,
Die Schnauze gestützt auf die Vorderpfoten,
Blickt' er hinab:
Und nicht zum Lächeln zwar verzog er die Mienen,
Wie toll auch unten der Spaß aufregte den Pöbel;
Nein, gefaßt immer und ernst, wie's einem Gemüte geziemt,
An welchem nagte der heimliche Geierbiß des Bewußtseins
Von einem verfehlten Dasein,
Doch aufmerksam, mit stillem Behagen, betrachtet' er
Die schnurrige Puppenkomödie, und keinen Moment
Ab wandt' er den Blick von seinem lustigen Freund
Und Liebling Pulcinella.

So lebt' er hin ein ruhig Leben; doch oftmals
Auch in die Bahnen des Stillhinlebenden springt
Mit verlockendem Winke das Abenteuer.
Wie befiel der Schreck mir die Glieder,
Als eines Tages vom Balkon, wo er Siesta gehalten,
Plötzlich verschwunden war der traute Geselle.
Seiner Spur nach forscht' ich umsonst.
Da sagten mir freundliche Nachbarsleute —
Sie kannten ihn wohl, denn täglich
Vom Altan aus zeigt' er dem Volk sich mit Würde —
Die sagten mir nun, meine piccola bestia säße
Weiter die Straße hinab auf einem Dachfirst.

Eilig stürzt' ich zum Ort und, wahrlich!
Da saß er oben, der Schelm, im Abendsonnenglanz,
Auf lustiger Zinne des Dachs, neben dem Schornstein,
Und zaust' und putzte den Schweif
Und machte Männchen, daß höchlich darob sich verwunderten
Die Spatzen und Tauben Venedigs,
Die von den Nachbardächern mißtrauisch anstaunten
Den nordischen Gast, den langgeschwänzten.

Mild war der Abend und weiter hinunterzuwandern
Schien mein Bürschchen nicht übel gemutet,
Auf bequemem Pfade der Dachrinnen,
Die Mercerie entlang, zum hohen Rialto.
Konnt' ich anderes tun als eine Leiter erbitten
Von dir, mein wackerer Mietsherr und Gevatter Francesco,
(Dem ich in San Marco zur Taufe gehalten ein Büblein)
Und, in Händen ein blinkendes Zuckerstücklein,
Zum Dach emporsteigen, um einzufangen den Flüchtling?
Nie werd' ich vergessen den Augenblick,
Wo ich, gefaßten Mut in der Seele,
Hinanstieg die Sprossen der Leiter,
Im Angesicht des halben Venedigs,
Das neugierig sich unten gesammelt,
Als ob hinaufschritte zum hohen Schafott
Ein Missetäter.

Als meiner nun ansichtig geworden der Kleine,
Da blickt' er von unnahbarm Standorte herüber
So harmlos auf mich, als hätte, was er getan,
Sich gänzlich verstanden von selbst,
Und allzusehr nicht schien er zu achten
Des fernher gewiesenen Leckerbissens.
Endlich aber, nach vielen Lockworten, schlich er heran,
Vorsichtig, geschmeidigen Rückens, immer sprungfertig,
Und dachte nur eben mit raschem Ruck der Schnauze gewandt
Aus meiner Hand an sich zu raffen die Süßigkeit,
Dann aber allsogleich
Wieder von hinnen seiner Wege zu wandeln.
Anders aber hatt' ihm's gesponnen die Parze; denn ich,
Aus langer Erfahrung kundig weislichen Tuns,
Ich legte behend ihm um Genick und Hälschen

Den Daumen und den Zeigefinger, damit
Er zum kräftigen Biß nicht wenden könne das Köpfchen,
Und faßt' ihn säuberlich mit sicherem Griff
Und bracht' in des Rocks geräumiger Taschenvertiefung
Wohlbehalten nach Hause den Zappelnden. —

Vergessen und vergeben
Hatten wir längst einander auch dies:
Unzertrennlich selbander lebten,
Zum heimischen Tergeste wiedergekehrt,
Wir manches Jahr noch. Immer stiller geworden war
Mein junger Freund, immer weicher und zärtlicher.
Da kam eine Nacht — eine Faschingsnacht war's —
Draußen auf den Straßen
Schwang seine Schellenkappe tief in die Geisterstunde hinein
Der immerwache, der nimmersatte,
Der lebensprudelnde Karneval des Südens.
Von meinem Augenlid auf flatterte immer wieder,
Wie ein lärmverscheuchter Vogel, der Schlaf.
Da fing mein kleiner Lagergenoß —
Sanft schlummert' er sonst, dem wild'sten Tumult zum Trotz,
Zu meinen Füßen die Nacht durch —
Unruhig an auf meiner Decke zu trippeln.
Vergebens bot ich zu naschen ihm, zu nippen,
Und wenn ich ihn haschen wollte,
So schnappt' er unwirsch nach meinem Finger,
Dann streckt' er hin sich wieder ein Weilchen
Und ächzte wie von dumpfen Schmerzen gepeinigt.
Ich beschaut' ihn, wahrnehmend mit Schreck
Des Leibes wachsende Schwellung . . .
Ein jäher Schmerz durchfuhr mir die Brust . . .
Stund' auf Stunde verann,
Immer dunkelschattender annahte mir die Gewißheit,
Es ringe das arme, teure Geschöpfchen
Vor meinen Augen den Todeskampf.
Mitternacht war lange vorüber, und immer noch
Scholl von der Gasse herein in Zwischenpausen der Lärm
Heimziehender Maskenschwärme.
Geschrei, Gesang und Gelächter scholl,
Übermütig pochte das Bacchanal des Lebens

An mein Fenster — und drinnen im stillen Gemach
Zu meinen Füßen ächzte der sterbende Liebling.
Dort Gelächter, hier Todesächzen bei stiller Lampe — der Widerstreit
Zerriß mir die Brust — meines Lebens schrecklichste Nacht war's:
Der arme stöhnende Freund, er fühlte den Schmerz nur,
Er fühlte nicht die Schauer des Todes:
Ich aber fühlte sie für ihn ...
Es kam der Morgen, es kam der Tag,
Mein Pflegling ächzte, konnte nicht leben, nicht sterben.
Nur kärgliche Speise nahm er
Aus meiner Hand, bald Wasser nur, endlich
Auch dies nicht mehr. Da lag er zuletzt lautlos,
Schmerzlos, schien zu schlummern, zu träumen.
Ach, in diesen Augenblicken zum ersten Male vielleicht
Zog einwiegend ein lieblicher Traum durch seine Seele
Von der schönen früh verlornen Waldheimat,
Ein Traum von Licht und Freiheit. Auf tauchten vielleicht
Holde, längst vergessene Bilder aus einer Welt,
Die er nur wenige Tage geschaut in zarter Kindheit;
Auf dämmerten ihm die Berge vielleicht noch einmal
Und die hohen Wälder zusamt,
Die seine moosige Wieg' umrauschten! Es kam die Waldfrau vielleicht
Ungesehen ans Sterbelager des kleinen Waldsohns
Und zeigte dem brechenden Aug' viel Schönes:
Kristallne Bächlein, spielende Sonnenstrahlen und Moos und Laubgrün ...
Noch einmal erschloß sein Blick sich,
Schön und klar noch einmal blickte sein Aug' mich an,
Dann ward's trüber,
Dann ward's glasig und starr — auch seine Glieder erstarrten —
Er war tot. —
Vor meinen tränenden Augen lag
Der kleine Leichnam zwei Tage lang.
Hinaus in die Waldesstille
Hätt' ich ihn getragen wie gern, hätt' ihn wie gerne begraben
Unter der stattlichsten Tanne des Hains.
Aber es rauscht kein Tannenwald am Meerstrand.
Doch auch das Meer ist schön, auch im Meer ist Freiheit,

Das Meer auch rauscht, wie der Wald und in rollenden Wassern braust,
Wie in Hochwaldwipfeln, der Hauch der Unendlichkeit.
Ich trat ans Meer und vertraut' ihn der heiligen Tiefe.
Jahre sind vorübergerollt, und noch immer,
Wenn winterlich der Sturm die Woge bewegt,
Fröstelt mich's für die meergebetteten Glieder des Kleinen,
Und ich freue mich, wenn über der warmen Flut die Zephire scherzen.
Ich Tor! Sind denn des zarten Wesens Atome nicht längst
Verschmolzen mit den Atomen des Meers?
Rauschen sie nicht mit ihnen und steigen und fallen und schimmern?
Dir ist wohl, kleiner Freund! Dich hält und wiegt der Okeanos!
Wenn ans Land brausen die Wasser
Und mir zu Füßen der Schaum sich bricht, so weiß ich,
Wer leise mich grüßt im glänzendsten Silbertropfen . . .
Geheimnisvoll vertraut
Bleibt mir die Meereswelle; mit den Atomen verschmilzt
Das Atom, aber es lebt der Geist und der Sinn und die Liebe.

---

## Ein Moment.

Ach, unsere Herzen fanden
 Sich einen Moment voll Lust;
Ich lehne mein glühendes Antlitz
 An deine wogende Brust.

Dein Busen ist warm, und wonnig
 Durchglüht er den zarten Flor —
Mein Lieb, was zuckst du so schmerzlich
 Und so verschämt empor?

O laß mich dir ruhn am Busen!
 Scheint Frevel dir seine Glut?
Ich will sie stillen und kühlen
 Mit meiner Tränenflut.

---

## Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen.

Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen,
Ich darf dich nicht halten und kann dich nicht lassen:

O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?
Und ach, was das innerste Herz mir zerrissen,
Ich kann's nicht ertragen — und möcht' es nicht missen
Das quälend-verlockende, wonnige Leid.

Ich kann dich nicht hassen und darf dich nicht lieben,
So steht es im Buch der Geschicke geschrieben —
O schmerzlicher Kampf, der das Herz mir entzweit!
Ich kann dich nicht lassen und darf dich nicht halten,
So wollen es ewiger Sterne Gewalten —
O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?

Vergebens in einsamen Nächten und Tagen
Erneur' ich sie ewig, die schwerste der Fragen,
Und nähre das quälende, wonnige Leid.
Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht hassen,
Ich darf dich nicht halten und kann dich nicht lassen —
O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?

---

## Der Bergstrom.

Finsteren Waldschluchten entronnen,
Erstaunt der Bergstrom, wenn er hervortritt an die Helle des Tags,
Unfern der See; hoch oben am sonnigen Kamm des Felsufers
Bevor er hinunterstürzt,
An hält er die brausenden Wasser:
Denn Meer und Land entrollt ihm in Morgenglanz die prächtige Rundschau
Zum erstenmal, und herüberwinkt ihm die dämmernde Ferne
Mit Städtezinnen und Lorbeerhainen und unendlichen Aun.
„O wie herrlich," jauchzt er, „wie herrlich, dort
Mit weicher Welle dahinzugleiten
Durchs grüne Gefild,
Vorüber an Traubenbergen,
Wo der Winzerin Festlied
Am Abhang hallt, und wo,
Durchwandelt von heiteren Menschenbildern,
Die blanken Städte gereiht stehn,
Und helles Geläut
Herübergrüßt aus schimmernden Türmen.
O schöne, schöne Welt, das alles

Soll ich küssen dürfen, vorüberwallend?
Rebenhöhn und blanke Zinnen und grünende Wipfel
Soll ich spiegelnd hegen in kristallenen Fluten?
Des Himmels Sterngruppen, die Goldwolken des Äthers,
Sie alle werden meiner zaudernden Welle
Wechselnd vertraun ihr seliges Bild?

O Lebenswonne mit tausend liebenden Armen
Umfängst du mich, und mir ist,
Als saugt' ich in *einem* tief einschlürfenden Blick
In mich die ganze weite schöne Welt
Und all ihre Lust,
In *einem* Moment der Entzückung!" —
So jauchzt er staunend droben am ragenden Kamm
Des überhängenden Felsufers, und hochauf
Schäumt er in Lebenslust, und, verklärt vom Himmelsglanze der Hoffnung,
In tausend schimmernden Funken
Hinunter tanzt er in den winkenden Abgrund.

Was aber rauschet drunten
Entgegen dem Sehnsuchtsvollen und öffnet
Zur frühen Rast ihm den unendlichen Schoß?
Das heilige Meer ist's,
Das den trunken Hinuntertaumelnden aufnimmt,
Und seinen Lebenstraum verschlingt die schrankenlose Salzflut.

Hell und lange leuchten den Glücklichen
Des Schicksals Sterne: doch schön ist auch
Kurzer Lebenspfad, die Welt nur im Traume genossen, früher Erguß ins Unendliche.

---

## An M. M.

Die nah' mir kamen, freundliche Gestalten,
Sie sind ein Stück von meines Herzens Leben:
Ob auch sie ferne wieder mir entschweben,
Ich weiß im Innern doch sie festzuhalten.

Ins Geisterreich, wo Haß und Tod nicht walten,
Weiß ich Erkorne traut emporzuheben,
Wo sie wie Genien mich hold umgeben
Und mir, wie Götterbilder, nie veralten.

Wer so verwuchs mit meines Herzens Triebe,
  Es bleibt mir stets das Bild von ihm ein reines,
Ob er auch feindlich ewig fern mir bliebe.

So bist du mir der teuren Bilder eines,
  Ob zwischen uns auch stockt das Wort der Liebe,
Kein Blick mehr geht von deinem Aug' in meines.

## Vermächtnis.

Ich liebe die Flamme,
  Das Glanzelement,
Im Wetterleuchten,
  Im Sterngeflimmer.

Ich liebe den Äther,
  Den göttlich-freien,
Wo die Winde, die Wolken,
  Die Adler wandern.

Ich liebe die Welle,
  Die rauschende,
Sehnsüchtig wallende
  Von Land zu Land.

Ich liebe die Erde,
  Das heil'ge Grün,
Wo's hold zu wandeln
  Und noch süßer zu ruhn ist.

Und sterb' ich, geb' ich
  Mein Wesen gerne
Den liebgewordnen,
  Den Elementen:

Den Geist der Flamme,
  Die Seele dem Äther,
Das Herz der Welle,
  Den Leib der Erde.

Geist soll lodern,
  Seele sich dehnen,
Des Herzens Woge soll weiter
  rauschen und klingen,
  Der Leib soll ruhn.

## Der geblendete Vogel.

Wunderbar in Finsternissen erglüht
Der Stern des Gesanges. Ich sah ein Vöglein sitzen,
Ein unscheinbares, zur Winterszeit,
Im engen Käfig.
Und als ich's näher betrachtete,
Siehe, da schreckten in seinem gefiederten Köpfchen
Statt fröhlicher Augensterne
Mich tote, traurige Höhlen.
Geblendet war der Vogel. Schaudernd fuhr ich zurück,
Und Rührung preßte mir
Das Herz zusammen, und unendliches Mitleid.

O Vöglein, seufzt' ich, du armes, armes Vöglein,
Dir blüht kein Lenz mehr. Nie wieder, wie einst,
Von der Höhe des Äthers
Siehst du die weite schöne Welt und ausgebreitet
Den grünen Wald auf Bergen, und auf den Matten
Die Blumen und, fernher winkend, die Silberbänder
Der Ströme, wallend durchs blühende Flachland.
Nie wieder, auch nur durch des Käfigs Stäbe, besucht
Dich der Glanz des himmlischen Äthers;
Die Maiensonne, so schön im Aufgang,
So schön im Untergang, dir geht sie nicht auf noch unter.
Verloren ist dir der Lenz und die Lust, wie mir, und so
Verloren wohl auch Leben und Lied!

So klagt' ich wehmütig. Da plötzlich, wie wenn der schimmernde Springquell
Aufsteigt in die ruhige Luft, oder Raketen sternartig sprühn
Entgegen dem Abendhimmel, so stieg ein schmetternder Triller
Klangfreudig, langhingezogen
Empor aus der wirbelnden Kehle des Vögleins.
Ihm aber folgte Gesang, kraftsprudelnd und unerschöpflich:
Und *Schmerz* nicht klagt' im Gesange des blinden Vögleins,
In seinen Trillern jauchzte Behaglichkeit,
Und Lebenslust und die ganze volle Wonne des Frühlings —
Und doch hingen draußen die Wolken
Am kalten Himmel, und Spätherbstnebel
Schauten trübe herein durchs trübe Fenster . . .

In Tränen mußt' ich lächeln. Woher
Nimmt solche Klänge das Vöglein? Woraus
Spinnt es das tonkunstreiche Gewebe des Lieds?
Wie findet's
Lustigen Sang in seiner Blindheit,
Frühlingswonnen in trauriger Winterszeit?
Wie springen ihm die goldnen
Bronnen süßen Gesangs, indes die Genossen, ob auch
Offenen Auges und froh
Des Ätheranblicks, längst doch alle verstummt sind? —

Im Frühling war's: als eben am buntesten
Vorübergaukelte des Blütenmonds
Triumphzug. Mitjauchzend im Freudenchore sang
Auch unser Vöglein. Da ward's geblendet. Auf ewig aus tilgte
Sein Augenlicht ein grausam Schicksal.
Nun saß es blind im Käfig. Doch nicht verstummt' es:
Noch immer sang das Vöglein, rastlos und schmetternd
Sang es, denn ihm schäumte noch voll
Des Herzens Becher vom Nektartranke
Des Frühlings, und als längst dieser dahin war,
Und verglühet auch war der Sommer und stumm
Die andern Vögel saßen im Käfig,
Da sang noch immer das blinde Vöglein:
Denn unverloren trug es den Lenz
Im Herzen, und die Lenzeslust, unwissend,
Daß längst entflohn der goldne, und daß nebelumgraut
Des Waldes Wipfel starrten.
Ihm blieben in der Seele des Mais
Blühende Bilder, denn, augenlos, erblickt es ja nimmer
Des Winters entseelenden Gorgoschild;
Aus flutet es, unbewußt
Des rauhen Jahrs, in treuen Klängen den Wonnetraum,
Den nimmer ernüchtert die Wirklichkeit. Aus spinnt es
Zu Gesängen die Sonnenmilde, das Himmelsblau,
Alles, was trunken es einsog, was in holden Monden
Es ansammelte: den unerschöpflichen Herzensreichtum.

Und so geschieht's, daß reichen Gesang
Spendet das augenlose Vöglein
Die ganze Zeit des Jahres, wenn schon die blickbegabten

Traurig sitzen im Bauer und sanglos . . . Nicht ist, wie unbedachtes
Mitleid klagen möchte, der Lenz dir geraubt, o blinder Vogel!
Dein ist er und eben dein, wie keines andern!
Voll und ganz fest hältst du die Pracht, und übers Meer nicht
Brauchst du zu wandern, wie deine Genossen, um aufzusuchen
Die hier entschwundne: tief innen blühet
Sie dir und darum unverkümmert
Vom Nordsturm. Dir ist winterlicher Flockentanz
Wie Blütenschauer. Besser ist's, blind sein und schmetternd sich
Ausleben in Gesang als sehend und stumm
Hingehn durch eine blühende Welt
Voll Schönheit. Arm ist ein blicklos Aug',
Ärmer ein tonlos Herz, in dessen Saiten nicht widerhallet
Ein Himmlisches. Mitten in den Zerstörungen
Dahingewelkter Pracht steht aufrecht des Gesangs
Blumenkrone, schönerer Tage Denkmal und zugleich
Ein Irisbogen der Zukunft,
Der farbig blüht im Gewölk.

Mag freudeleer hinziehn ein Erkorener,
Dem hold die Lippe tönt, ihm ist das Höchste
Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einsam, steht
In Finsternissen der Stern des Lieds und übergießt
Mit mildesten Blüten des Lichts
Der Welt Öde. Laß still
Fortleben, o Herz, die schönere Zeit
In Klängen, ob auch öde die Mitwelt ist,
Denn alles Schöne muß untergehn,
In Klängen rettet es aber
Süßer Gesang. Hoch über welken Blüten und Trümmern,
Alles Schönen fromm eingedenk,
Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

---

# Alphabetisches Register

(der Überschriften und Anfänge der Gedichte. Die Überschriften sind mit * bezeichnet).

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

[illegible]

[illegible]

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Fünfter Band.

Inhalt: Der König von Sion



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

reg
sein
dem
in
chen
zun
füh
die
Fel
nal
nal
and
bet
(un

wa
ve
da
au
ve
(W
no
Er
Si
an
W
le

# Der König von Sion.

## Epische Dichtung in zehn Gesängen.

Groß ist die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind: wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?

---

## Einleitung des Herausgebers.

Als Student verbrachte Robert Hamerling die Sommerferien regelmäßig in seiner Waldheimat — teils in Schweiggers bei seinem Vetter, dem dortigen Kaufmanne Koppensteiner, teils bei dem Bruder seines Vaters, seinem Onkel Leopold Hammerling, der in Kirchberg am Walde domizilierte und daselbst ein kleines Häuschen besaß mit einem reizenden Dachstübchen, das unserem Dichter zum jeweiligen Aufenthalt diente. Ganz besonders in Schweiggers fühlte sich unser jugendlicher Poet wohl. Er durchstreifte wie oft die ländliche Umgebung und den zahlreichen Büschen, Wäldchen, Feldern und Bächlein gab er poetische Namen. So nannte er einen nahen Waldberg Olymp, die Spitze desselben die Hegelspitze, einen nahen Wald Dionysoswald, einen anderen Germaniawald, eine andere Stelle „Burg Sion". Bezüglich dieser — „Burg Sion" betitelten — Stelle finden wir im Tagebuche des Zwanzigjährigen (unterm 20. August 1850) die Erklärung ...:

„... Was die Burg Sion betrifft — unfern dem Germaniawalde gelegen — so sollte ich eigentlich vorderhand noch alles verschweigen. Sie birgt ein Geheimnis, eine Idee, ein Vorhaben, das nur langsam reifen wird. Der Name besteht, seit ich auf dem Dachboden des Onkel Leopold in Kirchberg ein altes vergilbtes Buch gefunden, ein Trauerspiel: „Johann von Leyden" (Wien, bei J. Ochß 1793). Daraus hab' ich die Kunde vernommen, wie Johannes, der Prophet, zu Münster ein Reich der Erkenntnis und Glückseligkeit hat aufrichten wollen, ein „neues Sion" — und dieser phantastische Schneider von Leyden hat mir's angetan, daß ich immer an ihn denken muß, und während alle Welt glaubt, daß er längst in seiner eigenen Asche gebettet schlafe, lebt er und besucht diesen Hain, und wenn die Wipfel desselben

im letzten Strahle der Sonne glänzen, wie einst die Zinnen der Burg zu Jerusalem, erzählt er mir heimlich von sich und seinem Schicksal und seinem neuen sionischen Reich zu Münster. Und ich sinne und sinne, wie ich das einmal schön und würdig nacherzählen könnte, schöner und würdiger, als es in dem alten anonymen Trauerspiel von 1793 geschehen ..."

Ein Jahr später taucht im Tagebuch neuerlich die Erwähnung einer solchen geplanten Dichtung auf (Blatt vom 9. September 1851). Es ist in diesem Tagebuchblatt die Rede von einem merkwürdig freireligiösen Manne, von Profession ein schlichter Färber, den der Dichter eben kennen gelernt. Er schildert das Wesen dieses Sonderlings eingehend und fährt dann fort:

„Ich habe mir das Bild und Wesen dieses einfachen, ungebildeten, aber begeisterten Mannes tief eingeprägt und werde in meinem „König des neuen Sion", einer Dichtung, zu welcher ich im vorigen Jahre durch die Lesung eines alten Trauerspiels die Anregung erhielt, solche Charaktere zu zeichnen haben."

In der Tat, das Vorhaben ist nur langsam gereift. Erst nach Erscheinen des „Ahasver in Rom" nimmt der Dichter den Stoff ernstlich in Angriff. 1866 war er (als Gymnasiallehrer) in Ruhestand getreten und — so bekennt die Selbstbiographie — „nicht unbenützt blieb die neugewonnene Freiheit und Muße und unverweilt folgte ich dem Antrieb, der mich zur Ausführung einer zweiten größeren Dichtung drängte. War der ‚König des neuen Sion' doch, wie ich anderswo schon berichtet habe, der älteste meiner epischen Entwürfe, dessen Anregung zurückreicht in meine früheste Jugend. Die Bilder meiner gärenden Phantasie durchdrangen sich jetzt mit dem befruchtenden Element der historischen Wirklichkeit. Mit regstem Interesse vertiefte ich mich in die umfangreichen und in der Tat sehr fesselnden Chroniken des Münsterschen Wiedertäuferreiches von Kerssenbroick und von Hamelmann, in die nicht minder ausführlichen und interessanten, plattdeutsch geschriebenen Aufzeichnungen eines Augenzeugen jener Ereignisse, des Münsterschen Bürgers Gresbeck, in die groß angelegte, aber leider nicht vollendete Geschichte der Wiedertäufer zu Münster von C. A. Cornelius, in zahlreiche Quellenwerke und literarische Denkmäler der Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters. Bald war ich heimisch auf dem Boden und im Leben des Reformationszeitalters, wie ich heimisch gewesen war im römischen Altertum, als mich der ‚Ahasver in Rom' beschäftigte."

Hamerling wohnte damals in einem Mansardenstübchen im Hause des ersten Fuchswirts „auf der Ries“ nächst Graz. Aus diesem Stübchen schreibt er unterm 29. Juli 1867 an seinen Freund Albert Möser: „Seit mehr als einem Monate sitze ich auf meinem Tuskulum, das heißt: in meinem ländlichen Poetenstübchen beim ‚ersten Fuchswirt‘ auf der Ries. Wenn man die malerische Vorstadt St. Leonhard hinter sich gelassen hat, so beschreitet man — der Landstraße folgend — eine Anhöhe, mit ländlichen Gebäuden hier und da besetzt, deren erstes ‚Zum ersten Fuchswirt‘ benannt ist. Es gibt der Fuchswirte nämlich noch zwei längs des Hanges und Rückens dieser von schönen Nadelwäldern durchzogenen und eingefaßten Höhe, welche den Namen der ‚Ries‘ führt und ihrer vorzüglich gesunden Luft wegen als Landaufenthalt gesucht ist. Im oberen auf die Landstraße gehenden Zimmer, d. h. linker Hand (denn rechts ist noch eine andere Mietwohnung) finden Sie ein Gemisch von städtischem und ländlichem Gerät: ein Sofa, einen Tisch, einen Sekretär, eine Bücheretagere, ein Bett. Über dem Tische hängt das Porträt Jans von Leyden, unterhalb desselben ein Bild Neros. Über dem Sofa hängt eine im altedelsten Kunstgeschmack entworfene Lithographie der vor Jahren gefeierten spanischen Tänzerin Pepita de Oliva, deren höhere Weihe von den Bocksaugen der Menge verkannt wurde. Meinen jugendlichen Sinnen wurde durch sie die erste Offenbarung schönheitstrunkenen Daseins, wahrhaft geistverklärter Sinnlichkeit. Seit ich sie gesehen, bin ich gefeit gegen das Gemeine. Die Ode „An eine Tänzerin“ in „Sinnen und Minnen“ ist an sie gerichtet. Rechts und links davon hängen die Photographien Raffaels und seiner Fornarina. „Raffael und die Fornarina“ schwebt mir seit langer Zeit als dramatischer Stoff lebendig vor. An der Wand rechts vom Sekretär hängt ein großer Plan von Münster und auf dem Sekretär selbst sind dicke und dünne Bücher aufgestapelt, alle von verwandtem Inhalt: Kerssenbroicks, Hamelmanns, Gresbecks Münsterische Wiedertäuferchroniken und dergleichen, auch mittelalterliche Literaturwerke, Kulturhistorisches usw. Blickt man durch das Fenster, das einzige des Gemachs, so hat man ein weites und reizvolles Panorama vor sich: links die reizende Höhe des Ruckerlberges, rechts weithin sich erstreckende Wälder, in der Mitte die ganze weitgedehnte Stadt, in der Mitte und in der des ganzen Panoramas der prächtige Schloßberg, reich umgrünt, mit mancher

ragenden Zinne, weiterhin über dem Stromtal der Mur — nur durch eine Stunde Weges getrennt — ein schön bewaldeter Höhenzug, Ruinen, Kirchen und Schlösser, dahinter ferner und höher aufragend ehrwürdiges Alpengebirg. In besagtem Kämmerlein nun wird der ‚König von Sion‘ ausgebrütet.“

August 1867 trat dann Hamerling von Graz aus eine Reise in seine Heimat, das innere Waldviertel, an. Damals war der Plan der Dichtung bereits definitiv entworfen und in Schweiggers im Hause seines Vetters Koppensteiner wurde der erste Gesang „In der Davert“ niedergeschrieben. Ein Besuch von Torfmooren in der Nähe von Schrems und Hoheneich bot ihm bei Schilderung dieses spukhaften Sumpfes reichliche Anregung. (Aber auch manches andere Detail jener Reise fand im „König von Sion“ Verwertung.)

Als dann Hamerling von jener Heimatreise nach Steiermark zurückgekehrt war, wurde in jenem Mansardenstübchen im Hause des ersten Fuchswirts auf der Ries „Der König von Sion“ vollendet, d. h. der zweite bis zehnte Gesang geschrieben und am 25. Juni 1868 heißt's in einem Briefe an Möser: „...‚Der König von Sion‘ liegt fertig in meinem Pulte.“

Dezember 1868 — knapp vor Weihnacht — erschien das Buch im Handel. Es erlebte zu Lebzeiten des Dichters neun stattliche Auflagen (die neunte Auflage ist die letzte vom Dichter durchgesehene — und zwar ist jede der neuen Auflagen [zweite bis neunte] gegenüber der letztvorangegangenen eine gründlich verbesserte; die formale Vervollkommnung just dieses Werkes war eine Lieblingsbeschäftigung Hamerlings.) Eine große Prachtausgabe in Folio (illustriert von Rößler und Dietrichs) erschien erst nach des Dichters Tode.

Über die im Werke gepredigte Philosophie ließe sich (ähnlich wie bei „Ahasver“) manches sagen. Als Epos aber ist das Werk kolossal und schier noch vollendeter wie „Ahasver in Rom“. Interessante Vergleiche bietet eine Zusammenstellung von Hamerlings Dichtung mit Scribes Operntext (zur Meyerbeerschen Oper „Der Prophet“), besonders aber mit Spindlers Roman „Der König von Zion“ (3 Bde., Stuttgart 1837). Dieser Spindlersche Roman ist vielleicht der beste der zahlreichen Romane des fruchtbaren hochbegabten Autors. Freilich nach Hamerling eine Wiedertäuferdichtung zu verfassen, hieße wohl eine Ilias post Homerum versuchen.

---

# Inhalt.

Wen

Tre

Nun
Wer
Hal
Spi

Und
Wer

Wel
All
Wel

Fie
Der
Nei

Str

Bre
Zw
Übe
Po
Ha
Ga

## Erster Gesang.

## In der Davert.

Wenn sie ein weichlich Geschlecht nur reizt, nicht schreckt, die Entartung,
Treu, mit der Schminke, gemalt, und die prunkende Sünde der Alten,
Nun, so werde beschworen ein Bild aus düsteren Zeiten,
Werde der Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens.
Halle sie wider, die Sprache, die derbe, der rauheren Väter,
Spiegelnd die Weisen und Bräuche germanischer Männer der Vorzeit!
Und was die heitre verbrach, mag sühnen die düstere Nacktheit,
Wenn dein sinnender Ernst sie, gestaltende Muse, mir segnet!
Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Welche vorzeiten geschahn auf germanischem Boden: ein Spiegel
Alles des Höchsten und Tiefsten, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt, sie entflammt zu gewaltigem Ringen!
Kämpfer der Mitwelt, horcht! es beflügeln den Sang mir die raschen
Fiebernden Pulse der Zeit, ihr anabaptistischer Herzschlag.
Dennoch — bedenket es wohl! die erhabene Muse, sie kämpft nicht,
Nein, sie krönt und verdammt: zweischneidig zwischen die Kämpfer
Streckt ihr blinkendes Schwert sie, das beide verwundet und richtet...
Dort, wo von moorigen Gründen der Niederung, welche sich weithin
Breitet im Land Westfalen, ein mächtiger Kiefer- und Eichwald
Zwischen der Aa sich erhebt und der Lippe mit düsteren Schatten:
Über der Wiese des Walds, wo schwellend der rötlichen Heide
Polster sich dehnen, umragt von moosigen Feldern und Kiefern,
Hat zur Rast sich ein Trupp landfahrender Leute gelagert.
Gaukler aus Holland sind's: Seiltänzer und Ringer und Fechter,

Mimen darunter, zerlumpt und besudelt der Held wie der Schalksnarr.
Zwischen den Gauklern umher geht hastig, hinkenden Schrittes,
Lässig geschoben den Filz von der schwitzenden Stirne nach rückwärts,
Dürr, langbeinig, ein Mann mit schalkhaft zwinkernden Augen,
Hoch sich wölbenden Brau'n, bald scherzend und bald sich ereifernd.
Erst durchfährt mit der Hand er der alternden Stute, die abseits
Neben dem Fuhrwerk grast, noch die Mähnen und tätschelt die magern
Flanken ihr sacht, dann hinkt er heran zum Feuer, ermunternd:
„Schürt doch, Leute, die Glut, und dreht mir den saftigen Hammel
Besser herum, daß er nicht noch zuletzt am Spieße verderbe.
In den vergangenen Wochen, da war's ein Vergnügen bisweilen,
Roh zu verschlingen den Krebs aus dem rinnenden Bach, und zu fangen
Schnecken im Kiefergehölz. Heut' duftet ein brätelnder Hammel
Wieder für uns — Gott lohn' ihn den wackeren Leuten von Aschberg!
Sitzen wir nur erst drinnen gemach in der alten und reichen
Bischofsstadt, gebt acht, da regnet es Hammel! Ihr mögt mich
Hängen, wofern es euch reut, daß das heimische Nest ihr verlassen,
Weib und Kinder sogar und das leiblich-nährende Handwerk,
Daß ihr hinaus in die Welt, als fahrende Künstler, gefolgt mir,
Wie's nicht andre gewagt vor uns, und schwerlich nach uns auch
Andere wagen so bald. Laßt drüber und drunter die Welt gehn,
Bunt und kraus, wie sie mag, ich sag' euch, neben dem Landsknecht
Schlägt, und dem Wanderapostel, sich auch durch die Welt noch *der Gaukler!*
Und wenn alle sie wirbelt der wirbelnde Wind durcheinander,
Potz Blitz! *oben* erhält sich vielleicht am Ende der Gaukler!
Morgen, ihr Freunde, begrüßt uns das altehrwürdige Münster!
Ei, wie werden sie gaffen, die Münstrer, mit offenem Munde,
Wenn wir ergötzen mit Künsten und närrischen Possen die Männer,
Aber das feinere Volk und die Weiber mit artlichem Reimspiel!
Weit schon sind wir gewandert, und, traun, wir lernten die Mundart,
Lernten den Brauch im Land. Und ihr wißt, es gesellte des Wanderns

Froh, seither sich zu uns manch lustiger Bursch' auf dem Weg noch.
Aber wo bleibt denn Jan? Schleicht der schon wieder sich abseits?
Will er vor Bäumen dahier und Felsen noch üben die Rolle,
Fischlein locken im Bach, wie der Heil'ge, der Karpfen gepredigt?
Jan, wo steckst du?"
So klingt's in die Kiefern hinein, und hervortritt
Aus dem Gehölz alsbald ein sinnender, dunkelgelockter
Jüngling, edel gestaltet, mit machtvoll leuchtenden Augen.
Seltsam ist er zu schaun: es umschmiegt ihm ein purpurner, kurzer
Mantel die schlanke Gestalt, eine gleißende Krone von Rauschgold
Deckt ihm die wallenden Locken. — „Da seht! ist's nicht, wie ich sagte?"
Ruft nun wieder der Lange; „die Kron' auf dem Haupte, so geht er,
Daß er nur völlig natürlich den Bäumen umher und den Felsen
Deklamier' und tragiere den alttestamentlichen König,
Welcher den Goliath schlug! Du bist doch ein närrischer Bursch', Jan!
Aber was tut's? Beim Gotte von Soest mit dem goldenen Fürtuch,
Du bist drinnen in Münster uns Ehr' zu machen imstande!
Darum nur zu, Herr König; spaziert nach Eurem Gefallen
Weiter umher! Nur kommt mir zurecht zum gebratenen Hammel;
Denn sonst müßtet Ihr hungernd mit Zepter und Krone zu Bett gehn.
Schade doch wär's, Herr König, denn Ihr habt leider noch immer
Schreibergewicht, und die Farbe des Bürschchens, das führte die Nadel!"
So sprach Lips van Straaten, doch nichts entgegnet der Jüngling.
Jeglicher blickt wie gebannt auf den prunkenden Wandergenossen,
Schreitend im Purpurgewand. Im Aug' ihm blitzt es — verachtend
Lächelt er, spöttisch, und doch auch so noch Herzen gewinnend.
Männlich ist, ernst sein Blick, doch die Lippen umspielt ihm ein weicher
Reiz, der dürstet nach Leben. Wie ist in den Zügen ihm seltsam
Kraft und Milde gemischt, und feuriger Drang und Erwägung!
Schlank ist die hohe Gestalt; doch mögen sich härten die Sehnen
Ihr in der inneren Glut, die zaubrisch funkelt im Auge.

Jugendlich stellt er sich dar: doch betrachtet man schärfer den Jüngling,
Scheint in Sinnen und Schaun er gereift weit über das Alter.
Träumer und Schwärmer erscheint er dem flüchtigen Blicke; doch schaut man
Tiefer ihm Aug' in Aug', spricht eines gewaltigen Wollens
Spur aus ihm, ein Geist, der zurückscheucht. Jeglicher liebt ihn,
Jeglicher scheut ihn zugleich. Stumm kehrt er, siehe, sich abseits
Wieder, und hinter ihm schlagen des Tannichts Äste zusammen.
Noch in der Niederung still hinschreitet er. Zwischen dem Zwergholz
Stehn grünschlammige Tümpel, von schwankenden Binsen im Kreise
Wehend umrahmt. Nun hebt sich der Weg, manch riesige Wurzel
Strecken die Bäume von sich, wie Polypen die Arme. Der Jüngling
Wandelt die Kiefern entlang und verliert sich im tieferen Walde.
Aber das ist kein Wald, wo in säuselnden Lüften die Wipfel,
Himmlischer Anmut voll, sich wiegen, und heiliger Friede
Schwebt um Blumen und Moos und traulich plätschernde Wasser.
Nein, es beschleunigt hier, wenn er kundig des Ortes, der Wandrer
Ängstlich den Schritt, denn er wallt durch die wüste, verrufene Davert.
Das ist ein schauriger Ort, wo der Mondnacht dunstiger Äther
Schwirrt von der Hölle Gezücht und Teufelsgenossinnen reiten.
Schickt man des Nachts in die Luft aus geweihter Pistole die Kugel,
Stürzt mit Gewimmer herab alsbald ein verwundetes Hexlein,
Das am felsigen Grund sich das Haupt und die Beine zerschmettert.
Alles ist hier wie behext, und drohend, aus feindlichen Augen,
Blickt es den Wanderer an. In dem sausenden Wipfel der Kiefer,
Die da kraus in der Öde verbreitet ihr sparriges Astwerk,
Sitzt mit gestrecktem Schweif und mit zornigen Augen das Eichhorn,
Und bei des Jünglings Nahn, laut knurrend in toller Entrüstung,
Schießt es den Stamm entlang. Still weiter noch wandelt der Träumer.
Aber was hängt dort schwarz am verdorrten Geäste des Tännlings?
's ist ein gewaltiger Rabe. Mit runden und rollenden Augen
Blickt er um sich, dann setzt er in Schwung sich mit ruderndem Fittich,
Und als hätt' er den Fremdling, den nahenden, wo zu verkünden,
Sucht er krächzend den Weg zum tieferen Herzen der Wildnis.

Hinter ihm zittert der Baum von des Vogels gewaltigem Abschwung.
Fürbaß wandert der Jüngling. Was hemmt da wieder den Schritt ihm?
Züngelnd erhebt ihr Haupt die geringelte Natter am Waldsteig:
Erst mit hurtigen Windungen denkt sie gemach zu entgleiten,
Doch da nackt ist der Boden und rings kein Spalt, zu entschlüpfen,
Hält sie stand. Aufschwillt ihr das Haupt vor Zorn, und des Leibes
Schuppig glänzendes Rund, bandartig streckt es sich jetzo
Flach, und die schwärzliche Farbe des Tiers wird schmutzig und erdfahl,
Gleich als erblaßt' es vor Wut. So messen sich einen Moment lang
Aug' in Auge die Schlang' und der furchtlos blickende Jüngling.
Aber ein Gräßliches blitzt nun auf in den Augen der Schlange,
Wie ein verlorener Funke vom Feuer der Hölle; zum Drachen
Scheint sie geworden, die Natter, und nicht kann greulicher blicken,
Nicht unheimlicher gar mit gepanzertem Schwanze der Lindwurm
In dem Geklüft, als die Natter am Waldsteig hier in der Davert.
Aber an Rückkehr denkt nicht Jan. Kühn weiter in Waldnacht
Schreitet er hin. Da hält ihm entgegen die Speere der Binsen
Drohend ein finsterer Kolk. Schwertlilienstengel, vergilbte,
Ragen empor, wie verkohlt, Zeltstangen der Spinne, die, lauernd
Über dem Spiegel des Sumpfs, langbeinig und bauchig, in Ruhe
Webt ihr luftiges Haus. Der umdunkelte Kolk ist ein Auge,
Düster-verglast, ein trüb-unheimliches Auge der Wildnis.
Aber es sitzt als Stern inmitten des Auges ein wilder
Schwan, der träumt im Geschilf und unter dem Fittich verdrossen
Birgt sein Haupt. Doch jetzo, geweckt von des nahenden Fußes
Laut, auffährt er und schlägt mit den mächtigen Flügeln und weit vor
Streckt er dem Wandrer entgegen den länglichen Hals wie zum Angriff.
Über zerwetterte Stämme, die hoch umwuchert das Farnkraut,
Hemmend den Schritt, und vorüber an windschief hängenden Bäumen,
Wo an den moosigen Ästen noch kleben vom Winde zerzauste
Nester der Krähen, verfolgte die Waldirrpfade der Jüngling.
Und nun umstarren ihn Blöcke, vereinzelte, oder wie Quadern
Übereinandergetürmt. Schwer, dumpf ist die Luft, und es modert
Prunkend der Scharlachpilz, einsam. Hier ist wie verloren

Ganz des Lebendigen Spur: nichts atmet als etwa ein Würmlein,
Das an dem klebrigen Stiel feuchtmodriger Gräser hinankriecht.
Hier schweift kaum noch ein Wild, hier sitzt kein singender Vogel,
Und nur der Waldstrom stürzt aus dem Felsengeklüft wie ein Raubtier.
Fort noch wandelt der Jüngling, es zieht ihn weiter so mächtig,
Bis zum verborgensten Ort, wo verklungen das Tosen des Waldstroms
Auch, wo es ist, als hielte vor menschlichem Tritte den Odem
Ängstlich an die Natur, als faßte vor Menschen ein Bangen
Sie, wie den Menschen vor ihr...
Was lauscht so gespannt in die Ferne
Plötzlich der Sinnende? Horch! wie Klang von schwirrenden Saiten
Klingt's in der Waldeinöde, der schaurigen; aber den Saiten
Mischt sich Gesang, voll Süße zugleich und feuriger Wildheit.
Still steht Jan, setzt weiter den Fuß, horcht wieder; es klingt ihm
Zauberisch-fremd, als säng' auf dem Kolke, dem dunklen, der wilde
Schwan, den jüngst er geschaut, ein Lied nun dem hallenden Walde.
Kühn weg über die Felsen, die Stämme mit lauschendem Ohre
Folgt er dem Zaubergetön, und näher und näher, berückend,
Klingt es, und plötzlich erschließt vor ihm ein befremdliches Bild sich.
Hoch, von Föhren umsäumt, aufragt ein Felsengeschiebe,
Dunkelbemoost. Vorhängt ein Block, hart neben dem schwarzen
Waldkochherde, den hier einsam sich der Köhler im Erdreich
Hatte gehöhlt. Da ruht im Heidegekräut, die Theorbe
Wiegend im Schoß, ein Weib; tief hängen ihr auf der Theorbe
Saiten die Haare herab und tanzen darüber wie Schlangen.
Braungelb ist ihr Gesicht. Unheimlich blickt sie und ruchlos.
Schwarz ist das Auge des Weibes, so schwarz wie ihr flatterndes Haupthaar,
Schwarz wie der mächtige Rabe, der sitzt hart neben dem Weibe.
Ist's nicht jener, der erst an des Walds Eingange den Jüngling
Krächzend bedräut? Und zischt nicht dort auf dem Steine die Natter,
Welche dem Träumer zuvor entgegengezüngelt am Waldsteig?
Sitzt nicht oben im Wipfel der mächtigen Kiefer das Eichhorn,
Streckend und sträubend den Schweif und blickend mit zornigen Augen?
Lang noch versteckt horcht Jan. Da mählich verstummen die Klänge:
Jetzo tritt er hervor. Wie früher die Schlange, so mißt er

Aug' in Aug' nun das Weib. Sie erwidert den Blick, und der Jüngling
Staunt, wie feurig die Blicke der Düsteren funkeln. Sie lächelt
Und er erstaunt aufs neue, wie reizend die Düstere lächelt.
Kirschrot blühet ihr Mund, weiß schimmern die Zähne, wie Perlen.
Aber unheimlich beginnt's, wie zuvor im Auge der Schlange,
Jetzt, und bedrohlich sogar, im Auge des Weibes zu funkeln.
Seltsam Fremdes ist vieles dem Jüngling im Walde begegnet.
Wär' es entschwunden dem Sinn, leicht riefe dem Träumer das Weib hier
Jegliches wieder zurück — des gewaltigen Raben, des wilden
Schwanes, der Natter, des feurig beweglichen, tückischen Eichhorns
Muß er gedenken: ihm ist, als tret' ihm Natter und Eichhorn,
Schwan und Rabe vereint in Weibesgestalt nun entgegen,
Und als sei, was um ihn rings atmet und flattert und kreucht hier,
Diener und Bote von ihr; als habe, was erst er gesehen,
Alles auf sie nur gedeutet, zu ihr nur den Weg ihm gewiesen.
Aber das Weib auch selbst, mit Befremdung auf den Gekrönten
Blickte sie, der, stillsinnend, die fürstliche Zier vor dem Waldgang
Von sich zu legen vergaß; und sie stehen genüber sich seltsam,
Wie Bergelfenbeherrscher, in Menschengestalt sich begegnend.
Lächelnd, mit neckendem Spott und über dem Busen die braunen
Arme gekreuzt, anhebt sie: „Erlaubt, Herr, daß ich Euch grüße,
Wenn ein Gebietender Ihr, ein Fürst, auf den die Gefolgschaft
Abseits wartet mit Hunden und Falken und prächtigen Zeltern!"
Dunkel errötend, doch ruhig erwidert der Kronengeschmückte:
„König bin ich, du sagst es, wenn morgen nur drinnen in Münster
Noch sich findet ein Schwarm, der gläubig des stotternden Neulings
Rede vom Brettergerüst in der qualmenden Schenke mitanhört.
Aber es liegt mein Reich an den fernen Gestaden des Jordans,
Unter den ragenden Zinnen Jerusalems. Hier in der Wildnis
Bin ich ein Gast wie du, wenn anders du wirklich ein Gast bist,
Und nicht etwa die Fürstin der Wildnis selbst, eine Waldfrau,
Oder ein zauberndes Weib, dem Kräuter und Steine zu Willen
Sind, und die Tiere des Waldes als Boten und Diener gehorchen!"
Lächelnd versetzte das Weib: „Du irrst: nicht bin ich im Wald mehr

Heimisch — ich war's einmal: oft schlief ich bei Raben im Tannicht.
Längst ist dahin sie, die Zeit. Mit dem Gatten gewandert aus Holland
Komm' ich, Münstersches Land durchschweifend auf heimlichen Pfaden.
Aber indes ich dahier zur Rast am Felsen mich hinwarf,
Ging der Gefährte hinweg, nach Beeren zu suchen im Walde
Und einem labenden Trunk. Doch er zögert zu lang', ich verschmachte;
Selbst wohl muß ich nach Labung im düsteren Grunde mich umsehn."
Spricht's, und in feuriger Hast aufwogt ihr Busen, empor stracks
Richtet sie sich, und wie nun ihr vom Schoße hinab die Theorbe
Gleitet und über die Schultern zurück sie ihr wogendes Haar wirft,
Staunt der Betrachter, wie flink sich das Waldweib regt und wie zierlich:
Denn es entfaltet der Leib ihr, der schmächtige, braune, zum reinsten
Gleichmaß sich, in verlockendem Reiz, und der Katze, des Marders
Feuer und Grazie lebt in ihren geschmeidigen Gliedern.
Schweifen nun läßt sein Aug' umher in die Runde der Jüngling:
Siehe, ein Erdbeerplan, rotschimmernd und duftig und üppig,
Lacht ihm entgegen, gereift jungfräulich, bis heute von keinem
Finger noch Auge berührt. Rasch bücken die beiden sich, pflücken,
Sie in den Schoß mit Eifer und er in des purpurnen Mantels
Zipfel die Frucht; dann breiten des Eichbaums Laub und des Farnkrauts
Wedel sie über den Stein als Teller und streuen die rote
Saftige Fülle darauf. Einladet, mit ihr sich zu laben,
Freundlich den Jüngling das Weib. Doch hervor aus dem Busen ein Fläschchen
Erst noch ziehend, besprengt sie das Mahl, das bereite, mit leichtem,
Duftigem Tau, wie gewürzt oft wird mit der Sprenge des Weines
Labender Frucht mildsüßes Arom, zu erhöhter Erquickung.
Jetzo streckten sie aus nach dem Erdbeerschmause die Finger.
Aber so seltsam schienen dem Jüngling zu duften die Beeren,
Wie er aß: sie glitten hinunter so süß und so feurig,

Und es bedünkte zuletzt unheimlich der Schmaus wie das Weib ihn . . .
Ja, unheimlich zugleich, unheimlich, doch würzig-verlockend,
Dünkt ihn der Erdbeerschmaus, dünkt ihn des befremdlichen Weibes
Kirschrot-blühender Mund, ihr Brombeerauge, das dunkle.

Aber indessen verglühte das Taglicht über den Wipfeln.
Abendlich sanken die Schatten und schwarzblau spannte des Himmels
Wölbung sich mit kleinen und kümmerlich blinkenden Sternlein
Über den finsteren Wald. Nun verstummten die Raben; der Unken
Rufe begannen im Chor aus schlammigem Weiher in tiefern
Gründen des Walds. „Komm' mit," sprach Jan zu dem Weibe, „da stets noch
Fern dir bleibt der Gemahl. Komm' mit, zu meinen Genossen
Führ' ich dich, wo zur Rast in der Nacht ein sicheres Lager
Finden du magst, und, näher dem Heerweg, näher des Waldes
Eingang, leichter die Spur des verirrten Gemahls zu entdecken."

Willig folgte das Weib, und nun wanderten schweigend die beiden
Über den felsigen Hang in die Niederung, wo aus den Kolken
Stiegen die Nebel empor. Lang schritten im Dunkel sie pfadlos
Hin, schon glaubte verloren der Führer die Spur, und zur Beute
Dacht' er zu werden der Nacht und den Schrecken der waldigen Ödnis,
Samt der Gefährtin, die lächelnd an ihn sich schmiegte. Doch endlich
Kommt Wacholdergebüst ihm entgegen als Rauch von den Feuern,
Welche zur Nachtkost schürten die Wandergenossen; im Kräuticht
Trifft er gelagert sie noch. Doch aufrecht mitten im Schwarme
Steht ein gewaltiger Mann, graubärtig und finsteren Ansehns,
Welcher mit blitzenden Augen und mächtig erhobener Stimme
Predigt, die Arme bewegend in feurigem Drang. Auf den Fremdling
Sehn mit Lächeln die Hörer und doch im geheimen ergriffen
Schon von der Rede Gewalt, die den Lippen des düsteren Mannes
Bergstrom-ähnlich entquillt. Da reißt von der Seite des Jünglings
Hastig die Braune sich los, und dem Sprecher entgegen sich drängend,
Ruft sie: „Geziemt's, treuloser Gatte, sein Weib zu verlassen
Mitten im finsteren Wald? sich Fremden am Weg zu gesellen?"

„Divara, traute Gesponsin!" versetzte der Prediger ruhig,
„Setze dich lautlos hin zu den andern und störe mich keifend
Nicht, wenn eben der Geist mir die Lippen zur Rede befeuert.

War's denn heute zuerst, daß der finstere Wald dich beherbergt?
Hat doch einst dich der Herr weither in die Stube zu Harlem
Mir aus der Fremde geführt; wie hätt' ich heute gezweifelt,
Daß er dich führe zu mir? Und sieh, so wieder geschah es!
Darum störe mich nicht, wo ich spreche zu Fremden am Wege,
Welche vielleicht noch mehr, als du, Weib, meiner bedürfen!"
Spricht's, und den Jüngling faßt er ins Aug', der neben dem Weib noch
Stand. Nachdenklich die Züge, die edlen und herrlichen, prüft er,
Tief eindringenden Blicks. „Wer bist du?" die Frage, sie scheint ihm
Schon auf den Lippen zu schweben; da kommt ihm gefällig, geschwätzig,
Lips van Straaten zuvor: „Auch der ist", eifert der Lange,
„Einer von uns; doch er spielt nur Könige, spielt sie wie keiner.
Schau' ihn nur an: vorsichtig jedoch — man weiß so genau nicht,
Wie er es nimmt, und er blitzt mit den mördrischen Augen dich nieder,
Eh' du dich dessen versiehst. Mit dem ist nimmer zu spaßen!
Träumerisch ist er und still zwar meist, doch kennt man die stillen
Wasser — er braust oft auf, dann wirft er gewaltige Wellen.
Jan, so nannt' ihn die Mutter — ich kannte genau sie zu Leyden —
Treffliches Weib! Gott habe sie selig! Zu Leyden gebar sie
Den da als Sonntagskind, ich glaub', im Zeichen des Widders.
Seht, er agiert und tragiert und deklamiert euch den König
David so königlich stolz, und dazu mit eigenen Versen
Spickt er die Rolle, daß selber Gelehrte sich wundern. Die Weiblein
Trachten ihm nach, wie dem Joseph dereinst die ägyptischen Weiber,
Aber es blieb noch jeder von ihm in den Händen der Mantel.
Dürften die Weiblein wählen die Könige, säß' er auf goldnem
Throne schon irgendwo: so aber, aus Mangel an einem
Königreich, ist er unter die Komödianten gegangen.
Sieht ihn zu Münster das Volk, gebt acht, sie sperren den Mund auf,
Eh' er den seinigen öffnet, sobald wir morgen hineinziehn!"
„Lips van Straaten!" versetzt der Prophet mit würdigem Nachdruck,
„Wisse, zu Münster, da brauchen sie jetzt nicht Gaukler und Schalksnarr'n,

Keinen Komödienkönig, o nein, einen *wirklichen* König
Brauchen sie dort; mühselig erlerntes Gefasel und schnöde
Verslein brauchen sie nicht: ureigene Worte des neuen
Lebens, entflammend das Herz — das ist's, was in Münster sie brauchen!
Müßige Augen daselbst und müßige Ohren zu finden
Und mit Komödienkram ein gelangweilt Volk zu ergötzen
Denkt ihr? Übel gewählt ist die Zeit! Kehrt um, denn es soll nicht
Unter die Boten des Herrn und Streiter sich mischen der Gaukler!"
So der Prophet. Doch inzwischen begann zu zerstückeln am Feuer
Lips van Straaten, der Führer, den leckeren Hammel, und lächelnd
Legt' er vom duftenden Braten sofort ein Stück vor den Eifrer;
Rückte sodann auch die Kanne mit Wein vor ihn und ermahnt' ihn:
„Iß nun und trink', Graubart! und laß es für heute genug sein;
Handwerksneid doch nur ist's, was also zu lästern dich antreibt!
Zeigen ja wird es sich bald, wer drinnen in Münster am besten
Fährt, ob der Wanderprophete, der eifernde, oder der Gaukler."
Sprach's und zerlegte den Hammel, verteilt' ihn an alle Genossen;
Und sie erlabten sich dran. Still ward's und es starrten die Bäume
Dunkel und regungslos in den nächtlichen Himmel. Die Wandrer
Lehnten zurück sich, schläfrig, von Trank und Speise gesättigt,
Müde vom Wege, dem langen, beschwerlichen, ruheverlangend.
Weich war ihnen der Pfühl im duftigen Moose, der Nachtwind
Fächelte lau. Was zucken empor sie, die Müden, noch einmal?
Horch, auf dem Wege, der führt durch den Wald an den Gauklern vorüber,
Sprengt von Berittnen ein Trupp; schon entführt wie im Flug sie der rasche
Trab, doch den lagernden Schwarm landfahrender Leute gewahrend,
Reißen herum sie die Rosse; da schauen erschrocken die Gaukler
Bei des erlöschenden Feuers Geleucht' wildbraune Gesichter,
Helme mit nickenden Federn und staubige Stiefel und Koller,
Und weit über die Mähnen des Tiers vorragende, blanke
Lanzen und Rohre. „Holla," ruft einer der Reiter, „ein ganzes
Nest von Strolchen! Gewiß ist's wieder Gesindel des Auslands,
Ketzerisch Volk! Auf die Beine mit euch, ihr Leute; wer seid ihr?
Auf! ihr habt es zu tun mit Reitern des Münsterschen Bischofs!"

Also der Söldner. Da hob die Gestalt des begeisterten Alten
Lang sich empor und warf auf den Reiter den glutenden Augstrahl
Wie einen zündenden Brand. „Ihr gehört zu den Leuten des Bischofs?“
Hub er an; „o, so schüttelt den Staub hier nicht von den Sohlen!
Reitet nur fürbaß gleich und kündet ihm ohne Versäumnis,
Euerem gnädigen Herrn und Gebieter zu Münster, verlassen
Mög' er in Eile die Stadt mit den Seinigen, wenn er es klüglich
Nicht schon früher getan, weil nun ganz nahe der Tag ist,
Wo von der Tenne die Spreu durch brausende Winde gefegt wird,
Und wo das Wort sich erfüllt des Propheten: Es werden die Sterne
Fallen vom Himmel herab, wie von Bäumen die Früchte; der Mond wird
Werden wie Blut so rot, und schwarz und dunkel die Sonne,
Gleichwie ein härener Sack, und die Fürsten, sie werden sich flüchten
All in die Höhlen und bang' zurufen den Bergen und Felsen:
Stürzet euch über uns her und verbergt uns vor dem Gesichte
Dessen, der sitzt auf dem Thron, vor dem richtenden Zorne des Lammes!
Wisset, der Tag ist gekommen ...“
„Genug, unsinniger Schwätzer,“
Fiel dem Verwegenen ins Wort hier Lips van Straaten, indessen
Rings die Genossen erbleichten, und, bergend die Angst, zu den Reitern
Fuhr er fort: „Hört nicht auf den Alten; verfallen in Irrsinn
Ist seit Wochen der Mann; nun wirft er mit Sprüchen bedachtlos
Immer um sich, mit Sprüchen der Bibel, die wirr im Gehirn ihm
Spuken. Ich jag' ihn fort, denn er schändet ja doch nur das Handwerk.
Sehet, wir alle, wir sind landfahrende Komödianten,
Gaukler und Springer dazu, und Fechter, und was ihr noch sonst wollt,
Nur nicht Ketzer, bei Gott! mag holen der Teufel die Ketzer!“
Sprach's; doch blickten darein unwirsch und bedenklich die Reiter;
Jener indes fuhr fort, eindringlich: „Dahier auf dem Karren
Mustert das Wandergepäck, ich bitt' euch: papierene Kronen,
Hölzerne Zepter und Schwerter, zerschlissene Panzer von Weißblech,
Flittergewand, Narr'njacken — ei seht doch: Ketzergesindel,
Meint ihr wirklich, das schleppt durchs Land sich mit solcherlei Hausrat?

Steigt von den Rossen herab, ihr Herren, und rastet ein Weilchen
Hier bei uns und kostet vom Weine, mit dem wir soeben
Leidlich hinuntergeschwemmt den gebratenen Hammel, der leider
Einigermaßen zur Hälfte noch roh, zur Hälfte verbrannt war.
Gütlich wollten wir heut' uns tun nach beschwerlicher Wandrung,
Weil nun Münster erreicht ist und fröhlich wir morgen hineinziehn.
Zaudert nur nicht, wir sind ja die friedlichsten Leute der Welt, wir!
Euerem Herrn, ihm wünschen wir Segen und Heil, und die Ketzer
Mag er braten, wie wir da brieten den Hammel von Aschberg!"
Sprach's und fügte hinzu: „Hoch lebe der Münstersche Bischof!"
Und bei den Gauklern erscholl's im Kreis: „Hoch lebe der Bischof!"

„Amen," sagte der Reiter, „er lebe, wofern er uns redlich
Lohnt nach Recht und Gebühr; sonst mögen ihn fressen die Geier!"
Sprach's, absitzend vom Gaul; ein Gleiches auch taten die andern,
Banden an Bäume die Ross' und warfen ermüdet die schweren,
Rasselnden Leiber ins Moos, und es ließen die zinnene volle
Kanne mit Wein umgehen die Gaukler nun unter den Reitern.

„Hört," so sprach von den Söldnern der eine, nachdem er getrunken,
„Wenn ihr verlangt nach Münster und dort als Gaukler Erwerb sucht,
Tut ihr wohl, daß ihr gründlich zuvor hier außen euch satt eßt:
Drinnen, da habt ihr gewiß nur mehr an den Nägeln zu kauen.
Fort ist der Bischof längst aus der Stadt mit sämtlichen Domherrn.
Fähnlein wirbt er, soweit sein Säckel vermag, und wir selber
Haben vor wenigen Tagen uns eben verdungen dem Krummstab.
So ist das Kriegshandwerk! Mit Heiden und Christen und Türken
Raufen wir uns! Heut' gerben wir päpstliches Leder und morgen
Evangelisches Fell, wie's kommt. Jetzt tun wir vor Münster
Spürhundsdienste: da gilt's zu belauern die Weg' und die Stege,
Daß nicht ketzerisch Volk sich bewaffnet nach Münster hineinschleicht;
Auch wohl dem Münsterschen dann und wann die gemästeten Rinder
Fangen wir ab, wie solche nach Köln sie treiben zu Markte,
Oder auch sonstiges Gut: denn es muß doch rächen der Bischof
Sich für den schmählichen Tort, der jüngst ihm zu Telgte geschehen,
Ihm und dem ganzen Kapitel!" — „Was sagt Ihr?" fragte mit Neugier
Lips van Straaten, und schmunzelnd erwidert dem Gaukler der Landsknecht:

„War da gewichen nach Telgte der Fürstbischof mit den Domherrn,
Um zu entgehen den Fäusten der drohenden Kirchenverbeßrer.
Aber es schlichen sich nachts bis vor Telgte die Meutrer: das Stadttor
Hoben sie sacht aus den Angeln, besetzten die Gassen und warfen
Sich auf des Bischofs Leute, die allsamt lagen im tiefsten
Schlaf — zum Glück war abends er selber geritten nach Iburg.
Aber den Rest aufspürten sie sämtlich, die sonstige Pfaffheit:
Zogen aus Bett und Gemach sie wie aus dem Koben die Ferkel,
Und nur etliche noch von den Herrn salvierten mit nackten
Füßen sich über die Ems, im Hemd, auf dem Eise; die andern
Wurden auf Wagen gesetzt, beim Klange der Pfeifen und Trommeln
Wie im Triumphe geführt, und zu Münster, da schleppte man lange
Noch sie herum, bis Kaiser und Reich in den Handel sich mischten.
Noch weit ärger geworden ist's letztlich zu Münster; da hausen
Neben den Lutherschen jetzt auch die greulichen Anabaptisten.
Morgen nun aber gedenkt mit dem Rate zum letzten der Bischof
Ernstlich zu sprechen ein Wort, und sodann, wenn weiter getrotzt wird,
Rings umschließt er das Nest, ihm gänzlich zu wehren die Zufuhr,
Und es, wo nötig, zuletzt mit gewaffneter Hand zu berennen.
Deshalb müssen wir selbst auch traben noch heut' bis nach Telgte,
Wo heut' eben die Seinen vereinigt im Lager der Bischof,
Um den Verhandlungen morgen zu geben den richtigen Nachdruck."
So beim Weine besprachen sich dort mit den Gauklern die Reiter.
Doch mit gewaltigem Schluck nun leerte der Führer des Trupps noch
Völlig im Kruge den Rest und erhob sich: ihm folgten die andern,
Rückten die Sättel zurecht und schwangen sich auf, und im Hui ging's
Fort aus dem düsteren Wald; ausgriffen im Takte die Rappen
Scharf, und der trabenden Rosse Gestampf, in der Ferne verklang es.
Aber zur Ruh' nun streckten aufs neue die Gaukler, die müden,
Hier und dort sich ins Moos. Allmählich erloschen des Feuers
Reste; der Mond ging auf. Und jetzt bald sanken sie einer
Hin um den andern in Schlummer. Wie nachts an den Fenstern die Lichter,
Also verlöschen auch eins ums andre die Augen der Menschen

Nachts: doch welche der Genius ruft, die liegen wie scheintot
Wach in den Särgen des Schlummers und schließen die Lider vergebens.
Solches geschah heut' Jan und dem Wanderpropheten. Die beiden
Wechselten häufig den Pfühl, zur anderen Seite sich wendend,
Unruhvoll. Und endlich erhob sich leise der Jüngling:
Hehr vom Monde bestrahlt, hoch über den Schlummernden aufrecht
Stand er, ihm glühte das Haupt, eng ward ihm die Brust, und es trieb ihn
Wieder hinaus in den Wald, der zwiefach schaurig ihn ansah.
Still im hellen Gehölz hinschreitet er. Plötzlich von Tritten
Hinter ihm hallt's, und er wendet das Haupt: da erblickt er des hohen
Greises Gestalt vor sich. „Hat Euch, wie mich selber, des Mondes
Liebliche Helle verlockt?" so fragt er ihn. Aber der Graubart
Mit dem erglühenden Aug', den gekniffenen Lippen, der mächtig
Sich aufwölbenden Stirn, er beginnt sich stracks zu ereifern:
„Finster und schwarz ist die Nacht und die Welt im Dunkel; es flattert
Eulengezücht in der Luft und es schießen wie Pilze des Teufels
Saaten empor, unheimlich bei fahlem Geblinzel der Sterne
Prunkt manch giftige Saat, zureifend der Sense. Gespenster
Wandeln umher und es schwärmen Dämonen, die zehrenden Meltau
Heimlich und ruchlos sprengen auch über die besseren Blüten.
Groß ist die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind: wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?
Schwül ist die Nacht von Gewittern! Es wälzen die Buhlen der alten
Metze von Babel in Ängsten auf weichlichem Lager sich schlaflos,
Kronen- und Insulträger: zu reichlich beim Mahle des Lebens
Haben den Bauch sie gefüllt, nun plagt sie nächtens der Alpdruck.
Aber wie werden nun auch wir selber die Probe bestehen?
Wird nicht fehlen den Reinen der Mut und dem Mute die Reinheit?
Freilich, es wimmeln hervor, gleichwie nach dem Regen die Frösche,
Jetzt die Propheten; doch helfen sie uns, die zanken um *Worte*?
Denn sie wissen es nicht, daß die Zeit nun der *Taten* gekommen,
Daß zu vertilgen es gilt von Grund aus jegliches Unrecht,
Jegliche Torheit. Sohn, abschwören dem Zwange der Satzung

Müssen wir: eigene Tat muß werden das Gute. Doch wie nun
Mögen entbehren der Satzung wir schwachen und sündigen Menschen?
Nur durch ein Wunder geschieht's: ein innerer Drang wird ergreifen
Gleichwie ein Rausch, wie ein Fieber, die Menschen, ein heiliger Wahnsinn,
Bis sich das innere Wort in allen Gemütern lebendig
Regt, und nimmer allein, wie bisher, auf geschorene Glatzen,
Nein, auf alle zusammen der Geist sich in flammender Klarheit
Senkt, und jeder sich selbst wird Priester, Erlöser und Mittler...
Schwärmer benennen sie uns — ja, Schwärmer, das müssen wir werden:
Herrscht nicht lange genug schon das nüchterne Wort und der Buchstab'?
Steh' auf eigenen Füßen, o Menschheit, endlich, du altes
Kind, und vermagst du es nicht — noch nicht, und mußt du zugrund gehn
Ohne die Krücken — so geh' zugrund: nicht wert zu bestehen
Bist du! Was soll uns die Bibel, o Freund? Ei Bibel ist Babel!
Wenn sich der Wille des Herrn nur in alten Scharteken verkündet,
Wenn er durch Söldlinge nur und geschorene Pfaffen zu mir spricht,
Wenn er mit mir nicht selber vernehmlich zu reden sich würdigt,
Wie er mit Abraham einst, mit Isaak sprach und mit Jakob,
Acht' ich nimmer ihn wert einen klingenden Heller: er ist ja
Nicht ein lebendiger Gott, nur ein eitel hölzerner Herrgott,
Welcher bestaubt von der Wand, um die Kinder zu schrecken, herabdroht!
Aber es sagen die Toren, erlöset schon hab' uns der feiste
Wicht, der entlaufene Pfaffe, der Luther. Er hat aus Ägypten
Zwar uns geführt, doch er läßt, statt weiter zu ziehn ins Gelobte
Land, in der Wüste nunmehr uns sitzen. Es winkte das Schicksal
Ihm, doch stumpf wie er ist, Schweinslederprophet wie die andern,
Brütet er stets alt-möndhisch noch über der Tünche der Staben
Und dem gegebenen Wort, und das Grübeln, es macht ihn zum Schwachkopf.
Freilich, er glaubt schon ein Wunder des tapfern Muts zu verrichten,
Wenn er des Nachts nur kecklich den Steiß zum Bette herausstreckt,

So zu erschrecken den Teufel, den Teufel mit Hörnern und Kuhschweif,
Welcher ihn immer verfolgt, wie er meint, am Pult und im Bette.
Törichter Satansbanner! o kehrt' er doch endlich des Geistes
Mehr als des Steißes hervor; das hälf' ihm baß, denn der Teufel,
Der ihn plagt, ist der schwarze, der kotzige Bursche, der Buchstab'!
Ging er weiter, als man ihn gestoßen? Bei jeglichem Prügel,
Den man ihm, dem Erbosten, von Rom aus erbost in den Weg warf,
Strich aus der römischen Lehr' er hinweg einen Glaubensartikel,
Nur zum Trotz; seit ruhig man sitzen ihn läßt auf der Wartburg,
Ist er zu Ende mit seinem Latein, ist dämlich und zaghaft,
Samt dem gelehrten Genossen, dem Meister der Schule, Melanchthon.
Wie zwei Fuhrmannsgäule, gespannt an den Wagen und rastend
Still vor der Schenke, wo zecht in des Mittags Schwüle der Eigner,
Kühlung fächeln einander mit wehenden Schweifen und oft auch
Brüderlich reiben einander die bremsengestochenen Weichen:
So am verfahrenen Karren der schüchternen Kirchenverbeßrung
Stehn auf dem selbigen Flecke der Martin dort und der Philipp,
Harren des Heiligen Geists und begnügen sich, einer dem andern
Brüderlich weiter zu wedeln vom Rücken die neckenden Bremsen.
    Nie, nie helfen uns diese, die Grübler und Skribler, die zagen
Klosterlateiner, die weisen Magister, so nüchtern und schüchtern!
Andere müssen es tun: die Begeisterten! Diese, wo sind sie?
Nicht bei den Glücklichen pflegt sie zu wohnen, die heil'ge Begeistrung!
Dulder, Bedrängte, nur die, Freund, sind die Gefäße des Geistes.
Wär' einst Jakob gelegen auf weichlichen Polstern im Bette,
Statt auf dem Boden, zu Häupten den Stein, als Decke den Himmel,
Niemals wären zu ihm wohl niedergestiegen die Engel!
Ja, die Begeisterten müssen es tun! Und Begeisterte weckt ja
Zahlreich jetzo der Herr im Volk: schon senkt er in dumpfe
Stätten des Handwerks sich, in traurige Stuben der Armut
Gleich Pfingstflammen herunter: es treten aus niederen Hütten
Männer, die haben den Geist und reden mit feurigen Zungen.
Also erweckte der Herr uns zuerst den Propheten von Zwickau,
Und ob blutend im Staub auch schmählich verröchelte Münzer,
Wimmelnd erheben bereits allwärts sich die Jünger, die Kämpen,
Ganz sich vertrauend und voll, mit Leib und Seele, dem Sturme,

Welcher die Länder durchbraust und welcher erneuern die Welt wird.
Ja, die erbangende Welt, die steht, wo sie Luther gelassen,
Setzt nun wieder in Schwung sich: vom neuesten Lichte die Funken
Sprühen schon allwärts auf: bald scharen die Wiedergebornen,
Wiedergetauften im Herrn um das heilige Banner von Sion
Sich, um das Banner des neuen, propheten-verkündeten Sion,
Welchem im stillen der Herr schon die sichere Stätte bereitet.
Ganz aus der Welt zu vertilgen das Unrecht gilt's und die Torheit,
Und zu vereinen sodann im beglückenden Bunde die Guten.
Horch, das Gericht, es verkündet sich schon: sind schwanger die Lüfte
Nicht von Schwertergeklirr ringsum? Feig zittern die kleinen
Geister von Wittenberg, da gekommen die Zeit nun der Taten,
Welche die Lauen zugleich mit den Kalten vom Boden hinwegfegt,
Und den Begeisterten gibt die erneuerte Erde zu eigen!"
Also der Anabaptist, und er sprach noch lang', sich ereifernd,
Über die zagen Propheten, die nüchternen, schmähte die stolzen
Kronen- und Infulträger, er schmähte die Welt, die verderbte,
Schmähte zuletzt noch den Jüngling, den horchenden selbst, der in solcher
Zeit sich geselle den Gauklern. Doch bald umarmt' er ihn wieder,
Küßt' ihm zärtlich die Stirn. Und der antwortet, erwarmend:
„Lichtvoll hast du, o Greis, mir erschlossen den Blick in die Zukunft.
Selbst zwar merkt' ich es längst, wie die Menschen, die Völker, ein neuer
Drang gar mächtig ergreift: doch es dünkte mich Wörtergezänk nur,
Was ich vernahm; du aber, du wirfst in die Seele mir Flammen!
Gilt es zu stiften ein Reich nun der Liebe, des Glückes in Wahrheit?
Seltsam bin ich geartet: denn sieh, ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen; ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,
Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens.
Niemals kann mir genügen ein Brüten in dumpfer Entsagung;
Aber auch niemals kann mir die Lust, die gemeine, genügen,
Die nur die Sinne berauscht und das Herz nicht höher beflügelt.
Und so ging ich bisher, ob auch mich verzehrend in Sehnsucht,
Rein durchs Leben und stolz: mich schützt vor Gemeinem der Abscheu.
Tugend zu einen und Lust, das ist's, das ewig ich träume:
Bin ja Träumer noch stets, wie ich es gewesen als Knabe!

Leicht war immer und tief mir die Seele zu rühren; ich konnte
Weinen vor Lust, wenn neu sich der Anger beblümte; mich reizte
Jegliches Edle und Schöne. Doch auch nach dem Schimmernden, Bunten,
Stand mein Sinn: wo Kiesel ich fand, bunt-gleißenden Schiefer,
Konnt' ich darein taglang mich mit glühendem Auge vertiefen.
Selten nur hatt' ich Gespielen: mich scheuten die Altersgenossen,
Denn ich liebte zu herrschen; auch haßt' ich beinahe die Knaben,
Und ich gesellte mir lieber ein halbwild schweifendes Mägdlein,
Welches in sandiger Öde die Zicklein pflegte zu hüten.
Gänzlich gehorchte sie mir und half mir glänzende Steinchen
Suchen: da fanden wir einst im Sand einen lichten Karfunkel;
Meinten, ein Sternlein wär' es, gefallen vom Himmel: ich hoffte,
Gleich mit dem blitzenden Stein mir ein königlich Reich zu gewinnen.
Damals träumt' ich von Schwertern und Kronen und Purpurgewändern
Fort und fort: ich verlor das Gestein, doch es blieb mir der Glückstraum.
Und nun hielt ich mich gerne zu reisigen Händlern und Schiffern,
Die weit waren gewandert und manches Erstaunliche, Fremde
Hatten nach Hause gebracht: mir brannte das Herz vor Begierde,
Selber die Fremde zu schaun. Viel hört' ich erzählen vom Goldland,
Eldorado genannt: ausmalt' ich die Pracht mir des Landes
Und ich dacht' es bewohnt mir von hohen und herrlichen Menschen.
Selbst so wandernd zu schaun als Kaufherr; Schiffer die Länder,
Wünscht' ich heiß. Weg starben die Meinen, ein hungernder Knabe
Blieb ich zurück: da erbarmte sich meiner ein wackerer Volksmann,
Nahm mich auf, mich erziehend zum Jünger und Helfer im Handwerk.
Aber es schweifte der Geist aus der dumpfigen Stube doch immer
Mir auf den Markt und die Gassen hinaus, und die Erker, die Zinnen
Stolzer Gebäude, die Pfeiler, die ragenden Türme der Kirchen
Hatt' ich wie träumend vor Augen. Am Festtag starrt' ich den Priester
An im Dom, da er stand in den Weihrauchwolken am Altar,
Und schon die Wölbungen selbst im Dome, die Bilder, die Säulen

Rührten das Herz mir wie Klänge der Orgel; im Leuchten und Flimmern,
Duften und Klingen, da kam unendlichen Glückes Verheißung
Über mich her, ich dünkte mir träumend im Äther zu schweben.
Trunkenen Ohrs auch horcht' ich nach Wundergeschichten aus alter
Zeit, nach der Kunde der Reinen auf Montsalvatsch, nach der Ritter
Kämpfen ums Heilige Grab. Und auch von Zauberern hört' ich,
Hörte von Faust, von Adepten, die Golderz brauen im Tiegel,
Und Elixiere des Lebens. Von neuen atlantischen Inseln
Hört' ich, woher Kleinode soviel nun in unseren Weltteil
Strömen, wo Meerdurchsegler, das Schwert in der Hand, eine neue
Schönere Welt sich erobern, umleuchtet von neuen Gestirnen.
Nimmer gefiel mir's zuletzt bei den brauenden Nebeln am flachen
Heimatsstrande, bespült von der Flut, eintönig und endlos:
Und so folgt' ich dem Drang und gesellte mich fahrenden Leuten,
Handelsgenossen und Schiffern: das blühende Flandern durchschweift' ich,
Stand am Gestade des Briten, die heiteren Städte des Südens
Schaut' ich, bis Lissabon zog ich hinab. Da ging mir die Sonne
Leuchtender auf, und ich lernte vom Häßlichen scheiden das Schöne,
Scheiden vom Rohen das Edle; den feineren Sinnen genügte
Nun nicht mehr, was zuvor mir im nordischen Lande gefallen.
Arm wie ein Bettler durchzog ich die Welt, wie ein König genoß ich
Sie, als Betrachter, als Träumer. Doch ach, erst halb nur verkörpert
Fand ich, was ich geträumt; noch immer das Beste vermißt' ich.
Nirgends ja sah ich das Glück im Kreise der Menschen. Das Hohe,
Wie es im Sinn mir stand, in Wahrheit fand ich es nirgends.
Und so kehrt' ich zurück, nachdenklich und halb nur befriedigt.
Doch bald faßte der Drang mich, zu wandern, aufs neue. Der wackre
Lips van Straaten, er lockte den müßigen Träumer nach Deutschland,
Das ich mich sehnte zu schaun: so folgt' ich den wandernden Gauklern.
Sinnend, im ärmlichen Flitter, im kindischen Spiele begann ich
Mir zu gefallen: in Reimen, in feurigen Versen versucht' ich
Mir eine Welt zu erbaun. Auf dem Haupte die glitzernde Krone,

Töricht erschien ich mir selbst, doch ich träumte den Traum des Karfunkels
Wieder, und träumend vergaß ich zu nehmen vom Haupte den Flitter . . ."

„Jüngling, die bessere Welt," entgegnet der Wanderprophet ihm,
„Niemals finden wir sie, mühlos hinschweifend am Wege,
Nimmer zuteil uns wird sie, wie Kindern im Schlaf die Bescherung.
Selbst anlegen die Hand nun müssen wir, sie zu erschaffen.
Und wie sollten wir nicht? Was wär' unmöglich von jetzt an?
Ward nicht Größres erlebt schon im Sturze der Kirche, der alten?
Sind nicht Zeichen geschehn? nicht Wunder? Ist nicht ein bedeutsam
Zeichen das Pulver des Mönchs, das knallend in Schutt die granitne
Zwingburg wirft? Ist nicht ein bedeutsam Wunder die Kunst auch,
Welche die Blätter, die weißen, beschreibt im Flug wie mit tausend
Händen zugleich? Sind nicht ein bedeutsam Wunder die goldnen
Gaben der Meere des Westens? Wie kam das alles auf einmal,
Wenn nicht völlig verjüngen die Welt sich sollt' und erneuern?"

Also der Anabaptist. Sein Antlitz strahlte begeistert.
Und bald fügt' er hinzu: „Wenn ich ins Auge dir schaue,
Jüngling, wenn ich betrachte die leuchtende Stirn, da verkündet
Sich's im Gemüte mir immer: als Gaukler im Flittergewand nicht
Soll der ziehen gen Münster! Vernimm! ich komme gewandert
Nicht allein, denn es wallen aus Nachbarlanden die Jünger
Mächtig in Scharen heran, doch zerstreut, auf verschiedenen Wegen,
Um zu entgehen den Söldnern. Und siehe, der großen Vereinung
Stunde, sie naht; schon ruhn sie versteckt in den Gründen der Davert,
Hier und dort, und harren dem grauenden Morgen entgegen,
Wo wir, indes, frei lassend die anderen Wege, das Soldheer
Gänzlich bei Telgte sich sammelt, geschart nach Münster hineinziehn!"

„Wenn ihr Wiedergetauften," versetzt der erglühende Jüngling,
„Wenn ihr es seid, die gekommen, zu bauen die Stätte des Friedens,
Wo sich das Glück und die Tugend zum ewigen Bunde gesellen,
Wie es erträumt mein Herz — denn wisse, so feurigen Mutes
Ich mir ersehne das Glück, wird auch nach dem Rechten und Reinen

Ewig mir trachten der Sinn —, wenn solches ihr wollet und wahrhaft
Wißt zu vereinen, was lang' auf Erden sich streitend gemieden,
Nehmt mich als Kämpfer mit euch, als Jünger, und lasset des Herzens
Mächtigen Sehnsuchtsdrang in eurem Kreise mich stillen!"
So der erglühende Jüngling und ihn umarmte der hohe
Greis mit Tränen im Aug'; aufs neue zu reden begann er:
„Ich bin alt, mein Haar ist ergraut und es deutet der Vater
Mir im Herzen es an, daß ich selbst das gewaltige Werk nicht
Ganz vollende, das jetzt das Geschick zu beginnen mich antreibt.
Jüngling, wirf sie hinweg, die du trägst, die papierene Krone!
Denn dich erkieset der Herr zum Streiter sich, wenn ich dahin bin!
Siehe, das hab' ich gewußt, das fiel mir ins Herz wie ein Lichtstrahl,
Seit du gekrönt mir erschienst, wie ein Traumbild unter den Gauklern!"
Jetzo standen die beiden auf felsiger Höhe des Waldes,
Hell vom Monde bestrahlt, zwei leuchtende hohe Gestalten,
Hehr umweht von den Schauern der Einsamkeit und des Nachtgrauns.
Vortritt Jan zum Rande des felsigen Hangs, wo der Abgrund
Steil abfällt und sich unten verliert im Dunkel. Da reißt er
Sich die papierene Krone vom Haupt und schleudert hinab sie
Tief in die dämmernde Schlucht. Abseits wild brauste der Sturzbach,
Der da breit und gewaltig hinabfloß über die Felswand.
Und an die stürmende Flut, umragt von Blöcken und Kiefern,
Trat nun der Anabaptist; aus dem brausenden Sturz der Gewässer
Schöpft' er die Hand voll sich und über das Haupt, das geneigte,
Seines Erkorenen gießt er die Flut mit den weihenden Worten:
„Jan von Leyden! ich netze das Haupt dir unter dem lichten
Sternengezelt; ich weihe zum Bunde der Wiedergebornen,
Wiedergetauften dich ein; zum Bunde der Freien und Reinen
Weih' ich dich, zum Bürger, Verkünder und Streiter des neuen
Sion, des göttlichen Reiches, im ältesten Bunde verheißen,
Aber erst uns nun winkend im goldenen Licht der Vollendung!"
So der Prophet, und es traf aus fliegenden Wolken der Mondstrahl
Wie mit verklärendem Lichte die beiden Gestalten am Waldstrom,
Hoch auf ragender Warte der Felseinöde. Die Sterne

Standen am nächtlichen Himmel und funkelten, lindes Gesäusel
Lief durch die Wipfel der Kiefern. Da war's, als klänge von fernher
Plötzlich leise hervor aus der Tiefe des Walds ein gedämpfter
Feierlich-ernster Choral, doch nur in verlorenen Tönen,
Wieder verhallend sogleich; aufhorchte der Greis, und es blitzte
Hell sein Aug'. Im hohen und sternhell dämmernden Äther
Flatterten weiße Gewölke, wie Züge der Geister: zu streiten
Schienen sie gegeneinander mit blinkenden Schilden am Himmel
Über dem Plan, wo ragten die Zinnen von Münster im Mondlicht.
Und nun schritten die beiden hinunter den felsigen Abhang,
Zwischen Geröll und Gestrüpp, windbrüchigen Stämmen und Farnkraut.
Dichter umgab sie der Wald. Aufflattern nächtliche Vögel
Kreischend vor ihnen. Ha, sieh, Irrlichter im dampfenden Moorgrund
Hüpfen vor ihnen einher! An felsiger Höhle vorüber
Nehmen sie jetzo den Weg. Da bedünkt es den Jüngling, als säh' er
Stehn einen riesigen Mann in der Kluft, der grinsend ein Schwert schliff:
Blitzgelb tanzt auf der Schneide, der blanken, ein irrender Lichtstrahl,
Der sich verlor ins Geklüft. Hinspäht der verwunderte Jüngling,
Aber es zieht ihn fort der Prophet. Noch öfter bedünkt es
Jan, als säh' er verschwimmend im Nachtgraun unter den Bäumen
Seltsam-fremde Gestalten, in Gruppen gelagert und einzeln:
Stets fortzog ihn der Greis. Und schauriger wurden die Pfade,
Dunkel umgab sie. Von fern, unheimlich-satanischen Klanges,
Scholl Rohrdommelgestöhn durch die Nacht aus Sümpfen. Da tat sich
Auf das Gehölz, frei glänzte der Plan, und auf moosigem Felsblock
Fanden sie Divara sitzend im Schein der Gestirne. Sie lächelt;
Über dem Haupt ihr flittert und flirrt die papierene Krone,
Die in den Abgrund eben der Jüngling hatte geschleudert,
Hoch vom ragenden Fels. Und es hatte das Weib sich mit blühnden
Tollkirschranken umwunden die Stirn und den Leib, und so saß es
Lächelnd auf moosigem Stein. Mit Verwunderung fragten die Männer
Sie, wie daher sie gelangt, und woher ihr gekommen der Goldreif?
Jetzo berichtet das Weib, daß, während zuvor sie der schönen

Mondnacht auch sich zu freuen gedacht am Fuße der Felswand,
Dort, wo von oben herunter der Wildbach stürzt in die Waldschlucht,
Plötzlich herab in den Schoß ihr die funkelnde Krone gefallen.
Stumm anblicken sich jene. Mit Lächeln erhob von dem Steinsitz
Divara sich, und vereint nun setzten die drei durch die Wildnis
Weiter den Fuß: durch dick und dünn, durch Sumpf und Gestrüpp hin
Führte die Männer das Weib, als wär' seit Monden vertraut ihr
Jeglicher Pfad. Hingleitet sie, schlüpft sie behend wie das Eichhorn,
Sacht wie die Natter. Doch golden gekrönt, mit Blumen umwunden,
Scheint sie ein lockend Gebild weit mehr, als ein dräuender Unhold.

Schier wie im Traum hinwandelt, das Weib im Auge, der Jüngling.
Endlich spricht er, gewandt zu dem greisen Begleiter: „Wie ward dir
Diese gesellt, die voran da schwebt?" — „Wie der Seele des Leibes
Last, wie dem strebenden Geiste der Erdschlamm," sagte der Meister,
„Siehe, so ward dies Weib mir gesellt nach des Ewigen Ratschluß.
Und wie der Leib mit der Seele, der irdische Schlamm mit dem Geiste,
So, nicht besser, verträgt dies Weib und der Anabaptist sich!
Zwanzig Jahre nun sind's, da fand vor der Kirche zu Harlem,
Während am vollsten der Markt, sich unter den Leuten ein fremdes
Mägdlein, braun und verwildert, vielleicht sechsjährig, das lief so
Hin, barfüßig, die Haare verwirrt, wildfunkelnd die Augen.
Niemand kannte das Kind. Neugierig umringten die Leute,
Die da kamen vom Dom, mit Fragen die Kleine. Doch wirr nur
Sprach sie und fremd; und dabei mehr trotzig erschien sie als ängstlich.
Plötzlich über den Markt her kam ein gewaltiges Tier stracks
Unter die Leute gerannt: erst schien es ein stattlicher Hund nur;
Doch als näher es kam, da erscholl's: „ein Wolf!" und die Menge
Wich zur Rechten und Linken zurück mit Entsetzen. Das Mägdlein
Aber, das lächelt' entgegen dem Untier, das auf sie zukam,
Rief's mit vertraulichen Worten und kraute den Kopf ihm, bestieg ihm
Endlich den Rücken sogar, und siehe, das greuliche Wolfstier

Spornstreichs rannt' es hinweg aus der Stadt, auf dem Rücken das Mägdlein.
Etliche dachten an Zauber, da fand man, streifend und spähend
Ringsumher, vor der Stadt ein Lager von Leuten des braunen
Wandernden Stamms, und darunter betraf man das selbige Kind auch
Wieder und mit ihm den Wolf. Man zerstreute die wüsten Gesellen,
Aber das Mägdlein hielt man zurück und bracht' es nach Harlem,
Weil es so eigen geartet und alle bestach, die es ansahn.
Ich nun erblickte das Kind, und weil mich rührte die Waise,
Nahm ich sie auf. Sie erwuchs: da spornte der Geist mich, die Braune
Selber zu frei'n; so wurde das Weib sie des Bäckers von Harlem,
Welchen vor Augen du siehst. Doch wüst stets blieb sie und eigen,
Schwand auf Tage hinweg, auf Wochen; ich ließ sie gewähren,
Stellt' es dem Himmel anheim, und verehrte mit Seufzen den Ratschluß,
Der dies Weib mir gesellt..." So erzählte der Alte von Harlem.
Still-nachdenklich vernahm die erstaunliche Kunde der Jüngling.
Aber erreicht nunmehr ist die Stelle, wo still die Gefährten
Jans noch liegen im Schlummer. Nun grauet der Morgen, der Nebel
Raucht im tieferen Grunde, verbreitet sich zwischen den Kiefern,
Zwischen den Felsen umher; da bricht durch ihn schon ein Felsgrat,
Dort ein starrender Ast: so schwankt er zerrissen und unstet.
Kühl ist's; es wiehert und schnaubt mit witternden Nüstern die alte
Stute hinaus in die Lüfte, die morgendlich-frischen: die Vögel
Strecken die Schnäbel hervor, die unter den Flügeln sie bargen,
Schlummernd in tauigen Wipfeln. Erschreckt vom Gewieher der Stute,
Flattern sie, sträuben die Flügel, und von den erschütterten Ästen
Schleudern sie Tropfen herab, hellfunkelnde. So ist erwacht nun
Mählich die Wildnis. Die Schläfer, vom taufeucht schwellenden Moospfühl
Heben sie gähnend die Häupter, ermuntern sich, reiben die Augen.
Über dem Wald aufgeht aus rötlichen Schleiern die Sonne.
Still ist noch alles umher.
Da plötzlich erklingt aus dem Walde
Fernher leiser Gesang. Aufhorcht der Prophet, und der Jüngling
Horcht in die Ferne wie er. Was er hört, ist derselbe gedämpfte,

Feierlich-ernste Choral, den schon in der Nacht er aus tiefstem
Walde vernommen, wie leise verhallende Stimmen der Geister.
Doch er verhallt nicht mehr. Anschwellend erklingen die Töne
Nah und näher heran: aus dem Frühtraum reißen die Gaukler
Nun erst völlig sich los, aufhorchend: da kommt's aus des Waldes
Gründen gewallt ans Licht in langem und feierlich-stillem
Zuge zu Fuß und zu Roß, phantastische, bleiche Gestalten.
Langsam ziehn sie einher, und als sie geendet die Strophe,
Halten sie an, selbst lauschend hinaus in die Ferne. Da klingt es
Leis' antwortend herüber vom anderen Hange des Waldes;
Eben denselben Gesang in sacht anschwellenden Tönen
Weht es heran, und horch, nun wieder von anderer Seite
Hallet der gleiche zurück, wie die Stimmen der Vögel einander
Wecken im dichten Gehölz. Und hier und dort aus der Waldnacht
Ziehen die singenden Scharen. Auch einzelne kommen gewandert,
Ruhigen Schrittes; sie kommen zu zweien, zu drein an der Hand sich
Haltend die Männer und Fraun und Kinder und Greise — sie kommen
Alle heran, sie umarmen einander in heiliger Freude,
Sich mit dem Spruche begrüßend der Wiedergetauften: „Das Wort ward
Fleisch und wohnet in uns!“ So ringsum wimmelt erwachend
Die noch so öde, so tot vor kurzem erschienen, die Wildnis:
Aber so traumhaft regt, so feierlich hehr, so ergreifend,
Gleichwie in Hallen des Doms, sich der psalmodierende Heerbann.
Schier noch glauben zu träumen die Gaukler, betrachtend die Szene,
Die sich vor ihnen entrollt auf geräumiger Wiese des Waldes.

Weiter bewegte nunmehr sich, geordnet in Reihn, die vereinte
Schar; da führt sie vorüber der Weg am Lager der Gaukler.
Aber vorbei so ziehend, erblicken inmitten der Gaukler
Sie den gewaltigen Greis. Da erschallt's mit freudigem Zuruf:
„Heil dir, o Matthisson! Heil dir! In Treue gewärtig
Sind wir: o führ' uns jetzt zur erkorenen Stätte des Heiles,
Die du verkündet uns hast! Wir folgen dir, Meister von Harlem!“

Und vortritt der Prophet: „Zur harrenden Stadt an der Aa nun
Führ' ich euch; lang' währte die Nacht, weit irrte der Umweg,
Doch nun erstrahlt uns der Tag, der versammelt die Streiter von Sion!“

Sprach's, und sie hoben empor auf ein stampfendes Roß den Propheten.
Aber zu sich hin zog er den Wiedergetauften am Waldstrom:
„Diesen", so sprach er, „gewann ich im Frührotschein der Entscheidung;
Diesem berührten die Stirn auf ragendem Felsen die ersten
Strahlen des Tags, mit welchem beginnt das erneuerte Sion!"
Und zujauchzten ihm alle, dem hohen sinnenden Jüngling,
Hoben empor auch ihn auf ein Roß, ein schimmerndes, weißes.
Neben ihm schwang auf ein falbes behend sich das Weib des Propheten.
So nun, den Seher zur Rechten, zur Linken die Dunkelgelockte,
Hatte bereits in die Mitte der Zug ihn genommen. Da drängte
Lips van Straaten heran: „Ihr lockt mir", rief er, „den besten
Meiner Getreuen hinweg? Was sollen wir ohne den König
David? Dankst du mir so, Graubart, daß den Knechten des Bischofs
Ich dich entriß heut' nacht mit klugen, bedächtigen Worten?"
„Kommt mit uns!" so erscholl's aus den Reihen der Anabaptisten;
„Tut wie dieser, und kämpfet mit ihm für das heilige Sion.
Daß ihr mit ihm auch teilet die Herrlichkeiten von Sion!"
Umschau hielt im Kreise der Seinen van Straaten, er sah schon
Manches entschloßne Gesicht. Zu den Anabaptisten gewendet,
Sprach er: „Genug schon ward uns von euerer Lehre gepredigt
Gestern; ich träumte die Nacht von nichts als den Wundern der neuen
Sionsstadt; da sah ich den Markt von Juwelen gepflastert,
Müßig sah ich und lachend die Leute vor goldenen Häusern
Sitzen vom Morgen zur Nacht, sah Rheinwein regnen und Honig
Schnein und wachsen auf Bäumen in Fülle die leckersten Kuchen.
Freunde, was meint ihr wohl?" so fuhr er fort zu den Seinen
Wieder sich wendend; „gedenkt ihr dem Rate der Männer zu folgen?
Sind Landsleute zumeist, aus Ostfriesland und aus Holland!
Wollt ihr versuchen das Glück? Was wär' zu verlieren? Ich sehe,
Brüder, ihr schwankt schon ein wenig; ihr wollet den trefflichen, edlen,
Jan nicht lassen in Stich; bei Gott! ich wäre der letzte,
Der es vermöcht'; ich kannt' ihn als Kind, ich hatte den Jungen

Lieb wie den eigenen Sohn. Ich sah heut' nacht ihn im Traum auch
Sitzen mit Matthisson auf goldnem Gestühl in der goldnen
Sionsstadt! Und so scheint mir's geraten, dem Stern des Propheten
Mutig zu folgen, ihr Brüder, als Gaukler, als Anabaptisten,
Wie es das Schicksal fügt. Ruft Heil dem versprochenen Sion,
Heil dem Propheten zugleich, dem erleuchteten Meister von Harlem!"
Also Lips, und die gestern ein Hoch ausbrachten dem Bischof,
Jetzo fröhliches Heil dem versprochenen herrlichen Sion,
Heil dem Propheten zugleich, dem erleuchteten Meister von Harlem,
Riefen sie, rafften sich auf, sich gesellend den Wiedergetauften,
Und hinzogen sie all in den taufrisch glänzenden Morgen.

---

## Zweiter Gesang.

## Unter den Arkaden.

Über den Torfmoorgrund, wo in schimmernden Flocken das Wollgras
Zittert im Wind und unter dem Schritt aus dem Boden die Feuchte
Schwarzbraun quillt, dann wieder durch einsam brütende Heiden,
Wo, kniehoch, blaßrötlich das Heidegekräut wie ein Saatfeld
Wogt, ziehn Matthissons Scharen dahin auf dem Weg der Verheißung.
Aber die Wandrer empfängt, wo das Moor sie verlassen, die Sandflur;
Rieselnder, knirschender Sand aufnimmt sie, begleitet sie weithin,
Und aus dem Sand aufragt, wie verweht, wie verschneit in der Öde,
Hier die verkrüppelte Kiefer, der Felsblock dort. Und die Krähen
Sitzen den Weg entlang mit Unglücksaugen; verdrossen
Hängen am Thymianstrauche die Falter, und schrill in die weite
Traurige Heide hinaus, eintönigen Klanges, entsendet
Aus Wacholdergebüschen die klagenden Rufe der Kiebitz.
Regungslos auf dem Bein, wie ein Pflanzengebild auf dem Stengel,
Steht der beschauliche Storch. Dort zwischen verkommenem Zwergholz

Sitzt auf vereinzeltem Block in der schweigenden Öde der Schafhirt,
Und ein Trupp Heidschnucken um ihn rupft zwischen den Kieseln
Spärliches Gras. Und still, wie der Storch, in Brüten versunken,
Nimmer ein Lebender scheint er, der Hirt, nur ein Stück von dem Felsblock,
Drauf er sich lagert, ein Stück vom versteinerten Leben der Heide.
Denn zum Schweigen verdammt und zu brütendem Traume verzaubert
Scheint die Natur umher, des entzaubernden Stabes noch harrend,
Der sie höher beseelt; sie träumt von den Menschen im Halbschlaf,
Die da so unruhvoll mit den pochenden Herzen heranziehn . . .
Aber es wendet der Pfad sich auf einmal nun, und es tauchen
Felder, mit Hecken umsäumt, und grünende Wiesen und Höfe
Zwischen Gehölzen empor, und Dörfer mit rötlichen Dächern,
Weiher mit Fischen im Grund, mit edlem Geflügel im Schilfe,
Blitzen wie Spiegel: verwundert betrachten die Wandrer den Segen,
Der sich so üppig verbreitet, so reich, hart neben der Ödnis.
Und noch begehrlicher blicken sie jetzt nach der prangenden Stadt aus,
Rascher beflügelnd den Schritt. Da bringen die ziehenden Lüfte
Einen verlorenen Klang wie von hallenden Glocken herüber.
Mächtiger schlagen die Herzen, und wie vor Zeiten des Kreuzes
Streiter das ältere Sion, so grüßen mit Jubel die neue
Sionsstadt an der Aa nun die Anabaptisten; vor ihnen
Lag das verheißene Ziel, glanzreich: westfälischen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vieltürmig das heilige Münster.
„Seht,“ rief einer der Schar, „dort hebt die gigantische Kuppel
Hoch Sankt Lamberts Turm in die Luft — dort leuchtet der Dom — dort
Schimmert die Prachtturmkrone des Kirchspiels ‚über dem Wasser‘!
Dort Sankt Lüdegers Zinne, die zierliche, luft'ge!“ . . . So nannt' er
Leuchtenden Auges sie alle, die Zinnen umher und die Kuppeln,
Die da aus blühndem Gesträuch aufragten, aus laubigen Baumreihn:
Silberig blitzte herüber aus wiesigen Gründen der Aafluß.
Habt ihr Münster gesehn und den reizvoll prangenden Marktplatz?
Habt ihr das Rathaus drinnen, das hochaufragende Prachtwerk,
Und die Paläste gesehn, die gegiebelten, und die Arkaden,
Welche, gewölbt zu den Seiten des lang sich streckenden Marktes,

Lieblich geschwungen die Zeile der prangenden Häuser begleiten?
Habt ihr geschaut sie, die Bogen, die ragenden Erker, die Zinnen,
Wie sie erstehn einst sah auch die kältere Sonne des Nordens?
Glanzlos bricht sie sich heut' an den Wundergebäuden, die matte
Flut alltäglichen Lebens: nur mehr einförmige Menschen,
Nur einförmige Tracht umschatten die stolzen Arkaden!
O wie so anders zur Zeit, da die Scharen der Wiedergetauften
Morgendlich zogen gen Münster! Da wogte das Leben noch farbig!
Glänzend gesellte sich da phantastischem Schmucke der Wohnstatt
Noch phantastische Zierde der Tracht: wie erglänzten die bunten,
Bauschigen, reichen Gewänder im sonnigen Lichte, die samtnen
Wämser, geschlitzt und betreßt, und die Spangen, die Ringe, die Gürtel,
Purpurn, mit Perlen gestickt, die Barette mit nickenden Federn,
Und die gediegenen Klingen, besetzt mit köstlichen Steinen!
Stolz wetteifernd im Prunk schritt neben dem Bürger der Landsknecht,
Und der bekuttete Priester, die Tinten des Schwarzen und Weißen,
Grauen und Braunen erschöpfend in mancherlei Ordens Gewandung.
Doch zu vermissen ist eins am Tag, wo die Anabaptisten
Grüßen die Türme von Münster: wo bleibt der gebietende Dickbauch?
Ja, wo bleiben sie nur, die bekannten, die feisten Gestalten,
Sie, die Beherrscher des Landes, die Edelgebornen, die Domherrn,
Die mit den seidnen Baretten doch sonst und den goldenen Ketten
Um den gewulsteten Hals, mit dem schwärzlichen Kragen des Priesters
Über dem wallenden Rocke, dem weißen, noch lieber in üppig-
Weltlicher, fürstlicher Tracht stolziert in den Straßen von Münster?
Klüglich weilen sie fern! In den Straßen von Münster, da weht es
Schon wie Blättergesäusel bei nahendem Wetter im Waldgrund.
Hastiger drängen sich heut' wie im Wirbel die Bürger von Münster,
Die hier ängstlich vorbei sich drücken mit niedergeschlagnen
Augen, das sind die Papisten; die dreisteren Schrittes einhergehn,
Schwören auf Luther; und jene, die Düsteren dort, die ins Erdreich
Jetzt einbohren den Blick, jetzt heben in fliegende Wolken,
Und dann wieder mit drohend-fanatischen Augen um sich schaun,
Das sind Jünger und Schüler des schwärmenden Anabaptisten,

Welcher der neuesten Lehre die Bahnen gebrochen zu Münster.
Sieh', dort schleichet er selbst, der berufene Träumer und Schwarmgeist,
Bleich mit glutenden Augen, verloren in düsteres Sinnen!
Und der hinter ihm geht, wie hinter dem Hirten der Wachthund
Geht in der Herde der Lämmer, der Mann mit den wuchtigen Schultern,
Urecht-münsterisch Blut — der laut mit sich selber im Gehen
Spricht und ballt in Gedanken die Faust, zu dem Haupte der Arm ist
Dieser, der mächtigste Kämpe der Wiedergetauften zu Münster!
Die da kommen heran, mit gewichtiger Miene zum Rathaus
Schreitend, das sind die Vertreter des Volks, Obmänner der Zünfte,
Meister der Gilden von Münster: vom Schohaus ziehn sie zum Rathaus,
Dort nach der Väter Gebrauch mit den Männern des Rats zu verhandeln.
Und daß schwanger anheut von wicht'gem Entscheid die Beratung,
Zeigt in den Mienen der Ernst und die trotzig entschiedne Gebärde.
Mächtiger wächst das Gewirr. Hier stößt und dort das Gedränge
Über den Haufen die Buden. Im wilden Gewoge des Marktes,
Wer hält stand noch allein? Ein uralt Mütterchen kauert
Einzig noch regungslos — es kauert verwittertem Steinbild
Gleich, wie die Väter sie sahn, wie sie sahn auch die Väter der Väter,
Dort auf den Rathausstufen, und betet, so wie sie die Väter
Beten gehört und die Väter der Väter, mit leisem Gemurmel:
„Komme zu uns dein Reich!" und „Führ' uns nicht in Versuchung!"
Wie vom Tode vergessen, ein halb Jahrhundert so sitzt sie
Dort und es ist kein Laut zu vernehmen vom Munde der Greisin,
Als ein murmelnd Gebet. Gleichgültig läßt sie und achtlos
Gleiten die Jahre hinweg, wie die Kügelchen sacht von der Betschnur,
Aber allein nicht sitzt sie im wogenden Trubel, die greise
Bettlerin dort: ihr hat sich gesellt anheut der verrückte
Dusentschur, der geworden zum schweifenden Bettler vom Goldschmied,
Alter-gebeugt, schmalbrüstig und siech, graubärtig, das Antlitz

Häßlich entstellt von den Narben der fressenden Pocke — doch seltsam
Glüht sein Aug', und es blitzt manchmal dort neben dem Wahnwitz
Auf wie ein höheres Licht. Stumm ist er und stottert nur mühsam
Laute, die keiner versteht. Man erzählt von ihm sich im Volke,
Daß er begabt mit dem zweiten Gesicht, und daß, so er einmal
Wieder die Rede gewinnt, er Erstaunliches werde verkünden.
Ei, was treibt er doch dort auf den Rathausstufen? Zu flechten
Ist er bemüht einen Kranz von Ranunkeln und Winden und Goldklee:
Und so wunderlich ist er nun schon drei Tage beschäftigt,
Stille vor sich hinlächelnd, und um das Getümmel um ihn her
Nichts sich kümmernd, als sei er der größeren Stunde gewärtig.
Doch vom Gewog auf dem Markte verliert sich so manche der Wellen
Auch in den Ratauskeller, den wirtlichen: dort bei Gesprächen
Sitzen die Bürger; doch trotzen Partein und feindlich geschiedne
Lager auch hier: der Tisch ist papistisch und lutherisch jener,
Anabaptistisch der dritte. Wo immer sich Zecher gesellen,
Fehlt nicht gerne der Mönch; so sitzen im kühlen Gewölb' auch
Hier, im papistischen Kreis, zwei Männer mit bräunlichen Kutten:
Peter und Paul, aus dem Kloster am Aafluß; dieser nur zechend,
Aber der andere schwatzend und scheltend mit Eifer die böse
Zeit, auch vieles erwähnend von unheilkündenden Zeichen,
Wie sie jetzo geschahen: von Schwertern, in Wolken sich kreuzend,
Und wie draußen vor Münster bei nächtlicher Weile die Hirten
Plötzlich erblickten die Stadt in Flammen, und, näher gelaufen,
Wieder im Dunkel sie sahn; und wie die Bewohner von Münster
Schreckt' ein plötzlich Getöse des Nachts von Drommeten und Pauken,
Welches vom Wall her scholl und sonst von verlassenen Orten,
Und wie er selber bei Nacht, an den Fenstern des Domes vorüber
Wandelnd, ein Schluchzen gehört unlängst, ein Seufzen und Wimmern.
„Aber vor allem gedenkt“, so frug er zuletzt, „ihr des Schwanzsterns
Noch, der kürzlich erschien, und, während er morgens geradhin
Über dem Scheitel uns stand, obgleich Schwanzsterne des Schweifes
Richtung häufig verändern, doch als ein besonderes Wunder
Lange den Schweif hieher vornehmlich gen Münster gekehrt hielt?

Und noch erstaunlicher war's, daß er lief von Osten nach Westen,
Jeglicher Norm der Kometen zuwider: was alles doch wahrlich
Schlimmes nur konnte bedeuten: erschrecklichen Wandel der Dinge,
Jeglicher Ordnung Sturz! Unseliges Münster! mit Besen
Kehrt man dereinst noch zusammen den Schutt hier, wo du gestanden...!"

Also der eifernde Mönch; ihn mißt mit wütenden Blicken
Ein Prädikant, der wandernd die Luthersche Lehre verkündet.
Unter Befreundeten sitzt er und lang' schon horcht er herüber.
Der nun ruft: „Sei still, Gottesser, und tu' wie der Dickwanst,
Dein Kumpan, und erbose dich nicht, dann wird sich der Bauch dir
Säuberlich runden, wie dem — so aber verzehrt dich die Galle!"
Zornig erblaßte der Mönch. Und um ihn erhoben sich andre,
Für und wider ihn eifernd: doch gegen sich hatt' er die Mehrzahl.
„Fort mit den Kutten und Glatzen!" so scholl's, und schon faßte der Fremde
Kecklich den Bruder am Arm und mit ihm den andern geschornen
Zecher, den Dickwanst Paul, und schob zur Tür sie und stieß sie
über die Schwelle hinaus...

Da erschien von draußen am Eingang
Jener gewaltige Mann, der zuvor dicht hinter dem blassen
Rottmann ging im Gewimmel. Vom Marktplatz eilig herüber
Schreitet zum Keller er jetzt am Rathaus, sieht, wie die Mönche
Sind vor die Tür gesetzt und erfährt, wie sich alles ereignet.
„Recht so!" rief er; „hinaus vor die Türe zu setzen die Pfäfflein,
's ist ein löbliches Werk; doch, soll's nicht halb nur getan sein,
Werft auch den lutherschen Gauch mir heraus aufs Pflaster! Wir brauchen,
Mein' ich, den einen so wenig in Münster dahier wie den andern!"
Grimmvoll blickt, was da luthrisch gesinnt, auf den Anabaptisten.

Aber der Mann ist stark — sein breiter, gedrungener Nacken
Trägt ein Haupt, auf welchem das kurze, geschorene Blondhaar
Drohend sich sträubt, obgleich nicht unsanft eben die hellblau
Leuchtenden Augen ihm stehn in dem starken und knochigen Antlitz,
Auch sein Lächeln ansonst, bei munterer Laune, den breiten
Mund gutmütig umspielt. Still ist es geworden um ihn her,
Und nur der Wanderapostel, der luthersche, welchen die schnöde
Rede gekränkt, wagt sich an ihn, zornroten Gesichtes:
„Hebe du selbst dich hinweg aus dem Kreise besonnener Männer,
Schwarmgeist, Anabaptist, von des Rottmanns Troß, der die reine

Lehre nur trübt und schändet, wie Kröten und Frösche den Waldborn!“
Also rief er ergrimmt; da fühlt' er sich selber, wie eben
Von ihm die Mönche, gefaßt von der nervigen Rechten des Schwarmgeists
Eh' er sich dessen versehn und hinaus vor die Tür auf des Marktes
Pflaster gesetzt. Nun eilten vom menschen-durchwimmelten Marktplatz
Haufen des Volkes herbei, ein Teil zwar willig, des Fremden
Haupt zu beschirmen: doch groß war noch im Banne von Münster
Immer die gläubige Schar: groß war auch der Anabaptisten
Zahl, und die Zahl, die noch schwankte von einer zur anderen Lehre.
Doch als der Kämpe vom Schwarm sich der heimischen Bürger umringt sah,
Allen im Volke bekannt — wer hätte von allen zu Münster
Nicht seit langem gekannt den gewaltigen Knipperdolling?
Bernhard ward er getauft als Kind. Tuchhändler am Markte
War er, der rüstige Bernt; doch schmählich gelangt auf den Holzweg
Wär' sein Handel schon oft, wenn nicht stets willig die reiche
Mutter der Gattin ihm neu vorspannte die goldenen Füchslein:
Denn nachdem sie vermählt ihm die Tochter mit reichlicher Mitgift
Und mit stattlichem Haus auf dem Marktplatz, nahe dem Schohaus,
Stand es bei ihm, den Besitz durch eigenen Eifer zu mehren.
Aber er saß viel lieber im Rathauskeller mit Freunden,
Pflegend politischen Rat; wohl auch Flugblätter verschlingend
Saß er daheim im Gemach; wund klopfte die Finger der Kunde
Sich, der ihm kam vors Haus, bis auftat endlich der Kaufherr,
Mürrisch, den Störer verwünschend. Und dennoch drängten sich zahlreich
Immer die Käufer zu Bernt; denn, traun! man kaufte so wohlfeil
Nirgends; er nahm, was man bot, wenn einer nur stets im Gespräche
Recht ihm ließ und schelten ihm half auf Pfaffen und Herren.
Immer schon hatt' er gehaßt sie, die Pfaffen und Herrn, und so manchen
Possen vorzeiten gespielt auch dem Bischof selbst und den Domherrn,
Sie, wo er konnte, gehänselt, für sie Spottnamen erfunden,
Und mit Vermummungen oft sie verspottet bei Schwänken der Fastnacht.

Auch mit dem Rat stets lebt' er in Hader. Unzählige Male
Hatt' er zu büßen durch Haft, Geldbußen die Frevel. Als Luthers
Lehre Bekenner gewann, da schützt' er sie vor den Papisten;
Doch seitdem ihn begeistert die Lehre der Anabaptisten,
Ward er diesen ein Hort, und von da an gingen zu Münster
Ohne Behelligung immer des Weges die Anabaptisten ...
Dieser begann nunmehr im Kreise der heimischen Bürger:
„Leute, was steht ihr und gafft, wie der ehrliche Knipperdolling
Aufräumt? Nehmt ein Exempel! Der ehrliche Knipperdolling,
Soll er allein denn alles zu Münster verrichten? Ich sag' euch,
Wenn nicht jeder so denkt wie der ehrliche Knipperdolling,
Werden aus Münsterschem Fell bald Riemen geschnitten. Da steht jetzt
Ganz in der Näh' mit den Söldnern der Zwingherr, und in dem Rathaus
Dort, da beraten sie noch, ob weigern sie dürfen den Einlaß
Dem, der lange mit uns umsprang wie das Schwein mit dem Mehlsack,
Unserem ‚gnädigen Herrn', der feindliche Söldner ins Land rief,
Weg und Steg unsicher gemacht, uns Münstrern das Hornvieh,
Welches wir trieben zu Markt, wegfing, als ein Räuber und Strauchdieb,
Auch mit dem Schwert als Henker in Münsterschen Landen gewütet,
Schmählich vergossen das Blut evangelischer Männer zu Koesfeld.
's ist ja ein Greu'l, Mitbürger! Man faßt seit etlichen Jahren
Immer den Aal beim Schwanz noch! Des Luther gereinigte Lehre,
Sagt, was half sie uns denn? Ist nicht noch ein Pfaffe des Landes
Eigner und Fürst? Und mästen wir nicht Faulenzer im Domhof
Nach wie vor, Domherrn, die, fahren sie heute von dannen,
Morgen doch kehren zurück und nur noch ärger es treiben?
Sind das Diener des Herrn? Ja, seht die Paläste der frommen
Diener im Domhof drüben! Da seht ihr Geweihe von Hirschen
Über die Pforten genagelt. Ei, prunkende Herren von Adel
Sind's, und leben als solche. Mit Spiel, Banketten und Weidwerk
Bringen die Tage sie hin und führen ein weltliches Leben,
Weichlich, mit Dienern und Rossen und Hunden und üppigen Weibern,
In den Palästen der Stadt und im Sommer auf lustigen Schlössern.
Nicht, weil fromm und gelehrt, nein, nur weil adlig geboren,

Sitzen sie drin im Kapitel. Was nützt uns Bürgern die neue
Lehr', wenn stets noch Männer der *alten* von unserem Beutel
Haben in Händen die Schnur, von jeglicher Suppe das Fett sich
Schöpfen und schnöd' faulenzend auf Privilegien ausruhn?

Doch nicht Pfaffen allein, auch die stolzen Patrizier sind es,
Welche den Bürger verachten. Sie wollen's den ländlichen Rittern
Gleichtun, dünken sich was; und daß man sie halte für adlig,
Putzen sie, statt mit dem Schwamm, mit den Krumen der Semmel die Kinder,
Spielen im Rate die Herrn und entscheiden der Bürger Geschicke.
Mög' uns der Himmel erhalten im Lande die edlen Geschlechter!
Als Gott-Vater die Welt zu beglücken mit edlen Geschlechtern
Dachte, da trug ein Engel in mächtigem Sacke sie fliegend
Über die Erde dahin, gleichmäßig über die Länder
Sie zu zerstreuen gewillt; doch als nun eben der Engel
Flog ob den Münsterschen Landen, da plötzlich platzte der Sack ihm,
Und es ergoß sich die Fülle, die ganze, des adligen Segens
Über die hiesigen Gau'n: so ward uns die schöne Bescherung.
Aber es halten zusammen die Pfaffheit stets und der Adel,
Gleichwie die Wölf' und die Raben. In städtischen Dingen, da freilich
Reden ein Wörtlein kräftig bisweilen die Männer der Zünfte
Mit den Genossen des Rats; auf dem Landtag aber, da stimmen,
Merket, nach *Ständen* sie ab. Da stimmt Pfaff', Ritter und Bürger:
Seht, drei Stände, das macht drei Stimmen. Nun, Leute, nun frag' ich,
Was da die Städte vermögen? Wie hält da den beiden vereinten
Stimmen des Pfaffen und Ritters die Stimme des Bürgers die Wage?

Aber ich sage, gedeihn jetzt müssen die Städte, die Bürger,
Gras muß wachsen dafür in den Höfen der Klöster und Burgen!
Hier auf unserem Boden, zu heimlichem Trutze den Fürsten
Hat man ersonnen die Feme; doch jetzt gilt's *offen* zu trutzen!
Was uns der Luther versprach und zuletzt im Sacke behalten,
Christliche *Freiheit* mein' ich, ihr Männer, und christliche *Gleichheit*,
Müssen wir haben! Und wißt ihr, wer sie am besten verteidigt?
*Rottmann* ist's und die andern, die lehren die doppelte Taufe.
Darum halt' ich zu ihnen und schütze nach Kräften den Rottmann;

Und wer immer ein Haar ihm krümmt auf dem Haupte, dem schreib' ich
Gleich mit der Faust auf den Rücken und auch ins Gesicht, wenn es sein muß,
Daß er's besser begreift, das Bekenntnis der christlichen Freiheit ..."
Also ereiferte sich, von den Bürgern umringt, der erboste
Knipperdolling; es hallte der Platz und die Gassen der Nähe
Wider vom Beifallsruf; doch andere schrien dagegen,
Und so scholl das Getümmel, der Lärm, weit über den Markt hin.
Jetzo vom hohen Altan auf dem Rathaus zeigt sich ein Ratsherr,
Welcher zu reden sich müht, sich verständlich zu machen dem Volke.
Etliche horchen nach ihm. Der gewaltige Knipperdolling
Ruft: „Was krächzt denn das Männchen, das patzige, dort mit der dünnen
Stimme herab? Seid still, ihr Leute, der treffliche Bentinck
Spricht, der Gescheitesten einer; ihr seht ja, es lauscht ihm das Köpflein
Klug aus der Krause hervor, schier wie aus dem Käse das Mäuschen!
Laßt ihn kommen zu Wort; vielleicht doch hören wir Gutes!"
Still nun ward's in dem Kreis allmählich, vernehmlicher tönte
Von dem Altane das Wort des Patriziers. „Bürger von Münster!"
Sprach er, „ihr wißt, hier innen im Saal, da beraten soeben
Sich mit dem Rate die Gilden. Es ziemt euch, Ruhe zu halten,
Nicht die Beratung zu stören mit Lärm und Geschrei vor dem Rathaus.
Schweigt und zerstreut euch, Männer! Es werden die Räte beschließen,
Was zum Wohle der Stadt und Rechten und Pflichten gemäß ist."
Sprach's und wandte sich ab; doch hinter ihm rief der gewalt'ge
Knipperdolling: „Ihr macht es zu lang, wahrhaftig ihr Männer!
Laßt doch so lang nicht warten den ‚gnädigen Herrn' vor dem Stadttor!"
Drinnen im Saale, dem hohen, da standen die Meister der Zünfte
Vor dem versammelten Rat. Ausrief ihr Sprecher: „Wir sagen,
Heischen im Namen des Volks, daß zurück man weise den Bischof,
Oder als weltlichen Herrn nur mehr ihn erkenne von jetzt an.
Mit dem Beding, daß er ganz freigebe den Glauben, die Kanzeln

Nimmer verweigre den Männern, die wir uns selber erkiesen;
Daß man dem Rottmann auch es gestatte, zu pred'gen für alle,
Die ihn zu hören verlangen, und künftig der Wiedergetauften
Lehr' und Gedeihen zu Münster dem Bischof nimmer zum Vorwand
Solle gereichen, die Stadt mit bewaffneter Hand zu befehden.
Billig ist, daß im Volk nach dem eigenen Glauben ein jeder
Leb' und alle zusammen als friedliche Bürger und Brüder!"
Also der Sprecher; entgegen ihm hob ein Patrizier heftig
Sich: „Wir gönnen ja gerne den friedlichen Bürgern die Freiheit,
Fordern sie männiglich selbst. Doch den Anabaptisten und Fremden
Trauen wir nicht; die achten ja nicht mehr göttlich und menschlich
Regiment, und sie denken auf Umsturz jeglicher Ordnung.
Bürgt uns erst, daß sie wahren den Frieden, sich fügen der Satzung,
Und dann mögen sie's halten im übrigen, wie es sie gut dünkt!"
Jetzo begann Rottmann, der zu Münster der neuesten Lehre
Hatte gebrochen die Bahn. Bleichwangig, mit glutenden Augen,
Trat er hervor. „Ihr Männer des Rats, ich leiste Gewähr euch,"
Sprach er, „Gewähr für die übel verleumdeten Anabaptisten.
Streit nicht suchen sie, traun! Nach Frieden und heiliger Eintracht
Geht ihr Verlangen; ein Leben in tätiger Liebe Gemeinschaft
Führend, zu stiften ein Reich glückseligen Friedens auf Erden,
Trachten sie einzig: ein Reich, aus welchem für immer verbannt ist
Selbstsucht, Kränkung des Bruders und jegliches Übel und Unrecht,
Welches uns quält. Das, wisset, ist anabaptistische Losung!"
Rottmann sprach's. Da erhob von neuem der wilde Tumult sich
Auf dem geräumigen Markt, und es scholl ein Toben und Schreien
Störend herauf. „Ei," sagte mit bitterem Lächeln zu Rottmann
Schücking, einer vom Rat, „Ihr hört, mein Freund, was da unten
Wieder sich regt, und es dünkt mich, die Euren, die Anabaptisten
Sind's, die am lautesten lärmen; heraus stets hör' ich den wilden
Bernt, wie den Leu'n aus kleinerm Getier. Sind wirklich so fügsam,
Wie Ihr versichert, die Euren, so schafft uns Ruhe, damit wir
Endlich zum Ziele gelangen: denn so nicht kommen wir vorwärts!"
Willig hinunterzugehn zu den Schreiern erklärte sich Rottmann.
Aber es schloß sich an ihn von den Ratsherrn selber noch Tilbeck,
Der, freidenkend und klug, im geheimen den Täufern geneigt war.
Als nun hinuntergelangt auf den Markt zu dem Volke die beiden,
Fanden sie ärgern Tumult, ein Gewühl, in dem sie verschwanden,

Gleichwie wenige Tropfen des Öls in stürmischer Brandung.
Zahlreich waren indes aus Nachbarorten nach Münster
Haufen zusammengeströmt, Kleinstädter und Männer des Landvolks,
Die von den lutherschen Führern gelockt, die von den Papisten,
Die von den Anabaptisten: nun müheten alle Parteien
Sich, abspenstig einander zu machen die Bundesgenossen.

Aber es hatte zuletzt auf der seinigen Seite die meisten
Knipperdolling gezogen, der allen im Lande bekannt war,
Und der alle verstand mit freundlichem Wort zu bereden:

„Gruß euch, Männer von Soest! Euch ziemt's wahrhaftig, ein Wörtlein
Drein auch zu sprechen, so oft es um unseres Münsterschen Landes
Wohl und Wehe sich handelt; ist euere Stadt doch die ältste
Hier auf heimischer Erde! Die Zeit ist nimmer vergessen,
Wo noch das Wappen von Soest auf meerdurchkreuzenden Schiffen
Stand; und männiglich weiß, wie städtisches Recht ihr vor hundert
Jahren mit Speer und Spieß als wackere Kerle verteidigt.
Männer von Soest! ihr dürfet im nahenden Kampf der Entscheidung
Dort nur stehn, wo gegen die Pfaffen und Herrn man die Bolzen
Fiedert! — Ha, sieh, das laß ich mir wahrlich gefallen — auch ihr da
Freunde vom Borne der Pader? Man kennt sie, die wackere Rasse!
Hitziges Blut! Schwarzköpfe! holla, die beherztesten Raufer
Weitum im Münsterschen Land! Schlagt ein, wir stehen zusammen!
Seid mir von Herzen gegrüßt, liebwerteste Männer von Telgte!
War ja von euch zu erwarten, daß ihr als die Nächsten der Nachbarn
Kommt auf ein Tänzchen zu uns! Was hier wir in Münster ertanzen,
Kommt euch in Telgte zugut! Was Teufel, was tragt ihr denn alle
Jetzt so gewaltige Bärte, wie nimmer zuvor ich gesehen,
Wenn ich ins Städtlein kam? ... Ei, wie? die Barbiere von Telgte
Haben den Preis unbillig erhöht, und ihr habt euch verschworen,
Also den Schelmen zu trutzen? Ha, ha, dran kenn' ich die Braven!
Echt westfälisches Blut! So lob' ich euch! nicht um den Stüber
Ist's; nur wegen des Rechtes, des alten, verjährten; ihr bietet
Immer so Trutz fürs Recht, das weiß ich, Brüder von Telgte!"

Manches ermunternde Wort sprach so noch, über den Markt hin
Schreitend, der rüstige Kämpe; noch grüßt' er die Männer von Koesfeld,
Jene von Warndorf auch, und von Aalen und Becken und Dülmen,
Wo schon bedrängt der Papist, und allwärts gegen den Bischof
Immer bedrohlicher glomm in erregten Gemütern der Aufruhr.
Und nun kommt es getrabt auf den Markt von berittenen Bauern,
Nur mit Äxten bewaffnet und Knüppeln, doch schreckenverbreitend.
Und auch diese begrüßt mit Freuden der redegewandte
Knipperdolling: „Da seht! welch prächtige Kerle!“ so ruft er.
„Seht, wie stählern sie sitzen auf ihren gewaltigen Gäulen!
Männer, wir können euch brauchen! Ihr wehrt euch der eigenen Haut nur,
Wenn ihr kuranzen uns helft im Lande die Pfaffen und Herren!
Seid ihr Bauern denn nicht die geplagtesten Tröpfe? Da lebt ihr
Hin in rauchigen Hütten, euch rackernd und fronend dem Junker.
Fronend dem Pfaffen, ihr Armen! Es tritt euch jeder mit Füßen.
Ohne Bedacht sprengt jagend mit Rossen und Hunden der Burgherr
Über die Saat; einnistet in euere Küchen der Mönch sich,
Bettelt das Fleisch und das Ei fürs Kloster, beschwatzt für sich selber
Euere Weiber daneben. Und wenn ihr mit bitteren Mühn euch
Endlich erholt und es laufen die Ferkel, die Gänse, die Hühner
Euch auf dem Hof umher, kommt wieder der schweifende Landsknecht,
Zieht aus dem Stall euch das Rind und das Fell euch über die Ohren.
Und für bäuerlich Recht, wer steht noch ein? Auf dem Landtag
Freilich, da seid ihr vertreten — etwa durch die eigenen Leute?
Nein, durch die Ritter! — Bei Gott, das heißt ja bestellen die Wölfe
Selber zur Vormundschaft für die Lämmer! Ja, wären die Ritter
Alle noch so wie der Götz, wie der Sickingen oder der Hutten! —
Denkt ihr, wie euere Brüder am Rhein, in Franken, in Schwaben,
Keck zu den Gabeln gegriffen und gegen die Schlösser gezogen?
Freilich, der ‚Bundschuh‘ platzte; für diesmal jammert von zwanzig
Tausend gemetzelten Bauern das Blut zum Himmel! Warum? ei,
Weil sie verraten sich sahn von den evangelischen Brüdern.
Hat doch der Luther gehetzt: ‚Schlagt tot, ihr Fürsten, die Bauern!‘

Antichristen erkennen wir zwei, wir Anabaptisten:
Einer der Papst und der andre der Luther, und der ist der schlimmste!
Sagt vom Luther euch los, wie vom Papst und vom Teufel, ihr Brüder!
Steht, wo der Rottmann steht und der ehrliche Knipperdolling!"
„Ja, das wollen wir!" scholl's; doch andere riefen: „Bedenkt doch,
Wer nach Münster uns rief! Die Patrizier waren's, von welchen
Mancher von uns Kornäcker und Wiesen vor Münster in Pacht hat;
Weh' uns, wenn wir sie reizen! Auch liegen in unseren Dörfern
Draußen die Söldner, und wenn wir dahier zu Rebellen und Ketzern
Stehen, so spalten sie uns, wenn heim wir kommen, die Köpfe!"
„Feigling, schämst du dich nicht?" rief Bernt. „Westfälische Köpfe,
Traun, sind hart, die wird so geschwind nicht spalten der Söldner!" —
Aber nun drängten heran von den Lutherschen neue sich, lärmend:
„Trauet den Täufern doch nicht!" so riefen sie. Aber es stießen
Bald auch neue Genossen zum Schwarme der Wiedergetauften.
Ringsum erhob sich Gezänk. Schon wollte mit Fäusten der wilde
Bernt entscheiden die Sache, doch fiel in den Arm ihm der bleiche
Rottmann, zog ihn zurück. Aufbrauste darob er gewaltig
Gegen den Freund, Duckmäuser ihn scheltend verächtlich, und Buchwurm,
Klosterlateiner, der Mut auf der Kanzel nur hab', doch auf ebnem
Grund, im Menschengewimmel, erzittre vor Angst wie ein Knäblein.
Doch nun verstummt der Tumult, und es wenden die Augen sich aller
Plötzlich dahin, wo über den Markt her drängend ein fremder
Zug seltsam sich bewegt. Ausweichen zur Rechten und Linken
Willig die Leute, bestaunend den neugierweckenden Aufzug.
Langsam, diese zu Fuß, auf Rossen und Mäulern die andern,
Wallt es und wogt es heran. Ernstblickende, düstre Gestalten,
Drollige Käuze dazwischen. Fanatische, bleiche Gesichter,
Lässig in Kittel gekleidet, und Bursche, sich brüstend in bunter
Tracht, grellfarbig, auch manche mit funkelnden Helmen und Panzern.
Siehe, der Schwarm Fremdländer, der Gaukler und Anabaptisten

Ist's, die im Wald sich vereint. Schon hatten die Gaukler vor Münsters
Tor mit dem Flitter und Tand der Komödientracht sich behangen.
Prunkhaft reitet voraus im Heroldskleide dem Zuge
Lips van Straaten, der stolz wie ein Triumphator um sich sieht.
Aber ihm folgt auf weißen, geruhig trabenden Rossen
Sitzend ein Paar, nicht eitel beflittert, doch würdigen Ansehns:
Matthisson, der Prophet, und Jan von Leyden, der Gaukler:
Neben dem Greise, dem hohen, dem weißumlockten, der Jüngling,
Lichtumflossen die Stirn, mit den ernsten und stolzen und dennoch
Sehnsuchtglühenden Augen, den Lippen, die dürsten nach Leben...
Hinter den beiden einher zieht lächelnd die bräunliche, schlanke
Divara, lässig sich wiegend auf schnaubendem Falben — ihr schwarzes
Haar umflattert sie wild, und dieselbe noch ist sie, wie sitzend
Auf dem Gestein sie gefunden im Walde der Greis und der Jüngling.
Über den Locken noch trägt sie den rauschgold-gleißenden, leichten
Kronreif, welcher des Nachts vom Felsen herab aus den Händen
Jans in den Schoß ihr fiel: und die Ranken der Belladonna
Blühen ihr noch um den Leib: unheimlicher Zauber, wie gestern
Tief im Wald, umschwebt sie auch heut' noch im Lichte des Tages...
Vorwärts wogt die Schar. Wie ein ziehender Strom an der Mündung
Nicht sogleich sich verliert in dem Wellengewoge des Meeres,
Nein, beisammen noch hält die Gewässer und lange die eigne
Bahn noch wallt, durchschneidend den ruhigen Spiegel der Meerflut:
So durchwogte der Zug das Gedränge des Marktes, bis dorthin,
Wo sich prangend erhob mit den luftigen Zinnen das Rathaus
Und auf den Stufen noch saß, kranzwindend und still der verrückte
Dusentschur. Der aber, wie drängend heran vor das Rathaus
Wallte der Zug, sprang auf, und funkelnden Auges entgegen
Stürzt' er dem Greis in die Mitte des Zugs. Aufkreischend vor Freude
Wollt' er ihm reichen den Kranz mit dem dumpfen Gebelfer des Stummen.
Aber den Jüngling erblickend nun erst an der Seite des Greises,
Starrt er ihn an, und verwirrt, als ob ihm ein Wunder erschienen,
Wirft er aufs Antlitz sich und erhebt sich wieder und reichet
*Diesem* den Kranz, ihn grüßend mit wahnsinnstollen Gebärden.

Alles bestaunte den Zug, das befremdliche Tun des Verrückten.
Rings von den Fenstern herunter der prangenden Häuser am Marktplatz,
Selbst von des Rathaussaales Altan schaun Männer des Rates,
Meister der Gilden verwundert der Fremdlinge schweigenden Aufzug.
Nur die Sibylle noch dort auf den Rathausstufen, die Greisin,
Regungslos dasitzt sie und murmelt verlorene Worte:
„Komme zu uns dein Reich“ und „Führ' uns nicht in Versuchung!“ —

Aber nun plötzlich schallt aus der gaffenden Menge der Ausruf:
„Matthisson!“ In den Weg ihm wirft sich ein Mann, und ein zweiter
Folgt, ein dritter, und eilig die Reihen des Volkes entlang läuft's,
Hier mit Freude gejauchzt und dort mit Ängsten geflüstert:
„Matthisson, der Prophet, der begeisterte Meister von Harlem!“
Allwärts drängen heran sich die jubelnden Anabaptisten.
Rottmann kommt, und erglühend, mit freudigem Leuchten des Auges,
Faßt er des Fremdlings Hand. „O sei mir gegrüßt, du Ersehnter,“
Ruft er, „der du bisher aus der Ferne das Herz mir befeuert;
Du, auf welchen die weit umher in den Landen Zerstreuten
Blicken als Führer und Herrn, den sterbende Seher verkündet
Als den Begründer des Reiches der himmlischen Güter auf Erden;
Du, den oft ich ersehnt, wenn grübelnd ich nachts mit dem Unhold
Rang und mir vor dem Aug' sich verwirrten die Pfade der Wahrheit,
Oder ich zagte zu tun, was die innere Stimme mir eingab:
Siehe, du warst als Helfer mir stets, als Vollender verheißen!
Denn was der Grübler ersinnt, traumwandelnd im stillen Gemache,
Selbst nicht führt er es aus, nein, andere sendet der Himmel,
Männer der Tat. So kommst du und nimmst von den Schultern die Last mir!
Ihr auch, Brüder umher, frohlockt! zujauchzt dem Propheten,
Welcher zu uns herkam mit den Seinigen, weil ihm der Vater
Münster im Traume gezeigt als erkorene Stätte des Heiles!“

Mächtig erscholl ringsher aus den Kehlen der Anabaptisten
Freudiger Ruf; stumm schlichen die lutherschen Männer beiseite,
Grollend, zur Abwehr winkend einander; und als nun verstärkte
Scharen der ihrigen nahen, bedrohn sie die Anabaptisten,

Stören mit Lärmen das Wort, mit welchem der sinnende, hohe
Fremdling erwidert den Gruß. Da plötzlich ruft der gewalt'ge
Knipperdolling, durchbrechend die Menge mit kräftigen Armen:
„Mir nach, Anabaptisten! Die Lämmer und Böcke zu sondern
Gilt es vorerst, ihr Brüder! Wohlauf zu des heiligen Lamberts
Kirchhof, dort, wo öfter in früheren Tagen wir Rottmanns
Reden gelauscht, als man ihm zu Münster versagte die Kanzel!
Dort soll sprechen zum Volk der erhabne Prophet nun!" — So rief er,
Fassend am Zügel das Roß des umjubelten Alten. Und ihm nach
Wälzt sich brausend der Schwarm der begeisterten Anabaptisten.
Aber auch sonst viel Volkes, zu hören die neue Verkündung.
Als nun vom Markt sie gelangt zum nahen ummauerten Kirchhof,
Welcher geräumig und still Sankt Lamberts Münster sich anschloß,
Zwischen den Gräbern hindurch sacht leitet der eifrige Führer
Roß und Reiter dahin zur erhöhteren Stelle, zum Beinhaus,
Über die Stufen empor, wo dem Volk oft predigte Rottmann.
Als er gestiegen vom Roß, auf der höchsten der ragenden Stufen
Stand der Prophet nunmehr, weit sichtbar stand er und hörbar.
Und er begann: „Ihr Brüder von Münster, geliebte, vernehmt mich!
Hört, ich rede zu euch hier zwischen den Gräbern! Ein neues
Leben verkünd' ich dahier auf der Stätte des Tods. In den Gräbern
Seit Jahrhunderten ruhn hier euere Väter! und hier auch
Stehet der Münster vor euch, wo dem Herrn sie gedienet in Einfalt,
Treulich nach Vätergebrauch! Was aber verstanden die Väter
Unter dem Dienste des Herrn? sagt an, was nannten sie Frommsein?
Höret, ich will's euch sagen. Das hieß: Litaneien und Psalmen
Singen bei Glockengebimmel und Weihrauchdüften, geweihte
Kerzen und Palmen und Fahnen und Heiligenbildern verehren:
Rutschen auf nackenden Knien hieß das, wallfahren, die Hände
Falten, Reliquien küssen, mit neuen Gewändern die Mutter
Gottes beschenken, als wäre sie eitel, und Heil'ge mit Rüstzeug,
Goldnem, als sollten sie helfen die Türken vertreiben; Gelübde
Machen und Silbergehängsel als Weihegeschenk in die Tempel
Tragen, getreulich das Fest und den Fasttag halten, in frommen
Brüdervereinen mit andern gemeinsam etliche Häuflein
Seelen vom Feuer erlösen, und Ablaß kaufen, und Messen

Stiften und Klöster erbaun, einsetzen zum Erben die Kirche —
Seht, dies nannten sie dienen dem Herrn, dies nannten sie Frommsein.
Und da in ihrem Gemüt sie es also verstanden, so half es
Ihnen zu himmlischen Freuden und zeitlicher Ruh' des Gewissens.
Doch, was lebendig befruchtet die Herzen der Väter, zu leerem,
Totem Gepräng' nun ward's, aus welchem die Seele gewichen!
Heimlich lächelt der Priester der eignen Mysterien, Heuchler
Nennt das Gewissen ihn selbst, der sagt, er besitze den Glauben!
Nein, wir besitzen ihn nimmer, den Glauben! Und wer nun vermöchte,
Schmach uns zu bieten darum? Ist nicht ein Wunder der Glaube?
Nicht eine Gabe von oben? Und wenn er uns eben versagt ist
Und dafür in die Seele der Drang uns, zu denken, gelegt ward,
Ist nicht Gottes Geschenk der Gedanke zuletzt, wie der Glaube?
Werden in göttlicher Hand nicht denkend wir stehen wie glaubend?
So ihn noch einer besitzet, er freue sich dessen; doch wir da,
Die nicht haben den Glauben, verschmähen den Glauben zu *heucheln*.
Und wir gehen wie Kinder, die neuer Gewande bedürftig,
Weil sie den alten entwachsen, zum Vater; wir legen die morschen
Krücken vor ihn und fragen: Was weiter nun, Vater? Versuchen
Wir's auf eigenen Füßen? Es lohnt doch wohl der Versuch sich! —

Glaubt, nie lässet der Herr, nie haltlos über dem Abgrund
Schweben die Welt, und so wahr ich glaub' an die waltende Liebe,
Glaub' ich, *entbehrlich* auch ist, was *faul, wurmstichig und morsch* ist!
Laßt nur die innere Glut einmal und des Guten und Rechten
Mächtigen Drang in den Herzen erwachen, und das, was als Buchstab',
Als ein geschriebnes Gesetz uns von außen beherrschte, lebendig
Sprechen in eigener Brust! Denn der *Drang zum Guten und Rechten*
Liegt auf des Menschengemüts Urgrund als *innerstes Wesen*!
Daß zu entbehren die Tempel dereinst und die Dienste des Tempels,
Selber bezeugen es, hört, die geheiligten Schriften! sie weisen
Über sich selbst ja hinaus und sagen vom Reiche der Zukunft:
*„Nicht einen Tempel erblick' ich in Sion — der Herr, der gewalt'ge,*

**Selbst und das Lamm sind Tempel in Sion, und nimmer bedarf es**
**Sonne noch Mond, denn erleuchten ja wird des unendlichen Geistes**
**Sonne das göttliche Reich: und es werden die Völker der Erde**
**Wandeln im Licht, und vorbei wird dann für immer die Nacht sein!' —**

Aber die Zeit, die die Blätter der Apokalypse verkünden,
Die da erweckt des Gemüts ureigenstes innerstes Walten,
Nah' schon ist sie. Ich hab' es erlebt, mit Augen geschauet,
Wenn zu den Menschen ich sprach, wie der Geist urplötzlich zuweilen
Über sie kam und fort sie riß; und seht, so ergreift er
Bald nun alle zugleich: dann feiern die Menschen ein Pfingstfest,
Eines Empfindens zu sein und eines Gedankens für immer.
Denn wie vielerlei Beeren den Wein, und vielerlei Körner
Geben das Brot, so müssen die Menschen erwachsen zu einem
Leben, zu einer Gemeine — und nur wenn einerlei Regung,
Einerlei Wille sie spornt, dann wird entbehrlich der Priester
Sein und des Richters Gesetz. Dann brauchen wir keinerlei Zwang mehr,
Keinerlei Eigenbesitz, und auch kein Ehegelöbnis.
Alles ist dann ein Geist, ein Sinn, ein Leben... Wohlan denn!
Einkehr pfleget in euch und horchet nach innen und fragt euch,
Ob in euch ist der Drang und die Kraft des vergöttlichten Lebens?
Aufbaun müssen in uns wir das, was wir außen zertrümmern,
Wecken den Gott in uns, eh' außen wir stürzen die Götzen!
Prüfet euch: denn nur dem Reinen gereicht zum Heile die Freiheit!
Habt ihr die Reinheit nicht und den Drang und die Kraft, o so laßt mich
Ziehen von dannen, dieweil noch ferne die Zeit der Erfüllung!
Habt ihr sie aber, so kommt, und laßt euch weihen zu Bürgern
Sions, und lasset euch neu mit heiliger Sprenge benetzen,
Daß sie Zeichen uns werde der Läuterung, Zeichen der großen
Wiedergeburt im Geist! Unmündige taufte die alte
Kirche: sie war Unmündiger Hort! Doch die neue, sie tauft euch
Wieder — als Mündige nun! Nach freiem Entschlusse vereint ihr
Euch zur Gemeinde des neuen, propheten-verkündeten Sion!
Aber in Sion, da muß sich erfüllen das Wort: ‚Ich erneure

Jegliches Ding!' Wie sollt' uns der Lutherschen Lehre genügen?
Halb nur verjüngt sie die Welt, sie ist lau, sie ist nüchtern, und zaghaft
Läßt sie verschmachten das Volk, um zu schmeicheln den Fürsten der Erde.
Aber sie müssen herab von den goldenen Stühlen, die Großen!
Schreibt denn nicht der Prophet, daß der Herr das Gevögel des Äthers
Schickt, um das Fleisch zu verzehren der Potentaten der Erde,
Und um zu trinken das Blut der gewaltigen Hansen? — Ich aber
Seh' im Geiste die Zeit, wo die Madengefäße, die eitlen,
Fürsten genannt, die meinen, es wäre zu ihrem Belieben,
Ihrem Genuß nur die Welt, wo nicht sie fressen die Geier,
Nur auf wankenden Thronen noch sitzen, als bleiche, gekrönte
Schatten, die nicht mehr Böses noch Gutes vermögen zu wirken;
Puppen, zuletzt in den Winkel gestellt, wo im Staub sie vermodern. —
Meint ihr, daß ich gekommen, zu predigen euch einen süßen
Christus, der mild nur und sänftlich erlösen die sündige Welt will?
Nein, einen bittern Erlöser verkünd' ich euch, der in der Rechten
Schwingt ein feuriges Schwert zum nahen Gerichte der großen
Buhlerin, welche da thront als üppig in Purpur und Scharlach
Prunkendes Weib, das trägt auf der Stirne geschrieben die Worte:
‚Babel, der Unzucht Mutter und jeglichen Greuels auf Erden!'
Stürzet das wankende Babel, auf ehernen Säulen entgegen
Stellend dem Schutte von Babel das neue, das herrliche Sion!" —
So der Prophet; ihm scholl von Tausenden rings ein verzückter
Zuruf brausend entgegen. Da lief von dem Markte die Botschaft
Stracks durch die wogende Schar, daß mit den papistischen Kämpen
Luthersche Männer sich rüsten, vereint zu erstürmen den Kirchhof
Und zu vertreiben von dort die rebellischen Anabaptisten.
Doch zu noch grimmigerm Mute befeuert die Schwärmer die Botschaft,
Und der Prophet, er erhebt die gewaltige Stimme noch einmal,
Und mit wilden Gebärden und glühndem Gesicht, in Verzückung,
Ruft er: „Lasset sie kommen, wir werden sie würdig empfangen!
Wenn uns fehlen die Waffen, wir greifen nach Totengebeinen!
Zeughaus werde das Beinhaus uns: auf! schlaget die Enkel
Mit den Gebeinen der Väter, und macht sie mit toten Gebeinen

Selber zu Totengebein! Und wenn mit Kartaunen sie nahen,
Schleudern wir ihnen als Kugeln die grinsenden Schädel entgegen!"
Rief's in fanatischer Wut und schwang in den Sattel des Rosses
Sich von den Stufen herab, und aufs neue die Scharen der Seinen
Ritt er entlang und gebot, sich in Eile zum Kampf zu bereiten.
Und nun ziehen die einen und andern auch blitzende Waffen
Zwischen den Kleidern hervor, scharfspitzige Schwerter und Dolche,
Feuergewehre sogar: zum Heerbann wird das Gewimmel.
Und sie beschließen, entgegenzuziehen den drohenden Feinden.
Rasch nun wogend zurück aus dem Kirchhof, finden die Gegner
Halb nur bereit sie zum Kampf: wie etwa ein Rudel von Hündlein
Flieht vor dem Schwarm Meerkatzen, der, fletschend die Zähn', aus dem Bergwald
Stürzt mit wildem Geschrei, so weichen vom Markt in Bestürzung
Jene zurück, da sie plötzlich des wilden fanatischen Schwarmes
Kampfruf hören und sehen die blinkend-geschwungenen Waffen.
Weichend entschwindet ein Teil alsbald ins Lübegerkirchspiel
Mittagwärts, ein Teil durch die Halle des westlichen Durchgangs,
Welche zum Domhof führt. Schon sehen die Wiedergetauften
Sich als Herren des Markts und völlig gegeben in ihre
Hände das Rathaus auch: denn entwichen durch hintere Türen
Sind die Genossen des Rates. Die Häupter der Täufer, sie scharen
Um den Propheten sich her, inmitten des Markts, und sie schwören,
Fest da wurzelnd im Grund, zu erwarten den feindlichen Angriff,
Trotzend der Übergewalt. „Gebt acht, mit Donnergeschützen
Rücken sie uns auf den Leib!" mahnt einer im Kreise der Kämpen.
Aber mit fröhlichem Sprung — wie der Blitz hat kühn ein Gedank' ihn
Plötzlich entflammt — ausruft der gewaltige Knipperdolling:
„Auf, nur ein Häuflein Leute, dazu noch ein kräftiges Dutzend
Gäule, so eilen wir stracks zum Lübegertore hinunter,
Hin, wo das Zeughaus steht, das strotzt von Kartaunen!" — So rief er,
Und ein berittener Trupp umgab ihn rasch, und sie sprengten
Eilig die Straße hinunter zum erzwehr-strotzenden Zeughaus.
Andre indessen enteilten zur Lambertskirche, der nahen,
Rissen die Bänke heraus und schleppten noch mancherlei Holzwerk,
Balken und Fässer herbei, um damit zu verrammeln den Marktplatz.
Abseits liefen in Eil' nach ihren Behausungen andre,

Holten Gewaffen sich dort, schußfertige Büchsen und Dolche,
Armbrüst', Pfeile zu schleudern, und stählerne Hämmer und Äxte,
Stangen und Spieße; dazu, was sonst zur Wehr sich noch darbot.
Und dann wieder mit Glück durch feindliche Gassen zum Marktplatz
Stahlen sie sich. Zuströmten auch andere, neue Genossen
Aus den Bezirken der Stadt, um Hilfe zu bringen den Ihren.
Auch was von Männern, die heut' aus Nachbarstädten gekommen
Und aus Gehöften, noch eben der redegewaltige Volksmann
Hatte für Sion gewonnen, es wogte heran.
Und gerasselt
Kamen die Lüdegerstraße herauf nunmehr die Kartaunen
Knipperdollings: — den minder besonnenen Gegnern am Zeughaus
War er gekommen zuvor in mutiger Eil' und erbeutet
Hatt' er ein zwiefach Paar todspeiender Röhren; erbeutet
Hatt' er den „Burlebaus" und den „Umpenplump" und die „faule
Grete", den „Satan" dazu; die kamen auf wuchtigen Rädern
Jetzo gerollt, wild scholl vom Gejauchze der Markt bei dem Anblick.
Und strack wurde gewiesen der Posten für jeglichen Erzschlund.
Dort, wo vom Marktplatz her Sankt Michaels Pforte sich westwärts
Gegen den Domhof wölbt, gegenüber dem prangenden Rathaus,
Stellten die Grete sie auf, die gewaltige; dort, wo gen Mittag
Lüdegers Straße gerade zum Lüdegertore hinabführt,
Drohte der Burlebaus mit geöffnetem Schlunde zur Abwehr.
Und wo die andere Straße, die Mittagsgrenze des Domhofs
Streifend, im Bogen geschwungen hinüber zur Brücke der Aa läuft,
Ragte der Umpenplump, todschwanger, ein lauernder Unhold;
Nordwärts aber hinauf, wo der Lamberts-Münster den Marktplatz
Schließt und der Kornmarkt weiter noch leitet die schönen Arkaden
Ganz um des Domhofs Grenze von Osten, da klaffte des Satans
Rachen geöffnet, bereit, allstündlich Feuer zu speien.
Eilig verteilen zugleich sich die Scharen der Anabaptisten,
Diese das Rathaus mannlich und jene den Münster besetzend
Sankt Lamberts, den geräumig-erhabnen, noch andre der Straßen
Mündungen wacker bewachend. Entflammt durchwandelt die Reihen,
Spornend, der ernste Prophet.
Doch die Lutherschen und die Papisten
Rüsten im Domhof sich und im Kirchspiel „über dem Wasser",
Welches zur anderen Seite der Aa sich im Westen verbreitet.
Dort auch rasseln Kartaunen und blinken geschwungene Lanzen.

Und so standen sie grollend einander entgegen in Waffen,
Hüben und über der Aa, sich bedräuend, die Bürger von Münster:
Beide Parteien gerüstet, doch beide vorerst nur auf Abwehr
Sinnend, und beide gewärtig in jedem Momente des Angriffs.
Immer geschäftig umher ging Knipperdolling und grüßte
Jeglichen ziehenden Trupp und lobte die Männer der Zünfte;
Denn stets hielten sich gerne die Männer der Zünfte zusammen:
„Mut, ihr Metzger; voran mit Äxten und Messern!" so rief er;
„Habt ja den meisten Gewinn, daß jetzt man die Kirche verbessert:
Sehet, es klingt euch das Geld im Säckel nunmehr auch am Fasttag,
Wo sonst Bürger und Pfaff' und Herr sich stopfte mit Fischen
Und mit Klößen den Bauch! — Ei ei, da sieh', wie die wackern
Schmiede sich tummeln! So lob' ich's! Es geht doch der Hammer den Zünften
Immer voran! Ihr spottet der Männer vom Rat, die auf euch längst
Scheel sehn, weil ihr so rasch auf Rottmanns Seite gestellt euch!
Aufrecht wisset ihr immer den Kopf zu behalten! Wie habt ihr
Kürzlich sie mürbe gemacht, die Gestrengen, als euren Genossen
Kruse sie faßten! Es ward ihm gekrümmt kein Härchen! Ihr wackern
Männer, ich sag', wär' Christus der Herr ein Genosse der Schmiede-
Gilde zu Münster gewesen, sie hätten ihn nimmer gekreuzigt!" —
Also begrüßt' und spornte sie all der gesprächige Volksmann.
Aber der Tag entschwand und es nahte die Nacht, und in Waffen
Standen sie hier wie dort noch immer, die Männer von Münster.
Doppelten Eifer nun schien zu gebieten das waltende Dunkel.
Aber ein Feuer entflammten gemach in der Mitte des Marktes
Lärmend die Anabaptisten, und drüben auch über dem Aafluß
Leuchtet's von Feuern bereits, von wandernden Fackeln, Laternen
Auch, Pechkränzen, gesteckt auf Pfähle. Und hüben und drüben
Sperrt man nach altem Gebrauche mit eisernen Ketten die Gassen.
Aber im Dunkel der Gassen, wo grell aufleuchtet die Fackel,
Tönt es vom Wachtanruf, und bewaffneter Rotten Gewaltschritt
Dröhnt dumpf über den Markt; aufprallend auf Steinen des Pflasters
Klirren, umblitzt von Funken, die ehernen Kolben des Handrohrs.
Bebend vernehmen's, die wohnen in schönen Gemächern der hohen
Häuser am prangenden Markt, die Patrizier alle, die reichsten;

Und wo sonst sich ein üppig-behagliches Leben entfaltet,
Heute, wie flieht da oben die Augen der Schlummer, wie zittern
Frauen und Jungfraun da vor den grimmigen Anabaptisten,
Die mit Getös' sie umlagern — wie färbt sich behäbiger Ratsherrn
Helles Gesicht angstbleich: gar leichtlich konnten die wilden
Aufruhrstifter ja keck die Behausungen sprengen im Ansturm.
Doch noch wehrete solches besonnenen Geistes den Seinen
Matthisson: ausgab er die Losung, aller zu schonen,
Die mit gewaffneter Hand nicht gegen sie stürmten zum Angriff.
Doch das Geklirr und Getös', es verklingt manchmal, und zum nächt'gen
Glanzsternhimmel erschallen Choräle der Anabaptisten,
Weih'voll, mächtig ergreifend; zuweilen auch treten Verzückte
Plötzlich hervor, prophezeiend und predigend: wilder Erregung
Funke beginnt zu erglühn, doch er glimmt noch wie unter der Asche.
Sieh', vor dem Rathaus dort ist ein Bündel von brennenden Fackeln
Rund im Kreise gestellt; weithin rings über den Marktplatz
Wirft dies Feuer den Glanz. In dem Banne der brennenden Fackeln
Sitzt der Prophet, um ihn die Genossen; der düstere Rottmann
Ruht ihm zunächst und Jan, und neben dem Jüngling die braune
Divara, kriegrisch gerüstet, und Lips van Straaten, der Gaukler,
Der sich wenig gefällt im Tumulte der nächtlichen Kriegswacht.
Prachtvoll ragt da, bestrahlt von der Fackeln Gelodder, das Rathaus,
Hebt sich im nächtlichen Blau wie verklärt mit den luftigen Spitzen.
Annoch fehlt in dem Kreis der gewaltige Knipperdolling.
Endlich tritt er heran. Stumm wandelt in seiner Gesellschaft,
Fremd, ein riesiger Mann: *einäugig* wie ein Zyklope,
*Stark* auch wie ein Zyklop. Ein Elensfell um die Schultern
Trägt er, es deckt ihm das Haupt, uralt, ein verrosteter Erzhelm,
Den er sich irgendwo selbst, so scheint's, aus der Erde gegraben.
Aber er trägt in den Händen als einzige Waffe den wucht'gen
Kreuzdornknüppel. Der Mann, er erschien wie ein Recke der Vorzeit.
*Tylan* war er genannt, und trieb in den Landen umher sich,
Heimatlos; aufhielt er am liebsten an düsteren Orten
Sich, bei Gräbern der Hünen auf einsam schweigenden Heiden
Und in des Osnings Wäldern, wo handdick wuchert der Moospelz

Über den Sandsteinblöcken, und uralt heidnisch Getrümmer
Ragt im Eichengestrüpp. Was dort er im Schlummer gesehen,
Ist ihm wirklich: so lebt er in seinem besonderen Traumreich.
Unwirsch weist er die Gabe zurück und das ärmliche Geldstück,
Wie man dem Bettler es reicht; doch holt er sich selbst von der Stelle,
Hungernd, des Tages Bedarf: harmlos vor den Augen des Eigners
Nimmt er das Huhn vom Hof und nimmt er vom Baume den Apfel.
Seit undenklicher Zeit als Riese gekannt und gefürchtet,
Schweift er im Lande umher: so ließ man zuletzt ihn gewähren.
Dieser nun trat an die Seite des rüstigen Knipperdolling
Jetzo auf Münsters Markt in die Kreise der Anabaptisten.
„Seht, da bring' ich", rief der gewaltige Knipperdolling,
„Euch einen Recken, bekannt in den Münsterschen Landen, doch fremd wohl
Noch euch Fremden im Land: das ist ein trefflicher Zielschütz,
Der, so er zielt, nicht braucht erst blinzelnd zu schließen ein Auge,
Denn er besitzt nur eins. Seht, er ist imstand', mit des Fingers
Nägeln die Steine zu ritzen und Glas mit den Zähnen zu beißen.
Und wo er drauß' einmal im Feld mit dem Leib sich hinwarf,
Wächst kein Gras. Nur einen in Münsterschen Landen, so denk' ich,
Scheut er, und trutzt ihm schwerlich: dem Knipperdolling — die andern
Hebt er wie ein Knäblein auf; nicht wahr, mein wackerer Tylan?" —
Grinsend erfaßte der Riese den wuchtigen Knipperdolling,
Hob ihn vom Boden empor, daß er zappelte, und in der Runde
Lautes Gelächter erscholl. „Schon gut," rief jener mit heitrem
Ärger, „du hast dich gewiß wo draußen im Wald mit verfluchter
Teufelssalbe geschmiert, daß ein Christ nicht gegen dich aufkommt!
Tut nichts! will es ertragen, daß du hier in Sion der Stärkste,
Wenn du zu uns nur hältst und unseren Feinden die Köpfe
Drischest wie Sommergetreid' mit dem Weißdornknüppel! Du wirst doch
Stehn bei den Wiedergetauften und gründen uns helfen das neue
Tausendjährige Reich? Du weißt ja doch, daß es losgeht?"
Wieder nun grinste der Riese, geheimnisvoll in die Höhe
Ziehend die buschigen Brau'n: „Ei freilich", sprach er, „vernahm ich's
Kürzlich im Lippeschen Land, dort, wo auf der Heide die Blöcke

Paarweis' stehn: die schützten im Schlaf mich gegen den Windstoß,
Der kalt über den Moorteich strich. Da hört' ich im Winde
Gräser und Laub bei Tag seltsam sich bereden, und nächtens
Unter den Blöcken hervor dann kamen die Stimmen der Riesen,
Welche darunter begraben; und also vernahm ich die Kunde.
Längst ist alles bereit auch: das Schwert des Gewaltigen liegt schon
Blank und scharf im Gesträuch, und herbei zur richtigen Stunde
Bring' ich's, sobald er selbst, der Gewaltige, da ist, der König,
Der es ergreift!" — Nicht einer verstand in dem Kreise des Alten
Rede; doch Jan aufhorchte gespannt: ihn däucht' es, als säh' er
Wieder denselbigen Recken, den riesigen, der ihm erschienen
Gestern im grausenden Wald, in der nächtlichen Höhle der Davert,
Wetzend das blinkende Schwert. Zu den anderen lagerte jetzt sich
Bernt; den Riesen auch lud er zur Rast am Feuer, und hinwarf
Der sich; es ward ihm ein Humpen gereicht voll kräftigen Weines,
Welchen er leerte. Nun fragten die Männer ihn, wie er es meine
Mit des Gewaltigen Schwert? Doch er führte befremdliche Reden,
Wirr, unfaßlich. So ruhten ums nächtliche Feuer die Kämpen,
Bis zur dämmernden Frühe.
Da kam aus dem friedlichen Kirchspiel
Über dem Wasser ein Bote. Den kriegrischen Anabaptisten
Bracht' er Friedensvergleich, und erlesener Männer Entsendung
Heischt' er, sich friedlich sofort mit den Männern des Rats zu bereden,
Die sich hatten versammelt im Kirchspiel über dem Wasser,
In Tilbecks, des Patriziers, Haus. Gleich folgten ihm Rottmann,
Matthisson, der Prophet, und der mächtige Knipperdolling.
Um mit dem Rat zu verhandeln als Sprecher der Anabaptisten.
Still und stiller nun ward's am Feuer im Kreis. Es verlor sich
Einer hinweg um den andern. Mit wenigen blieben zuletzt nur
Jan und Divara noch. Auf dem untergebreiteten Mantel
War allmählich zurücke das Weib des Propheten gesunken,
Müde, geschlossenen Aug's: bald schien, wie die anderen alle,
Die noch ruhten am Feuer, auch sie vom Schlummer bewältigt.
Aber den Jüngling auch umstrickte der Schlaf. Da entführt' ihn
Wieder ein Traum in die Davert, und dort, in schimmernder Höhle,
Sah er, geschmückt und gekrönt, als gleißende Fürstin der Gnomen
Divara ruhen; zur Seit' ihr aber als dienender Kobold
Stand ein grinsender Wicht, mit häßlichem Höcker und rötlich-

Ruppigem Haar. Und Gesang auch hört' er: er hörte den ernsten,
Hehren Choral nun wieder der Anabaptisten, dazwischen
Plötzlich das Lied, das erklungen aus Divaras Mund in der Wildnis.
Diese vermischten sich stets und schienen zu streiten, es siegte
Jetzt der Choral, jetzt Divaras Lied voll feuriger Wildheit.
Und nun erwachte der Jüngling: da fand er am flackernden Feuer
Divara näher gerückt im Schlaf, und herüber auf seinen
Mantel gesunken ihr Haupt, das umlockte, von Flammen umstrahlte.
Aber ein Männlein auch, unfern von Divara schlummernd,
Sah er, das nimmer zuvor im Wachen er schaute; doch alsbald
Wiedererkennt er in ihm mit Staunen des höckrigen Kobolds
Abbild, welchen der Traum ihm gezeigt an Divaras Seite.
Divara lag tiefatmend in ruhigen Schlummer versunken.
Über sie neigte sich Jan. Grellrot war der irrende Glutschein,
Den ins Gesicht ihr gossen die Fackeln; die Lichter, sie spielten
Schaurig und schreckbar fast, wie ein infernalischer Abglanz.
Doch was mischte verlockend sich auch in den Schauder, je länger
Über das ruhende Weib sich der Jüngling beugte betrachtend?
Glüht nachwirkend in ihm noch der Erdbeerschmaus in der Davert?
Über der Schlummernden Lippe noch wiegt ein Lächeln in wüster
Grazie sich; dann ist's, als ob im Traume der Busen
Hoch ihr beginne zu wogen; es öffnen zur Hälfte, wie lechzend,
Sich ihr die glühenden Lippen, die üppigen; stammelnde Worte
Ringen sich los aus dem Busen: bedrohlich und sinnebetörend
Klingen die Worte zugleich, wild-lüstern. Es regt sich ein Abscheu
Tief in des Jünglings Seele, der stolz, das Gemeine verachtend,
War durchs Leben gegangen. Und dennoch — dennoch bedünkt ihn,
Als umgürte vor ihm dies Weib mit dämonischen Waffen
Sich, als fordre zum Kampf sie ihn, und als wäre der Wettkampf
Mit dem dämonischen Weib fortan ihm die Losung des Lebens;
Ja, als müsse der Kampf mit ihr fortan auch die Losung
Werden in Sion — bedrohlicher dünkt ihn schier, was da schlummernd
Lag in Weibesgestalt, für das neue verheißene Sion,
Als eine Welt in Waffen... Noch immer versetzt in die Davert
Dünkt er sich, wie im Traum, allein mit dem schlummernden Weibe.
Aber der Fackeln Geleucht nun schreckt ihn und blendender Lichtschein

Plötzlich empor: um sich her wieder erblickt er die hohen
Zinnen und Erker, die Giebel am prangenden Markte der fremden
Stadt, die er heute betrat als Stätte des neuen Geschickes.
Und mit glühendem Haupt auf jegliches wieder besann er
Sich: des Propheten gedacht' er, der nächtlichen Tauf' in der Davert,
Dachte des Sionsreiches, des Bundes der Freien und Reinen
Und der Verkündung am Fels, und des Kranzes zugleich, den der tolle
Bettler ihm jubelnd gereicht, da er einzog heute zu Münster.
Doppelt erwachte der Stolz in der feurigen Seele des Jünglings.
Und er begriff nicht mehr, was den Sinn ihm erregte so seltsam
Hier vor der Schlummernden eben: er hob wie ein zürnender Held sich
Hoch vom Boden empor, und, die Seele von hohen und reinen
Idealen geschwellt, abschwur er dem Weibe für immer,
Schob es verächtlich von sich mit der Spitze des Fußes ... Verloren
Saß er in Sinnen sodann, bis der Tag anbrach.
Da erschollen
Fröhliche Rufe: von Schwärmen des jubelnden Volkes begleitet,
Kehrten nun endlich die Sprecher der Anabaptisten vom Kirchspiel
Über dem Wasser zurück, und sie brachten erfreuliche Botschaft.
Siegreich waren die Zünfte: dem Willen der Männer des Volkes
Hatte der Rat sich gefügt und zurückegewiesen den Bischof,
Völlige Freiheit endlich bewilligt den Wiedergetauften.
Fröhlichen Mutes zerstreun sich die heimischen Anabaptisten
In die Behausungen wieder und führen mit sich aus dem Schwarme,
Welcher nach Münster gewallt, und den rüstigen Scharen der andern
Helfer, soviel bei sich zu bewirten ein jeder vermochte.
Aber ihn selbst, den Propheten, und mit ihm den Jüngling von Leyden,
Und des Propheten Gesponsin, mit freudigem Stolze geleitet
In sein Haus auf dem Markt sie der ehrliche Knipperdolling.
Schnitzwerk zierte die Front und schön vorsprangen die Erker
Rings um das stattliche Haus: aufragten geschnörkelt die Giebel,
Schmuckreich glänzte das Tor. In die Hausflur traten die Fremden,
Gingen am Herde vorbei, wo das prasselnde Feuer der Küche
Traulich flammte, hinauf in das obere wohnliche Stockwerk:
Über gewundene Treppen zum wenig gelichteten Vorsaal
Kamen sie erst, wo standen die Truhn, mit reichlichem Vorrat,
Und an der Wand auch hingen umher die Gewaffen des Hausherrn:

Helme von blinkendem Stahl, Brustharnische, Büchsen und Schwerter.
Und nun eilten entgegen dem wackeren Knipperdolling
Und den Begleitern die Frauen: die sanfte, bescheidene Hausfrau
Selbst, und die Mutter mit ihr, die verständige, rüstige Greisin.

Herzlich erfreut ist so mit den Seinigen allen der wackre
Knipperdolling, bei sich zu bewirten den großen Propheten;
Mehr noch aber zu Jan, dem erlesenen Jüngling von Leyden,
Fühlt er sich innig gezogen, umschmeichelt ihn stets, wie die Alten
Bildeten einst den Silen, zugrinsend dem blühenden Bacchus.
Alles im Haus rings weist er den Fremden: Gemächer und Säle,
Reich und behaglich geschmückt nach dem Brauch des begüterten Bürgers:
Zierlich die Wände belebt von flandrischen bunten Tapeten,
Hausrat, künstlich geschnörkelt, Geschirr aus Silber und blankem
Zinn, seltsamer Gestalt. Trinkbecher mit sinnigem Schnitzwerk
Und mit schelmischen Sprüchen in drollig gewundener Umschrift;
Edles venetisches Glas, wie Kristall, und Töpfergebilde,
Künstlich zu Delffte bemalt. Doch zuletzt in die duftige Kammer
Führt er die Fremden nun auch, wo ein Bübchen in zierlicher Wiege
Liegt; er nimmt es heraus und weist es den Fremden und Gästen
Lächelnd, mit fröhlichem Stolz; er bemerkt, wie lieblich es lache,
Wie es gedeihe, wie rundlich und weich ihm erglänzen die Knielein.
Und der gewaltige Kämpe, der ehrliche Knipperdolling,
Welcher durchtobte den Markt noch eben — nun scheint er ein sanfter
Mann, kein Wässerchen trübend; am heimischen Herde so friedlich
Hält er den Sprößling empor und trällert ein Münsterisch Liedlein
Ihm von der rötlichen Kuh, vom Schaf mit den glänzenden Füßchen.

Freundlich sah der Prophet und freundlich der Jüngling von Leyden
Hin auf das lächelnde Kind: nur das bräunliche Weib des Propheten
Wandte verächtlich sich ab und fand kein Lob für das Knäblein.
Bitter vermerkt' es gekränkt der gewaltige Knipperdolling:
Tief in die Seele verhaßt fortan ist das bräunliche Weib ihm.

---

# Dritter Gesang.

## Der Morio.

Tag für Tag zu dem Volk auf dem brausenden Markte zu Münster
Sprach der Prophet, nie rastend, vom Morgen zum sinkenden Abend.
Unablässig bemüht ja war er, zu wecken das innre
Wort machtvoll in den Herzen der Jünger, erhabne Begeistrung,
Freiheit, aber vereint mit der Freiheit immer den heil'gen
Ernst und den edleren Trieb, der, selbstlos waltend, des Menschen
Innre Vergöttlichung wirkt und der all-einzig vermöchte
Gänzlich entbehrlich zu machen für immer die äußere Satzung.
Aufzuerwecken die Liebe, die jauchzend sich senkt in den Urgeist,
Eins sich wissend mit ihm, und erhaben auch über das Schicksal,
Und aus zertrümmerten Bildern den ewigen Sinn zu erlösen —
Schwer war, riesig das Werk. Schier schwanden die Kräfte des Greises,
Aufrecht hielt ihn allein des Gemüts heißfiebernde Spannung.
Doch es gelang: er entflammte das Volk, das der Drang schon der Zeiten
Mächtig bewegte. Herab oft kam's, wo er sprach, wie Verzückung
Über die Männer und Fraun, daß selbst sie zu schwärmen begannen,
Und durchrannten die Stadt mit dem Ruf: „Tut Buße! bekehrt euch!
Folget dem göttlichen Reiche, dem Reiche der Freien und Reinen!" —
Anfangs höhnt sie das Volk, bald aber betrachtet's mit Neugier
Sie, und endlich ergreift auch Spötter das heilige Rasen.
Stumme gewinnen die Sprache, vom kommenden Reiche zu reden;
Blinde durchwandern die Gassen, erzählend von Zeichen am Himmel;
Bettler, durchschweifend die Stadt, Blödsinnige, Tolle, betrachtet
Sind sie mit heiliger Scheu nunmehr, denn die Rede des Irrsinns
Scheint ja geheimeren Sinn zu verbergen und innere Stimmen.
Weiber durchschwärmen die Gassen und suchen die Spur des Propheten:

Nicht nur Männer des Volks, Patrizier folgen dem Strom auch;
Mönche sogar und Nonnen entlaufen dem Banne des Klosters,
Mischen sich unter die Schwärmer, um heißer als alle zu schwärmen.
Also regte zu Münster sich jetzo der Geist, der gewaltig
Fiebernd die Menschen ergriff, wie ein Taumel, ein heiliger Wahnsinn,
Als im schmerzlichen Kampfe das Dasein rang nach Verjüngung
Und sich gärend erfüllten die neuen Geschicke der Völker.
Aber von außen heran auch kamen nach Münster gezogen,
Folgend dem Ruf des Propheten, die Scharen der Wiedergetauften.
Über die Heiden und Moore, von Hollands Buchten, den Marschen
Ostfrieslands, Kraftmänner, im ewigen Kampf mit des Meeres
Tücken gestählt, daher, wo unter den Winden der Ostsee
Wogende Saaten erblühn, und wo der verständige Preuße
Bernsteinküsten umwohnt, von der Elbe, vom Rhein, von des Säntis
Grünendem Fuß, von dort, wo durch blühende Auen die Donau
Wallt und das Alpengebirg' sangliebende Menschen umwohnen,
Kamen gesellt sie und einzeln, die anabaptistischen Männer,
Gründen zu helfen zu Münster das neue, verheißene Sion.
Aber es kamen daher auch Söhne des wandernden Stammes,
Dunkelgelockte: die waren nach Münster dem Weib des Propheten
Heimlich gefolgt und umgaben sie jetzt wie Trabanten die Fürstin.
Münster, die heilige Stadt, wie so ganz nun ist sie verwandelt!
Schüchtern nur noch und vereinzelt im Schwarme der Wiedergetauften,
Wie der Papist, schleicht jetzo der Lutherschen Lehre Bekenner.
Und als gekommen der Tag, wo die Bürger erkiesen den neuen
Rat, da schreiten hervor als Väter der Stadt die Getreuen
Matthissons. Und der Rat ist bald nur ein Schattengebild noch:
Denn es gebeut nur einer zu Münster, der Bäcker von Harlem.
Wieder nun hat er zu sich auf den Markt die Gemeine berufen,
Stein zum Steine zu fügen im Bau der sionischen Ordnung,
Meisternd das Volk. Da trat aus der Menge hervor und vor ihn hin
Krechting, ein seltsam Männchen, mit häßlichem Höcker und rötlich-
Ruppigem Haar. Nicht wußte genau man, woher er gekommen,
Aber er hielt sich gern zu den Söhnen des wandernden Stammes,

Die sich um Divara scharten. Er pflegt in der Männer Versammlung
Lebhaft sich zu ereifern, und heut' nun tritt er entrüstet
Vor den Propheten und klagt mit greinenden Worten, zu lässig
Sei in der Stadt für die Fremden, so fernher kamen, die Sorgfalt.
Stets noch müßten ja diese zu Münster sich schmiegen und drücken
Und sich behelfen wie Bettler, ein Obdach dankend der Milde,
Während die Lutherschen noch und Papisten vor ihnen sich gütlich
Täten und breit sich machten noch stets in Palästen und Klöstern.
„Wär's nicht besser," so ruft er, „die unbußfertig Verstockten
Fort aus der Stadt zu verbannen? Wie lang noch sollen die gleichen
Rechte die Feinde dahier, wie die Bürger von Sion genießen?
Naht sich der Bischof nicht? und wird nicht jeglicher, der nicht
Mit uns ist, zum Feind alsbald, zum Verräter uns werden
In der belagerten Stadt? Mit Feinden von außen und innen
Sollen zugleich wir uns raufen? Prophete, bedenk' es, und laß nicht
Länger in feindlicher Hand, was schmerzlich entbehren die Unsern!" —

Also ereiferte baß sich das Männchen mit häßlichem Höcker
Und mit ruppigem Scheitel. Dem hellaufkreischenden Dränger
Gibt Antwort der Prophet, bei sich mit der inneren Stimme
Werd' er gehen zu Rat, und das, was der Wille des Herrn sei,
Und was erheische das Wohl der sionischen neuen Gemeine,
Künden am anderen Tag. So spricht er, und sinnend hinweg dann
Schreitet er, nächtlich zu Rate zu gehn mit der inneren Stimme.
Aber die Stimme, die nächtlich im Traum er glaubte zu hören,
Kam nicht öfter sie auch von den flüsternden Lippen der braunen
Zauberin, die mit dem Gatten, dem träumenden, teilte das Lager? —

Als nun graute der Tag am nächsten der Morgen, verkündet
Heroldsruf in den Straßen umher: wer nicht bis zum dritten
Tag sei wiedergetauft, der solle den Freien und Reinen
Nimmer verengen den Raum auf erkorener Stätte des Heiles!

Dort auf der Mitte des Markts, vor sich den geräumigen Eimer,
Stand Rottmann, ruhlos vom grauenden Morgen zum Abend.
Zahlreich kamen herbei, die erneuerter Taufe begehrten.
Und hier neigten das Haupt sie, und dreimal netzte besprengend
Sie mit der Flut aus dem Eimer der eifrige Täufer, dazu stets

Fügt' er das Sprüchlein murmelnd der Anabaptisten: „Das Wort ward
Fleisch und wohnet in uns! Seid wiedergeboren, Erkorne,
Wiedergetauft im Geist und im Namen des ewigen Vaters!"
Und nun wieder berief auf den Markt, als gekommen der dritte
Morgen, das Volk der Prophet. Da entfaltet die Rollen der Bürger
Sions vor ihm Rottmann, und er sieht, wie gewachsen sie riesig.
Kunde vernimmt er zugleich, daß die Bürger von Münster, die jetzt noch
Hatten die Taufe verschmäht, nun eben sich rüsten, durch Münsters
Tore von dannen zu ziehn. „Ihr Brüder," so ruft er, „die fernher
Kamen gewandert, verteilt nun friedlich, in heiliger Eintracht,
In die Behausungen euch der entweichenden Feinde von Sion!"
Aber aufs neu' schon wendet der zungengewaltige Krechting
Sich zu dem Meister, und scharf, mit der Stimme, der dünnen und schrillen,
Welche so schneidend und kühl einklingt in die feurige Rede
Matthissons und der anderen begeisterten Männer zu Münster,
Fragt er, wie zu ernähren, zu pflegen man denke die Fremden,
Welche gekommen als Helfer, sionische Streiter und Bürger? —
Ihm nun entgegnet mit Eifer, gehobenen Tones, der ernste
Meister, es seien die Tage der heiligen Liebe gekommen!
Und wo jeder ergriffen vom neuesten Geiste, durchdrungen
Sei von dem inneren Wort, da müsse ja spielend und eilig
Ebnen sich jeglicher Pfad, und sänftigen jegliches Hemmnis,
Welches die Bösen verwirrt. Wie der frühesten Kirche Bekenner,
Müsse für sie nun auch, die verbrüderten Bürger von Sion,
Fortan jeder Besitz und jegliche Habe gemein sein.
„Seit Jahrtausenden steht," so rief er, „als Greuel und Schrecknis,
Grausiger noch als der Krieg, und grausiger noch als die Knechtschaft,
Grausiger noch als der Tod, vor den Augen des Edlen die dunkle
Not, hohläugig und bleich, die verdammt zu den Qualen des Hungers
Scharen, von Gott nur gezählt! — Ein Wicht, wer mit anderem anhebt,
Als mit dem heil'gen Erbarmen für jene, die schmachten im Elend,

Wenn er sich rühmt, zu erneuern die Welt! Ist berechtigt zu gleichem
Teil doch, zu leben, was lebt! O, wie kommt's, daß dem Prasser der Bissen
Nicht im Munde noch stockt, so er denkt, du prassest vom Anteil
Eines verhungernden Bruders? — Ihr fragt, wie zu lösen die Wirrnis,
Und wie zu sühnen nun endlich ein uralt waltendes Unrecht?
Brüder, ich habe gegrübelt mit glühendem Haupte: der *Selbstsucht*
Tod ist's, der uns erlöst, selbstlose, begeisterte *Liebe*.
Wem sie *berührte* die Brust, der, wisset, er kommt und zum Opfer
Bringt er, was leicht er entbehrt! doch wenn sie *durchdrungen*, er opfert
*Jeglichen* eignen Besitz, daß künftig er allen gemein sei!
Kommt denn, Brüder und Schwestern, wofern im Herzen die Lieb' euch
Glüht, kommt freudig und laßt uns erproben zu leben gemeinsam,
Teilend die Mühen in Sion und teilend den Lohn, den Genuß auch.
Bringe, was sein er genannt, nun jeder, und hole sich künftig
Was er bedarf, ein jeder vom Vorrat, allen gemeinsam.
Nicht mehr wandeln im Prunk soll der, nackt, frierend der andre,
Nicht mehr schwelgen der ein' und hungernd verschmachten der andre.
Jeglicher finde bereit sein Kleid, und als Brüder von heut' an
Soll uns gemeinsam täglich das Mahl am Tische vereinen!"
Also sprach der Prophet, und lang' noch, feurig-beredsam,
Pries er dem lauschenden Volke die heilige Gütergemeinschaft,
Strenge verdammend das Leben der Üppigen und die Verschwendung,
Welche da schreit um Rache, so lang' noch im Staube sich wälzend
Tausende, hungernd und siech, vor den Türen der Schwelger verschmachten.
Aber er sprach, bis mächtig die Herzen der Hörer erglühten,
Bis sie zu schwärmen begannen, zu jauchzen, zu springen, zu tanzen,
Preisend die Herrlichkeit des erneuten sionischen Reiches.
Und in die Arme nun stürzen sie sich, es versöhnt mit dem Todfeind
Freudig der Todfeind sich, und hier, vor dem Aug' des Propheten,
Frieden und Liebe gelobt sich die heilige Brüdergemeine.
Und dann eilen sie hin, um, was in den Häusern zu eigen
Jeder besitzt, freiwillig zu Füßen zu legen dem Meister.

Was sich der Bürger erwarb in Jahren des Fleißes an goldnen Rollen, er bracht' es dar: auch kamen die Frauen, die Jungfraun Edles Geschmeid' und Gestein und Korallen und Perlen zu legen Vor den Propheten, sich froh zu entäußern des liebsten Besitztums. Und wer kalt noch geblieben, wer heimlich im Herzen noch schnöde Selbstsucht nährte, gezwungen doch folgt' er der mächtigen Strömung.

Jetzo, wie im Triumph, hinweg vom Markte geleiten Sions Bürger die Fremden zu ihrer bestimmten Behausung. Männer, nach Münster gewandert von nah und ferne, beziehen Jetzo die stattlichen Klöster im Kirchspiel über dem Wasser, Räumige Nester, daraus entflogen die Vögel: am Aafluß Und in der Mitte der Stadt. Die verlaßnen Patrizierhäuser Stehen geöffnet und in den Palästen am prangenden Marktplatz Wirft sein ärmliches Bündel der viel schon gewanderte Volksmann Schmunzelnd hin und macht sich's bequem in den schönen Gemächern.

Welch ein Gestoß und Gedräng' in den Straßen von Münster! Die Fremden Wogend in Scharen, zu suchen die ihnen gewiesene Wohnstatt; Ihnen entgegen die Züge der Flüchtenden, welche Verbannung Lieber gewählt, als die Sprenge von Rottmanns Eimer am Marktplatz.

Eilig ziehn sie dahin mit unmutbleichen Gesichtern, Und doch ängstlich zugleich; schon blickt von den Anabaptisten Auf sie mancher, mit Hohn und mit Drohungen Eile gebietend. Trauer, Verwirrung herrscht im drängenden Schwarm der Vertriebnen: Söhne ja waren getrennt von Vätern und Brüder von Brüdern, Gatten sogar auch hatte zuletzt des veränderten Glaubens Hader entzweit, und es sah mit düsteren Augen der Jüngling Ziehen die weinende Braut, die entfremdete Jugendgespielin.

Doch nun durchwanderten auch Diakone die Straßen geschäftig, Welche gesandt der Prophet, in der Stadt rings jeglichen Vorrat, Jeden Besitz zu verzeichnen, damit er werde Gemeingut. Krechting führte sie an; doch nicht mit der Milde des Sions-Bürgers betrieb er das Werk: er nahm, was der Willige darbot, Barsch, wie ein Scherge dahin. Was Goldes und Silbers er vorfand,

Oder von Schmuck und Gewanden und anderem köstlichen Hausrat,
Und was nicht schon zuvor aus eigenem Triebe der Eigner
Brachte zum Rathaus hin, das schleppt' er hinweg. Und auf Wagen
Lud er den Mundvorrat, der reichlich in Kammern und Scheuern
Lag noch gespeichert umher: unzählige Scheffel der Kornfrucht,
Speck und Butter und Käse, den Stockfisch auch und den Hering.
Davon nahm er mit sich auf die Wagen, soviel nur die Deichsel
Trug, und das übrige merkt' er sich an zu erneuerter Umfahrt.
Und auch das Roß und das Rind in den Stallungen wurde verzeichnet;
Sollten gefüttert sie doch fortan an der Krippe gemeinsam
Sein, dem sionischen Volke zu Dienst und Speise gemeinsam
Oftmals sperrten die Bahn in den Straßen die schwankenden Karren
Krechtings, oft im Gedräng' auch stießen gehemmt sie zusammen
Mit den enteilenden Zügen der Bürger zu Fuß und zu Wagen.
Wer ist der stattlich Beleibte mit doppeltem Kinn und mit güldner
Kett' um den wulstigen Hals, den ein prunkendes Rappengespann dort,
Von den Lakaien umgeben, in Eile die Straßen dahinführt?
's ist der verspätete Probst aus dem Maurizstifte, der jetzt erst
Zog von dannen, nachdem in der Stadt er noch manches geordnet.
Unglücksel'ger Prälat! Zu tief in den Becher in später
Nacht wohl hast du geguckt, daß heute du so noch in Münster
Wagst dich zu zeigen im Lichte! Der dienende Troß, die Karosse,
Mit Kleinoden befrachtet, die güldene Kette, die weichen
Finger der golden beringten, der fettglanz-spiegelnden Patschhand,
Welcher die Knöchel verschwinden im Wulste des Fettes — o Dickwanst,
All das solltest anheut du verbergen, am Tage der großen
Abrechnung! — Weh' dir! mit den stechenden Augen erlauert
Hat dich der schelmische Krechting! Und schon mit ironischem Bückling
Naht sich der höckrige Wicht und fällt in die Zügel den Rappen:
„Würdiger Herr! ich wünsch' Euch glückliche Reise von Herzen!
Ziehet in Frieden dahin! Nur was das begleitende Fahrgut
Anlangt, wisset, daß heut' in Münster die Gütergemeinschaft
Wurde verfügt, und auf des Propheten Geheiß ich soeben
Schaff' auf belasteten Wagen zum Rathaus hin, was die Bürger
Früher zu eigen besessen und jetzt die Gemeine beansprucht.

Euch auch, würdiger Herr, dieweil noch in Münster verweilend,
Trifft dies neue Gesetz; so erlaubt, daß ich, wie der andern
Ehrlichen Leute Besitz, auch den Eurigen für das gemeine
Wesen in Anspruch nehmend, erfülle die Pflicht, die mir obliegt!" —
Sprach's und die Helfer herbei dann winkt' er; im andern Moment saß
Kläglich gerupft und beschämt wie ein Pfau mit entrissenen Federn
In der Karosse der Probst. Frei ließen sie jetzt ihm die Zügel:
Und nun doppelt gerötet von glühendem Ärger das Antlitz,
Fuhr er zum Tore hinaus, noch erflehend im stillen des Himmels
Rach' auf die Stadt und die schnöden Erfinder der Gütergemeinschaft.

Als nun völlig geräumt von den Lutherschen und den Papisten
Münster sich sah, die vom Himmel erkorene Stätte des Heiles,
Senkt auf die Anabaptisten, die schwärmenden, bleichen, des Jubels
Drang sich herab, und die jüngst noch im düsteren Brüten verloren
Schlichen, wie waren sie jetzo im Taumel der Freude verwandelt!
Hin durchs wimmelnde Volk schritt Matthisson und belobte
Freudig die Bürger von Sion, daß willig sie alles geopfert:
Schon ins Unendliche mehre der Vorrat sich auf dem Rathaus,
Silbers und Goldes und sonst noch anderen köstlichen Gutes,
Machtausstattung in Fülle gewährend dem streitenden Sion.

Aber im Schwarm ausrief mit zwinkernden Augen der wilde
Knipperdolling: „Was jagen wir Spatzen, ihr Leute, vergessend
Schier auf das fetteste Wild im weiten Revier? In den Kirchen
Strotzt es von Weihegeschenken, von silbernen Priestergewändern,
Kelchen aus massigem Gold, Monstranzen und Ampeln; und stehn nicht
Wackere Heil'ge dabei, die schwarz schon geräuchert der Weihrauch,
Und die im silbernen Herzen verlangen nach läuternder Schmelzung?
Auf in die Kirchen!" — So rief der gewaltige Knipperdolling.
Nachhallt's lärmend im Schwarm: „In die Kirchen!" und billigend nickte
Matthisson; und die Scharen, sie warfen vom Markt in den Domhof
Sich, wo auf prangendem Platz, in säuselnder Linden Umschattung,
Ragte der Dom, und stolz sich im weitumlaufenden Viereck
Hoben der Bischofssitz und die stattlichen Häuser der Domherrn.
Jüngst noch tummelte hier sich geräuschvoll üppiges Leben:
Aber so einsam war es, so stille geworden im Domhof!

Lange schon weilten sie ferne, des Hochstifts Häupter. Nun aber
Füllte den prangenden Platz neu-schwärmendes Leben: des Domes
Ragende Pforten umdrängten die stürmenden Anabaptisten.
Und nun öffnete weit mit wuchtiger Rechte die Pforten
Knipperdolling: da wogten hinein in die Halle bedeckten
Hauptes die Stürmer, voran der Prophet, zur Seit' ihm die andern
Führer in Sion. Doch drinnen im Dom, in heil'ger Dämmrung
Standen auf zwanzig Altären umher die Gestalten der Engel,
Standen die Bilder der Heil'gen, so ernst und mild, und Madonna
Blickte herab von der Wand, wo farbig auf goldenem Grund sie
Franko von Zütphen, der Meister, gemalt mit rührendem Liebreiz.
Alle sie strahlten verklärt, einbrach durch farbige Scheiben
Dämmerndes Licht in die Halle, die prangte mit ragenden Säulen.
Aber die heil'gen Gestalten im himmlischen Frieden des Tempels,
Hehr wohl standen sie da, doch machtlos. Nieder vergebens
Dräute mit flammendem Schwert vom Hochaltare der Cherub.
Leise durchlief ein Erbeben die steinernen *Evangelisten*,
Die vor dem hohen Altar Wacht hielten, auf prächtig geschmückter
Umfangsmauer des Chors, vier marmorne ragende Bilder,
Haupt und Blick zur Gemeine gekehrt und den Finger der Rechten
Legend aufs offene Buch, das empor mit der Linken sie hoben.
Glutvoll haftet der Blick des Propheten auf dieser Gestalten
Marmorpracht; ihm verdüstert das Antlitz tiefer sich, wilder
Runzelt die Stirn sich ihm. „Seht," ruft er, „wie hier sich die toten
Steine noch brüsten, wie keck mit dem steinernen Blick sie herabschaun!
Wie auf versteinerte Blätter mit versteinertem Finger sie weisen!
Wie auf steinernen Lippen noch liegt die versteinerte Botschaft,
Welche *lebendig* beseelte vorzeiten die Herzen der Menschen!
*Anderer* Evangelisten bedarf nun die Welt, eines *neuen*
Evangelium — seht! was da weisen die steinernen Finger,
Ist ein lebendiges Wort nicht mehr: ein steinerner Buchstab'
Ist's, der schreckt und verwirrt. In versteinerter Hülle zum Götzen
Ward uns der ewige Gott, und zum Dämon ward uns der Götze,
Und zum Gespenste der Geist — und es wird ihn keiner erlösen,
Als wer *zertrümmert* den Stein! Geht mitleidslos doch das Schicksal
Über *Lebendiges* hin — was sollten wir *Steine* verschonen?" —

Spricht's, und die Stufen besteigt er, sich streckend zum mächtigen Riesen
Wächst er empor: „Ich zertrümmre den Stein, um den Geist zu befreien!"
Ruft's, und flammenden Auges mit kräftigem Stoße der Rechten
Schleudert er donnernd hinab, eins nach dem andern, die hohen
Marmoridole, daß rings in dem vierfach dröhnenden Hinsturz
Säulen und Wölbungen zittern, und selber die Toten erwachen,
Denn aus den Grüften des Doms nachwimmert ein schauriges Echo . . .

Und vor dem Donnergedröhn auch erbeben die Anabaptisten:
Nur der Prophet steht ruhig und hehr dort unter den Trümmern,
Wie ein Titan, der den Himmel gestürmt, und den Menschen die Götter,
Die sie verehrten, zur Erde hinab vor die Füße geworfen . . .

Jetzt, vor den andern zuerst sich fassend, begann der gewalt'ge
Knipperdolling: „Ein Krach war das, der gewiß so ergiebig
Nachdröhnt rings in der Welt, daß empor aus dem Neste der Vogel
Wird in die Lüfte geschnellt, und aus weichlichem Bette der Schläfer,
Und aus den Säckeln das Gold; wohl auch aus der Kanzel das Pfäfflein,
Und manch waltender Fürst aus dem üppig gepolsterten Thronstuhl . . . !
Wahrlich, es ist nicht schad' um die steinernen Evangelisten!
Aber die silbernen dort auf dem Nebenaltar, die Apostel,
Diese zerschmettern wir nicht, die schmelzen wir sänftlich und prägen
Blinkende Taler daraus, auf daß sie hinaus in die Welt gehn,
Wie es Aposteln geziemt!" — Er sprach's, und riß vom Altare
Lachend herunter die zierlich getriebenen Silbergebilde.

Jetzt im fanatischen Drang Monstranzen und goldene Kelche,
Silberne Leuchter und Ampeln und golden gestickte Gewänder —
Vom Altar, von der Wand, aus den Schränken entraffen sie alles
Lärmvoll, stürzen zertrümmernd sich über Reliquienschreine.
Asche in Silbergefäßen und Knochen der Heil'gen, in Perlen
Zierlich gefaßt, Gliedmaßen, die nimmer verwelken, geschmückte
Finger und Zeh'n, auch Zähne sogar und Nägel der Finger,
Gleißend in Gold: das alles verwüsten sie, reißen herunter
Perlen und Erz und verstreuen die Totengebeine. Zum Rathaus
Schleppt man in Körben die Beute. Doch immer noch wildere Scharen

Dringen von außen heran. Ha sieh', wie des wandernden Stammes
Söhne dazwischen sich tummeln! Zu Roß in die heilige Halle
Kam auch Krechting getrabt und band, hart vor dem Altare,
Lachend den stampfenden Gaul an die nächste der prangenden Säulen.
Und er war's, der spornte, wo andere zagten, die braunen
Söhne des wandernden Stamms, zu vollenden das Werk der Zerstörung!
Denn es gezieme, so rief er, nun schonungslos zu vernichten,
Was vom papistischen Zauber, dem geist-einlullenden, übrig.
Und sie vollenden es, traun! Was prangend von zierlichem Schnitzwerk
Stand und Gebilden des Meißels im Dome, heruntergeschmettert
Wird es; besudelt, zerkratzt an der Wand auch wurden die Bilder
Klirrend zerschlagen die Scheiben, die farbigen, keck die geschnitzten
Prachtarbeiten des Chors und die prangenden Stühle zertrümmert.
Weihbrunnkessel zuletzt, Rauchfässer entweihten sie schamlos.
Schneidend herab von der Orgel, der ragenden, klang in gequälten
Tönen ein disharmonisch Gebraus, denn es tastete rohe
Hand des Zigeuners darauf, zum Scherz: wild klang's wie der Wehruf
Eines gefesselten Riesen, von tückischen Zwergen gefoltert.
Wüste Gesellen, vermummt in glänzenden Priestergewanden,
Tanzten dazu. So waren des alten papistischen Zaubers
Rest zu vernichten beeifert die Stürmer im Dome zu Münster.
Doch als jetzo verlassen den Dom der Prophet und die Seinen,
Listig blinzelt nun wieder der rüstige Knipperdolling,
Und indem ihm der Blick hin über die Häuser der Domherrn
Schweift in des Domhofs Runde: „Wie schad', daß entflohen", beginnt er,
„Hier aus den Nestern die Vögel mitsamt den vergoldeten Eiern:
Alle die würdigen Herren, mit Kisten und Kasten entwichen
Sind sie, haben uns nichts als die Wände, die kahlen, gelassen.
Einer nur ist erst kürzlich entflohn und in drängender Eile
Bracht' er zur Hälfte nur fort das Gerät aus der weiten Behausung.
Seht ihr den stattlichsten hier von allen Palästen im Domhof?
Das ist der seine: da haust' er, ein fürstlicher Schwelger, der Domherr,
Domzellarius war er; vom alten und edlen Geschlechte

Derer von Büren entstammt: hinlebt' er mit üppigen Weibern,
Bankettierend und zechend, dazwischen sich freuend des Weidwerks."
Still nun stand der Prophet und mit ihm bestaunten die Fremden
Alle den stolzen Palast. Neugierig drängte der Schwarm sich
Jetzo, geleitet von Bernt, in die wohnlichen inneren Räume.
Und sie betraten Gemächer, wo leise gedämpft nur der Tritt klang
Über der Teppiche Pracht, und geziert mit reizenden Szenen
Ringsum glänzten die Wände. Da sah man Diana, die schlanke,
Pirschend im Wald, und es lechzte mit hängenden Zungen die Meute
Rings um die Göttin her. Und wieder auf anderem Plane
Saß, von Trauben umhangen, auf strömendem Fasse der Weingott,
Lachend, und Grazien auch, pausbackige, fröhliche Dirnen,
Tanzten auf grünenden Aun; in rosigen Lauben entschlummert,
War Frau Venus gemalt, eine derbere, nordische Schöne,
Ruhend auf Blumen, und neben ihr stand ein dreister Kupido.
Manches Gerät war übrig: die Würfelbehälter, die Damen-
Bretter, sie standen umher noch auf zierlichen Tischen, auch Leiern
Fand man, Geigen und Flöten, bestaubt in den Winkeln. Doch nicht bloß
Weichlicher Künste Gerät war heimisch im Hause des Domherrn:
Ritterlich-edel entstammt ja war er und hatte den Harnisch
Lang vor der Kutte getragen: im Rüstsaal barg er die blanken
Panzer und Helme, die Schwerter, die glänzenden Sättel und Sporen,
Und noch manches Gezeug für Krieg und fröhliches Weidwerk.
Lieblich verbreitete sich von des Domherrn Hause nach rückwärts
Blühendes Gartengehege mit künstlich geschmückten Rotunden:
Säle wie Grotten, die Wände mit seltenen Muscheln und bunten
Steinen geziert, und dazu kühlplätschernde, springende Bronnen,
Laub- und Blumengerank, zum trauten Asyl für des Sommers
Mittagsschwüle bestimmt. In der traulichsten Ecke des Gartens
Stand, von Ranken umgrünt, Weinlaub und üppigem Efeu,
Ragend ein zierlicher Bau, mit purpur-verhangenen Fenstern.
Dort auch traten sie ein nun, die spähenden Anabaptisten.
Duftig umgab sie der Raum: einladend und wohnlich und üppig
War er geschmückt. Und sieh', da fanden sie schimmernde Gürtel,
Schleier, auch goldene Schnüre, das weibliche Haar zu durchflechten,

Und von Frauengewand buntfarbigen, glänzenden Reichtum,
Wirr durcheinander gehäuft: manch zierlich gewundenen Kopfputz,
Mieder von rotem Damast, und Pantöffelchen, perlengestickte:
Aber in dämmriger Nische, da stand, umschlossen von seidnen
Prunkvorhängen, das Lager mit goldig gleißendem Schnitzwerk.
„Seht,“ sprach Knipperdolling, „da hauste das schönste der Weiblein
Melchiors — denn er begnügte sich nicht, wie andre, mit einem
Kebsweib, nein! Hier aber verbarg er die lilienweiße
Schöne mit rötlichen Haaren, genannt Gabriele von Ottwitz.
Närrisch plagt' ihn die Lieb', und er trank auch zuweilen, so sagt man,
Wie ein Polack, aus dem Schuh der Geliebten. Vor kurzem noch waren
Schier allmächtig zu Münster bei uns dickhalsige Domherrn;
Doch allmächtiger war, als der Dompfaff' selber, das Kebsweib,
Das er im Hause sich hielt; denn die Weiblein lebten und schafften
Munter im Haus des Galans; und wenn er ein wenig verschämt tun
Wollte, der Pfaff', vor den Leuten, so nannt' er Base das Weibchen.
Und bei Gelagen und Festen, da saß es zuoberst, das Kebsweib —
Nicht doch, die Base — nach ihr erst saß die Gesponsin des Ratsherrn!“ —
So in des Domherrn Haus, des entflohenen, fanden die Männer
Sättel und Flinten genug, auch Würfel und Flöten und Leiern,
Gürtel und Mieder sogar, und seidene Kissen und Decken:
Eins nur fanden sie nicht in den weiten Gemächern des Domherrn:
Geistliche Bücher und Schriften; ein einziges Lederbrevier lag
Noch im Winkel, bestaubt, das die Betaufgabe den Frommen
Weidlich hatte verkürzt, denn zahlreich fehlten die Blätter...
Aber es hatten indes sich andere Scharen gewendet
Stürmend zu anderen Kirchen, zu andern verlassenen Klöstern.
Als nun kam der Prophet mit den Seinen vom Hause des Domherrn,
Wälzte sich ihm entgegen ein Schwarm, der gefangen in seiner
Mitte mit Jubel ein Paar von Mönchlein führte: die Mönchlein,
Siehe, dieselben ja sind es, die kürzlich so schnöd' man hinausstieß
Über die Schwelle der Tür, aus dem Keller am Markte! „Wir kommen,“

Ruft's in der lärmenden Schar, „vom verlassenen Kloster am Aafluß.
Als in den Keller hinab wir drangen, zu sehn, was von firnem
Tranke der mönchische Troß in der Eile noch etwa zurückließ,
Fanden wir einen von diesen, den Wänstigen da, auf dem besten
Fäßlein reitend, das Glas in der Hand voll köstlichen Rheinweins.
Harmlos lacht' er uns an mit dem weinig-geröteten, breiten
Zechergesicht, und als wir mit Spott und Gelächter ihn grüßten,
Hielt er uns freundlich grinsend entgegen das blinkende Kelchglas,
Und mit lallender Zunge verlangt' er, wir sollten Bescheid tun.
Längst schon hatte geflüchtet sich fort aus dem Kloster die Pfaffheit,
Er nur, der wackere Paul, der verwaltende Meister des Kellers,
War auf dem Posten geblieben und kümmerte nichts um die Welt sich.
Nichts von dem wilden Tumult, von der Wirrsal dieser vergangnen
Tage war nieder zu ihm in die traulichen Räume gedrungen.
Hätten wir dort ihn gelassen, er hätte vergnüglich dem jüngsten
Tag entgegen gezecht: wir aber, wir rollten die Fässer
Ihm vor der Nase hinweg: da folgt' er uns gerne von selber.
Anders ertappten wir diesen, den hageren Bruder. Ihn fanden
Wir in der Zelle noch sitzend. Wie Paul bei den Fässern, so hatte
Dieser bei alten Scharteken in dumpfiger Zelle des Fliehens
Stunde versäumt, und grübelnd die Welt um sich her vergessen.
Brütend betrafen wir ihn in der Zelle, bemüht zu vollenden
Noch ein gelehrt' Traktätchen von heiligen Dingen. Da lest nur:
‚Quaestiones, gelöst nach den Regeln scholastischer Weisheit:
Caput primum: Wieviel Erzengel vermögen auf einer
Nadelspitze zu sitzen? — Secundum caput: Geringer
Ist das Vergehn, einen Menschen zu töten, als etwa dem Armen
Sonntags flicken die Schuh', dem Verbote der Kirche zuwider.
Tertium caput: Ein größer Verdienst ist's, ertränken ein Hexlein,
Als zu erretten vom Tod zwölftausend ertrinkende Christen.'"
Solches und anderes gibt aus des Mönches gelehrtem Traktätlein
Dieser zu hören im Kreis. Nun drängen von anderer Seite
Lärmende Scharen herbei. Und es nahen auch diese sich leer nicht:
Denn ein Weib in der Nonnen Gewand, doch gesegneten Leibes,
Bringen sie jubelnd geführt. „Seht," rufen sie fröhlich den Brüdern

Zu, „wir kommen daher aus dem Ritzingkloster, wo fromme
Jungfraun dienten dem Herrn. Doch sie haben vor etlichen Tagen
Ängstlich das Weite gesucht, mit der Hab' in Eile sich flüchtend.
Nun, wir haben alldort Nachlese gehalten! Da sahn wir
Gleich, wasmaßen dem Herrn sie gedient im Kloster, die Nönnlein!
Wißt ihr, was wir gefunden so hie und da in den Zellen
Und in den Winkeln der Schränke, vergessen, auch wohl auf dem Boden
Hin und wieder verstreut? Da seht, von zärtlichen Brieflein
Lasen wir auf ein Schock; Nachschlüssel, die Pforte des Klosters
Heimlich zu öffnen bei Nacht, Strickleitern, vom Fenster der Zelle
Reichend hinab zum Boden des nächtlich-verschwiegenen Gartens:
Solcherlei fanden wir dort und dazu die gesegnete Jungfrau
Da, die sich schleppte zu schwer, wie ihr seht, mit dem doppelten Segen,
Eilig zu fliehn wie die andern!" — So scherzt er und Spott und Gelächter
Schallt ringsum.
'S ist Krechting vor allen, der Töne des Mutwills
Anschlägt, seit der Prophet sich entfernt mit den ernsteren Schwärmern.
Und im beweglichen Volke verkehrt bleichwangiger Ernst sich
Bald in Laune des Spotts vor der zitternden Nonn' und den Mönchlein;
Aber zumeist vor Paul, dem bezechten: er taumelte drollig
Immer, und suchte zu sprechen mit lallender Zunge. Sie necken,
Stoßen ihn: „Ei," ruft einer im Schwarm, „ei, wäre nur Fastnacht
Heut' in Münster, wir könnten das dicke, betrunkene Pfäfflein
Herrlich als Morio brauchen — als Narrenpatron, wie wir immer
Einen zusammengeflickt aus Lappen, mit strohener Füllung,
Und dann hielten mit ihm an der Fastnacht Schlusse den Umzug!"
Vielfach schallt's in der Menge: „Bewahrt ihn auf bis zur Fastnacht,
Diesen betrunkenen Gauch, daß wir ihn als Morio brauchen!" —
„Meint ihr, Leute," so ruft mit der kreischenden Stimme dazwischen
Krechting, „wenn auf den Leib uns der Bischof jetzt mit den Söldnern
Rückt, und die Stadt einzäunt, und zu streiten es gilt für das neue
Sionsreich, daß Muße noch bleibt, um zu feiern die Fastnacht?
Denkt ihr ein Schalksnarrnfest altmünsterisch noch zu begehen,

Und einen Narrenpatron im Triumph umherzugeleiten,
Tut es am heutigen Tag! Einheimischer Gegner entledigt
Haben wir eben uns heut', und die andern, die Söldner des Bischofs,
Stehn noch bei Telgte zu Hauf'. Wer weiß, wie bald sie heranziehn!
Weht doch freier die Luft, da Matthisson mit den finstern
Muckern von dannen gegangen. Ich sehe die fröhlichen Burschen
Lips van Straatens um mich und die Leute vom wandernden Stamme;
Ei, was sollten wir alle dahier in Münster umhergehn
Grimmig wie der Prophet, kopfhängerisch-düster wie Rottmann?" —

Sprach's; und fröhlich umarmte den höckrigen Kleinen der wilde
Knipperdolling: „Du sprichst aus der Seele mir, Bruder!" so rief er.
„Wisset," so fuhr er fort, zu den Fremden im Kreise gewendet,
„Wißt, daß jährlich dahier durch Münster ein strohener Popanz,
Den wir Morio nennen, als Narrenpatron in der Fastnacht
Wird im Triumphe geführt. Wenn aber vorüber die tolle
Zeit, entkräftet die Leiber, die Beutel geleert, zur Besinnung
Plötzlich gekommen die Narren, da schleppen ans Licht wir noch einmal
Unseren Narrenpatron; doch jetzt nur mehr noch als armen
Sünder: und vor ein Gericht, das für ihn auf den Markt wir berufen,
Wird er gestellt und verklagt und sämtlicher Frevel bezichtigt,
Traun, als schnöder Patron, Erzsäufer, gefräßiger Dickwanst,
Schutzherr schnöder Verdummung, als Unfriedstifter, mit einem
Wort, als Vater und Nährer der sämtlichen Übel auf Erden.
Und ihm sprechen sodann sein Urtel die Richter, das allzeit
Lautet auf Tod durchs Feuer. Nun wird er gemach auf entflammte
Scheiter gesetzt und verbrannt, daß lustig im Winde die Funken
Über die Stadt hinfliegen, vom Markt bis hinunter zum Aafluß.
Sehet, ihr Brüder, so übten den Brauch bisher wir zu Münster!

Und nun sag' ich mit Krechting, dieweil wir den Morio haben,
Lasset uns Fastnacht halten! Auch ich bin nicht für das ew'ge
Augenverdrehn, Kopfhängen! Ich bin so einer vom alten
Schlag, westfälische Art: Dreinschlagen, das will ich von Herzen
Gern, wenn's gilt, doch das Schwärmen, das Predigen und das Verzücktsein

Steht mir nicht zu Gesicht. Drum mein' ich mit Krechting, wir sollen
Fröhlich sein vor dem Herrn! Wer taugte zum Morio besser
Als der Geschorene da? Wir machten in Münster ja längst schon
Ähnlicher stets einem Pfaffen den Morio, als einem andern
Gottesgeschöpf! und während er brannt' auf den Scheitern, der Popanz,
Dachte so mancher im Kreis: o wär's doch dieser und jener
Von den Gesalbten da drüben im Domhof! Hätten am liebsten
Ihn mit der Kutte bekleidet, den Morio, wenn uns der Rat nicht
Ängstlich verdorben den Spaß! Nun aber, ihr Brüder und Freunde,
Holen wir's nach! Ihr wählt die Gerichtsbeisitzer am Marktplatz;
Aber der Kläger bin ich; dem benebelten Moriopfaffen
Will ich ein Liedlein singen, wie keines bisher ihm geklungen!
Nüchtern gedenk' ich zu machen den Schlucker, wie voll er auch sein mag!" —

Sprach's, und ohne Verzug mit dem Nönnlein huben das Mönchspaar
Auf ein Gefährt sie, mit Eseln bespannt, und im tollen Triumphzug
Ging's durch die Straßen dahin mit Pfeifen und Trommeln. Daneben
Trabten einher auch Reiter, und ringsum wogte der Volksschwarm.
Und auch Vermummungen trieben sie lärmend, mit Inseln, Talaren,
Schimmernden Priestergewändern, soeben den Kirchen entrissen.
Wer da im brausenden Trubel am besten das trunkene Mönchlein
Auf dem Gefährt nachahmte, dem esel-bespannten, mit Lallen,
Oder wer sonst noch geschickt nachäffte der dunkelen Männer
Einen, die Münster gekannt und die jetzt aus der Stadt sich geflüchtet,
Diesen belohnte die Menge mit lärmvoll jubelndem Beifall.
Keiner doch wurde bejauchzt wie der lustige Knipperdolling;
Denn der äffte den Bischof nach, schritt bald gravitätisch
Hin im Ornat, bald regt' er die Händ', als dreht' er die Spindel
Drechselnd, ein Liedlein singend dabei zum Spotte des Bischofs,
Spillendreher ihn schimpfend, dieweil er in Stunden der Muße
Drechselnd, so hieß es, bisweilen sich pflegte geheim zu vergnügen.

Dreimal wogte den Markt so hinauf und hinunter der Umzug.
Und nun hielt er gemach vor den ragenden Stufen am Rathaus,

Wo an erhabener Stelle bereits, um zu sprechen das Urteil,
Saßen, erkieset vom Volke, mit drolliger Würde die Richter.

Aber hinan stieg jetzt der gewaltige Knipperdolling
Über die Stufen und heischte mit deutend erhobenen Armen
Ruh' im Volk, daß er übe das Amt und die Klage beginne.
„Hört, einsichtige Richter!" so hub er an, „zu beweisen
Denk' ich anjetzt, daß der Morio hier mit Recht vor Gericht steht,
Traun, als schnöder Patron, Erzsäufer, gefräßiger Dickwanst,
Schutzherr schnöder Verdummung, als Unfriedstifter — mit einem
Wort, als Vater und Nährer der sämtlichen Übel auf Erden.
Seht doch des Mönchleins Wanst: ist er nicht eine wirkliche Arche
Noahs, der Wanst? eine Arche, die aufnimmt sämtliche Tierlein —
Freilich gekocht und gebraten! Doch wer da entronnen der Sintflut,
Müßte versaufen im Wein, der schwabbt in der Arche des Mönches!
Morio, sag' einmal, wieviel der geräumigen Fässer
Zechtest du leer, seitdem du allein, wie im Kraut der Karnickel,
Saßest im Keller des Klosters? Zu Bern, so hört' ich erzählen,
Tranken dereinst drei Pfaffen vereint zwei Eimer in sieben
Tagen — was schärfet euch also den Durst, ihr Pfaffen? Von manchem
Hört' ich schon, der das Kirchengerät in der Schenke verzechte!
Bei solch üppigem Leben, bei solchem Geschlemme, da sollt ihr
Halten das bittre Gelübd' und bezwingen den Stachel des Fleisches,
Richtige Kost wär' das für Selbstabtöter? Ein gutes
Bißlein, pflegt man zu sagen, erwecket die Ader. Und dazu
Lungert ihr müßig zumeist! Ei freilich, ihr faulen und starken
Gäuche, was sollt ihr tun? Da setzet ihr euch in die Schenken,
Nistet euch ein in die Häuser begüterter Leute, scherwenzelt
Keck um die Weiblein her! Und die Weiblein dulden's; natürlich!
Solch ein gemästeter Mönch ist in Buhlschaftsschulden ein wackrer
Zahler! Betrachtet ihn, Leute, den Morio! Stellt ihn nur etwas
Jünger euch vor; wie gemacht, nicht wahr? um zu dienen als Burgpfaff'
Ältlichen Witwen von Adel! Bei Gott, mich wundert es gar nicht,
Daß sich vor kurzem geweigert die wackeren Bürger von Nürnberg,
Fort zu Felde zu ziehn, weil sie, wie sie sagten, Bedenken
Trügen, die Weiber indessen daheim bei den Pfaffen zu lassen...

Euch zu beweiben in Ehren und eh'liche Sprossen zu zeugen,
Ist euch verwehrt, daß der Diener des Herrn nicht diene dem Weibe.

Doch da versagt euch das Eh'weib ist, so beherrscht euch das Kebsweib,
Oder die Schaffnerin gar und das dienende Weib in der Küche.
Runzelt die Köchin des Pfaffen die Stirn, so erzittert das Kirchspiel! —
Frommes, entsagendes Leben, das soll um des Klerikus Stirne
Spinnen den Heiligenschein, so meinten's die Stifter der Orden.
Heiligenschein? ei wie? was wird aus dem Heiligenscheine,
Wenn ein Pfaffe bezecht in der Gosse sich wälzt; wenn er nächtens
Fällt Stadtknechten sogar in die Hände, dieweil er in später
Stund' vor der Tür des Bordells als ein trunkener Heide gelärmt hat?
Weiß doch jeder ein Lied von trunkenen Pfaffen zu singen!
Kürzlich gen Osnabrück mit anderen reist' ich; wir saßen
Auf dem gemieteten Wagen. Da hatten zum Reisegenossen
Wir einen Pfaffen, der toll und voll wie ein Kärrner bezecht war.
Lallend die Fraun stets neckt' er im Wagen, und als nun die Nacht kam,
Scholl bald hier, bald dort aus der Ecke des finstern Gefährtes
Ängstlich ein weibliches Rufen von wegen des frechen Gesellen.
Selber ein ältliches Weib, das im Arm einen weinenden Säugling
Hielt, nicht wußte sie, sollte den schreienden Rangen sie stillen,
Oder sich scheltend erwehren des frech umtastenden Saufbolds...
Zornig bedrohten wir ihn, auf die Straße hinaus ihn zu werfen,
Aber es half nicht viel. Da bändigt' ihn endlich der Schlummer,
Und er legte das Haupt, das weinschwer-nickende, grade
Mir auf die Brust; ich lacht' und ließ ihn gewähren: mir macht' es
Spaß, wie er arglos schlief, nicht ahnend, der pfäffische Schlucker,
Daß er schlief an dem Busen des grimmigen Anabaptisten.
Gibt es ein Schauspiel wohl, so schnöd' als ein trunkener Pfaff ist?
Müßte nur sein, daß der Heuchler noch widriger ist und der Mucker,
Welcher die Augen verdreht und klebt scheinheiligen Firnis
Über die heimliche Schmach. Auf menschliche Schwächen beruft ihr
Euch und natürlich Bedürfnis? O ihr — weit über Bedürfnis
Seid ihr verlottert und schmutzig, und mancher, der sollte der Hirt sein,
Lebt als das räudigste Schaf oft selbst in der ganzen Gemeine! —
Nein, nicht Schwäche nur ist es, die menschliche, die das Gelübde
Bricht; ihr macht das Gelübd' mit dem Vorsatz schon, es zu brechen!

Einst wohl führte den Frommen ins Kloster der Drang nach Entsagung,
Jetzo den Faulen der Drang, in behaglicher Muße zu leben.
Was einst Fromme gestiftet für heilige Diener der Kirche,
Schmausen die Diener des Bauchs. Und daß euch der klingende Säckel
Allzeit strotze, verkauft ihr der Einfalt schmunzelnd den Himmel,
Schier wie der Fuchs, der den Mond im Brunnen als Käse verkaufte
Seinem Gefährten, dem Wolf. Nur wenn in dem Kasten der Pfennig
Klingt, sprach Tetzel, da springt aus dem Feuer das büßende Seelchen!
Ist nicht lange genug schon das Silber der Deutschen in welschem
Schreine gewandert nach Rom, um die päpstlichen Lüste zu füttern? —
Ja, in weltlichem Sinn hinlebt ihr, das Geistliche tut ihr
Lässig und eilig nur ab. Ihr plappert die Messe herunter,
Worte verschluckend, daß Gott im Himmel so wenig die Sprüchlein
Als ihr selber versteht. Ihr versteht sie nicht, denn vergessen
Habt ihr euer Latein. Unwissende seid ihr und Tröpfe,
Sprecht wie die Mastschweintreiber, und möchtet die Leuchten der Welt sein?
Meint ihr, die heilige Weihe, sie macht hainbüchene Klötze
Stracks zu Lichtern der Kirche? Da irrt ihr: was hilft es dem Langohr,
Wenn er's Ziborium trägt? In den Klöstern die Büchergestelle,
Wie sie gelehrtere Väter und frömmere Männer errichtet,
Was sind diese für euch? Was soll denn der Kuh die Muskatnuß?
Würze der Erde, wo bist du? Wohl mag's noch etliche geben,
Wie der bewanderte Lange vor Jahren in Münster gewesen,
Und wie ich selber den wackern Ambrosius Haßlinger kannte,
Den Traumüller, den Edinger auch und den würdigen Hülskamp.
Aber die meisten von denen, die heut' sich scheren die Glatze,
Sind von verlotterter Art, sind Buhler und grobe Bacchanten!
Und da wundert es manchen, daß nirgends mehr in der Welt noch
Einer was hält auf Pfaffen, und daß man die Kirche verachtet?
Unglückseliges Rom, das in solchen gefährlichen Zeiten
Solcherlei Rüstzeug hat! Nicht schlagen die Ketzer und Feinde,

Nein, nur die Söldner der Kirche — die schlagen die Dauben dem Faß aus!
Pfaffe, wohlan! was weißt du zu eigner und deiner Gesellen
Schutz und Verteidigung? Sprich!" — So rief ins Ohr der gewalt'ge
Knipperdolling dem Mönch, dem bezechten. Doch der war inzwischen
Ruhig entschlummert. Er hatte das Haupt, das beschwerte, zur Seite
Gegen die Nonne geneigt und ruht' ihr über der Schulter.

Aber zum andern Mönch nun wandte der Kläger sich, rufend:
„Du da, hagrer Gefährte des wänstigen Moriobruders,
Schier zu sehen wie eine von Pharaos mageren Kühen
Neben der fetten, und neben der satten die lüsterne Todsünd'!
Meinst du, daß fertig ich sei mit dem Sündenregister der Pfaffheit?
Dünkst dich besser als dieser, dieweil dir mangelt der Dickwanst?
O, ich kenne dich wohl! Du bist von dem Holze, von welchem
Man zwar nicht Burgpfaffen mit kupfrigen Nasen, doch Henker
Schnitzelt und Hexenverbrenner! Wer ist rachsüchtiger, frag' ich,
Als ein Pfaffe? Dieweil euch die fröhliche Liebe verboten,
Haßt um so gründlicher ihr. Wieviel Erzengel auf einer
Nadelspitze zu sitzen vermögen, das glaubst du zu wissen,
Und wer zweifelt daran, den bedräust du mit Folter und Holzstoß!
Schichtete Mönchshand nicht, die wir brennen gesehen, die Scheiter,
Gott zur Ehr', ließ Haufen von zauberverdächtigen Weiblein,
Haufen von Ketzern den Stoß in geschwefeltem Hemde besteigen?
Ewig steht sie, die Säule des Rauchs — Schandsäule des Mönchtums!
Mönchshand stieß in die Kerker hinab die erlesensten Geister!
Mönchshand metzelte jüngst sechstausend Täufer in Holland...
Ist denn immer der Mönch nur ein Masttier oder ein Raubtier?
Mein' Seel'! sag' ich, wenn schwarz ist der Mönch, so ist es der Teufel,
Und wenn weiß — so ist es die Frau Großmutter des Teufels!"

Also der Kläger; ihn lohnte der Schwarm mit Gelächter und Beifall.
Aber, von Krechting geführt, schon hatten inzwischen die braunen

Söhne des wandernden Stammes entflammt einen mächtigen Holzstoß,
Den sie grinsend umtanzten mit frech-mutwilligen Sprüngen.
Jetzo ruft, der da führt mit gehobener Braue den Vorsitz
In dem Gericht, van Straaten, der Gaukler: „Nun kneipt mir den trunknen
Morio, daß er erwach' und ziemend vernehme das Urteil!"
Blinzelnd erwachte der Mönch, von den Händen der Männer geschüttelt.
Nochmals führt zu Gemüte der Richter ihm, daß er bezichtigt,
Traun, als schnöder Patron, Erzsäufer, gefräßiger Dickwanst,
Schutzherr schnöder Verdummung, als Unfriedstifter — mit einem
Wort, als Vater und Nährer der sämtlichen Übel auf Erden;
Und dann wandt' er zum andern, dem hageren Moriobruder
Sich und bewies, daß beide nun erst im Vereine der rechte
Völlige Morio seien, daher sie billig das Urteil
Treffe vereint. Sie sollten zuerst ablegen die Kutten,
Werfen ins Feuer sie stracks; dann wolle man gnädiger strafen.
„Petrus!" rief er, „bedenk', daß der Schlüssel des Himmels in andre
Hände geriet! Du, Paulus, bedenk', daß du nur ein Saulus!
Und so besinnet euch rasch; denn so ihr euch dessen noch weigert,
Wird man verfahren mit euch nach dem Moriobrauche der Väter!" —
Peter, der hagere, stand mit finsteren Blicken und stummem
Trotz vor dem Volke. Doch Paul, der Gemästete, als den Bescheid er
Hatte vernommen, dabei sich auch einigermaßen ernüchtert,
Drohend umringt, abzog er die weinig triefende Kutte,
Warf mit raschem Entschluß ins Feuer sie, rufend: „In Gottes
Namen! ist letztlich die Zeit in Wahrheit also verändert,
Und die Geschornen verjagt und die Keller der Klöster geleert auch,
Bin ich ein Pfaff' nicht mehr!" — Beifälliger Zuruf erscholl ihm
Weit in der Rund', und Lips van Straaten, der muntre, begann so:
„Höret anjetzt, ihr Männer, den Urteilsspruch, den ich künde!
Weil sich zur Hälfte bekehrt und zur Hälfte der Morio trotzet,
Zwiefach sei auch der Spruch. Dahier der Bekehrte, der Dickwanst,
Werde belohnt nach Gebühr, indem man zum Weibe das Nönnlein
Flugs ihm gibt. Sie gefallen, so scheint's, einander, die beiden;
Sahet ihr doch, wie vertraulich im Schlaf er an sie sich gelehnt hat!

Aber der Hagere da, der schweigend noch immer in schnödem
Trotze verharrt" — „Ins Feuer mit ihm!" so kreischte der wilde
Krechting; „ins Feuer mit ihm nach dem Moriobrauche von Münster!" —
Aber nun plötzlich erscheint der Prophet inmitten des Volkes
Wieder; um ihn das Gefolg' der Getreu'sten, der Feurigen, Ernsten,
Und der Verzückten und Seher, die ihn wie Trabanten umgaben.
Finster und unwirsch blickt' er; das lärmende Tun mißfiel ihm,
Und von den Stufen herab am Rathaus sprach er zur Menge:
„Bürger von Sion! mich dünkt, mit eitlem Gejauchz' und Gelärm nicht
Gilt es zu feiern den Tag! Den begnadeten Bürgern von Sion
Ziemet ein heiliger Ernst! Denn des inneren Wortes Erweckung,
Welches erlöset die Welt, noch lang' nicht ist sie vollendet:
Einkehr heischt sie ins Herz, nicht lärmendes, eiteles Treiben.
Viele noch gibt es, ich seh's, die im Geist nicht wiedergeboren!
Freiheit, hat sie es not, daß lärmend sie feiert ein Siegsfest
Hier auf Plätzen und Straßen, bevor nicht frei, wie von außen,
Auch von innen wir sind, und gesichert, was kaum wir errungen?
Sendet hinaus zum Tore den Mönch ins Lager des Bischofs!"
„Das ist's," rief nun Lips, „was ich selber gedachte zu sagen.
Hört, wie als Richter ich's meine. Man soll, dieweil da der Hagre
Schweigend verharrt im Trotze, verkehrt mit Stricken ihn binden
Auf einen Esel sofort, und hinaus durchs Tor auf die Straße
Jagen gen Telgte den Esel, hinein in das Lager des Bischofs! —
Fahr' wohl, Freund, und berechne, wieviel Erzpfaffen auf einem
Eselsrücken zu sitzen vermögen!" — Er sprach's, und gebunden
Ward auf den Esel der Mönch und hinaus gen Telgte getrieben.
„Aber ins Feuer," so rief noch Lips, „in den brennenden Holzstoß
Werft die Scharteken des Mönchs, die in unseren Händen geblieben!"
Und man warf in die Gluten des hageren Mönches Traktätlein,
Sah sie mit Jubel verkohlen. „Ins Feuer mit allem," so scholl es,
„Was noch übrig in Münster von solcherlei Resten der Pfaffheit!"
Und nun schleppte man fröhlich die Reste papistischer Schriften
Aus den Behausungen her und warf in die Glut sie mit Jauchzen.
„Männer von Sion, ich lob' es," begann nun der Meister von Harlem,
Fiebrisch erglüht, „daß, wie ihr daheim und in Kirchen zertrümmert

Heute die Bilder, damit nicht mehr sie uns trüben des Geistes
Bildlos sich in die Tiefen der Wahrheit tauchenden Augstern,
So auch vernichtet den Rest anjetzt des papistischen Schrifttums!
Aber ich sag', nicht sollten allein die Scharteken des Mönchtums,
Nein, ihr Männer von Sion, es sollte verstummen das ganze
Krause Geschwätz und Gelärme des äußeren Worts in beklexten
Pergamenten und Blättern, das ganze papierene Babel,
Das, unendlich sich türmend, wie einstens das steinerne Babel,
Zungen und Geister verwirrt. Was sind sie, die Bände, die Rollen,
Welche die Menschen gehäuft, und worein sie sich brütend versenken,
Ohne doch je zu erlauschen des innersten Geistes Verkündung?
Traun, wohl ließen zum Schalk Buchklexer entarten durch bunte
Lappen das ehrliche Wort, zur bepinselten Metze die Wahrheit!
Und die Gelehrten, was tun, was taten sie anders, als hüten
Goldene Barren, anstatt sie zu nützen? Wie Kinder, so plappert
Einer dem andern nach die Orakel der ewigen Wahrheit,
Und nicht einer bedenkt, daß das Herz sie sollten befeuern!
Tot ist die Buchweisheit: drum soll der beseelte Gedanke
Und das lebendige Wort im Volk nun als zündender Funke
Springen von Stirne zu Stirne, von Lippe zu Lippe! Die Wahrheit,
Längst schon ist sie gefunden, nur modert in Schränken sie immer
Seit Jahrtausenden noch: hinaus denn, sag' ich, ins Leben,
Frisch hinaus! ei was da gedruckt, ei was da gebunden?
Frei von Banden und Druck, ja, frei wie der Vogel in Lüften
Soll sie fliegen und singen von jeglichem Wipfel ihr Liedlein!
Kalt ist der Buchstab', tot; doch das Wort, es belebt und es zündet!
Wie uns erstarrte das Bild, so ist uns erstarrt auch der Buchstab',
Uns zum Dämon geworden, anstatt zum Befreier und Mittler!
Darum hinweg mit dem Wust, der die inneren Quellen verschüttet!
Laßt nur verstummt erst sein im Gesümpfe den quakenden Froschchor,
Und ihr werdet alsbald im Gebüsche den Sprosser vernehmen!
Erst wenn ganz wir befreit, wenn ganz wir verjüngt und erneuert
Sind von innen heraus, dann mag auch das Bild und das Wort sich
Wieder verjüngen und wieder zu Ehren gelangen der Buchstab'.
Doch kein Mitleid jetzo für diese verlotterten Sünder!
Was sie zusammen gesündigt, das sollen zusammen sie büßen!
Werft ins Feuer die Bücher, soviel noch zu finden in Sion!"

So der Prophet. Es qualmte, wie beutebegierig, der Holzstoß
Höher empor, und herbei nun schleppten die Bürger von Sion
Nach dem Gebote des Bäckers von Harlem Bücher und Schriften,

Feurig erregt. In den Hallen der eilig verlassenen Klöster
Standen des Schrifttums Schätze, bestaubt, vom Folioriesen
Bis zum Zwerg in Sedez. In der Eingangshalle des Doms auch
War seit Jahren gehäuft des gedruckten, geschriebenen Reichtums
Fülle, der Stolz von Münster, zum Nutzen der ganzen Gemeine.
Rascher entleert als gefüllt nun ward sie, die räumige Halle!
Hei, wie da im Gedränge der Eifrigen wieder vor allen
Knipperdolling sich regte, mit ihm auch der riesige Tylan!
Triefend von Schweiß, auf den Armen und wuchtigen Schultern getragen
Brachten sie Berge von Bänden, erstickend beinahe den Holzstoß,
Wenn sie die wuchtige Fracht auf die brennenden Scheiter entluden.
Anders bemühte sich Krechting: mit helfenden Scharen zum Rathaus
Eilt' er; aus den Gemächern und moderbestaubten Archiven
Bracht' er der Stadt Urkunden geschleppt: die verwitterten Schriften,
Pflichten und Rechte des Rats, Privilegien auch des Kapitels,
Bürgerlich Recht, Schuldbücher und alles, darauf des Besitztums
Ordnung zu Münster beruhte. Geschleppt nun bracht' er's, und grinsend
Sah er in knisternder Flamme die gelblichen Blätter verkohlen.
Und wie ein Taumel ergreift nunmehr des Verbrennens, Vernichtens
Lust die Gemüter; es bringt frohlockend der Schüler die Büchlein,
Drüber er schwitzend gesessen! und selbst der Magister, vom wilden
Geiste des Tages ergriffen, gehorcht dem Gebot des Propheten,
Und mit Freuden entleert er den Schrank in die lodernden Flammen.
Horch, aus dem Holzstoß klingt's, wie die wimmernden Seelen der Bücher!
Wie das prasselt und glüht! Wie in wehender, wallender Lohe
Kochend die bräunlichen Massen mit schwarzen, verkohlten sich mischen,
Durcheinander sich drängen, als wollten der Qual sie entfliehen
Aus der verzehrenden Glut! Aufrollen die knisternden Blätter
Eins nach dem anderen sich, als blättr' in dem Buche des Teufels
Faust; ha, wie sie, sich windend und krümmend, verlodern, verkohlen!
Wo nicht selbst sie die Flamme berührt, da setzt sie der Gluthauch
Schon in Brand, der heiß sie umweht; ausbricht in erhitzten
Massen die Lohe von selbst wie in leichtem entzündlichem Schwefel.
Aber zurück doch bleibt ein spinnweb-dünnes Geblätter,

Und auf dem stofflos-leichten, verkohlten Geblätter ist lesbar
Stets noch die Schrift — Buchstabe, du zäher Geselle, so lange
Trotzest des Feuers Gewalten du noch und der Rache des Schicksals?
Und das Geblätter, empor von den Lüften getragen, entflattert's,
Stöbert umher um den Stoß, wie der Flaum, wenn Tauben der Geier
Zauset in wehender Luft . . .
Heißa, wie poltern die wucht'gen
Folianten hinunter, daß hoch aufstieben die Funken,
Während im Sturz sie zu Asche die glimmenden Scheiter zermalmen!
Hei, an diesen wohl nagt er sich müde, der glutende Wolfszahn!
Schier zu kurz ist der Zahn und zu enge der feurige Rachen,
Um zu zerkaun, zu verschlingen die riesig gewaltigen Massen!
Ha, wie wehrt sich und sperrt sich das Ledergebinde, das zähe!
Aber des Glutelements unermüdlich erneuerter Anfall
Zwingt es zuletzt; in verdoppeltem Qualm hin über den Marktplatz
Wogt mißduftiger Rauch von den glimmenden Resten der Tierhaut.
Lips van Straaten, der Gaukler, mit lustigen Reden und Sprüngen
Schnüffelt er, wittert er immer umher an dem brennenden Holzstoß,
Schwörend, er wittre genau die verschiednen Gerüche heraus noch
Von den verkohlenden Häuten: es dampfe heraus aus den Flammen
Noch vom Esel und Bock und Rind und Schaf, die den Büchern
Hatten die Häute geliehn, und oft mit den Häuten — die Seelen . . .
„Solch ein Gelober, es reinigt gewißlich in Sion die Lüfte,“
Fügt er hinzu; „ei, glumset und gloset nur, Böckchen und Langohr!
Zeit ist's, daß ihr nun endlich zum segenden Feuer verdammt seid!“ —
Lustig genährt, wächst riesig der Brand in der Mitte des Marktes.
Hei, wie türmt sich genüber den stolzen Palästen der Holzstoß,
Selber ein Flammenpalast! Hoch züngeln als goldene Zinnen
Flammen ins Blaue hinauf! — Und rings um die glühenden Scheiter
Übereinander gehäuft, auftürmt sich das flammengeweihte
Schrifttum auch — nur mählich vermag man's zu bieten der Lohe,
Welche schon allzu bedrohlich durchglutet die Lüfte. Geschwellt ist's
Bis zu den Stufen hinan am Rathaus. Dort auf der höchsten
Steht der Prophet und nimmt, zornvoll, ein Buch nach dem andern
Aus dem geschichteten Haufen und wirft es hinab in die Flammen.

„Welch unendliche Fülle gedruckter, beschriebener Blätter!“
Ruft er mit bitterem Lächeln. „Wie viele geschwätzige Blätter
Hängen am Baum der Erkenntnis, und ach wie so wenige Früchte!“
Wieder ergreift er ein Buch und streift mit dem Blicke die Umschrift.
Und er liest: „‚Theophrastus, vom innersten Wesen der Dinge:
Handelt von heimlichen Kräften der Steine, der Pflanzen und Tiere.‘
Liegen sie nicht in uns selber, die besten der magischen Kräfte?
Denken wir dran, sie zu nützen! Ins Feuer mit dir, Theophrastus!“
Wieder ergriff er ein Buch und las: „‚Von den Taten des großen
Alexander, wie weit er in Persia, India vordrang‘ —
Ei, was soll es uns helfen, wie weit Alexander gedrungen,
Wenn wir, es lesend, nur um so beharrlicher hinter dem Ofen
Sitzen, gebogene Rücken und schwächliche Beine gewinnen?
Selbst ist der Mann! Wer tut, was er soll, ist so groß wie die Größten!
Fort — ins Feuer hinab mit dir, Mazedonierkönig! —
‚Commentarius‘ … Notengestrüpp, wo der Wicht den gelehrten
Gegner in feinstem Latein mit den gröblichsten Schmähungen abtrumpft …
Fort in die wabernde Glut! — Ei, ‚Quintessentia rerum,
Schule der Weltweisheit, der gesamten, so alten als neuen,
Handlich geordnet‘ — ich wette, der Bursch' hat selber im Traume
Nimmer geahnt, daß auch noch zu anderem da ist die Weisheit,
Als so handlich geordnet zu stehn auf den Büchergestellen …
‚Petri Fels: Grundfeste der heiligen, römischen Kirche.‘
‚Lutheri Spiegel der Ehren — der Kampf mit dem Drachen des Papsttums!‘
Wörtergezänk — noch balgt kleingeistiger Troß in des Tempels
Vorhof sich, wenn längst schon entriegelt das Innre des Tempels!
Fort in die Glut, ihr beide zugleich, kleingeistige Zänker!“ —
Und nun reicht ihm ein Buch aus dem Haufen der grinsende Krechting:
„Ei, da siehe, das Wort, das geschriebne, verehrte, die Bibel!“
„Bibel ist Babel!“ versetzte der Prophet, und in wilder Verzückung

Fügt er hinzu: „Hinab auch die Bibel!“ Da nahte der bleiche
Rottmann schüchtern dem Meister: „Ist Wahrheit nicht in der Bibel?“ —
„Bruder,“ versetzt der Prophet, „was Wahrheit, fragt schon Pilatus.
Manchmal wird ihr zumute, der Wahrheit, schier wie dem Vogel,
Welcher sich mausert, und mehr noch, es wird ihr zumut wie dem Vogel
Phönix im Araberlande! Da meinen so manche, sie dürfe
Nicht so tun, wie der Phönix im Araberlande: sie müsse
Tun wie die Eule, die hockt im Geklüft, lichtscheu, und der Ibis,
Der träg' füttern sich läßt von den Händen der Priester im Tempel.
Ja, Kleinmütige sagen, man müsse sie unter den Glashut
Stellen und doppelt verehren die alternd-gebrechliche, doppelt
Ängstlich sie hüten und schonend ihr fristen das schwächliche Leben.
Wisset, ihr Männer, im Dome zu Lübeck sah ich ein Weiblein
Unter dem Glas, nur groß wie ein Mäuschen. Ihm wurde durch Zauber,
Als es ein Mägdlein war, in frischester Schöne noch prangend,
Ewiges Leben verliehn, doch zugleich nicht ewige Jugend.
Und so ist sie verwelkt und vergilbt und vertrocknet zum uralt
Runzligen Mütterchen erst, und endlich zur Größe des Mäusleins
Ist sie zusammengeschrumpft. Nun scheint durch den Leib ihr die Sonne,
Hält man sie gegen das Licht. Wie die Frucht im Leibe der Mutter
Hockt sie und brütet so hin und regt sich im Jahre nur einmal.
Sehet, das wäre das Los auch der alternd-erhaltenen Wahrheit!
Aber sie will sich verjüngen! Und nicht wie die Eule, der Ibis,
Will sie tun, noch leben so hin, wie die Alte zu Lübeck
Unter dem Glas im Dome! Sie will so tun wie der Vogel
Phönix im Araberland, der stets sein eigener Sohn ist,
Wie sein eigener Vater! Nur wenn sie ihr Sterbliches opfert,
Mag unsterblich sie sein! Was verbrennt, ihr sterbliches Teil ist's!“ —
Also rief der Prophet, und wie er in Hallen des Domes
Hatte heruntergestürzt, beim Erdröhnen der Grüfte, die Bilder,
So auch warf er in lüstern entgegen ihm züngelnde Flammen
Jetzo das heilige Buch, machtvoll, aus erhobenen Händen:
Gierige Lohe verschlang's; und es wühlte nunmehr auch die glühe
Teufelsfaust in den Blättern der heiligen Apokalypse ...

Wieder ein anderes Buch nun reicht' ihm der grinsende Krechting
Und er nahm es und las: „Des Ovidius Göttergeschichten,
Zierlich in Reimen verdeutscht.“ Ein feiner und stattlicher Band war's,
Und mit Bildern der Götter und Göttinnen lieblich geziert auch.
„Fabelgeschwätz,“ so rief der Prophet mit düsterer Strenge;
„Tand, der entfremdet dem Ernst die Gemüter, mit lieblichen Worten
Und mit üppigen Bildern in weichliche Träume sie wiegend —
Fort auch dieses!“ Er rief's und erhob in den Händen das Buch schon,
Um es mit kräftigem Schwunge hinab in die Flamme zu schleudern.
Doch wer tritt da hervor so plötzlich? Ha, siehe, der bleiche
Träumer, der Jüngling-Mann, mit den reinen und stolzen und ernsten
Zügen, den sehnenden Augen, den Lippen, die dürsten nach Leben,
Jan von Leyden. Zuerst am heutigen Tage, seit jenem,
Da er nach Münster gelangt, entreißt er dem brütenden Schweigen
Sich, worein er versank, zu vereinen sich mühend des Meisters
Lehre, die kühn zwar, frei, doch düster und ernst, mit dem eignen
Gärenden Drang, den Gedanken der eigenen feurigen Seele.
Nicht ein Laut ist entflohn seit Wochen dem Munde des Träumers;
Doch nun tritt er hervor und, ergreifend den Arm des Entflammten,
Ruft er ihm zu: „Halt ein, o Prophet! Nicht allzu gewaltig
Schür' und nähre den Brand, sonst wird er, uns über den Scheitel
Wachsend, verzehren zugleich mit dem schuldigen Babel auch Sion!
Laß uns den Sänger, o Freund! Laß leben in Sion die schönen
Fabeln und Bilder der Dichter! Die Wahrheit wechselt auf Erden,
Ewig wahr ist die Fabel allein auf den Lippen der Sänger!
Wirf ins Feuer die Bibel und lösche die Lampen, die dämmrig-
Matt uns erhellten die Nacht, da es Tag nun geworden; doch nimmer
Schmähe das liebliche Licht, das aus wiedererstandenen Rollen,
Wiedererstandenen Bildern der Heiden heraus uns den ersten,
Heiteren Strahl in die dunkle, die mönchisch-verdüsterte Welt warf!
Sie, die aus Welschlands Schutte gegraben die Bilder der alten
Götter, ihr Grabscheit war's ja zuerst, was die Festen des Mönchtums
Schaufelnd gelockert, eh' Wort und Schrift sich zur Fehde beflügelt!

Ist durch sie doch der lieblich-erhabene Name der Schönheit
Über die Alpen gedrungen: da sahn wir, wie trüb und wie traurig
Hier uns das Leben umgab; nun floß in verkümmerte Seelen
Wieder ein männlich Gefühl und erschlossen sich wieder die Sinne.
Wirf ins Feuer, was tot, o Matthisson, doch verschone,
Was sich erneuert und lebt! Da der Wahrheit Phönix mit hellem
Aug' du erkannt, der jetzt, wie du sagtest, zu neuer Verjüngung
Wieder sich stürzt in die Glut, so verkenne den Phönix der Schönheit
Nicht, der eben verjüngt aus dem flammenden Grab sich emporhebt!
Wie du die Evangelisten gestürzt und die Bibel verbrannt hast,
Hat man nicht auch die Götter, die heiteren Götter der Alten,
Grollend ins Feuer gestürzt? Doch siehe, die Flammen verzehrten
Auch nur ihr sterbliches Teil — als Götter nur sind sie vernichtet,
Aber als leuchtende Bilder der Schönheit, Leben-verklärend,
Sind sie aufs neue entstiegen dem Grab: und hehr, in verjüngtem
Reize, verbinden sie sich dem befreienden Geiste der Zeiten,
Unserem Geist, dem jetzt wir in Sion bereiten die Stätte!
Laß uns den Sänger, o Freund, und der Anmut heiteres Erbe;
Laß uns die lieblichen Märchen, die lieblichen Bilder der Dichter!" —

Also der mutige Jüngling. Da war wie getroffen ins tiefste
Herz der ergraute Prophet. Sein flammengehärteter Sinn war
Einwurfs nimmer gewohnt. „Man merkt," rief er, „daß umher du
Zogst mit der Rotte der Gaukler, der liederlich-schnöden Gesellen:
Liederlich sind sie ja immer, die Gaukler, die Komödianten!
Liederlich sind sie, die Singer und Reimer, die Lautner und Harfner!
Liederlich sind, die hantieren mit Pinsel und Meißel! Sie geben
Ehre mit Worten dem Schönen, in lieblichen, zierlichen Bildern
Stellen sie's dar: sie erbauen die schönsten, die herrlichsten Tempel,
Aber im eigenen Geist tief drinnen, da sind sie des Unflats
Voll und der Unschönheit, unlauteren Sinns und verwildert!
Und indes um sich her sie verklären die weltlichen Dinge,
Hängt es wie Spinnengeweb' um ihre verödeten Seelen!
Seht, wie Babel sich brüstet mit üppig-verlockenden Künsten!
Seht, wie zu Rom, auf dem päpstlichen Stuhl, sich verschwistert der bunte

Tand mit jeglicher Schmach! Da herrschen die Lüste, die Hoffart,
Und die Tiara befleckt sich mit heimlichem Mord und mit Blutschand'!
Darum stürz' ich mit allem papistischen Zauber auch diesen!
Darum verbann' ich aus Sion die weichlichen, üppigen Künste!
Darum schleudr' ich hinab in die Glut dies Buch wie die andern!" —
„Willst du von neuem", so rief der erglühende Jüngling, „zur düstern
Zelle gestalten die Welt, nur daß uns der Zauber des Schönen
Nicht zum Bösen verlocke? Mir trachtet die Seele nach reinem,
Göttlichem Leben wie dir! Doch wahrlich, ohne der Anmut
Herzen-erhebenden Reiz nicht möcht' ich leben auf Erden,
Auch mit Heiligen nicht! Und kannst du des Guten und Edlen
Würdigen Ernst nicht einen mit heiterer Freude des Lebens,
Sag' nicht, daß du erlöset die Welt und begründet das neue
Sion, die Stätte des Heils! — Du saßest in trauriger Kammer,
Still: dein schwärmender Sinn, zuwandt' er sich immer nur einem
Pole des Lebens: es wölbte sich eng dir der Kreis der Betrachtung
Über dem Haupt! Ich aber, ich habe durchwandert die Lande
Jugendlich offenen Sinns! von wärmerer Sonne befeuert
Ward mir das Blut, und zerstreut hat helleres Blau mir die nord'schen
Nebel im Geist. So erschloß sich die Welt mir des Geistes und Herzens
Voll und ganz: nun glüh' ich nach einem: zu schauen auf Erden
Endlich in seligem Bunde vereinigt das Glück und die Tugend!
Siehe, so spiegelt in dir sich anders, und anders in meinem
Geiste das Sionsreich! Bis hierher, o Meister von Harlem,
Sind wir zusammen gewandert; nun aber, nun zweiet der Pfad sich
Dir und mir: so entfalten geschiedene Banner in Sion
Wir in ehrlichem Streit, und den Irrenden richte das Schicksal!" —
Also der Jüngling, und rings aufhorchend erschrak die Gemeine
Vor den gewaltigen Worten, mit welchen dem hohen Propheten
Jan von Leyden getrotzt. Die sionischen Bürger erstaunten
Vor des gebietenden Jünglings Gestalt, schon neigten im stillen
Ihm die Gemüter sich zu, durch heimlichen Zauber gewonnen.
Doch der Prophet stand da, todbleich, wild rollend die Augen
Unter den buschigen Brau'n. Ihn befiel ein Zittern — zur Ruh' dann
Winkt' er das leise Gemurmel, zum Volk aufs neue zu reden ...

Doch nun drängen heran sich eilende Boten. Sie melden,
Daß aufbrachen gesammelt am heutigen Tage des Bischofs
Scharen von Telgte gen Münster und schon von den Türmen der Stadt sich
Zeige der nahende Feind, sie mit stürmender Hand zu befehden.
Mächtig drohe das Heer, denn es sei mit reisigem Hilfsvolk
Und mit Kriegesbedarfe versehn von rüstigen Nachbarn,
Köln und Kleve voran, und sogar auch der luthersche Hesse
Stehe, zum Streite gen Münster, geschart um die Fahne des Pfaffen.

Mächtig gärt' es im Volk. In sich wie zusammengesunken
Schien der Prophet. Doch endlich erhob er aus brütendem Schweigen
Wieder das Haupt und tobend mit heftiger Stimme begann er:
„Männer von Sion! es nahet der Feind, daß ich kämpfend und siegend
Auch den Betörten in Münster bewähre die göttliche Sendung,
Welche daher mich geführt. Obsieg' ich den äußeren Feinden,
Werden beschämt mir vor Augen die heimischen Gegner verstummen!
Wisset, ihr Brüder im Herrn! seitdem ich geschritten durch Münsters
Tor, hat sänftender Schlaf kaum einmal leis' mir der Augen-
Lider berührt! Kaum fand ich die Zeit, um die brennenden Lippen
Mir zu benetzen des Tags einmal, wenn eifernd von Morgen
Bis zum Abend ich rang, um das Sionsreich zu begründen,
Mahnend und predigend immer, das innere Wort zu erwecken.
Heiß kocht mir das Gehirn wie in ewigem Feuer; denn groß ist,
Drückend und schwer ist das Werk, zu welchem der Herr mich berufen ...
Und nun sollte das Wort des Propheten in Sion geschändet
Sein, und der Lüge geziehen der Geist, der in mir sich verkündet?" —

So der Prophet. Da versagt' ihm die Kraft und die Stimme. Gebrochen
Sank er in Rottmanns Arme. Doch neu aufrafft' er sich wieder:
„Männer von Sion," so rief er mit fieberisch-glastenden Augen,
„Gehet nun hin und schließet die Tor' und umgürtet die Leiber,
Harrend der Stunde, die nahet, bevor noch die Sonne zum zweiten-
Mal gen Westen sich neigt, und in welcher es allen euch kund wird,
Was mir die Stimme des Herrn in die flammende Seele gelegt hat:
Ja, geht hin, und harret der Stund', in der ihr mit Augen

Schaut, wie der Herr durch mich und die Treuesten meiner Erkornen
Sion führt zum Triumph und das Wort des Propheten verherrlicht!" —
Sprach's, und entließ mit dem Wink die Versammelten. Wogend vom Marktplatz
Strömte zurück in die halb schon umdunkelten Gassen die Menge,
Stürmisch erregt, in Gesprächen, entgegen mit feurigem Mute
Blickend dem kommenden Tag, und erglüht, sich zu rüsten zur Abwehr.

---

## Vierter Gesang.

## Die Nonne.

Schwere Geschütze durchrasseln die Stadt auf rollenden Rädern
Nachts und im grauenden Morgen. Und dort, wo mangelt das Zugtier,
Hand anlegen die Männer, die Weiber. Geschleppt auf die Wälle
Wird nun der *Burlebaus* und der *Umpenplump* und der *Satan*,
Wird *Basilisk* und *Adler* und *Kauz*, und was da zu Münster
Sonst noch war von der Zahl rundlippiger Schlünde. Die *faule Grete* nur bleibt auf dem Markte zurück. Schwerfällig und mühsam
Ist sie vom Orte zu rücken: darum auch heißt sie die Faule.
Und man weist auf dem Markt ihr den ständigen Platz vor dem Rathaus,
Daß als das mächtigste sie von den Donnergeschützen zu Münster
Dröhnend verkünde dem Volk die gekommene Stunde des Angriffs.
Doch auf dem Wall nicht bloß, auch selbst auf der Häuser Bedachung,
Jener, die nahe dem Wall, hinwälzt man die ehernen Schlünde:
Hinter den Luken der Türm' und den Löchern, in Mauern gebrochen,
Gähnen, noch schweigend, die Röhren: wie Drachen, die lauernd am Eingang
Kauern des Felsengeklüfts. Blockhäuser umragen die weite

Stadt; vor jeglichem Tor ist erhöht ein gewaltiger Erdwall.
Aber das Innre vom Münster, zum Zeughaus hat sich's verwandelt;
Räumige Häuser am Markt, Werkstätten nun sind's, wo berußte
Männer am Glutherd stehn und ein stählern Geklirr und Gehämmer
Unablässig erschallt. Es beseelt ein Geist die Bewohner.
Knipperdolling und Krechting durcheilen die Gassen wie rasend.
„Kommt," so rufen sie, „klettern wir auf zu den Spitzen der Türme!
Nieder mit ihnen, auf daß wir mit Mörsern bespicken die Plattform!
Muß doch alles, was ragt, nun erniedrigt werden in Sion!"
So nun erglüht im Eifer die Stadt. Doch verborgen in stiller
Zelle noch weilt der Prophet, fernab vom drängenden Schwarme.
Einsam stand im Gemache der Greis, mit dem Blicke, dem stieren,
Gegen die Wände gekehrt, nicht Trank noch Speise verkostend.
Hat ihm gebrochen die Kraft des vergangenen Tages Bedrängnis?
Ganz ihm die Sinne verwirrt?
Nun sinken die Schatten des Abends.
Und zur Bewachung teilen in Wall sich und Tore die Führer.
Erst auf dem Markte versammeln die Scharen sich, hören die Losung,
Ziehen bewaffnet dahin, wo man ihnen gewiesen die Posten.
Aber der Jüngling von Leyden, er leitet die Schar, die gesandt war
Zu dem Servatientor, wo nahe der Mauer das Kloster
Nitzing ragte, verödet nunmehr, da entwichen die Nonnen.
So kam näher die Nacht. Da plötzlich tritt aus der Kammer
Matthisson, der Prophet, und besteigt sein Roß und umgürtet
Sich mit gewaltigem Schwert. Ihn umgibt ein Haufe verzückter
Schwärmer, gewaffnet wie er. Was sträubt so verwirrt auf des Greises
Haupt sich das graue Gelock? Was glotzt in den Augen, die glasig
Glänzen, so wüst und so schaurig? —
Es ist der umnachtende Wahnsinn!
Ihn, den Giganten, ihn selbst hat so des gewaltigen Schicksals
Blitz nun ereilt, auslöschend des himmelbestürmenden Geistes
Leuchte: gebrochen, und doch noch trotzend, ein Nebukadnezar,
Schwankt er den Seinen voran. Und keiner doch merket zu Münster,
Daß der Prophet wahnwitzig... wer schiede zu Münster den Wahnsinn
Von der Begeisterung noch? Voraus ihm, dem irren Propheten,

Rennt ein Verzückter und ruft, er sehe die Scharen der Engel
Himmelherab sich senken, zu teilen den Streit der Entscheidung.
Und dies schrie der Verzückte mit tollen Gebärden, als wollt' er
Fliegen den himmlischen Scharen entgegen, und drehte nach rückwärts
Weiter und weiter das Haupt; aus den Höhlungen traten die Augen,
Starr nach oben gerichtet; er fiel auf den Rücken und wälzte
Sich auf dem Boden zuletzt, und es trat auf die Lippen der Schaum ihm.
Andere ritten voraus, in der gaffenden Menge mit Zuruf
Spornend die Bürger, sich rasch zu gesellen der Schar der Erkornen.
Und zuliefen ihm manche, Begeisterte, hörend den Aufruf,
Feurigen Muts, und folgten der Schar der Erwählten des Greises,
Der, mit dem Blicke, dem stieren, und mit dem verwilderten Grauhaar,
Dort wahnsinnig hinaus in die finstere, schweigende Nacht zog . . .
Aber indes der Prophet auszog nordwärts durch das Kreuztor,
Stand am Servatientor, am anderen Ende von Münster,
Nahe dem Ritzingkloster, mit seinem bewaffneten Haufen
Jan von Leyden, bestellend als Führer und Ordner die Torwacht,
Und er verteilt' am Tor, auf dem ragenden Walle die Seinen,
Hinter den Mauern zugleich, in die manch gähnendes Rundloch
Gegen das Lager hinaus für Büchs' und Kartaune gewölbt war.
Auch in die Höfe des Klosters, die räumigen, legt' er Besatzung.
Jegliches hatt' er geordnet. Da plötzlich ersah er die braune
Divara wieder vor Augen. Sie schloß an die Streiter sich mannhaft,
Drängte mit liebendem Eifer sich stets in die Nähe des Jünglings.
Jetzt auch nahte sie ihm. Doch der schweigsam Sinnende wandte
Stolz von der Nahenden sich, von dem Weib, unheimlich verlockend.
Und entweichend vor ihr, einsam, durchschritt er die innern
Hallen des düsteren Klosters, verlor sich tiefer und tiefer
In den mäandrisch-verschlungnen, den nächtlich-umdunkelten Gängen.
Schauerlich hallte der Tritt in der finsteren Öde — das Dunkel
Schreckte den Wandelnden hier und dort mit gespenstigen Larven.
Und ihn bedünkt' es, als huschten, den Grüften entstiegen, die Jungfraun
All um ihn her, die seit Jahrhunderten hier in den Zellen,
Krank an vergeblichem Sehnen, das blühende Leben vertrauert,
Und als drängten sie sich mit blutlos lechzenden Lippen

Gleich Vampiren heran, ruh'los, noch sehnlich verlangend,
Selbst noch im Grabe, dem kühlen, was ihnen versagte das Leben ...
Sinnend so schreitet er hin, es umgraut ihn das nächtliche Dunkel.
Doch was schimmert ihm dort wie ein Stern vom Ende des langen
Finsteren Ganges entgegen? Er folgt dem erzitternden Irrschein,
Schreitet vorüber die Zellen, hinab bis zur letzten der Reihe,
Draus ihm das Lichtlein schimmert. Da, horch, es berührt wie ein Seufzer
Ihm aus der Zelle das Ohr — ein Seufzer, so eigen und seltsam
Klingt er, so heiß, so erstickt, wie gehaucht in höchster Entzückung.
Er nun öffnet die Tür. In die einsam-düstere Zelle
Fällt sein Blick, und betroffen erblickt er bei flackernder Lampe
Schein, das Gelock entfesselt, in weißem Gewand, auf den Knien
Liegend ein jugendlich Weib in andachtheißer Entselbstung.
Und noch merket sie nicht, daß nah' ihr ein Späher. Der Blick ist
Starr nach oben gerichtet, nach einem von Rosen umkränzten
Heilandsbildnis, umschwebt von lieblichen himmlischen Knaben.
Sel'ge Verklärung strahlt um die Beterin her, wie der Goldgrund
Strahlt um ein Heiligenbild.
Nun tritt ihr näher der Jüngling,
Schaut der Verzückten Gesicht. Und jetzo lodern die starren
Augen noch mächtiger ihr, noch flammender glühn ihr die Wangen
Einen Moment, und sie stammelt aus brennenden Lippen gepreßten
Laut — ein Seufzer noch folgt — dann aber, wie lohende Flamme
Plötzlich erlischt, als wäre sie müd', wenn zuhöchst sie gezüngelt,
Stirbt in den Augen des Weibs, in den Wangen die Glut; sie erhebt sich,
Tritt entgegen dem Fremden, wie einer, gerissen aus tiefem
Traum, unwilligen Blicks, in Verwirrung dem Störer begegnet.
Hoch nun erscheint die Gestalt: eine schwärmende Heilige scheint sie,
Und Heroine zugleich. Mit so mächtigem Baue der Glieder,
Wie doch vereint in den Zügen so rührender, himmlischer Ernst sich?
Wie mit so stolzer Gestalt so schwärmerisch-schmachtender Augstrahl?
Büßerin scheint sie, zerknirscht und reuig — und dennoch umschwebt sie
Magdlich ein Unschuldshauch! — Und wie ist sie verwandelt so völlig,

Seit im Gesicht ihr erloschen die Gluten der frommen Entzückung!
Mählich hat sich der Purpur der flammenden Wange zu krankhaft-
Leuchtender Blässe gedämpft, und des schwärmerisch-blickenden Auges
Ränder umspielt und umschattet in bläulichen, grünlichen Tönen
Himmlische Müdigkeit und die Schwermut heiliger Liebe.

Mächtig im Herzen bewegt, spricht Jan zur Frommen gewendet:
„Sage, wie kommt's, daß allein du zurück in des düsteren Klosters
Hallen noch bliebst und nicht mit den anderen Schwestern hinauszogst,
Weichend der nahen Gefahr, und dem Wort des Propheten gehorchend?"

Ruhig erwidert darauf ihm die Beterin: „Wisse, der Schwestern
Letzte, sie zog hinweg noch am Morgen des heutigen Tages.
Aber, o Fremdling, ich selbst, nicht denk' ich zu weichen, so lange
Hier noch im Winkel der Krug und im Korbe das schimmelnde Brot mir
Fristet das Leben, und nicht die Gewalt aus der Zelle mich fortreißt!"

Also die Nonne. Dem Jüngling erschließt sich das Herz, so wie einem,
Welchem auf ödem Gefild' eine prangende Blume sich öffnet,
Oder ein holdes Gestirn aufglänzt im Dunkel. Des Herzens
Regung zu zähmen vermag nicht lange der staunende Träumer.
Und mit der Sprache des offnen, des jugendlich-feurigen Mutes
Ruft er: „O herrlich Weib, warum aus der düsteren Zelle
Hast du den Spiegel verbannt? O wie doch, sage, vermochtest
Du dich zu bergen so lang' vor dem spähenden Auge der Sehnsucht,
Welches die Weiten durchschweift, ein Bild wie das deine zu finden?"
Sprach's, und sie blickte wie zürnend. Doch er fuhr fort in Entzückung:
„Wenn ich mir dacht' ein Weib, ganz würdig der Liebe, beglückend,
Dacht' ich es mir so hehr, so stolz, so schön und so edel,
Dacht' ich es mir mit so großen und mondhaft leuchtenden Augen,
Dacht' ich das hehre Gesicht so verklärt mir von reizender Blässe,
Dacht' ich so ernst mir die Stirn und sinnend, die Locken so goldbraun
Schimmernd, die Lippen umschwebt von solch liebreizender Schwermut!

Ist's denn möglich, daß fremd ich dir scheine, wie alle die andern?
Dünkt mich doch, als wärst du vertraut mir gewesen von jeher!"
So nun auf einmal rang aus des Jünglings Seele, des hohen,
Glühend hervor sich die Fülle des liebenden tiefen Empfindens.
Männlich und kindlich zugleich, harmlos und vertraulich, mit kecker
Hand, schier ohn' es zu wissen, ergreift er eine der langen
Hangenden Flechten der Nonne, von jenem entzückenden Goldbraun,
Welches wie goldene Fassung den blanken Juwel des Gesichtes
Leuchtend umrahmt. Rasch zuckt aus dem Auge der Schönen ein Blitzstrahl
Auf den verwegenen Schwärmer: gebieterisch weist sie hinweg ihn;
Zornvoll steht sie vor ihm.
Da erwacht auch im Busen des Jünglings
Wieder ein stolzeres Regen: im Aug' eine Flamme des Unmuts,
Trotzt er der kühnen Gebärde. Ein Blick trifft hehr sie und machtvoll,
Und so leuchtend begegnet dem magdlichen Auge, so sieghaft
Männlichen Geistes Gewalt, daß ein leises Erbeben und Bangen
Plötzlich den Leib ihr durchläuft... Ist das noch der schwärmende Jüngling,
Der wie ein spielendes Kind nach den bräunlichen Flechten gegriffen?
Ei, wie kommt's, daß sie zittert, und daß ihr Aug' vor des Fremdlings
Auge betroffen sich senkt? — Da zuckt es wie flüchtiges Lächeln
Über des Jünglings Lippen; ein freudig-stolzer Gedanke
Streift ihm die leuchtende Stirn... Doch das Lächeln erstirbt in der warmen
Liebenden Milde des Blicks, und wieder beginnt er, wie flehend:
„Sprich, warum doch willst du der Welt entsagen für immer?"
„Weil ich sie hasse!" versetzt mit bitterem Lächeln die Jungfrau.
„Weil sie ein sündiger Pfuhl — kein Engel entrinnt der Befleckung!
Weil ein dämonischer Finger nach allem, was rein ist auf Erden,
Neidisch greift und verrucht, wie nach glänzenden Augen der Kinder
Picken die Raben..."
„O, schmähe sie nicht," entgegnet der Jüngling:
„Schmähe sie nicht; denn wisse, die Welt will mächtigen Schwunges
Eben sich schöner erneun, zustrebend erhabenen Zielen!

Andere Zeiten erblühn, wo das Edle, das Schöne, das Reine,
Heimisch zu werden vermag, wie vormals nimmer auf Erden.
Komm, laß freudig dich grüßen als edelste Tochter von Sion!"
Sprach's, und mit sanfter Gewalt an der Hand zu erfassen die Jungfrau
Strebt er; sie aber ergrimmt, wie berührt von verwegenem Unhold:
„Weiche zurück von mir!" ruft sie — und mit bebender Stimme
Fügt sie leise hinzu: „Mir schaudert vor deiner Berührung!"
Staunend betrachtet sie Jan: er weiß nicht, ob sich verwirrte
Sinne gebärden so fremd, ob heilige Scheu der Geweihten.
„Wie, du schauderst?" so ruft er. „Ich schaudre!" versetzte die Jungfrau,
Und sie starrte dabei wie betäubt, wie verloren, mit großen
Augen den Jüngling an: „Ja, Fremdling, ich schaudre vor deinem
Blick, vor dem Lächeln des Munds... so blickte, so lächelte jener,
Welcher mich schaudern gelehrt, und vor welchem der Schauder hierher mich
Trieb, Zuflucht zu erringen in düsterer Zelle des Klosters..."
Forschend ins Antlitz blickt dem verstummenden Weibe der Jüngling.
Mitleid faßt ihn. Und wieder beginnt er: „Vertraue mir, Edle,
Künde mir, wie du gelernt, vor dem Blicke des Mannes zu schaudern!"
Bitter wie Hohn umzuckt es der Jungfrau Lippen: „Erzählen
Soll ich dem Fremdling, dir, was ich trotzend verhehlte dem trauten
Ohre der Meinen sogar?" — „O, laß mich's vernehmen!" — Ein Zauber
Lag in des Bittenden Stimme, die tief aus dem Herzen herausklang.
Wieder nun senkt sie den Blick. Und ruhigen Tones zu sprechen
Fortfuhr jener: „Vertraue dich mir! Du bedarfst des Beschirmers!
Weißt du es nicht, daß die Stadt seit gestern den Wiedergetauften
Gänzlich geworden zu eigen? Daß Mönch und Nonne fortan nur
Sicher im Kriegsfeldlager noch weilen des Grafen von Waldeck,
Welcher als Bischof jüngst und als Fürst zu Münster geherrscht hat?"
Ei, was bricht sie zusammen bei Waldecks Namen, die stolze
Nonne? Was sinkt sie hinab auf den eichenen Schemel des Betstuhls,
Gleich als ob ihr versagten die Knie und schwänden die Sinne,
Und mit den Händen verhüllt ihr Gesicht sie. Aber nun plötzlich

Springt sie empor, tritt hin vor Jan, und: „Vernimm mich," so ruft sie,
„Anabaptist! — du magst, ja, du sollst es erfahren, das Schicksal
Hillas, und was sie hierher in die Zelle des Klosters geführt hat!
Höre mich an, denn es spornt mich zu reden ein flammender Drang jetzt!
Höre mich an: dann gib mir getreuen Bericht, ob in Wahrheit
Besser geworden die Welt, seit Hilla für immer entsagt ihr!" —
Ernst aufhorchte der Jüngling; die Nonne begann zu erzählen:
„Eigen, nun träumerisch-still, nun feurig und trotzigen Sinnes,
Weltscheu, züchtig erzogen und fromm von frommen Erzeugern,
Tief in der Brust ein Sehnen, dem dürftig und schal sich und öde
Zeigte die Welt, das gern sich verlor in winkende Fernen,
So wuchs Hilla heran. Man pries im Volke der Jungfrau
Jugendlich blühenden Reiz, und ein Ritter von edlem Geschlechte
Wollte die Minne gewinnen der Spröden, der Züchtigen, Scheuen.
Magdlich erglüht sie. Da drängt er an sie sich mit wilder Begierde:
Aber zu mächtig, zu tief war Scheu vor des Mannes Berührung
Ihr in die Seele gelegt, und stolz auch war und gewaltig
Sie, wie schwärmerisch-fromm. Nun ergrimmte der stürmische Werber;
Ruchlos raubt' er zuletzt die sich Sträubende, brachte sie tückisch
Fort auf ein einsam Schloß und erneute die schändliche Werbung.
Aber sie wandte sich jetzt vom Bedränger mit doppeltem Abscheu,
Magdlich im tiefsten gekränkt, daß er tückisch, Minne gelobend,
Einzig entweihn sie gewollt zum Zielpunkt frecher Begierden.
Blühende Blum' im Feld, ach, näher als zärtlichen Händen
Ist sie dem Fuße — sie läßt sich bequemer zertreten als pflücken!
Lang' noch trotzte sie ihm: in gewaltigen Gliedern zur Abwehr
Hatte sie männliche Kraft. Da wandt' er zu Mitteln der Hölle
Sich: er versetzte den Trank ihr mit tückischen Säften; bewußtlos
Sank sie in Schlaf, wie der Tod so tief. Und als sie erwachte,
Fand sie sich ruhend gesellt auf dem Lager dem Ruhenden, wehrlos,
Sah um den Nacken den Arm des Entführers vertraulich geschlungen.
Schlummernd, so lag er, die Lippen umschwebte zufriedenes Lächeln.
Aber zumut war ihr, als wär' ein entsetzlicher Frevel
An ihr geschehn: es durchzuckt' ihr die zitternden Glieder ein fremdes,

Nimmer verstandnes Gefühl: sie beginnt vor sich selber zu schaudern,
Rafft sich empor, und zurück auf das weichliche Lager den Bös'wicht
Schleudernd, der, eben erwachend, noch fest sie zu halten bemüht ist,
Stürzt sie hinaus in die Nacht... Viel' Tag' lang schweift sie in Wäldern,
Schweift sie auf Heiden umher, schläft nachts in Höhlen. Und nimmer
Sieht sie den heimischen Herd. Aufnimmt zuletzt sie die Zelle.
Und nie wieder zu lassen die Zelle gedenkt sie, zu schauen
Nimmer die Welt. So, Freund, ist Hilla Nonne geworden!
Und auch der edel Geborne, der werbend hierher sie gescheucht hat,
Warf sich in Priestergewande: doch nicht um der Welt zu entsagen,
Nein, er zog, wie so mancher aus edlem Geschlechte, den Chorrock
Über den Harnisch, als Fürst einen Bischofsstuhl zu besteigen:
Und bevor noch erhalten die sämtlichen Weihen der Edle,
Ward ihm gedrückt auf die Stirne die Bischofsinful zu Münster."

Mächtig erstaunt, fragt Jan: „Du sprichst vom Grafen von Waldeck?"
Hilla neigte das Haupt. „Er fand auf dem fürstlichen Thronstuhl,"
Sagt sie, „nimmer das Glück und den Glanz, den mit weltlich gesinnter
Seel' er gesucht. Mir aber erblühte der Frieden in trauter
Zell', ein Glück, das ich nimmer geahnt. O, wie könnt' ich entsagen
Jemals der himmlischen Lust, die beseligt ohne Befleckung,
Ohne zurück im Herzen zu lassen den Stachel der Reue!
Mir durchglühte die Seele nach höherem Glücke die Sehnsucht
Unruh'voll, und nun fand ich es hier zu den Füßen des Heilands.
O, wer schildert die Wonne, zu welcher auf himmlischer Andacht
Schwingen der Geist sich erhebt in stillem Gemache, die süßen
Schauer, mit welchen die Hallen der Kirche den Beter umwittern:
Ruhe, so süß, wie sie schwebt um den Altar, wie von den hohen
Wölbungen nieder sie quillt, winkt nirgends auf Erden! Das Taglicht
Hat nichts Irdisches mehr, und es schweben wie spielende Engel
Halb im Dunkel verloren die himmlischen Lichter und Strahlen.
Weihrauchdüfte berauschen und mächtige Stimmen der Orgel
Sind ein klingender Sturm, der die Seelen wie Blätter dahinreißt,

Brausend nach oben sie fährt! Und die Bilder der Heil'gen, sie leben,
Denn sie erwidern die Liebe, in immer erhöhterem Liebreiz
Strahlend, je länger der Blick sie umschmiegt in brünstiger Andacht.
Sieh den Gekreuzigten hier! Dies Bild, o, wie ist es zum Seelen-Bräutigam mir geworden, zum himmlischen Tröster, zum hohen
Spender der Freuden! Wie schmückt es die düstere Zelle so lieblich!
Wie du heute mich fandest verloren in süßer Entzückung,
Siehe, so Nacht um Nacht lag ich, und wünschte des Dunkels
Nahen herbei, wenn der Tag mich umgab, mit heißem Verlangen.
Und wenn das Herz mir schwoll und zu eng mir wurde die Zelle,
Und ein Sehnen die Brust durchwogte, mir selbst unerfaßlich,
Eilt' ich nächtlich hinaus in die schweigende Halle des Kreuzgangs:
Da quoll zauberisch mir in den Busen herab durch die hohen
Fenster der goldige Mond: auf des Kreuzgangs kühlende Quadern
Sank ich hin und trank es in mich, das berauschende Mondlicht,
Und als wären mir leise die rinnenden Adern geöffnet,
Fühlt' ich ein wonnig Zerfließen. Da schwanden mir alle die Bilder,
Und der Gekreuzigte selbst: wie mit glühenden Armen umfaßte
Mich ein unendliches Glück und in Schauern der Wonne verging ich!"

So sprach Hilla und wieder erglühten die Wangen und Augen:
Liebe-berauscht und erstrahlend in mehr als irdischer Schönheit
Stand sie vor Jan. O, dieses von himmlischer Liebe verklärte
Jungfraunbild — o beglückt, wem dies an den Busen zu drücken
Wäre vergönnt, und zu sagen: Du bist mein eigen! Ein Seufzer
Ringt aus des Jünglings Brust sich empor. „O Hilla," so ruft er,
„Ströme die Woge der Lieb' aus dem Borne des edelsten Herzens
Nicht ins Leere du hin! Laß lieber sie sengend erfrischen
Diese bedürftige Welt! O, schwebe vom Himmel, dem hohen,
Wieder zur Erde herab, um die Erde zum Himmel zu machen!
Hilla, kennst du die Minne, die irdische? Schüttle das Haupt nicht!
Himmlisches, irdisches Lieben — es ist ein Trachten, ein Sehnen
Nach dem unendlichen Glück! Wer glutvoll betet, o Hilla,
Wie ich dich beten gesehn, der versteht auch glühend zu minnen!
O, du kennst sie, die Minne! Die Alltagskinder da draußen
In dem Gedränge der Welt mißbrauchen den Namen der Minne;
Du doch, Nonne, du kennst sie! Beglückenden Schatz der Empfindung
Birgt dein Herz, doch es kam ein Würdiger nicht, ihn zu heben.

Jener, der frevelnd und frech mit Gewalt dir entrissen das Höchste,
Heiligste, statt mit den Lauten des Herzens, den rührenden, zarten,
In dir sacht zu beschwören den Schauder der magdlichen Seele —
Niemals kannt' er die Minne! Wie er, Unzählige steigen
Nieder ins Dunkel der Gruft, nicht kennend die Freuden der Minne,
Und noch weniger kennend den heiligen Ernst der Entzückung,
Keuscher als Unschuld selbst, und frömmer als selbst die Entsagung ...

Immer verlangte das Herz mir, nach Kronen des Glückes zu greifen,
Immer erträumt' ich ein Reich, wo sich Himmlisches, Irdisches einten:
Und dies wonnige Reich, was wär' es mir ohne die Minne?
Glaub' mir, ich habe, wie du, als Träumer die Menschen geflohen,
Und doch flammte der Drang in der Brust mir nach einem geliebten
Bilde, vor welchem ich könnt' anbetend vergehen in Liebe.
Ei, sie schelten uns stolz: doch Stolze nur wissen zu lieben!
Gänzlich zum Sklaven sich machen im jubelnden Drange des Herzens,
Das ist der Gipfel des Glücks für die stolzesten, freiesten Seelen,
Welche die tiefste der Gluten im innersten Grunde verbergen!
Das ist Wonne, wie nimmer sie werden die Zwerge begreifen,
Die nur zu Sklaven sich machen, dieweil sie zu Sklaven geboren.
Wer da besitzt kein Selbst, wie vermag der eines zu opfern?
Aber nur Edle verstehn auch zu lohnen das Opfer der Minne!
Schmeichelnd — o Schicksalshohn! — umdrängten mich lockende Weiber,
Seit mir der Erstlingsflaum um das Kinn und die Lippen gesproßt ist:
Aber was konnten sie bieten, als kleine Gefühle, die Kleinen?
Freilich — sie schwärmten und lärmten mit klingendem Prunk der Empfindung
Und sie umtanzten mich Spröden mit Zimbelgetön, wie Verzückte.
Aber ich suche die Göttin — was soll der Bacchantinnen Chor mir?
Gleichwie der Dürstende schmachtet in weit umwogender Salzflut
Auf der unendlichen See, so, auf Wellen der Liebe getragen,
Hab' ich nach Liebe geschmachtet! — Ich lernte verachten die Weiber,

Schmähen der Minne Geschenk. Da plötzlich nahte vor Monden
Mir ein Weib, ein dämonisch Geschöpf, mit verlockendem Anreiz,
Und als wollte sie rächen an mir ihr Geschlecht, zu bestricken
Strebte sie mich durch Zauber. Und traun, zwar schlecht nur gelang ihr's,
Aber die Fessel, sie drohte doch stets mit leisem Geklirr noch...
Siehe, da fand ich dich: und ich sah, was lang' ich ersehnte:
Holdestes, Reinstes vereint, eine Heldin und Heil'ge. Gebrochen
Ist er für immer, der Zauber des schnöd' unheimlichen Weibes,
Seit mein Aug' dich erblickt! Du bist mein Heil nun, o Hilla!
Folge mir! Wohl mag schwelgen ein Weib in himmlischer Liebe,
Aber die irdische nur mag krönend vollenden ihr Schicksal!" —
Also spricht er, und wieder die Hand zu erfassen der Jungfrau
Strebt er in liebendem Drang. Sie stößt aufs neue zurück ihn —
Aber ihr zittert die Hand. Schon hat vor dem leuchtenden Jüngling,
Welcher in schöner Erwarmung mit Lauten des Herzens zu ihr spricht,
Wie noch nie sie vernommen, ein Zauber sie mächtig ergriffen,
Herz und Sinne berückend, ein fremder, berauschender Taumel.
Und das gewaltige Weib mit den müden und schmachtenden Augen
Glüht wie zuvor sie geglüht: doch die Glut, sie ist anders geartet.
Macht nur weicher das Herz, nur reifer den Sinn die Entsagung?
Und nur empfänglicher noch für den zündenden Blitz des Verlangens?
O, wer vermöcht' es zu schildern, das rührend-entzückende Schauspiel,
Wenn aus Zügen, die strenge der Welt sich entfrembet, aus düst'ren
Augen, aus bleichem Gesicht voll herben, vom Stolze gedämpften
Reizes auf einmal schämig ein minne-verlangender Purpur
Bricht, zur bebenden Braut sich die Spröde, die Heilige wandelt!
Aber sie faßt sich aufs neue, die Heil'ge — noch weiß sie es selbst nicht,
Was ihr die Sinne verwirrt, noch kämpft sie mit dunklen Gefühlen.
Angstscheu blickt sie um sich, mit wogendem Busen, wie schwindelnd
Und wie spähend nach Hilfe. Zuletzt mit leisen, verwirrten
Lauten noch stammelt sie: „Horch! klang nicht vom Turme die Stunde
Mahnend herab, die zu Psalmengesang in der Kirche die Schwestern
Rief in der Samstagsnacht? Mir ziemt es, hinab in die heil'gen

Räume zu wandeln, wie sonst, ob allein auch, daß ich des Ordens
Heiligen Brauch vollzieh' und getreu nachlebe dem Eidschwur,
Den ich getan vor Gott!" So Hilla. Aber mit sanftem
Lächeln entgegnete Jan: „Umsonst heut' nach dem gewohnten,
Mahnenden Schlage der Stunden im Turm hinlauschest du, Jungfrau!
Wisse, heruntergestürzt ist die Spitze des Turms, und Kartaunen
Sind auf die Quadern gepflanzt! O, gewöhn' an andere Klänge
Jetzt, o Hilla, das Ohr! Horch auf! Vor dem Fenster der Zelle
Schmettert der Sprosser ein Lied im duftigen Garten des Klosters!" —
Spricht's, da lauscht eine Weile den brünstigen Tönen die Nonne,
Unruh'voll, und sich selber vergaß sie. Doch dann, wie erschreckend,
Reißt mit Gewalt ihr Ohr von den schmelzenden Klängen, ihr scheuer
Blick von dem Jüngling sich los und flüchtet, gescheucht wie ein Vogel,
Hin zu des Heilands Bild: einen leisen und flehenden Seufzer
Sendet sie hin aus der Brust, der gepreßten . . .

Da plötzlich erlischt still-
Knisternd die Lampe, die glomm vor dem Bild und erhellte die Kammer.
Und durchs Fenster herein quillt leuchtend der goldene Vollmond.
Siehe, des Jünglings Gestalt, hehr steht sie und lieblich in vollem
Licht, doch das Heilandsbild, es verliert sich im schattigen Dunkel.
„Hilla!" rief mit Begeistrung der Jüngling, „die flackernde Flamme,
Siehe, verlischt, da verzehrt in der qualmenden Lampe das Öl ist;
Aber es quillt in die Zelle herein uns von oben ein neues,
Himmlisches Licht! O, mißtrau' ihm nicht, dem verklärenden Glanze
Dieses unendlichen Lichts! Laß fahren die flackernde Lampe!"
Aber sie fleht: „O, weiche von mir, du schnürst mit den sanften
Drängenden Worten so schmerzlich das Herz in der Brust mir zusammen!
Glutschwül scheint das Gemach, voll drückenden Qualms; es versagt mir
Odem und Stimme!" — So klagt sie. Da drückt ans Fenster der Zelle
Sacht ein wehender Hauch — es erschließt sich — die freieren Lüfte
Quellen herein. Sie hauchen so würzig, von Düften geschwängert

Blühender Sträucher im Garten — es geht durch die Wipfel der Bäume
Leis' wie im Traum ein Geflüster. Ein heimlicher magischer Bann zieht
Hilla mit Jan ans Fenster, das offne: die beiden, sie blicken
Schweigend hinaus; da steht vor ihren erglühenden Augen
Sternhell prangend die Nacht: von den Strahlen der Stern' und des Mondes
Fühlen sie sich wie umrieselt von Wellen berauschenden Lebens,
Tauend vom Äther herab in die jugendlich-glühenden Seelen.
„Weit ist und herrlich die Welt, o sieh, und so enge die Zelle!"
Ruft der begeisterte Jan. „O komm und folg' mir ins lichte
Leben hinaus! Du schweigst? O, du mußt mir folgen, und sträubst du
Spröde noch länger dich hier, so werd' ich mit kräftigen Armen
Kühn dich umfassen, hinweg aus der düsteren Zelle dich tragen!"
Und mit dem Mute, dem tollen, der Lieb' und Jugend umschlingt er
Stürmisch die Nonne; da läuft durch den Leib ihr ein plötzlicher Schauer
Bleich ist, bleich wie im Tod ihr Gesicht, kalt Wangen und Stirne:
Und einen Leichnam meint er entsetzt im Arme zu halten
Aber da weht ihm plötzlich ihr Odem glühend entgegen...
Doch sie findet sich selbst noch einmal wieder, und bebend
Tritt sie, doch schweigend zurück. Ihr folgen die Blicke des Jünglings.
Und aufs neue nun blitzt es im Aug' wie erwachender Stolz ihm.
Aber er spricht mit Ruhe zuletzt: „Fahr' wohl denn, o Hilla!
Konnt' ich entfachen in dir nicht selbst die gewaltige Minne,
Mein ist die Schuld, nicht dein. Wie sollt' ich eitel dir zürnen?
Wahrlich, so lang noch Sünde dich dünket die Minne, so lang dir
Höllische Flamme der Kuß und ein Greuel des Mannes Berührung,
Schauder erweckend — so lang nicht freudig zu folgen dem Manne,
Ihm wie ein harmlos Kind am Busen zu ruhn du vermöchtest,
Vorwurfslos — so lang nicht pochend das eigene Herz dir
Sagt, daß ernster auf Erden und heiliger nichts als die Minne:
Hilla, siehe, so lang wär' wahrhaft Sünde die Minne!
Nimmer ja wär' sie die echte! — Und so fahr' wohl denn, o Hilla!

Konnt' ich zur Liebe noch nicht, zu schuldlos freudiger Liebe
Wecken das Weib, nicht will ich die Nonne zur Sünde verlocken!"
Sprach's, und wandte sich ab, um hinweg aus der Zelle zu schreiten,
Aber dem Scheidenden schlägt noch ans Ohr ein plötzlicher Aufschrei.
Wie in der Glut des Gefechtes zuweilen ein Krieger noch fortkämpft,
Wenn ihn das Blei schon ereilt, dann aber erbleichend vom Streitroß
Plötzlich sinkt, ein Entseelter, bevor er noch spürte die Wunde:
So war ringend das Weib, unwissend, vom Pfeil des Verlangens
Lang schon getroffen ins Herz, und jetzo brach sie zusammen.
Und so, wendend das Haupt, wie in Ohnmacht niedergesunken,
Sieht der Jüngling sie ruhn, mit geschlossenen Augen, doch atmend.
Hoch aufwogt ihm das Herz, frohlockend mit glühendem Antlitz
Neigt er sich über sie hin und bedeckt sie mit flammenden Küssen.
Aber nachdem sie erwacht und geöffnet die lieblichen Augen,
Seltsam ist sie verwandelt, ist wiedergeboren in Wonne!
Hat sie die Rolle getauscht nunmehr mit dem liebenden Jüngling?
Fester an ihn sich schmiegt sie und stammelt im Taumel des Herzens
Selbst nun immer aufs neue die bräutliche, minnige Frage:
„Liebst du mich, süßester Freund?" — Mit Entzückungen füllte des Jünglings
Herz dies zärtliche Stammeln vom Munde des herrlichen Weibes.
„Siehst du, Geliebte," so ruft er mit süß-wehmütigem Lächeln,
„Siehst du, inmitten des Haders, des feindlichen Waffengerassels,
Welches die Stadt umdröhnt, und umlagert von grimmigen Scharen
Hat nun allein uns beiden ein himmlisch Asyl sich erschlossen
Hier in der düsteren Zelle! Wie hat in diesem Asyl sich
Kraft und Mut mir gestählt! Nun doppelt vertrau' ich dem neuen
Sion, doppelt erglüht mein Herz für die leuchtenden Ziele,
Die mir winken! O, tritt zur Seite mir, Tochter von Sion!
Bist du doch wiedergetauft, ja wiedergetauft durch die Liebe!" —
Also schwelgten die beiden in wonniger Herzensentzückung.
Viel noch, feurig beredt, sprach Jan vom sionischen Reiche.
Aufhorcht schon sie begeistert: und traun, so willig zuvor nie
Trank ein lauschendes Ohr die Verkündung der Anabaptisten.
Feurig ergriff ihr Geist, der gewalt'ge, die großen Gedanken,
Und sie horchte so lang, bis aus ihrem Gemüte gewichen
Jeglicher Selbstvorwurf, bis im innersten Grund sie verwandelt
Schien und als schmerzlicher Traum ihr entschwebt das vergangene Leben.

Doch, was streift ihr die Stirn noch ein plötzlicher Schatten der Schwermut?
Heftig fährt sie empor, und ergreifend die Hand des Entflammten,
Ruft sie: „Was je ich empfand, mit verstärkter Gewalt durchstürmt mich's!
Doppelten Haß nun zoll' ich dem Schändlichen, welcher, so ruchlos
Minne vergeltend mit Schmach, mein Leben für immer vergiftet!
Bin ich denn wert noch der Minne, du edler, du herrlicher Werber?
Wild durchtoben die Brust mir Gewalten und drohn sie zu sprengen!
Höre den Schwur, o Geliebter! Als würdige Tochter von Sion
Wird sich Hilla bewähren, sobald ihr winket die Stunde!
Eins doch gelobe du mir: laß hier in der Zelle mich still noch
Wenige Tage bedenken, wie bald ich erfülle den hohen
Schwur, und aus meinem Gedächtnis Vergangenes lösche für immer!
Forsche nach mir nicht mehr! Denn ich selbst, wenn da ist die Stunde,
Trete vor dich dann hin, dein wert, dein eigen in Wahrheit!"
Aufrecht wieder und stolz nun steht sie vor Jan; aus der Nonne
Herrlich zur Heldin gereift, doch im Aug' noch grollende Schwermut,
Steht sie leuchtend vor ihm: sein Herz schwellt Staunen und Liebe.
Horch, da plötzlich erdröhnt in den dämmernden Morgen ein dumpfer,
Donnernder Knall, daß des Klosters Gemäuer und Wölbungen zittern.
Lauschend empor zuckt Jan, was da hallt, ist der donnernde Weckruf
Aus dem metallenen Munde der Riesenkartaune, die vorlängst
War von den Wiedergetauften gepflanzt auf den Markt vor dem Rathaus,
Daß sie für sämtliche Bürger und Streiter das Zeichen in Sion
Künde mit dröhnendem Knall, wenn gekommen die Stunde des Kampfes,
Und vor den Toren das Heer der Umlagernden schreite zum Angriff.
Freudig vernimmt es der Jüngling, das Donnersignal der Entscheidung.
„Horch," so ruft er, „es regt sich der grimmige Löwe von Sion
Brüllend schon gegen den Feind: o, wie flammt mir in Freude das Herz auf!

Jüngling war ich bisher und Träumer; zum Kämpfer nun fühl' ich
Mich, zum Manne gereift! Aus den Armen der Lieb' in den Kampf sich
Stürzen, ist halber Triumph schon: ich fühl's in den glühenden Adern!
Fahr' wohl, herrliche Braut, und harre du mein, bis entschieden
Ruhet der Kampf, und der Sieg dich umjubelt, sobald du hervortrittst!" —
Spricht's, und noch *einmal* senkt er den liebenden, leuchtenden Glutblick
Tief in die Seele der Braut, zu erneuern das heil'ge Gelöbnis.
Eh' er scheidet, noch pflückt er zum Pfand aus dem Kranze der weißen
Rosen am Heilandsbild eine *halb erst erschlossene Knospe.*
„Hilla!" ruft er, „die Knospe, sie soll noch im Tode mich mahnen
An die gesegnete Nacht, wo mir sproßte die Knospe des Glückes!
Möge zum *prangenden Kelche* sie bald sich und ganz mir erschließen!" —
Sprach's, und eilte hinweg zu den Seinen, und jetzo vernahm er,
Daß in der Nacht der Prophet mit erkorenem Haufen, im Wahnsinn,
Bis zu der schlummernden Feinde Gezelten sich wagend, erschlagen
Viel auftaumelnde Söldner, doch kämpfend der riesigen Mehrzahl
Endlich, umzingelt, erlegen mit sämtlichen Schwärmergenossen.
Aber es stürzten nunmehr aus den Gassen der Stadt sich die Streiter,
Die nicht hier schon und dort, an den Toren, auf Wällen zur Abwehr
Standen, zum Marktplatz hin, um dort sich in Scharen zu ordnen,
Hörend der Führer Befehl. Indessen begannen die Feinde
Kecklich zu lösen die Mörser: herüber nun kamen die schweren
Eisernen Kugeln geflogen, und hier und dort in die Dächer
Schlugen sie, daß in die Straßen herab von den Mauern die Trümmer
Stürzten; wie grimmige Widder mit wuchtigem Stoß an die Tore
Pochten sie, von dem Gebälk absprangen, wie Funken vom Ambos,
Splitter, und hellen Geklirrs von den Fenstern die Scheiben; es dröhnte
Dumpf von sausender Bombe die riesige Glocke getroffen,

Drinnen im Lambertsturme, der einzigen ragenden Zinne,
Welche zu Münster noch stand. Von den Wällen herab und den Dächern
Antwort gaben dem Gegner die Schlünde der Wiedergetauften.

Aber die größere Zahl der bewaffneten Streiter in Sion
War da zusammengeströmt auf dem Markte, dem Ruf der gewalt'gen
Lärmkartaune gehorchend. Sie alle beseelt das Verlangen,
Kämpfend zu opfern ihr Blut. Doch weh! des sionischen Meisters
Ordnend-entscheidendes Wort, es verstummte für immer! Erwägend
Stehn sie, ob klüger es wohl, zu beschirmen mit Waffen die Mauern,
Ob durchs Lüdegertor, allwo schlagfertig des Feindes
Ansturm drohte zumeist, ausfallend zu kühner Entscheidung,
Gegen die Söldner ihr Glück im offenen Feld zu versuchen.

Lang schon beraten die Männer sich dort in wilder Erregung.
Plötzlich in irrendem Laufe, gesattelt, doch ohne den Reiter,
Kommt mit fliegenden Mähnen gerannt und traurig gesenktem
Haupt, weißfarbig, ein Roß, schweift ziellos über den Markt hin.
Jegliches Auge verfolgt ihn, den schweifenden Renner, den edlen.
Und es erschallt wehklagend: „O sehet das irrende Streitroß
Matthissons, das ohne den Herrn aus dem Kampfe zurückkehrt!"
Seufzer und Klagen durchlaufen die sämtlichen Reihen der Männer,
Schmerzlich gedenken sie alle des hohen entrissenen Führers.
Traurig gesenkt ist inmitten der Streiter das Banner von Sion,
Welches geweiht der Prophet für die nahenden Tage des Kampfes;
Hell auf purpurnem Grund das sionische Wappen: in Goldglanz
Strahlend die Kugel der Welt, die gekreuzt zwei Schwerter durchstachen.
Trauer umwittert die Scharen, sie faßt ein banges Verzagen.

Da stürzt Jan von Leyden hervor mit flammendem Antlitz:
Und wie im Wüstengebiet ein flüchtiges Roß der behende
Araber fängt, so behend und so feurig-raschen Entschlusses
Haschte der Jüngling im Laufe das schweifende Roß des Propheten,
Faßte die flatternden Zäum' und warf sich mutigen Schwunges
Auf den mutigen Renner; und sprengend dahin durch die Reihen,
Laut zurief er dem Volke wie flammen-beflügelt: „Ihr Männer!
Sion lebt, und es lebt noch das leuchtende Banner von Sion,
Welches geweiht der Prophet für die nahenden Tage des Kampfes!

Bannerbehüter, was hältst du gesenkt sie, die heilige Fahne?
Reiche sie mir, damit ich sie wehend in Lüften enthülle!" —
Rief's, und ergriff das Panier und entrollt' in wehenden Lüften
Hell auf purpurnem Grund das sionische Wappen: in Goldglanz
Strahlend die Kugel der Welt, die gekreuzt zwei Schwerter durchstachen.
Laut aufjauchzten die Scharen der Streiter in wilder Begeistrung,
Als sie das heil'ge Symbol in Goldglanz flatternd erblickten.
„Auf, ihr Männer, zum Kampf!" rief Jan; „nicht hinter den Mauern
Laßt uns erharren die Feinde; zum offenen Streite hinausziehn
Laßt uns, und während sie nahn, um die Wälle mit Macht zu berennen,
Stürzen wir mutig hinaus aus den plötzlich sich öffnenden Toren:
So wird doppelt der Kampf, und zwiefach auch der Triumph sein!" —
So sprach Jan, da ergriff ein fanatischer Taumel die Scharen,
Und: „Wir folgen dir," scholl's, „o Jan!" und es wogte der Heerzug
Ihm nach gegen das Lüdegertor. Mit verzückten Gebärden
Stürmten sie hin; noch erschollen die Stimmen der Seher und Psalmen,
Aber im Waffengerassel erstarben sie. Golden und blutrot
Wehte zum Himmel das Banner der schwärmenden Wiedergetauften.
Doch schon hatte zuvor ein erbitterter Kampf sich entsponnen
Rings von den Wällen herab mit dem Feind, dem der Fall des Propheten
War ein gewaltiger Sporn. Andrängt voreilig ein Haufe,
Bahnt, mit Erde, mit Stroh, Riedgras und Bündeln von Reisig
Füllend den Graben, sich Brücken; ins schlammige Wasser des Grabens
Stürzen sich manche hinab; sie erreichen die ragenden Wälle,
Reißen die Zäune herab und zerhauen die Pfähle mit Schwertern,
Legen zuletzt Sturmleitern, mit Haken versehn, an die Mauern.
Doch die Verteid'ger, sie faßten die Leitern und schleuderten kräftig
Sie von der Mauer zurück, daß weithin krachend im Hinsturz
Sie mit den taumelnden Söldnern erschütterten drunten das Erdreich.
Siedendes Wasser und Öl und glutende Massen von Kalk auch,
Pech und Schwefel sogar entleerten aus glühenden Kesseln
Anabaptistische Männer und Weiber herab auf die Rotten,

Wild, in fanatischer Wut; auch tränkten mit brennendem Pech sie
Werg, um Reife gewickelt, und warfen den mutigen Klettrern
Stracks um die Hälse die Kränze, die feurigen: rasend nach Hilfe
Schrien die also Bekränzten: es klebt um den Nacken das Brandjoch
Ihnen, und fest auch kleben am glühenden Harze die Finger,
Welche vergebens sich mühn, zu zerreißen die Bande; verzweifelnd
Fliehn sie, mehren im Lauf nur der Flammen Gewalt, bis sie stürzen,
Röchelnd am Boden sich wälzen und sterbend versengen die Gräser.
Also bekämpften sich dort Sioniten und Söldner des Bischofs
Heiß an den Mauern bereits, als Jan mit dem Kerne der Streitmacht
Kühn durchs Lüdegertor ausfiel zu entscheidendem Angriff.
Dort schon sammelten sich zum Hauptansturme die Fähnlein
Zahlreich gegen das Tor; dort standen mit starker Bemannung
Dräuend die Schlünde des Feinds. Da öffneten plötzlich des Tores
Flügel, die wuchtigen, sich, und hervor mit wehendem Banner
Stürzen vereint sich die Scharen der Wiedergetauften. Die Söldner
Flüchten sich hinter die Schlünd', ein donnerndes Feuer entfesselnd
Gegen die stürmenden Reihn. Doch die Anabaptisten, sie rollen
Mächtige Stücke, wie jene, heran, aufblitzen die Lunten,
Und von dem Wall aus sausen ins Lager des Feindes die Kugeln.
Wildes Gebraus und Geschmetter erwacht ringsum: Von der Armbrust
Zischt in den Lüften der Pfeil, eine fliegende Viper, es knattern
Unablässig die Büchsen, der Steinwurf schwirrt von der Schleuder.
Horch, wie ehern sie bellen, die Hunde der Schlacht, die Kartaunen,
Heftiger stets! Feldschlangen bespein und Falken aus langen
Hälsen das Feld; Basilisk und Singerin wütet, entladend
Fliegendes Eisen in Zentnern; bedachtsam schleudert der kurze
Mörser mit dumpfem Gekrach Steinkugeln im Schwunge des Bogens;
Tückisch platzt die Granate — heißa, von dem scharfen, doch kleinen
Tindlein, welches das Blei halbpfündig aus schmächtigem Rohr wirft,
Bis zur Haubitze, die speit zweihundertpfündige Steinlast,
Raset da gegeneinander vom Wall und im offenen Felde
Sämtliches Feuergezeug: zehn Meilen umher in der Runde
Zittert im Münsterschen Lande der Grund von dem dumpfen Gedonner.

Doch nicht lange so tobt das Geschütz. Hinsprengt durch die Reihen
Wieder der feurige Jan. „Wohlauf, Sioniten!“ so ruft er,
„Jetzt auf die Feinde gestürmt! Mit Äxten und Schwertern und Keulen,
Brüder, entscheidet den Kampf!“ — Dicht hinter dem Jüngling von Leyden
Wandelt einher und ruft mit gewaltiger Stimme der wilde
Bernt: „Mir nach!“ — Und er stürzt auf der feindlichen Stücke Bemannung
Sich mit der vordersten Schar: alsbald von den schnöde verlaßnen
Donnergeschützen erbeutet die einen er mutig, den andern,
Schwerer beweglichen, sperrt er mit eisernem Nagel den Rachen,
Daß sie schmählich verstummen, aus feurigen Speiern zu arglos
Gähnenden Klötzen geworden.
Verwirrung erfaßte des Bischofs
Söldner, doch helfend vom Lager herbei schon eilte Verstärkung.
Trommelgewirbel erklang allwärts, Trompetengeschmetter,
Rufend des Bischofs Heer. Und zusammen zum Streite von allen
Seiten nun zog man die Kräfte heran zum Kampf der Entscheidung.
Weithin in dem Gefild' entwickelt mit fliegenden Fähnlein
Rott' um Rotte sich schon, kampfrüstig; bei jeglichem Fähnlein
Starrte geharnischt die Reihe der Pikeniere mit scharfen
Ragenden Lanzen: dazwischen, mit wuchtigen Äxten gerüstet,
Standen die Hellebardier' und die Musketiere, mit langen
Rohren bewehrt. Und neben des Fußvolks farbigen Fähnlein
Trabten die Reitergeschwader: heran da kamen die Lanzen-
Schwingenden Küraßreiter, die handrohr-führenden, leichten
Arkebusier', und die Musketiere zu Roß, die Dragoner.
Stattliche Helmbuschzier auf dem Haupt, achtspitzigen Kreuzes
Leuchtendes Banner voran, aufzogen gewappnet die stolzen
Johanniter, vereinend den Mönch mit dem Krieger. Des Bischofs
Söldner und Truppen des Reichs, Hilfstruppen befreundeter Nachbarn,
Köln und Kleve voran, Papisten und Luthersche standen
Jetzt einträchtig gesellt, zu bekämpfen die Wiedergetauften.
Manch westfälischer Ritter, mit reisigen Knechten und Knappen,
Lehnspflicht übend vor Münster, erstrahlend in prächtiger Erzwehr,
Rüstet nunmehr in den Reihen der Bischofsstreiter zum Kampf sich.
Doch schon ordneten sich auch die Reihen der Anabaptisten,

Glühend, den mächtigen Feind in geordneter Schlacht zu bestehen.
„Seht da, Brüder," so rief der gewaltige Knipperdolling,
„Wie gleich Maden im Käse sie wimmeln, die Söldner des Pfaffen!
Aber ein Narr, wer zittert! Schon haben wir ihrer Geschütze
Eherne Mäuler gestopft; nun kommt an sie selber die Reihe!
Schreckt euch der Pikenier? Nur ein Törichter wird in den langen
Spieß ihm laufen; wer klug ist, der bückt sich und läuft ihm darunter
Zehnmal weg! Und die Schützen mit ihren veralteten Rohren
Und mit den Gabelmusketen? Bevor schwerfällig so einer
Erst vor sich hin gestellt auf dem Boden die Gabel, das Rohr dann
Zwischen die Haken gelegt, dann sacht nach bedächtigem Zielen
Losbrennt, juckt schon die Kugel aus unseren handlichen Büchsen,
Oder ein Pfeil von der Sehne des Anabaptisten das Fell ihm!
Und was den Reiter betrifft, den fürcht' ich, den eisernen Popanz,
Erst, wenn am Boden ich liege! Da kann sein Gaul in den Leib mir
Treten ein Loch, 's ist wahr; doch was will er, trifft er mich aufrecht?
Und wenn ein Stoß einmal ihn selber, den eisernen Popanz,
Stracks vom Hengste geworfen, auch heil und gesund, da genügen
Kaum vier Männer, ihm wieder gemach auf die Beine zu helfen.
Also nur drauf und dran, ihr anabaptistischen Brüder,
Fremde, wie Heimische! Aber vor allen wir Münstersche Bürger
Müssen das kräftigste Wort heut' reden dahier mit dem Bischof!
Drauf und dran! Wer da fällt im Kampf, dem wollen wir Rosen
Pflanzen aufs Grab; doch der Feigling, der soll sein Grab, nach dem Sprüchlein,
Finden im Fladen der Kuh, wie ein Käfer am Wege der Viehtrift!"

Beifall jauchzten dem Sprecher die heimischen Münsterschen Männer.
Aber die Reihen der ernsten, der schwärmenden Anabaptisten
Liehen des Jünglings Worten das Ohr und begeisterter Seher.

Und hinstürzten nunmehr zu vernichtendem Kampf in der Nähe
Wild auf den Feind sich die Scharen; und alsbald tobte das grause
Ringen durchs Feld, mit Schwertergeklirr und Büchsengeknatter,
Rossegestampf und Geröchel: im Blut ausglitschte der Fußtritt.
Sind es Dämonen der Hölle, die rasenden Anabaptisten?
Wurde den bleichen Gesellen die Kraft in den Gliedern verdreifacht?
Manchmal findet der Söldling den Wiedergetauften am Boden

Liegend, doch wild noch drohend aus starren, entsetzlichen Augen,
Und er stürzt, um sich sein zu erwehren, auf ihn mit der Mordaxt:
Doch mit doppeltem Schauder nun merkt er, daß *tot* der Geselle,
Der so entsetzlich und drohend aus offenen Augen ihn anstarrt . . .
Ei, so heiß ist's geworden noch nie dem erprobtesten Soldknecht,
Nicht vor dem Säbel des Türken und nicht auf lombardischer Walstatt.

Siehe, das leuchtende Banner der kämpfenden Anabaptisten
Bläht sich stolz wie ein Segel, des Soldheers farbige Fähnlein
Wehen im Windhauch ängstlich, wie Blätter im Wald vor dem Abfall!

Knipperdolling, durchtobend mit blutigem Beile die Schlachtreihn,
Sieht aufjauchzend den Feind schon ratlos schwanken im Ankampf.
„Seht nur," ruft in der Freude des Herzens der wuchtige Kämpe,
„Seht, schon liegen umher auf dem Rücken sie reichlich, die Söldner,
Gleichwie Frösche, getroffen vom Hagel am Ufer des Moorteichs.
Gnädigster Herr, wo steckt ihr! Wo sind sie nur, die gestrengen
Räte, die Feldhauptleute? Den einzigen, *Wilcke von Stedinck*,
Seh ich noch rüstig im Felde; die anderen halten sich abseits,
Seit sie den *Corvtzer* sahn aus der Schlacht heimtappen: ein Schleudrer
Hat mit erbärmlichem Stein ihm den Apfel geschnellt aus dem Auge,
Wie sich die Äpfel vom Baum auch holen mit Steinen die Knaben.
Malchus stürzte vom Roß, und den jüngeren Grafen von Bentheim
Sah ich auf fliegender Kugel hinüber ins bessere Jenseits
Reiten — das schreckte die andern. Denn Herren und Ritter wie Pfaffen
Machen sich's jetzo bequem. Wenn einmal einer so glänzend
Glatt sich gemästet, so will er am Ende doch auch noch mit heiler
Haut und völligen Gliedern, und nicht als gespaltene Rübe
Oder durchlöchertes Sieb zur himmlischen Türe gelangen.
Doch da seh' ich noch einen vom älteren Korne, den hagern
Ritter von Gütersloh, der im Ausland weidlich gekämpft hat
Gegen die Mohren, und der doch selber die fronenden Bauern
Schindet daheim auf dem Gut wie ein Türk' und Heide! Den alten
Sünder, den will ich vom Braunen herab mit der Kugel mir holen!"

Sprach's, und faßte die Büchs', und es warf vom Hengste den Ritter
Sausend das tödliche Blei. Und lächelnd begann zu den Männern
Wieder der Sionshort, unermüdlich in Worten und Taten:
„Seht ihr, wie heut' sich's lohnt, daß wir uns in friedlichen Zeiten
Fleißig im Schießen geübt? Sonntägliches Bürgervergnügen
War es für uns vormals — nun seht, nun können wir's brauchen!
Aber was ist das? Kommt, um zu rächen den Alten, gestreckten
Speers nicht gegen mich her da ein Bürschchen? Das ist wohl der Absproß
Jenes von Gütersloh? Der aber ist nimmer vom echten
Schrot und Korn wie der Alte: das ist schon ein heutiger Windhund!
Lustiger Fant, komm an! Dich schluck' ich in mich, wenn ich atme,
Und wenn ich niese, so fliegst du hinaus durch die Nase mir wieder!"
Aber heran schon sprengt auf den rüstigen Knipperdolling
Wirklich der Junker nunmehr, hochmütig, mit flatterndem Helmbusch.
Hart an den Fluten der Aa, dort wo sie aus wiesigen Gründen
Gegen die Stadt sich wendet, da war's, wo die beiden sich trafen:
Unter dem wuchtigen Stoß des gewaltigen Kämpen von Sion
Funkend, zerkrachte der Panzer dem stolz ansprengenden Jüngling;
Über das Streitroß weg weithin bis hinaus in den Aafluß
Flog er im Sturz; er versank, und die rollende Woge begrub ihn.
„Gibt's kein ritterlich Haupt mehr da im Menschengedränge?"
Rief der Gewalt'ge; „da muß ich nun wohl ans Gesinde mich halten!
Sieh da, ein alter Bekannter: der Friese, der Münstersche Stadtknecht!
Zwanzig Herren gedient schon hat er und letztlich dem Bischof
Schnöd' sich verkauft, und kecklich mit eschener Lanze den Unsern
Stochern nun möcht' er die Zähn'. Gib acht, du friesischer Schlingel!
Bist noch lang ja genug, auch wenn um den Kopf du gekürzt wirst!"
Sprach's, und auf mutigem Roß ansprengt' er gegen den Soldknecht,
Hieb sein struppiges Haupt ihm herab mit der wuchtigen Streitaxt,
Und hinrollte der Rumpf in die Lache des eigenen Blutes.
So durchtobte das Feld der gewaltige Knipperdolling,
Hier sich erkiesend den Feind und dort, und immer ein Scherzwort,
Immer ein Sprüchlein findend, um Hieb und Stoß zu gesegnen.

Schweigend, doch schrecklicher weit als der mächtige Knipperdolling,
Würgt ein anderer Reck' im Getümmel, der riesige Tylan.
Noch ist ein Elensfell sein Mantel, der rostige Stahlhelm
Deckt ihm das Haupt, doch er schwingt einen riesigen Hammer in Händen,
Ähnlich dem donnernden Thor, vorzeitlichem Gotte des Nordlands,
Oder den grimmigen Hünen, den lange begrabenen Riesen,
Welche mit Hämmern einander aus stündiger Ferne geworfen.
Brüllend stürzt er sich immer und tobend ins tiefste Getümmel:
Ob auch zu Hunderten rings ihn die Schwerter, die Spieße bedräuen,
Schartig prallt von den Knochen, den stählernen, jeglicher Mordstahl
Ab und zersplittert die Lanze. Die Speere, die ihm sich entgegen
Drängen, mit nervigen Fäusten ergreift er sie, reißt mit den Speeren
Reihen der Männer zu Boden. Und wenn ihm ein würdiger Gegner
Näher im Kampfe begegnet, so schwingt er den Hammer, daß wetternd
Nieder er kracht auf Haupt und Helm, und der ehernen Kuppe
Funken mit Tropfen sich mengen des hauptentsprühten Gehirnes.
Ei, will sämtliche Grauen- und Reckengestalten der Vorzeit
Senden das finstere Reich, mitkämpfend vor Münster den heißen,
Wilden Entscheidungskampf in den Reihen der Wiedergetauften?
Wer ist, tummelnd den Falben mit schwärzlichen Mähnen und dunklem
Schweif, die Beflügelte dort, die Walküre mit flatternden Haaren?
Divara ist es, das Weib des gefallnen Propheten von Sion:
Stets auftaucht sie vor Jan, dem befeuerten, immer im wilden
Streitergetümmel verfolgt ihr Auge den herrlichen Jüngling
Wie mit glühenden Pfeilen, und wenn sie die glühendsten machtlos
Sieht abgleiten am Schild des von höherer Liebe Gefeiten —
Rasender stürzt sie zurück sich wieder ins blutige Kampfspiel.
Hei, wie die Lanze sie schwingt und den schwirrenden Bolz in das Soldheer
Wirft und behend dann wieder im näheren Kampf die Pistole
Oder den Dolch aus dem Gürtel sich reißt, wildlachend vor Kampflust!
Anspornt oft sie in wilden und seltsam klingenden Lauten
Ihre Getreuen, die Söhne des bräunlichen wandernden Stammes.

Ohne Versehrung bleibt sie im wild'sten Gemetzel. Doch weh' ihm,
Den nur ein Pfeilwurf ritzt, nur streift eine Kugel von ihrer
Hand: wie vom Blitze berührt, wie von giftigem Hauche, vergeht er.
Wie so gewaltig erscheint nun und sehnig des bräunlichen Weibes
Schlanke Gestalt! Manchmal auf dem Rücken des fliegenden Rosses
Richtet sie stracks sich empor, tollkühn, um stehend zu kämpfen,
Stehend zu werfen den Pfeil. Wildschön ist ihr feuriges Antlitz!
So wohl mochte die Hunnin im Kampf auf feurigem Renner
Jagen durchs Schlachtfeld hin, auswerfend die hänfene Fangschnur,
Und den Gehaschten erwürgend. So mocht' ein germanisches Mannweib
Rollen das Aug' vormals, in verschollenen Tagen des Odin,
Wenn sie im Linnengewand, barfüßig, mit härenem Gürtel
Stand auf dem Wagen im Streit, grimmvoll, und dem bleichen Gefangnen
Warf einen Kranz um das Haupt, einen Strick um die keuchende Brust her
Und ihn empor zu sich zog, mit Erz zu durchschneiden den Hals ihm,
Und aus dem dampfenden Blut, das hinab in den ehernen Kessel
Träufte, des Schlachtengeschicks Wahrzeichen und Lose zu schöpfen.
So, als des Kampfes Walkür', als Furienschwester, als Unhold,
Tobte die Wütige dort mit dem rüstigen Knipperdolling
Und mit dem riesigen Tylan, erglühend in Lieb' wie in Mordlust.
Doch wie neben Giganten und ihrer dämonischen Urkraft
Ragte dereinst olympisch der Fernhintreffer, der Lichtgott,
Leuchtend, so ragte nun auch im gewaltigen Kampfe vor Münster
Neben den Schlachtdurchstürmern, dem mächtigen Knipperdolling,
Neben dem Riesen und neben der braunen Walküre des Kampfes,
Tummelnd das Roß des Propheten, der hohe, der leuchtende Jüngling
Jan von Leyden empor, in der Linken das wehende Banner,
Und in der Rechten das Schwert: sieghaft durchs blutige Feld hin
Stürmend, bestaunt, mit Begeistrung umjauchzt von den Wiedergetauften:
Denn wo immer er nahte, der Jüngling mit leuchtenden Zügen,
Pochten die Herzen im Schwarm, und ermunternde Siegesgewißheit
Wehte wie Palmenhauch durch die brennende Schwüle des Kampfes.
Schauerlich-wonnig ergreift, wie der Taumel der Lieb', auch der Kampflust

Taumel ein männliches Herz; und so stürmte mit klopfender Brust nun
Jan dahin: sein Streben und heimliches Hoffen und Trachten,
Alles, was je durchflammt ihm die träumende, feurige Seele,
Fühlt er so ganz nun ergossen in seines geschwungenen Armes
Kraft, die der Mut erst stählt, daß zum Kampf er feurig-bedachtlos
Hin wie zum Brautfest eilt! Da plötzlich erblickt er den tapfern
Wilcke von Stedinck, den einz'gen der Feldhauptleute des Bischofs,
Der in den vordersten Reihn noch kämpft auf beflügeltem Renner.
Und so gewaltig erfaßt vor jenem den feurigen Jüngling
Stürmische Glut, daß er stürzt wie berauscht in die feindlichen Reihen,
Kühnlich den Führer des Feinds zu bestehn im Kampf der Entscheidung.

Und schon sprengte heran der herkulische Wilcke von Stedinck,
Tummelnd das schnaubende Roß und mit ragender Lanze den Jüngling
Faßt' er ins Aug': der aber vermied anrennend den Speerstoß,
Feurig-behend, mit dem Schwunge des jugendlich-hurtigen Leibes,
Ließ dann wettern den Stahl auf den ehernen Gegner so kräftig,
Welcher vorerst schwerfällig das Schlachtschwert gegen ihn aufhob,
Daß er ihm spaltet das Erz des Visiers hart unter den Brauen
Und ihn umhüllt mit Nacht für immer das eine der Augen.
Doch rings wogt es heran, schon starren in Haufen die Piken
Mörderisch-dräuend um Jan; auch hebt, nicht achtend der Wunde,
Wilcke von neuem das Schwert, um, schnaubend nach Rache, dem kühnen
Gegner zu spalten das Haupt: aufschreien die Anabaptisten
Angstvoll: siehe, geflogen da kommt der gewaltige Hammer
Tylans in sausendem Schwung urplötzlich: es bäumt sich der Streithengst
Wilckes empor, schmerz-wiehernd; ihm klafft die zertrümmerte Stirnwand,
Und vom stürzenden Roß in den Sand tief gleitet der Reiter.
Und nun nahn sich, ermutigt, mit Jauchzen die Anabaptisten,
Stürmend: die Söldner, sie weichen, aus feindlichen Händen nur mühsam
Rettend den Feldhauptmann, den betäubten, mit blutigem Antlitz.

Schreck und Verwirrung trug in die Reihen der feindlichen Haufen,
Die schon lange geschwankt und das Schlachtfeld schauten von tausend
Leichen der Ihren beblutet, die Kunde vom Sturze des tapfern
Feldhauptmanns, und es kehrt, nicht länger gehalten, die Heerschar
Sich zur Flucht. Gen Telgte zurück, wo die Zelte des Bischofs
Standen, enteilten, mit Mühe sich sammelnd, die Fahnen des Fußvolks,
Und auf den Rossen, besudelt von Staub und Blute, die müden
Reitergeschwader. Dazwischen auch rasselten über den Sandgrund
Stücke, gehemmt vielfach; vom reisigen Zeug noch erbeuten
Vieles die Anabaptisten zuletzt in grimmer Verfolgung.
Jetzo erschallt siegtrunken das Jauchzen der Münsterschen Scharen,
Als sie das Blachfeld schaun von den Söldnern entleert, und sie werfen
All auf die Knie sich dann, und unter dem leuchtenden, siegreich
Wehenden Banner erschallt zehntausendzüngig der hehre,
Feierlich-ernste Choral der sionischen Wiedergetauften,
Welcher erklungen zuerst in den waldigen Gründen der Davert.

Und der umjubelte Führer, der Jüngling von Leyden, er führt nun
Freudig die Scharen der Sieger zurück durch die Tore von Münster.
Schmunzelnd zur Seit' ihm reitet der mächtige Knipperdolling,
Divara auch, sich drängend zu Jan und in stolzer Gefallsucht
Tummelnd den Renner vor ihm, und der wilde, der riesige Tylan;
Krechting auch, der Verschmitzte, der schweigsam düstere Rottmann,
Ziehen gesellt. Hell tönten die Pfeifen, die Zinken, die Trommeln.
Und wenn diese verstummten, erklang in den wogenden Reihen
Psalmengesang, lobsingend dem herrlichen Sion. Entgegen
Wallten die Kinder und Fraun in Scharen, die Greise den Siegern,
Blumen zu streuen; und als die begeisterten Töchter von Sion
Schauten den herrlichen Jan an der Spitze der Wiedergetauften,
Noch in der Rechten das Schwert, in der Linken das wehende Banner,
Hoch auf dem schimmernden Roß — da warfen sie sich wie Verzückte
Ihm in den Weg und leerten die sämtlichen Körbe der Blumen
Jubelnd über ihn aus, und behängten mit duftigen Kränzen
Ihn und den schnaubenden Renner...

Da plötzlich sprang aus des Volkes
Ringsher schwärmenden Scharen hervor der verrückte, der greise
Dusentschur, und hinein in den freudigen Jubel des Zuges
Rief er: „Dem Könige Heil, dem strahlenden König von Sion."
Staunen erfaßt in der Runde das Volk; lang' haben den Stummen
Alle zu Münster gekannt — nun hat er die Sprache gewonnen
Wie es voraus ist verkündet. Da richtet sich jeglicher Augstern
Rings auf Jan; erst Stille noch herrscht, dann läuft ein Erbeben
Fieberisch hin durchs Volk. Dann ist's, als rausche der Fittich
Neuen Geschicks hin über die Häupter der Männer, und jauchzend
Springt vom Munde des Stummen das Wort auf jegliche Lippe,
Und durch Münster erschallt's, von einem zum anderen Ende:
„Heil ihm, dem Könige, Heil, dem erstandenen König in Sion!" —

---

## Fünfter Gesang.

## Der König.

Ist die belagerte Stadt dies noch? Zum Asyle der reichsten
Fülle des Lebens ja ward sie; ein wandelndes Eldorado
Scheint, der drängend sich hin durch die lärmenden Gassen von Münster
Wälzt mit unendlichem Menschengewimmel, der schimmernde Festzug,
Gegen den prangenden Markt. Drommeten und Zinken und Trommeln
Jauchzen dem Zuge vorauf mit weithin tönendem Festschall.
Blumenumwunden die Fenster, die hohen Balkone, die Säulen,
Farbiger Teppiche Prunk entrollt, helljubelnder Ausruf
Rings umher und verklärte Gesichter im Strahle der Festlust.
Reichliche Muße, so scheint's, hat seit der Bestürmung dem neuen
Sion gelassen der Feind, daß so schimmernde Pracht es gefertigt,
Und seither statt Waffen nur goldene Zierden noch hämmert,
Nützend des köstlichen Erzes gesammelten Schatz auf dem Rathaus.
Wieviel Sammet und Seide, Brokat und Purpur und Scharlach,
Wieviel Silber und Gold und Perlen und edle Gesteine,

Die noch kürzlich am Leib der Madonnen und Heiligen strahlten,
Oder am Festtag schmückten den opfernden Priester am Altar,
Oder als toter Besitz in den Truhen der Reichen geschlummert,
Glitzern im Lichte des Tags nunmehr bei dem festlichen Umzug!
Siehe die leuchtende Zier der Erkornen des Königs von Sion,
Die ihn geleiten zum Ort, wo auf Scharlachpolstern der Kronreif
Gleißend ihm winkt! Sieh da die berittnen Trabanten, in Purpur
Strahlend die Leibesumhüllung zur Hälfte, zur anderen hellblau;
Aber am Ärmel gestickt das sionische Wappen bedeutsam:
Von sich kreuzenden Schwertern durchstochen nach unten die goldne
Kugel der Welt und zwischen den Griffen das heilige Zeichen.
Siehe die lieblichen Knaben, die minniglich lächelnden Jungfraun:
Strahlend in knappen, mit Gold und Silber gestickten Gewändern,
Blumen und blühende Zweig' in Händen. Mit Blumen und Goldglanz,
Stein- und Perlengeflirr wetteifert der bunte Gewandprunk:
Samtne, damastene Wämser, mit Fransen besetzt und mit lichten
Fäden durchwirkt, und die rötlich erschimmernde, prunkende Seide,
Die aus den bauschigen Falten der Arm- und Hüftenumhüllung
Bricht, wie aus berstenden Knospen das üppige Rosengeblätter:
Perlengestickte Barette, und goldene Ketten, und seidne
Schnür' um den Hals mit dicht aneinander gereihten Dukaten,
Gulden und Kronen — zum Schmuck nur dient noch in Sion die Münze.
Doch von Panzern auch funkelt's dazwischen und Helmen und stahlblank
Glänzenden Waffen, in welchen die Strahlen der Sonne sich spiegeln.

Aber inmitten des Zugs, auf dem Zelter, dem prächtig geschmückten,
Glänzt die Gestalt, die erhabne, des königlich blickenden Lieblings
Aller sionischen Männer und Fraun; stolz bäumt sich der schneeweiß
Schimmernde Renner, von golden-gestickter Schabracke die Flanken
Reich umwallt, und beflittert von edlem Gesteine die Halfter.
Funkelnde Goldzier blitzt um Sattel und Zäume; des Reiters
Glieder umwogt, milchweiß, ein Mantel mit purpurnen Rändern,
Golden besternt, und die Locken bedeckt ein goldiger Streithelm.
Aber es schreitet vor ihm mit dem blumen-umschlungenen siegreich
Wehenden Banner von Sion einher der gewaltige Tylan.

Also bewegte der Zug sich zum festlich prangenden Marktplatz.
Dort vor dem Rathaus ragt, weit leuchtend, ein seiden bedachter
Baldachin, von Blumen umkränzt, wie durch Zauber geschaffen.
Still da hält nun der Zug, und herab vom mutigen Renner
Hebt sich Jan; mit doppelter Macht anhebender Vollklang
Heller Trompeten und Zinken geleitet die teppich-verhangnen
Stufen hinan ihn zur Bühne, der prunkenden, leuchtend erhöhten,
Unter dem Wundergezelt, wo die lieblichsten Töchter von Sion,
Schimmernd in lichten Gewändern, mit duftigen Kränzen im Goldhaar,
Stehn und auf Scharlachpolstern dem nahenden König entgegen
Heben die Prunkkleinode des neuen sionischen Reiches.
Doch in der Jungfraun Mitte, das Auge zum Himmel gerichtet,
Rottmann steht, der Ermahner und Täufer, der priesterlich-ernste.
Brausend erscholl die Musik, als der Jüngling die Stufen hinaufstieg:
Oben nun stand er, und jetzo verstummte der tönende Festschall.
Und nun fragte, zum Volk sich wendend, in ruhiger Hoheit
Mit weit über den Markt hin tönender Stimme der König:
„Bürger des Sionsreiches zu Münster, verlangt ihr in Wahrheit,
Daß ich ergreife die Zügel und fürder in Sion gebiete?“
Donnernd scholl es zurück: „Sei König, o Jüngling von Leyden,
König von heut' an sei uns im neuen verheißenen Sion!“
Da sprach Jan, sich wendend zum obersten Priester, zu Rottmann:
„Kröne du mich mit der Krone des neuen sionischen Reiches!
Reich' mir den Zepter, damit ich als König in Sion gebiete!“
„Neige die Stirn,“ sprach jener, „damit das erkorene Haupt dir
Werde gesalbt nach dem Brauch, uraltem in Israel! Wie einst
David wurde gesalbt zum König in Sion, ein Jüngling,
Welcher die Herden geweidet, so salb' ich zum König des neuen
Sion, o Jüngling, dich, nicht fragend nach deinen Erzeugern!
Wie ich dich netze mit Öl, so beträufle der ewigen Weisheit
Tau das begnadete Haupt; denn Sion, ein Reich ist's der Weisheit!“
Sprach's, und besprengte dem Jüngling mit heiligem Öle den Scheitel.
Und nun faßt' er mit Händen den königlich strahlenden Mantel,
Welchen entgegen ihm hielten mit Lilienhänden die Jungfraun,
Und er legt' um die Schulter das Königsgewand dem Gesalbten,
Das auf purpurnem Grunde von strahlendem Golde durchwoben

War und von innen gefüttert mit schneeweiß blendender Flocke.
Wieder begann Rottmann: „In fehllos schimmernder Reinheit
Leuchte das Gold, und leuchte die weißliche Flocke, denn Sion
Ist ein Reich ja des Lichts und des reinesten Wandels im Lichte! —
Jetzo um Hals und Brust dir schling' ich die strahlende Kette,
Tragend die Kugel der Welt und die Kugel, von oben durchsticht sie,
Schräg wie zum Streit sich kreuzend, ein Paar hellblinkender Schwerter,
Tiefer Entzweiung Bild: doch sieh, da zwischen den Griffen
Raget der Liebe Symbol der erlösend-versöhnenden Liebe —
Raget das Kreuz, denn Sion, ein Reich ist's versöhnender Liebe!" —
Sprach's, und hängt um die Brust ihm die Kette mit strahlender goldner
Kugel, die wuchtige Kett', abwechselnd aus edlen Gesteinen
Und aus goldenen Ringen gebildet, ein köstliches Kleinod.
Aber herab nun hob er vom Scharlachpolster den Goldreif:
„Siehe die Krone des Reichs: kein ärmlicher offener Stirnring.
Wie sie Geringere schmückt, ist sie; sie ist zu erhabner
Weltreichskrone gewölbt, und wie hier sich die goldenen Spangen
Über der Höhlung im Bogen zum Knauf in der Mitte vereinen,
So auch vereinen zum Bund muß bald nun die Stämme der Menschheit
Alle das herrliche Reich, das mutig gestiftet zu Münster
Wird für die Welt: denn ein Reich der verbrüderten Völker ist Sion!"
Sprach's, und drückt' auf die Stirn die gewicht'ge Krone dem König,
Reicht' ihm den Zepter sodann, dreifältig von zierlichen goldnen
Kettchen umringelt; die Spitze bestrahlt ein lichter Karfunkel,
Blitzend, als hätt' ein Zaubrer den Blitz, ihn auf eherner Spitze
Keck auffangend, gebannt dorthin und versteinert durch Zauber.
„Führe den Zepter," so sprach er, „den friedlich waltenden Zepter,
Und bald schwinde für immer das Schwert aus der Könige Händen!
Kampf ja bedeutet das Schwert, doch in Sion herrsche der Friede!
Und es bedeutet Gewalt — doch in Sion herrsche das Recht stets:
Knechtschaft deutet das Schwert — doch in Sion herrsche die Freiheit!

Und so schwinge den Zepter, o König, und wiege die goldne
Weltreichskugel in Händen, und trage die Krone, den Mantel
Als ein König des Lichts und des reinesten Wandels im Lichte,
Als ein König des Friedens, ein König des Rechts und der Freiheit!“ —

„Heil ihm, dem Könige, Heil dem erkorenen König in Sion!“
Stimmte das Volk nun ein; aufs neu', wie in heller Verzückung,
Starrten die Augen auf Jan. Da erhob der begnadete Jüngling
Höher das Haupt und sprach:
„Sioniten!“ begann er zum Volke,
„Jauchzend verlangt ihr mich zum Führer, den Jüngling von Leyden,
Und zum König. Wohlan! So will ich gestalten das neue
Sionsreich, wie ich sinnend und träumend in feuriger Seele
Längst es getragen, und wie ich, in grübelndes Schweigen verloren,
Groß es im Busen genährt, seitdem durch die Tore von Münster
Ich an der Seite gewandert des düsteren Meisters von Harlem.
Hell nun steht es vor mir — kein Traum: eine Stätte dem Glücke
Unter den Menschen, und allem, was schön und edel auf Erden!
Will ich bereiten — ein Eden für Seel' und Sinne! Versammeln
Will ich in Sion die Weisen, daß kühn der umdunkelten Wahrheit
Schleier sie lüften; daß mutig und unablässig sie sinnen,
Wie zu verbannen die Übel; und daß sie forschend uns lehren,
Wie die Natur wir bezwingen, die Kräfte der Höhen und Tiefen
Zähmen für unseren Dienst! Werktüchtige Bildner und Künstler
Will ich versammeln in Sion, damit auch diese das Dasein
Heiter beleben und schmücken und wonnig die Herzen befeuern!
Mögen das Werk sie krönen, sobald uns lächelt der Friede!
Aber auch jetzt nicht will ich, ob auch noch dräuen die Feinde,
Glanzlos herrschen! Es soll nicht sagen der Spötter, daß Sions
König ein ärmlicher König, ein schnöder Komödienkönig!
Nein, zur Beschämung den Feinden, zum Sporn den noch zagenden Freunden
Soll sich verbreiten umher in sämtlichen Landen die Kunde
Von dem gewaltigen Glanze des neuen sionischen Reiches!
Ja, wir lieben den Glanz; doch, traun, nicht lieben wir so ihn,
Wie unheimliche Raben das Glänzende pflegen zu suchen —

Nein, als Kinder des Lichts, die im Glanze begrüßen des Lichtes
Bild und des eigenen Geists, der dem goldenen Licht verwandt ist!
Tugend und Lust sind eins fortan für die Kinder des Lichtes!
Denn wie sollte die Freude, die göttliche Freude des Lebens,
Nicht auch veredeln den Menschen? Wie sollte der Äther der Freiheit,
Welcher den Menschen umfließt wie den Adler die Lüfte des Himmels,
Nicht auch läutern das Herz, obsiegend für immer dem Rohen?
Gleichwie die Lindwurmbrut hinweg mit den Sümpfen geschwunden,
Drin sie gehaust, so wird aus dem Leben das Häßliche schwinden
Und das Gemeine hinweg im Strahle des goldenen Lichtes!
Dann wird Tugend und Lust und Himmel und Erde verschwistert
Sein für immer! Und wenn wir erfüllt, Sioniten, die Sendung,
Unter uns selbst entfachend und nährend das göttliche Feuer,
Welches die Herzen erwärmt, und die Häupter erhellt und zur gleichen
Zinne des Geistes uns hebt, dann wird die sionische Lehre
Sich wie ein segender Sturm hin über die Länder verbreiten:
Und bald werden vor ihr die Gewalten der Erde sich beugen
Und sich reichen die Hände zum ewigen Frieden die Menschen!
So vollenden sich wird es im Schoße verbrüderter Völker,
Was wir begonnen zu Münster!" —
Begeistert erglühte der Jüngling,
Hell umleuchtet die Stirn von des Genius Zeichen. Das höchste
Streben, das edelste Fühlen entstrahlte dem Auge des Edlen.
Wer ihn sah, der empfand: das ist der Erkorenen einer,
Ja, der Erkorenen einer, die gleichen der Welle des Meeres,
Welche, nach aufwärts trachtend, an ragenden Klippen emporrauscht,
Und stolz oben sich krönt mit der funkelndsten Krone des Schaumes
Eh' sie, zerstiebend in nichts, zu den ungekrönten zurücksinkt.
Stürmisch umjauchzen den Jüngling die Scharen der Wiedergetauften.
Nun erst sei es begründet, das herrliche Sion, so schallt es,
Und was begann der Prophet, das werde vollenden der König.
Allwärts pochten die Herzen und feurig glühten die Augen.
Regungslos, gleichgültig im jubelnden Menschengewimmel
Blieb nur ein einzig Wesen: die immer sich gleiche, die greise
Bettlerin dort, die vom Tode vergeßne, die heute wie immer

Sitzt auf den Rathausstufen und murmelt verlorene Worte:
„Komme zu uns dein Reich“ und „Führ' uns nicht in Versuchung...“
Und nun wieder umwogte der glänzende Troß den Gekrönten,
Der, nachdem er aufs neue den prangenden Zelter bestiegen,
Durch Sankt Michaels Pforte geleiten sich ließ in den Domhof,
Wo er im schönsten Palast sich erkoren den würdigen Wohnsitz.
Zwiefach glänzend nunmehr hinwogte der Zug, oft stockend,
Denn stets drängten die Männer, die Frauen zu Jan sich, des Kleides
Saum ihm küssend, und fassend, wie Sinnenbetörte, des Rosses
Zügel, um länger zu schaun in des Jünglings leuchtendes Antlitz.
Plötzlich taucht aus dem Schwarm — wie des Nachts aus Fluten ein Meerweib
Taucht in berückender Schöne — hervor eine herrliche Jungfrau,
Hält einen duftigen Kranz weißblühender Rosen, mit Lorbeern
Grün durchflochten, empor und reicht ihm den König: und dieser
Faßt ihn, freudig erschreckt; denn wiedererkannt in der holden
Geberin hat er die Hehre, die Braut, die in friedlicher Zelle —
Schier wie ein Traum ist's ihm! — er gefunden, und immer vergebens
Wiederzusehn sich gesehnt, zu erfüllen das heil'ge Gelöbnis.
Aber es traf wie ein Pfeil aus des Königs Gefolge die Jungfrau
Scharf noch ein weiblicher Blick. Aus den pechschwarz glutenden Augen
Divaras sprüht er, die stolz mit den ersten der Männer in Sion
Lenkt ihr feuriges Roß — und dem Aug' der Entflammten entging nicht
Weder die Spende des Weibs, noch des Jünglings freudiger Glutblick:
Spähend befiedert den Pfeil sie des düsteren Aug's nach der edlen,
Hohen Gestalt, doch im dichten Gedräng' entrinnt sie ihr spurlos.
Aber erreicht ist der Domhof nun, und nachdem sich noch einmal
Ringsum dem Volke gezeigt mit begeisterndem Gruße der König,
Wird er vom Zelter gehoben, und tritt, von den Ersten in Sion
Und den Trabanten gefolgt, durchs Tor des erkornen Palastes.
Lang so schwärmte noch fort in den Straßen von Münster die Festlust,
Und ein Reigen begann um die säuselnden Linden des Domhofs,

Die man mit Kränzen behängt, beim Klange der Flöten und Geigen.
Reichlich sprudelt der Wein: denn daß an dem köstlichen Vorrat
Heut' sich erlabe das Volk, ist des Königs Wille: zu feiern
Würdig den glänzenden Tag, sich heiter im Herrn zu erfreuen,
Eh' sich zu neuer Bedrängung der Feind vor den Toren gerüstet.
Und nicht will er aus Sion die lächelnde Freude verbannt sehn,
Wie vordem der Prophet — nein, innig verknüpft und verbündet
Solle sie fortan sein mit dem edelsten Streben und Ringen!
Und so öffneten heut' sich der fröhlichen Lust auch die ernsten
Anabaptisten, und bald in des bunten Schwarmes Gemütern
Regte der Mutwill' sich und die väter-ererbte, die derbe
Scherzlust wieder und griff nach den Lieblingsspielen: es tummeln
Knipperdolling sich wieder und Krechting, ermunternd die andern:
Wettstreit üben die Gaukler mit Divaras brauner Kohorte,
Mummenschanz zu erneun; aufrichten ein Brettergerüst sie
Mitten im Chore des Doms, und dort nun lauschet die Menge
Einem Komödienspiel, wie die Gaukler, die fremden aus Holland,
Willig zum besten es geben, die einst'gen Gefährten des Königs.
Aber im prangenden Saale des königlich stolzen Palastes
Stand der Erkorne von Sion inmitten der besten Getreuen,
Würden und Ämter verteilend. „Ihr habt mich zum Ersten in Sion,"
Spricht er, „zum Haupt mich bestellt; doch welche nun sollen zur Seite
Stehn mir bereit als Helfer? Die Starken und Klugen! Empfange
Hier du das Schwert der Gewalt, mein wackerer Knipperdolling;
Sei Schwertführer in Sion! Doch — roste das Schwert in der Scheide,
Wenn uns zur Wahrheit ganz die sionische Lehre geworden! —
Rüstiger Tylan, du, der vor Münster ein Hort mir gewesen,
Bleib' fortan mir gesellt! Du sollst in silbernem Panzer
Stehn an der Schwelle der Tür, Leibwächter des Königs von Sion! —
Dich, anstelliger Krechting, im Dienst des Propheten erprobt schon,
Hab' ich erwählt auch mir, zum Boten und Helfer und Herold:
Nenne dich Kanzler, verkündend und deutend dem Volke getreulich,
Was ich zu ordnen gedenk', und besorge die rasche Vollstreckung!
Teil' in Gemarkungen Münster mir ein, und aus jeder Gemarkung

Wähl' einen Ältsten mir, der die Ordnung besorgt der Gemarkung.
Aber die Ältsten versammeln in meinem Palaste sich täglich,
Daß sie Bericht mir erstatten und meine Gebote vernehmen."
Sprach's, da neigte sich Krechting. Doch kühnlich entgegen dem König
Warf er die Frage sodann: „Du Erkorner, gedenkst du des Volkes
Willen zu achten, wie's ziemt? Denn Sion, ein Reich ist's der *Freiheit!*" —
Und ihm entgegnet der König: „Die Stimme der Bürger zu achten
Denk' ich: du hörtest den Schwur. Eine Stätte der Freien ist Sion!" —
Sprach's, und zu andern gewandt fortfuhr er, verteilend die Ämter:
„*Kerkering*, trefflicher Kämpe, der Schanzen zu bauen und Minen
Weislich zu graben gelernt, und jetzt, aus der Fremde zur Heimat
Wiedergekehrt, ob ergraut auch, sich unserer Sache geweiht hat,
Wirke mit Eifer als Lenker der Kriegsarbeiten in Münster!
Doch, daß bedächtigem Rat die beflügelte Tat sich geselle,
Will ich zur Seite dir stellen den feurigen *Gerlach von Wullen*:
Sei du das *Auge* des Adlers und er die bewegliche *Schwinge!* —
Dein ist ein milderes Amt, stillsinnender, ehrlicher *Rottmann!*
Grüble du still, wie bisher, einsam im Gemache, zu schärfen
Pfeile des Worts und der Schrift, hellblinkend, indes wir in Waffen
Stehn auf dem Felde der Taten. Erquicke die Müden des Kampfes
Du mit lebendigem Wort, auf daß wir mitten im Streit noch
Treulich im Herzen bewahren den himmlischen Frieden des neuen
Sion, die heilige Glut, die verjüngen, erneuern die Welt soll!
Aber hinaus auch sende von hier der sionischen Lehre
Samen, hinaus in die Welt in geflügelten Blättern und Zeichen! —
Aber zu *Tilbeck* jetzo, dem edel geborenen, wend' ich
Mich: Schon vieles geschah zum Schmucke von Sion, so lang uns
Muße gelassen der Feind; wie blinkende Schwerter und Lanzen
Eifrig vordem wir geschmiedet, so ward uns jetzo des edlen
Erzes vereinigte Fülle, das hier in Münster gehäuft ist,
Zu Kleinoden gehämmert des neuen sionischen Reiches!
Trefflicher Tilbeck, du, der längst, prunkliebend und edel,
Höfische Sitte verstand, du, besorg' in Sion von jetzt an
Weislich als Hofmarschall, was fehlt, zu gestalten den Hofhalt!

Aber es ziemt uns, zu denken der Zukunft auch und zu sorgen,
Wie sich verbreite das Reich und gedeihe, das jetzt wir begründet!
Manches noch bleibt uns zu tun, daß nicht von außen erstickt wird,
Als ein umzingelter Brand, dies eben begründete Sion!
Fliegende Funken geziemt es von diesem umzingelten Brande
Steigen zu lassen, daß über das Haupt der Umzingelnden weg sie
Tragen noch weiter den Brand und ringsum Flammen entfachen,
Die sich verbreiten, zuletzt sich gemeinsam alle begegnend!
Aber die fliegenden Funken, das sind vom Geiste durchdrungne
Männer, die sich aus der Stadt, der umlagerten, hin durch das Soldheer
Schleichen, zu künden den Fernen die neue sionische Botschaft!
Auf denn, tretet hervor, ihr Begeistertsten, Mutigsten! Wer ist's,
Der da berufen sich fühlt und im Herzen empfindet die Sendung?" —

Also der König. Da traten hervor die begeistertsten Männer,
Dunkelerglühenden Augs, Sendboten, gewandert schon vielfach
Weit in den Landen zuvor, nun versammelt zu Münster. Hervortrat
Friese, der redegewandte, der schwärmerisch glühende Brentrup,
Vinnius auch und Strahl, und der nimmer ermüdende Schlachtschap,
Andere viel noch. Aus ihnen erkor sich der König die Zwölfzahl
Wandernder Boten, und drei gen Westen entsandt' er nach Koesfeld,
Drei dann sandt' er gen Osten nach Warndorf: südlich gen Susen
Drei, und nach Osnabrück, gen Norden, entsandt' er die letzten.
Aber von köstlichem Schreine, bevor er entließ die Erkornen,
Hob er den Deckel, und sieh, da funkelte silberner Münzschatz,
Kürzlich geprägt, schwerwuchtig; von diesem entnahm er, soviel ihm
Zwölfmal faßte die Hand, und er reicht' eine schimmernde Handvoll
Jedem der zwölf und sprach: „Nehmet hin sie die leuchtenden Münzen,
Tragend des Königs Bild und die Losung der Wiedergetauften,
Welche sich jetzo erfüllt im sionischen Reiche: „Das Wort ward
Fleisch und wohnet in uns!" Nehmt hin sie, die klingenden, blanken
Zeugen des Sionsreiches, damit ihr Feinden und Zweiflern
Kühn vor die Füße sie werft, und trostvoll weiset den Brüdern,
Die, noch harrend des Heiles, umher in den Landen zerstreut sind!" —

Sprach's, und mit segnender Hand dann winkt er den Boten, von hinnen
Mutig zu gehn, nicht säumend; und sie, mit Freudegebärden,
Zogen dahin, Heil rufend im Scheiden dem König von Sion.
Aber mit ihnen entließ die Getreuen nun alle der König.
Und jetzt ist er allein mit sich in der räumigen Halle.
Tief in Gedanken versinkt er: es schwillt im Busen das Herz ihm.
„Nun ist betreten der Hang," so spricht er zu sich, „der hinaufführt
Auf die erhabenste Warte des Glückes und ewigen Nachruhms —
Aber hinab auch, hinab in schwindelnde Tiefen . . . ob König,
Oder ob Gaukler mich nennen die spätern Geschlechter, ob Hohn mir
Oder Bewunderung folgt — das hängt an der launisch-bewegten
Braue der Göttin des Glücks . . . Wie aber, wie nenn' ich mich selber?
Bin ich ein Gaukler, ein Tor? Ist wieder ein Tand nur die Krone,
Welche das Haupt mir schmückt? Nein, kühn und waffengewaltig
Ist das sionische Volk! Und schier unermeßliche Schätze
Nenn' ich mein! Ob auch enge gesteckt noch die Grenzen des Reiches,
Wachsen die Streiter doch stets — schon breitet der Wiedergetauften
Lehre sich weithin aus, schon sind aus Nachbargebieten
Rings auf dem Wege nach Münster bewaffnete Scharen. Erschollen
Ist weitum in den Landen die Kunde des Kampfes vor Münster,
Und man feiert im Volke mit Liedern den schönsten der Siege!
Wird nicht reichen die Macht des sionischen Zepters, so weit sich
Schwingt in beflügelten Worten die anabaptistische Lehre?
Aber auch eng noch umschränkt, schon jetzt zu gebieten vermag ich
Großes zu tun, zu erfüllen die schönste, die edelste Sendung.
Ein Stück Erd' ist mir eigen, auf dem, wie auf eigenem Acker,
Ich mag säen und ernten, entfalten zur Reife die Keime,
Wie schon oft sie herab von den Sternen in Seelen der Dichter
Fielen, doch nie sich bisher noch erschlossen ins blühende Leben.
Träumer- und Schwärmergedanken, ihr Kinder der edelsten Häupter,
Die ihr bisher, leiblos, unstet, in den Lüften geschwebt nur,
Heimatlos, ihr alle, den Kalten ein Spott, und befehdet

Von den Gebietern der Erde — o kommt, laßt nieder wie Tauben
Euch auf den Zinnen von Münster; ich will euch die Stätte bereiten!" —

Lang so sinnt der Entflammte. Da plötzlich berührt ein Gedank' ihn,
Süß und besorglich zugleich: „Was wäre die Macht und der Glanz mir,
Wenn nicht nah mir das Liebste... Warum nicht tritt sie hervor jetzt,
Wie sie gelobt? O, wie lang schon ersehnt mein Herz sie vergebens!
Aber ein Pfand ist der Kranz, den heut' sie gereicht dem Gekrönten!"
Spricht's, und greift nach dem Kranze; da schimmert ihm zwischen den Blüten
Grün entgegen ein Blatt, drauf liest er gegraben die Worte:
„Harre noch wenige Zeit, dann wirst du von Hilla vernehmen!"
Freude bewegt ihm das Herz, und wieder versenkt der Gekrönte
Tief in die Träume der Liebe, des Glücks und der Herrschergewalt sich.

„Wär' es so töricht, zu glauben, daß nah' schon dem Sturze die morschen
Throne der Fürsten, und daß die entfesselten Völker dem neuen,
Hell-aufleuchtenden Stern, dem sionischen Sterne, sich neigen?"

Solches erwägend und sinnend erhebt er das Haupt, da erblickt er
Vor sich die hohe Gestalt Tylans, des gewaltigen Riesen.
Fest auf ihn ist das Auge des Kämpen gerichtet. In Händen
Trägt er ein wuchtiges Schwert; seltsam ist's gestaltet und uralt,
Aber von blinkendem Schliff. Und der Recke beginnt in verwirrten
Reden zu sprechen vor Jan: „Nimm hin dies Schwert, du Erkorner!
Denn dies Schwert nur vermag dir Gewalt zu verleihen auf deutschem
Boden; es ruht im Geklüft jahrhundertelang schon, und immer
Gibt es der Wissenden einer im Sterben zu hüten dem andern,
Daß es verschone der Rost, bis gnädig der Himmel den deutschen
Helden erweckt, es zu führen. An steinernen Gräbern der Riesen

Lag ich und sinkend in Schlaf bei dem Brausen im finsteren Eichwald,
Hört' ich die Recken im Traum: ‚Wohlauf, und schleife das Schwert nun,‘
Sagten sie, ‚nah ist der Tag, wo im Kampfe die Welt sich erneuert!‘
Und ich erwachte darauf und holte das Schwert aus der Felskluft.
Herrlich gerüstet mit Kraft, mit Weisheit, Mut und mit Schönheit,
Kommt der teutonische Held; so hört' ich's verkünden im Traume.
Doch nicht zwingt er die Welt mit dem Schlag, noch dem Hiebe des Schwertes,
Nein, vor dem Blitze des Stahles allein hinsinken die Feinde.
Und so wird, ausrottend was bös auf Erden und unrecht,
Er die Provinzen durchziehn und, entfaltend die heilige deutsche
Reichssturmfahne, die Stämme der Deutschen zum Bunde vereinen;
Wird von den Thronen auch stoßen die Mächtigen, jegliche Zwingburg
Brechen, befreien die Völker, und sämtliche Lasten und Fronen
Nehmen vom Nacken der Menschen, auf daß fortan sie in Frieden
Unter dem Fruchtbaum sitzen, vergnügt, und unter dem Weinstock.
Und dann zieht er von hinnen, hinaus weit über die Grenzen,
Um zu bezwingen die Türken, die Heiden; und Throne begründen
Fern in Persia wird er und India, traun, und bestellen
Wird er als Erbstatthalter und Könige seine Getreuen.
Und dann wird er zuletzt eine Burg sich mitten in deutschen
Landen erbaun aus Gold und Elfengebein, und die Zinnen
Werden erglänzen im Licht von Korallen und edlem Karfunkel.
Hochauf wird sich ihm füllen zuletzt bis zum Giebel das Schatzhaus
Mit dem Tribute der Völker. So Herrliches wird er vollbringen
Einzig durch Zaubergewalt, mit dem Blitze des heiligen Schwertes!
Dir nun reich' ich's, das Schwert, du Begnadeter! Gürte die Hüften
Dir und erobre die Welt, denn die Stund' ist gekommen! Die Wipfel
Krachen im Wald, auftun sich die Pforten der Felsen; erwachend
Kommen die Recken hervor mit den eisgrau wallenden Bärten,
Stiften zu helfen das neue, das tausendjährige Weltreich!“ —

Also der Alte, und Jan, in tiefe Gedanken versinkend,
Dachte des Manns, den des Nachts er erschaut in den Klüften der Davert,

Schärfend das blinkende Schwert. Und wie er gekommen, entwich er
Wieder, geheimnisvoll, der Gewalt'ge. Doch hell vor dem König
Lag der geschliffene Stahl, und glitzerte, funkelte seltsam.
Glutvoll heftet daran sich das Auge des Königs. „Ein deutscher
Held ist verheißen?" so ruft er, „der siegend entfaltet die deutsche
Reichssturmfahne? Der eint die Verwandten, die Stämme des Nordens?
Der nun zu lauschen gedenkt auf das Flüstern der Sunde des Nordmeers,
Statt, weitschweifend, die Kraft in der winkenden Ferne vergeudend,
Bluttribut zu entrichten der trügrischen welschen Verlockung?
Ja, wohl rastet das Schwert der germanischen Kraft noch verborgen
Tief im Geklüft; und der Held, der's wüßte zu führen, wo ist er?
Mir nun reichst du das Schwert, wahnwitziger Alter? Warum nicht
Sollt' ich's als Glückswahrzeichen ergreifen der winkenden Zukunft?
Wenn die germanischen Völker die neue, sionische Lehre
Fort in die Laufbahn reißt und die Welt sich kämpfend erneuert,
Wird nicht *mehr* bald gelten das Schwert des Erkornen von Sion,
Als der vermorschende Zepter des Heiligen Römischen Reiches?
Kaiser und Papst — ein Römling der eine so gut wie der andre!
Nichts von Römlingen mehr und von Rom! Neu rege der alte
Kühne cheruskische Trotz nun wieder in nordischer Brust sich!
Ist auf diesen Gefilden doch, traun, vorzeiten schon einmal
Knechtende Römergewalt todwund im Gesümpfe verröchelt...
Gibt es Könige heut', die vom Geiste der Zeiten durchdrungen?
O, wer ein Held und ein König in *Wahrheit* wär', in den Schoß ihm
Fiele die Weltherrschaft, wie die Frucht vom Baume, die reife! —
Welcher gewaltige Drang durchflammt und schwellt mir die Adern?
Herrliches weist das Geschick mit dem Finger. Was bliebe zu wünschen
Noch, als Fülle der Kraft, unsterblich wirkendes Leben,
Um zu verwirklichen alles, was glühend mir pocht im Gehirne?"

Also versinkt in Betrachtung des bläulich blinkenden Schwertes
Jan von Leyden, der König. Da tritt ins Gemach zu dem Träumer
Knipperdolling herein. Zuführt er ihm eine fremde
Bärtige Greisengestalt mit den Worten: „Zu schauen, o König,

Wünscht dich der Fremdling hier, als Gelehrter gekommen und Weiser,
Kundig in mancherlei Werk. Sein Nam' ist Agrippa, vor vielen
Weit in den Landen bekannt." — „Was heischest du?" fragte den Fremdling
Jan, nachdem sich entfernt der geleitende Knipperdolling.
„Dienste zu leisten begehr' ich, sionischer Herrscher! Ein Zaubrer
Bin ich, so sagen die Leute." — „Warum doch kommst du nach Münster
Eben zu mir?" sprach Jan. — „Ei, wie zu dem Topfe der Deckel",
Sagte der bärtige Greis, „und wie alles auf Erden sich findet,
Was da zusammengehört, so findet der Narr und der Weise
Sich zum König. Es ist gar schwer, einen Herren zu finden,
Dem durch geleistete Dienste man wirklich vermöchte zu dienen.
Großes versteh' ich zu leisten und herrliche Güter zu schaffen,
Doch nicht fand ich den Mann, der sie wüßte zu brauchen. Da, siehe,
Wardst du im Traum mir gezeigt, und freudig zog ich gen Münster!
Hast du vernommen von Faustus, dem Zaubrer, der trotzte dem Alter,
Und sich zu schwingen verstand auf wallendem Mantel ins Luftreich?
Hast du vom ewigen Juden, vom ew'gen Johannes gehört auch,
Welche den Tod nicht kennen? Warum doch bleiben sie einzig?
Elixiere zu brau'n ist leichter fürwahr, als zu finden
Einen, der wüßte zu leben, ich mein' ein wirkliches Leben.
Gold auch machen ist leicht, doch schwer ist's, einen zu finden,
Der mit dem schönen Metall was Rechts zu beginnen verstünde.
Jugendlich mutiger König, zu hören von dir, zu begreifen,
Daß du der einzige seiest, der Würdige, sieh, war eins mir!" —
Sprach's, da versetzte der König: „Du beutst unalternde Jugend,
Goldene Schätze mir an? Wohl wüßt' ich beides zu brauchen;
Aber ich habe der Jugend, ich habe der Schätze genug noch,
Und ich werde sobald nicht Magierkünste bedürfen!" —
„Jüngling," sagte der Greis, „nicht weißt du, wie bald eines Königs
Scheitel ergraut und wie bald eines Königs Säckel geleert ist!
Und dann — besser ist besser! zuviel nie hat man des Guten!" —
„Nun, so sei's," rief jener und lächelte; „fülle mit Gold mir

Bis an den Giebel die Hallen! So will ich im Golde mich wälzen,
Kugeln und Pfeile von Gold in die Scharen der Feinde von Sion
Senden, daß, statt zu erzittern, sie goldgier-funkelnden Auges
Pfeil und Kugel im Leib als köstliche Beute betrachten,
Und die Verwundeten selbst um die goldnen Geschosse sich raufen!
Ja, nie hat man zuviel. Wohlauf denn, versuche die Künste,
Magiergreis! Nicht laß dich den Weg nach Münster gereuen!"

Fern ist der Magier schon. Doch der König, er lächelt noch sinnend.
„Ist es", so spricht er, „der Himmel, ist's Spott und Tücke der Hölle,
Welche die Boten mir sendet? Ich nehme sie an als Verkünder
Herrlichsten Menschengeschicks, das erblühn mir, wie keinem zuvor, soll!
Eint sich, zu schwellen die Brust, zu entflammen die Seele so vieles?
Heiß schon glüht mir die Stirn — mir schwindelt! Ich lechze nach Ruhe,
Lechze nach Kühlung — ich wollt', ich ruht' in den Gründen der Davert
Einsam, oder ich hörte den Strom alltäglichen Lebens
Nüchtern um mich sich wälzen wie einst, nur einen Moment lang,
Nur daß an irdische Schranken er sacht mich mahne . . . Wer tritt da
Wieder zu mir ins Gemach? — Dies Antlitz mein' ich zu kennen! —
Willst du so rasch, o Geschick, was ich eben ersehnte, gewähren? —
Lips van Straaten, du bist's?" —

„Ja, Lips van Straaten, der Gaukler,"
Rief der Besucher; „ich seh, man denkt noch meiner in Gnaden!
Sei mir gegrüßt, mein Jan! Das nenn' ich doch wacker den König
David spielen! Ist's nicht so gekommen, wie ich's in der Davert
Weislich sagte voraus? — Ei sprecht, Herr König, ist's nicht so?"
Lächelnd erwiderte Jan: „Wo bliebest du nur in der letzten
Zeit, Freund Lips? Schon hab' ich dich lang nicht wiedergesehen!
Ei, wo bliebst du, indes wir gekämpft und gesiegt für das neue
Sionsreich?" Da zwinkerte klug mit den Augen der muntre
Lips. „Sieh, Jan," so begann er, „du darfst es nicht mir verübeln,
Nie hat sonderlich heiß mich geplagt das Gelüst nach den Kränzen,
Welche für Helden erblühn. Auch gellten zu heftig die Ohren
Mir vom Gezeter in Sion. Da zog ich zurück mich, so etwas
Weiter vom Felde der Taten, zu etlichen kühleren Leuten —

Gott sei Dank, noch gibt's ja dergleichen in Münster! — Im Kirchspiel
Über dem Wasser — du kennst wohl nicht die Taberne ‚zur Rose‘,
Noch auch die Wirtin zur Rose, das trefflichste Weib in dem Kirchspiel?
Nun, ich lernte sie kennen, das Weib und die Schenke; sie beide
Waren nach meinem Geschmack. Rund strotzte das Weib wie ein Stückfaß,
Nett und drall — wir Langen und Hageren lieben dergleichen! —
Bald auch war ich der Hahn im Korbe. Der trefflichen Witib —
Denn ihr Mann war gestorben verwichenen Sommer — gefiel ich,
Und wir paßten zusammen: wie sie das beleibteste Stadtkind,
War ich der Hagersten einer in Israel. Immer auch war ich
Fröhlichen Muts, und sah, wie sie sagte, dem Seligen ähnlich.
Und resolut, wie sie war — doch da muß ich dir erst noch erzählen,
Wie man sie wiedergetauft. Da sie niemals mehr aus dem Haus kam,
Weil zu schwer sie geworden, so konnte sie auch auf den Markt nicht
Gehn, sich taufen zu lassen. Da kam ihr der Gelbe, der Rottmann,
Gar auf die Stube gerückt, und verlangte sie wiederzutaufen.
Aber sie schwärmt nicht sehr für dergleichen; wie wär's zu verlangen,
Daß man schwärmen noch sollte mit soviel Fleisch auf den Knochen?
Schenkin — und wiedergetauft mit Wasser! ein Klumpen von dritthalb
Zentnern, und wiedergetauft! — Sie gab dir nicht eines Pfennigs
Dank für die Herrlichkeiten des neuen sionischen Reiches.
Aber der Rottmann drängte, und endlich droht' er, wofern sie
Nicht sich füge dem Brauch, so müsse sie Münster verlassen.
Nun, da erboste sie sich und schrie: ‚So tauft in des Teufels
Namen mich wieder; im Namen des Herrn ja bin ich getauft schon!‘
Und so ward sie getauft. Mir gefiel's nicht schlecht von der Dicken,
Daß mit so guter Manier sie zuletzt in die Sache sich schickte.
Und so nahmen wir beide die Sachen zuletzt wie sie waren:
Mich auch nahm sie zum Mann, wie ich war, und ich sie zum Weibe.
Heiter so lebten wir hin. Und wahrlich, es war doch so leicht nicht,
Heiter zu leben in Münster, bei solchem Kartaunengekläffe,
Büchsengeknatter — um nicht zu erwähnen des Psalmengesinges,

Wie wir's zu Münster erlebt in vergangenen Wochen. Verzeih mir's,
Jan, daß verdorben ich bin zum Bürger und Streiter von Sion:
Zum Prophezein zwar hätt' ich ein schönes Talent, doch zu heiser
Bin ich, um weidlich zu schrein und zu träg bin ich zum Verzücktsein;
Aber wofern du bedarfst eines lustigen Rates am Hofe,
Rufe den Lips nur, den Gaukler, den Wandergenossen und Landsmann!"
„Freund!" entgegnete Jan, „leichtfertige Rede des Schalksnarrn
Mischt in den heiligen Chor der begeisterten Stimmen in Sion
Schier wie ein Mißton sich, und das muntre beflügelte Scherzwort
Weht als ein fröstelnder Hauch in die Gluten der ernsten Empfindung!
Aber warum auch nicht? Ist allzu gewaltig die Schwüle,
Kühl' sie, du muntrer Gesell! Und so lang du, Wackrer, um mich bist,
Wirst du auch immer des frühern, des *Jugend*geschicks mich erinnern,
Welches hierher mich geführt; du wirst mich der menschlichen Schranken
Immer gedenk sein lassen, des ewigen Wandels der Dinge..."
„Meinst du?" lächelte Lips; „und so wär' ich denn glücklich bestallter
Narr am glänzenden Hof des erhabenen Königs von Sion?
Denn ich setze voraus, daß Urlaub mir für den Hofdienst
Gibt mein wertes Gemahl: für den Tag zum mindesten, hoff' ich.
Aber du weißt doch, Jan, daß ich hinke? Nun sage, verschlägt dir's
Nichts, wenn immer so träge die Weisheit hinter dir herhinkt?
Schad', wenn sie käme zu spät! Nicht wahr, Jan, trefflicher Junge?
Gott sei Dank, nun darf ich doch wieder dich nennen, wie vormals,
Frisch von der Leber so weg, denn hoffentlich wirst du dem Schelme
Gönnen des Schelms Vorrecht, mit Kaiser und König zu reden
Ganz als ein Gleicher mit Gleichen — das heißt doch wohl, wie mit Schelmen?" —
Also die beiden. Doch jetzt nahn plötzlich, erregten Gemütes,
Knipperdolling und Krechting, und andre der Männer mit ihnen,
Kunde zu bringen in Eil', aus dem Bischofslager erschienen
Sei an den Toren der Stadt, der geschlossenen, eine Gesandtschaft,

Fähnlein schwingend, verlangend zum Volke von Münster zu reden;
Und als das Volk sich erbot, vor den König, den eben gekrönten,
Sie zu geleiten, da hätten die Boten geäußert, sie wüßten
Nichts von Königen hier, und sie wünschten zum Volke zu reden,
Nicht zu des Volkes Verführern, verwegenen Strolchen des Auslands.
Aber den Wichten zum Trotz sei's kräftig erschollen im Volke:
„Heil dem Erkornen von Sion!" und „Tod und Verderben dem Waldeck!" —
Und dann habe hierher sie genötigt der Schwarm wie Gefangne
Bis vor den Königspalast. So erzählten dem König die Männer.

„Noch nicht kennen sie ihn, den Erkornen von Sion?" erwidert
Jan. „So werden von ihm doch künftig sie wissen zu sagen!
Führt sie herauf, und lasset indessen sie hier in des Thronsaals
Vordergemache verweilen — ich will sie würdig empfangen!"

Also der König, und hinter den goldnen gewirkten Tapeten,
Die das Gemach abschlossen, verschwand er. Geschäftig bemühn sich
Diener des Königs, in Eil' zu vollstrecken Befehle des Ordners.
Eilig versammelten sich auch die Träger der Würden in Sion.

Nunmehr traten, geleitet von Königstrabanten, des Bischofs
Boten herein, hochmögend: der rühmliche Graf von der Recke,
Zwei Patrizier auch, die zuvor im Rate von Münster
Saßen, dazu als Führer und Sprecher der düstere Priester
Odo von Drensteinfurt, allmächtig im Rate des Bischofs.

Stolz da blickten um sich in dem Vordergemache die Boten,
Suchend im gleißenden Schwarm der Trabanten und Diener den König.
Aber sie fanden nur Lips hier unter Trabanten und Dienern,
Welcher zurück da geblieben und auch mit Scherzen und Possen
Schon sich Freunde gewonnen im Volk der Betreßten des Hofes.
Und dieweil nun vor ihnen der Schalk sich so keck in die Brust warf,
Meinten die Boten in ihm den plebejischen König, den Gaukler
Jan von Leyden zu schaun, von welchem sie Kunde vernommen;
Alsbald zuckte wie Spott um die Lippen der Männer ein Lächeln.
Und ihr Führer begann, ihr Sprecher, der finstere Priester:
„Stehn wir hier vor dem Mann, der in Münster sich jetzo die höchste
Macht anmaßt, und vor welchem die anderen alle sich beugen?" —

„Teufel," erwiderte Lips, „das glaub' ich; wohl beugen sich meiner
Pritsche die Männer von Münster, und wer sich der Größte bedünket,
Lächelt und schweigt, wenn Pinsel und Schelm und Tropf ich ihn schelte!" —
„Wenn du es bist," fuhr fort der Gesandte, „so höre die Mahnung,
Welche noch einmal gnädig euch allen entbietet der Bischof!
Du laß ab vor allen, o Fremdling, die Bürger von Münster
Keck zu befeuern, zu spornen zum frevelnden Trotz der Rebellen.."
„Meint ihr?" entgegnete Lips; „ich befeure die Bürger von Münster?
Ich bin's, der sie beschwatzt? Bei Gott, ihr Herren, ihr wißt nicht,
Wie ihr mir unrecht tut. So ist's, so verblendet der Ärger...
Freilich, ich kann es begreifen, daß eure Gemüter verbittert
Sind in den laufenden Tagen: es ist nichts Kleines, in Wahrheit,
Also gerüttelt zu werden aus seinem bequemlichen Dasein,
Und, wie zu Telgte geschehn, bei nächtlicher Weil' noch im Eislauf
Gar sich versuchen zu müssen, im Hemd... doch, ihr Herren, ich sag' euch:
Tröstet euch nur und hofft auf der Zeiten beständigen Umschwung.
Freilich, wir treiben es arg nun in Münster; doch seht, wie bedrohlich
Sich auch die Leute gebärden im Vorwärtstrachten — wer weiß denn,
Ob sie vom Fleck sich bewegen? Sie drehn sich vielleicht nur so immer
Um sich selber herum wie im Veitstanz! Wenn sie ermüdet
Sinken zu Boden, da kommt *ihr wieder* ans Ruder, ihr Herren!
Sehet, die Münstrer, die jetzt von den Kirchen die Türme gerissen
Und von den Wänden die Bilder, das werden einmal noch die besten
Katholiken im Reich, gebt acht, wenn sie tüchtig gewalkt sind
Und wenn ihnen vor Augen ein Schock von Anabaptisten
Erst so nebeneinander, wie Wachteln, am Feuer geschmort sind,
Oder gerädert! Sie werden's so bald nicht wieder vergessen..."
Spricht's, da blicken erstaunt ihn die Bischofsboten und selbst dann
Untereinander sich an, und jeglicher freut sich zu merken,
Solcherlei Reden vernehmend und kaum noch trauend den Ohren,

Daß der Erkorne von Sion ein drolliger Schwätzer, ein Schalksnarr,
Ja, ein erbärmlicher Tropf, der gewiß nur Verrückte befehligt...
Doch da auf einmal schneidet die spöttisch-tollste Grimasse
Ihnen der Narr, und plötzlich, als wandelte Zauber den Schauplatz,
Rauscht und rollt auseinander der Prachtvorhang der Tapeten,
Welcher das Vordergemach abschließt von den inneren Räumen,
Und in blendender Pracht dehnt weithin schimmernd der Thronsaal
Sich vor den staunenden Augen: inmitten des prangenden Saales
Ragt, goldstrotzend, der Thron; auf dem Throne, vom Schwarm der Trabanten
Und der Getreuen umgeben, in bunten und glänzenden Trachten,
Sitzt, auf dem Haupte die Kron', umwallt vom Königsgewande,
Jan von Leyden.
Da senken, verblüfft und geblendet, des Bischofs
Boten die Augen. Nun leitet der Hofmarschall zu des Thrones
Stufen sie hin und heißt sie entrichten dem König die Botschaft,
Die sie vom Lager gebracht. Vor den andern ermannt sich der düstre
Priester und kühn zu dem König erhebend die Augen, beginnt er:
„Jan von Leyden! dieweil uns zum Volke zu sprechen verwehrt ist,
Wie es der gnädige Fürst und Eigner des Landes, der Bischof,
Wollte, so richten an dich, der König in Münster sich nennet,
Wir dies Wort: Es entbietet noch einmal Gnade der Bischof
Allen Bewohnern der Stadt, so fremden als heimischen, einzig
Heischend, daß friedlich mit ihm, bei geöffneten Toren, noch heute
Münster verhandelt. Verleugne du nicht den vom Himmel gesetzten
Fürsten und Herrn! Sieh, mächtiger wächst vor den Toren das Soldheer
Täglich, verstärkt durch Hilfe verbündeter Fürsten! Es grollt euch
Kaiser und Reich! Wie lang noch, ihr Frevler, vermögt ihr zu trotzen?
Geh in dich und bewahre das Volk vor dem Tage der Rache!
Beuge dich, weiche, verschone die heiligen Rechte der Kirche;
Mächtig und lang ist ihr Arm, und er wird dich endlich ergreifen,
Ob du auch turmgleich hier dir erhöhtest in Münster den Thronsitz!"
Lächelnd erwidert dem Sprecher mit ruhigen Worten der Jüngling:

„Priester! Der Menschheit Recht, sich neu zu gestalten, ist älter
Wohl als des Bischofs Recht, dahier in Münster den Krummstab
Über die Bürger zu schwingen! O sprich! Soll sich in den Bischof
Schicken die Zeit, und nicht vielmehr in die Zeiten der Bischof?
Sieh, mit dem Recht, dem verbrieften, dem zeitlichen Rechte des Bischofs,
Streitet der Menschheit Recht, zureifend dem edleren Dasein,
Endlich die Bande zu sprengen der mönchisch-dumpfen Umschränkung!
Sattsam hat sie gebüßt, mein' ich, die bacchantischen Sünden
Heidnischer Zeiten — mit Recht — in Kasteiungen und in Entsagung.
Aber nun ziemt ihr's, geläutert hervor aus der Zelle des Büßers
Wieder zu gehn und zu wandeln auf sonniger Höhe des Daseins,
Daß sich edel und frei, gottähnlich, vollende des Erdsohns
Lange verkümmertes Bild und nach winterlich dumpfer Erstarrung
Endlich zu göttlicher Blüte das irdische Leben gelange!
Seht ihr nicht sie mit Augen, die Zeichen und Wunder der neuen
Zeit? Ihr nennt uns Schwärmer, dieweil wir erkennen des Himmels
Wink, ihn begeistert erfassen und ihn zu verwirklichen ringen?
Wisset, im Schwarmgeist brauset das Wehen des ewigen Geistes!
Was da Großes geschehn, das taten auf Erden die Schwärmer!
O ihr Klugen! Ob klug wie Schlangen ihr seid, es behalten
Recht doch die Schwärmer zuletzt: was die Väter bespöttelt, den Enkeln
Ist's alltägliche Luft, ist's Milch aus Brüsten der Amme!
Was mißtraut ihr dem Drange des ringenden Menschengemütes?
Laßt ihn erproben sich selbst: denn ist er vom Übel, so wird er
Selbst sich richten! Und folgt er zuletzt nicht immer den Bahnen,
Die ihm ewig bestimmt? und führt zu geheiligten Zielen,
Ob auch vielleicht auf rauhen, auf krausen, verworrenen Pfaden?
O ihr zagen Gemüter, für welche die hellere Leuchte
Fremd und verdächtig erscheint, wie für nächtliche Beller der Vollmond!
Schreckt euch der Wechsel so sehr? Ei, wechseln zu unseren Füßen
Nicht auch die Blumen, und nicht die Gestirne zu unseren Häupten?

Nicht im Haupt die Gedanken, der Glaube, die Meinung? Was Wahrheit,
Weiß nicht einer, solang es ein Heut' und solang es ein Gestern
Gibt, und ein Morgen: die drei, sie beschämen ja ewig einander!
Soviel Menschengeschlechter hinab in die Gräber gewandert,
Soviel Meinungen auch und Altär' und wechselnde Götter
Sind zu ewiger Ruh' in den Grüften der Erde bestattet!
Trauriges Menschheitslos — urewiges Wanken und Schwanken!
Aber was hilft's, sich unter die Räder der Zeiten zu werfen?
Was nach Erneuerung ruft, wenn siechend erstorben das Alte,
Stimme des Geistes der Welt ist das, tief-innerster Antrieb,
Welcher, sich halb nur bewußt, vollzieht einen göttlichen Ratschluß,
Und den ewig vergebens bekämpft kleingeistiger Stumpfsinn!
Sehet, so steh' ich vor euch, ein Verkünder der ewigen Rechte,
Glühend zum Streite gerüstet und wissend, ich bleibe doch Sieger,
Auch wenn ich falle, vor euch! Denn wisset, auch wenn es gelingt euch,
Opfer in Scharen zu schlachten und oft noch für das Erstorbne
Grimmig den Kampf zu erneun und zu baden im Blute der Gegner:
Ewig der Streiter nur ist's, der erliegt, doch nie der Gedanke!
Und obsiegt ihr ihm heut' und hier, so siegt er an anderm
Ort und zu anderer Zeit — und schwerer nur immer und schwerer
Wird euch werden der Sieg, und kürzer nur immer und kürzer
Sein wird euer Triumph: und zuletzt dann werdet ihr fallen,
Schwinden dahin für immer ... Ihr rühmet euch mächtigen Armes?
Mächtig ist eins nur auf Erden: die waltenden, ewigen Mächte,
Welche die Völker bewegen; und was in schnöder Verblendung
Diesen entgegen sich stellt und verwegen auf menschliche Macht trotzt,
Oder auf göttliche hofft, ein Koloß ist's auf tönernen Füßen!" —
Also der König: da gab Antwort ihm, verwegenen Mutes,
Laut sich ereifernd, mit düster erglühendem Auge der Priester:
„Jan von Leyden, du irrst! Nicht kündet im Menschengemüt sich
Geist und Wille des Herrn! Nur in heiligen Schriften verkündet
Steht er für ewige Zeit; ihn aber zu deuten ist Priesters
Amt, Vorrecht der Geweihten. Herunter vom goldenen Throne,
Jan von Leyden! Es ziemt auf Thronen zu sitzen nur jenen,
Welche vom Priester gesalbt, nach uraltheiligem Rechte
Herrschen und, immer gedenk, durch göttliche Gnade zu herrschen,
Stets als ein Rüstzeug dienen dem Herrn und der heiligen Kirche!

Steig', o Jan von Leyden, herunter vom Throne, den rechtlos
Keck du bestiegst, und gewähre der Welt nicht länger das Schauspiel,
Kron' und Zepter zu sehn auf dem Haupt, in den Händen des Gauklers!
Traun! Scheinkönig nur ist und eitler Komödienkönig,
Wer nicht herrschet als König nach uraltheiligem Rechte!" —
So der verwegene Priester. Doch Jan, mit leuchtendem Antlitz
Richtet er stolz sich empor und faßt ins Auge den Sprecher,
Und er beginnt, umzuckt von erhabenem Hohne die Lippen:
„Wenn mit demselbigen Recht du, o Priester, das Priestergewand trügst,
Wie dies Königsgewand ich trage, so wärst du in Wahrheit
Das, was in trotzigem Mut du fälschlich zu sein dich vermissest!
Der du mich schiltst Scheinkönig, du selbst, Scheinpriester nur bist du,
Ja, Scheinpriester nur seid ihr, du selbst und deine Genossen
Alle, soviel ihr seid, denn schal ist geworden aus eurem
Munde das Wort, und entkräftet auf eurem Scheitel die Weihe!
Aber ich meine zu sein, o Sendling, ein König in Wahrheit!
Wirklicher Herrscher ist nicht, wer deshalb nur auf dem Thron sitzt,
Weil vom Schoße der Mutter heraus er in purpurne Windeln
Fiel; nein, jener nur ist's, der König geworden wie David!
Wahrhaft König ist nicht, wer Macht hat, weil er ein König —
Nein, nur jener, der König geworden, dieweil er die Macht hat!
Siehe, so bin ich ein König, und fruchtlos greifst du vermessen
Nach dem erhabenen Reif auf dem Haupt des gewesenen Gauklers!
Wenn einen wirklichen König der Menschheit Genien brauchen
Und nicht finden auf Thronen, wo Toren und Weichlinge sitzen,
Holen vom Markte herauf sie ihn in die goldnen Gemächer! —
Schimmernder Popanz nicht, der prunkt auf dem goldenen Thronsitz,
Dem um die Schultern der Purpur, der goldne Reif um die Schläfe
Schlotterig hängt, und der wacklig in schwächlichen Händen den Zepter
Hält — nein, König mit Recht in Sion zu heißen begehr' ich,
Nicht aufzwingend dem Volke das Joch eines einzelnen Willens,
Nein stark, mächtig mich wissend allein durch den heiligen Einklang
Mit dem erhabenen Drang, der gemeinsam alle befeuert!

Solches verkünde den Deinen im harrenden Lager des Bischofs,
Deines vom Priester gesalbten, vom Himmel begnadeten Fürsten,
Der mit zitterndem Grimm, unmännlich, in seinem Gezelt saß,
Als vor der Stadt ihm die Scharen des Gauklers zersprengten das Soldheer! —
König bin ich, vernehmt! dieweil ein königlich Wollen
In mir lebt! — Meint ihr, daß Trabanten mich machen zum König?
Oder die Krone, das Kleid? — Nein, trät' ich auf wüster, verlaßner
Insel vor euch, einsam — mit dem Winke der Brauen noch zwäng' ich
Euch, mir zu dienen... O seht, ableg' ich den goldenen Zepter,
Nehme die Krone vom Haupt und das Purpurgewand von den Schultern,
Rede zu euch als ein Mensch zu Menschen... Zurück, ihr Trabanten,
Weichet vom Throne zurück und lasset allein mich mit diesen!" —
Also der König und legt alsbald aus den Händen den Zepter,
Nimmt vom Haupte die Kron' und schüttelt des faltigen Mantels
Zier von den Schultern; hinab rollt ihm zu den Füßen der Purpur.
Und hinunter sodann still schreitet er, ganz bis zur letzten
Stufe des goldenen Throns. Schmucklos da steht er und glanzlos.
„Sehet," so spricht er, „ich habe mich jeglichen Schimmers entkleidet.
Jeglicher Stütze der Macht, und nur kraft jener Gewalt noch,
Die als ein mächtiges Wollen, als Drang nach dem Hohen den Mut mir
Stählt, ist bewußt mir im Geist, daß keiner von euch nun im Kreise,
Keiner von euch Hochmögenden all und Edelgebornen,
Hier vor den Gaukler gestellt, einen schnöden verachtenden Blick noch
Findet, ins Aug' ihm zu schaun, ein Wort ihm zu sprechen ins Antlitz,
Wie auch das Blut euch wallt und die Zunge zu reden gelüstet!" —
Trotzend erhebt einmal noch der Priester die Stirne, zu reden,
Aber begegnend dem Auge des machtvoll blickenden Jünglings,
Mählich beginnt er zu stammeln. Die stolz fortweisende Rechte,
Ist sie von Blitzen umstrahlt? Was steht ihr, schweigende Boten?

Sind euch die Sinne verwirrt? Ihr steht und findet das Wort
nicht,
Und ihr senket das Aug' vor des Jünglings leuchtendem Antlitz,
Und vor dem Zauber des Blicks, den keiner noch ruhig ertragen. —
Und sie ermannen sich nur, um sich schweigend zu wenden zum
Ausgang,
Grollend von dannen zu schleichen.
Von Königstrabanten geleitet,
Kommen sie, stumm und verstört, nicht rechtshin schauend noch
linkshin,
Bis ans Tor; aufatmen sie erst aus ihrer Beklemmung,
Als im Rücken sie haben die Mauern von Münster, der grausen
Stadt, und nahe vor Augen die winkenden Zelte des Bischofs.

---

## Sechster Gesang.

# Im Lager.

Müßiges buntes Gewimmel erfüllte die Straßen der Zeltstadt
Vor dem Servatientor, auf der Südostseite gen Wolbeck,
Wo Hof hielten des Heers Anführer, und weit sich des Lagers
Hauptplatz dehnte, bedeckt mit Marketendergezelten.
Stattliche Ritter, begleitet von Falknern und adligen Knaben,
Zogen den Platz entlang; heimritten behäbige Domherrn
Sacht mit der Beute der Jagd, mit der würzigen Schnepf' und dem
Waldhuhn
Aus dem Gesümpf der Umgebung. Auch rollende Kutschen ersah
man,
Drin gar zierliche Dämchen sich brüsteten — Nichten der Domherrn.
Zechend vertrieben die Zeit mit Spiel und Gefluch sich die Söldner,
Wüste Gesellen, mit Schrammen, das Kinn spitzbärtig. Des Angers
Spärliche Gräser verdarb, mit Genossen sich balgend, der Troßbub'.
Krämer und fahrende Juden umschlichen die Zelte; mit ihnen
Feilschten die Landsknechtsfraun und die Dirnen. Auch Theriak-
händler
Gab es und andre dazwischen, die Farnkrautsamen verkauften,
Welcher, um unsichtbar sich zu machen, als Mittel geschätzt ist,
Oder auch anderen Zauber, vor Schuß und Hieb sich zu feien.

Knechte des Bischofs selber, dazu noch allerlei Hilfsvolk,
Geld'rische, klevesche Reiter und hessische, kölnische Fähnlein,
Kaiserlich Volk, Papisten und Luthersche finden zusammen
Hier sich, zu zechen, zu spielen, aus ihren gesonderten Lagern.
Bauern auch treiben dazwischen, bewehrt mit Schaufel und Schnappsack,
Hier umher sich, bestellt, Schanzfrone zu leisten im Lager,
Aus den Gehöften der Gegend, und heut' ist eben der Lohntag.
Aber der Landsknecht zieht, der verschmitzte, den klotzigen Landmann
Stracks in den lustigen Kreis, wo das Würfelchen tanzt auf dem Kalbfell,
Oder auf Mänteln, verbreitet bei klingendem Becher am Boden.
Doch nicht lange verträgt Landsknecht sich und Pflüger. Schon hat sich
Dort um die Trommel, die öfter der Würfel berührt als der Schlägel,
Zank und Hader entsponnen. Erbost wehrt da ein bezechter
Schanzer sich keck: „Ihr Schelme, das sind nicht ehrliche Würfel!"
Ruft er, „die kennen wir schon! Die fallen nur gut, wenn den Kunstgriff
Einer versteht! Ihr Schelme, das sind Schelmbeine, die Würfel!"
„Tölpel!" erwidert der Söldner, „begehrst du, nichts zu verlieren,
Spiele daheim mit dem Kater!" — Dem Landmann hatte die Geister
Mächtig befeuert der Trunk; er erhob sich auf wankenden Füßen:
„Ho, ho, willst du mich hänseln, du Leutebetrüger, du Schafdieb?
Ja, Schafdiebe, das seid ihr! Ihr schleicht euch mit eueren Buben
Nachts auf die Weiler hinaus, um Hammel zu stehlen, ihr Schelme.
Oder ein Schwein aus dem Koben; das fangt ihr und gebt ihm getränkten
Schwamm zu verschlucken und zieht alsdann am hängenden Bindseil,
Das an den Schwamm ihr gebunden, das Tier sacht hinter euch her so!
Glaubt ihr, sie sind uns verborgen, die Tücken, die Schliche, die Listen,
Wie ihr sie übt? Im Kriege da raubt, im Frieden da maust ihr!"
„Was?" so ertönt's im Kreise, „was krächzt der besoffene Schlingel?

Will er Händel beginnen? Nun wart'! wir wollen dich zausen,
Du nichtsnutziger Schelm, daß das Blut in den Schuh dir hinabläuft!"
　　Aber noch lauter, wiewohl nur lallend, gestützt auf die Trommel,
Eifert er: „Kommt nur heran! Ich will doch sehn, wer den Mut hat,
Mir ein Leides zu tun dahier vor dem Zelte des Bischofs!
Reden, so wie ich es denk', will ich, ihr Segenverwüster,
Fahrende Strolche, die ihr uns jegliches Übel ins Land schleppt:
Pest und fressende Beulen, die Blattern und jegliche Landplag' . . ."
　　„Hinter die Hecken mit ihm," so scholl's, „damit wir ihn abseits
Drillen nach Landsknechtsbrauch!" — „Ein Roßhaar zieht dem Halunken
Stracks durch die lästernde Zung'!" — „Einen Kübel vom Wasser der Pfütze
Gießt ihm ein!" — „Ei was da? Es bleibt doch immer der Hauptspaß,
Solchem Gesellen die Fersen mit flüssigem Salz zu bestreichen,
Dann ablecken zu lassen von Geißen mit kitzelnder Zunge;
Schelm, sollst lachen alsbald, wie du nie noch im Leben gelacht hast,
Wenn du das Zünglein spürst am gesalzenen Ballen! Hinweg denn,
Hinter die Hecken mit ihm, daß nicht uns ein grämlicher Waibel
Störe den Spaß!" So scholl's und man wollte den Greinenden fassen,
Doch, der schrie, was er konnte, bis daß aus dem Zelte des Bischofs
Wilcke von Stedinck trat, um des Lärms Anlaß zu erkunden,
Wilcke, der Feldhauptmann, der beherzte, der wandelt als Einaug',
Seit sich das Soldheer maß mit den Anabaptisten vor Münster.
　　„Was für ein Tanz ist los? Man hört ja das eigene Wort nicht
Drin im Gezelt!" rief er. „Potz Blitz, da seh' ich schon wieder
Einen mit schlotternden Knien; was zitterst du, Tölpel, als ob dir's
Ging' ans Leben? Was hat denn der Bauer bei lustigem Kriegsvolk
Hier an der Trommel zu tun? Da setzt es doch immer nur Püffe!
Aber was merk' ich? Es klappert schon wieder das leidige Schelmbein?

Ei, potz Wetter, ihr Schlingel! Da seh' mir nur einer die krummen
Landsknecht' an! Rebellieren und lärmen von wegen des Soldes,
Wenn nicht da ist zur Stunde der Pfennig; zum Saufen und Würfeln
Haben sie's stets vollauf! Das verdammte Gesäuf und Gewürfel!
Und das Gezänke dazu, und das leidige, sündige Fluchen,
Das schon so oft euch vergebens im Lager verboten der Bischof!
Hol' euch der Teufel zusamt — wann werdet ihr's lassen, ihr Schelme?" —
„Herr," entgegnet ein Söldner, „wofern Ihr glaubt, daß vorhanden
Bares zum Zechen und Würfeln, so tut Ihr wahrlich uns unrecht!
Was wir zechen, das kommt seit Wochen schon wieder aufs Kerbholz,
Und in betreff des Würfelns, o Himmel, da steht es im Lager
Längst schon wieder so schlimm, daß einer mit Wehr und mit Waffen,
Oder mit Mantel und Wams statt Gelds muß lösen die Spielschuld!
Denn so selten zu sehn ist der Pfennigmeister vor Münster,
Wie um die Mittagszeit ein Gespenst und ein Ketzer im Beichtstuhl!"
„Wenn du den Pfennigmeister", versetzt ihm Wilcke, „vermissest,
Findst den Büttel dafür, mein Freund, und den Galgen, der draußen
Steht, wo die Zeltreihn enden, auf sanft ansteigendem Hügel . . ."
Weiter noch dacht' er zu schelten, da brachten herbei auf des Lagers
Hauptplatz Knechte geführt einen feinen und blühenden Jungen.
Diese, den Feldhauptmann inmitten des Haufens erblickend,
Traten heran, ihm zu melden, der Bursche dahier, den sie führten,
Habe, geflüchtet aus Münster, soeben beim Geld'rischen Blockhaus
Sich von selber gestellt, und geleitet zu werden ins Lager
Hab' er begehrt, da als Sölbling zu dienen er denke dem Bischof,
Manches auch wisse zu melden vom Stande der Dinge zu Münster.
„Ei," rief jener und schlug auf die Schulter dem blühenden Jüngling,
„Stattlich und breit ist der Bursch um die Brust, hat Augen im Kopfe —

Teufelsaugen! Gedulde dich nur, mein Junge, vorerst noch;
Denn mit den Kriegsherrn setzt sich der Bischof eben zu Tische,
Und nach Tische, da geht's, wenn Gott will, noch ans Beraten.
Dennoch halt' dich bereit! Kommt Zeit, kommt Rat auch für dich wohl!" —
Sprach's, und wieder verschwand er im prangenden Zelte des Bischofs.

Aber den Jungen sogleich umgaben die Söldner und zogen
Ihn zu sich auf den Sitz um die weinig-besudelte Trommel.
Und sie verlangten, er solle gebührlich im Zechen Bescheid tun,
Neckten ihn auch ob des glatten, des weißen Gesichts, ob des bartlos
Kahlen und weichlichen Kinns, doch lobten zugleich sie die drallen
Lenden, das Auge, so blitzend, das goldbraun wallende Haupthaar.

„Sag' doch," riefen sie dann, „wie steht's in Münster, der tollen
Stadt, wo der Fastnachtskönig, der Schneider und Gaukler, gebietet?
Ist's denn wahr, daß den Bock er führt in Siegel und Wappen?"

„Jan von Leyden regiert", so versetzte der Münstersche Jüngling
Ernst aufflammenden Blicks, „als ein echter, gewaltiger König;
Willig gehorcht ihm das Volk, seitdem aus der Schlacht er als Sieger
Kehrte zurück in die Stadt an der Spitze der Wiedergetauften!"

„Gleichviel!" riefen die Söldner, „er bleibt doch der Schneider von Leyden! —
Haben uns da einen Gaul vor kurzem die lumpigen Münstrer
Her ins Lager gejagt, und es saß ein strohener Bischof
Über dem Gaul, und am Schweif, da baumelte schnöd' des Vergleiches
Urkund', welchen den Münstrern geboten in Gnaden der Bischof...
Dachten damit uns zu necken; wir aber, wir zahlten es zwiefach
Heim; wir nagelten eine zerrissene Hose den Schuften
Nächtlich ans Tor und schrieben dazu, wir ersuchten den König
Jan, daß er flicke die Hos' als berufener Kämpe der Nadel!" —

„Spottet des Schneiders nur nicht!" ruft jetzo ein andrer; „er hat doch
Höllische Hilfe zur Seite. Das Weib des gefallnen Propheten
Ist eine Hexe. Noch mein' ich sie stets vor Augen zu sehen,
Wie, als den Wall wir berannten und noch vor den Toren im freien

Feld nicht tobte der Kampf, sie zwischen den rauchenden Pfannen
Stand auf dem Wall; wie sie braute den siedenden Trank und als kecke
Pechkranzwinderin lachend auf uns her Tod und Verderben
Sprühte, und Gleiches zu tun auch spornte die anderen Weiber.
Aber das alles genügte der Hexe noch nicht, und sie griff nun
Gar nach höllischem Zauber. Denn als sich ein Teil von den Unsern
Wieder aufs neue gewagt an den Wall, dort wo sie ihr Wesen
Trieb, da auf einmal knattert's im sandigen Grund, und wir sehn uns
Plötzlich von Flammen umringt; schier war's, als bräch' aus der Erde
Feuer der Hölle hervor; mit Grausen entfloh von den Unsern
Was nicht schon in der Glut, wie die Milben im Lichte, versengt war.
Zaubernd lockte die Hexe die Glut aus der Erde!" — „Vielleicht war's
Zündstaubsaat, die zuvor sie gesäet," sprach zweifelnd ein Reiter,
„Und entzündet zuletzt!" — „Nein," sagte der Sprecher mit Nachdruck;
„Dessen bedurfte sie nicht. Zigeunerin ist sie und Hexe,
Solches behaupten ja selbst einstimmig die Anabaptisten!" —
„Ja, so ist's!" sprach nickend ein Reiter im Kreise; „so hört' ich's
Selbst auch jüngst, als mit andern die Wacht in der Schanz' ich besorgte
Gegen das Mauriztor. Ein übergelaufner aus Münster
Gab uns Bericht von der Braunen; sie hat, wie er sagt, aus Zigeunern
Jetzt sich gar einen Trupp Leibwächter gebildet; mit diesem
Schlug sie den Wohnsitz auf in einem verfallenen Turme.
*Popanzturm* ist der Turm, das ist *Turm der Gespenster*, geheißen,
Weil's dort spukt bei Nacht seit Jahren im öden Gemäuer.
Nahe dem Kreuztor liegt, an den Wall sich lehnend, der Spukturm.
Und da erzählt nun vom Treiben der Zaubrin im wüsten Gebäude
Greuliche Dinge das Volk. Mit den Ihrigen nächtliche Feste
Feiert sie dort; man erblickt durch Spalten der Mauern die Hallen

Grell und schaurig beleuchtet; es schallt von wilden Gesängen
Aus dem Getrümmer heraus, und vom Klang der Theorben und Zimbeln,
Und von Reigen, in welche die Geister der Hölle sich mischen:
Wüst und wirr da erklingt es von fremden, satanischen Lauten,
Wenn das verwünschte Gezücht im Turm so feiert die Nächte!
Recht, Freund, hast du getan, daß das teuflische Nest du verlassen!" —
„Ja, wohl tatest du recht," so spricht zu dem Jungen der eine
Noch und der andre im Kreis, „daß du Münster verlassen; denn wahrlich,
Übel ergeht's noch jedem, der drinnen!" — Mit leiserer Stimme
Fügte hinzu noch einer: „Nun ja, daß du Münster verlassen,
Hast ganz wohl du getan; doch hör' — im Vertrauen dir sag' ich's —
Daß du gelaufen hierher, mein trefflicher Junge, zu uns da,
War nicht klug! Potz Wetter! Was willst du dem lumpigen Bischof
Dienen? Der hat kein Geld! Da ist Meister der Küche der Schmalhans
Immer, das heißt für die Söldner. Die Herren da drinnen, die freilich
Drückt kein Mangel! Es schnappt nur erlesene Bissen des Domherrn
Hund, und es sitzt rotbackig in goldner Karosse das Kebsweib.
Wahrlich, es mangelt da nichts, als der kärgliche Sold für den Landsknecht!
Neulich, oben darein, kam Krankheit unter die Knechte,
Und ein gewaltiger Tod war herrschend durch etliche Wochen.
Reißaus haben die Meißner vor kurzem genommen mit ihrem
Hauptmann Viltzius; leer stand da frühmorgens ihr Lager
Vor dem Ägydientor und die Kriegsherrn hatten das Nachsehn.
Andere folgen vielleicht. Mehr plagt, als der Hunger, die Langweil':
Denn da liegen wir nun ratlos seit Monden und tatlos,
Seit uns mißlungen der Sturm, und die Herrn Kriegsräte, die weisen,
Drin im Gezelt, die sitzen beisammen, beraten und schwatzen,
Wissen noch nicht, wo sie fassen ihn sollen, den Stier, bei den Hörnern

Oder am Schwanz. Von des Heers Hauptleuten der einzige Stedinck
Ist kein Gauch; das ist einer, der fähig, zu fangen den Teufel
Selbst aus der Hölle heraus beim Schweif; doch die anderen alle,
Tröpfe nur sind's, Bärnhäuter. So kommt's, daß kecker die Münstrer
Werden mit jeglichem Tag, und daß sie sogar nun die Kühe
Treiben heraus vors Tor auf die Weide vor unseren Augen.
Freilich, da hat sich verschrieben der Bischof jetzt einen neuen
Feldzeugmeister, und der, so heißt's, der soll so gescheit sein,
Daß er das Niesen der Mücken sogar und das Wachsen der Gräser
Merket und hört. Der kommt nun täglich mit mancherlei klugem
Plan und Entwurf; da stecken um ihn sie die Köpfe zusammen,
Schwatzen von Gräben und Minen, Bastein, vorrückenden Dämmen,
Und drauflos dann graben und hauen und stechen die Bauern,
Und wenn eines mißlingt, so sinnt einen anderen Rat gleich
Wieder der Zauberer aus, der gelehrte, die Zeit zu vergeuden..."
Also der Söldner; da fiel in die Red' ihm ein narbiger Graubart:
„Schweig! Was raubst du die Freude dem Jungen? — Das Leben des Landsknechts,
Mußt du wissen, o Sohn, bleibt stets doch das lustigste Leben;
Nur auf den Wandel gestellt, und das ist wahrlich das beste
Noch beim Spaß; man gewöhnt sich dran, will nimmer es anders!
Wenn du ein Landsknecht wirst und weiter umher dich das Schicksal
Treibt, so erprobst du es bald! Heut' mußt du im schäbigen Koller
Barfuß laufen und morgen beschaffst du dir kecklich ein Samtwams,
Scharlachhosen dazu, auf dem Hut eine farbige Feder,
Bist imstand, dir mit Silber zu posamentieren die Hosen,
Daß dich beneidet im Lager darob dein eigener Hauptmann.
Heut' mußt du, wie die Gans, aus Tümpeln und Pfützen den Durst dir
Stillen und schlucken die Milch, in welcher der knausernden Bäurin
Mäus' und Ratten ersoffen, und folgenden Tages, so Gott will,
Liegst du vorm rinnenden Faß, hast Braten und Kuchen in Fülle,
Daß zehn Mäuler und Mägen du stopfen dir könntest für einen.
Heut' ein erbärmlicher Wicht bist du und vermagst dir zu halten
Kaum einen ruppigen Hund; es entläuft dir der hungernde Bube,
Der für dich bettelt und stiehlt, lossagt von dir sich die Dirne,
Die mit dem Troß dir gefolgt auf gefährlichem Marsch und ins Lager,

Und für dich wäscht und dich pflegt und dir leistet die sonstige Treue:
Doch schon morgen erhebt dich ein strotzender Säckel zum großen Herrn, und du kannst von der Beute das Dirnchen dir kleiden in Seide! —
Trink, mein Junge! Der Wein gibt fröhliches Blut und Courage!
O, wie bist du so weiß wie Kreid' im Gesicht und so schweigsam,
Hüllst dich so eng in den Mantel, als frörst du und wärst ein verzärtelt
Schoßkind, welches daheim aufwuchs bei gebratenen Äpfeln
Hinter dem Ofen? Das Leben genießen, das Leben verachten,
Lautet der Landsknechtspruch, und den Tapferen meidet die Kugel!
Und wenn ängstlich du bist, dein jugendlich Leben dich dauert,
Wetter! da ist einem Burschen wie dir noch immer zu helfen!
Steckst vor die Brust nur ein Päckchen mit Farnkrautsamen, so bist du
Unsichtbar für den Feind. Und magst du lieber ein Schutzhemd
Tragen, aus Wolle gesponnen am Christtag oder Karfreitag,
Ritzt kein Hieb, kein Schuß dich. Und hast du gesegnete Kugeln —
Gleichviel, ob sie der Priester, ob sie dir der Teufel gesegnet —
Triffst du den Mann, den du meinst, und kannst noch gar um die Ecke
Schießen, sofern dir's beliebt!" —

„Ei, närrische Possen!" begann jetzt
Eifernd ein hessischer Reiter. „Ein ehrlicher Kerl, der behilft sich
Ohne den weibischen Kram! Vor Augen den Tod, ist die Würze,
Gibt erst den richtigen Schick und die heimliche Lust im Dareinhaun!
Hab' ich das Landsknechts*leben* erkieset, so will ich den schönen
Landsknechts*tod* im Gefild' auch lieber, den raschen, als schnödes
Bettelgeläuf' durchs Land, bei verkrüppelten Gliedern im Alter;
Denke zu leben, zu sterben nach Observanzen und Bräuchen
Ehrlichen Landsknechttums und mich des noch im Tod zu getrösten!"
„Recht so, Bruder!" erwidert mit Grinsen ein wüster Geselle,
Hebend das blinkende Glas; „nur ein weniges laß dich bedeuten:
Schierst dich zuviel, beim Teufel, um Observanzen und Bräuche!
Ist's doch gleich, ob dir einer den Kopf absichelt im Schlachtfeld,
Oder der Geier dich holt zwei Ell'n so über dem Erdreich,
Daß dir über dem Kopf und unter den Füßen zusammen
Schlagen die Lüfte — 's ist eins! Auch das ist fürs Sterben gerechnet!

Wie ich sterbe, das schiert, beim Teufel, mich wenig; doch wie ich
Lebe, das kümmert mich sehr; denn leben, das muß ich ja jeden
Tag, den Gott mir schickt, doch sterben, das muß ich nur einmal!" —
Also der Söldner, und blickt weintrunkenen Auges um sich her,
Und fährt fort: „Gebt acht, Kameraden! Die Zeiten, die kommen,
Sind für uns wie geschaffen. Den Zank und Hader, der allwärts
Jetzt entbrennt in der Welt, den muß ausfechten der Landsknecht!
Sind wir nun so gesucht, dann, wißt ihr, können wir selber
Machen den Preis, dann dürfen sie nicht erst lang mit uns markten,
Nicht mit Gesetzen und Regeln und Observanzen uns hudeln!
Trachtet doch jeder nunmehr, wie er kann, sein Los zu verbessern,
Und schon wirbeln die Menschen und Dinge so wirr durcheinander,
Daß, wer nur wacker sich rührt, sich erraffen ein tüchtiges Teil auch
Mag von den Gütern der Welt, die bisher nur wenige schmeckten!
Wir auch spüren den Drang — potz Blitz! mag künftig wer will da
Hinter dem Pflug im Feld hertrotten und hinter den Säcken
Stehn in der Bude des Krämers: wir lieben die lustige Freiheit!
Wer sie zu bieten vermag mit dem klingenden Solde, die Freiheit,
Des ist unsere Faust. Ob er recht hat oder ob unrecht,
Kümmert uns nicht; das entscheiden ja selbst die Gelehrten, die Weisen
Nun und nimmer: die Welt wird stets doch am Ende mit unsrer
Elle gemessen, das heißt mit der eisernen Pike des Landsknechts!
Nun, so laßt sie uns nützen, die günstige Zeit, wo der Söldner
Herr ist im Land! Jetzt sind wir die Gäst', und lassen's uns wohl sein
Hier in der Welt, und wenn sie demnächst, wie die Pfaffen verkünden,
Geht zugrund, so brauchen die Zeche wir nicht zu bezahlen:
Denn wenn die Schenke verbrennt, so verbrennt mit der Schenke das Kerbholz!"
Also besprachen zusammen im fröhlichen Kreis sich die Söldner.
Aber versammelt indes in des Bischofs schimmerndem Prachtzelt
Saßen die würdigen Herrn. Hoch ragte vor andern des Zeltes
Prangender Giebel empor und, als Wächter gepflanzt vor den Eingang,
Stand von Kartaunen ein Paar; daneben stolzierten in bunter
Glänzender Tracht zu den Seiten der Pforte die Hellebardiere.
Aber das Banner erhob sich, an ragender Stange befestigt,

Hoch in die wehende Luft mit dem Wappen des Grafen von Waldeck.
Drinnen im prächtigen Zelt in mancherlei Säl' und Gemächer
Waren die Räume getrennt durch Prunkvorhänge, die farbig
Strahlten und golden gestickt, mit schimmernden Fransen berändert.
Und in den mittleren Raum, der weit sich schier wie ein Prunksaal
Dehnte, da saß beim Mahle mit glänzenden Gästen der Bischof:
Saß da zuoberst er selbst, ein Herr von stattlicher, hoher,
Stolzer Gestalt: noch stets voll männlicher Schöne des Ansehns
War er, ob gelblich auch und halb schon erschlafft ihm die Wange
Hing und ein grämliches Wesen umwob sein adliges Antlitz.
Domherrn saßen nach ihm, pausbackig, vom Weine gerötet,
Aber dazwischen Gesichter von scharfen und galligen Zügen.
Neben den geistlichen Herren die weltlichen: Oberste, Räte:
Wirich von Daun vor allen, der Graf, der im Heere des Bischofs
Führte den Oberbefehl, ein bedächtig blickendes Männlein:
Schmächtig er selbst, doch gewaltig der eisgrau wallende Kinnbart.
Ferner Gesandte von Kleve, von Köln, von Hessen und andern
Nachbarlanden, für heut' zur Beratung ins Lager entboten.
Aber in eigner Person da saßen auch fürstliche Nachbarn
Heut' am gastlichen Tisch: da saß Herr Philipp von Braunschweig,
Saß, dem Herzog zur Seite, der würdige bremische Bischof,
Auch viel Ritter des Lands, die mit reisigen Knechten zu Hilfe
Zogen, so Mengersheim, so Galen, der Edle, und Bentheim.
Und nicht wurde vermißt im glänzenden Kreise der Männer
Liebliche Blüte der Fraun; denn zu Tisch mit den Edlen auch setzte
Manche Befreundete sich, die hierher aus Münster den Bischof
Oder der Domherrn einen ins Kriegsfeldlager begleitet.
Duftig dampfte das Mahl auf blinkenden silbernen Platten;
Reichlich und üppig winkte Fasan und Pfauenpastete,
Winkte gebraten der Lachs und die Schnepf' und das köstliche Rebhuhn.
Rheinwein, feuriger Sekt und süßer Tokaier beträuften
Würzig die leckeren Bissen. Der lächelnde bremische Bischof
Lobte die Schnepfen des Lands: Feinschmecker und Kenner des Besten
War er wie keiner. „Noch besser", versetzte bedauernd der Domherr

Melchior, „war es bestellt mit dem wilden Geflügel vorzeiten
Hier um Münster. Da hatten wir gleich vor den Toren der Stadt selbst
Stets eine treffliche Jagd; doch seit das Gesümpf in der Gegend
Mehr und mehr sich verengt und vom Ackergelände verdrängt wird,
Hat sich auch darin die Zeit — wie in anderen Dingen — verschlechtert!“

Zusprach baß dem Tokaier, dem Sekt Herr Philipp von Braunschweig,
Und mit heiterem Mute dem Wirt ins grämliche Antlitz
Blickend, begann er: „Was habt Ihr doch nur, liebwertester Vetter,
Daß nicht Speise noch Trank Euch erquickt und die Augen erheitert?
Rührt Ihr doch wenig nur an von den Werken des trefflichen Koches,
Den Ihr im Lager da habt, und um den ich Euch wahrlich beneide!“ —

Ihm entgegnete drauf mit verdrießlicher Miene der Bischof:
„Vetter, ich bin nicht mehr, der ich war! Es gebricht in der Nacht mir
Schlaf und des Essens Gelüst beim Mahl. Es vermeinen die Ärzte,
Daß an der Leber gemach mir ein tückisches Übel sich festsetzt.
Und zu verwundern ist's nicht, bei Gott, wenn siech mir die Leber
Wird von der Fülle der Gall', die nun seit Monden ich schlucke!
Gibt es auf deutschem Gebiet denn heut' einen Fürsten, der noch nicht
Krank an Leber und Herz? Denn immer umlauern die Nachbarn
Ihn, rauflustige Neider und Stänker, die seinem Besitztum
Keck nachtrachten, ins Land ihm fallen und immer ihn schutzlos
Finden, vom Reiche verlassen, und preis so gegeben dem Stärkern.
Und nun das Glaubensgezänk noch dazu und die Bürgerempörung!
Stolz sind geworden die Bürger; sie möchten am liebsten als Herrn jetzt
Gar niemand mehr erkennen, sie möchten nach eigenem Stadtrecht,
Frei von Fürstengewalt, selbsteigen das Ihre verwalten!
Schwärmen von Hansabund und versprechen sich goldene Berge!
Aber am schlimmsten doch fahren bei ihnen die geistlichen Fürsten.
Ging's nach dem Willen der Neurer, so nisteten Spatzen in Infuln

Längst, und der Krummstab wäre zum Bettelstabe geworden!
Weiß doch ein geistlicher Fürst kaum mehr, wo ruhig er hausen
Mag, sein Haupt hinlegen des Nachts in dem eigenen Lande!
Unseres Hochstifts Herrn, längst haben an jeglichem Ort sie
Lieber verweilt, als zu Münster daheim in der fürstlichen Hauptstadt.
Ich auch hielt mich am liebsten entfernt auf ländlichen Schlössern,
Bis ich gezwungen mich fand, an der Spitze gedungener Haufen
Hier mich zu legen ins Feld, zu befehden die wüsten Rebellen!
Mußte der Greu'l, der verwünschte, der schwärmenden Anabaptisten,
Eben auf meinem Gebiet zur Blüte gelangen und finden
Eben dahier im Land so verwegene Jünger und Kämpen?"
Also klagte der Fürst. Ihm erwidert seufzend der dicke
Probst von Hamm, der im Lager des Bischofs eben zu Gast war:
„Ei, was sagt doch schon lange vom Münsterschen Manne das Sprichwort?
Westphalus est sine pi, sine pu, sine con, sine veri:
Ruchlos, schamlos ist er, und falsch und ohne Gewissen!
Mag Westfalia prahlen mit ihren gelehrten Skribenten:
War es doch eben die viele lateinische Bildung in Deutschland,
Was uns verderbte das Volk. Denn seit die lateinische Bildung
Um sich griff, lief alles vom Handwerk weg und vom Pfluge
Zu den lateinischen Schulen und wollte nach Höherem trachten;
Dann, als an Amt und Erwerb es gebrach für die vielen Lateiner,
Schweiften im Land als Vaganten, als fahrende Schüler sie bettelnd
Um vor den Türen der Klöster, bei Pfarrern, stibitzten den Bauern
Weg aus den Höfen die Gänse. Da keimte das Luthersche Wesen,
Und nun waren es diese, die Ganshalsdreher, die wichtig
Als Prädikanten im Volk sich machten, als Gottesgelehrte:
Wühlten bei Bürgern und Bauern, als tückische Feinde der Kirche,
Bis auch diese begannen in Bücher zu stecken die Nasen.
Disputieren nun wollte, sogar mit lateinischen Brocken,
Bäcker und Schuster, gelehrt, daheim wie im Bad und in Schenken,
Selbst auch im freien Gefild', wenn enge dem Haufen die Stube.
Ja, und von da an wollte der Laie belehren den Priester.
Kam's doch am Ende soweit, daß gar mit dem Mönch auf der Kanzel
Oft sich zu zanken vermaß ein verwegenes Glied der Gemeine!
Solches, im Hause des Herrn, auf der heiligen Stätte geschah es!
Wollte der Himmel, es wäre der ärgste der Frevel gewesen!

Aber noch schrecklicher ward's: man zertrümmerte Heiligenbilder,
Plünderte Klöster und Kirchen! Nun gar noch die Greuel zu Münster!
O du sündige Stadt, wie wird dich strafen der Himmel!
Unglücksort! bald wird es in deinem Gemäuer so öde
Sein wie zu Radmannskirch, wo die Wölfe gefressen den Schultheiß
Mitten auf offenem Markt, so verlassen und wüst war das Städtlein!" —
So wehklagte der Probst, ein kugelig rundes und rotes
Männchen, und reichte hinunter dem schlanken, getigerten Fanghund
Pollux, welcher die Knie ihm umschnüffelt', ein Stück von dem Rebhuhn,
Das er im Eifer des Redens soeben zerlegte mit Nachdruck.
„Wahrlich, erwäg' ich es recht," sprach jetzt aufbrausend der Bischof,
„Wär' es das klügste gewesen, auf *einmal* ganz zu gewähren,
Was man sich stückweis' nimmt, durch Versagen noch wilder erbittert:
Freiheit jeglichen Glaubens. Als *ketzerisch* Münster geworden,
War's ratsamer, zu opfern die *geistliche* Macht, um zu retten
Mind'stens die *weltliche* noch: jetzt haben wir beides verloren ..."
Sprach's, und erschrak gleich selbst vor dem Wort, das den Lippen entschlüpft war.
Zornig schaute herüber der finstere *Rotger von Smisink*,
Domscholaster zu Münster, und sprach mit gerunzelter Stirne:
„Gnädiger Bischof, nimmer — erlaubt mir, daß ich es sage —
Nimmer für solches Beginnen, den Rechten der Kirche zuwider,
Hätte gestimmt das Kapitel. Genug und übergenug schon
Hat man Duldung gezeigt für die Ketzer nach meinem Bedünken.
Frecher nur macht Nachsicht die Verwegenen. Läßt man den Teufel
Erst in die Kirche hinein, so stellt er sich gleich auf den Altar!" —
Also ereiferte sich der Scholaster von Münster. Der Bischof
Schwieg und leerte mit *einem* gewaltigen Zuge das Kelchglas,
Das vor ihm stand, um zu dämpfen die innere Flamme des Unmuts.
*Wennemar von der Recke*, Gesandter des Kleveschen Herzogs,
Lenkte die Blicke der Gäste nunmehr auf den winkenden, hohen
Prachtaufsatz in der Mitte der Tafel, ein meisterlich Kunstwerk,

Ganz aus Teige geformt, Sankt Lamberts prangenden Münster,
Mit der gewaltigen Spitze des Turms, die in eckiger Kuppel
Steckt wie die Nadel im Kissen: des Anblicks freuten sich alle,
Lobten den Koch einstimmig, den Künstler, der solches gebildet.
Und nun besserer Laune, versetzt zustimmend der Bischof:
„Wahrlich, ein Meister der Kunst ist er, so der Bild- wie der Kochkunst!
Gibt er in Marzipan doch immer und sonstigem Backwerk
Uns die belagerte Stadt stückweis' zu genießen: das Rathaus
Jetzt, dann Lamberts Münster und andere Kirchen und Klöster,
Oder den Domhof gar, und was sonst zur Gestaltung ihn anregt.
Aber den Gaukler von Leyden, der jetzo in Münster sich König
Nennt, den bringt er uns immer in neuer Gestalt auf den Richtplatz:
Hängend, gerädert, geköpft, auch gespießt, und so täglich mit andrem
Tode bestraft. Heut' hat er ihn feiner gebildet als jemals,
Hier in vergittertem Käfig, mit Knipperdolling und Krechting
Hängend zum Fenster heraus am Turme: da seht die Figürlein!
Seht nur, der mittlere hier, der ist es, der Gaukler von Leyden!" —

Sprach's, und wies die Figürchen den Gästen. Der bremische Bischof
Und Herr Philipp zugleich, allbeide beschauten mit Neugier
Sie den gebackenen König der Wiedergetauften. „Er prunkt ja",
Sprach Herr Philipp, „gar stattlich im Königsornate! Der Bildner
Hat ihm auch noch im Käfig die goldene Krone gelassen!
Ist er denn wirklich so stolz und so königlich stattlichen Ansehns,
Wie man erzählt, und so würdig in seinem Benehmen und Wesen?"
„Davon wissen die Männer, die edlen," versetzte der Bischof,
„Die wir vor kurzem nach Münster als mahnende Boten gesendet,
Euch ein Liedchen zu singen! Die haben ihn sitzen gesehen,
Hoch auf dem schimmernden Thron, umgeben von seinen Trabanten!
Das war Prunk! Ihn konnte darum auch der Kaiser beneiden!
Auszustaffieren versteht er sich trefflich, der Gaukler von Leyden!"

„Sagt man doch, daß als Knab' er selber die Nadel geführt hat,"
Warf mit spöttischem Lächeln ein andrer dazwischen. „Da kann's nicht
Wundern, daß jetzt er als König annoch auf schöne Gewandung
Hält und es liebt, daß üppig floriert zu Münster das Handwerk!"

„Sei dem, wie immer“, versetzte mit schelmischem Lächeln der Kriegsrat
Konrad Hesse, der alte; „man hört, daß zu Münster die Weiber
Schwärmen für ihn; und hier auch im Lager, da sind ihm die Frauen
Gar nicht feind, seitdem sie von ihm so vieles vernommen
Und sein Bildnis betrachtet. Die Nichte, die edle, des würd'gen
Domherrn Melchior dort, die mit Geist und Reizen geschmückte
Gabriele, schon oft hat sie ihn mit Eifer verteidigt,
Ward er geschmäht, und ich denke, sie hat von den Püppchen, die hier uns
Stellt auf die Tafel der Koch, nun schon eine reichliche Sammlung;
Denn stets macht sie den Jan bei Tafel zu ihrem Gefangnen,
Trägt ihn fort in der Tasche, den glücklichen Anabaptisten!“ —
Also der schelmische Alte, und purpurn glüht vor Beschämung
Gabriele, die holde; zugleich auch färbte des würd'gen
Domzellarius Wange von heimlichem Ärger sich blaurot,
Während er jetzt auf den Spötter, und jetzt auf das Weib einen Glutblick
Warf. Doch ein jüngerer Ritter, der Neffe des Grafen von Bentheim,
Der schon längst im geheimen die schmachtende Schöne verehrte
Und abspenstig sie oft schon zu machen versuchte dem Domherrn,
Sprach mit Entrüstung: „Die edel geborene Dame von Ottwitz
Sollte sich kümmern, ob häßlich, ob leidlich gestaltet ein Mensch ist,
Der einst führte die Nadel? Die adlige Nichte des Domherrn,
Ritterlich will sie umworben und ritterlich will sie geminnt sein!“
„Ach was ritterlich!“ gab, zulächelnd dem Jüngling, der alte
Mengersheim ihm zurück; „vorbei sind der höfischen Minne
Zeiten, des Minnegesangs und der sonstigen ritterlich-edlen
Dinge. Verraucht ist der Mut, der vordem immer gesattelt
War und gespornt, um zu reiten auf Abenteuer. Den Ritter
Hat nun der Krämer verdrängt, und den Mönch auf der Kanzel der Schreier,
Welcher im Weinhaus tobt und auf offenem Markte. Dahin ist
All das nun in der Welt, wie die alte germanische Lehnstreu,
Und in den Städten der alte, der schweigende Bürgergehorsam,
Und der Tiara Gewalt, die solange beherrschte den Erdkreis!“
„Und — die ergiebige Jagd auf Schnepfen in Münsters Umgebung!“

Sprach Herr Stedinck. Es schmunzelten manche, doch andere seufzten.
Doch schon drängte die Stunde, zu schreiten zur ernsten Beratung,
Und als die Fraun sich entfernt und die Diener des fürstlichen Mahles
Rest von der Tafel gehoben, da rückten zu engerem Kreise
Alle die würdigen Herrn, die Gesandten und Räte zusammen.
Jetzo begann zu entrollen die traurige Posse des deutschen
Reichselendes im Kreis der beratenden Freunde der Bischof:
Zählte vor ihnen herab an den Fingern ein völliges Dutzend
Reichs- und Kreisabschiede: wie jene von Speier und Augsburg,
Welche des Reichs Kurfürsten und Fürsten und Stände verpflichten,
Einer zu helfen dem andern; und ferner gedacht' er des Kreistags,
Welchen gehalten die Fürsten des rheinischen Kreises zu Koblenz,
Wo man zum letzten beschloß, fortan im Namen des Kreises
Weiter zu führen den Krieg, daher auch den obersten Kriegsherrn
Selber, den Grafen von Daun, im Namen des Kreises, bestellte,
Nebst vier Räten im Lager. Und endlich gedacht' er des Reichstags
Auch zu Worms, wo des Reichs Kurfürsten und Fürsten und Stände
Sich nach unendlichem Hader zuletzt doch einten, es müsse
Kaiser und Reich sich erheben, den anabaptistischen Greuel
Stracks aus der Welt zu vertilgen, zu Felde zu ziehen im Kreuzzug
Gegen die Wiedergetauften, wie gegen die Heiden und Türken.
Aber zu sparsam fließe, so klagt' er, die Hilfe, zu langsam,
Welche des Reichs Mitstände zu Worms ihm gewährt und zu Koblenz.
Fruchtlos mühe sich immer der Pfennigmeister, den Pfennig
Abzuverlangen umher bei säumigen Bundesgenossen:
Und so sei um den Sold man beständig verlegen im Lager:
Ja, zu befürchten auch sei, daß gar sich die Söldner verlaufen,
Sonderlich da es ja wimmle nunmehr von Werbern im Lande,
Die sich, um anderswohin zu verlocken die Knechte, bemühen.
„Schon neun Monden nun sind's," so beendet die Klage der Bischof,
„Daß wir liegen vor Münster. Wir halten die Stadt nun mit sieben
Schanzen umzingelt, die alle verbunden durch Gräben und Wälle,
Und fünf Hunderte liegen in jeglicher Schanze, daneben
Etliche Reitergeschwader. Wir baun vorrückende Dämme
Gegen die Stadt seit Wochen: von Bauern auch etliche Hundert

Halten wir Tag für Tag mit den Schanzarbeiten beschäftigt.
Leicht zu ermessen ist nun, wie des Bistums Mittel der Aufwand
Hinter sich läßt, und der Krieg gar bald ausschlägt zu des Reiches
Schmach, wird kräftiger nicht und rascher die Hilfe geleistet!" —
Also der Münstersche Herr. Nachdenklich vernahmen im Kreis ihn
Boten und Räte. Sie schwiegen und rückten umher auf den Stühlen.
Zögernd sodann sprach dieser und jener von seines Gebieters
Eigner Gefahr und Not. Und erwähnt ward mancherlei Übel;
Schuldlast, Bauerntumult, Mißwachs und Seuchen im Lande.
Einer der Fürsten beklagt, daß ihn böslich geschädigt ein langer
Erbschaftsstreit mit den Sippen. Der Bischof Bremens, ein reicher
Herr doch sonst, wie es hieß, er beteuerte hoch, daß an Barem
Niemals wen'ger als jetzt ihm zuhanden gewesen. Und so fand
Jeder zu klagen, und selbst war hilfebedürftig ein jeder.
„Und was hab' ich zu hoffen vom Nachbar Kleve?" so fragte
Trüben Gesichts Waldeck. „Was bietet der wackere Landgraf
Mir, Herr Philipp von Hessen? Was denket für Münster des Kaisers
Majestät nun zu tun? Auf diese ja muß ich vor allem
Hoffen zumeist!" — Da beginnt zu erwidern des klevischen Herzogs
Rat. Von den eigenen Nöten des klevischen Landes, von dem neuen
Reichsbeitrag für den Krieg, der da drohete wider die Türken,
Sprach er; indessen doch sei, ein Äußerstes tuend, der Herzog
Nächstens des weitern gewillt, von Kartaunen zu stellen ein halbes
Dutzend schweren Kalibers, wofern nur ernstlich der Bischof
Sich ihm verpflichte, den Schaden, der etwa dran sich begäbe,
Nach dem beendigten Kriege mit Geld nach Gebühr zu vergüten.
Aber die hessischen Räte, sie melden, der gnädige Landgraf
Habe zu tun vollauf, sich zu wehren der eigenen Feinde,
Dennoch find' er bereit sich, dem Bischof etliche Tonnen
Pulvers zu schicken, wofern nur dieser dafür sich verpflichte,
Daß er der Fähnlein Hälfte, so er für sich nun geworben,
Zu dem Gelöbnis vermöge, daß sie sich nach Münsters Erobrung
Keinem verdingen als ihm: sehr dringend bedürf' er der Söldner.
Solches verlangte der Hesse. Des Kaisers und Reiches Gesandter
Sprach nach den anderen jetzt, Herr Georg Schenck, der in Friesland

Und im oberen Yssel als Erbstatthalter bestellt war.
Dieser bewies, daß der Kaiser der Hilfe von Fürsten und Ständen
Selber ermangle, da sie, statt mannlich und ernstlich des Reiches
Sachen die Kräfte zu weihn, sie zersplittern in eigenen Fehden.
Eben ja sehe das Reich sich wieder genötigt zu rüsten
Gegen der christlichen Welt grausamst androhenden Erbfeind,
Ganz zu geschweigen von Händeln in Holland drüben, und davon,
Daß sich der tück'sche Franzos' die gelegene Zeit nur erlauert.
Und so bliebe denn nichts für Münster zu hoffen von daher...
Waldecks Lippen umspielt unmutiges bitteres Lächeln.
„Wird so wenig bedacht, wie doch allen gemein die Gefahr ist?"
Rief er; „es sollte doch nichts nun dringender scheinen im Reiche,
Als im Keim zu ersticken den Greuel der Anabaptisten,
Welcher die weltlichen Rechte zugleich mit den geistlichen umstürzt!" —
Jetzo erhob sich zu reden der Bischofsbote von Lüttich,
Sprach, sein gnädiger Fürst, der leider auch selber geplagt sei
Schwer von den Anabaptisten und über den Greuel erbittert,
Sei nicht übel geneigt, zu beschleunigter Ketzervertilgung
Seinem verehrlichen Bruder von Münster zu bieten ein Darlehn,
Wenn nur andererseits ihm der gnädige Bruder von Münster
Bürgschaft wisse zu stellen für solches, verläßliche Bürgschaft.
„Bürgschaft?" fragte der Münstrer; „die ist nicht leichter zu haben
Als ein Säckel mit Barem!" — Im Kreise der Bundesgenossen
Ließ er schweifen das Aug'. Nur zuckende Achseln begegnen
Ihm und schweigende Lippen, zu Boden gekehrte Gesichter.
Dennoch faßt er sich wieder und wendet zum bremischen Bischof
Sich: „Vielwertester Bruder, Ihr seid in der Runde berufen
Als ein begüterter Herr, und zuvor habt Ihr nur beteuert,
Daß es euch eben zur Stund' an Barem gebreche — nun fügt sich's,
Sehet, daß Ihr auch so mir ein Helfer zu werden vermöget,
Leistend die Bürgschaft bloß, die der Freund und Bruder von Lüttich
Eben verlangte von uns!" — Das hätte dem bremischen Bischof
Wenig gefallen vorher; doch jetzo hatt' er sich zechend
Wacker in rheinischem Weine zu heiterer Laune begeistert,
So daß er schmunzelte nur zu jeglichem, und mit beschwertem
Haupt, schier ohn' es zu wissen, von selbst ja nickte zu allem.
Und so nickt' er auch jetzt gar freundlich dem Münsterschen Bischof

Zu: „Ganz wie dir's gefällt, liebwertester Bruder!" so lallt er.
Aber der Lüttícher jetzt, mit neuen Erklärungen rückt er
Wieder bedächtig heraus. Sein gnäd'ger Herr, so versetzt er,
Hab' ihn ernstlich verpflichtet, zu sehn auf *verläßliche Bürgschaft.*
Doch wer sei noch verläßlich? Im heutigen Stande der Dinge
Sei schier keiner verläßlich: am wenigsten seien's die Fürsten;
Nicht viel besser bestellt sei Klerus und Adel; die *Bürger*
Einzig seien was wert auf dem Geldmarkt heutigen Tages;
Nur noch die *Städte*, die zeigten Bestand und ein wachsend Gedeihen.
Und so frage vorerst sein gnädiger Herre von Lüttich,
Ob sein gnädiger Bruder, der Bischof, etwa die Bürgschaft
Stellen ihm könne von Köln, von Augsburg, oder von Bremen?
*Nicht* von den Herren des Lands — von der *Stadt*, von der *Bürgergemeine*.
Lächelnd vernahmen die Rede des Bischofsboten von Lüttich
Alle, die saßen im Rat, und mancher bemerkte zum Nachbar
Flüsternd: „Er ist sehr klug, wahrhaftig, der Knauser von Lüttich!" —
Aber der Münstersche Herr, zum Lütticher sprach er mit Unmut:
„Meint Ihr, der Krämer von Köln, von Nürnberg oder von Augsburg,
Weiß nichts Beßres zu tun mit seinem erschacherten Gelde,
Als für geistliche Herrn sich und Fürsten damit zu verpfänden?
Klar ist's," so fuhr er fort, nicht länger erstickend den Unmut:
„Nichts mehr lassen des Reichs Mitstände von Hilfe mich hoffen!
Sei es: so mag denn geschehen, wozu mich treibt die Bedrängnis!
Wisset, der Brite begehrt, der geschäftige, längst an der Nordsee
Boden zu fassen; auch andere möchten gen Süden und ostwärts
Um sich greifen, und daß ich es euch nur offen gestehe,
Eben im Lager dahier war gestern ein heimlicher Sendling,
Reichliche Hilfe verbürgend, wofern eines kleineren Landstrichs
Mich durch Verkauf zu entäußern sofort ich wäre gesonnen!" —
Waldeck sprach's. Da entgegnet der kölnische Bote bedenklich:
„Ei wie, gnädiger Herr, Ihr wolltet im Lande die Fremden?"
„Warum nicht?" sprach jener; „man wird es auch so noch erleben,
Daß auf unseren Boden der lüsterne Fremde den Fuß setzt.
Blickt nicht über den Rhein auch Pfälzer und Baier, dem Reichsfeind

Sich zu verbünden bereit, sobald es die eigene Haut gilt?
Wenn nicht selbst wir uns schützen, wir Fürsten, so mag es das Ausland
Tun, sonst wird uns zuletzt noch alle verschlingen des Kaisers
Majestät: dann haben wir einen Gebieter in Deutschland,
Ja, einen König, der schmählich erdrückt die Vasallen im Reiche,
Wie es die Könige taten in fränk'schen und britischen Landen
Und noch sonst in der Welt — vor welchem Verderben der Himmel
Gnädig uns Deutsche bewahr'! Ich sage, woferne des Kaisers
Majestät sich vermisset zu anderem noch, als den kleinen
Fürsten in dem, was er hat, und was er vermag, zu beschützen,
Wenn sie nach Obmacht strebt vor andern, so ist mir der Fremde
Grade so lieb als der Kaiser — was hilft uns da weiter das Reich noch?"

Also ereifert er sich. Beifällig nickte der Herzog
Philipp dazu, beifällig auch nickte der bremische Bischof,
Und beifällig im Kreis auch nickten so manche der Boten.
Aber der kölnische Rat, sich ein weniges noch zu gedulden
Bat er, auf weitres vertröstend, vorher zu bedenken die Sache
Gelt' es, zu holen von Haus aus die nötige weitere Vollmacht.
Und so schlag' er für heute nur vor, daß am zehnten des nächsten
Monats alle sie träten zu neuer Beratung zusammen.

Also der kölnische Rat. Zustimmten ihm sämtlich die andern
Räte, beschließend sofort, daß wieder am zehnten des nächsten
Monats alle sie träten zusammen zu neuer Beratung.
Schweigend gedenkt nunmehr, unmutig und müde, der Bischof
Sich zu erheben. Da läßt der gewaltige Wilcke von Stedinck
Fallen die wuchtige Faust auf die Tafel. Er hatte beim Mahle
Mächtige Humpen geleert, und indes anging die Beratung,
Hatt' er geschwiegen, doch immer gerollt sein grauliches Einaug'
Und wie im Zorne gezerrt am gewaltigen Lippen- und Kinnbart.
Jetzt fiel nieder die Faust, und erschreckt auffuhren die Gäste.
Scharf anblickt ihn der Wirt: „Was ist Euch, ehrlicher Wilcke?" —
Und laut poltert heraus, freimütig der tapfere Degen:
„Gnädiger Herr, mir graust vor dem Heiligen Römischen Reiche! —
Greift doch schier ineinander des Heiligen Römischen Reiches
Regiment und Getrieb wie ein Rattenkönig, bei welchem
Sind miteinander verwachsen die Schwänze unzähliger Ratten,
Aber es trachten die Köpfe nach anderer Richtung ein jeder.

Macht und Hilfe des Reiches, was ist das! Man muß sie zusammen-
Suchen wie Hadern. Da sendet der ein' uns etliche Tonnen
Pulver, der andre ein Dutzend verrosteter alter Kartaunen;
Mit Hellebarden und Spießen und sonstigem Waffengerümpel
Hilft uns ein anderer aus. Schindmähren beschafft uns der eine,
Ohne die Reiter dazu, und der andere liefert uns Reiter
Ohne die Gäule. Man schickt, kommt's hoch, uns von Knechten ein Fähnlein;
Doch der versprochene Sold? Allmonatlich läuft da der wackre
Pfennigmeister die Beine sich wund und die Lungen, von einem
Fürstlichen Hofe zum andern als ewiger Jude zu wandern,
Sammelnd den Heller von da und den Heller von dort, und zu-letzt doch
Halb nur zu bringen den Säckel gefüllt ins murrende Lager.
Eins nur haben die Fürsten und Stände des Kreises zu Koblenz
Glücklich zustande gebracht: nachdem sie die Hilfe versprochen,
Haben den Kriegsfeldherrn sie bestellt im Namen des *Kreises*
Und vier Räte dazu. So ward im Namen des Kreises,
Gnädiger Bischof, Euch und mir, dem bisherigen Feldherrn,
Völlig entwunden das Heft. Und so im Namen des Kreises
Führt nun vor Münster den Krieg Herr Wirich. Im Namen des Kreises
Sitzen wir hier auf dem Fleck seit Monden. Im Namen des Kreises
Wird uns noch holen der Geier! Doch freilich, es ward uns zu Worms ja
Endlich gewährt *Reichshilfe*, wie erst *Kreishilfe* zu Koblenz!
Doch was half sie, als daß statt *vier* Kriegsräten ein halbes
Dutzend wir haben anjetzt von wegen des Reiches im Lager!
Zahllos sind sie bereits, die Beratungen, die wir gehalten!
Ja, wir kommen zusammen, und was wir zuletzt da entscheiden,
Einzig die Frage nur ist's: wann kommen wir wieder zusammen?
Gnädiger Herr, Ihr nehmt's nicht übel: wenn einer zu eigen
Geben mir wollt' ein Ländchen, wie etwa das Eure, in Deutsch-land,
Sagt' ich mit herzlichem Dank: Gebt's weiter dem nächsten, ich bitt' Euch!
Ja, mir graust, wahrhaftig, vorm Heiligen Römischen Reiche!
Machtlos Kaiser und Fürsten, und machtlos immer das Volk auch!
Lernt denn der Dümmling nimmer, der Deutsche, was andere Völker

Saugen an Brüsten der Mütter? Wo mir vor Augen ein Deutscher
Kommt, der auf sich was hält und begreift, was nötig dem Deutschen,
Denk' ich, verzeih' mir's Gott, der Kerl ist gewißlich ein Bankert:
Etwa ein Kuckucksei, das ein welscher, ein wendischer Buhler
Tückisch gelegt ins Nest einem ehrlichen Deutschen und Hahnrei.
Schnöde verschmähend was möglich, Unmögliches haschen, und hadernd
Lieber noch opfern das Was, als ein einzig Jota vom Wie nur,
Hand nicht regen, noch Fuß, in Erwartung, daß Flügel ihm wachsen,
Nörgelnd und zankend zerstampfen die spärlichen Keime der Taten,
Das ist die Weise des Deutschen. O, machte doch endlich ein Starker
Ordnung im Reich — bei Gott, und wär's auch selber der Teufel,
Wollt' ich ihn ehren und dankend ihm küssen den Huf und die Hörner!" —

So sprach Wilcke. Bestürzt aufsperren die Gäste die Augen,
Einige schütteln die Köpfe bedenklich und andere schmunzeln.
Wirich, der Graf von Daun, war bleich, und der bremische Bischof
Nüchtern geworden vor Schreck. „Feldhauptmann," sagte der Bischof,
„Wahrlich, es will mich bedünken, als spräch' aus dem Mund Euch der helle
Feurige Ungarwein; geht, ehrlicher Wilcke, zu Bette!"

Sprach's, und erhob sich, und mit ihm die sämtlichen Tafelgenossen.
Mählich zerstreut sich der Schwarm im behaglichen Raum des Gezeltes
Hier und dort, zu Gesprächen, gesondert in kleinere Gruppen,
Alle noch höchlich betroffen von Stedincks verwegenen Reden.

Aber nun zog beiseite den ehrlichen Wilcke der Bischof,
Welchen er immer geliebt als den tapfersten Degen im Lager.
„Hat Euch der Teufel geritten," so sprach er leise, „daß Ihr mir
Also die Gäste beschimpft, und die Räte mir kränkt, und den Wirich?" —
„Gnädiger Herr," sprach Wilcke, „wenn einmal nur mit den Räten
Auf drei Tage verreist Herr Wirich, bei Gott, so erobr' ich
Mittlerweile die Stadt!" — „Ei, Possen! — was faselt Ihr krauses

Zeug", spricht Waldeck weiter, „von Deutschland und von den Deutschen?" —
„Herr," entgegnet ihm Stedinck, „es hole der Teufel die Wirtschaft!" —
„Und auch die Fürsten dazu, nicht wahr?" sprach jener. „Du meinst wohl,
Freund, ich soll mein Ländchen sofort zu Händen des Kaisers
Geben, vom Hals mir schaffen die Wirrsal all und die Drangsal?
Ei, mein Lieber, wir wollen's zuvor doch anders versuchen!
Nein, so ergeb ich mich nimmer! Zu triumphieren doch endlich
Und als Sieger zurück in den Domhof denk' ich zu kehren
Und sie verbrennen zu lassen in Haufen, die höllen-verwünschten
Anabaptisten, die mir soviel Herzqualen bereiten!
Ja, bei Gott, nicht will ich sie schonen! Dem Henker ist Arbeit
Sicher mit Beil und Strick und Scheitern und glühenden Haken!" —
Zuckend die Achsel versetzte darauf ihm der wackere Stedinck:
„Wie es dem Himmel gefällt, hochwürdigster Herr, so gescheh' es!" —
Mählich verloren indes aus dem Zelt sich die Gäste des Bischofs.
Abendlich dunkelt's bereits. Da besinnt vor dem Scheiden sich Stedinck,
Und er spricht: „Herr, da ist ein übergelaufner aus Münster
Heut' ins Lager gekommen, ein feiner und stattlicher Bursche,
Der Euch zu sprechen verlangt im geheimen. Gestattet Ihr, daß ich
Her ihn führ' in das Zelt, noch heute, bevor Ihr zur Ruh' geht?"
„Einer aus Münster? wohlan! er komme!" versetzte der Bischof.
„Botschaft bringt er vielleicht aus der Stadt, die wichtig und nützlich!" —
Stedinck geht und zurück zieht sich indessen der Bischof
In sein Ruhegemach, um unwirsch, müd und verdrossen,
Wie er ist, sich dort in des zierlich-weichlichen Armstuhls
Kissen zu werfen. Umher strahlt da von silberner Ampel
Mächtiger Glanz und beleuchtet den fürstlichen Prunk des Gemaches.
Goldig gleißt das Gerät, weich schwellen die Kissen, die seidnen,
Hinter den Prachtvorhängen des winkenden, üppigen Lagers.
Auf ein Tischchen nunmehr — eine Platte der Libanonzeder
Trägt der vergoldete Fuß — stellt reichlich ein Diener des Weines
Köstlichen Vorrat hin in kristallnen Gefäßen; daneben

Silbern blinkende Teller mit seltnem Geflügel und Backwerk,
Und was sonst noch der Schwelger als Imbiß liebte zum Nachtrunk.
Und nun führt ins Gemach den sionischen Jüngling der Alte.
Weicht dann wieder sogleich. Und der Bischof mustert den Jüngling,
Findet Gefallen an ihm, an Gestalt und edelem Antlitz,
Winkt ihn näher zu sich. „Du bist ein Patriziersöhnlein?“
Ruft er, „es wundert mich nicht, daß du Münster verlassen. Was bringst du
Neues mit dir aus der Stadt? Will sich noch immer der freche
Gaukler, der König sich nennt und kürzlich mir meine Gesandten
Heim ins Lager geschickt, kleinlaut wie begossene Hunde,
Nicht zur Erkenntnis bequemen? Er möge sich hüten, der Schwärmer!
Meint er wirklich zu stiften ein Reich auf Erden, ein neues
Sion? Er sehe nur zu, bald legt ihm der Teufel den Schwanz wohl
Auf sein herrliches Sion. Ihm selbst wird schließlich der Henker
Schlagen herunter die Kron' mit dem Haupte zugleich! Doch zuvor noch
Laß ich ihn foltern mit Zangen, den schändlichen Anabaptisten! —
Nun, mein Sohn, was bringst du für neuen Bericht mir aus Münster?“
Aber der Jüngling schweigt. Ins Antlitz blickt er dem Bischof,
Seltsam-forschend, und dieser, je länger den Blick er erwidert,
Schier wie gebannt, um so mehr entschwindet der Gaukler von Leyden
Ihm aus dem Sinn; es befängt ihn so gänzlich das düstere Rätsel
Dieser gewaltigen Augen, die Unheil drohn wie Kometen.
„Jüngling,“ rief er, „wer bist du?“ Da blitzten die Augen des Fremdlings
Düsterer noch; dann streift er von sich, wie eine Falter die Puppe
Sprengt, das geöffnete Wams, und es wallte hinab zu den Knöcheln
Schimmerndes Frauengewand. Vor den staunenden Augen des Bischofs
Stand ein Weib, reizprangend. „Erkennst du mich?“ fragt sie. Der Bischof
Blickt noch zweifelnd sie an. Fortfährt sie: „Vergaßest du Hilla?“
„Hilla?“ rief er erstaunt; „wohl denk' ich des lieblichen, spröden
Kindes, das Hilla sich nannte, zur Zeit, als der Münstersche Bischof
Noch als Ritter gelebt! Ei, liebliche Schöne, was bringt dich

Mir nun wieder zurück? Ich hoffe, die alte, die niemals
Rostende Liebe? Du hast dich lange besonnen, du Schelmin!
Reich' mir zum Gruße die Hand! Wie? zögerst du, Närrchen, was soll das?
Immer noch spröd'? Und doch freiwillig ins Lager gekommen?
Sage, wie sind dir entschwunden die Jahre, die flüchtigen, seit ich
Dich nicht wiedergesehn? Doch — immer noch bist du die schöne
Hilla, schöner als je: das genügt. Nur zeige mir, Traute,
Nicht solch grämlich Gesicht! Komm, labe zuvor dich ein wenig,
Daß dir völlig das Herz auftaut und sich löset die Zunge!"
Sprach's, und rückte heran den mit lieblicher Labe des Weines
Reichlich belasteten Tisch, und der wiedergefundenen Freundin
Bot er das flüssige Gold im schimmernd bemalten Kristallglas.
Und sie tat ihm Bescheid. Des freut' er sich baß, und er leerte
Becher auf Becher, und Lächeln umspielt' ihm nun wieder das Antlitz.
„Siehe," so rief er, „was mich in den ewigen Sorgen und Plagen
Neu stets tröstet und labt und noch immer die Stirn mir erheitert,
Das ist der Wein und ein Blick in schöne, gefällige Augen!
Meintest du etwa, verhaßt sind jetzo die Frauen dem Waldeck,
Seit um die fürstliche Kron' er sich schnöde zu Münster dem Chorrock
Mußte bequemen? Er ehrt sie so ritterlich heut' noch wie vormals!
Leben wir, Gott sei Dank, doch in Zeiten, wo man's so genau nicht
Nimmt mit Tonsur und Gelübd', und die Welt sich an manches gewöhnt hat.
Weiß doch jeder im Land, wie hold ich der schönen Äbtissin
Ida zu Minden gewesen, und daß fünf liebliche Pfänder
Sie mir geschenkt. Bei Gott, manch Jahr lang liebt' ich sie töricht,
Ließ als Madonna sie malen zu Münster vom trefflichen Meister
Lüdger vom Ring, und wenn die verdammlichen Anabaptisten
Nicht auch zerstörten das Bild wie die anderen Werke des Pinsels,
Prangt es heut' noch im Dom auf dem Seitenaltare zur rechten.
Herzlich hab' ich beklagt, daß der Tod sie so früh mir entrissen!
Doch nun, Hilla, wie gerne vergeß ich der schönen Äbtissin,
Wenn du freundlich mir lächelst, mir hold wie vor Jahren gesinnt bist!" —
Sprach's mit entflammter Begier. Da plötzlich ließ sich vernehmen
Leises Geräusch von außen. Erschreckt aufhorchte die Jungfrau.

Aber der Bischof mahnt, sie beruhigend, lächelnd: „O fürchte
Nichts! Dies innre Gemach, nur der, den ich rufe, betritt es!“

Und er erhob sich zugleich, um mit goldner Agraffe die beiden
Flügel des schweren Damasts ineinander zu nesteln, des Vorhangs,
Welcher das Schlummergemach abschloß von dem anderen Zeltraum.
Doch eh' schwankenden Fußes er noch, vom Wein und der schönen
Freundin Nähe berauscht, sich zurücke zu beiden gewendet,
Hatte mit Säften des Schlummers, wie einst er sie selbst für die Jungfrau
Tückisch hatte gebraut, ihm das Weib im Becher die Goldflut
Rasch und heimlich gewürzt. Er aber, behaglich und arglos,
Leerte den Becher und drängte mit schmeichelnden Worten die Schöne,
Wieder Bescheid ihm zu tun. Und vertraulich begann er aufs neue:
„Bleib' im Lager bei mir, mein Kind! Nicht soll's dich gereuen!
Wahrlich, du sollst mir gelten soviel mir die schöne Äbtissin
Ida gegolten! Wer weiß, ob zuletzt ich Inful und Chorrock
Nicht auch werfe von mir, wie es andre Geschorene taten,
Los mich sage von Rom und folge der neuen Bewegung,
Um als weltlicher Fürst fortan im Lande zu herrschen.
Längst schon hätt' ich's getan — denn wenig gilt mir die Kirche,
Und wer leugnete noch, daß sie krankt an innerster Fäulnis? —
Aber es hielt unlöslich bisher mich immer der Kappzaum,
Den um des Bischofs Haupt, des erkorenen, schlingt das Kapitel.
Noch nicht durft' ich es wagen: doch bringt nur ferneren Umschwung
Uns der Verhältnisse Strömung, und hab' ich nur erst noch zu Münster
Glücklich gespießt und gehangen die schändlichen Anabaptisten,
Welche der Himmel verdamme — so wird sich erfüllen, was längst ich
Heimlich erwogen im Geist. Und wenn ich opfre den Bischof,
Um noch den Fürsten zu retten, und von mir werfe wie Luther
Mutig die Kutte — wie Luther sodann mir ein Bräutchen erkies' ich.
Hilla, wer weiß, ob nicht... schön bist du, beim Himmel, o Hilla!
Ja, schier lieblicher noch, als Ida von Minden gewesen!“ —

Also huldigt gesprächig mit schmeichelnder Rede der Bischof
Seinem noch schweigenden Gast, und der innersten Seele Geheimnis

Gibt er preis. Schon flammt ihm das Aug', schon glüht ihm die Wange,
Jugendlich scheint er, verschönt; nachdenklich betrachtet ihn Hilla.
Ganz ist verschwunden der Priester, der Träger von Inful und Stola,
Gänzlich verschwunden im Ritter, im feurigen Grafen von Waldeck.
Kosend ergreift er die Hand, umschlingt er den Nacken der Schönen.
Aber nun ist's, als berührt' ihm ein rächender Zauber die Stirne:
Denn sein lüsternes Aug', allmählich erscheint's wie von feinem
Nebel umflort, und beschwert ihm sinken die Lider der Augen.
Schwer auch wird ihm die Zunge: sie lallt nur noch, und das Haupt auch
Sinkt auf die Brust ihm hinab ... Es beginnen die Säfte zu wirken,
Welche den Trunk ihm gewürzt. Und seltsam war es zu sehen,
Wie mit dem Rausche der Liebe des Weins schlaftrunkene Mattheit
In ihm stritt: doch mächt'ger als Eros und Bacchus ist Morpheus:
Immer ermannt er sich neu zu des reizenden Weibes Betrachtung,
Immer aufs neu' den Pokal, unsicher und tastend, ergreift er,
Jetzt Liebkosungen stammelnd und preisend die Reize der Huldin,
Jetzo verlangend, sie solle noch einmal wacker Bescheid tun
Auf das Verderben der Feinde, der schändlichen Anabaptisten,
Welche der Himmel verdamme. Sodann ward's still im Gemache ...
Rückwärts war er gesunken, geschlossenen Auges, der Trunkne,
Schlummerbelastet das Haupt, vom Zauber der Säfte bewältigt.
Grabstill war es geworden, und laut nur pochte der Herzschlag
Hillas im engen Gemach. Auf ein Bild des Gekreuzigten trifft jetzt
Plötzlich ihr Auge. „Wie kommt", so spricht sie zu sich, „in des Wüstlings
Schlummergemach dies Bild? Unwillig und drohend zu schrecken
Mich, die entwichene Nonne, die brach in der Zelle den Eidschwur?
Nicht mehr kann es mich schrecken! Befreit ist der Sinn mir von allem,
Was mich einstens befangen! Ich will die zerbrochenen Fesseln
Ganz abwerfen, mit mir nicht schleppen die Kette der Reue!
Frei sein will ich und groß und dem höheren Drange gehorchen,
Der mein Wesen erneuert! Da ganz mir verschlossen der Rückweg,
Will ich denn vorwärts gehn! Ein gewaltiges Tun zu vollenden

Ist mir not, soll nicht mir das Herz im Busen zerspringen!"
Um sich blickt sie wie spähend. Sie sucht eine Waffe des Todes:
Und sie erblickt, was sie sucht. Hell flimmert vergessen im Winkel
Zierliches Waffengeräte. Sie zieht aus prunkender Scheide
Funkelnd geschliffenen Dolch. Sie betrachtet ihn lang und sie führt dann
Wie zum Versuch einen Stoß mit Macht in die Lüfte. So kräftig
Muß sie führen den Stoß, soll nicht das entschlummerte Lager
Rasch mit gellendem Schrei der Getroffene bringen in Aufruhr
Und sie hindern zuletzt, durch des Zelts Rückwände den Ausweg
Schnell sich zu bahnen, zertrennend das rings umschirmende Linnen.
Krampfhaft hält in der Hand sie den Stahl. Ihr bleiches Gesicht ist
Düster verstört, entstellt wie das Antlitz jeglichen Weibes,
Das einen Mordstahl schwingt. Sie tritt zu dem marmornen Tische.
„Nicht zu dem Bild dort", spricht sie, „und nicht zum grollenden Himmel
Darf ich und will ich flehn, auf daß er mir Stärke verleihe!
Nun, so stärke denn du mich, Natur, mit der feurigen Labe!"
Und sie ergreift vom Tisch den Pokal voll perlenden Weines,
Schlürft die befeuernde Welle. Die Wangen der Bleichen erglühen,
Feurig rollen die Augen. Und jetzo wendet sie hastig
Sich zu dem Schläfer zurück. Harmlos in Schlummer versunken,
Ruht er vor ihr. Es beglänzt sein stolzes und adliges Antlitz,
Weit ausstrahlenden Scheins, vielarmig, die silberne Leuchte.
Ritterlich schön nun erscheint er. Der Schlummer, er macht wie der Tod ja
Schier zum Engel das Kind und schier zum Kinde den Sünder.
Und zu erinnern vermag nichts mehr an den Priester die Jungfrau
In der Gestalt, ihr vor Augen. Entledigt hatte der Bischof,
In sein Schlummergemach nach der langen Beratung sich wendend,
Schon sich des geistlichen Kleids, alsbald sich lässig geworfen
In des begüterten Mannes bequemere, leichtere Haustracht.
Franz von Waldeck war's, wie vorzeiten als Ritter ihn Hilla
Hatte geschaut, und für den sie geglüht in magdlicher Reinheit,
Und vor dem sie geschaudert, als frech er mit wüsten und rohen
Händen gerührt an das reine, das magdlich blühende Leben.
Lange betrachtet sie ihn. Durchbohrt, statt des Dolchs, ihn ihr Blick nur? —

„Hilla!“ flüstert der Graf mit schmeichelnden Lauten im Traume,
Und er lächelt dabei ... Da zittert der Stahl in des Weibes
Händen — es ist ja das Lächeln, das stolze, das siegesbewußte,
Das sie kennt und vor dem jungfräulich einst sie geschaudert.
Wieder nun bebt sie davor. Noch tiefere, flammende Röte
Färbt ihr Gesicht wie Grimm, wie des kämpfenden Herzens Empörung,
Und dann wieder erbleicht sie, ist bleicher, als je sie gewesen ...
Und die gehobene Hand, sie sinkt mit dem blinkenden Dolche
Tief hinab, wie gelähmt ...
„Ihn,“ flüstert sie bebend vor sich hin,
„Ihn, ihn hab' ich geliebt — jungfräulichen Herzens geliebt ihn,
Ohn' es zu wissen, ein Kind ... Und der einstigen Liebe Gespenst, o!
Warum taucht es empor vor mir nun, daß in den Adern
Schaudernd das Blut mir gerinnt? Was stellt es sich grinsend und höhnend
Zwischen die Schuld und die Rache, beleuchtet mit grausigem Lichte
Plötzlich ganz mir das Schrecknis des eignen verlorenen Lebens?
Nun erst sagt mir's das Herz lautpochenden Schlages: Nur einmal
Hast du geliebt! O Schmach! Schmach dir, Unsel'ge, was riß dich
Hin an des Jünglings Brust, der betend dich fand in der Zelle? —
Schmach, dir, ewige Schmach! Nur tückischen Blutes Empörung,
Höllische Rache vielleicht nur der sklavisch gebändigten Sinne
War's in der Nonne, dem Weibe, dem jung noch blühenden — wehe ...!
Das nur hatt' ich noch einzig dem edelsten Werber zu bieten ...?
Zehnfach könnt' ich dich morden, du trunkener Schläfer, dafür nicht,
Daß kein Herz du, nur Sinne, nur glühendes Blut in den Adern
Trugst zur Zeit, als ich selbst nur ein magdlich-liebendes Herz erst,
Noch nicht Sinne besaß; als ich glühte, doch rein wie im Frührot
Glüht auf Bergen der Schnee — nein, dafür, daß du der Jungfrau
Heiligste Regungen stahlst, fürs Leben, für immer ihr wegstahlst,
Daß ich dem Würdigsten jetzt Unwürd'ges nur habe zu bieten:
Dafür sollt' ich mich rächen, ja dafür sollt' ich dich morden ...
Doch — bin ich feig? Ha, dort vor dem Bild des Gekreuzigten war ich

Stark, und hier vor dem Haupte des schlummernden Elenden beb' ich?
Weh', unselige Nonne! Die heilige Liebe, sie hast du
Leicht aus dem Herzen verbannt, und die irdische, schmähliche bleibt dir
Unauslöschlich darin als ewiges sklavisches Brandmal?
Vor mir selbst nun erschaudr' ich — was stoß' ich den Dolch in die eigne
Brust mir nicht? Was büß' ich es nicht, wie's ziemt, daß ein Weib ich
War wie die anderen Weiber, die unter dem ewigen Fluche
Ihres Geschlechtes vergehen: dem Fluch, zu frühe zu lieben
Oder zu spät...
Doch ich hätte nur Mut noch zu dieser geringsten
Aller verwegenen Taten? — —
Und könnt' ich entraten der Zeugen? —
Ja, noch der Zeugen bedarf ich, die künden dem König von Sion,
Daß ich gestorben, ein ‚Heil' noch für ihn auf den Lippen! Denn so nur
Wird er freundlich im Herzen der Sionstochter gedenken,
Die da Großes gewollt, doch unwert war der Erfüllung,
Weil man die Heiligtümer ihr stahl aus dem Tempel des Herzens,
Ehe der Gott noch erschien, der bestimmt, in dem Tempel zu thronen —
Weil mit dem Schmutze der Zeit sie besprengte das tückische Schicksal,
Als sie nach Reinem gelechzt; weil schnöd' sie die Fessel umstrickt hat,
Die, nun seh' ich es klar, nur löset der Tod, der Befreier!" —
Also sprach sie zu sich, die Verlorne, und fort aus den Händen
Wirft sie den blinkenden Dolch, daß er klirrend und rasselnd zu Boden
Fällt und den Schläfer erweckt. Mit Augen, noch trunken von Schlummer,
Sieht er Hilla vor sich und den Dolch am Boden. Betroffen
Erst anstarrt er sie noch: soll wach er rufen die Diener,
Werfen in Fesseln das Weib? Doch der einstige Ritter, er fürchtet
Nicht ein Weib, und der Schlaf ist gewichen, doch nicht die Berauschung.
„Hilla!" lallt er, „was war das? Gestehe, du wolltest den Bischof

Töten! Doch hat dich's gereut — das bezeugt am Boden der Dolch mir! —
Siehst du, Liebchen, du bist eine Biene nun ohne den Stachel,
Doch nicht ohne den Honig! Vernimm mich, Anabaptistin!
Du bist schön — und nur schöner noch macht dich der Zorn und die Reue!
Frevlerin, büße mir nun! Komm! rächen den tückischen Mordplan
Werd' ich mit mörd'rischen Küssen..."
Er taumelt empor und zu sich hin
Reißt er sie, aber empor rafft blitzschnell Hilla den blanken
Stahl vom Boden: er blitzt, in den Lüften geschwungen — zurückschwankt
Waldeck, blutig-besudelt — doch nicht sein eigenes Blut ist's:
Hillas Herzen entsprudelt der purpurne Quell, der dahinsprüht
Über den prangenden Tisch, daß mit Resten des Weins in den Bechern
Zischend die Tropfen sich mischen des Bluts, das er hatte befeuert...
Tot stürzt Hilla zu Boden: es beugt sich über ihr Antlitz
Waldeck bebend: da weht es kalt den Berauschten vom bleichen
Munde der Lieblichen an, und er zürnt der entweichenden Seele,
Die in den Händen ihm läßt einen kalten und schaurigen Leichnam.

---

## Siebenter Gesang.

## Der böse Dämon.

Düstere Nebel umgrauten die Zinnen von Münster, die Winde
Kamen und wehten herab von den Bäumen die letzten der Blätter.
Doch wenn Zeit sich und Himmel im ewigen Wechsel verändern,
Wechselt das Menschengemüt wie sie. Schwermütig und sinnend
Schaute von seinem Palast auf die flüsternden Linden des Domhofs
Jan von Leyden hinaus, sah fallen im wehenden Winde
Blatt um Blatt von den Zweigen. An Hilla dacht' er, und Unruh'
Schlich ihm tiefer ins Herz. Da trat, von der Stirne des Jünglings
Scherzend zu bannen die Wolke, heran zu ihm der vertraute
Schalksnarr Lips van Straaten. Ihn fragte der König: „Wie lebst du?

Ward nicht dir auch verdüstert der Geist von der Trübe des Himmels?"
„Nein," entgegnet der Narr; „es gefällt zu Münster mir besser
Jetzt als zuvor: das Psalmieren, das Bußgeschrei, das Verzücktsein
Ist, seit Matthisson, der Prophet, uns mangelt, beträchtlich
Stiller geworden in Sion; man hört von mancherlei Kurzweil',
Seit nach Münster gewandert die braune, verwegene Sippschaft
Divaras, Leute, die wissen das Volk und sich selbst zu ergötzen.
Freilich, es gibt noch Schwärmer: noch lebt sie, die alte Kohorte
Matthissons, des Propheten, der jeglichs wußte, nur das nicht,
Daß sein Weibchen dem Jan nachlief, dem Erkornen von Leyden.
Nun, die Kohorte des Alten ereifert sich gegen die muntern
Brüder zuweilen. Auch sonst wohl läßt die sionische Eintracht
Manches noch übrig zu wünschen. Es gibt Streithänse zu Münster!
Hör', Jan, sondre doch nächstens einmal von den Lämmern die Böcke!
Etliche gibt es in Sion, die minder der Drang, der erhabne,
Kämpfen zu helfen den großen sionischen Streit, als die Notdurft,
Mit uns zu essen am großen sionischen Tische, hierherzog!"
„Laß mich sorgen!" versetzt ihm der König; „ich fordre das Schicksal
Kühnlich heraus; ich spotte der Hemmnisse, die mich umgeben
Noch auf dem Wege zum Ziel. Mein Wink ja gebietet in Sion:
Kleinlicher Geister Bemühn, wie sollt' ich's fürchten? Ich will es
Spielend vereiteln, den Keim austilgen des Übels, ein Eden
Schaffen im Banne von Münster, sobald mir des eigenen Schicksals
Frage gelöst, von der Brust mir endlich genommen der Alpdruck;
Ja, bis ganz sie gestillt, die Beängstigung, die um ein teures
Haupt mich erfüllt. Bald wird ja von selbst auch neu sich gestalten
Unser Geschick. Schon ist mir erfreuliche Kunde geworden;
Mutig ziehn gen Münster aus Nachbarlanden an vierzig
Tausend der Wiedergetauften, bewaffnete, feurige Streiter,
Schwörend, zu brechen den Bann, der hier uns fesselnd umschnürt noch.
Ist entsetzt nur die Stadt, trag' ich an der Spitze der Scharen
Weiter das Banner von Sion ins Herz der germanischen Lande!" —
Also der König. Da traten vor ihn drei Boten. Der erste
Brachte von Holland Kunde: „Vor zwanzig Tagen, o König,

Schiffte, gesonnen, dahin an der Küste zu segeln und dann sich
Kühn gen Münster zu werfen, von Anabaptisten ein Heerzug
Auf fünf Schiffen sich ein; doch verfolgt und besiegt und ersäuft ward
Kläglich der sämtliche Schwarm bei Vollenhoe in der Meerflut.
Noch eine stärkere Schar, schier zwanzig Tausende zählend,
Warf bei Zwoll in ein Kloster sich kämpfend und macht es zur Feste,
Trotzigen Muts. Es berannte der Erbstatthalter sie dreimal,
Immer vergeblich, und erst nach langem, verzweifeltem Ringen
Stürmt' er die Mauern. Da ließ an den Galgen er schmählich die Führer
Hängen, die anderen metzelt' er all mit dem Schwerte, der Wütrich:
Zwanzigtausend — von Blut rot strömten im Lande die Bäche ..."

Aber der zweite der Boten, der trat vor den König und sagte:
„Herr, von den Männern, die du in die Nachbarlande gesandt hast,
Büßte die Hälfte bereits mit dem eigenen Blute das Wagnis.
Die nach Osnabrück du gesandt und Zusen, sie künden
Mutig noch dort und mit Eifer dem Volk die sionische Botschaft.
Die nach Koesfeld gingen, sie wurden ergriffen, getötet
Schon in des Bischofs Lager. Die Warndorf glücklich erreichten,
Fanden ein willig Gehör: bald flammt' im Volke der Aufruhr
Gegen den Zwingherrn auf, doch ihm folgt ein schmählicher Ausgang.
Da der Verrat ans Messer dem Feind die Apostel geliefert.
Und so ereilte die Boten ein grauses Geschick — von dem Rumpfe
Wurde geschlagen das Haupt, aufs Rad noch geflochten der Leib dann ..."

Aber der dritte der Boten, die nahten, ein Königstrabant war's,
Meldend, daß Männer gekommen herein aus dem Lager des Bischofs,
Die da brächten mit sich, von vieren der Knechte getragen,
Gar ein erlesnes Geschenk, das, gnädig gesinnt, wie sie sagten,
Waldeck sende dem König, von diesem allein zu eröffnen.

Und nun traten die Männer herein, und hinter den Männern
Brachten die Söldner getragen das wuchtige, dunkel verhüllte,
Nimmer geahnte Geschenk. Da hieß sie der König enthüllen

Vor ihm die Spende des Feinds. Und sie zogen herunter die Hülle
Von dem Behälter: und siehe, es war ein *Sarg*. Und sie hoben
Ab vom Sarge den Deckel, da lag vor den Augen des Königs
Bleich und entseelt ein Weib, noch offen die starrenden Augen.
Halb war niedergestreift das Gewand vom Busen: da klaffte
Weit in der blendenden Brust ein Spalt, von vertrocknetem Blut rot.
Als er erblickte das Weib, da warf auf den Boden der König
Sich vor dem Sarg und berührte die Lider der starrenden Augen,
Und dann fuhr er empor, grimmvoll: „*Ihr habt sie getötet?*“
Ruhig entgegnet ihm einer der Bischofsboten: „Berührt nicht
Hat sie feindliche Hand; sie hat sich *selber* gerichtet:
Selbst vor der Tat, der verruchten, für die man sie warb, sich entsetzend,
Stieß in die eigene Brust sie den rächenden Dolch, den gezückt sie
Erst auf ein höheres Haupt...“
Er sprach's. Da verstummte der König,
Und er winkte die Boten und alle, die stumm ihn umgaben,
Düsteren Blickes hinweg. Allein im Gemache mit Hilla
Blieb er und starrte sie an, als wollt' in den stummen, erblichnen
Zügen er finden die Lösung entsetzlicher Rätsel. Und wild dann
Rief er mit bitterem Lächeln — es klang wie Hohn der Verzweiflung:
„Weib, was blickst du mich an mit dem offenen *Aug'* und der offnen
*Wunde*? O, öffne doch lieber die grausam schweigenden *Lippen*!
Ei, was schließest du sie, krampfhaft, zu ew'gem Verstummen? —
*Sprich* — o, wäre der Laut aus dem Munde, dem süßen, von tausend
Schauern des Todes umgraut, ich will ihn mit Wonne vernehmen!“ —
Aber sie schweigt auf ewig. Da plötzlich zuckt ein Gedank' ihm
Hell durchs Haupt — ja, hell wie ein leuchtender Blitz, und so düster
Doch wie die Nacht und der Tod. Und er schaudert zurück vor dem Leichnam:
„Hilla! du *liebtest* den Feind,“ so ruft er — „du konntest den Stoß nicht
Führen auf ihn, du schwanktest, und scham-entsetzt vor dir selber,
Hast mit dem eigenen Dolch du gerächt nur die *eigene* Schwachheit!

Nicht für den Mordanschlag hast reuig du selbst dich gerichtet —
Nein, du rächtest an dir, daß du *nicht* zu vollziehn ihn vermochtest!
Mord nicht war es und Haß, nein *Liebe* nur, was du gesühnt hast! —
O die erbärmliche Welt — morsch ist sie, wo man sie anfaßt! —
O, wie fühlt' ich mich hoch auf die Zinne des Glückes gehoben!
Und nun schreibt das Geschick mir in flammender Schrift an des stolzen
Palasts prunkende Tür: *Sei elend!* Sei wie die andern,
Die je kriechend sich wanden durchs Jammergefilde des Daseins!
Soll ich es büßen so schwer, daß ich an irdisches Glück noch
Glaubte, so schwer, daß ich hoffte, durch menschliches Wollen und Streben
Lasse sich kühn vorgreifen dem neidisch-kargenden Schicksal?" —
So wehklagte der König. Da plötzlich weht es wie Trosthauch
Um sein jugendlich Haupt. Zu stolz noch, um zu verzagen,
Hebt er aufs neue die Stirn: „Was mach' ich des *eigenen* Schicksals
Bild mir zum Bilde der Welt und des Völkergeschicks? Ist gescheitert
Auch mein irdisches Glück, nicht soll mich's gereuen, zu ringen
Für das gewaltige Werk der erhabenen Menschenbefreiung!
Was zum Ohre mir brachten die heutigen Boten, es soll nicht
Schrecken: ein Sporn mir sei's! Anfaßt mich das neidische Schicksal
Wie mit eisiger Hand und fordert heraus, was von Mannheit
In mir ist... Wohlan! was sollt' ein Weib mich hinunter
Mit sich ziehn in die Nacht und mich rauben dem goldenen Leben?
Hilla, du hast mich *verraten* — im Tiefsten der Seele gebrochen
Bin ich — ich zürne dir, Weib! Ich stoße für immer von mir jetzt
So dein Bild, wie von mir ich *Divara* stieß..."
Er erhebt sich,
Ruft die Trabanten herein: „Hinweg das Weib, daß ich länger
Nicht vor Augen es schaue!" — Sie treten heran. Doch noch *einmal*
Fällt sein Blick auf das Haupt, das Gesicht der Erblichnen, von goldnen
Locken umwallt, und verklärt von der heiligen Ruhe des Todes.
Und um die Lippen noch scheint ein Lächeln zu schweben, so traurig-
Süß, wie zur Stund', wo erglühend zum Weib sich die Heil'ge gewandelt...

Einst in traulicher Zelle... Da faßt es den Jüngling erschütternd
Mächtig an und, hinweg noch einmal winkend die Männer,
Stürzt er nieder am Sarg.
„Was immer das Leben verbrochen,"
Ruft er, „das sühnet der Tod, und es dämpft des gerechtesten Zornes
Glut ein gebrochenes Aug' und ein letztes Erbleichen auf ewig.
Raubte das Leben dich mir, so gibt dich zurück mir der dunkle,
Alles versöhnende Tod! Wie ein Stern nun leuchte du still mir:
Nimmer ein Glücksstern zwar, doch ein Leitstern, ruhigen Glanzes!

Laß auf die Lippen, die süßen, die nie mir wieder erwarmen,
Wie sie dereinst mir erwarmt in der traulichen Zelle, den letzten
Kuß mich drücken, und fromm dir schließen die Lider der Augen!
Könnt' ich die Wunde dir schließen, wie ich dir schließe die Augen,
Mit einem Kusse des Mundes!" —
Er spricht's und erhebt sich gefaßt dann,
Wieder ein Held und König. Dem Volke verkündet er Hillas
Wagnis und Trauergeschick. Auf erhabenem, purpurnem Prunkpfühl,
Königlich prangend in Schmuck und von lieblichen Blumen umduftet,
Stellt einen Tag lang er sie den trauernden Blicken der Bürger
Sions aus, dann läßt er mit düsterem Pomp sie bestatten.
So wie der Krönungszug vor kurzem durchwogte die Gassen,
Wogt nun ein Trauergeleit. Zur Ruhstatt aber erkieset
Seiner erblichenen Braut der Gebeugte die düster-erhabne
Halle des Doms, des verlaßnen, denn stets ja grade vor Augen
Hat er den ragenden Bau vor den Fenstern des eignen Palastes:
Und so will er, ihn schauend, der Lieblichen immer gedenk sein,
Die er bestattet darin. Ein Tempel, entweiht und verwüstet,
Ragte der Dom; nun ist er aufs neue geheiligt, als Grabmal,
Welches das modernde Glück umschließt des Erkornen von Sion. —

Täglich saßen annoch, wie Matthisson es geordnet,
Unter den Linden auf weit sich erstreckendem Platze des Domhofs
Bei des Gemeinmahls Tischen versammelt die Bürger von Sion.
Sollten doch Tag für Tag, einträchtig gesellt, sich die Männer
Solchergestalt wie Genossen, wie Brüder erkennen und lieben.
Männer vereinte das Mahl, auch die Frauen und Kinder vereint' es,
Doch an besonderen Tischen, getrennt von den Reihen der Männer.

Einzig die Säuglinge fanden und Kranken daheim in den Häusern
Pflege von emsigen Fraun; und die auf dem Wall, an den Toren
Standen zum Schutze der Stadt, darreichte man ihnen die Speisung
Dort, wo sie pflogen der Wacht. Die geräumige Mitte des Domhofs
War mit Pfählen besteckt, und es wurden auf diese die Platten
Eichener Tische gelegt, alltäglich zur Stunde der Mahlzeit.
Gegen die Strahlen des Sommers, der Herbstzeit rauhere Unbill
Waren den Tafelgenossen zu Häupten beschirmende Linnen
übergespannt: da saßen sie wie unter Zelten gemächlich.
Aus zwölf Küchen, errichtet im untern Geschoß der Paläste,
Die um den Domhof standen, da ward in riesigen Töpfen,
Schüsseln und Pfannen das Mahl in gewaltigen Massen getragen.
Duftend belastet die Tische das Speckschwein da und das Bratlamm,
Auch das gepökelte Fleisch und der Fisch. Auf erzenen Platten
Liegt das zerschrotene Rind. Und reichlich Gemüs', mit des Speckes
Würze, gehäuft ist's dampfend in Kufen. Aus bauchigen Fässern
In die gewaltigen Krüge, von diesen in Kannen und Becher
Sprudelt das Gerstengebräu und die kärgere Labe des Weines.

Neblig grau ist der Himmel; soeben auch wieder im Domhof
Sitzen vereint beim Mahl die sionischen Bürger. Wie seltsam
Sind sie gemischt! Von jeglichem Zweig des germanischen Stammes
Hatte nach Münster hierher ein Blättchen getragen der Wirbel
Dieser bedrohlichen Zeit. Der vom grünenden Fuße des Säntis
Kam, sitzt neben dem Mann von der Elbe; der Pilger aus Holland
Hat zum Tischnachbar einen Älpler, der fern von der Salzach,
Oder der steirischen Mark herkam, wo im grünlichen Murstrom
Sacht hingleitet das Floß zu den windischen Bergen hinunter.
Herzlich umschlang im Beginn die Begeisterten alle die Eintracht.
Doch bald sonderten sich von den Schwärmern die Lauen, die Kalten,
Auch hielt während des Mahls stets lieber zu Fremden der Fremde,
Als zu den Heimischen sich. Oft neckten die einen den andern,
Trotzend sionischer Regel, und folgend dem alten, dem derben
Brauch der germanischen Art. So sollt' es auch heute geschehen.
Schweigsam waren die Schwärmer, die Lauen und Kalten geschwätzig.

Einer aus fränkischem Land, Hans Eyler, der wandte zum nächsten
Nachbar sich: „Mich dünkt, vom saftigern Fleische der Vorrat
Ging auf die Neige bereits!“ Zustimmte mit Eifer der Nachbar,

Benno, der Sachse geheißen: „Mir ist schon lang' sie zuwider,
Hier im Lande die Küche; bei Gott, sie beschwert mir den Magen,
Ist zu derb und zu ranzig!" — Ein vielumgewanderter Schwabe,
Melchior Scheffel, versetzt: „Ich wollt' sie mir lassen gefallen,
Solch westfälische Kost, wenn nur so sauer und dünn nicht
Wäre der Trank, um hinunterzuschwemmen die zäheren Bissen!
Trauriges Land, wo mangelt das grüne Gebirg' und die Reben!
Wahrlich, ein Frosch sein muß man, im Norden sich wohlzugefallen:
Immer Gesümpf nur und Sand, und Heidegekräut, und dazwischen
Krüppelgehölz — langweilig die Marsch, langweilig das Geestland!
Komme vom sonnigen See, wo die taubenumflatterten Giebel
Lindaus ragen, gewandert; nun frißt mir der Nebel die Lungen
Hier im nordischen Land!" — „Und so wie das Land, so die Leute,"
Fällt ein Pfälzer nun ein: „Unfreundlich, verschlossen und finster,
Ja, schwerfällig und zäh, bärbeißig, von rauher Gemütsart
Sind sie, die Leut' im Land!" — „Kratzborstige Kerle, das sind sie!"
Spricht mit Lächeln ein dritter — er kam von der sandigen Mark her —
„Habt ihr die Märe gehört, wie Gott der Herre den ersten
Münsterländer erschuf? Gebt acht, ich will's euch erzählen.
Einstens gelangte der Herr auf Erden mit einem der Jünger
Her ins Münstersche Land, so meldet die Sage. Da fand er's
Ganz von Wäldern bedeckt, und als einz'ge Bewohner des Landes
Fand er Schweine, genährt von den Eicheln der Wälder. Da mahnte
Christum der Jünger, er sollt' im Lande doch Menschen erschaffen.
Christus schüttelt das Haupt, doch als ihn drängte der Jünger,
Sprach er: ‚So mag's denn sein: doch du sieh zu, wie es abläuft!'
Und dann stieß er gemach einen Eichklotz, der ihm im Weg lag,
So mit dem Fuße nur an und sprach die gebietenden Worte:
‚Eichklotz, werd' ein Mensch!' — Da erhob sich vom Boden der Eichklotz
Als ein trutziger Mann und schnaubte den gnädigen Schöpfer
Unwirsch an: ‚Was stößest du mich?' Und das war der erste
Münsterländer; bereits mit dem Schöpfer bei seiner Erschaffung
Hat er gezankt — nach ihm sind die anderen alle geartet!"

Also klang der Bericht; auflachten die Männer des Auslands,
Welche zunächst ihm saßen und hörten das schnakische Märlein.
Aber erlauscht auch hatte die spottenden Reden der Männer

Scharf aufhorchenden Ohres der fernab sitzende Krechting.
Stracks anstieß er den Freund, den gewaltigen Knipperdolling,
Dem er sich immer gesellt, und flüsterte: „Bruder, vernimmst du,
Was die dort sich erzählen? Sie reden in schimpflichen Worten
Eben von Land und Leuten im Münsterschen! Gibt es denn keinen
Hier am Ort, der kräftig den schnöden Gesellen den Mund stopft?“ —
„Was?“ rief Knipperdolling, „sie spotten der Leute von Münster?“ —
Weidlich war er bezecht — als Träger sionischer Würden
Heischt' er doppeltes Maß, und mancher der Nüchternen ließ ihm
Gern sein eigenes Teil; gutmütig doch immer und ehrlich
War er, und Freunden ein Hort, wiewohl jähzornig und polternd.
Jetzt auch fuhr er empor, zornwütig, vom Weine befeuert:
„Wer ist's, der da spottet der Münsterer? Will uns der Fremde
Gar noch necken dahier und hänseln auf unserem Boden?
Will ein fahrender Schwab', ein Gauch von der sandigen Mark uns
Kecklich trotzen? Uns meistern ein ärmlicher Schlucker aus Holland
Oder aus Ostfriesland, der daheim auf Brettersandalen
Torkelt über das Moor und dahier sich spreizt wie der Truthahn,
Über den Markt stolzierend und hin durch die Straßen von Münster?“ —
„Hört einmal!“ rief einer dem zornigen Sprecher zur Antwort.
„'s ist, wie das Sprichwort sagt, daß der Hahn doch immer am keckſten
Kräht auf dem eigenen Miste! Bedenkt doch, ihr Münstrer, wer anders
Gab, als allein wir Fremden, den Dingen zu Münster den rechten
Schick und den Schwung zum Bessern? Ihr stündet ja da ohne Fremden
Heut' noch am selbigen Fleck und zanktet noch immer euch schwatzend
Unentschieden herum mit dem Rat und mit dem Kapitel!“ —
Knipperdolling entgegnet und ihm noch barscher der andre
Und so drohet zum Kampf alsbald beim Mahl zu entbrennen
Zwischen den Fremden der Zank und den heimischen Bürgern. Die Fäuste
Ballt, grobkörnigen Wesens, schon einer vom Strande der Isar
Gegen die Männer von Münster. Da treten dazwischen die edlern
Bürger, mit bleichen Gesichtern, beeifert, ein Wehe zu rufen

über den Greuel. „Erfüllt ihr so nun euer Gelöbnis,“
Rufen sie, „liebend zu leben als Brüder, ihr Wiedergetauften?
Seid ihr wiedergeboren im Geist und im inneren Worte?
Fluch ihm, welcher dahier sich unter sionische Bürger
Mischt, schwachsinnig und roh, lieblos, zanksüchtig und ruchlos!“
Also die ernsteren Männer; da schwiegen im Kreise die andern,
Und so ruhte der Streit. Nur Knipperdolling und Krechting
Sprachen noch weiter zusammen vom Hochmut hungriger Fremden.
Und mit berechnetem Wort aufreizte der tückische Krechting
Mehr noch den ehrlichen Freund. Halb ernst, halb scherzend, mit Grinsen
Warf er bedauernd so hin, daß, wenn nach dem Rechten es ginge,
Herrschen doch müßte zu Münster der wackere Knipperdolling:
„Bist du nicht von den Kämpen der neuesten Lehre zu Münster“,
Sprach er, „der erste gewesen, das Haupt? Macht hast du und Einfluß
Wie kein zweiter besessen, bis her da gekommen das fremde
Volk, Holländer und Friesen, und an sich gerissen die Zügel.
Und für sämtliche Dienste, der heiligen Sache geleistet,
Fiel für dich von der Gnade des ämterverteilenden Königs,
Traun, nichts Besseres ab, als daß er das „Schwert der Gewalt“ dir
Gab in die Hände, das heißt, zum Henker dich machte, was wahrlich
Doch kein Ehrenberuf! Wahr bleibt's nun einmal, daß daheim nichts
Gilt der Prophet: und so hat denn auch Münster sich lieber von Harlem
Jetzt den Propheten geholt, fernher, und von Leyden den König!“ —
„Wetter!“ so fügt' er hinzu, „verstehn die's einzig, das Pred'gen
Und Prophezein? Kannst du nicht rufen so gut wie die andern:
Heilig ist Sions Volk; tut Buße, geliebteste Brüder!
Hast du den Geist nicht auch, und kannst einblasen ihn andern,
Wenn dir's der Vater gebeut? Du sollt'st es versuchen doch einmal!“ —
Aufmerksam hinhorchte der trunkene Knipperdolling
Nach den berechneten Reden; ihm stieg das Geflüster des Wichtes
Mächtig zu Kopf, wie der Wein, den er schlürfte. Verleidet auf einmal
War ihm das „Schwert der Gewalt“, das er früher in ehrlicher Einfalt

Trug mit Stolz, und den König, für welchen er lauter als einer
Schwärmte, nun haßt' er ihn schon. „Ja, Bruder," begann er, „man hat nicht
Würdig gehandelt an mir, wahrhaftig, man lohnt mich mit Undank!
Eben die Fremden, die jetzt hier herrschen zu Münster, wer hat denn
Her sie geladen zuerst, sie im eigenen Hause beherbergt?
Knipperdolling nur war's, der in Scharen die Leute bewirtet,
Als nach Münster daher, barfüßig und hungrig, sie kamen.
Seht nur, der Bäcker von Harlem und mit ihm der Gaukler von Leyden,
Lebten bei mir im Haus, sie selbst und ihre Gefolgschaft!
Und, beim Himmel, auch wenn man zu Münster die Gütergemeinschaft
Niemals hätte verfügt und geleert bis zur Neige die Truhen,
Wäre so blank ich geworden, mit Weib und Kindern, wie einer,
Rein zum Bettler geworden durch Anabaptisten-Bewirtung!
Und so lohnen sie mir's! Da seht, so dankt mir der König
Jan, den ich immer geliebt, von Anfang an, und gehätschelt
Wie einen eigenen Sohn; denn der Junge — nun heißt er der König —
Hat mich verzaubert; ich konnt' ihm, bei Gott, nicht anders als gut sein.
Aber das ist nun vorüber; ich haß ihn von heut' an und will nicht
Mehr sein ‚Schwert der Gewalt'; er muß mich zu Besserem machen!" —
Sprach's, und leerte den Becher, den Krechting grinsend ihm füllte.
Weidlich zürnt' er dem König, der jüngst ihm gewesen ein Abgott;
Und mit derselbigen Treue, die sonst er erwiesen dem König,
Harmlos jetzt, wie er war, anhing er dem schmeichelnden Krechting.
Und der füllte von neuem den Becher ihm, hetzt' ihn von neuem,
Grinsend, mit funkelndem Aug': „Beim Himmel, er muß dich geziemend
Machen zum Mitregenten!" — „Was meint ihr, Leute?" so fuhr er
Fort, zu den heimischen Bürgern mit zischelnden Reden sich wendend,
„Wär's nicht billig, daß hier auf dem Thron auch ein Heimischer säße
Neben dem Fremden, zu teilen mit ihm die Gewalten in Sion?
Seht, Holländer und Friesen, sie stecken noch ganz in den Sack euch!
Ei, was duldet ihr's denn? Ihr vermögt's ja leichtlich zu ändern!"

Solches vernehmend, erhob, noch erregt vom Streit mit den Fremden,
Längst zu horchen gewohnt auf Krechting, der alle betört schon,
Manch altmünsterscher Bürger den laut zustimmenden Ausruf.

Da trat plötzlich heran, von Trabanten begleitet, der König
Zu den Genossen des Mahls, wie er oftmals tat, um zu sprechen
Zu dem versammelten Volk, um Beschwerden und Wünsche zu hören.
Bleich war, düster, der Jüngling. Er nahte den Tischen, zu sehen,
Was da bedeute der Ruf und lärmender Männer Erhebung.
Doch als des Königs nunmehr ansichtig geworden der wilde
Knipperdolling, empor gleich sprang er, entgegen ihm taumelnd.
Und mit der lallenden Zunge des Trunknen zu reden begann er:

„Ja — doch nein — Herr König — denn König, das bist du nun freilich
Hier in Münster und herrschest — allein, das muß sich nun ändern:
Denn so will es der Vater, und Krechting auch, und wir alle,
Daß nicht länger allein hier herrschen zu Münster die Fremden,
Sondern, daß so es geschehe, wie mir es der himmlische Vater
Gestern verkündet im Traum, und wie Krechting sagt, und wir alle,
Daß ich herrsche mit dir; denn sag', ist etwa geringer
Knipperdolling als du? Noch erfahrener bin ich und älter,
Und auch Bürger von Münster! Doch ihr da, hungrig aus Holland
Liefst ihr, ihr Täufer, daher! O, ich auch verstehe, wie ihr da,
Zu prophezeien, zu pred'gen und Wunder zu tun, wenn's verlangt wird!
Mich auch erleuchtet der Herr, daß ich rufe so gut wie ein andrer:
‚Heilig ist Sions Volk! Tut Buße, geliebteste Brüder!'
Ich auch habe den Geist und kann einblasen ihn andern,
Wie mir's der Vater gebeut! Komm her, du dort mit der grünen
Kappe, dich heiligen will ich! Ich will einblasen den Geist dir
Und so jedem im Volk, der verlangt nach dem Geist und der Wahrheit!"

Also faselt der Trunkne, zur Fratze verkehrend der Seher
Geist und Reden in Sion, nach Krechtings tückischem Anschlag.
Und im gaffenden Schwarm anhaucht er diesen und jenen,
Rufend: „Empfange den Geist, ich will dich heiligen! — Sehet,"
Fährt er fort, „ihr Brüder, es wanken die Häuser, die Giebel
Stürzen herab von den Dächern — sogleich tut Buße, bekehrt euch,

Hört auf den Willen des Vaters, der euch durch mich sich verkündet!“
Weiter noch so nachäfft er den Ton des Propheten. Der König,
Ruhig gewandt zu den Männern: „Hinweg da führt den Berauschten,“
Spricht er, „damit nicht länger er Ärgernis gebe den Bürgern!
Kerkert ihn ein, bis vom Geist ihm geschwunden die schnöde Beneblung!“

Hand anlegten sogleich an den Trunknen die Diener des Königs.
Und er blickte vergeblich sich um nach Freunden; sie wichen
Alle zurück vor dem Jüngling, der heute so bleich und so trüb war,
Wie sie nie ihn gesehn. Hartnäckig sträubte der wilde
Knipperdolling sich lang, den Trabanten zu folgen; doch endlich,
Als er verlassen sich sah, von der Menge bewältigt, da ward er
Sanft wie ein Lamm, und es liefen aus trunkenen Augen ihm Zähren
Über die Wangen herab. Und kläglich mit zärtlichem Vorwurf
Sprach er, zum König gewandt: „O Jan, das muß ich erleben
Heute von dir? von dir, den ich immer doch liebte so töricht,
Wie mein eigenes Blut? Weiß Gott! seitdem ich zuerst dich
Sah, stets warst du ans Herz mir gewachsen! Und immer auch willig
Hab' ich alles getan, was ich nur an den Augen dir absah!
Immer ja hab' ich gesagt zu den Bürgern von Sion: Der Himmel
Hat uns den Jan von Leyden gesendet, den herrlichsten, besten,
Weisesten Jüngling der Welt! Und nun, Jan, lohnest du so mir's?
Hast nicht redlich am Freund, nicht redlich gehandelt am alten
Knipperdolling, o Jan!“ So schwatzt' er noch weiter, doch faßten
Mitleidslos ihn die Männer, um weg ihn vom Markte zu führen.

Aber er wandte sich stets, wehklagend von neuem und rufend:
„Jan, das kannst du mir tun? Und du warst doch ans Herz mir gewachsen,
Wie mein eigener Sohn ...“ Fortzogen ihn rasch die Trabanten.

Zürnend, mit düsterem Ernst nun wendet zum Volk sich der König:
„Welch dämonischer Geist, entstiegen den Grüften der Hölle,
Bringt solch häßliches Bild mir vor Augen inmitten von Sion?
Solches vermag zu geschehn auf der Stätte, wo schöneren Daseins
Frührot herrlich erglänzte? Wohin nun ist sie geschwunden,

Jenes Gemeinsinns Glut, der zu Anfang *alle* begeistert?
Wölfe beschlichen, so scheint's, das Gehege der Lämmer im Schafpelz,
Welche den edleren Geist zu ersticken geheim sich bemühen!
Aber ich kenne sie wohl, und ich werde sie wissen zu treffen!
Straffer nun anziehn will ich der Herrschaft Zügel zu Münster,
Wenn es die Not so erheischt, bis frei von den Wölfen die Hürde!"

Also der König. Da scholl ihm ein „Heil" unzähliger Lippen,
Zeugend dafür, daß wach der sionische Geist in der Mehrzahl.

Aber nachdem er entfernt sich mit seinen Begleitern und wieder
War entschwunden den Blicken, da trat vor die wogende Menge
Krechting hin, und bewußt, daß für kühneres neues Beginnen
Israel jetzo gereift, mit funkelnden Augen begann er:
„Habt ihr vernommen das Wort, ihr Männer von Sion? Den Bischof
Meint' ich zu hören und nicht den erlesenen Jüngling von Leyden.
Ei, was soll aus dem Volk, was aus der sionischen Freiheit
Werden, wenn uns, nachdem wir soeben der alten Tyrannen
Ledig geworden, schon wieder sich setzt auf den Nacken ein neuer?
Mag er herrschen als König! Doch hab' ich's mit eigenem Ohr nicht
Selber gehört, wie er schwur, in jeglichem Punkte der Bürger
Rat und Wunsch zu vernehmen? Und noch gar manches zu raten,
Manches zu wünschen noch gibt's! Kein Stillstand, Männer, nur vorwärts,
Bis wir alles erreicht, was einer noch wünschen im Volk mag!" —
Sprach's, und es hallte Geschrei beifällig dem Sprecher entgegen.

„Nur kein Blatt vor den Mund!" so begann er aufs neue. „So mancher
Hat wohl einen Gedanken, der wert der Erwägung. So hört' ich
Jüngst einen wackeren Mann, der im Kreis aufhorchender Brüder
Treulich erzählte den Traum, den seltsamen, den er geträumt hat.
Lang schon hatte zum Herrn er gebetet, er möge verkünden
Uns Sioniten die Wege, das Sionsreich zu erweitern
Und zu vermehren die Zahl der sionischen Streiter zu Münster.
Zwei großschollige Felder erblickt' er; auf jeglichem Felde
Stand, zum Säen bereit, ein Mann; doch es leerte der eine
Auf eine *einzige* Stelle des Ackers den sämtlichen Samen;
Aber die Furchen entlang hinschreitend, bestreute das *ganze*

Feld mit den Körnern der andre. Da sproßte dem ersten die Handvoll
Nur von goldenen Ähren, doch üppig reifte dem andern
Hundertfältige Saat, in der Läng' und Breite des Ackers.
Solcherlei Traumbild hatt' er: da sannen wir, was es besage.
Jetzt sprang einer empor: Ich weiß, was der törichte Sämann,
Und was der kluge bedeutet! — Da scholl es: so löse das Rätsel!
Und er sprach: So müssen wir tun, wie der klügere Sämann,
Der mit dem Samen gewuchert und hundertfältige Frucht sah!
Israel soll fortan nachleben, das neue, dem Beispiel,
Welches das ältere gab. Das sionische Volk zu vermehren,
Sollen, wie Abraham tat, wir tun, wie Jakob, wie Isaak
Tat nach dem Willen des Herrn; das ist: mit mehreren Weibern
Soll ein jeder von uns Nachkömmlinge zeugen! So wird sich
Mehren wie Sand am Meer das sionische Volk und gedeihen! —
Sehet, so dachte der Mann. Nun sagt, was meinet ihr, Leute?" —
Stumm anhören den Sprecher die Wiedergetauften; sie blicken
Schier wie betreten sich an und schütteln bedenklich die Häupter.
Aber alsbald auch ließen sich mutige Stimmen vernehmen,
Die da meinten, es zieme die Träume begeisterter Männer
Nicht zu verachten so ganz, zu erwägen die Winke des Himmels.
Und so erwogen sie eifrig den neuen und kühnen Gedanken.
Und nicht Lüsterne bloß, nein, selbst auch sinnende Schwärmer
Wünschten in Wahrheit so, Erzvätergebrauch nur erneuend,
Sions Volk zu vermehren. „Wir wollen den kundigen Rottmann",
Sprachen sie, „ziehen zu Rat!" Doch eifernd erwiderte Krechting:
„Laßt ihn, den düsteren Grübler! Er hat seit Monden ja wieder
Gänzlich zurück sich gezogen, zu schreiben ein neues Traktätlein
Über das Sionsreich! Ei, laßt ihn in seiner Spelunke!
Denn nicht schreitet er fort, er verharrt auf demselbigen Fleck stets!
Laßt ihn; jeglicher Tag ja erzeugt sich seinen Propheten!
Wählt nur etliche Männer, mit mir vor den König zu treten
Und mit ihm zu beraten!"
So sprach er. Dem Rate des Männleins
Folgt die sionische Menge. Denn mächtig waltenden Einfluß
Hatte der Höckrige schon sich erschlichen im Volke. Die Braune
Nur stand über ihm hoch, ihr heimlicher Bote nur schien er...
Wenn so das lächelnde Weib und Krechting, ihr grinsender Sendling,

Schritten dahin durch die Scharen begeisterter Wiedergetauften,
War es, als striche durch Sion ein fremder, veränderter Lufthauch.
Wider den heiligen Ernst schien Divaras Lächeln mit Krechtings
Grinsen verschworen geheim nun schon zu der Männer Verderben.
Divaras Lächeln, es war ein feurig-verlockendes Lächeln,
Krechtings Grinsen, es war ein freches und eisiges Grinsen,
Scheuchend zurück das Gefühl in die innersten Winkel des Herzens,
Menschen entseelend, versteinernd, das irdische Leben entgötternd;
Divara sendet vor sich her Krechting; das Grinsen des Wichtes
Eilte voraus, bahnbrechend, dem Lächeln des Weibes in Sion...
Schwermut herrschet indes in des Königs Seele. Gebrochen,
Düster und schweigsam hin schleicht Jan durch die goldnen Gemächer.
Aber vor ihn tritt jetzt mit des Volkes erwählten Gesandten
Krechting, heischend von ihm, daß er höre die Wünsche des Volkes.
„Viel noch", sprach er zu ihm, „bleibt übrig zu ordnen in Sion,
Viel noch heischen die Bürger. Wir haben die Gütergemeinschaft:
Doch nicht bloß der *Besitz*, auch die *Ehe* verlangt im erwählten
Volk nun veränderten Brauch. Hör' auf die erleuchteten Männer,
Die uns weisen den Weg! Uns ziemet zu leben, wie einstens
Heilige Väter gelebt: es vermähle sich mehreren Weibern
Jeder, so wird durch sich selbst sich die Zahl der Erwählten vermehren!
So auch verlangt's die *Natur*. Viel kann für des Menschengeschlechtes
Wachstum wirken der Mann, doch das Weib nur wenig. In *einer*
Nacht hat Rangen gezeugt an fünfzig, so meldet's die Sage,
Herkul, der griechische Held! Fruchtbar ist täglich die Mannheit,
Aber die weibliche Ernte, sie reift im Jahre nur einmal.
Lang vor der Blüte des Manns fällt welkend die Blüte des Weibes!
Neben dem alternden Weib steht seufzend der Mann in der Vollkraft.
Allzuhäufig vereitelt des Eh'bunds Zwecke der Weiber
Störrigkeit, Laune, Gebrest! Wieviel entzieht uns von jeglichem *Monat*
Wandel der Weibesnatur, wieviel entzieht uns des Leibes
Segen vom *Jahre*! Wieviel geht da von des rüstigen Mannes

Kräften auf immer verloren — wieviel wird eitel vergeudet!
Aber es heißt: Seminis jacturam facere nefas!
Will sich das Menschengeschlecht zehnfältig reicher erneuern?
Lasset es tun, wie es tat vorzeiten! — So ist's, und so wird es
Ewig bezeugen des kühlen, des klaren Verstandes Erwägung!"
Ernst und ruhig erwidert dem eifrigen Neurer der König:
„Freund, ist die Welt ein Gestüt? Ist der Mensch nur als Züchter geboren?
Billigen wird, was du sagst, der *Verstand*, doch ewig verdammen
Wird es des Menschen *Gemüt*! Hat nicht das Gemüte, das Herz auch
Rechte, sowie der Verstand, als Berater in menschlichen Dingen?
Wenn du entwürdigt das Weib und die Liebe verscheucht aus der Welt hast,
*Lohnt* sich's der Müh' dann noch, sie hundertfach zu bevölkern?"
Also Jan. Unmutig entgegnete jener: „Verliebte
Torheit bleibe verbannt doch endlich vom reifen Geschlechte!
Lange genug anmaßte sich kecklich die Hosen das Weiblein,
Schnöde die Männer beherrschend durch Launen und eitles Gebaren:
*Magd* sein soll sie nun wieder, wie auch schon die Schrift es geboten!
Und das Gemüte, das Herz — was soll das? In menschlichen Dingen
Führe das Wort der *Verstand* alleinzig: das menschliche Trachten
Muß auf das *Nützliche* gehen — der Rest ist für schwärmende Knaben!" —
„Freund," entgegnet der König, „du sprichst, wie keiner vor dir sprach!
Gibt es der Männer noch mehr, die also denken, in Sion?"
„Viele," versetzte ihm Krechting, „ja viele noch gibt es, die also
Reden, wo nicht dein Wort, dein Blick sie schnöde verschüchtert!
Denn du berückst mit dem Aug', mit den Lauten der Stimme die Menschen.
Keiner im Volke vermag, dich hörend, dir blickend ins Antlitz,
Andres zu wollen als du! Mißbrauch' in Sion die Macht nicht,
Welche Natur dir verlieh, willst nicht *Tyrann* du genannt sein!
Ist ein Wütrich nur jener, der herrscht durch blutige Schrecken?
Nein, auch *den*, der da wirkt mit des übergewaltigen Geistes
Macht, um der übrigen Menschen Gemüt und Sinn zu befangen,

Nenn' ich Tyrann! — Laß du nur ruhig entscheiden die Bürger,
Gleich dann wirst du erkennen die wahre Gesinnung in Sion!
Bleibe des Schwures gedenk, o König, des heiligen Schwures,
Den du geleistet: zu achten die Stimme sionischer Bürger!" —
Und es erwiderte Jan: „Ihr Männer von Sion, ich sag' euch:
Stark ist, ihr wisset es wohl, mein Mut, mein Wille gewaltig,
Und wo ich wollte gebieten, da ward mir noch immer gehorcht auch.
Aber das Reich von Sion, gegründet ist's nimmer auf eines
Einzelnen Mannes Gewalt, auf den Willen des einzelnen Herrschers!
Wenn sie erloschen, die Glut, die es gründete, scheitert und stürzt es!
Nicht eines Zwingherrn Stab, und nicht eines Richters und Henkers
Schwert kann hemmen den Fall! Gern will ich es glauben, o Krechting,
Daß in der Stimme des Volks sich verkündet ein göttliches Urteil!
Wahrlich, es lebt in mir ein königlich Wollen, so dünkt mich;
Aber ich trag' in der Brust auch den heil'gen Gedanken der Freiheit
Tiefer vielleicht, als die ihn auf lärmenden Lippen entweihen!
Krechting, versammle das Volk — ja das Volk, das der Himmel erkoren,
Herrliches kühn zu erstreben, und das er entflammt und erleuchtet
Hat wie durch Zauber und Wunder. Ob auch vom Beginne der Lauen
Zahl nicht gänzlich geschwunden, ob auch sich unter die Lämmer
Wölfe geschlichen, durchdrungen vom göttlichen Geist ist die Mehrzahl
Noch: ihr stell' ich anheim nunmehr die Geschicke der Zukunft!"
Sprach's, und entließ die Gesandten. Da ruft zur Bürgerversammlung
Krechting das Volk: „Noch achtet geziemend und weise der König",
Ruft er, „den Willen des Volks, und euer nun ist die Entscheidung,
Ob es gestattet dem Mann, sich ins künftige mehrere Frauen
Anzutraun, daß das Volk, das sionische, rascher sich mehre!" —
Rief's, und nun stimmte das Volk, nach freier Entschließung ein jeder.

Und man zählte die Stimmen: da neigte die Wucht der Entscheidung
Jenen im Volke sich zu, die nach mehreren Weibern verlangten.
Nachricht wurde gebracht von des Volkes Entschließung dem König.
Und er vernahm sie erbleichend. In düsteres Brüten versank er,
Fuhr dann wieder empor, unmutig; mit bitterem Lächeln
Sprach er zu sich: „Ei, siehe, wie gut bleichwangiger Schwärmer
Wilde, fanatische Glut und der herzlos rechnende, kalte
Alltagsmenschenverstand, im Bunde mit lüsterner Frechheit,
Schon sich befreunden in Sion! O Menschengeschlecht! Wie der Sonne
Kuß mit dem Anger die Blumen, mit schlammigem Sumpfe die Pest zeugt,
So am Himmel des Geists auch leuchten die großen Gedanken,
Aber ihr Strahl, meist trifft er in irdischen Herzen nur wüsten
Schlamm, und so weckt statt Blüten des Himmels er gärende Fäulnis!
Hat nichts Hohes Bestand? Wo hoffnungsreich es hervorsproßt,
Träumt man, es werde gedeihn, fortzeugend sich immer veredeln:
Aber als Erstlingsgeburt, was bringt es? Das eigene Zerrbild! —
Liegt ein ewiger Fluch nicht über dem Hohen und Reinen?
Selber das Reinste der Erde, die Flamme gebiert nur ein trübes
Kind, den Rauch, den es qualmend zum ewigen Himmel emporschickt! —
Nun erst seh' ich es klar, wie schon vom ersten Beginn an
Sich ein tückischer Feind in die Schar der Erwählten geschlichen,
Der, ablenkend gemach auf die Bahnen des Rohen und Wüsten
Jegliches kühne Bemühn und ertötend die edle Begeistrung,
Hader entfacht, und verkehrt das sionische Leben zur Fratze!
O, mir ist wie dem Moses, der nieder von Sinais Höhen,
Froh, mit verklärtem Gesicht, in der Hand des erhabnen Gesetzes
Tafeln, als göttlicher Bote zum Volk der Erwählten hinabstieg,
Und auf den Knien anbetend es fand vor dem goldenen Kalbe!
Und wie von Zorn er erglühend zertrümmert die göttlichen Tafeln,
Als er den Greuel erschaut, weil unwert ihrer das Volk war,
Welches von Gott schmachvoll sich wieder gewandt zu den Götzen:
So auch möcht' ich mich grollend von diesen Entarteten wenden
Und mit verachtendem Hohne sie schweigsam lassen gewähren! —
Wenn ich entgegen zu kämpfen gewaltsam strebte, vermöcht' ich's?

Leicht ist zu führen, zu lenken die vorwärts strebende Volkskraft:
O, es vermöcht' ein Kind sie zu drängen, zu leiten nach *vorwärts*,
Aber *zurück* sie zu dämmen, sobald sie genommen die Richtung —
Nein, kein Riese vermag's, kein Held, kein Gott: — und so steh' ich
Mutlos da, ohnmächtig! — Ich mutlos, ach, der ich feurig,
Siegesgewiß mich jüngst zu titanischem Kampfe gerüstet
Gegen die Welt! Mir umschattet ein düsterer Fittich die Seele —
Nicht seit heute, fürwahr! — seit jenem umdunkelten Tag schon,
Der mir das *Liebste* geraubt! — O, wir Söhne der Erde, wir wollen
Mutig erstürmen den Himmel: und schon, schon stehen wir oben —
Plötzlich trifft uns ein Blitz, doch nein, nur der Stich einer *Wespe*,
Welcher die Hand uns lähmt — und wir Kühnen, wir taumeln zurücke,
Sehen, daß klein wir sind, ja klein, wie groß wir auch denken! —
Dennoch — bewahr' ich zu tiefst nicht etwas noch, was der Hölle
Macht und dem Schicksal trotzt? — *Den Trost* noch hab' ich, zu ragen
Über den Wust umher und den Schwarm — und die Welt zu verachten!" —
Hin so schwanden die Tage, und Jan blieb grollend und einsam
In den Gemächern. Da drängt ein Mann von befremdlichem Ansehn
Einst sich schleichend zu ihm in der dämmernden Stunde des Abends,
Schwärzlich-braunen Gesichts, mit pechschwarz funkelnden Augen.
Flüsternd kündet er ihm, er sei nur des *größeren* Boten
Bote, der Großes sich rüste zu künden dem Herrscher in Sion.
Wenn er zu hören geneigt an verborgenem Orte den *letzten*
*Willen des toten Propheten* — zu hören, zu schauen noch andres,
Was ihm zu schauen bestimmt, auf daß sich die Lose des neuen
Israel endlich erfüllen, so mög' er aus brütender Schwermut
Los sich reißen und folgen aus seinem Palaste dem Führer.
Seltsam dünkten den König die lockenden Worte des Mannes,

Zögernd erwog er der Rede verborgenen Sinn, bis zuletzt ihn
Spornte der Drang in der Seele, dem heimlichen Rufe zu folgen.
Und so, verhüllt und vermummt, entwandelt aus seinem Palaste
Jan mit dem Dunkelgelockten in dämmernder Stunde des Abends,
Hin durch ödere Gassen, bis über den rauschenden Aafluß
Und zum ragenden Wall, wo, nahe dem nördlichen Kreuztor,
Halb schon verfallen der alte, der spukhaft-düstre, verrufne
Popanzturm sich erhob. Durchs Tor, dran Fratzengebilde
Grinsen, gemeißelt in Stein, tritt jener, und mutigen Herzens
Folgt ihm Jan.
Lang schreiten sie hin: umdunkelte Gänge
Nehmen sie auf und leiten sie fort im dämmernden Nachtgraun,
Bis wo ein Saal sie umgibt mit hochaufragender Wölbung,
Matt von der Ampel erhellt. Nun entfernt sich schweigend der Führer,
Läßt den Erstaunten allein in dem wunderlich-grausen Gewölbe.
Und er erblickt, wie zum Schmuck umschlungen von wucherndem Giftkraut,
Dumpfige Wände, besproßt hellrot von funkelnden Beeren,
Wie mit Blute besprengt. Die verwitternden, tropfenden Steine
Gleißen dazwischen hervor, unheimlich schillernd. Ein Grinsen
Scheint ihr Glanz. Was hüpft und was kreucht mit Krächzen und Knurren,
Zischen und Kreischen am Boden? Was will das Getier, das verruchte,
Sich in der Dämmrung regend? Es hackt und zerrt da ein Rabe
Grimmig umher im Winkel an Stücken vermorschenden Fleisches.
Hat hierher sich geflüchtet der sämtliche Spuk aus der Davert?
Tanzt nicht dort, blitzäugig, in zornigen Sprüngen das Eichhorn?
Los auf den Fremdling schießt es, in Windungen schießt's, in verwegnen,
An ihm empor und hinab mit satanischem, leisem Gekicher.
Doch, wie sich schärft im Dunkeln des Königs Auge, da sieht er
Blinkende Waffen gehäuft in grausem Gewirr in den Winkeln,
Seltsam gleißenden Schmuck und Tand, grell-bunte Gewänder.
Und nun dämmert ein Bild aus dem hintersten Grund des Gemaches.
Dort, auf Teppichen ruhend, im Arm die Theorbe, gewahrt er
Divara, wie ihm vordem sie erschien in der Öde der Davert.

Wieder nun wallen ums Haupt ihr pechschwarz glänzend die Locken,
Wieder nun blickt sie ihn an mit den heiß-unheimlichen Augen.
Doch nun erhebt sie sich rasch und entgegen dem Könige tritt sie,
Spricht: „Hab' Dank, daß dem Ruf du gefolgt, hochsinniger Jüngling!
Divara ist's, durch welche dir kund soll werden der letzte
Wille des toten Propheten, des leuchtenden Meisters von Harlem!"
„Matthisson!" sprach seufzend der König mit düster umwölkter
Stirn: „O, ihn preis' ich beglückt, den Begeisterten, daß er gefallen,
Ehe der Stern von Sion sich neigte zu raschem Hinabgang,
Eh' zur schmutzigen Erde, dem Kot sich vermählend, die weiße
Schneeglanzflocke gesunken des himmlischen reinen Gedankens!"
Also der König; da zog ihn das Weib auf des schwellenden Sitzes
Polster, indessen sie selbst, einer schmeichelnden Sklavin vergleichbar,
Sank auf die Teppiche nieder und flammenden Augs zu ihm aufsah.
„Laß sie fahren, o Jan, laß fahren die hohen Gedanken!"
Rief sie; „und wenn zu beglücken die Welt dir wenig gelungen,
Nimmer verschmähe das Glück, das dir, dir selbst in den Schoß fällt!
Bist nicht reich du gesegnet? Und liegt nicht köstlicher Güter
Fülle wie Sand um dich? O genieße, du Trauter, genieße!
Kurz ist das Leben, und kürzer die Jugend, am kürzesten aber
Sind die Momente des Glücks, die das Schicksal gönnt zu genießen.
Kurz ist auch dein Glück nur, o gesegneter König; bedenk' es!
Darum verschmähe du nicht, es rasch und ganz zu ergreifen!
Sions gleißende Schätze, sie sind dein eigen: o leer' ihn,
Leere den winkenden Trank im hochaufsprudelnden Becher!
Leer' ihn, o Jan, bis zum Grunde, bevor einbricht das Verhängnis!
Jüngling, vertraue dich mir, ich will dich lehren das Leben,
Will dich lehren die Liebe, die feurig-schwelgende Liebe!
Siehe, nun ist sie gekommen, o Trauter, die Stunde, zu sagen
Dir's, wie Divara lechzt, nachdem dein Traum dir zerronnen,
Dich zu beglücken, zu trösten! In ihren umstrickenden Armen,

Jüngling, will sie dich halten, das hat ihr Herz sich geschworen,
Seit sie zuerst dich erblickt! Dein stolzes und sprödes Versagen
Soll noch schmelzen wie Schnee vor Divaras glühenden Lippen!
Zaudere nicht, o Geliebter! Das Weib des Propheten, die kühne
Streiterin, sie, die gepriesen als mutigste Tochter von Sion
Ward im Kampf der Entscheidung — nun endlich geselle sie würdig
Dir — so will es das Volk, so will's das Geschick, und so wollt' es
Auch der Prophet, eh' hinaus in den tödlichen Kampf er gezogen:
Sprich ein Wort, so beschwört ihn noch einmal Divaras Zauber
Dir aus dem finsteren Reich — o, Divara bändigt die Geister,
Kennt manch kräftigen Spruch ..."
Ein bittres, verachtendes Lächeln
Spielt um die Lippen des Königs. „Der Zauber, o Divara," spricht er,
„Welchen an mir du geübt vordem in der Öde der Davert,
Machtlos ward er und schal, seitdem am Herzen ich dies hier
Trage: die Blüte — die nie sich erschlossen zur volleren Rose ...!"
Sprach's, und zog aus dem Busen die Knospe, die einst er in Hillas
Zelle gepflückt. Welk war sie, doch fest, wie zur Perle verhärtet.
„Sieh!" sprach Jan, „die Blume, sie wird kein Wurm mir benagen! —
Rosen des Glücks, die ganz und voll sich erschlossen, entblättert
Leicht und für immer der Wind; doch welche nur halb sich erschlossen,
Dauern, als Knospe gepflückt: ihr Geblätter, in schirmender Hülle
Ruht es erstarrt — man mag zeitlebens sie tragen am Busen ...!"
Und er fügte hinzu: „Nie mich zu vermählen gedenk' ich,
Niemals wieder im Leben gedenk' ich zu werben: um dich nicht,
Noch um ein anderes Weib, o Witwe des Meisters von Harlem!" —
Sprach's, da begannen die Augen der Braunen im Zorne zu funkeln,
Und aufspringend, vor Jan hintretend mit höhnischem Lächeln,
Ruft sie: „Der König verschmäht sie, die Witwe des Bäckers von Harlem?
Sind ihm, wie er verschmäht des erhabnen Propheten Vermächtnis,
Worte der Seher auch nichts, die der Witwe des Bäckers von Harlem

Lange bereits zufangen, im Münsterschen Lande die goldne
Krone zu tragen? Vernimm, daß edelstes Blut in den Adern
Divaras rollt, uredelstes Blut, o Gaukler von Leyden!"
Spricht's — dann ruft sie ein Wort, fremdklingend. Da tritt ein gebrochner
Zitternder Greis hervor; tief neigt er das Haupt, und die Arme
Kreuzt er über die Brust. Wie ein Sklave der bräunlichen Herrin
Nahet der Alte; sie spricht: „Gib Kunde von dem, was geschaut du
Hast auf dem Markte zu Borken im Münsterschen Lande, vor siebzig
Jahren, inmitten der Nacht, beim Glanz rotschimmernder Fackeln!"
Vor sich hin fremd lächelt der Alte und dann, wie im Irrsinn,
Mählich beginnt er zu rollen die Augen, zuletzt in die Leere
Blickt er starr und schaudert, als säh' er aufs neue lebendig
Werden mit leiblichen Augen vergangener Zeiten Ereignis.
„Will es künden," begann er mit zitternder Stimme; „berichten
Will ich es wieder und wieder, was ich mit Augen geschauet
Was seit siebenzig Jahren noch stets ich schaue vor Augen...
Sehe das Brettergerüst in der Mitte des Marktes — die Wolken
Fliegen und decken den Mond — doch Männer mit sprühenden Fackeln
Stehn um das dunkle Gerüst, und weh! auf dem dunklen Gerüste
Kniet er, der Herrliche, Hohe, ja, kniet er, der schöne, der edle
Herzog unseres Stamms: tief beugt sein Haupt, ach, das edle
Haupt mit dem pechschwarz-dunklen, dem langen Gelock, auf den grausen
Block ihm der Henker hinab, ja, der Henker im grünen Gewande.
Aber im Kreis umher stehn grinsend die anderen Männer,
Hell von den Fackeln beleuchtet die knochigen weißen Gesichter —
Horch — zwölf Schläge vom Turm — mit dem letzten der Schläge vom Turme
Blitzt das geschwungene Schwert, und das edle, das lockige Haupt rollt
Blutig hinab in den Staub, und es stehn in dem schönen, dem bleichen
Antlitz immer noch offen die schwarzen und glänzenden Augen —
Und um die Lippen noch zuckt es wie racheverlangendes Lächeln...
Das ist Horkan, der Schöne, der nimmer Vergeßne, der letzte
Herzog des wandernden Stamms, in den Landen des Morgens gepriesen,

Wie in den Landen des Abends, und gleichwie ein Gott von des Stammes
Kindern verehrt — so rollt sein königlich Haupt in den Staub hin,
Unter dem Beile der Männer mit braunem, geschorenem Haupthaar,
Nachts, bei Fackelgeleucht, auf dem düsteren Markte zu Borken —
Ja, auf dem Markte zu Borken im Münsterschen Lande! Sie morden
Ihn, da als Herzog einen vom wandernden Stamm er in Borkens
Weichbild nächtlich gerichtet, im Kreise der brennenden Fackeln —
Gleiches nun tun sie an ihm, und nennen ihn Mörder, den Edlen,
Ihn, der doch hatte Gewalt als Herzog über die Seinen!
Aber die Seher verkünden, daß rächen ihn werden die Enkel
Und sein Wandergeschlecht noch dereinst an den Enkeln der Mörder.
Und weil nichts sie den Fürsten des wandernden Stammes geachtet,
Wird sein Sproß, sein *letzter*, im Münsterschen Land auf dem Haupte
Tragen die goldene Kron' und die weißen Gesichter beherrschen!
Solches verkünden die Weisen, die Seher des wandernden Stammes —
Und nun ist sie gekommen, die Zeit, ja die Zeit der Erfüllung!"
Sprach's. Und Divara sagte: „*Du hörtest den letzten der Zeugen*,
Welcher geschaut sie, die Tat, und in mir da den *letzten der Sprossen*,
Welche dem letzten entstammt von den Fürsten des wandernden Stammes,
Siehst du vor Augen. Zu dir spricht, traun, des enthaupteten Herzogs
Enkelin jetzt, durch die nun erfüllen sich muß die Verkündung!
Sieh, es führte hierher auf verschlungenen Wegen das Schicksal
Divara nun: und viele der Söhne des wandernden Stammes
Kamen, als Fürstin sie grüßend, als Sproß des enthaupteten Edlen
Huldigend ihr im geheimen. Als mutigste Tochter von Sion
Schauen die Deinigen mich, kühn waltend im Lichte des Tages:
Aber die Nacht, die feir' ich mit jenen Getreuen, den Meinen,
Hier im gemiedenen Turm. Da schmückt mir die Krone des braunen
Stamms, die ererbte, das Haupt, da schlingen den Reigen die heißen
Kinder des sonnigen Ostens, die freiesten Söhne der Erde!

Und da schwören wir Rache den tückischen Mördern der Ahnherrn,
Rache den Männern des Westens und Rache der menschlichen Satzung!
Zauberin nennen mich oft die sionischen Bürger: ich bin es!
Innig ist Zaubergewalt ja verwebt mit dem Leben der freien
Söhne der freien Natur! Und Kräfte gehorchen mir, ewig
Fremd dem gemeinen Geschlecht, das da keucht im Joche der Notdurft.
Zweifelst du, Jan von Leyden? Wohlan, du bist ja ein König —
Und so magst du denn heute der Königin Divara Gast sein!" —
Also ruft sie. Da bricht in die hohe, geräumige Halle
Undurchdringliches Dunkel: doch strahlend erhellt sich von oben
Plötzlich aufs neue der Raum und alles umher ist verwandelt,
Wie von des Magiers Stab. Taghell aufflackerndes Naphtha
Brennt in riesigen Lampen, in Pfannen, die Wände bestrahlend,
Die da blitzen und sprühn und funkeln von blanken Gesteinen:
's ist wie ein Himmelsgewölb' voll Stern' und leuchtender Wunder.
Aber umringt von den braunen, den dunkelgelockten Trabanten,
In phantastischer Tracht liegt Divara lächelnd auf throngleich
Prunkendem Pfühl. Ihr blitzt mit goldnem Gefunkel ein Kronreif
Rings um die wallenden Locken, die schwarzen und glänzenden: reizvoll
Schmiegt um den weichen, doch schlanken und sehnigen Leib das Gewand sich,
Golden auf Scharlachgrunde; des lieblich schwellenden Busens
Bernsteinfarbige Welle bestrahlt Karfunkel und Perle,
Blitzend gereiht. Wie über dem gelblichen Wachse der Kerze
Flackert die Lohe des Lichts, so flammt an des bräunlichen Weibes
Leibe das Edelgestein. Im Schoß ihr ruht die Theorbe,
Schimmernd, rubinenbesetzt. In goldenen Schalen kredenzen
Duftigen Trank ihr, süßen, der bläuliche Flämmchen wie Blasen
Aufwirft, liebliche Knaben: auch sie gelbbräunlich, mit schwarzen
Locken und schimmernden Zähnen und kirschrot blühenden Lippen.
Schalkhaft lächelnd und dreist, anmutig und feurig, im reinsten
Gleichmaß regen behend sie die zierlich-geschmeidigen Glieder.
Mädchen auch nahn sich gaukelnd, auch sie gleichlieblichen Ansehns,
Schmiegen sich, wiegen sich schwebend: das Zimbal klingt und es schwirrt dumpf
Sausend das Tamburin, und bald umwirbelt ein toller
Reigen mit sprühenden Augen, mit wogenden Brüsten, mit dunklen,

üppig entfesselten Locken der leuchtenden Divara Thronsitz.
Doch bald schlingen sie auch um den sinnenden König von Sion
Ihre verwegenen Reihen, kredenzen ihm lächelnd den goldnen
Duftigen Trank im Pokal, mit den knisternden bläulichen Flämmchen.
Schwül, als wären gewürzt von Aromen des Ostens die Lüfte,
Weht's um den Jüngling her, den erstaunenden, sinnebetörend
Schallt ihm bacchantischer Lärm der Theorben und Pauken und Zimbeln.
Enger umkreisen sie ihn, die verwegnen Gestalten, im Reigen,
Aber die keckste zuletzt der Verwegnen entreißt ihm, in raschem
Fluge vorüber sich schwingend, das Pfand aus der Zelle der Nonne.
Und nun kichern die Mädchen und werfen sich tanzend das Röslein
Wie einen Fangball zu, und schleudern zuletzt das zerzauste
Hin in der Herrin Schoß.
„Zurück mir gib sie, die Blume!"
Ruft unmutig der Jüngling. Die reizende Divara lächelt:
„Reich' mir die Kron' in Sion, o Jüngling, die goldene Krone,
Reiche sie, wie mir's gebührt, du trautester Jüngling von Leyden,
Wie es die Seher verkündet, und wie es gewollt der Prophet auch,
Und wie es längst auch heischen geheim die sionischen Männer,
Jauchzend dem Weib des Propheten. O reiche die Krone der braunen
Divara, süßester Freund! Dann gibt sie zurück dir das Röslein.
Königlich ist ihr Sinn, wie der deinige, und wie zum König
Du, zur Königin so, mein Trautester, ist sie geboren!"
Also erklingt's, wie Musik, aus Divaras Munde. Der Jüngling
Starrt auf das lockende Weib. Und endlich spricht er die Worte:
„Königlich ist dein Sinn? Zur Königin bist du geboren?
Und du heischest von mir, daß ich nicht länger das Anrecht
Weigere dir, als dem letzten der Sprossen des wandernden Herzogs,
Und als dem Weib des Propheten, der mutigsten Tochter von Sion?
Mir auf dem Throne gesellt, mir gleich nach dem Schlusse des Schicksals
Denkst du in Sion zu sein? Fürwahr, hochstrebenden Sinnes
Bist du, und stolz, o Weib — und der Stolze, zu herrschen verdient er!
Sagt' ich zu herrschen? Vergib, ich meinte die Krone zu tragen! —

Klein und schal und verächtlich ist alles geworden in Sion:
Du nur, Divara, stehst vor mir als gewaltiges Bild noch,
Das zur Betrachtung mich reizt — nicht Ekel, nur Schauder mir
abzwingt! —
Mag, wenn das Hohe gescheitert, Ersatz noch das Große mir
bieten!
Königsenkelin du! Wohlan! hinziehe mit deinem
Königsgefolge, hinaus auf den offenen Markt aus dem Turme,
Daß dir huld'ge das Volk! — Mir aber, du Schöne, mir
hoffe
Anderes nimmer zu sein, als Genossin des prunkenden
Thrones!
Nimmer betört mich ein Weib! — Mit dem lieblichen Klang der
Theorbe
Willst du den Sinn mir erheitern? Versuch' es, du Zauber-
gewalt'ge!
Nehmen wir wieder ihn auf, o Weib, den gewaltigen Wettkampf,
Welcher begann in der Davert! Erprobe dich, Mächtige! Stähle
Deinen verlockenden Reiz mit tückischem Zauber der Hölle —
Nie doch tilgst in der Brust du des Jünglings von Leyden den
Schauder,
Welchen in ihm du erweckst mit des Augs unheimlicher Flamme!" —
Sprach's, und am anderen Morgen erblickten mit Staunen
die Bürger
Sions den Festaufzug, der prangend von Divaras Turme
Wallte zum Domhof hin, und gegrüßt an der Seite des Königs
Ward sie mit Jubel, die neu mit der Krone Geschmückte, die Witwe
Matthissons, des Propheten, die mutigste Tochter von Sion.

---

## Achter Gesang.

## Neues Leben.

Wieder begrünt sich die Flur und stets noch lagert des Bischofs
Heer untätig vor Münster, bedacht, statt ferneren Angriffs,
Nur zu umzirken die Stadt und ihr zu verwehren die Zufuhr,
Aber im Innern von Sion da reifen dämonische Saaten
Mächtig entgegen der Sense. Veränderte Weise der Ehen

Zeugte veränderte Sitte, verändertes Leben, und weiter
Lenkt abschüssige Bahnen hinunter der tückische Krechting
Sions müßiges Volk. Wohl stemmen entgegen sich manche:
Zwietracht lodert beständig, entzweiend die Männer, die Frauen.
Kaum ist in Münsters Bann zu entdecken ein jüngeres Weib noch,
Welches im glatten Gesicht vom Grimm und Neide der ältern
Fraun nicht trüge die Spur. Und so wie die Frauen, befehdet
Sich auch der Männer Geschlecht um die mannbar-blühenden Jungfraun.
Immer erweisen sich spröde die Blühenden, folgen dem jüngern,
Stattlichen Mann und verschmähen den alten und ruppigen Freier:
Endlich entscheidet den Streit auf dem Markte die Bürgerversammlung.

Knipperdolling nun auch, ja der ehrliche Knipperdolling,
Welcher vordem hinlebte mit Weib und Kindern so friedlich,
Läßt sich beschwatzen vom Freunde, dem höckrigen, grinsenden Krechting,
Daß er nach Hause sich führt ein zweites und jüngeres Weibchen.
Aber er büßt es schwer. Denn entgegen ihm eifert die ältere
Gattin keifend, und noch weit kühneren Mutes der Gattin
Mutter, das rüstige Weib, das immer im Hause des starken,
Aber geduldigen Manns noch führte die Zügel der Herrschaft.
„Trunkener Wicht! ei sprich, was soll's mit der Dirne?" so ruft sie.
„Was? ein jüngeres Weibchen? Du Gott- und Ehrevergeßner,
Soweit ist's nun gekommen? Soweit nun hat es der schnöde
Krechting mit dir gebracht, der erst zum Zechen und Schlemmen,
Und nun gar dich verführt zu den Greueln der Türken und Heiden?
Wie? Du wagst es, ins Haus, in mein Haus, wo ich an fünfzig
Jahr' in Ehren gewaltet und christliche Sprossen erzogen,
Jetzt eine Dirne zu bringen, ein Kebsweib? Was? Du vermissest
Dich, der getrauten Gesponsin, den Kindern, den eh'lich erzeugten,
Unter die Augen zu gehn mit der her da gelaufenen Fremden?
Sieh es nur einmal an, dein Jüngstes" — sie nahm's aus der Wiege,
Hielt es ihm vor das Gesicht — „sieh dies unschuldige Würmlein,
Welchem die Mutter du raubst, Unmensch! Wie soll sie's ertragen?
Sieh, wie in Tränen sie schmilzt, wie das Herzleid völlig das Herz ihr
Abstößt — trunkener Gauch! Das kannst du ruhig mit ansehn?
Trolle dich fort aus dem Haus! Meinst du, ich fürchte dich etwa,

Und dein Schwert der Gewalt? Ich stoße hinaus mit der Dirne
Dich und dem Schwert der Gewalt!" So ergoß sich die Wut, die beredte,
Geifernd vom Munde der Alten; verteidigen will der Verblüffte
Sich, doch umsonst; und zuletzt, wahr machend die wütige Drohung,
Stößt die Entflammte den Sünder, den glotzenden Knipperdolling,
Kecklich zur Türe hinaus, mitsamt dem erkorenen Weibchen
Und mit dem Schwert der Gewalt. Er hatte gelernt, sich zu fügen;
So auch fügt' er sich jetzt und entwich mit schweigendem Ingrimm.
Hin dann ging er im Zorn und klagte dem grinsenden Krechting,
Was ihm begegnet daheim. „Freund, laß mich machen!" erwidert
Der, und begibt sich ins Haus des Vertriebnen mit rüstigen Helfern,
Schlägt in Fesseln die Weiber und wirft sie vorerst in den Kerker,
Gattin und Mutter der Gattin des ehrlichen Knipperdolling,
Daß man sie richte demnächst ob ihres verwegenen Trotzes.
Und dann führt er zurück, gleichwie im Triumph, den Vertriebnen
In die Behausung, mit ihm das erkorene jüngere Bräutchen.
Und da feiern sie nun mit anderen, munteren Freunden,
Auch mit Söhnen und Töchtern des wandernden Stamms und mit Gauklern
Eine vergnügliche Nacht, und Krechting sorgt für den Zutrunk,
Krechting für andere Lust allstündlich und andere Kurzweil.
Und auf das Wort sich berufend, daß heitere Freude der Bürger
Zieme dem Sionsreich, anspornend zur Lust die Genossen,
Weiß es zu fügen der Wicht mit berechnender Tücke der Hölle,
Daß die Vermählung im Hause des ehrlichen Knipperdolling
Bald entartet zu frechem, zu schamlos wüstem Gelage.
Reichlich sprudelt der Wein, und es tanzen die braunen Zigeuner,
Tanzen bei Zymbalklang in frech mutwilligen Sprüngen.
Doch noch Männer gewahrt und Weiber der tückische Krechting,
Welche zu schüchtern noch sind, um zu teilen das freche Gebaren.
Diese belehrt er mit schnöden, sophistischen Worten und Winken,
Mählich vom Fleisch und den Sinnen beginnt er schnöde Verkündung,
Und wie öfter geschah, daß, wo Sioniten versammelt
Waren in Stunden des Abends, begeistert sich einer von ihnen
Plötzlich erhob und begann, was der Geist ihn hieß, zu verkünden,

So nun erhebt sich zu reden der schamlos-grinsende Krechting.
„Meint ihr wirklich," so ruft er, „geliebteste Brüder und Schwestern,
Daß es sich also verhält, wie im Beichtstuhl lehrten die Pfäfflein:
Daß Kasteiung, Entsagung bezwinge den Leun, der umhergeht,
Suchend sich, wen er verschlinge? Den Löwen des sündigen Fleisches
Müßt ihr anders bekämpfen! Ich lehr' euch bessere Mittel,
Stumpf sie zu machen, die regen, die allzu lüsternen Sinne!
Ist es das Heimliche nicht, und das Seltene, und das Verbotne,
Was am meisten uns reizt? Nun gut, ihr Brüder und Schwestern,
Macht's zum Gewöhnlichen erst, zum Offenen und zum Erlaubten!
Reizt nicht doppelt die Hülle? Wohlan, so lasset das Nackte
Zum Natürlichen erst, Harmlos-Unschuldigen werden:
Mäßig nur lockt es uns dann, und kaum noch vermag's zu verführen.
Sehet, so werden dem Trieb des Geschlechts wir glücklich benehmen
Seinen gefährlichen Reiz. Seid klug und behandelt ihn völlig
So wie den Durst und Hunger! Nur eins ist imstand, zu ertöten
Völlig den Stachel: das volle, das unumschränkte Genießen.
Wie, wer Süßes verkauft, kaum selber das Süße noch anrührt,
Weil er satt sich genascht gar bald vom reichlichen Vorrat,
So wird besser in uns durch volle Gewährung als blödes
Darben ertötet das Fleisch und gebrochen der lüsterne Zauber,
Welcher die Heil'gen verwirrt und am schlimmsten die Frömmsten belästigt!"
Also sprach er; er hatte wie heut schon öfter gepredigt,
Immer bemüht, mit dem Hauch des ertötenden, kalten Verstandes
Ganz zu verwüsten die Seele, das Menschengemüt zu entgöttern.
Ärgernis gab es noch manchen; doch andere lobten in Sion,
Was er soeben verkündet, der neue Prophet; und die Schwärmer,
Welchen entflammt schon das Blut und gereizt war längst durch des Schwärmens
Gluten, sie waren's, die jetzt den Gedanken begeistert erfaßten,
Frechstes zum Heiligsten machten — und fromm noch schwärmten wie vormals.
Und als so die Gemüter entflammt der satanische Krechting
Durch sein Wort, durch den Wein, durch die Tänze der braunen Zigeuner,
Hin so gerissen sie schaute, berauscht, in schwärmendem Wahnwitz,
Nannt' er Sünde die Kleider und pries den Erglühten die Rückkehr

Zur Natur — frei walten zu lassen im Dunkel die Sinne,
Mahnt' er sie dann: das hieß er die letzte, die feurige Taufe...
Also entfesselt der Wicht, als der bräunlichen Divara Sendling,
All die Dämonen in Sion, und alle die finsteren Mächte,
Die zu erwachen bereit allstets, wenn mächtig ein Umschwung
Tief aufwirbelt die Geister und aufdeckt grausige Tiefen...
Jetzt, beim Fest der Vermählung des trunkenen Knipperdolling,
Triumphierend gedachte zu führen der grinsende Krechting
Alle die häßlichen Greu'l auf den Gipfel der schnöden Entartung:
Weit ist gediehen die Nacht — trüb' flackernd erlöschen die Lampen...
Aber von mächtigem Schlag urplötzlich im nächtlichen Dunkel
Dröhnt die geschlossene Tür. Aufschrecken die trunknen Genossen
All aus der wüsten Berauschung. — Was hallt vor der Türe, den Fenstern
Dräuender Lärm? —
Längst hatten sionische, ernstere Männer,
Die mißbilligend schauten das neueste Treiben in Sion,
Sich im geheimen verschworen. Und diesen bewaffneten Meutrern
War es gelungen bei Nacht, zu besetzen den Markt und das Rathaus.
Jetzo hatten umzingelt die stürmenden Männer das Haus auch,
Wo sich ergötzten soeben die zuchtlos-wüsten Gesellen.
Und sie besetzten den Ort, und leicht, mit verwegenem Handstreich,
Greifen sie Krechting, den Wicht, und den trunkenen Knipperdolling,
Fesseln sie, schleppen vorerst sie hinweg in finstre Verliese.
Aber sie dringen beherzt nunmehr in des Königs Palast auch.
Und sie sprechen zu Jan: „Wir wissen, o König, gebilligt
Hast du die Neuerung nicht: so tritt denn an unsere Spitze!
Wirf dich mit uns, den Getreuen, entgegen den Schreiern des Marktes!" —
Aber der König erwidert: „Mich fesselt ein Schwur, Sioniten,
Welchen verhängnisvoll ich getan in begeisterter Stunde!" —
„Gibst du solchen Bescheid," so rufen nunmehr die Rebellen,
„Giltst du als Feind uns auch, wie die anderen, und wir ergreifen
Dich als Gefangnen; ergib dich, du bist in unsrer Gewalt nun!" —
Und schon drängen heran sie, zu fassen ihn. Aber der König,
Hastig entreißt er dem einen der zögernden beiden Trabanten,

Die ihn umgeben, den Speer, und schleudert ihn vor sich gesenkt hin,
Daß in den Boden er fährt, aufragend mit zitterndem Schafte,
Zwischen der tobenden Schar und ihm: dann ruft er mit kühner
Ruhe, gebietenden Blickes, den Dolch im Gürtel entblößend:
„Sehet den Grenzpfahl, Männer: im Boden die Lanze! Der erste,
Der nicht achtet die Mark, ihn trifft ein vernichtender Stahlblitz!" —
Und schon tritt auch heran, zur Seite des Königs, die braune
Königin Divara, sie, die als Zauberin gilt wie als Heldin:
Da entweichen sie scheu vor dem trotzigen Paar, die Rebellen,
Lassen hinaus vor die Tür von Trabanten wie Hunde sich stoßen ...
Doch schon haben ermannt sich inzwischen die anderen Bürger,
Ziehen heran, zu bekämpfen die meutrischen Haufen: ein Speerkampf
Tobt durch die Gassen der Stadt und der Markt ist die blutigste Walstatt.
Bald ist gänzlich beseitigt die kleinere Schar, auch das Rathaus
Selber gesprengt, und gezogen aus finsteren Kerkerverliesen
Knipperdolling und Krechting. Gefangen dafür und gefesselt
Wird Mollhecke, der Schmied, der Erreger und Führer des Aufruhrs,
Samt den Genossen. Es schallt siegfreudiges Lärmen, die Volksschar
Jauchzt den Befreiten entgegen und lästert die bleichen Gefangnen,
Fordert, zum Tod sie zu führen, die Frevler, die Feinde von Sion.
Plötzlich auf glänzendem Zelter erscheint im Gedränge der König,
Und das Gebrause verstummt. Nach dem ernsten Gesichte des Jünglings
Kehrt sich jeglicher Blick. Da beginnt er zum Volke zu reden:
„Bürger von Sion!" spricht er, „gedenkt ihr noch, daß zu stiften
Jüngst wir strebten ein Reich, wo zwanglos sollte, gesetzlos
Herrschen in Frieden das Recht, wo nicht mit dem Schwerte des Henkers
Einzelne sollten gebieten? Die sämtliche Bürgergemeine
Sollte, von höheren Lichts Glutstrahlen erwärmt und erleuchtet,
Heil'ger Begeisterung voll, nachleben dem inneren Worte!
Und nun entweihet bereits Entartung und gärende Zwietracht,
Und das vergossene Blut, und die wilde, barbarische Rachlust

Diese erkorene Stätte? Besinnt euch, Brüder in Sion!
Ja, wohl sollte dem Volk nur der Wille des Volkes Gesetz sein;
War mein Wille doch eins noch jüngst mit dem Willen des Volkes!
Tief durchdrungen, so dacht' ich mir eure Gemüter, wie meines,
Von dem erlösenden Geiste, der führt zum Guten und Rechten!
Und so wähnt' ich mich stark, mit euerem Willen den meinen,
Eueren Kräften die meinen zum Bündnis einend, in diesem
Zeichen vermeint' ich zu siegen. Wenn aber erloschen der Funke,
Richtet ihr bald euch selbst, und das wankende Sion begräbt uns
All in schmählichem Sturz! — Ein Reich ist Sion der Freiheit,
Aber ein Reich auch der Lieb' und des reinesten Wandels im Lichte!
Lasset erneun uns den Geist der entschwundenen Zeit, und verstummen
Lasset vor allem den Ruf nunmehr nach dem Blute der Brüder!" —
Also der mahnende König, und Beifall ruft ihm die Menge,
Und zur Milde bekehrt schon beugen sich alle Gemüter.
Aber wie rasend erhebt alsbald sich der zornige Krechting,
Rauft sich vom Haupte das Haar und ruft dreimaliges Wehe.
„Wehe der Freiheit," kreischt er, „der heiligen, wehe den Führern
Sions, und weh' uns allen, den rechtlichen Bürgern von Sion,
Wenn der Verrat sein Haupt hier straflos wagt zu erheben!
Wer ist's, der da begann unbrüderlich-mördrischen Aufruhr?
Wir nicht, wahrlich, die wir nun das Blut der Verruchten verlangen!
Jene nur sind's, die geheim sich verbündeten gegen die neue
Ordnung und gegen den heilig zu achtenden Willen der Mehrzahl!
Wehrlos sollten wir sein und den Feinden zum Raub, den Verrätern?
Sind nicht Gegner genug vor dem Tor, auf dem Wall zu bekämpfen?
Sollen wir Feinde noch hegen und füttern inmitten von Sion?"
Krechting ruft's, da erhebt sich, erneut und verstärkt, um den König
Wieder der wütige Ruf im Volk nach dem Blut der Gefangnen:
„Laß uns entscheiden, o König," so riefen sie, „laß uns entscheiden,
Wie es gebührt nach dem Brauch der sionischen Bürgerversammlung!" —
Stumm abwendet sich, grollend, vom lärmenden Volke der König,

Finsteren Ernst im Blick, auf den Lippen ein bitteres Lächeln...
„Ei," rief Krechting, als jener entschwunden den Augen der Menge,
„Wenig nur hätte gefehlt, so hätt' euch aufs neue der edle
Liebling der Weiber beschwatzt! Natürlich, der junge, der schlanke,
Zierliche, glatte Gesell mit geringeltem Haar und mit hellen
Augen, er hat euch verzaubert, der Zärtling! Was ist nur dagegen
Solch ein höckriger Wicht wie Krechting — der häßliche Kobold!
Aber ich sag' euch, der edle, geschniegelte Junge von Leyden
Ist ein Tyrann; vorm Munde hinweg euch schnappt er die Freiheit
Nächstens, verrät euch zuletzt an die wütigen Knechte des Bischofs,
Eh's an den Kragen ihm geht, und zuletzt mit den Schätzen von Sion
Macht aus dem Staub er sich fort! — Gebt acht! Mißtraut ihm, ihr Männer!
Laßt nicht kommen zu Wort ihn und hört auf den ehrlichen Krechting!
Wißt ihr, welche das Volk muß immer erkiesen zu Führern?
Leicht ist die Sache. Wer ruft: ‚Nur *vorwärts* immer, nur *vorwärts*!‘
Folgt ihm blind! Doch wer ängstlich ein ‚Halt!‘ ein ‚Zurück!‘ euch ins Ohr ruft,
Hängt ihn, es ist ein Verräter! — Wie lang noch von Schwärmergefühlen
Läßt sich betören der Mensch? Ei, laßt doch endlich zu Worte
Kommen den kühlen Verstand! Hinweg auch mit der verfluchten
Ehrfurcht vor dem Tyrannen, dem zierlichen Helden von Leyden!
Sagt, wer macht' ihn zum König? Wer sonst in der Welt, als wir selber?" —
Also geiferte lang noch der tückische Krechting, den Jüngling
Schmähend und preisend mit Eifer die nüchterne Kühle des Herzens...
Aber es hatten indes allmählich am Himmel sich schwarze
Wolken zusammengeballt, und Donner begannen zu rollen,
Störend die Rede des Wichts, fernher, wie mit grollendem Einwurf.
Plötzlich zuckt aus den Wolken und schlägt in den Boden ein Blitzstrahl
Hart vor dem Sprecher. Da faßte das Volk ein gewaltiger Schrecken.

Einige riefen: „Da sehet, der zürnende Himmel bedräut ihn,
Weil er den König gelästert!“ — Als Krechting solches vernommen,
Mächtig befiel ihn die Wut. Wie toll aufkreischt er: „Ihr Tröpfe,
Bleibt ihr doch ewig dieselben! — Mich schreckt er nimmer mit seinem
Blitz und Donner, der Himmel! — Ich geb' ihm's treulich zurücke:
Droht er, so droh' ich ihm auch! Fletscht er nach unten die Zähne,
Will ich sie fletschen nach oben! Wir haben auch Donner und Blitze,
Ganz so gut wie die seinen: Ich will's euch weisen, ihr Memmen!“ —
Rief's, wie vom Taumel erfaßt, und sprang zur Riesenkartaune,
Die da stand auf dem Markt, ließ richten gen Himmel die Mündung,
Faßte die Lunte sodann, losbrennend das Stück, daß die ehrne
Kugel empor mit Gekrach ins finstere Wettergewölk flog ...
Heimlich erbebten die Männer. Nur Divaras braune Gesellen
Sprangen dabei vor Lust, mit gellendem, wildem Gelächter.
Aber der König, er lebt nun wieder in seinem Palaste
Einsam hin, stillgrollend. Es knirscht der gefesselte Wille
Wie ein umgitterter Leu im Busen des feurigen Jünglings.
Selten nur tritt er hervor, auf dem Walle zu halten den Rundgang,
Oder auf offenem Markte zu schlichten die Zwiste der Bürger;
Alle die übrige Zeit, hingeht sie in seinem Palaste
Freudlos ihm; die Gedanken zerstreut ihm, die trüben, noch einzig
Schweigend zu schaun in die tief-unheimlichen Augen der braunen
Divara, oder zu hören die muntere Rede des Schalksnarrn.
Wieder vor ihn tritt der, und: „Jan,“ so ruft er, „ich bitt' dich,
Laß doch köpfen die Burschen, die immer mich necken und hänseln,
Weil mir die Meine genug noch immer und übergenug ist!
Himmel! das fehlte nur noch, daß heim ich brächte der trauten
Ehegesponsin ein neues, ein junges sionisches Weibchen!
Kam da kürzlich so einer von Krechtings Leuten und schwatzte
Viel von dem neuen Gebrauch, so daß sie selber es hörte,
Und er bewies haarscharf, daß null und nichtig die alten
Ehen, daß Kebsin sei die Gesponsin des Anabaptisten,
Wenn er vor Zeugen ihr nicht nunmehr aufs neue die Hand gibt.

Jetzo begann auch den Punkt mein trautes Gemahl zu erörtern,
Und sie zerkratzte dem Mann sein Pockengesicht, daß er aussah,
Schier wie ein Spatz, den eben gezaust in den Klauen der Habicht.
Siehst du, es lassen die Weiber, zumal mit schärferen Nägeln,
Sich Erzvätergebrauch nicht gern in der Ehe gefallen!
Knipperdolling sogar, ja der ehrliche Knipperdolling,
Der so behaglich daheim aufpäppelte früher die Kleinen
Und an der Wiege des Kleinsten vergnügt sang Eiapopeia,
Wenn er nicht auf dem Markt als Volksaufwiegler sich umtrieb,
Hat es mit Schrecken erlebt, als Krechting ihn tückisch beschwatzte,
Was es besagt, nach Hause zu führen ein jüngeres Weibchen! —
Aber das Kratzen und Beißen, was hilft's? Denn ‚Wachset und mehrt euch!'
Ist nun das höchste Gesetz und die neueste Losung in Sion.
Und sie sagen: *Beweibt* sei fortan jeder, der mannbar,
Mindestens doppelt! Es danken dafür von Herzen dem Himmel
Sämtliche Häßliche nun, und die Ältlichen, wie auch die Nonnen,
Welche den Klöstern entlaufen: Sie hoffen nun alle zu Münster
Unter die Haube zu kommen. Vorzeiten, da waren der mannbarn
Weiber zuviel; nun aber, nun geht auf die Neige der Vorrat,
Und schon finden Bewerber mit dreizehn Jahren die Mägdlein.
In der Ägydienstraße, da wohnt seit Menschengedenken
Hilfreich kreißenden Weibern ein Mütterchen, klug und erfahren:
Das nun errichtete kürzlich in seiner Behausung ein kleines
Hospital für die zwölf- und die dreizehnjährigen Töchter
Sions, an welchen der Spruch sich übel bewährte, daß zeitig
Frein noch keinen gereut! — Ei, hätt' es denn einer in Sion
Vormals den Schwärmern, den bleichen, die sonst aufschlugen die Augen,
Nur um sie fromm zu verdrehn, und die stets schwatzten vom Geiste,
Zutraun mögen, daß einst noch bei ihnen das *Fleisch* so gesucht wär'?
Ja, ob geistlich, ob weltlich, zugut' kommt doch die Verzückung
Immer dem sündigen Fleisch! Und so ist's endlich erklärlich,
Daß selbst finstere Schwärmer mit Krechting bereits in die Wette
Predigen hie und da, in Männer- und Weibergesellschaft,
Neue und lustige Mittel der Fleischabtötung im großen.
Aber wozu denn brauchen wir erst subtile Begründung?
Viele schon haben geübt und gelehrt durch tätiges Beispiel,

Was nun die Schwärmer verkünden: so Divaras braune Kohorte,
Kinder der freien Natur, die als der vergnüglichen Freiheit
Schönes Exempel uns leuchten, wie Bären und Wölf' in der Wildnis —
Sie, die dem neuesten Leben die Bahnen gebrochen in Sion!" —
So der geschwätzige Lips, und schweigend, mit bitterem Lächeln
Horchte der König. Da trat herein in die prangende Halle
Plötzlich ein lange Verschollner, der bleiche, der düstere Rottmann.
Lange verschwunden dem Aug' der Befreundeten und der Gemeine,
Weilt' er im stillen Gemach, um Blätter auf Blätter zu füllen,
Stolz fortträumend den Traum vom Reiche der Freien und Reinen,
Und nicht wissend, daß längst sich in wildem entfesseltem Umschwung
Gänzlich verändert die Welt und Sion geworden zu Babel.
Und nun bracht' er dem König mit strahlendem Auge die neuste
Schrift „Von den Herrlichkeiten des göttlichen Reiches auf Erden".
Mächtig hatt' er zuvor die Gemüter entflammt durch ein Büchlein,
Das „Von der Rache" benannt; nun hofft' er, die Bürger des neuen
Israel neu zu erbaun, und der übrigen Welt, die auf Münster
Blickte vertrauend, zu senden geflügelte Grüße des Heiles.
Aber des Königs Lippen umspielt schwermütiges Lächeln.
„Glücklicher Träumer!" so rief er, „in deinem begeisterten Büchlein
Lebt noch Sion in alter, in nimmer verkümmerter Reinheit:
Aber uns anderen ist's vor den nüchternen Augen zerronnen!" —
Lärm und verzücktes Geschrei scholl jetzt von dem Platze des Domhofs
Bis in des Königs Gemach. Heran ans geöffnete Fenster
Winkte der König den Freund. Da sahen sie unten im Volksschwarm
Einen Verzückten wie toll mit wüstem Geschrei sich gebärden,
Predigend und prophezeiend. — Ist schnöde bezecht der Geselle
Oder ergriffen vom Geist? Hinwandelt er, mahnend zur Buße,
Drehend die Augen empor, ausrufend: „Ich sehe des Himmels
Herrlichkeiten erschlossen in strahlendem Glanz dort oben!"
Aber zugleich, nicht achtend des Wegs und starrend nach aufwärts,
Strauchelt er, taumelt und fällt, stürzt über den Haufen des Kehrichts,
Der da lag: und hier, so wie er gefallen, gemach so

Blieb er liegen und schwieg und entschlief auf dem Haufen des Kehrichts.
„Sieh," sprach Jan zu dem Freund, „sieh unseres herrlichen Sions
Jüngstes Geschick im Bild; rasch hat sich gewandelt in wüsten
Rausch uns die heil'ge Verzückung; indes wir glaubten den Himmel
Offen zu sehn, sind schmählich gestrauchelt wir über den Kehricht!
Siehe, das Wort ward Fleisch — doch das Fleisch ist geworden zum Aase..."
Rottmann blickte verwirrt, stumm schritt er von dannen und sinnend.
Horch, da scholl von dem Markt ein Geknatter herüber. Der König
Lauschte dem Knalle der Büchsen. „Was ist das?" rief er. „O, gar nichts,"
Sagte der Narr, „als daß auf dem Markt in Eile die Bürger
Abtun jetzt die Rebellen, die man zum Tode verdammt hat.
Einfach ist das Verfahren: Man lehnt an die Mauer in Reihen
Sie, ein Graben vor ihnen; nun knallt's, und es taumeln die Burschen
Mit durchschossener Brust in die offene Grube hinunter..."
Wild aufflammte der Groll in des Königs Gesicht; ein Erblassen
Folgte. Da lächelte Lips, sich nähernd vertraulich dem Jüngling.
„Sag' einmal, Freund Jan, wie ich höre, so bist du als König
Hierzulande bestellt?" — Ihm erwidert mit bitterem Lächeln
Jan: „Ei, Zepter und Kron', Prunkkleider und goldene Schätze
Hab' ich; doch sieh, mein Lieber, als wirklicher König beherrsch' ich
Nur noch zwei, die verläßlich, die blind und treu mir gehorchen..."
Also der König, den Blick nach dem Winkel der Halle gewendet,
Wo ein riesiges Paar von Rüden in Ruhe gestreckt lag.
„Hab' dies Paar mir gesellt", sprach weiter der König, „am Tage,
Da zu mir ins Gemach, mich bedräuend, die Meuterer drangen.
Über die beiden allein darf ohne Beding ich verfügen,
Ohne zu fragen vorher die beratende Bürgerversammlung.
Und wenn Meuterer wieder, wenn stürmende Knechte des Bischofs
Einst mich siegend bedrängen, so werd' ich zuletzt doch allein nicht
Stehn — als König noch fall' ich, umgeben von meinen Getreuen!"
„Jan," gab Lips ihm zurück, „Jan, höre, du hättest das Zeug doch

Für einen wirklichen König; ich habe mir lassen erzählen,
Daß, als draußen vom Blute das Erdreich locker und naß war
Schier wie ein Schwamm, und die Kugeln so dicht von hüben und drüben
Flogen, daß hie und da mit den Köpfen sie prallten zusammen, —
Daß du benommen dich da wie ein jugendlich feuriger Kater,
Wenn er ein Mäuslein fängt, sein erstes im Leben. Du wärest,
Sag' ich, ein wirklicher König; doch für einen solchen, da ist nicht
Platz, wo die Freiheit herrscht. Geh unter die Wilden, o Bester,
Unter die Mohren, o Jan, um ein Königreich dir zu gründen!
Nichts mehr ist da zu tun ... da kannst du höchstens noch König
über die — Königin sein; und auch das ist schwer — denn die braune
Divara scheint mir so wenig als du zum Gehorchen geboren.
Nimm dich in acht, Freund Jan, vor der Braunen; es wäre doch traurig,
Jan, wenn es käme soweit, daß in Sion du nicht einmal König
über die Königin wärst ..."
So neckte mit Lächeln und Blinzeln
Lips van Straaten, der Schalk, den verstummenden König, nach rückwärts
Schreitend hinweg aus der Halle, mit drohend gehobenem Finger.

„Ehrlicher Schalksnarr Lips," denkt Jan, „wohl ist sie, die braune
Divara, fähig zu herrschen, mit Zauber sogar auch ein freies,
Stolzes Gemüt zu umspinnen! — Es drängt das entartete Sion
Auf mich selbst mich zurück, und meinem unendlichen Drange,
Großes und Hohes zu schaun, das über dem Flachen und Schalen
Ragte, das hier mich umgibt, ihm begegnet zum Troste nun einzig
Noch dies mächtige Weib! — Wie nenn' ich den tückischen Zauber,
Welchen sie übt? Ich glaubte, das Weib, es beherrschte den Mann nur
Durch die gewaltige Minne, zu welcher das Herz sie mit Liebreiz
Heiß entflammt — nun seh' ich, es gibt noch andere Künste,
Höllische Künste vielleicht, durch welche die Weiber bestricken ...
Nicht ist's der Liebe Gefühl — o niemals könnt' ich sie lieben,
Wie ich Hilla geliebt: ich hasse sie — hasse das braune
Schmiegsam-lüsterne Weib mit den ruchlos blickenden Augen!
Nur als ein wunderlich Rätsel erscheint sie mir, welches zu lösen,

Ganz zu ergründen mich reizt, und ich meine, je mehr ich's ergründe,
Müss' in mir wachsen der Schauder, der heimliche, den sie mir einflößt . . ."
Während des Weibes, des schnöd' ihn verwirrenden, dachte der König,
Trat sie herein in die Halle, die Stirn von Wolken des Unmuts
Leicht umsäumt. Sie begrüßte den Sinnenden ernst nur und wortkarg.
Und „Was blickst du so finster, o Divara?" spricht er; „es ziemt dir
Heitern Gemütes zu sein, um das meine zugleich zu erheitern!
Laß auch heute wie sonst mich den Klang der Theorbe vernehmen,
Die gar feurig und eigen, so oft dein Finger sie rühret,
Zu mir spricht und das Herz mir befreit aus Banden der Schwermut!" —
Divara schüttelt das Haupt, bleibt spröde, verschlossen und schweigsam.
Ernster in sie dringt Jan, unmutig. „Du hast ja nun alles,"
Ruft er, „was du gewollt. Zur Königin selber in Sion
Wardst du erhöht, o Weib! Was bliebe dir weiter zu wünschen?" —
Und sie spricht: „Du verschmähst mich! Du hast zur Genossin des Thrones
Zwar mich gemacht und das Haupt mir geschmückt mit der goldenen Krone,
Ehrst, nach des Schicksals Wink, in mir nun die Königin endlich,
Doch du verschmähest das Weib. Fremd ist's noch stets dem Gemüte,
Fremd ist's dem Lager des Königs . . .: wie trüg' ein Weib die Verschmähung?"
Ihr entgegnete Jan: „Es berief zum Thron dich das Schicksal,
Wie du sagst, die Geburt, und ein königlich Wollen im Herzen,
Und im Kampfe der Mut. Doch in welchen Gestirnen geschrieben
Fandst du den Herzenstribut, den von mir du wagst zu verlangen?" —
Also Jan, da entfärbte die Wange der Stolzen sich zornblaß,
Höhnisch zuckte die Lippe, der Augstern funkelte grünlich.
Und sie sagte: „Du fragst, in welchen Gestirnen geschrieben
Stand dein Herzensgeschick? O, ganz in denselben Gestirnen,
Welche zur Taufe geleuchtet am tosenden Sturz in der Davert:

Denn zur selbigen Zeit, als oben ihr standet im Mondlicht,
Euch zu verschwören, ein Reich zu begründen der Freien und Reinen,
Sieh, da verschwor in der Schlucht tief unten mit mächtigen Geistern
Still auch Divara sich ... ist nicht ein leises Gekicher
Bis zur leuchtenden Höh', auf welcher ihr standet, gedrungen?
Ei, ihr vernahmt's wohl nicht, da ihr glühtet in heil'ger Begeisterung?" —
Also ruft sie, und drohend zum zaubergewaltigen Mannweib
Scheint empor sie zu wachsen. Doch nein — schon umgürtet sie wieder
Sich mit verlockendem Reiz; schon lächeln sie wieder, die kirschrot
Blühenden Lippen, es schimmern die blendenden Zähne wie Perlen.
Schmeichlerisch nahet sie Jan und drängt mit den Gliedern, den schmiegsam-
Heißen, sich scherzend an ihn, indes ihr den Nacken hinabwogt
Ihr tief-dunkles Gelock. „Laß ab, nach Sternen zu fragen!"
Spricht sie; „wie, du erbebst? Ei, bebst du vor Divaras Drohung?
Nein! Wohl weiß ich's, du bebst vor der feurigen Liebe des Weibes!" —
Sprach's, da lächelte Jan, und wie in Gedanken vor sich hin
Sprach er das Wörtlein Liebe. „Du Tochter des wandernden Stammes,"
Rief er, „kennst du die Liebe? Ha, sieh, zu wissen verlangt mich,
Ob Natur sie dir gab — ob diese durchbohrenden, dunklen,
Ruchlos blickenden Augen erglühn auch könnten in Liebe,
Nicht in Begier allein und im Rausche der wilden Entzückung?
Wahrlich, das möcht' ich ergründen! Und wer die Frage mir löste,
Lohnen ihm wollt' ich es gern mit der Hälfte der Schätze von Sion!
Kann ich doch selbst nicht sagen, warum dies Rätsel so mächtig
Lockt mein töricht Gemüt! Bei Gott, nicht reizet des Erdballs
Kern, noch des Meerabgrunds unergründliche Wunder so sehr mich,
Noch die Geheimnisse selbst des nach oben gegipfelten Abgrunds,
Der sich über uns wölbt, als immer mich reizen die Tiefen
Eines Gemütes, wie deins, o Divara! — Wahrlich, ich möchte
Tun wie der Römerdespot, der einst, von Wein und von Liebe
Trunken, das Herz aus dem Leib ließ schneiden der reizendsten Sklavin,
Nur um mit Augen zu sehn, ob sie eines besitz' und ihn liebe! ...
Nimm die Theorbe, o Weib, und lulle mit Klängen mir diese

Frag' in Schlaf, wie die andern, die pochen in meinem Gehirne!" —
Divara lächelt. „Gedenkst du," so spricht sie, „o Jan, noch der ersten
Wacht inmitten des Markts, wo am Feuer des schlummernden Weibes
Haupt hochmütig und spröde von dir mit dem Fuß du hinwegschobst?" —
Sprach's, und schlüpfte hinweg, wie die Schlange, nachdem sie gestochen. —
Flüchtiger Purpur flammt in des Königs bleichem Gesicht auf.
Unmut faßt ihm das Herz. „Weh' mir, so weit ist's gekommen,"
Spricht er beschämt zu sich selbst, „daß des Weibes dämonisches Auge
Und ihr Theorbengeklimper mit Banden der eitlen Gewöhnung
Mich umstrickt, und das Herz in beschämender Regung mir aufwogt,
Wenn sie mir sich entzieht, die berechnende launische Spröde?
Ist es das Weib wahrhaftig, das lang' ich verachtend zurückstieß,
Das so lästig mir fiel mit den Liebe verlangenden Augen?
Ei, sieh' da, ein Weib, das wahrhaft nie mich *beglücken*
Könnte, wie Hilla gekonnt — mich zu *quälen* vermag's, zu *verwirren!*
Jüngst noch gereicht' es zum Stolz mir, zum einzigen Troste, zu ragen
Über den Wust umher und den Schwarm, und die Welt zu verachten;
Ist mir's verhängt, nun zuletzt mit der Welt mich selbst zu verachten?
Fordern die finstern Gewalten, die Sions Blüte verwüstet,
Nun mich *selber* heraus zum letzten, entscheidenden Kampfe? —
Nun, ich will ihn bestehn! Ich *verachte* die schnöden Gewalten,
Fühle ja stolz mich und stark, unwürdige Fessel ertragen
Will ich nimmer; ich will an dem Weibe mich rächen, das ruchlos
Vor mir selbst mich beschämt, das schmeichelnd durch tückischen Zauber
Erst mich verwirrt, und jetzt, nur um mich *mehr* zu verwirren,
Spröd' sich gebärdet und stolz! *Demütigen* will ich sie wieder! —
Doch wie bekämpft man ein Weib? Mit den eigenen Waffen, so denk' ich.

Was Natur ist in ihr, als Kunst nun will ich es üben —
Kühl und berechnend! Der Kampf, der begann in der Wüste der Davert,
Kämpfen wir endlich ihn aus, o Divara! Und noch erproben
Sollst du, daß stets noch an Mut, an Kraft dir gewachsen der Gegner! —
Birg, weichmütig Gefühl, dich vorerst in den Tiefen des Herzens,
Larve des Spotts, fortan sei Waffe du gegen das Weib mir,
Das mich so wenig beglückt und doch so sehr schon erniedrigt!" —
Wieder nun kehrt sie zurücke. Mit harmlos heiterem Antlitz
Ruft entgegen ihr Jan: „Ei, hat sich besonnen der wilde
Schwan, und will er nun wieder mit Klängen das Herz mir erheitern?" —
„Hast du selbst dich besonnen?" erwidert die Spröde, „und willst du
Endlich mir alles gewähren, was mir die Gestirne verheißen?" —
Also neckten sie grollend einander, das Weib und der Jüngling.
Sieh, in den Königspalast drängt jetzt von sionischen Frauen
Eine Gesandtschaft sich, zu erbitten Gehör von dem König.
Lächelnd winkt er Gewährung. Herein nun treten die Boten,
Hin vor Jan, noch blühend in Jugend die einen, die andern
Üppig gereift, doch verwelkt auch manche darunter und alternd.
Und aus dem Schwarme, dem bunten, hervor schon drängt die erkorne
Sprecherin sich, ein Weib von entschloßnem, gewaltigem Ansehn,
Und mit geläufiger Zunge sofort anhebt sie zu reden:
„Hör' uns, o König! Es wehret den Frauen die Bürgerversammlung,
Mitzuberaten im Rat und mitzubeschließen; so kommen
Wir, o Gebieter in Sion, zu dir, um offen zu künden,
Was wir halten, wir Frauen, vom neuesten Brauche der Ehen.
Tilge du wieder, o König, ihn aus, den verwünschten, den schnöden
Greu'l; denn daß du es wissest, wir sämtliche Frauen in Sion
Wir mißbilligen ihn, wir verdammen ihn alle, verabscheun
Diesen entsetzlichen Brauch, daß christliche Männer wie Türken
Leben und Frauen erkiesen, soviel sie gelüstet. O tilg' ihn

Wieder, den Greu'l! Denn gönnst du Bestand ihm, so mögen die Männer
Nur auch für ewige Zeiten verzichten auf Liebe der Frauen!
Jede von uns, die zuvor einem Mann als liebende Gattin
Anhing, oder als Braut, nun haßt sie ihn, würde heraus ihm
Kratzen die Augen mit Lust, seitdem sie weiß, daß er, folgend
Solchem verruchten Gebrauch, nach mehreren Frauen sich umsieht.
Gleichwie dem Manne das Weib, so gehört ja dem Weibe der Mann auch.
„Freiheit", ruft ihr begeistert, den Strolch und den Bettler befreit ihr;
Wann doch befreit ihr das Weib? Das denkt ihr doppelt zu knechten.
Kinder verlangt ihr von uns, und reichlicher, rascher bevölkern
Sollen wir Sion! Ihr wollt von uns kein liebendes Herz mehr,
Nur den gesegneten Leib? Doch den Segen versage der Himmel!
Mach' er uns unfruchtbar, und wo nicht, so laß er uns rächend
Dies unheilige Sion mit Wechselbälgen bevölkern!
Gern wohl kirrten sie uns mit Gründen, die Männer, von Vorteil
Schwatzend und höheren Zwecken und diesem und jenem Bedürfnis —
Und — das versteht sich von selbst — nur immer von ihrem Bedürfnis,
Nie von dem unsern ... Zugleich auch berufen sie sich auf die Bibel,
Weisen auf Abraham uns, auf Isaak und wie sie heißen;
Aber das Buch ist verbrannt, und so brauchen wir nimmer zu lesen,
Wie es uns Frauen, uns armen, im älteren Bund schon ergangen.
Nun, wir gedenken ja noch, wie solch ehrwürdiger Graubart
Oft mit den Weibern verfuhr; wie er heut sie freite, sie morgen
Jagte zur Türe hinaus; wie die Hagar auch mit dem Söhnlein
Trieb der Gemahlerzvater hinaus in die grausige Wüste.
Nein, nichts wollen wir hören von Gründen, noch biblischem Beispiel
Für solch neuen Gebrauch; und was wir erwidern, ist dies nur,
Daß wir nimmer ihn dulden, wir Fraun, so lange das Recht noch
Recht, und das Weib noch Weib, und weibliche Zunge noch Zunge,
Die für unser Geschlecht ja zugleich auch Feder und Schwert ist!" —

„Ja, wir dulden es nicht, wahrhaftig!“ so fiel in die Red' ihr
Jetzo ein älteres Weib aus dem Schwarm, von behäbigem Ansehn.
Und sie ereiferte sich: „Nun war ich dem Gatten an zwanzig
Jahre genug, und jetzt, ei, soll ich ihm nimmer genug sein?
Bin doch gesund noch und frisch, ja, ich darf's wohl sagen, gesünder,
Runder und stattlicher jetzt als damals, wo er mich freite,
Da ich noch unreif war und ein schwaches, ein törichtes Mägdlein,
Und nun bringt er ein Püppchen, wie damals ich es gewesen,
Mir ins Haus, und das sollte dieselbigen Rechte genießen,
Wie ich sie zwanzig Jahre genoß als waltende Hausfrau?
Nein, wir dulden es nicht, wir andern berechtigten Frauen!“

Sprach's, und schleunig ergriff nach ihr ein jüngeres Weiblein
Eifernd das Wort und begann: „O, ihr älteren seid es fürwahr nicht,
Welchen das Ärgste begegnet. Wir jüngeren, die wir errichtet
Sehn in dem Hause des Manns vielspännig das ehliche Bette,
Haben den schlimmeren Teil. Mißgönnt ihr älteren Frauen
Uns nicht jeglichen Blick aus den Augen des Mannes? Und glücklich
Ist, die gescholten allein von der ältern Genossin, und nicht auch
Schmählich am Boden umher bei den Haaren gezerrt und gezaust wird!
Doch nicht ältere bloß mit den jüngeren — untereinander
Haben die jüngern genug auch der eifernden Sucht und des Zankes.
Lieber verkümmern im Haus, fürwahr, altjüngferlich-einsam,
Als so werden gefreit! Wie kann da Glück uns erblühen?
Denn nicht können wir lieben und nicht froh werden des Gatten,
Wenn er der trefflichste auch, und der schönste, der edelste wäre!“ —

Lächelnd entgegnet der König, indes anmutiger Spott ihm
Neckisch die Lippen umspielt: „Ei, wirklich, ich sollte doch meinen,
Besser ein Mann, ein ganzer, wenn auch nur zur Hälfte gewonnen,
Als ein Mann, der ein halber nur ist, ausschließlich besessen! —
Aber erwägt, ihr Fraun! Soll wirklich verzichten der Bürger
Auf so manchen Gewinn, den ihm Vielehe bereitet,
Dem zu Lieb', was so fraglich, so wenig verläßlich: die Neigung,

Mein' ich, in weiblicher Brust? — Nie, sagt ihr, vermöchtet ihr liebend
Anzugehören dem Mann, der mehrere Frauen erkieset!
Sagt doch einmal, ihr Frauen, erprobt sich am besten in Wahrheit
Weibliche Treue, sobald man nur *eine* von euch sich erkieset?
Nein, ihr erkaltet am ersten, sobald ihr des liebenden Mannes
Einmal *sicher* euch wißt. Doch der Zweifel, die Angst, die Besorgnis
Hält euch das Herz in der Brust und die Glut im Herzen lebendig.
Und so wird aus dem Neide, der jetzo des einzelnen Mannes
Lagergenossinnen quält, auch manches Erfreuliche sprießen.
Denn einen rühmlichen Eifer in euren Gemütern entflammen
Wird er, dem Mann zu gefallen, und ihn nicht bloß zu *gewinnen*,
Nein, auch zu *fesseln* — ihn nicht durch Launen und Kälte zu foltern!
Und so füget euch denn, ihr Fraun, in die leidige Satzung:
Oder vermögt ihr es nimmer, so klopft an *andere* Türen!
Selbst ja bin ich ein *Sklav'*, und der Kronreif wurde zur Fessel! —
*Krechting* ist's, der da herrscht in beratender Männer Versammlung!" —
Also der König. Da tritt vor ihn aus dem Schwarm der Verblüfften
Reizvoll prangend ein Weib, schlank, lilienweiß und mit braunrot
Schimmerndem Haar. Und mit leisem, erbebendem Laut, auf den Wangen
Liebliche Röte der Scham, anhebt sie: „O leuchtender König,
Bist du nimmer gewillt, den *Vermählten* zu helfen in Sion,
Magst du des Flehns dich erbarmen der *Freien*, die keinem vermählt noch!
*Eines* verlangen wir nur, wir Freien, daß keine von uns mehr
Werde vermählt durch Zwang, daß es jeder gestattet, zu leben
Magdlich frei wie zuvor, nur gehorchend der Stimme des Herzens!
Solches erfleh' ich von dir, o Herr, die als edelgebornes
Weib ich gelebt vordem in dem Hause des mächtigsten Domherrn,
Meines begüterten Ohms, dem ins Lager hinaus ich gefolgt war,
Liebend umworben alldort und gehegt wie der Apfel des Auges.
Aber es zog mich der Drang unseliger Herzensbetörung
Nach der belagerten Stadt; ich stahl mich hinweg aus dem Lager —
Wenige Tage nur sind's — und hier in den Mauern von Münster
Pocht mein liebendes Herz im geheimen entgegen dem Hohen,

Des helleuchtendes Bild seit Monden so hehr und verlockend
Immer vor Augen mir stand. Nun ist zur Qual mir der Anblick
Jegliches anderen Mannes, und flehend verlang' ich, o König,
Wandeln zu dürfen dahier als Tochter von Sion, gefahrlos,
Einzig bedacht, den im stillen Geliebten von ferne zu schauen,
Schweigend das Herz ihm zu weihn, bis endlich das Aug' mich des Edlen
Trifft und die Gluten entdeckt, die für ihn mich verzehrend durchlodern ..."
Also das blühende Weib, und Jan sprach forschend: „Wer bist du,
Und wer ist der Erlesne in Sions Mauern, der solches
Weib zur Minne berückt? Nicht schwer wohl möcht' es dir werden,
Ihn zu gewinnen, zu fesseln und ganz ihn dir zu verbinden!"
Also der König; da senkte mit neuem Erröten die schlanke
Schöne den strahlenden Blick, und endlich mit wogendem Busen
Sprach sie: „Zu reden gebeut'st du — ich bin Gabriele von Ottwitz!
Und der gepriesene Held, des königlich leuchtendes Wesen
Längst mir entflammte das Herz, noch eh' ich mit Augen ihn schaute,
Fort mich drängte zuletzt aus dem üppigen Lager des Bischofs —
Zürne mir nicht, o König! Vernimm: du selber — du bist es!" —
Mächtig erstaunten die Fraun. Nachdenklich blickte der König
Hin auf das glühende Weib. Da durchzuckt' ihn ein rascher Gedanke.
Und er sprach bei sich selbst: „Hab' ich nicht eben geschworen,
Mich an der Kühnen zu rächen, die vor mir selbst mich erniedrigt,
Die mich verwirrt und quält? Als Puppe verschmäht sie zu prangen
Auf dem sionischen Throne? Sie fordert die Rechte der Gattin,
Um mich ganz zu beherrschen? — Wie wär's, wenn ich andere Puppen
Neben sie stellte zum Trotz? Wenn ich mir von Weibern ein Häuflein,
Folgend sionischer Regel, zu „Königinnen" erkieste,
Sie mit Flitter behängte, wie Divara selbst sich behängte?
Ward zum leeren Gepräng', zum Spiel nicht längst mir das ganze
Königtum? Was sollten mir nicht auch blühende Weiber

Leeres Gepräng' nur sein?... Eine *grinsende Maske des Hohnes*
Sei das Gepränge, das Spiel mir, womit ich beschäme des kühnen
Weibes Gelüst, das gedachte, das stolzeste Herz zu beherrschen!" —
Also sann er bei sich, dann wandt' er sich heiter zur Schönen:
„Senke das Haupt nicht scheu! Denn sieh, liebreizende Fraue,
Wahrhaft führte hieher dich in günstiger Stunde das Schicksal!
Selbst nun bin ich entschlossen, aus blühenden Töchtern von Sion
Etliche noch zu erkiesen zu *Königinnen* in Sion!
Neben der Witwe des großen verblichenen Meisters von Harlem
Sollst du die nächste mir sein, Gabriele, du strahlende Schöne!
Und es erfreut mich, dahier in der Schar anmutiger Frauen
Manche zu schaun, die noch frei, nicht anderem Gatten verpflichtet,
Und durch prangenden Reiz wohl wert sich erweisend des Kronschmucks!" —
Divaras Blick auf Jan, ein spitzer, vergifteter Pfeil ist's;
Daß *ihr* gelte der Streich, sie empfindet's in flammender Seele...
Aber mit klopfendem Busen vernehmen die Rede des Königs
Rings im Kreise die Frauen, die keinem vermählt noch, die Jungfraun.
Und die noch eben erbittert mit zürnenden Worten den neuen
Brauch in Münster verdammt und Fehde geschworen den Männern,
Sämtlich beherrschet sie jetzt alleinzig das eitle Verlangen,
Wert zu erscheinen der Liebe und wert des Begehrens dem hohen
Jüngling, welcher ja längst schon allen gewesen ein Abgott.
Holdes Erröten und Lächeln und minnige Blicke begegnen
Allwärts lockend dem Auge des königlich glänzenden Freiers.
Sieh, schier ohn' es zu wissen, wie drängt sich eine der andern
Vor, und die Frauen im Kreis, die vermählt und entrückt der Bewerbung,
Seufzen im Busen geheim. Doch mancher noch lächelt die Hoffnung,
Leuchtend vor andern durch Reiz und die glühende Sprache der Augen,
Doch auch so noch zu siegen, des Königs Herz zu gewinnen!
Aber des Jünglings Blick trifft jetzo von Schwestern ein reizend
Paar, in Zügen verwandt, doch verschieden in Reife des Alters:
Üppig erschlossen die eine, der offenen Rose vergleichbar,
Magdlich und zart noch die andre, die Knospe nur eben entfaltend,

Und er vernimmt, daß, stammend aus edlem Geblüte, die beiden,
Aber verwaist und verarmt, weit waren im Lande gepriesen,
Und von Geschenken umworben begüterter Freunde der Schönheit.
Doch, nicht minder verlockend, ein blasses und liebliches Antlitz
Mit blau schmachtendem Auge, so warm und liebeverheißend,
Blickte zum König empor. Er vernahm, daß gelebt sie als Nonne,
Und er verstand sie, die Glut, die verzehrende, lange gedämpfte,
Die, nun bacchantisch-entfesselt, in schmachtenden Augen entbrannte.
Neben ihr, klein von Gestalt, doch von üppigem Baue, der Glieder,
Stand noch ein Jungfräulein; ihr Blick war schelmisch-begehrlich,
Rosiger Leichtsinn lachte von Lippen und Augen der Kleinen.
Schon war freilich ihr Herz einem blühenden Werber verpfändet,
Den sie zum Gatten gewünscht. Doch jetzt vor den Augen des Königs,
Jetzo vergißt sie des Werbers und denket des herrlichen Glanzes
Nur und des goldenen Reifs, der plötzlich ihr winkte verlockend.
Also musterte Jan die in Stolz und Hoffnung erglühten
Töchter von Sion, und lächelnd, in heitere Laune sich zwingend,
Divaras Stolz zum Trotz, zum Hohne der Welt und dem Schicksal,
Kor er sich aus zu Bräuten, zu Schaufiguren und Puppen,
Die da an ihn sich gedrängt: Gabriele vor allen, die Schöne,
Und das gefeierte Paar und die heimlich schmachtende Nonne,
Und das begehrliche Kind mit den leichtsinn-sprühenden Augen,
Else genannt, das vergessen so plötzlich des älteren Freiers.
Näher nun winkt er zu sich die Erkorenen: „Offen bekennet,
Ob ihr zu folgen gesinnt, freiwillig, der Werbung des Königs?"
Alle bejahen es stolz und mit freudig erstrahlenden Augen.
„Gehet nun hin," spricht Jan, „und verkündigen wird es ein Herold
Morgen dem Volk, daß der König aus heimischen Töchtern von Sion
Königinnen erkor, die vereint mit Divara thronen.
Aus den Behausungen wird alsdann euch ein prangender Aufzug
Herrlich geschmückt und gekrönt zu meinem Palaste geleiten!"
Sprach's, entlassend die Fraun: und von dannen nun gingen die einen
Freudig und stolz, doch gequält vom Stachel des Neides die andern.
Und nun wirft, eh' er selbst sich wendet zu gehn, einen Glutblick
Jan auf Divara noch, und mit lächelndem Spotte noch spricht er:

„Ei, so übelgelaunt, so verdüstert noch immer der wilde
Schwan? Er gefällt dir doch wohl, dein neuer und glänzender Hofstaat,
Den ich geworben soeben aus reizenden Töchtern des Landes?
Selbst zwar lob' ich ihn nimmer, den neuen Gebrauch; doch des Volkes
Wunsch und Wille gebeut, und dem König geziemt's — zu gehorchen.
Und, so bitter getäuscht, was soll ich den Trost mir versagen,
Mich umgeben zu sehn von erheiternder Blüte der Schönheit?
Gleichtun will ich's dem Mann, der, als er das brennende Haus nicht
Länger zu löschen vermochte, gemach an den Flammen sich wärmte!“ —
Also der König, und bohrt in den Busen des Weibes, das kürzlich
Meisterin schon sich geglaubt, mit Bedacht sein stachelndes Scherzwort.
Divaras Wangen erblassen; in ihres dämonischen Auges
Stern, da erzittert es wieder und funkelt es, grünlich und unstet:
Ganz so funkelt es nun, wie im Auge der Schlang' in der Davert,
Vor dem Jan sich entsetzte ... und jetzt auch weicht er mit Schauder.
Doch in der Zauberin Zügen, da wandelt, nachdem er verschwunden,
Mählich der tückische Trotz sich in lachenden Hohn, und sie murmelt:
„Brüste dich nur, o Jan, und spotte! Noch halt' ich dich dennoch,
Halte dich fest an den Banden des nimmer zu tilgenden Zaubers,
Welcher geheim dich umspann beim Erdbeerschmaus in der Davert.
Einen gewaltigen Trumpf ausspielst du, verwegener Jüngling!
Aber die zierlichen Puppen mit glatten und rosigen Lärvchen,
Selber das Liebesgegirr der entlaufenen Buhle des Domherrn
Soll nicht lange mich stören und soll nicht hemmen den Siegslauf
Jener Gewalten, die kühn sich verschworen zum Sturze von Sion.
Bald nun ist es vollendet, der süßen und lieblichen Rache
Werk, an dem feigen Geschlecht: mein Geist ist's und meiner Getreuen
Geist, der herrschet in Sion — dem Stolze der „Freien und Reinen“
Warf ich entgegen den Hohn der entzügelten ewigen Kräfte,

Die da lachend obsiegen, und ewig beschämen die Schwärmer!
Mein ist Sion, und mein muß taumelnd zuletzt auch der Jüngling
Werden, der rein sich bedünkt und erhaben vor allen, der Stolze,
Mein mit Leib und mit Seele, die Gluten des Brandes zu löschen,
Der mir den Busen durchwütet: die Gluten der Lieb' und der Rache!
Halb ist der Sieg erst mein: als Königin, Rächerin, Heldin
Hab' ich gesiegt — nun will auch das Weib triumphieren in Sion!"

---

## Neunter Gesang.

## Mitternacht im Dom.

Wieder im Königspomp zieht hin zum prangenden Marktplatz
Jan, Recht sprechend dem Volk, wie er pflegt' allwöchentlich. Wieder
Prunken beritten zur Seit' ihm die Träger der Würden in Sion
Und der Trabanten Gefolg' in den schimmernden bunten Gewändern.
Aber auch Divara folgt und mit ihr die anderen Frauen,
Welche der König erkor, Diademe gedrückt in die Locken,
Strahlend in Samt und Damast, aus Gewanden des Domes geschnitten,
Und im Glanz der Juwelen und Ketten und goldenen Spangen,
Welche gegleißt an den Leibern der Heiligen und der Madonnen.
Weich umschmiegte die Schultern das schimmernde Vlies, und es prangte
Stolz auf schillerndem Sammet des Hutes die farbige Feder,
Lang nachwallend; von edlem Gestein hell blitzte der Gürtel,
Blitzte der Purpurschuh. Sacht wiegten in Sätteln die Weiber
Sich wie auf Blumen die Falter, und neben den stampfenden Zeltern
Schritten die prunkenden Diener, in Händen die purpurnen Zügel.
Ja, wohl war's noch der Pomp, so stolz und so glänzend und üppig,
Wie am Tag, wo um Jan, den erkorenen Jüngling von Leyden,
Wogte der Königszug durch die jubelnden Straßen von Münster.
Aber er war's nicht mehr, er selbst, der den Zelter mit goldnem
Sporne gespornt damals, des königlich leuchtendes Antlitz

Sinn und Bedeutung lieh dem entfalteten stolzen Gepränge.
Lässig umschmiegte der Samt ihm, der schillernd verzierte, des Pelzrocks
Jetzt die gebeugte Gestalt, und lässig über die Brust hing
Jetzt ihm die Kette, die goldne, die wuchtige, mit der gekrönten
Kugel der Welt. Bleichwangig, gekehrt in sich und verdrossen,
Saß auf dem Zelter er nun, der, matt nur gespornt, wie in Schwermut
Senkte das Haupt auch selbst. Nur manchmal, wenn sich des Träumers
Aug' zufällig erhob, blitzartig streifte die Menge,
Schien's, als zuckt' er empor, als bebten die Finger ihm krampfhaft
Tastend am Griffe des Schwertes; doch gleich dann wieder versank er
Still in sich, wie gelähmt: wie gebrochene Flügel des Adlers
Sanken herab ihm die Arme . . .
Doch gern an den Zügen des Jünglings
Hing noch das Volk, das sich drängte von üb'rall her, um zu schauen
Ihn und den prächtigen Zug. „Heil!" riefen ihm lärmend die Männer,
„Heil!" auch riefen die Frauen, die Jungfraun, immer begeistert,
Immer noch schwärmend für ihn, den erkorenen König von Sion.
Unter den Weibern hervor strahlt Divara. Mehr doch begafft sind
Jetzo, die Jan sich erkor, die vor kurzem Gekrönten. Sie musternd
Sagte mit blinzelndem Aug' zum Nachbar mancher im Volke:
„Wahrlich, die träumten sich's nicht, daß zu solchem Geschick sie erlesen!" —
„Ei, nicht alles, was glänzt," rief einer, „ist golden. Der König,
Müßt ihr wissen, behandelt die Weiblein schier, wie ein Pfauhahn
Pflegt zu behandeln die Hennen, und schlimmer sogar: denn er hat noch
Keine von ihnen berührt, wie ich hör', bis heut; und er spielt nur
Dann und wann so mit ihnen, aus Langweil', oder in Mißmut,
Wie mit den scheckigen Rüden in seinem Palast. So erzählte
Mir ein Befreundeter heut, der dem König dient im Palaste,
Kürzlich hab' er die Fraun auf Teppichen sitzend gefunden,

Zwischen den riesigen Hunden, den Lieblingsgenossen des Königs.
Und da habe der König, in übelster Laune, wie toll sich
Damit vertrieben die Zeit, daß er mit geschwungener Peitsche
Durcheinander sie hetzt' um die zitternden Weiber, die Rüden.
Seht, so behandelt der König die reizenden Dinger, nach welchen
Anderen wässert der Mund: nur Divara scheut er, die braune!" —
Aber gelangt nun war mit dem langen Gefolge der König
Bis auf den prangenden Markt vor dem Rathaus, dort, wo ein Thronsitz
Ragte, behangen mit Tüchern, in Gold und in Silber gestickten.
Dort nun setzte sich Jan, zur Seit' ihm saßen die ersten
Träger der Würden in Sion, desgleichen die prunkenden Frauen.
Und es verkündet dem Volk ein Herold jetzo, eröffnet
Harre das Königsgericht. Da drängten vorerst sich die Weiber
Klagebegierig heran, wie ein Schwarm von kreischenden Elstern.
Aber zu sich erst winkte die Alt'sten von Sion der König,
Welchen vertraut Obhut und Verwaltung in Münsters Bezirken.
Diese vernahm er zuerst. Vom Verhalten der Bürger in Sion
Gaben sie treuen Bericht. Da wurden die einen bezichtigt,
Daß sie die Schaffner bedrängt, und mehr, als erheischte die Notdurft,
Für sich selber verlangend, verkürzt der bescheidenen Bürger
Teil; und andre, daß, trotzend sionischer Gütergemeinschaft,
In den Behausungen Gold sie und anderen Wert noch verbargen.
So vor den Richter geschleppt ward einer, bei dem man ein goldnes
Ringlein hatte gefunden; er trug es versteckt an den Zehen.
Etliche wurden genannt, die Eigenbesitz zu erwerben,
Kauf und Verkauf zu betreiben, auch wohl gar eigenen Haushalt
Hinter dem Rücken der andern zu führen geheim sich vermaßen.
Müller auch wurden belangt, die heimlich für einzelne Bürger
Hatten gemahlen um Lohn; auch solche, die ihrer Behausung
Türen und Tore verriegelt, obgleich die sionische Ordnung
Schlösser verbot und Riegel. Es traf auch manchen der Vorwurf,
Daß er träge besorgt, was ihm oblag zu verrichten,
Oder zurück es gewiesen, obgleich die Gemeine von Sion,
Wie sie des Lebens Bedarf zuteile den Bürgern in Sion,
Streng auch müsse verteilen im Volke von Sion die Arbeit.
Also erschollen die Klagen. Doch stumm nicht sind die Verklagten,
Die man hatte geziehn des verbotenen Eigenbesitzes,

Wie auch die Anspruchsvollen, gesondert zu leben begehrend,
Riesen: „Ist nicht, wie die Menschen, verschieden der Menschen Bedürfnis?"
Andere geben zurücke den Alt'sten und Schaffnern den Vorwurf,
Klagen sie an: „Parteiisch verfahrt ihr im Werk der Verteilung,
Mehr zuteilend dem einen, und Besseres oft als dem andern!
Ja, wir sagen es dreist, daß Betrug und Entwendungen oftmals
Heimlich beschneiden die Bissen, die spärlicher, kleiner ja selbst schon
Werden von Tage zu Tag!" Die man hatte beschuldigt, im Haus
Noch zu verriegeln die Tür, sie entgegnen: „Es gibt doch in Sion
Leute" — sie schielten dabei nach den bräunlichen, wilden Gesellen
Divaras hin — „die umher in den Straßen verdächtig zu schweifen
Pflegen von Hause zu Haus, mit spähenden Blicken sich schleichend
In die Gemächer der Bürger, und auch wohl kecklich verlangend,
Daß, nachdem sie ihr Teil vom sionischen Gute vergeudet,
Nun sein Teil aufs neue der Mäßige teile mit ihnen." —
Die man der Trägheit zieh und des Trotzes in störriger Säumnis,
Fragen: „Warum doch teilt ihr gerade die schwerste Verrichtung
Uns und die niedrigste zu? Warum soll uns es obliegen,
Straßen und Plätze zu fegen, zu karren beiseite den Unrat?
Sind wir schlechter als andre und sämtliche Bürger in Sion
Nicht vom selbigen Rang? Wir können es freilich begreifen
Und wir leugnen es nicht, daß dergleichen auch wolle getan sein;
Aber warum doch sollen wir eben es tun vor den andern?" —
Etliche rufen: „Warum nur sollte sich einer noch placken,
Da doch keiner vermag durch Arbeit mehr zu gewinnen,
Als die bequemer sich's machen? Da Eigenbesitz noch erlaubt war,
Ei, da wußte man doch, wofür man sich plackte; doch jetzo
Weiß es keiner: es deckt ja der nämliche Tisch sich für alle!" —

„Männer von Sion!" beginnt nach sinnendem Schweigen der König,
„Männer von Sion: mich dünkt, da von euch nun gewichen der Geist ist,
Welcher die Neuerung schuf, so sollt' auch fallen die Neurung!
Kehret zurück zur alten verlassenen Weise des Lebens!
Gütergemeinschaft — wisset, sie könnte nur werden zur Wahrheit,
Wenn ein befeuernder Geist durchdrang die Gemeine für immer;
Sonst entartet das Leben, erstarrt zum hölzernen Triebwerk,
Dran sich nüchtern und dumpf, seellos-einförmig die Menschen,

Treibend-getrieben im Kreis, gleich Rädern der Mühle, bewegen!" —
Sprach's; entgegen ihm kreischt mit höhnendem Grinsen der wilde
Krechting: „Was sagst du? Der Geist, er wär' von den unsern gewichen?
Nein, er regt sich, ist mächtig im Munde der klügeren Männer!
Wahlspruch ist es für uns: „Kein Stillstand, Männer, nur vorwärts!"
Und nun drängtest du gar uns zum Alten zurück? Wenn gefehlt ward
Gegen die Regel in Sion, so soll das büßen die Regel?
Strafe die Schuldigen lieber, die gegen die Regel gesündigt!" —
So rief Krechting; es scholl zustimmender Ruf aus der Menge.
Flüchtig umspielt ein Lächeln des Königs Gesicht. Er erhebt sich
Richtend: die Maß nicht hielten, verdammt er auf Wochen zu halber
Kost, und die Säumigen, Trägen verdammt er zu doppelter Arbeit.
Die sich störrig erwiesen und fragten, warum man die Straße
Ihnen zu fegen geboten, verdammt er, die Straße zu fegen,
Daß sie künftig doch wüßten, warum sie fegten die Straße.
Also, gerecht und klug, für jeglichen sprach er das Urteil.
Aber den Schaffnern empfahl er, zu teilen in ehrlichem Gleichmaß
Unter das Volk den Bedarf; den Gesellen des wandernden braunen
Stammes verbot er, umher in den Straßen sich müßig zu treiben.
Jetzo wogten heran aus dem Schwarme des Volkes die Kläger,
Weiber zumal, die sich drängten; denn jegliche wollte mit Schelten
Kommen die erste zu Wort: mißtöniges Lärmen erbrauset.
Aber der König, die Schar klagführender Weiber gewahrend,
Wie sie mit Eifer auch sonst ihn umdrängten an jedem Gerichtstag,
Wandt' unmutig sich ab. Doch Lips, sein hinkender Freund, sprach,
Merkend des Königs Verdruß: „Du bist heut übel gelaunt, Jan!
Laß mich machen den Richter, ich mein', ich kenne die Weiber,
Weiß sie baß zu behandeln!" Da lächelte Jan und versetzte:
„Lips, mein trefflicher Narr, du magst sie entscheiden an meiner
Statt für heut, als Richter, die häuslichen Zwiste von Sion!"
„Gut," sprach Lips, „ich will es. Ihr Bürger! Zwar bin ich ein Narr bloß,
Aber ich denke, daß Gott mit dem Amte mir auch den Verstand gibt!
Kommt denn heran, ihr Weiber! Mit böslich zerkratzten Gesichtern

Seh' ich die meisten von euch: das ist worden in Münster die Haustracht,
Seit die sionischen Männer sich doppelt beweiben und dreifach.
Ja, das bringt so die Zeit! Just so, wie die Gütergemeinschaft
Leicht wo ein Fremder erkennt am Schmutz in den Straßen und Mißduft,
Also gedenk' ich, traun, Vielehe sogleich zu erkennen
Sicher in jeglicher Stadt an zerkratzten Gesichtern der Weiber."

Sprach's. Da begannen die Klagen der älteren gegen die jüngern
Weiber, und wieder sodann auch der jüngeren gegen die ältern,
Wie auch der jüngeren selbst, der Genossinnen, gegeneinander.
Schmählich mit Wort und Tat mißhandeln sie oft sich erbittert.
Ward doch geführt vor den Richter sogar ein trotziges Mannweib,
Welches erwürgt die Genossin. Beschuldigt ward eine andre,
Daß sie erstickt den Vermählten, erstickt im Schlafe. Der Schweiß troff
Nieder dem richtenden Lips. Er verfügte, daß jeglicher Bürger
Streng stets halte getrennt in verschiednen Gemächern die Frauen,
Und an jedem Gemach vorschiebe den Riegel der Türe,
Wenn er verlasse das Haus.
Noch andere Klagen entschied er
Mit salomonischem Spruche. Gealterte Lüstlinge wurden
Schmählich verklagt und beschämt von den eigenen blühenden Weibern,
Weil sie als Greise, verlebt, untüchtig, die knospende Jugend
Um ihr ewiges Recht auf die Freuden der Minne betrogen.
„Sehet mir doch!" sprach Lips; „so macht sie es immer, die Ohnmacht!
Nimmt sich die würzigsten Blüten für zitternde Hände zum Spielzeug!
Schämt ihr euch nicht, Graubärt', Eunuchen des eigenen Harems,
Blühende Weiber zu hüten, wie Barren des Goldes und Silbers?
Setzt es in Umlauf lieber, das blanke Metall, daß es Präger
Findet und Nutzung bringt, und lasset das nächtliche Lager
Lieber mit Pfannen euch wärmen, als mit jungfräulichen Leibern!" —

Männer verklagten die Fraun, weil trotzig und spröd' sie der Ehe

Pflichten dem Gatten verweigert; und andere heischten die Scheidung,
Weil sie der Gattinnen satt. Für solche nun fällte das Urteil
Wider Erwartung Lips. Absprach er jenen die Weiber,
Weil ja sichtlich sie nicht zu behandeln verstünden die Weiber:
„Wer nicht Mannes genug, um ein sprödes Gemahl zu bezähmen,"
Sagt er, „den Trotz ihr zu brechen durch schmeichelnde, zärtliche Werbung,
Dieser verdient auch keines." — Den anderen aber gebot Lips:
„Euch soll bleiben das Weib zeitlebens, zur Sühne dem Unmaß!
Hättet ihr klüglich zuvor euch ferne gehalten vom Unmaß,
Würdet von Unlust jetzo ihr nicht so übel geplagt sein!"
Weiber auch wurden beschuldigt des frevelen Bruches der Ehe.
Da nun erforschte den Gatten, den Buhler und jeglichen Umstand
Lips, der Gerechte. Und hört' er, daß sorglos lebte der Gatte,
Daß er dem Weibe vertraut, daß er töricht frei sie gelassen,
Daß beim Wein er schwatzte von ihren verborgenen Reizen
Mit den Genossen und selber ins Haus ihr führte den Buhlen —
Mächtig erboste sich Lips und verdammt' ohn' Erbarmen zu schwerster
Tagarbeit in den Schanzen der Stadt den verblendeten Gatten,
Schärfend durch Fasten die Pön. „Wahrhaftig," rief er, „die Buhler
Sind es nicht und die Schmeichler und glatten Sponsierer — die blöden
Gatten nur sind es, die blinden, vertrauensseligen Tröpfe,
Welche die Weiber verderben." So sprach er und trennte vom Gatten
Stracks für immer das Weib. „Denn besser gelöst als gebrochen!"
Rief er, als einer ihn fragt', ob es ratsam, Ehen zu lösen?
Und er schickte zugleich ins Haus dem Verführer das Weiblein.
Zahllos waren die Männer und zahllos waren die Weiber,
Welche zu tauschen verlangten die Gattinnen oder die Gatten.
Keck entweihend und lüstern des Herzens verschämteste Tiefen,
Kamen die Frauen, verderbt durch sionischen Brauch wie die Männer.
So auch drängten vor andern ein älteres Weib und ein junges

Sich zu dem Richter heran. Einen älteren Gatten erbat sich
Die, einen jüngeren jene. Die ältre berief auf die Regel
Sich, daß im Bunde der Ehen den Ausschlag gebe die Neigung:
Sie nun müsse gestehn, daß ihr besser als reifere Männer
Blühende Knaben gefielen, so sprach sie; ihr jetziger Gatte
Sei schon Witwer gewesen; und darum erbitte sie höflich
Sich vom König zum Mann einen noch unschuldigen Jüngling,
Der kein Weib noch geküßt; denn danach stehe der Sinn ihr...

„Wieviel Jahre nun zählst du?" so fragte der Richtende.
„Dreißig!"
Lispelte sie. „Du lügst!" sprach Lips; „dein Wunsch ist ein Zeiger,
Welcher auf Vierzig weist! Es bezaubert in kräftiger Reife
Mannlich der Ritter das Jungfräulein, und der Page die Vettel.
Weibergetändel beginnt mit Puppen und endet mit Püppchen!"
Sprach's, und wandte sich ab zu der jüngeren, die einen ältern
Gatten gewünscht, als den, der bartlos neben ihr dastand.
„Hast du rauh sie behandelt?" so fragte den blöden Gesellen
Lips. Der sagte verschämt: „Nein, blöde nur war ich und töricht,
Ohne Geschick und Erfahrung — da weinte sie, zürnte mir
störrig..."
„Ohne Geschick und Erfahrung?" versetzte der richtende Schalks-
narr,
„Ei, das ist schlimm! Denn keinen entsetzlichern Quäler und Feind
hat
Jugendlich-magdliche Scham, als den Unschuldstölpel! Zu helfen
Ist euch beiden gar leicht, ihr Weiblein! Tauschet die Männer!
Freie die ältliche, Bursch, und du, Blühende, folge dem Witwer!" —

Sprach's, und es fügten die vier sich dem Spruche zufrieden
und willig.
Jetzo ward aus dem Schwarm vor den Richter gestoßen ein freches
Weib, und bezichtigt ward sie, daß unter den Fraun sie verkündet,
Fortan müßten das Recht auch haben in Sion die Frauen,
Mehrere Männer zu freien. „Warum doch," wandte sie trotzig
Sich an den richtenden Lips, „warum soll Weibern versagt sein,
Was euch Männern erlaubt? Ist's nicht für alle dasselbe?" —
„Nein!" entgegnete Lips, „nicht ist's dasselbe, du Dirne!
Kann doch bestehen die Welt, auch wenn sie geworden zum Harem,
Aber es gnad' ihr Gott, wenn dereinst Bordell sie geworden!
Nein, nicht ist es dasselbe, das wisse! Was du da verlangest,

Nicht nur der Himmel verdammt's, die Natur auch selber verflucht es!
Jagt sie zum Tore hinaus, zu des Bischofs Söldnern, die Metze!" —
Endlich schienen erschöpft doch die Klagen für diesen Gerichtstag,
Sämtliche Fragen des Rechts, die großen und kleinen. Da siehe!
Sprang noch einer zuletzt von den Satelliten der braunen
Divara plötzlich hervor, und mit funkelnden Augen begann er:
„Schalksnarr! steig' von dem Stuhl, laß Recht nun sprechen den König!
Ja, sprich Recht nun, o Herr! Ablege das friedliche Zepter,
Greif' nach dem blutigen Schwert! Sonst bist du geschändet, o König,
Bist für immer entehrt! Hör' an, ein abscheulicher Frevel
Wurde begangen an dir, dem erhabnen Gebieter in Sion.
Hört es, sionische Bürger! Vernimm es, o leuchtender König!"
Also der braune Gesell, und sprang und gebärdete rasend
Sich vor Jan. Der hieß ihn künden in Ruhe die Sache.
„Dir ward schmählich besudelt", so rief er, „die Ehre! Gebrochen
Hat dir eine der Fraun, die du kürzlich erkoren, den Treuschwur:
Else genannt ist sie! Dort mitten noch unter den schönen
Königsgemahlinnen sitzt sie, die Prunkende, goldene Locken
Tragend im goldenen Netz, in der Jacke mit köstlichem Pelzwerk,
Und mit der seidenen Schleppe! Des Nachts, Herr, hat sie den Buhlen
Heimlich am Busen gehegt, den zuvor sie geliebt, doch verleugnet,
Weil ihr der König gefiel und der plötzlich winkende Goldreif.
Aber noch sieht sie den Buhlen! Er schlich im nächtlichen Dunkel
Gestern zu ihr ins Haus, ins Gemach, und sie schloß ihm die Tür nicht:
Denn ich sah ihn, ich selbst, aus dem Hause der Frauen des Königs
Schleichen im grauenden Morgen. Sie brach dir, o König, die Ehe!
Der dort ist's in dem Schwarme, der rosige, lockige Jüngling,
Der ist ihr Buhler! Ergreift ihn, Männer, damit er bezeuge,
Was ich erzählt ..."
So schrie er; den Jüngling ergriffen die Männer,
Schleppten ihn hin vor den König. Er bebt' und erbleichte — doch trotzig
Leugnet er jegliche Schuld. Da bedeutet der prunkenden Else
Jan, zu verlassen den Sitz inmitten der übrigen Frauen,

Vor ihn schleunig zu treten. Sie tat es und leugnete kecklich,
Daß sie die Ehre befleckt des erhabenen Gatten. Ihr Auge
Blickte so unschuldsvoll, so gefaßt, und so heilige Eide
Schwur sie, daß jedem im Kreis, der es hörte, die Seele gerührt war.
Nicht so Jan; der faßte die Hand ihr und schaute mit seinen
Mächtigen Augen sie an und rief mit gewaltiger Stimme:
„Weib, du lügst!“ Und sie, nicht konnte den Blick sie ertragen,
Stürzte zusammen vor ihm, mit unendlichem Schluchzen das Antlitz
Bergend in zitternden Händen. Und nunmehr wagt auch ihr Buhle
Nimmer zu leugnen die Tat. Er erzählt, wie sich alles begeben.
Jugendgespielin sei ihm, berichtet er, jene gewesen,
Habe mit heiligen Eiden ihm oftmals ewige Liebe,
Ewige Treue gelobt. Und alsbald habe sie dennoch
Schnöd' ihm den Rücken gewandt, da verlockend ihr winkte der Goldreif.
Gramvoll hab' er entsagt ihr; da sei mit schnödem Geflüster
Ihm ein Bote genaht, ein Mann vom wandernden Stamme,
Habe mit sich ihn gelockt, und heimlich hab' er geführt ihn
Bis vor Elsens Gemach im bergenden Dunkel des Abends.
Dann, auf den Wink des Begleiters, des heimlich verlockenden Führers,
Hab' er geöffnet die Tür; da sei schier tödlich erschrocken
Else, denn sie nicht hatte den heimlichen Boten gesendet.
Beide nun hätten sie bangend verwundert sich lang', bis des Herzens
Triebe von neuem erwacht, und erst früh morgens verlassen
Hab' er das traute Gemach. So erzählte der blühende Jüngling.

Schweigend vernahm es der König. Doch jetzo, gewendet zu Elsbeth,
Spricht er: „Du schwurst ihm zuvor unendliche Liebe und Treue?“ —
Aber es war, als trete das sämtliche Bittre dem König
Jetzt auf die Lippen, was längst schon gärend das Herz ihm erfüllte,
Und als müßt' er nun strafen an einem verfallenen Haupte,
Was ihm empört das Gemüt, seit Sions Blüte verderbt war.
„Siehe, du brachest die Ehe dem Königgemahl, und den Tod so
Hast du verdient. Doch vernimm! Nicht daß du den nimmer Geliebten,

Mich, um den andern verrietst, nein, daß du gebrochen den Treuschwur
Diesem, dem wirklich Geliebten, von lockendem Glanze verblendet,
Das nur räch' ich an dir! Nicht bindender Pflichten Verletzung
Büßest du, nein, den Verrat, den am eigenen Herzen du übtest! —
Scherge, versieh dein Amt! — Ich wollte, die liebenden Weiblein,
Die von Unendlichem schwatzen, ich wollte, sie hätten zusammen
Nur einen einzigen Hals..."
Er sprach's, und die Schergen ergriffen
Else, das zitternde Weib. —
In seines Palastes Gemächer
Wiedergekehrt war Jan. Doch Ruh' nicht gönnte des Herzens
Wilde Bewegung ihm. Nochmals, eh' sich neigte die Sonne,
Schritt er aus dem Palast, auf dem Walle zu halten den Rundgang,
Wie nicht selten er tat. Ihn begleiteten Diener und Freunde:
Knipperdolling und Krechting, und Lips, und der riesige Tylan.
Über den Markt hin schritt er, nachdem er verlassen den Domhof.
Aber entlang dann wandelnd die Straße des heiligen Mauriz,
Ostwärts immer sich wendend, bestieg er die Mauerumwallung,
Nahe dem Mauriztor, von welchem ein weidenbesetzter
Weg, anmutig im Sommer, zum Maurizstifte sich hinzog.
Frisch aufatmete Jan, nachdem er verlassen die dumpfe
Stadt, und die Lüfte des Walls ihm freier bestrichen das Antlitz.
Über den Wall, der schräg' sich nach außen zum Graben hinabsenkt,
Jenseits neu sich erhebt, von Sträuchern und ragendem Pfahlwerk
Dicht umzäunt und gekrönt und vom äußern Graben umgürtet,
Blickt er hinweg, läßt schweifen hinüber den Blick zu den Zäunen,
Hin zu den Wällen und Schanzen und Gräben des feindlichen Lagers,
Und zu den Zelten dahinter des tapferen Wilcke von Stedinck,
Der mit dem siebenten Teile des Heers dort hatte den Standort
Gegen das Mauriztor, bei dem Kloster des heiligen Mauriz,
Welches nun lag in Trümmern, verbrannt und zerstört und geplündert.

Aber der König, er sieht auf dem Walle die Streiter von Sion
Müßig lungern und schwatzen. Kartaunen auf riesigen Rädern
Stehn nach dem Lager gekehrt, und um die Kartaunen gelagert,
Sitzen bei Würfelgeklapper und wüstem Gesange die Männer,
Gleich Landsknechten verwildert, mit bleichen, verlebten Gesichtern.

Jetzo mit heiserm Geschrei vom Schwarme begrüßt, nach des Tages
Kleinen Begebnissen forschend, der Männer Bedauern vernimmt Jan,
Daß sich halte so feig' der Belagerer hinter den Schanzen,
Kaum noch biete die Stirne zu flüchtigen, kleinen Scharmützeln.
„Wahrlich," so klagte der eine, „wenn nicht durch kühnlichen Ausfall
Manchmal wir sie hervor noch kitzelten, längst in die Erde
Hätten sie ganz sich vergraben; sie wollen nur sichern die Haut sich:
's ist, als wären sie selbst die Belagerten, wir die Belagrer.
Maulwurfsvolk! Statt Büchsen nur Schaufel und Spaten noch führt es,
Wechselt noch kaum einen Schuß!" — „Um so besser!" erwidert ihm Krechting,
„Denn so sparen wir Kugeln!" — „Bei Gott, die werden in Münster
Rar wie der Mundvorrat!" entgegnet ein andrer; „mit Kieseln
Laden die Stücke wir schon!" — „Ei, Freund, was sollten sie schießen?"
Ruft ein dritter; „sie denken, es macht uns mürb' schon der Hunger.
Und mit Recht! Kaum haben das Salz wir, geschweige die Butter
Noch zum Brot. Vor Monden, da stachen wir ältere Gäule
Zahlreich nieder, dieweil uns des Heus Vorrat und des Hafers
Droht' auf die Neige zu gehn; schon fängt es uns an zu gereuen,
Daß wir verscharrten das Fleisch! — Da erbosten zu Münster sich manche,"
Fügt' er lächelnd hinzu, „vorlängst, in besseren Zeiten,
Als der Prophet vorschrieb den sionischen Bürgern, die Türen
Allwegs offenzuhalten: es liefen da einem die Ferkel
Oft in die Stube hinein; nun aber, o Himmel, wie gerne
Öffnete jeder die Tür, wenn ein Ferkel ihm lief' in die Stube!" —
„Schweig, Pfahlbürger!" so rief, sich erbosend, der bucklige Krechting;
„Feige nur schwatzen von Mangel! Wir haben noch etliche Hundert
Kühe, wir haben auch voll noch etliche Zuber mit Fischen.
Auch ist gepflügt und besamt, was im Weichbild Münsters von freien
Grasigen Plätzen vorhanden. Bereits inmitten der Stadt hier
Wächst uns die Rübe, der Kohl und sonst, was eben gedeihn mag.

Aber wir brauchen es nicht, so mein' ich; denn ehe die Saat noch
Völlig gereift, anrücken auf Münster die Scharen der Helfer,
Uns zu entsetzen. Und dann, ihr Brüder, begründen das Reich wir,
Wo sich's lohnt, daß man Bürger sich nennt und Streiter von Sion!
Dann erst wird sie beginnen, die Zeit der ergiebigen Ernte!
Dann erst fallen bequem in den Schoß uns die Güter der Erde,
Daß wir dran uns erlaben! Der Blitzstrahl treffe den Feigling,
Der auf Ergebung sinnt! Ausharren wir bis zum Entsatze,
Und bis für jegliche Pein, die wir dulden in Hunger und Mühsal,
Reif die Entscheidung ist in reichlichem Maße — so mein' ich's!" —
Also Krechting. Da riefen mit funkelnden Augen die Männer:
„Ist uns in Freuden und Fülle zu leben bestimmt für die Zukunft,
Wollen wir baß noch hungern und harren und spotten der Drangsal;
Haben gelernt frei sein, froh werden des Lebens: ein Schelm ist,
Wer da zurück noch wollt' in die Bande verrotteter Satzung!"
Fort nun setzt' auf dem Walle den Rundgang schweigend der König,
Kam an die Stelle, wo ragte die luft'ge Servatienkirche,
Und das Servatientor durch einen befestigten Rundbau
Führte von Münster hinaus auf die Südoststrecke gen Wolbeck;
Schritt dann weiter vorüber am jetzo verlassenen Kloster,
Wo — ein verschollener Traum! — er die betende Nonne gefunden,
Weiter am Nitzingturm, bis hin zu des heiligen Lüd'gers
Tor und ragender Kirche, wo südlich die Straße nach Hamm läuft.
Dort, unferne der Stadt, sah man in Gezelten vom Soldheer
Müßig gelagert den Teil, den Albert Corytzer führte.
Und zum Ägydientor so weiter gelangte der König,
Bis wo am Südwestende durch wiesige Gründe der Aafluß
Tritt in die Stadt, sie durchschneidend und nördlich sie wieder verlassend.
Hier scholl greulicher Lärm; die geheiligten Streiter von Sion
Fand er schmählich bezecht, sich mit eifernden, trotzigen Worten
Und mit Fäusten befehdend. Ein Weinfaß war's, das einander
Sich da bestritten die Männer, am Boden es hierhin und dorthin
Zerrend in schwankendem Kampf. Erst als sie erblickten den König,

Ließen sie ab und standen der Frage des Zürnenden Rede.
Und er vernahm, wie vom Wall sie, erspähend die günstige Stunde,
Keck vors Tor sich gewagt und erklettert den feindlichen Erddamm,
Dort sich kecklich gestürzt auf ein abseits lagerndes Häuflein,
Glücklich erbeutet daselbst nach heft'gem Scharmützel ein Weinfaß,
Draus sie dann auf dem Wall mit Gesang und Lärm sich bezechten,
Sitzend im Kreis umher, bis andre sionische Brüder
Kamen, erblickten das Faß und heischten vom köstlichen Labtrunk
Für sich selber den Teil nach dem Rechte der Gütergemeinschaft:
„Wollt ihr den Teil vom *Trunk*," so scholl von den Zechern die Antwort,
„Nehmt erst den Teil von den *Püffen*, für welche den Trunk wir gewonnen!"
Und so waren sie hart aneinander geraten. Die Raufer
Tadelt der zürnende König, und Krechting, der Schaffner, gebietet,
Schleunig zu liefern das Faß in die Vorratskammern von Sion.
Weiter verfolgend den Weg, an dem westlichen Ende von Münster
Findet der König sich jetzt, wo im Kirchspiel „über dem Wasser",
Über die Häuser empor sich hoch auftürmte die stolze
Liebfraunkirche; gedehnt lag weit in der Runde das Kirchspiel.
Bald zu dem Liebfrauntore gelangt er, vor welchem ein Erddamm
Ragte zu doppeltem Schutz, und wo fernher weißlich die Zelte
*Sittards* blinkten, des Führers von Scharen im Lager des Bischofs.
Aber von hier dann wandte der Weg nordöstlich zum fünften
Tore von Münster sich hin, das vom „Felde der Juden" benannt war.
Hier, zu beiderlei Seiten des Tores erheben sich Türme,
Stattlich gefügt aus Quadern. Es standen gekehrt die Kartaunen
Gegen die geldrischen Völker, die dort absteckten im Schutze
Mächtiger Schanzen ihr Lager, geführt von *Egbo von Devern*.
Fort dann wandelnd, erblickte der König das nördliche Kreuztor,
Wo eine steinerne Feste sich hob zur Rechten. Und hier auch
War's, wo der Popanzturm aufragte, wo kürzlich die braune
Divara Hof noch hielt mit den Söhnen des wandernden Stammes.
Aber gelagert im Feld ist das klevesche Reitergeschwader:
Laurenz Horst ihr Führer. Doch jetzo schweigen die Waffen!
Müßig trifft auf dem Walle des Kreuztors Wächter der König.

Und inmitten des Schwarmes, des lässig gelagerten, sieht er
Springend, sich schwingend die Söhne des wandernden Stammes mit Weibern
In den verwegensten Tänzen, und andere schlagen wie rasend
Zimbel und Tamburin. Erst schauend ergötzen die Männer
Sich im Kreise; zuletzt, vom feurigen Taumel ergriffen,
Fassen sie lachend auch selbst und schwingen im Tanze die braunen
Weiber mit flatterndem Haar und mit lockenden, funkelnden Augen;
Wild so wirbelt nunmehr der entfesselte Schwarm durcheinander;
Bald ist gewichen die Scham, frech küssen sich, kosen die Paare,
Und nicht merken das Nahn sie des Königs im wüsten Getümmel;
Stumm abwendet sich dieser, Verachtung umspielt ihm die Lippen.
Fürbaß denkt er zu schreiten, da schallt ein Büchsengeknatter
Plötzlich heran aus der Ferne vom feindlichen Lager. Betroffen
Horchen die Tanzenden auf, und es stocket der wirbelnde Reigen.
Und nun gewahren sie jenen; er, der sieht von der Fläche des Walles
Spähend hinaus ins Gefild', wo erscholl das Geknatter der Büchsen.
Kunde dem Forschenden gab alsdann, vor anderen eifrig,
Einer vom wandernden Stamm. Der sagte, zu necken die Feinde,
Hab' aus dem Tor vor kurzem, wie oftmals schon, sich geschlichen
Divara, führend den Schwarm amazonischer, mutiger Frauen,
Welche zu werben sie pflegt aus der edelsten Blüte von Sion,
Waffen zu schwingen sie lehrend und keck zu bestehn die Gefahren.
Heut' nun habe sie auch Gabriele, die schöne, befeuert,
Daß sie hinaus ihr gefolgt vor die Stadt zu keckem Scharmützel,
Sagend, heroischer Sinn nur gewinne die Liebe des Königs...
Alle nun spähten hinaus vom Wall in die Ferne. Da sah man
Gegen die Stadt her eilen auf hurtigen Rossen ein Häuflein,
Wie von andern verfolgt, und immer noch knallten die Büchsen.
Jetzt kam näher heran der berittene Zug, und wer scharfen
Lichtes der Augen sich freute, der rief, er erkenne der stolzen
Divara Frauenkohorte, die heim nun kehrte vom Ausfall.
Näher schon sprengten heran sie, die kriegrischen Fraun. Doch inmitten
Ihres beflügelten Haufens ersah man tot auf dem Renner
Eine von ihnen gebunden, und Divara führte die Zügel.
Gabriele, die schöne, sie war's, die da lag auf des Rosses
Rücken entseelt. Einsprengte der Trupp in sausender Eile
Durch das geöffnete Tor und entschwand hier wieder des Königs

Augen und seiner Gefährten. Verstummt war Jan; doch die andern
Wechseln, indes stumm weiter er schreitet, bedeutende Blicke,
Heimlich flüsternd davon, wie Divaras Augen gefunkelt
Über der Leiche der Schönen ... „Je nun,“ sprach einer, „die beste
Beute, die heim mag bringen ein Streiter vom Kampf, ist ein toter
Nebenbuhler ... Gelang's doch dieser Zigeunerin immer,
So in den Tod zu verlocken die schönsten der Töchter von Sion!“ —
„Wißt ihr,“ flüstert ein andrer, „daß Elsbeths Kläger, der braune
Bursche, von Divara kam, ja, daß auch der tückische Bote,
Welcher geheim in das Haus der Erkornen des Königs zur Buhlschaft
Lockte den Jüngling des Nachts, von Divaras Stamme gewesen?“ —
Leiser noch fügte hinzu der gewaltige Knipperdolling:
„Sprecht von dem Weibe mir nicht; 's ist eine der Höllenverwandten,
Welchen bei Nacht, wenn sie liegen im Schlaf, aus dem Munde die Seele
Kriecht in Spinnengestalt ...“ So flüsterten heimlich die Männer.

Stumm hinschreitet der König verdüstert, indes von des Abends
Dämmrigen Schleiern gemach sein Pfad sich beginnt zu umdunkeln.
Über dem „Tore der Brücke“ nun steht er, bei welchem der Aafluß
Tritt aus der Stadt. Hier wehen, im weit sich verbreitenden Aakamp,
Und bei den Mühlen am Fluß, von des Bischofs Heere die Fähnlein,
Welchen gebeut Schwerhusen. Zum Hörterschen Tore gelangte
Jan von dort; um die Stadt war bald nun vollendet der Rundgang.

Hier war öde der Wall. Nur in einsam düsterem Winkel
Sah man ein Häuflein stehn bleichwangiger Männer und Frauen,
Matthissons alte Kohorte, verschollen, vergessen in Sion!
Still am düsteren Ort wie vergangener Tage Gespenster
Standen sie dort im Dunkel, gereiht um den greisen Propheten

Dusentschur, der in bunten verworrenen Reden von Sions
Fall und Entartung sprach und von drohenden Schreckensgerichten.
Ganz sank jetzo die Nacht, und Nebel umwoben das Flachland,
Trübrot glühten hindurch nur die nächtlichen Feuer des Lagers.
Sternlos war sie, die Nacht. Und der wandelnde König gedachte,
Wie ihm so anders das Herz vormals entzückte der Rundgang
Auf der Umwallung, in Nächten, wenn lauliche Lüfte des Sommers
Wehten, und funkelnd auf ihn, sternprangend, der Himmel herabsah,
Oder am Rande des Himmels in ferner, verlorener Wolke
Matt aufzuckte der Blitz, und der Donner nur sprach wie im Traume...
O, dies schwüle Geleucht — wie begrüßt er's im himmlischen Äther,
Stürmischer Regungen voll — wie dehnte das Herz sich im Busen
Weit ihm und stolz, wenn hoch sich über ihm wölbte die Glanznacht,
Aber die Sionsstadt, vieltürmig, in goldiger Dämmrung
Unter ihm schlief, und vor ihm sich weithin dehnten im Flachland
Mondhell glänzend die Zelte, wo stumm der geschlagene Feind lag...
O wie so anders jetzt! Wie legte sich jetzt um die Seel' ihm
Kalt und öde die Nacht! Trüb' war in die Ferne der Ausblick.
Schauerlich gähnten die Gräben und schauerlich ragten die Wälle,
Ragten die Schanzen empor der Belagerten und der Belagrer
In die umdunkelte Luft; die Gezelte des Lagers, sie standen
Fahl wie Gespenster im Duft. Unheimlich verworrene Stimmen
Klangen, im Tagslärm stumm, doch in nächtlicher Stille vernehmlich.
Ganz ist verlassen der Wall an der Stelle, wo Jan mit den Seinen
Geht; nur von Knaben ein Paar huscht ängstlich vorüber; es deutet
Einer der beiden hinaus auf die nächtlich-umdunkelte Sandflur
Rings um den Wall und flüstert; „Da sieh den gespenstigen Rappen,
Hauptlos, wie er sich zeigt umwandelnd, wenn folgenden Tages
Blut wird vergossen in Sion und sonst sich Grauses ereignet!"
Schweigend noch hinschritt Jan und schweigend auch seine Begleiter.
Einzig der riesige Kämpe, der herging neben dem König,
Tylan, fühlte geweckt von den Schauern des Abends die Seele,

Und er begann seltsame, verworrene Reden zu führen.
Vieles von Witt'kind sprach er, dem heidnischen König, dem wilden
Sachsenbeherrscher, des Grab er vorzeiten im Lande der Engern
Hatte gesehn, mit dem Bilde des Helden in perlengezierten
Schuhn und im Purpurgewande, dem köstlichen silbergestickten;
Nicht sei tot er im Kampf, wie die Kunde berichtet, gesunken,
Gegen das Erlengehölz mit dem flüchtigen Trosse gezogen
Sei er; es habe der Berg sich vor ihm und den Seinen erschlossen,
Und noch haus' er daselbst, bei Rossegewieher und Hornschall
Nachts auf schnaubenden Rossen das Wesergebirge durchreitend,
Schwingend den blinkenden Speer im Lichte des Mondes, und Rast dann
Haltend am schwärzlichen Kolk, am schauerlich brütenden Moorteich...
Doch nun werd' er hervor bald ziehn mit gewaltiger Heerschar,
Selber zu schaun, was geworden aus jenem geheiligten Schwerte,
Das jüngst hell war geschliffen und schmählich nun wieder verrostet.
Kämpfen wohl müßten die Alten, dieweil schon ermüdet die Jungen...
Also der riesige Tylan, der träumende. Aber indessen
War zu dem Mauriztore gelangt stillsinnend der König,
Wo er erstiegen den Wall. Und hier auch verließ er ihn wieder,
Kehrte zurück durch die Straßen der Stadt nach seinem Palaste.
Einsam wünscht' er zu sein, entließ die Begleiter. Der letzte,
Der ihm zur Seite noch stand, war Lips. Und zu schwatzen begann der:
„Jan, sei munter! Bedenk', was Tylan erzählt von dem alten
König, dem Heidenherrscher, der nächstens bei uns noch in Sion
Kommt zu Besuch, so ich recht ihn verstanden, den wackeren Hünen.
Kommt er nur glücklich daher, juchhei, dann haben in Sion
Wir zwei Könige gar — ich will euch beiden mit Narrheit
Dienen, so viel ihr verlangt..." „Was soll noch ein König in Sion?"
Lächelte Jan; „wer braucht einen Herrn da noch und Gebieter?" —
„Freund, du irrst," gab jener zurück, „denn es muß in der Welt doch
Immer noch Könige geben; das ist gar leicht zu erweisen.
Herrschet die Freiheit auch und selber die Gütergemeinschaft,
Braucht einen Menschen man doch, der die leckersten Bissen hinwegißt,

Welche zu rar, als daß man sie könnt' an alle verteilen,
Und der trägt in der Krone die halbfaustgroßen Demanten,
Die nicht gern man zerschlägt in Splitter für sämtliche Bürger!
Auch muß einer doch sein, an den man die goldnen Gewänder
Hängt und die köstlichen Vliese, die nicht für alle genügen!
Nein, ein Fürst muß sein, ein König, zum Schmuck des gemeinen
Wesens, das leugne nur nicht, Freund Jan! — Und wärest du pfiffig,
Jan, so würdest du's machen als König im Volk wie die Krähe,
Die auf den Rücken des Schweins sich setzt und die Würmer hinwegpickt,
Welche das Schwein aufwühlt..." So scherzte der schelmische Spötter.
Schweigend entließ ihn der König, und tief in der Seele den Stachel
Fühlt' er der Schalksnarrnrede. Nunmehr durch die weiten Gemächer
Schreitet er trübe dahin, in Sinnen verloren. Zur Kammer
Divaras kommt er. Er findet sie ruhend auf schwellendem Pfühle,
Lockender heut' als je: so leicht nur geschürzt und so üppig
Ruht sie dort, wie als Braut, um den Bräutigam zu erwarten...
Trefflich ist sie gelaunt. Sie gedenkt der Genossin, der schönen,
Welche zurück aus dem Kampf in die Mauern von Münster sie brachte,
Bleich und tot. Sie berichtet es Jan. Gleichgültig vernimmt er's,
Schweigend, denn ihm ist befangen von andern Gedanken die Seele.
Hin zur Erfüllung drängt sein Schicksal sich, und entscheidend
Ward ihm der heutige Tag. Was heut' er mit Augen geschauet,
Was er gehört und erlebt auf dem Wall, bei dem musternden Rundgang,
Was er gehört und erlebt, Recht sprechend zuvor auf dem Marktplatz —
Tief in die Seele geprägt hat dies des entarteten Sions
Bild ihm, den Sieg der Verderbnis, des krankenden Menschengeschlechtes
Torheit, Schwächen und Laster und Stolz und prunkenden Irrwahn.
Und ganz ist ihm versunken der Geist in das innere Grauen...

Schmeichlerisch blickt ihm das Weib nun entgegen und zieht ihn zu sich hin,
Legt an die Stirne die Hand ihm: „Warum, ei, pochen die Schläfe
Dir so gewaltig? Warum, da doch dein Auge so brennend,
Ist dein Lächeln so kalt, so schneidend-verächtlich, so trotzig?
Soll das Gewitter sich wieder, wie oft, auf die arme, verschmähte
Freundin entladen? Was grollst du? Ich will ja gerne dir Lieder
Singen zum Klang der Theorbe — was wünschest du mehr noch, Geliebter?
Hier ist ein Becher mit Wein! Komm, schlürfe die duftige Labe!“ —

Lang' noch brütet er schweigend. Doch endlich beginnt er zu reden:
„Hast du gehört, daß im Sarg aufquellende Leichen zuweilen
Sprengen den Deckel des Sargs, handbreit, und den lastenden heben,
Daß, wer mit Augen es sieht, voll freudigen Schauders erbebend
Meint, es erstehe vom Tod der Erblichene; doch wenn er näher
Tritt, nur entsetzlicher gärt da noch ihm entgegen die Fäulnis! —
Sieh, das hab' ich erlebt! — Ich verachte die Menschen, verachte
Ganz dies schnöde Geschlecht. Ihr Leben ist bunte Verwesung.
Was da glänzt, es ist Moder, und was da gärt, es ist Fäulnis.
Ach, was hilft es dem Menschen, zu sprengen die Gruft, wenn er modert?
Und was hilft es dem Menschen, zu sprengen die Fessel der Knechtschaft,
Wenn er ein Wicht, durchfressen zutiefst vom Gift der Verderbnis?
Groß ist die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind; wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?
So sprach einst der Prophet, der begeisterte Meister von Harlem.
Und nicht waren sie rein — schlecht sind wir bestanden im Kampfe!
O, ich machte zum Knecht mich in Sion, zum Sklaven der Freiheit —
Machte zum Narren des Schwurs mich, des ehrlich gegebenen Wortes,
Welches verhängnisvoll mir entrissen der tückische Krechting!

Königsschwüre — was sind sie? Warum nicht wollt' ich Tyrann sein,
Ja, Tyrann sein, fassen mit ehernen Fäusten die Zügel? —
O ich hätt' es vermocht!... Und fürwahr, noch heute vermöcht' ich's,
Wenn ich es wollte..."
So sprach er. Und Divara lächelte, fragend:
„Warum willst du es nicht? Was zürnst du den Menschen? Sie sind ja
Klein und erbärmlich nur, nicht böse, noch würdig des Hasses.
Schwächlich sind sie und blöd'. Was zürnst du dem Volke? Noch niemals
Hat es geherrscht, noch herrscht es: denn lenkt es am Seil der Despot nicht,
Lenkt es ein Schreier des Markts; der verwegene Krechting bezeugt es.
Ihm ja folgen sie längst, die Betörten, in Israel blindlings...
Nennen sich frei, Selbstherrscher, und laufen am Drahte des Knirpses!" —
„Ei, wie kam es doch nur?" sprach Jan; „ein Reich zu begründen
Dachten wir, ja, ein Eden des zwanglos Guten und Rechten:
Und das wir träumten, das Reich, es konnte der Zügel entbehren.
Doch das wir träumten, das Reich, ist's jemals wirklich geworden?
Kann dies Sion, das unsre, entbehren der Zügel, wie jenes?
Nein! Es bedarf noch ihrer! Und wer soll halten die Zügel,
Wenn nicht ich, der einzig — es war mein einziger Trost ja! —
Über den Schwarm noch ragt mit reiner und leuchtender Stirne!
Wenn einer ehernen Faust es bedarf, eines strengen Gebieters,
Eines Tyrannen sogar, nun wohl, so will ich Tyrann sein!
Besser Tyrann als Puppe, zu welcher ein edler, ein töricht-
Ehrlicher Sinn mich gemacht! Nun sollen die zagen Gedanken
Schweigen, die Regungen all, die schnöde mir lähmten die Arme.
Jene Gewalt, die verliehn mir über der Menschen Gemüter,
Die, dem Gelöbnis treu, ich gedämpft als ein Sklave der Freiheit,
Fortan gelte sie mir als der Herrschaft ewiges Anrecht!
Über der Völkerbeherrscher, der erblichen, erblicher Torheit

Ragt, wie über der Massen, der maßlos waltenden, Roheit,
Ewig der Weise, der Held, der geborene Führer und Herrscher!
Ja, ich will sie ergreifen mit ehernen Fäusten, die Zügel,
Will sie scharen um mich, die geheim noch hegen den alten,
Besseren Geist, und werfen in Bande den Schreier des Marktes,
Welcher betörte das Volk, daß jegliche andere Mahnung
Eitel verscholl; will kirren den Schwarm nicht mehr durch das sanfte,
Nein, das gebietende Wort; zum Werkzeug meiner Gedanken
Fortan will ich ihn machen, anstatt zum Herrn der Geschicke!
O mir ist, als wüchsen nun erst weit stärkere Schwingen
Mir zu gewaltigem Schwunge, zu größeren, stolzeren Taten,
Und zu dem Ziele des Glücks! Und muß ich verachten die Menschheit,
Muß ich entsagen für immer dem Jünglingstraume des schönern,
Edleren Menschengeschickes, so will ich im eigenen Geist doch
Suchen Ersatz, um zu stillen den Hunger nach Großem und Hohem!
Sank das sionische Reich nun, so will ich doch immer ein Reich noch
Stiften, auf welches ich drücke den Stempel des eigenen Wollens!
Größe noch winkt mir und Macht; ob Sions Bürger entartet
Ist, ob edel gesinnt — gleichviel! Er dient mir als Sklave!" —
So ruft Jan, und stachelt die eigne, gewaltige Seele
Grollend zur Selbstsucht auf. Der Sions leuchtendes Urbild
Schmählich zur Fratze verkehrt, umschattet der tückische Dämon
Ihn auch, den Stolzen und Reinen? Ist's siegende Nacht, die hereinbricht,
Oder nur ziehend Gewölk, das flüchtig die Sonne verdunkelt? —
Fieberisch glüht, so schwärmend, der König. Und Divara lächelt,
Lächelt so heiter; ein Wort nur wirft sie bisweilen dazwischen:
Kurz nur und harmlos scheint's, und doch wie ein höllischer Funke
Fällt es in Ohr und Herz. Und endlich zieht sie den Jüngling
Zu sich näher, kredenzt ihm den Becher mit funkelndem Weine.
Und er schlürfte den Trank. Und wieder nun lächelt sie, mahnend:
„Jan, du trautester Schwärmer, für Blüten der Tugend und Weisheit
Ist sie verdorben, die Welt, und zu spröde der irdische Boden.
Aber die Blüten der Freude gedeihn, und der Trank des Genusses

Schäumt uns aus ewigen Urnen, in lockender, labender Fülle.
Schal ist und schnöde die Welt und Toren und Wichte die Menschen,
Aber der Traube Geblüt ist ein lieblicher Trank, und des Weibes
Busen ein wonniger Pfühl. Das wirst du noch, Liebster, erproben! —
Sei doch klug, laß fahren das düstere Grübeln und Sinnen,
Welches das Haupt dir verwirrt, o Jüngling! Des feurigen Weibes
Gürtel bedünke dich fürder das einzige Rätsel auf Erden,
Welches der Lösung wert! — *Scheinkönig* nur warst du für Sion,
Und *Scheingatte* für mich! Sei endlich König und Mann doch!" —
So sprach lächelnd und schmollend die braune, verlockende Schöne.
„*Höre mich an!*" sprach Jan; „ja, höre mich, lockende, dunkle
Zauberin du! Heut' will ich das tiefste Gemüt dir erschließen.
Warum sollt' ich es nicht? Abbrach ich die Brücke für immer
Hinter den Träumen der Jugend und jeglicher schwärmenden Regung,
Welche so zag mich gemacht, und mir, wie den Arm, auch die Zunge,
Selber die Sinne gelähmt! — So erfahre, du lockende, dunkle
Tochter des wandernden Stamms mit den ruchlos blinkenden Augen:
Mir zu betören die Seele mit tückischem Zauber vermochtest
Du: ich liebe dich *nicht* — doch du, Weib, hast es verstanden,
Erst mir drängend zu nahen mit liebeverlangender Werbung,
Dann mich sacht zu umstricken mit Banden der holden Gewöhnung,
Dann mich launisch zu quälen, zu reizen mich und zu verwirren —
Nein, ich liebe dich nicht: ich *hasse* dich, Weib! Doch, dich *missen*,
Nimmer *vermag* ich es mehr, noch *will* ich's versuchen von *heut'* an;
Nicht mehr bin ich derselbe! Verwandelt im Tiefsten der Seele
Hat mich der heutige Tag! — Fahrt hin, ihr Träume der *Liebe*,
Hin mit den anderen Träumen! — Von edelster Liebe durchdrungen
Wähnt' ich das Herz für *immer*, von *einem* Gefühle bewältigt!
Aber ich war ein Tor, und von heut' an empfind' ich es anders.

Kann Unendliches dauern im flutenden Strom der Empfindung?
Nein, Unwankendes hat nicht Raum im irdischen Haushalt,
Und auf ewigen Wandel gestellt ist das Leben. Wo immer
Sich ein unendlich Gefühl, ein unendliches Streben hervordrängt,
Geltend sich macht, da beschwört es herauf ein rächendes Schicksal
Stets, und es *grollt die Natur*... Was wäre schon längst aus der Menschheit,
Was aus dem Leben geworden, wenn wahrhaft wäre die Liebe
*Das*, was uns schildern die Dichter, und was ich im Wahne der Jugend
Selber erträumt und gefordert? Es ruhte des Menschengeschlechtes
Hälfte geschmiegt an Urnen, Verlorenes ewig betrauernd.
Nein, das duldet sie nicht: in die Brust uns pflanzt sie den schnöden
*Unbestand*, die Natur, und ob knirschend wir ihn auch verdammen,
Stets obsiegt er doch endlich. So baumeln am Draht wir als Puppen.
Dies Urweib, die Natur, sie lenkt uns an schmählichem Zügel...
Lenkt uns nach *irdischem* Zweck — und höheres Streben ist eitel!

Solche Gedanken, sie nahten mir öfters in finsteren Nächten,
Grinsend; ich stieß sie von mir noch stets, wie Geburten der Hölle:
Doch *heut' nehm' ich sie auf!* Mir pocht wie im Fieber die Stirne:
Sag' mir, ist's Wahrheit, Weib, ist's Traum, ist's fiebrischer Irrwahn,
Was in mir gärt und sich trotzig in wüsten Gedanken entbindet?" —

Divara lächelt noch immer. Begleitet ein leises Gekicher
Nicht dies Lächeln gespenstig? Sie lächelt so stolz, so bedeutsam,
Daß es den Jüngling dünkt, als ruhe vor ihm auf den Kissen,
Wie mit himmlischen Reizen zu höllischer Rache gerüstet,
Leibhaft selbst, die er grollend soeben gescholten, das *Urweib*...
Wieder nun rückt sie heran mit zierlichen Händen des Weines
Labung, und lächelt und lispelt: „Erquicke das Herz dir, du Liebster!"
Und je ernster er blickt, je bacchantischer lächelt sie, kichert,
Lacht, daß den schimmernden Hüllen entwogt ihr bräunlicher Busen.
Dringender beut sie den Becher ihm dar aufs neue. Sie flüstert:

„Süßer Gemahl!“ — Er nippt; ihm schwindelt: am pochenden Herzen
Fühlt er den Busen des Weibes und ihre versengenden Lippen:
Und mit feurigen Armen umschlingt sie ihn fest wie ein Dämon ...
Nah' war Mitte der Nacht: da riß sich der Jüngling von Leyden,
Trunken, vom Weine betäubt und vom Rausch dämonischer Küsse,
Los aus den Armen des Weibes. Ihm pochte das Haupt zum Zerspringen.
Was ihm brachte der Tag, was ihm brachte der Abend, durchschüttert
Hat es zutiefst ihm die Seel'; in stürmischer, wilder Erregung
Taumelt, vom Fieber geschüttelt, er hin durch seine Gemächer.
Schlummern und ruhn, nicht kann er's: ein Riesig-Schweres belastet
Dumpf ihm die Brust; nicht will sich's gestalten zu lichten Gedanken.
Vor sich starrt auf den Boden er lang hin, wirr und bewußtlos ...
Glühend, nach frischerem Hauch nun lechzt er — durch's offene Fenster
Blickt er mit glasigem Aug'. „Was ist das?“ ruft er, „versengend
Lodert der Mond, und es träuft sein Gold wie geschmolzen herunter
Mir auf das Haupt!“ — Hin über den mondhell leuchtenden Domhof
Starrt er zum Münster, der grau mit den wuchtigen Zinnen emporragt.
Kommt in den Sinn ihm die Nonne, die edle, die dort er bestattet?
Aber erleuchtet erblickt er von innen den Dom — ist's des Fiebers
Wahn, was ihn äfft? Im Glase der Scheiben ein spielender Mondstrahl?
Nein, es erhellt ein Licht wahrhaftig das Innre: der greise
Tolle, gespenstige Küster des Doms, der verfallen in Wahnwitz,
Seit er die Frevel geschaut und die lärmende, wilde Zerstörung,
Die am geheiligten Orte verübten die Wiedergetauften,
Stets noch haust er im Turme, durchwandelnd die Hallen, die öden,
Und um die Mitte der Nacht bisweilen entfacht er die Lampen.
Dann sieht, wer da noch wandelt des Nachts am Dome vorüber,

Schaurig die Fenster erhellt. Und zuweilen auch Töne der Orgel,
Wimmernde, klingen heraus aus dem öden Gebäud'. Es behaupten
Manche, daß **tot** sei jener und nur als Gespenst noch umher dort
Wandle des Nachts und entfache die Lampen und rühre die Orgel:
Ängstlich sputet darum sich, wer einsam nächtens vorüber
Geht und gespenstig erhellt sieht leuchten die Scheiben der Fenster.
Lang' nach den leuchtenden Scheiben wie sinnlos starrte der König,
Ei, was zieht ihn nur fort? Er verläßt, an den schlummernden Wächtern
Wankend vorbei, den Palast, und still quer über den mondhell
Dämmernden Domhof schreitet er hin zu den Pforten des Domes:
Still wie ein Mondsuchtkranker, so schreitet er, still und bewußtlos.
Auf nun schließt er die Pforten, die rasselnden. Schwärzliche Dohlen
Flattern aus Nischen hervor. Nun betritt er das Innre des Münsters,
Und im Scheine der Lampen erblickt er die Halle sich riesig
Ins Unendliche wölbend: und doch wie ein dumpfiger Gruftraum
Scheint sie düster und schwer ihm über dem Haupte zu lasten.
Jetzt im tieferen Grund aufdämmert ihm plötzlich des tollen
Küsters Gestalt wie ein Schrecknis. Er folgt ihm, aber vorüber
Huscht das gespenstige Bild, ist spurlos wieder entschwunden.
Und wie das Fieber, so schüttelt das Grauen den nächtlichen Waller.
Doch er erwehrt sich des Grauns mit dem Mute des Trunknen und fordert,
Seines Erbangens sich schämend, die finsteren Mächte der Tiefe
Wie zum Kampfe heraus. Mühselig mit krankem Gehirne
Ruft er zurück sie sich jetzo, die stolzen Gedanken, zu welchen
Grollend er heut' sich erschwungen. So wankt er dahin. Und nur **eine**
Stelle vermeidet er stets — ist's Trotz, ist's siegender Schauder,
Was ihn bannt von der Stelle? — —
Da horch, es verkündet die zwölfte
Stunde mit dumpfem Gedröhn aus der rasselnden Höhe die Domuhr.
Welch ein Geschwirr und Gewisper in Nischen und Wölbungen! Matter
Flackern die Lampen anjetzt und drohn zu verlöschen. Der Orgel

Klänge beginnen zu tönen. Mit doppelt erwachendem Grausen
Aufhorcht Jan; ihn will es bedünken, als hebe der tolle
Küster das Haupt, das ergraute, mit starr-wahnwitzigen Augen
Hinter der Orgel empor im dämmernden Dunkel. Von Klängen
Rauscht es, sinneverwirrend; die schwebenden, tuba-bewehrten
Engel, mit goldigen Schwingen beschattend das mächtig getürmte
Tonwerkzeug, sie mischen ihr helles Trompetengeschmetter
Stracks in der Pfeifen Gebraus; wie des Jüngsten Gerichtes Posaunen
Klingt's durch die mächtige Halle. Zuletzt nicht mächtig der Sinne
Mehr ist der wankende König; betört hat ihn bis zum Wahnwitz
Fieber, Berauschung, Graun. Aufhorcht er; da mischt sich den Tönen
Anderer schauriger Klang: ein Gekrach wie von berstenden Särgen
Hallt in den Tiefen der Kirche — dahin mit ängstlichen Augen
Wendet gebannt sich der Jüngling, und Wachen und Träumen, es schmilzt ihm
Fortan schaurig in eins, in den Schreckensgesichtern des Fiebers.
Hat bei dem wüsten Gekrach in den Tiefen der Kirche der Grabstein
Hillas nicht sich gehoben, und schwebt aus der finsteren Gruft nicht,
Weißlich von Nebel umsponnen, ein Jungfräulein? — Nur ein Kind ist's,
Mit dem Gesicht eines Jungfräuleins. Aus dem Nebel der Steingruft
Taucht's wie der steigende Mond und schwebt empor zu des Domes
Wölbungen sacht, dann senkt es sich wieder und schwebt nun auf einmal
Jan entgegen — o horch! wie gedämpft nun klingen die Töne,
Mild und weich — zu erkennen vermeint er die Züge der Süßen,
Die er verloren, der Jüngling; es glüht sein Herz — doch auf einmal
Wandelt die holde Musik sich in wüstes Gedröhn, und des Kindes
Trautes Gesicht, auch dieses verkehrt in ein anderes Antlitz
Sich, wie näher es schwebt, und zeigt in bedrohlichem Schreckbild
Divaras düsteren Reiz und verlockend-satanisches Lächeln!

Drohend-entsetzlich schwebt es heran vom Grunde der Halle
Gegen den hohen Altar — und toller erbrausen die Töne.
Auf sich gerichtet erblickt der Verwirrte des schwebenden Mägdleins
Aug' in tückischem Hohn; entsetzt auf die marmorne Kanzel
Flüchtet er vor dem Phantom — hierher auch schwebt es, und weiter
Taumelt er, während die Kanzel, berührt von des schwebenden Kindes
Hauch, in Trümmer zerfällt. Und der Wahnwitz jagt ihn, der grause,
Hinter den hohen Altar. „Wo bist du, Jan?" so erklingt es
Höhnend dem Fiebergehetzten. Er flüchtet von neuem — der Altar
Stürzt, wie die Kanzel, in Trümmer vorm Hauche des schwebenden Kindes.
Wilder die Orgel erdröhnt; aufleuchten die Augen des Unholds
In diabolischer Glut. Und um ihn flüstern Dämonen:
„Hilla — Divara — Sion und Babel!" — Er taumelt und strauchelt
Über den Sarkophag in der dämmernden Tiefe, daraus sich
Hob das gespenstige Bild. Hintaumelt der Jüngling und strauchelt,
Stürzt in den Steinsarg selbst. Ihm schwinden die Sinne — noch hört er
Dumpf ein dröhnendes Eins von der Domuhr hallen: Zurück kehrt
Jetzo das schwebende Kind, es verlöschen die Lampen, der Orgel
Töne verhallen; bei greller und höhnischer Lache des Tollen
Hört zuklappen den Deckel des Steinsargs Jan. In der Graunnacht
Liegt er, erlöschenden Sinns, lautlos, zu den Toten gebettet;
Und an den Busen ihm schmiegt sich das Jungfräulein wie ein Vampir...

Aber am anderen Tag, da ward in den Gluten bewußtlos
Liegend gefunden der König in offener Halle des Domes.
Und wie den griechischen Helden ergriff auf dem Öta die Flamme
Läuternd, nach schmählichem Fall, so von läuternden Bränden ergriffen,
Während entschwanden die Tage, die rastlos kreisenden Wochen,
Stumm auf glühendem Pfühl lag Jan von Leyden, der König.

## Zehnter Gesang.

## Die Sühne.

Als nach enteilenden Wochen aus Träumen des Fiebers der Jüngling
Wieder erhob sein Haupt und auf sich selber sich langsam
Wieder besann, da genas mit dem wiedergenesenden Leib ihm
Auch die geläuterte Seele. Beschwichtigt ist wie durch ein Wunder
Jetzo der Sturm, der das Herz ihm erregte zu wogendem Aufruhr,
Müd' in sich selber erloschen der Wettkampf dunkler Gewalten.
Still auf Vergangenes blickt er, und ruhig gedenkt er der Zukunft.
Daß sein trotzig Verzagen ihn führte zu wilden Entschlüssen,
Daß sein besseres Ich er in finsterer Stunde verleugnet,
Schmählich verfallen dem Dämon, der Sions Blüte verwüstet,
Tief empfindet er's nun. Im Ohr ihm summt es und klingt es:
„Groß ist die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind!" — „Nicht waren sie rein," so sinnt er; „erkaltend
Sind sie zum Raube geworden der Selbstsucht und der Genußgier;
So war eitel die Müh'! — Doch der ärgste der Sünder in Sion
War ich selber; denn stolz hoch über dem Schwarme zu ragen
Meint' ich, vertraute mir selbst, und vor andern zum Richter berufen
Wähnt' ich mich! Aber es spricht kein sterblicher Richter ein Urteil,
Der nicht heimlich den Keim in sich einer größeren Schuld trägt,
Als die ist, die er richtet... Und so, als ich stolz nach dem Richtschwert
Griff, um zu rächen, zu strafen, da fühlt' ich vom Rausch der Verderbnis
Bebend mich selber erfaßt. Die Verderbnis trägt, nun erfuhr ich's,
Selber der Edle im Blut, zutiefst, wie die Keime der Krankheit
Und wie den Tod...
So haben wir denn uns selber gerichtet!

Ewig ein Kind ist das Volk, und der Führer geschwätzige Weisheit,
Eitles Gestammel nur ist's, unsicheres Tappen und Tasten!
Blinden geziemt nicht Hast! — Entschieden nun seh' ich das Schicksal
Sions, entschieden das Los auch der vorwärtsdrängenden Mitwelt.
Dein ist die Welt, o Luther! Der feurige Meister von Harlem
Kam zu frühe. So wird denn weiter sich tasten die Menschheit,
Kühl und nüchtern; und nicht auf Schwingen der heil'gen Begeistrung
Wird sie fliegen zum Ziel. In die Bande, die alten, sich schmiegen
Wird sie vorerst, auf dem Thron wird nach wie vor die gekrönte
Torheit sitzen, und nach wie vor auf seidenem Pfühle
Schwelgen die sündige Schmach, und nach wie vor auf dem faulen
Stroh hinschmachten die Tugend . . .
Und doch — ein Schritt ist geschehen
Näher dem Ziel, und das Ziel, es ward, ob schmählich verfehlt auch,
Doch mit dem Finger gewiesen — bezeichnet vom Finger des Schwärmers!
Mag ein spätres Geschlecht bergan aufs neue den Felsblock
Wälzen und unser gedenken, so oft er aufs neue hinabrollt
Bei der Dämonen Gekicher, und nur noch tiefer den Abgrund
Wühlt, draus Mühsal keuchend von neuem ihn ewig emporwälzt! —
Aber es mag sich mit Sions Geschick nun erfüllen das meine!
Was um mich sich ereignet, mir soll's fortan wie ein Märchen
Sein, das in Büchern ich lese gelangweilt, oder ein Schauspiel,
Das, auch wenn es mich fesselt, mich nicht mehr schreckt wie Erlebtes.
Seltsam ist mir zumut — ja heiter beinahe; des Lebens
Hoffnungen sind, wie die Qualen des wildaufregenden Bangens,
In mir erloschen: gefaßt auf die eignen Verirrungen blick' ich
Wie auf die fremden zurück; ich weiß ja, daß ich sie sühne . . .
Wie am Rande des Kraters, der jüngst noch Feuer gespien,
Sacht aufsprießen die Blumen, so wachsen mir aus des verkohlten
Herzens Asche die Blüten der ruhigen, sanften Betrachtung . . .
Glühn auch Funken vielleicht noch unter der ruhenden Asche?
Ruh' ist in meinem Gemüt; ist's Ruhe der sühnenden, holden

Nähe des Tods? Ist's dumpf hinbrütende, tückische Ruhe,
Die unheimlich in mir noch dem letzten der Stürme vorangeht?" —
So sprach sinnend zu sich der in Schmerzen geläuterte Jüngling.
Aber es trafen indes in der Halle des Königspalastes
Lips zusammen der Narr, und der Alchimist, der gelehrte,
Welcher von Ferne gekommen, zu dienen dem König von Sion.
Und ihn fragte der Narr, was geschäftig den Schritt ihm beflügle.
„Laß mich," entgegnete jener, „gelungen ist heut' mir die Mischung
Trefflich; gediegen erglänzt das Metall mir im Tiegel, wie Meersand,
Und nun eil' ich zum König, den goldenen Schatz ihm zu zeigen . . ."
„Freund," entgegnete Lips, „nach Brot schreit Sion, verhungernd,
Und du stellst einen Tiegel mit Gold, staubtrocken und steinhart,
Uns auf den Tisch? Nun freilich, die Zähne gewöhnen sich auch wohl
Endlich an goldene Kost; schon übt an gesottenem Schuhwerk
Sich, an gestoßenem Glas, Sägspänen, zerriebenen Ziegeln
Mancher dahier in Sion. Wie schad' ist's, daß wir die Bücher
Alle verbrannt, da man jetzt schmackhaft zu bereiten gelernt hat
Selbst Schweinsledergebinde, die zähesten Deckel und Schwarten.
Ja, nun gäbe so mancher bereits sein hübschestes Weibchen
Für ein Linsengericht in Münster. Ich selbst, ich besitze
Drei gar niedliche Schätzchen, die Line, die Mine, die Trine,
Die man nach Landesgebrauch mir vermählt, seitdem mir die Alte —
Ruhe sie sanft! — wegstarb. Das beleibteste Frauengebilde
Sions war sie, doch seit man die Bissen so mager uns zuschnitt,
Welkte sie hin; auch fraß ihr heimlich die Leber der Unmut.
Nun, Gott habe sie selig! — Die Line, die Mine, die Trine
Sind mir jetzo vermählt, wie gesagt, nachdem sie dahin schied —
Denn, wär's früher geschehn, so stünd' ich nimmer lebendig
Hier in des Königs Palast. Nun sag' ich: gar liebliche Kinder
Sind sie, die drei; und doch, bei Gott, schon gäb' ich die Line
Für ein saftiges Stück einheimischen Schinkens; die Mine
Für einen Schluck Torgauergebräu; und böte mir einer
Jetzt mein Lieblingsgericht, Kuheuter in Brühe und Ingwer,
Gäb' ich vielleicht auch die Trine dahin, die behäbige Blonde.

War das doch ein Geschrei, daß das Wort zum Fleische geworden
Hier in Sion! Ach Gott, wenn in Wahrheit immer ein Quentchen
Fleisches geworden aus jedem der vielen und herrlichen Worte,
Die man geredet in Sion — nun brauchten wir nicht zu verhungern!"

So der gesprächige Narr. Da trat in die Halle der König,
Und ihm näherte gleich sich der Alchimist, zu berichten,
Daß ihm gelungen das Werk und im Tiegel erstrahle das Golderz.
Doch Jan lächelte nur zur Erwiderung, wandte sich fragend
Dann zu Lips, der wie sinnend zum Himmel durchs Fenster hinaufsah.
„Ei, was erblickst du in Lüften?" — „Es fliegen", versetzte der Schalksnarr,
„Schon seit etlichen Tagen so häufig um Münster die Raben.
Hoffen die Burschen sich Aas? Cras! Cras! So krächzen sie immer;
Ei, wie meinen sie's denn? Was soll denn „morgen" geschehen?
Hör' nur, sie krächzen, die Schufte, wie Krechting in der Versammlung.
Aas, cras, krächzen und Krechting — das reimt sich trefflich zusammen,
Und nichts Gutes bedeutet's!" — „Du bleibst doch ein munterer Schalksnarr
Auch am traurigen Tag," sprach Jan; „sollst dafür ein neues
Schalksnarrnkäppchen erhalten, bevor dich verzehren die Raben!"
„Galgenhumor!" rief Lips; „nur Galgenhumor! Doch es freut mich,
Wenn dir der Narr noch behagt ... Nur laß statt des Käppchens ein saftig
Restchen vom Krönungsbraten mir reichen — ist nichts davon übrig?
Sieh, seit Wochen gewöhnt' ich mich wieder nach Fliegen zu schnappen,
Wie manchmal auf dem Weg gen Münster vorzeiten! — So wahr ich
Bürger von Sion bin, schon setzt sich Moos an die Zähne
Deiner Getreuen, o Jan! — Wohl hast du silberne blanke
Münzen geschlagen in Sion — da hab' ich selbst in der Tasche
Noch einen glitzernden Taler. Was soll ich damit nur? Man läßt mich
Nicht aus Sion hinaus, daß ich etwa drüben in Telgte

Oder in Warndorf stracks einen Weck mir vermöchte zu kaufen...
Freilich, es hat auf den Plätzen der Stadt uns der wackere Krechting
Mancherlei Saaten gepflanzt, und wir wissen ja schon, daß es aufgeht,
Was uns der Bucklige pflanzt. Gott segne das schöne Gemüse!
Nichts so gesund wie Gemüs', sprach Kunz und verzehrte die Knackwurst.
Laß dir's gesagt sein, Jan, und verachte mir nicht das Gemüse;
Schließlich mußt du ja doch Gras rupfen wie Nebukadnezar!
Rund ist die Welt, o Freund, wie die rollende Kugel Fortunas!
Und wer haschen sie möchte, der stolpert zuweilen darüber.
Und ich frage dich, Jan: Durchs Ohr in der Nadel des Schneiders
Sollte sie gehen, die Welt? Dies höckrige Ding? Wie ist's möglich?
Kannst du das billigerweise verlangen?" —
So scherzte der Schalksnarr.
Halb nur hört' ihn, verloren in eigne Gedanken, der König.
Denn von Tage zu Tag wuchs jetzo in Münster die Drangsal,
Wuchs die Entbehrung, der Hunger. So karg schon wurde die Speisung
Bei dem gemeinsamen Mahle den Hungernden, daß sie des Hungers
Stachel nur schärfte. Des Tages dreimal an den Tischen im Domhof
Saß das sionische Volk vordem, doch jetzt nur noch einmal.
Schnöde verkürzt' und bestahl ihr Teil noch den Bürgern der Schaffner
Trug und heimliche Gier. Nun wurden die letzten der magern
Gäule geschlachtet, dazu auch die Katzen, die Hunde. Nach Krähen
Schoß manch lüsterner Jäger. Der Frosch aus der Jauche des Grabens
Galt als leckere Beute. Das zähe Gemüse, geschmeidigt
Ward es mit widrigem Talg. Sorgsam auflas man die Knochen,
Um in den wallenden Topf sie zu werfen, zu würzen mit ihrem
Marke, dem kargen, die Brühen.
Doch schlimmer noch kam es. Der Diebstahl
Nicht, noch trügende Schaffner verkürzten dem Bürger den Anteil,
Nein, wild stritt sich und raufte verzweifelnde Gier um die kargen
Reste des Mundvorrats, wie um Aas sich stritten die Geier,

Daß nur der Stärkre sich labte, die Schwächeren aber verhungernd
Brachen zusammen. Gejagt ward jetzo, in Fallen gefangen
Eifrig die Ratte, die Maus. An Leder, an Rinden der Bäume
Nagte die Not und begrüßte das Laub an den Bäumen als Labung.
Einen Verhungerten fand man, auf offener Straße verschmachtet,
Der noch zwischen den Zähnen, dem kauenden Rinde vergleichbar,
Hielt ein Büschel von Gräsern. Es schabten die Kinder, nach Speise
Gierend und weinend vor Hunger, das Weiße herab von den Wänden.
Säuglinge hingen verschmachtend am Busen verschmachtender Mütter,
Saugten an dorrender Brust: es verschmachteten doppelt die Mütter.
Aber die Liebe der Mütter, sie schlug oft um in des Hungers
Tierische, wilde Begierde — Verzweiflung, die grause, vergriff sich
Rasend am eigenen Fleisch . . .
O, die Anabaptisten, die bleichen —
Bleicher nun wandeln sie hin als je durch die Straßen von Münster.
Erst hat schwärmender Drang, und dann der sionischen Ehen
Schnödes Gelüste gezehrt an dem Marke der Männer, und wüstes
Treiben, nach Münster verpflanzt von den Söhnen des wandernden Stammes;
Und nun brechen zusammen die Reste der Kraft vor des Hungers
Wühlendem Zahne. Dahin wie Gespenster nun wandeln sie; schlotternd
Hängt um die Glieder die Haut. So verdorrt, so verblaßt sind die Lippen,
So durchscheinend die Ohren, die Flügel der Nasen, wie Blätter,
Die man beschreibt mit Tinte; versumpft ist das Aug' in der Höhlung.
Spitz vorragen die Knochen, als wollten durchbohren die fahle
Haut sie der Backen. Und manchem auch schwollen die unteren Glieder,
Während die oberen welkend vertrockneten; oft auch durchbrachen
Eiternde Beulen die Haut. Auf den Wällen die Streiter vermochten

Kaum noch die Waffen zu schleppen: sie waren wie Fliegen im Herbstmond
Matt. Sie stützten im Gehn sich auf Krücken und Stäbe. Der Mißduft
In der umlagerten Stadt, er vergiftete nun auch die letzte
Labe der Menschen, die Luft; ausbrachen, im Bunde mit bleichem
Hunger, die Seuchen, zu mehren die Ernten des Todes in Sion.
Unter das Volk trat Jan in den Straßen mit seinen Begleitern.
Ernst hinschritt er vom Markt die im Halbkreis prächtig geschwungne
Straße der Bogen entlang, bis hinüber zum schwellenden Aafluß,
Bis zur Brücke, die führt in das Kirchspiel über dem Wasser;
Und ihm streckte das Volk wehklagend entgegen die Hände,
Sich in Scharen versammelnd. Er dachte zu reden. Da plötzlich
Kam es mit Sausen daher in den Lüften geflogen, und prasselnd
Stürzt eine wuchtige Kugel herab zu den Füßen des Königs,
Zwanzigpfündiges Erz. Aufhob mit Ruhe der Jüngling
Sie und wog in der Hand sie betrachtend. Geschweißt an das Erzrund
Fand er geglättetes Leder; auf diesem gegraben die Zeilen:
„Männer! Ergebung fordert noch einmal gnädig des Hochstifts
Herr und Fürst; doch wofern ihr verschmäht auch heute die Mahnung,
Nicht soll bleiben ein Stein auf dem andern in Münster, und alles,
Was nicht tötet das Schwert, ist verfallen dem Stricke des Henkers,
Oder dem Rad und dem Roste, dem glühenden. Doch dem Verführer,
Der euch betörte so lang', mit glühenden Zangen am Holzstoß
Wird von den Gliedern das Fleisch ihm, das Herz aus dem Leibe gerissen."
Solches besagt, entsendet aus mächt'ger Kartaune, die Botschaft.
Denn es verweigert schon lange für andere Boten den Einlaß
Trotzend das Münstersche Volk. Nun liest hellstimmig dem Schwarme
Jan die Verkündung. Um sich dann blickt er, als wär' er des Bischofs

Sendling selbst und erwarte des Volks Antwort und Entscheidung.
Doch jetzt naht auf dem Falben sich Divara. Dunkelgelockte
Schwärmen um sie. Und sie rief: „Ihr Männer von Sion, vernehmt mich!
Nachricht gab ich euch oft. Ihr wißt, wie sich mancher der Meinen
Schlich durchs Bischofslager und Kundschaft brachte vom Ausland,
Brieflein brachte sogar, die zusammengerollt er im Ohr trug,
Oder verbarg in den Flocken des dichten und schwärzlichen Hauptbaars.
Aber der letzte der Boten, er meldete mir im geheimen,
Nicht mehr täuschten wir schleichend die wachsam lauernden Söldner,
Nur durch ein Wunder entrannen dem Tode die letzten der Unsern.
Aber ein anderes Wagnis ersannen die Helfer aus Holland:
Wenn zehn Tage verstrichen, so sagten sie, sollen die Münstrer
Wohl im Auge behalten die Fluten der regengeschwellten,
Sacht hingleitenden Aa — so empfangen sie weitere Botschaft.
Heut' ist der zehnte der Tage. Behaltet im Auge den Aafluß!"
Sprach's, und noch während sie sprach, schon sah man herunter den Aafluß
Schwimmen ein Faß, in den Wellen daher wie verlornes Gerümpel
Trieb es. Da stürzte behend' in die Fluten hinab sich ein kecker
Schwimmer und zog ans Ufer in Eile die schaukelnde Beute.
Und auf der Königin Wink abhob man vom Fasse den Deckel.
Da, wie das Küchlein kommt aus berstender Schale, so sprang hier
Stracks aus dem Faß, schwarzlockig, mit bräunlichen Wangen, ein Knabe.
Und er begann weittönend zu reden, zu künden dem Volke:
„Sionsstreiter, es grüßen die Scharen der Brüder aus Holland
Euch, und von Ostfriesland, von Brabant, vom Rhein- und vom Mainstrom!
Nahe dem Münsterschen Land schon sind sie; noch wenige Tage,
Und sie stehen vor Münster zu Tausenden, euch zu befreien,
Und zu vernichten im Streit die Verruchten, die Feinde von Sion!" —
Also der bräunliche Knabe. Da blitzt in fanatischen Augen
Wieder ein Strahl der Verzückung. Und jauchzend ermannt es noch einmal
Sich, das sionische Volk. Todsieche nur, zitternde Greise

Standen und säugende Mütter verloren in schweigendem Stumpfsinn:
Denn sie hofften ja nicht, wie nah' er auch sei, zu erleben
Jenen erlösenden Tag! Auf sie, mitleidigen Herzens,
Blickte der König, und neu anhub er zu reden, und ringsum
Lauschte das Volk, zu vernehmen das Wort des gebietenden Jünglings.
„Welcher von euch," so begann er, „ihr Brüder und Schwestern, sich wahrhaft
Findet getrieben vom Geist, ausharrend zu dulden, der bleibe.
Aber die nah' dem Verderben, die Schwachen, die Greise, die Siechen,
Oder wer sonst es verlangt von den duldenden Bürgern, hinausziehn
Ohne Verhinderung mag er sofort durch die Tore von Münster!
Keiner verweile gezwungen, zu teilen mit andern die Drangsal,
Unfreiwillig zu tragen, was keiner vermag zu ertragen,
Der nicht willig es trägt!" Da dankten mit tränenden Blicken
Viele der schmachtenden Mütter, am Busen die jammernden Kinder,
Sieche dem König, und Greise, und wandten sich ab, um zu gehen,
Und sich zu schleppen hinaus vor die Tore. Doch ihnen entgegen
Kamen Verlorne, wie sie, mit Seufzern und Klagen. Sie riefen:
„Was ihr offen versucht, wir versuchten es heimlich soeben!
Ja, wir flohen geheim; da irrten wir zwischen den Schanzen,
Zwischen den Gräben umher, und statt des mit Tränen erflehten
Mitleids fanden die meisten den Tod von den Händen der Söldner.
Denn nicht wollen sie es, daß hinaus in ihr Lager sich flüchten
All die Verschmachtenden; nein, sie wollen, daß alle zusammen
Ihnen, entsagend dem Trotz, sich ergeben; wo nicht, daß zusammen
Hier wir alle verderben!" So sprachen sie klagend. Da hoben
Jene zum Himmel empor in stummer Verzweiflung die Blicke.
Siehe, da plötzlich kommt mit begleitenden Scharen den langen
Markt herunter in Eile der rührige Knipperdolling;
Und die Beeiferten ziehen, mit freudig erregten Gesichtern,
Hinter sich her eine Reihe von rasselnden, stattlichen Karren.
Aber die rasselnden Karren, sie sind — o Wunder! — befrachtet
Schwer mit Näpfen und Fässern, mit wuchtigen Laiben des Brotes,
Speck und gepökeltem Rind und Tran und gesalzenen Fischen.
Hochauf jauchzte das Volk bei dem Anblick, kaum noch den Augen

Trauend, und drängte sich rings um die Karren, verblüfft und begierig
Und von Fragen erscholl es: „Woher?“ und „Wie?“ Da erwidert
Knipperdolling mit Lachen: „Ihr meint, das sendet der Bischof?
Nein, wir hatten es hier, ganz nahe; nur galt es zu suchen.
Wisset, ihr Leute, so kam's: Daß viele verdarben vor Hunger,
Ging mir kläglich zu Herzen. Doch manche bemerkt' ich, die liefen
Immer mit rundlichem Wanst und mit munteren Augen umher noch,
Gleich Masttauben des Winters inmitten verkommener Spatzen.
Seht, da kam mir's zu Sinn, Umschau zu versuchen noch einmal
In den Gelassen und Kellern. Als eben dahier auf dem Marktplatz
Waren die Bürger versammelt und leer schier jede Behausung,
Nun, da benützt' ich die Zeit, durchforschte mit etlichen Spatzen
Fleißig die Taubengehege. Da fanden sich mancherlei Truhen,
Mancherlei Säcke gefüllt; von Heringen gab's und von Schinken
Noch so manichen Rest, und dazu manch wacker gefülltes
Fäßlein köstlichen Weins aus den Kellern verlaufener Pfaffen.
Vieles betraf ich vergraben in heimlichen Löchern, im Bettstroh,
Unter dem Holz und sogar auch unter den Brettern der Dielen.
Ei, da wurde mir's klar, wie's kam, daß mancher in Sion
Noch mit rundlichem Bauch und munteren Augen umherging!
Seht nur! Dieselbigen mein' ich, die jetzt um so bleicher auf einmal
Sind, als röter denn andre vordem sie gewesen im Antlitz!
Billig trifft sie die Reihe, zu schmachten, zu fasten von heut' an,
Bis sie der Hunger so bleicht, wie jetzo das böse Gewissen!“
Sprach's, und die selbst sich verrieten durch ängstlich Erbleichen und Zittern,
Wurden ergriffen, zu harren des strengen Gerichts auf dem Rathaus.
Aber den Mundvorrat umdrängte, den nimmer gehofften
Schatz, mit Gejauchze das Volk. Doch dazwischen nun traten die Schaffner
Eifrigen Sinns, zu berechnen, wie lang' wohl reiche der Vorrat
Für den gemeinen Bedarf. Da kreischte die hungernde Volksschar:
„Abseits denkt ihr zu bringen die glücklich errungene Beute?

Sie zu verkümmern uns noch, zu verteilen in euerer Weise?
Nein, wir wollen einmal doch wieder, nach langer Entbehrung,
Satt uns essen! Es kommen ja bald die erwarteten Helfer!
Sattsam wurde gespart schon, wobei man am Ende zu leben
Nicht, noch zu sterben vermag! Ein Festmahl wollen wir halten,
Würdig zu feiern die Kunde vom nahenden Tag der Erlösung!" —
Also riefen sie wild, hohläugige, bleiche Gestalten,
Fiebernd vor grauser Begier; blutlosen Vampiren vergleichbar,
Stürzten sie über die Labung. Die wuchtigen Brote, sie schwanden.
Sämtliche Massen des Fleisches, der Tran, die gesalzenen Fische,
Nimmer zerstückt und verteilt, nein, gierig mit Händen zerrissen.
Um die gewaltigsten Stücke, die duftigst verlockenden Massen,
Stand ein Haufe gedrängt, wie Rudel von Wölfen gedrängt stehn
Um ein getötetes Tier in der Wildnis. Aber dahier auch
Sättigte sich nur der Starke; der Schwächere, grollend erwarten
Mußt' er, was etwa noch übrig ihm ließ die Begierde des Stärkern.
Und so gellte Gezänk durch den Markt hin, wildes Gedränge,
Laute des Grolls, sich mischend mit tollem und wüstem Gejubel.
War auch verschlungen bereits mit Begierde der letzte der Bissen,
Labe des Weines entquoll noch bauchigen Fässern, die standen
An vier Ecken des Markts. Als die Nacht einbrach, da entflammten
Fackeln die Männer umher auf dem Markt und festliche Feuer,
Rollten die Fässer heran zu den Feuern und zechten und sangen.
Mutwill' war, wie vorzeiten, nun wieder erwacht und es klangen
Heilige Lieder zum Spott mit frechen, verbuhlten zusammen.
Und den Choral, den erhabnen, der Anabaptisten, ihn johlten
Jetzo aus heiseren Kehlen, bezecht, die Zigeuner, die Gaukler.
Bald auch klang es im Kreise von Lauten und Pfeifen und Geigen.
Hin dann rissen die Männer zum wüsten Gelage die Weiber.
Söhne des wandernden Stammes und Gaukler ergötzten mit frechen
Possen die lüsternen Scharen. Zuletzt, beim Schwirren des hellen
Zymbals sprangen herbei schwarzlockige Töchter des braunen
Stamms, und keck und verbuhlt vor dem Volk in bacchantischen Tänzen
Drehten sie sich. Da ward — wie der schlagende Funke noch einmal
Weckt Scheinleben sogar in erblichenen Leibern — zu letzter
Regung gestachelt der Reiz in den matten, erstorbenen Sinnen
Bleicher sionischer Männer, erschöpft von wilder Verschwendung:

Aber verdoppelt erfaßt die Entnervten das lüsterne Fieber;
Und so schwangen sich wild, frech-kosend, die Männer mit Weibern;
Grausig war es zu sehn, wie die hageren, schwanken Gestalten,
Spornend mit letztem Entschluß, wie zum Henkergelage, die Mannskraft,
Siech, hohläugig, erhitzt von Wein und Gierde, gespenstig-
Grell von den Flammen bestrahlt, umtanzten die lodernden Feuer ...
Also brachte den Tag das sionische Volk und die Nacht hin.
Mächtig hallte der Lärm auf dem Markt, in den Straßen, im Domhof,
Vor dem Palaste des Königs. Auch dort nun vereinte die Festlust
Eine befeuerte Schar an glänzender, prunkender Tafel.
Divara war es, die braune, die Königin, welche geladen
Hatt' in des Königs Gemächer die Träger der Würden von Sion.
Denn es gezieme, so sprach sie, zugleich mit dem Volke den Häuptern
Sions, zu feiern den Tag. Nach ihrem Gebote verzaubert
War die geräumigste Halle des weiten Palasts in ein lichtes
Eden der Freude, bestellt aus des Vorrats Resten ein Festmahl.
Mehr da sah man des Golds, als der Farben in schimmernder Halle:
Unabsehbar streckte, gekreuzt, sich die prangende Tafel
Hin durch die Länge des Saals. Von der goldig erglänzenden Decke
Hingen herab Kronleuchter, wie Kränze gestaltet, und zierlich
Miteinander verwoben durch Blumengebinde. Die Wände
Waren verkleidet mit Samt, durchwuchert von goldenem Stickwerk:
Aber in blendendem Schimmer, zu Pyramiden getürmt, stand
Ringsum verteilt in der Halle der Schatz des sionischen Reiches:
Gold und Silber gehäuft, Erzbilder und blanke Gefäße,
Opfergerät, Monstranzen und Kelche, mit stürmender Hand jüngst
Kirchen und Klöstern entrissen; dazwischen die edel-metallne
Reiche Patrizierhabe, geliefert aufs prangende Rathaus
Nach des Propheten Geheiß: Goldschalen, erlesne Pokale,
Flimmerndes Silbergeschirr. Und daneben Korallen und Perlen,
Edles Gestein, buntschillernd, und funkelnde Ketten und Spangen,
Gürtel und Prunkkleinode, von Vätern auf Enkel zu Münster

Manch Jahrhundert vererbt: das alles nun strahlte gesammelt,
Stand als ein reicher Basar, wie nur Märchen ihn schildern, zur Schau nun.
Auch durch die Mitte der Tafel, der riesigen, wie sie gekreuzt sich,
Streckte den Saal entlang auf zierlich geschnörkelten Stützen,
Liesen als schimmernder Steg Kleinode, geordnet in Reihen,
Teile des Sionsschatzes, des großen; und wechselnd mit diesen
Standen zur Weide dem Aug', nach dem Brauche der Zeiten, Gerichte,
Eß-Schaubilder, geschnitzt und bemalt, Kleinode sie selber.
Aber ein Blumengewinde verband auch der riesigen Tafel
Gleißenden Prunkaufsatz; Ziersträucher sogar, mit kandierten
Früchten behangen, ergrünten; und hoch in der Mitte der Tafel
Ragte das Wappen von Sion, umkränzt mit Rosen und Lorbeern...
Bei dem Beginne des Mahls anregte den Gaumen der scharfe
Salzige Nordseefisch. Ihm folgte des zäheren Rindes
Fülle, gekocht und geschmort, vielfältig verwandelt, und Backwerk,
Mannigfaltig geformt; aus ein und demselbigen Stoffe
Hatte des Meisters Geschick das Verschiedenste lecker bereitet,
Also verdeckend die Not mit dem prunkenden Scheine des Reichtums.
Aber es flossen auch hier noch würzige Weine, die Laune
Sämtlicher Tafelgenossen zu heiterem Mute beflügelnd.
Lips, der gesprächige, sprudelt von Scherzen; die Frauen des Königs
Lächeln mit blitzenden Augen und rosigen Wangen; sie essen
Marzipan und nippen aus zierlichen Gläschen den süßen
Zyprierwein; und ein Strahl ist sogar in dem Auge des Königs
Sanft nun wieder erglüht, ihm erheiternd, erhellend das Antlitz.
All sein Wesen, es leuchtet; die minnigen Blicke der Frauen
Hangen an ihm; nie schauten sie ihn so herzengewinnend.
Düster ja zeigt' er sich meist. Nachholt er am heutigen Tage,
Was er versäumte, so scheint's; zulächelt er allen vertraulich,
So daß eifernde Sucht sich bereits in den Augen der braunen
Divara malt. Sie sitzt in scharlachrotem und grellem
Prunkstaat neben dem König. Mit gleißenden goldenen Ketten
Hals und Busen behängt, um die Stirn einen blitzenden Goldreif,
Funkelt sie unter den Fraun, wie hervorgleißt unter des Himmels

Mildhell leuchtenden Sternen ein blutrot funkelnder Schwanzstern,
Dräuend in düsterer Pracht. Nachdenklich jetzo und finster
Blickt sie und lacht dann wieder ein triumphierendes Lachen...
Lips trank eifrig und aß. Doch scherzend versucht' er auch manchmal
Sich an den Eß-Schaubildern der Tafel, mit drolligem Unmut
Über den farbigen Tand sich beklagend, der schmählich des Hungers
Spotte, indes er ihn reize. „O wäre“, so rief er, „der Aasluß
Malvasier, und das Gold des sionischen Schatzes, o wär' es
Zuckergebäck! Potz Wetter! Ich frag', ihr Leute, was nützt mir's,
Daß so gediegen und echt im sionischen Reiche das Gold ist,
Wenn der Fasan unecht und der Pfau, die Pastete, der Kuchen?
O du goldenes Sion! Was nützt uns der goldene Zepter
Noch und die goldene Kron' und die anderen goldenen Schätze,
Wenn die sionischen Nüsse, die goldnen, die man uns beschert hat,
Hohl sich zeigen, indes wir sie knacken? Das flimmernde Rauschgold
Ist nun heruntergewetzt und es knurrt der betrogene Magen!
Jan, du mußt es gestehn, daß besser doch waren die Zeiten,
Als noch der ehrliche Lips van Straaten, der Gaukler, den Zepter
Führt' und den Säckel, der Mann, der jetzo sich machte zum Schalksnarrn
Seines gewesenen Volkes... o du mein goldenes Holland!
Säßen wir wieder daheim, o Jan, in der Schenke zu Leyden!“ —
Also der klagende Lips; da lachten die Gäste, die wüsten,
Bleichen Gesellen, und jetzo begann, zu beschämen den Spötter,
Rauschender Klang der Musik, der Drommeten und Pfeifen und Geigen.
Schwül ist die Luft und berauschend. In magischem Glanze, berückend,
Strahlt der sionische Schatz; im Schein unzähliger Lampen
Funkelt's und flittert und flirrt, und das Flimmern, so zauberisch unstet,
Scheint Unruhe zu sprühn in die wild schon erregten Gemüter;
Wüst auch wirkte der Trank. Bei den Bechern mit nickenden Häuptern
Sitzen die Ältesten da, und die jüngeren Männer befeuern
Sich zu lüsternen Scherzen, zu frechem Gelächter. Aus goldnen
Kelchen bezechen sie sich, vor welchen noch jüngst, wenn des Priesters

Hand sich erhob am Altare, das Volk anbetend ins Knie sank...
Alle die erdfahl-bleichen, verfallnen Gesichter beleben
Sich mit gespenstigen Funken, ein lüsternes Grinsen umspielt sie.

Aber die wüstesten Zecher beim Königsgelage, das waren
Knipperdolling doch immer und Krechting. Sie hielten auch heut' sich,
Wie schon lange, zusammen. Der zwerghaft-höckrige Krechting
Schwur, er vertrage noch mehr des befeuernden Tranks, als der durst'ge
Bernt; der rühmte sich aber, vor allen in Sion der größte
Zecher und Raufer zu sein; und so tranken sie denn um die Wette.

Aber beflügelt entschwand so Stund' um Stunde den Gästen.
Nah' ist die Mitte der Nacht; unheimlicher flammen die Augen.
Rottmann nur sitzt schweigend und ihm zur Seite der greise
Dusentschur, der verrückte; mit starrenden Augen zur Decke
Blickt er empor, still murmelnd, von keinem beachtet. Wie schwirren
Heiser die Stimmen! Doch laut tönt Krechtings kreischende Rede,
Der um die Wette noch zecht mit dem ehrlichen Knipperdolling.
Noch hat keiner gesiegt — gleichmäßig erliegen sie beide,
Knipperdolling und Krechting. Doch Krechting, zu kreischen, zu krächzen
Hub er an, wie er pflegte. Gar sehr zu vermissen, so schrie er,
Sei noch manches in Sion; man müsse noch weiter und weiter
Gehn und immer so weiter; man habe die Gütergemeinschaft,
Habe die Vielheirat; doch das sei nimmer genug noch;
Nein, man müsse nunmehr auch gelangen zur Weibergemeinschaft,
Sonderlich müßten von heut' an die schönsten der Weiber gemein sein!
Schreiendes Unrecht sei's, daß die schönsten der Weiber der König
Für sich habe; die Regel in Sion, sie wolle, daß keiner
Etwas noch habe für sich, daß alles für alle gemein sei;
Warum nicht auch die Weiber? — so rief er; der düstere Rottmann
Straft' ihn mit grollendem Blick, doch andere johlten ihm Beifall
Zu in der Runde und spornten zu reden ihn, weil er ergriffen
Eben vom Geist. Fortfuhr er, erwidernd des grollenden Rottmann
Blick mit höhnischem Grinsen: „Verlangt ihr das beste zu hören,

Sag' ich: werfet hinaus aus Sion die letzten der Schwärmer!
Männer, die Zeit ist da für bessere, neue Verkündung!
Matthisson kam, der Prophet, nach ihm der Erkorne von Leyden,
Aber zuletzt kommt Krechting. Nur vorwärts, Männer, nur vorwärts!
Matthisson hat euch erlöset vom äußeren Wort; doch vom innern
Wurde gefaselt sodann, das ein Gott in die Seel' uns geschrieben!
Nun, ich verspüre das nicht! Mir hat, wie es scheint, er dergleichen
Nicht in die Seele geschrieben! Und hätt' er's getan auch, ich frage,
Was das kümmern mich soll und warum ich's sollte befolgen?
Nein, nicht schiert mich, was einer, den ich nicht kenne, gekritzelt
Irgendwohin, und wär's auch mir auf den eigenen Rücken!
Hab' ich, bevor er gebot, ihm gelobt, daß ich werde gehorchen?
„Gut sein“ soll ich? Warum? Ei, sage mir einer nur einmal
Einen vernünftigen Grund, warum ich's solle, so will ich's!
Nein, der gesunde Verstand weiß nichts vom inneren Worte!
Schweigt mir vom menschlichen Herzen; das ist nur die hintere Türe,
Welche die sämtlichen Götzen, Tyrannen und Quäler der Menschheit,
Die zur vorderen Tür man hinauswarf, wieder hereinläßt!
Grade das „innere Wort“ ist von allen Tyrannen der schlimmste! —
Sünde? Was nennt ihr Sünde? Nur das, was entgegen der Satzung;
Gut, so stürzt sie, die Satzung; so ist auch die Sünde beseitigt,
Fehllos wandelt ihr hin fortan, wie die Heil'gen im Himmel.
Ei, was will das Gewissen? Das will von den Kirschen das Fleisch euch
Schnöde verbieten, und gibt euch zu schlucken die steinigen Kerne!
Haltet ans Fleisch euch und werft ins Gesicht dem Gewissen die Kerne!
Ist er ein selbstlos Wesen, der Mensch, daß er fremden Geboten
Folgt, wie den Lüften der Rauch und des Baches Gewelle dem Rinnsal?
Seid wie der Vogel in Lüften und wie das Getier in der Wildnis!

Seht, losgehn sie auf das, was ihnen behagt und sie fragen
Nicht nach dem Willen des Himmels, sie haben genug an dem eignen.
Lebt, wie der wandernde Stamm nun seit Jahrhunderten hinlebt!
Sehet, die freun sich des Lebens als freieste Söhne der Erde!
Strolche benennt sie die Welt. Ich aber, ich sage, die Strolche
Müssen erneuern die Welt. Gleich ist, was Menschengesicht trägt,
Gleich ist dem Weisen der Strolch! Auf, Strolche! Die Welt, sie ist euer,
Traun, so bald ihr nur wollt; ihr habt ja auf Erden die Mehrzahl,
Folglich die Übergewalt, und das Recht, zu entscheiden die Dinge!
Fletschet die Zähne vor Gott! Bohrt Eselsohren dem Himmel!
Denkt ihr dran, wie ich ließ im Gewitter die große Kartaune,
Die da steht auf dem Markt, schnurgrad mit der Mündung nach aufwärts
Richten und schoß eine Kugel hinauf in den zürnenden Himmel?
Sehet, so macht' er's kürzlich, der kleine, der bucklige Krechting!
Ei, ihr schüchternen Recken, ihr laßt euch vom Zwerge beschämen?"
Also sprach er, da jauchzten ihm zu die sionischen Männer.
Selber der König — warum doch lächelt der König so seltsam
Bei dem Gelall des Bezechten, des höckrigen Himmelbestürmers?
Ist ihm jeglicher Groll und jeglicher Ernst in des Rheinweins
Goldenen Fluten ersäuft, und hat er die lastende Schwermut
Ganz aus der Seele gespült? — Aus irdischen Banden zu heitrer
Freiheit wieder erlöst, aufschwingt sein Geist sich, zu stiller
Göttlicher Ironie ist geläutert die stumpfe Verzweiflung
Ihm an der Welt und sich selber. Des himmelbestürmenden Knirpses
Kreischen belustigt ihn jetzt und es wird ihm zur Posse das Schauspiel
Eigenen Trauergeschicks. In keck-aussprühender Laune
Ruft er: „Bringt, ihr Trabanten, die Krone herbei mir, den goldnen
Zepter, den purpurnen Mantel!" Dem Wort des Gebieters gehorchend,
Bringen getragen die Kron' und den Zepter, den Mantel, die Diener.
Und er bekleidet sofort mit der Herrschaft Zeichen des Unholds
Taumelnde schnöde Gestalt, um den Höcker des Rückens ihm wirft er
Hastig das Purpurkleid, in die Hand ihm drückt er den goldnen

Zepter, die Kron' aufs Haupt. „Wenn einer in Sion die Krone",
Ruft er, „zu tragen verdient, du bist es, o wackerer Krechting,
Denn es verkörpert in dir, wie in keinem, des neuesten Sions
Bild sich und höchster Gedanke! Vertausche den Sitz mit dem meinen!
Und auch die Schätz' und die Weiber, um die du so sehr mich beneidest,
Sollst dein eigen du nennen von heut' an, wackrer Krechting!
Rufet ihm Heil denn, Männer, dem neuesten König von Sion!" —
Sprach's; da erstaunten die Zecher, und Krechting stak wie ein Kobold
Grinsend im Königsgewand. Doch er faßte sich bald und zu kecker
Würde sich blähend, sofort mit des Königs vergoldetem Armstuhl
Tauscht' er den eigenen Sitz, und schwankend, mit drolligem Nicken,
Dankt er dem Ruf: „Hoch leb' er, der neueste König von Sion!"

Und aus dem Becher ergänzend das vollere Herrscherbewußtsein,
Schlürft in gewaltigen Zügen er sprudelnde Fluten, bis endlich
Ganz die Gedanken sich ihm in dem trunkenen Haupte verwirren,
Und er nur stammeln noch kann von „Vorwärts", „Weibergemeinschaft",
„Größerer Freiheit Sions". Zuletzt dann wendet er täppisch
Sich zu den reizenden Weibern, die ihm zur Seite nun sitzen,
Ihm nun gehören. Er lächelt sie an mit blinzelnden Augen,
Will liebkosend ergreifen die Hände der einen und andern.
Aber mit ängstlichem Schrei abwenden sie von dem gekrönten
Kobold sich, von dem Wichte, dem häßlichen; und er bedroht sie,
Allen zusammen demnächst abschlagen zu lassen die Köpfe.

Doch zu dem neuen Gebieter nun wendet der hinkende Schalksnarr
Lips van Straaten sich gleich, um zu fragen ihn, wie er des Kanzlers
Amt zu besetzen gedenke, nachdem er König geworden.
„Willst du, erhabener König," so rief er, „für solcherlei Würde
Haben den Mann, der frei, volkstümlich wie keiner gesinnt ist,
Nimm mich! Weiß doch ein jeder, daß ich es gewesen, der immer
Hatte den allergeringsten Respekt vor dem früheren König!
Wie du gepaßt zu dem König, dem vorigen, paß ich zum neuen!
Denn probat ist die Regel in sämtlichen Reichen der Erde:

Herrschet als König ein Narr, so erkieset den Schelm er zum Kanzler,
Herrschet als König ein Schelm; so nimmt er zum Kanzler den Narren!
Und so zaudert denn nicht, Herr König, und macht mich zum Kanzler!"
Sprach's, da schmunzelte Krechting und nickte mit trunkenem Haupt ihm
Gnädig und lallte sodann: „Sei Kanzler in Sion, du Schalksnarr!"
Neben den König nun setzte sich stolz der erkorene Kanzler,
Und zu den Männern im Kreis, die mit glasigen, triefenden Augen
Vor sich blickten so hin und die Wandlung der Dinge bestaunten,
Sprach er: „Ihr Häupter von Sion und Bürger, fürwahr, es geziemt nicht,
Mich zu beneiden. Sobald nur die Gnadenlawine des Königs
Einmal kommt ins Rollen, da werdet ihr sehen! Erobern,
Wie zu erwarten, die Welt wir, geführt von dem wackeren König,
Vizekönige, denk' ich, und Erbstatthalter und andres
Braucht er in Menge sodann: nicht überall kann er ja selbst sein.
Ei, da gilt's zu verteilen die Länder der Erde. Da gibt es
Pfründen für alle zuletzt. Nun, Männer, ich bin in der Welt rings
Viel umher schon gekommen, ich sah schier sämtlicher Herren
Länder; wenn einer vermag sie geschickt und mit Fug zu verteilen,
So bin ich's! Ihr seht, wie er nickt schon, der König; er billigt,
Was ich euch sag' als Kanzler. Da habt ihr Hessen, ein schönes
Land und bequem zu regieren. Wer will's? Ei, wackerer Xantus!
Nimm dich des Ländleins an, wenn auch nur mir zu Gefallen!
Gebhard, tapferer Held, in Lothringen bitt' ich und Elsaß
Nimm in die Hände die Zügel! Du, Schulze, du laß dir im Schwarzwald
Huld'gen! Im Thüringerland, Hans Müller, als waltender Landgraf
Mach' dir's bequem! Kurt Mayer, als Schneider gewandert vorzeiten
Bist du im Ungarland, wie ich höre! Wie wär's, wenn als Fürst du
Dahin kehrtest zurück? Für dich, Veit Pfeffer aus Nürnberg,

Ist Friesland wie gemacht; zieh' hin und regiere mir's glorreich!
Setz' dich in Welschland fest, du, Jost van der Schanz: Pomeranzen
Blühn dir und Feigen alldort! Land Böheim ist für den Tylan,
Welcher die Wache da drauß' vor dem Eingang hält so getreulich.
Portugal, ei, potz Blitz! Da blühn gold-bräunlich die Weiber,
Glüht goldfarbig der Wein! Hör', wackerer Knipperdolling,
Wenn ich einem vergönne das Land, dir will ich es gönnen!
Denk' an mich, wenn sie dorten dich krönen, und laß bei dem Festmahl
Leben den ehrlichen Lips im goldenen Wein von Oporto!"

„Wie?" fiel hier in die Rede dem ehrlichen Lips van Straaten
Xantus, der einstige Fleischer, der jetzo am meisten bezecht war,
„Wenn im dortigen Land die erlesensten Weiber gedeihen,
Und die erlesensten Weine, so mag nur Hessen ein andrer
Nehmen; ich selber verlange mir König zu sein von Oporto!
„Narr!" entgegnete zornig der trunkene Knipperdolling;
„Hessen verschmähst du? Was? Für dich ist's lange zu gut noch!" —
Wild aufbrauste der andre. Denn rasch in sionischen Männern
Waren die Nerven gereizt zu krankhaft zitternder Spannung,
Rasch und mächtig erklomm in dem fiechen Geblüte die Wallung.
Und so kehrte sich Xantus mit krampfhaft wütigem Faustschlag
Über den Tisch nach dem Haupte des rasch ausweichenden Gegners.
Statt des bedroheten Haupts daß traf er, der Schwanke, des Tisches
Kante; den Tisch nicht brach er, den eichenen, ehern gefügten,
Aber die schwammigen Knochen der Hand, daß er ächzend zurücksank.
Also befehdeten dort zwei trunkene Männer von Sion
Sich um die Länder der Erde in grollender wilder Erbittrung...

Nur mit Mühe beschwichtigt den grausig-drolligen Wettkampf
Lips van Straaten, der Narr. Und es eifert der trunkene Krechting:
„Lasset den Zank um die Länder; ich will für die heutige Nacht erst
Teilen die Weiber, die jetzt zwar spröde noch tun; doch gewöhnen
Mögen sie sich fortan alltäglich zu wechseln die Gatten!" —

Und er beginnt alsdann zu verteilen die blühenden Weiber.
Diese gewährt er dem Kanzler, dem neuen, die andre dem Tilbeck,
Und so anderen andre. „Und mir?“ lallt trunkenen Mutes
Bernt entgegen dem Freund. Zur Antwort lachte der wüste
Krechting: „Dir geb' ich die Schönste, die Königin Divara selber!
Nimm sie und freue dich ihrer!“ — Im Anfang fühlte geschmeichelt
Sich durch das schöne Geschenk der gewaltige Knipperdolling.
Und er erhob mit galantem Gegrinse sich. Völlig des alten
Grolls nun hatt' er vergessen, so schien es, der stets ihm die braune
Königin hatte verleidet. Er nahte sich ihr, doch die Stolze
Stieß ihn höhnend zurück, daß er taumelnd, der Trunkene, hinfiel.
Fluchend nun lag er am Boden und stieß mit der Wut des Berauschten
Häßliche Schmähungen aus, und schwur, er habe die Braune
Immer gehaßt, die wert, daß nach Hexengebrauche mit Kerzen
Man ihr bestecke den Leib, bei Satansfesten zu leuchten...
Greulich verzerrt das Gesicht sich des tückischen Krechting; und heimlich
Bebend befiehlt vor die Tür er zu werfen den schmähenden Saufbold.
Und dann wieder beginnt er umher zu verteilen die Weiber.
Doch zu gering ist die Zahl, und die wankenden Männer, sie streiten
Sich um die Weiber alsbald, wie zuvor um die Länder der Erde.
Doch gar seltsam lächelnd begann jetzt Divara: „Hört mich,
Männer von Sion! Ich war's, die zu Gaste hieher euch gebeten!
Mir obliegt es zu sorgen, daß kräftig gedeihe die Festlust.
Immer noch solche gewahr' ich, die mürrisch dahier und verdrossen
Sitzen im fröhlichen Kreis. Ei, sind der sionischen Männer
Sinne geworden so stumpf, und stärkerer Mittel bedarf es,
Um sie zu reizen, zu spornen? Wohlan, so laßt mich die Becher
Füllen mit anderm Getränk vorerst, mit dem besten, was Sions
Keller verbargen bis heute!“ — Sie winkt, und dunkelgelockte
Diener gehorchen dem Wink, in kristallnen Gefäßen kredenzend
Duftiges Naß, weißblinkend, das, gärend in Becher gegossen,
Hell aufschäumte mit Macht und wie flüssige Glut in den Kehlen
Süßlich brannte. Zu leuchten begannen die Augen der Männer
Und es umspielte die Lippen ein wonnig-heiteres Lächeln.

Aber von neuem nun winkte die Königin. Siehe, da schwebten
Plötzlich herein in die Halle die reizendsten Weiber, ein Knäblein
Ihnen voran, holdlächelnd. Das Knäblein trug in den Händen
Schwebend die zierlichste Lampe, die hell mit rosigem Lichtschein
Glomm und alle Gestalten im prangenden Saale mit hohem,
Lieblichem Zauber umgoß. In diesem verklärenden Lichte
Schwebte die lächelnde Schar liebreizender holder Gestalten.
Mitten ins düstere Treiben herein der sionischen Zecher
Sprang's wie ein Reigen verschollner hellenischer Göttergebilde.
Jugendlich frisch und blühend, erstrahlend in heiterer Schöne,
Schwebten sie her und hin und begannen zuerst nur bei sanftem
Flöten- und Saitengetön in Verschlingungen, lieblichen Gruppen
Jeglichen Reiz zu entfalten. In pantomimischen Spielen
Wiegten und schmiegten sie sich als arkadische Schäfer und Jungfraun;
Neckisches Haschen und Fliehn, süßlockendes Winken und Werben,
Schüchternes Schmachten und Trotz, und stürmisches keckes Verlangen,
Zärtliches Tändeln, zuletzt obsiegende, feurige Liebe;
Solches erschöpften sie spielend, die lächelnden Zaubergestalten,
Wandelnd in tänzelndem Schritt, dann wieder auf Teppichen ruhend,
Inniglich sich umschlingend, wie Liebende ruhn mit Gekose
Traulich allein. Doch plötzlich verstummten die weichlichen Flöten,
Wild aufjauchzend erscholl mit bacchantischem Rauschen und Sausen
Zimbel und Tamburin — und empor vom Boden aus sanften
Liebesumschlingungen rissen, in stürmischer, wilder Erregung,
Sich die Entflammten und drehten in rasend-beflügeltem Schwung sich.

Starr hinblickt auf den Reigen, begeistert, der Männer von Sion
Trunkener Schwarm. Da erlischt die gemeine, die wüste Berauschung
Ihnen, zu höherer Lust aufregt sie im Herzen der Zauber
Dieser berückenden Schöne. Sie selbst auch leuchten wie Götter.
Kräftig, blühend, verjüngt im Scheine der magischen Lampe.

Und Jan selber, entrückt nun plötzlich des lächelnden Hohnes
Schnödem Gefühl, das im Herzen das wüste Getrieb' ihm erregte,
Blickt in den Schönheitsreigen mit neu sich belebenden Augen;
Und noch einmal bewältigt das leben-verlangende Herz ihm
Dies aufregende Tosen, die Zimbeln, der wogende Rhythmus

Und der befeuerte Takt, und der wilde bacchantische Tanzschwung,
Und die Begeisterung schwellt, mit Wehmut leise sich mischend,
Hoch ihm das Herz. „Ei," spricht er zu sich, „es berührt mich die Schönheit
Einmal noch, und die Lust mit ihrem berückenden Zauber?
Seit ich lebe, war immer nach heiterer Freude die Sehnsucht
Jeglicher Schwung des Gemüts, jedwede Berauschung des Herzens
Enge verschwistert in mir mit dem Streben nach Hohem und Edlem.
Ist's so Menschengeschick? Ist's nur Unseliger Erbteil?
Ach, warum ist die Freude, der heitere Jubel der Sinne
Hier auf Erden geknüpft ans Besudelte, Schnöde, Gemeine?
Aber im Schmutze sogar, o Freude, du Tochter des Himmels,
Trägst du berauschend die Spur noch der hohen und himmlischen Züge!
Wehst du noch einmal mich an, holdgrüßend? Es atmen die Blumen
Duftschwül vor dem Gewitter, und schwül auch duften der Freude
Blüten, wie doppelt gewürzt, vor dem Schritte des nahenden Schicksals ..."

Faßt auch ihn die Berauschung? Nur Lips, in ein spöttisches Lachen
Bricht er aus, der Verzückten Gebärd' und Mienen gewahrend
Rings im schwärmenden Kreis — was bedeutet die gellende Lache?

Freier nun warfen, betörend, verlockende minnige Blicke
Während des Tanzes die holden, die feurigen Weibergestalten
Auf die entflammten Betrachter. Hervor aus den Reihen der Schönen
Tritt nun manche mit Lächeln, die Liebebetörten zu necken,
Und mit Gekos' und Geplauder den zärtlichsten Wink zu erwidern;
Andere werden gehascht mit Gewalt aus dem schwebenden Tanzschwarm,
Bis, wie sich löset ein Kranz, aus welchem man, spielend, zerpflückend,
Blum' um Blume gezogen, sich löset der prangende Reigen.
Fröhlich wiegt auf den Knien ein reizendes Weib nun ein jeder.
Jan auch, dem Sinnenden, nähert sich schmeichelnd die Schönste der Schönen:

Doch bald schreckt sie zurück das Geknurr der gewaltigen Hunde,
Die ihm zu Füßen gelagert. Die anderen alle, sie wiegen
Lachend die Weiber im Schoße, begierig nach Kuß und Umarmung.
Aber der Schalksnarr Lips, er springt wie ein Toller mit Possen
Zwischen den Paaren umher, und plötzlich, scherzend und lachend,
Stößt er, tölpisch, so scheint's, unwissend, die magische Lampe
Dröhnend vom Tische herab —
Da starrt mit Graus und Entsetzen
Auf die Gestalt, die er glühend noch hält in umschlingenden Armen,
Jeder sionische Zecher: die reizenden Weiber, sie grinsen
Frech, zigeunerisch-roh, hohläugig und runzlig und hager
Ihnen entgegen, mit welken und schwammigen Gliedern, mit gelben,
Wüsten, in höhnischer Lache verzerrten, verbuhlten Gesichtern;
Aber die Männer von Sion, sie selbst auch entsetzen der eine
Sich vor dem anderen jetzt, denn sie blicken sich an mit den bleichen
Zügen, den hager-verfallnen, gespenstig — als jenes entstellte
Menschengebild, das aus ihnen zu formen begonnen die Wollust
Und vollendet der Hunger ... So stehn sie in dumpfer Erstarrung
Schweigend; es tönt um sie nur das grelle Gelächter des Schalksnarrn
Hin durch den dampfenden Saal. Inzwischen, von keinem bemerkt, ist
Krechting, der neueste König, gesunken mit Zepter und Krone
Hinter den Tisch, von des Tranks Unmasse bewältigt. Der düstre
Dusentschur, in des Trankes verschüttete Reste mit Grinsen
Hat er die Finger getaucht; wahnwitzig beschreibt er die Wand jetzt
Mit dem befeuchteten Finger. „Was kritzelst du?“ fragt ihn der Schalksnarr,
Nähernd der Wand ein Licht. Da entzünden sich bläulich die Zeichen
Und in flammendem Zug aufglänzt „Mene tekel upharsin“,
Wie es geleuchtet dereinst bei dem Königsgelage Belsazars.
Wieder nun lachte der Narr: „Da seht, wie geartet der Trank ist,
Den man euch heute krebenzt — er brennt an der Wand wie im Leibe!“

Schauder ergreift die Erstarrten — und todstill ward's in der Halle.
Horch — da erscholl, dumpfdröhnend, ein mächtiger Donner vom Markt her;
Dann ein Büchsengeknatter; auch wüstes, verwirrtes Geschrei scholl
Zu dem Palaste herüber. Verdoppelt Entsetzen bewältigt
Alle Genossen. Ein Bote, der hinter sich her eine Blutspur
Zieht, stürzt jetzo herein: „Zu den Waffen!" Er ruft es und bricht dann
Sterbend zusammen.
Gekämpft auf dem Markt ward eben ein kurzer
Grausiger Kampf.
Ruh' hatte geherrscht bis heut' in des Bischofs
Heer, und tiefer als je heut' schien sie zu herrschen im Lager.
Aber hinaus kam schleichend zu Wilcke, dem Tapfern, aus Münster
Einer vom wandernden Stamm; der sprach: „Herr, reif ist der Apfel;
Komm, ihn zu pflücken! Zu Münster da taumeln berauscht und entkräftet
Heute die Männer umher, wehrlos und ohne Besinnung.
Komm um die Mitte der Nacht, und du findest entriegelt das Kreuztor
Für dich selbst und die Söldner!" So flüstert der schleichende Bote
Wilcke, dem Tapferen, zu, dem Feldhauptmann, an dem Tage,
Als nach Hamm mit den Räten, den sämtlichen, eben geritten
Wirich, der Kriegsfeldherr . . .
Und Wilcke gedachte des Schwures . . .
Und er rüstet die Seinen, erwartend die nächtliche Stunde.
Und als gekommen die Stunde, da führt er gegen das Kreuztor
Sacht die bewaffneten Scharen und trifft es entriegelt, und harrend
Steht am Tor der Verräter, der braune, zu leiten die Söldner
Still durch verödete Gassen. Verkommene wüste Gestalten
Ruhn auf dem Boden gestreckt. Sind's Tote? Berauschte nur sind es . . .
Aber aus dumpfer Berauschung empor nun taumeln die marklos
Wankenden Streiter, erschrocken, der wandelnden Krieger Gewaltschritt
Und ihr Eisengeklirr in den hallenden Straßen vernehmend.
Ja, sie taumeln empor, mit fieberndem Haupt und mit starrem

Aug' anglotzend den Feind; schon sind sie Gespenster, bevor noch
Hin sie metzelt am Weg im Vorwärtsschreiten der Söldner.
Aber was treten hervor die Gestalten vergangener Tage,
Lange verschollen in Sion? Die treu noch Gebliebnen, die Ernsten
Sind es, die einzig bewahrt noch den Funken des einstigen Feuers;
Matthissons alte Kohorte, verlacht seit lange, verspottet;
Wenige sind's, kaum fünfzig sionische Männer, aus bessern
Tagen ein spärlicher Rest. Sie treten hervor und sie scharen
Sich auf der Mitte des Marktes, gewaffnet, zu eherner Phalanx.
Einmal entrollen sie noch das geheiligte Banner von Sion,
Stimmen noch einmal ihn an, den verschollenen Psalm des Propheten
Matthisson, den Choral, den erhabnen, der Wiedergetauften,
Der vor den Toren von Münster erscholl nach dem schönsten der Siege.
Wütig stürzen heran auf die Todesgeweihten die Söldner
Sich, auf die bleiche Kohorte der letzten sionischen Streiter.
Schwächer und schwächer erklingt der Choral — das besudelte Banner
Sions, noch einmal badet es rein sich im Blute der letzten
Anabaptisten, der letzten vom Bunde der Freien und Reinen,
Welche die Welt zu erneun in begeisterter Seele getrachtet...
Aber im Domhof drüben, im hohen Palaste des Königs,
Als sie vernommen den Boten, die bleichen Genossen des Festmahls,
Und von dem Marktplatz her das Geknatter, da kam die Besinnung
Halb den Berauschten zurück. Zu den Scheiben der Fenster in Eile
Stürzend und prallend zurück, und mit stummem Entsetzen hinabwärts
Deutend einander, erblicken sie feindliche Lanzen im Domhof
Blitzend, und Fackelgeleucht, und Scharen der Söldner, des Hauses
Pforten umdrängend mit Macht. Durch Säl' und Gemächer wie sinnlos
Eilen sie, flüchten sie hin, die betäubten Genossen des Festmahls,
Suchend ein heimlich Asyl. Die halb sich ernüchtert, sie taumeln
Über die völlig Berauschten, die schlafend noch liegen am Boden.
Aber zu Jan von Leyden, der schweigend mit blitzenden Augen

Steht in der Mitte der Halle, die Hand am Griffe des Schwertes,
Laut umbellt von den Rüden, den immer getreuen Gefährten,
Kehrt im Vorbeigehn flüchtig sich Lips van Straaten, der Schalksnarr.
„Jan, nur Geduld!“ so spricht er, „zu End' ist das närrische Stück nun
Gleich, und der Vorhang sinkt, und die flackernden Lichter verlöschen.
Wirf in die Ecke den Trödel und geh' zur Ruhe; du hast dich
Wacker gehalten zu Münster, genau wie ich's dachte: mit Anstand
Hast du die Rolle gespielt, Freund Jan! Mit besserem Anstand
Freilich, als *Glück* und *Dank*! Denn das Stück, das war ein verdammtes
Stück, ein wunderlich-krauses ... Zur Ruh', mein Sohn! — Für den Ausgang
Und für den kräftigen Schluß laß mich noch sorgen, den alten
Lips van Straaten, den Gaukler, den Führer des Trupps, der auf solches
Sich doch am besten versteht ... Zur Ruh' nun gehe, du junges
Blut, zur Ruh'! Schlaf' süß und träume von besseren Dingen,
Als von der irdischen Welt und der traurigen Posse des Lebens!“ —
So im Vorbeigehn sprach zu dem schweigenden König der Schalksnarr.
Fest dann aber ergreift er am Arme den riesigen Tylan,
Der, eine Fackel in Händen, wie ratlos ihm in den Weg lief.
„Komm, Freund Tylan!“ sprach zu dem schweifenden Riesen der Gaukler,
„Komm mit mir!“ — Stumm nickend gehorcht ihm der Träger der Fackel.
Mit sich führte den Riesen der Narr in des räumigen Hauses
Untersten Keller hinab. Da lag umher in dem weiten
Düstern Gewölbe gehäuft unzähliges Waffengeräte:
Schwerter und Feuergewehr, und eiserne Panzer und Haufen
Riesiger Kugeln dabei. Und eine gewaltige *Tonne*
Stand in der Mitte des Kellers. Zu ihr trat Lips und beguckte
Grinsend, nachdem er herab die Bedeckung gehoben, den Inhalt ...
„Tylan!“ sprach er sodann, wie toll, mit närrischem Lachen,
„Weißt du es wohl, was er tut mit dem König droben, der Bischof,
Wenn er ihn hat in Händen? Nun hör', ich will es dir sagen:

Nicht soll bleiben ein Stein auf dem andern in Münster, und alles,
Was nicht tötet das Schwert, ist verfallen dem Stricke des Henkers,
Oder dem Rad und dem Roste, dem glühenden; aber dem König
Jan von Leyden, dem edlen, mit glühenden Zangen am Holzstoß
Wird ihm das Fleisch von den Gliedern, das Herz aus dem Leibe gerissen!
Wie von brennenden Mooren und Heiden, so wird sich verbreiten
Rings im Münsterschen Land vom rebellischen Fleische der Brandduft!
Wackerer Tylan, siehe, so wird es kommen!" — Der Riese
Runzelt die Stirn, dann ruft er mit drohender, wilder Gebärde:
„Laß mich, laß mich hinauf! Will schützen den König von Sion
Und mit Hammer und Keule zerspalten die Schläfe des Bischofs!"

„Halt!" sprach Lips, „halt ein, du Hammer- und Keulengewalt'ger!
Diesen da oben ist nicht mit der Keul' und dem Hammer zu helfen!
Wir nun für unseren Teil, wir zwei, wir trotzen dem Bischof
Hier im tiefen Verlies. Da haben wir Waffen; und siehst du
Da die gewaltige Tonne, bedeckt von Staub und von Moder?
Komm' einmal doch und sieh!" — Heran trat, näher dem Fasse,
Tylan, und blickte hinein. Auflacht, ihn ermahnend, der Schalksnarr:

„Komm' doch zu nah' nicht, Freund, mit der Fackel; du bringst ja den Bischof
Sonst um den Spaß, ha, ha, wenn etwa platzte der Bowist,
Und zugleich mit dem Staube der Königspalast in die Lüfte
Flög', und der König dazu, und die, die da oben soeben
Nach ihm strecken die Hände, die Söldner des Wilcke — da wär' ja,
Haha! schnöd' um das beste betrogen Kapitel und Bischof!
Freund, das bedenk'! Bleib' ferne dem Zündstaub da mit dem Stablicht!" —

So rief grinsend der Narr, und der Warnende drängte doch immer
Näher der Kufe den Riesen und mit ihm die brennende Fackel —
Schwatzend und lachend umher so stößt er ihn, toll sich gebärdend
Hart am ragenden Faß. Und schauerlich hallt das Gelächter

Wieder im grausen Gewölb'. Doch die gellende Lache des Schalksnarrn,
Plötzlich erstirbt sie, verschlungen, verhallt in des *berstenden Eimers*
*Blitz und Donnergekrach*; einstürzt das Gewölb', das granitne,
Stürzt der Palast: um die Trümmer empor hell schlagen die Flammen...
Aber bevor vom Gewitter des machtvoll berstenden Eimers
Münster erbebt, hat oben im prangenden Saal, wo im Wirrwarr
Todbleich schwanken die Männer, erwachend der trunkene Krechting
Wieder empor sich gerafft, und, die goldene Krone vermissend,
Die ihm vom Haupte gefallen, entgegen dem König, der ruhig
Immer noch steht, umbellt von den Rüden, inmitten des Aufruhrs,
Taumelt er, ballend die Faust, und heischt mit Gelall' die verlorne
Krone von ihm; da stürzt auf den Drohenden wild sich der Rüden
Feuriges Paar, und, zerfleischt alsbald, auf dem dampfenden Estrich
Zucken die Glieder des Wichts. Doch Zeit nicht bleibt noch zu schaudern:
Söldlinge stürmen herein. Jetzt birst mit Gedonner den Stürmern
Unter den Füßen der Grund, und rauchende Trümmer begraben
All die Genossen des Mahles, und alle die Schätze von Sion,
Alle die Bischofssöldner, die über die Schwelle gedrungen. —
Doch wie durch Zauber erhalten ist Jan von Leyden, der König:
Über dem Haupt ihm fügten zu schützender Wölbung die Trümmer
Sich durch ein Wunder im Sturz. Zwar sind ihm geschwunden die Sinne
Schaudernd im Donnergedröhn der zertrümmerten Mauergewölbe,
Doch wie vom Scheintod einer erwacht in der Gruft, so der Jüngling
Jetzt im schaurigen Dunkel.
Da faßt eine glühende Hand ihn
Plötzlich und zieht ihn fort durchs finstere nächtliche Grauen.
Fort so wird er gerissen auf Pfaden, verworren und endlos,
Undurchdringlich umgibt ihn ein lastendes Dunkel noch immer.
Dumpf und schwer ist die Luft. Entführen ihn unter dem Erdreich

Geister der Tiefe? Doch jetzt trifft plötzlich des Tastenden Antlitz
Freier, erfrischender Hauch. Wo ist er? Ums Auge geworfen
Fühlt er Hüllen, und dann mit Gewalt sich gehoben, gebunden
Auf ein stampfendes Roß. Und er hört noch andere Rosse
Schnauben im tauigen Hauch. Fort jetzt auf den schnaubenden Rossen
Geht's durch die finstere Nacht. Er lauscht. Horch — donnernde Brücken!
Horch! Nun knirschet der Sand; und jetzt, auf der Heide der Ginster
Ist's, was da flüstert im Wind — nun braust es von heiseren Wassern —
Horch, wie das Mühlrad rauscht! Nun schweigende Stille der Ödnis —
Nur noch das Stampfen und Schnauben der Rosse. — Und weiter so, weiter
Geht's durch die finstere Nacht in sausender, brausender Eile.
Rauscht nicht Blättergesäusel? Herab vom Sattel gezogen
Fühlt sich der Jüngling jetzt, und geführt mit verbundenem Aug' still
Aufwärts über Geröll. Dumpf kreischende nächtliche Vögel
Flattern ihm über dem Haupt. Wann endet die schaurige Wandrung?
Unmut schwellt ihm die Seele. Gedrängt durch Felsengeschiebe
Wird er mit schnöder Gewalt. Nun zwischen den Felsen verlassen
Einsam glaubt er zu stehn. Da fallen vom Aug' ihm die Binden.
Aber ein Schimmer bewältigt den eben erschlossenen Augstern,
Welcher von plötzlicher Schau wie versehrt, wie geblendet zurückprallt.
Nicht, wie er hoffte, den Mond und die Sterne zu Häupten erblickt Jan;
Über ihm dehnt sich, bestrahlt vom rosigen Licht, eine Wölbung
Weit im Felsengeklüft. Und geschmückt ist die prangende Grotte,
Wie die kristallne Behausung der Stromfei, oder des Berggeists
Halle, von Gnomen erbaut. Und die flimmernden Wölbungen starren
In phantastischer Pracht, und schwellende Teppiche glätten
Sacht zum weichlichen Pfühl den verborgenen, zackigen Felsgrund.

Aber dem Staunenden hebt entgegen sich lächelnd die braune
Königin Divara wieder. Im tieferen Grunde der Halle
Dämmert's von braunen Gestalten. „Wo bin ich?" ruft er mit Unmut.
„Laß mich von hinnen, o Weib! Mir ist, als stürze die Wölbung
Über mich her! Was willst du von mir? Weib, sage, wo bin ich?" —

Divara lächelt und führt durch felsige Pforten den Jüngling
Schweigend hinaus. Da erstaunt er. In nächtlicher Öde der Davert
Steht er auf ragendem Fels; auf derselbigen Warte, wo vormals
Matthisson ihn getauft aus dem brausenden Sturz der Gewässer,
Wo er mit weihenden Worten das Haupt ihm unter dem lichten
Sternengezelte benetzt, zum Bund ihn der Wiedergebornen,
Wiedergetauften geweiht, zum Bunde der Freien und Reinen.
Wieder nun standen die Stern' am Himmel und funkelten. Wieder
Ging ein Gesäusel dahin durch die träumenden Wipfel der Kiefern.
Und wie der Jüngling stand mit dem leuchtenden Meister von Harlem,
Steht mit dem Weib er jetzt auf der felsigen Höhe des Waldes,
Hell vom Monde bestrahlt: zwei ragende, stolze Gestalten,
Still umweht von den Schauern der Einsamkeit und des Nachtgrauns.
Träumerisch klang durch die Nacht hin das heisere Brausen des Waldstroms.

Aber es schmiegte das Weib sich mit schmeichelndem Laut an den Jüngling:
„Bist du zufrieden, o Jan? Seit Monden gehöhlt ist der Fluchtweg
Tief in der Erde für uns; den Erlesensten meiner Getreuen
War er vertraut; und hier in den heimlichen Grotten der Davert
Ist uns ein sichres Asyl von den Meinen für Wochen bereitet.
Sieh, es erschließt für uns sich der schimmernde Saal in der Felskluft,
Gleichwie von Gnomen erbaut für den Fürsten der Geister im Waldgrund.
Da nun halten wir Rast; da hüten wir mit den Getreuen
Unsern Besitz — o wisse: Juwelen und schimmernde Perlen,
Edles Gestein und Geschmeid', des sionischen, köstlichen Schatzes
Fülle, der Zepter sogar und die schimmernde goldene Krone

Blieb mir gerettet, o Freund! In der sicheren Grotte der Davert
Laß uns bergen den Schatz, bis freier geworden die Pfade,
Und bis wir mögen entfliehn, weit über die Grenzen, in fernes,
Sonniger blühendes Land, wo wir, lachend der Toren und Sklaven,
Die wir beherrscht, mit dem Horte, dem gleißenden, den aus des Wahnes
Schiffbruch kühn ich erbeutet, uns freuen der Liebe, des Lebens!“ —
So das verlockende Weib. Doch in flammenden Augen erhabnen
Zorn: „Entweiche von mir,“ rief Jan, „entweiche, du braunes
Weib — dein höllischer Zauber, der dunkle, bezwang mich im Leben,
Aber ich sieg' im Tod! Empor zum Lichte, dem reinen,
Schwing' ich jetzo mich wieder, und mit dir im Dunkel zurücke
Laß ich, was mich befleckt! Fahr' hin, laß sterben mich einsam!“ —
Ruft's, und wendet sich ab, von hinnen zu schreiten. Sie aber
Faßt ihn noch einmal mit gewaltiger Hand, und mit wilden,
Weit sich erschließenden Augen, umwogt vom entfesselten Hauptbaar,
Steht sie verlockend vor ihm in satanischer, grausiger Schönheit ...
„Weiche von mir,“ ruft Jan aufs neue, mit flammenden Augen,
„Weiche von mir! Du erscheinst so voll mit des Grauns, wie der Dämon,
Der so schmählich verwüstet das hoffnungsfreudige Sion!
Weib! Entweiche! Die Hand, die du lockend mir reichst, ist die schnöde
Teufelsfaust, die nach Blüten des Himmels, so oft sie auf Erden
Prangend sich wollen entfalten, die neidische Hölle heraufstreckt!
Weib, dein Lächeln, es ist unheimlich mir, wie des Satans
Ewiger Hohn, ja die ew'ge, die höhnische Lache der Hölle
Über des Menschengeschlechts urewige törichte Schwachheit,
Ewig strebenden Drang und ewiges schnödes Ermatten —
Über den ewigen Tod des erhabensten Wollens in grauser
Selbstsucht, und des Erglühens, des schönsten, in rascher Erkaltung;
Weib, dein Wort, es erklingt mir wie Sprüche des tückischen Zaubers,

Welcher den Geist zum Gespenst und den Gott im Menschen zum Teufel
Ewig verzerrt — zur Fratze verwandelt den reinen Gedanken,
Wenn er ins Dasein tritt — und zum Aase das Wort, wenn es Fleisch wird.
Weib, im Aug' dir spiegelt die Chaosnacht sich, die alte
Nacht, unselig und wüst, die kindesmörderisch ewig
Wieder verschlingt das Licht, das, befruchtet vom Geist, sie geboren...
Weiche von mir!"
So Jan. Sie ergrimmt — sie ergreift ihn gewaltsam,
Wild-unbändigen Drangs, wie die Windsbraut oder ein Dämon,
Der den Verdammten entführt. Er aber, ein zürnender Held nun,
Ringt in grausigem Kampfe; die beiden, beim Scheine des fahlen
Mondlichts, hoch auf der Warte des felsigen Hangs, wo der Abgrund
Steil abfällt und sich unten verliert in schaurigem Dunkel,
Ringen sie; wild, wie der Cherub ringt mit dem Geiste der Tiefen,
Ringt mit dem Weibe der Jüngling. Und sie, mit loderndem Ingrimm
Reißt sie zur Schroffwand ihn. Doch titanische, höhere Kräfte
Fühlt er erwacht in den Armen: „Hinab mit dir in den dunklen
Schlund, du Tochter der Nacht!" So ertönt's, und mit fliegendem Haupthaar
Gleitet hinab sie die Schlucht; wild tanzen und stieben des Waldstroms
Schaumglanzfunken um sie, und jubelnd grüßt sie der Abgrund...
Aber vom Felsengeklüft her scholl's wie Dämonengewimmer.
Durch das Geblätter des Walds ging wilderes Rauschen — die Eulen
Kreischten in Lüften. Von fern durch die Nacht, aus den Sümpfen der Niedrung,
Scholl Rohrdommelgestöhn — unheimlich grausiger Ausruf...
Neu aufatmet der Sieger und leuchtenden Blickes zum Himmel
Schaut er empor. „Nun schwebe hernieder zu mir, du Befreier,
Sühnender Engel des Tods!" so ruft er... „Ich danke dir, Tylan,
Der du geschliffen ein Schwert für mich in der Öde der Davert
Hier, in derselbigen Nacht, da der schwärmende Meister zu hohem

Schicksalskampf mich berief. Von sämtlichen Schätzen in Sion
Hab' ich wert es erachtet und nie von der Seite gelassen:
Nun ist's der letzte Besitz mir; die Welt mir damit zu erobern
Hab' ich gehofft; nun wohl! Eine Welt mir damit zu erobern,
Seh' ich gekommen die Stunde; die Welt zwar nicht, die ich meinte —
Nein, eine andere wird, eine beßre, der Stahl mir erschließen..."
    Sprach's, und, erhebend das Schwert, abstreift von der Brust er die Hülle
Sich mit der Linken. Da fällt vor die Füße hinab ihm ein Röslein.
Rührung beschleicht ihm das Herz. „Bei der ich unendlichen Glückes
Traum eine Stunde geträumt, sei du mein letzter Gedanke!"
Ruft er; „die Stunde des Glücks, lichtvoll aufwiegt sie ein ganzes
Leben in Schicksalsgroll und schmerzlichem Ringen. O Hilla!
Seit du mir dich entrissen, entschwand mir das schöne Vertrauen
Auf mich selbst und die Welt und auf alles Erhabne und Edle.
Doch mit der Knospe, die neu mit geläuterten Augen ich schaue,
Die sich zur Rose mir nicht entrollt, doch zur Perle versteint hat,
Kehr mir der liebliche Glaube zurück an das Ewige, Hohe,
Und an das winkende Glück, das in grauender Ferne die Menschheit
Ewig erblickt; ja ich glaube daran aufs neue; wie hoch es
Schweben auch mag und wie rasch unheiligen Händen entschwinden,
Die es zu haschen vermeinen; als reifende Frucht in den Schoß einst
Wird es den Würdigen fallen! So jauchzt das vertrauende Herz mir,
Und in diesem Vertraun umarme der sühnende Tod mich!"
    Also spricht er. Es hebt sein Aug' in des leuchtenden Äthers
Halle noch einmal sich. Und nun wieder in dämmernden Lüften
Flattern die weißen Gewölke, wie Züge der Geister: zu streiten
Scheinen sie gegeneinander mit blinkenden Schilden am Himmel,
Über dem Plan, wo erglänzen die Zinnen von Münster im Frühlicht.

Und wie verzückt empor blickt Jan. „Nach gewaltigen Schlachten",
Ruft er, „kämpfen die Geister noch fort der Erschlagnen im Luftraum —
Also berichten die Sagen; so wird der sionische Kampf auch
Weitergekämpft noch in Lüften — ja weitergekämpft noch in großer
Geisterschlacht; und wer weiß, wie zuletzt noch fällt die Entscheidung?
All dies Lanzengeklirr, dies Schwertergerassel auf Erden,
Eitel Getöse nur ist's; in den Wolken die Kämpfe der Geister,
Sie nur sind es zuletzt, die entscheiden die Lose der Menschheit.
Kämpft ihn denn aus, ihr Geister da oben im leuchtenden Äther,
Kämpfet ihn aus, ihr, den Kampf des sionischen großen Gedankens,
Daß er leuchtend und hehr, von trübender Schlacke geläutert,
Noch obsiege dereinst. Doch den sterblichen Kämpfern, die todwund
Sinken mit Speer und Schild in den Staub der besudelten Walstatt,
Müde des Lebens, und müde des Strebens, und müde des Irrens —
Diesen vergönnt sei die Rast in der heiligen Stille des Todes!"

Ruft's, und zücket den Stahl; und das jugendlich-blühende Leben
Blutend verhaucht in der Öde, von Strahlen des Morgens umfunkelt,
Einsam Jan von Leyden, der König der Wiedergetauften. —

Und nun dämmert der Tag. Blutfarbig ob Münster im Osten
Leuchtet der Frührotschein. Blutrot ist der dämmernde Himmel,
Blutrot ist in den Straßen von Münster der Boden, und blutrot
Wälzt, von Leichen geschwellt, durch Münster dahin sich der Aafluß.
Niedergemetzelt nun sind auf dem Markt die sionischen Streiter
Bis zum letzten. Aus Häusern noch schleppt bei den Haaren der Landsknecht
Zitternde Ketzer hervor und durchsticht sie, oder aus Fenstern
Stürzt er sie lachend hinab in die Spieße der wilden Genossen.
Einhalt tut nach Tagen dem blutigen Morden der Bischof;
Nimmer nun ohne Gericht soll würgen den Frevler die Rache;
Nein, erst wird er gefoltert; mit glühenden Zangen zerfleischt dann,
Oder verbrannt, wo nicht aufs Rad ihm geflochten die Glieder...

Und so schwindet ein Mond. Dann wird's alltäglich und stille
Wieder in Münster wie einst. Das Verwegene, Grausige, Tolle,
Was da geschehn, es bedünket dieselbigen, die es erlebten,
Nur wie ein Traum. Einlenket das Leben aufs neu' in die alten
Bahnen; es ist, als hätte sich niemals andres ereignet.
Still dem Geschäfte des Tags nachgeht in den Straßen der Bürger,
Wandelt den Markt entlang. Dort sitzt nun auch die vergeßne
Greisin wieder wie einst auf den Rathausstufen und murmelt:
Komme zu uns dein Reich und führ' uns nicht in Versuchung! —
Ruhig kommen und gehen die Monde, die Jahre. Der Mönch steht
Vor den Altären zu Münster wie einst, und von den entweihten
Kanzeln spricht er zum Volk; aufhorchet die Menge mit Andacht.
Jährlich feiern den Tag mit Pomp im Dome die Priester,
Welcher zurücke geführt in die Mauern von Münster den Bischof;
Aber es feiern die Bürger ihn mit. Und es liest in vergilbten
Blättern mit Schauder der Enkel die grause Geschichte der Väter —
Kaum noch begreift er es jetzt, wie möglich solches geworden...
Aber die Zeit, sie kommt, wo Verschollenes wieder bedeutsam
Wird — und sobald sie gekommen, die sinnige Muse bedenkt es.
Und so hebt aus des Zeitstroms Flut, der ja ewiger Sterne
Spiegel und Grab, dies Bild sie: verständlich dem neuen Geschlechte,
Schreckend und spornend zugleich, auf schwebendem Kahne der Dichtung
Über den Brandungen rage der leuchtende König von Sion.

---

## Anmerkungen.

Seite

12. „Er wallt durch die wüste verrufene Davert". L. Bechsteins deutsches Sagenbuch (Leipz. 1853) enthält S. 213 die Stelle: „In die Davert, einem Walde im Münsterlande, sind viele Gespenster und Poltergeister gebannt; da dürfen sie nicht heraus: um so greulicher durchspuken sie den Wald."

25. „den Propheten von Zwickau": Nikolaus Storch, Tuchmacher in Zwickau, der erste Begründer der Wiedertäuferlehre.

32. Das Motiv des Mädchens mit dem Wolfe findet sich in einer Erzählung von Görling, dem ohne Zweifel eine ältere Sage vorlag.

39. „Schwarmgeist". Häufiger Ausdruck des Reformationszeitalters: nicht von Schwärmen, sondern von Schwarm, wie turbulentus von turba.

53. „Nicht einen Tempel erblick' ich in Sion" usw. Apokalypse. Kap. 21, V. 22—25.

57. „Dort, wo vom Marktplatz her" usw. Die Topographie des alten Münster, die von der heutigen vielfach verschieden ist, stützt sich hier wie überall in dieser Dichtung auf die Wiedertäuferchronik von Kerssenbroick.

79. „Herrlich als Morio brauchen". Die deutsche Übersetzung von Kerssenbroicks Chronik — nur in dieser Übersetzung ist das Werk zugänglich — gibt den ursprünglich lateinischen Ausdruck Morio („Schalksnarr"), und dem Dichter wird es nicht verargt werden dürfen, daß er das Wort ließ, wie er es fand. Daß Kerssenbroicks hochwichtiges Werk im lateinischen Original bis jetzt nur unvollständig veröffentlicht wurde, ist im Interesse der Wiedertäufergeschichte ebenso sehr zu beklagen, als daß Prof. C. A. Cornelius den Hauptteil seines ausgezeichneten Geschichtswerkes über den Münsterschen Aufruhr dem Publikum noch immer vorenthält.

97. „Der Burlebaus und der Umpenplump". Die Namen sind einer der mittelalterlichen Novellen von K. Seifart entlehnt — eine Entlehnung, die, so geringfügig sie ist, erwähnt sein mag, um der Anregung zu gedenken, die mir jene

Seite

schlichten, aber treuen Bilder des deutschen Mittelalters gewährt haben.

160. „Herr Philipp von Braunschweig", genauer: von Braunschweig-Grubenhagen.

162. Westphalus est sine **pi**, sine **pu**, sine **con**, sine **veri**. D. h sine pietate, sine pudore, sine conscientia, sine veritate. Mittelalterliches Schmähwort, das gegen den anerkannt wackern Charakter des Münsterländers nichts beweist.

194. — — „Hab' ich's mit eigenem Ohr nicht selber gehört, wie er schwur!"...

Da der Schwur Jans, den freien Willen der Bürger Sions zu achten, der Angelpunkt des Ganzen, von vielen Beurteilern übersehen worden, so wird desselben von der zweiten Auflage an noch ein paarmal öfter als in der ersten gedacht. Es dürfte das erstemal sein, daß der Konflikt des modernen demokratischen Freiheitsprinzips mit der Möglichkeit der Betätigung einer bedeutenden Individualität poetisch zur Darstellung gebracht wird. Dieser geleistete Schwur — zu welchem indes noch andere Motive treten — verdammt die hochstrebend und edel angelegte Natur des Jünglings zu heimlich knirschender Tatlosigkeit. Aber Jan ist kein steifer Ideenpopanz; er ist Mensch mit Fleisch und Blut, und so wächst sein inneres Grollen bis zu dem verzweifelten Entschlusse, den Schwur zu brechen, sich zum Tyrannen zu machen, seinen Idealen Hohn zu sprechen, und da sein edleres Streben gescheitert, sich dem Dämon der Selbstsucht hinzugeben. Das ist ein Herabsinken von der idealen Höhe. Aber der Jüngling erhebt sich rasch wieder, und, seiner eigenen menschlichen Schwäche bewußt geworden, geht er geläutert der Sühne entgegen, über den Trümmern des „neuen Sion" den „sionischen großen Gedanken", den Gedanken „der Freiheit und Reinheit", welcher für jetzt gescheitert, den Geschlechtern einer glücklicheren Zukunft ans Herz legend.

197. „Seminis jacturam facere nefas". „Unnütze männliche Kraftvergeudung ist Frevel". Ein aus jenem Zeitalter stammender Ausspruch.

249. „Vieles von Witt'kind sprach er". Für dies und einiges andere Detail ist der Dichter den vortrefflichen Werken Levin Schückings über Westfälisches Land und Volk verpflichtet.

---

# Der Hexameter im „König von Sion".

Der „K. v. S." war bereits in der ersten Auflage und noch weit mehr in der zweiten, auf jeder Seite verbesserten, ein Versuch, die strengeren Gesetze des Hexameters in einem größeren Werke zu verwirklichen, und den Vers dennoch ohne pedantischen Anstrich, leicht lesbar und natürlich zu gestalten. Er war dies in noch höherem Maße seit der fünften, die gleichfalls auf jeder Seite formelle Verbesserungen erfuhr. Fast noch zahlreichere Änderungen wurden bei dem sechsten Neudruck vorgenommen, nicht bloß formeller, sondern an einigen Stellen auch sachlicher Natur. Auch die siebente Auflage wurde formell wieder vielfach verbessert, und erscheint überdies gereinigt von den zahllosen Druckfehlern, welche die sechste entstellten. Die achte und neunte Auflage sucht gleichfalls durch neue Verbesserungen dem Ideal des guten deutschen Hexameters noch näherzukommen, einem Hexameter nämlich, der ebensowohl die Ansprüche des natürlichen Wortakzents und einer fließenden Rede befriedigt, als er denjenigen eines feinfühlenden, metrisch gebildeten Ohres gemäß ist. Man hat nun in der Tat den Hexameter im „K. v. S." leicht lesbar und fließend gefunden, aber zum Teil geglaubt, dies rühre von einer freien und leichten Behandlung her. Aber nur der strenggebaute und namentlich von Trochäen möglichst freie Hexameter ist leicht lesbar, klangvoll und fließend. Daß im „K. v. S." der Trochäus in einem Maße vermieden worden, wie bisher noch nie in einem deutschen Gedichte von solcher Ausdehnung, wird der Beurteiler zugeben, es müßte nur sein, daß ihm die Kenntnis der mittelzeitigen Silben abginge und er dieselben dem Dichter als Kürzen anrechnete. In diesem Falle wäre er auf das Lehrbuch der Metrik von Minckwitz zu verweisen. Wirkliche Trochäen, d. h. solche, deren zweite Silbe keine Mittelzeit, sondern eine entschiedene Kürze ist, hat der „K. v. S." nur in einer verschwindend kleinen Zahl von Fällen. Zu den Mittelzeiten aber nimmt er, außer den von Minckwitz festgestellten, auch die persönlichen Pronomina, die Verbalform ist, die nicht zu gewichtigen Präpositionen, das zwar gewichtige, aber in einem größeren Werke unmöglich immer als Länge zu brauchende durch. Kurz nehme ich nach Be-

darf die erste Silbe des unbestimmten Artikels in den Beugungsformen („*eine*“, „*einen*“ usw.), was durch die Tonlosigkeit, mit welcher ja doch immer ein Artikel gesprochen wird, als entschuldigt gelten kann. „*Hierher*“ gebrauche ich als Spondäus, „*hieher*“ aber nötigenfalls als Jambus. Kein Bedenken trage ich ferner, zwei mittelzeitige Silben nebeneinander als Kürzen zu gebrauchen; mit reifem Bedacht gestatte ich mir vielmehr im Gebrauch dieser doch meist sehr unbetonten Mittelzeiten eine größere Freiheit, mehr darauf achtend, was ein feingebildetes Ohr, als was eine pedantische Theorie gestattet.

Es hatte Anstoß gegeben, daß in den ersten Auflagen des „K. v. S.“ unbetonte Mittelzeiten wie *und*, *doch*, *mit*, *aus* usw. an den Versanfang gestellt worden (was manche als *jambische* Versanfänge bezeichneten!!). Dies war aber nach *Platens* und der *strengsten Metriker* Vorgang geschehen. Beispiele finden sich *überall*. Man sehe *Platens* „Fischer auf Capri“. Da begegnen wir auf zwei Seiten Versanfängen dieser Art: „Mit Schießscharten versehen“ — „Ans treulose Gestade“ — „Aus unwirtlichem Stein“. Platen verließ sich auf die nachhelfende Betonung des Lesers. Indessen sind seit der zweiten Auflage die betreffenden Stellen des „K. v. S.“ *fast sämtlich geändert worden*, da der Dichter die Forderung, den Hexameter so zu gestalten, daß kein Vorleser ihn verderben kann, als begründet anerkennt.

In Beziehung auf die Cäsuren darf der Beurteiler nicht versäumen nachzulesen, welche Ausnahmen von der Regel die Theorie gestattet; ferner darf er nicht die Fälle übersehen, wo die mangelnde Cäsur einen *malerischen* Zweck hat, wie z. B. in dem Verse, wo von der Schlange gesagt ist: „Aber in hurtigen Windungen denkt sie gemach zu entgleiten.“ Die Zahl der nicht unter diese beiden Kategorien fallenden „cäsurlosen“ Hexameter im „K. v. S.“, wenn überhaupt noch welche darin vorkommen, ist gewiß *kleiner*, als in den *besten Hexameterwerken*. — Richtig ist, daß männliche Cäsuren dem Vers einen festeren Halt geben, als weibliche, und daß daher die Zahl der männlichen immer größer sein muß, als die der weiblichen. Aber ganz töricht wäre es, zu fordern, daß letztere nur ausnahmsweise vorkommen dürfen. Man begegnet bei Homer 4—5 Hexametern mit weiblicher Cäsur hintereinander sehr häufig. Die ersten 100 Verse der Iliade haben 52 männliche und 49 *weibliche Cäsuren*! Ich denke, man darf dem feinen Ohr der Griechen vertrauen.

Seit der fünften Auflage sind aus dem Werke auch die meisten jener Hexameter verschwunden, die man als *amphibrachysche* tadeln konnte. Die wenigen, die geblieben und die nicht schon der Zweck des Malerischen oder sonst Charakteristischen rechtfertigt,

sind von der Art, daß sie, nach dem Sinne betont, nicht nach dem Schema des Verses markiert, das Ohr nicht beleidigen können.

Der „K. v. S." schließt sich in der Silbenmessung und im Versbau an Platen und an Minckwitz. In den Punkten, worin er von diesen abweicht, geschieht es nach bewußten Prinzipien, nach Prinzipien, welche sich dem Dichter während der Ausarbeitung des Werkes aufgedrängt haben.

Beurteiler wie Nachfolger werden jedoch immer beachten müssen, was häufig, was selten, was nur ausnahmsweise, oder gar nur einmal im ganzen Werk sich findet. Letzteres kann auch auf einem Versehen, oder (was wohl zu beachten) auf einem Druckfehler beruhen. Ja, auf einem Druckfehler! Ist doch der Dichter für die Korrektheit seiner Verse nur so lange verantwortlich, als er lebt und den Wiederabdruck seiner Dichtungen überwachen kann. Es versteht sich ja beinahe von selbst, daß bei einem Neudruck des „König von Sion", der nach meinem Ableben erfolgt, sich jedes „euere" in „eure", jedes „hieher" in „hierher" (was für mich, wie oben gesagt, metrisch nicht ganz dasselbe ist), jedes „reineste" in „reinste" usw. verwandelt. Ein schöner Akt der Pietät wäre es, wenn man es zur Gepflogenheit machte, beim Wiederabdruck von Dichtwerken nach dem Tode des Autors immer ein Exemplar von der letzten Auflage zugrunde zu legen, die bei seinen Lebzeiten erschien und die er selbst noch durchzusehen in der Lage war.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

t, nicht nach dem
digen können.
messung und im
Punkten, worin
zten Prinzipien,
der Ausarbeitung

immer beachten
sweise, oder gar
s kann auch auf
inem Druckfehler
Dichter für die
lich, als er lebt
achen kann. Es
m Neudruck des
rfolgt, sich jedes
" (was für mich,
edes „reineste"
der Pietät wäre
n Wiederabdruck
er ein Exemplar
seinen Lebzeiten
Lage war.



# Hamerlings sämtliche Werke
## in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

sind von der Art, daß sie, nach dem Sinne betont, nicht nach dem Schema des Verses markiert, das Ohr nicht beleidigen können.

Der „K. v. S.“ schließt sich in der Silbenmessung und im Versbau an Platen und an Minckwitz. In den Punkten, worin er von diesen abweicht, geschieht es nach bewußten Prinzipien, nach Prinzipien, welche sich dem Dichter während der Ausarbeitung des Werkes aufgedrängt haben.

Beurteiler wie Nachfolger werden jedoch immer beachten müssen, was häufig, was selten, was nur ausnahmsweise, oder gar nur einmal im ganzen Werk sich findet. Letzteres kann auch auf einem Versehen, oder (was wohl zu beachten) auf einem Druckfehler beruhen. Ja, auf einem Druckfehler! Ist doch der Dichter für die Korrektheit seiner Verse nur so lange verantwortlich, als er lebt und den Wiederabdruck seiner Dichtungen überwachen kann. Es versteht sich ja beinahe von selbst, daß bei einem Neudruck des „König von Sion“, der nach meinem Ableben erfolgt, sich jedes „euere“ in „eure“, jedes „hieher“ in „hierher“ (was für mich, wie oben gesagt, metrisch nicht ganz dasselbe ist), jedes „reineste“ in „reinste“ usw. verwandelt. Ein schöner Akt der Pietät wäre es, wenn man es zur Gepflogenheit machte, beim Wiederabdruck von Dichtwerken nach dem Tode des Autors immer ein Exemplar von der letzten Auflage zugrunde zu legen, die bei seinen Lebzeiten erschien und die er selbst noch durchzusehen in der Lage war.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

## Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.

# Hamerlings sämtliche Werke
## in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

I. Hamerlings Leben und Schaffen.
II. Venus im Exil. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Germanenzug.
III. Ahasver in Rom.
IV. Sinnen und Minnen.
V. Der König von Sion.
VI. Danton und Robespierre.
VII. Teut. — Die sieben Todsünden. — Lord Luzifer.
VIII.—IX. Aspasia. Roman aus Alt-Hellas. 2 Bde.
X. Amor und Psyche.
XI. Blätter im Winde.
XII. Homunkulus.
XIII. Stationen meiner Lebenspilgerschaft.
XIV. Die Lehrjahre der Liebe.
XV. Letzte Grüße aus Stiftinghaus.
XVI. Prosa. — Vermischtes.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

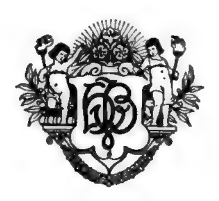
Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Sechster Band.

Inhalt: Danton und Robespierre.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

demſ
Sion
dram
nehm
Es i
berec

wohl
Den
begin
zu b
reich
unin
der a

nicht

# Danton und Robespierre.

## Tragödie in fünf Aufzügen*).

— his individual self is lost in something that is not himself, but foreign though inseparable from him. Strange to think of, the man's cloak still seems to hold the same man; and yet the man is not there; nor the source of what he will do and devise; instead of the man and his volition there is a piece of Fanatism and Fatalism incarnated in the shape of him. He, the hapless incarnated Fanatism, goes his road; no man can help him, he himself least of all. It is a wonderful, tragical predicament — — — — — — — — — — —

**Charlyle,** French revolution.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Unterm 25. Juni 1868 schreibt Hamerling an Albert Möser in demselben Briefe, wo er ihm die Fertigstellung des „König von Sion" anzeigt: „. . . übrigens trage ich mich jetzt mit einem dramatischen Plane, den ich, sobald ich ihn einmal in Angriff nehme, binnen fünf Wochen auszuführen mich anheischig mache. Es ist ein fünfaktiges Stück und würde ganz für die Aufführung berechnet . . ."

Hamerling nennt den Stoff dieses Stückes nicht, doch wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man an „Danton und Robespierre" denkt. Denn schon kurze Zeit nach Veröffentlichung des Wiedertäuferepos beginnt er sich eingehend mit der Geschichte der französischen Revolution zu beschäftigen. Alle einschlägigen Werke werden durchgearbeitet und reiche Auszüge aus ihnen gemacht. Und es ist da vielleicht nicht uninteressant, ein bezügliches Wort von K. E. Franzos zu vernehmen, der als junger Grazer Universitätsstudent just zur Zeit, da Hamerling

*) Die öffentliche Bühnenaufführung dieses Werkes ist von seiten des Autors nicht gestattet.

„Danton und Robespierre“ verfaßte, mit dem Dichter viel verkehrte. K. E. Franzos berichtet: „Hamerlings Arbeitsweise war in ihrer Art einzig, so pedantisch und — sic venia verbo — genialisch zugleich, wie ich nie wieder Ähnlichem begegnet. Seine Werke sind fast insgesamt die Frucht jahrzehntelanger Mühen, das Interesse für Danton z. B. datiert in seine Studienzeit zurück; dämmerten die ersten Umrisse in ihm auf, so suchte er sich zunächst durch eifrigste Lektüre mit dem Stoff vertraut zu machen und las dabei immer mit der Feder in der Hand, sodaß sich seine Notizen und Exzerpte, obwohl er sie stenographierte, doch zu gewaltigen Haufen türmten. Kein einschlägiges Buch war ihm zu umfangreich und zu trocken, als daß er es nicht von der ersten bis zur letzten Seite gewissenhaft durchgearbeitet und den Inhalt mindestens in Schlagworten notiert hätte — und er las dann nicht bloß die Hauptwerke, sondern alles, buchstäblich alles, was ihm die Grazer Bibliotheken für seinen Zweck bieten konnten; ... mehr Materialien hätte vielleicht ein anderer nicht für eine Geschichte der französischen Revolution gesammelt, als er für das Drama „Danton und Robespierre“. War er aber mit der Vorarbeit fertig, hatte sich ihm das Bild der historischen Persönlichkeit, der Zeit, der Landschaft dichterisch herausgestaltet, dann sah er die Materialien gar nicht mehr an, nicht einmal zur Auffrischung des Gedächtnisses, — sie hatten ihren Zweck völlig erfüllt.“

Die Vorstudien nahmen länger als ein Jahr in Anspruch. Anfangs Januar endlich geht der Dichter an die Ausführung und März 1870 ist das Werk im Manuskript vollendet. Es erscheint Ende 1870 als Buch und erlebt bei Hamerlings Lebzeit vier Auflagen. —

In seinem Briefe an Spielberg, datiert 3. Juni 1864, spricht Hamerling von einer Ahasverus*trilogie*, zu der sich der ursprüngliche Neroplan umgestaltet; „als erster Teil werde ‚Ahasver in Rom‘ erscheinen“. Die Ahasvertrilogie ist niemals zustande gekommen, und ob in ihrem Plane das Reformationszeitalter und die französische Revolution Berücksichtigung gefunden, wissen wir nicht — aber „Ahasver in Rom“, „Der König von Sion“, „Danton und Robespierre“ bilden *inhaltlich* doch eine Art Trilogie, indem sie in Hauptvertretern der wichtigsten Geschichtsepochen das schauerliche Geschick *irrender* Sehnsucht schildern. —

Sofort nach Erscheinen des Dramas (Nov. 1870) wurden Stimmen *für* wie *gegen* eine Aufführung laut, zumal der Dichter im Vorworte betonte, „das Werk sei geschrieben im lebendigsten Hinblick auf die Bühne“. Der Wortführer der Negativen (in einem längeren

Feuilleton der „Neuen freien Presse“ v. 4. Dez. 1870) war Heinrich Laube. Seine Äußerungen erregten mancherorts Unwillen, aber in einem Satze hatte er doch das Richtige getroffen: „... Robespierre ist außerordentlich schwer als dramatischer Held zu verwerten. Er zeigt eben keine Leidenschaft und man wird immer meinen, sein Wesen sei auf Verstandeskalkul zurückzuführen. Wenn man ihn edel und groß schildern zu dürfen glaubt, so mag dieses Kalkul politisch und moralisch von großer Kraft und Bedeutung erscheinen, aber aus politischer und moralischer Kraft wird im Drama nicht ... ein tragischer Held. Dieser ist ohne Leidenschaft nicht zu gestalten ...“ So Laube und die großen öffentlichen Bühnen ignorierten das Werk. Da faßten Grazer Studenten den Plan, wenigstens den ersten Akt der Tragödie aufzuführen. Die Vorstellung kam am 30. März 1871 auf der Bühne des Grazer landschaftlichen Theaters zustande und trug dem anwesenden Dichter reichen Beifall ein. Einige Jahre später verhinderte ein außergewöhnlich blödes Zensurstücklein die Wiederholung der Darstellung dieses ersten Aktes in Graz. Wieder etliche Jahre darauf wurde im Wiener Ringtheater das Werk (ohne Vorwissen des Dichters) arg verstümmelt aufgeführt. Diese Vorstellung kann darum nicht weiter in Betracht kommen. Erst Mai 1904 bei Gelegenheit der Hamerling-Denkmalenthüllung in Graz fand das Werk im Grazer Stadttheater seine Erstaufführung. Freilich mußte auch diesmal viel verschoben, zusammengezogen, gestrichen werden (man spielte trotzdem von 7 Uhr bis Mitternacht!), aber immerhin, es war Hamerlings Werk, das man aufführte, und der eigenartige Charakter der Tragödie in Bau und Durchführung war gewahrt worden. Ein junger talentvoller Dramatiker, Bruno Sturm (Pseudonym für Burghart Breitner), hatte geschickt diese Bearbeitung durchgeführt. Die Ausstattung war eine glanzvolle, die Leistungen des Hauptdarstellers Hofburgschauspieler Heine als Robespierre, Wirth als Danton, Anny Sikora als Leonore waren meisterhaft, aber das Werk erlebte eine Wiederholung nicht. Für die verständnisvollen Zuschauer indes wird diese Vorstellung einer der anregendsten Theaterabende in ihrer Erinnerung bleiben.

---

# Vorwort des Verfassers.

Die Verwahrung gegen eine theatralische Aufführung, welche sich an der Spitze dieses Werkes findet, bedarf einer Begründung. Sie entsprang der erst nach Vollendung des Werkes dem Autor in voller Klarheit sich aufdrängenden Überzeugung, daß bei den eigentümlichen Verhältnissen des deutschen Theaters, bei dem Umstande namentlich, daß die größeren Bühnen Deutschlands höfische Institute sind, die einen revolutionären Stoff, wie den hier behandelten, von vornherein ausschließen, nur solche Bühnen damit einen Versuch machen könnten, bei welchen er entschieden mißlingen müßte. Zu groß ist die Anzahl der in diesem Stücke auftretenden Personen, zu beträchtlich des Werkes Umfang selbst, von welchem ohne bedeutende Schwächung der Gesamtwirkung nichts preisgegeben werden kann.

Es soll aber nicht geleugnet werden, daß vorliegende Tragödie, weit entfernt, als Buchdrama angelegt zu sein, im lebendigsten Hinblick auf die Bühne geschrieben worden. Die Leser des „Ahasver in Rom“ und des „Königs von Sion“ werden einen Beweis dafür in der Strenge finden, mit welcher hier der Dichter Maß gehalten hat — mit welcher er die geschichtlichen Voraussetzungen und Motive so übersichtlich, einfach und faßlich als möglich gestaltete — und mit welcher er die bei solchem Stoffe naheliegende Versuchung von sich wies, dem romantischen Kraftstil, dessen bestechendes Muster in den barockgenialen Revolutionsszenen Büchners vorliegt, die Naturwahrheit des Ausdrucks und der Charaktere zu opfern.

Zu nahe liegt unseren Tagen noch die in diesem Drama geschilderte Zeit, als daß eine Entfernung von der geschichtlichen Wahrheit auch nur im Detail verstattet gewesen wäre. Die Gestalten Dantons und Robespierres stehen wesentlich in diesem Werke nicht anders da, als die Geschichte selbst sie zeigt. Zu bemerken ist aber, daß die Geschichte nicht identisch ist mit den von verschiedenen Lehrern höherer und niederer Schulen herausgegebenen „Weltgeschichten“. Diejenigen, die Robespierre nur aus letzteren kennen und nicht mehr von ihm wissen, als daß er ein „ehrsüchtiger, neidischer, heuchlerischer, feiger und blutdürstiger“ Mensch gewesen, welcher den „ehrlichen, edlen und genialen“ Danton beiseite geschafft, einzig aus Bosheit und aus kleinlichem Neid — wie auch diejenigen, welchen es durchaus nicht einleuchtet, daß man uneigennützige Zwecke verfolgen und doch eine Beute der unseligen Verirrung werden kann, sie mit gewalttätigen Mitteln durchsetzen zu wollen — sie mögen dies Buch nicht aufschlagen, denn es würde sich mit ihnen nicht verständigen können.

Dem deutschen Publikum wird diese Gabe dargeboten in einem Augenblick, in welchem der elektrische Draht täglich die Erfindungsgabe aller Poeten beschämt. Die Geschichte ist in ein neues Stadium getreten. Das Frankreich Robespierres erscheint nach dem Tage von Sedan für den Augenblick —

aber auch nur für den Augenblick — beinahe vorsintflutlich. Zwei Tendenzen beherrschen die Gegenwart: die nationale und die sozialpolitische. Wer ein tieferes Verständnis hat für das Wehen des Zeitgeistes, dem ist es eine Tatsache — die als solche hingenommen werden muß, sie mag gefallen oder nicht —, daß gewisse nationale Fragen noch vor der sozialpolitischen zur Lösung drängen. Aber doch nur eine Episode ist der Kampf, den die Nationalitäten unter sich ausfechten wollen, bevor sie gefahrlos und ohne Mißtrauen sich verbrüdern, in der großen Bewegung der modernen Zeit, und nur vorübergehend kann eine Darstellung, wie die der Bestrebungen jener ersten Vorkämpfer einer neuen Ordnung der Dinge, außerhalb der geistigen Tagesströmung stehend erscheinen.

Graz, im November 1870.

---

## Zur dritten Auflage.

Seit dem Erscheinen dieser Tragödie ist die Aufführbarkeit und praktische Wirksamkeit derselben von einigen Kritikern bestritten, von anderen mit gleicher Entschiedenheit verfochten worden. Ich selbst glaube, daß „Danton und Robespierre“, von guten Kräften dargestellt, sich als vorzugsweise „theatralisch“ angelegt erweisen würde. Äußere Umstände aber sind es, welche die Aufführung untunlich machen. Der Schwierigkeit, welche die übergroße Anzahl der Personen verursacht, könnte begegnet werden, wenn das Theaterpersonal sich durch Dilettanten verstärkte; und so ist in der Tat am Grazer landschaftlichen Theater durch das Zusammenwirken von Mitgliedern der Bühne und Studenten eine teilweise Aufführung mit bestem Erfolge versucht worden. Bedenklicher erscheint der Umfang des Werkes. Die Darstellung auf zwei Abende zu verteilen, wird man sich schwerlich entschließen wollen; zu Kürzungen aber könnte ich, wie ich schon beim Erscheinen der ersten Auflage hervorhob, meine Zustimmung nicht geben. Viele dramatische Dichtungen, darunter Meisterwerke, wie die Shakespeares und Schillers, vertragen Kürzungen; andere nicht. Art und Anlage des Ganzen sind entscheidend. Ganz kleine Streichungen würden bei „Danton und Robespierre“ zu dem erwähnten Zwecke nicht ausreichen; wollte man erhebliche versuchen, so würde man alsbald finden, daß der Rest matter wirkt, daß der Eindruck des Ganzen geschwächt ist. Aus diesem Grunde habe ich bisher dort, wo man geneigt war, „Danton und Robespierre“ in Szene zu setzen, gegen Kürzungen Verwahrung eingelegt. Ich wiederhole diese Verwahrung hier öffentlich; ich halte sie aufrecht für jetzt und für die längere oder kürzere Zeit, welche meinen Produkten im Strome der Literatur des Jahrhunderts mitzuschwimmen vergönnt ist.

Graz, im November 1872.

---

# Personen:

Danton, Mitglied des Nationalkonvents.

Robespierre, Mitglied des Nationalkonvents und des Wohlfahrtsausschusses.

Couthon }
St. Just } Anhänger Robespierres.

Camille Desmoulins }
Herault de Sechelles }
Fabre d'Eglantine } Anhänger Dantons.
Philippeau }
Lacroix }

Henriot, Kommandant der Nationalgarde.

Hebert }
Chaumette. } Mitglieder des Rates der Gemeinde von Paris.

Cloots, Anhänger ihrer Partei.

Tallien }
Billaud Varennes }
Collot d'Herbois } Mitglieder des Nationalkonvents.
Barère }
Vadier }

Lebas }
Carrier } Kommissäre der Regierung.

Die Marquise von St. Amaranthe.

Die Gräfin Cabarrus.

Madame Theot.

Lucile, Camille Desmoulins' Gattin.

Lambertine von Mericourt.

Duplay, Tischler.

Madame Duplay, seine Gattin.

Eleonore }
Therese } seine Töchter.

Der kleine Duplay.

Momoro, ein Buchhändler.

Ein Schreiber.

Ein Bauer.

Ein Stelzfuß.

Ein Zeitungsausrufer.

Eine Porträtmalerin.

Der Herzog von Chartres.

Ein alter Marquis.

Der Vicomte von Belleville.

Die Vicomtesse, seine Gemahlin.

Der Abbé Galiaud.

Der Dichter Chenier.

Der Maler David.

Zwei Bankiers.

Ein alter Herr.

Ein Kunstkenner.

Die „Sybille von Montmorency“.

Ein Abgesandter des Jakobinerklubs.

Eine verhüllte Gestalt.

Konventsmitglieder. Räte der Gemeinde von Paris. Royalisten. Bürger. Sansculotten. Weiber. Landleute. Eleven der militärischen Schule. Gefangene. Gäste. Bittsteller. Volk.

Der Schauplatz: Paris, 1793—1794.

# Erster Aufzug.

## Erste Szene.

Freier Platz vor der Kirche Notre-Dame.

**Ein Landmann** (tritt auf, sich umsehend). Wenn ich nur erfahren könnte, warum sie den steinernen Bildern überall rote Mützen aufsetzen ... Ich finde mich nicht mehr zurecht in diesem verwünschten Paris, obgleich ich vor fünfzehn Jahren einmal dagewesen. (Zwei Bürger treten auf.)

**Erster Bürger.** Auf dem Stadthause wimmelt's bereits wie in einem Ameisenhaufen —

**Zweiter Bürger.** Mein Nachbar, der Barbier Rabaud, hat soeben die Göttin der Vernunft frisiert.

**Der Landmann** (sich nähernd). Auf ein Wort, ihr Herren —

**Erster Bürger.** „Ihr Herren?" — Da seht die ländliche Unschuld! — Es gibt keine Herren mehr, Bauerntölpel!

**Der Landmann.** Um Vergebung, wie komm' ich von hier in die Königstraße?

**Erster Bürger.** Es gibt keine Könige mehr. Die Straße heißt jetzt Sansculottenstraße.

**Landmann.** Finde mich nicht mehr zurecht hier in Paris, obgleich ich vor fünfzehn Jahren dagewesen. Alle Plätze, alle Straßen anders. — Heut' morgen komm' ich an einer Kirche vorüber, denke: trittst ein, hörst eine Messe. Da seh' ich ein Gedräng' von Leuten, und auf der Kanzel steht ein Mann, der predigt. Komme gerade recht zum Worte Gottes, denk' ich und hör' andächtig zu. Da merk' ich aber, daß der Mann auf der Kanzel entsetzlich fluchte, obgleich ich ihn nicht recht verstand. War so ein schneidiges, gelbes, dünnes Männchen; meinte jeden Augenblick, es werde ihm der Schaum vor den Mund treten. Als er aufhörte zu reden, da fingen die Leute

wüst zu schreien an und taten wie besessen und klatschten gar mit den Händen, daß mir die Ohren gellten. — Ich schlug ein Kreuz und ging.

**Erster Bürger** (lachend). Armer Tropf, du bist unter die Frommen der Jakobinerkirche geraten —

**Landmann.** Darauf kam ich in eine andere Kirche.
Da sah ich einen Heiland auf dem Kreuz:
Dem war ein großer Schnurrbart angestrichen
Und eine rote Mütze aufgesetzt,
Und drunter stand geschrieben: „Jesus Christ
Von Nazareth, der erste Sansculotte."
Weiß denn die Obrigkeit von solchem Unfug nichts?

**Bürger.** Mensch, hör' einmal, wie kommt's, daß du so wenig Wind hast vom neuesten Weltlauf? Sitzt ihr Bauern auf den Ohren?

**Landmann.** Ich bin sechs volle Jahre taub gewesen. Vorige Woche —

**Bürger.** Dekade sagt man jetzt — Dekade —

**Landmann.** Ei wie? Dekade muß ich sagen? Also vorige Dekade — doch nein, es war noch Ende April —

**Bürger.** Floreal, du verwünschter Kerl, Floreal —

**Landmann.** Floreal? Potztausend! Ihr habt eine verwunderliche Art zu reden in Paris! — Nun also, im Floreal sagte ich zu unserem Dorfbader: „Herr," sagt' ich, „ihr versteht den Teufel von der Sache; ich gehe nach Paris und lasse mich dort heilen!" Gesagt, getan. Ich ging, als ich das Reisegeld beisammen hatte, und verwichenen Sonntag —

**Erster Bürger.** Es gibt keinen Sonntag mehr.

**Landmann.** Was? keinen Sonntag?

**Bürger.** Quintidi, guter Freund, wenn Euch Euer Leben lieb ist —

**Landmann.** Nun meinetwegen! Am Crainte de dieu also kam ich hier in Paris an, und heute, Gott sei Dank —

**Bürger.** Gott sei Dank? Mensch, du nennst da ein bankerottes Haus! Die Firma Gott und Sohn mit der Prokuraführung des heiligen Geistes hat falliert —

**Landmann.** Was? auch keinen Gott? da soll ja doch —

**Bürger.** Räsoniere nicht, Mensch, und schweig, und laß deine Füße, so geschwind sie können, dich wieder nach deinem Dorfe zurücktragen. Du könntest Unglück haben auf dem Pflaster von Paris. Du könntest hier deinen Kopf verlieren, unversehens, wie einen Knopf

von deinen Hosen. Mach' dich auf die Beine. Mensch — du bist verdächtig —

**Landmann.** Wieso verdächtig? Was nennt ihr denn verdächtig?

**Bürger.** Verdächtig? Sieh', das ist zum Beispiel einer,
Der Lilien in seinem Garten pflanzt —
Auch einer, dessen Bruder oder Vetter
Ins Ausland ging mit einem Emigranten
Als Kammerdiener — oder einer, der
Im Traum das Wörtlein König flüstert — oder
Der bleich wird, wenn sie seinen Nebenmenschen
An die Laterne hängen —

Mach', daß du fortkommst, sonst lassen sie dich den Karpfensprung machen auf dem Grèveplatz —

**Landmann.** Ich verstehe euch nicht.

**Bürger.** Ich will sagen, sie werden dich durchs rote Fenster gucken lassen —

**Landmann.** Ich verstehe euch noch immer nicht.

**Bürger.** Dummkopf! sie werden dich (macht eine bezeichnende Gebärde) mit dem großen Nationalrasiermesser rasieren! Verstehst du's noch nicht? — Du wirst das große Los in der Lotterie der heiligen Guillotine gewinnen! Verstehst du's jetzt?

**Landmann.** Hol' mich der Geier, wenn ich diese Heilige jemals im Kalender gelesen habe.

**Bürger.** Das ist eine wunderliche Heilige. —
So eine Art von Eisenjungfrau, scharf
Versehn mit Schneidezähnen — denke dir
Zwei Galgenhölzer und ein blankes Beil
Querbalkengleich von oben — nun, du legst
Den Kopf auf einen Block — das Beil fällt nieder,
Ein wenig von der Seite — so — und sichelt
Den Kopf im Hui so glatt und reinlich dir
Herunter, daß es eine Lust, zu sehn. Der Kopf
Merkt gar nicht, daß er keinen Rumpf mehr hat,
Und niest deshalb auch manchmal unbefangen,
Als wäre nichts geschehn, noch in dem Sack,
In welchen ihn der Knecht des Büttels wirft —
Als hätt' er etwa nur 'ne starke Prise
Geschnupft — Guillotinieren heißt man das:
's ist 'ne schöne, sanfte Todesart.

**Landmann.** Guillotiniert man viel?

**Bürger.** So ein Schock täglich; auch mehr, wenn schönes Wetter ist.

(Ein Schwarm von zerlumpten Männern und Weibern kommt gezogen, voran ein Sansculotte, der ein Beinkleid auf einer Pike trägt. Wüstes Geschrei: Ça ira! Ça ira!)

**Der Sansculotte** (zu dem Landmann und den beiden Bürgern). Angeschlossen, Patrioten! angeschlossen und eingestimmt! Ça ira! Zu Ehren der Hose da, die wir eben einem Aristokraten abgezogen, weil er auf keine andere Weise ein Sansculotte werden wollte. Ça ira!

**Weiber** (den Landmann umringend). Komm auf ein Tänzchen, Bäuerlein! Komm, wir tanzen die Carmagnole!

**Sansculotte** (zum Landmann, ihm ins Ohr schreiend). Ça ira gesungen, du Schelm, Ça ira!

**Landmann** (ängstlich). Verzeiht, ich bin gar nicht musikalisch!

**Sansculotte.** Höre, Kerl! wenn du nicht dümmer bist als die Rinder in deinem Stall, so mußt du Ça ira brüllen können, so gut als einer —

**Landmann.** Verzeiht, ihr Herren —

**Sansculotte.** „Ihr Herren!" Habt ihr's gehört? An die Laterne mit dem Schuft!

**Bürger.** Laßt ihn laufen; er ist volle sechs Jahre taub gewesen und erst heute wieder geheilt worden.

**Sansculotte.** Dann hätte das erste, was er hörte, sein sollen, daß es keine Herren mehr gibt. Nicht einmal der Mainzer Nachtwächter singt mehr: „Lobet Gott den Herrn!" sondern: „Lobet Gott den Bürger!" — Schlingel! Kein Franzose benennt jetzt mehr den andern Herr, sondern —

**Landmann.** Ich begreife, man sagt jetzt Kerl, Tropf, Schlingel, Schelm und so dergleichen —

**Sansculotte.** Was?

**Landmann.** Ihr tituliert mich so —

**Sansculotte.** Dummkopf! das ist was anderes. Bürger sind jetzt alle Franzosen, hörst du! nicht mehr, noch weniger!

**Landmann.** So sind wir's draußen auch in der Provinz, so gut als ihr, und können ein Wort mit drein reden?

**Sansculotte.** „Drein reden?" Hört ihr, Leute? Der Kerl ist ein Föderalist! ein verlaufener Girondistenknecht! er faselt von Autonomie der Provinz!

**Weiber.** Hängt ihn, hängt ihn! er ist ein Föderalist! (Man will ihn ergreifen.)

**Landmann** (ängstlich schreiend). Scharwache! Polizei! Zu Hilfe! — Mörder! Räuber! Diebe! Zu Hilfe! (Einige lachen.)

**Weiber.** Er nennt Sansculotten Räuber und Mörder! An die Laterne!

**Allgemeines Geschrei.** An die Laterne! (Man ergreift ihn.)

**Der Sansculotte** (dazwischen tretend). Einen Augenblick, Bürger! Keine blinde Wut! — Wenn man Septembermann gewesen, wie ich, so weiß man, wie das rechte Verfahren in solchen Dingen ist. — Höre, Schlingel!

**Landmann.** Was hab' ich denn verbrochen?

**Sansculotte** (würdevoll). Mit dieser Frage verteidigt sich kein französischer Bürger und Patriot. Ob Föderalist oder nicht — ich will dir beweisen, daß du zehnmal gehängt zu werden verdienst, auch wenn du der republikanischen Freiheit nie ein Haar gekrümmt haben solltest. Ich frage dich bloß: Was hast du getan für die Freiheit? Wie hast du dich kompromittiert für die Freiheit? Was hast du getan, um gehängt zu werden, wenn eine Reaktion einträte und die Gemäßigten ans Ruder kämen?

**Landmann.** Ich? O — wartet nur, ich besinne mich — ja, seht, es fällt mir etwas ein. — Ich fand einmal im Wald einen halbverhungerten Mann unter einem Haufen dürrer Streu versteckt — der machte mir solch jämmerlich flehende Zeichen — denn hören konnt' ich nur wenig von wegen der Taubheit — daß ich ihn mit nach Hause nahm, ihn labte und in aller Stille beherbergte. Als er abzog, vergaß er in der Dachstube etliche zerknitterte Papiere, aus welchen ich ersah, daß es ein gar gewichtiger Mann gewesen sein mußte, einer von denen, die jetzt hier in Paris regieren, — so einer aus eurem — wie heißt's doch gleich? hab' heute davon gehört — aus eurem Nationalkonvent — Sah auch aus den Papieren, wie er hieß. Er hieß Bri — ja, es fällt mir schon ein, Brissot — (Große Sensation im Volke, dann wildes Geschrei: Verräter! Verräter! Schurke!)

**Sansculotte.** Still! — (Zum Landmann.) Unglückseliger! du hast das Haupt der dem Henker verfallenen Girondisten und Föderalisten, der Gemäßigten, der heimlichen Volksverräter bei dir beherbergt! — Mensch, deine Sache ist eine verlorene. Dir ist nicht mehr zu helfen! Hängt ihn!

**Volk.** An die Laterne!

**Ein Bürger.** Ach, laßt ihn doch! Ihr seht ja, daß er ein Dummkopf ist, und sechs Jahre lang ist er taub gewesen. —

**Einige Stimmen.** Was? der Gewürzkrämer verteidigt ihn? Auch ein Verräter!

**Bürger.** Bin ich nicht ein guter Patriot? Hab' ich nicht kürzlich bei der großen Hungersnot meinen Zuckervorrat pfundweise ans Volk verteilt, ohne Entgelt?

**Ein Fischweib.** Du betrogst uns mit dem Gewicht! Als ich mein Pfund zu Hause nachwog, da fehlte dran ein halbes Lot!

**Weiber.** Hängt sie alle beide!

**Einer aus dem Volk.** Hier vor dem Bücherladen des wackeren Patrioten Momoro! (Man zerrt den Bauer gegen den Laternenpfahl, der vor Momoros Laden steht.)

**Momoro** (tritt aus der Tür, sein Käppchen, das er auf dem kahlen Kopfe trägt, lüftend.) Guten Morgen, Sansculotten! Was belieben die freien Männer und edlen Bürger zu treiben hier vor meiner Tür?

**Einer aus dem Volk.** Guten Morgen, Bürger Momoro. Wir hängen einen Föderalisten, einen Girondistenknecht —

**Momoro.** Gerade hier vor eines Patrioten Tür? — Laßt das bleiben, ehrenwerte Bürger der Republik! Wozu haben wir denn das Revolutionstribunal, das ja ohnedies im ganzen wenig zu wünschen und wenig zu hängen übrig läßt? Und überhaupt, tut mir den Gefallen, hängt keinen, bevor er die neuesten Broschüren gelesen hat, die in meinem Buchladen soeben erschienen. Wenn ihr einen solchen Menschen tötet, so verfault der Kerl unnütz unter der Erde und labt höchstens die Würmer. Wenn ihr ihm aber Zeit laßt, die neuesten Broschüren zu lesen, so könnt ihr den widerhaarigsten Aristokraten in einen feuerspeienden Patrioten verwandeln, der hingeht und sich mit Freudentränen in den Augen jeden Augenblick für die Republik totschlagen läßt. Ich frage: was ist besser? — Da seht einmal: (er weist einen Pack Flugblätter und Broschüren vor) „Neueste Trauerrede auf den Tod des göttlichen Marat" — „Laternenpfahl und Guillotine; fliegende Blätter für Freiheit, Gleichheit und allgemeine Menschenliebe" — „Neuer und unfehlbarer Plan, royalistische Städte binnen drei Tagen mit Nelkenöl in die Luft zu sprengen —"

**Volk.** Hoch Momoro, der Patriot!

**Momoro.** Es lebe die Republik! — Alles für wenige Sous! — (Viele drängen sich herbei, die Blätter zu kaufen.)

**Sansculotte.** Du verkaufst deine Scharteken zu teuer, Bürger Momoro!

**Momoro.** Keinen Sou verdien' ich dran. Ihr kennt mich!

**Ein Zeitungsausrufer.** Der „Vater Duchêsne!“ Der „Vater Duchêsne“ von heute! Zwei Sous das Blatt! — Er ist verzweifelt wild heute, der Vater Duchêsne! — Kauft das Journal des gefeierten Patrioten Hebert! — in 30000 Exemplaren verbreitet! Er ist verzweifelt wild heute, der Vater Duchêsne! —

**Momoro** (nachspottend). „Er ist verzweifelt wild heute, der Vater Duchêsne!“ So ruft er alle Tage. 30000 Exemplare? Allen Respekt vor dem Bürger Hebert, aber ich habe mir sagen lassen, daß ganze Stöße seines Journals gratis in die Gasthöfe wandern — „für die Bedürfnisse der Reisenden“ — hahaha! für die „Bedürfnisse“ der Reisenden! — Das Gediegenste, was aus den Federn der Patrioten fließt, findet man doch immer noch bei Momoro. In meinem Hinterstübchen haben schon unter dem Königtum die radikalsten Männer Klub gehalten und halten da noch Klub heutigestags —

**Zeitungsausrufer** (spottend). Ja, Graukopf, sie halten Klub bei deinem jungen Weibchen.

**Momoro.** Tropf! sie bringen ihr den neuen republikanischen Kalender bei, der den Weibern so schwer in den Kopf will. Und mehr! noch mehr! O, die Patrioten wissen den alten Momoro zu schätzen, und um ihn zu ehren, haben sie, müßt ihr wissen, keine andere als eben sein Weibchen zur Göttin der Vernunft erkoren. Schon am frühen Morgen ist sie heut' abgeholt worden auf das Stadthaus, damit man für das Fest sie würdig herausputze. Nun, ihr werdet sehn! Auf diesem selben Platze wird sie prangen.

**Zeitungsausrufer.** Und dir werden zur Feier des Tages die Hörner vergoldet?

**Volk.** Es lebe Momoro und sein Weibchen!

**Momoro** (zu einem Manne, der ein Plakat an die Mauer klebt). Mensch, du klebst ja dein Plakat hier über ein anderes —

**Der Mann.** Ach, das alte ist ein gemäßigtes; das da aber ist von der Kommune —

**Volk** (das sich indes immer zahlreicher gesammelt). Von der Kommune? laßt doch sehen!

**Einer aus dem Volke** (lesend). „Hebert und Chaumette laden das souveräne Volk zum heutigen Feste der Vernunft, das denkwürdig bleiben wird für alle Zeiten!“

**Volk.** Hoch Hebert! Hoch Chaumette! Hoch die Republik! Ça ira! (Die Weiber tanzen.)

**Ein Stelzfuß** (im Gedränge). Heißa! springt und brüllt wie

ihr wollt, aber tretet einem verdienten Krieger der Republik sein hölzernes Bein nicht weg!

**Der Sansculotte** (auf ihn zugehend). Was seh' ich? Battiste, du wieder in Paris? Verflucht — dein Bein —

**Stelzfuß.** Hainbüchenes Kernholz —

**Sansculotte.** Brav gefochten für die Republik? Nicht Tod noch Teufel gefürchtet? Nie in Gefangenschaft geraten?

**Stelzfuß.** Bin ein einziges Mal von feindlichen Reitern allein überfallen worden, und da waren ihrer bloß vier —

**Sansculotte.** Viele Strapazen ausgestanden?

**Stelzfuß.** Donnerwetter! Ihr habt es leicht, hier im warmen Paris als Ohnehosen herumzulaufen: aber im Feld kampieren und auf Vorposten stehen, ohne Schuh', in einer Kälte, bei welcher die Kinder im Mutterleibe erfrieren, so daß wir Schießpulver in den Branntwein tun mußten, um uns den Magen zu erwärmen? Dann wieder tagelang fechten in der Sonnenglut —

**Sansculotte.** Ach, was schadet das dem Krieger im Eifer des Gefechts?

**Stelzfuß.** Natürlich, wenn dir eine Kanonenkugel den Kopf wegreißt, so stirbst du nicht am Sonnenstich —

**Einer aus dem Volke.** Bist du nicht der, den sie als jungen Burschen den kleinen Barbier nannten — Gehilfe beim Barbier Flatte in der Straße Pompadour?

**Stelzfuß.** Der bin ich und habe mein Handwerk nie verlernt —

Zu Lille, wenn eine Bombe niederflog
Und vor mir platzte, griff ich eine Scherbe
Vom Boden auf, gebrauchte sie als Schüssel
Mit Seif' und Wasser und rasierte dann
So zwanzig Kameraden auf dem Fleck.
Ei, das gefiel euch wohl hier in Paris,
Wenn die Armee mit den geschwungnen Fahnen
Wegwedelte von Frankreichs Leib des Auslands
Schmeißfliegenschwarm, der zahllos umschwirrt —
Wenn ihr vernahmt, daß wir so Sieg auf Sieg
Erfochten, dachtet ihr da hinterm Ofen
Wohl auch daran, wie oft wir barfuß liefen
Und nichts zu beißen hatten als Patronen,
Und oft nicht einmal die?

**Sansculotte.** Was? lassen nicht die Weiber von Paris ihre

Männer zerrissen laufen, um Zelttücher und Uniformen für euch zu nähen? Behelfen wir uns nicht statt der klingenden Münze mit lumpigen wertlosen Assignaten? Was? Wir nicht an euch gedacht? Und sind wir etwa müßig gewesen, indes ihr im Felde standet? In den Septembertagen hättest du hier sein sollen —

**Stelzfuß.** Kann mir's denken — erinnere mich noch recht gut, wie du vor drei Jahren einmal bei einem Volksfeste dem Pferde des Generals Lafayette, ohne daß es der General merkte, den Schweif an einen Laternenpfahl bandest, weil die Stute damit immer dir und anderen, die hinter dir standen, ins Gesicht flunkerte —

**Sansculotte.** Possen! Aber in den Septembertagen —

**Stelzfuß.** Ist es denn wahr, daß ihr in diesen Septembertagen zuletzt auch die sämtlichen seltenen Tiere in der Menagerie von Versailles habt über die Klinge springen lassen?

**Sansculotte.** Was? Die sämtlichen seltenen Tiere? Nein, nur die Löwen und die Adler, weil das die Könige der Tiere sind, und dann, was die sogenannten Wappentiere sind, wie sie die Aristokraten in ihren Wappen hatten —

**Stelzfuß.** Teufelskerle! Wie kam euch denn das so auf einmal?

**Sansculotte.** Weiß nicht. Auf einmal, sagst du? Gar nicht auf einmal. Es kam so nach und nach, wie der Appetit mit dem Essen —

**Stelzfuß.** Was sagten denn die Gemäßigten?

**Sansculotte.** Kein Wort. Hinter den Sansculotten stand die Kommune, und diese selber deckte der breite Rücken Dantons, der sich damals eben zum erstenmal aufgerichtet hatte als ein brüllender Leu. Gegen den waren die andern nur ein Rudel bissiger Hunde. Jetzt ist er träg' geworden und überhaupt, wie alles große Getier, nicht so beständig munter und beißlustig wie die kleineren Kläffer —

**Einer aus dem Volk.** Ah, diesem Simson haben's auch die Weiber angetan —

**Sansculotte.** Ja, ja, doch sag' ich euch,
Steht der noch einmal auf, so lang er ist,
Stößt er die Decke durch und reißt die Säulen
Im Tempel um, grad' wie der Simson auch —

**Ein anderer.** Ach was, der steht nicht wieder auf. Den hat der andre unter sich gebracht. Und dieser andre ist schlau —

**Stelzfuß.** Wer?

**Sansculotte.** Ei wer? Hast du von Robespierre im Lager nicht gehört?

**Stelzfuß.** Robespierre? Robespierre? Ist das das kleine steife Männchen, das man spottweise das „Talglicht von Arras“ nannte, weil er von Arras kam und gern glänzen wollte, aber nicht heller flackerte als eine Talgkerze? Sie lachten ihn immer aus, wenn er in der Nationalversammlung sprechen wollte —

**Sansculotte.** Das war damals. Der führt jetzt im Nationalkonvent, im Wohlfahrtsausschuß, im Jakobinerklub das große Wort.

**Stelzfuß.** Ich sah ihn einmal — nur von fern. Trägt er nicht Brillen?

**Sansculotte.** Nein.

**Stelzfuß.** Es kam mir doch so vor.

**Sansculotte.** Er hat ein gelbes Gesicht und bläulich-gräuliche Ränder um die Augen — die wirst du in deiner Einfalt aus der Entfernung für Brillen gehalten haben —

**Stelzfuß.** Bleich im Gesicht?

**Sansculotte.**

Gelb — grau — nein, eigentlich — wie soll ich sagen?
Graugrün, wenn man's genau nimmt — tiefe Augen
Und widerhaar'ge Brau'n — ein schlichtes Männchen
Nichts gegen Danton! Aber wenn vor dir
Hier Danton steht, der mächtige Koloß,
Und dort das schneid'ge Männchen Robespierre,
Sprichst du mit dem frei von der Leber weg
Wie mit dem jovialsten Kameraden,
Und vor dem andern stockt die Rede dir
Im Schlund — nicht grad' als ob er dich so dreist
Ansäh', im Gegenteil, sieht eher etwas schüchtern
Und unbehilflich aus vor vielem Volk —
Doch geh' nur einmal auf die Galerie
Des Nationalkonvents, sobald er spricht:
Da kennst du ihn nicht mehr. Wenn festen Schritts
Er steigt zur Rednerbühne, wird's so still,
Daß du die Mäuschen pfeifen hören kannst
In ihren Löchern. Steht er anfangs dann
Aufrecht und ruhig droben wie ein Pfahl
Und spricht gelassen, denkst du: nun, er spricht nur eben
Wie ein Schulmeister, oder wie ein Pfaff

Spricht auf der Kanzel — plötzlich aber wirft
Er ein paar Worte hin mit einer Stimme,
So kalt und scharf wie Stahl — in einem Ton,
Daß dir ein Schauer übern Rücken läuft —
Und fängt dann gar der Winkel seines Mundes
Zu zucken an, und ruft er bittersüß
In seiner scharfen, schneidigen Manier:
„Du armes Volk!" und „Tugendhaftes Volk!"
Da packt dich was im Herzen wie ein Krampf:
Du legst die Hand ans Messer, wenn du eins
Verbirgst an deiner Brust, und möchtest gern
Dich vor ihm niederwerfen und ihn fragen,
Wen du zuerst von den verfluchten Feinden
Der Republik damit durchstoßen sollst —
Zuweilen aber schweigt er wochenlang
Und läßt die andern reden. Es geschehn
Viel Dinge noch, von welchen man nicht weiß,
Ob sie ihm lieb sind oder leid. Zuweilen
Laviert er bloß und wartet auf den Wind.

Eben in letzter Zeit ist er wieder sehr schweigsam geworden. — Man weiß nicht genau, was er denkt von Hebert und Chaumette. So viel ist gewiß: wenn er und seine beiden Busenfreunde, der junge St. Just und der alte lahme Couthon, die Köpfe zusammenstecken, so ereignet sich bald was Großes —

**Ein Schreiber der Kommune** (erscheint mit Handlangern, die Bretter und Handwerksgeräte mit sich tragen). Platz da! Platz, Sansculotten! Das Gerüst für die Göttin der Vernunft und für die Redner wird aufgeschlagen! Der Festzug wird in kurzer Zeit da sein!

**Volk.** Ça ira! Es lebe die Göttin der Vernunft!

**Schreiber** (zu den Handlangern). Hierher, ihr Leute! in der Mitte des Platzes! Notredame gerade gegenüber! (Die Handlanger machen sich an die Arbeit.)

**Ein Weib.** Seht nur, daß es nicht wieder so geht, wie im vorigen Jahre bei dem großen Feste, wo sich ein paar Kerle unter den Brettergrund des Gerüstes versteckten — vermutlich um die Männer und Frauen, die darauf standen, in die Luft zu sprengen, — bis man sie entdeckte, hervorzog und totschlug —

**Der Schreiber** (schäternd). Ach, das waren bloß ein paar Verehrer eures Geschlechts, die durch die Ritzen heraufblinzelten

... Was läge dran, wenn man heute auch der Vernunft ein wenig nach den Waden guckte? Sein Augenmerk auf die Vernunft und all ihr Detail zu richten, ist ja fortan Bürgerpflicht!

**Weiber** (ihn umringend). Du Schelm! — Werden sie bald da sein?

**Schreiber.** Sogleich.

**Weiber.** Heißa, gleich werden sie da sein! Es lebe Hebert und Chaumette! es lebe die Kommune! es lebe der Konvent! es lebe Danton! es lebe Robespierre!

**Schreiber.** Was Konvent? Was Danton und Robespierre? An die Kommune haltet euch, an die Räte und Väter der Stadt! Wer sorgt für das Volk von Paris? he? Im Konvent parlamentieren und debattieren die Volksvertreter und machen die hohe Politik; im Wohlfahrtsausschuß sitzen Robespierre und St. Just, und Couthon und Barère, und Collot d'Herbois usw. und sorgen für Inneres und Äußeres, für Finanzen und Krieg, und fürs Kopfabhacken, und für alles, nur nicht dafür, daß das Volk von Paris zu essen habe in diesen schweren Zeiten. Wer schwitzt Blut und zerbricht sich Tag für Tag den Kopf, um neue Maßregeln zu ersinnen, wie man die Kaufleute zwingen kann, billig und gut zu verkaufen? he? Die Räte der Kommune! Wer sorgt dafür, daß es wenigstens an trockenem Brot nicht ganz mangelt, und daß ihr nicht völlig nackt laufen müßt wie Regenwürmer? he? wer? Die Räte der Kommune!

**Volk.** Es lebe die Kommune!

**Schreiber.** Wer hat die ganze Nationalgarde von Paris in seiner Hand? Die Kommune! Wer könnte, wenn er wollte, jeden Augenblick die Reaktionäre im Konvent zu Paaren treiben und den Konvent selber sprengen? Die Kommune! Wo ist der wahre Fortschritt zu finden? Bei der Kommune. Wem verdankt ihr das heutige Fest, das den Sieg der Vernunft über Gewaltherrschaft und Aberglauben besiegeln soll? Der Kommune! Hebert und Chaumette, den Häuptern der Kommune!

**Volk.** Es lebe die Kommune! es leben Hebert und Chaumette!

**Ein Bürger** (zu seinem Nachbar). Ist es denn wahr, was man hört, daß dieser Hebert einmal Billettverkäufer beim Theater war?

**Der Nachbar.** Ja! aber er ist ein guter Patriot —

**Der Bürger.** Und daß er sich dabei verschiedene Gaunereien hat zu schulden kommen lassen?

**Der Nachbar.** Ja! aber er ist ein guter Patriot —

**Der Bürger.** Man sagt, er habe gelegentlich silberne Löffel eingesteckt —

**Der Nachbar.** Aber er ist ein guter Patriot, sag' ich euch —

**Der Bürger.** Er geht schmutzig einher, wie Marat einherzugehen pflegte —

**Ein Sansculotte** (den Bürger am Halse fassend). Was, du Schuft! Du lästerst Hebert?

**Andere.** Hat er das getan? An die Laterne!

**Einer aus dem Volk.** Ich kenn' ihn. Er ist Wachskerzenhändler; er liefert Wachskerzen für Dorfkirchen. Darum ist er ein Reaktionär, ein Feind der Kommune. An die Laterne!

**Geschrei von herankommenden Weibern** (hinter der Szene.) Ça ira! (Sie treten auf die Bühne.)

**Volk.** Was ist's?

**Die neuangekommenen Weiber.** Lambertine kommt! Die schöne Lambertine von Mericourt, mit ihren Getreuen. Sie wird die Weiber beim Feste der Vernunft vertreten!

**Stimmen.** Lambertine in Paris?

**Die Weiber.** Da ist sie! (Frauen und Mädchen, alle in frechem Kostüm, rote Pantalons, rote Mützen, Kokarden in den Haaren, mit Piken bewaffnet, die mit Kränzen behangen sind, Pistolen im Gürtel, treten auf, darunter Lambertine von Mericourt.)

**Volk.** Hoch Lambertine! Hoch die Sansculottenheldin von Paris!

**Lambertine** (nickt zum Dank).

**Einzelne Stimmen.** Die schöne Lambertine wieder in Paris?

**Lambertine.** Ja — ist wieder in Paris — gehört wieder dem Volke von Paris —

**Stimmen.** Wo stecktest du? Wer hatte dich uns auf so lange Zeit entführt?

**Lambertine.** Eine tolle Geschichte —

**Volk.** Erzähle —

**Lambertine.** Klingt wie ein Märchen. (Vortretend.) Wie ihr mich da seht, komm' ich geradeswegs vom Kaiserhof zu Wien!

**Volk.** Von Wien?

**Lambertine.** Von Wien. Vernehmt, was einer Sansculottin
Begegnen kann, die jung noch ist — im Kopf
Ein blitzend Augenpaar. — Es ist die tollste
Geschichte von der Welt! Die Jakobiner
Entsandten mich nach Lüttich, Propaganda

Zu machen. Auf der Reise — Teufelsstreich! —
Fall' ich in Feindeshand und ausgeliefert
Werd' ich an Österreich, auf eine Feste
Geschleppt im Land Tirol. Der Kaiser hört
Von Lambertine, der Pariserin,
Wünscht sie zu sehn, sie kommt, gefällt bei Hof,
Macht Propaganda bei dem hohen Herrn,
Lebt herrlich und in Freuden, aber als
Gefangne doch — verdammt! Sie knirscht geheim
Und überlegt, für welchen Holofernes
Sie sich entscheiden soll als neue Judith.
Da plötzlich stirbt der Kaiser — sie benützt
Den Wirrwarr, schlüpft in einen Reisewagen
Des Nachts und eilt ununterbrochnen Flugs
Vom Donaustrand zum Strand der Seine! Es lebe Paris! —

**Volk.** Wahrhaftig eine tolle Geschichte —

**Lambertine.** Nicht toller als mein ganzes Leben.

(Geschrei. Ein Edelmann wird gefangen vorbeigeführt.)

**Volk.** Wer ist der Mann?

**Die Begleiter des Gefangenen.** Der Marquis von Laprêde — lange versteckt, jetzt aufgestöbert, eine Ähre, reif zum Schnitt —

**Lambertine** (mit Bestürzung und Aufregung, für sich). Alle Teufel der Hölle — das ist er leibhaftig — (Vor ihn hintretend) ein Marquis? Hängt ihn, wenn es ein Marquis ist! Ich kannte auch einmal einen Marquis — (ihn mit flammenden Augen scharf fixierend), einen Marquis, der mich eines Abends — ich war siebzehn Jahre alt — nach England entführte — und den ich eines Morgens nicht mehr fand, als ich erwachte, verlassen und allein im fremden Land —

**Fischweiber.** Du armes Kind! du verfielst in ein hitziges Fieber —

**Lambertine.** Durch meine Fieberträume hindurch hört' ich die Leute davon reden, daß man in Paris die Edelleute an die Laterne hänge — ich flog nach Paris —

**Fischweiber.** Dein Fieber?

**Lambertine.** Das nahm ich mit —

**Fischweiber.** Ein Wechselfieber! — hahaha! — Lerntest viele Revolutionsmänner kennen — sehr viele —

**Lambertine.** Sie lagen zu meinen Füßen —

**Fischweiber.** Du hobst sie auf —

**Lambertine.** Wenn sie nicht zu sehr nach Aquavit rochen. — Tod den Aristokraten!

**Der Gefangene** (leise). Sei großmütig, Lambertine! Mein Leben hängt an einem Worte von dir —

**Lambertine.** Geh' zum Teufel, Dummkopf, ich kenne dich nicht! — Hängt ihn, Sansculotten! — Es lebe die Freiheit! — (Der Edelmann wird abgeführt.)

**Volk.** Hoch Lambertine!

**Weiber** (umtanzen sie und machen Miene, sie auf ihre Schultern zu heben). Heißa! Lambertine ist unsere Königin! Wir sind die „Furien der Guillotine"! Wir sind die „Blaustrümpfe Robespierres"!

**Lambertine** (sich erwehrend). Still von Robespierre! Nichts mehr von ihm! Er hat neulich seine Tür vor mir geschlossen. Er läßt kein Weib vor sich —

**Weiber.** Robespierre ist doch der größte der Patrioten! Robespierre ist unser Gott!

**Sansculotte.** Ihr Weiber seid immer so geartet. Je weniger einer eine Schürze leiden mag, um so eifriger seid ihr hinter ihm drein!

**Weiber** (sich auf ihn werfend). Hinter dir nicht, du Wicht! (Er entflieht.)

**Ein Weib.** Was sagte der große Mirabeau in den Oktobertagen, als man sich anschickte zum Sturm auf Versailles? „Wenn die Weiber sich nicht um die Sache annehmen, so ist sie verloren!"

**Eine andere.** Und jetzt, da wir Weiber auch unsere Rednerinnen, unsere Versammlungen, unsere Klubs haben, jetzt werden wir den Männern zeigen —

**Eine dritte** (einfallend). Daß wir Weiber nicht umsonst von jeher das gewesen, was die Männer erst jetzt geworden: Ohnehosen! (Gelächter und Beifall.)

**Der Schreiber der Kommune.** Platz da! Platz! Ich sehe den großen Patrioten, den Bürger Anacharsis Cloots herankommen, mit seinem Zuge von Abgesandten und Vertretern aller Völker der Erde, die er beim Feste der Göttin der Vernunft vorführen wird!

**Stimmen.** Anacharsis Cloots? der deutsche Baron?

**Schreiber.** Der freigesinnte Förderer des Vernunftkultus, der Freund Chaumettes, der glühende Verehrer des französischen Volks —

**Einer aus der Menge.** Speist aber auch bei Aristokraten und reichen jüdischen Wechslern — ein Allerweltsfreund —

**Schreiber.** Ein großer Patriot, sag' ich. Platz da!

**Anacharsis Cloots** (kommt mit einem Zuge von Leuten, welche durch Tracht und Gesichtsfärbung alle Menschenrassen der Erde vorstellen, er und die Seinigen rufen): Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!

**Volk.** Es lebe Cloots!

**Cloots** (Platz für seine Leute im Vordergrunde zu gewinnen suchend).
Erlaubt mir, Freunde, Bürger,
Daß ich mich hier aufstelle mit den Meinen,
Vertretern, Abgesandten aller Völker
Der Erde, die am heut'gen schönen Fest
Darbringen wollen ihre Huldigung
Dem großen Frankenvolk — zum Unterpfand
Der nahenden Verschmelzung aller Völker
Mit euch, Franzosen!

**Stimmen.** Seht ihr? Er meint es gut —

**Der Stelzfuß.** Nicht mehr als billig, daß sich alle Völker der Erde der französischen Republik unterwerfen.

**Einer aus dem Volke.** Ist doch kürzlich auch schon aus Mainz ein gewisser Forster mit anderen dagewesen und hat die Unterwerfung des Volkes der deutschen Rheinprovinzen angezeigt.

**Sansculotte.** Bürger Cloots, kennt ihr nicht den Tragödiendichter Sillery in Deutschland, der die „Räuber" geschrieben? Man hat sein Stück auch in Paris hier aufgeführt, und es hat uns gar nicht übel gefallen.

**Cloots.** Kenn' ihn nicht.

**Sansculotte.** Ihr seid ja doch ein Deutscher!

**Cloots.** Wüßte nicht. Ich bin Kosmopolit — ein Sohn des Universums —

**Einer aus dem Volke.** Ich habe gehört, daß Ihr auf der Kadettenschule zu Potsdam erzogen worden seid —

**Cloots.** So? habt Ihr das gehört? Weiß nicht, wie ich
Dahin gekommen. Meinen Taufschein hab' ich
Zugleich mit meinem Adelsbrief verbrannt.
Bin Advokat der Menschheit, Philosoph
Und Atheist und ein persönlicher
Feind Jesu Christi. Ich bin überall
Und nirgends heimisch. Durch Europa schweift' ich
Vom Newastrand bis zum Manzanares,
Allzeit verfolgt von allen Bütteln, Sbirren,
Von allen Mönchen und Inquisitoren
Der Welt. Wenn sie am Rhein mich hängen wollten,

War ich in Spanien längst, und fahndeten
Nach mir die Alguacils der Stadt Madrid,
So lacht' ich ihrer schon am Strand der Themse — .

**Camille Desmoulins** (sich durch das Volk drängend). Tretet ein wenig auseinander, liebe Freunde und Brüder; tretet ein wenig auseinander! Bürger Danton und Bürger Robespierre wollen das volkstümliche Fest mit ansehen. Ich habe sie dazu vermocht. Sie folgen mir auf dem Fuße.

**Volk.** Danton? Robespierre? Macht Platz für Danton und Robespierre! (Große Bewegung im Volke, man läßt eine Gasse frei.) Da kommen sie! (Alles blickt gespannt nach der Seite, woher die Erwarteten kommen.)

## Zweite Szene.

**Danton und Robespierre** (treten auf. Robespierre in einfacher, aber pedantisch sorgfältiger Tracht und Frisur, Danton in mehr prunkhafter und doch burschikoser Gewandung; eine gewaltige Halsschleife hängt über seine Brust herab.)

**Volk.** Es lebe Danton! Es lebe Robespierre!

**Danton** (den Hut lüftend und dem Volke zunickend, jovial). Guten Morgen, Sansculotten!

Was soll denn das Gedräng'? Was gibt's? Ein Fest
Mit weißgeputzten Jungfern, schönen Reden
Und Blechmusik? Verdammt! Gibt's wirklich keine
Bastille mehr zu stürmen? Keinen Ausflug
Mehr nach Versailles zu machen? Alle Wetter,
Das waren andre Zeiten! Denkt ihr's noch,
Wie's war, als rings um uns zum erstenmal
Losbrach die Kriegsfurie, und die Ohren
Ihr an den Boden legtet, um zu horchen,
Ob man nicht schon Kanonendonner höre,
Vorboten jener Haufen, die sich wälzten
Her auf Paris — und wie dann wirklich mancher
Zu hören meint' ein fernes dumpfes Rollen,
Und auffuhr, bis ein Nachbar zu ihm sagte:
Laß gut sein — Danton ist's, der eben donnert —
Im Klub der Cordeliers!

**Volk** (in Enthusiasmus geratend). Es lebe Danton! Ça ira! Ça ira!

**Danton** (lächelnd zu Robespierre, den er beiseite zieht). Da hast du die Tröpfe — gleich wieder in Feuer und Flammen — (Lambertine erblickend) Was seh' ich? (sie vertraulich am Kinn fassend) Wieder in Paris, mein schönes Kind? Und so festlich herausgeputzt? (Ihre Begleiterinnen musternd) Potz Tausend! wie viele reizende Republikanerinnen! — Pistolen im Gürtel?

**Lambertine**. Feurige Patriotinnen, Bürger Danton!

**Danton.** Sprößlinge, meine Damen! Sprößlinge, wenn ihr euch recht patriotisch erweisen wollt — kleine Republikaner — gesunde starke Bursche. — Solche braucht jetzt die Republik, ihr lieben Frauen und Jungfrauen!

**Lambertine** (knicksend). Ist nicht ganz bloß unsere Sache, Bürger Danton!

**Danton.** Schelmin! (er bemerkt die Truppe Cloots'.) Was ist das?

**Einer aus dem Volk**. Abgesandte und Vertreter aller Völker der Erde —

**Danton** (lachend zum Neger in der Truppe). Alle Teufel, François — wie kommst du zu diesem Gesicht? Bist du nicht der entlaufene Bediente des Grafen Boulaineville?

**Der Neger**. Vergebung, Bürger Danton — ich stelle hier den Afrikaner vor.

**Cloots.** Wir vertreten hier die Rassen und Völker der Erde. Alle wollen und müssen sich Frankreich anschließen. Ihr habt Gleichheit aller Franzosen eingeführt. Aber alle Menschen, alle Völker sind gleich —

**Der Stelzfuß** (zornig). Was? alle Völker gleich? Die Franzosen wären nicht besser als andere? Nieder mit dem Aristokraten!

**Cloots**. Versteht mich recht. Paris wird die Hauptstadt der Erdkugel sein. Es wird kein Reich England, kein Reich Spanien, sondern nur ein Departement England, ein Departement Spanien geben. Es wird keine Deutschen mehr geben, keine Engländer, keine Franzosen —

**Sansculotte.** Donner und Doria! keine Franzosen? (Will auf ihn losgehen).

**Cloots**. Hört mich nur aus. Alle Menschen werden Menschen sein, und Brüder, und freie Republikaner. (Zu Danton gewendet.) Meine Überzeugung ist immer gewesen, daß alle Völker zu einem einzigen verschmolzen werden —

**Danton** (ernsthaft, ihn auf die Schulter klopfend.) Das glaub' ich auch, lieber Cloots!

**Cloots.** Und ich sage, daß diese Zeit schon da ist —

**Danton.** Das — hm! Weißt du das gewiß, lieber Cloots?

**Cloots.** Das Volk aber, an welches zunächst sich alle andern schließen müssen, ist das französische. (Mit oratorischem Pathos.) Denn das französische Volk ist das freieste, und ein Volk, das frei ist im Innern, wird nie nach außen den Eroberer, den Unterdrücker spielen!

Wie einst der Aar des Zeus den Ganymed,
Wird Frankreichs Aar empor die Völker tragen
Auf seinen Schwingen in der Freiheit Himmel
Und schöner Menschlichkeit!

**Danton** (zu Robespierre beiseite). Es ist merkwürdig, wieviel Geist mancher Mensch aufwendet, um zu beweisen, daß er ein Narr ist. (Trommelwirbel und Musik erklingt.)

**Der Schreiber der Kommune** (von der Höhe des aufgerichteten, mit Teppichen behangenen Gerüstes in die Szene blickend). Sie kommen! Der dicke Henriot, der wackere Kommandant mit dem weinroten Gesicht, reitet dem Zuge voran und macht Ordnung. Tretet auseinander, sonst werdet ihr über den Haufen geritten! (Das Volk macht Platz. — Robespierre hat sich während der ganzen Szene beinahe teilnahmlos verhalten; er gibt Zeichen der Zerstreutheit, ist zuweilen wie in sich versunken, beschäftigt sich mit andern Dingen, betrachtet Nebensächliches um sich her und richtet nur manchmal einen scharfen Blick auf den eben Sprechenden.)

## Dritte Szene.

Der Festzug erscheint unter den Klängen der Musik. Voraus Henriot zu Pferde. Dann eine Schar weißgekleideter, rosenbekränzter Mädchen, dann folgen die wie Feldzeichen erhöht getragenen Büsten Voltaires und Marats. Unmittelbar vor der Göttin wird eine große angezündete Fackel hergetragen. Die Göttin selbst ruht auf einem blumengeschmückten Triumphwagen, angetan mit weißer Tunika, darüber eine wallende Chlamys von himmelblauer Farbe. Auf dem Haupte eine rote phrygische Mütze. Hinter ihr Hebert, Chaumette und andere Mitglieder des Rates der Kommune. Nachdem der Zug in der Mitte des Platzes angelangt, macht der Triumphwagen Halt, die Göttin verläßt denselben und wird von Hebert und Chaumette auf das thronartige Gerüst hinaufgeleitet, wo sie Platz nimmt. Die bisher ihr vorgetragene Fackel wird in ihre Hand gegeben. Die Jungfrauen gruppieren sich um den Fuß des Gerüstes. Die Musik verstummt.

**Ein Bürger** (im Vordergrund zu seinem Nachbar). Prächtige Gestalt, diese Göttin der Vernunft!

**Der Nachbar.** Ja, sie ist ein schönes Weib, die Momoro; nur ihre Zähne sollen schon einigermaßen defekt sein.

**Ein Weib** (zu ihrer Nachbarin). Seht einmal, was sie für große, funkelnde Ohrringe trägt!

**Die Nachbarin.** Die hat sie von dem reichen deutschen Baron.

**Hebert** (besteigt die Bühne, doch nicht ganz bis zur Höhe, auf welcher die Göttin sitzt). Mitbürger! Die freche Rebellion der exekutiven und der administrativen Gewalten gegen das souveräne Volk, welche in Frankreich wie allenthalben ihr Wesen trieb, ist niedergeworfen. Der von den ersten Beamten des Staates, den Königen, bisher geübte Amtsmißbrauch ist für immer abgestellt. Seit dem Augenblick, da das Haupt Ludwig Capets fiel und der Staub seiner Ahnen in den Prunkgräbern von St. Denys im Staub der Straßen von Paris seinen Bruder begrüßte, ist der Königsbann und Zauber, der auf den Völkern lastete, gebrochen. Wir zogen nach St. Denys, wir öffneten die kostbaren Schreine der verblichenen Despoten von Frankreich: da lagen sie, die einst allmächtigen Abgötter, vor welchen wir das Knie beugten; da lagen sie in ihren Silbersärgen, Staubphantome, nur noch von den letzten Resten goldgestickter Gewande zusammengehalten. Wenn man mit den Fingern an die Majestäten tippte, rieselte die Totenasche aus den Gold- und Purpurfetzen hervor, wie der Staub aus einem Staubschwamm, den man in der Hand zerdrückt. In ganzen Wolken stäubte sie empor, die Königsasche, und wer da herumging, dem klopfte sein Diener am nächsten Morgen verweste Potentaten mit dem andern Staube aus den Kleidern. Es gibt keine gebornen Götzen der Menschheit mehr. Die Menschheit wird künftig nur diejenigen ehren, die ihr gedient, nicht diejenigen, die sie beherrscht haben. (Auf die Büsten deutend.) Da seht das Bild Voltaires, des großen Vorkämpfers der Gedankenfreiheit; da seht das Bild Marats, des echten, glühenden Patrioten, der für die Freiheit darbte, siechte, verhöhnt und zuletzt gemeuchelt wurde — der die Lauen und die Ehrgeizigen zugleich beschämt, die auch jetzt noch das freie Volk zu eigensüchtigen Zwecken zu umgarnen trachten. — Das seien unsere Genien, das seien unsere Götter für die Zukunft! Vor diesen, Volk, entblöße dein Haupt!

**Volk** (die Mützen schwenkend). Hoch Voltaire! Hoch Marat!

**Hebert.** Statt der blinden Willkür und statt des blinden Aberglaubens herrsche künftig die Vernunft! Dieser Göttin wollen wir fortan einzig huldigen! Die Vernunft ist Mensch geworden — und hier (auf die Göttin weisend) seht ihre Gestalt vor euch entschleiert!

**Volk.** Es lebe die Göttin der Vernunft! (Schwenken der Mützen.) Es lebe die Republik!

**Danton** (zu Robespierre abseits). „Er ist verzweifelt wild heute, der Vater Duchesne!“ (Beide verlieren sich unter dem Volk.)

**Chaumette** (besteigt die Tribüne, nachdem sie Hebert verlassen). Republikaner! Wir haben die Tyrannei nicht bloß vom Throne, wir haben sie auch von der Kanzel geworfen. Seitdem zu des großen Voltaire Zeiten die Mäuse des Unglaubens zum erstenmal den Speck der Kirche benagt, und seit die Naturforschung aufgestanden vom Faulbett des Begriffs der göttlichen Allmacht, auf dem sie geschlafen, ist Frankreich vorwärts gegangen mit Gigantenschritt. Nur fort auf diesem Wege, Brüder! Streuen wir mit der Asche der Könige auch die Asche der Kalenderheiligen aus den Kirchen in alle vier Winde! Und insofern sie von Metall, diese Heiligen, sollen sie gute Patrioten werden und für die Republik ins Feuer gehen: wir schmelzen sie ein! Reißen wir den Kirchtürmen ihre geschwätzigen Glockenzungen aus, und lassen wir sie im Felde als Kanonen brummen; schneiden wir Patronen aus den Meßbüchern! Auf die Friedhöfe laßt uns die Inschrift pflanzen: „Ewiger Schlaf!“ Opfern wir nicht mehr das beste unserer Habe dem Himmel! Seien wir klug wie die alten Heiden: die brachten den Göttern von den Opfertieren auch nur die Häute und Knochen dar, das Fleisch aßen sie selbst. Unsere Göttin sei die Vernunft, die gesunde Vernunft ohne Grübeleien, ohne Wissenskram, ohne aristokratische Gelehrsamkeit. Und als Franzose und Republikaner füge ich hinzu: Die Wissenschaft muß nützlich sein, und die Künste müssen einzig dem Patriotismus dienen; sie sollen keine Werkzeuge aristokratischer Verweichlichung sein. Den altehrwürdigen Prachtbau von Notredame, der vor uns ragt, weihen wir von heut an zum Tempel der Vernunft! Vorerst aber, zum Zeichen, daß das Licht allen gemein ist (sich zu den Jungfrauen wendend), entzündet die Fackeln und verteilt sie unter das ganze Volk! (Die Jungfrauen ergreifen Fackeln, von welchen ein großer Haufe am Fuße des Gerüstes aufgeschichtet ist, und entzünden sie an der Fackel der Göttin.)

**Cloots** (sich mit seiner Schar nähernd). Laßt alle Völker die Fackeln an diesem Licht entfachen, das in Frankreich aufgegangen!

**Chaumette.** Entflammt die Fackeln und tragt das Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in alle Welt! (Cloots und die Seinigen ergreifen Fackeln und zünden sie an.)

**Lambertine** (mit ihrer Schar hervortretend). Soll das Licht der

Vernunft immer nur für eine Hälfte der Menschheit leuchten?

**Chaumette.** Teilhaben soll auch das Weib an Freiheit und Wahrheit. Entzündet eure Fackeln am gemeinsamen Licht. (Lambertine und die Ihrigen folgen der Weisung.) Bürger und Bürgerinnen der Republik! Die Vorfeier des Vernunftfestes haben wir gehalten unter der blauen Decke des Himmels, denn kein Dom ist weit genug, alle Gläubigen des Lichts zu fassen! Nun aber sei das Werk gekrönt, indem wir die Göttin der Vernunft durch die Tempelpforten geleiten und ihr den Thron anweisen auf dem Hochaltar von Notredame. (Trommelwirbel. Musik. Der Zug setzt sich in Bewegung. Cloots und Lambertine mit den Ihrigen schließen sich an. Volk drängt nach, der Zug begibt sich in die Kirche von Notredame, welche den Hintergrund bildet. Nachdem hierdurch der Vordergrund der Bühne frei geworden, treten Danton und Robespierre wieder hervor.)

**Danton.** Hast du die Stichelrede Heberts auf die Lauen und die Ehrgeizigen gehört? Wen mag er wohl gemeint haben? Uns beide doch nicht? Ich bin nicht mehr ehrgeizig, und du, bei Gott, nicht lau! Es trifft somit nicht zu! — Aber diese Leute von der Kommune werden verwegen — sehr verwegen — — Mir ist's lieb, daß ich nun weiß, wie die leibhafte Vernunft aussieht. Ich möchte nur auch wissen, ob der angetraute Gemahl der Frau Vernunft, der Glatzkopf Momoro, seine Mittagssuppe göttlich und vernünftig findet, wenn sie ihm die Göttin der Vernunft in der Küche hat brenzlig werden lassen? (Zu Camille Desmoulins, der aus der Kirche nach vorn kommt.) Was macht die Göttin drinnen, Camille? Hast du ihr den Pantoffel geküßt? Wie sieht's aus in Notredame?

**Camille.** Wie in einer Taberne. — 's ist ein Geruch darin
Von Heringen und von gebrannten Wassern.
Die Sansculotten tanzen mit den Jungfern
Als wahre Ohnehosen — nackt die Brust,
Die Strümpfe niederhängend, Pfeif' im Munde.
Das Innere des Doms ist ausgekleidet
Mit Grün und sieht wie eine ländliche
Weinwirtschaft aus am Sonntag nachmittag.
Getränke, Würstchen und Pastetchen sind
Und was man sonst noch wünschen mag, zu haben.
Aus Kelchen trinkt man Branntwein und verschlingt
Aus Opferschalen weiße Makkaroni —

**Danton.** Und die Göttin?

**Camille.** Sie hüstelt stark, denn Chaumette schwingt vor ihr

ein kupfernes Rauchfaß und kitzelt ihre Nase im Eifer mit mehr Rauchwolken, als ihre noch grüne Göttlichkeit vertragen kann. Dabei hält er eine Predigt über eine umgestürzte Bildsäule der heiligen Jungfrau und stellt diese der Repräsentantin der Vernunft vergleichend gegenüber — bei welchem Vergleich die Jungfrau natürlich sehr übel wegkommt. Hebert dagegen haranguiert den Pöbel von einer andern Seite; er zecht mit dem dicken Henriot, und alle drei schwören, daß etwas geschehen müsse gegen die Gemäßigten, gegen die Lauen, gegen die heimlichen Aristokraten, wie gegen die Ehrgeizigen, die leider im Konvent und im Wohlfahrtsausschuß sitzen, und die mit berühmten Namen zweideutige Absichten decken —

**Danton.** Es ist zum Totlachen — Robespierre, wenn du etwa der Kommune die Haare und Nägel, die sie sich troglodytisch lang hat wachsen lassen, beschneiden willst, so tu's; ich werde diesmal auch nicht mit einem Zucken des Mundwinkels opponieren. Köpft diesen Hebert, ihr Männer vom Wohlfahrtsausschuß, und verschont dafür ein Dutzend sogenannter Verdächtiger und Aristokraten, denen meist kein anderes Verbrechen nachzusagen ist, als daß sie von altem Adel und dumm sind. Lieber unter Aristokraten leben als unter diesen ungewaschenen Plebejern, die uns mitten in Paris zu Wilden oder zu Spartanern, zu Bürgern des Rousseauschen Naturstaats machen wollen —

**Robespierre** (ruhig). Laß Rousseau aus dem Spiel, Danton!

**Danton.** Dein Ideal — ich weiß! das meinige bekanntlich nicht — schwärme nicht für den Rousseauschen Naturstaat, so wenig als für Sparta und ähnliche Musterrepubliken. Zum Teufel, sind wir darum frei geworden, um als Duckmäuser zu leben, oder als Naturbursche zu verwildern? Das Volk braucht Seife und einen Gott — beides will ihm Chaumette nehmen. Die Franzosen sind Sansculotten geworden. Wir haben sie ohne Hosen übernommen, und unser Stolz sollte sein, sie behost unsern Erben zu hinterlassen. Idealisten wie Rousseau —

**Robespierre** (ruhig und ernst wie oben). Laß Rousseau aus dem Spiel, Danton!

**Danton.** Wir sind weit genug gegangen. Nun gar noch diese verwünschten Tollköpfe! — Setz' den Hebert auf die Liste, Robespierre! Ich bin des Blutvergießens im allgemeinen satt, herzlich satt — aber Hebert muß noch fallen, wenn nicht die Republik zugrunde gehen soll — und Chaumette — und der Narr Anacharsis —

**Robespierre** (ruhig, aber bedeutungsvoll). Und mancher andere noch, Danton — wenn nicht die Republik zugrunde gehen soll! —

(Der Vorhang fällt.)

---

# Zweiter Aufzug.

## Erste Szene.

(Im Hause des Tischlers Duplay, bei welchem Robespierre zur Miete wohnt. Eine Art Vorgemach, welches die Wohnung und Werkstätte des Mietsherrn von dem Wohngemache Robespierres trennt.)

**Robespierre** (tritt von einem Fenster zurück). Vorbei die letzten Karren — Hebert flucht — Chaumette macht ein Gesicht wie eine kranke Lerche — der Pöbel, der ihnen vor zwei Wochen zugejauchzt, verhöhnt sie. (Er nimmt Platz an einem Tischchen, durchblättert Zeitungen und öffnet Briefe. Miene, Haltung und Bewegung drücken eine fast pedantische Gemessenheit, Ruhe und anscheinende Gleichgültigkeit gegen den Inhalt der Zuschriften aus.) „Robespierre, du Gewaltiger! Seele der Republik — harr' aus! Geh' mutig weiter auf deiner Bahn, entgegen dem Ziele, das dir winkt!" — „Bürgerrepräsentant Robespierre, ich merke, du strebst nach der Diktatur! Gib sie auf, die volksverräterischen Pläne, oder wisse, daß die Dolche von 22 Brutussen, die sich gegen dein Leben, du Meuchelmörder der Freiheit, verschworen, Tag für Tag über dir gezückt sind" — — „Robespierre, wahrhafter Freund des Volkes, Unbestechlicher, erhalte dich das Schicksal noch lange, lange für das Wohl Frankreichs und der Welt!" — „Du lebst noch, Tiger, befleckt mit dem Blute der edelsten Geschlechter von Frankreich? Henker der Menschheit, du lebst noch? Gib acht! ein Sprößling aus edlem Stamme ist noch übrig und sein geschliffenes Eisen lauert" — „Robespierre, du teurer, edler, tugendhafter Mann! vergib einer begeisterten Tochter der Republik, die in Bewunderung für dich erglüht, wenn sie dich anfleht um die Gnade, dich sehen, dich sprechen, ihr republikanisches Herz an deinem Anblick laben zu dürfen!" — „Du Aas, du Madensack, du Würmerfraß, elender Robespierre, hast du keine Scheu vor Gott dem Herrn, dem Beherrscher Himmels und der Erden? Denn wisse, elender Tyrann" — Tyrann schreibt der

Bursche mit einem doppelten r! Daß doch das Volk nie orthographisch schreiben lernt! — „Elender Tyrann, daß du samt deinen Spießgesellen unser Paris“ — wieder ein doppeltes r — ich werde den Schulmeister köpfen lassen, zu welchem der Wicht in die Schule ging — (Man hört Geschrei eines Knaben.) Was ist's? — (Der kleine Duplay, von seinem Vater verfolgt, der ein Stück Latte schwingt, flüchtet zu Robespierre.)

**Der alte Duplay.** Verdammter Range!

**Robespierre.** Was ist's?

**Duplay.** Die Knochen schlag' ich ihm entzwei! Hab' ihn wieder von der Gasse holen müssen, wo er gerauft und den kleinen Francois ins Gesicht geschlagen, daß er blutet. —

**Robespierre** (mit großer Ruhe, den Knaben an der Schulter fassend und ihm scharf ins Auge blickend). Der Junge sieht allerdings im ganzen so aus, als ob er dergleichen getan haben könnte. Aber man muß keinen Menschen ungehört verurteilen. Wie war's, Bursch?

**Der Knabe.** Wir haben die Erstürmung der Bastille gespielt; da wollte ich den Anführer machen, aber Francois wollte ebenfalls den Anführer machen, weil er größer ist. Da hab' ich ihn geschlagen.

**Robespierre.** Und die anderen Knaben?

**Der Knabe.** Die halfen dem Francois.

**Robespierre.** Und dann?

**Knabe.** Dann habe ich sie auch geschlagen.

**Robespierre** (immer sehr gelassen). Junge, du spielst ein gewagtes Spiel! Weißt du nicht, daß in einem republikanischen Gemeinwesen die Majorität entscheidet? — Ihr spielt also in dieser Art auf der Straße die Erstürmung der Bastille und dergleichen?

**Knabe.** Ja! Wir haben auch schon öfters einen Freiheitsbaum aufgerichtet und haben darum herumgetanzt. Und wir sind auch marschiert und haben einen Aristokratenkopf auf eine Pike gesteckt.

**Duplay.** Was, Bube? Einen Aristokratenkopf, einen wirklichen Aristokratenkopf?

**Knabe.** Nein, er war von einer Katze; aber er stellte doch einen Aristokraten vor. Wir spielen auch Guillotine, und manchmal exerzieren wir und schlagen die Trommel.

**Robespierre.** Hör' einmal, was soll denn künftig aus dir werden, Bursch?

**Knabe.** Ein alter Römer.

**Robespierre.** Ein alter Römer?

**Knabe.** Ja! Bürger Camille ist neulich auf der Straße an

uns vorbeigekommen, als wir Guillotine spielten, und hat gesagt, wir müßten alle alte Römer werden. Und ein Volksvertreter will ich auch werden, wie ihr, Bürger Robespierre. Und ein General —

**Duplay.** O du Tropf!

**Robespierre.** Also auch ein General? Da seht einmal! Steckt's dem Bürschchen auch schon im Blute? (Etwas boshaft.) Du willst also Soldat werden? Komm einmal her! Kannst du Strapazen ertragen? und Wunden? und Schmerzen? Weißt du, was spartanische Lebensweise ist? Wir wollen sehen! (Er faßt den Knaben, während er spricht, am Arm und kneipt ihn heftig, der Knabe schreit und läuft davon. Am Eingang stößt er zusammen mit Frau Duplay, die eben vom Markt zurückkehrt.)

**Frau Duplay** (mit einem großen Korbe am Arm.) Was quiekst du, Junge?

**Knabe.** Ach, es ist nichts. Der Bürger Robespierre hat mich in den Arm gekniffen.

**Frau Duplay.** Der Bürger Robespierre? (Ihn erblickend und hastig auf ihn zugehend.) Bürger Robespierre! Wißt Ihr, was heute ein Kohlkopf kostet? — Zwanzig Sous! — Zwanzig Sous, Bürger Robespierre, ein Kohlkopf! Was hilft uns die Freiheit, Bürger Robespierre, wenn ein Kohlkopf zwanzig Sous kostet? Wozu guillotiniert man so viele Leute, wenn die Marktpreise täglich steigen? Was nützt es denn, Bürger Robespierre, daß die Menschenköpfe so wohlfeil sind, wenn die Kohlköpfe aufschlagen? Wißt Ihr, was die Leute sagen? „Unter dem Königtum kaufte man um zwei Sous einen solchen Kopf!" — „Eine Hungersnot, wie diese, hat Frankreich nie erlebt!" —

**Robespierre.** Sagen das die Leute?

**Frau Duplay.** Ihr hättet nur den Koch des Bankiers Frei hören sollen, und den Koch des Bürgers Lacroix, und den Koch des Bürgers Danton, der früher beim Grafen Lavalette gedient hat —

**Robespierre.** Was sagte der?

**Frau Duplay.** Es sei ein Glück, sagte er, daß sein jetziger Herr das Geld weniger ansehe. — Zwanzig Sous! — Da faseln sie vom „Maximum"! Die Händler verkaufen die schlechte Ware öffentlich nach dem Maximum, und die bessere heimlich für bessere Bezahlung an die Aristokraten!

**Duplay.** Man sollte die Schufte köpfen oder an die Laterne hängen.

**Frau Duplay.** Schweig! — Es gibt auch viele, die laufen

den Landleuten stundenweit entgegen und kaufen ihnen den ganzen Vorrat ab. —

**Duplay.** An die Laterne mit ihnen!

**Frau Duplay.** Schweig, Duplay! Ich will nicht immer davon reden hören. Auf dem Guillotineplatz ist der ganze Boden bis an die Seine so schlüpfrig vom Blut, daß ich neulich ausglitschte und hinfiel —

**Duplay** (der sich während der ganzen Szene im Gemach zu schaffen gemacht). Weib, du schwatzest schon wieder zu lange!

**Robespierre.** Redet nur, redet, Bürgerin Duplay! Ihr tut mir einen größeren Gefallen, als ihr meint.

**Frau Duplay.** Schweig doch, Duplay! — Aber Bürger Robespierre, wie seht Ihr heute wieder aus! Freilich, von Milchspeisen und von Obst kann der Mensch nicht gedeihen, Bürger Robespierre! Und bei Nacht, da soll ein rechtes Menschenkind im Bette liegen, nicht auf- und niedertrotten bis zum Morgengrauen, wie Ihr, wenn Ihr auf die langen Reden sinnt, die ihr im Konvent haltet und im Jakobinerklub. Ihr setzt mich in Angst! Was macht Ihr für Augen? Alle Wetter — ein so junges Blut! Fünfunddreißig Jahre, und solch eine Miene! Tut draußen in der Welt, als ob Euch ganz Frankreich untertänig wäre — und es ist auch so! — Ereifert Euch mitunter, als ob Ihr alles kurz und klein schlagen wolltet, und daheim seid Ihr ein stilles Lamm, ein Kopfhänger — und ein armer Teufel dazu! Seid nicht ungehalten, um Gotteswillen! Ein armer Teufel — Ihr! Es ist zum Verrücktwerden! Könntet so gut und besser leben als Bürger Danton und andere, könntet auch in Palästen wohnen und in schönen Landhäusern, und Köche und Bediente halten; aber da sitzt Ihr in der kahlen dumpfen Kammer und grübelt Tage und Nächte lang . . . Aber sagt einmal, Bürger Robespierre, wer hat Euch denn heute die Halsschleife geknüpft?

**Robespierre.** Wer? Ach ja, ich erinnere mich — Euer Töchterlein —

**Frau Duplay.** War's Therese oder Leonore?

**Robespierre.** Die Kleine —

**Frau Duplay.** Die „Kleine"? Alt genug, Bürger Robespierre! Bald sechzehn Jahre! Alt genug! Leonore, komm doch herein! (Leonore tritt ein.) Mädchen, soll ein Volksvertreter wie eine Vogelscheuche aussehen? Hast du nicht schon als kleines, so kleines Ding dich zuweilen auf den Schemel gestellt und dem Bürger Robespierre die Halsbinde geknüpft, wie sich's gehört?

Und jetzt bist du täglich ungeschickter, wenn du einen Handgriff an seinem Leibe tun sollst. Gleich mach's besser! (Leonore versucht es zitternd.) Geh' zum Henker! (Drängt sie weg und tut es selbst.) Weißt du nicht, daß der Bürger Robespierre alles genau haben will? Nimm dir Theresen zum Muster! Therese ist resolut, Therese ist verständig! Darum hat sie auch schon einen Bräutigam und keinen Geringeren als den Volksvertreter Lebas. — Und du? Wer fragt nach dir? Ihr müßt aber nicht glauben, Bürger Robespierre, daß Euch das Mädchen nicht verehrt, wie man ehedem die Heiligen im Himmel verehrte. Seht, wie sie dasteht und keinen Mund auftut — und seid Ihr nicht zugegen, so schwatzt sie den ganzen Tag von Euch. War sie nur einen Augenblick in Eurer Stube, Herr Gott im Himmel! Das ist ein Wichtigtun, ein Eifer, ein Geschwätz! „Jetzt tut der Bürger Robespierre dies, jetzt tut er das! Jetzt sitzt er, jetzt liest er, jetzt schreibt er, jetzt geht er auf und ab, jetzt ist er bleich, jetzt glüht er im Gesicht — er ist doch nicht etwa krank?" Da ist nichts so unbedeutend, daß sie nicht einen halben Tag davon reden und einen ganzen darüber nachdenken sollte. Neulich — (Leonore erschrickt und läßt einen Blumentopf am Fenster fallen, mit welchem sie sich eben beschäftigt.)

**Duplay** (hinzuspringend). Dummes Ding!

**Frau Duplay.** Ich bitte dich, schweig still, Duplay! — Da habt ihr's! — Neulich also, was tut sie? Da finde ich sie gar an Eurer Tür — sie lauscht —

**Leonore** (flehend). Mutter!

**Frau Duplay.** Geh' und füttere den Kanarienvogel! — Lauscht an Eurer Tür, sag' ich, und hört zu, wie Ihr Reden haltet und mit Euch selber sprecht — (Leonore eilt beschämt und mit Tränen im Auge ab.) Und als ich sie zur Rede stelle, da sagt sie, sie höre Euch so gern reden — aber nur, wenn sie Euch nicht sehe — sonst fürchte sie sich, und es klopfe ihr das Herz —

**Duplay.** Bist selbst nicht anders, Alte! Redest du den lieben langen Tag von etwas anderem, als vom Bürger Robespierre? Der Bürger Robespierre —

**Frau Duplay.** Schweig doch still, Duplay —

**Duplay.** Ich will reden. Der Bürger Robespierre wird immer zuerst bedient, und es handelt sich immer nur darum, was der Bürger Robespierre braucht und will und wünscht, und wenn mich die Eifersucht oder der Neid plagte, so könnt' ich als Herr im Hause . . .

**Frau Duplay.** Was?

**Duplay.** Du nimmst dir zu viel heraus, Weib! Du kommandierst am Bürger Robespierre herum, daß es eine Schande ist, tappst an ihm wie an einer Kinderpuppe herum, wenn dir sein Anzug nicht gefällt —

**Frau Duplay.** Ich bitte dich, schweig, Duplay!

**Duplay.** Du inkommodierst ihn, drängst dich auf, kümmerst dich zu viel —

**Frau Duplay.** Muß ich es nicht? Soll er sich selber um alle Kleinigkeiten Sorge machen? Hat er nichts anderes zu denken? Ist er nicht oft so versunken in sich selber, daß er gar nicht weiß, was er tut? Hat er nicht neulich bei Tische sich die Suppe aus der Schüssel geschöpft, ohne zu merken, daß er noch gar keinen Teller vor sich hatte?

**Duplay.** Nun, nun, ereifere dich nicht, Alte! — Genau genommen, will ich's selber ungefähr so haben — ich will, daß du mir den Bürger Robespierre so pflegst, wie du ihn pflegst, und so wahr ich ein ehrlicher Sansculotte und Republikaner bin, wenn du anders tätest, Weib, so könnte es wohl geschehen, daß ich dir die Hirnschale einschlüge! (Ab.)

**Frau Duplay.** Narr! Wer da? Ein Fremder an der Tür! (Sie geht zur Tür. St. Just tritt ein.) Kein Fremder, Bürger Robespierre! Kein Fremder — da seht! (Ab.)

## Zweite Szene.

**Robespierre.** St. Just! Vom Felde heimgekehrt?

**St. Just.** Vom Rhein! Wie neu geboren! Im Lager ist die Republik. Das ist Leben, wenn die Eisenglieder der Bataillone starren und ein Schauer geht durch den Bajonettenwald. Wenn ich lange zu Pferde bin, so ekeln mich unsere Pariser Konventsdebatten an. Im Geknatter des Pelotonfeuers ist mehr Schlagkraft als in wohlgesetzten Reden. Ich liebe das Schlagkräftige. Klappen muß alles, rasch und sicher, wenn ich Wohlgefallen haben soll. Ich habe nur ein Ziel im Auge: den Sieg der Republik! Nach außen und innen! Mein Gemüt hat, wie die Trommel, nur einen einzigen Ton! Was rümpfst du die Nase?

**Robespierre.** Ich wittere Pulverdunst, Geruch von altem, durchgesessenem Sattelleder, von schmutzigen Reiterkollern, ich wittere Kasernendunst, mein Freund, seit du hier eingetreten und zu reden

angefangen. Du weißt, daß ich eine Antipathie gegen diese Art von Gerüchen habe.

**St. Just.** Und ich wittere hier Geruch von Studier-Lampenöl und von plebejischen Hobelspänen. Grübelnder Titane, komm ins Feld, steig zu Roß einmal und finde, was dir einzig noch mangelt, um den Himmel zu stürmen. Du bist kein Franzose, Robespierre! In deinen Adern rollt Puritanerblut — deiner Ahnen Wiege stand ja, wie man sagt, drüben in Albion!

**Robespierre** (lächelnd). Darum schlag' ich Franzosenköpfe ab — aus Stammeshaß! Doch nur zu Hunderten. Wenn aber früher oder später ein Robespierre zu Pferde steigt und sich für die Schauer des Bajonettenwaldes begeistert, dann, St. Just, dann wird er Hunderttausende zur Schlachtbank führen, und unser Frankreich, jetzt so stolz und frei, wird ihm die Füße lecken ...

**St. Just.** Mag sein. Verzeih', wenn ich zu soldatisch keck gesprochen. Bin ich nicht dein Sklave, dein Werkzeug? Mein Wille, mein Wesen hat sich dem deinigen ergeben. Du hast manches, was mir fehlt. Wir ergänzen einander; wir gehören zusammen wie Blitz und Donner, wie Wort und Tat. An dir bin ich mir selber klar geworden. Ich zähle 25 Jahre, du um ein Jahrzehnt mehr; ich bin jung, aber reif, wie du weißt und fertig fürs Leben. Ich grüble nicht gern; ich möchte ganz Tatkraft sein. — Ich habe, glaub' ich, etwas Metallisches im Blute. Wenn ich so alt werde, wie du jetzt bist, so werde ich entweder Rost ansetzen, oder ich werde schartig werden wie ein altes ausgeschliffenes Guillotinemesser — drum stürb' ich gerne jung und werd' es auch. Ich bin Fatalist — aus der Fassung bringt mich nichts —

**Robespierre.** Ich weiß, du bist ein kalter Fanatiker — wenn die Schulmeister mir diese Wörterverbindung erlauben.

**St. Just.** Die Welt gehört dem Apathischen —

**Robespierre.** Schwärmer und Sprudelköpfe sind unsere Pioniere.

**St. Just.** Dich hab' ich in Verdacht, daß du ein heimlicher Schwärmer bist und nur von außen kalt.

**Robespierre.** Meinst du?

**St. Just.** Nein, vergib! ich weiß es nicht genau. Ich kenne dich manchmal nicht! Du bringst mich zur Verzweiflung.

**Robespierre.** Armer Junge!

**St Just** (faßt Robespierre an der Schulter und schüttelt ihn). Rede, du Sphinx! Hilf mir dein eigenes Rätsel lösen. Steh, Proteus,

und wechsle nicht die Farbe. Ich fasse deine Hand (er tut es) — gib Antwort: nicht wie ein Diplomat, sondern wie einer, der im Traume redet und sich selbst nicht hört!

**Robespierre.** So frage! Du bist, wenn ich den alten, schweigsam schlauen Ironiker Couthon ausnähme, der einzige Mensch in Frankreich, der mich leiblich verstehen könnte.

**St. Just.** Hältst du noch alle Fäden sicher?

**Robespierre.** In dieser Hand. Wer allwissend ist, der ist immer auch allmächtig —

**St. Just.** Die Hebertisten? Die Helden des Tages mit den ungeheuren Schnurrbärten, roten Hosen und roten Mützen?

**Robespierre.** Vor acht Tagen ging der Vortrapp zum Schafott, heut' folgte der Nachtrab.

**St. Just.** Die Geschichte schreitet in Frankreich mit Siebenmeilenstiefeln; und doch hast du die Schreier der Kommune an langem Seile laufen lassen. Wie Cicero den Catilina. Du wolltest erst einen offenen Tumult von ihnen haben, eh' du sie faßtest —

**Robespierre.** Sie mußten mir auf halbem Wege entgegenkommen — Tag und Stunde war vorausberechnet, wann wir zusammentreffen würden. — Gewisse Dinge wollen ihren Verlauf haben und ein großer Teil des Volkes war erst umzustimmen —

**St. Just.** Und er ist umgestimmt. Ich begegnete den Karren. Hebert knirschte mit den Zähnen, als die ehemaligen Bewunderer seines „Vaters Duchesne" spottend ihm das bekannte Sprüchlein ins Ohr gellten: „Er ist verzweifelt wild heute, der Vater Duchesne!" Der deutsche Anacharsis hielt Farbe bis zum letzten Augenblick, gab seinen Gefährten auf dem Wege gelehrte philosophische Auseinandersetzungen zum besten und rief einmal über das andere: „Es gibt keinen Gott! Es gibt keine Unsterblichkeit der Seele; tut mir den einzigen Gefallen, Brüder, und bekehrt euch nicht etwa aus Schwäche im letzten Augenblick!" — Glaubst du wirklich, daß der Mann heimlich im englischen Solde stand, um die Republik durch Förderung der extremsten Partei stürzen zu helfen?

**Robespierre.** Nein, er war ein Narr auf eigene Rechnung. Genug von diesen.

**St. Just.** Und was weiter?

**Robespierre.** Wie meinst du?

**St. Just** Danton.

**Robespierre.** Ein Koloß an Haupt und Brust — aber seine Füße werden schwach.

**St. Just.** Camille?

**Robespierre.** Ein weicher Schwätzer.

**St. Just.** Tallien?

**Robespierre.** Ein verliebter Tropf.

**St. Just.** Fabre d'Eglantine? Lacroix? Louvet? Herault de Sechelles?

**Robespierre.** Scheingeister — Leckermäuler — Weiberjäger — ausgepumpte Kerle — haben zusammen nur einen einzigen Kopf: Danton!

**St. Just.** Und der?

**Robespierre.** Wie gesagt — ein Koloß auf schwachen Füßen.

**St. Just.** So imponiert er nur mehr im Sitzen und untätig. Treib' ihn zum Aufstehen und er wird seine Schwäche verraten.

**Robespierre.** Seine Partei ist die der gesinnungslosen Schlemmer, denen die Marseillaise zum Trinklied und der neu eroberte Boden der Republik zum Lotterbette geworden, auf welchem sie von ihren kurzen Strapazen ausruhn. Sie möchten ihre persönliche Beute in Ruhe verzehren. Kein sittlicher Ernst, kein zweckbewußtes Wollen in ihrer Brust! Sie stecken die Republik, die mehr als je des ganzen Aufwandes von männlicher Tüchtigkeit, von Ernst und Energie bedarf, mit ihrer Schlaffheit an. Sie sind Verräter, gleichviel, ob sie es wissen und wollen oder nicht. Ich fürchte, bald wird es heißen: Dantons Haupt oder das Wohl der Republik!

**St. Just.** Mit andern Worten: Er oder du? Weißt du, welches Sprüchlein der alte Couthon immer wiederholt? „**Serpens, nisi serpentem comederit, non fit draco**" — „eine Schlange, die sich auswachsen soll zu einem geflügelten Drachen, muß zuvor eine andere Schlange verschlungen haben." — Die Republik b e d a r f des geflügelten Drachens. Und wenn ihn die Patrioten mit einem populären Namen fordern, so nennen sie ihn D i k t a t o r — —

**Robespierre.** Junger Freund, laß mich dies Wort nicht wieder hören.

**St. Just.** Du verschmähst den N a m e n — warum nicht auch die Sache?

**Robespierre** (nachdem er einige Schritte hastig auf und nieder gegangen, sein Phlegma verlassend). Hör' mich, St. Just! (seine Hand auf St. Justs Achsel legend.) Das Wort ist mir sonst Werkzeug, Waffe. Dir gegenüber soll es ein vertraulicher Bote meiner Gedanken sein — so weit du sie begreifen magst. Ich bin vielleicht, wie du gesagt, ein heimlicher Schwärmer. Ich liebe die Menschheit, wie Rousseau sie ge-

liebt! Aber was sind mir die einzelnen Menschen? Ich verachte sie. Nimm den Durchschnittsmenschen aus der Masse heraus — sein Wesen ist die bare Unvernunft. Laß ihn in der Masse, an seinem Ort, und er ist Teil eines zwar *blinden*, aber *infalliblen Ganzen*. Die Menschheit geht immer den Weg zum Ziel, aber unbewußt, in blindem Drang, wie ein Nachtwandler. Das Schellengeläut der Phrasen, mit welchen sie sich ihren blinden Drang, ihren Weg und ihr Ziel deutlich machen will, hat wenig zu sagen. Die meisten Worte mischen sich in ihren Fortgang ohne Sinn, bloß zur Ermunterung, wie Hundegebell ins Räderrollen. *Wahrhaft* bewußt gehen den Weg nur wenige Auserwählte. Diese Wenigen sind Regulatoren, Lenker, Förderer, Bahnbrecher — sie haben den großen Zweck vor Augen — und *einzig* diesen. — — Weißt du, Freund, was eine große *Idee* ist?

**St. Just.** Ich meine es zu wissen.

**Robespierre.** Weißt du, was das Wort *Konsequenz* sagen will?

**St. Just.** Ich denke.

**Robespierre.** Das ist mir lieb. — Der einzelne, sein Wohl und Wehe, sein Leben ist mir nichts. Ich lasse ihn unbedenklich für den großen Zweck über die Klinge springen. Bin ich grausam? Mutter Natur macht's ebenso. Ich wünsche, ich will, daß das Vernünftige sich auf Erden verwirkliche. Das ist mein Prinzip — mein Ideal — *davon* bin ich begeistert oder besessen, wenn du lieber willst, *dämonisch* besessen. — Das Unvermeidliche stört mich, quält mich, wie ein Mißklang im Ohr. Ich kann es nicht ausstehen. Ich will keine Könige, ich will keine Aristokraten, ich will keine Privilegien, ich will keine Priesterherrschaft, ich will keine Säbelherrschaft, ich will auch keine Pöbelherrschaft — nichts von einer Übermacht, die Zufall, Geburt, eigensüchtige Schlauheit oder rohe Gewalt gewährt — denn das alles ist Unvernunft und ein Greuel auf Erden. Ich will keine andere Übermacht, als die der Vernunft über den Blödsinn. Wer zu den wahrhaft Bevorzugten gehört, erhält seine Präpotenz über die Menge nur dadurch, daß er dieser Menge gegenüber eine noch größere Menge vertritt: die Menschheit. Ich halte mich für einen von diesen. Ich fühle die Flamme der Menschheit in mir leuchten und brennen — Fiebergluten entzündet sie in mir — sie leuchtet, aber sie verzehrt auch — das Licht fordert Unterwerfung, Gehorsam — auch von mir — es ist *grimmig* — es verzehrt mein *Menschliches* — und dann wundern sich die Kleinen, daß

ich ein „Unmensch" bin. Wer die Fackel dieses Lichtes trägt, ist dieses Lichtes Sklave: aber den Kindern der Finsternis und der Dämmerung gegenüber ist er Herr und König. Könige wird es ewig geben; aber Zepter und Kronen und höfischer Mummenschanz und Trabantenscharen, das ist Torheit, das ist schnöde Unvernunft! Der bessere Kopf braucht nur hervorzutreten, um zu herrschen. Darum nichts von Diktatur, Freund, nichts von Diktatur! Nichts von Namen und Titeln und Würden, nichts von Mummenschanz und Trabanten und Liktorenbeilen — dergleichen kompromittiert, diskreditiert nur ... Bleiben wir auf republikanisch-gesetzlichem Wege. Wenn Frankreich tut, was ich rate — was brauch ich zu befehlen? — Nichts von Diktatur, Freund, verschone mich damit!

**St. Just.** Ich begreife — schweige — bewundere ... Ich bin dein Sklave für immer. Verzeih', daß ich dich kleinlich mit Förmlichkeiten behelligte. ... In der Sache sind wir einig — in diesem Augenblicke mehr als je! (Nach einer Pause.) Du gehst zu Danton?

**Robespierre.** In dieser Stunde noch.

**St. Just.** Um ihm den Puls zu fühlen? — Er ist krank? —

**Robespierre.** Jawohl.

**St. Just** Glaubst du, daß er noch zu retten ist?

**Robespierre.** Ist er's — der Blitz treffe diese Hand, wenn ich sie ihm nicht freudig und ehrlich reiche.

**St. Just.** Wenn aber nicht? Wenn der Arzt am Krankenlager gezwungen ist zu sagen: Der Kranke da muß sterben —

**Robespierre.** Dann ist das kein Tyrannen- und Henkerspruch — kein Todesurteil —

**St. Just.** Nein, nur eine ärztliche Diagnose. — „Serpens, nisi serpentem comederit, non fit draco." (Schüttelt Robespierre die Hand zum Abschied.)

**Robespierre.** Laß das Sprüchlein! (St. Just ab.) Hat Er mich ganz verstanden? Glaubt Er an mich? — O, man ist entsetzlich einsam in der Welt! Man sollte sich gar nicht die Mühe nehmen, zu sprechen. Die menschliche Sprache ist zu verbraucht, zu abgegriffen und abgeblaßt, als daß man irgendeinem noch etwas aus der Tiefe heraus mit Worten klarmachen könnte (ab ins Seitengemach).

## Dritte Szene.

(Im Hause Dantons. Ein Gemach, ausgestattet mit reichem, fast überladenem Prunk; dabei jedoch eine gewisse Unordnung.)

**Danton** (in vollem Staat und in einer theatralischen, bewußt imponierenden Attitüde vor einer Porträtmalerin sitzend, welche ihn eben malt; plötzlich aufspringend und vor die Leinwand tretend). Vortrefflich! — Aber die Haltung nicht frei genug — das Auge zu wenig gebieterisch — der Kopf nicht genug erhoben — großartiger, imposanter muß das alles ausfallen. — Gebt dem Bilde einen großen freien Schwung. — Seht mich nur erst genauer an, wie ich vor Euch sitze; und wie Ihr's an mir seht, so werft es hin! (Er setzt sich in die frühere Positur, springt aber nach kurzer Pause wieder auf.) Ein klein wenig blasiert mögt Ihr den Danton malen, versteht Ihr? Wie zur Siesta hingestreckt, aber kolossalisch, und so, daß man sieht, er kann sich jeden Augenblick wieder aufrichten und das kleine Geschmeiß zermalmen — (Er setzt sich, sieht aber bald wieder auf die Leinwand, ungeduldig.) Zu wenig kühner, freier Schwung, sag' ich Euch, zu wenig Größe! Verwünscht! Was soll die Nachwelt zu Eurem Danton sagen, wenn Ihr ihn so trübselig hinpinselt wie einen kranken Vogel? — Bedenkt doch, Beste, daß Ihr den Danton malt, den Septembriseur, und (er kneipt sie lächelnd in die Wange) das Ideal der Weiber, die an dem Manne den Mann zu schätzen wissen . . . (er setzt sich, springt wieder auf) Wie wär's, wenn Ihr mich stehend maltet? Etwa in dieser Stellung? Oder so? (Er nimmt verschiedene Stellungen an) Aber malt, als wär's al fresco — malt wie Michelangelo — in großen, starken Zügen! Denkt — (die Porträtmalerin beginnt zu zittern, Tränen treten ihr in die Augen, und sie sinkt in einen Stuhl) Was gibt's, Dämchen, was soll das?

**Porträtmalerin.** Eure Stimme, Bürger Danton, verursacht mir Nervenzufälle. Verzeiht —

**Danton.** Närrchen — Frau Marquise, wollt ich sagen — (mitleidig) Armes Kind! (sich zu ihr setzend, galant) Ich begreife — Ihr seid nicht in einem Maleratelier aufgewachsen, sondern auf glattem Salonparkett — Euer Gemahl Marquis, aber verarmt und zuletzt guillotiniert — nun steht Ihr allein, bringt Euch, wiewohl noch jung und schön, mit den Erheiterungskünsten Eurer früheren Muße fort — malt die Revolutionsmänner für Bezahlung — mich wundert's nicht, Frau Marquise (ihr galant die Hand küssend), wenn Ihr sie nicht con amore malt —

**Porträtmalerin.** Welche Hand könnte den Pinsel führen, ohne zu zittern, wenn sie einen Danton malt?

**Danton.** Und welche Hand — und wär's auch Dantons Hand — müßte nicht auch zittern, aber aus andern Gründen, wenn sie in diesen schönen, braunen, krausen Haaren wühlt? (Er streift ihr mit der Hand durchs Haar — sie entzieht sich ihm.)

**Diener** (tritt ein). Bittsteller im Vorsaal —

**Danton.** Laß sie alle zusammen eintreten. (Die Bittsteller treten ein.)

**Danton** (zu einer alten Frau). Was ist Euer Verlangen, würdige Dame?

**Die Frau.** Mein Sohn ist in der Armee — ein junger Löwe voll Ehrgeiz — er sucht Beförderung — Ihr seid allmächtig bei Dumouriez, Bürger Danton —

**Danton** (zu einem jungen Mädchen). Und ihr, schönes Kind?

**Mädchen.** Mein Verlobter —

**Danton.** Im Kerker. Ich weiß. Kommt heut' abend wieder, gutes Kind! Ich werde sehen, was ich Euch dann für Trost geben kann (kneipt sie in die Wange). Kommt Ihr!

**Mädchen** (schüchtern). Verzeiht, Bürger Danton! Eure Großmut —

**Danton.** Wird Euch das erlassen, meint Ihr? Auch gut! (Wendet sich zu einem Manne).

**Der Mann.** Bürger Danton, gibt es noch Gerechtigkeit in Frankreich?

**Danton.** Ich weiß es nicht genau. Fragt Robespierre.

**Der Mann.** Lest in dieser Schrift, was mir geschehen, und urteilt.

**Ein Greis.** Bürger Danton, Ihr seht vor Euch einen Mann aus edlem Hause, ergraut im Dienste des Vaterlands. — Auf meinem Schlosse in der Dauphiné, Bürger Danton, sind tausend Champagnerflaschen die Hälse gebrochen worden auf das Wohl Dantons und der Republik — dennoch werd' ich verdächtigt, in den Kerker geworfen, endlich entlassen, bar aller Mittel. — Doch komm' ich, wie sich von selbst versteht, nicht um zu betteln; ich komme nur zu flehen, Bürger Danton, um Eure Verwendung für die straffreie Rückkehr meines ausgewanderten Sohnes. Wo ist noch Großmut zu finden in Frankreich für meinesgleichen, als bei Danton?

**Danton.** Erlaubt, daß ich Euch vorläufig zwanzig Champagnerflaschen aus meinem Keller anweise, damit das Wohl Dantons und der Republik nicht Schaden leide.

**Mehrere Bittsteller.** Mein Vater — Mein Gatte — Mein Oheim —

**Danton.** Schmachten im Kerker? Geht nur, ich will alles erwägen (sammelt die Bittschriften. Die Bittsteller ab. — Danton wirft die Bittschriften in den Kamin).

**Porträtmalerin** (erstaunt). Man sagt doch, Bürger Danton, Ihr seid großmütig?

**Danton.** Ja, aber nur jeden zweiten Tag. Wär ich's alle Tage, so ginge die Republik zugrunde. Es war auch, mit Ausnahme des prüden jungen Mädchens, kein Gesicht in der Menge, welches verdient hätte, daß man sich zu seinen Gunsten bei den Jakobinern kompromittierte. — Noch jemand?

**Der junge Herzog von Chartres***) (tritt ein).

**Danton** (hat sich an einen Tisch gesetzt, in Papieren kramend, die darauf liegen; er setzt die Beschäftigung mit der Linken fort, während er die Rechte, ohne aufzustehen, dem Ankömmling nachlässig zum Gruße reicht). Was bringt Ihr, Chartres?

**Herzog von Chartres.** Bürger Danton, ich wende mich an Euch. Eben von der Armee auf ein paar Tage nach Paris zurückgekehrt, hör' ich, daß man anfängt, mich zu verleumden —

**Danton.** Man sagt, daß Ihr Euch mit anderen Offizieren in der Armee beikommen laßt, über die Maßregeln des Konvents den Kopf zu schütteln, daß Ihr die Opfer des Revolutionstribunals bemitleidet, daß Ihr zuweilen die unmaßgebliche Meinung äußert, es könne nicht immer so bleiben. Laßt das, junger Mann. Ihr dürft das nicht. Überlaßt das anderen. Ihr seid ein geborener Prinz; Ihr seid in königlichen Windeln gelegen; Ihr seid ein Bourbon, also aus einer Familie, von welcher, wie Ihr wißt, in diesem Augenblicke nur noch wenige ausnahmsweise ihren Kopf besitzen. Wahrt den Euren!

**Herzog von Chartres.** Bürger Danton, Ihr wißt, wie ich erzogen worden bin. Ich habe die medizinische Schule besucht, wie ein Bürgersohn, habe im Hotel Dieu bei den chirurgischen Operationen mitgeholfen, habe manchem verwundeten Sansculotten den Kopf verbunden, mancher armen alten Frau zur Ader gelassen.

**Danton.** Brav! Kehrt jetzt zu Eurer Armee zurück und — schweigt. Schlagt Euch tapfer, aber seid auch nicht allzu tollkühn ohne Not. Ihr habt noch eine hübsche Zahl von Jahren vor Euch.

*) Nachheriger König Ludwig Philipp.

In unserem lieben Frankreich weht veränderlicher Wind; die Franzosen haben ihre Schwächen, ihre Gewohnheiten, ihren Kitzel, ihre tollen Tage, schwärmen heute für die Republik, morgen vielleicht für etwas anderes. Wohl denen, die die Zeit erleben, wo ihr Weizen blüht. Wartet ab, duckt Euch, verschlaft den Sturm. Donnerwetter! Ihr seid ein Prinz — wer kann die Dinge berechnen? Die Franzosen sind zu allem kapabel. (Ihm auf die Schulter klopfend.) Adieu, junger Mann! —

**Herzog von Chartres** (ab).

**Danton** (sich zur Porträtmalerin zurückwendend). Ein Wölkchen auf Eurer Stirn?

**Die Porträtmalerin.** Ich dachte, wie sich die Zeiten und die Dinge in Frankreich so ganz, so merkwürdig verändert haben!

**Danton.** Tut Euch das leid? Ist sie Euch unbequem, die neue Zeit?

**Porträtmalerin.** Mir hat sie nichts gebracht und viel genommen.

**Danton.** Habt Ihr den Schuldbrief, den Ihr an sie besitzt, schon präsentiert? Versucht's einmal! Ihr seid jung und schön, Dame! Die Münzen gelten unter jeder Staatsverfassung. Wirf den Pinsel weg, Kind, und gib dem Republikaner Danton einen Kuß! (Sie sträubt sich.) Dich sträuben? Mit diesem kleinen weißen Händchen? Gegen Danton? Du könntest ebensogut den Turm von Notredame als Nadelbüchschen in die Tasche stecken wollen. Sei meine Omphale, Kind, ich bin dein Herkules! (Er küßt sie. In diesem Augenblicke ist Robespierre eingetreten; er schreitet geräuschlos und langsam bis zur Mitte des Gemaches vor. Die beiden werden ihn gewahr. Die Malerin errötet, packt ihr Gerät eilig zusammen und huscht hinweg, ängstliche Blicke von der Seite auf Robespierre werfend und ihm in einem weiten Bogen ausweichend).

## Vierte Szene.

**Robespierre** (noch immer in der Mitte des Gemaches stehend). Danton amüsiert sich?

**Danton.** Warum nicht? Gott Amor ist ein braver Sansculotte. — Und warum soll sich Freiheit der Liebe nicht vertragen mit Liebe der Freiheit? Laß dich nieder! (Sie setzen sich.) Kein Rhadamanthsgesicht, Robespierre! Du machst mir bange!

**Robespierre** (hier wie im folgenden immer mit großer Ruhe sprechend).

Wer kann wetteifern mit deiner immer blühenden Heiterkeit? Deine Gestalt schwillt und rundet sich täglich mehr ...

**Danton.** Siehst du? Es ist ohne Zweifel das Fett der Reaktion, was sich bei mir ansetzt.

**Robespierre.** Ich trau' ihm nicht. Du bist ein beleibter Choleriker. —

**Danton.** Bei solchen, meinst du, glüht das Feuer auch unter dem Fett, wie griechisches Feuer unter dem Wasser?

**Robespierre.** Allerdings.

**Danton.** Ja, ich verberge unter dem scheinbaren Phlegma den kecksten, revolutionärsten Plan —

**Robespierre.** Wirklich?

**Danton.** Höre, Robespierre! Ich will heiraten!

**Robespierre.** Auch das muß überraschen.

**Danton.** Ja, ich heirate, gehe auf einige Wochen, Monate, wer weiß wie lange, aufs Land mit meinem reizenden, jungen Weibchen. Tut einstweilen, was Ihr wollt. Ich gehe Euch aus dem Wege. Ich will Eure langen, gesinnungstüchtigen Konventsreden nicht mehr hören. Ich habe das doktrinäre Wesen und den blutgemischten Pariser Straßenstaub und die weichen Pariser Lotterbetten satt. Ich will zur Abwechslung ein unschuldiges Weib im harzduftigen Wald auf einer Streu von Tannennadeln küssen.

**Robespierre.** Du, Gaukler, willst dich jetzt fixieren?

**Danton.** Ja. Siehst du, es kommt für den Mann eine Zeit, wo er das schmetterlinghafte Herumnaschen in allen Kelchen satt hat. Bequemlichkeit, Behaglichkeit, nicht mehr die sich abhetzende wilde Freudenjagd der Jugend sind dann sein Ideal: Ein Weibchen, bequem zur Hand, ein lächelnder Range in der Wiege — ich male mir dieses Pfahlbürgervergnügen gar nicht übel aus.

**Robespierre.** Und das Mädchen deiner Wahl?

**Danton.** Sechzehn Jahre! Frisch, naiv, verliebt und über alle Beschreibungen reizend. Sie gilt als das schönste aller Mädchen von Paris.

**Robespierre.** Aus guter Familie ohne Zweifel?

**Danton.** Ich habe nicht viel danach gefragt. Die Mutter ist eine bigotte Närrin vom alten Schlage, die durchaus haben will, daß ich mich mit ihrem Töchterlein durch einen nicht auf die Verfassung beeideten Priester trauen lasse.

**Robespierre.** Du wirst —

**Danton** (lachend). Der Alten den Willen tun — weil sie es unbedingt verlangt —

**Robespierre.** Gibt es nicht einen Paragraphen der Konstitution —

**Danton.** Das schönste Mädchen von Paris, lieber Robespierre! — Wo ist Euer Paragraph? Was will er? Ich brech' ihm den schön gebogenen Hals, wie einer Champagnerflasche! — Laß dir sagen, lieber Robespierre, das Mütterlein will auch — als conditio sine qua non — hörst du? —, daß ich mit dem Bräutchen vor der Vermählung nach gutem, altem, christlichem Gebrauch zur Beicht' gehe —

**Robespierre.** Und du?

**Danton.** Ich werde gehen. Laß dir einstweilen die Grabschrift machen, wenn du dich bei dieser Gelegenheit, so ernst du bist, zu Tode lachst.

**Robespierre.** Danton im Beichtstuhl — allerdings — das Leben wirft seltsame Blasen des Humors. — Was werden die Sansculotten dazu sagen?

**Danton.** Was die Athener sagten, als Alkibiades seinem Hunde den Schwanz abschnitt. Sie werden die Köpfe schütteln und einstweilen nichts Schlimmeres von mir reden.

**Robespierre.** Ich dachte dich nicht so weit.

**Danton.** Denk' es immerhin! Ich bin entsetzlich apathisch geworden. — Ich spüre eine gewisse unüberwindliche Müdigkeit in mir.

**Robespierre.** Du, das Bild der Energie? Die dämonische Seele der Septembertage?

**Danton.** Laß die Septembertage. Gerade von daher spür' ich die verdammte Müdigkeit. Dergleichen wirkt nach, wie große Strapazen zu Fuß; man spürt die müden Glieder erst den anderen Tag —

**Robespierre.** Eine stahlharte Seele, die sonst nicht zu biegen noch zu brechen ist, mag zuweilen durch Temperaturwechsel eine Art Sprung oder Riß bekommen — — Deinen Kraftüberschwang aber kann ich mir nicht müßig denken —

**Danton** (nach einer kleinen Pause). Sterben ist zuweilen die höchste Betätigung des Lebens — vielleicht ist Ruhe zuweilen die höchste Betätigung der Kraft — — Da hast du eine brillante Sentenz — denke dir dabei, was dir gefällt.

**Robespierre.** Du bist nicht der Mann, freiwillig abzudanken.

**Danton.** Der Paradiesvogel, sagt man, fliegt schlafend und

findet sich, wenn er erwacht, am Ziel. Nehmt mich einstweilen für bankerott, wenn's euch Vergnügen macht. — Wozu die tolle Hast? Die Welt ist voll von mittelmäßigen Kerlen und ein rechter so selten, daß ihm der Sieg, sobald er ihn verlangt, noch immer gewiß bleibt, mag er sich nun auf den Kopf oder auf die Beine stellen. (Er steht auf und macht einige hastige Schritte durchs Zimmer.) Aber ist's der Mühe wert? Gelingt's nicht jedem Zwerg, sich wichtig zu machen? Ich wollt', ich wär' in der Zeit geboren worden, als man noch zu Pferde steigen und den Säbel in die Faust nehmen mußte, um zu gelten. Heutzutage wird jeder hinter dem Ofen ein berühmter Mann.

**Robespierre** (nimmt ruhig ein Buch vom Tisch und öffnet es). Der „Chevalier Faublas?“ Das ist —

**Danton.** Ein gutes Buch, denn es ist nicht langweilig. Das kann man von Rousseaus „Gesellschaftsvertrag“ nicht sagen. Rousseau hat —

**Robespierre.** Was dir fehlt — eine große Idee.

**Danton.** Die habe ich allerdings nicht. Mein Kopf ist eine Republik, in welcher keine fixe Idee als Gedankenmonarch regiert.

**Robespierre.** Was hat vordem den Stürmer Danton geleitet, wenn nicht eine Idee?

**Danton.** Wenn ich's nur selbst wüßte! Ein dummer Instinkt vielleicht. Wir sind alle die Narren geheimer Instinkte. Aber ihr schnitzelt euch aus lebendigen Instinkten, wie aus lebendigen Waldbäumen, tote, hölzernsteife Ideengötzen. — Laßt mich in Ruhe — das Leben ist eine dumme Komödie — es ist die tolle Jagd nicht wert. Geht zum Henker mit euren aus dem Cicero und Epiktet geholten Floskeln. Tugend und Schrecken — moderiger Bücherstaub, aufgefrischt mit Blut — unerquickliches Amalgam! — Ihr wollt alle Fesseln brechen und doch wieder den Staat nach einer dürren Verstandsschablone verknöchern. Euer Kommunismus wird die Welt bald so einförmig, poesielos und langweilig wie ein großes Arbeits- oder Zuchthaus machen. Die Leute werden wie Galeerensträflinge alle im selben Kittel laufen. Ihr schafft die alten lustigen Feiertage ab und wollt dafür mit neuen, staubtrockenen Allegorien den Pöbel begeistern — ihr streicht die Heiligen aus dem Kalender und setzt dafür Rübe, Pastinak und Sauerkraut hinein. Wie schal und ledern ist das alles! Die Franzosen sind zur Hälfte Barbaren, zur Hälfte Pedanten geworden. Sie wollen Spartaner sein und Römer und was weiß ich — statt als Franzosen die Feinde ritterlich zu

schlagen, und im übrigen, wieder als Franzosen, das neu gewonnene, vom Druck des Aberglaubens und der Despotie befreite Leben heiter genießen!

**Robespierre** (will antworten, besinnt sich aber, steht auf und macht einige Schritte, während Danton ihn fixiert. Dann zu diesem zurückkehrend mit der gewohnten Ruhe). Danton, ich nehme an, du bist ein ehrlicher Mann — aber sieh ein wenig um dich, Danton, und sag' mir, ob es die ehrlichen Leute sind, die aufrichtigen Freunde der Republik, welche die Tugend lächerlich und den Schrecken unbequem zu finden pflegen. Danton, ich nehme an, du bist ein ehrlicher Mann — aber ich kann dir nicht verbergen, daß es Patrioten gibt, welche behaupten, daß es Danton weniger darum zu tun ist, die Güter der Freiheit dem Volke zu wahren, als in Ruhe die seinigen, und wär's auch unter den Bourbonen, zu genießen — (Danton will ihn unterbrechen, Robespierre fährt fort.) Danton, ich nehme an, du bist ein ehrlicher Mann, und ich habe dich vor ein paar Wochen im Konvent mit Energie verteidigt. Tat ich das?

**Danton.** Ich hab' es nicht vergessen. Es kam mir so vor, als brauchtest du mich noch, und — (lachend) du sahst dabei aus, guter Robespierre, als wolltest du mir sagen wie der Zyklop dem Ulyß: Dich speis' ich aus Freundschaft zuletzt. — Was trennt uns heute?

**Robespierre.** Nichts, wenn du so freimütig zu sprechen fortfährst, wie du bisher gesprochen. (Er setzt sich wieder.) Danton, man spricht von gewissen Transportwagen, die, mit Wertsachen belastet, unter deiner und Lacroix' Obhut in Belgien standen und abhanden kamen, man weiß nicht genau, wohin. —

**Danton** (lachend). Ja, und von dem Gelde, mit welchem Demoiselle Montansier die Salle de l'Opéra baute, und das aus den Taschen Dantons geflossen sein soll — und von Diamanten aus den Tuilerien, die in den Händen Dantonscher Agenten geblieben sein sollen —

**Robespierre.** Leere Fabeln?

**Danton.** Lieber Robespierre! Kein Mensch auf Erden ist so schlecht, daß nicht wenigstens die Hälfte von dem, was man ihm nachsagt, erlogen wäre.

**Robespierre** (blickt im Gemach umher). Wie Marat lebst du nicht!

**Danton.** Am Ufer der Aube, im ländlichen Häuschen, wuchs ich auf, ein unbändiger Range. In die Schule lief ich barfuß, lernte

nichts — wußt' aber doch alles. Ich bin ein geborener Sansculotte — was wollt ihr mehr?

**Robespierre** (der wieder aufgestanden und sich im prachtvollen Gemache umgesehen, wirft eine kostbare Statuette, eine nackte Bacchantin vorstellend, wie aus Ungeschicklichkeit herab, indem er sie mustert). Vergebung! — Was hat das Stück gekostet?

**Danton.** 500 Franken! Kleinigkeit!

**Robespierre.** Wir rechnen später ab. — Du wohnst bequem —

**Danton.** Wer früh hungert, wird später leicht Gourmand. Man muß es der aristokratischen Canaille zeigen, daß die Patrioten auch nicht hinter den Zaun gehören.

**Robespierre** (zieht ein Blatt aus der Tasche). Dies Blatt ist gestern in meine Hände gekommen. Man fand es unter den Papieren, die in den Tuilerien zurückgeblieben. Es ist eine Quittung, ausgestellt vom Bürger Danton, lautend auf 100000 Franken, empfangen aus der königlichen Privatkasse! — Gefälschte Handschrift? Sag' ja, und ich werfe das Blatt in den Kamin —

**Danton.** Nein.

**Robespierre.** So warst du bezahlt?

**Danton** (lachend). Bezahlt, doch nicht gekauft —

**Robespierre.** Wie meinst du das?

**Danton.** Man bot mir die Summe unter einem schicklichen Vorwand, ich sollte sie „zum allgemeinen Besten" verwenden. Man meinte, ich würde die wahre Absicht wohl verstehn. Ich verstand sie nicht —

**Robespierre.** Du nahmst das Geld —

**Danton.** „Zum allgemeinen Besten" — und machte Herrn Louis Capet die Hölle heißer als zuvor.

**Robespierre** (erblickt ein Bildnis der guillotinierten Königin Marie Antoinette; darauf hinweisend). Und dennoch Royalist? Marie Antoinettens Bild im Hause des Republikaners?

**Danton.** Ein schönes Weib! Was weiter? Du meinst doch nicht, daß man mit Weibern Krieg führen soll?

**Robespierre.** Ich verstehe mich nicht auf die Regeln der Galanterie.

**Danton** (vor das Bild tretend). Sag' mir, Robespierre, hast du das lebende Urbild nie als Mensch, als Mann betrachtet?

**Robespierre.** Betrachtet? Nie!

**Danton.** Sie war das schönste aller Weiber. Schon in meinen Tölpeljahren schwärmt' ich für die königliche Frauengestalt. Sie war

sozusagen meine erste Flamme. Als Demagog von Einfluß hatt' ich später mit ihr persönlich zu verkehren. Du weißt, der Hof paktierte mit den Demagogen. An dieser Königin hätt' ich zum Ritter werden können. Es kam aber nicht so weit.

**Robespierre.** Du spieltest doch auch ihr gegenüber den Tyrannenfeind? Ich erinnere mich, daß du damals den Antrag stelltest, sie aus dem Land zu verbannen, sie an den Kaiserhof nach Wien zurückzuschicken —

**Danton** (lächelnd). Sie hat sich's schwerlich besser gewünscht ... Wär' es geschehn, so säße ihr schönes Haupt noch heute fest, und (sich wegwendend) Danton hätte nicht an einem gewissen nebligen Morgen, als ein gewisser Karren durch die Straßen rasselte, aus übergroßer Eile (oder was es sonst war) mit der geballten Faust das Fenster eingedrückt ...

**Ein Diener** (tritt ein). Die Bürger Camille, Desmoulins, Lacroix, Fabre d'Eglantine, Philippeau, Herault des Sechelles, Carrier!

## Fünfte Szene.

(Die Gemeldeten treten ein.)

**Danton** (ihnen entgegen). Willkommen, Freunde! Das nenn' ich zur rechten Zeit eintreffen. Ihr bringt Sukkurs. (Schüttelt den einzelnen die Hand.) Willkommen, Camille! Was macht dein Weibchen? (Zu Fabre.) Hoch die schönen Künste und Wissenschaften! Willkommen, Fabre! — Guten Tag, Herault und Lacroix! (Letzterem vertraulich die Hand drückend.)

**Camille.** Da führ' ich dir Carrier zu, den Patrioten, den Schrecken von Nantes, aber unter guten Freunden ein lustiger Gesell —

**Danton.** Alte Bekanntschaft! (Schüttelt ihm die Hand.) Willkommen alle! Ihr bringt, wie gesagt, eurem Freunde Sukkurs — (er weist auf Robespierre — flüchtige Begrüßung).

**Camille** (ergreift mit großer Innigkeit Robespierres Hand). Danton und Robespierre beisammen? Mein Herz strömt über von Entzücken. Zwei Heroen, der Republik in gleichem Maße unentbehrlich! Danton, der Diomed der Revolution, der gewaltige Rufer im Streit, und Robespierre, ihr Ulyß! — Auf deiner Stirn steht ein Wölkchen, Robespierre? — Wieder uneins? Ihr, einst schier ein Mann, ein Leib?

**Danton.** Ja, es gab eine Zeit, wo wir beide einen Leib ausmachten und so verträglich lebten, wie Kopf und Schwanz einer Schlange. Jetzt aber ergeht es uns wie einem gewissen kriechenden Getier, dessen beide Leibeshälften, wenn man sie auseinander hackt, sogleich aufeinander losgehen und sich befehden —

**Camille.** Ihr sollt wieder zusammenwachsen. Und das heute. Wir wollen euer Kitt sein. Auf dem Wege trafen wir St. Just, und als wir von ihm hörten, daß Robespierre bei Danton sei, luden wir ihn gleichfalls ein, zu kommen; die Gelegenheit einer vollen Versöhnung und Verständigung der besten Männer Frankreichs müsse beim Schopfe gefaßt werden. Er rief: „Zu Danton seid ihr geladen? Da braucht auch Robespierre seine Sekundanten. Ich komme. Und ich werde auch Couthon mit mir bringen — sollte ich den gichtbrüchigen Alten auch dahin tragen lassen müssen."

**Danton.** Sehr gut. Läßt sich der alte Schelm doch im Konvent auf die Rednerbühne schleppen, warum nicht auch in Dantons Haus? — Ihr frühstückt doch mit mir, Freunde? Mein Mund ist trocken geworden. Robespierre, du siehst, man denkt nicht daran, dich weggehen zu lassen — ergib dich nur! (Die Hinterwand des Gemaches wird beiseite gezogen; ein Saal erscheint, ein reiches Dejeuner ist aufgetragen. Die Männer setzen sich nach Dantons Weisung um den Tisch. Danton will Robespierre den Platz an seiner Seite anweisen, Robespierre sagt: „Ein Wort mit Carrier!" und setzt sich neben diesen. Die Tafel steht der Länge nach gegen die Tiefe der Bühne. Am oberen, vom Zuschauer am weitesten abgewandten Ende sitzt Danton. Am Ende der unteren Langseite der Tafel, dem Zuschauer am nächsten und ihm das linke Profil zuwendend, sitzt Robespierre neben Carrier.)

**Danton** (während die Gläser gefüllt werden). Freunde! Ihr werdet heute mit mir ein Glas leeren auf das Wohl eines sechzehnjährigen, reizend-holden Kindes, auf das Wohl Louise Gélys, mit welcher euer Freund sich morgen vermählt in der Kirche zu Sèvres!

**Die Freunde** (erstaunt). Danton Ehemann?

**Camille.** So überrascht man seine vertrautesten Freunde? Es lebe Louise Gély! (Alle stimmen ein und leeren die Gläser.)

**Danton.** Es lebe Louise Gély, bald mein Weibchen, mir angetraut in der Kirche zu Sèvres, und zwar — (Robespierre mit Lächeln einen Blick zuwerfend) jetzt kommt der Hundeschweif des Alkibiades — von einem *nicht auf die Verfassung beeideten Priester* — denn so fordert es die teure Schwiegermutter, eine gottesfürchtige Frau von altem Schrot und Korn, und — ihre Tochter ist, wie ihr wißt, das schönste Mädchen von Paris. Es lebe die brave Schwiegermutter!

**Camille.** Danton, du bist übermütig —

**Danton.** Wie ein Bräutigam.

**Ein Diener** (tritt ein). Bürger St. Just und Bürger Couthon! (St. Just tritt ein, hinter ihm wird Couthon von zwei Dienern in einem Fauteuil hereingetragen.)

**Danton.** Guten Tag, St. Just! — Was Teufel, Couthon?

**Couthon.** Vergebung, ehrenwerteste Männer und Freunde, wenn man mich, statt ins Hospital, in eure lustige Gesellschaft brachte. St. Just kam zu mir und stopfte mich aus dem Bette in eine Sänfte, und hier im Vorsaal schütteten mich eure Trabanten, Danton, aus der Sänfte in einen Fauteuil — zum Glück waren's keine Burschen mit groben Republikanerfäusten, sondern artige, feine Gesellen, so daß sie mir nicht weher taten, als unbedingt nötig —

**Danton** (lachend). Immer der alte böse Schelm! Hierher an meine Seite, Couthon! Euch muß doch der Wirt in seine besondere Obhut nehmen. (Man trägt den Fauteuil mit Couthon an die Seite Dantons. Dieser füllt ihm das Glas.) Setz' dich, St. Just! — Das Beste habt ihr beide schon versäumt. Wir tranken soeben auf das Wohl des reizendsten Mädchens von Paris.

**Couthon** (trinkend). Sie soll leben — unbesehen!

**Danton** (zu ihm). Ich werde sie heiraten, lieber Couthon!

**Couthon** (wieder anstoßend). Dann sollst du auch leben —

**Camille** (nach einer kleinen Pause sich erhebend; mit Feierlichkeit). Liebe, verehrte Freunde! Erlesenste Männer der Republik! Wir finden uns heute zusammen, wie es lange nicht geschehen. Meine Pulse schlagen, denn diese Stunde ist eine entscheidende. Ein geheimer Riß geht seit einiger Zeit durchs Herz der Republik. Ob sie verbluten oder neu genesen und für immer ganz und einig sein soll und unüberwindlich — das hängt vom Zusammengehen der beiden Giganten ab, welche die neugeschaffene Welt auf ihren Schultern tragen. Diese beiden Giganten sehen wir heute wieder hier vor unseren Augen an einem Tisch! — Bürger Robespierre, Bürger Danton, wollt ihr das Aug' aller Patrioten überfließen sehen vor Rührung und Freude, so reicht euch die Hände zu voller, ganzer Versöhnung, zu fortan ewigem Bruderbunde! Füllt eure Gläser und geht uns voran mit begeisterndem Beispiel; stoßt an, ihr beiden zuerst, vor unseren Augen, zur Gewähr einer schönen, einträchtigen Zukunft, auf das Wohl der Republik! (Alle erheben sich begeistert, durcheinander rufend: Hoch Danton! Hoch Robespierre! Versöhnung! Ewiger Freundschaftsbund! Stoßt an! Geht uns voran, wir folgen!)

**Danton.** Was meinst du, Robespierre?

**Robespierre** (in ruhigem Tone). Was sollt' uns hindern, zu trinken auf das Wohl der Republik?

**Danton.** Wohlan! (Bringt ihm das Glas entgegen.) Sie lebe!

**Camille.** Halt! Eure Herzen müssen sich wie eure Gläser berühren! Von dieser Minute hängt das Wohl Frankreichs, die ganze Zukunft der Republik ab. Seid ihr beide entschlossen, fortan euch als Freunde zu verständigen, Hand in Hand den Mittelweg zu gehn, der zwischen euren bisher nach links und rechts auseinander laufenden Pfaden liegt, und der gewiß zum Heile führt? Bist du's, Danton?

**Danton.** Ein Bräutigam schließt alle Welt versöhnt ans Herz.

**Camille.** Und Robespierre?

**Robespierre** (gelassen, aber mit Nachdruck). Vermag es Danton wirklich, aufrichtig und von Herzen zu trinken aufs Wohl der Republik — so hat er keinen wärmern Freund als mich.

**Danton** (ihm das Glas entgegenbringend). Es lebe die Republik!

**Robespierre** (anstoßend). Sie lebe!

**Alle** (in freudiger Begeisterung durcheinander anstoßend). Es lebe die Republik! Es lebe Danton! Es lebe Robespierre!

**Camille.** Es lebe Frankreich! Es lebe das von Frankreichs Patrioten zuerst verkündigte, unsern Häuptern und Händen anvertraute Ideal der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit auf Erden! Leuchte der Stern des Menschenheils bald ungetrübt aus Gewölk und Wetterstürmen! —

**Danton** (nachdem er inzwischen seinen Pokal wiederholt in raschen Zügen geleert). Freunde, wenn ich sage, mein Herz ist versöhnlich, wie das eines Bräutigams, so nehmt es, wie ich sage. Es verhält sich wirklich und wahrhaftig so. In meinem Herzen ist kein Arg! Die Flut des Champagners moussiert in meinem Gehirn. Bordeaux her! Dieser Goldwein löst mir sonst das Blut in lauter sprudelnde Perlentropfen auf. Oder ist's das Morgenrot, das der Sonnentag meines jungen Eheglücks vorausschickt, was mir die Welt so rosig malt? Oder ist's, weil ich von Natur doch ein gutmütiger Geselle bin und Wallungen und Augenblicke habe, wo man mich von meinem Freunde Camille nicht unterscheidet, den ich in meinen männlichen Stunden ein Kind nenne? Genug, ich sage: der Teufel hole allen offenen und geheimen Zank und Streit! Robespierre, glaub' es mir, ich habe kein Arg gegen dich in meiner Brust. Ich achte dich. Vielleicht hast du zuweilen recht — wenigstens ebensogut als ich. Nimm die Lava-

schlacken meiner vulkanischen Natur nicht immer für geprägte Münzen meines Geistes. Reich' mir die Hand, Robespierre! Ich achte dich! (Er steht auf und reicht über die Tafel hin Robespierre die Hand, indem beide sich einander soweit nähern, als es bei der Länge der Tafel durch das Zusammenrücken und Ausweichen der andern möglich ist.)

**Camille.** Bewahre dir den schönen Liebesüberfluß, Danton! (Drückt ihm die Hand.)

**Danton** (mit Zeichen leichter Berauschung). Das ist das rechte Wort: Liebesüberfluß. Mein Herz wogt über. Heute könnt' ich sogar dem schmutzigen Marat einen Kuß auf sein breites, häßliches Maul geben, wenn er noch lebte. Das war ein Sansculotte! Sei ihm die Erde leicht!

**Fabre.** Ja, der verstand sich auf den großen Stil des Patriotismus. Wie ein Molch im finstern, dumpfen Keller hausend, Gift ausbrütend gegen alle Feinde der Freiheit — als Republikaner ganz Stachel, Giftzahn, Schneide, als Mensch scheußlich, todsiech, bettelarm...

**Danton.** Ich habe oft gedacht: es ist schade, wenn diese merkwürdige Kreatur durch Meuchelmord umkommt oder im Bette stirbt. Sein über alles Maß häßlicher Kopf wär' für die Guillotine das allerschönste Fressen in ganz Frankreich! — Jetzt denk' ich seiner mit Wehmut. — Wo mag er sitzen, Couthon? Im Himmel oder in der Hölle?

**Couthon.** Im Narrenparadies — im Mond.

**Danton.** Es sei ihm vergönnt. (Leert seinen Becher.) — Er ist dahin, und Hebert auch, und Chaumette und Anacharsis und Ronsin und hundert andere. Auch die glänzendsten Redner der Republik, die Girondisten. Auch sie geköpft, geköpft, geköpft der Reihe nach, mit einziger Ausnahme derjenigen, welche auf der Flucht in den Wäldern verhungerten oder von den Wölfen gefressen wurden. Und hätte Madame Roland ihren Kopf nicht ebenfalls schon verloren gehabt, so hätte sie ihn beim Anblick der wenigen Knochenreste verloren, welche die gefräßigen Tiere von dem schönen Buzot übrig gelassen hatten. Hu — dagegen ist die Guillotine ein weiches Bett. — Verdammt! es ist eine wunderliche Zeit! Die Köpfe sind in Frankreich alle so wacklig und so geneigt zum Abfall, wie Blätter im Herbste. Es gibt jetzt so wenige, die in ihrer letzten Stunde ein Kissen unter dem Kopfe haben. Ungemütlich muß es sein, wenn Haupt und Rumpf im letzten Augenblick getrennte Wirtschaft führen wollen, und jedes auf eigene Faust die letzte Reise antreten soll. Wir sitzen da heute beisammen, eine gute Zahl vortrefflicher, erlesener Leute: glänzende

Redner, klangvolle Namen — die aufgewecktesten Köpfe Frankreichs — da ist der edle Camille, der geistreiche Fabre, der glänzende Herault, Lacroix und Philippeau, meine alten Freunde und Kameraden, da ist Carrier, der feurige Patriot, da ist der tiefsinnige Robespierre, der ritterliche St. Just, da ist Couthon, der klügste alte Bursche in ganz Frankreich. — Was ist denn das? Es überkommt mich eine närrische Rührung, wenn ich so hinblicke über diese besten Köpfe Frankreichs — Köpfe? — das Wort hat, weiß der Teufel, so eine Art von unheimlichem Klang — ich getraue mich gar nicht einmal recht hinzublicken über eure Köpfe — mir ist, als könntet ihr plötzlich all zusammen ohne Köpfe vor mir dasitzen. — Dummes Zeug! Der Bordeaux ist ein tückischer Gesell, er macht schwindlig — es wäre doch merkwürdig, verdammt merkwürdig, wenn etwa von allen, allen, die wir hier vereinigt sitzen, nicht ein einziger ...

**Camille.** Danton, was kommt dir doch nur zu Sinn? Du verdirbst die Stimmung!

**Danton.** Nein, das will ich nicht. Ich bin ja heiter, sprudelnd heiter. Man muß so verfluchten närrischen Anwandlungen zuweilen auf einen Augenblick ihr Recht lassen; der gedämpfte Springborn der Lebenslust sprudelt dann um so kräftiger, um so toller wieder empor. Heißa, wir alle wissen, was Leben ist und Lebenslust! Es lebe, wer von sich sagen kann, daß er so wie wir mit französischer Grazie, nach Voltaires und Diderots Rezepten, den süßen Schaum vom Lebenswein geschöpft. — Gib mir die Rose, die du in deinem Knopfloch trägst, Camille! (Er nimmt sie.) Ich will sie zerpflücken und ihre Blätter in unsere Becher streuen. (Er streut die Blätter nach rechts und links über die Becher hin.) Es lebe die Freude, Brüder! Es lebe die Lust! Es lebe die Liebe! Es lebe das schöne, das rosige Leben! (Er erhebt sich, den Becher in der Hand, mit ihm die andern.)

Wir genießen das Leben, das rosige, helle,
Und stehen wir einst an des Hades Schwelle,
Der Becher entsinkt aus den Händen uns nicht,
Wir bringen ein Hoch noch dem goldenen Licht!
Es lebe das Leben!

**Alle** (zutrinkend). Hurra!

**Danton.** Robespierre, du nippst bloß! Es lebe das Leben!

**Robespierre.** Es lebe! Aber auch ich will einen Toast ausbringen!

**Alle.** Hört! Hört! Robespierre will einen Toast ausbringen! (Stille der Erwartung.)

**Robespierre** (sich erhebend und im Kreise, der mit Spannung ihm zugewendet ist, umherblickend, nach einer Pause). Einen Toast habe ich euch versprochen. Ihr kennt mich! Ich bin ein Mann des Ernstes. Ihr habt ein Hoch dem Leben ausgebracht. Das Leben ist viel — aber nicht das Höchste — nicht das einzig Hohe. — Oder doch? — Vergebt, wenn ich es nicht weiß. Vielleicht habt ihr recht. Aber da wir auf das Leben uns schon zugetrunken, erlaubt, daß ich einen Toast ausbringe auf das, woraus neues Leben ewig keimt. Es lebe, worin das Leben sich ewig läutert, sich ewig schöner verjüngt — es lebe der Tod! — (Schweigen im Kreise.)

**Danton.** Ein trübseliger Toast, aber Robespierre würdig. Mit Gläsern kann man auf diesen Toast nicht anstoßen; wir müßten erst nach dem Beinhaus schicken und Totenschädel dazu kommen lassen. (Er füllt die Gläser.) Freunde, trinkt und laßt über der schwarzen Kluft, in welche unser schwarzgalliger Freund Robespierre soeben seine Libation hinabgoß, die Schaumrosen der Fröhlichkeit und die Raketen des Humors um so kräftiger aufleuchten! — Fabre, du leerst deinen Becher auch immer nur halb!

**Herault.** Fabre küßt lieber als er trinkt —

**Lacroix.** Bei Lichte guckt er stumm ins Glas — er macht seine Streiche im Finstern — er ist nicht besser als seine Komödien.

**Fabre.** Ihr lügt. Autoren sind immer das Gegenteil von ihren Büchern.

**Herault.** Schweig'! Demoiselle Ninon von der Rue Ballon erzählte mir gestern Dinge von dir zum Totlachen.

**Fabre.** Es lebe die Galanterie! Verdammt sind alle Franzosen seit Voltaire ohnehin. Die gottlose Revolution hat uns alle zu Atheisten, Materialisten gemacht. Bacchus ist unser Heiland, Venus ist unsere Madonna, unsere Engel trinken Champagner und kommen am Morgen aus der Gesellschaft mit Weinflecken in den Unterröcken heim —

**Danton.** Robespierre runzelt die Stirn. Erzählt ihm Blutgeschichten; die gefallen ihm besser. Carrier, du kommst von Nantes — ist noch was übrig von dem Orte? Oder hast du dich auch, wie der edle Septembriseur Tallien zu Bordeaux, zahm machen lassen von einer schönen hispanischen Gräfin?

**Camille.** Alle französischen Ströme wälzen Leichen ins Meer. Die Ufer der Loire sind schwarz von Raubvögeln, die sich nähren

von den Überresten der Rebellen von Nantes. — Die Freiheit ist eine Aphrodite, die aus Blutwellen steigt.

**Danton** (unmutig seinen Becher leerend, wobei ihn Camille ängstlich anblickt). Euer Schreckenssystem trifft die Unschuldigen mehr als die Schuldigen.

**St. Just.** Gegen die Schuldigen brauchen wir den Schrecken nicht; da kommt er zu spät. Die noch Unschuldigen müssen abgeschreckt werden. Der Schrecken ist im Parteienkampf erlaubt, wie alle Waffen im Kriege.

**Danton** (aufbrausend). O, diese verwünschten Idealisten! Sie möchten gern ein Rudel Kometen bei den Schwänzen zusammenbinden und sie als Fuchtel brauchen — sie reißen den Mund auf, als wollten sie alle Sternhaufen des Himmels in sich schlingen; schade, daß ihnen nichts hineinfliegt als ein Mückenschwarm. — Geht doch, geht! An euren Theorien ist nichts reell, als das Blut, das ihr dafür vergießt.

**Robespierre** (ruhig). Danton, das blutigste von allen Blättern in der Geschichte unserer Revolution sind die Tage des Septembers, an welchen gedungene Meuchelmörder die Gefangenen in den Kerkern, die Mönche in den Zellen erwürgten. Diese Meuchelmörder, die in den Höfen der Gefängnisse jeden Abend tabakschmauchend auf Leichenhügeln saßen, bezogen ihren Taglohn heimlich von der Kommune von Paris. Und an der Spitze der Kommune stand Danton —

**Danton** (heftig). Schweige mir vom September, wer den schlummernden Löwen in mir nicht reizen will! — Die Provinzen brannten in Aufruhr, die Kriegshaufen des Auslandes marschierten gegen Paris und stachelten im französischen Herzen die wildesten Instinkte auf. Die Feinde im Innern mußten zertreten werden. Der September war ein Akt des Fiebers. Man hat nicht alle Tage das Fieber. (Sich erhebend.) Schweigt mir vom September; ich will nicht daran erinnert sein. (Camille drückt ihn beschwichtigend auf seinen Stuhl zurück.)

**Fabre.** Es ist wahr. Man sollte der Kommune den September nicht vorwerfen. Ich fordere jeden Unparteiischen auf, zu leugnen, wenn er es vermag, daß Danton selbst und wir, seine Freunde, in jenen Tagen, als das Blutbad im ganzen unvermeidlich war, doch links und rechts so viele von den Todgeweihten durchschlüpfen ließen, als eben möglich war.

**Couthon.** Ich bezeuge das. Ich habe gesehen, Fabre, wie du auf dem Stadthause das Billett schriebst, das deinem verhafteten Koche die Freiheit wiedergab ...

**Lacroix.** Der Blutdurst der Dantonisten war bald gestillt. Wer zeitlebens nach Blut lechzt, ist ein Tiger.

**Robespierre.** Und wer nach Gold lechzt, ein Verräter!

**Lacroix.** Ist das eine Anspielung?

**Robespierre.** Nein — eine Anklage! — — (Sensation unter den Anwesenden.)

**Camille** (erschrocken stehend). Robespierre!

**Couthon** (auf seinem Stuhl sich krümmend, wie von plötzlichen Schmerzen befallen). Ai, ai, meine Beine! Das reißt und schneidet wie Fegfeuerbrand. — Wie das nur so plötzlich kommt? Danton, dein Wein ist zu feurig, er weckt mir das verfluchte Zipperlein . . .

**Danton** (der seit den Worten Robespierres sprachlos dagesessen). Ich will ein Wort reden mit Robespierre!

**Camille und andere.** Danton, beruhige dich.

**Danton.** Laßt mich ein Wort reden mit Robespierre! (Er erhebt sich, um auf Robespierre zuzugehen.)

**Couthon** (will ihn zurückhalten, sich mit halbem Leibe in seinem Sessel emporrichtend). Zurück, Bürger Danton, zurück! Dein Wein, Bürger Danton, ist zu feurig!

**Danton** (faßt Couthon und wirft ihn in den Sessel zurück). Aus dem Weg, du alte lahme Viper!

**Couthon** (vor Schmerz schreiend). Ai, ai! (zornig errötend). Gib acht, Zyklop! Die alte lahme Viper hat noch Zähne: sie kann dich in die Ferse stechen —

**St. Just** (stellt sich Danton entgegen). Offne Gewalt gegen die Männer des Volks?

**Fabre** (mit einem Blick auf St. Just und Couthon). Sieh' da! die „Triumvirn“ stellen sich in Schlachtordnung! (Fabre, Lacroix und Herault treten zwischen Danton und St. Just und drängen letzteren beiseite.)

**St. Just.** Vertraut ihr eurer Überzahl? Hinter Robespierre stehn Tausende!

**Fabre.** Auch die Pest würde Höflinge finden, wenn sie einen Hof hätte.

**St. Just.** Weichling, schweig', wo Männer sich gegenüberstehen!

**Danton** (alle beiseite drängend). Ein Wort mit Robespierre! Ein Wort mit Robespierre!

**Camille.** Keine Übereilung, Danton! Ich beschwöre dich beim Wohle der Republik. Deine Stirn glüht. Du bist berauscht, Danton —

**Danton** (ruhig). Nein, Camille, ich bin *nüchtern* geworden — Ein Wort in aller Ruhe — du wirst sehen, in aller Ruhe. (Er tritt auf Robespierre zu, der ihn stehend, ruhig erwartet.) Mein lieber Robespierre! Ich habe dir gesagt, daß ich Paris verlassen, heiraten, mich aufs Faulbett legen will; daß ich müde bin und teilnahmlos und überdrüssig — *Glaub' es nicht mehr!* (Aufflammend.)

*Aufrichten will ich mich* — Hörst du's, du Schleicher,
Du Mann des Neids, des Hasses und der Rache,
Der jeden tückisch-feig „Verräter" schilt
Und aufs Schafott schickt, den er *haßt* —

**Robespierre** (ruhig). Du lügst, Danton, und der *Beweis* ist *daß du lebst!*

(Pause betroffenen Schweigens.)

**Danton** (wild auflachend).

Zwerg! — Weißt du nicht, daß eine Zeit es gab,
Wo dieses Mundes Hauch die Republik
Entflammt' zu Übermenschlichem? Weißt du's nicht mehr,
Daß ich, wenn im Konvent hier zu Paris
Ich stampfte mit dem Fuß, den Boden Frankreichs
Erzittern machte bis zu seinen Grenzen,
Mit allen Feindesheeren, die drauf standen?
Wer wagt sich an Danton? Weißt du, daß Danton
Anklagen soviel heißt, als einen Löwen,
Der lang die Krallen einzog, neckend spornen,
Nun endlich wieder ganz er selbst zu sein?
Weißt du, daß es bedeutet, Frankreichs Hälfte
Der anderen Hälfte gegenüberstellen
In wildem, rasendem Vernichtungskampf?
Wer wagt's? Wer wagt's?

**Robespierre** (ruhig die Hand gegen ihn ausstreckend).

*Der feige Robespierre!* —

(Danton will auf ihn losstürzen, Robespierre verharrt in seiner Stellung. St. Just tritt mit gezogenem Degen an seine Seite. Der Vorhang fällt.)

---

# Dritter Aufzug.

## Erste Szene.

(Straße und kleiner Platz an der Seine. Am jenseitigen Ufer der Justizpalast. Zwei Royalisten treten auf.)

**Erster Royalist.** All unsere nächtlichen Beratungen für Thron und Altar, lieber Marquis, sind, bei Tage besehen, verlorene Liebesmüh'. Der Kettenhund Robespierre ist zu wachsam.

**Zweiter Royalist.** Je mehr Köpfe sie abschlagen, desto energischer müssen wir Überlebenden den unsrigen aufsetzen. Frankreichs Adel wird eher bis zum letzten Mann verbluten, als den Kampf aufgeben für das legitime Prinzip.

**Erster Royalist** (mit einem Blick auf zwei sich nähernde Bürger). Kommt — die Luft ist nicht mehr rein. (Beide ab.)

**Erster Bürger.** Gevatter Haarkräusler, warum ist denn das Hinterteil Eurer grünen Hose so rot von Blut?

**Zweiter Bürger.** Ja seht, Gevatter Lohgerber, ich sage, wir müssen verlangen, daß die Henkerkarren einen anderen Weg nehmen als durch unsere Straße. Man wird ganz trübsinnig von dem ewigen Gerassel. Sie sollen die Guillotine anderswo, in einem weniger belebten Stadtteil, aufschlagen. Und der bisherige Platz ist schon so förmlich versumpft von Blut, daß ich dort herum alle Tage ein paarmal ausglitsche und hinfalle —

**Erster Bürger.** Daß Ihr so oft Gelegenheit habt, hinzufallen, beweist, daß Ihr viel Eile und Euer Handwerk noch immer einen goldenen Boden hat. — Wie man sagt, Gevatter Perückenmacher, ist seit der Guillotinewirtschaft Menschenhaar zu Spottpreisen käuflich —

**Zweiter Bürger.** Alles Schlimme hat sein Gutes, Gevatter Lohgerber, und Ihr selbst —

**Erster Bürger.** Weiß schon, was Ihr sagen wollt. Man behauptet, daß wir Gerber jetzund viel Menschenhäute verarbeiten im Geschäft; aber ich versichere Euch, was wir Gerber von diesem Artikel unter der Hand so an uns bringen, ist meist gar wenig nütz — durchgeriebene, rissige, fleckige Ware. — Moderne Menschenhaut — ich bitt' Euch — lohnt die Arbeit kaum, die man darauf wendet. Was hört Ihr sonst neues, Gevatter?

**Zweiter Bürger.** In meinem Hause haben sie heute nacht

drei aus den Betten geholt. Nichts schauerlicher, als wenn man so zufällig des Nachts wach liegt und alles totenstill ist, und man hört plötzlich in der Straße draußen vor dem Tor einen Gewehrkolben auf das Steinpflaster aufschlagen — dann das dumpfe Gepoch ans Tor —

**Erster Bürger.** Ja, seht, das nennt man eine Republik —

**Zweiter Bürger.** Pst! (Mit einem Blick auf daherziehendes Volk.) Sansculotten! (Beide ab. — Männer und Weiber treten auf, darunter auch der aus dem ersten Akt bekannte Sansculotte.)

**Volk** (den Sansculotten umringend). Heute nacht? Es ist nicht möglich! Den Fabre?

**Sansculotte.** Den Fabre, den Herault, den Philippeau, den Camille —

**Volk.** Was? Auch den Camille?

**Sansculotte.** Aus seinem Bette. Vom jungen Weibchen weg —

**Ein zweiter Sansculotte** (herbeistürzend). Ach was, Camille — Danton —

**Volk** (lachend). Aquavit im Kopf!

**Zweiter Sansculotte.** Was steht da drüben? Der Justizpalast. Und wenn ihr's nicht glaubt, daß Danton dort soeben verhört wird, so schweigt ein wenig, und ihr könnt ihn über die Seine herüber brüllen hören —

**Erster Sansculotte** (ihn an der Brust packend). Mensch, bist du wirklich nicht betrunken?

**Stimmen aus dem Volke.** Hört — hört — die Fenster des Justizpalastes stehen offen. Dantons Stimme! (Alle horchen.) Wahrhaftig, Dantons Stimme! heiser, aber furchtbar.

**Erster Sansculotte.** Auf, in den Justizpalast!

**Volk.** Auf die Galerien, kommt! (Setzen sich in Bewegung, ein anderer Schwarm kommt über die Seine vom Justizpalast her, darunter der Stelzfuß.)

**Stelzfuß.** Gebt euch keine Mühe. Die Galerien geräumt — alles abgesperrt —

**Volk.** Danton — was treibt er? Was spricht er?

**Stelzfuß.** Erdrückt mich nicht! — Als er vor die Richter trat, schlugen sie die Augen nieder wie Schulknaben. (Dantons Haltung und Redeweise nachahmend.) „Wenn ich euren Bütteln folgte, statt sie mit einem Faustschlage niederzustrecken, so geschah es nur, weil ich wieder einmal reden und drei platte Schufte entlarven wollte!" —

Drei platte Schufte — (sich etwas ängstlich umsehend, leise, und den Finger auf den Mund legend). Ihr verlangt doch nicht etwa, daß ich die neue heilige Dreifaltigkeit nenne, die er gemeint haben mag? — „Schafft mir die vertrackten Spionengesichter aus den Augen!“ — Er bemerkte nämlich ein paar Freunde Robespierres im Saal —

**Volk.** Weiter — weiter —

**Stelzfuß.** Der Präsident schneuzte sich ruhig die Nase in ein großes, blutrotes Schnupftuch und bat ihn, sich ruhig zu verhalten. Und nun wollten sie ihm alles nacheinander gemächlich abfragen, nach gerichtlichem Brauch. Euer Name? Wie alt? et cetera! Donnerwetter, was gab der für Antworten: „Ihr kennt mich!“ — „Mein Name? Fragt die unvergänglichen Blätter der Geschichte!“ Und so weiter. Jetzt kramte man die Anklage aus gegen ihn und die anderen. Bestechungen — Unterschleife in Belgien — Konspiration mit heimlichen Feinden der Republik — was weiß ich — Danton brüllte, donnerte, die Beisitzer des Tribunals warfen nur ängstliche Blicke nach den Galerien —

Die Burschen saßen wie die Klötze da;
Sie deuteten nicht so, nicht so. Da kam
Ein Bote Robespierres vom Wohlfahrtsausschuß:
Aufruhr, von Dantonisten angezettelt,
Sei los in den Gefängnissen — geheim
Damit im Spiel ein Royalistenputsch:
Hei das schlägt ein, gleichwie der Blitz, im Saal —
Man gafft bestürzt — Danton will nochmals reden,
Kreischt, überstürzt sich, seine Stimme klingt
Auf einmal so ganz niederträchtig heiser —
Kein Mensch versteht ihn mehr — fort stürzt das Volk,
Totschlagen will's die Royalisten — krampfhaft
Lacht Danton auf — der zitternde Camille
Will schwatzen — Danton drückt ihn auf die Bank zurück,
Reißt die Verteid'gungsschrift ihm aus der Hand,
Zerreißt sie, wirft den Richtern an die Köpfe
Die Fetzen — Höll' und Teufel —

**Lucile, Camilles Gattin** (in die Szene stürzend, hinter ihr ein Bürger, der sie zurückhalten will). Laßt mich, laßt mich! (Sich zwischen das Volk werfend.) Rettet Camille, um Gotteswillen, rettet Camille!

**Volk** (durcheinander). Camilles Weib — Junges Blut — sehr zu bedauern. Ein zierlich Ding! — Ein Weibchen, klein, aber frisch und voll und saftig wie eine Weichselkirsche. — Armer Camille.

**Lucile.** Rettet Camille, rettet Danton! Wollt ihr Männer, wie diese, umkommen lassen?

**Einer der beiden Royalisten** (die inzwischen umgekehrt sind und sich lauernd unter das Volk gemischt haben, salbungsvoll). Camille, den Volksfreund, will man töten? Was? Den Helden von Versailles? Und Danton — ha! Gibts einen größeren Mann in Frankreich?

**Lambertine von Mericourt** (hastig auftretend mit Begleitung). Memmen! — Auf zum Justizpalast! Laßt alle Glocken Sturm läuten! Danton darf nicht fallen. Wer kein Feigling ist, schließe sich mir an. Hurra! Hoch Danton, hoch!

**Viele aus dem Volke** (sich ihr anschließend). Hoch Danton, hoch!

**Henriot** (kommt zu Pferde, mit Bewaffneten; Fischweiber und Sansculotten hinter ihm; seine Stimme verrät, daß er etwas angetrunken ist). Mordelement! Auseinander Bürger! Auseinander — im Namen des Konvents! Danton und seine Mitschuldigen sind soeben in den Kerker zurückgebracht worden. Eine große Verschwörung der Royalistenhunde ist zum Ausbruch gekommen und die Dantonisten, die Schufte, sind darein verwickelt. Alle Teufel! Wer nicht eine Canaille und ein Verräter des Vaterlandes ist, der schare sich um das Banner der Republik und Robespierre! (ab.)

**Lambertine.** Hört nicht auf ihn, er lügt! Auf gegen den Konvent! Auf gegen Robespierre!

**Fischweiber und Sansculotten** (die mit Henriot kommen). Was? Gegen Robespierre? Seht das Dämchen! Weiß man nicht, daß sie Dantons Metze gewesen ist? Zerkratzt ihr die Larve! Reißt ihr den roten Flitter vom Leibe! (Die Weiber greifen sie an und verfolgen die Flüchtige wütig. Das Volk zerstreut sich.)

**Stelzfuß** (kopfschüttelnd im Abgehen zum Sansculotten). Bruder, die Weiber schlagen sich auf Robespierres Seite, Danton ist verloren. (Beide ab.)

## Zweite Szene.

(Im Kerker. Ein weiter tiefer Raum. Gefangene, darunter die Dantonisten. Danton spielt Karten mit einem alten Marquis. Camille ist erst in Schreiben vertieft, geht dann zu einem Gitterfenster und blickt hinaus. Fabre liest. Herault betrachtet ein Miniaturbild, Lacroix starrt vor sich hin, Philippeau geht im Hintergrunde auf und ab.)

**Danton** (ausspielend). Trumpf, Herr Marquis!

**Marquis.** Das machen die republikanischen Karten. Wenn

ich statt Narr-Dame „Preßfreiheit“ und statt Herzkönig „Genius des Krieges“ sagen soll, so verwirrt sich mir der Kopf —

**Danton.** Glaub's. Indes, das ist nicht zu ändern, Herr Marquis!

**Marquis.** Seht doch, wie die Gefangenen alle um euch herumschleichen und euch begucken —

**Danton** (eitel). Tun sie das? (Zu einer Gruppe von Gefangenen.) Betrachtet ihn nur gut, den Danton! Seht ihr, wie der Septembermann mit einem Aristokraten Karten spielt? In der Antichambre der Guillotine sind wir alle gleich. Darum eben schickt man die Leute ins Gefängnis. Man will, daß sie das Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit realisiert finden sollen. (Aufstehend.) Camille, was schmachtest du zum Fenster hinaus? Siehst du nicht, daß die Scheiben schon ganz trüb von dem Hauch deiner Seufzer anlaufen? Welchem alten Römer hast du das abgeguckt?

**Camille.** O Lucile! Lucile!

**Lacroix** (hinzutretend). Laßt ihn. Es ist besser, er haucht seine Seufzer aufs Glas als aufs Papier.

**Danton.** Nein, er soll schreiben. Aber eine neue Nummer seines kühnen Journals, des „Alten Cordelier“. Nur mit der Feder in der Hand ist unser Camille ein Mann. Wenn er nicht schreibt, so winselt er.

**Lacroix.** Ich wollte, seine Lucile hätte sich auch darauf beschränkt, statt auf die Gasse zu laufen und die Pfahlbürger insurgieren zu wollen. Unsere Sache stünde besser.

**Ein Gefangenwärter** (tritt ein). Hier der Wein, Bürger Danton, und die Austern —

**Danton.** Ist das alles? Mehr Flaschen! Mehr Gläser! (Wirft ihm seine Börse zu.)

Was gaffst du, Bursch, soll ich dir Beine machen?
Kommt, Freunde! Kommt, Marquis! Auch ihr da, Leute,
Kommt, macht die Runde voll! Wer da vermag
Sich auszuweisen mit der Anwartschaft
Auf einen Kuß der Jungfrau Guillotine,
Ist heute Dantons Gast. Auch ihr seid höflich
Geladen, Bürger Kerkermeister! — Seht,
Ich bin nun einmal so. Ich kann nicht zechen
Mit wenigen. Die gute Laune braucht
Ein Publikum. — Verzeiht, Marquis, daß ich
Mit Sansculotten Euch zusammenbringe!

**Marquis.** Man muß sich behelfen. Als noch mehr von Adel hier waren, darunter auch Damen, da herrschte ein reges, ich möchte sagen, amüsantes Leben. Man konversierte, man spielte Gesellschaftsspiele, man deklamierte, man führte kleine Szenen auf, improvisando; kleine Liebesintrigen liefen auch mit unter ...

**Danton.** So lob' ich's. Heiter den Weg gegangen, den man geschlossenen Auges geht, ohne doch mit der Nase anzustoßen — (Der Gefangenwärter hat inzwischen neuen Weinvorrat gebracht und die Anwesenden haben sich um Danton gruppiert, der die Gläser füllt.) Camille! Die Hand ans Glas, statt an die Stirn!

**Camille** (aus seinem Hinbrüten sich aufraffend). Ich kann's noch immer nicht glauben — Robespierre, mein Jugendfreund — er, der beim Feste meiner Vermählung gewesen — der mein Kind auf seinen Knien geschaukelt —

**Danton.** Nun schickt er dich aufs Schafott. Daran sind deine Griechen und Römer schuld. Warum hast du in deinem „Alten Cordelier" so viel von Pisistratus geschwatzt, und so viele verdammtgeistreiche, boshaft-witzige Angriffe gemacht auf die Tyrannei der Tugend und des Schreckens! — Siehst du, das brach uns das Genick!

**Herault.** Ach, Danton, wärst du nur weniger ungestüm gewesen vor dem Tribunal —

**Danton** (lachend). Ungestüm? Das war's nicht, lieber Herault! Ich bin heiser geworden. Das ist alles. Ich bin heiser geworden wie ein armer Teufel von Sänger auf der Bühne, der deswegen ausgepfiffen wird und durchfällt. Seht ihr, von solchen Lappalien hängt des Menschen Schicksal ab. Das Publikum ist eine undankbare, gedankenlose Bestie.

Wer's nicht in jedem Augenblicke packt,
Der hat es nicht. An gestern denkt es nie.
Dazu der schlaue Fuchskniff Robespierres,
Mit seiner aufgegabelten Verschwörung!
Ein Hauptspaß war's. Der Riese Goliath
Ist wieder einmal gründlich hingepurzelt
Vor einem klugen Zwerg. Je nun, warum
Verließ er sich auf seine breiten Schultern?
Was zog er vor, das Zwerglein zu verspotten,
Anstatt es zu zertreten, als es Zeit war?
O wie so anders, anders ist's gekommen,
Als der gewalt'ge Danton es gedacht!

**Herault.** Daß man dir vieles auch fälschlich vorwarf, hätte dir die Ruhe des Gerechten zurückgeben sollen.

**Danton** (lachend).

Im Gegenteil. So lang' man mir nur vorwarf,
Was ich getan, war meiner ich noch mächtig.
Spießbürgerwahn, daß Unschuld ruhig ist,
Und bös' Gewissen tobt. Ein rechter Schuft
Spricht überlegt und klug und vorbereitet.
Unschuld und Ehrgefühl und Mannesmut
Wallt auf und zetert, überstürzt sich, rast
Und ist verloren. Freund, ich war verloren,
Dieweil ich nur zur Hälfte schuldig war!

**Camille** (ihm die Hand schwärmerisch drückend). Teuerster Danton, die Nachwelt —

**Danton.** Ach, die Nachwelt — die wird von dir sagen, daß du von allen Revolutionsmännern den besten Stil schriebst, und von mir, daß ich die beste Stimme von allen hatte. Darum ging auch die Sache schief, als ich heiser wurde. Was kümmert's mich? Ich begreife gar nicht mehr, wie ich mich vor den Richtern ereifern konnte. Das Leben ist ein dummes Possenspiel —

**Fabre.** So sagst du — und dann bringst du wieder einen Toast aus auf das Leben —

**Danton.** Du sprichst wie ein Rezensent. Das ist nicht die rechte Lebenslust, die nicht Geschwisterkind ist mit der Lebensverachtung. — Philippeau, was grübelst du?

**Philippeau.** Ich möchte nur wissen, ob es wahr ist, was einige behaupten, daß ein abgeschlagener Kopf noch fortlebt und sein Bewußtsein hat —

**Danton** (zuerst vor sich hinlachend, dann, nach einer Pause, nachdenklich).

Gedenkt ihr noch, wie beim Versöhnungsfest
Mit Robespierre ich hatt' ein Traumgesicht
Und eure Köpfe baumeln sah? Ha, ha!
Es herrscht die Kopf- und Halsepidemie,
Die große Kopf- und Halsepidemie
Dahier in Frankreich. Und die Seuche ist
Ansteckend —

(Er versinkt einen Augenblick in dumpfes Brüten, dann emporfahrend mit unheimlich stieren Augen.) sehr ansteckend — sehr ansteckend —

In den Septembertagen haben wir
An dieser Krankheit viele sterben sehn —

Und sterben lassen — wißt ihr — und der Blutdampf,
Den wir geatmet, der ist ein Miasma —
Der hat uns angesteckt, und jetzo bricht
Es bei uns aus — wir müssen dran — nicht wahr,
Es spukt euch schon in allen Gliedern? —
Tolles Zeug — vergebt! — Denkt ihr noch an den Trinkspruch, den ich damals ausbrachte?
Wir genießen das Leben, das rosige, helle,
Und stehen wir auch an des Hades Schwelle,
Der Becher sinkt aus den Händen uns nicht,
Wir bringen ein Hoch noch dem goldenen Licht!
Es lebe das Leben!

**Alle** (anstoßend). Es lebe! Und Danton hoch!

**Danton** (mit Symptomen leichter Berauschung, in steigender Erregung). O, Sterben ist nichts. Aber, daß ich sterbe, düpiert von Robespierre — alle Teufel! Von diesem Pedanten, diesem puritanischen Stubenhocker, diesem Revolutionshelden mit Baumwolle in den Ohren und einer Flanelljacke um den Bauch! — O du verwünschter Schuft! Was machtest du mich erst sicher? Warum griffst du mich nicht öffentlich und ehrlich an, geradeswegs, wie der Teufel den Landsknecht holt? Was hast du mich kurz vorher im Konvent verteidigt? Ei, so macht's auch der Vampir, der erst dem Schlummernden sacht mit seinen Flügeln Kühlung zuweht, um ihn noch tiefer einzulullen, bevor er ihm das Blut aussaugt. O, ich hätte dir zuvorkommen sollen, Elender; ich hätte meine Pfeile tauchen sollen in dein eigenes Gift!

**Fabre.** Das „Talglicht von Arras“ ist für den Augenblick ein respektabler Feuerbrand geworden. Die Royalistenverschwörung, die Gefängnisemeute, die Eile des Tribunals — das hat er alles so vortrefflich angezettelt als benutzt —

**Herault.** Ja, für den Augenblick hat das Männchen uns brillante Köpfe überholt. Für den Augenblick werden wir uns wohl fügen und auf das Schafott gehen müssen. Camille, du denkst schon wieder an Lucile?

**Camille.** O mein geliebtes Weib! (Mehrere lachen.)

**Danton.** Laßt ihn. Ihr kennt das nicht. Es ist ein sehr verwünschtes Ding, aus einem neuen, warmen, frisch aufgezupften Ehebett hinaus zu müssen in die kalte Todesnacht. Ich kann ihm das nachempfinden. O meine Louison! Deinen Bräutigam schmausen dir die Würmer vor der Nase weg! Du wunderholdes Kind — wär'

mir's doch mindestens vergönnt gewesen, die **Flitterwochen** mit dir durchzukosen!

**Lacroix.** Hast genug gekost, Danton!

**Danton.** Ich kann's nicht leugnen. Was liegt dran, wenn ich sterbe? Ich habe mir's wohl sein lassen in den Stürmen der Revolution, habe brav pokuliert, brav hübsche Weiber karessiert — gehen wir schlafen. — Am liebsten denk' ich meiner Jugendzeit. Ich wollte, ich könnte noch einmal zum ersten Male lieben. Es lebe das erste Liebchen eines jeden von uns! Stelle sie ein jeder nun sich vor, die schelmische kleine Grisette! Paradiesische Zeit, als die kleine Braune noch zu uns schlüpfte in die Mansarde des sechsten Stockwerks — und wir da so tölpisch glücklich waren wie Kinder —

**Lacroix** (das Glas hebend). Und die schönen Stunden vertändelten —

**Danton.** Ja, und in Ermanglung eines Vorhangs mit dem Unterrock der Kleinen das Fenster verhingen. — Harmlos-unschuldige Zeiten! Sie sollen leben!

**Alle.** Hoch!

**Der alte Marquis.** Danton, Ihr hättet Besseres tun können, als Weiber küssen. Was waren die anderen gegen Euch, die Girondisten voran, diese Eunuchen der Revolution? Schwätzer! — Stehe nicht auf Eurer Seite, Danton; aber Ihr war't ein Mann, Danton: ein Mann.

**Danton.** So ist's. (Heftig.) Sie glauben, sie können mich entbehren — aber ich sag' euch, dieser gewaltige Kopf (seinen Kopf mit beiden Händen fassend) — dieser gewaltige Kopf wird eine große Lücke lassen — eine große, große Lücke, sag' ich euch —

**Herault.** Bei all seiner Schlauheit, wie lange wird er's treiben können, der grübelnde Schleicher Robespierre mit seinen armseligen Helfershelfern?

**Danton.** Ja, Herault, wenn ich dem lahmen Couthon meine Beine und dem impotenten Robespierre meine Lenden hinterlassen könnte, so möchte sich das eine Weile noch fortschleppen. So aber stirbt uns die Republik binnen einigen Monaten an doktrinärem Marasmus nach!

**Herault.** Er ist nicht ausgekämpft, der Kampf zwischen Danton und Robespierre! Die Frage ist, ob Dantons, ob Robespierres Geist in Frankreich zuletzt die Oberhand behält.

**Danton.** Du hast recht, Herault! (Mit aufflammender, wilder Leidenschaft.)

Ha, warte, warte,
Nichtswürd'ger Robespierre! Danton setzt sich
Lebendig oder tot auf deinen Nacken,
Und du, du wirst ihn tragen müssen, tragen,
Ja tragen, tragen, wie ein müdes Roß,
Das ein gespenst'ger Reiter blutig hetzt —
Ja, tragen bis ans Ende, bis auch du
Zusammenbrichst —

**Ein Abgesandter des Gerichts** (hereintretend, in amtmäßig trockenem Tone). Bürger Danton, Bürger Camille, Bürger Lacroix, Bürger Fabre d'Eglantine, und wer sonst noch verwickelt ist in den Prozeß der Dantonisten — im Namen des Tribunals hab' ich euch anzukündigen, daß man in Rücksicht auf die stattgehabten Versuche, einen Volksaufruhr zu euren Gunsten anzustiften, sowie in Rücksicht auf die in den Kerkern selbst vorgefallenen Unruhen und euer Verhalten vor Gericht, sich bewogen findet, das über euch bereits gesprochene Todesurteil binnen kürzester Frist zu vollstrecken, wonach ihr aufgefordert seid —

**Danton.** Mach's nicht so lang! Wir haben nicht mehr Zeit, lange Reden anzuhören. Dein langer Atem paßt nicht zu dem kurzen, den ihr uns noch gönnt. Komm her da, Mensch! An meine Seite, Mann des Tribunals! (Er füllt ein Trinkglas.) Wir bringen eben einen Trinkspruch aus. (Der Abgesandte weigert sich; Danton braust ungestüm auf.) Mann des Gerichts! Ist Dantons Augenbraue im Kerker schon so kahl geworden, daß du nicht mehr davor zitterst? (Der Abgesandte gehorcht instinktmäßig und ergreift den Becher.) Und jetzt den Toast zum letztenmal!

Wir genossen das Leben, das rosige, helle,
Und stehen wir auch jetzt an des Hades Schwelle,
Der Becher entsinkt aus den Händen uns nicht,
Wir bringen ein Hoch noch dem goldenen Licht!

(Es wird angestoßen und die Becher werden geleert.)

**Danton** (aufstehend und den Abgesandten zur Türe geleitend). Jetzt geh' und grüße Fouquier und frag' ihn, ob er gewiß weiß, daß ich heiser sein werde, wenn mir's belieben sollte, auf dem Schafott zum Volke zu reden. — Geh' — (Der Gesandte ab.) Ich aber will jetzt ein wenig in meiner Zelle schlafen. Ich bin müde, Freunde, herzlich müd' (sich streckend). Wenn solche Glieder müde sind, wie die, so sind sie's doppelt. Ade, Freunde (im Abgehen sich umwendend). Was? Ein so trübseliger Abgang? Kein letztes Hurra, wenn Danton zur

Ruhe geht, der „Koloß der Revolution“, der große Danton, der mit Vergnügen noch größer gewesen wäre, wenn er nur gefunden hätte, daß es die Mühe lohnt? Aber es ist schon ein gewisser Grad von Borniertheit nötig, um auf dieser Jammerwelt groß sein zu wollen im Schweiße seines Angesichts. Sei's genug an dem, was ich gewesen! Plaudite amici! Laßt mich noch einmal das Brausen der alten Woge vernehmen, die mein jüngeres Herz so oft berauscht!

**Die Genossen und Freunde.** Hurra! Hoch Danton, der Koloß der Revolution!

**Danton** (eine gefüllte Börse hervorziehend und ihren Inhalt den gemeineren Gefangenen im Hintergrunde des tiefen Gefängnisraumes zuwerfend). Gebt acht, ihr Leute!

**Gefangene** (die Goldmünzen auflesend). Hoch Danton! Hurra! Hoch!

**Danton.** Ha, ha, ha! Es ist köstlich! Die Kerle werden morgen geköpft und schreien heute noch Vivat für Geld. Ha, ha, ha! — Ade, Freunde! Weckt mich, wenn es Zeit ist! (Ab in seine Zelle.

## Dritte Szene.

(Wald von Montmorency bei Paris. Seitwärts die sogenannte „Hütte [Eremitage] Rousseaus“.)

**Robespierre** (zwischen den Bäumen hervortretend).

Es geht ein Mensch umher, der ist verdammt,
Den andern Menschen wie durch dünnes Glas
Hineinzuschaun ins Innerste des Leibes.
Er sieht die blutdurchlaufne Fasermasse
Des Hirnes zucken, sieht die Lappen hängen
Des Herzens und der Lungen, sieht die Säfte
Des Lebens kreisen, sieht den wirren Knäul
Der Eingeweide liegen in der Höhle
Des Bauchs, wie einen großen Schlangenknäul,
Der sich in einer Waldesmulde sonnt.
Und dieser Mensch — ich bin's. Es liegt vor mir
Des Lebens tiefgeheimes Faserwerk
In eller Deutlichkeit. Ich sehe klar
Der Menschen Schwäch' und blöden Unverstand,
All den bestandlos eitlen Funkentanz
Der menschlichen Gefühle und Gedanken — — —

(Nach einer Pause — immer in tiefes Brüten versunken.) Alles hängt davon ab, ob der angefachte Enthusiasmus der Massen noch so lange vorhält, bis eine feste Form gefunden ist für die Republik. — Keine Stunde darf versäumt werden! — Mit allen Mitteln! Mit allen Mitteln! Mit allen Mitteln! — — Ein bedenkliches Schwanken war bemerklich — alles hing an einem Haar. — Der Wald! — Ich atme wieder auf. — Die Tage werden immer häufiger, wo ich nicht einsam genug sein kann. — Was treibt mich denn immer hinaus unter die grünen Bäume von Montmorency, wo Rousseau gewandelt, wo er sein unsterbliches Büchlein über die Menschenrechte schrieb? — (Zu einem alten Weibe, das mit einem Holzbündel belastet hüstelnd daherkommt.) Mütterchen, wo sind heute die Eheleute Miraud? Niemand im Häuschen?

**Die Alte.** Goldene Hochzeit — alles in der Kirche — die ganze Nachbarschaft — die Sibylle von Montmorency auch dabei —

**Robespierre.** Woher das Holz, Alte? So aufgelesen, gestohlen im Walde? He? — Noch weit?

**Die Alte** (auf eine Hütte weisend). Dorthin! (Sie will weitergehen, schwankt aber unter der Last.)

**Robespierre** (ungeduldig). Kann's nicht mit ansehen. Warum ladet Ihr so viel auf einmal auf? (Nimmt die Last, trägt sie zur Hütte und wirft sie dort ab.)

**Die Alte** (folgt zitternd). Ach Gott — ein Herr wie Ihr — (ab in die Hütte.)

**Robespierre** (wieder nach vorn kommend, läßt sich auf einen Baumstrunk nieder. Nach einer Pause, brütend, langsam vor sich hinsprechend). Das Revolutionstribunal entspricht in seiner gegenwärtigen Einrichtung noch immer nicht ganz seinem Zwecke. Noch immer zu viel Förmlichkeiten. Was sind ein paar hundert Menschenköpfe mehr? Herab damit, herab damit! (Geraschel in den Zweigen eines Baumes. Robespierre blickt auf.) Ein verdammter Range, der junge Vögel ausnimmt. (Er ergreift einen Stein — zornig.) Herunter, Bube, und laß die Vögel, oder es fliegt dir da ein anderer Vogel an den Kopf! (Der Knabe entflieht.) — Ich bin müde geworden. Die Waldesluft tut wohl. Wenn man dem wirren Treiben entflohn, wo Massenhaftes am abgestumpften Sinn vorüberzog, so erscheint einem das Kleinleben des Waldes gar eigentümlich bedeutsam. — Da kriecht eine kleine Ameise und schleppt ein ziemlich langes Würmchen mit sich fort. Das Würmchen krümmt sich, die Ameise läuft fort mit dem auf ihrem Rücken sich krümmenden Würmchen: zuweilen hält sie still und sticht, sticht herzhaft los auf

das sich krümmende Würmchen — es kann das tote bequemer fortschleppen — nun ist's tot —

**Frau Duplay** (mit Leonore auftretend). Siehst du? Es ist wie ich sagte — Bürger Robespierre?

**Robespierre** (aufblickend). Ihr da?

**Frau Duplay.** Euretwegen. Mir wankten die Knie, als Ihr nicht aus dem Wohlfahrtsausschuß zurückkamt. „Duplay, sag' ich, Bürger Robespierre ist weg!" „Wie einer," sagt er drauf, „der eine Mine legt, und wartet, daß sie platzt — bin für nachmittag zu ihm in den Wald von Montmorency bestellt, zur Eremitage Rousseaus." „Gut," sag' ich, „ich gehe mit den Mädchen voraus. Wir dürfen ihn nicht allein lassen." — Seht nicht so finster drein. Wir meinen's gut ... Wißt Ihr, wer da ist? Euer Freund Lebas, von der Armee — Theresens Verlobter —

**Robespierre.** Schon eingetroffen?

**Frau Duplay.** Eben als wir aufbrachen. Natürlich kam er mit. Er und Therese — verliebtes Volk — da sind sie.

(Lebas, Therese am Arm, tritt auf.)

**Robespierre.** Gute Neuigkeiten, Lebas?

**Lebas** (ihm die Hand schüttelnd.) Die beste find' ich hier. Der zweideutige Danton gestürzt —

**Robespierre.** Und du? Hast neulich zwei Generale verhaften lassen und nach Paris geschickt. Das war brav.

**Lebas.** Meine Gesundheit ist erschüttert; (zärtlich) Therese, sag' unserem Freunde Robespierre, daß Lebas auch andere Pflichten zu erfüllen hat —

**Robespierre.** Wir brauchen patriotische Kommissäre bei der Armee. — Nächstens kann ich vielleicht St. Just wieder entbehren. Dann ersetzt er dich —

(Lebas umarmt ihn freudig.)

**Robespierre.** Ihr habt ein Gedankengewebe in mir abgerissen — Laßt mich noch einige Augenblicke allein —

**Frau Duplay.** Nicht lange, Bürger Robespierre, nicht lange! (Ab mit den anderen.)

**Leonore** (ihnen folgend, hebt etwas vom Boden auf.) Ein Vögelchen!

**Robespierre** (zu ihr tretend). Was ist's?

**Leonore.** Ein kleines, kleines Vögelchen — noch gar nicht flügge — seht!

**Robespierre.** Aus dem Neste gefallen —

**Leonore.** Aus dem Neste?

**Robespierre.** Ja — da oben zwischen den Zweigen —

**Leonore.** Ach — meint Ihr, daß sich's weh' getan?

**Robespierre.** Laßt sehn —

**Leonore.** Wie hübsch! Kann man's nach Hause tragen? Pickt es aus der Hand?

**Robespierre.** Am wohlsten dürft' ihm in seinem Neste sein — bei der Mutter, die es atzt —

**Leonore.** Sitzt die im Nest?

**Robespierre.** Sie flattert da droben überm Wipfel ängstlich hin und her — seht Ihr?

**Leonore.** Ach, Bürger Robespierre, wenn man ihr das Kleine zurückgeben könnte —

**Robespierre.** Man klettert hinauf und legt es ihr ins Nest —

**Leonore.** Wenn ich das könnte!

**Robespierre.** Gebt! (Er steigt auf einen Felsblock, der hinter dem Baume steht, und legt den Vogel ins Nest.) Seht, wie die Mutter jetzt herunterkommt, und wie die kleinen Schreihälse alle zusammen die Mäuler aufsperren —

**Leonore** (lachend und in die Hände klatschend). Die kleinen Schreihälse — ha, ha, ha!

**Robespierre** (lacht ebenfalls).

**Leonore** (erschrocken). Ihr lacht, Bürger Robespierre? Über meine Albernheit? Verzeiht —

**Robespierre.** Närrchen! Was ist's, wenn ich lache?

**Leonore.** Ihr lacht ja nie —

**Robespierre.** Du siehst, ich tu's.

**Leonore.** Nicht über mich?

**Robespierre.** Wenn ich Lust hätte, ein Hohngelächter aufzuschlagen über Himmel und Erde — über dich, Kind, würd' ich nicht lachen —

**Leonore.** Jetzt hättet ihr beinahe wieder gelächelt —

**Robespierre.** Du strahlst ja ganz im Gesicht?

**Leonore.** Als ihr vorhin so freundlich den Fels bestiegt und das Vögelchen in das Nest zurücklegtet, da war mir's, als müßt ich einen Freudenschrei ausstoßen —

**Robespierre.** Ja, siehst du, Kind, 's ist heut ein wunderbarer Frühlingstag — (Er hebt den Blumenstrauß auf, der ihr entfallen, als sie den Vogel aufnahm.) Dein Blumenstrauß —

**Leonore.** Die schönsten Wald- und Frühlingsblumen — Tragt Ihr niemals einen Strauß vor der Brust?

**Robespierre.** Er steht nicht wohl zu meinem Gesicht, das immer trüb und düster blickt —

**Leonore.** Nicht immer!

**Robespierre.** Nicht immer? Sahst du mich anders?

**Leonore.** Ja. Als Ihr das erstemal in unser Haus kamt. Ich war ein Kind und saß im Winkel. Die Mutter stellte Euch die Geschwister vor. Dann wies sie auch auf mich und sagte: Ein blödes, totes, ungeschicktes Ding — Ihr schautet mich aber an mit Euren ernsten, tiefen Augen und stricht mir die Locken aus dem Gesicht und sagtet: „Nein, es ist ein liebes, sinnig=sanftes Kind — gedankenvolle Stirn" — Dabei hatte Euer Auge einen freundlichen Glanz, und Euer Mund lächelte ein wenig — nur einen Augenblick — es ging vorüber wie der Blitz —

**Robespierre.** Daher also stammt dein guter Wille für mich?

**Leonore.** Und mir gefiel's, daß Ihr so ernst hinlebtet und so still. Ich war auch immer gern in Gedanken. — Die Mutter schalt mich, wollte, ich sollte so lebhaft sein wie Therese — sollte eine Republikanerin, eine Patriotin sein, und was weiß ich. — Aber, wenn ich Euch ansah, dacht' ich: Bürger Robespierre ist ja auch still und schweigsam. — Wenn sie Grausiges von Euch erzählten, so dacht' ich: Ich kenne den Bürger Robespierre besser. — Ich sah Euch stets, wie ich Euch damals sah — ich hörte stets die Worte: „Ein liebes, sinnig=sanftes Kind" — ich dachte stets: Einst wird er wieder lächeln, — immer so lächeln, wie er gelächelt, als er die Locken mir aus der Stirne strich —

**Robespierre.** Und dann?

**Leonore.** Dann werd' ich auch lächeln, Bürger Robespierre! Den ganzen Tag! Und die Mutter darf mich nicht mehr tot und töricht schelten —

**Robespierre** (nach einer Pause). Leonore! Die Zeit wird kommen, wo die Kämpfer trinken aus dem Quell der Herzverjüngung. Auch Robespierre wird nach vollbrachtem Werk die staubigen Pfade seiner Mühen zurücklassen. Er wird seine Vergangenheit wie ein blutrotes Gewölk, das furchtbar sich in Blitzen entladen, am Horizont hinunterziehen sehen. Dann wird er sein Ruhezelt aufschlagen unter den grünen Bäumen von Montmorency. Er wird um sich blicken und sagen: Das Blut ist weggetrocknet von meinem Richterschwert, weggetrocknet die Millionen Tränen, welche die Walstatt meiner Kämpfe benetzten — alle Dämonen rings sind eingeschlummert. — — Ja, Kind, sie kommt, die Zeit — dann weicht der Würgengel

von uns allen, und zu Häupten unseres Pfühles steht der Friedensengel — derselbe Friedensengel, der jetzt aus deinen unschuldigen Kindesaugen nach dem alten Lächeln späht im Antlitz Robespierres! — (Er küßt sie flüchtig auf die Stirn.) Geh' zur Mutter, Leonore, geh' zur Mutter! (Ab in den Hintergrund.)

**Frau Duplay** (mit Therese und Lebas zurückkommend). Mädchen, wo bleibst du? Du störst den Bürger Robespierre!

**Robespierre** (wieder hervortretend). Die Elster stört, doch nicht die Nachtigall —

**Therese** (an Lebas' Arm). Auch wir haben eine Nachtigall belauscht — sie schmetterte so voll —

**Lebas.** Eine Amsel war's, mein Kind! Dort oben auf dem Baume sitzt sie noch — (Lebas und Therese gehen wieder in den Hintergrund, Leonore folgt ihnen.)

**Frau Duplay.** Lieber halt' ich ein Dutzend Grashüpfer auf der flachen Hand beisammen, als das junge Volk —

**Robespierre** (in die Kulissen blickend). Ein Gefährt —

**Frau Duplay.** In der Tat — ein junger Mann — ein älterer wird aus dem Wagen gehoben —

**St. Just** (tritt auf, zurückrufend). Vorwärts, Leute! Hierher! (Robespierre erblickend.) Überfall, Freund Robespierre! Überfall im Walde! Donner und Doria! Terrain für Couthon! Kein Moospfühl da herum?

**Couthon** (wird von zwei Landleuten, die ihn unter den Armen fassen, hereingetragen). Die Gerechtigkeit hinkt nach. Halte der Teufel Schritt mit diesem jungen Eisenfresser!

**Frau Duplay.** Dahier ist's bequem, Bürger Couthon! (Sie weist ihm einen bemoosten Steinsitz, wo er sich niederläßt.)

**Couthon.** Ah! — Bürgerin Duplay, wenn ich eine Stunde hier gesessen bin und diese köstliche Waldluft eingeatmet habe, so wag' ich heut noch ein Menuett mit Euch —

**Frau Duplay.** Das gebe Gott, Bürger Couthon! (Setzt sich zu ihm.)

**St. Just** (sich ebenfalls niederlassend). Nach getanem Werk ist Ruhe süß. (Zu Robespierre.) Wir haben die Mühen des Vormittags mit dir geteilt — nun teilen wir deine Rast im stillen Wald —

**Frau Duplay.** Ihr trefft hier mehr, als Ihr gehofft — (Auf Lebas und Therese weisend, die wieder hervortreten.)

**St. Just.** Freund Lebas? (Ihn umarmend.) Abschied genommen im Lagerstaub — jetzt Wiedersehen im Grünen?

**Lebas.** Gutes Vorzeichen!

**Couthon.** Willkommen, junges Blut! (Schütteln sich die Hände.)

**Robespierre** (in geschäftsmäßig-trockenem Tone beginnend). Es freut mich, die Vertrautesten meiner Freunde um mich zu sehen. Habe manches mit euch zu erwägen. Das Revolutionstribunal entspricht in seiner gegenwärtigen Einrichtung . . .

**Lebas** (der, mit Theresen in leisem Gespräch, die Worte Robespierres überhört hat). Weißt du noch, St. Just, wie wir zuweilen vom Lager aus den Berggipfel mit der Schloßruine bestiegen, dann vom Felsgrat niederschauten in die weite Fläche mit ihren Lagerzelten im Morgenglanz? — Da sprachen wir von Theresen —

**St. Just.** Und von Henriette, deiner liebenswürdigen Schwester —

**Couthon.** Seht einmal die Gelbschnäbel von Patrioten — schwatzen wie galante Kavaliere der guten alten Zeit —

**Lebas.** Was Galanterie und Liebe bedeuten, mögt Ihr freilich längst vergessen haben, Couthon!

**Couthon.** Du irrst, junger Freund! Wenn ich's vergessen wollte, so würden mich meine Beine daran erinnern.

**Lebas.** Eure Beine, was? Hat Euch die Liebe so übel mitgespielt?

**Couthon.** Sie hat mich von unten auf gerädert! Aber gar nicht so, wie Ihr etwa Euch's vorstellt —

**Lebas.** Erzählt!

**Frau Duplay.** Ja erzählt, Bürger Couthon!

**Couthon.** Nun, Ihr dürft's hören, Bürgerin Duplay! — Ich war ein Springinsfeld, wie Lebas, liebte ein holdes Kind wie er, mußte mich aber des Nachts zu ihr schleichen — auf Stundenweite — in ein einsames Schloß. — Einmal ertappten mich feindliche Späher — durchs Fenster mußt' ich entspringen — heißa, weiter ging's auf ungebahntem Weg — die Verfolger hinter mir — ich geriet in einen Sumpf — immer tiefer — tiefer — kein Ende — blieb stecken zuletzt — wie ein gerammter Pfahl stak ich fest — am Morgen zogen mitleidige Hände mich heraus — Frost und Feuchtigkeit hatten sich mir in die Beine geschlagen — ich war ein lahmer Vulkan geworden, der der schönen Venus nimmer gefiel. — Was tut's? — Sag', Robespierre, bin ich nicht trotz meiner lahmen Beine immer keck mit dir vorwärts gegangen?

**Robespierre** (ihm die Hand drückend). Das bist du. — Nun aber hört mich, wackere Freunde! Das Revolutionstribunal —

**Couthon.** Still, Robespierre, bring' in diesem Augenblick keine neuen Schreckensmaßregeln in Vorschlag. Du dringst nicht durch. Die Meisen und Grasmücken auf den Bäumen werden dich auspfeifen.

**Robespierre.** Die Meisen und Grasmücken von Montmorency kennen mich besser.

**Couthon.** Ein aristokratischer Kuckuck nennt dich blutdürstig —

**Robespierre.** Blutdürstig? Ich kann kein Blut sehen. Als ich noch Knabe war und dabei stand, als sie meinem Vater die Ader schlugen, da wurd' ich bleich und fiel ohnmächtig auf den Estrich hin —

**Lebas.** Mir steigt das Blut zu Gesicht, wenn ich den verehrtesten Mann grausam schelten höre —

**Robespierre** (nach einer Pause). Guter Lebas! Wenn du einen Menschen bemerkst, der übermütig und herzlos ein Tier mißhandelt, sag' mir, von welcher Art ist deine Empfindung? Wärst du nicht, wenn du das lange mit ansehen mußt, imstande, dem Wicht dein Eisen in den Leib zu stoßen? Ist das Grausamkeit? Nein — Mitleid ist's. — — — Ich kannte einen Knaben, der hatte eine Lieblingskatze. Als sie aber seiner Lieblingstaube die Brust aufriß, erwürgte er sie. Er war ein wunderlicher, nachdenklicher Gesell, dieser Knabe. Er sah heranwachsend viele Beispiele von Ungerechtigkeit, von Unterdrückung, wurde zuletzt ganz trübsinnig, finster, verschlossen, krank von heimlichem Groll. Als Jüngling kam er zu Rousseau. Da hört' er die Worte „Freiheit — Gleichheit der Menschen — Wiedereinlenken des entarteten Lebens in die Bahnen der Natur" — Worte waren's, Namen nur für einiges von dem, was seine grübelnde Seele durchgärte — aber sie wiesen ihm fürs nächste die Richtung. Als er abends aus jener Hütte von Rousseau gegangen, irrte er die ganze Nacht fiebernd, wie gehetzt, im Walde umher. Am Morgen schnitt er in einen Baum die Devise: „Mit allen Mitteln!" — Die Revolution kam — er war nicht zum Redner geboren — aber er wollte reden. Er zwang seine widerstrebende Natur. Er trotzte dem Spott, dem Gelächter, das ihn anfangs empfing, so oft er hervortrat. — Gegenwärtig herrscht Totenernst und Grabesstille, wenn er spricht! — Du kennst ihn, guter Lebas — sie nennen ihn Robespierre, den Unbestechlichen. — Sie nennen ihn auch den Unerbittlichen — aber nicht er ist unerbittlich — die Idee ist's. Sie nennen ihn gehässig, neidisch. Sie nennen ihn Heuchler. Aber es ist die Idee in ihm, die haßt, die Idee ist's, die neidet in ihm, und wenn er heuchelte, so wär's die Idee in ihm, die heuchelt. — Noch immer ist der

Schrecken nicht stark genug. Die Reaktion schleicht im Finstern, läßt nicht ab ... Kann etwas zu stark sein, das noch immer zu schwach wirkt?

**St. Just.** Wozu die Reflexionen? Wir schicken unsere Feinde aufs Schafott, denn wenn wir's nicht täten, so schickten sie uns dahin. Der Kampf der Parteien im Konvent ist längst ein Duell, ein Kampf auf Tod und Leben geworden. Alle Geister schäumen und rasen.

**Lebas.** Wir kämpfen einen Riesenkampf mit dem Ausland. Da gilt es freilich, im Innern kurzen Prozeß zu machen.

**Couthon.** Ja, mit sanften Mittelchen reichen wir nicht aus. Man kann einen Stein nicht mit einem Fuchsschwanz meißeln.

**Frau Duplay.** Ach Gott — man guillotiniert — guillotiniert —

**Couthon.** Wer guillotiniert, gute Bürgerin Duplay? Der Konvent? Der Wohlfahrtsausschuß? Das Revolutionstribunal? Wir? Robespierre? — Keiner, gute Bürgerin Duplay! Das geht von selbst, wie eine Uhr, nachdem sie einmal aufgezogen worden. — Der Mensch gewöhnt sich an alles, gute Bürgerin Duplay! (Es erklingt plötzlich eine heitere Musik aus dem Walde von der Seite her.)

**Leonore** (welche sich, Blumen pflückend, entfernt hatte, eilt herbei). Hochzeiter! Hochzeiter!

**Robespierre.** Das greise Ehepaar Miraud, das mich zuweilen hier bewirtet und seine goldene Hochzeit feiert — (Der Zug kommt aus dem Walde, die Musik verstummt. Robespierre tritt dem greisen Paar entgegen.)

**Der Greis.** Alte, da sieh, Herr Robespierre!

**Robespierre.** Glück auf zum goldnen Tag, mein trefflich Paar!

**Die Greisin.** Ihr habt es immer gut mit uns gemeint und spracht in unserer Hütte freundlich ein und nahmt vorlieb —

**Ein jüngerer Mann aus dem Geleite.** Herr — Bürger Robespierre? Der große Mann? Werft eure Mützen in die Luft, ihr Leute! Ach, Herr Bürger Robespierre, wir sind unverständiges Volk, wir wissen nicht zu reden — Hört doch, Leute, der größte Mann aus Paris ist unter uns —

**Die alte „Sibylle von Montmorency"** (sich vordrängend). Ei, wer ist da? Was macht ihr denn für Lärm? Wie heißt der Mann?

**Landmann.** Der Bürger Volksvertreter Robespierre —

**Sibylle.** Kenn' ihn nicht.

**Landmann.** Kommt aus Paris —

**Sibylle.** So? so? Was will er denn?

Kommt er vielleicht wie vordem Herr Rousseau?
Der sagte, als er lang' bei uns gelebt:
Nun endlich, dünkt mich, bin ich klug geworden
Und gehe hin und lehre die Pariser,
Was ich gelernt im Wald von Montmorency!
Kommt Ihr auch, lieber Herr, um was zu lernen hier bei uns?

**Der Greis** (ängstlich). Ach Gott, Herr Robespierre, vergebt der Alten —

**Die Sibylle** (zieht Robespierre beiseite).

Hört, lieber Herr, ist's wahr, daß in Paris
Ihr kürzlich habt den Herrgott abgeschafft?
Ei, habt Ihr auch den Teufel abgeschafft?
Was? Oder sitzt Euch der noch im Genick?
Hi, hi, hi!

**Die Landleute.** Vergebt, Herr, sie ist toll —

**Robespierre.** Gute Frau, die Welt schreitet weiter und weiter — sie fällt, sie steigt —

**Sibylle.** Hi, hi, du lieber Gott, sie steigt, sie fällt —
Wie denn? Wie eine Blase, gelt, mein Sohn?
Wie eine leere Seifenblase — hui!

(Mit einer Mundbewegung, mit welcher man eine Seifenblase forttreibt.)

Da fliegt sie hin — da seht — fliegt in der Luft —
So weiter, immer weiter — doch wohin?
Ist nirgends stet, hat nirgends einen Ort —
Sie steigt — hui, hui! — sie fällt — hihi! hihi —
Nun, nehmt's nicht übel, Herr, ich mein's nicht schlecht,
Ich will ein Vaterunser für Euch beten.

**Das greise Paar** (ängstlich). Ach Gott, Herr Robespierre —

**Robespierre.** Habt keine Sorge! — Ich grüß' Euch noch vor Abend.

**Stimmen.** Musik! (Die Musikanten spielen, der Zug geht weiter. Hinter der Szene verstummt die Musik).

**St. Just** (zu Robespierre). Da hast du's. — Altweibergeschwätz!

**Robespierre** (nachdenklich).

Weh' dem, der spekuliert auf Welterneurung
Und rechnet nicht mit alter Weiber Wort! —

(Duplay tritt auf.)

**St. Just.** Bürger Duplay, Ihr bringt — ?

**Duplay.** Abgetan. In den Sack geniest — alle der Reihe nach. In bester Ordnung und Disziplin.

**Lebas.** Hingerichtet, die Dantonisten? Ich hörte doch, erst morgen —

**St. Just.** So sagte man dem Volke — du begreifst —

**Lebas.** Wie stieg der gewaltige Danton aufs Schafott?

**Duplay.** Wie ein Komödienspieler. (Parodierend.) „Büttel, zeige meinen Kopf dem Volke, wenn er gefallen — er ist's wert" —

**Lebas.** Und auf dem Weg?

**Duplay.** Camille greinte, lamentierte, sprach zum Volke, gestikulierte, daß ihm das Gewand platzte und die nackte, magere Brust aus den Fetzen hervorguckte —

**St. Just.** Und Danton?

**Duplay.** Merkwürdiges Schauspiel, den auf dem Karren zu sehen —

**St. Just.** Das Volk?

**Duplay.** Lachte.

**St. Just** (sich abwendend). Canaille . . . So sind sie.

**Duplay.** Seht ihr diesen schweren Knotenstock? Neben mir standen einige hundert Gleichgesinnte. Hätte sich ein Dantonistenknecht gerührt, es wär' ihm übel bekommen; noch schlimmer als der Dantonistenmetze Lambertine aus Mericourt, welcher die „Blaustrümpfe Robespierres" im Garten der Tuilerien die Kleider vom Leibe rissen und die ganze Haut zerkratzten. Sie ist jetzt wahnsinnig und hält sich für die Königin von Frankreich — (Robespierre, der alles schweigend mit angehört, verliert sich in den Hintergrund).

**Lebas.** Robespierre hat sich zurückgezogen. Ich begreife nun auch, warum er nach Montmorency ging und nicht zu Hause sein wollte, als die Karren an seinem Fenster vorüberzogen.

**St. Just.** Die Schlange hat die Schlange aufgezehrt, Couthon —

**Couthon.** Sie hat ihr wenigstens den Kopf abgebissen. Der Schweif dürfte noch eine Weile sich regen —

**St. Just.** Allerdings, Danton ist tot, aber der Dantonismus zuckt in Frankreichs Gliedern. Noch ist der Kampf nicht zu Ende!

**Lebas.** Danton also tot — der Löwe der Revolution —

**Couthon.** Ja, wenn der Republik mit Brüllen geholfen gewesen wäre, so wäre er der bessere Mann gewesen, und Robespierre der schlechtere.

**Lebas.** Es gab Leute, die ihn dafür nahmen.

**Couthon** (drastisch parodierend). Ja, siehst du, trefflicher Lebas, breite Schultern und pralle Waden mußt du haben und einen kräftigen Baß, und ein jovialer Bursche mußt du sein, ein Prahler,

und womöglich auch ein Taugenichts, dann imponierst du den Leuten, dann nennen sie dich einen Titanen und ein Genie, und weiß Gott was alles. Aber einen Robespierre verkennt das Alltagspack.

**St. Just.** Mirabeau nicht! Der sagte gleich von Robespierre: Der Mann überholt uns alle, denn er hat eine feste, ehrliche Überzeugung.

**Lebas.** Sie nennen ihn ehrgeizig — er ist's zu wenig. Ohne die Diktatur wird's auf die Dauer nicht gehen —

**Couthon.** So ist's. Wohlfahrtsausschuß und Konvent werden täglich zerfahrener! Sind zu Ende mit ihrer Majoritätenweisheit! Er will aber nicht zugreifen —

**St. Just.** Er hatte immer seine eigenen Gedanken darüber. — Jetzt aber wird er doch offen hervortreten müssen als das, was er wird durch Dantons Fall — Frankreichs Diktator!

**Duplay.** Heißa! Bürger Robespierre Frankreichs Diktator! Wir Bürger und Sansculotten sagen das auch! Paris weiß, daß keiner es besser meint mit dem Volke! Er muß die ganze Gewalt in seine Hände bekommen, muß Herr sein und alle Feinde des Volkes und der Republik vernichten —

**Couthon.** Mit einem Wort, Bürger Duplay, wenn Robespierre König würde, so wäret Ihr auf einmal wieder ein guter Royalist —

**Duplay.** Und alle Sansculotten mit mir! (Robespierre erscheint wieder im Vordergrunde.)

**St. Just** (mit einem Blick auf Robespierre, zu Frau Duplay). Gute Bürgerin Duplay, laßt uns einen Augenblick allein — allein mit Robespierre.

**Frau Duplay.** Ich verstehe, Bürger St. Just, ich verstehe. (Zu den Ihrigen.) Kommt! (Im Abgehen.) O Mutter Gottes, sie stecken wieder die Köpfe zusammen. (Frau Duplay mit den übrigen, bis auf Couthon und St. Just, verlieren sich seitwärts in den Wald. Mittlerweile ist auch Robespierre, zwischen den Bäumen auf- und niederwandelnd, wieder im Hintergrund verschwunden.)

**St. Just.** Couthon, ich werde Robespierres Diktatur im Konvent beantragen. Es ist Zeit. Die Umstände gestatten keinen längeren Aufschub.

**Couthon.** Füg' eine Proskriptionsliste hinzu. Der Konvent muß vorher gesäubert werden — gesäubert —

**St. Just.** Erst muß ich freilich wissen, ob er —

**Couthon.** Possen! Tu's, junger Freund, und sei überzeugt, daß du im Sinne seiner geheimsten Gedanken handelst.

**St. Just** (ein Notiztäfelchen aus seiner Brust ziehend). Tallien muß obenan stehen.

**Couthon.** Brav, mein Sohn! Die Canaille! Der glatte Geck! Die schönfarbige, schleichende Giftschlange! —

**St. Just.** Dann aber sogleich —

**Couthon.** Der heisere, heulende Wolf Collot d'Herbois! — Und dann Bourdon —

**St. Just.** Bourdon — und dann Vadier — (notiert die Namen).

**Couthon.** Brav, mein süßer Junge. Hole der Teufel nur die vielen Umschweife, die vielen Umschweife. — Ein Volksaufstand in den Straßen, zugunsten der Diktatur —

**St. Just** (nach rückwärts deutend). Du weißt, er ist *Pedant* —

**Robespierre** (der inzwischen wieder unbemerkt nach vorn gekommen und die beiden beobachtet hat, bei den letzten Worten St. Justs aufzuckend). Die aufrichtigsten, ergebensten meiner Freunde. — Es täte mir leid, wenn ich, *nur halb verstanden*, in die Notwendigkeit versetzt würde, *auch* sie den Weg Heberts und Dantons gehen zu lassen — — (Couthon und St. Just bemerken ihn, er tritt zu ihnen).

**St. Just** (ihm entgegen). Robespierre, Entschlüsse müssen gefaßt werden! Eine neue Epoche beginnt mit dem heutigen Tage!

**Robespierre.** So ist's. (Immer ruhig, aber scharf akzentuierend.) Für das Volk muß mehr geschehen. Die große Frage des Besitzes muß gelöst werden. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind bisher schöne *Worte* geblieben. Man hat nicht Ernst damit gemacht. Es muß Ernst gemacht werden. Ich will die Franzosen lehren — und sollt' ich es mit blutigem Fallbeil noch in tausend Herzen schreiben müssen — was eine Republik ist. Es soll ihnen die Lust benommen werden, in rasch aufloderndem Enthusiasmus mit großen Ideen zu *prahlen* und zu *spielen*. Es soll nicht heißen, daß wir neue, große Gedanken wie Feuerbrände in die Welt schleudern, für deren Verwirklichung wir selbst, auf eigenem Boden, zu oberflächlich, zu wankelmütig, zu flatterhaft sind; es soll nicht heißen, daß wir Franzosen die politischen Moden erfinden, aber auch die ersten sind, die sie wieder ablegen, wenn der Mond um ist. — Wir sind Riesen im Anlauf, Zwerge in der Ausdauer und in der Konsequenz; ich will unsere Nation Beharrlichkeit und Tiefe lehren — (mit einem Blick auf St. Just) ich bin *Pedant* —

**Couthon.** Sehr gut! — Komm jetzt aufs Besondere, Greifbare, Robespierre!

**Robespierre.** Das Revolutionstribunal muß anders zusammengesetzt werden.

**Couthon** (lächelnd). Setz Duplay hinein —

**Robespierre** (ernst). Das tu ich. Das Gericht muß Werkzeug sein — blindes Werkzeug der einen, alles lenkenden Idee —

**Couthon.** Nun weiter — weiter!

**Robespierre.** Das Fest der Vernunft war ein Ärgernis. Nicht in seiner Idee, aber in seiner Ausführung und in seinen Konsequenzen. Das Volk ist von diesen Orgien auch mehr und mehr wieder zurückgekommen. Stellen wir jenem Fest ein anderes, würdigeres gegenüber. Der Mensch muß ein Höheres, ein Göttliches anerkennen, ob in sich, über sich, gleichviel. Ohne den Blick auf ein solches fällt er vornüber und läuft auf Vieren. — Geben wir dem Volke wieder einen Gott —

**St. Just.** Nenn's aber nicht Gott — es klingt pfäffisch — gib ihnen mindestens einen neuen, nicht den alten Katechismusgott —

**Couthon.** Ich für meine Person möchte gerade den alten — den mit Händen und Füßen, der sich rührt und hilft und dreinschlägt, je nach Bedürfnis — und ich weiß, ich habe dabei die Sibylle von Montmorency auf meiner Seite.

**Robespierre.** Wir nennen's das höchste Wesen. Habe ein jeder an ihm, was er begreift. Diesem höchsten Wesen veranstalten wir ein würdig Fest, einleitend die neue Epoche, in welcher die Roheit der Hebertisten, das Genußtreiben der Dantonisten überwunden ist, und der republikanische Gedanke hervortritt in seiner Reinheit. — Zuletzt beantrag' ich, daß Rousseaus Gebeine mit Pomp ins Pantheon gebracht werden. Man hat den frivolen Schwätzer Voltaire dahin gebracht. Nun aber ist die Zeit des ernsten Rousseau gekommen. — Ich bin zu Ende.

**St. Just.** Nichts weiter, Robespierre? — Was nützen große Ideen ohne Einheitlichkeit und Präzision der Ausführung? Das Beste muß doch immer durch einen geschehen. Unsere Kollegen im Wohlfahrtsausschuß, der geschmeidige Barère, der wilde Collot d'Herbois, das sind Leute, die gewohnheitsmäßig fortdekretieren und fortköpfen, aber hol' mich der Geier, wenn sie die geringste Vorstellung im Kopfe haben von dem, was nun weiter geschehen, wie die Republik eine feste Gestalt gewinnen soll. — Dabei plagt sie

heimlicher Neid auf deine Größe, deine Macht im Volk. Im Konvent ist's ebenso. Fort mit diesen hohlen Köpfen — fort mit dieser Spreu von der Tenne!

**Robespierre** (schweigt).

**Couthon.** Denk' an Cromwell, Robespierre — der, als es not tat, die Schwätzer aus dem Parlament jagte, die Tür sperrte und die Schlüssel in seine Tasche steckte. Hast du keine Lust?

**Robespierre** (schweigt).

**Couthon.** Nun, wie dir's beliebt. — Es fröstelt abendlich. Ein Sausen in den Bäumen . . . Brechen wir auf. Hallo, Bürgerin Duplay! (Die Familie Duplay und Lebas treten wieder auf.) Wir brechen auf, Bürgerin Duplay!

**Frau Duplay.** Das ist mir lieb. Es beginnt schon unheimlich zu werden hier im tiefen Wald. Wißt Ihr, Bürger Couthon, daß es nicht geheuer ist im Wald von Montmorency?

**Couthon.** Sehr möglich —

**Frau Duplay** (beängstigt). Soeben hat ein ländliches Weib mir erzählt, daß sich hier ein Wahnsinniger umhertreibt — zumal des Nachts — und wißt Ihr, wer es ist? Der Mann, der die Marseillaise gedichtet!

**Couthon.** Der Autor der Marseillaise? Wir haben ihn seit geraumer Zeit auf der Liste der Reaktionäre —

**Frau Duplay.** Er ist wahnsinnig geworden — die Wirkung seines wilden revolutionären Liedes in ganz Frankreich hat ihm den Verstand geraubt. — Ach Gott, wenn ich einem solchen Wahnsinnigen mit fliegendem Haar im Walde begegnete, ich wäre des Todes!

**Couthon.** Habt keine Furcht, Bürgerin Duplay. Wir brechen alle zusammen auf. (Duplay und Lebas heben ihn auf, um ihn hinwegzuführen. Im Abgehen.) Bürgerin Duplay, mit dem Menuett ist's heute doch nichts! (Ab.)

**St. Just** (im Abgehen). Robespierre, ich emanzipiere mich. Ich wiederhole dir, daß ich die Diktatur und eine Proskriptionsliste beantrage. In aller Form Rechtens — ich bleibe auf gesetzlichem Wege — (folgt den anderen).

**Leonore** (aus dem Hintergrunde kommend, um sich den übrigen anzuschließen, findet an der leergewordenen Stelle ihren von Robespierre im Eifer des Gesprächs zerpflückten und zuletzt auf den Boden gefallenen Blumenstrauß. Sie hebt ihn auf und betrachtet ihn traurig. Robespierre nähert sich ihr).

Ach, Bürger Robespierre,
Ihr habt den Strauß zerpflückt und weggeworfen —

Ach, alles ist zerzaust, zerknüllt, zertreten,
Bis auf das Zarte da, das rötlich blüht —

**Robespierre.** Gebt! — in der Tat, nur noch das Heidekraut —
(Leonorens Hand fassend, mit Nachdruck)
Dies aber will ich tragen vor der Brust
An Frankreichs höchstem Fest! — Geh', gutes Kind!

(Leonore ab. Es ist inzwischen merklich dunkel geworden.)

**Robespierre** (allein in Gedanken). Gewiß, St. Just; dein Verfahren ist legitim — Beantragt und beschließt, was euch gefällt. — Ihr wollt mich zum Diktator machen? Ich bin es — — (er will sich langsam entfernen.)

**Eine seltsame, verhüllte Gestalt** (aus dem Gebüsch tretend). Steh', Robespierre! steh', Robespierre! steh', Robespierre!

**Robespierre** (sich umwendend, während der Fremde seine Hand erfaßt).
Mensch, deine Faust ist eisern, und so kalt
Wie aus dem Grab —

**Die Gestalt.** Die deine raucht von Blut —
Hu, hu, von Blut — (schleudert Robespierres Hand mit Abscheu von sich).

**Robespierre.** Wer bist du?

**Die Gestalt.** Bin die Seele
Des Bluts, das klebt und raucht an deiner Hand —
Ich bin dein bös' Gewissen, bin die Reu',
Bin Dantons Geist —

**Robespierre** (sich zum Abgehen wendend).
Wahnwitzig Menschenkind!

**Die Gestalt.**
Steh', Robespierre! steh', Robespierre! steh', Robespierre! —
Nicht weiter, Robespierre, auf deinem Pfad!
Er führt in Nacht, in Gründe voll des Grauns
Und des Entsetzens vor dir selbst —

**Robespierre.** Zurück!

**Die Gestalt.** Halt ein! Zu schlüpfrig ist von Menschenblut
Der Gipfel, wo du stehst! —

**Robespierre.** Zurück! Zurück!

**Die Gestalt.** Ich bin der Geist Dantons, ich bin die Reu',
Dein bös' Gewissen bin ich —

**Robespierre.** Dantons Geist?
Hör', Geist Dantons! schlecht kennst du Robespierre,
Wenn du vermeinst, daß ihn bedrängt die Reu'
Um Dantons Mord. — Hör': was mich einzig quält,

Ist der Gedanke, daß mir's nicht vergönnt,
In ew'ges Todesdunkel mit Danton
Hinabzusenden alles, was ihm gleicht —
Die ganze Welt der Halbheit und der Schwäche,
Die mich umschwirrt — die ganze Welt der Schlaffheit,
Unfähig, festzuhalten einen großen
Gedanken — fest und streng und folgerichtig
Hinauszuführen ihn ans letzte Ziel —
Die Maulwurfsweisheit — die kurzatmige
Begeist'rung, die, gleich Zuckungen der Ohnmacht,
Erlischt im Anlauf, und die schlimmer ist
Als Ruh' von Anbeginn — die Eitelkeit,
Die träg' sich streckt aufs Lotterbett des Ruhmes —
Das schnöde Histrionen-Heldentum,
Das sich in großen Rollen bläht, verpicht
Nur auf ein Händeklatschen — die blasierte
Genußgier des Geschlechts — das alles, hör',
Du Geist Dantons, hätt' ich gesandt so gern
Hinunter mit Danton in ew'ge Nacht — —
Stückweis' ihm folgen soll's! Bekämpfen werd' ich's
Mit allen Mitteln — allen — ich will Frankreichs
Zuchtmeister sein, bis es entwuchs der Rute,
Bis der Franzose, knabenhaft gezüchtigt,
Gelernt hat — Mann zu sein. Ich will im Namen
Der Freiheit schwingen die Tyrannengeißel
Solang', bis unverrückt auf ehernen
Grundfesten steht die Republik. Fahr' wohl,
Du Geist Dantons, und merke, was ich sprach!

(Wendet sich zum Abgehen.)

**Die Gestalt.**

Steh', Robespierre! steh', Robespierre! steh', Robespierre!
Zum letzten Mal: nicht weiter, Robespierre!
Halt ein auf deiner Bahn —

**Robespierre.** Ich werde gehn
Die Bahnen, die ich ging, unwandelbar!

**Die Gestalt** (plötzlich einen Dolch zückend). Das wirst du nicht! Du stirbst! (Will ihm den Dolch in die Brust stoßen. Der Dolch prallt ab an Robespierres durch ein verborgenes Panzerhemd geschützter Brust. Die Spitze desselben fällt gebrochen zu Boden. Robespierre zieht ein Pistol hervor und drückt es auf den Unbekannten ab. Dieser taumelt zurück und verschwindet im Gesträuch.)

**Robespierre.** Wo bist du, Wicht? Verschwunden in die Erde?
Entwischt gleich einem Dieb? Bist du ein Wesen
Von Fleisch und Blut? Bist du ein Nachtgespenst?
Gleichviel, gleichviel, du siehst, ich triumphiere!
Du siehst, dein Stahl ist abgeprallt an mir,
Und du, du taumelst ächzend von mir weg,
Und dich verschlingt die Nacht. Frankreich vernimm's!
Vernimm's, o Republik! Dein Schicksal hat
Entschieden dieser Tag . . .

**St. Just** (zurückkehrend). Komm, Robespierre! Was säumst du? Es dunkelt. Fort! Fort! — Mir war's, als wär' da eben ein Unbekannter blutend mir entgegengetaumelt im Gesträuch. — Was war es? Sahst du nichts?

**Robespierre** (schweigt).

**St. Just.** Er war wie einer, welcher abgeschlossen
Die Rechnung mit dem Leben — einer, der
In einem blutig-wütigen Duell
Den Kürzeren zog und, tödlich tief getroffen,
Hintaumelt in die Nacht —

**Robespierre.** Der Geist Dantons!

(Der Vorhang fällt.)

---

# Vierter Aufzug.

## Erste Szene.

(Das Marsfeld. In der Mitte ein künstlicher, terrassenförmig abgestufter Hügel, auf seiner Spitze ein grüner Baum, unmittelbar hinter ihm zwei allegorische Figuren, die Gottlosigkeit und die Eigensucht vorstellend. Volksgewoge. Namentlich viele Bürgersleute festlich geputzt, Frauen und Kinder, den Hügel betrachtend.)

**Ein Knabe.** Was ist denn das dort, Vater, für ein Berg?

**Bürger.** Bube, bist du's denn wert, daß man dich bei deiner Geburt gut republikanisch Cincinnatus geheißen, wie einen alten Römer, wenn du nicht merkst, daß dieser Hügel den „Berg" im Konvent vorstellt, das heißt, was man so die Freisinnigen nennt, die auf den höchsten Bänken sitzen —

**Knabe.** Und der Baum?

**Bürger.** Ein Freiheitsbaum — weißt du? — wie man dergleichen jetzt überall in Frankreich aufpflanzt.

**Knabe.** Und die beiden häßlichen Figuren dahinter?

**Bürger.** Nun wart' einmal — kannst du nicht lesen, Bursche? Was steht da auf dem Sockel?

**Knabe.** „Ei — Ei — Ei —"

**Bürger.** Nun? „Eigensucht", und dort: „Gottlosigkeit". Siehst du, diese beiden Figuren verbrennt Robespierre, wenn er da hinaufsteigt und das höchste Wesen proklamiert.

**Knabe.** Es ist nicht schad' um sie, sie sind sehr häßlich. — Was ist denn das höchste Wesen, Vater?

**Bürger.** Schweig' jetzt, Bube. Warte nur; Robespierre wird das alles schon erklären —

**Eine Frau** (zur andern). Auch da, Gevatterin?

**Die andere.** Ach Gott, ja! Das ist heute etwas fürs Gemüt!

**Die Frau.** Ach, Robespierre denkt an alle. Vorige Woche ließ er die Armen versorgen, die kein Brot hatten —

**Ein Freigeist** (der lächelnd zugehört, zum Nachbar). Und für die Armen im Geiste sorgt er heut'. (Gehen vorüber.)

(Die aus dem ersten Aufzuge bekannten beiden Royalisten treten hervor.)

**Erster Royalist.** Er scheint denn doch ein wenig nach unserer Seite hin einzulenken.

**Zweiter Royalist.** Im Konvent und im Wohlfahrtsausschuß herrscht eine wunderliche Verblüffung.

**Erster Royalist.** Ja. Die Gemäßigten sind ihm gram wegen seines Terrorismus, die Terroristen wegen seiner reaktionären „Schrullen", wie sie's nennen.

**Zweiter Royalist.** Und der verliebte Tallien agitiert im Auftrage seiner schönen Gräfin Cabarrus aus Leibeskräften gegen ihn.

**Erster Royalist.** Können alle zusammen die Faust nur im Sacke ballen. Er ist nun einmal der Abgott des Volkes —

**Zweiter Royalist.** Gibt es doch sogar schon im aristokratischen Lager Schwärmer für ihn —

**Erster Royalist.** Und Schwärmerinnen —

**Zweiter Royalist.** Wie die Marquise von St. Amaranthe — Wir sehen uns heute bei ihr? (Gehen vorüber.)

**Ein Sansculotte** (zu seinem Nachbar). Heute wimmelt's von Bourgeois und Aristokraten —

**Zweiter Sansculotte.** Es ist auch ein Fest für die.

**Erster Sansculotte.** Und für die Weiber.

**Zweiter Sansculotte.** Ja, die flennen vor Freude, daß sie nun wieder einen Gott haben sollen. Wenn die Weiber nicht beten dürfen und die Augen verdrehen, und dann und wann etwas weniges zerknirscht sein, so schmeckt ihnen die Sünde nicht mehr. Was hältst denn du von Gott, Jacques?

**Erster Sansculotte.** Kenn' ich nicht. Aber Robespierre kenn' ich. Und wer heute nicht so laut wie jemals brüllt: „Es lebe Robespierre!" den schlag' ich zu Boden als einen Feind der Republik.

**Zweiter Sansculotte.** Ja, wenn es ein anderer wäre, der solchen Firlefanz macht, so möchte ich wohl fragen: he, wie ist's gemeint? Aber dem Robespierre muß unsereiner kleine Wunderlichkeiten nachsehen.

**Der Stelzfuß** (zu dem aus dem ersten Akte bekannten Sansculotten, im Gespräche nach vorn kommend). Bruder, was soll's denn eigentlich mit diesem Fest des höchsten Wesens? Mir will's nicht eben sonderlich gefallen —

**Sansculotte.** Tropf! das „höchste Wesen", das ist ja er — verstehst du? — er selbst! Und was er da feiert, das ist sein Regierungsantritt — seine Thronbesteigung — begreifst du? (Gehen vorüber.)

**Bürger** (zum andern). Ein prächtiger Tag heute! Dieser blaue Himmel —

**Zweiter Bürger.** Der schönste Frühlingstag! Sie zögern lang'. Es ist spät —

**Erster Bürger.** Mittag vorüber. Vom Konventspalast sind sie schon aufgebrochen. Habe selbst den Zug gesehn und bin ihm vorausgeeilt —

**Zweiter Bürger.** Du lieber Himmel — gewiß ein Prachtaufzug?

**Erster Bürger.** Die Deputierten alle hochfestlich angetan. Und Robespierre! Wie man vordem zur Trauung in die Kirche ging — sag' ich euch. Und er immer den andern ein wenig voraus — so stolz, wißt ihr, als ob er im Triumph aufgeführt würde — und dann und wann sah er sich ein wenig um, ob der Zwischenraum, der ihn von den andern trennte, ja groß genug sei. Tallien lächelte immer und blinzelte seinen Nachbarn zu. (Trommelwirbel, Musik, Kanonensalven — Bewegung im Volke.)

## Zweite Szene.

(Der Festzug kommt heran. Henriot mit einer Abteilung der Nationalgarde. Kinder, dann festlich geschmückte Jungfrauen mit dreifarbigen Schärpen, Blumenkörbchen tragend. Große Fahnen und andere Embleme der Republik. Die Mitglieder des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses, alle festlich angetan, in Röcken von dunkelblauer Farbe mit rotem Futter und roten Aufschlägen, die Hüte mit Eichenlaub geschmückt, Sträuße von Blumen oder von Ähren in der Hand. Den übrigen etwas voran Robespierre, in Gang und Miene gehobene Stimmung verratend, einen großen Blumenstrauß in der Hand, im Knopfloch vor der Brust das Heidekraut; sorgfältig gepudert und frisiert. Lebhafter Zuruf empfängt ihn. Die Musik verstummt. Er steigt den Hügel empor. Die Mehrzahl der Konventsmitglieder gruppiert sich um den Abhang und den Fuß des Hügels.)

**Tallien** (hält einige seiner Kollegen zurück, darunter Barère und Collot d'Herbois). Wollt ihr euch als Arabesken am Postament verwenden lassen? Bleibt!

**Barère.** Still, Tallien! Sein Blick fiel wiederholt auf dich!

**Collot.** Dieser Berg hat in der Tat einen schmalen Gipfel. Nur ein einziger hat oben Platz! —

(Lautlose Stille im Volk. Pause.)

**Robespierre** (feierlich, langsam und ausdrucksvoll beginnend). Bürger der Republik! — Was ist Gott! (Pause.) Weise der Vorwelt sagten, er ist die Luft — andere: er ist das Feuer — andere: er ist das Wasser — andere: er ist die Erde. Sie haben bald eine strahlende Kugel am Himmel, bald einen behauenen Stein und zuletzt einen Menschen aus ihm gemacht — einen allmächtigen, allwissenden Menschen — einen König — einen König des Himmels und der Erde. — — Bürger der Republik! Was ist Gott? — Ich sage, er ist mehr: — Er ist der Zorn im Busen des Unterdrückten! — Er ist der Gewissensbiß im Busen des Unterdrückers! — Er ist das heilige Feuer im Herzen des Patrioten! Er ist der Todesmut im Herzen des Vaterlandsverteidigers! Er ist die Ausdauer — er ist die welt- und selbstvergessene Hingebung — er ist die Selbstaufopferung in der Seele des Mannes, der eine innere Stimme vernommen, des Mannes, der eine Mission auf Erden zu erfüllen hat! Er ist der reine Glanz auf der Stirne des Gerechten! Er ist die Scham auf der Wange der Schönheit! Er ist die Zärtlichkeit im Busen der Mutter! — Hebert und Chaumette sagten euch: er ist die Vernunft. Ich sage euch: er ist die Freiheit — er ist die Tugend — er ist die Liebe — er ist der Schrecken! — Sein Tempel aber ist die Natur — sein Kult das Leben nach

der Natur in Einfalt und Sittenstrenge, in wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! —

Das ist Gott! —

Volk von Frankreich! Diesem Gott entblöße mit mir dein Haupt! (Er entblößt sein Haupt.) Wilder Sansculotte, beuge dich vor diesem höchsten Wesen! Ohne seinen Anhauch bist du ein Tier, ein Ungeheuer! — Volk von Frankreich, schwöre zu seinem Kult! — Wir sind ein Volk unter den Waffen; so verkünde der Donner der Kanonen von Paris die Huldigung, welche in diesem Augenblicke das Volk von Frankreich darbringt dem höchsten Wesen! (Kanonendonner und Musik fällt ein, die Fahnen werden geschwenkt, Frauen heben ihre Kinder in die Höhe — enthusiastische Zurufe, Mützenschwenken. Robespierre ergreift eine brennende Fackel, die ihm gereicht wird, und steckt damit die Standbilder der Eigensucht und der Gottlosigkeit in Brand, die prasselnd zusammenstürzen; an ihrer Stelle erheben sich zwei Gestalten mit den Inschriften: Tugend und Weisheit. Die Musik und der Zuruf verstummt. Robespierre fährt fort zu sprechen): Bürger! Mit dem heutigen Tage beginnt eine neue Epoche für Frankreich! Erwartet eine Reihe letzter entscheidender Maßregeln, denn es ziemt, daß die Unwissenheit und die Roheit auf der einen Seite, auf der andern die frivole Genußsucht, die Gesinnungslosigkeit, die Oberflächlichkeit, die Eigennützigkeit endlich verdammt werde zur Ohnmacht, und hervortrete die volle Kraft des republikanischen Gedankens. Die Zahl der Lauen, der Verderbten ist noch groß. Aber unser Ziel bleibt nach wie vor die republikanische Tugend — unsere Waffe der Schrecken. Gehet hin, Bürger! Heute haben wir ein friedlich Fest gefeiert — morgen werden wir fortfahren, die Feinde der Republik zu bekämpfen!

**Begeisterte Zurufe.** Hoch Robespierre! Hoch die Republik!

**Einzelne Stimmen.** Hoch Robespierre, Frankreichs Diktator!

**Robespierre.** Nicht so, meine Freunde! — Ich rede zu euch im Namen des Konvents, der mich für heute zu seinem Präsidenten gewählt hat. Wollte ich mich Haupt und Führer nennen, so wäre dies ein verdammlicher Ehrgeiz. Ich bin nicht mehr als ein Soldat, der im Eifer der Schlacht ein wenig aus der Reihe tritt und seinen Genossen voran sich auf die Feinde stürzt. Hab' ich diesen Ehrgeiz, so verzeiht! Es lebe die Republik! (Neue Zurufe, er steigt herab, Musik fällt wieder ein, das Volk drängt sich im Hintergrunde um Robespierre, macht Miene, ihn auf den Schultern zu tragen, er wehrt ab, Frauen werfen sich ihm entgegen, bestreuen ihn mit Blumen. Der Zug ordnet sich, den Rückweg anzutreten. Die Musik verstummt.)

**Tallien** (im Vordergrund). Seht ihr, nun haben wir wieder einen Gott!

**Collot d'Herbois.** Ich weiß nicht genau, soll es der alte sein oder ein neuer —

**Tallien.** Der alte, der alte. Er ist wieder droben an seinem Platze. Wenn das Wetter hell ist, könnt ihr ihn mit einem guten Teleskop sehen, wie er eben sich die Sonne als goldne Troddel an die Zipfelmütze hängt. Er ist jetzt ein mit Dekret angestellter Gott.

**Barère.** Spotte nicht, Tallien! Es war doch kein übler Gedanke von Robespieere. Er kennt das Volk.

**Ein anderes Konventsmitglied.** Er sprach sehr schön. Was er sagte, hat mir gefallen.

**Collot.** Ja, aber er selbst hat mir dabei gar nicht gefallen. Habt ihr bemerkt, mit welcher Miene er den Hügel hinanstieg? Wie ein Triumphator aufs Kapitol!

**Tallien.** Ja, aufs Kapitol — in dessen Nähe bekanntlich der tarpejische Fels lag — (Robespierre ist inzwischen, nachdem der Zug sich wieder geordnet, langsam durch das ihn umdrängende Volk nach vorn gekommen, hat die Worte Talliens gehört und straft ihn mit einem verachtenden Blicke.)

**Barère** (leise zu Tallien). Still, Tallien! Dein Herz hast du verloren an die schöne Cabarrus — sieh' zu, daß du nicht auch den Kopf dazu einbüßest —

**St. Just** (leise zu Robespierre). Hast du gehört, was da einige flüsterten?

**Robespierre.** Hast du gehört, was Tausende mit lauter Stimme riefen? (Er und die übrigen Konventsmitglieder schließen sich dem Festzuge wieder an und verschwinden von der Bühne.)

**Bürger** (zum anderen). Ein schönes, erhebendes Fest. Begeisterung in Fülle —

**Zweiter Bürger.** Mir stehen die Tränen in den Augen.

**Ein anderer Bürger.** Also aus der Abschaffung der Guillotine wird nichts —

**Zweiter Bürger.** Nein, wir sind noch immer nicht so tugend- und ehrenfeste Spartaner, als Robespierre aus uns machen will. Darauf läuft bei ihm immer alles hinaus. Er wird täglich gelber vor Gallenüberfluß.

**Erster Bürger.** Es war allerdings verteufelt hübsch anzusehen, als die Selbstsucht und die Gottlosigkeit brennend herunterstürzten, und die Weisheit und die Tugend dafür emporstiegen —

**Zweiter Bürger.** Ja, aber habt ihr nicht bemerkt, daß die

Weisheit und die Tugend ein wenig schwarz geworden waren vom Rauch, den die Verbrennung der Eigensucht und der Gottlosigkeit verursachte?

**Erster Bürger.** Mit ein bißchen Wasser wird man's wieder rein waschen —

**Zweiter Bürger.** Oder mit ein bißchen Blut. — Kommt, Nachbar! (Das Volk hat sich inzwischen zerstreut.)

## Dritte Szene.

(Großer, tiefer Saal im Hause der Marquise von St. Amaranthe. Reiche Ausstattung. Der Vordergrund ist durch zwei dicke Säulen vom Hintergrunde getrennt, in welchem man eine zahlreiche Gesellschaft sich bewegen sieht. Die beiden Royalisten kommen nach vorn.)

**Erster Royalist.** Gemischte Gesellschaft, sagt Ihr? Ach was — (ironisch) Ihr wißt ja: Alle Menschen sind gleich. Was sagte der „göttliche Marat"? „Unter der Erde kommen wir alle zusammen — ein Würmerfraß" —

**Zweiter Royalist.** Pfui!

**Erster Royalist.** Und was gab ihm zur Antwort der „göttliche Danton"? „Suppe und Speichel kommen ebenfalls im Magen zusammen; daraus folgt aber nicht, daß man in die Suppe spucken darf" —

**Zweiter Royalist.** Puh! Darin hör' ich ganz den zynischen Strolch —

**Erster Royalist.** Der so viele aristokratische Passionen hatte. — Unsere liebenswürdige Marquise hat auch die Marotte, dem Geschmack aller Stände und aller Parteien gerecht werden zu wollen.

**Zweiter Royalist.** Soeben hat sie Tränen der Rührung vergossen über das „Fest des höchsten Wesens". Was uns hier vereinigt, soll ja, wie ich höre, eine Art Nachfeier dazu sein.

**Erster Royalist.** Ja, sie bereitet uns, wie man mir sagte, einige Überraschungen vor.

**Zweiter Royalist.** Überraschungen? Ei, die können ihr nicht schwer fallen. Geht sie doch um mit Zauberinnen und Seherinnen —

**Erster Royalist.** Mit Madame Theot —

**Zweiter Royalist.** Madame Theot — huhu — sprecht den Namen leise — mir wird unheimlich zumut bei dem Namen — ich fühle mich gleich wie von einem Zauberkreis umspannt —

**Erster Royalist.** So etwas noch in unserem republikanischen Paris!

**Zweiter Royalist.** Neben den neuen Wundern sterben die alten nicht aus. (Gegen den Hintergrund blickend.) Ei, siehe da, der greise Vicomte und die greise Vicomtesse von Belleville!

**Erster Royalist.** Und der fromme Abbé Galiand mit ihnen.

**Zweiter Royalist** (die vorwärts Kommenden begrüßend). Erlaubt,
Daß ich die Hand Euch küsse, Vicomtesse!
Es labt, zu sehn so unversehrt und frisch
Ein Reis vom höchsten, sturmzerzausten Gipfel
An Frankreichs Adelsbaum — mit anderm Wort,
Wie man zu sagen pflegt, die Crème der Crème —

**Vicomte** (weißlockiger Greis mit zitterndem Haupte).
Geschlagne Crème, Marquis! Geschlagne Crème,
Bübisch geschlagne Crème —

**Erster Royalist.** Sie bleibt doch oben!

**Vicomtesse** (sich auf eine Ottomane niederlassend). An meine Seite, Herr Abbé!

**Vicomte** (immer mit zitterndem Haupte). Schwere Zeiten, Marquis! — sündige Zeiten — kein Wunder, wenn der gerechte Gott in seinem Zorn uns alle verdammt — alle verdammt —

**Erster Royalist.** Nicht alle, Herr Vicomte, nicht alle — nicht
Die Dulder für den Thron und den Altar,
Die Märtyrer aus Frankreichs Adel —

**Vicomtesse.** Ja, der liebe Gott, er überlegt sich's zweimal,
Bevor er einen Mann von Stand verdammt —

**Erster Royalist.** Und einen Priester!

**Abbé** (seufzend, mit frommem Augenaufschlag). Ach, wie wenige,
Wie wenig echte Priester gibt es noch!
O welche Greuel schauten meine Augen!
Gleich im Beginn der unheilvollen Wirrnis
Erblickt' ich einen meiner gottgesalbten,
Geweihten Brüder, einen Priester, der
Umherlief in des Nationalgardisten
Gewandung und zu einem Sterbenden
Den Herrn des Himmels im Tornister trug!

**Zweiter Royalist.** Europas allvereinte Heere waschen
Die Schmach nicht weg, die man auf Königtum
Und Priesterschaft und Adel häuft! — Vor kurzem
Besucht' in törichter Herablassung

Ich die Versammlung meiner Sektion.
Ein Weib sitzt neben mir — im Schoß ein Kind —
Das schreit — sie rollt es auf aus seinen Windeln —
Ich bitt' Euch, Vicomtesse, hört nicht zu!
Für Euer Ohr ist's nicht — mit Ekel wend' ich
Mein Haupt zur Seite — die Megäre merkt's —
„Aristokrat, was rümpfest du die Nase?
Schau, 's ist ein wacker Sansculottenkind!"
Ruft's, setzt mit Hohngelächter gar die widrig
Beschmutzte Kreatur mir auf den Schoß,
Indes sie selbst die Windeln wieder ordnet!

**Vicomtesse** (zieht ihr Riechfläschchen).

**Vicomte.** Was hört Ihr denn vom Ausland, Herr Marquis?

**Erster Royalist.**

Wie Simsons Füchse mit entbrannten Schwänzen,
Nach biblischem Bericht, so tragen auch
Nach allen Richtungen die Emigranten
Den Kriegeszunder in die Welt. Im Innern
Sind wir nicht müßig: hoch in den Provinzen
Weht unser Banner noch, und in Paris
Ist das, was Robespierre, der Schreckensmann,
Anzettelt, gut für uns, bei Gott, sehr gut.
Wenn dieser Mann sich zum Diktator macht,
Zum Autokraten Frankreichs, nun, so ist
Doch mind'stens das monarchische Prinzip
Gerettet vorderhand, und ad absurdum
Geführt die Republik —

**Ein Bankier** (in Begleitung eines zweiten nach vorne kommend, dem ersten Royalisten sich nähernd). Welch Vergnügen, Herr Marquis! Ich sah Euch lange nicht —

**Erster Royalist.** Hab' ich wieder Geldaffären zu ordnen, so werd' ich Euch aufsuchen, Herr Bankier!

**Die Vicomtesse** (aufstehend). Euren Arm, Marquis! (Mit ihren Begleitern ab nach dem Hintergrund.)

**Erster Bankier.** Bettelstolzes Volk!

**Zweiter Bankier** (lachend). Der Zwischenfall wird Euch Eure gute Laune nicht rauben —

**Erster.** Nein.

**Zweiter.** Die Rente steigt —

**Erster.** Dank dem „höchsten Wesen"! — Ihr spielt doch auch à la hausse?

**Zweiter.** Wie jeder, der sich auf den Wind versteht.

**Erster.** Wer wagt, gewinnt. Unser Metier ist jung, aber es hat eine schöne Zukunft. Schwankende Zustände sind gerade das, was wir brauchen. Unser Symbol ist die rollende Kugel Fortunas. Arbeit und Handel stockt — das Spiel floriert — das Spiel floriert immer. Ob Robespierre die Franzosen köpft, oder sie ihn, ob unsere Heere siegen oder davonlaufen, aus jeder Notiz fallen bare Prozente heraus, und das Fett der Zeitungsenten träuft in unsere Pfannen —

**Zweiter.** Alle Teufel! wir sind's, die den Champagner trinken und die schönsten Weiber des Landes küssen, wenn dieser dummstolze Adel langsam verkümmert auf seinen verfallenden Schlössern — (gehen vorüber).

**Ein betagter Herr** (von militärischer Haltung, mit großem, grauem Schnurrbart, nach vorne kommend, zu seinem Begleiter).

Sagt, was Ihr wollt; ist auch die ganze Sache,
Für welche unsere Armeen sich schlagen,
Nicht ganz die meinige, — bedenken müßt Ihr:
Dies Haupt ist unterm Königtum ergraut! —
Hoch schlägt mein Herz bei jeder Siegeskunde!
Seit ich das Kriegsgewitter donnern höre,
Traun, bin ich wieder jung! Was Robespierre
Im Wohlfahrtsausschuß tut, mich kümmert's nicht:
Mich kümmert, was im Departement des Krieges
Gebraut wird hinter Carnots grünem Tisch —

**Der Begleiter.** Es sind gute Köpfe bei der Armee. Carnot sagte mir jüngst, daß ein junger Bataillonschef, Bonaparte geheißen, ihm die genialsten Operationspläne einsendet. — Erlaubt, ich sehe da eben unsern Meister David wandeln, am Arme des Poeten Chenier. — (David ansprechend.) Bürger David, ich habe einen Ruysdaël angekauft und möchte Euer Urteil darüber hören —

**David.** Ich komme.

**Der Begleiter.** Tut es bald! (Ab.)

**David.** Ein Lebemann —

**Chenier.** Und Kunstnarr, wie es scheint.

**David.** Die sind jetzt selten, wie die Versenarren.

**Chenier.** Leider. Was hast du getan in letzter Zeit?

**David.** Ich habe republikanische Feste malerisch arrangieren helfen. Und du?

**Chenier.** Ich habe eine „dereinstige Grabschrift auf Robespierre" gemacht.

**David.** Laß hören!

**Chenier.** „Hier liegt der tote Robespierre:
Wandrer, steh' still und danke Gott;
Denn wenn er noch lebendig wär',
So wärst du tot!" —

**David** (lachend). Hymnensänger! Ist das alles? Schlechte Späße!

**Chenier.** Guillotinenhumor. — Es ist öde geworden in meinem Haupt —

**David.** Wie überall. Vor allem im Konvent. Die besten Köpfe nacheinander auf dem Schafott gefallen! Was außer Robespierre noch übrig ist, sind solche, die ihre Zeit dort bloß absitzen und keinen edleren Teil ihres Körpers dabei anstrengen ... Robespierre sieht sich keinem Manne mehr, sondern nur Massen gegenüber. Bist du für oder wider ihn?

**Chenier.** Ich bin Poet, und du weißt, die Poeten begeistern sich nur für tote Helden.

**David.** Die Ideen der Republik sind groß und gewaltig. Und glaube mir, der einzige Mann, der mit Ernst, Energie und Konsequenz sie vertritt, als ihr Träger und Hort, ist Robespierre. Mit ihm fiele wirklich die Republik.

**Chenier.** Ja, die Ideen sind groß. Wir machen schöne
Musik, nur wissen wir noch nicht genau,
Ob Engel oder Teufel dazu tanzen.
Blick' ich von den Ideen auf die Menschen,
So seh' ich ewig nur den alten Spaß
In neuer Form. Man spricht von Freiheit — will
Sie aber doch nur stets für sich allein.
Frei sind doch ewig nur diejenigen,
Die eben stärker sind —

**David.** Das sind, gottlob,
Doch meist die Fortschritts- und die Freiheitsmänner,
Die Demokraten —

**Chenier.** Und wenn sie es einmal nicht sind, was dann? Werden sie Bedenken tragen, die Majorität zu nasenstübern, wenn sie es können? Aber nach ihrem eigenen Prinzip dürften sie es nicht. Lieber Freund, mit den schönen Redensarten von voller Gleichberechtigung und vom Recht der Majoritäten ist's eine eigene

Sache. Sie sind absurd, wie alles in der Welt, was unbedingt gelten will. Das Recht der Majoritäten — ach, du lieber Gott! Gibt's einen Menschen in der Welt, der wirklich im Ernste behauptet, die Stimme des Dummkopfs und des Strolchs sei im Staate so viel wert als die des Weisen und des ehrlichen Mannes? Und doch ist dieser pudelnärrische Satz erster und oberster Kanon unseres modernen demokratischen Staatsrechts.

O Freund, Prinzipe sind doch nur Schablonen,
Mit welchen wir uns selbst zum besten haben.
Sie sind von innen hohles Phrasenwerk,
Das gleich zerfällt, sobald man ernst es nimmt.

**David.** Welche bessere Theorie des Staates würdest du aufstellen?

**Chenier.** Es gibt keine bessere. Sie sind alle elend. Sie sind elend, wie alles unter dem Mond. Denn alles ist elend unter dem Monde — mehr oder weniger, und die Torheit der Menschen ist, daß sie immer etwas absolut Gutes gefunden zu haben meinen. Was die Ideen anlangt, die sind lauter Rechenpfennige. Man kann alles mögliche behaupten; aber nichts ist so unvernünftig, daß es nicht, wenn es zum Prinzip, zum System gemacht wird, sich sogleich als unvernünftig und voll innerer Widersprüche herausstellte.

Nimm dazu die Unredlichkeit im Parteienkampfe — des Pöbels Leichtsinn, der dich heute vergöttert, morgen auf ein Verleumderwort hin spießt. — Der Mensch ist ein entsetzlich schwächliches, borniertes, geiststumpfes, oberflächliches, dabei zornmütiges, und in der Leidenschaft bestialisches Geschöpf. — So find' ich die Welt nun einmal, lieber Freund, ich kann nicht anders.

**David.** Gerade weil sie so ist, tut ein Mann wie Robespierre ihr not.

**Chenier.** Vielleicht. — Der meint eine Idee zu haben; aber sie hat ihn. Er ist ihr Narr. — Sieh dir nur einmal die einzelnen in dieser bunten Gesellschaft an, betrachte, was sie vorstellen und erstreben — die wenigsten von ihnen sehen danach aus, als ob sie das Ideal des Rousseauschen und Robespierreschen Bürgers zu verwirklichen Lust hätten. Robespierre wird noch viel, viel zu tun haben, bis ganz Frankreich nach seinem Modell mit dem Messer der Guillotine zugeschnitten ist.

**David.** Freund, ich habe dich für einen Demokraten gehalten — du bist geheimer Royalist —

**Chenier** (lachend). Fürchte nichts. Bin trotz alledem, was ich gesagt, Demokrat, und wer sich so nennt, der ist entweder Republi-

kaner oder ein Narr. Wenn es nach hundert Jahren noch einen König mit Zepter und Krone und einen glänzenden Hofstaat gäbe, so würde man ihn so lächerlich finden wie den Dalai Lama oder den weißen Elefanten von Siam. (In die Szene blickend.) Die Marquise von St. Amaranthe ist in der Tat ein reizendes junges Weib —

**David.** Ist's nicht die Prachtgestalt der Gräfin Cabarrus, die an ihrer Seite wandelt?

**Chenier.** Talliens Freundin. — Siehst du, wie er hinter ihr hertänzelt, der girrende Seladon, der gezähmte Löwe von Bordeaux?

(Beide wenden sich nach dem Hintergrunde, während die Genannten nach vorn kommen.)

**Marquise von St. Amaranthe** (schwärmerische Züge — etwas gesuchte, phantastische Tracht). Du liebst ihn nicht?

**Gräfin Cabarrus** (stattliches Weib von stolzem Wesen).
Den Bluthund, der im Kerker
Mich schmachten ließ?

**Marquise** (scherzend). Warum doch, schöne Freundin,
Hast du nicht deiner Reize Allgewalt
An dem erprobt?

**Gräfin.** Von diesem Manne möcht' ich
Nichts liegen sehn zu meinen Füßen als —
Den Kopf.

**Marquise.** Ei, seht einmal, du bist ja selbst
Ein Robespierre im Weiberrock! — Er hat
Doch edle große Pläne?

**Gräfin.** Schwärmerin!
Vertragen sich mit Blutdurst edle Pläne?

**Marquise.** Darüber frag' Madame Theot —

**Gräfin.** Der Name
Schlägt mir seit Wochen wiederholt ans Ohr.
Was ist's doch mit Madame?

(Die beiden Damen lassen sich auf die Ottomane nieder, Tallien bleibt hinter oder neben der Gräfin stehen, den Arm auf eine Lehne gestützt.)

**Marquise.** Vorläufig schelten
Sie ihre Feinde Sektenstifterin.
In allen Kreisen hat sie Proselyten —

**Gräfin.** Und auch in solchen, wie ich sehe, wo
Man sie nicht suchen sollte! — Liebe Freundin,
Wie magst du dich so schnöd' umgarnen lassen
Von einer alten Törin, der es einfällt,
Ein mystisch Evangelium zu verkünden
In dieser Zeit des grellen Lichts?

**Marquise.** Ach, Liebste,
Das Leben ist so leer, so nüchtern worden
In dieser Zeit des grellen Lichts! Es scheint,
Das Herz des Menschen ist ein Tempel, der
Nicht lang' kann bleiben ohne Götterbilder.
Insonderheit das Herz der Fraun —

**Gräfin.** Ich selbst
Bin eine Frau —

**Marquise.** Ja, doch die glänzendste
Ausnahme des Geschlechts! — Und dennoch, Freundin,
Wär' eben in Madame Theots Verkündung
So manches wohl für eine große, freie,
Für eine stolze Seele, wie die deine,
Wenn du nur auch, wie ich, es nicht verschmähtest,
Zu lauschen auf den Wellenschlag des Großen,
Des Edlen, wo er immer rauschen mag,
Wär's auch auf offnem Markt. — Madame Theot,
Sie ist so kühn als tief — im höchsten Sinn
Vereint sie Religion und Freiheitsdrang —

**Tallien.** Verzeiht, edle Marquise, Euer Schützling ist vielleicht doch nur eine Erneuerin der Geheimweisheit, für welche vordem Swedenborg, St. Germain, die Rosenkreuzer, die Illuminaten und so weiter Propaganda gemacht haben — nichts Neues unter der Sonne —

**Marquise.** Zum Vorteil nur gereicht es ihr gewiß,
Daß andre auf sie vorbereitet haben.
Gilt ihr doch selbst die Revolution
Als Vorbereitung nur auf die Bewährung
Der Dinge, die sie lehrt. Geschmachtet hat
Sie lang' in der Bastille — in Kerkernacht
Kam über sie das neue Licht —

**Gräfin.** Und die Erleuchtete, sie kam zu dir,
Du gute, schwärmerische Seele?

**Marquise.** Nein!
Ich kam zu ihr — im nächt'gen Dunkel war's —
Ein düstres, halb verfallnes Haus in stillem,
Entlegnem Stadtteil ist ihr Aufenthalt.
Dies einsam düstre Haus jedoch verbirgt
Im Innern glänzend-wundersame Dinge.
Sobald du einen matterhellten Saal,

Den „Tempel der Geheimnisse", betreten,
Erblickst du dich im Kreis der Eingeweihten,
Wo geisterhafte Chöre, liebliche
Und schreckliche Erscheinungen, ein fremdes,
Geheimnisvolles Tun, die Seele ganz
Dem ird'schen Bann entrücken. Endlich tritt
Sie selbst hervor, die hohe Seherin,
Mit der Verkündung eines neuen Reichs.
Sie spricht von einem Rachestrahl des Himmels,
Der alles, was verderbt, unwürdig ist,
Vorher vernichten müsse. Robespierre
Nennt sie bald ihren lieben Sohn, bald wieder
Den ersten der Propheten, Mahomet,
Den neuesten Messias — manchmal auch
Bezeichnet sie ihn als den König Saul,
Und als die Hexe von Endor sich selbst.
Doch, wozu sprech' ich dir so viel von ihr?
Bald spricht sie für sich selbst. An fleht' ich sie,
Einmal auch dies vielleicht unwürd'ge Haus
Zum „Tempel der Geheimnisse" zu machen.
Nicht alle spornt ein Stachel in der Brust,
Sie aufzusuchen in der weitentlegnen
Verfallenen Behausung. Hier versammelt
Ist ein erlesner Kreis. Sie weilt in meinen
Gemächern schon und bald tritt sie hervor —
Dies Haus ist heut' das ihre, und ich selbst
Bin nur ihr Gast darin.

**Gräfin** (mit leichtem Spotte). Ach, das sind ja geheimnisvolle Überraschungen — recht wie für gute Kinder am Weihnachtsabend —

**Marquise.** Mehr noch, als du denkst, liebe Freundin! Daß ich es dir nur gleich heraussage — noch jemand wird erscheinen, den du hier nicht zu finden gedacht —

**Gräfin.** Das wäre?

**Marquise.** Der, an dem dein Wunsch vor wenig Augenblicken dich zur Herodias gemacht — der Held des Tages — Robespierre!

**Gräfin** (sich erhebend). Kommt, Tallien!

**Marquise.** Bleib, Elisa, bleib! Nur für wenige Augenblicke hat er versprochen in unsern Kreis zu treten.

**Tallien.** Ei, der zurückhaltende Robespierre —?

**Marquise.** Er zögerte lang. Doch als von Madame Theot und ihren Erfolgen ein Freund ihm Kunde gab, sprach er nach stillem Besinnen zuletzt: ich komme.

**Gräfin.** Tallien, wir bleiben.

(Es erklingt eine ferne leise Musik, die Versammlung wird aufmerksam.)

**Marquise.** Schon kündigt sie sich an.

(Die Musik verstummt wieder. Die Marquise wendet sich zur Versammlung.)

Verehrte Gäste!
In unsre Mitte treten wird sogleich
Die Seherin, mit hohem Wort zu künden,
Was nie bedeutungsvoller mag erklingen,
Als an dem Tage, der zum erstenmal
Nun wieder alle Stände und Partein
Vereinigt sah durch eine höchste Feier!

(Die Musik beginnt aufs neue, aber etwas stärker, der Saal verdunkelt sich — im Halbdunkel tritt Madame Theot, die Seherin, plötzlich hervor, phantastisch angetan, einen Kranz auf dem Haupte.)

**Die Seherin** (in Verzückung — mit dramatisch lebendigem Ton, welcher die vorgeführten Bilder unmittelbar anschaulich macht). Wer seid ihr, Männer und Frauen? Seid ihr Pilger, die hinüber wollen durchs rote Meer von Blut ins Land der Verheißung? Seht ihr sie winken, die goldenen Hesperiden? Zurück! Zurück! Ein Doppelstrom umgürtet sie noch — ein Blutstrom und ein Feuerstrom! Der Blutstrom dampft, der Glutstrom raucht — und auf dem schwarzen Dampfgewölk, der aus beiden sich mischt, stehn grinsende Dämonen. — Ein erstickender Äther verbreitet sich umher. — Wo bleibt ihr, Engel mit den Lilienstengeln, mit den Palmzweigen, Kühlung wehend? — Ich möchte reden — was sind Worte? was Namen? Ein schönes Sternbild ist der Skorpion am Himmel — aber ein schnödes Ungeziefer auf Erden — im Staube kriechend! Worte glänzen — Bilder sprechen! Schaut! In den Zenit des Himmels schwingt euch auf mit mir und blickt in die Tiefen! Seht ihr den Erdball kreisen? Er möchte sich ganz ins Lichtreich heben, aber wie er sich auch wende und drehe, getaucht ist eine seiner Hälften in die Nacht. — Er möchte aus Verzweiflung sich ganz in die Nacht stürzen, immer aber bespült ihn zur Hälfte der Lichtquell! — Bescheide dich, bescheide dich, du Kind der Dämmerung; es kommt die Zeit, wo die Wellen des Lichts von allen Seiten über dir zusammenschlagen! — Seht ihr den Funkentanz von rotem Höllenfeuer im Erebus? Es kommt die Zeit, wo der Funke den Funken an sich reißt, und die Feuerkugel

sich ballt und aufwärts steigt als schöner blanker Stern! — Einen Tempel seh' ich — Bluts- und Tränentropfen triefen endlos herab von seinen Wänden — schaudert nicht! Sie gerinnen zu Säulen, zu Bildern eines Wunderdoms! — Ein unendlicher Riese steht einsam im unendlichen Weltraum — er öffnet den Mund — will sprechen — die Zunge wächst ihm aus dem Munde hervor, sie wächst und wächst und streckt sich und es wird eine Schlange daraus — eine endlos lange Riesenschlange, die umherzüngelt im weiten, weiten All, in so vielen, vielen Windungen, daß ihr Ende den Riesen nicht mehr kennt, der sie ausstreckte, und sich wie gegen einen fremden Leib gegen ihn aufbäumt, und ihn stechend bedräut mit giftigem Stachel! Er aber schlingt sie, wenn es Zeit ist, geruhig wieder in sich, und sie spricht fortan Worte des Lebens! — Wann? Ach, wann? — Mit Zähren tritt der Mensch ins Leben — aus Wolken taucht das Gestirn — aus dem Chaos die Welt — aus dem Schoß der Stürme die Freiheit. Die Ströme dampfen — wo ist der Fährmann? Weh! Weh! Die Fluten steigen — alle Nachen sind zerschellt! — Wo ist der Moses, der uns hinüberführt ins gelobte Land durchs rote Meer von Blut? (In höchster Ekstase.) Erscheine, Vollender; Erscheine! — Er kommt! Wetterschlag und Feuerschein geht ihm voraus! (Ein roter Schein ergießt sich zu wiederholten Malen über die Bühne.) Erscheine, Vollender! Erscheine!

(In diesem Augenblicke tritt Robespierre ruhig ein. Die Reflexe des roten Scheins fallen auf sein Gesicht und verlieren sich dann. Er schreitet, während alle Augen gespannt auf ihm haften, langsam in den Vordergrund, um die Marquise von Amaranthe zu begrüßen.)

**Robespierre.** Ihr wünschtet, edle Frau, in Eurem Kreise mich zu sehn —

**Die Seherin** (ihm entgegentretend). Der du die Welt
Verachtest und die Menschheit liebst — Heil dir!
Gewitterregen über Frankreichs Gaun,
Heil dir! — Harr' aus — geh' unverrückt zum Ziel!
Die Revolution ist eine Sphinx —
Hinunter stürzt sie in den Abgrund alle,
Die nicht ihr Rätsel ganz zu lösen wissen!
Du hast's gelöst! Doch — denk' an Ödipus,
Du Rätsellöser! Denk' an Ödipus!
Auch dir droht ein Geschick! — Allüberall
Ist Schwäche, stumpfer Sinn und Eigensucht —
Nur Menschen sind's, die dir zur Seite kämpfen!

Du nur, du bist kein Menschenkind — du bist
Der Wille — bist die Kraft — bist der Gedanke —
Die Einheit du!
Harr' aus und wage, wage, Robespierre!

**Robespierre** (mit feierlichem Nachdruck). Ich werde meinen Weg wandeln, wie ich bisher ihn gewandelt: ruhig, entschlossen, besonnen, fest und sicher. Vieles verändert sich um mich, ich bleibe derselbe. Ernst machen will ich mit dem republikanischen Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen. Wahrheit will ich setzen an die Stelle des Scheins — wahres Gefühl von Menschenwürde an die Stelle falschen Ehrgefühls, den Reiz des sittlichen Glücks an die Stelle entfesselten Genußtaumels — die Herrschaft der Vernunft an die Stelle der Tyrannei des Herkommens. Bald wird der Schrecken überflüssig geworden sein, und das müde Frankreich wird den Segen des Errungenen genießen. Vorher aber (mit einem Seitenblick auf Tallien) werde ich die Herausforderungen boshafter Zwerge, die sich als armseliger Nachtrab überwundener Riesen hervorwagen, zu beantworten nicht ganz verschmähen. Ich werde das Volk schützen gegen die Intrigen der Selbstlinge, die mein Streben verdächtigen, meine Wege kreuzen wollen.

**Die Marquise von St. Amaranthe** (wendet sich zu Robespierre, indes die Seherin in die Kulisse verschwindet. Die Bühne hat sich seit dem Eintreten Robespierres wieder erhellt). Darf nach der Prophetin die schlichteste, bescheidenste Eurer Verehrerinnen das Wort ergreifen? Segen bedeutet Euer Eintritt meinem Hause, Segen bedeutet er dieser ganzen Versammlung; ist er doch ein Unterpfand der Versöhnung — ein Unterpfand dafür, daß endlich für immer sich schließen wird der Ring der Gesellschaft, und daß sich bald vielleicht am nächsten berührt, was bisher sich am fernsten gestanden! — Kommt, Bürger Robespierre, tretet in die Mitte des Kreises, der mit Hoffnung und Vertrauen auf Euch blickt! (Sie führt Robespierre in die Tiefe des Hintergrundes, wo er, inmitten eines glänzenden Kreises, an einem Tische Platz nimmt — jedoch so, daß er und seine Umgebung durch die beiden großen Säulen des Mittelraumes gedeckt ist.)

**Die Gräfin Cabarrus** (mit Tallien hastig nach vorn kommend, in großer Erregung — sie zieht ein kleines Dolchmesser in zierlicher Scheide aus dem Busen und entblößt es, ungesehen von den Personen des Hintergrundes). Tallien! Seht Ihr diesen Stahl?

**Tallien.** Gräfin — Ihr seid ein Weib —

**Die Gräfin.** Hat nicht Charlotte Corday, als sie in die

Kammer des scheußlichen Marat drang, gezeigt, daß in Frankreich die Weiber tun müssen, was die Männer nicht wagen?

**Tallien.** Gebt mir den Dolch!

**Die Gräfin.** Ja, Tallien, ich bin ein Weib — und Ihr ein Mann — und Ihr habt doch wohl gesehn, mit welchen Blicken er Euch maß?

**Tallien.** Gib mir den Dolch, Elisa!

**Gräfin.** Nehmt! Und wenn dies Eisen das Blut des Wüterichs nicht so gierig trinkt, als er selbst das Blut des Menschengeschlechtes trank, so kommt nie wieder vor mein Auge! — Rasch, eh' seine Büttel, die mich schon einmal ins Kerkerdunkel warfen, aufs neue die Hand nach mir ausstrecken! Denn er kennt mich wohl! —

**Tallien.** Angebetetes Weib! Was tät' ich nicht um deinen Besitz?

**Gräfin.** Genug! (Geht rasch nach dem Hintergrunde.)

**Tallien** (den Dolch an seiner Brust verbergend). Dies Eisen? Hm! Das bewahr' ich für den schlimmsten Fall! — Ei, sieh da, Freund Billaud —

**Billaud-Varennes.** Er hat deutlich gesprochen —

**Tallien.** Sehr deutlich hat er gesprochen, unser Moralist, unser Puritaner — in Gegenwart eines seiner Kollegen vom Wohlfahrtsausschuß — in deiner Gegenwart, Billaud —

**Billaud.** Ihn ohne Maske zu sehen, sind wir im Wohlfahrtsausschuß nun beinahe gewohnt.

**Tallien.** Wirklich?

**Billaud.** Du solltest ihn dort nur einmal sehen. Ein geborner Despot, sag' ich dir. Spät kommt er, tritt nachlässigen Schrittes ein, setzt sich, ohne zu sprechen, heftet die Blicke hartnäckig auf die Tafel des Tisches vor ihm, spielt den Zerstreuten bei langen Diskussionen, gähnt sogar oder lächelt verächtlich, während wir uns die Köpfe zerbrechen. Seine alte Taktik ist, daß er wartet, ob wir nicht von selbst das beschließen, was er will; kommen wir von der Fährte ab, so schickt er einen seiner beiden Wachthunde, Couthon oder St. Just, ins Feld, und erst wenn diese nichts ausrichten, spricht er persönlich seine Meinung aus, aber kurz wie eine Order und ohne Motivierung. Opponiert man noch, so schweigt er stracks und geht davon. Den nächsten Tag bringt er die Sache wieder vor, aber in so entschiedenem und scharfem Ton, daß es keinem mehr einfällt, zu widersprechen —

**Tallien.** Was zwingt euch, seinen Willen zu tun?

**Billaud.** Was weiß ich — ist's im Konvent anders?

**Tallien.** Nein. Du hast recht; es ist dort ebenso. (Für sich.) Es muß doch wohl das Eisen dran — — Billaud, die Worte, die heute hier gesprochen worden, müssen das Blut des Geduldigsten in Wallung versetzen. Es ist Zeit, Billaud —

**Billaud.** Gegen ihn aufzutreten? Gegen den Besieger Dantons? — Du scherzest! — (Nach dem Hintergrunde blickend.) Er macht Miene, sich zu entfernen, nachdem ihm die Marquise einen Becher aufgenötigt — er leert ihn — sieh! Der sonst nüchterne Robespierre!

**Tallien.** Einen Becher mit Menschenblut vielleicht — seinen Lieblingstrank. — Ich scherze, meinst du?

**Billaud.** Wie denkst du dir die Möglichkeit eines ernstlichen Angriffs?

**Tallien.** Ich werde mir die Inspiration holen in der Erinnerung an meines Freundes, Dantons, Mord —

**Billaud.** Und am Busen der schönsten aller Gräfinnen —

**Tallien.** Was dünkt dich größeren Wert zu haben: die kühlen, blutbefleckten Ideale des Utopisten Robespierre, oder der warme Busen dieses göttlichen Weibes?

**Billaud.** Glücklich der, der wählen kann, wie du!

(Beide ab. — Robespierre hat sich entfernt, der Saal leert sich.)

## Vierte Szene.

(Schauplatz wie zu Anfang des zweiten Aufzuges, im Hause Duplays.)

**Leonore** (allein bei brennender Lampe sitzend, eine weibliche Arbeit auf ihrem Schoße. Sie hebt das Haupt und starrt im schmerzlichen Nachdenken vor sich hin). Wie Engel mit weißen Flügeln saßen sie da — und ihr Gesang — so wunderbar — so traurig-leise verhallend — — (sie vernimmt Tritte, fährt empor, die Arbeit entgleitet ihrem Schoß). O wie erschreckt mich jetzt sein Schritt! —

**Robespierre** (tritt ein in Gedanken, ohne Leonore zu bemerken). Die Schurken! — Die Toren! — Ich hab' es wohl bemerkt! — So fern ich saß, ich sah den Narren Tallien flüstern mit dem Schwachkopf Billaud! Ich sah den Stahl blitzen in den Händen seiner Buhlerin! — Und die dummdreisten Spottworte dieser Elenden beim Feste des Tages! O, diese Brut — sie rastet nicht, eh' sie ausgerottet ist bis auf den letzten Rest! — Noch nicht genug des Blutes geflossen? — Bah, diese Nachlese von wenigen armseligen Köpfen ist eine Kleinig-

keit, — eine Kleinigkeit! — Was wollen diese Pygmäen? — Ich bin angelangt auf dem Gipfel! Der heutige Tag hat mich dahin emporgeführt! Und doch von außen nicht mehr scheinend als der erste beste aus dem Volk — mein Ideal, mein Stolz von Anbeginn! — Kein hochtrabender Titel — keine schimmernde Würde — siegende, allgewaltige Geistesmacht allein! — Ich möchte mich mit jemand darüber freuen! — Tor, der ich bin! Huldigungen umrauschen mich: aber ich habe so wenig Freunde — so wenig Freunde! Couthon, St. Just, sie sind mir Kampfgenossen, treue, blind ergebene Kampfgenossen; aber wir haben nur den Streit gemeinsam und das Schlachtfeld, nicht die Rast. — Wie kommt's, daß, je höher man steigt, man sich um so einsamer, verlaßner fühlt? — (Er bemerkt Leonore.) Du noch hier, Kind? — Dein sanftes Bild begegnet mir erfreulich am Abende dieses bewegten Tages! Es geht über mir auf, beruhigend wie der Mond nach des Tages Glut und Mühen! — Gib mir deine Hand, Leonore! (Leonore reicht ihm die Hand zögernd, das Gesicht scheu und bewegt von ihm abwendend.) Nein, das ist's ja nicht, das Angesicht der sanften Leonore! Was ist dir, Kind? (Sie schweigt.) Sprich — du erzürnst mich!

**Leonore.** Verzeiht, Bürger Robespierre!

**Robespierre.** Hast du vergessen, Kind, was du zu mir sprachst im Walde zu Montmorency?

**Leonore.** Ach, Bürger Robespierre! Ich kann Euch nicht mehr so ins Auge blicken wie damals!

**Robespierre.** Warum nicht mehr?

**Leonore.** Seit gestern bin ich so verstört, — ich kenne mich selbst nicht mehr — ich möchte nur immer weinen —

**Robespierre.** Was ist geschehen?

**Leonore.** Ihr wißt, selten betret' ich die Straße. Gestern tat ich's an der Seite meiner Mutter, auf ihr Geheiß. Da kam uns ein großer, sehr großer Karren entgegen. „Der Karren ist's," sprach meine Mutter, „der Karren, der zum Richtplatz fährt — der Henkerkarren." — Ich sah ihn vorher nie. Und auf dem Karren saß ein ganzer Schwarm von jungen, schönen, aber todblassen Mädchen — alle in weißen Gewändern — es war, wie wenn irgendwo ein weißer Taubenschwarm sich niederläßt —

**Robespierre.** Was du gesehn, es waren die Mädchen von Verdun — in ihren Ballgewändern. — Als der Feind die Festung nahm, veranstalteten die feigen, nichtswürdigen Bewohner ein Ballfest zu Ehren jener „Befreier", und die Mädchen, die du auf dem

Karren gesehn, französische Bürgerinnen, verbrachten mit den Siegern, Soldknechten des Auslands, eine Nacht in fröhlichen Tänzen —

**Leonore.** Wie Lilien waren die Mädchen anzusehen — so rührend schön. — Hinter dem Karren aber sah ich ein altes Mütterchen herhinken, das murmelte leise vor sich hin einen Fluch — einen entsetzlichen Fluch gegen — — o, es zerschnitt mir das Herz — ich sank zurück — die Arme meiner Mutter fingen mich auf — mit Mühe brachte sie mich heim —

**Robespierre.** Der Anblick hat dich so von Grund aus umgestimmt?

**Leonore.** Sie huben ein frommes Lied zu singen an — so herzzerreißend klangen ihre Silberstimmen. — Ich las einmal, daß weiße Schwäne singen, wenn sie sterben — das muß so klingen — o, ich hätte sterben mögen mit diesen Mädchen! — Lieber sterben, als immer dies Bild vor Augen haben! — Ach, Bürger Robespierre, ist es denn nicht entsetzlich?

**Robespierre.** Ich weiß es nicht. Frage den Krieger im Feld, ob das brechende Auge des Feindes ihn entsetzt! Frage den Jäger, ob der Blick des zarten Rehs ihn rührt. Es gab eine Zeit, wo mich der Mord einer Fliege Überwindung kostete. Und jetzt ist mir ein Menschenleben nichts. Auch das meine. Wer nennt mich feig? Soldatisch den Bramarbas zu spielen, mit dem Säbel in der Faust, das ist allerdings meine Sache nicht. Aber ich bin meinen grimmigsten Gegnern ruhig entgegengetreten, habe den Kampf mit ihnen aufgenommen. Und war der Dolch einer Meuchelmörderin weniger auf mich gezückt als auf Marat? Bin ich deshalb weniger ruhig meinen Weg fürder gewandelt? Ich habe gesiegt — ich habe alle überdauert — ich glaube, ich bin einer, der nicht sterben kann — und möchte es doch zuweilen — — Kind, sei wieder ruhig — vergiß, was du gesehn. Ich verspreche dir, daß ich künftig leichtsinnige, flachgesinnte Weiber, die kein Vaterlandsgefühl haben, kein Gefühl für Ehre und Schmach ihrer Nation, nicht mehr töten, sondern nur mit Ruten blutig peitschen lassen will. — Sei wieder ruhig, Kind!

Siehst du, Leonore,
Heut bin ich wie ein Mann, der einen Berg
Bestiegen hat. Am Gipfel angelangt,
Streckt er zur Rast sich hin und blickt zurück
Auf den durchmeßnen Weg. Bedeutsam wird
Ihm jetzt, woran er in des Wanderns Eile
Fast ohne Seitenblick vorüberging.

Auch wie ein Krieger bin ich: in des Kampfs
Gewühl und Lärm — merkt er die Blume wohl,
Die auf dem Schlachtfeld blüht? Doch nach dem Sieg
Streckt er sich neben sie vielleicht zur Rast,
Erblickt sie, bückt sich nieder, labt sein Aug'
An ihrer reinen Schöne. Du, Leonore,
Bist eine solche reine, stille Blume!
Wie sehr bedaur' ich, daß ein Tropfen Blut
Des Kampfgewühls, das ringsumher noch tost,
Bespritzt dich hat — getrübt den reinen Schmelz!
O schüttl' ihn ab, den Tropfen, liebes Kind!
Sei wieder hold und heiter wie zuvor!

**Leonore.** Ach, Bürger Robespierre, ich war einst so glücklich!

**Robespierre** (sie sanft anblickend). Beruhige dich, Kind!

**Leonore** (ihre Tränen trocknend). Ja, Bürger Robespierre!

**Robespierre** (ihre Hand ergreifend). Überwinde dich und denke wieder gut von mir!

**Leonore.** Ja, Bürger Robespierre!

**Robespierre** (haucht einen Kuß auf ihre Stirn). Was zitterst du?

**Leonore.** Eure Lippe ist kalt, Bürger Robespierre!

**Robespierre.** Närrchen, sie brennt, aber deine Stirn ist noch heißer. Lächle wieder, Leonore; ich will's (streng). Hörst du? Ich will's! Lächle, sag' ich!

**Leonore.** Ich will's versuchen, Bürger Robespierre!

**Robespierre** (seinen Arm ruhig um ihren Hals legend). Mir gefällt dein schöner, weißer Schwanenhals, Mädchen! — Die rote Korallenschnur schlingt sich so schön um diesen weißen Hals — wie eine Blutspur läuft sie ringsherum — —

**Leonore** (schaudernd). O Gott! Hinweg! Hinweg! (Will fort.)

**Robespierre.** Bleib! (Will sie zurückhalten.)

**Leonore** (sich losreißend). Ich kann nicht, o Gott! Ich kann nicht!

**Robespierre** (aufbrausend). Törichtes Geschöpf! (Sie entflieht.)

**Robespierre** (nach einer Pause).

Ei seht, ei seht, ein Mädchen, fast noch Kind,
Sie wagt — — (Sich an die Stirne greifend.)
Ha, Robespierre, besinne dich! —
Was war das, Robespierre? Ha, du warst schwach —
Schwach, schwach das erstemal in deinem Leben!
(Auf einen Stuhl niedersinkend, nachdenklich.)

Was war das Weib bisher in meinem Sein? —
Ein weißer, sanftgebogner Schwanenhals,
Ein zarter Busen, eine Rosenwange,
Ein weißer, weicher, linder Mädchenarm —
Was war mir das? — Und nun? Hat mich das Glück
Des Tages so berauscht? Hat die Marquise
Mir einen Zaubertrank kredenzt im Becher?

(In Träumerei versinkend.)

An einen weichen Busen sich zu schmiegen,
An einer süßen Lippe hängen — seltsam!
Mein Leben floß dahin, und ich, nicht einen
Gedanken hatt' ich dafür im Gehirn,
Nicht ein Gefühl dafür im Herzen übrig — —
Ha, Lipp' an Lippe — Herz an Herz — und Welt
Und Zeit und sich vergessen — — (Aufspringend.)
Leonore!
Wo bist du? Komm! Wo bist du, Leonore? — —
Sie kehrt nicht wieder, und ich bin allein —
Allein — mich faßt ein Graun — ein Groll zugleich — —
Was ist das, Robespierre? Schmach über dich!
Erhebt sich wider dich dein eigen Ich,
Dein überwundnes Selbst? Und stellt der Mensch
In dir, der unterdrückte, rebellierend,
Als neuer Robespierre sich gegenüber
Dem alten Robespierre? — Fort, Doppelgänger!
Fort! — Oder war der falsche Doppelgänger
Der alte Robespierre, der geisterhaft
Als blut'ges Schreckgespenst die Welt durchschritt,
Und der den warmen, den lebendigen,
Den Robespierre mit Fleisch und Blut verdrängte?

(Sich aufraffend.)

Genug, genug! Ruf' dich nicht selber an,
Nachtwandler Robespierre! 's ist deine Sendung,
Zu wandeln schwindellos auf steilstem Grat,
Geschloßnen Auges — —
O einfältig Mägdlein!
Warum empört in deinem Kindesherzen
So die Natur sich schaudernd gegen mich?
Du armes Kind! — Ei freilich, freilich wohl,
Es ist ein eignes Ding um Menschenblut —

Doch, war mein Herz nicht rein? Ist's meine Schuld,
Daß sich die Glutgedanken dieses Hirns
Als lebensdurst'ge Schatten vor mich stellten,
Den Schatten des Homer im Hades gleich,
Die, um sich zu beleben, zu erwärmen,
Blut trinken mußten, warmes Opferblut?
Ist's meine Schuld, daß sie, Vampiren gleich,
Um sich zu lösen aus dem starren Tod,
Ihr Sein zu fristen in der Erdennacht,
Verurteilt sind, erbarmungslos zu saugen
Die roten Säfte der Lebendigen?
Ist's meine Schuld, daß dies Geschlecht so klein,
Zerfahren, elend ist, daß nur der Schrecken
Es vorwärts treibt auf grader Bahn zum Ziel? —
  Die ganze Last der Republik, sie ruht
Auf mir allein. Ich habe, was um mich
Her stand, und was die Last mir tragen half, vernichtet.
Das Feindliche um mich — es ist vertilgt,
Und das Verwandte in mir aufgegangen.
Nur schnöde Halbheit, Mittelmäßigkeit,
Ist's, was noch neben mir mein Leben fristet
Und töricht keck sich aufbäumt wider mich.
Die Freiheit und die Republik, sie ruhn
Auf diesen Schultern. Wenn ich untergehe,
So fällt der stolze, kühngetürmte Bau,
Die Umkehr bricht herein mit Allgewalt,
Und dieser Schreckenszeit Geschichte bleibt
Ein grausenhaftes Märchen ohne Sinn,
Ein zwecklos wildes, tolles Unterfangen
Für alle Folgezeit. — Was du begonnen,
Vollende, Robespierre! Wo nicht, so stirb! —
Harr' aus, harr' aus und wage, Robespierre!
Sei nicht ein Schaukelkahn auf wilder Flut!
Sei treu dir selbst, treu bis zum letzten Hauch!
Mehr kann kein Mensch. Denn ein Verhängnis gärt
Im Blut und reißt es fort — ein Weltgeschick —
Nur es erfüllen heißt es überwinden!

(Der Vorhang fällt.)

---

# Fünfter Aufzug.

## Erste Szene.

(Sitzungssaal des Konvents. **Tallien** tritt ein im Gespräch mit **Billaud**, sehr munter in Mienen und Gebärden.)

**Billaud.** Du spielst va banque, Tallien!

**Tallien.** So ist's. — Ich weide mich im voraus an der Verblüffung der ganzen ehrenwerten Versammlung, wenn ich im entscheidenden Moment urplötzlich die Bombe platzen lasse —

**Billaud.** Du wagst zu viel!

**Tallien** (lachend). Einer, der den Strick um den Hals hat und eben gehängt werden soll, kann nie zu viel wagen. Robespierre ist nicht mehr imstande, mich auf die Liste zu setzen, denn ich — stehe schon drauf. Das Gefühl einer solchen Lage gibt Zuversicht und eine vortreffliche Laune.

**Billaud.** Das merk' ich. Du bist so munter und aufgeweckt, wie ich dich lange nicht gesehen. Ich glaube, du kommst von einem feinen Dejeuner bei der Gräfin Cabarrus. Deine Augen leuchten wie abgeschiedene Seelen von Champagnerflaschen, denen die Hälse gebrochen worden.

**Tallien** (lachend). Bin ich aufgeregt? Du wirst heute noch meine Ruhe bewundern — Robespierre wird ein Stümper gegen mich sein, was Ruhe betrifft —

**Billaud.** Womit willst du aber den andern Mut machen?

**Tallien.** Mit ihrer Angst. Wissen sie erst, daß das Beil über ihnen hängt, so wird es ihnen ergehen wie zitternden jungen Hunden, die man ins Wasser wirft, und die zu ihrer Verwunderung merken, daß sie schwimmen können. Gib acht, wie sie aufkochen, wenn ich ihnen sage, daß Robespierre sich heut' zum Diktator ausrufen läßt, und daß er dazu eine Festhekatombe von Volksvertretern schlachten lassen will —

**Billaud.** Das alles ist aber doch nicht eigentlich gewiß —

**Tallien.** Nein, das nicht. Aber der Wahlspruch Robespierres: „Mit allen Mitteln!" muß sich auch an ihm selber bewähren. Dieser Robespierre kann wie ein großer Feldherr nur mit seinen eigenen Listen geschlagen werden. Wer nichts gelernt hat von ihm, der ist ihm nicht gewachsen.

(Deputierte von der Partei des Berges treten ein.)

**Tallien** (ihnen die Hand schüttelnd). Alle Vetter, warum so nachdenklich?

**Erster Deputierter.** Ein erregter, unheimlicher Tag —

**Zweiter.** Man sagt, daß Robespierre heut' zum erstenmal wieder im Konvent erscheinen und eine wichtige Rede halten werde —

**Dritter.** Nachdem er einige Wochen wie verschollen gewesen —

**Vierter.** Er macht es zuweilen wie der Fuchs: er stellt sich tot —

**Fünfter.** Gestern abend sah ich ihn doch über die Gasse huschen; aber sein Mietsherr Duplay ging hinter ihm drein, mit einem Prügel bewaffnet, nicht viel dünner als mein Arm —

**Erster.** Da begab er sich in den Jakobinerklub.

**Tallien.** Natürlich — Heerschau zu halten für den Entscheidungstag —

**Erster Deputierter.** Möglich, daß er in diesen Wochen bei der Studierlampe wieder eine vernichtende Rede ausgegrübelt hat —

**Tallien.** Was Lampe — die Augen eines Tigers haben ihm nächtlich dazu geleuchtet. Was Robespierre heut' in den Konvent mitbringt, ist eine Proskriptionsliste, so lang wie ein Kometenschweif. Auf dieser Liste stehen alle, die nicht durch das Guckloch schauen wollen, welches Madame Theot gestochen hat in die Theaterkortine des Jenseits. Männer vom Berge! wisset, daß Robespierre geäußert hat, ein langer Nachtrab von Hebertisten sei immer noch übrig, und diesem müsse man endlich völlig den Garaus machen —

**Erster Deputierter.** Man wird sich zu verteidigen wissen.

**Tallien.** Zuvorkommender Angriff ist die beste Verteidigung. (Andere Deputierte, der Ebene angehörig, sind inzwischen eingetreten.) Männer von der Ebene, seid gegrüßt! Heut' ist der Tag, wo sich die Extreme der Parteien berühren müssen, um einen festen Ring, eine Handschelle zu bilden für einen gewissen dreiköpfigen Zerberus. Die Häupter eurer Partei sind schon insgeheim davon verständigt. Es gilt eine Defensiv- und Offensiv-Allianz wider den großen Hecht im Karpfenteich der Republik.

**Erster Deputierter von der Ebene.** Wider Robespierre? Der hockt ja seit Wochen wieder zu Hause, als säß' er auf einem Taubenei und müßte daraus den heiligen Geist ausbrüten —

**Tallien.** Gebt acht, es ist ein Basiliskenpaar, was er ausbrütet.

**Der Deputierte.** Das wäre?

**Tallien.** Die Diktatur und eine Proskriptionsliste! — Männer von der Ebene, wißt ihr, daß Robespierre behauptet, ein

langer Nachtrab von *Girondisten* und *Dantonisten* sei noch übrig und müsse nun endlich vollends ausgerottet werden. Brave Leute von der Ebene, wann wollt ihr uns die Hände reichen zum Bunde *wider den*?

**Zweiter Deputierter von der Ebene.** Aus der Ebene ist er nicht hervorgegangen, sondern aus dem Berg —

**Tallien.** Dann hat der Berg eine Maus geboren, und es wird für diese Maus sich eine Katze finden. Eure Hände! (Schüttelt ihnen die Hände. *Barère* tritt ein.) Siehst du, Barère, den Tag deiner Präsidentschaft bezeichnet ein Phänomen, ein Wunder: *Berg und Tal* kommen heute zusammen!

**Barère.** Brausekopf Tallien, du bringst uns ins Verderben!

**Billaud.** Laß ihn; er hat heute besser als je gefrühstückt —

**Barère.** Bei der schönen spanischen Gräfin? Sie macht einen Sprudelkopf aus ihm.

**Billaud.** Im Gegenteil. Sie hat ihn zahm gemacht, den einstigen Septembermann, wie einen Papagei. Er pickt jetzt Zucker aus ihrer Hand und nippt süßen Wein aus ihrem Fingerhut.

**Tallien** (trällernd und tänzelnd). Wie sang Danton? „Es lebe das Leben, das rosige, helle" —

**Barère.** Freund, es ist gefährlich, Dantons Erbschaft anzutreten! — Wißt ihr, daß Collot d'Herbois gestern im Jakobinerklub bald eine halbe Elle kaltes Eisen in den Leib bekommen hätte?

**Tallien.** Trotz der frischen Wunde für das Vaterland von des Meuchelmörders Dolch?

**Barère.** Sie lachten seiner, als er darauf hinwies.

**Tallien** (lachend). Ich hätt' ihn sehen mögen, den wilden Collot nach diesem Abenteuer!

**Barère.** Da kommt er selbst! (Collot tritt ein.)

**Tallien.** Ist dein Grimm verraucht, sehr ehrenwerter und tapferer Collot?

**Collot.** Ich weiß, daß auf der Rednerbühne gegen Robespierre nichts auszurichten ist. Aber ich erwürge ihn, bevor er sie wieder besteigt — ihn und seine beiden Schächer — mit dieser Faust —

**Barère.** Du bemerkst sehr richtig, daß auf der Rednerbühne gegen ihn nichts auszurichten ist. Er wird heut' erscheinen und sprechen wie sonst, und recht behalten wie sonst.

**Einer von den Deputierten, die inzwischen eingetreten.** Er wird *nicht* kommen, sag' ich euch — wenigstens nicht, um eine Rede zu halten. Wenn er kommt, so kommt er an der Spitze des

insurgierten Volks, um den Konvent zu sprengen. Vorzeichen davon haben wir auf dem Wege hieher bemerkt. Auf dem Stadthause gaben in jüngster Zeit seine Kreaturen den Ton an. Henriot ist für jeden zu haben, der dem Konvent zu Leibe geht. Robespierre wird nicht kommen, sag' ich euch noch einmal — wenigstens nicht so, wie ihr meint. Im Hof des Stadthauses wimmelt's von Soldaten; auf einigen Brücken und auf dem Karussellplatze sollen Batterien aufgefahren sein. — Er wird nicht kommen, sag' ich euch, er wird nicht kommen — — (blickt auf einmal betroffen starr in die Szene, das Wort stockt ihm im Munde, alle folgen der Richtung seines Blicks mit gleicher Betroffenheit).

**Einige Stimmen.** Er kommt!

**Robespierre** (tritt ein, während alles im Saale wie auf einen Schlag verstummt. Er schreitet ruhig und gemessen, ohne seitwärts zu blicken, vor; an seiner Seite St. Just).

**Stimmen.** Zu den Sitzen! (Die Deputierten nehmen ihre Plätze ein, Barère den Präsidentenstuhl.)

**Tallien** (lächelnd, für sich). Der Meister der Schule tritt unter die Knaben — — wohlauf! zu gutem Glück! (Er begibt sich auf seinen Platz, ganz im Vordergrunde, so nahe als möglich den Zuschauern. Couthon wird in einer Sänfte hereingetragen, und setzt sich, von Dienern unterstützt, neben St. Just.)

**Robespierre** (besteigt unter allgemeiner Spannung die Rednerbühne und spricht scharf akzentuierend, aber mit Ruhe). Ich will von dem, was ich heute vorzubringen gedenke, vorläufig nur weniges andeuten. Als das französische Volk sich seine Freiheit erkämpfte, da erschien nichts wunderbarer vor ganz Europa, als die bisher in der Geschichte der Völker unerhörte Energie, mit welcher es dies tat; und nachdem es geschehen, übertrifft wieder die rasche Ermattung, die Lauheit, welche Frankreich in der Behauptung und in der Befestigung der Freiheit zeigt, alle Erwartung. Der Mangel einheitlichen Denkens, einheitlichen Strebens, einheitlich konzentrierter Kraft ist schuld, daß wir aus dem Zustande der Revolution noch immer nicht in den eigentlichen Normalzustand einer geordneten Republik haben gelangen können. Das Volk will endlich in befestigten Zuständen die Frucht seiner Bemühungen ruhig genießen — und doch hat das Verständnis des strengen republikanischen Gedankens die Massen noch lange nicht genug durchdrungen. In der Armee greift ein Kult ausschließlich militärischen Geistes um sich, der dem echten Bürgersinn gefähr-

lich wird. In den leitenden Behörden Frankreichs, im Konvent und im Wohlfahrtsausschuß, besteht trotz scheinbarer äußerer Fügsamkeit ein heimlicher Antagonismus, der um so bedenklicher ist, da er keineswegs den Widerstreit energievoll gegeneinander gespannter Prinzipien und Kräfte vorstellt, sondern mehr dem Aneinanderschlagen unsicher im Winde schwankender Halme zu vergleichen sein möchte. Was von Leidenschaft noch zutage tritt, das beruht gar nicht mehr auf der Erbitterung zwiespältiger Meinungen — denn in dieser Beziehung ist man beinahe stumpf und apathisch geworden —, sondern auf persönlichen Sympathien und Antipathien, welche sozusagen als Niederschlag früherer Gärungen und Kämpfe zurückgeblieben sind. Wiewohl ein Symptom der Schwäche, ist dieser Antagonismus doch stark genug, den Erfolg aller bessern Bestrebungen zu verzögern. Neid und kleinliche Eifersucht hängen sich mit Zentnerlast an die Schritte der Tätigen. So hat man mich Tyrann, Diktator gescholten. Was bin ich in Wahrheit? Einer von den siebenhundert Vertretern des Volkes, einer von den zehn Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses. Sechshundertneunundneunzig Männer im Konvent, neun im Wohlfahrtsausschuß besitzen genau dieselbe Macht wie ich. Meine, auf legalem Wege gemachten Vorschläge sind häufig von euch angenommen worden — das ist alles. Wer zu beweisen imstande, daß Robespierre auch nur ein einziges Mal aus eigener angemaßter Machtvollkommenheit gehandelt, der trete hervor! Daß ich durchaus nicht unumschränkt herrsche, daß nicht immer meine Ideen es sind, welche durchdringen, beweist am besten der Zustand unseres Gemeinwesens, auf den ich soeben hingedeutet. Dieser Zustand vermindert die Konsolidierung der Republik, sowie ihre Spann- und Widerstandskraft nach außen. Noch immer erhebt der Royalismus kühn sein Haupt, und immer gibt es sogar in unserer Mitte noch Männer, welche bewußt oder unbewußt reaktionäre Pläne begünstigen. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich der Meinung bin, man müsse sie unschädlich machen. Auch sonst ist in Erwägung zu ziehen, ob die gegenwärtigen Formen der Staatsverwaltung nicht einer Veränderung bedürfen. Mir genügt es für den Augenblick, auf diese Punkte hingewiesen zu haben. Ich behalte mir vor, sobald andere sich ausgesprochen, neuerdings das Wort zu ergreifen. (Verläßt die Tribüne.)

**St. Just.** Ich beantrage, daß diese Erklärung Robespierres gedruckt werde, wie es Brauch ist bei Erklärungen, auf welche der Konvent ein besonderes Gewicht legt.

**Couthon.** Ich beantrage überdies, daß man sie versende an

alle Gemeinden Frankreichs, wie es Brauch ist bei den wichtigsten und entscheidendsten Kundgebungen im Konvent.

**Barère.** Ich fordere die Versammlung auf, durch Erheben von den Sitzen zu entscheiden, ob die Erklärungen Robespierres gedruckt und an alle Gemeinden Frankreichs versendet werden sollen. (Die Versammlung erhebt sich mit Ausnahme Talliens und einiger, welche neben ihm sitzen, und die er zurückhält.) Der Vorschlag ist angenommen.

**Tallien** (für sich). Knechtische, feige Gesellen! — Würde sofort die Diktatur beantragt, so würden sie votieren! — Es ist Zeit, die Bombe platzen zu lassen. — Präsident, das Wort! (Er besteigt die Tribüne.) Wenn ich Robespierres Andeutungen nicht gänzlich mißverstanden habe, so herrscht in der leitenden Behörde Frankreichs, im Wohlfahrtsausschuß, ein Zerwürfnis. — Barère, Tagespräsident der Versammlung und Mitglied des genannten Ausschusses, ich frage dich im Namen der Vertreter des Volkes, besteht ein solches Zerwürfnis?

**Barère.** Wüßte nicht. Es besteht unter den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses ein völliger Einklang in allen wesentlichen Punkten —

**Tallien.** Das freut mich zu hören. (Mit ruhiger, aber schneidender Ironie fortfahrend.) „Völliger Einklang in allen wesentlichen Punkten“ — also wohl auch darin, daß es nachgerade rätlich erscheint, die Gewalten Frankreichs in der Hand eines einzigen, eines Diktators, zu vereinigen? Irr' ich nicht, so ist für dies Ehrenamt ein Mann in Aussicht genommen, für welchen besagter Titel eher zu bescheiden, als zu volksfeindlich klingt, wenn es nämlich wahr ist, daß man kürzlich unter der Bettmatratze der Madame Theot Proklamationen gefunden, in welchen jener Volksvertreter bezeichnet wird als Prophet, als neuer Messias, ja, wenn ich recht gehört habe, gar als ein neuer König in Israel —

**Robespierre** (zur Tribüne schreitend). Ich verlange das Wort, Präsident!

**Tallien** (ruhig). Wer hat das Wort, Barère?

**Barère.** Robespierre.

**Tallien** (immer ruhig, ironisch). Meinst du? Er hat das Wort? — Nun — so hab' ich etwas Besseres! (Er zieht plötzlich den von der Gräfin Cabarrus erhaltenen Dolch und zückt ihn auf Robespierre — große Sensation.)

**Barère** (erschrocken). Tallien, du bist verrückt!

**Tallien** (lächelnd und ruhig wie zuvor). Erschrick nicht, Barère!

— Keine Furcht, Freunde! — Der Mann, wie ihr ihn da seht, wird nicht mir, noch euch mehr schaden. Denn — daß ihr es nur wißt — er ist ein Verräter, und ich stoß' ihn nieder mit diesem Dolch, wenn ihr ihn nicht auf der Stelle in Anklagestand versetzt! — Was gafft ihr mich an? — Tu ich so Ungemeines? Wage ich mich an ein übermenschliches Wesen? Nein! Der Mann da blinzelt so gut als einer, wenn er ins Licht guckt, oder wenn ihm die blanke Spitze eines Degens vor die Nase gehalten wird. Er ist zurückgetaumelt so gut als ein anderer im ersten Augenblick, als ich vom Leder zog, und erst im zweiten hat er die stoische Larve wieder aufgerafft, die ihm entfallen. — Hinter den Löchern dieser Larve glotzt ein Armensündergesicht so gut als eines —

**Barère.** Ich entziehe Tallien das Wort!

**Robespierre** (der ihn schon lange mit strengen Blicken zum Einschreiten aufgefordert). Endlich!

**Tallien** (ohne darauf zu achten — Robespierre beiseite schiebend). Seht ihr, mit einem Ellbogen dränge ich ihn weg — er ist wahrhaftig kein Standbild von Erz oder Marmor — er ist ein Mann von Fleisch und Blut — was sag' ich? Ein Männchen. — Seht, so ohnmächtig sind die Gewaltigen, wenn man ihnen etwas näher auf den Leib rückt! — Nichts leichter als einen Tyrannen zu stürzen. Jeder vermag's, jeder will's, nur der erste zu sein hat keiner den Mut — wohlan, er ist gefunden, der erste! — Vorwärts! Gebrochen ist der Bann — der Rest ist Kinderspiel —

**Robespierre** (der bisher seine ruhige Haltung bewahrt). Präsident, wer hat das Wort?

**Barère.** Du, Robespierre!

**Robespierre.** Ich habe das Wort, Tallien!

**Tallien.** Du hast es lange genug gehabt, Tyrann!

**Robespierre** (gemessen). Volksvertreter, wer hat das Wort?

**Stimmen.** Robespierre; **andere**: Tallien! Tallien!

(Robespierre wirft einen Blick des Erstaunens und des aufwallenden Zornes auf die Versammlung und will Tallien beiseite drängen; dieser zückt neuerdings den Dolch auf ihn.)

**St. Just** (eilt zur Tribüne, seinen Degen entblößend). Nichtswürdiger Schwätzer, hinweg! Das Wort, Barère! Ich will ergänzen, was Robespierre gesagt hat!

**Tallien.** Die Diktatur, Verräter, die Diktatur willst du beantragen! (St. Just zückt den Dolch auf ihn. Rufe: „Zur Ordnung! Zur Ordnung!" Der Präsident läutet.)

**Robespierre** (entreißt St. Just den Dolch, gleichzeitig zieht Tallien aus der Brust St. Justs eine Papierrolle).

**Tallien** (die Rolle entfaltend). Die Proskriptionsliste! — — Ich der erste! — Haha! — Collot d'Herbois, du bist der nächste nach mir!

**St. Just** (will sich neuerdings auf Tallien stürzen).

**Robespierre** (hält ihn zurück). Keine Gewalt, St. Just!

**St. Just** (unmutig den Degen in die Scheide stoßend). Pedanterie bis zum letzten Augenblick! (Er verläßt die Tribüne.)

**Tallien** (fährt fort). Der Dritte ist Bourdon — dann folgt Vadier — dann — wer nicht? Der halbe Konvent steht auf der Liste! (Sensation und Entrüstung.)

**Robespierre** (seine Ruhe bewahrend). Wie lange hat der Konvent noch ein Ohr für das Geschwätz des Verrückten?

**Tallien.** Wer je ein Wort gegen Robespierre unter Freunden gesprochen, der wisse, daß er auf dieser Rolle steht! — Aber es tut nichts. Nur Mut! Nein — nicht einmal das. — Ich sag' euch ja, er kann keinem Menschenkinde mehr schaden — nur als Gefangener oder tot verläßt er dies Haus!

**Robespierre.** Steh' ich unter den Vertretern des Volks von Frankreich oder vor dem Publikum einer Gauklerbude, das sich ergötzt an einem plumpen Possenspiel? Oder ist's ein Fiebertraum, der mein Gehirn verwirrt?

**Tallien.** Allerdings — ein Traum, aus welchem du nicht mehr erwachen wirst in diesem Leben! — Ich schwöre euch, sein Kopf rollt unter dem Beil der Guillotine so leicht weg als ein anderer. — — Habt ihr nicht davon gehört, welche Reden gefallen sind im Salon der Marquise von St. Amaranthe? Da ließ im Kreise der Aristokraten unser Robespierre sich huldigen als Diktator von Frankreich! Nur müsse, sprach er, vorher noch der halbe Konvent in den Sack niesen —

**Robespierre** (lächelt verachtungsvoll).

**Couthon.** Du lügst unverschämt, Tallien!

**Tallien.** Diktator von Frankreich, und der halbe Konvent auf der Liste — das war die Parole, sag' ich euch. — Collot, hast du gehört? Du bist der Zweite in dieser Rolle —

**Collot.** Gestern sah ich den Mann dort (auf Robespierre deutend) Krokodilstränen weinen im Jakobinerklub über die „Tücke seiner Gegner", hört' ihn solange die Betörten stacheln, bis sie ihn aufforderten, zu handeln, den Konvent zu sprengen — ich stand im

Hintergrund — hörte, wie sie den Konvent verwünschten, den Wohlfahrtsausschuß — plötzlich wurden die ärgsten der fanatischen Rotte meiner gewahr — mit Fingern wiesen sie auf mich — ich wollte reden — wildes Geschrei übertäubte meine Stimme — Messer wurden über meinem Haupte gezückt — mit genauer Not entrann ich —

**Tallien.** Hört ihr's? Offener Kampf! Was wollt ihr mehr? — Bourdon, du bist auf der Liste der Dritte —

**Bourdon.** Ich wußt' es. Seit Monaten verfolgen mich die Spione Robespierres — bis an die Wirtstafel, an welcher ich speiste — bis ins Haus meiner Verlobten —

**Tallien.** Dionys von Syrakus war nicht besser bedient. Man traute hier in Paris seinem eignen Schatten nicht mehr — er konnte ein Spion sein im Dienste Robespierres.

**Robespierre** (ernst und gemessen). Präsident, ich fordere dich zum letztenmal auf, tu' deine Pflicht!

**Barère.** Ich frage die Versammlung: Wer soll sprechen?

**Einzelne Stimmen.** Robespierre!

**Die Mehrzahl.** Tallien! Tallien!

**Tallien.** Hörst du? — Vadier, du bist der Vierte!

**Vadier.** Doch nicht der Letzte? — Soll ich euch sagen, wie Robespierre dachte vom Konvent? Als die Rede davon war, zwanzig gute Köpfe aus dem Konvent in die Provinzen zu schicken, da hört' ich ihn klagen: „Wo find' ich die zwanzig im Konvent? Was einen Kopf hatte, das ist geköpft — der Rest hat keinen zu verlieren!" Und nun verschmäht er sie doch nicht, unsere Köpfe? (Entrüstung, Rufe: „Nieder mit Robespierre!")

**Tallien.** O, er hat die Menschen verachtet, wie kein Tiberius, kein Caligula vor ihm! — Blick' nicht nach der Türe, Robespierre, sie ist mit keinem Erretter für dich trächtig!

**Stimmen.** Nieder mit Robespierre!

**Tallien.** Hörst du? Die Aussichten für dein Leben vermehren sich — es ist wenig Gefahr, daß du tot diese Räume verlassest — du wirst sie als Angeklagter verlassen —

**Robespierre** (wendet sich von der Tribüne aus ein paar Stufen aufwärts zu den Männern des „Berges"). Alte Kampfgenossen, warum verstummt ihr?

**Stimmen der Männer vom Berge.** Du hast dich verbündet mit dem Aberglauben! — Du hast dich mit der Wahrsagerin im Kreise der Aristokraten eingelassen! — Du bist nicht mehr einer der Unsern!

**Robespierre** (mit spöttisch-mitleidigem Lächeln sich auf seinen Sitz niederlassend). O Torheit! O Verblendung!

**Stimmen.** Hinweg! An dieser Stelle saß Danton!

**Robespierre** (bitter lächelnd). Warum habt ihr ihn nicht verteidigt, da er lebte? (Er erhebt sich und schreitet einige Stufen hinunter zur „Ebene" – Tallien mit dem Dolch immer in seiner Nähe.) Männer der Ebene! Ihr habt vielleicht würdigen gelernt in dieser letzten Zeit, was Robespierre erstrebte —

**Stimmen der Männer von der Ebene.** Blut klebt an deinen Händen, Robespierre! Weiche von uns!

**Robespierre.** O Stumpfsinn! O Armseligkeit des Menschengeschlechts! (Er läßt sich auf einen nahen Sitz nieder.)

**Stimmen.** Hinweg! Hier saß Vergniaud, das beredte Haupt der Girondisten!

**Robespierre** (erhebt sich schaudernd). Der Verräter!

**Stimmen.** Du schauderst?

**Robespierre.** Nicht vor den Gespenstern derjenigen, die ich als Lebende nicht gefürchtet! Ihr aber seht zu, daß ihr einst den Schauder bezwingt vor der Stelle, wo Robespierre gesessen unter euch! (Unheimliche Pause. — Robespierre besteigt neuerdings die Tribüne.) Ich verlange das Wort zur Verteidigung, wie es selbst Marat nicht versagt wurde —

**Tallien.** Wollt ihr ihn zu Wort kommen lassen?

**Wüstes Geschrei.** Nein! Nein! Nieder mit Robespierre!

**Robespierre** (aufbrausend, mit vor Erregung kreischender Stimme). Präsident von Straßenräubern! Das Wort! Das Wort!

**Tallien** (mit ruhigem Spott). Schone dich, Robespierre! Du bist heiser — heiser wie Danton! — Nemesis! —

**Robespierre** (leidenschaftlich erregt). Nicht so heiser, um nicht zu sagen, daß ich euch alle verachte!

**Tallien.** Wir wissen's. Aber die Zeit ist um, wo deine zornig gehobene Braue ein aufgehobenes Guillotinemesser bedeutete! Ich fordere den Präsidenten auf, abstimmen zu lassen über den Antrag: daß Robespierre sofort verhaftet und in Anklagezustand versetzt werde wegen Konspiration gegen den Bestand der Republik! — Was zögerst du, Präsident? Etwa infolge der „vortrefflichen Harmonie", die, wie du versichert hast, zwischen dem Wohlfahrtsausschuß und Robespierre besteht?

**Barère** (eingeschüchtert). Ich besinne mich keinen Augenblick, den wohlbegründeten Antrag zur Abstimmung zu bringen. Ich

leugne gar nicht, daß Robespierre im Wohlfahrtsausschuß wie im Konvent eine nicht wohl berechtigte Präpotenz ausgeübt hat. Ich befinde mich in diesem Punkte mit dem Hause in völligem Einklang —

**Couthon.** Mann des völligen Einklangs! Nimm lieber die Rede aus der Tasche, die du heute zu halten gedachtest zugunsten Robespierres — bevor du nämlich noch wußtest, daß der politische Wind nicht immer geradeaus fährt wie eine Flintenkugel, sondern manchmal verdammt plötzlich um die Ecke springt —

**St. Just** (zu Barère tretend). Robespierre angeklagt? Hier mein Degen, Präsident! Ich teile sein Schicksal.

**Tallien.** Natürlich: Robespierre, St. Just, Couthon — die heilige Dreifaltigkeit der Guillotine — das Triumvirat, das über unsere Leichen hin Frankreichs Thron zu besteigen gedachte —

**Couthon** (mit ironischem Lächeln auf seine lahmen Beine deutend). Einen Thron besteigen — mit diesen Beinen?

**Barère.** Ich fordere die Versammlung auf, über die Annahme des Antrages Talliens durch Erheben von den Sitzen abzustimmen! (Der ganze Konvent erhebt sich.) Mit Einhelligkeit! Der Anklage- und Verhaftsbefehl gegen Robespierre, St. Just und Couthon wegen Konspiration gegen den Bestand der Republik ist also gefaßt.

**Geschrei:** Es lebe die Republik!

**Robespierre** (bitter lachend). Die Republik? Sie ist verloren mit dem heutigen Tage!

**Geschrei:** Nieder mit dem Tyrannen!

**Robespierre** (neuerdings höhnisch auflachend). „Mit dem Tyrannen!" Wär' ich Tyrann, so wär' ich gekommen an der Spitze des bewaffneten Volkes — hätte getan wie Cromwell — und zu meinen Füßen würden, die jetzt hier wider mich bellen, sich schmiegen! — Gestern war ich euch der Unbestechliche, der Gerechte, der Große, der Genius Frankreichs — heut' bin ich euch ein Verbrecher! Ihr aber, hört! Ihr seid mir heute wie gestern dieselben: armselige Wetterfahnen, Spielbälle vor dem Hauche des Augenblicks —

**Geschrei:** Nieder mit Robespierre!

**Robespierre.** Ihr verurteilt mich zum Tode — ich euch zur Knechtschaft für ein neues Jahrhundert!

**Verstärktes Geschrei:** Nieder mit Robespierre!

**Robespierre:** Die Ferse der Könige wird sich stemmen auf euren gebeugten Nacken —

**Allgemeines Toben und Lärmen:** Nieder mit Robespierre!

**Robespierre.** Ich verachte euch — aber ich achte das Prinzip,

auf Grund dessen ihr mich zur Rechenschaft zieht — es ist das Prinzip, für das ich gelebt und gekämpft! — Ihr stellt mich vor die Richter — wohlan! Vor diesen werde ich das Wort zu gelassener Verteidigung zurückerhalten, das ihr mir hier entzogen habt! Ich achte euren Spruch! Büttel des Konvents, tut, was eures Amtes ist!

**Couthon** (mit schneidender Ironie). Büttel des Konvents, geduldet euch noch eine Weile! Wer weiß, was die Vertreter des souveränen Volkes noch zu beschließen finden! Was haben sie heut' nicht schon alles beschlossen! Erst dekretierte diese ehrenwerte Versammlung den Druck und die Versendung der Rede Robespierres — hierauf dekretierte dieselbe ehrenwerte Versammlung die Verhaftung und Anklage desselben Robespierre — das eine wie das andere, weil sich eben für jedes einer fand, der es vorschlug — wäre die Ernennung desselben Robespierre zum Diktator beantragt worden, so hätte ebenderselbe Konvent die Ernennung ebendesselben Robespierre zum Diktator dekretiert —

**Geschrei:** Nieder mit Couthon!

**Couthon.** Nun, nun, gönnt doch einem geschwätzigen alten Manne die paar Worte — 's ist ja keine Gefahr mehr dabei — Ai, ai, meine Beine! sie rumoren doppelt, seit mein altes Liebchen, die Freiheit, eine blödsinnige Metze geworden, die jedem ein Ja zunickt! — Hi, hi! sie ist zum Totlachen, liebe Freunde, diese republikanische Abstimmungsposse, dieses Majoritätenkegelspiel! Ai! ai! ich kann nicht mehr lachen, wie ich wollte. — Liebe Büttel, tragt doch den alten Couthon lieber ohne weiteres ins Gefängnis! — So kommt doch, faßt ihn an, den alten lahmen Couthon; ihr seht ja, daß seine Beine so schwach geworden sind, wie die der Republik!

**Barère.** Gendarmen, ergreift die Angeklagten und führt sie in die Conciergerie! (Die Gendarmen zögern, auf Robespierre zuzugehen.)

**Robespierre** (ihnen zuherrschend). Habt ihr gehört? Gehorsam dem Gesetz! Tut eure Pflicht! (Sie gehen auf ihn zu, nehmen ihn sowie St. Just in die Mitte, während andere sich anschicken, Couthon hinwegzutragen.)

**St. Just.** Fürchtest du nicht das Volk, Tallien?

**Tallien.** Nein, St. Just! Robespierre hat uns bei der Beseitigung der Dantonisten gezeigt, wie solche Prozeduren rasch und sicher auszuführen sind —

**St. Just.** Nachahmer sind meist unglücklich, Tallien! — Vorwärts! (Zu den Bütteln.) Ihr bringt uns, indem ihr uns aus diesen Räumen führt, von unsern Feinden weg zu unsern Freunden! — Euer Urteilsspruch, Volksvertreter, wird auf dem Turme des

Stadthauses ein antwortendes Donnerecho finden, das euch vielleicht erschreckt! — Hurra! ein Ende hat das Wortgefecht — es kommt nun endlich zur Entscheidung mit dem Degen in der Faust!

**Tallien.** Keine Furcht, Freunde! (Zu den Bütteln.) Durch verschwiegene Gassen! Vorwärts!

**St. Just** (im Abgehen). Es lebe Robespierre!

**Der Konvent.** Hoch Tallien! (Alle ab.)

## Zweite Szene.

(Straße in der Nähe des Stadthauses. Zwei bewaffnete Nationalgardisten treten auf.)

**Erster Nationalgardist.** Was? In der grünen Kalesche? von Bewaffneten eskortiert?

**Zweiter.** In ebendieser.

**Erster.** Potz Blitz! Darum also das Sturmläuten auf dem Stadthaus? Ich saß eben eingeseift zum Rasieren auf dem Stuhl, da ging der erste Alarmschuß los, und mein Barbier schnitt mir vor Schreck die halbe Nasenspitze weg. — Nun hilft nichts, man muß dem Signal gehorchen und als braver Nationalgardist sein Gewehr über die Schulter nehmen, obwohl meine Frau meinte . . .

**Zweiter.** Kommt nur schnell, Gevatter! Henriot versteht keinen Spaß. (Beide ab. — Die beiden Royalisten treten auf.)

**Erster Royalist.** Holla! Die Sektionen der Nationalgarde treten unter die Waffen —

**Zweiter Royalist.** Nationalgarde! Gevatter Schneider und Handschuhmacher! Haben die Jakobinermütze über die gute alte Zipfelmütze gestülpt. —

(Sansculotten kommen eilig, darunter der aus dem ersten Akt bekannte.)

**Erster Sansculotte** (der bekannte). Alle Millionen Teufel! Ihr ließt die Kalesche vorbei? — Auf die Beine, Volk von Paris! (Mehr Volk eilt herbei.)

**Ein zweiter Sansculotte.** Die Glocke auf dem Stadthause läutet Sturm!

**Ein Dritter.** Dort sitzt seit frühem Morgen Henriot mit seinen Adjutanten —

**Ein Vierter.** Nein, er liegt — und zwar hinter dem Tische — hab' ihn selber gesehen —

**Der Vorige.** Nichts hast du gesehen. Als ein Kerl vom Konvent kam mit den verfluchten Neuigkeiten, da kroch er hervor,

zog sein Schwert, wetternd und fluchend, schrie nach seinem Gaul, saß auf und — hui! — da ist er ja! (In die Szene blickend, von woher man Trommelwirbel vernimmt.) Ein bißchen schwank im Sattel, aber schneidig wie ein Donnerkeil!

**Henriot** (im Vorbeireiten, mit Sansculottengefolg). Angeschlossen, wer keine Memme ist! Alle Wetter! Verdammte Kerle, was gafft ihr? Angeschlossen, sag' ich! Tod den verfluchten Hunden im Konvent!

**Erster Sansculotte.** Versteht sich von selbst, Kommandant! Angeschlossen!

**Volk.** Es lebe Robespierre! (Schließen sich an.)

**Erster Royalist.** Hei, das fegt ja hin wie der Wind —

**Zweiter Royalist.** Ja, wie der Wind. Aber Wind ist Wind.

**Erster Royalist.** Wie meint Ihr das?

**Zweiter Royalist.** Ich meine, es ist eine Müdigkeit im Volk, ohne daß es selber davon weiß. Unversehens werden ihm die Knie einknicken.

**Ein halbtrunkener Proletarier** (mit anderen auftretend). Heißa! Langfinger, Taschendiebe, Beutelschneider, Leute, die gern fünf Finger in ihres Nächsten Tasche stecken und eine Faust wieder herausziehen — wißt ihr, was es Neues gibt?

**Die andern.** Nun, was ist's?

**Der Vorige.** Stehlt, mordet, sengt, plündert, tut, was euch gefällt! Es ist kein Kerkermeister in ganz Paris, der euch nicht seine Kerkertür vor der Nase zuwirft, wenn euch die Gendarmen bei ihm einführen wollen — ha, ha, ha!

**Volk.** So rede doch —

**Der Vorige.** Ein solcher Spaß ist in der Welt nicht dagewesen! Robespierre und seine Gesellen — wißt ihr —

**Volk** (ungeduldig). Sitzen hinter Schloß und Riegel — weiter!

**Der Vorige.** Meint ihr? Ja, prost die Mahlzeit! Kein Kerkermeister hat sie aufgenommen in ganz Paris —

**Volk.** Was Teufel?

**Der Vorige.** Der Stadtrat hat es ihnen verboten — bei Todesstrafe — hahaha! Kerkermeister, die einen Gefangenen nicht aufnehmen — hat man das gehört? Heißa! (Tut einen Schluck aus einer Branntweinflasche.) Eine lustige Zeit! Es lebe die Republik! (Ein Triumphgeschrei wird aus der Ferne hörbar.)

**Neue Ankömmlinge** (auf die Bühne stürzend). Hurra! Es lebe Robespierre!

**Volk.** Was gibt's?

**Die Neuangekommenen.** Robespierre befreit! Auf das Stadthaus gebracht im Triumph!

**Volk.** Hoch Robespierre! — Nun bricht es los —

**Neuer Ankömmling** (hastig herbeieilend). Verwünschter Kerl, der tolle Henriot!

**Volk.** Nun?

**Der Vorige.** Mit einem halben Dutzend Kanonieren das Konventhaus stürmen und sämtliche Deputierte ohne Ausnahme in die Pfanne hauen, schien ihm so leicht, wie eine Flasche Burgunder ausstechen. Halb rissen ihn seine eigenen Kerle vom Gaul, weil der Trunkenbold ihnen, mit seiner Klinge scheltend, um die Ohren fuchtelte, halb fiel er von selbst herunter. In einem Nebengemach des Konvents schnarcht er nun als Gefangener —

**Ein Neuankommender.** Mensch, was du sagst, ist nicht mehr die Wahrheit — auch Henriot schon wieder befreit — liegt und schnarcht zu dieser Frist auf dem Stadthaus als ein freier Mann — mitten unter den Seinen —

**Volk.** Desto besser! Ça ira! Alle für Robespierre! Nieder mit dem Konvent!

**Die Eleven der militärischen Schule** (kommen bewaffnet, die Marseillaise singend).

„Auf, Vaterlandessöhne,
Gekommen ist der Tag des Ruhms" —

**Volk.** Da seht — die braven Eleven der militärischen Schule — feuriges junges Franzosenblut. — Es lebe Robespierre!

**Die Eleven.** Er lebe!

**Volk.** Seid ihr für ihn?

**Die Eleven.** Wir wollen zeigen, daß wir den Degen zu führen wissen. Stehn wir noch nicht im Felde gegen die äußeren Feinde der Republik, so wollen wir doch auch in Paris nicht müßig lungern!

**Volk.** Es lebe die tapfere Jugend Frankreichs!

**Der Stelzfuß** (kommt hastig mit anderen). Franzosen! Hurra! Siegesbotschaften! Zwei glänzende Siegesbotschaften auf einmal!

**Volk.** Was ist's?

**Der Stelzfuß.** Jourdan hat Lieges, Pichegru hat Antwerpen genommen! Der brave junge General Bonaparte ist Bringer dieser Freudenbotschaft an den Konvent —

**Rufe hinter der Szene**: Es lebe die Armee!

**Stelzfuß.** Hört ihr? Der Siegesbote wird vom Volk in allen Straßen bejubelt!

**Die Eleven.** Der junge General Bonaparte? Den müssen wir sehen!

**Volk.** Wir auch!

**Die Eleven** (abziehend).

„Auf, Vaterlandessöhne,
Gekommen ist der Tag des Ruhms" —

**Volk** (einstimmend). „Gekommen ist der Tag des Ruhms." —

(Alles strömt mit fort, bis auf die beiden Royalisten.)

**Erster Royalist.** „Gekommen ist der Tag des Ruhms" — des Ruhms mit Epauletten und Federhut —

**Zweiter.** Alle Wetter! War mir's doch, als hätten die Burschen soeben kämpfen wollen für Robespierre —

**Erster.** Ja, seht ihr, darauf haben sie nun in der Eile vergessen — — Kommt! (Beide ab.)

## Dritte Szene.

(Im großen Hauptsaale des Stadthauses. Robespierre, St. Just, Couthon. Viele Räte der Kommune und sonstige Anhänger Robespierres. In einer Ecke der trunkene Henriot auf einem Ruhebett schlummernd. — Die Räte und anderen Anhänger Robespierres um diesen gruppiert, der in schweigendes Brüten versunken dasitzt.)

**Einer der Räte.** Robespierre, wenn deine Feinde dir in diesem Augenblick den Giftbecher reichten, ich tränke ihn mit dir!

**Ein Abgesandter des Jakobinerklubs** (tritt ein). Gruß und Huldigung entbietet durch mich der Jakobinerklub dem befreiten Robespierre —

**Robespierre** (aufblickend, ohne aufzustehen). Und das Volk?

**Abgesandter.** Der rührige Konvent verwirrt viele Gemüter. — Die Reaktionäre, die Aristokraten scharen sich zu ihm —

**Robespierre.** Und das Volk?

**Abgesandter.** Die Nationalgarde ist unschlüssig —

**Robespierre.** Das Volk? Das Volk?

**Abgesandter.** Läuft den Generalen nach, die von der Armee in Paris eingetroffen — betört, berauscht ist's für den Moment durch die neuen Siegesnachrichten. — Aber ein kräftiges Wort kann alles wieder unter deine Fahne versammeln. Stelle dich an die Spitze des Aufruhrs! Brauche Gewalt! Reiß die Diktatur an dich! Hier ein Proklam ans Volk — Unterzeichne, Robespierre!

**Die Räte und Anhänger.** Unterzeichne, Robespierre!

**St. Just.** Unterzeichne, Robespierre!

**Couthon.** Unterzeichne, Robespierre! (Pause.)

**Robespierre** (eine Zeitlang in düsteres Schweigen versunken, erhebt sich zuletzt, ergreift das Papier und wirft einen Blick darauf, lesend). „Volk von Paris! Ich stelle mich als Diktator an deine Spitze! Nieder mit dem Konvent!“ . . . (Eine Weile vor sich hinstarrend, dann für sich sprechend.) „Sei treu dir selbst, treu bis zum letzten Hauch!“ — (Er läßt das Papier langsam aus der Hand gleiten und kehrt auf seinen Platz zurück.)

**St. Just.** Dies deine Antwort?

**Robespierre.** Ja.

**St. Just.** So bleibt uns nichts, als zu sterben.

**Robespierre.** So ist es.

**St. Just.** Du selber verurteilst uns zum Tode?

**Couthon** (lächelnd). Laß ihn — es ist eine alte Gewohnheit von ihm — er muß doch wieder ein Todesurteil sprechen —

**Robespierre** (bitter lächelnd). Es ist das letzte, das ich spreche. Denn ich spreche es zugleich mir selbst. Ich sagte im Konvent, daß Frankreich mich zum Tode, ich Frankreich zu erneuter Königsherrschaft, zu erneuter Knechtschaft verdamme. Das ist nicht ganz genau. Ich sage jetzt: Frankreich verdammt sich selbst zur Knechtschaft, ich zum Tode mich selbst!

**St. Just.** Wofür?

**Robespierre.** Für den unseligen Irrtum, dem ich das Blut von Tausenden geopfert: den Irrtum, das französische Volk brauche, wolle, verlange, liebe die Freiheit, die Republik über alles — Wie? Das französische Volk dünkt sich ein Volk von Freiheitshelden zu sein? Wie lange? Das Ursprüngliche seines Wesens schlägt immer wieder durch! Ein Volk von Prätorianern ist's — gebt ihm einen Imperator mit dem Säbel in der Faust, und es wird sich jauchzend an seinen Triumphwagen spannen!

**Der Abgesandte der Jakobiner.** Sprich ein anderes Wort, Robespierre!

**Robespierre.** Mein letztes war's.

**Der Abgesandte.** Fahre wohl, Robespierre! (Ab.)

**Ein Teil der Räte und Anhänger.** Dem Volke ist's unverwehrt zu kämpfen. Kommt, wir wollen handeln für Robespierre, auch ohne Robespierre! (Ab.)

**Ein Bote.** Die bewaffnete Macht des Konvents rückt heran —

**Ein anderer Teil der Räte und Anhänger** (achselzuckend). Laßt sehen, was etwa noch zu tun ist. — (Entfernen sich.)

**Zweiter Bote.** Die Nationalgarde, dem Kampf abhold, ist den Einflüsterungen der Konventsmitglieder gefolgt —

**Wieder ein Teil der Räte und Anhänger.** Die Sache gewinnt ein bedenkliches Ansehen. — (Gehen ab.)

**Dritter Bote.** Das Häuflein der treuen Sansculotten schmilzt zusammen — sie vermissen Henriot —

**Die noch zurückgebliebenen Räte und Anhänger.** Wie wär's, Robespierre, wenn du dich in Sicherheit zu bringen suchtest? Das Stadthaus ist nicht zu halten gegen die Übermacht — der Weg zur Flucht ist noch offen —

**Robespierre.** Noch offen — geht nur voran — ich folge — (Jene ab.)

**Robespierre** (in Brüten versinkend). Die Generale der Armee mit Jubel durch die Straßen begleitet — in dem Augenblicke, wo es sich handelt um Sein oder Nichtsein der Republik! — — Danton, du siegst! —

**St. Just.** Robespierre, leb' wohl! Ich gehe, mit diesem Dolch in der Hand mich an die Spitze der Sansculotten zu stellen —

**Robespierre.** Das wirst du nicht —

**St. Just.** Wie sollt' ich nicht?

**Robespierre.** Du bist mein Gefangener. Du bist zum Tode verurteilt.

**St. Just.** Ich will ihn mir holen — im Kampf —

**Robespierre.** Es gibt nichts mehr zu kämpfen, St. Just! Wir haben ausgekämpft. Wir sind besiegt. Wir sind gerichtet. Elende Schufte haben uns ins Gesicht gespien. Wir sind entehrt. Wir sind Ungeheuer, Tyrannen, Scheusale, Vogelscheuchen für alle Folgezeit. — Gib mir deinen Degen, St. Just! (Mit Ironie.) Keinen Tropfen mehr vergieße mir von diesem edlen französischen Blute, das sich aufspart für einen besseren Ehrgeiz — gib mir den Degen, St. Just!

**St. Just.** Ist die Sache der Freiheit und der Republik unrettbar verloren?

**Robespierre.** Du siehst es!

**St. Just** (zerbricht seinen Degen).

**Robespierre.** Ich sehe den Franzosen, wie er ist, und ahne, wie er sein wird immerdar! Von den Orgien der Freiheit wird er immer wieder zurück zu den Orgien des Despotismus taumeln: denn seiner Ziele höchstes bleibt des Ruhmes schwindelnde Befriedigung, und wer diese ihm bietet, dem wird er dienen als Sklave!

Frei sein will er, ja! Doch lieber noch als frei sein, will er glänzen, siegen, erobern! — O mein Volk! Nicht früher wirst du dauernd frei, bis das Geschick dich dauernd erst erniedrigt — bis geheilt du bist vom maßlosen Fieber der Ehrbegier in deiner Brust! — Ein Soldatenvolk zu einem Volk von Bürgern machen wollt' ich — erstrebt' ich — mit dem blutigen Richtschwert in der Hand! Ja, mit dem Schwert — dem Schwert. — Ei, Robespierre, warst du, mit diesem Werkzeug in der Faust, nicht selbst zu sehr Soldat, zu sehr Franzose? — — (Nach einer Pause.)

Freunde, die Guillotine ist eine Erfindung, die sich nicht bewährt hat. Sie hat das Unvermeidliche nicht aufhalten können. (Wie im Fieber vor sich hinstarrend.) Alle die Köpfe, die ich abgeschlagen für die große Idee, sie kommen taumelnd und tänzelnd heran und grinsen hohnlachend mir ins Gesicht, und blinzeln spöttisch mit den Augenlidern über den kalten, toten, weißen Augensternen — — (Wie erwachend zu St. Just und Couthon.) Ihr noch da? Warum entweicht ihr nicht wie die andern? Der Weg ist noch offen. — Ach, ja! Wir sind die „Unzertrennlichen!" Gut, gut! Reicht mir die Hand! (Ergreift die Hände der beiden.) Wir drei, wir träumten von einer erhabenen Sendung — hahaha! Sie bestand nur darin, dem französischen Volke tüchtig zur Ader zu lassen, damit sein übermäßiges Feuer verdampfe, und es wieder matt und schlaff genug werde, sich gemach in alte Bahnen zurücklenken zu lassen. So bleibt uns denn wirklich nichts mehr als zu sterben, Freunde! — Sterben — sterben, fühlt ihr, Freunde, welch ein geheimer Wollustschauer dies Wort umwittert? — Hinabtauchen zu dürfen aus dem wüsten Getümmel in die reine, tiefe Stille — — abwaschen zu dürfen im eignen Blut die klebende, brennende Makel des fremden —

**Couthon**. Ist die Zeit der Ruhe gekommen? Nun, ich habe nichts dagegen zu sagen. Hoffe vom Jenseits bessere Beine als diese da, welche durch dick und dünn mit dir gingen! — Wirklich nichts mehr zu machen, wackerer Freund und Bruder Robespierre?

**Robespierre.** Nein, Couthon! Verraucht ist der Enthusiasmus der Revolution — die Geister sind matt und abgestanden — ihr bißchen Trieb- und Tatkraft ist aufgezehrt — nun trägt und wiegt sie der Wind wie ausgekernte Hülsen — schlaff und müd' —

**Couthon.** Uns auch, Bruder Robespierre! Auch du mußt müde sein, Robespierre, entsetzlich müd' — ungefähr wie einer, der eben einen langen, starken Anfall von Veitstanz überstanden. — Du hast noch lange nicht genug Phlegma gehabt. Aber um den

lockigen, lebensfrischen Brausekopf St. Just ist's beinah' schade. — Wie wär's, Robespierre, wenn du den braven Jungen doch entwischen ließest?

**Robespierre.** O, mein St. Just! — Nannten sie dich nicht den Johannes, den Lieblingsjünger des blutigen Messias der Revolution? — (Ironisch.) O, geh' doch hin und steig' zu Rosse — und werd' ein berühmter General —

**St. Just.** Unter einem Banner, das besudelt ist vom Blute des größten, des letzten Republikaners? Du spottest, Robespierre!

**Robespierre.** Du nimmst's für Spott? Ich danke dir! — So komm denn mit hinab, junger Freund, komm mit uns hinab in die kühle, stille, allversöhnende Nacht ...

**St. Just.** Gern! — Ein Leben, Couthon, das zwecklos geworden, muß der Jugend noch mehr als dem Alter zur Last sein.

**Couthon.** Schon gut, schon gut — wie dir's gefällt, mein süßer Junge, wie dir's gefällt —

**Robespierre.** Wir sind allein — allein — ich glaube, wir waren es im Grunde schon, als noch Hunderttausende hinter uns standen. Wo sind sie nun, die Hunderttausende? O Woge der Menschheit, wer berechnet deine Brandungen?

**Couthon.** Henriot ist uns geblieben —

**Robespierre** (bitter lächelnd). Henriot! Jawohl, das ist von den Unsern der Treueste — der Letzte, der uns blieb! (Sich zu dem Schlafenden wendend.) Sein Rausch währt länger als der Enthusiasmus der andern. Darum hielt er bei uns aus und lief nicht weg, wie die andern. O grausame, ungeheure Ironie des Geschicks! Der letzte Kämpe für das System der strengen republikanischen Tugend, für das System Robespierres, den sie den Nüchternen nannten, ist dies epikuräische Tier, ist Henriot, der Trunkenbold! Armer Henriot! Befreit haben sie dich, aber was nützt dir die Freiheit, wenn du betrunken bist, und nicht imstande, ein Glied vernünftig zu regen?

**Couthon.** Bacchus und Venus rächen sich an uns. Ein verliebter Narr und ein Trunkenbold sind unser Verderben. Hätte Tallien sich nicht bezecht in seinen spanischen Weinen, und Henriot einen nüchternen Magen gehabt, so wäre der neunte Thermidor anders ausgefallen. Die Republik ersäuft in ein paar gefüllten Weinflaschen —

**Robespierre.** Die alten Erbsünden triumphieren über Tugend und Schrecken. — O Danton! — Ich glaube er hatte manchmal recht —

**Couthon.** Ein Dummkopf war er nicht. Er fand unser Pathos lächerlich. Er verstand zu leben, so lang' es ging —

**St. Just.** Und auch zu sterben. Darin darf er uns nicht beschämen! — Tod noch dem, der uns trennen will! Wir sterben zusammen —

**Couthon.** Mit Henriot?

**St. Just.** Nein, in so schlechter Gesellschaft dürfen wir nicht sterben!

**Robespierre** (ernst). Wirf ihn durchs Fenster, St. Just, auf den Kehrichthaufen, der im Hofe liegt, sobald es zum Äußersten kommt! — — (Nach einer Pause.) Es ist jetzt so eigentümlich still um uns — tiefe Ruhe herrscht in den weiten Sälen und Gängen und Höfen — wir scheinen sehr allein im Stadthause zu sein — wir sitzen hier wie Klausner, die abgeschlossen haben mit der Welt. Wir gehören nach langen Stürmen wieder einmal uns selbst an. Wir dürfen wieder Menschen sein, statt blutbesudelte Kämpfer. Still — nichts von Blut — erinnere mich keiner daran! Ah — die Ruhe ist wahrlich süß — so ohne Wunsch und Streben — alles ausgelöscht im Herzen — mir ist, als läg' ich im grünen Wald und sähe zwischen den Baumwipfeln, die sich im Winde wiegen, zum blauen Himmel empor — wie ich es tat als Knabe, da ich noch die Tauben so liebte, und kein Blut, keinen Tropfen Blut sehen konnte — hahaha! Ich besaß ein schönes Vogelhaus, das zeigte ich, wenn ich gut gelaunt war, meinen Schwestern, und gab ihnen meine Tauben und Sperlinge in die Hand. Sie wünschten sehnlichst, ich möchte ihnen einen meiner Lieblingsvögel schenken; lange Zeit weigerte ich mich, aus Furcht, sie möchten nicht alle mögliche Sorge auf das Tierchen wenden. Eines Tages gab ich ihren Bitten nach und schenkte ihnen eine schöne Taube. Die Mädchen waren entzückt; ich nahm ihnen das Versprechen ab, es ihr niemals an etwas fehlen zu lassen; sie schwuren mir's zu tausend Malen, aber wie Mädchen einmal sind, nach ein paar Tagen ließen sie die Taube aus Vergeßlichkeit im Garten, so daß sie während der stürmischen Nacht ums Leben kam. Ich vergoß darüber tagelang die bittersten Tränen — ich glaube, es waren zufällig auch die letzten, die ich weinte — es mögen jetzt wohl so ungefähr . . .

**Couthon.** Horch! donnerähnliches Gepoch ans Tor —

**St. Just.** Gewehrkolbengerassel auf dem Steinpflaster des Vorsaales —

**Robespierre.** Ruhe, meine Freunde! — (Die große Mitteltür des Saales wird mit einem donnernden Schlage geöffnet — bei dem Getöse erwacht

**Henriot** und taumelt empor, den an der Schwelle erscheinenden Soldaten entgegen, den Säbel aus der Scheide reißend, mit dem Ruf: „Wer da? verfluchte Hunde vom Konvent?"

**Anführer der Soldaten.** Widerstand? Feuert! (Schüsse fallen, einer davon verwundet Robespierre am Haupte; dieser schwankt und sinkt langsam zu Boden.)

**St. Just** (zornig aufwallend, gegen Henriot). Elender! (Er faßt den Taumelnden, schleppt ihn durch die offene Tür des Balkons hinaus und schleudert ihn über die Brüstung in den Hofraum hinab.)

**Couthon** (zu den Soldaten). Tröpfe — steckt eure Schwerter in die Scheide —

**St. Just** (wendet sich zu Robespierre). Nicht tot — er atmet —

**Der Anführer der Soldaten.** Desto besser! (Zu den Seinen.) Haltet Wache! Ich will gehn und eine Tragbahre herbeischaffen. (Ab.)

**St. Just** (Robespierres Blut trocknend und sein Taschentuch als Verband um seine Stirn windend, während das Haupt des Bewußtlosen, Ohnmächtigen, auf seiner Brust ruht). Sie nannten mich den Johannes, den Lieblingsjünger des blutigen Messias der Revolution — Nun liegt das Haupt des Meisters blutend und todwund am Busen des Jüngers — (Die Tragbahre wird gebracht).

**Anführer.** Noch nicht zurückgekehrt zur Besinnung? Angefaßt und auf die Bahre gehoben! (Es geschieht.) Wache gehalten, bis ich zurück bin! Ich gehe, zu fragen, in welches Gefängnis der Konvent die drei Männer gebracht haben will. (Ab.)

**Volk** (dringt herein, um Robespierre zu sehen, der bewußtlos ausgestreckt auf der Tragbahre liegt: Soldaten, Bürger, Royalisten, auch einige Sansculotten). Da seht — da seht —

**Soldaten.** Zurück!

**Volk.** Ach, laßt doch — wir haben ja keine feindlichen Absichten — Seht einmal — er ist ja tot —

**Einer aus der Menge** (nach dem Puls Robespierres fühlend). Nein, er lebt. Der Puls mag seine 140 Schläge in der Minute machen —

**Zweiter.** Ist das nicht dasselbe Gewand, das er beim Fest des höchsten Wesens trug?

**Dritter.** So ungefähr. Ich war derjenige, der damals gleich dachte, wie alles mit ihm ein Ende nehmen würde.

**Der Vorige.** Was du dachtest, hörte ich nicht, sondern nur, was du schriest — das war: Es lebe Robespierre!

**Vierter** (Robespierres Brust befühlend). Alle Wetter! was ist denn

das? Ich fühle da eine Waffe — ein Stilett — oder ist's eine Pistole?

**Andere.** Seht ihr's, er ging schon mit Pistolen bewaffnet in den Konvent —

**Stimmen** (sich in den Hintergrund fortpflanzend). Bewaffnet! Hört ihr's? Bis an die Zähne bewaffnet!

**Andere.** Heraus damit! Heraus mit den ruchlosen Waffen, mit welchen er das Blut der Bürger vergießen wollte —

**Der Obige** (einen Gegenstand hervorziehend). Ach, es ist doch nur eine Papierrolle —

**Fünfter.** Gewiß die Reden, die er zunächst im Konvent zu halten gedachte. (Entfaltet die Rolle.) Viel ausgekratzt und durchgestrichen — jeder Strich ein Mordspieß, jedes Punktum eine Bombe oder Granate, die platzen will —

**Sechster.** So hat er denn wirklich, wie man hört, den ganzen Konvent in die Luft sprengen wollen?

**Siebenter.** Freilich. Und sich selber wollte er ausrufen lassen zum König von Frankreich. Soviel ist bis jetzt konstatiert worden. Unter der Matratze seiner Buhlerin, der Madame Theot, fand man den ganzen Plan.

**Achter.** Wer hat ihn verwundet?

**Neunter.** Er sich selbst natürlich — der Feigling —

**Einer der Soldaten.** Die Kugel aus dieser Pistole tat's! Méda heiß' ich und bin stolz auf die Tat —

**Der Vorige** (zu seinem Nachbar). Dergleichen könnte ein jeder behaupten. Da Robespierre bekanntlich sehr feige war und ein schlechter Mensch in jedem Betracht, so ist's viel wahrscheinlicher und klingt auch besser, daß er sich selbst in der Angst zu töten versuchte —

**Zehnter** (Robespierres Stirn befühlend). Er liegt im stärksten Fieber — stockendes Blut besudelt seine glühende Stirn — seine Lippen sind trocken wie Leder — wie wär's, wenn man ihm doch ein wenig Essig mit einem Schwamme zur Erfrischung reichte? Er ist ja doch ein Mensch —

**Elfter** (näselnd). Ein Mensch? Ein Unmensch — ein Ungeheuer — ein Bluthund! — Soll nur dürsten — hat lange genug seinen Durst gestillt — mit B l u t —

**Zwölfter.** Einiges Gute mag man ihm doch lassen. Er war, was man so sagt, tugendhaft und unbestechlich.

**Dreizehnter.** Mein lieber Muscadin! Ein Heuchler war er — tat insgeheim mit seinen Spießgesellen sich gütlich —

**Vierzehnter.** Man darf nicht alles glauben, was die Leute behaupten. Gewiß ist nur, daß er im Konkubinat lebte mit einer von den Töchtern seines Mietsherrn, des Tischlers Duplay —

**Fünfzehnter.** Er war, alles in allem, ein Scheusal, und steckte voll Tücke und Bosheit. Grundsätze besaß er nicht, sondern es ist klar, daß er dergleichen zu haben nur vorschützte. Haß und Neid waren seine einzigen Triebfedern. Bloß aus Neid brachte er Danton und seine übrigen Nebenbuhler aufs Schafott. — (Neue Ankömmlinge nähern sich neugierig.)

**Einer derselben.** Ist's wahr, daß man eine Menge Stilette und Pistolen in seinen Kleidern fand?

**Ein Zweiter.** Und Papiere mit den ruchlosesten heimlichen Anschlägen?

**Ein Dritter.** Und daß er eben noch einen niederstechen wollte, der ihm zu nahe kam?

**Stimmen:** Platz da! Platz! Tallien kommt mit andern Deputierten des Konvents!

(Tallien und andere treten auf.)

**Volk.** Es lebe Tallien!

**Tallien.** Es lebe die Republik! (Tritt zu Robespierre hin, betrachtet ihn eine Zeitlang und spricht dann mit theatralischem Pathos, seine Hand gegen ihn ausstreckend.) An einen Tiger gemahnt er mich, der dahingestreckt liegt im Waldesgrunde mit durchschoßner Stirn! Niedergeworfen ist er endlich und mit ihm der Schrecken. Bist du nun unschädlich gemacht für alle Zeit, blutiger Tyrann?

**Robespierre** (schlägt die Augen auf, aus seiner Betäubung erwachend, und richtet sich langsam mit halbem Leibe empor, Tallien starr anblickend, der betroffen zurückweicht). Knecht des Weibes, aufgestachelt zu flüchtiger Mannheit von buhlerischen Küssen, weiche von mir! Zu dir nicht will ich sprechen. Zum Volke von Frankreich, für das ich gekämpft, und das jetzt brennend Salz zum Dank in meine Wunden streut, zu ihm sprech' ich mein letztes Wort. Schuldig bin ich — schuldig des Todes. Unfehlbar erschien ich mir selbst und darum berechtigt, durchzusetzen mit allen Mitteln, mit allen Waffen, was ich erstrebte. — *Wissend* teilzuhaben an den Plänen der ewigen Mächte vermeint' ich — im Einklang mich wähnend mit ihnen, glaubt' ich unerbittlich sein zu dürfen wie sie, unerbittlich wie die Natur, wie das Element. — Im Einklang auch mit *deinem* innersten

Wesen und Streben wähnt' ich zu handeln, o Volk, und wußte nicht, daß eine tiefe Flut du bist, leicht erregt auf ihrer Oberfläche, ewig träg' in ihrem Grund — ich nahm dein Blasenwerfen für Wellenschlag — auf Seifenblasen wollt' ich reiten! — Erhaben wähnt' ich mich über alle durch Einsicht — ich war's, doch auch *meine* Weisheit war nicht viel mehr als eitel-trotziger Menschenwahn, ein Moloch, dem ich Blutopfer brachte!

Das, o Volk, ist die Summe meiner Schuld. Aber statt mich zu höhnen, zu lästern, lerne begreifen menschliches Geschick aus meinem Los — nachdenklich-bescheiden lerne verehren das unverrückbar Waltende — und nach innen wende eindringlich jeder in sich selber den Blick: Wer nicht beladen sich fühlt in *seiner* Weise mit der gleichen Schuld wie ich, der trete hervor, nur der allein, und sei mein Richter! Ich irrte schwer, doch wer irrte nicht mit mir? Auf meinen Namen allein gehäuft ist nun die Schmach des allgemeinsamen Irrtums. — Kommen wird, so fürcht' ich, Geschlecht um Geschlecht und mich verdammen und doch keine Lehre ziehen für sich selbst aus dieser Verdammnis. Ein Kampf mit *allen* Waffen wird auch künftig sein der Kampf der Parteien — Gewalt und Verleumdung und Lüge, sie werden das Rüstzeug bilden erträumter Unfehlbarkeit — *unbewußt* wird festhalten die Menschheit den Grundsatz, den bewußt sie verabscheut: daß immer der Zweck kann heiligen die Mittel. — Warum also ist so gewaltig vor mir, dem einen, der Abscheu, warum so herbe der Urteilsspruch? —

Lächeln würde ich eures Spruchs, wenn ich in bittrer Seelenqual ihn nicht spräche mir selbst, mich nicht freute der *Sühne*. Mächtig war ich, an meiner Braue hing lang' das Geschick Frankreichs — blutend lieg' ich jetzo, verhöhnt, mit Schmach bedeckt auf dieser Bahre. Keinem Blicke der Liebe begegnet mein brechend' Aug' — von mir wies ich sie ja, die Liebe, die Blumen streut auf die Pfade der Müßigen — hingegeben mit jeder Fiber meines Wesens dem einen großen Zweck, ließ ich verdorren, verhärten, was menschlich in mir war, zu wilder, starrer Energie, und ihr habt recht, kein Mensch — ein *Unmensch* war ich. — So sterb' ich einsam jetzt — gleichgültige Gedankenlosigkeit grinst mir entgegen, wo nicht der Haß die Zähne fletscht. — Verkennung windet ihre Dornenkrone um mein blutend Haupt. Wohlan! ich beuge mich und nehme das Verbrecherlos auf mich, den Schmerz, die Lästerung, die Schmach. — Wohltätig durchrieselt mich die Fieberglut — willkommen ist mir euer Hohn, ihr Menschen — süß klingt sogar die Lüge eures

Mundes mir — denn diese äußre Folter, sie betäubt, sie besänftigt die Qual, die wortlos nagende, in meinem Innern —

Schwer ist meine Schuld — aber indem ich die ganze Bitterkeit der Galle schlürfe, mit welcher diese Stunde mich tränkt — und ganz ermesse die ungeheure Wucht des verdienten und des unverdienten Fluchs, der auf mir lastet, weht es wie ein sänftigender Hauch um meine heiße Stirn — — ein Gnadenstrahl scheint sich herabzusenken — — mein Aug' wird trüb' — meine Sinne verwirren sich wieder — — (In diesem Augenblick stürzt Leonore herein; sie nähert sich ihm halb schaudernd, halb hingezogen, tiefste Bewegung in Mienen und Gestalt. Er erblickt sie, in Fieberwahn versinkend.) Wer kommt da? Ist's der Todesengel? Wie hold er ist, der Friedensbote! Warst du mir so nah? Mir ist, als hätt' ich dich schon einmal gesehn — war's nicht in Montmorencys grünem Wald? (Leonore sinkt weinend an der Bahre nieder und ergreift seine Hand.) Mein Haupt ist schwer — aber mein Herz wird leichter — unter den Schlangen, welche das Haupt der Erinnys gegen mich schüttelt, fehlt die giftgeschwellteste: jene, die ins Ohr des letzten Schlummers zischelt: du warst ein Selbstling! — Nein, sie ist nicht unter ihnen — sie nicht — — Und doch — und doch —

O schöner Todesengel — riesengroß
Und silberweiß sind deine Schwingen. — Ach!
Du fegst den ganzen Sternenkehricht einst
Hinweg vom Himmelsraum, wenn ihn durchrauscht
Dein voller Flügelschwung — O streif' mir weg
Auch diese blutig-roten Flecken da
Von meiner Hand mit diesen weißen Schwingen!

(Ermattend.)

Es brennt an mir — dies Blut, wie Höllenglut —
Seitdem ich weiß — daß es — umsonst geflossen. —

(Er sinkt zurück. Der Vorhang fällt.)

Ende.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

fä

Mit eine

M

Mit fünf Bild

Inh

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

## Siebenter Band.

Inhalt: Teut. — Lord Luzifer. — Die sieben Todsünden.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Unt
Friedrich
„Robespi
Komödie
bekannt
In
und Rob
Werk —
sollte. „
Freund
eine ari
Der Pla
gemacht.
Monate
lasse mei
schub dr
wärtigen
welch ei
Deutschen
lichsten
einig!!!
und ich
Bedauern
So
bereits

# Teut.

## Ein Scherzspiel in zwei Akten.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Unterm 23. April 1870 schreibt Hamerlings Freund, der Dichter Friedrich Marx, an Sacher-Masoch: „. . . Daß Hamerling seinen ‚Robespierre‘ druckbereit liegen hat und nun fürs Carltheater eine Komödie, ‚Die Söhne Teuts‘ schreiben will, dürfte Ihnen bereits bekannt geworden sein . . .“

In der Tat — sofort nach Vollendung der Tragödie „Danton und Robespierre“ (März 1870) machte sich Hamerling an ein neues Werk — das eine Satire auf die Uneinigkeit der Deutschen werden sollte. „. . . Bis zum Herbst“ — schreibt er April 1870 an seinen Freund August George-Mayer — „habe ich ein anderes Werk fertig, eine aristophanische Komödie, eine nationalpolitische Posse . . .“ Der Plan ward entworfen und eingehende Vorstudien wurden hierzu gemacht. Da kam der Krieg Juli 1870 und Hamerling schreibt drei Monate später — Oktober 1870 — an denselben Freund: „. . . Ich lasse meine Tragödie (Danton und Robespierre) ohne weiteren Aufschub drucken, die Komödie dagegen ist unter den Opfern des gegenwärtigen Kriegs. Ich trug sie im Kopf fertig. Aber sehen Sie, welch ein Unglücksmensch ich bin. Zweitausend Jahre waren die Deutschen uneinig und in dem Augenblicke, wo ich mit der köstlichsten Satire auf ihre Uneinigkeit hervortreten will, werden sie einig!!! Monate können vergehen, ehe sie wieder uneinig werden; und ich muß mein bestes Werk einstweilen im Pult verschließen! Bedauern Sie Ihren ergebenen Hamerling.“

So ruhte einstweilen der Stoff. Ja der Dichter trug sich bereits mit einem andern patriotischen Thema, „einer kleineren

Dichtung, welche die **letzten** deutschen Großtaten und Ereignisse zum Gegenstand haben soll — vielleicht unter dem Titel ‚Die Tage von Sedan‘ . . .“ Aber **diese** Dichtung kam dann schließlich doch nicht zustande, wohl aber wird der Stoff der Satire neu vorgenommen und auf Grund der glänzenden Siege von 1870/71 gemach umgestaltet zu einer Art „Festspiel zur Begründung der deutschen Einheit“ — „Spiegel unserer jüngsten deutschen Vergangenheit, fortschreitend bis zur Gegenwart, mit Perspektive der Zukunft“. Nachdem sogestalt der Plan definitive Form angenommen, ward das Werk innerhalb fünf Wochen „auf einem fünfwöchentlichen Krankenlager“ niedergeschrieben und lag Mitte Februar 1872 druckfähig vor. Es erschien März 1872 (nicht unter dem Titel „Die Söhne Teuts“, sondern) unter dem Titel: „**Teut.** Ein Scherzspiel in zwei Akten“. (Die dritte Auflage ist die Ausgabe letzter Hand.) —

Der Dichter hatte sich der Hoffnung hingegeben, das Werk werde vielleicht zuerst durch die Bühne zur Veröffentlichung gelangen. Und zwar hatte Hamerling bei Niederschrift des Werkes speziell ans Wiener Carltheater gedacht. Und wirklich nahm sofort nach Vollendung des Werkes Direktor Ascher mit größtem Interesse vom Manuskripte Kenntnis, erklärte sich auch nach Lesung bereit, das Stück aufzuführen, „doch könne er keine Garantie übernehmen für das volle Verständnis im Publikum“. „Gerade diese Garantien müßte ich haben,“ äußerte antwortend der Dichter, „auf einen unsicheren Erfolg möchte ich das Stück um keinen Preis aufführen lassen“. So unterblieb die gehoffte Aufführung im Carltheater und eine andere Bühne trat mit dem Dichter (entgegen seinen Erwartungen) in keine bezügliche Beziehung.

Anfang der achtziger Jahre wollten die Studenten der Züricher Universität das Werk aufführen, es kam aber „zufälliger Hindernisse wegen“ schließlich nicht dazu. Ein Versuch, den ein Grazer nationaler Verein ungefähr zehn Jahre nach Hamerlings Tod unternahm, war völlig unzulänglich, so daß über ihn hinweggegangen werden muß. Erst am 15. März 1906 fand die erste (und bisher einzige) Aufführung durch den Lese- und Redeverein deutscher Hochschüler in Wien „Germania“ in größtem Maßstabe und bei glänzender Ausstattung auf der Bühne des Kaiserjubiläums-Stadttheaters in Wien statt. —

Hamerling hielt viel vom „Teut“. „Ich glaube, es ist das originellste meiner Werke“ — schreibt der Dichter an einen Freund — „und wenn Ihnen auch das Werk nicht gefallen sollte, so ändert das nichts an meiner Überzeugung, daß ‚Teut‘ eine meiner glück-

lichsten und frischesten Inspirationen ist, der erste Versuch einer deutschen, politischen und nationalen Komödie, die tausend warme Freunde im Publikum gewinnen wird".

Nun ist „Teut" das entschiedenste Dokument treuester nationaler Gesinnung unseres Dichters. Daß es aber Hamerling gelungen, „eine nationalpolitische Komödie aristophanischen Stils in größerem Maßstabe und von umfassender Bedeutung" zu schaffen, kann leider nicht völlig bejaht werden.

---

## Vorwort des Verfassers.

Dies Scherzspiel dankt sein Dasein dem barocken
Verlangen einer weltbekannten Dame,
Durch große Launenhaftigkeit berüchtigt,
Und doch so hochgestellt, daß man nicht leicht,
Wenn man Poet ist, etwas ihr verweigert.
Sie machte sich den Spaß, dem ernsten Dichter
Zu stellen das Problem, ein Possenspiel
Zu liefern, das in wunderlicher Mischung,
Nach halb verschollnen seltnen alten Mustern,
Das Grobe spielend mischte mit dem Feinen
In kecker Ironie — ein Satyrspiel
Als Festspiel bietend, weil so satt man worden
Der hochgebauschten Festspielpoesie,
Die über ihre eignen Stelzen stolpert ...
Der Dichter ging ans Werk. Er travestierte,
Wie's ihm verzeihn wird keine Nähmamsell.
Sein Armin ward ihm zum Pantoffelhelden,
Und Frau Thusnelda gar zur Modedame,
Die für die röm'sche „feine Bildung" schwärmt,
Genau wie heutzutag' die deutschen Damen
Für feine Frankensitte, Frankentracht
Und Frankensprache schwärmen oder schwärmten
Und Teut? Ach, Teut! Als Urbild steht er da
Des urgermanischen Pechvogeltums,
Das über zwei Jahrtausende gebreitet
Den Schatten, unter dem der deutsche Mann
Sein Bier getrunken ... Und dazwischen treibt
Gemeines Volk sich um; der Dialekt
Des Nante fügt zur Wechselrede sich
Mit Lauten, heimisch klingend an der Wien —
Und alt' und neue Zeit ist toll gemischt —
Mit einem Wort, es ward gewagt, gewagt,
Was Langer, Berg und Costa nicht gewagt,
Nur Tieck und Platen — Aristophanesse

Des deutschen Musenbergs, doch unbekannt
Der Nähmamsell, die ins Theater geht,
Nicht lesend schnöde Buchkomödien.
So schrieb der Dichter — achtend keine Satzung,
Als seiner tollgelaunten Dame Wink.
Doch — warum drucken lassen solch Produkt?
Der gier'ge Buchverleger trägt die Schuld,
Der keck mit einem jener Honorare,
Mit welchen man die deutschen Dichter ködert,
Des Autors spröden Sinn zuletzt bezwang.
Verhüte Gott nur eins: daß einen Tropf
Es gibt im deutschen Land, der deutelnd meint,
Daß hinter meinen Helden Leute stecken —
Daß Hermann Hinz und Varus Kunz bedeutet.
Das wär' im Bild mir ein verwünschter Klecks!
Nur Typen braucht' ich, Rassen — „Leute" nicht.
Den ersten Akt, Kunstrichter, überspringt,
Der Vorspiel nur und magres Kopfstück ist!
Doch findet ihr das größre Schwanzstuck auch
Saftlos und schal — dann ist euch nicht zu helfen,
Und meine letzte Hoffnung schwindet hin,
Daß ihr erklärt wohlmeinend, was gefreut
Mich hätte zu vernehmen, „Teut" gehöre
Zu jenen gar nicht seltnen Büchern eben,
Die, wenn bedenklich im Beginn sie scheinen,
Man ehrlich lesen muß ein zweites Mal,
Bis auseinander schlägt den härnen Mantel
Der Geist des Werks, und lächelnd aus den Lappen
Die weißen Glieder streckt ein weggelegtes,
Doch leidlich frisches Kind der Jungfrau Muse.

Graz, im März 1872.

# Personen.

Teut, aus Walhall auf die Erde herabgestiegen.
Hermann, der Cherusker.
Thusnelda, seine Gemahlin.
Thumelicus d. Ä., Sigmar, Sigmund, } Söhne des Hermann.
Varus, römischer Feldherr.
Platzkommandant Vitellius.
Trollius, ein Spion.
Hermanns Kanzler.
Ein fürstl. cheruskischer Polizeikommissär.
Zaplicek, ein Wachmann.
Bacherl, Schulmeister u. Barde.
Ein Nachtwächter.
Dr. Zuckmantel aus Sachsenhausen.
Dr. Zipfelhuber aus Würzburg.
Dr. Kernbeißer aus Breslau.
Prof. Dr. Blechmayer aus Gotha.
Prof. Dr. Gunkel aus Osnabrück.
Prof. Dr. Munkel aus Frankfurt an der Oder.
Schwemminger, ein Wiener.
Pifke, Pafke, } Berliner.
Ein Bayer.
Ein Schwabe.
Ein Mecklenburger.
Ein Wirt.
Eine Schenkin.
Ein Kellner.
Ein römischer Hauslehrer.
Thusneldens Zofe.
Erster Gelehrter.
Zweiter Gelehrter.
Erster Bauer.
Zweiter Bauer.
Ein Bote des Wodan.

Römische Offiziere und Soldaten. — Anverwandte und Begleiter des Hermann. — Deutsche Turner und Sänger. — Festgenossen. — Festkomitee-Mitglieder. — Wirtshausgäste. — Deutsche aller Stämme. — Volk.

Zeit der Hermannschlacht.

Ort: Gegend des Teutoburger Waldes.

# Erster Akt.

## Erste Szene.

(Ländliche Gegend. — **Teut**, als Großknecht **Michel**, liegt unter einem Baume und schläft.)

**Stimme** (hinter der Szene). Michel, wach' auf!

(Teut erwacht halb, gähnt und legt sich aufs andere Ohr, um weiter zu schlafen.)

**Ein Bauer** (tritt auf). Michel! Michel! — Schon wieder nicht zu erwecken! — Michel!

**Ein zweiter Bauer** (des Weges kommend). Was gibt's denn?

**Erster Bauer.** Der Michel schläft schon wieder.

**Zweiter Bauer.** Euer Großknecht? Ein so wunderlicher Kerl wie der ist mir noch nicht vorgekommen.

**Erster Bauer.** Arbeiten tut er wie ein Vieh — wenn er nicht schläft. Stark ist er wie ein Bär, aber täppisch wie ein kleines Kind. Dabei voll wunderlicher Grillen und Träumereien. Von den subtilen und absonderlichen Sachen, die der Bursche träumt, habt ihr keinen Begriff. Ich versichere Euch, Nachbar Kleinstaatl, ich wollt' ihn gerne schlafen lassen, wenn er nur nicht so dummes Zeug dabei träumte. Solang' er wacht, ist er für gewöhnlich ein leidlich guter Kerl, aber wenn er im Traum zu sprechen anfängt, so schwatzt er Euch so gottverlaßnes, vermeßnes und gespreiztes Zeug, daß Ihr gleich nach der Polizei rufen möchtet —

**Buben** (kommen gelaufen, sehen Michel schlafen). Hi, hi, der Michel schläft! (Sie nehmen lange Grashalme, kitzeln ihn an der Nase und an den Fersen und treiben andern Schabernack mit ihm, ohne daß er erwacht.)

**Erster Bauer.** Ja freilich, mit dem Grashalm geht das nicht, da muß man mit dem Zaunpfahl kommen! (Er reißt einen Zaunpfahl aus, schiebt ihn Michel wie einen Hebebaum unter und schüttelt ihn so.)

**Teut** (im Traume sprechend). O wie so sanft, Goldwolke, wiegst du mich!

**Erster Bauer** (erzürnt den Zaunpfahl wegwerfend). Kreuzmillionen=

Donnerwetter! Jetzt nimmt der Kerl den Zaunpfahl für ein goldenes Wölklein! Wem soll da nicht die Geduld reißen?

**Zweiter Bauer.** Es ist schon wahr, ein so wunderlicher Kerl wie der Michel ist noch nicht dagewesen. Schnarchen tut er wie ein Schwein, und träumen tut er dabei wie ein Paradiesvogel.

**Erster Bauer** (Michel ins Ohr schreiend). Michel! Dummes Vieh!

**Teut** (halb erwachend). Noch einmal, Odins Rabe, rufst du mich?

**Erster Bauer.** Ich bin nicht Odins Rabe, ich bin der Großbauer Georg Bundestag, dein Dienstgeber und Herr.

**Teut** (sich mit halbem Leibe emporrichtend und den Bauer anblickend). Gewiß, mein Freund, du — du bist Odins Rabe nicht — du nicht! Jedoch im Traum hat er zu mir gesprochen.

**Erster Bauer.** Na freilich, und derweil du mit dem Raben Odins schwätzest, versäumst du dein ganzes Tagewerk daheim. — Na, und was sagt er denn, der Rab'?

**Teut.** Er sagt, daß bald der Tag nun wiederkommt,
Wo ich zurück den Lichtweg Walhalls wandre,
Und trinke Met mit meinen Heldenbrüdern —

**Erster Bauer.** Was Teufel, du bist in Walhall daheim? Ja, du Einfaltspinsel, was fällt dir hernach denn ein, dich bei den Bauern dahier zu verdingen?

**Teut.** Uralte Sühne, Freund, mir auferlegt:
So oft herum ist ein Jahrtausend neu,
Muß ich verlassen Walhalls lichten Saal
Und niedersteigen, unerkannt und schlicht,
Und unter meinem Volke lebend wandern,
Sein Treiben schaun und teilen seine Not —

**Erster Bauer.** Wer ist denn dein „Volk", und wer willst denn du selber sein, du verwünschter Schelm?

**Teut** (die beiden Bauern an den Händen fassend und nach vorne führend).
Teut bin ich, Teut, ihr Männer, Teut, der Held,
Der eurer Väter Stamm aus Asia
Herüber einst in grauer Zeit geführt! —
Auf jenem Wanderzug in Asia
Geschah's, daß ich verbrach, weh mir, verbrach,
Was ich nun so noch lange sühnen muß —

**Erster Bauer.** Ja, was verbrachst du denn eigentlich, Michel?

**Teut.** Vernehmt! — Auf jenem großen Wanderzug
Vom Kaukasus ins deutsche Waldgebiet
Ist in Verlust geraten ein Paket —

**Die beiden Bauern.** Paket —?

**Teut.** Paket — ein wichtiges Paket —
Durch meine Schuld — Fahrlässigkeit ja war's,
Daß ich's zur anderen Bagage warf,
Nicht legte unter meines Hauptes Pfühl —

**Erster Bauer.** War vermutlich der Zehrpfennig drin, das Reisegeld?

**Teut.** Hört mich, ihr Männer! Wißt, in dem Paket,
Das unglückselig in Verlust geriet
Auf jenem ersten Wanderzug, befand sich ...

**Die beiden Bauern.** Nun was?

**Teut.** Befand sich der politische Verstand
Des deutschen Volkes — —

**Erster Bauer.** Nun wird's mir zu toll. Schau, Michel, du hast sonst wenigstens im Wachen halbwegs vernünftig geredet, und nur im Traum verwegenes Zeug geschwatzt. Jetzt treibst du mir's zu bunt. Da hast du deinen Lohn für vierzehn Tage. Geh' mit Gott! Einen verrückten Menschen kann ich auf meinem Hofe nicht brauchen.

**Teut** (wirft ihm das Geld vor die Füße; der Bauer liest es auf und steckt es wieder ein). Ich dank' Euch. Wie mir Odins Rabe kündet,
Bereitet im Germanenvolk soeben
Ein Großes sich im stillen langsam vor.
Abwerf' ich diese schnöde Knechtsgestalt;
Als Genius will ich herunterschweben
Dort, wo die Meinen zahlreich sich versammeln,
Beratend ihre Not und ihr Geschick.
Erwecken will ich ihnen das Gefühl
Von dem, was ihnen fehlt — und fehlen muß,
Seit unglückselig „in Verlust" geriet,
Was nimmermehr „zustande ward gebracht" —
Vielleicht, daß es vereinter Kraft gelingt,
Den finstern Mächten wieder abzuringen,
Was uns so früh geraubt ihr dunkler Neid.
Im ganzen Orient und Okzident
Ward angeschlagen, ward mit Riesenlettern
In jeder größern Zeitung inseriert,
Selbst austrompetet an den Straßenecken
In Nord und Süd: „Verlorenes Paket!"
Umsonst — — und was des Unheils Gipfel, traun!

Verschollen ist im deutschen Volk die Sache:
Was ihnen fehlt, sie wissen es nicht mehr.
Nur hie und da ein hundertjähr'ger Greis,
Schon halb verklärt, lallt still und dumpf ins Ohr
Der Enkel, die auf seinen Knien reiten,
Das Wort „Paket — verlorenes Paket" —
Lehnt sich zurück und stirbt, indes die Enkel
Auf seinen Knien kindisch weiter spielen. —
So ist's. Ich geh'. Ihr Männer, lebet wohl!

(Geht ab.)

**Erster Bauer.** Was sagt Ihr dazu, Nachbar Kleinstaatl?

**Zweiter Bauer.** Ein so wunderlich Mensch, wie dieser Michel, ist noch nicht dagewesen. (Beide ab.)

## Zweite Szene.

(Lager des Varus. — Zelte, Lager- und Kriegsgerät — wobei, den Charakter der Komödie andeutend, sich Antikes und Modernes in barocker Mischung zeigt. Eine Gruppe von Zenturionen im Vordergrunde Würfel spielend. Soldaten, teils müßig, teils beschäftigt. In einer Ecke des Hintergrundes Hermann, der Cheruskerfürst, mit drei Gefährten. Sie sitzen um eine Trommel, große Pfeifen im Munde, gewaltige Bierkrüge vor sich, und spielen Karten. — Der Gruppe von Hauptleuten im Vordergrunde nähert sich ein Zenturio, der das Sacktuch an seine rechte Backe drückt.)

**Erster Zenturio.** Alle Wetter, Lentius, schmerzen dich die Zähne schon wieder?

**Lentius** (zeigt seine geschwollene Backe, die Zenturionen lachen). Hol' mich der Teufel, das hat man von dieser verfluchten germanischen Sumpfluft! Man wird die Zahnschmerzen, das Gliederreißen, die erfrorenen Füße und Hände das ganze Jahr nicht los.

**Zweiter Zenturio** (ihn auf die Schulter klopfend). Das heißt ein römischer Kriegsmann sein. Auf den Glutfeldern Asiens wird einem das Hirn im Haupte gebraten, und dann steckt man zur Abwechselung wieder ein paar Jahre fröstelnd in den germanischen Sümpfen —

**Dritter Zenturio** (ein kleines, aber lebhaft von einem Bein aufs andere springende Männchen). Donner und Doria! Das Winseln kann ich nicht leiden. Was? Ein Römer, der sich schert um Gliederreißen und Zahnweh?

**Zweiter Zenturio** (zieht ihm ein großes Stück Baumwolle aus den

Ohren). Ei, du schneidiger Kriegsmann — ist das nicht Baumwolle, was du dir in die Ohren gesteckt hast? (Alle lachen.)

**Vierter Zenturio.** Braucht sich keiner zu schämen. Varus selber hat das Zipperlein.

**Fünfter Zenturio.** Das hätte er in Rom auch bekommen, nur aus anderen Ursachen.

**Ein Kriegsoberster** (im Vorbeigehen sich in das Gespräch mischend). Meine Herren! Wir Leute von der lateinischen Rasse haben nun einmal unsre Mission. Wir sind willenlose Strahlen, welche die Sonne Rom in die Welt sendet. Ohne uns bleiben die Völker begraben in Frost und Nacht — (Geht vorüber.)

**Dritter Zenturio.** Sehr schön. Aber an dem dummen Deutschen ist unsere Mühe verloren. Ein Bär mit Taubenflügeln. Er lernt tanzen, ja, aber es bleibt ein Bärentanz.

**Vierter Zenturio.** Was tut's? Wenn er nur die Steuern und Tribute zahlt!

**Zweiter Zenturio.** Wär' nur das langweilige Garnisonsleben in den deutschen Nestern nicht!

**Sechster Zenturio.** Je nun, die Weiber wenigstens sind im allgemeinen nicht übel —

**Fünfter Zenturio.** Im einzelnen, willst du sagen. Fräulein Loreley, die Sängerin, die in den Soireen bei Varus manchmal singt, ist ein appetitlich Frauenzimmer —

**Dritter Zenturio.** Das auch dem Varus selber nicht mißfällt. Er denkt ihr, wie ich höre, zu einem Engagement auf der italienischen Bühne zu verhelfen. Sie will deswegen auch ihren deutschen Namen Loreley in Laurelia oder so etwas dergleichen verwandeln. — Der Feldherr! (Varus tritt ein, alles erhebt sich und wendet sich nach ihm; nur Hermann und seine Gefährten spielen und zechen apathisch weiter.)

**Varus.** Platzkommandant Vitellius! Sind die Rapporte eingelaufen?

**Vitellius.** Jawohl, Feldherr! Hier ist unser braver Spürer Trollius in Person — (Stellt ihn vor.)

**Varus** (zu Trollius). Wie ist die Stimmung im Lande?

**Trollius.** Feldherr, man räsoniert —

**Varus.** Beim Glase Bier? Ich kenne das. Ist ihre Art. Sollen schwatzen. Je mehr Worte, desto weniger Gefahr.

**Vitellius.** Auch die Journale führen zum Teil eine vermessene Sprache. Der „Detmolder Anzeiger“, der „Bote von der Elbe“, der „Rheinbote“, der „Donaubote“, alle bis zum „Drau-

boten“ und „Sauboten“ hinunter gefallen sich in gehässigen Anspielungen und Ausfällen gegen die sogenannten „Unterdrücker“, die „Fremden“ —

**Varus.** Da ist leicht geholfen. Ich werde die Verfügung treffen, daß diese Blätter auf Rechnung des römischen Gouvernements angekauft werden. Im übrigen ist die Sache nicht von Belang. Ich weiß, daß wir der Deutschen im ganzen völlig sicher sind, und daß wir bei vielen Stämmen sogar auf entschiedene Sympathien zählen dürfen. Mein Geheimschreiber Hugonius Victor hat soeben ein süperbes Manifest ausgearbeitet, das seine Wirkung auf die Deutschen nicht verfehlen wird.

**Ein Bote** (tritt ein). Ein Telegramm aus Rom!

**Varus** (erbricht und liest es — seine Stirn runzelt sich ein wenig — eine gewisse Erregtheit ist merkbar in der Art, wie er das Papier wieder faltet — leise für sich). Wie? Nicht weit genug? — (Sich zu den Hauptleuten wendend.) Meine Herren, wir werden aufbrechen müssen — noch heute. — Wo ist der Cheruskerfürst? Den brauch' ich heute vor allen —

**Vitellius** (heimlich auf Hermann deutend). Lungert so eigen herum im Römerlager mit seinen Strolchen. Ich trau' ihm nicht. Ein einsilbiger Schleicher —

**Ein anderer Kriegsoberster.** Ist zu dumm, uns zu betrügen —

**Vitellius.** Seine Leute sehen aus wie Raubgesindel —

**Der Kriegsoberste.** Philister sind's in der Bärenhaut.

**Varus.** Scheltet mir das Völkchen nicht. Der Deutsche ist stark wie ein Ochs, geduldig wie ein Esel, treu wie ein Hund. — Cheruskerfürst!

**Hermann** (erhebt sich und tritt langsam vor Varus).

**Varus.** Seid Ihr wohl vertraut, wackerer Bundesgenoß, mit allen Wegen und Stegen im Teutoburger Wald?

**Hermann.** Sehr wohl.

**Varus.** Ich rechne diesmal auf Euch und Eure Cherusker in doppelter Eigenschaft: als Kampfgenossen und Wegweiser.

**Hermann.** Sehr wohl.

**Varus.** Wir brechen heute noch auf.

**Hermann.** Sehr wohl. (Kehrt auf seinen Platz zurück.)

**Varus** (zum Quästor). Quästor, sind wir gerüstet?

**Quästor.** Bis auf den letzten Gamaschenknopf. (Varus ab.)

**Ein Zenturio** (zu den anderen). Habt ihr gesehen, wie vorhin Varus die neue Depesche mit den Fingern zerknitterte? Dem Augustus

in Rom geht's zu langsam. Er möchte, daß wir schon in Sibirien stünden, um seinen glorreichen Namen in den Schnee des äußersten Nordens zu pissen —

**Die anderen** (den Finger auf den Mund legend). Pst! (Alle ab.)

**Hermann** (erhebt sich, geht sinnend nach vorne, und winkt seine drei Gefährten zu sich). Unsere Leute sollen das Riemzeug putzen und zum Aufsitzen bereit sein —

**Einer der Begleiter.** Was geschieht?

**Hermann.** Was ich befehle. (Die drei Begleiter salutieren, klopfen ihre Pfeifen aus und folgen ihm.)

## Dritte Szene.

Schenke mit gartenähnlichem Raume davor, in welchem viele Gasttische und Bänke unter Bäumen aufgestellt sind. Etwas abseits ein Brunnen. Beim Aufziehen des Vorhangs ertönt eine lustige Musik von Flöte und Geige (oder Harfe), zu deren Klängen römische Soldaten mit Mägden, die zum Brunnen gekommen sind, um Wasser zu holen, eine Art von alemannischem Schleifer (Ländler) tanzen, wobei sie die Ungeschicktheit des Ausländers zur Schau tragen.

**Die Soldaten.** Evoë! — J—u—hé! das ist lustik!

(Die Mägde lachen. Nach dem Aufhören der Musik und des Tanzes ziehen die Soldaten die Mägde einzeln zu sich auf ihre Sitze an den Gasttischen und schäkern mit denselben. Einzelne Mägde gehen zum Brunnen, um sich mit ihren gefüllten Wassergefäßen zu entfernen. Die Soldaten helfen ihnen, die Gefäße auf den Kopf nehmen.)

**Ein Soldat.** Puella, gib mir ein basium! —

**Magd.** Was ist denn das?

**Soldat.** Das ist das. (Küßt sie.)

**Magd.** Gebt Ruh'. Mein Wasserschaff läuft über — ich muß fort —

**Soldat.** Wasserschaff? Was ist das? Verstehe nikt —

**Magd.** Na, das Wasserschaff —

**Soldat.** Schaff — Schaff — aha! scapha —

**Magd.** Dort steht's beim Brunnen.

**Soldat.** Trink nockmal, puella, und gib mir nock ein basium —

**Magd.** Ich seh' grad, dort sitzt mein Schatz, der Blasius — er schaut schon herüber —

**Soldat.** Der Blasius? Ist das dein — dein sponsus?

**Magd.** Ja, ja, mein G'spons. B'hüt' Gott! (Sie eilt zum Brunnen, nimmt ihr Gefäß auf den Kopf, und geht dann nach dem Hintergrunde,

sich dem Blasius nähernd, dem sie die Hand reichen will. Dieser gibt ihr eine Ohrfeige und wendet sich zornig von ihr ab. Einige Soldaten machen sich an die schmucke Schenkin, die ihnen den Wein vorsetzt.)

**Ein Soldat** (ihr die Wange streichelnd). Wie heißt du, formosa virgo?

**Die Schenkin.** Nani heiß' ich.

**Der Soldat.** Nana? Was? Du bist so groß, und sie heiß dich ein Zwerg?

**Der Wirt** (sich ins Gespräch mischend). Die ist weit her, meine Herren! Ein Tirolermädl. Aus Finstermünz. Die kann schöne Jodler!

**Soldaten.** Odler? Was ist das?

**Schenkin.** Na, a Gsangl is' s halt!

**Ein Soldat** (nachsinnend). Odler — Odler — aha! Od — Od ik verstehe — das ist eine deutsche Ode — wie bei uns die Oden des Horatius Flaccus — Nana, sink uns eine deutsche Ode.

**Schenkin** (singt). Daß 's im Wald finster is,
Machen die Bam,
Und daß mi mei Schatz nit mag,
Das glaub' i kam —

**Soldaten.** J—u—hé! Das ist lustik! Wir wollen das auck lernen! Puella, sak, wie ist das?

**Schenkin.** Daß 's im Walde finster is —

**Soldaten.** tassim — valde — finstaris —

**Schenkin.** Machen die Bam —

**Soldaten.** machendi — pam — pam — poma! evoë! J—u—hé! das ist lustik! musika!

(Die Musik beginnt noch einmal, sie spielt die Weise des gesungenen Schnadahüpfels, die Soldaten tanzen mit den Dirnen, und machen dabei komische Versuche, obige Strophe zu wiederholen.)

**Trollius** (kommt geschlichen — Kostüm des modernen „Naderers"). Ei sieh, ei sieh, unser miles gregarius macht sich wieder recht familiär! Steht Profosenarrest darauf. Werd's melden. (Zieht seine Notiztafel heraus. Die Soldaten brechen bei der Annäherung des Trollius mit bedeutungsvollen Blicken und Gebärden den Tanz ab, drücken sich beiseite und verlieren sich allmählich.)

**Trollius** (an einem Tische Platz nehmend). Vorläufig noch wenig Leute. Tut nichts. — Wirt! Eine Flasche vom besten! (Der Schulmeister Bacherl und ein Nachtwächter treten im Gespräch auf — beide in dem Kostüm, durch welches man heutzutage die Typen des Schulmeisters und des Nachtwächters zu karikieren pflegt.)

**Nachtwächter.** Herr Schulmeister! Nachtwächteramt ist kein Faulpelz, und Schulmeisteramt kein Possenspiel, und ich meine, der Nachtwächter soll bei Tag, der Schulmeister bei Nacht sein bescheidenes Teil Ruhe mit Dank gegen den grundgütigen Schöpfer genießen. Ihr aber, Herr Schulmeister, wenn ich nächtens am Fenster Eurer Stube vorübergehe, so seh' ich Euch im Gemach hin und her laufen, an den Nägeln kauen, Gänsekiele zerbeißen und große Papierbogen beschreiben, zwei große dicke Bücher immer neben Euch.

**Bacherl.** Das „Allgemeine teutsche Reimlexikon“ — Leipzig bei Brockhaus! — Braver teutscher Mann, was Ihr da sagt, ich tu's zu meines teutschen Volkes Ehr'! — Glaub's im übrigen, daß Euch, wenn Ihr so vorübergeht, der Mund wässert — glaub's, daß Ihr nicht recht fürbaß kommt — glaub's, daß es Euch wurmt, von sotaner stiller, frischer Bardenarbeit gar nichts zu haben und zu hören! — Nachtwächter! (Faßt ihn am Rockknopf und zieht ihn zu sich auf die Bank nieder, zufällig in der Nähe des Trollius.) Nachtwächter! Geht Ihr nachts wieder an meiner Stube vorüber, so tut, was Ihr nicht lassen könnt; tretet ein, oder klopfet an, und ich komme heraus und geleite Euch, und deklamier' Euch vor —

**Nachtwächter.** Geht nicht, Herr Schulmeister! Denn seht, wenn ich was lese oder lesen höre, so fallen mir gleich die Augen zu, und ein Nachtwächter muß in der Nacht die Augen offen behalten —

**Bacherl.** So will ich Euch bei Tage vorlesen! (Zieht ein Manuskript aus der Tasche.) Hört! —

**Nachtwächter.** Geht auch nicht, Herr Schulmeister! Mein Kopf ist schwach — habe heut noch kein Tröpflein Stärkung im Leibe. Heda, Leute, ein Gläslein Bittern!

**Bacherl.** Ein ditto Gläslein mir, Herr Wirt! (Das Verlangte wird gebracht. Der Nachtwächter leert sein Gläschen mit einem Zuge und fängt gleich an zu nicken.)

**Bacherl.** Jetzt will ich Euch vorlesen, Nachtwächter! (Zieht ein Manuskript heraus.) „Ode auf einen teutschen Helden. Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen“ — — Alle Wetter, Nachtwächter Ihr schlaft ja schon! (Dem Nachtwächter ist inzwischen das Haupt auf die Brust herabgesunken und er schnarcht vernehmlich.)

**Bacherl** (mit Indignation sein Manuskript wieder einsteckend). Schwacher, verkommener Greis! (Er bemerkt Trollius.) Da sitzt ein Herr aus dem Römerlager — kenn' ihn — spricht die germanische Mundart — (Höflich grüßend.) Wackrer italischer Mann! Ihr zürnt

doch nicht zweien teutschen Männern, daß sie sich da so in Eurer Nähe niedergelassen — (Rückt ihm näher.) Herr Trollius, so ich mich nicht täusche? Ich bin der Schulmeister und Barde Bacherl. Das hier ist der Nachtwächter des Orts, dermalen schlafend —

**Trollius** (mit Phlegma). Ein Barde seid Ihr? Was ist denn das?

**Bacherl** (hastig ein Manuskript hervorziehend). Hört zu, edler italischer Mann, und Ihr werdet sehen, was ein teutscher Barde ist!

**Trollius.** Hab' nicht die Zeit. Laßt's gut sein.

**Bacherl.** Ein deutscher Barde ist ein deutscher Mann oder Jüngling, welcher Verse machet, soviel man will, für alle Fälle —

**Trollius.** Habt ihr Deutschen denn auch eine Poesie? Eure Sprache ist ja zu rauh, zu barbarisch —

**Bacherl.** Poesie genug, sag' ich Euch, seit das „Allgemeine teutsche Reimlexikon", Leipzig, **Brockhaus**, in zwei Bänden herausgekommen ist — wozu jetzunder aber noch überdies die sogenannten „Stabreime" aufgebracht worden sind durch herumziehendes Volk —

**Trollius.** Stabreime? Was ist denn das?

**Bacherl.** Nun, wenn ich zum Exempel sage: „Frische Fische frißt Fischer Fritz" — das ist ein Stabreim. Auch Eure lateinischen Metra sind uns ein Kinderspiel. Wir machen z. B. Hexameter, daß es nur so kracht. (Zieht ein Papier hervor und liest skandierend:) „Dort auf | breitäst'gem | Fichtenstamm | sitzt das | eichene | Kätzlein" — „Eichenes Kätzlein" sag' ich, weil nämlich das Eichkätzchen als solches in diesen Hexametervers durchaus nicht hinein will.

**Trollius.** Glaub's gern. Ist ihm nicht zu verdenken. (Für sich.) Habe den Narren lang genug schwatzen lassen; will nun sehn, was für meinen Zweck bei ihm herauszuholen ist. Euer Wohl, Schulmeister!

**Bacherl** (anstoßend). Hoch, edler italischer Mann!

**Trollius.** Ich bin deutscher Korrespondent für etliche römische Blätter — werde Eurer nicht vergessen, wenn ich über den Zustand der neuesten Literatur in Deutschland . . .

**Bacherl** (entzückt). Edler, großmütiger Römer! (Der Garten hat sich inzwischen immer mehr mit Gästen gefüllt.)

**Trollius.** Das strömt ja nur so zu — die Leute sehen alle recht fröhlich und zufrieden aus; man merkt nicht, daß ihnen die Fremden im Lande unangenehm wären —

**Bacherl.** Hm, ja, ja freilich, freilich. —

**Trollius** (vertraulich). Wir wissen aber doch im Lager ganz bestimmt, daß es Leute gibt, die heimliche Versammlungen halten —

**Bacherl** (höchst verwundert.) Ach du mein Gott — wißt ihr's? Wißt ihr das?

**Trollius** (noch vertraulicher). Wir wissen genau, wann die letzte stattgefunden.

**Bacherl.** Ach du mein Gott — die vom Sankt Medardus-Tag?

**Trollius.** Die vom Sankt Medardus-Tag.

**Bacherl.** Die auf der Bärenwies'?

**Trollius.** Die auf der Bärenwies'. (Leise und geheimnisvoll.) Wir kennen sogar den Namen des Aufwieglers, der diese Versammlung einberufen hat.

**Bacherl.** Ach du mein Gott — armer, armer Ratzelmeier!

**Trollius.** Ja, das hat er jetzt davon, der Ratzelmeier! (Zieht die Notiztafel heraus und notiert sich den Namen.) Schulmeister, wenn Ihr mit Eurem poetischen Talent in Rom lebtet, so hätte der Kaiser Augustus, der alle guten Köpfe beschützt, Euch längst an seinen Hof gezogen und Euch mit Gnaden überhäuft.

**Bacherl.** Großherziger, erhabener Monarch!

**Trollius.** Wie denkt denn Ihr als Deutscher im Politischen?

**Bacherl** (von ängstlicher Verlegenheit befallen, trinkt, überschluckt sich, verfällt in einen endlosen Hustenkrampf und spricht zuletzt, von beständigem Husten unterbrochen). Edler, italischer Mann — Ihr seid mir — der Branntwein wollt' ich sagen — in die unrechte — unrechte Kehle — (Hustet heftig weiter.)

(Drei jüngere Zenturionen von insolentem Aussehen kommen des Weges.)

**Erster Zenturio** (den Zwicker auf die Nase rückend und den Blick über die Menge schweifen lassend). Mehercle! Dies deutsche Pfahlbürgertum bei seinem Bier ist göttlich!

**Zweiter Zenturio** (ebenfalls das Augenglas zurechtrückend). Bei Isis und Osiris, das ist es!

**Dritter Zenturio** (desgleichen). Köstlich, diese vulgären Gesichter!

**Erster Zenturio.** Diese ungeschlachten Gestalten!

**Zweiter Zenturio.** Welche Rasse!

**Dritter Zenturio.** Diese Tabakpfeifen —

**Erster Zenturio.** Und diese Bierhumpen! Setzen wir uns. Ist ein Spaß, so gut wie ein anderer.

**Zweiter Zenturio.** Lüstet dich nach deutschem Krätzer oder abscheulichem Gerstengebräu?

**Dritter Zenturio.** Man muß alles versuchen. (Sie setzen sich.) Heda, Bursch! (Kellner nähert sich devot.) Sag' mal, Mensch, was habt ihr in Küche und Keller?

**Kellner.** Vielleicht ein Stückchen Bärenschinken gefällig?

**Dritter Zenturio.** Hu! — Was? Keine gebratenen Sauzitzen? Keine Nachtigallzungen? Keine Muränen?

**Kellner** (immer demütig). Nicht vorrätig, meine Herren! Büffel-Koteletten, wenn's gefällig — Wisentbraten — Holzäpfeltorte —

**Dritter Zenturio.** Ha ha ha! — Nun, du flachshaariger Ganymed, (ihn auf die Schulter klopfend) bring' uns mal ein bißchen Rabenbraten mit ein paar Gläsern guten Weinessig —

**Kellner** (wie oben). Haben wir nicht, meine Herren —

**Dritter Zenturio.** Nicht? Na, so kredenz' uns drei Becher von eurem göttlichen deutschen Gesöff, Bier geheißen!

(Kellner entfernt sich, das Verlangte zu bringen.)

**Erster Zenturio.** Dies verblüffte Gesicht des Dummkopfs — unvergleichlich!

**Zweiter Zenturio.** Ein reizender Kerl, bei Isis und Osiris!

(Eine Gesellschaft junger Leute, Sänger und Turner, kommt singend und nimmt an einem Tische des Vordergrundes Platz.)

**Einer von ihnen** (sich den Schweiß trocknend). Richtiger Turnerweg das, über den felszackigen Gaisberg herüber! — Herr Wirt, einen Eimer! — Keine Gläslein, bitt' ich! Her mit Euren größten Steinkrügen und Humpen! Wir haben einen Turner- und Sängerdurst zu vertilgen.

**Sänger und Turner** (heben, während das Getränk gebracht wird, verschiedenes zu singen an, etwa „Wohlauf, noch getrunken" — oder „Steh' ich in finstrer Mitternacht —).

**Erster Zenturio.** Was ist das für Singsang?

**Zweiter Zenturio.** Deutsche Trinklieder —

**Erster Zenturio.** Trinklieder? So? Ich meinte, es ist einer gestorben und sie heulen ihm den Grabgesang — (Die Zenturionen lachen.)

**Erster Turner** (zu seinen Gefährten mit einem Blick auf die Zenturionen und einer Grimasse). Ohe, in diesem Wirtshaus ist Ungeziefer —

**Zweiter Turner.** Was hat denn das welsche Pack da zu tun?

**Dritter Turner.** Schauen so keck und spöttisch um sich, daß man ihnen gleich eins über die Fresse hauen möchte —

**Vierter Turner.** Singen wir das „deutsche Vaterland", damit sich die Kerle blauschwarz ärgern! (Sie singen im Chorus eine Strophe des „deutschen Vaterland"; das Publikum applaudiert.)

**Erster Zenturio.** Was will dieser Trupp Waldesel mit seinem wüsten Geschrei?

**Ein italienischer Wurst- und Südfrüchteverkäufer** (geht zwischen den Gästen umher). Römische Feigen, meine Erren! Pomeranzen aus Palermo! Gute Salami, vortreffliche Salami! Kauf Sie, meine Erren! Südfrüchte, meine Erren!

**Ein Turner.** Geh' zum Teufel, welscher Gaudieb, mit deinen Südfrüchten!

**Ein anderer.** Die haben wir ohnehin. Unsere Kartoffeln sind auch Siedfrüchte . . .

**Ein Dritter.** Mach', daß du fortkommst mit deinem welschen Geschleck — wir sind deutsche Männer und wollen nichts davon wissen.

**Südfrüchteverkäufer.** Ei, so fresse sie Eichel, welches wächst in deutsche Wälder —

**Vierter Turner.** Was, du transalpinischer Lotterbube? Werft ihm seine Pomeranzen und Nüsse an den Kopf! Die deutschen Kopfnüsse, Kerl, sind noch härter als deine welschen!

**Fünfter Turner.** Hängt ihn auf an seiner längsten Wurst! (Man bemächtigt sich seines Vorrates, bewirft ihn damit, und jagt ihn so in die Flucht. Bacherl liest von den zu Boden gefallenen Eßwaren soviel auf, als er kann und füllt damit seine Taschen.)

**Erster Zenturio.** Welche Heldentat! Die ganze Meute gegen den einen —

**Erster Turner.** Wie die drei römischen Gelbschnäbel sich ärgern! — (Hebt sein Glas.) Es lebe jeder brave deutsche Mann, und — pereant gewisse Leute!

**Chorus.** Pereant!

**Erster Zenturio.** Wollen die Strolche an uns? Wir fürchten uns nicht. Nur ihr Tabaksqualm fängt an unerträglich zu werden.

**Zweiter Zenturio.** Es ist auch hohe Zeit. In etlichen Stunden wird marschiert. (Den Kellner rufend.) He da, Mensch! Dein Trank wird uns die Magenhaut durchfressen. Verlangst du dafür noch Bezahlung?

**Kellner** (devot). Vier Pfennige das Glas.

**Zweiter Zenturio** (das Geld hinwerfend). Mehr als zuviel für eine Laxanz!

**Erster Turner** (nochmals sein Glas hebend). Es lebe jeder brave deutsche Mann, und — pereant gewisse Leute!

**Allgemeiner Chorus** (während die Zenturionen abgehen). Pereant!

**Erster Turner.** Die sind wir los!

**Volk.** Bravo! (Händeklatschen.)

**Erster Turner** (verbeugt sich gegen das Volk, wie um zu danken. Nach einigen Augenblicken, während welcher das Händeklatschen fortgedauert hat). Meine Herren! Ein Wort! — (Stille.) Wir sind unter uns. Und da wir dies sind — und da ich patriotische Männer hier beisammen sehe — und da volkstümliche Maueranschläge von den Behörden heruntergerissen zu werden pflegen — so ergreife ich die Gelegenheit, eine mündliche Mitteilung an alle Deutschgesinnten zu machen —

**Volk.** Hört! Hört!

**Erster Turner** (steigt auf einen Stuhl). Meine Herren! Im Namen des betreffenden Komitees, dem ich selbst auch anzugehören die Ehre habe, gebe ich hiermit bekannt, daß morgen, den 22. dieses, ein schönes und erhebendes Nationalfest gefeiert werden soll. Es gilt das Andenken keines Geringeren zu erneuern, als das unseres verewigten Teut, der nun gerade seit so und soviel tausend Jahren tot ist. Alle deutschen Männer sind geladen, bei dem Feste sich einzufinden. Männer aus allen deutschen Gauen, Vertreter aller deutschen Stämme, von der Eider bis zur Leitha hinunter, werden erscheinen. Ein allgemeines deutsches Schützenfest ist mit der Feier verbunden. Zum Schluß wird eine Sammlung für ein würdiges Teut-Denkmal eröffnet. Abgehalten wird das ganze schöne Fest im Verborgenen, auf der abgelegenen Bitterwurzwiese im Teutoburger Wald, damit die Römer nichts merken. Es lebe Teut! (Steigt vom Stuhl herunter.)

**Volk.** Hoch Teut!

**Einer aus der Menge** (zu Bacherl). Vaterländischer Barde Bacherl, werdet Ihr nicht den Prolog für das Teut-Fest schreiben?

**Bacherl** (zieht ein Papier aus der Tasche). Ist schon fertig. (Trollius notiert sich etwas in seine Schreibtafel.)

**Erster Turner** (ihn bemerkend). Alle Teufel, da ist ein verdächtiger Kerl, der sich heimlich Notate in seine Schreibtafel macht — (Er nimmt Trollius bei den Ohren, die Menge drängt sich herbei: „Ein Spion, ein Spion!")

**Trollius.** Ich bin Korrespondent mehrerer römischer Blätter, und liefere dem Tacitus Material für seine Germania —

**Einer aus der Menge** (gibt ihm einen Tritt in die Hinterseite). Da hast du Material — liefer's ab!

**Ein anderer.** Ich kenne den Kerl — 's ist der geheime Polizist Trollius — der Galgenstrick ist im übrigen gar kein Römer,

heißt eigentlich Troll, und ist nur als wandernder Schneidergesell aus Schwaben in seiner Jugend nach Rom gekommen —

**Ein Dritter** (hebt an zu singen). „Hamer, hamer, hamer dich amol —

**Die anderen** (einfallend).

Mit dei'm verschlissene Kamisol,
Du schlechter Kerl!"

**Chorus.** Trolle dich, Trollius,
Troll' dich von hinnen,
Schneidergeselle,
Korrespondente,
Topfgucker, Spürnas',
Grasaff', Spion!
Trolle dich, Trollius,
Troll' dich hinweg!

(Man ergreift den Spieß des noch immer schlafenden Nachtwächters und treibt den Trollius damit fort.)

**Erster Turner** (neuerdings einen Stuhl besteigend). Bitte um Ruhe! — Meine Herren! Da infolge der Anwesenheit des Spions unser Zusammenkunftsort leider den Römern bekannt werden würde, so erkläre ich im Namen des Komitees, daß die Teutfeier nicht auf der Bitterwurzwiese, sondern an einem noch abgelegneren Orte, der großen Elendhalde, am anderen Ende des Teutoburger Waldes, wird abgehalten werden.

**Volk.** Bravo!

**Erster Turner.** Und müßten wir ins letzte Mauseloch kriechen, meine Herren, feiern wollen wir unsern altehrwürdigen, erhabenen Teut mit Reden, mit Gesang, mit Büchsengeknall und einem vergnüglichen Zweckessen — (In diesem Augenblicke hört man ein Rauschen in der Luft, und man erblickt plötzlich den Teut auf einem kleinen Wolkenwagen im entsprechenden Phantasiekostüm sich von oben herabsenkend. Alles blickt mit offenen Augen und offenem Munde verblüfft nach dem unbekannten Ankömmling.)

**Teut.** Von Walhalls Höhn, aus dem leuchtenden Saal,
Komm' ich nieder zu dir, voll Liebe die Brust,
Du mein edeles Volk — und in Kümmernis auch:
Denn ich sehe dich treu, voll redlicher Glut,
Doch umdämmerten Augs, unsicheren Schritts,
Hinwandeln die Bahn — Zweckessen noch stets,
Festfeiergesang, reichströmender Trank —
O Volk, mein Volk, wann raffst du dich auf?

Vom klingenden Wort, wann schreitest du kühn
Zur erlösenden Tat? Wann legst um die Brust
Du die blitzende Wehr? Wann —

**Ein Mann** (mit Amtsmiene, plötzlich hervortretend, seine Hand ausstreckend und Teut unterbrechend). Ehrenwerte Versammlung! Ich bin fürstlich-cheruskischer Polizeikommissär — Respektieren Sie die heimischen Behörden und bereiten Sie uns keine Verlegenheiten den fremden Machthabern gegenüber. Ich habe dieser improvisierten kleinen Volksversammlung inkognito beigewohnt. Ich habe geschwiegen, solang' das Gesprochene sich in den Grenzen einer gewissen Mäßigung bewegte. Der letzte Redner ist weitergegangen. Er hat von Taten gesprochen, er hat zur Ergreifung der Waffen aufgefordert — er hat, mit einem Worte, den Aufruhr gepredigt — (in die Kulisse rufend) Wachmann Zaplicek! (Zaplicek tritt vor.) Arretieren Sie diesen Herrn!

**Teut.** Ich bin ein Genius —

**Kommissär.** Aber hier nicht zuständig. Wo sind Ihre Papiere?

**Teut.** Ich bin ein Halbgott —

**Kommissär.** Die Polizei duldet keine Halbheiten nicht —

**Einer aus der Menge.** Sie will, daß jeder ein ganzer Kerl ist, damit man ihm Fünfundzwanzig aufmessen kann —

**Kommissär.** Wer erlaubt sich da hinter meinem Rücken zu murren und zu knurren?

**Der Vorige.** Niemand! Es war nur der Magen des Barden Bacherl, was da geknurrt hat.

**Kommissär.** Die Versammlung ist amtlich aufgelöst und hat sich sogleich zu zerstreuen. (Zu Zaplicek.) Tun Sie, was Ihres Amtes ist!

**Teut.** Ich bin ein Geist —

**Kommissär.** Die Polizei duldet keinen Geist —

**Teut.** Und der Geist keine Polizei — (Erreicht mit einem Schritte seinen Wolkenwagen, der ihn rasch entführt.)

**Zaplicek.** Satraceni —

**Volk** (lachend). Vivat Zaplicek! (Alle ab.)

## Vierte Szene.

(Wohnstube im Hause des Hermann. Hermann im Schlafrock und Pantoffeln, eine Pelzkappe auf dem Kopfe, aus einer langen Pfeife rauchend, sitzt in einem großen Armstuhl an einem Tische, über eine Karte des Teutoburger Waldes

gebeugt. **Thusnelda**, eine stattliche, etwas korpulente Dame, wird eben von ihrer Zofe frisiert. Die beiden kleinen Söhne Hermanns, **Sigmar** und **Sigmund**, haben Lateinstunde mit ihrem römischen **Lehrer**.

**Sigmund.** Amo — amas — amat — amamus — amatis — amant.

**Lehrer.** Gut! — Nun weiter im Texte.

**Sigmund** (liest). Hostis noctu serpens muros attigit.

**Lehrer.** Was ist serpens?

**Sigmund.** Serpens ist eine Schlange —

**Lehrer.** Dummkopf! serpens ist keine Schlange, serpens ist ein Partizipium! Serpo, ich krieche! serpens, kriechend — (Sigmar bohrt dem Lehrer hinter seinem Rücken Eselsohren; dieser merkt etwas davon.) Acht geben, Sigmar! Repetieren Sie mir, was ich soeben gesagt! Eheu quid dixi?

**Sigmar.** „Acht geben, Sigmar!" haben Sie gesagt.

**Lehrer.** Spitzbube!

**Thusnelda.** Sei artig, Sigmar!

**Lehrer.** Mehercle, gnädigste Fürstin, ich muß gestehen, ich habe mit Hochdero beiden Prinzlein meine liebe Not! Graviter vexor. Sigmund ist beschränkt, crassâ Minervâ, es will nichts Rechtes in sein deutsches caput quadratum hinein; und Sigmar ist boshaft, steckt voller Listen und Tücken — plenus malarum artium —

**Thusnelda.** Pfui, Sigmar und Sigmund! Schämt ihr euch nicht? Nun hat man euch einen ausgezeichneten Pädagogen direkt aus Rom verschrieben, damit ihr euch die römische Bildung und die Sprache und den Akzent und alles ordentlich aneignet, und ihr wisset das nicht zu schätzen, lernet nichts und seid noch überdies ungezogen. Schon gut, ihr werdet zeitlebens unwissende und rohe deutsche Klötze bleiben.

**Lehrer.** In der Tat, es ist, als ob ihnen die Ohren ganz verklebt wären von herzynischem Harzpech, so unzugänglich sind sie für die principia der feinen römischen Bildung, ohne welche der Deutsche doch immer ein ungeleckter Waldbär bleibt.

**Thusnelda.** So ist's! — Sigmar, du wirst hernach eine halbe Stunde auf Erbsen knien, und du, Sigmund, wirst abends, statt über dem Eberbraten, über deiner nicht gelernten Lektion aufsitzen Ohne die feine römische Bildung dürft ihr mir nicht bleiben. Nehmt euch euren älteren Bruder zum Muster, der, so jung er ist, doch schon in Rom gewesen, der als braver Kadett im römischen Heere

dient, und dem der Urlaub, den er eben hat, schon immer zu lang wird, weil er lieber unter den Römern lebt, und weil er das rohe deutsche Wesen gar nicht mehr ausstehen kann. (Hermann läßt ein eigentümliches Räuspern und Knurren vernehmen.) Meine Kinder müssen gebildet werden — (Spitzig und mit einem Blicke, welcher die Herrin im Hause verrät, zu Hermann.) Bist du etwa nicht einverstanden? — Ist die römische Bildung nicht das nötigste und schönste für uns?

**Hermann** (immerfort aus der langen Pfeife rauchend — mit Phlegma). Es wird schon so sein.

**Thusnelda.** Liegt es etwa nicht ganz besonders im Interesse der beiden Knaben, daß sie sich diese Bildung aneignen?

**Hermann.** Möglicherweise kann sich das schon so verhalten.

**Lehrer** (zum Fortgehen sich erhebend). Also iterum et iterum, Sigmar und Sigmund! Entweder römisch gebildete feine Jünglinge, culti juvenes, die zu Rom am Kaiserhofe ihr Glück machen können, oder ein Leben als Wilde, velut ursi, in den deutschen Wäldern und Sümpfen —

**Hermann** (gelassen). Herr Curtius, oder vielmehr Herr Kurz, wie Sie eigentlich heißen, denn es ist mir nicht unbekannt, daß, obgleich Sie als „geborner Römer“ direkt aus Rom verschrieben worden, Sie doch eigentlich eines ehrlichen deutschen Leinewebers Sohn aus Bielefeld sind. Ich weiß nicht, ob Sie wirklich die ganze römische Bildung in sich gefressen haben. Ich sehe davon nichts; ich sehe bloß, daß Sie ungeheuer keck und vorlaut sind in meinem Hause. — Wozu denn das, Herr Curtius? — Lassen Sie das, Herr Curtius! — Adieu, Herr Curtius! — (Der Lehrer verbeugt sich halb grimmig, halb verblüfft, küßt Thusnelden die Hand und geht ab. Sigmar und Sigmund springen fort.)

**Thusnelda** (zieht ihr Tuch und trocknet sich die Tränen). Du scheinst also zu glauben, es sei besser, daß unsere Söhne wild aufwachsen, als daß sie die feine römische Bildung sich aneignen?

**Hermann.** Ich glaube gar nichts, liebes Kind! — (Schlägt, in seine Karte vertieft, mit dem Gelenk des Zeigefingers kräftig auf eine Stelle derselben.) Da! der Sumpf! — — —

**Thusnelda** (zur Zofe.) Du kommst heute wieder gar nicht zustande — was zitterst du so an den Händen? — Und wie blaß du wieder bist! Was ist's, Mädchen? Was fehlt dir?

**Zofe** (bleibt stumm, seufzt und beginnt zu weinen).

**Thusnelda.** Heraus damit — ich will's wissen!

**Zofe** (stürzt ihr zu Füßen und umschlingt weinend ihre Knie).

**Thusnelda.** Unglückselige, du bist —

**Zofe** (nickt zustimmend unter heftigem Schluchzen).

**Thusnelda.** Und wer --? — Ha, ich entsinne mich. — Wer war der Mensch, den ich ein paarmal in deiner Kammer getroffen? War's nicht der Unteroffizier Sempronius von der sechsundzwanzigsten Legion?

**Zofe** (weint noch stärker).

**Thusnelda.** Arme Kreatur! — Geh'! — Und sei mir nicht zu ängstlich! Wir sprechen noch von der Sache. (Zofe ab).

**Hermann** (nach einer kleinen Pause). Nelda!

**Thusnelda.** Nun?

**Hermann.** Tu' mir den Gefallen und schicke dies Frauenzimmer fort!

**Thusnelda.** Warum?

**Hermann.** Weil ich keine römischen Spione im Hause haben will.

**Thusnelda.** Spione? Wieso? Stehen wir nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße mit den Römern?

**Hermann.** Ja wohl, liebes Kind — du hast es wenigstens immer so haben wollen —

**Thusnelda.** Und will es noch. — Gertrude bleibt.

**Hermann** (immer mit Ruhe). Weib, hast du denn gar keinen Funken patriotischen Gefühls in dir?

**Thusnelda.** Nein, du weißt, ich bin eine geborne Frankfurterin!

**Hermann** (zuckt die Achsel).

**Thumelicus** (in Kadettenuniform, gelangweilt hereintretend). Mama, gib mir Geld —

**Thusnelda** (ihm die Wange streichelnd). Schon wieder?

**Thumelicus.** Was soll ich tun? Ich langweile mich. Allen Katzen im Hause hab' ich die Schwänze schon abgeschnitten. Man langweilt sich entsetzlich in Deutschland. Dies Deutschland ist ein Schweineland.

**Hermann** (aufstehend, auf Thumelicus zugehend, in sehr gelassenem Tone). Was ist Deutschland?

**Thumelicus.** Ein Schweineland. Nichts als Eicheln.

**Hermann** (gibt ihm eine Ohrfeige). Da hast du eine Feige, wenn dir die Eicheln nicht munden. (Thusnelda erhebt sich zornig und tritt auf Hermann zu; dieser fährt gelassen fort.) Hör', Bursch'! Du hast dir in Rom deinen ehrlichen deutschen Spitznamen „Dümmling" in Thumelicus übersetzen lassen. Bist aber noch der alte Dümmling. —

Schneidest also den Katzen im Hause die Schwänze ab? Na, das ist ein rechtes Römervergnügen — das hast du in Rom gelernt bei den schönen Vieh- und Sklavenkämpfen im Zirkus — das gehört zu der feinen römischen Bildung — (nimmt ihn beim Ohr.) Gib nur acht, du Muttersöhnchen, daß dir nicht nächstens mal das Herz in die römischen Hosen hinunterfällt —

**Thusnelda** (Thumelicus frei machend, zu Hermann). Barbar! (Sie küßt Thumelicus auf die Stirn und gibt ihm Geld. Thumelicus ab. Hermann ist auf seinen Platz zurückgekehrt.)

**Ein Diener** (anmeldend). Der Römerfeldherr Quintilius Varus. (Varus tritt ein, Thusnelda erhebt sich zu seinem Empfange.)

**Varus** (ihr die Hand küssend). Eine kleine Expedition, Frau Fürstin, entführt mich noch heute für einige Zeit der hiesigen Gegend. Ich kann mir nicht versagen, Abschied zu nehmen von der edlen Dame —

**Thusnelda.** Doch nicht auf lange?

**Varus.** Ich will es hoffen, Fürstin! (Wendet sich zu dem nach wie vor aus der langen Pfeife rauchenden Hermann, der langsam Miene macht, sich zu erheben.) Laßt Euch nicht stören, edler Fürst und Freund! (Er wirft einen Blick auf die Karte, welche Hermann vor sich hat.) Eine Karte des Teutoburger Waldes? Vortrefflich! Noch einmal seid gebeten: laßt Euch nicht stören! (Er kehrt zu Thusnelda zurück, die ihn auf den Sitz neben sich einladet.) Wie lebt Ihr, Fürstin? Habe nicht das Vergnügen gehabt, Euch zu begrüßen, seit Ihr mir die Ehre gegeben, meine kleine Soirée dansante im Lager mit Eurer Gegenwart zu schmücken. Wie groß muß Eure Langeweile gewesen sein, Fürstin, bei diesem ärmlichen Feste!

**Thusnelda.** Ach, ich bin schon glücklich, wenn ich römisch konversieren höre.

**Varus.** Was sagen die deutschen Damen, die damals meiner kühnen Einladung so freundlich gefolgt sind?

**Thusnelda.** Sie sprechen von dem Feste mit Enthusiasmus —

**Varus.** Unmöglich! Sie urteilen zu nachsichtig. Was konnten die deutschen Damen Annehmliches finden an einem so anspruchslosen militärischen Divertissement?

**Thusnelda.** Sie sind entzückt von der feinen römischen Bildung und von der Galanterie der römischen Offiziere —

**Varus.** Und die Offiziere sind entzückt von der natürlichen Liebenswürdigkeit, von der geistreichen Naivität der germanischen Schönheiten —

**Thusnelda.** Zu verbindlich! — Ich versichere Euch, Feldherr, man fühlt sich in römischer Gesellschaft doch gleich wie in einer anderen edleren Sphäre —

**Varus.** Ihr solltet einmal Rom besuchen, Fürstin! Habt Ihr kein Verlangen danach?

**Thusnelda.** Es ist längst ein pium desiderium meines Herzens. (Schwärmerisch.) O, wer möcht' es nicht zu sehen verlangen, dies prächtige Rom, diesen Mittelpunkt der Welt, diesen Herd der Sitte, der Bildung?

**Varus** (stolz). Das ist's, Fürstin, und das wird es bleiben —

**Hermann** (schlägt wieder auf seine Karte). Der Sumpf!!!

**Varus** (aufmerksam werdend). Euer Gemahl, Fürstin, versinkt ganz in seine Karte —

**Thusnelda.** Ach Gott, — er hat zuweilen Launen — (seufzend und mit einem Blicke zum Himmel). Man muß sich ertragen lernen in der Welt —

**Varus** (ablenkend). Rom ist indessen nicht bloß der Herd der Erleuchtung, es ist zugleich der große Fruchtgarten des menschlichen Lebensgenusses, alles dessen, was das Dasein verschönert. In Rom lebt man, Fürstin!

**Thusnelda** (seufzend). Ach! —

**Varus.** In Deutschland kennt das Weib nur seinen Familienkreis —

**Thusnelda.** Wie wahr!

**Varus.** In Rom gehört sie der Gesellschaft an, und ihre Vorzüge leuchten im weitesten Kreise —

**Thusnelda** (seufzt).

(Hermann ist inzwischen aufgestanden und hat einige Waffen, die in einer Ecke lehnen, gemustert. In diesem Augenblicke bricht er mit dem Finger die Spitze eines Speeres ab und läßt den Schaft rasselnd in den Behälter zurückfallen.)

**Thusnelda** (erschrocken). Was ist's?

**Hermann.** Morsches Zeug unter den Eisenspitzen!

**Thusnelda.** Gott, meine Nerven! — — Ich hoffe, mein Gemahl wird noch zu bewegen sein, mich einen Winter nach Italien zu führen. — Machen meine Gesundheitsumstände mir doch schon längst ein milderes Klima wünschenswert —

**Varus.** Ihr seht blühend aus, Fürstin!

**Thusnelda.** Und doch — meine Krämpfe — meine Wallungen — Du weißt, lieber Gemahl, wie oft der junge römische Arzt Sabinus,

der sich vor kurzem hier angesiedelt, mir einen Winteraufenthalt in Italien empfahl —

**Hermann.** Aber, liebes Kind, die alte kluge Kräuterfrau Sabine, mit welcher ich über deinen Zustand sprach, meinte, es sei besser, wenn du zu Hause bleibst —

**Thusnelda** (zu Varus). Ihr seht, wie groß die Bereitwilligkeit meines Gemahls ist, mich nach Italien zu führen —

**Varus.** Die Gemahlin Armins, des Cheruskerfürsten, darf in Rom auch ohne ihren Gatten einer glänzenden Aufnahme gewiß sein. Und hab' ich das Glück, zurzeit, wo Ihr Rom besucht, in der Hauptstadt zu weilen, so erbiet' ich mich als Cicerone zum voraus —

**Thusnelda** (verneigt sich mit höflichem Lächeln).

**Varus** (sich erhebend). Meine Zeit ist gemessen. Fürstin, lebet wohl!

**Thusnelda** (ihm die Hand reichend). Lebet wohl, und laßt mir die Hoffnung, Euch wiederzusehen.

**Varus.** Den Soldaten wirft die Laune des Kriegsgotts auf dem Ozean des Lebens ruhelos umher! — Ich möchte nicht scheiden, Fürstin, ohne Euch ein kleines Andenken zu hinterlassen. Ich höre, daß Ihr die Sprache des Römers liebt — daß Ihr es nicht verschmäht, Euch in Ihr zu vervollkommnen —

**Thusnelda.** Allerdings wär' es mein Stolz, mich mit dieser schönen Sprache familionär zu machen —

**Varus.** Erlaubt, daß ich Euch ein Büchlein, in dieser Sprache geschrieben, verehre — (er zieht ein Büchlein aus der Brust) mein Lieblingsbüchlein, darf ich sagen — die Lieder des Catull —

**Hermann** (sich erhebend, auf Varus und Thusnelda zugehend, langsam und mit der gewohnten Ruhe sprechend). Die Gedichte des Catull? Herr, meine Frau liest keine Gedichte; und wenn sie welche liest, so sind ihr die von Geibel oder Träger gerade gut genug. Sie versteht auch noch nicht hinlänglich Latein — sie ist doch auch ein bißchen zu alt, um es zu lernen — es lohnt die Mühe nicht mehr —

**Thusnelda** (sinkt ins Sofa). Gott, meine Krämpfe — —

**Varus** (gemessen). Verzeiht, mein edler Freund und Fürst — Ihr seid ein wenig schroff — ein wenig bärbeißig — doch das hält man dem rauhen Krieger und dem nützlichen Bundesgenossen zugute — (Verneigt sich gegen Thusnelda und geht ab.)

**Hermann.** Der Römerfeldherr meint es recht gut mit dir, Neldchen —

**Thusnelda.** Bist du eifersüchtig?

**Hermann.** Nicht im geringsten. (Seine Pfeife ausklopfend.) Wolfhart! (Wolfhart erscheint.) Meine Juchtenstiefel, hörst du? Die wasserdichten?

**Thusnelda.** Du reitest?

**Hermann.** Ich reite.

**Thusnelda.** Mit dem Varus?

**Hermann.** Mit Varus.

**Thusnelda.** Wohin doch?

**Hermann.** In den Teutoburger Wald. (Die Stiefel werden gebracht. Hermann zieht sie an.)

**Thusnelda.** Gott, warum so viele Vorsicht?

**Hermann.** Dort herum ist so viel Gesümpfe.

**Thusnelda** (neugierig). Also in den Teutoburger Wald? — Mit des Varus Legionen?

**Hermann** (mit dem Anziehen der Stiefel beschäftigt). Teufel, wie die Luder drücken —

**Thusnelda.** Mit den *gesamten* Legionen?

**Hermann.** Blitz, das Zugöhr riß in Fetzen —

**Thusnelda** (mehr und mehr in Angst geratend). Hermann! Ich *kenne dich nicht mehr*! — Was ist's? Was soll's? — — Du hast etwas vor mit Varus und mit den Römerfreunden!

**Hermann.** Meinst du? (Hat seinen kriegerischen Anzug vollendet, hängt noch das Schwert um und setzt die große Bärenmütze auf). Lebewohl!

**Thusnelda.** Wann kehrst du wieder?

**Hermann.** Eh' man mich zum Hahnrei macht! (Will fort.)

**Thusnelda** (sich ihm in den Weg werfend). Sprich, o mein geliebter Gatte, sprich, wohin?

**Hermann** (sie groß anblickend). *Zur Hermannsschlacht*! (Ab. — Thusnelda fällt in Ohnmacht.)

**Ende des ersten Akts.**

---

# Zweiter Akt.

## Erste Szene.

(Große Wiese im Teutoburger Walde. Durch den ganzen Raum sind viele Tische und Bänke aufgeschlagen. Seitwärts Fässer gereiht, und Vorräte in Körben aufgehäuft. Im Vordergrund eine Rednerbühne, festlich dekoriert. Im Hintergrund eine Schützenzielscheibe sichtbar. Eine Anzahl Volkes bewegt sich auf der Wiese; zwischendurch eilen die Mitglieder des Festkomitees in schwarzen Fracks, weißen Halsbinden und gelben Handschuhen geschäftig hin und her, Anordnungen treffend.)

**Erstes Komiteemitglied** (zum Volke). Bitte, meine Herren, treten Sie hier ein wenig zurück, und lassen Sie freie Bahn, damit die fremden Gäste, die sogleich auf der Festwiese eintreffen werden, ungehindert und in guter Ordnung aufmarschieren können.

**Zweites Komiteemitglied** (kommt mit einer kleinen Truppe Musikanten nach vorn). Dahier, meine Herren! Da bitte ich sich aufzustellen. Sie wissen, daß Sie den Aufzug jedes einzelnen deutschen Stammes mit einem entsprechenden charakteristischen Musikstücke, mit einer volkstümlichen Melodie zu begleiten haben. Aber spielen sie gefälligst immer piano, meine Herren, immer piano, piano, damit es nicht zu weit über die Wiese hinausklingt. Es ist wegen der römischen Polizei, meine Herren!

**Bacherl** (ein Komiteemitglied beiseite ziehend). Herr Doktor, sagen Sie mir doch ergebenst, habe ich für meinen teutschen Festprolog gefälligst ein Honorar zu erwarten?

**Komiteemitglied.** Dieses nicht, Herr Bacherl. Aber ich werde mich bemühen, daß Ihr Prolog im Feuilleton der alten oder neuen Detmolder „Presse“ abgedruckt wird.

**Bacherl** (entfernt sich erfreut mit vielen Verbeugungen).

**Teut** (tritt hervor, ganz im Vordergrunde, für sich).

Unter meinem Volke bin ich, das, von Festeslust befeuert,
Ahnend nicht, daß ich so nahe, mein Gedächtnis heut' erneuert.
Schon ergreift mir das Gemüte sacht ein freudenreiches Bangen;
Unerkannt zwar will ich bleiben, doch ich brenne vor Verlangen,
Mann vor Männer hinzutreten, und zu schleudern goldne Pfeile
Mitten in den Schwarm der Meinen zu des Vaterlandes Heile,
Ihnen das Gefühl zu wecken von dem einen, dem Bewußten,
Das seit ersten Väterzeiten schmachvoll sie entbehren mußten.

(Plötzliche Bewegung im Volke.)

**Rufe:** Sie kommen! Sie kommen!

**Einer aus dem Volke.** Die Schwaben ziehen vorauf!

**Komiteemitglied** (gibt den Musikanten einen Wink, diese spielen eine schwäbische Melodie, unter deren Klängen die Schwaben, Stutzen auf der Achsel und Regenschirme in den Händen, ihren Aufzug halten).

**Volk** (die Hüte schwenkend). Hurra, hurra, hoch!

(Die Schwaben erwidern den Gruß mit Hüteschwenken.)

**Komiteemitglied** (nach dem Aufhören der Musik). Ein Hoch den braven Alemannen, dem edlen germanischen Kernvolk!

**Volk.** Hurra hoch!

**Einzelne Stimmen:** Die Bayern — und die Österreicher — (Bayern und Österreicher marschieren unter dem Spiel einer passenden Melodie auf. Sie haben Stutzen über die Achsel hängen, wie die Vorigen und wie alle noch weiter kommenden Festgenossen.)

**Volk** (Hüte schwenkend). Hurra!

**Komiteemitglied.** Deutsche Männer, die ihr fernher kommt von Isar und Donau, seid gegrüßt!

(Händedrücke, Hochrufe des Volkes.)

**Mehrere** (dem neuen Zug entgegenblickend). Hurra, die Niederdeutschen — die Mecklenburger — die Holsten —

(Die Genannten ziehen auf wie die Vorigen.)

**Komiteemitglied.** Hoch unsere Brüder von den Buchten des germanischen Ufers!

**Volk.** Hoch!

**Stimmen:** Die Franken und die Sachsen — die Preußen — heißa, die Berliner!

(Die Genannten marschieren auf, Begrüßung und Dank wie oben.)

**Komiteemitglied.** Hoch unsere nordischen Brüder!

**Volk.** Hoch!

(Die Fremden begrüßen sich untereinander.)

**Ein Berliner** (einem Schwaben und einem Österreicher die Hand drückend). Gu'n Morjen, Schwabe! gu'n Morjen, Österreicher!

**Schwemminger** (aus Wien). Grüaß Gott! San fö nit der Paske, den i vor a por Jahrl'n beim Weaner Schützenfest kenna glernt hab?

**Berliner.** Ne, um Verjebung — ich bin der Piske — das hier ist der Paske —

**Schwemminger.** Na, wie is's eng denn alleweil' ganga derweil?

**Piske.** Danke der Nachfrage. Uffjesteckt haben wer jerade nichts —

**Schwemminger.** Aufgsteckt gnua, ös Sakera — na, grüaß Gott!

**Ein Zimperlicher** (naserümpfend zum Nachbar). Puh, hören Sie mal, wie gemischt die Gesellschaft ist —

**Der Nachbar.** Ja, wissen's, schon in der Arche Noä war sie gemischt —

**Komiteemitglied** (besteigt die Tribüne). Edle deutsche Männer, die ihr euch eingefunden aus Deutschlands sämtlichen Gauen, seid uns alle mit deutschem Gruß und Handschlag willkommen geheißen! Aber bevor wir die Festfeier unseres erhabenen Vaters Teut in würdiger Weise beginnen, schüttelt erst den Staub von euren Füßen, trocknet den Schweiß von eurem Angesicht, erlabet euch mit Speis' und Trank zuvor! Nehmet fürlieb mit dem, was wir für euch da bereit gehalten haben!

**Die Festgenossen.** Bravo!

**Einer derselben.** So ist's. Zu einer guten Rede gehört ein guter Schluck. — Auf trockenem Wege kann das Vaterland nicht gerettet werden!

(Die Männer lassen sich an den auf der Wiese errichteten Tischen nieder. Erfrischungen werden nach dem Verlangen der einzelnen herbeigebracht.)

(Die Musikanten spielen, bis alles Platz gefunden hat und mit dem Imbiß beschäftigt ist. Gespräche entspinnen sich, an den Tischen sitzen meist Leute desselben Stammes, welche über Leute anderen Stammes an den benachbarten Tischen ihre Glossen machen. Der Tisch, an welchem Schwemminger, und der, an welchem Pifke sitzt, befinden sich unfern von einander.)

**Ein Österreicher** (ruft nach „Schnitzeln").

**Ein Norddeutscher** (zum andern). Was meint er denn mit den „Schnitzeln"?

**Der andere.** Das sollen Kotelettes sein. Statt Kotelettes sagen die Österreicher „Schnitzel", statt Beefsteak „Rostbraten", statt Bouillon „Rindsuppe", statt Etage „Stock", statt Konditor „Zuckerbäcker" —

**Der Vorige.** Ja, mit der deutschen Sprache will es bei diesen guten Leuten noch immer nicht recht vorwärts.

**Bayer** (das Bier kostend und eine Grimasse schneidend). Dös soll a Bier sein? Dös is a kalter Kramperltee, an abgstandner —

**Schwemminger** (trinkt ebenfalls). Pfui Deixel!

**Einer vom Nachbartisch** (zum andern). Denen dort ist schon wieder das Getränk nicht recht. Da seht nun mal diese Schwaben, diese Bayern, diese Österreicher — das versumpft und verdumpft bei seinem Kruge Bier —

**Schwabe.** Hobt's g'hört, was die da mit anand von uns schwätzet?

**Schwemminger.** Hab's wohl gehört. Kreuz-Dividomini, das is ja nit also —

**Bayer.** Schlag'n mer's nieda! (Will aufstehen.)

**Schwemminger** (hält ihn zurück.) Nur kan Aufsehen mach'n, sag' i! (Er steht auf und tritt vor den Sprecher am Nachbartische.) Wer verdumpfizt, Sö Schippel Sö?

**Ein Komiteemitglied** (stürzt heran, begütigend). Um Gottes willen — erst wenige Augenblicke — und der Friede schon gestört —

**Schwemminger.** Wir san beleidigt worn —

**Das Komiteemitglied** (will ihn zurückdrängen, muß aber weichen).

**Ein Berliner** (zu seinen Landsleuten). Laßt mir mal mit den Österreichern reden — ich spreche den österreich'schen Volksdialekt jottvoll. Bin als Jemsenjäger viel in den Alpen jereist. Gebt nur acht, ich werde sie jleich 'rumkriegen. (Geht auf Schwemminger zu.) Herr Schwemminger?

**Schwemminger.** Was gibt's denn?

**Berliner.** Herr Schwemminger, ich sog, sie müssen holter —

**Schwemminger.** Wos muaß i?

**Berliner.** Hören's mir holter —

**Schwemminger.** Holter — holter — Hörn Sö, lieber Herr, Sö red'n mir zuviel berlinerisch —

**Berliner.** Na, guter Mann, ich spreche mit Euch in Eurer Mundart holter —

**Schwemminger** (sich die Ohren zuhaltend). Jetzt hören's mer auf mit'n Holter —

**Berliner** (beiseite). — Jott, was diese Österreicher dumm sind! (Zu Schwemminger.) Aber jutester Mann, „holter" ist ja Euer österreich'scher Lieblingsausdruck — dat weeß ja bei uns in Berlin jedes Kind —

**Ein Österreicher** (aufspringend und sich vor die Stirn schlagend, zu seinen Landsleuten). Ha, ha, ha! Jetzt is 's richti — i hob's — „halt" hat er sog'n woll'n —

**Alle Österreicher** (sich besinnend). Na ja freili, „halt" hat er sog'n woll'n — Ha, ha, ha!

**Schwemminger.** Ja so — „halt" hat er sog'n wollen — Sixtes, Berliner, du häst halt halt sog'n soll'n — nit holter —

**Berliner** (Schwemminger mit Überlegenheit auf die Schultern klopfend). Na, laßt dat jut sind, Kinder — holter heißt's — holter — so steht's ja auch bei uns jedruckt in die Bücher —

**Schwemminger** (aufwallend). Kreuz-Sackera, ös wöllt's es besser wissen als wir selber?

**Ein Komiteemitglied** (dazwischentretend).

Meine Herren — lassen Sie die kleine Mißhelligkeit —
Halten Sie Frieden als brave deutsche Männer —

(er führt Schwemminger auf seinen Platz zurück, der dort weiter räsoniert und gestikuliert).

**Pifke** (zu dem auf seinen Platz zurückkehrenden Berliner). Bruder Brandenburjer, du hast dir jottvoll blamiert mit deinem österreich'schen Dialekt —

**Berliner** (verdrießlich). Ach, was diese Österreicher dumm sind!

**Pifke.** Darum keenen Groll nich, Bruder Brandenburjer — wirst schon Revansche bekommen — dat nächstemal blitzt der Bruder Österreicher ab, und wenn der mal abblitzt, so blitzt er ooch nicht übel ab — ick versichere dir!

**Ein Nachbar** (zu Schwemminger). Wie geht's denn jetzt zu bei euch in Österreich?

**Schwemminger.** Ja wissen's, bei uns in Österreich is 's halt so ein' eigene Sach' —

**Der Nachbar.** Wie so?

**Schwemminger.** Na, schaun's . . . (politisiert weiter, geheimnisvoll in die Ohren der Nachbarn flüsternd.)

**Bacherl** (zu seinen Tischnachbarn). Edle teutsche Männer! Ich erfreue mich des Besitzes einer grauen Lieblingskatze, welches schöne und kluge Tier für sein Leben gerne zurückgelegte Käserinden und dergleichen knuppert. Dürfte ich mir gehorsamst erlauben, dasjenige, was Sie von solchen Resten da auf Ihren Tellern übrig gelassen, unmaßgeblich zu mir zu stecken, um es besagtem Lieblingstiere mit nach Hause zu bringen?

**Die Tischnachbarn** (lachend). Nur zugegriffen, Herr Schulmeister! (Auch mehrere Personen von benachbarten Tischen entleeren den Überrest ihrer Teller in die Taschen des Schulmeisters.)

**Pifke** (gibt ihm ebenfalls etwas. Bacherl dankt mit tiefen Bücklingen). War mir ein Vergnüjen — mit wem hab' ich eejentlich die Ehre?

**Bacherl.** Ich bin deutscher Schulmeister und Barde — Verfasser des heutigen Festprologs — ich hoffe auch Euer teutsches Herz damit zu rühren —

**Pifke.** Rühren? Prolog? Ne, Schulmeister, dat ist für die Jefühlsdusler — (auf die Süddeutschen weisend) wir klaren Verstandes-

menschen, wir brauchen keene solchen zusammenjebrodelten Prologe nich —

**Bacherl.** Wie? Flammt Euch nicht auch ein Herz im Busen, teutscher Mann, für die Befreiung des unterdrückten Vaterlandes?

**Pifke.** Befreiung des unterdrückten Vaterlandes? Herr Schulmeister (ihn auf die Achsel klopfend), davon nach Neune, sagt Lehmann, wenn's Militär zu Bett ist — (Bacherl entfernt sich.)

**Pafke.** Pifke, du mokierst dir hier doch zuviel über allens —

**Pifke.** Da müßt ich keen Berliner nich sind —

**Pafke.** Ne, dat jeht nich. Wir müssen ooch mal jemütlich sind — aus polit'schen und diplomat'schen Rücksichten — verstehst du?

**Pifke.** Jemütlich will ich schon ooch mal sind, aberst später —

(Die Stimmung an den Tischen wird animiert.)

**Bayer** (das Glas erhebend). Heut is 's lusti — heut muaß aner g'haut wern —

**Schwabe.** Bruder, eindupft! Heut muß 's g'soffa sein — bis koa Tropfa mea im Fäßle drin ischt — bis wir die Raif um den Hals und die Zapfa an den Hut stecke könna —

**Schwemminger.** Nur alleweil kreuzfidel! Juchhei! (Trinken einander zu.)

**Bayer.** Jetzt soll aner hergehn von dö Butterbemmerlschlecker da drenten, wann er a Schneid hat —

**Schwemminger.** Mit nasse Fetzen jagn mers davon, dö Windwachler —

**Bayer.** Schwemminger, bandl' an, i hilf dir —

**Schwabe.** I hilf dir au —

**Schwemminger** (erhebt sich).

(Die Berliner haben das Gespräch gehört.)

**Pafke** (zu Pifke). Hau ihm, Pifke!

**Pifke** (sich erhebend). Es gibt im Menschenleben Oogenblicke — wo eener durchaus ... Keile besehen will —

(Man wird ringsherum aufmerksam.)

**Ein Dresdner.** Aiachherrjeses!

**Schwabe.** Prost Gürgele, 's kommt a Pflatschreaga —

**Komiteemitglied** (Pifke zurückhaltend). Um Gotteswillen — Friede — Versöhnung —

**Pifke.** Versöhnung? Ja wohl — aber jedulden Sie sich man erst eenen Oogenblick —

(Schwemminger geht auf Pifke los, dieser stellt ihm ein Bein, Schwemminger fällt auf die Nase und schlägt sich dieselbe blutig.)

**Piſke** (hebt ihn auf und trocknet ihm das Geſicht mit ſeinem Tuche). Jetzt aber nur nich heulen, Bruder Öſterreicher! (Bayer und Schwabe wollen ſich beiſeite drücken, Piſke hält ſie zurück.) Man eene Minute Jeduld, meine Herren! Nur keene Feindſchaft nich, ſag' ich; ſondern (beide zuſammen an ſich drückend und umarmend) ſofort jute und dauerhafte Allijanzverträje, wenn's jefällig iſt — nur jemütlich, ſag' ich, nur immer jemütlich — (führt ſie auf ihren Platz).

**Schwabe** (zum Vater). Sikſt es, do hoſcht es — der got ſchnell wie a Haftlemacher — (Bayer und Öſterreicher ballen heimlich die Fauſt.)

**Paſke** (zu Piſke). Piſke, ich bewundere dir!

**Schwabe.** Sing mer oins. A bravs Liedle vertreibt die Flaih, hot der Bettelmann gſaiht —

**Die Schwaben** (ſingen). Birke, Buoche, Beichtebang,
Katzamiaun und Hedelſchwang,
Raitabach und Biberſol,
Beutle leer und Bäuchle voll —

**Schwabe**. Sollen's uns nachmache, de verflixte Preuße — einen Friedrich der Große haben ſe, aber einen Friedrich Schiller haben ſe niſcht. — Der iſt auf unſere Miſtbeetle g'wachſe — und die Kreuzköpfle, den Helling und den Schlegel, habe wir ihne au leihe müſſe —

**Schwemminger.** Nur reden, was wahr is. Pfiffi ſan's und rühri ſan's, aber wenn aner ſagt, daß mir desweg'n dumm ſan —

**Schwabe.** Es iſcht alls verloga —

**Schwemminger.** Mir Öſterreicher kunnten grod a ſo gſcheidt ſein — aber — wiſſen's — mir derfen halt nit —

**Schwabe.** Ach Herrgottle! Wie ſo?

**Schwemminger.** Ja, ſchaut's, bei uns in Öſterreich is 's halt ſo an eigene Sach' —

**Ein Bayer** (zum andern). Jörgel, wenn'ſt dir drei Ding wünſchen könntſt, was taſt dir denn wünſchen?

**Jörgel.** Was i mir wünſchen tat? Erſtens: Biar gnua! — Zweitens: Geld gnua —

**Der andere**. Na und drittens?

**Jörgel.** No a bißl Biar!

(Gelächter. Rufe: „Hudeldidum Juchhe!" Schwenken der Gläſer.

**Die Altbayern** (heben an zu ſingen). O du edles braunes Biar,
Wie viel Tugend haſt an diar.
Is nicks Beſſas auf da Weeld,
Biſt ma liab'r als a Hut voll Gäld.

Wann i Biar hob iad'n Morg'n,
Hab i niamals kane Sorg'n —
Solang i Biar trink, das ist gwis,
Bin i störkar as a Ries!

**Lausitzer** (an einem andern Tische, gleichsam den Wettsang aufnehmend).
Wenn m'r warn ei'n Himmel kummen,
Hätt' de Plach an End genummen,
Keen Akzis und keene Staier,
Alles wohlfeel, nischte thaier
In den Himmel is ä Läwe,
Strizzel kriegt mer ook und Bäwe,*)
Hunnichbemmen, daß se kläcken,
Daß mer muß de Finger lecken —

**Leute vom Harz** (an einem anderen Tische).
Harzer Schproch und Harzer Gold, schwärt drauf, das bleit ewig hold!
Kling, sulang noch Vugel flieng, in den Hols de Tonn noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn, un ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schproch und Harzer Gald, bis zum Untergang der Walt!

**Österreicher** (zum Bayer und Schwaben). Mir scheint, die taten's gern schöner machen als mir — So was Gmüatliches wiss' mer a!
Heimatland, Heimatland, hab' di so gern,
Wier a Kinderl sei Muada,
Wier Hunderl sein Herrn.
Durchs Tal bin i g'loff'n,
Auf der Höh' bin i g'leg'n,
Und dei Sunn hat mi trickert,
Wenn mi g'netzt hat dei Reg'n.
Deine Bam, deine Staudna
San groß wor'n mit mir,
Und sö blüahn schön und trag'n und sag'n:
Mach's as wie wir!

**Pikke.** Sollen denn die da alleene singen. Wir Berliner müssen zeigen, daß wir das alleweile noch janz anders können. (Beginnt zu singen.) „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?

**Pakke.** Bruder, sei diplomat'sch —

**Pikke.** Na meenetwejen. Ich verzichte aus höheren polit'schen

*) Zuckergebäck.

Rücksichten — (zu einem andern Tische hinübersprechend.) Mecklenburjer, was sitzt denn ihr so da? Habt ihr keen schönes Lied nich?

**Ein Mecklenburger.** Ne, singen dauhn wi nich — Singsnäwels heb' wi nich, aber Hausnäwels, wi Mecklenbörger —

**Ein anderer Berliner.** Was? Ihr habt keene Lieder nich? Nur böse Menschen haben keene Lieder nich —

**Mecklenburger.** Ja, „wo man singt, da laß dich ruhig nieder", säd de Düwel und satt sich mit den bloten Hindern in den Immenswarm —

**Dritter Berliner.** Mecklenburger, wann schafft denn Dörchleuchting die Prügel ab?

**Mecklenburger.** Dat du de Näs' int Gesicht behältst! (Alle lachen.) Wat helpt't Reden, seggt Pieritz; wenn 'n stälen hett, giwt't Släg; man her mit de Fiefuntwintig! (Gelächter.)

**Pifke.** Wenn de Mecklenburjer nich wollen, so müssen denn doch wir Berliner dran!

**Die Berliner** (singen). Juchheirassasa,
Die Berliner sind da,
Die Berliner sind lustig und singen Hurra!
Juchheirassasa,
Die Berliner sind da!

**Bayer.** Mir san a da! Oder wöllts eppa sagn, daß mir nit do san?

**Pifke.** Meenetwejen, mein Jutester, könnt ihr da sind oder ooch nich da sind, es ist uns Wurscht. — **Wir** sind da —

**Schwemminger.** Und mir a!

**Pifke.** Und mir ooch! Und wenn eener behauptet, daß wir nich da sind, so gibt's Schmisse —

**Bayer** (sich zornig erhebend.) So? Na, her damit, wenn's Kurasche habt's —

(Die Berliner und die Süddeutschen erheben sich aufgeregt, um aufeinander loszugehen.)

**Bayer.** Amol muaß 's orndli g'rafft sein —

**Schwabe.** Die Nas' beißt mich schon lang — i wir ebbis Nuis inna —

**Pifke.** Norddeutsche Intelljenz! Gruppiere dir um Pifke! — Sachsen, Franken, Niederdeutsche, auf zum Kampf jejen die Barbarei der jenseits des Mains jelegenen Landstriche!

**Bayer.** Barbarei? Na wart! — Bayern, Österreicher, Schwaben, halt mer z'sam!

**Schwemminger.** Wann's sei muaß —

**Schwabe.** Amol muaß ma'm Teufel uff da Wedel treta. — Zu was hätt' mer denn de Stutza? (Alles greift zu den Stutzen. Die Süddeutschen einerseits und die Norddeutschen anderseits vereinigen sich und stellen sich mit der Waffe in Reihen gegen einander auf. Die Komiteemitglieder machen verzweifelte, aber vergebliche Anstrengungen, sich dazwischen zu drängen. Die beiden Parteien stehen sich mit drohenden Blicken und Gebärden gegenüber, die Gewehrkolben kampflustig gegen den Boden aufschlagen lassend.)

**Chorus der Norddeutschen.** Wo die Heiden grauen,
Wo die Moore brauen,
Wo der Felsenspalt im Sande klafft —
Wo der Sturmwind sauset,
Nord= und Ostsee brauset,
Steht der deutsche Mann in seiner Kraft —

**Chorus der Süddeutschen.** Wo die Gipfel gründen,
Wo die Wetter zünden,
Geht der Sohn der Alpe kühn und frei —
Kennt des Aars Gefieder,
Und sein Sinn ist bieder,
Und sein Herz ist deutsch, sein Herz ist treu —

**Die Norddeutschen.** Ob in Sonnenküssen,
Ob in Wettergüssen,
Steht auf sich der nord'sche deutsche Mann.
Ruhig, klar, beständig,
Steht er unabwendig —
Wer's erproben will, der komm' heran!

**Die Süddeutschen.** Wo die Reben blühen,
Lichtre Sonnen glühen,
Hat die deutsche Stirn der Geist geküßt.
Auf, den Stolz zu brechen,
Der, uns Hohn zu sprechen,
Ebenbürtig nicht den Bruder grüßt!

(Der Gesang ist in kräftigen, mutig bewegtem Rhythmus zu halten. Beim Schluß jeder Strophe wird drohend mit den Schäften der Flinten auf den Boden aufgeschlagen. Nach Beendigung des Gesanges legen die gegenüberstehenden Reihen mit den Flinten auf einander an, wie um loszubrücken.)

**Einer aus den Reihen** (plötzlich hervortretend und seinen Stutzen zwischen die beiden Schlachtordnungen haltend.) Was? Schießen? Der Deutsche auf den Deutschen? Das geht nicht. Das ist — zu dumm!

— Schimpfen, schelten, hänseln, höhnen, habern, zanken, zwicken, zwacken, maulschellieren — eine kleine Keilerei — meinetwegen — aber schießen? Bruderblut vergießen? Pfui! — Der deutsche Mann soll den deutschen Mann niederschießen, mit dem er soeben Bruderschaft getrunken? Der Schwager soll den Schwager, der Schwiegersohn den Schwiegervater, der Schwiegervater den Schwiegersohn niederstrecken? Und sind wir nicht mehr als verschwägert? Sind wir nicht eines Blutes Kinder? Sind wir nicht Söhne desselben Volks, das zusammensteht, wenn es sein muß, das brüderlich Leid und Freud' seit Jahrtausenden miteinander trägt und ewig tragen wird im wechselvollen Zeitengang der Geschichte?

(Die Deutschen beider Parteien, besonders die Süddeutschen, sind gerührt, sie ziehen ihre Sacktücher und trocknen sich damit die Augen.)

**Der Obige** (fortfahrend). Nein! Kein Brudermord, deutsche Männer! Kein Brudermord! Legt ab die Waffen! Denn — was wollt ihr damit? Losdrücken? Warum nicht gar! Ich wiederhole noch einmal: Es wär' zu dumm!

**Alle durcheinander** (sich gleichsam besinnend). Ja, ja, es wär' zu dumm! (Stellen ihre Flinten beiseite. Viele umarmen sich zur Versöhnung und drücken sich die Hand).

**Pifke.** Mir kann's recht sind, wenn keen Deutscher nich auf keenen Preußen schießt —

**Schwemminger** (Pifke beiseite nehmend). Sö, hörn's — hobt's ös Preußen dazumal net ganz orndli auf uns deutsche Brüder in Österreich pfeffert?

**Pifke.** Bruder Wiener, du machst dir lächerlich! Hätten wir uns vielleicht von die vielen Kroaten, Hungarn, Wälschen, Raizen, Böhmaken, Polacken, Hannacken und Slowaken, die mit dabei jewesen sind, ruhig abmurksen lassen sollen, damit wir aus Versehen keenen deutschen Bruder nich treffen? Siehste, Österreicher, solange du dir bemengst mit diese unjebildeten Völkerschaften, bist du nur $^1/_8$ deutsches Bruderherz, und wir brauchen doch man eenzig $^1/_8$ Jewissensbiß zu haben. Janz anders dajegen jestaltete sich die Sache, wo beispielsweise dazumalen am Main und in anderen scheenen Jejenden der deutsche Bruder janz rein und unbemengt, sozusagen impuris naturaljibus, uns jejenüberstand. Da gingen wir nur so ein bißchen um eenander rum, daß es eenen Namen hatte, weil jewisse hundsfött'sche Ministerchens partout eenen Kriech haben wollten — aber ernsthafterweise den Schlachtenjott bemühen — jar keene Idee nich. — Een bißchen marschieren — een bißchen knallen,

een bißchen Nasenbluten — natürlich, ohne das jings bei dem besten Willen mitunter doch nicht ab — dann aber sogleich Kapitulatsjon, Allianz. — — Ne, ne, Bruder Österreicher, was ein juter Süddeutscher ist, der schießt auf keenen Preußen nich —

**Schwemminger.** Aber was ein rechter Preuß' is, schießt auf u n s —

**Pifke.** Ach Jott! Haste mich denn nicht verstanden? Das war ja von wejen die vielen Kroaten, die dabei jewesen sind —

**Schwemminger** (geheimnisvoll). Ja, schau, Bruder Berliner, bei uns in Österreich is 's halt so ein' eigene Sach' —

**Pifke.** Tut nichts! Wenn mal keene Kroaten dabei sind —

Ja, wenn mal nicht dabei sind
Die Hungarn und Kroaten,
Die Wälschen und Böhmaken,
Die Raizen und Hannaken,
Slowenski und Polacken,
Da küßt sich Bruder Pifke
Und Bruder Schwemminger! (Beide umarmen sich.)

**Pifke.** Nur alleweile jemütlich!

**Einer aus der Menge.** Pifke und Schwemminger umarmen sich! Tun wir desgleichen! — Versöhnung und Bruderliebe! (Alle umarmen sich untereinander.) „Ein einig Volk von Brüdern!" singt Kotzebue. — Männer, es wird eine Zeit kommen — ich sage nichts weiter — eine Zeit — wenn es Zeit ist. — Es kann nicht immer alles so bleiben, wie es ist — es muß auch einmal anders werden — ich sage nichts, als: Nur sacht, Brüder, nur sacht — (geheimnisvoll) 's ist möglich, daß sich's macht — —

**Chorus** (piano). Nur sacht, Brüder, sacht,
's ist möglich, daß sich's macht —
Und geht es noch so zäh,
Und geht es noch so schwer,
Und geht es noch so lang,
So lang, so lange her,
Uns alle knüpft zuletzt,
Gebt acht, gebt acht —

**Die Komiteemitglieder** (ängstlich dazwischen rufend). Piano — piano —

**Chorus** (pianissimo). Uns alle knüpft zuletzt ein einig Band —
(crescendo) Ein Bruderband —
(forte) Ein Vaterland —

**Die Komiteemitglieder** (in Verzweiflung). Piano — piano —

**Chorus** (fortissimo). Uns eint zuletzt ein deutsches Vaterland!
**Stimme.** Pst!
**Alle** (plötzlich abbrechend, scheu um sich blickend und den Finger auf den Mund legend.) Pst!
**Geschrei:** Juchhe, da capo!
**Größerer Chorus** (piano). Nur sacht, Brüder, sacht,
'S ist möglich, daß sich's macht —
Und geht es noch so krumm,
Und geht es noch so dumm,
Und geht es noch so lang,
So lang, so lang herum,
Uns alle knüpft zuletzt,
Gebt acht, gebt acht —
**Komiteemitglieder** (wie oben).
**Chorus** (pianissimo). Uns alle knüpft zuletzt ein einig Band —
(crescendo) Ein Bruderband —
(forte) Ein Vaterland —
**Komiteemitglieder** (wie oben).
**Chorus** (fortissimo). Uns eint zuletzt ein deutsches Vaterland!
**Stimme.** Pst!
**Alle** (wie oben). Pst!
**Stimme.** Daß die Römer nichts hören! —
**Geschrei.** Juchhe! da capo noch einmal!
**Allgemeiner Chorus** (piano). Nur sacht, Brüder, sacht,
'S ist möglich, daß sich's macht —
Und geht es noch so bang,
So zäh, so schwer, so schwer,
So krumm, so dumm, so lang,
So lang, so lange her,
Uns alle knüpft zuletzt,
Gebt acht, gebt acht —
**Komiteemitglieder** (wie oben).
**Chorus** (pianissimo). Uns alle knüpft zuletzt ein einig Band —
(crescendo) Ein Bruderband —
(forte) Ein Vaterland —
**Komiteemitglieder** (wie oben.)
**Chorus** (fortissimo) Uns eint zuletzt ein deutsches Vaterland!
**Stimme.** Pst!
**Alle** (wie oben). Pst!
**Stimme.** Daß der Napoleon nichts hört! —

(Nach Absingung des Liedes tanzt Pifke mit Schwemminger, der Schwabe mit dem Mecklenburger usw. einen pas à deux, während das Orchester die Musik des gesungenen Chors spielt.)

**Ein Komiteemitglied** (die Tribüne besteigend). Meine Herren! Es dürfte an der Zeit sein, mit der eigentlichen Festfeier des Tages, um welcher willen wir versammelt sind, zu beginnen. Wir erbitten uns Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Der geschätzte vaterländische Dichter Herr Franz Bacherl wird die Gefälligkeit haben, das Fest mit einem selbstverfaßten und selbstgesprochenen Prolog zu eröffnen, Herr Dr. Zuckmantel aus Sachsenhausen wird ihm mit einer Festrede folgen.

(Eine Art musikalischer Tusch. Die Anwesenden verlassen die Tische gänzlich und gruppieren sich in größeren Massen in der Nähe der Rednerbühne, wobei die bis jetzt im Vordergrund der Handlung gestandenen Personen, wie Pifke, Schwemminger usw., späterhin auch Bacherl, sich unvermerkt unter der Menge verlieren. Die Tische werden beiseite geschoben oder ganz weggeschafft, um die Bühne freier zu machen.)

**Bacherl** (besteigt die Tribüne und trägt seinen Prolog vor).

Hier auf dieser großen Elenthalde,
Mitten in dem Teutoburgerwalde,
Gegen Feind' und Polizei verrammelt,
Sind mit großer Freud' wir heut versammelt,
Allzumal zu Vater Teutens Ehr'. (Bravo!)
O verzeiht, wenn heut' der Barde stammelt,
Oder stecken bleibt und zittert sehr.

Alles ist hier heut voll deutscher Männer,
Bürger, Turner, Sänger, Büchsenspänner,
Zeitungsschreiber, Doktors, Professoren,
Und sie leihen gütig ihre Ohren
Meinem Wort zu Vater Teutens Ehr'!
Solches ist für mich ein großer Sporen,
Doch vor Weisen sprechen bleibet schwer. (Beifall.)

Hoffentlich steht niemand auf der Lauer,
Wenn ich sag', es ist ein Ding der Trauer,
Und für Feind' ein Gegenstand des Spottes,
Daß gar viel in Deutschland, leider Gottes,
Nicht so ist, wie's recht und löblich wär'! (Beifallssturm.)
Tränen fließen in manch blaues, rotes
Sacktuch heut' zu Vater Teutens Ehr'. (Erneuter Beifall.)

Aber eben deshalb, liebe Leute,
Seid ihr allzusammen eben heute
Unerschrocken und mit Gottes Segen
Bei dem jetz'gen Kot und schlechten Wegen
Hergereist zu Vater Teutens Ehr',
Daß wir es mal ernstlich überlegen,
Wie dergleichen abzustellen wär'! (Bravo.)

Wenn ihr's überlegt und Reden haltet,
Wird schon einmal alles umgestaltet;
Niemand wird uns hudeln mehr und peitschen,
Anders wird's dann selbst im Reuß-Kreiz-Schleizschen
Allgemach zu Vater Teutens Ehr'.
Teutschland hoch — hoch alle braven Teutschen,
Welche kamen zu dem Fest daher!

(Beifall. — Bacherl verläßt die Rednerbühne, unter vielen Bücklingen gegen die Beifallsspender.)

**Ein Festgenosse** (zum andern). Ein solcher fest-poetischer Bauern-hirsebrei ist mir noch nicht vorgekommen. Das ist ja der reine Biedermeier. Warum hat man denn den Prolog nicht von Anastasius Grün, oder wenigstens von Hamerling schreiben lassen?

**Der andere.** Ja, wissen Sie, der Anastasius hat nicht Zeit, und der Hamerling fürchtet sich zu sehr vor den Wiener Rezensenten —

**Dr. Zuckmantel** (besteigt die Tribüne und beginnt, feierlich nach oben blickend). Verklärter Geist des erhabenen Ahnherrn, dessen Fest wir heute begehen —

**Der Vorige** (zum Nachbar). Das klingt gleich anders — sapperment!

**Dr. Zuckmantel** (fortfahrend.) Schwebe herunter zu mir und beseele meine Lippen mit deinem Hauch, damit ich spreche zu deinem Volk in zündenden Worten. — Schwebe herunter zu deinem Volk und befeure sein Ohr mit deinem Hauch, damit es lausche meinen zündenden Worten — Schwebe herunter, du selbst, dieweil dein edles Marmorbild, das wir heute begründen wollen, zwischen uns noch nicht emporragt!

**Teut** (der incognito unter der Menge gestanden, beiseite). Das ist der rechte Moment — so gerufen darf ich nicht zögern — (er schreitet feierlich gegen die Redner vor, steht still auf einer erhöhteren Stelle und beginnt, zum Redner gewendet).

Den Geist des Teut, hellstimmiger Mann, du beschwörst ihn mit heißen Gebeten!
Wohlan, er kommt im rechten Moment, vor dich und die Hörer zu treten!
Halt ein, süßtönender Rednermund — halt ein! Was sollen die Worte,
Wenn nicht sie uns deuten das eine, was not: das Geleis' zum verlorenen Horte?
Ihr blickt mich an — ihr versteht mich nicht — ich aber, ich sage: Bestreue
Mit Asche das Haupt, o germanisches Volk! Alltäglich bestreu' es auf's neue! —
Solang uns fehlt, was eben uns fehlt, weh uns — was wir niemals besessen,
Weil's schmählich verzettelt der Urahn schon, und der Enkel es schnöde vergessen,
Solang, mein Volk, laß niemals mehr zweckfestliche Tropfen dir munden!
Zweckfestliche Reden auch halte du nicht, nein, schweig, bis wiedergefunden
Das heil'ge, verlorne Palladium, der verschollene Hort der Germanen,
Zustande gebracht das verlorne Paket . . .

(Gemurmel in der Menge, Verwunderung und Unzufriedenheit.)

**Einer aus der Menge.** Was will der Mensch?

**Ein zweiter.** Was schwatzt er für tolles Zeug?

**Ein dritter.** Fort mit ihm!

**Ein Komiteemitglied** (sich Teut nähernd). Mein Herr! Ihr vordringliches Auftreten, sowie Ihre Art und Weise, zu reden, hat nicht den Beifall dieser Versammlung. Ich bitte, sich zurückzuziehen.

**Teut.** Ihr rieft mich so innig — ihr rieft mich so laut — nun wollt ihr das Wort mir entziehen?

**Einer aus der Menge.** Ich beantrage, den verrückten Menschen aus diesem festlichen Kreise hinauszubefördern —

(Zustimmung in der Runde. Man legt Hand an Teut.)

**Teut.** Höre mich doch, mein Volk! Ich bin ja Teut selber! Den Teut wollt ihr hinwegjagen vom Feste des Teut?

**Stimmen.** Was, der Kerl will der Teut sein?

**Einer aus der Menge.** Ha, ha, ha, das ist nicht übel! — Höre, Mensch! Wenn der Teut noch lebendig wäre, so würden wir

keine Narren sein und ein so umständliches Fest zu seinen Ehren begehen!

**Ein anderer.** Darum eben feiert man die Toten, weil sie tot sind. Wenn einer lebendig ist, so braucht er's nicht.

**Teut** (sich der Angreifer erwehrend). Schonung, mein Volk! Habt ihr mich nicht eben erst wiederholt hochleben lassen?

**Die Menge.** Dich?

(Gelächter).

**Rufe:** Fort mit ihm, fort mit ihm! (Teut wird angefaßt und herumgestoßen.)

**Teut.** Schonung, Schonung, mein Volk! Ich bin ja der Teut!

**Stimmen.** Er will der Teut sein, hahaha!

**Chorus.** Höre, du Tropf,
Du bist nicht gescheut —
Der Teut ist tot,
Tot ist der Teut:
Und wär' er nicht tot,
Und lebt' er noch heut',
So gäben wir ja
Keinen Deut für den Teut —

**Teut.** O seid doch gescheut —
Ich bin ja der Teut!

**Chorus.** Und bist du der Teut,
Und bist du nicht tot,
Und lebst du noch heut,
So geben wir ja
Für den Teut, für den Teut
Keinen einzigen Deut!

**Ein Komiteemitglied** (zu Teut). Mein Herr! Entweder sind Sie der Teut, oder Sie sind es nicht. Sind Sie es nicht, so verdienen Sie als Lügner und Betrüger fortgewiesen zu werden. Sind Sie es, so müssen wir, gelinde gesagt, die Kühnheit bewundern, mit welcher Sie, mein Herr, sich hier als Toter feiern lassen, um hernach mit einer verspäteten Erklärung das Fest auf eine recht unerquickliche Weise zu stören. In jedem Falle also, mein Herr, finden wir es angemessen, Sie zu bitten, diesen Versammlungsort zu verlassen, und Ihre Wege zu gehen —

**Teut.** O mein Volk, mein Volk!

**Einer aus der Menge.** Wenn man nicht sicher ist, daß ein

toter berühmter Mann, dessen Feier man eben begeht, plötzlich lebendig wird und die Versammlung zum Narren hält, so hört alles auf.

**Ein anderer** (zu seinen Nachbarn). Bei uns in Ratzeburg hat man in neuester Zeit doch Versuche gemacht, berühmte Männer auch schon bei ihren Lebzeiten zu feiern. Das heißt, erst an ihrem 70. oder 80. Geburtstage; dann aber so, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Man wartet mit der Anerkennung des betreffenden Mannes, bis er nichts mehr haben will als Ruhe; dann kommt man mit Trompeten und Pauken und schmettert ihm die Ohren voll. Und wenn er in den letzten Zügen liegt, so verdoppelt man ihm die Pension ...

**Ein Komiteemitglied** (besteigt die Tribüne). Meine Herren! Hervorragende Männer aus allen deutschen Gauen haben sich gemeldet, im Anschluß an die heutige Festfeier über Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes zu dieser Versammlung deutscher Patrioten zu sprechen. (Bravorufe und Händeklatschen.) Herr Dr. Zipfelhuber aus Würzburg ist als erster Redner vorgemerkt. (Erneuertes Bravo). Herr Dr. Zipfelhuber hat das Wort.

**Dr. Zipfelhuber** (besteigt, von Applaus begrüßt, die Tribüne). Meine Herren! Wir alle, die wir hier versammelt sind, wir alle haben das leise, ich möchte sagen, das unbewußte Gefühl, daß etwas geschehen muß, etwas geschehen wird in Sachen unseres noch nicht vorhandenen großen deutschen Vaterlandes. Was? Wir wissen es nicht: wir haben sozusagen gar keine Ahnung davon. Es ist vorderhand auch gleichgültig. Wenn einmal die Stunde da ist, so wird geschehen, was zu geschehen hat nach dem Rate des Schicksals. Was uns dunkel vorschwebt, ist: Ein gemeinsames Vorgehen unter einem gemeinsamen Banner. Unter einem gemeinsamen Banner! Das, meine Herren, ist eine Sache, worüber sich reden läßt. Die Frage des Banners, unter welchem wir seinerzeit gemeinsam vorgehen werden, ist eine Frage von unabsehlicher Tragweite. Vielleicht scheint sie manchem von Ihnen eine ganz einfache. Jeder deutsche Patriot kennt und liebt die deutschen Farben, kennt und liebt das heilige Schwarzrotgold. Hoch unser altehrwürdiges Schwarzrotgold! (Allgemeines „Hoch“ unter den Zuhörern.) Soweit scheint freilich alles in Ordnung. Aber wissen Sie, daß gerade an diese deutschen Farben, an dieses altehrwürdige Schwarzrotgold, sich Detailfragen knüpfen, deren Lösung noch nicht einmal versucht worden ist? Detailfragen, mit welchen sich bisher vielleicht bloß Gelehrte und tiefer Denkende beschäftigt haben, die aber meines Erachtens nur mit Wissen und

Willen der gesamten Nation zum Austrag gebracht werden dürfen? (Hört! Hört!) Erlauben Sie, daß ich die Sache mit der Sorgfalt erörtere, die ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit verdient.

Woher stammen die deutschen Farben? Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß sie zurückgeführt werden auf die Mütze des Teut; eine Mütze, wohlgemerkt aus Bärenfell, rot gefüttert, und mit einer goldnen Troddel geziert. Merken sie wohl: Schwarz die Mütze, rot das Unterfutter, golden die Troddel. Nehmen wir an — ich sage, nehmen wir an — daß in der Reihenfolge „Mütze, Unterfutter, Troddel", diese drei Dinge nach der heraldischen Wichtigkeit, die ihnen zukommen, aufeinander folgen, so ist auch die Reihenfolge der Farben „Schwarz-Rot-Gold" eine korrekte. Aber, meine Herren, ich bestreite die Richtigkeit der Reihenfolge „Mütze, Unterfutter, Troddel". Ich erkläre und werde beweisen, daß die Troddel heraldisch über dem Unterfutter steht, daß die natürliche Reihenfolge „Mütze, Troddel, Unterfutter" ist, und, dementsprechend, die korrekte Reihenfolge der Farben „Schwarzgoldrot" statt „Schwarzrotgold. (Rufe: „Bravo!" — von anderer Seite: „Oho!") Meine Herren! Wenn Sie sich den Teut vorstellen mit der heraldischen Mütze auf dem Kopfe, was erblicken Sie? Sie sehen das Schwarz der Mütze. Sie sehen das Gold der Troddel — das Rot des Unterfutters sehen Sie nicht, sehen nicht das Allermindeste davon, bis Teut etwa die Mütze abnimmt. Die Troddel sehen Sie immer: ihr Gold fällt neben dem Schwarz der Mütze fort und fort energisch ins Auge. Und diese weithin leuchtende, immer sichtbare Troddel sollte in betreff der heraldischen Wichtigkeit hinter dem unsichtbaren, fast nicht existierenden Unterfutter stehen? (Erneute Bravo- und Ohorufe.)

**Dr. Kernbeißer aus Breslau.** Ich bitte ums Wort.

**Komiteemitglied.** Herr Prof. Dr. Kernbeißer aus Breslau hat das Wort.

**Dr. Kernbeißer.** Meine Herren! Ich bedaure, den Ausführungen des geehrten Vorredners mit dem entschiedensten Widerspruch entgegentreten zu müssen. (Bravo! — Oho!) Nun und nimmer kann die Troddel als heraldisch über dem Unterfutter stehend betrachtet werden. Denn: die Troddel, sie mag in die Augen fallen, soviel sie will, kann nur als etwas Nebensächliches, als ein Anhängsel der Mütze betrachtet werden.

(Lebhafte Rufe! „So ist's!" — „Unsinn!" — „Schwarzrotgold" — Schwarzgoldrot!" — Zischen und Pfeifen — wachsender Lärm und Bewegung — zuletzt Rufe: „Abstimmen!" „Abstimmen!")

**Komiteemitglied.** Die Versammlung wird gebeten, abzustimmen über die Frage „Schwarzrotgold“ oder „Schwarzgoldrot?“ Diejenigen, welche sich für Schwarzrotgold entscheiden, belieben auf dieser Seite, diejenigen, welche dem Schwarzgoldrot ihren Beifall schenken, auf jener andern Seite zusammenzutreten.

(Die Parteien scheiden sich und gruppieren sich nach der gegebenen Weisung.)

**Komiteemitglied.** Die Majorität hat sich für „Schwarzgoldrot“ entschieden.

**Die Minorität** (in lebhafter Bewegung). Wir protestieren!

**Gegenrufe.** Protestieren? Haha! Ihr seid überstimmt und müßt euch fügen!

**Die Minorität.** Wir fügen uns nicht! Wir treten aus der Versammlung! (Die Minorität zieht in zornig erregter Haltung ab. Die Majorität verfolgt sie mit Zischen.)

**Komiteemitglied.** Herr Prof. Dr. Blechmayer aus Gotha hat sich zum Worte gemeldet.

**Prof. Dr. Blechmayer** (besteigt die Tribüne). Meine Herren! Es ist erwähnt worden, daß die Mütze des Teut, auf welche wir unsere nationalen Farben zurückführen, eine Bärenmütze gewesen. — Eine Bärenmütze! — Meine Herren! Ich bitte zu erwägen: Welche ist, genau bestimmt, die Farbe des Bären? Ein entschiedenes Schwarz? Nein! Sie lichtet sich, je nach den verschiedenen Individualitäten, vom dunkleren Schwarz bis zum helleren Braun. Schwarzbraun also, Schwarzbraun allein kann in diesem Betracht als wahrhaft typisch gelten, und ich spreche es offen aus, daß der Feinsinnige unser deutsches Banner insolange nicht mit wirklicher Genugtuung betrachten kann, als das unkorrekte, untypische Dunkelschwarz nicht durch die sinnvolle schwarzbraune Nuançe gemildert wird —

(Zustimmung und Widerspruch unter den Zuhörern.)

**Ein kleines Männchen** (eilt zur Tribüne und ruft in höchstem Eifer, lebhaft gestikulierend). Sacrilegium, meine Herren! Sacrilegium! Es kümmert uns hier nicht, welche Farben die Bären überhaupt haben; es kümmert uns nur, von welcher Farbe der Bär gewesen, der das Fell zu der Mütze des Teut geliefert, und ich habe vor sieben Jahren in einer gelehrten Gelegenheitsschrift, auf Grund der eingehendsten Forschungen, unumstößlich bewiesen, daß dieser Bär von schwarzer, entschieden schwarzer Farbe gewesen! (Lärm und Bewegung — Streit zwischen einzelnen. — Wildes Durcheinanderrufen: „Schwarzbraun!“ „Dunkelschwarz“.)

**Komiteemitglied.** Meine Herren! Ich bitte die Partei der

Schwarzbraunen auf diese, die Partei der Dunkelschwarzen auf jene Seite zu treten. (Es geschieht.) Geehrte Versammlung! Die Entscheidung ist für Schwarzbraun ausgefallen.

**Die Minorität.** Wir protestieren!

**Die Majorität.** Hahaha! — Beschränkte Geister! — Konservative — Zöpfe — Philister —

**Einer von der Minorität.** Was? Noch persönliche Beleidigungen? Männer der Minorität, wir wissen, was uns geziemt. Wir wollen mit einer Versammlung, deren Mehrzahl so leichtsinnig in den wichtigsten Angelegenheiten entscheidet, nichts weiter zu tun haben. (Die Minorität zieht sich zurück.)

**Die Majorität.** Gott befohlen! Hahaha!

(Zischen und höhnisches Gelächter, wobei es auch zu kleinen Balgereien zwischen einzelnen kommt.)

**Komiteemitglied.** Herr Dr. Gunkel aus Osnabrück wünscht zu sprechen.

**Dr. Gunkel** (besteigt die Tribüne). Meine Herren! Lassen Sie uns weitergehen auf dem bedeutungsvoll betretenen Wege. Es ist die Rede gewesen von der Farbenschattierung des Bärenfells in der Mütze des Teut. Warum fragen wir nicht auch des näheren nach der Farbe des Unterfutters? Ist es rosenrot, scharlachrot, purpurrot, karmoisinrot gewesen?

**Ein Gelehrter** (hervortretend). Das will ich Ihnen sagen. Eine uralte, im Archiv zu Ritzebüttel aufbewahrte Chronik des Joannes Faselius enthält Andeutungen, aus welchen mit Bestimmtheit hervorgeht, daß das Unterfutter in der Mütze des Teut von ziegelroter Farbe gewesen.

**Ein zweiter Gelehrter** (gleichfalls vortretend, zum vorigen). Und ich bin zufällig in der Lage, Ihrem Ritzebütteler Faselhans zum Trotz, Ihnen sagen zu können, daß das Unterfutter in der Mütze des Teut von kirschroter Farbe gewesen —

**Erster Gelehrter** (vor Aufregung zitternd). Herr, beweisen Sie das!

**Zweiter Gelehrter.** Im 12. Bande von Schnüfflers trefflicher „Geschichte des Handels und der Industrie zu den Zeiten des Teut" wird ausdrücklich erwähnt, daß unsere Vorfahren damals kein anderes Rotfärbemittel kannten als Kirschensaft. Auch das Unterfutter in der Mütze des Teut kann also nur mit Kirschensaft gefärbt gewesen sein, und ich überlasse es Ihnen selbst, Herr Kollega, zu

beurteilen, ob die Farbe desselben eine andere als eine kirschrote gewesen sein konnte — (Bravorufe und Zischen.)

**Erster Gelehrter.** Dem, was Sie sagen, widerspricht auf das bestimmteste das Zeugnis des Joannes Faselius — und das Unterfutter in der Mütze des Teut kann auch im Auslande gefärbt worden sein — (Rufe: „So ist's!" — „Unsinn!" — Beifall und Widerspruch. Wechselseitige Bedrohung der einzelnen untereinander, mit dem Rufe: „Kirschrot!" „Ziegelrot!")

**Komiteemitglied.** Zur Abstimmung, meine Herren! Kirschrot rechts, ziegelrot zur Linken! (Die Parteien treten auseinander.) Ziegelrot hat gesiegt!

**Minorität** (in größter Aufregung). Das ist Wahnsinn!

**Majorität.** Keine Beschimpfung! Fort mit euch!

**Einer aus der Minorität.** Wir schwören, daß wir unter einem schwarz-gold-ziegelroten Banner niemals auch nur einen Finger rühren werden!

**Majorität.** Das ist Verrat! Ihr seid Rebellen! (Gehen aufeinander los, die Minorität wird hinausgedrängt.)

**Komiteemitglied.** Prof. Dr. Munkel aus Frankfurt an der Oder. . .

**Dr. Munkel** (die Tribüne besteigend). Meine Herren! Nur noch ein letztes Wort in der großen Farbenfrage, welche wohl eine „brennende" genannt werden darf, da bei der Beschäftigung mit derselben unsere Versammlung, wie ich leider sehe, schon auf ein Häuflein „zusammengeschmolzen" ist — (Heiterkeit — „Bravo!") Meine Herren! Nachdem es nun einmal vorhin konstatiert und von der Majorität akzeptiert worden ist, daß die Troddel gegenüber den anderen Bestandteilen der Mütze, und folglich auch das Gold gegenüber den anderen Farben im deutschen Banner, nur eine nebensächliche, akzessorische Bedeutung hat, so würde sich denn doch wohl fragen: Täten wir nicht besser, das Gold, statt als gleichberechtigtes Farbenfeld, etwa als umlaufenden Rand am Bannertuch zu verwenden?

**Stimmen.** Bravo!

**Andere.** Nichts da! — Das goldene Feld lassen wir uns nicht rauben!

**Die ersteren.** Und wir wollen den umlaufenden Rand haben!

**Die anderen.** Unsinn! — Goldenes Feld!

**Die ersteren.** Umlaufender Rand!

**Dr. Munkel.** Meine Herren, erlauben Sie —

**Stimmen.** Nichts da! — Herunter von der Tribüne! — Pereat Munkel! Abstimmen! Abstimmen!

**Komiteemitglied.** Umlaufender Rand zur Rechten, goldenes Feld zur Linken — (Abstimmung wie oben.) Das goldene Feld ist beibehalten!

**Einer von der Minorität.** Die ganze Abstimmung ist null und nichtig! Man hat die Diskussion gehindert — man hat unsere Partei nicht zu Wort kommen lassen —

**Ein anderer.** Man hat niederträchtig gehandelt!

**Die Majorität** (zornig auf ihre Gegner losgehend). Was? Fort mit euch!

**Die Minorität.** Nein, wir bleiben!

**Die Majorität.** Weg da! (Es entspinnt sich eine große Balgerei, die Minorität muß weichen, und es folgt ihr, in den Kampf verbissen, ein so großer Teil der Majorität, daß nur mehr zwei Festgenossen zurückbleiben.)

**Erster** (zum zweiten). Potztausend, jetzt sind wir beide allein und nicht mehr beschlußfähig!

**Zweiter.** Schade — denn die ganze Sache ist nicht ohne —

**Erster.** Wie man's nimmt. Auf das zuletzt abgehandelte Problem: ob Feld, ob Rand, gebe ich nicht viel. Das aber wäre eine wohlaufzuwerfende Frage, ob es in Anbetracht der nun einmal angenommenen Inferiorität der Troddel nicht vernünftiger wäre, das Gold, statt es als kontinuierliche Fläche festzuhalten, in Streifen zerteilt über die anderen Felder laufen zu lassen, um zugleich die in einzelne Fäden zerteilte Natur der Troddel anzudeuten? Finden Sie das sinnreich oder finden Sie es nicht sinnreich?

**Zweiter.** Entschuldigen Sie gefälligst, ich finde es nicht sinnreich —

**Erster** (beleidigt). Sie sind sehr rasch bei der Hand, Herr, mit der Antwort!

**Zweiter.** Wollen Sie mir an diesem schönen Nationalfesttage das Recht der freien Meinung bestreiten?

**Erster** (höchlich erregt). Nein — aber mit demselben Rechte der freien Meinung sage ich Ihnen an diesem schönen Nationalfesttage, daß Sie ein Schwachkopf sind, wenn Sie nicht begreifen, daß mein Vorschlag zweckmäßig und sinnreich ist —

**Zweiter.** Schwachkopf? Darauf nehmen sie das zur Erwiderung! (Gibt ihm eine Ohrfeige.)

**Erster** (mit Wut auf ihn eindringend). Elender! (Sie beginnen sich zu balgen; der zweite wird vom ersten überwunden und in die Flucht gejagt.)

**Erster** (sich ganz allein sehend). Das war ein ehrliches Duell — siegreich ausgekämpft für eine Idee — für meine Idee! — Ich werde niemals aufhören, für diese Idee einzustehen mit meiner ganzen Kraft! — — Aber ein kleines Bedenken steigt mir da noch auf — (er versinkt in Nachdenken.) Ist es korrekter, wenn diese goldenen Streifen von oben nach unten, oder von der Seite quer über die beiden anderen Felder laufen? Bedingt die Natur der Mütze und die Natur der Trodbel, und die Stellung oder Richtung, welche diese beiden gegeneinander einnehmen, das eine oder das andere mit logischer Notwendigkeit? — Die Troddel hängt an der Mütze von oben nach unten — also müßten auch die Streifen im Banner von oben nach unten laufen — Aber: — bei der Mütze ist die Höhenerstreckung beträchtlicher als die Breite — denn historisch-erwiesenermaßen ist die Mütze des Teut höher als breit gewesen — bei dem korrekten Bannertuche dagegen ist die breitseitliche Erstreckung beträchtlicher als die Höhe — die Längendimension fällt also bei der Mütze mit der Höhe, beim Banner mit der Breite, der seitlichen Erstreckung, zusammen. Offenbar müßten die Goldstreifen des Banners korrekterweise in derselben Dimension laufen, wie in der Mütze — sagen wir in der Längendimension — aber die Längendimension der Mütze und die Längendimension des Bannertuches sind nicht kongruent — sind einander vielmehr geradezu entgegengesetzt — — das ist ein Umstand, welcher der rationellen Lösung dieser Frage ein unübersteigliches Hindernis entgegenstellt! — (er setzt sich auf einen Baumstrunk, angestrengt grübelnd; dann plötzlich aufspringend). Ich hab's! Von oben nach unten! Die Richtung der Troddel bleibt doch das Entscheidende — (macht einige Schritte und wird wieder nachdenklich). Und doch — Langseite — Breitseite — Mützen- und Bannerdimensionen, die sich ewig nicht decken — das Problem wälzt sich auf meinen grübelnden Verstand immer aufs neue mit Zentnerlasten — (trocknet sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn). Meine Kraft erlahmt an diesem ungelösten innern Widerstreit. Der Widerstreit der Meinungen hat an dieser Stelle heut das deutsche Volk so lang' in immer neu sich entzweiende Hälften gespalten, bis nur einer noch übrig blieb. Ich bin dieser eine — sozusagen der letzte Deutsche. — Aber hat der trennende Zwiespalt aufgehört? Nein! — Da sitzt er mir drinnen in der eignen Brust — —

Und diesen Zwiespalt trag' ich länger nicht!
Ich bin ein Deutscher, und solang' ich lebe,
Werd' ich den Fluch des Zwiespalts mit mir schleppen.

Denn dies Problem, ich lös' es nicht, ob mein
Gedankenstreitroß ich auch blutig peitsche —
(er zieht einen Strick aus der Tasche).
An jenem großen schönen Eichbaum dort
Aufknüpf' ich mich. Fahr' wohl, du goldnes Licht!
Am innern Zwiespalt stirbt der letzte Deutsche.
(Er erhängt sich an der nächsten Eiche.)

**Teut** (kommt langsam, nachdenklich und traurig gegangen).
Recht schlimm ergeht mir's unter meinem deutschen Volk.
Von Bauernlümmeln fortgejagt als fauler Knecht,
Bedräut sodann von schnöder Landespolizei
Im Augenblick, wo ich, als höhrer Genius
Heruntersteigend, sprechen will zu meinem Volk —
Herumgestoßen bei dem eignen Fest zuletzt
Von meines eignen deutschen Volkes eigner Faust —
Verhöhnt, gepufft sogar, geschlagen, ich, der Teut!

Unlängst geriet ich unter einen Leutetrupp:
Der gafft mich keck wie einen fremden Vogel an,
Und fragt: Wer bist du, wunderliches Menschenkind?
„Ein Deutscher bin ich," gab ich harmlos drauf zurück.
„Ein Deutscher" rief's; „bist Franke, Sachse, Preuße du?
Cherusker? Österreicher? Alemannier?"
„Ich bin ein Deutscher!" gab ich immerfort zurück.
Und als sonst nichts aus mir herauszubringen war,
Da sagten sie: Der arme Teufel ist verrückt,
Und schleppten mich ins nächste Narrenhospital.

Und nun, nun hab' ich's endlich schon soweit gebracht,
Daß ich mich gar nicht wage unter Menschen mehr,
Und nur umher noch schleiche wie ein scheues Wild.
(er erblickt den an der Eiche Hängenden.)
O Wodan! Was erblick' ich? Hier am Eichenast
Hängt aufgeknüpft ein deutscher Mann, ein Festgenoss' —
(sich schüttelnd.)
Hu! Immer stärker graut mir's unter meinem Volk —
(wendet sich ab und verhüllt sein Gesicht mit den Händen. — Ein kurzes Hörnersignal schallt plötzlich aus dem Walde — dann verwirrtes dumpfes Geschrei.)

**Teut** (auffahrend). Horch, was ist das? Hörnerrufe — ferner Tritte dumpfer Klang —
Leises Klirren — ha, was ist das? — Neckt es doch mein Ohr schon lang':

Als die Männer hier berieten unterm Zornruf der Partei,
Unter welches Banners Wehen dermaleinst zu handeln sei,
Zankend, zaudernd, zögernd standen auf der großen Elendhalde,
Kam ein seltsam Rauschen manchmal plötzlich aus dem tiefen Walde,
Und gar eigen klang's dazwischen, als ich dort so lauschend stand:
'S war, als schlüge deutsches Eisen dumpf an welschen Schildes Rand ...

(In die Ferne blickend.)

Und nun ist's, als ob der Eichwald sein Geheimnis ganz ergösse —
Krieger, Bürger seh' ich nahen; mächtige Trompetenstöße,
Rippenstöße auch dazwischen, brechen einem Heerzug Bahn,
Der, von Schwärmen Volks umjubelt, schon betritt der Wiese Plan.

Wohin flücht' ich? — fortgewiesen, fortgestoßen, fortgebläut —
Ist's ein Wunder, wenn so zaghaft endlich ward der alte Teut?
Und doch möcht' ich sehn und hören — wollt' ich doch, ich wär' ein Mäuschen —

(sich an den Souffleur wendend).

Teurer Mann, der du da unten wohnst in deinem sichern Häuschen,
Laß zu dir mich niederschlüpfen und mit dir die Stelle tauschen —
Aus dem sicheren Versteck da will ich sehn und will ich lauschen —

(Er schlüpft in das Häuschen des Souffleurs.)

## Zweite Szene.

(Hermann kommt an der Spitze seines Heeres, mit welchem er soeben die Römer geschlagen. Das Volk umjubelt ihn unter beständigem Zuruf: „Hoch Hermann, der Cherusker!" Zur Rechten und zur Linken Hermanns je ein Unterbefehlshaber und Verwandter des Cheruskerfürsten. Nachdem der Zug den Vordergrund erreicht, staut er sich; Hermann und seine Begleiter haltend.)

**Erster Unterbefehlshaber** (alter Mann mit grauem Barte). Herr Gott im Himmel — Neffe, ich glaube, wir haben in der Übereilung die welschen Legionen völlig aufs Haupt geschlagen. Was wird der Kaiser Augustus in Rom dazu sagen? Hätte nicht gedacht, als die Keilerei losging, daß es so weit kommen sollte —

**Zweiter Unterbefehlshaber.** Wenigstens werden sie nicht mehr sagen, daß wir „dumme Deutsche" sind. Sie meinten immer, daß man ihnen gar nicht beikommen könne, und jetzt hat man gesehen, daß sie gottsjämmerlich gehauen werden können — ihr ganzes Prestige ist beim Teufel.

**Hermann.** Kanzler, sind die Telegramme an Frau Thusnelden abgegangen?

**Kanzler.** Ja wohl, Durchlaucht.

**Hermann.** Habt Ihr mir die Liste der Gefallenen, und dann auch die Liste der Bravsten zum Behufe der Dekorierung angefertigt?

**Kanzler.** Ja wohl, Durchlaucht.

**Hermann.** Wo ist das Verzeichnis der Bravsten?

**Kanzler** (überreicht ihm ein Papier). Hier, Durchlaucht!

**Hermann.** Das ist ja die Liste der Gefallenen!

**Kanzler.** Richtig! Entschuldigen, Durchlaucht! Aber es sind ohnedies beiläufig die nämlichen!

**Hermann.** So! Habt Ihr ferner unterwegs, wie ich Euch aufgetragen, ein wenig herumgefragt nach dem Barden Schwartenmaier, dem Verfasser des Liedes, bei dessen Klängen die Unsern in den siegreichen Kampf gezogen sind? Ich will dem Mann eine kleine Pension anweisen lassen —

**Kanzler.** Durchlaucht, ich habe nachgefragt —

**Hermann.** Nun, was ist?

**Kanzler.** Durchlaucht, er ist schon verhungert.

**Hermann.** So! —

**Bacherl** (aus der Menge sich vordrängend, beginnt Hermann anzudeklamieren). Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen —

**Hermann.** Schon gut.

**Bacherl.** O du, der du, sag' ich — (verzückt). O ihr teutschen Eichen rings umher! O ihr teutschen Blumen und Kräuter, wie herrlich blitzet jetzo auf euch der reine keusche Tau dieses teutschen Siegesmorgens! O, ich möcht' ihn hinwegschlürfen mit meinen Lippen, diesen rein und keusch vom teutschen Himmel herabgeträufelten Wonnetau — (Er greift hinter der Stute Hermanns ins Gras, pflückt ein Kräuterbüschel und schlürft die daraufliegenden Tropfen hinweg).

**Hermann.** Sacht, guter Alter! Wenn mir recht ist, so sind die fraglichen Tropfen nicht so geradeswegs vom Himmel gefallen, sondern es stammen dieselben von meiner braven Stute, welche soeben Laub und Gras da herum auf eine nicht gerade poetische, aber natürliche Weise beträufelt hat.*)

**Bacherl** (wirft das Kräuterbüschel mit wehmütiger Entrüstung fort).

---

*) Da bei einer Bühnenaufführung die szenischen Verhältnisse kaum gestatten würden, daß Hermann und seine beiden Begleiter zu Pferde erscheinen, so wäre in solchem Falle statt „von meiner braven Stute, welche usw." zu sagen „von einer braven Kuh oder sonstigem Weidevieh" und das „soeben" wäre wegzulassen.

O teutscher Genius, wie grausam sind deine Enttäuschungen! — O herber Widerstreit zwischen teutschem Ideal und teutscher Wirklichkeit! — Aber es tut nichts! — (Hebt wieder zu deklamieren an.) Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen —

**Hermann.** Es ist genug. Ich weiß schon, wie Ihr's meint.

**Bacherl.** Großer Held! Laß dir die Huldigung eines teutschen Mannes gefallen, der jetzt anerkanntermaßen als einer der ältesten unter den jüngeren Barden Teutschlands dasteht, obgleich er bis dato weder einen Heller aus der teutschen Schillerstiftung, noch einen Pfifferling an Nationaldank vom teutschen Volk erhalten hat —

**Hermann.** Kommt Ihr einmal nach Detmold, so erinnert mich daran, daß ich Euch meinen fürstl. cheruskischen Hausorden umhänge.

**Bacherl.** Fürstliche Durchlaucht! Ein paar Taler aus Höchstdero fürstl. cheruskischer Hauskasse wären einem braven teutschen Manne zu treuer teutscher Erinnerung noch lieber.

**Hermann.** Bar Geld muß dermalen geschont werden. Was wir als Kriegsbeute heimbringen, das legen wir auf Zinsen, damit wir den nächsten Krieg davon bestreiten können. Aber wenn Ihr in allen Wegen eine loyale Gesinnung zeigt und dann und wann in der fürstlichen Hofküche vorsprechen wollt, so soll es meinem Haushofmeister auf einen Löffel Suppe für Euch nicht ankommen.

**Bacherl.** Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen —

**Volk** (mit lebhaftem Geschrei einfallend). Hoch Hermann, der Cherusker!

(Hermann zieht mit den Seinen weiter. Das Volk drängt sich ihm nach unter beständigem Jubelgeschrei.)

## Dritte Szene.

**Teut** (steigt, nachdem die Bühne wieder leer geworden, aus dem Souffleurkasten.)

O, was hab' ich angehöret, o, was hab' ich angesehen!
Eine Tat, ja, eine Tat ist, eine deutsche Tat geschehen!
Plötzlich einig sind die Deutschen in des Jubels Lustgebärden,
Und es kann ein Jahr vergehen, eh' sie wieder uneins werden —
(nachdenklich)
Freilich, ach, was hilft's, solang' wir des Bewußten noch entraten?
Ach was nützen Glanzerfolge, was die allerschönsten Taten,
Wenn der alte Fluch zurückkehrt, wenn die alten Würfel rollen,

Wenn die alten deutschen Köpfe wieder was Besondres wollen,
Wenn bald jeder neu verbissen in ein Lieblingstheorem ist,
Mit der Stirne durch die Wand rennt, weil die Tür ihm nicht genehm ist,
Sich aus einem Schweinsohr durchaus will 'ne Sammetkappe schneidern,
Einen Regenwurm als Schnürband brauchen will an Schuh'n und Kleidern —
Wenn, sobald es einmal Glück schneit, unterduckt der deutsche Töffel,
Und, wenn's süßen Mehlbrei regnet, flennend schreit nach seinem Löffel?
Vater Wodan, hab' Erbarmen, nimm den Alp von meiner Seele,
Meiner Schuld nicht länger zürne, und nicht länger mir verhehle,
Was aus jenem Hort geworden, aus dem schnöd' verlornen Hort,
Ohne den mein Volk erreichen nimmer kann den sichern Port?
Welcher Ort hält ihn begraben, welche lichtlos dumpfe Gruft?
Hat ein Erdspalt ihn verschlungen? Birgt ihn eine Felsenkluft?
Liegt er auf des Meeres Grunde, von befloßter Schar umzingelt?
Trug ein Aar zu seinem Nest ihn? Hält ein Lindwurm ihn umringelt?
In die blauen Lüfte konnt' er spurlos nicht verwehn, verschwinden,
Für ein Sonntagskind doch muß er irgendwo noch sein zu finden.
(Sich auf ein Knie niederlassend.)
Künde, Vater Wodan, künde, was solang' in dir geruht,
Das Geheimnis, das ich willig zahle mit des Herzens Blut!
(Leise Musik — ein Bote des Wodan senkt sich auf einem Wolkenwagen herab.(

**Bote des Wodan** (nachdem die leise Musik verklungen).
Gnädig hat aus Walhalls Glanzwelt Odin mich herabgesendet,
Deiner Sehnsucht heißes Flehen hat sein strenges Herz gewendet.

**Teut.** Dank dir, Dank, o Göttervater!

**Bote des Wodan.** Höre mich — durch mich dir künden
Läßt er, was bis heut' vergebens du gestrebt hast zu ergründen.

**Teut.** Sprich!

**Bote des Wodan.** Auf deinem Zug begriffen warst du mit den Urgermanen,
Übern Kaukasus herüber ging's mit schwarz-rot-goldnen Fahnen.
Eben zogst du durch ein einsam schauerliches Waldgehege.
Nacht war's. Deine Leute gingen schlummermüd' auf rauhem Wege.
Plötzlich senkt ein großer Geier sich herab aus Äthertiefen:
Um die Wagen der Bagage, während alle Wächter schliefen,

Schwirrt' er lang und schwirrt' er leise, ziehend wundersame Kreise,
Einen Fang wohl sich erhoffend aus dem Mundvorrat der Reise —
Aber ausgegangen war euch Proviant grad' und Fourage;
Hungerzornig hackt der Geier nach Paketen der Bagage,
Hungerzornig packt er eines, hebt sich krächzend mit der Beute —
Aufgeschreckt von diesem Krächzen, wachen auf des Trosses Leute.
Ahnten sie, was im Momente jetzt das deutsche Volk verlor?
Nein, sie rieben sich die Augen, legten sich aufs andre Ohr.

**Teut.** Und der Vogel?

**Bote des Wodan.** Der flog weiter, hungerzornig, manche Meile —
Endlich, wo ein Schlänglein merkt er, stürzt hinab in Blitzeseile —

**Teut.** Und das Päcklein?

**Bote des Wodan.** Läßt er fallen —

**Teut** (gespannt). Wohin fiel's?

**Bote des Wodan.** Im Pommerlande
Fiel's herunter und verlor sich ellentief im dichten Sande.

**Teut** (freudig). Und da liegt's nun?

**Bote des Wodan.** Ja, da liegt's nun — klafterhoch schon deckt der Sand es
Und ein angeschwemmtes Erdreich, tief im Schoß des Pommerlandes.

**Teut** (begeistert). Auf!

**Bote des Wodan.** Halt! — Hör' erst, was dir künden Walhalls Götter, die nicht lügen,
Von Verhängnissen der Zukunft, welchen Götter selbst sich fügen!

**Teut.** Nun?

**Bote des Wodan.** Nach mannigem Jahrtausend wird gebaut ein ländlich Gut
An der schicksalvollen Stelle, wo der Hort der Deutschen ruht.
Dieses Gutes Eigentümer gräbt dereinst nach einem Schatz
Nachts bei hellem Sternenscheine, just auf selbem Schicksalsplatz.

**Teut.** Und der Mann?

**Bote des Wodan.** Entdeckt das Päcklein —

**Teut.** Welch ein Mann?

**Bote des Wodan.** Ein Sonderling —
Sprudel-Tollkopf — doch nachdem er aufstibitzt das kleine Ding,
Wird er so gescheit, daß alles, alles, alles ihm gelingt,
Daß er Unerhörtes leistet, Ungeheuerstes vollbringt —

**Teut.** Was? Er wird den Schatz behalten für sich selbst und davon leben,

Statt dem ganzen deutschen Volk ihn ehrlich gleich zurückzugeben?
Was nützt selbst ein Gottverstand uns, wenn ihn einer hat in Pacht?
Wenn er nicht vor Gott und Menschen zum Gemeingut wird gemacht?
Sprich, wie ist der Ort geheißen? Dies zu wissen würd' ich froh —

**Bote des Wodan.** Varzin ist der Ort geheißen —

**Teut.** Und der Mann?

**Bote des Wodan.** Heißt so und so.
Eins noch weiß ich: zur Devise wählte dieser Mann den Spruch:
„Halte fest und gib nichts wieder — Nunquam satis — nie genug!"

**Teut.** „Halte fest und gib nichts wieder?" Das ist dieses Mannes Spruch?
Armes deutsches Volk — das nenn' ich einen herben Schicksalsfluch!

(Zornig aufwallend.)

Doch — zu finden werd' ich wissen diesen Herrn von Haltefest,
Der, was einmal er ergrapst hat, nimmer aus den Klauen läßt!
Traun, ihn selber mir ergrapsʼ ich, und ich schlepp' ihn vor's Gericht,
Daß er zitternd wie ein Dieb steht, ein entlarvter Bösewicht —
Werden sehn, ob's nach dem Sprichwort „Richter in Berlin" noch gibt,
Und ob rächend sich bewähren die Devisen, die er liebt?
Volksanwalt sein will ich selber, und ich bring's zum Urteilsspruch:
Strafgeld: was vermag sein Beutel — „nunquam satis — nie genug!" —
„Halte fest und gib nichts wieder!" — lebenslange Kerkerhaft! —
Warte, wart', dir jag' ich ab noch, was du diebisch aufgerafft!
Warte, warte, will nicht rasten, bis du, was des Volks, herausgibst,
Und von dem, was du erst naschtest, einen Pangermanen-Schmaus gibst —

**Bote des Wodan.**
Walhallagenoß, was ereiferst du dich? Vorgreifst du den künft'gen Geschicken!
Bereit ist, du siehst's, mein Wolkengefährt, dich dem irdischen Bann zu entrücken!

Die Zeit ist um für diesmal — komm —

**Teut.** Ich komme! — Das eine bedrückt mich:
Daß einsam ich scheide — die Meinen zu sehn vor dem Scheiden, es hätte beglückt mich.
Doch niemand ist hier. — Ei wie? Niemand?

(Er wendet sich ans Publikum, höflich die Mütze ziehend.)

Da sitzen ja Söhne des Teut noch!
O weh, schon fürcht' ich, daß eben der Wunsch, der vermessene Wunsch mich gereut noch.
Vergebung! Sie wissen, wie ängstlich ich bin, wie verschüchtert im Volke der Meinen.
Gewähren dem scheidenden Ahnherrn Sie, o Verehrte, den Wunsch nur, den kleinen:
Wenn empor ich nun schwebe im Wolkengefährt, und zum Fallen sich neiget der Vorhang,
Und Sie merken, daß jetzo zu Ende das Stück, so begleiten Sie meinen Emporgang
Mit unheilkündendem Zischlaut nicht — Sie wissen doch, was ich gelitten
Schon sonst durch meines geliebtesten Volks noch ein wenig barbarische Sitten —
Auch täte mir's wahrlich von Herzen leid um den etwas empfindlichen Dichter,
Der sich für ein harmlos Scherzspiel hofft harmlos mildlächelnde Richter —
Dies Letzte, Sie merken, ist improvisiert, ist ganz ohne Willen und Wissen
Des Dichters gestümpert; und wenn er mich hört, so stürzt er sich aus den Kulissen,
Und der zögernde Unglücks-Teut, er wird, wenn zum Scheiden er länger sich faul stellt,
Nach allem, was unter dem Volk ihm geschehn, auch zuletzt noch vom Dichter gemaulschellt!
Ade denn, Verehrte! auf Wiedersehn, wenn's den pangermanischen Schmaus gibt,
Und in sich der Eigner von Varzin geht, und das Päckchen, das heil'ge herausgibt! —
Aufnimm mich jetzt, Goldwolkengefährt, mich zurück gen Walhall zu tragen!
Bin ich nur erst wieder bei Wodan dort, so will zum Gruß ich ihm sagen,

Ihm selbst und den Göttern und Helden zumal in Walhalls schimmerndem Saale,
Wenn kreisen die Krüge mit schäumendem Met beim leckeren himmlischen Mahle,
Will treulich berichten zum Willkommgruß, wenn nach neuester Kunde sie fragen,
Daß eben geschehn eine deutsche Tat, *der Cherusker den Welschen geschlagen!*
Des freuen sie herzlich sich alle sodann — in den Augen aufzüngelt's wie Flammen,
Sie heben die Krüge mit schäumendem Met und schlagen die Schwerter zusammen,
Und rufen im Chorus, daß Walhall bebt, ein markiges „Bravo, Germanen!"
Und Wodan lächelt mit hellem Gesicht, und spricht: „Was die Kühnsten nicht ahnen,
Geschehnis wird's, es gedeiht langsam, was die ewigen Mächte bereiten:
Germanische Kraft, titanisch gereift, wird ragen am Ende der Zeiten!" —
So tönt mir's dort. — Dann harr' ich des Tags, indessen die Zeiten verrinnen,
Der nieder mich ruft *zum letztenmal* von Walhalls leuchtenden Zinnen.
Hurra, Germania! Winkender Aar, ausbreite die tönenden Schwingen,
Und laß von Klängen der Zukunft mich, Aufschwebender, lieblich umklingen!

(Er betritt das Wolkengefährt, und indem die beiden, ein Adler ihnen voran, emporschweben, erklingt im Orchester die Melodie der „*Wacht am Rhein*" oder eines anderen patriotischen Liedes.)

(Der Vorhang fällt).

Ende.

# Lord Luzifer.

## Ein Lustspiel in fünf Akten.

„Le chagrin est un peché."
Zendavesta.

Die Bühnenaufführung dieses Stücks ist von Seite des Verfassers nicht gestattet*).

---

## Einleitung des Herausgebers.

Nach „Teut" — März 1872 — veröffentlichte Hamerling Oktober desselben Jahres „Die sieben Todsünden" und nach der Kantate begannen sofort die Vorarbeiten zur „Aspasia", welche Dez. 1875 erschien. Aber nun ruhte Hamerlings Feder eine geraume Zeit. Da meldete er seinem Freunde Penn unterm 7. Nov. 77: „. . . Ich arbeite, wenn Sie es durchaus wissen wollen, an einem Bühnenstück ‚Lord Luzifer' . . ." Und unterm 16. Aug. 78 schreibt er dem Verleger Richter: „. . . In einigen Monaten kann von mir etwas Neues erscheinen, ein Werk dramatischer Gattung, ich arbeite eben daran . . ." Aber erst ein Jahr später, November 79, war das Werk druckbereit und erschien Anfang 1880 im Buchhandel: „Lord Luzifer. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen."

Lord Luzifer ist das einzige der Werke Hamerlings, welches seit Erscheinen bis heute eine Neuauflage nicht erlebte. Das Werk ist

---

*) Im Anschluß an diese Zeile, die sich auf der Titelrückseite des Buches findet, hat das Stück auf der 3. und 4. Seite folgende (überschriftslose) Vorbemerkung (des Verfassers): „Die Verwahrung gegen eine Bühnenaufführung veranlaßt Kritiker, welchen das Stück mißfällt, zu der stereotypen witzigen Bemerkung, besagte Verwahrung sei ‚vollkommen überflüssig'. Auch bei ‚Danton und Robespierre' waren manche Rezensenten fest überzeugt, daß es niemandem einfallen werde, das Stück aufführen zu wollen; und doch geschah es, doch wurde das Stück von einer Bühne ohne mein Wissen, natürlich verstümmelt, wirklich aufgeführt. Nicht der Zweifel an der Bühnengemäßheit dieser Tragödie, sondern nur die Unmöglichkeit, das Stück unverkürzt in den Rahmen einer gewöhnlichen Theatervorstellung zu zwängen, andererseits auch die, es ohne Schaden des Ganzen zu kürzen, hatte mich veranlaßt, gegen alle Versuche einer Totalaufführung mein Veto einzulegen. Auch bei ‚Lord Luzifer' würde

denn auch das schwächste der Werke unseres Dichters und selbst seine treuesten Bewunderer konnten sich mit ihm nicht völlig befreunden. Albert Möser, einer der ältesten Freunde, äußert: „... Ich habe Hamerling meine verwerfende Ansicht über ‚Lord Luzifer' nicht vorenthalten und ihm entschieden geraten, dieses sogenannte Lustspiel von der etwaigen Gesamtausgabe seiner Werke auszuschließen ..." Nun das heißt allerdings in der Verwerfung etwas zu weit gehen. Denn das Werk — taugt der Stoff auch wenig oder gar nicht für ein Lustspiel — ist seiner Idee nach doch ein richtiger Hamerling und verleugnet auch in den mißlungenen Partien nicht den Poeten.

---

ich glauben, daß die vier ersten Akte auf der Bühne sich ziemlich wirksam erweisen könnten; der letzte, also entscheidende Akt aber bietet szenische Schwierigkeiten, kann nur den Aufmerksameren verständlich sein, und ermangelt eines rechten, theatralischen Schlußeffekts.

„Der Stoff dieses Lustspieles wird vielen antipathisch sein. Die Anregung dazu gab mir eine ziemlich bekannte Anekdote aus dem Leben einer gefeierten Malerin des vorigen Jahrhunderts. Manches gewagte Detail wird Anstoß geben, so wie manche wirkliche oder vermeintliche Unwahrscheinlichkeit; auch wird es nicht an dem Vorwurf fehlen, daß ich in den letzten Akten ein Naturereignis zu Lustspielzwecken verwendet habe, das seiner meist tragischen Folgen halber für solche Zwecke zu ernst ist. Aber es liegt nicht außer dem Bereiche des Möglichen, daß ein Ereignis dieser Art einmal nicht als Dämon, sondern bloß als Kobold auftrete. Der Komödie gegenüber darf man überhaupt im Punkte der Wahrscheinlichkeit nicht allzu pedantisch sein. Es ist das Recht des komischen Dichters, die phantastische Launenhaftigkeit des Zufalls bis zur äußersten Grenze auszubeuten, und die erste Forderung, die man an den Leser oder Zuschauer eines Lustspiels stellt, ist doch wohl, daß er Spaß verstehe.

Graz, 25. Jänner 1880. R. H."

---

## Personen.

Lord Spiridion.
Angelika, Malerin.
Baronin Silberqueck.
Galgacovic, ein russischer Edelmann.
v. Schnackenthal, Oberst in Pension.
Kommerzienrat Goldmann.
Victor, sein Neffe.
Dr. Feuerbart, Literat.
Beppo, ein Gauner.
Eine alte Gräfin.
Ein Abbé.
Fabrikant Mayer.
Ein Jude.
Ein Alpenjäger.

Diener, Arbeiter und andere stumme Personen.

Der Schauplatz: eine hochgelegene Sommerfrische der Schweiz.

Zeit: die Gegenwart.

# Erster Akt.

## Erste Szene.

(Waldige Gebirgslandschaft.)

**Lord Spiridion** (tritt auf, in melancholischer Haltung, einen Revolver in der Hand; um sich blickend). Bin begierig zu sehen, ob es mir heute endlich gelingen wird, mich totzuschießen. Bisher ist mir noch immer etwas in die Quere gekommen, wenn ich Ernst machen wollte. Lud ich die Pistole auf meiner Stube, so klopfte es an die Tür und ein sogenannter Freund trat ein, oder der Postbote brachte mir ein Schreiben mit Nachrichten, die mich ärgerten, zerstreuten, und dadurch wieder einen Tag ans Leben fesselten. Versuchte ich's im Walde, so brach im letzten Augenblick ein Sechzehnender aus dem Gebüsch, der mir ein waidmännisches Interesse einflößte, oder ein mißtrauischer Förster, der mein Feuerrohr konfiszierte. So bin ich seit ein paar Jahren vergeblich hinter dem Tode her, wie der ewige Jude. — Der Ort hier verspricht ziemliche Sicherheit und erscheint überhaupt recht geeignet. Dieser hohe, schwarzgrüne, modrige, vom Sturm zerfetzte Tannenstrunk am öden Rande der Waldschlucht, der einen langen, verdorrten Zweig von sich streckt, sieht aus wie ein Wegweiser mit der Aufschrift: „Weg zur Unterwelt". (Er nimmt den Revolver aus dem Futteral.) Komm hervor, liebwehrter Freund! — Bleibst doch immer der beste Helfer für den, der seines Lebens überdrüssig! Da gibt es Leute, die sich ersäufen. Pfui! Eine Todesart für junge Hunde. Gift? Paßt für Ratten. Erstechen? Das ist für Schweine und Kälber. Der Strick? Gehört für Gauner. Nur die Kugel ziemt dem Gentleman! — Meine Verhältnisse sind geordnet, mein Testament ist gemacht. Über das Erbe meiner Väter verfüge ich zugunsten einer milden Stiftung in größtem Stile: der Erbauung eines großen internationalen Irrenhauses nämlich, zu errichten an demjenigen Badeorte, der sich als der bestbesuchte in Europa auszuweisen imstande ist. (Er setzt den Revolver an.) Halt! Eben besinne ich mich, daß Selbstmörder mit Hinterlassung eines Zettels aus der Welt zu gehen pflegen, auf welchem irgend etwas

geschrieben steht. Ich werde schreiben, daß ich mir eine Indigestion durch eine bleierne Bohne zugezogen. Oder ich kann noch etwas mehr mit der Wahrheit herausrücken und sagen, wie jener englische Oberst, daß ich des ewigen Auf- und Zuknöpfens meiner Kleider müde geworden. Aber braucht ein Engländer überhaupt eine Entschuldigung bei solcher Gelegenheit? — Tun wir die Sache so einfach als möglich ab. (Er reißt ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille und schreibt darauf, indem er die Worte zugleich vor sich hinspricht:) „N. N. Brite von Geburt, starb am Spleen hierselbst, den 30. des Wonnemonds l. J. Er bittet diejenigen, die seinen Leichnam finden, — ja was soll ich bitten? — Ihn nicht aufzuwecken, wenn er nur scheintot sein sollte.“ (Während er das Portefeuille wieder schließen will, fällt ein Billett heraus.) Was ist das? Ach, ein Brief der Baronin Silberqueck, den ich zu erbrechen vergessen habe. (Er erbricht ihn.) Er enthält das neueste, sehr dekolletierte Porträt dieser Dame; und dazu — „Ihr versteht mich nicht, Mylord, — und doch — gerade Ihr — der Mann — teurer Lord — guter Lord — böser Lord — heute abend zum Souper — s'il vous plait“ — ... Madame Silberqueck liebt mich. Ein Grund mehr, mich totzuschießen! — (Gähnend.) Ach Gott, die Welt ist so verdammt langweilig, als ob ein Hoch-Tory sie erschaffen hätte. Was hilft das Reisen? Man umkreist doch immer nur die eine elende Scholle. Könnte man sich doch wenigstens so einen kleinen Asteroiden pachten, von 20—30 Meilen im Durchmesser, um einen Sommeraufenthalt für sich zu haben, und, getrennt von dieser schnöden Erdenwelt, im freien Weltraum ein bißchen frische Luft zu schöpfen! — (Sich wieder mit dem Revolver beschäftigend.) Ich bin doch neugierig, welches Gefühl man hat, wenn so die Kugel gegen die Gehirnwand prallt und sie durchbohrt. Man sagt, es sei ein ziemlich sanftes, fast unmerkliches ... Sing' nicht so schön, du Vogel dort auf dem Zweig — Du bist ein kindischer Optimist! Du wirst mich nicht bekehren, wenn du mich auch tausendmal mit den süßesten Trillern und Rouladen versicherst, diese Welt sei ein Paradies und über die Maßen amüsant. — Was sagst du? Nun ja, ja, ich bestreite es nicht, der Himmel ist sehr blau, die Erde prangt in den lieblichsten Farben, die Blumen duften usw., kurz es bummelt sich ganz angenehm in diesem Erdentale. Aber die Menschen! Die Menschen! — Diese Madame Silberqueck z. B.! — Da nörgelt dieser aufgeblasene Erdensohn an allem in der Welt, findet alles elend, meint, er hätte es ganz anders und besser gemacht. Und doch ist gerade er die erbärmlichste der

Kreaturen, das mißlungenste Gebilde der Schöpfung. Davon verstehst du nichts, törichter Vogel! Darum schweig' und verschone mich mit deinem Geschwätz! — Still, sag' ich, oder ich schieße zuerst dich herab vom Zweig! — (Sich die Ohren zuhaltend.) Ich will nichts weiter hören, sag' ich! Fliege hinüber nach den Gestaden des fernen Albion und melde von mir einen letzten Gruß an alle Misses und Mistresses mit Schwanenhälsen, Perlenzähnen und einem reizenden Lächeln auf den dünnen, rosigen Lippen! — Doch nun ans Werk! (Setzt den Revolver an.)

## Zweite Szene.

(Der Vorige. Angelika tritt auf, hinter ihr ein Diener, der eine Mappe trägt. Sie nimmt diesem die Mappe ab und sucht in der Nähe des Lord, ohne denselben jedoch zu bemerken, einen tauglichen Platz, um zu zeichnen. Der Diener entfernt sich.)

**Lord.** Das ist die erste reizend-schöne, reinlich-anmutende Malerin, die mir vor Augen kommt. — Und das spaziert so ohne Scheu im grünen Wald umher! — Offenbar erst vor wenigen Tagen in hiesiger Gegend angelangt. Ich erinnere mich nicht, sie gesehen zu haben. (Er steckt den Revolver in die Brusttasche; hervortretend zu Angelika:) Mein Fräulein, Sie sind nicht allein, wie Sie vielleicht wähnten. Ich halte es für eine Pflicht der Höflichkeit, Sie darauf aufmerksam zu machen. Aber lassen Sie sich nicht stören. Vielleicht gereicht es Ihnen zur Beruhigung, sich nicht ganz allein zu wissen in dieser Einsamkeit.

**Angelika.** Ich wüßte nicht, mein Herr, was ich fürchten sollte!

**Lord.** Wirklich nicht?

**Angelika.** Nein.

**Lord** (beiseite). Aha, eine Emanzipierte! — (Er zieht ein Zigarren-Etui hervor.) Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten? Echte Regalia del Duque! — Sie rümpfen die Nase? Entschuldigen Sie! Als ich kürzlich einer geistreichen jungen Dame Bonbons anbot, fragte sie mich lächelnd, ob ich glaubte, daß wir im Zeitalter Ludwigs XIV. leben, und ersuchte mich um eine Zigarre.

**Angelika.** Mein Herr, ich merke, daß ich doch unrecht hatte, hier nichts zu fürchten . . .

**Lord.** Mein Fräulein, woher sollte ich wissen, daß Sie es für einen Schimpf ansehen würden, wenn ich Sie für emanzipiert halte?

**Angelika.** Ich bin es nicht, mein Herr. Ich bin nur eine harmlose Idealistin.

**Lord.** Eine Idealistin? Ich verstehe. Sie lieben es, an einem

aus sich selbst gesponnenen Faden in die Luft zu klettern wie die Spinne. Sie schwärmen für Reformen in der Ehe, Bildungsanstalten für Kretins, Abschaffung der stehenden Heere und der sinnlichen Liebe usw.

**Angelika.** Ich schwärme, wofür die Frauen immer geschwärmt haben. Ich schwärme für das Ideale, das will sagen, ich liebe das Derbe nicht, ich hasse das Rohe, ich verabscheue das Gemeine. Ich bin Idealistin in der Kunst, Idealistin im Leben. Darum gehört mein Herz den Poeten — den Denkern — den edlen Duldern und Märtyrern — den Sehern der Menschheit mit der blassen, hohen gottgeküßten Stirn.

**Lord.** Sie schwärmen für Versmacher, für Gedankengrübler und Bücherwürmer? Warum nicht lieber für Militärs, junge Ärzte, Schauspieler, Haarkünstler u. dgl.? Was sagen Sie zu den faszinierenden Stimmen italienischer Tenore? Teilen Sie im Sommer nicht die Damenschwärmerei für alpine Naturschönheiten, Holzknechte und Bauernschenken? Leiden Sie denn gar nicht ein bißchen an Hysterie?

**Angelika.** Was wollen Sie mit diesen Fragen und wie kommen Sie auf die Hysterie?

**Lord.** Ach, diese Hysterie, mein Fräulein, die ist ja ein wahrer Proteus und drapiert sich oft sehr ideal. Haben Sie sie wirklich nie gesehen, wenn sie im Winter für Wagner schwärmt und zur Sommerszeit mit Spitzenmanschetten und Glacéhandschuhen ins Hochgebirge reist?

**Angelika.** Sie sind ein Pessimist, mein Herr, und, was schlimmer ist, ein Zyniker. Was sollen mir gegenüber Ihre Sarkasmen? Ich bin erregbar, begeisterungsfähig, aber nicht frivol, nicht egoistisch. Soll ich Ihnen sagen, was immer der glühendste Wunsch meines Herzens war? Durch das Opfer meines ganzen Wesens eine wahrhaft edle, duldende Menschenseele zu trösten, zu beglücken!

**Lord.** Ich weiß, das Weib hat ein weiches Herz und ein warmes Mitgefühl für alle Leiden, mit Ausnahme derjenigen, die es selber verursacht.

**Angelika.** O spötteln Sie nur! Mein ganzes inneres Leben ist ein solches Warten auf einen hochsinnigen edlen Dulder, dem ich mich widmen, mich opfern könnte!

**Lord** (beiseite). Die Juden warteten auf den Messias, und als er kam, so kreuzigten sie ihn.

**Angelika.** Ich würde ihn lieben und die gesamte übrige Männerwelt verachten!

**Lord.** Auch wenn er Säbelbeine hätte?

**Angelika.** Ich gestehe, daß ein Mangel an Idealität der äußeren Erscheinung beim Manne mir störend ist; aber ein Mann von großem, edlem Geiste kann nicht unedel, nicht lächerlich von Ansehn sein.

**Lord.** Aber er könnte am Ende auch gar Pessimist sein?

**Angelika.** Nur so lange er kein liebendes, opferfreudiges Herz gefunden. Es gibt einen Pessimismus der unbefriedigten Sehnsucht, und einen Pessimismus der Übersättigung, der Blasiertheit.

**Lord.** Und von der letzteren Art ist der meinige, nicht wahr? — Mein Fräulein, hatten Sie schon einen Anbeter, den Sie duldeten?

**Angelika.** Es gab einen Mann, dessen leidenschaftliche Huldigung ich eine Zeitlang annehmen zu dürfen glaubte. Aber gewohnt, ideale Anforderungen an die Menschen zu stellen, war ich genötigt, mich von ihm wieder abzuwenden.

**Lord.** Sie verstießen ihn? Wie ertrug er das?

**Angelika.** Er machte einen Versuch, sich zu töten.

**Lord.** Was Sie natürlich nicht viel kümmerte. Mitleid empfindet ihr Frauen bekanntlich nur mit solchen, die ihr noch liebt, — die es also im Grunde nicht nötig haben.

**Angelika.** Man kann nicht Sklavin des nächsten besten sein — man kann sich nicht opfern für jeden, man muß sich allen andern versagen, um des würdigsten würdig zu bleiben.

**Lord.** Ach ja! man muß manchem, den man mit milden Engelsaugen angelockt, hernach eine Haarnadel oder sonst ein kaltes Eisen ins Herz stoßen. Ich sehe es diesen feinen, weißen, weichen Händchen da schon an, sie haben das Eisen auch so ein wenig in der Wunde herumgedreht — nicht wahr? Das tun ja gerade solch zarte, weiße, lilienhafte Händchen, wie diese da, am liebsten!

**Angelika.** Nun ja, wir Frauen sind wilde, seelenlose Halbmenschen — sirenenartige Geschöpfe, die nach unten in einen Fischschwanz auslaufen.

**Lord.** O, diese Meernymphen altklassischen Stils sind noch nicht die schlimmsten! Weit bedenklicher finde ich die Weiber, deren reizende Weiblichkeit nicht nach unten, sondern umgekehrt nach oben tierisch verläuft — deren Kopfteil Fisch ist.

**Angelika.** Sie sprechen wunderlich gereizt von meinem Geschlechte. — Erlauben Sie, daß ich meiner Arbeit mich zuwende. (Will gehen.)

**Lord.** Nein, bleiben Sie! Ich will mich recht zart und maßvoll

ausdrücken. — Sehen Sie, da war ein Geschöpfchen, das hatte wasserhelle Augen und schwatzte wie eine Elster, und wenn es so vor mir hintänzelte und schwatzte, so überkam mich's doch wie ein Frühlingshauch und ich wußte mich nicht zu fassen. Hätte ich mich von einem niedlichen Gänschen fesseln lassen sollen? Ich reiste ab.

**Angelika**. O ihr Männer!

**Lord**. Um sich dem präpotenten Geschöpfe, Weib genannt, gegenüber zu behaupten, bleibt nichts übrig, als eben Mann zu sein.

**Angelika**. Ein guter Grund, die Blume wegzuwerfen, nachdem man eine Weile damit gespielt hat.

**Lord**. Die Blume? Ganz recht! Besagte Miß war eine Blume und gehörte in die dreizehnte Klasse des Linnéschen Systems.

**Angelika**. Ich verstehe mich nicht auf Botanik.

**Lord**. Nun sehen Sie: Sie tragen da vor der Brust eine Blume — erlauben Sie — werfen Sie einen Blick ins Innere dieses Blütenkelches. Das hier ist das Pistill oder der Fruchthalter, das der Staubfaden oder ... Pardon — einer Dame wie Sie gegenüber kann man nur in der Sprache Michelets von Blumen reden. Der nennt das Pistill unvergleichlich zart die Dame und den Staubfaden ihren Kavalier. Nehmen Sie nun an, so eine Dame habe nur einen Ritter, dann nennt man sie einmännig. Es gibt aber auch solche verzauberte Prinzessinnen in den Blumenkelchen, die zwei bis drei und mehr Kavaliere um sich haben, und wenn sie deren so viele haben, daß man dieselben gar nicht zählen kann — wenn sie „sehr entouriert“ sind — dann nennt man sie polyandrisch. Besagte Miß war eine solche polyandrische Dame.

**Angelika**. Die Sprache meines Lieblings Michelet klingt in Ihrem Munde sonderbar. Sie verbergen umsonst den Sohn der britischen Insel, den Landsmann Sternes und Smollets.

**Lord**. Sie irren. Ich bin kein Inselbrite. Ich bin in Indien geboren, als Sohn eines englischen Gouverneurs. Meine Jugend habe ich teils mit der Lektüre indischer Weisen, teils mit der Jagd auf wilde Tiere hingebracht.

**Angelika**. Wie? Sie kommen vom Ufer des Ganges? vom Lande der Lotosblumen, die sich in des heiligen Stromes Wellen spiegeln?

**Lord**. Und bin so wenig ideal, wollen Sie sagen, so wenig blumenhaft, so zynisch und realistisch? — Ich will es Ihnen gestehen: meine Reisen haben mich korrumpiert! — In Indien fand ich ein großes Wollen — Bilder titanischer Willensenergie um-

gaben mich — Bilder von Büßern und Heiligen, die jahrelang unbeweglich auf einem Pfahl standen, bis den Göttern selber vor ihnen bange wurde. Was fand ich dagegen in Europa? In Amerika? Ein kleinliches, sich abhastendes, geldmachendes, badereisendes, lächerlich zappelndes, wie von der Tarantel gestochenes Geschlecht. Vor drei Monaten nahm ich eine kalte Dusche unter den Wolkenbrüchen des Niagara: vor acht Tagen hatte ich den Mont Blanc unter den Füßen: es war, als wäre der tote Mond mit seinen Eisfeldern auf die Erde herabgestürzt und ich krabbelte darauf umher. Was frommte mir das alles? Ich mußte den schwindelhaften Yankee, den deutschen Bierphilister, den langweiligen Inselbriten, den leichtfertigen Franzosen mit in den Kauf nehmen. In dieser Gesellschaft verdarb ich. In England wurde ich vom Spleen angesteckt, in Deutschland büßte ich mein savoir vivre ein, in Amerika lernte ich die Renommisterei nebst der Unsitte, statt der Busennadel einen geladenen Revolver im Brustlatz zu tragen.

**Angelika.** Und Sie sehnen sich nicht zurück nach der romantischen, der schönen Welt, die Sie gebar?

**Lord.** Nachdem ich einmal verdorben bin, habe ich keine rechte Lust mehr, zurückzukehren zu den Lotosblumen des Ganges, zu seinen gewaltigen, aber schäbigen Büßern und zornigen Heiligen. Ich habe den Geschmack an dieser stillen Welt verloren und noch keinen an dieser lauten gewonnen. Zwei Hälften seh' ich — aber wo einen sie sich zum Ganzen? — Ich fühle mich nirgend heimisch als in der Fremde. Ich weiß nicht, wo ich hingehöre. Ich kreise wie ein aus der Bahn geratener Weltkörper.

**Angelika.** Bedauernswerter!

**Lord.** Wie so? Zum Glücke bin ich bemittelt genug, um das Garçonleben eines römischen Kardinals zu führen. Von der Spitze einer Pyramide geleerter Champagnerflaschen blicke ich, wie so mancher andere, hinunter auf das Elend des Daseins und auf das Getriebe der Menschenkinder. — Nun, dieser Rubinring an Ihrem Finger beweist mir, daß auch Sie auf beides de haut en bas zu blicken in der Lage sind.

**Angelika.** Es war nicht immer so. Als ich in die weite Welt geschickt wurde, ein kunstbegeistertes fünfzehnjähriges Mädchen, da glänzte kein anderer Juwel an mir, als die Mutterträne, die mich beim Scheiden benetzte. Aber die Muse meiner Kunst warf mir mehr als Blumen in den Schoß. Das spröde Welschland kam

mir warm entgegen, das stolze Albion erwies sich mir gastfreundlich und großmütig.

**Lord.** Sie sind Angelika! Kein Zweifel; Angelika Miller, von der man mir erzählte in London, von der ich selbst auch Bilder sah auf den Schlössern englischer Nabobs. Nicht wahr, Sie sind Angelika?

**Angelika.** Das ist mein Name, allerdings.

**Lord.** Angelika! Nie paßte ein Name schöner für so himmlische Augen! Nur auf der Unterlippe sitzt ein bißchen irdischer Übermut. Sie verzeihen doch, daß ich mir herausnahm, einer „Angelika" gegenüber ein wenig den Satanello zu spielen? Ich bin nun einmal so ein Stückchen Luzifer — aber ich „verneine" nur das Nichts, wahrhaftig, nur das Nichts, das sich gerne zu etwas aufblähen möchte. Ich habe Ihrer Berühmtheit, mein Fräulein, auch etwas gegenüberzustellen: den Ruf einer sehr großen Bosheit, der nun schon über drei Weltteile verbreitet ist.

**Angelika.** Ein Ruf, um den ich Sie nicht beneide, Mylord! Ich möchte nicht leben, wenn ich aufhören müßte, heiteren Sinnes und eine Menschenfreundin zu sein.

**Lord.** Wer sagt Ihnen denn, daß ich leben will? (Zieht den Revolver hervor.) Nur Sie, geehrtes Fräulein, haben es durch Ihr plötzliches Erscheinen an diesem Orte verschuldet, daß ich die Bürde meines Spleens und meiner Bosheit noch schleppe.

**Angelika** (sich schüttelnd). Bei solchen Reden überläuft mich's kalt. — Um des Himmels willen, wie kann man den bitteren Tod suchen und das schöne Leben verachten?

**Lord.** Warum nicht?

**Angelika.** Und warum verachten Sie es?

**Lord.** Aus alter Gewohnheit. Glauben Sie, daß ein Mensch, dem schon, als er kaum zwanzig Jahre zählte, die Tatze eines bengalischen Tigers ein memento mori in die Brust kratzte, sich so ängstlich ans Dasein klammert, wie ein wohlkonservierter Kanzleidirektor, der hinter Aktenfaszikeln alt geworden, mit der Brille auf der Nase und der Feder hinterm Ohr? — Es traf sich einmal in Kabul, daß mir auf der Jagd ein Löwe begegnete, der mich durch seine Größe und Schönheit in Erstaunen setzte. Trotz der Lebensgefahr, in der ich selber schwebte, konnte ich mich nicht entschließen, die tödliche Kugel ins Gehirn des prächtigen Tieres zu senden, da ich mein eigenes Leben kaum so viel wert schätzen konnte, als die königliche Majestät dieses, in seiner Art unvergleichlich schönen, voll-

endeten Geschöpfs. So stand ich eine Weile der ehrfurchtgebietenden Bestie unentschlossen gegenüber und die Bestie mir — Aug' in Aug' standen wir — vielleicht eine Minute lang — dann ging jeder von uns beiden seiner Wege.

**Angelika.** Das war vielleicht groß, männlich, heroisch. Aber Sie entschuldigen das zarter besaitete Weib, wenn es nicht denkt und fühlt wie ein Löwenjäger . . .

**Lord.** O, wenn ihm der Löwenjäger nicht mißfiele . . . Aber ich habe nun einmal das Unglück, Ihnen zu mißfallen, Mademoiselle! Aufrichtig gesagt, ich bedaure dies. Denn, daß ich es nur gerade heraussage, Sie sind das anmutigste Frauenwesen, das mir in Europa vor Augen gekommen. Es wäre naheliegend, aber banal von mir, bei Ihnen ein Bild für eine halbe Million zu bestellen. Das schönste Ihrer Bilder würde mir nicht mehr genügen. Sie sind die glücklichste aller Malerinnen; denn von ihnen läßt sich sagen, daß Sie, mögen Sie auch das Schönste schaffen, doch niemals — sich selbst übertreffen. Ich beneidete die Freunde in England um die Werke Ihres Pinsels; jetzt finde ich nur den beneidenswert, der Sie selbst erringt. — Schenken Sie mir Ihre Freundschaft, Angelika! — Wie schön wär es, wenn Sie dem armen Satanello gestatteten, am stahlblanken Schilde Ihres Idealismus sich seine Teufelshörner ein wenig abzulaufen! —

**Angelika** (langsam, im gehobenen Tone). Mylord! Ich empfinde und empfand von jeher den gebieterischen Drang in meiner Seele, mich einem großen, edlen, genialen männlichen Geiste zu unterwerfen, und ich würde Sie auf den Knien bitten, mich als Ihre Sklavin anzunehmen, wenn ich — hören Sie? — (mit Nachdruck) wenn ich Zynismus und Blasiertheit nicht für das Gegenteil von dem hielte, was den Mann adelt. Ich liebe die Schmeichelei nicht, Mylord, aber ebensowenig den Sarkasmus. Ich glaube, Ihre Freundschaft, Mylord, ebensowenig annehmen zu können, wie die Zigarre, die Sie bei Eröffnung unserer Konversation mir anzubieten die Güte hatten. — Leben Sie wohl, Mylord Luzifer! — (Sie geht ab.)

**Lord** (allein). Das war ein Korb — wenn ich nicht irre. **Merci, Mademoiselle!** — Besser ein Korb als Hörner — obgleich diese mich als Luzifer nicht übel kleiden würden. (Einige leidenschaftliche Schritte hin und her machend.) So sind sie. So sind sogar die Besseren. — O dieser Idealismus! O dieser Mädchenstolz und Mädchentrotz, den ich mir mit einer ausgestopften Dragonerleutnants-Jacke in die Flucht zu schlagen getraue! Und ich sollte zögern, mich totzu-

schießen? — Steh' ich nicht da, lächerlich, trübselig und unnütz in der Welt, wie ein Springbrunnen im Regen? — Ich wollte, ich hätte hundert Leben, um sie alle auf einmal hinzuwerfen! — (Eine Gestalt erscheint im Hintergrunde.) Verdammte Störung! (Verbirgt den Revolver.)

## Dritte Szene.

(Der Lord. Beppo, der Gauner [tritt aus dem Gebüsch, den Hahn seiner Pistole spannend].)

**Beppo.** Die Börse oder das Leben!

**Lord.** Mit Vergnügen das letztere. — Nur losgedrückt! — Nun? (Der Gauner senkt verblüfft die Pistole.) Etwa gar nicht geladen? Reißt ihm die Pistole aus der Hand und untersucht sie.) Armer Teufel! Ist dir die Munition ausgegangen? Gehen deine Geschäfte so flau, daß sie nicht einmal die Betriebskosten decken? — (Reicht ihm seinen eigenen Revolver.) Da nimm! Ich leihe dir meine eigene Waffe! Gutes altes Lütticher Fabrikat, und scharf geladen! — Nun? So nimm! Die Börse findest du hernach in meiner Tasche. Um mein Begräbnis brauchst du dir keine Sorge zu machen. — Losgedrückt, sag' ich! — Du zögerst? Hasenfuß! — Her mit meiner Faustbüchse! Du entläufst mir sonst damit in der Verwirrung! (Nimmt ihm die Waffe wieder ab.)

**Beppo.** Gott befohlen, werter Herr! Entschuldigen Sie die kleine Belästigung! (Will gehen.)

**Lord.** Halt! Stillgestanden! (Geht um ihn herum und betrachtet ihn mit der Lorgnette.) Höre, Bursche! Du siehst zwar zerschlissen aus wie eine alte Regimentsfahne, und schmutzig wie ein Roman aus der Leihbibliothek. Aber, God dam, du hast das Zeug in dir zu einem schwarzlockigen Dandy comme il faut. Italiener ohne Zweifel? — Wenn ein Schneider sich deiner annähme, so würde ein Kerl aus dir, so nett, daß man dich auf eine Torte stellen könnte.

**Beppo.** Bitte! — Wie Sie mich da sehen, Herr, bin ich ein gebildeter Mensch, der eine, seinen Fähigkeiten angemessene Beschäftigung sucht.

**Lord.** Da hast du recht. Zum Helden der Wälder bist du nicht geboren. Besser, du treibst ein ehrliches Handwerk, als daß du hier mit alten rostigen Pistolen herumhantierst und Spaziergänger mit stümperhaften Raubattentaten langweilst. — Wärest du

ein paar Minuten früher gekommen, so hättest du eine Malerin hier getroffen, die vielleicht ein Modell braucht.

**Beppo.** Herr, ich tauge zu Besserem, als zum Modellstehen. Ich oblag sieben Jahre lang den Studien auf der Universität zu Padua.

**Lord.** Sieben Jahre lang?

**Beppo.** Ja. Trenne sich, wer kann, von trauten Freunden und Jugendgenossen! Ich vermochte es lange nicht.

**Lord.** Und du lebtest da auf deines Vaters und deiner Mutter Kosten?

**Beppo.** Nicht so eigentlich. Dies verbot mein Stolz. Ich lebte von den Darlehen der Freunde und vom Gewinst im Skat und Pharao. Da aber mein außerordentliches Glück im Spiel mir in der besseren Gesellschaft Neider erweckte, so zog ich es zuletzt vor, den Schauplatz meiner Liebhaberei in die Vorstädte hinauszuverlegen . . .

**Lord.** In die Schenken, wo die Landleute einsprachen, nachdem sie ihr Vieh oder ihre Feldfrüchte zu Markte gebracht hatten. Mit anderen Worten, du wurdest ein Gauner?

**Beppo.** Nur gezwungen durch die Ungunst der sozialen Verhältnisse und die Hartherzigkeit meines Oheims, der mir das letzte Darlehen von 500 Frank, das ich mir von ihm erbat, rundweg abschlug.

**Lord.** Was hättest du angefangen mit den 500 Frank?

**Beppo.** Ich hätte mich auf kommerzielle Unternehmungen geworfen. Ich hätte zunächst eine Partie Brillen oder Spazierstöcke gekauft, oder hätte einen Handel mit kandierten Früchten eröffnet. Ich habe eine entschiedene Neigung für das kommerzielle Fach.

**Lord.** Verwünschter Oheim! Hätte er dir die verlangten 500 Frank geliehen, so wärest du jetzt Kommerzienrat.

**Beppo.** Meine Eltern hinterließen mir Feigenplantagen auf Sizilien.

**Lord.** Über die du natürlich noch verfügst?

**Beppo.** Das nicht. Aber ich habe noch das Erbteil eines Bruders zu erwarten, der verschollen ist, und dessen Erbe an mich fällt, wenn er binnen dreißig Jahren nicht weiter von sich hören läßt.

**Lord.** Das sind ja recht solide Aussichten für einen jungen Mann.

**Beppo.** Für Handelsspekulationen, ich darf es wohl sagen,

besäße ich ebensoviel Geschick als Vorliebe. Aber die Hartherzigkeit und Niedertracht der besitzenden Klassen ...

**Lord** (unterbrechend). Mensch, wenn du mit deinem Berufe zum kandierten Früchtehändler und Dandy es wagst, dich vor meinen Augen und Ohren auf den Sozialdemokraten und politischen Attentäter hinauszuspielen, so zerbreche ich dir mit dem dicken Ende meines Revolvers die Hirnschale und begrabe dich eigenhändig unter dieser moosigen Tanne! — Es ist höchste Zeit, dich in moralische Gesellschaft zu bringen. In der Laufbahn, die du heute hier einschlugst, hast du dich vor meinen Augen als ein Pfuscher erwiesen. Kehre zurück zu den sogenannten ehrlichen Leuten, laß dich in ihre Salons einführen, und du wirst bald sehen, daß du es nicht nötig hast, das harte Brot des Wegelagerers oder des Attentäters zu essen.

**Beppo.** Sagen Sie selbst, mein Herr, ist es nicht eine Schande für die sozialen Verhältnisse der Gegenwart, daß es einem Menschen wie mir nicht möglich ist, 500 Frank zum Beginn einer vorläufig bescheidenen Handelsunternehmung aufzutreiben?

**Lord.** Ja, siehst du, guter Freund, du bist nun einmal einer von denen, welchen man 500 Frank noch immer lieber schenkt als leiht. Ich leihe sie dir auch nicht. Aber ich würde dir die doppelte Summe schenken unter einer Bedingung.

**Beppo.** Die wäre?

**Lord.** Du mußt dich anheischig machen, vierzehn Tage lang zu meinem Vergnügen ein sogenannter Gentleman unter sogenannten Gentlemen, und ein sogenannter ehrlicher Mensch unter sogenannten ehrlichen Leuten zu sein.

**Beppo.** Ein Gentleman?

**Lord.** Ja. Du wirst elegante Kleider anziehen. Auf meine Kosten natürlich.

**Beppo.** Und dann?

**Lord.** Du wirst dich, unter meiner Aufsicht, in die gute Gesellschaft mischen.

**Beppo** (nach einer Pause — verschmitzt grinsend). Etwa — um ein Spielchen zu machen? — Und Sie sind auch von der Partie?

**Lord** (lächelnd). Vielleicht. Aber dein Geist, edler Jüngling, reißt dich zu sehr ins Weite. Nur Geduld. Höre mich an. Ich werde nicht mehr allein mit der Gesellschaft da unten in der reizenden Sommerfrische fertig. Ich brauche einen Helfer von deinem Schlage. Es gibt Dinge, die ich mit deinen Händen anfassen muß. Man wartet da unten sozusagen schon auf dich — wie auf ein Ferment

zur sozialen Kristallbildung, oder zur chemischen Bindung und Lösung der Elemente. — Sag' mir, verstehst du auch mit Frauen umzugehen?

**Beppo.** Ich habe Glück bei den Weibern, aber ich halte nicht viel darauf.

**Lord.** Desto besser.

**Beppo.** In Padua liebte mich eine reiche Fleischerswitwe und wollte mich durchaus heiraten.

**Lord.** Ah bah, was Fleischerswitwe! — Kleider machen Leute. Und an den nötigsten Winken will ich es nicht fehlen lassen. Ohne die Kunst, mit Frauen umzugehen, kannst du keinen Schritt in der feineren Gesellschaft machen. Ich hoffe, du wirst nicht sieben Jahre brauchen, wie zu Padua, um zu lernen, wie man Damen der höheren Stände behandelt, und zwar nicht bloß im Salon, sondern auch im Boudoir. Du mußt für den Notfall auch wissen, wie man z. B. der Frau Baronin Silberqueck regelrecht zu Füßen fällt, oder sich auf ein Knie vor ihr niederläßt, oder eventuell gar ihre Knie umklammert, oder wie man bei passender Gelegenheit das schön frisierte, salbenduftende Haupt vertraulich an ihren Busen lehnt.

**Beppo.** Werde ich da mit meinem salbenduftenden Haupte nicht das Kleid der Dame beschmutzen?

**Lord.** Nein. Vornehmere Damen tragen ihre Kleider vorsichtshalber schon so tief ausgeschnitten, daß ihnen das, was du befürchtest, nicht passieren kann. — In betreff des sogenannten Kurmachens merke vor allem dies: So eigentlich die Kur macht man nur mittelmäßigen, ältlichen, etwas bornierten Frauenzimmern.

**Beppo.** Wie soll ich mich denn aber den Schönen und Geistreichen gegenüber benehmen?

**Lord.** Die ignorierst du, oder gibst ihnen zu verstehen, daß du sie nicht nach deinem Geschmack findest. Ein hübscher Bursche wie du kann sogar bis zur eigentlichen Grobheit gehen. Damit fängst du Prinzessinnen wie Drosseln.

**Beppo.** Was für ein Ort ist das, in welchen ich Ihnen folgen soll?

**Lord.** Das ist ein Ort, in welchem man sich auf die anständigste Art von der Welt langweilen könnte, wenn die Gesellschaft nicht so wunderlich zusammengesetzt und so ärgerlich gemischt wäre. Da sind z. B. etliche Nihilisten, auch welche mit Schmeerbäuchen, und ein Russe, so blasiert und apathisch, daß er sich, glaub' ich, bei lebendigem Leibe Raupen durch Mund und Nase kriechen läßt, ohne

sich zu rühren. Ferner ein Literat, dessen Ansichten immer nach der letzten Nummer des literarischen Modejournals gekleidet sind. Da ist ferner eine Abbé in Gesellschaft einer alten Frömmlerin — ein Abbé, der den Kirchenvätern an Heiligkeit gleichkommt, sie aber an Eleganz der äußeren Erscheinung übertrifft. Ich bin überzeugt, die Stiefel des heiligen Augustinus haben nicht so gekracht wie die seinigen. Ferner sind da ein pensionierter Oberst und ein beleibter Kommerzienrat, die man immer zusammen sieht, wie ein paar Würstchen auf dem Teller — die beiden größten Tratschmäuler des Orts. Unter den Damen steht obenan die schon genannte Frau Baronin von Silberqueck, ein Frauenzimmer mit gelben Augensternen, die eine heiße Leber verraten. War bis jetzt viermal verheiratet; ihr Erster fand sie — ich weiß nicht wo. Schleppt bald einen französischen Artisten, bald einen deutschen Schöngeist auf ihren Reisen mit sich herum. Da gibt es auch sonst noch eine gute Anzahl jener Weiber, die in alle Bäder laufen, aber durchaus nicht reiner daraus zurückkommen, als sie hingegangen sind. Na, und die Männer — da treibt ihr Wesen außer den Genannten eine Bande von Glückspilzen und Prahlhänsen, ein Rattenkönig von Gründern, Spekulanten, Geldmachern, und was du willst — mit einem Wort, 's ist so eine Art Präsentierteller des Teufels und seiner Großmutter — Im übrigen sind's anständige, manierliche Leute, und du kannst Mores lernen von ihnen, junger Freund! — Allons, monsieur!

**Beppo.** Andiamo. (Sie schicken sich an zu gehen.)

**Lord** (stillstehend). Noch eins, Herr Marquis! — Wenn Sie während Ihres Engagements als „sogenannter Gentleman" da unten sich nicht ganz und gar auf den Diebstahl von Herzen, und allenfalls auf den Raub von Küssen beschränken, und noch andere Streiche machen, als solche, welche sich mit dem Ansehen eines sogenannten Gentlemans vertragen, dann — geben Sie acht! (Zeigt den Revolver.) Die mir selbst zugedacht gewesene Kugel in diesem Rohr reserviere ich für Sie, Herr Marquis! Ich werde Tritt für Tritt auf Ihren Fersen sein!

**Beppo.** Was denken Sie von mir? Sie halten mich für einen gemeinen Strolch? Ich sage Ihnen aber, ich stände anders vor Ihnen, wenn nicht die Erbärmlichkeit unserer sozialen Verhältnisse ...

**Lord.** Schon gut. Ich sage dir, du wirst dir unter meinen Augen, binnen vierzehn Tagen, so viel Verdienste um die Menschheit erwerben, daß man, statt des Galgens, ein Marmordenkmal für dich aufrichten wird. — Vorwärts, Junge! (Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Akt.

## Erste Szene.

(Öffentliche Promenade in der Gebirgs-Sommerfrische, gartenähnlich, von Landhäusern und Hotels umgeben. Oberst von Schnackenthal und Kommerzienrat Goldmann treten von verschiedenen Seiten auf.)

**Oberst.** Herr Kommerzienrat! Herr Kommerzienrat!

**Kommerzienrat.** Schönen guten Morgen, Herr Oberst! Was steht zu Diensten?

**Oberst.** Sagen Sie 'mal, Herr Kommerzienrat, aber im Ernste, kennen Sie etwas Dümmeres auf dieser Welt, als einen Ehemann, der seine junge hübsche Frau in ein fashionables Bad oder in eine Sommerfrische schickt?

**Kommerzienrat.** Ne, 's ist das Allerdümmste.

**Oberst.** Kann es einen ärgeren Schafskopf mit Hirschgeweihen geben, als einen solchen Ehemann?

**Kommerzienrat.** Ne. Aber sagen Sie, was soll er tun, so 'n armer Ehemann? Ist er nicht eifersüchtig, so sagen die Leute, 's ist ein Schafskopf; ist er eifersüchtig, sagen die Leute, 's ist ein Narr!

**Oberst.** Ha, ha, ha, sehr gut. — Aber sehen Sie dort, die hübsche Madame Zitzenthaler — das Weibchen des dicken, reichen Holzhändlers, wissen Sie, der jeden zweiten Sonntag hierher zu ihr auf Besuch kommt — sehen Sie, wie sie schon wieder herumschleicht um den Kursalon, wo sie sich von dem geckenhaften Baron van der Mücke die Kur machen läßt.

**Kommerzienrat.** Je nun, warum soll sie sich nicht machen lassen die Kur in einem Kursalon?

**Oberst.** Ha, ha, ha! (ihn auf den Bauch klopfend) sehr gut! Übrigens was diesen galanten Baron betrifft — da biegt er schon um die Ecke — unter uns gesagt, scheint Ihnen der noch der Mann zu sein, die Wechsel, welche Gott Amor auf ihn ausstellt, prompt zu begleichen?

**Kommerzienrat.** Fällt mir nicht ein. 's ist einer von den armen Simsons, die verloren haben ihr Haar an mehr als eine Dalila.

**Oberst.** Hat aber deshalb noch keine Säulen umgerissen im Zorn.

**Kommerzienrat.** I Gott bewahre! Das tun die modernen Simsons nicht; die gehen hin und kaufen sich eine Perücke.

**Oberst.** Ha, ha, ha, sehr wahr. — Die Weiber hier in der Sommerfrische — unter uns gesagt — sind lauter Dalilas.

**Kommerzienrat.** Die schöne, junge Malerin, he, die nehmen Sie doch aus?

**Oberst.** Ach ja, freilich, die gute, reine, spröde, tugendhafte Angelika! Läuft bloß dem reichen Engländer auf die Berge nach. Habe sie vorgestern von einem Fensterchen meines Hotels, das nach hinten hinausgeht, mit meinem Fernrohr beobachtet. Zwei Stunden lang stand sie droben auf der Waldhöhe mutterseelenallein bei dem Lord, und schwatzte und liebäugelte und gestikulierte. Mein Fernrohr, Freund, das ist ein wahrer Zauberstab; er bringt mir die entferntesten Dinge vor Augen.

**Kommerzienrat.** Wenn er sie nur nicht auch ein bißchen vergrößert! — — (In die Ferne blickend.) Was Teufel — mein Neffe Viktor! (Zum Oberst.) Mein Neffe, der neugebackene Doctor juris. — Was hat der Schlingel da wieder für ein Dämchen im Garne? (Viktor kommt in Gesellschaft der Familie Mayer nach vorn.)

## Zweite Szene.

(Die Vorigen. Fabrikant Mayer voraus, dann seine Frau, in lebhaftem Gespräche mit Viktor, hinter ihnen die halberwachsene Tochter, eine Zigarette rauchend, zuletzt ein paar kleinere Kinder, im Gehen sich balgend. Ein Träger mit Gepäck. Viktor etwas geckenhaft gekleidet, die Familie Mayer in Reisetracht.)

**Fabrikant Mayer** (zu den Seinigen sich umwendend). Na, Kinder, da sind wir angelangt vor dem „goldenen Hirsch“. (Auf das Schild deutend.) Seht ihr da das große goldene Geweih? Da hab' ich mich immer wie zu Hause gefühlt. — (Zu Viktor.) Wir bleiben doch beisammen, Herr Doktor?

**Viktor.** Mit Vergnügen.

**Mayer** (erfreut, ihn kordial an die Brust drückend). Na, scharmant!

**Viktor** (den Kommerzienrat bemerkend, lorgnettierend). Sapperment, mein Onkel! (Zu Herrn und Frau Mayer.) Entschuldigen Sie!

**Mayer** (mit einem Händedruck). Auf Wiedersehn! Wir bestellen einstweilen für Sie ein hübsches Zimmerchen — hart neben den unsern! (Ab mit Familie ins Hotel.)

**Kommerzienrat.** Diable! Wie kommst du gerade daher, Neffe? Du hast doch ursprünglich eine ganz andere Richtung eingeschlagen?

**Viktor.** Ach was Richtung! Hat der freie Falter in der freien Luft eine Richtung? Ich flattere, ich gaukle!

**Kommerzienrat** (zum Oberst). Mein Neffe Viktor Springinsland — angehender Sachwalter — (zu Viktor) Herr Oberst von Schnackenthal. — Sag' mal, Doktorchen, was hast du da angeknüpft für eine Bekanntschaft?

**Viktor.** Lustreisende Knopfmacherfamilie aus Zwiebelsburg! Nette, vermögliche Leute. Wissen nicht, wo hinaus mit dem Gelde?

**Kommerzienrat.** Gratuliere.

**Viktor.** Nur Philister, weißt du, haben noch den schlechten Geschmack, en famille zu reisen.

**Kommerzienrat.** Hast wahrscheinlich dem Backfisch ein wenig gemacht die Kur?

**Viktor.** Vorläufig nicht. Ist mir zu dumm, zu arrogant, zu burschikos. Säuft Bier wie ein Korpsstudent. Hielt mich lieber an die leidlich junge, leidlich hübsche Stiefmama. Recht amüsantes Frauchen das.

**Kommerzienrat.** Und mit diesen Leutchen reisest du ...

**Viktor.** Faut de mieux. Seit acht Tagen; im Gebirg. Ist meine Gewohnheit so. Liebe Coupé-Bekanntschaften, sind sans consequence. Heute da und morgen dort.

**Kommerzienrat.** Schlingel, wär's nicht besser, dir zu gründen einen Herd, und zu suchen so ein eigenes Weibchen?

**Viktor.** Eigenes Weibchen? Gibt's nicht mehr.

**Kommerzienrat.** Hoho?

**Viktor.** „Eigentum ist Diebstahl". Nichts davon.

**Kommerzienrat.** Tändelst lieber mit fremden?

**Viktor.** Mon droit de jeune homme! Wie der Franzose sagt.

**Kommerzienrat.** Hör' Junge, mich dünkt, du hast ein doppeltes Jus gelernt!

**Viktor.** Ganz recht. Ich bin „beider Rechte Doktor". Als Sachwalter vertrete ich z. B. das Wechselrecht — als „junger Mann" ignoriere ich's.

**Kommerzienrat.** Weiß ich, Teufelsjunge! Weiß ich! — Nimm ein Weib, Viktor!

**Viktor.** Was? Seh' ich schon so verkommen und elend aus, daß ich heiraten soll?

**Kommerzienrat.** Gründe dir einen häuslichen Herd, Viktor!

**Viktor.** Dazu ist Zeit, wenn mir kein Mensch mehr borgen will. — Gibt's viele hübsche Damen hier? He? Geht's lustig zu am hiesigen Orte?

**Kommerzienrat.** Sodom und Gomorra! — Und du hast gerade noch gefehlt!

**Viktor.** Freut mich. — Wer ist denn die pikante Dame dort, die so blasiert-neugierig herüberblickt?

**Kommerzienrat.** Madame Silberqueck, unsere fashionabelste beauté!

**Viktor.** So? — Ich entsage dir, anmutige Knopfmacherin! Ade, Hirsch mit dem goldenen Geweih'! Ich pirsche nach edlerem Wilde! — Auf Wiedersehen, Onkel! Ich kleide mich nur erst ein wenig um. (Ab.)

**Kommerzienrat.** Teufelsjunge!

**Oberst.** Haben Sie acht auf ihn! Könnte hier in schlimmere Hände fallen, als die der hübschen Knopfmachererin. Sind Gauner hier — Glücksritter — Spieler. Und die Weiber, na, die taugen erst recht nichts.

**Kommerzienrat.** Still, da kommt die alte fromme Frau Gräfin des Weges.

**Oberst.** Wahrhaftig, da kommt sie, unsere fromme Frau Gräfin, mit ihrem Herrn Abbé! Nie ohne den Herrn Abbé! Der verhilft ihr zu den himmlischen Gütern, und nimmt dafür so ein bißchen von ihren zeitlichen als Provision. — Ihr Diener, Frau Gräfin! Recht guten Morgen, Herr Abbé!

## Dritte Szene.

(Die Vorigen. Die Gräfin. Der Abbé.)

**Abbé.** Guten Morgen, ihr Herren! Was gibt es Neues in diesem irdischen Jammertale?

**Oberst.** Neues? Nichts! Gar nichts — als daß die Nihilisten und Pessimisten hier am Orte, unter dem Protektorate der Madame Silberqueck, in deren Salon der Russe sie einschleppt, einen „Klub der Blasierten" zu gründen vorhaben. Ein Doktor aus Berlin, ein Literat, der auf Schopenhauer schwört, ist angekommen. Den sollten Sie hören! Der peroriert drauf los, stundenlang, daß ihm der Mund schäumt!

**Abbé.** Ach, dieser Pessimismus, was ist er denn anders, als was der gläubige Christ das böse Gewissen nennt — so eine Art Katzenjammer der Seele, ein Gefühl, daß man eine elende, gottes-erbärmliche, sündige Kreatur ist!

**Kommerzienrat.** Und vor allen dieser Russe! Seine Devise

lautet: „Alles Kot! Alles Kot!" — Wenn man konversiert mit ihm und ihn hört sprechen über Gott und die Welt, so muß man sich verhalten die Nase! — Er glaubt an nichts, außer etwa an ein bißchen Spiritism. Im übrigen — feine Manieren — Kavalier — à la bonne heure —

**Oberst.** Ein Pedant der Noblesse und Reinlichkeit! Er beschneidet sich die Nägel nicht anders als über dem Spucknapf. Seine Wäsche ist so spiegelblank, daß Madame Silberqueck ihre Toilette davor machen und ihre ersten Runzeln darin begucken kann.

**Kommerzienrat.** Die Liaison zwischen der Baronin und dem Lord, die ist auch schon „nihilistisch" angekränkelt, wie mir scheint. Die Silberqueck macht ja ganz offen Jagd auf den verrückten Lord!

**Oberst.** Auf des Lords Million von Sterlingspfunden — was Pfunden? Sterlingszentnern! — Heut abend, wissen Sie, gedenkt er wieder ein brillantes Feuerwerk zum besten zu geben, unser biederer Lord, unser großmütiger Lord!

**Gräfin.** Dieser Engländer ist mir unheimlich mit seinen tollen Streichen und mit seiner Passion für das Abbrennen von Feuerwerken. Wenn er so dasteht in der nächtlichen Dunkelheit hinter seinen sprühenden Feuergarben, und sein todblasses Antlitz grell sich färbt, wie von Höllenglut, im Widerschein des Funkengestöbers, das er aufwirbelt, so muß ich, Gott verzeih' mir's, immer an die Hölle und an Luzifer denken.

**Abbé.** Nicht ganz mit Unrecht, Gräfin! Die tollen Feuerkünste charakterisieren so recht diesen infernalischen Geist, der immer trieft von Blasphemien und von Persiflagen gegen alle Welt. Schon sein grimassierendes Gesicht erinnert häufig genug an Mephisto.

**Oberst.** Mit Beelzebub — unter uns gesagt — steht er jedenfalls im Bunde, wenn er's nicht selber ist. (Zur Gräfin, welche mit ängstlicher Miene zuhört.) In seinem Hotel gehen allerlei Gerüchte um von einer geheimnisvollen lebendigen schwarzen Katze, die er sich, wie man sagt, auf seinem Schreibtische hält, und die er in seiner bizarren Laune als Federwischer benützt.

**Kommerzienrat.** Was Diabolisches hat er jedenfalls an sich, der Lord, das stand bei mir fest, seit dem Tage, wo er hier eingetroffen ist.

**Oberst.** Kannten Sie den Grafen d'Outremont? Den belgischen Grafen d'Outremont? Der jagte sich eine Kugel durch den Kopf, nachdem er, einer der renommiertesten Glücksspieler Europas, sein Vermögen dahier in einer einzigen Nacht gegen den Lord verloren.

Den alten Mehlhorn, wissen Sie, den steinreichen, zur Ruhe gesetzten Wollhändler, den ruinierte dieser Insulaner, indem er ihm aus Bosheit alles, was gut und teuer, vor der Nase wegkaufte, zu unerhörten Preisen. Der gute Mehlhorn, der den Ehrgeiz hatte, der erste Geldmann am Orte zu sein, legte sich hin und starb am Gallenfieber.

**Kommerzienrat.** Kennen Sie Klein? Den bekannten Klein, der mit dem Prädikate „Ritter von Gerngroß“ ist erhoben worden in den Adelstand? Der und noch 'ne ganze Reihe unserer gewiegtesten „Gründer“ gehn jetzt herum als Schnorrer — warum? Weil der reiche Lord ihnen hat aufgeschwatzt die schwindelhaftesten, abenteuerlichsten Projekte, und sie hernach hat lassen im Stich.

**Abbé.** Es scheint, daß er einen Ehrenpunkt darein setzt, es immer noch ärger als der ärgste zu treiben. Er übertrumpft den Betrüger, überlügt den Lügner . . .

**Oberst** (entrüstet.) Mir hat er einmal einen so kolossalen, niederträchtigen, bizarren Tratsch aufbinden wollen, daß ich alter Kerl mich beinahe mit ihm duelliert hätte!

**Gräfin.** Man hat mir erzählt, daß er in England eine Art von Vexier-Villa besitzt, die mit ausgesuchter Bosheit eingerichtet ist, und in welcher es von allem möglichen bösen Spuk und Schabernack nur so wimmelt. Standespersonen sollen dort, als Gäste des Lords, ohne jede genügende Veranlassung, mit elektro-magnetischen Ohrfeigen traktiert worden sein. Im Garten soll er ekles Tiergeschmeiß eigens züchten: hinter jeder Blume soll eine Kröte kauern, hinter jedem Strauch eine Natter sich ringeln, und wo man sich im Hause den reizendsten Genuß verspricht, da springt, so erzählt man, unversehens ein häßliches Teufelchen hervor.

**Kommerzienrat.** Je nun, seine Mittel erlauben ihm das. Er kann sich leicht machen ein Pläsier und setzen in Szene das tollste Zeug.

**Abbé.** Seit ein paar Tagen sieht man ihn in Gesellschaft eines Italieners herumgehen, eines jungen Mannes comme il faut.

**Oberst.** Jawohl. Er führt ihn in die hiesige Gesellschaft ein. Auch ein Narrenstreich von ihm! Der hübsche Schwarzkopf sticht ihn ja aus bei den Weibern!

**Kommerzienrat.** Das gönn' ich ihm!

**Oberst.** Tut mir altem Kerl noch immer leid, daß ich mich mit ihm nicht duelliert habe! (Der Lord hat sich inzwischen mit dem Italiener im Rücken des Obersten genähert und die letzten Worte desselben vernommen.)

## Vierte Szene.

(Die Vorigen. Der Lord. Beppo.)

**Lord** (hervortretend, zum Obersten). Und warum taten Sie es nicht? Fehlte Ihnen die Hand, oder das Herz dazu?

**Oberst.** Mylord, Sie beleidigen mich!

**Lord.** Und was weiter?

**Oberst** (entrüstet). Herr, ich trage des Königs Rock!

**Lord.** Und ich meinen eigenen!

**Oberst** (nimmt eine Karte aus dem Portefeuille). Hier meine Karte, Mylord!

**Kommerzienrat.** Schnackenthal, ich sekundiere!

**Lord.** Sehr gut. Aber für die laufende Woche deprezier' ich. Ist schon ein Dutzend vorgemerkt. Sie sind der Dreizehnte, Oberst! Eine Unglückszahl — bedaure! — Einstweilen gestatten Sie mir, Ihnen und Ihrem Herrn Sekundanten ein Billett zu den reservierten Ehrenplätzen bei meinem heutigen Feuerwerk anzubieten! (Übergibt ihm Karten.) Es wird mir ein Vergnügen sein, ein paar so würdige Gentlemen bei meinem Feste zu sehen. (Oberst und Kommerzienrat nehmen verblüfft die Karten in Empfang und entfernen sich mit ihrer Gesellschaft.)

## Fünfte Szene.

(Der Lord. Beppo.)

**Lord** (auf einer Ruhebank mit seinem Begleiter Platz nehmend). Nun, wie gefallen Sie sich hier, mein lieber Marchese?

**Beppo.** Recht gut.

**Lord.** Ans Werk, Junge! Ans Werk! Wozu hab' ich dich hergeführt? Mache dich nützlich!

**Beppo.** Was soll ich? Es fehlt mir auch noch an Platz- und Personenkenntnis. Wer ist der windige, halbwüchsige Elegant dort?

**Lord.** Ach, das ist einer von den ausgekernten, meckernden Edelmannsjungen, die hier herumlaufen.

**Beppo.** Und der Alte neben ihm? Ist das sein Hofmeister?

**Lord.** Nein, das ist Herr Itzig Rosenduft, ein Geldmäkler, in dessen Netzen der Junge zappelt. Tu' mir den Gefallen und entlehne dir ebenfals ein paar tausend Frank von Itzig Rosenduft!

**Beppo.** Mit Vergnügen. — Der Lange, Hagere dort mit dem würdevollen Aussehen — wer ist der?

**Lord.** Das ist der Hecht im Karpfenteich des hiesigen Glücksrittertums. Ein Spieler à merveille. Stich ihn aus, Junge! Ruiniere mir den Kerl — Du bist doch auch ein alter Praktikus. Mir traut er nicht. Ich leihe dir ein Dutzend Louisd'or für den Anfang. Spiele so falsch du kannst — er tut's auch. — Dort, siehst du, geht der Diplomat Graf Itzenschlitz ...

**Beppo.** Was? Der geckenhafte Kautz?

**Lord.** Mit einer hübschen Schauspielerin, der er den Hof macht, weil er durch ihre Vermittlung einen Gesandtschaftsposten zu erschnappen hofft. Ist schon ein paarmal gestürzt worden — gehört aber zu den Leuten, die immer aufwärts fallen. Mach' dich an ihn, Bursche, biete dich ihm als Privatsekretär an, oder als was du willst. — Ferner den alten Schmeerbauch dort — sieh dir den einmal an!

**Beppo.** Den an der Seite des Fräuleins Finette, der galanten Pariserin?

**Lord.** Die du schon kennst? — Hut ab! Das ist ein Mann, der zwei Dinge in seinem Leben niemals gesehen: den Rücken Fortunas, und — das Angesicht der Tugend. Hat sich eine Million beiseite gelegt.

**Beppo.** Und genießt jetzt das Leben — mit Grazie?

**Lord.** Nein, mit den Manieren des Affen, der „vom Apfel frißt".

**Beppo.** Wer ist das große Frauenzimmer dort? Oder ist's ein Mann?

**Lord.** Der Anzug läßt es unentschieden. Eine Emanzipierte — Fräulein Jucunde Käspappel — ein Blaustrumpf —

**Beppo.** Und das hübsche Fräulein an ihrer Seite, mit welchem sie so zärtlich tut?

**Lord.** Ihre unzertrennliche Freundin. — Kokettiere mit beiden — hörst du? Mache sie eifersüchtig! Trenne sie!

**Beppo.** Warum denn eben die?

**Lord.** Schweig', und sprenge mir — binnen drei Tagen — diesen Mode-Seelenbund, oder ich lasse dich aufknüpfen!

## Sechste Szene.

(Die Vorigen. Angelika tritt seitwärts auf.)

**Angelika** (in einiger Entfernung den Lord und Beppo erblickend). Ein Adoniskopf! —

**Lord** (nähert sich ihr mit Beppo). Mein Fräulein, hier stelle ich Ihnen einen Idealisten von reinstem Wasser vor! — Marchese Cacciaborsa aus Palermo!

**Angelika.** Es freut mich, Mylord, wenn Sie einen Freund gefunden, der Sie vielleicht ein wenig mit der heiteren Lebensanschauung seiner sonnigen Heimat ansteckt.

**Lord.** O, wir tanzen von Vergnügen zu Vergnügen! — Signor Marchese, seien Sie mein Fürsprecher bei Fräulein Angelika, daß sie die Einladung zu meiner heutigen pyrotechnischen Soirée annimmt! Sie kennen meine Leidenschaft für pyrotechnische Spiele, Fräulein!

**Angelika.** Ich weiß, das verzehrende Feuer ist Ihr Lieblingselement. Das meine nicht.

**Lord.** Ich spiele nur äußerlich damit, wie Sie wissen; Sie selber schalten mich ja blasiert. Ganz anders freilich dieser junge Herr da aus dem Süden. Parbleu! Der ist von so feurigem Temperament, daß die Schnaken, die ihn stechen, sich den Mund an seinem Blute verbrennen.

(Alle drei entfernen sich während dieser Worte des Lords nach dem Hintergrunde.)

## Siebente Szene.

(Baronin Silberqueck mit Galgacovic und Doktor Feuerbart sind inzwischen nach vorn gekommen.)

**Galgacovic** (durchweg in schläfrigem, apathischem Tone sprechend). Ja, sehen Sie, bester Doktor, der Pessimismus, den Sie predigen, und der bei euch Deutschen eine gelehrte Sache ist, der liegt uns Slawen im Blute. Er ist uns angeboren, vom Bauer auf dem Felde bis zum Aristokraten hinauf.

**Dr. Feuerbart** (perorierend). Ganz recht. Aber unser deutsches Verdienst, und speziell das des Weisen von Frankfurt, bleibt es doch, das pessimistische Prinzip, das im Volksgemüte, oder bei Männern, wie Leopardi und Byron, in der Sphäre poetischer Instinkte beschlossen blieb, sozusagen latent, noch nicht erhoben, mein' ich, zur Potenz des Geistes und zur wissenschaftlichen Objektivität des Systems . . .

**Baronin Silberqueck** (unterbrechend). Bevor Sie sich kopfüber in die Abgründe der Spekulation stürzen, meine Herren, erlauben Sie mir wohl, Platz zu nehmen an dieser reizenden Stelle, und folgen vielleicht selbst meinem Beispiel. (Alle drei setzen sich).

**Galgacovic.** Das slawische Kind auf dem Arm seiner slawischen Mutter weiß, warum es weint. — Ihr Deutsche redet von Illusionen. Unsereiner kennt das gar nicht. Ich war mit zwanzig Jahren so blasiert und apathisch wie heute.

**Dr. Feuerbart.** Wirklich?

**Galgacovic.** Habe alles versucht — fand aber alles schal von Anbeginn.

**Baronin Silberqueck** (sich stark fächernd, mit scharfer Betonung). Alles?

**Galgacovic** (immer wie oben). Nihil ist das große Wort. Die Welt ist nichts — und wenn etwas, Kot ... Sumpf ... Morast ...

**Baronin.** „Nachbarin, Euer Fläschchen!"

**Galgacovic.** Kot ... Wir tauchen daraus empor ...

**Baronin** (auf seine Manschetten weisend). Mit so feiner Wäsche, Baron?

**Galgacovic.** Wir waten darin ...

**Baronin.** Meine arme Schleppe!

**Galgacovic.** Wir ersticken darin.

**Baronin.** Zu Hilfe!

**Dr. Feuerbart.** Haben Sie sich nie dem Staatsdienste gewidmet, Herr Baron? Waren Sie nicht Militär?

**Galgacovic.** Bah, lungerte so ein paar Jährchen im Kaukasus herum.

**Dr. Feuerbart.** Besitzen Sie keinen Ehrgeiz?

**Galgacovic.** Die Bestimmung des Menschen ist, zu gähnen. Ich habe den Ehrgeiz, mich cavalièrement diesem Berufe zu widmen.

**Dr. Feuerbart.** Erlauben Sie. Wenn wir die Bücher des Altmeisters von Frankfurt aufschlagen, so stoßen wir denn doch auf so eine Art von ethischem Prinzip, so eine Art ...

**Galgacovic** (unterbrechend, aber immer mit demselben Phlegma). Ideale Schrullen deutscher Gelehrter. Ich kenne kein ethisches Prinzip, keine Pflichten ...

**Baronin.** Keine Pflichten? Auch die der Galanterie nicht?

**Galgacovic.** Ich bin Edelmann, Madame; das muß Ihnen genügen.

**Baronin.** Es genügt. — (Zu Dr. Feuerbart.) Sie leben in Berlin, Herr Doktor?

**Dr. Feuerbart.** Als Privatgelehrter und Schriftsteller. Für die „Mitteldeutsche Revue" schrieb ich eine Reihe von Artikeln: „Was

in der Luft liegt, oder Philosophie des Zeitgemäßen". Kürzlich unterhandelte man von maßgebender Seite insgeheim mit mir bezüglich der Abfassung eines Buches, welches die Beziehungen Schopenhauers und Darwins zu den sozialistischen Doktrinen der Gegenwart ins Licht setzen sollte. Aber man verstand es nicht recht, mich zu gewinnen, und ich zog es vor, im Auftrage der Kernbeißerschen Verlagshandlung in Leipzig ein Buch zu schreiben über den „Unwert des Lebens", gegen ein Honorarversprechen von 3000 Mark. Leider stärb der Besteller, als ich den Schlußpunkt unter die letzte Seite meiner Abhandlung setzte. Nun suche ich einen Verleger, der den „Unwert des Lebens" nimmt und 3000 Mark dafür bezahlt. (Er zieht das Manuskript aus der Tasche.) Würden Sie mir erlauben, edle Frau, die erste Seite des Werkes mit Ihrem Namen zu schmücken — Ihnen das Buch zu dedizieren?

**Baronin.** Ach, wie soll ich diese Ehre verdienen?

**Dr. Feuerbart.** Nichts leichter als dies, gnädige Gönnerin! — Und wenn Sie es wünschen, Baronin, so schreibe ich Ihre Memoiren! Wie ich höre, haben Sie, was man so nennt, ein „bewegtes Leben" hinter sich? Haben sich schon viermal am Traualtar das süße Joch um den Nacken legen lassen?

**Baronin** (lächelnd). Was wollen Sie? Es gibt manches Mal kein besseres Mittel, einen Mann los zu werden, als ihn zu heiraten.

**Dr. Feuerbart.** Ich verstehe Sie, Baronin! Und wenn ich Ihre Memoiren schreibe, so wird auch die Welt Sie verstehen und sagen: Sie war, sie ist eine große ... große ... (Angelika kommt in diesem Augenblicke mit dem Lord und mit Beppo wieder nach vorn.)

**Baronin** (unterbrechend). Siehe da, der Lord! — Ich habe ein Wort mit ihm zu sprechen.

**Galgacovic.** Ich nicht. Adieu, Madame. Kommen Sie, Doktor! (Beide ab.)

## Achte Szene.

Baronin Silberqueck. Hierauf der Lord.

**Baronin** (mustert mit der Lorgnette Beppo). Bildhübsch! — Aber dieser Art bin ich nachgerade überdrüssig. Kein haut goût. — Vorderhand gilt es, den spröden, widerhaarigen Briten zahm zu machen. — Auf ein Wort, Mylord!

**Lord.** Was steht zu Diensten? (Er bleibt zurück, während Angelika und Beppo den Rundgang durch die Promenade fortsetzen.) Sie wünschen

vermutlich zu wissen, wer jener bezaubernde Italiener ist? Marchese Cacciaborsa nennt er sich. Lassen Sie sich den jungen Mann empfohlen sein.

**Baronin.** Danke. Wenn ich einen hübschen Reitknecht brauche, werde ich mich Ihres Winkes erinnern. — Ich veranstalte nächstens in meinen Salons eine Reihe von lebenden Bildern. Hätten Sie nicht Lust, dabei mitzuwirken, vielleicht gar mit meiner Wenigkeit eine Gruppe bilden zu helfen?

**Lord.** Par exemple?

**Baronin** (kokett-schelmisch). Am liebsten wäre mir selbstverständlich Simson und Dalila — oder Herakles und Omphale — oder Dionysos und die Bacchantin —

**Lord.** Warum nicht lieber Circe und Odysseus — in dem Moment, wo dieser vom Leder zieht vor Madame, die ihn gerne ein wenig verwandeln möchte?

**Baronin.** Ich will Sie aber gar nicht verwandeln, Mylord. Sie haben gerade so meinen Beifall. (Nach einer kleinen Pause.) Gestehen Sie nur, Sie langweilen sich hier am Orte, Mylord?

**Lord.** Entsetzlich! Ich könnte jeder dieser träg hinschleichenden Stunden einen Tritt in die Kehrseite geben.

**Baronin.** Kommen Sie doch ein wenig an meine Seite! Erzählen Sie mir von Indien — von den indischen Brahminen —

**Lord.** Von den Brahminen? Ach, Madame, das sind uninteressante, bärtige alte Kerle, welche zum Teil als Büßer in den Wäldern leben und Ungeziefer am Leibe haben.

**Baronin.** Immer derselbe! — Gibt es nicht auch Büßerinnen dort?

**Lord.** Sie meinen, ob es auch dort betagte fromme Frauenspersonen gibt neben jungen Koketten und solchen, welche sich auf dem Übergange befinden von diesen zu jenen?

**Baronin** (ernst). Mylord, Ihr zynischer Ton verletzt mich. Ich weiß nicht, ob das Weib fähig ist, sich zu erschwingen zur Welt- und Lebensverachtung des Mannes — aber es ist fähig der Selbstverdammung, wenn ich dies harte Wort brauchen darf; und jedes Weib, auch wenn es im Strudel der Zerstreuungen lebt, hat Augenblicke, wo es ...

**Lord** (einfallend). Sich nach Veränderung sehnt, und wo es schwer zu befriedigen ist. Eine reife Frau ist überhaupt immer schwerer zu befriedigen, ihr Inneres immer schwerer auszufüllen, je mehr die Elastizität ihres Gemütes, die Weite ihrer Seele, die

Kapazität, sozusagen ihres Wollens und ihrer ideellen Persönlichkeit zunimmt . . . Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich mache.

**Baronin** (sehr ernst). Was Sie da sagen — es ist wahr im tiefsten und geistigsten Sinne. — Mylord, blicken Sie mir einmal ernst ins Auge und sagen Sie mir: spiegelt sich wirklich nur Verwerfliches und für Sie Widerwärtiges darin?

**Lord** (ihr ins Auge sehend). Was ich in diesem Moment darin erblicke, ist mir allerdings — hm — nicht interessant, und — daß ich es nur gerade heraussage — antipathisch!

**Baronin** (betroffen und verletzt). Wie?!

**Lord.** Mein Miniaturporträt! —

**Baronin** (heiter lachend). Wie Sie mich erschreckt haben! — Ach ja! Von Ihrem Bilde ist mein Auge ausgefüllt — und wenn Sie noch ein wenig tiefer blickten, so würden Sie sehen, daß es hinunterreicht, dies Bild, bis in die Tiefe des Herzens. (Sie blickt ihn zärtlich an, dann plötzlich aufspringend, mit einem Blick auf Angelika und Beppo, welche sich nähern.) Man kommt schon wieder, Sie mir zu rauben. Es ist unmöglich, mit Ihnen eine halbe Stunde lang ungestört zu plaudern. Mylord, erfüllen Sie mir eine Bitte!

**Lord.** Die wäre?

**Baronin.** Verweilen Sie hier noch einen Augenblick! — Bitte! — (Sie geht eilig ab in das unmittelbar nahe gelegene, von ihr bewohnte Haus, aus welchem sie gekommen.)

**Lord** (allein). Das holde Kind von dreiundvierzig Lenzen! — Diese Blicke! — Und dieses Lächeln! — Und dann wieder im schärfsten Kontrast dazu die Versuche, die Miene eines jungen Rehes anzunehmen! — Das mädchenhafte Kritzeln mit den Fußspitzen im Sande! — Der von einem höheren Drang bewegte Busen! — Die Spitzbübin hält mich für einen heimlichen Idealisten . . .

## Neunte Szene.

Der Vorige. Angelika mit Beppo herzutretend.

**Angelika.** Mylord, Ihr Freund erweist mir die Ehre, sich von mir porträtieren zu lassen.

**Lord.** Ah, scharmant! Wann beginnen Sie?

**Angelika.** Sogleich. Der Herr Marquis folgt mir in mein Gartenhaus, wo er auch einen Blick auf meine neuesten Skizzen werfen will.

**Lord.** Wär's erlaubt, dem Glücklichen sich anzuschließen?

**Angelika** (kühl). Wie's beliebt.

**Lord.** Sie sind sehr gütig. — Zwei Minuten fesselt mich indessen an diese Stelle noch ein gegebenes Wort.

**Angelika.** Wir gehen voraus. (Ab mit Beppo.)

**Lord** (den beiden nachblickend). Der Bursche reussiert allenthalben. — Das Ferment wirkt — Die Masse gerät in Gärung. Blasen steigen auf. — — Wenn sie sich ernstlich in ihn verliebte? (Ironisch.) Ach, das ist ja ganz unmöglich bei einer Idealistin! — (Macht einige erregte Schritte.) Sie ladet ihn schon in ihr Haus? — Diable! ... Ich will dem Pärchen nicht von der Seite weichen, um dem welschen Galgenvogel sofort den Hals umzudrehen, wenn der Spaß zu weit gehen sollte.

(Ein Diener tritt aus dem Hause der Baronin, übergibt dem Lord ein Billett und entfernt sich wieder.)

**Lord** (öffnet das Kuvert, in welchem sich auch ein Schlüssel befindet; liest): „Ich bin weltmüde. Ich lechze nach Seelentrost, nach einer heimlichen Unterredung, nach einer Stunde ungestörter Herzensergießung. Dieser Schlüssel öffnet eine kleine, unscheinbare Tür, welche von der Eingangshalle meines Hauses unmittelbar in meine Gemächer führt. Um die zehnte Abendstunde harre ich des Berufenen." — Nach Seelentrost verlangt sie? — — Aber wo ist er nur gleich, der „Berufene?" (Er blickt um sich, mit ironischem Eifer nach allen Seiten spähend. Dabei fällt ihm wieder Angelika mit Beppo in die Augen.) Verwünschter welscher Zierbengel! — — Doch — daß ich nicht vergesse — Madame Silberqueck verlangt nach Seelentrost. — Heißa, da kommt ja einer ganz wie gerufen! (Der Abbé kommt des Weges.) Wenn der kein rechter Seelentröster ist, so gibt es keinen. Der weiß so salbungsvoll zu sprechen, als ob ihm der heilige Geist als gebratene Taube in den Mund geflogen wäre. — Herr Abbé!

## Zehnte Szene.

Der Vorige. Der Abbé.

**Abbé.** Was beliebt, Mylord?

**Lord.** Herr Abbé, Sie vereinigen mit dem frommen Diener der Kirche den salonfähigen Weltmann.

**Abbé** (macht eine bescheiden ablehnende Gebärde).

**Lord.** Darf man Sie betrauen mit einer delikaten Mission? Es wäre gewiß Ihre erste nicht!

**Abbé** (mit Salbung). Was meines Amtes ist, dessen werde ich mich nicht weigern

**Lord.** Eine weltmüde Dame — sie will vorderhand nicht genannt sein — verlangt nach Seelentrost, nach einer heimlichen Unterredung, nach einer Stunde ungestörter Herzensergießung. Dieser Schlüssel hier öffnet eine kleine unscheinbare Tür, welche von der Eingangshalle jenes Hauses unmittelbar ins Gemach der Dame führt. Um die zehnte Abendstunde harrt sie des Berufenen. — Sind Sie gewillt, Herr Abbé, dem Rufe zu folgen?

**Abbé.** Der Fall ist etwas sonderbar. Aber den Priester darf so wenig etwas befremden, wie den Arzt. Ich wiederhole: was meines Amtes ist, dessen mich zu weigern habe ich kein Recht. (Er nimmt den Schlüssel.) Ich werde gehen.

**Lord.** Ich danke Ihnen! — Noch eins, Herr Abbé! — Man hat Beispiele, daß allzu energischer Zuspruch aus geistlichem Munde den Ausbruch religiösen Wahnsinns zur Folge gehabt hat. Verfahren Sie jener Dame gegenüber mit Vorsicht! —

**Abbé.** Seien Sie unbesorgt! (Geht ab.)

**Lord** (allein, sich mit Behagen die Hände reibend). Man muß sich das vorstellen! — Dieser fromme und feine Herr Abbé, und ihm gegenüber eine Magdalena von der Fasson wie sie Correggio malte. — Köstlich! — Doch — gehen wir zu Angelika — gehen wir zu Angelika! (Eilig ab.)

(Der Vorhang fällt.)

---

# Dritter Akt.

## Erste Szene.

(Gartenpavillon im Landhause Angelikas.) A n g e l i k a. B e p p o. Der Lord.

**Angelika** (zu Beppo, der ein Stammbuch durchblättert). Wollen Sie es nicht auch mit einer Zeile von Ihrer Hand schmücken?

**Beppo.** Ja ... was soll ich ...

**Angelika.** Was es auch sei! Einen jener zarten, sinnigen Verse vielleicht, an welchen die Poeten Ihres Vaterlandes so reich sind — ein Verschen über die F r a u e n ...

**Beppo.** Ein Verschen über die Frauen? (Kaut an der Feder und besinnt sich.)

**Lord.** Erinnern Sie sich nicht eines Versleins aus einer Oper? Nicht? (ungeduldig) oder eines Sprüchleins, das Sie von einer Elster hörten, oder von einem Papagei?

**Beppo.** Ja doch. Ich erinnere mich eines solchen. (Schreibt.)

**Angelika** (liest:) „La donna è mobile." — Warum wählten Sie just dieses Sprüchlein?

**Beppo** (lachend.) Entschuldigen Sie, es war die einzige Karte, die ich von dieser Farbe in der Hand hatte. Ich konnte keine bessere ausspielen.

**Angelika.** Es scheint, daß Sie es lieben, tieferen Sinn ins Oberflächliche zu legen, und daß Sie sich manchmal einer geistreichen Schelmerei befleißigen.

**Lord** (dazwischen tretend). Sie sind ein Engel an Güte, Fräulein! — Wollten Sie mir nicht erlauben, mich ebenfalls mit einigen Zeilen einzuzeichnen, die Sie bisweilen an mich erinnern?

**Angelika** (übergibt ihm das Album).

**Lord** (schreibt etwas mit raschen, kräftigen Zügen ein).

**Angelika** (liest:) „E i n A u g e n b l i c k, g e l e b t i m P a r a d i e s e, w i r d n i c h t z u t e u e r m i t d e m — H i n a u s g e w o r f e n - W e r d e n e r k a u f t." — Wie meinen Sie das?

**Lord.** Ich wollte nur damit sagen: „Träume sind Schäume" — oder: „Hochmut kommt vor dem Falle" — oder so etwas dergleichen. — Nicht wahr, ein rechter Gemeinplatz?

**Angelika** (die Nase rümpfend). O, ich begreife, daß Sie Ihren Geist nicht an mich und mein Album verschwenden wollen ...

**Beppo** (fährt fort, die auf dem Tische liegenden Albums und Mappen zu durchblättern und durcheinander zu werfen, so daß die Einbände in Gefahr geraten, und einiges auf den Boden fällt. Der Lord wirft ihm verweisende Blicke zu.)

**Angelika** (zu Beppo). Darf ich Ihnen einige meiner neuesten Aquarellskizzen vorlegen? Sie interessieren sich doch für Kunst?

**Beppo.** O ja. Als ich die hohe Schule zu Padua besuchte ...

**Angelika.** Welches Studium betrieben Sie?

**Beppo.** Die Rechte, mein Fräulein!

**Lord.** Mit merkwürdigem Erfolge. In seiner Doktor-Dissertation entwickelte er Begriffe über Mein und Dein, welche Aufsehen erregten! —

**Angelika** (hat inzwischen eine Mappe herbeigeholt). Beliebt es? (Sie neigt sich mit Beppo über die Blätter.)

**Lord** (für sich). Wie hold sie vor ihm errötet! Erst rundet das reizende Kinn sich errötend voller — dann färbt sich Wange und Stirn — es ist, als ob sie vom Busen, vom Herzen herauf errötete . . .

**Angelika** (auf ein Blatt weisend). Lago di Garda!

**Beppo.** Wie hingegossen! Wahrhaftig, wie hingegossen, dieser See!

**Angelika.** Ein schlichtes, aber schönes Wort. — Ich danke Ihnen dafür.

**Beppo.** Und die natürliche blaue Farbe des Wassers! Wenn man das Bild so ansieht, Corpo della Madonna, man fühlt sich ordentlich versucht, die Kleider abzuwerfen und sich in die Fluten zu stürzen, um darin zu baden!

**Angelika** (lachend und froh erregt). Das ist Kritik, die erfrischt — nicht nach der Schablone! — (ein anderes Blatt vorweisend.) Waldeinsamkeit!

**Beppo** (sich vergessend, mehr für sich). Sapperment, das wär' so ein Gebüsch — um einen kalt zu machen . . .

**Angelika** (welche die Worte nicht überhört hat). Wie?

**Lord** (für sich, verachtungsvoll). Windbeutel! — (Zu Angelika.) Im Duell, meint er!

**Angelika** (beiseite). Ein männlicher Geist, vor welchem ich fast erschrecke! — (Zu Beppo). Sie gebrauchen keine Alltagsphrasen, Marquis, aber der Blitz des Auges, der Ihre Worte begleitet, sagt mehr als Redensarten. Diesem blitzenden Auge gegenüber habe ich das Gefühl, daß Sie mich verstehen — besser vielleicht verstehen, als mich jemals irgendwer verstanden hat.

**Lord** (hat inzwischen das Bild des Sees zur Hand genommen und macht bei den letzten Worten Angelikas eine Grimasse).

**Angelika** (zum Lord). Der Anblick meines Sees scheint Ihnen melancholische Gedanken zu erwecken?

**Lord** (wie aus seinen Gedanken auffahrend). Ja, freilich, freilich — sehen Sie — ich dachte eben, wie nützlich es doch ist, wenn man aus guten Bildern sich über die Beschaffenheit der Natur unterrichtet. Denn wenn man einen See z. B. für ein blaublühendes Leinfeld nähme, so könnte man stracks darin ertrinken. Ach, die Illusionen, bestes Fräulein, die sind eine verfängliche Sache — aber freilich, in gewisser Beziehung, auch wieder eine lehrreiche, für spätere Zeiten oft recht ersprießliche Sache . . .

**Angelika** (Beppo ein anderes Blatt vorlegend). Hier mein Selbstporträt! Als Reiterin!

**Lord.** Als Reiterin? Doch hoffentlich auf einem Panther? Als Bacchantin?

**Angelika.** Auf einem Pferde, Mylord!

**Lord.** Auf einem prosaischen Gaul? Das genügt mir nicht. Wenn eine Dame reitet, so will ich sie lieber gleich auf einem Panther reiten sehen, wenn sie schön ist — und auf einem Besen, wenn sie häßlich ist ... Ach, bestes Fräulein, malen Sie sich halb als Muse, halb als Bacchantin — das ist die rechte Mischung in der Natur des gottbegnadeten Weibes. Den Weinlaubkranz im Haar — im Gewand von Flor — mit goldgewirktem Gürtel und Armbändern!

**Angelika.** Vorläufig also auf prosaischem Gaule! — (Zu Beppo.) Sie selbst sind ja ein trefflicher Reiter, wie ich höre?

**Beppo.** Ein verwegener Reiter, wenn es sein muß. Mehr Natur als Kunst.

**Lord.** So à la Betyar — Sie wissen doch, was ein Betyar ist? Ein Bursche, der auf ungezügeltem Rößlein über die ungarische Heide sprengt — vor sich den Reisenden, hinter sich den Panduren.

**Angelika** (zu Beppo). Hätten Sie Lust, mich auf meinem nächsten Spazierritte zu begleiten?

**Lord.** Ausreiten selbander? Sapristi, das riecht ein wenig nach „Madame Bovary“ und nach „Frühlingswogen“ von Turgenjew!

**Angelika.** Ich habe diese Romane nicht gelesen, aber ich zweifle nicht, daß Sie auch mit dieser Bemerkung mich beleidigen wollten!

**Lord** (eine Laute im Gemach bemerkend). Treiben Sie auch Musik, Fräulein?

**Angelika.** Ich singe.

**Lord.** Wirklich? Was pflegen Sie zu singen?

**Angelika.** Alles mögliche.

**Lord.** Kennen Sie das reizende deutsche Lied von Rinaldini, dem schönen Räuber?

**Angelika.** Nein. — (Zu Beppo.) Erlauben Sie, daß ich an die Arbeit gehe? Sind Sie bereit?

**Beppo.** Nur immer zu, mein Fräulein!

**Angelika** (während sie die Gerätschaften zusammensucht, beiseite). Er ist ein Naturkind! Ohne seinen Schliff, aber ein echter, liebenswürdiger Sohn des Südens! Reizend in seiner Natürlichkeit! —

Was ist alle Bildung der Männer von Welt gegen die durchdringende Macht dieser Augen! —

**Lord** (sich Beppo nähernd, leise). Mensch! Ein für allemal — mißbrauche hier nicht etwa die Situation! Sonst . . . (zeigt ihm heimlich die Spitze des Revolvers, den er in der Brust trägt).

**Angelika** (zu Beppo). Haben Sie die Gefälligkeit, den Kopf so zu halten — so — (bringt Beppos Kopf in die gehörige Richtung und beginnt zu zeichnen: dabei errötet sie und zeigt eine gewisse Verlegenheit).

**Lord** (sie scharf beobachtend, erregt beiseite). Nur zu mit minnigen Blicken und holdseligem Lächeln! Nur zu mit verschämter Unverschämtheit und unverschämter Verschämtheit! Nur zu; die Natur will es so! Genieren Sie sich nicht, Mademoiselle! — — Wenn dergleichen in einem Roman oder in einem Lustspiel vorkäme, so würde man den Dichter auspfeifen. Wie? Eine gebildete junge Dame, auf den ersten Blick verliebt in den nächsten besten Strolch, bloß weil er aussieht wie ein junger Apollo? Und noch dazu eine Künstlerin? Eine Idealistin? — Eben die — ja leider eben die! —

**Beppo** (nimmt, während Angelika zeichnet, eine in der Nähe stehende Bronzefigur des Eros in die Hand, spielt damit und dreht sie zwischen den Fingern).

**Lord** (geht auf ihn zu, nimmt ihm das Figürchen aus der Hand und stellt es an seinen Platz). Ein kleiner Liebesgott — mit diesem Gotte spielt man nicht!

**Angelika** (gibt Beppo die Statuette wieder in die Hand). Es ist mir lieb, wenn der Herr Marquis während des Zeichnens sich so ungezwungen als möglich und ganz nach seiner Bequemlichkeit benimmt. —

**Lord** (beiseite). Köstlich! — und da sagt man, es gibt keine Kinder mehr! —

**Beppo** (läßt das kleine Bildwerk fallen; er und Angelika bücken sich gleichzeitig, um es aufzuheben und stoßen dabei mit den Köpfen zusammen. Angelika zeigt lebhafte Beschämung und Verwirrung).

**Lord** (hinzuspringend und die Statuette an sich reißend). Dummer Junge von einem Liebesgott! Blind von Hause aus, und nun gar noch auf den Kopf gefallen! — Echauffieren Sie sich nicht, Monsieur und Mademoiselle! Sie haben sich doch nicht beschädigt? Wünschen Sie, daß ich kaltes Wasser hole? — O du verwünschter kleiner Racker, sollen deinethalben die wackersten Leute außer den Herzen auch noch die Köpfe riskieren? (Er stellt das Figürchen in einen Winkel und verhängt es mit einem in der Nähe liegenden Tuche.)

**Angelika** (fährt fort zu zeichnen, während der Lord seine Blicke auf ein Bild an der Wand richtet. Nach einer kleinen Pause, die Zeichnung korrigierend, ärgerlich). Ich weiß nicht, wie es kommt, meine Hand ist heute so unsicher!

**Lord** (vor dem Bilde). Amerikanischer Urwald! Eine Wildtaube taumelt der Canaille von einer Boaschlange in den offenen Rachen! —

**Angelika** (zu Beppo). Den Kopf ein wenig mehr rechts — ich bitte!

**Lord** (wie oben, leidenschaftlich). Taube, Taube, sei doch keine Gans! —

**Angelika.** Was haben Sie, Mylord?

**Lord.** O nichts, nichts. Ein Bild aus weiter transatlantischer Ferne! (Seufzend.) Ich wollte, ich wäre dort!

**Angelika.** Ich zweifle nicht, daß die dortige Gesellschaft Ihnen zusagender wäre als die hiesige.

**Lord.** Als ich in Kalifornien reiste, machte ich die Bekanntschaft des Obersten Starbottle, eines prächtigen Menschen, und speiste im Hotel zu San Franzisko mit Mister Hamlin — Sie haben doch von Mister Hamlin gelesen, dem liebenswürdigen Spieler und Landstreicher, der, mit einer Gitarre über dem Rücken und einem Spiel gefälschter Karten in der Tasche, singend durch die Wälder des Westens zog? — Gott erhalte die liebenswürdigen Spitzbuben! — Apropos, Mademoiselle, ich hoffe, Sie kennen den Unterschied, welcher besteht zwischen einem Gauner, der ein liebenswürdiger Bursche ist, und einem liebenswürdigen Burschen, der ein Gauner ist?

**Angelika.** Wahrhaftig nein, Mylord; dieser Unterschied ist mir zu subtil. — (Zu Beppo.) Ein bißchen weiter links den Kopf — bitte — so.

**Lord** (beiseite). Wenn dieses verliebte Frauenzimmer nur nicht so reizend wäre in seiner frevelhaften Torheit! — Sieht man sie so an, bei Gott, so wird man zum Narren. Und ein Narr verzeiht einer Närrin alles. — Hat der Kopf des jungen Menschen nicht wirklich das Ansehen, als wäre er von Canova gemeißelt? — Hol' ihn der Henker! —

**Angelika** (zu Beppo). Das lange, steife Sitzen ermüdet ohne Zweifel den beweglichen, feurigen Sohn des Südens?

**Lord.** Ach, das ist ja nicht so arg. Was wollte er denn sagen, wenn er ein paar Jahre auf der Festung säße?

**Angelika.** Mylord, Sie ergehen sich in Scherzen ...

**Lord.** Die nur halb hierhergehören. Ich gebe es zu. Wie schade, daß Ihr reizender Mund zu klein ist, um darüber zu lachen nach Gebühr! — Übrigens finden Leute, die lange sitzen, doch immer ein Mittel, sich die Zeit zu vertreiben. Erzählten Sie mir nicht gestern, Marquis, daß zwei gute Freunde von Ihnen ... hießen sie nicht Dietrich und Brecheisen?

**Beppo.** Jawohl.

**Lord.** Dietrich und Brecheisen. (Zu Angelika.) Diese amüsierten sich, als sie einmal lange Zeit das Zimmer hüten mußten, damit, daß sie einem Starmatz das Sprüchlein beibrachten ... das Sprüchlein ...

**Beppo.** „La donna è mobile."

**Lord.** „La donna è mobile." Was Sie von daher kannten, und dieser jungen Dame ins Album schrieben.

**Angelika** (zu Beppo). Glauben Sie wirklich, daß die Frauen wankelmütig sind?

**Beppo.** O ja, warum nicht?

**Lord.** Alles Glänzende schillert, wechselt die Farbe ... Der Starmatz hat recht: das Weib ist wankelmütig.

**Angelika** (gereizt). Ich bewundere Sie, Mylord, daß Ihnen die Weisheit eines Starmatzes oder eines Papageis genügt.

**Lord.** Merci, mademoiselle! Aber warum wenden Sie sich denn an mich, und nicht lieber an den göttergleichen Jüngling dort, der unmittelbar vor mir mit kurzen dürren Worten dasselbe sagte, wie meine Wenigkeit? Warum zürnen Sie ihm nicht? Warum nur mir? Warum finden Sie alles für trefflich, was der junge Herr mit dem Alcibiadeskopfe dort von sich gibt, und eben dasselbe wiederum abscheulich, wenn es aus dem Gehege meiner Zähne kommt? Nennen Sie das Konsequenz, Fräulein Angelika?

**Angelika.** Nun ja, ich bin inkonsequent, und ich schäme mich dessen nicht. Lassen Sie sich eines sagen, Mylord: Die schönsten und vielleicht vernünftigsten Äußerungen harter, kalter, skeptischer Naturen bleiben wirkungslos, reizen, verletzen sogar, während es Züge gibt, die mit allem versöhnen, was der Mund reden mag, und ein Gemüt, das aus dem Antlitz so unmittelbar spricht, daß man auf die Worte gar nicht mehr achtet ... Es ist der Triumph der Seelensympathie, wenn das Wort ein leerer Hauch geworden ...

**Lord** (beiseite). God dam! Nun wird mir's doch zu arg. — Fräulein, auf ein Wort! (Er zieht Angelika beiseite.) Trauen Sie diesem

schwarzlockigen Ganymed nicht allzu sehr! Unter uns gesagt, ich halte den jungen Menschen für einen Gauner!

**Angelika** (blickt ihn zuerst mit zornigem Ausdruck, dann mitleidig lächelnd an). Mylord, lassen Sie das! Mit Ihren Augen werde ich die Welt und die Menschen niemals ansehen. Das Antlitz dieses jungen Mannes ist eben so gemütvoll, offen und ehrlich, als es schön ist...

**Lord** (heftig). Verlogen ist's — verlogen wie eine Grabschrift oder ein Frauentagebuch!

**Angelika.** Und ich sage Ihnen, an einem Menschenantlitz wie dies habe ich eine Freude, wie an Blumen, Vögeln und Kindern!

**Lord** (aufwallend, doch immer leise). Der Bursche ist ein Gauner — hören Sie?

**Angelika** (zornerregt mit Pathos). Mylord, Sie sind ein Menschenfeind, kalt und gemütlos: ein Mensch, der sein Gift auf alles Reine, Ideale spritzt! — Verlassen Sie mich! —

**Lord** (zu Beppo in befehlendem Tone). Junger Mann, wir gehen!

**Angelika.** Er bleibt, Mylord!

**Lord** (wie oben). Ein Gauner, mein Fräulein!

**Angelika.** In Ihrer Gesellschaft?

**Lord.** Nichts darf Sie wundern von Lord Luzifer! — Es ist, wie ich sage: ein Gauner — ein Schelm — ein armseliger Unterteufel im Solde Luzifers...

**Angelika.** Schämen Sie sich, Mylord! — Ist das der letzte Trumpf, den Sie ausspielen?

**Lord.** Mademoiselle, ich habe den Buben ausgespielt — und ich stehe auf dem Punkte, die Partie zu gewinnen! (Verbeugt sich und geht ab.)

## Zweite Szene.

(Die Vorigen ohne den Lord.)

**Beppo** (zu Angelika, welche wieder an ihre Arbeit geht). Sie sind bleich, Fräulein? Sie zittern? Was ist Ihnen?

**Angelika** (erregt). Sagen Sie mir — wenn es nicht allzu indiskret ist zu fragen, in welchem Verhältnisse stehen Sie eigentlich zu diesem Lord? War es nicht er, der Sie in die hiesige Gesellschaft einführte?

**Beppo.** Allerdings.

**Angelika.** Und nun wagt es der Ruchlose... es ist mir ein Rätsel. — (Sich plötzlich besinnend.) Ein Rätsel? Nein! — auf einmal

wird mir's klar, was ihn treibt, sich so zu gebärden. — Ja. Ich begreife nun alles. (In ihrer Arbeit fortfahrend, nach einer kleinen Pause.) Haben Sie die Güte, mir gerade ins Gesicht zu sehen — so. (Wieder nach einer Pause, verwirrt.) Ich bitte, doch lieber ein wenig beiseite zu blicken — nicht so geradeaus mir ins Gesicht!

**Beppo.** Worauf soll ich meine Blicke richten?

**Angelika** (sich nach einem Gegenstande umsehend). Fassen Sie, ich bitte, jenes Miniaturporträt auf meinem Schreibtische ins Auge!

**Beppo.** Das in der Einfassung von Brillanten? Mit Vergnügen!

**Angelika.** Warum mit Vergnügen?

**Beppo** (erregt). Cospetto! Welch Gefunkel! — und dann, ist das nicht Ihr Porträt?

**Angelika.** Das Porträt meiner Mutter aus der Mädchenzeit; aber mir nun sprechend ähnlich. Also gewissermaßen auch das meinige. Der größte Schatz, den ich besitze.

**Beppo** (lüstern). Zehntausend Frank sind diese Steine wert!

**Angelika** (lächelnd.) Konnte ich Ihren Augensternen ein würdigeres und verwandteres Ziel anweisen, als diese funkelnden Steine? — Haben Sie nur die Güte, immer nach dieser Richtung zu sehen.

**Beppo.** Zu dienen! (Starrt unverwandt auf die Brillanten, beißt sich dabei auf die Lippen und gibt andere Zeichen der Aufregung und der Ungeduld.)

**Angelika** (erhebt sich, um etwas für ihre Arbeit Nötiges zu holen; beiseite). Sein Gesicht und seine Haltung nehmen einen eigentümlich erregten Ausdruck an. Es ist, als ob sein Wesen Funken sprühte. Der Lord hatte doch recht, als er von dem angebornen Feuer dieser naiven und doch männlich-sieghaften Natur sprach. Aber die Zunge weiß er merkwürdig im Zaume zu halten. Nur seine Blicke sprechen. — Gefällt Ihnen das Porträt?

**Beppo.** Mehr als Sie denken.

**Angelika** (beiseite). Er wird doch kühn... Mich durchschauert's in seiner Nähe. (Sie geht nach dem Hintergrunde und öffnet das Fenster.) Ein feucht-schwüler Abend! Wir haben Südwind. Die Bäche, die von den Höhen herunterkommen, rauschen voller und stärker. — Ich muß einen Augenblick nach meinen Blumen sehen. (Sie tritt durch die Tür des Pavillons ins Freie hinaus.)

**Beppo.** Ein Mädchen wie ein Pfirsich, diese Malerin! Ich will ihr gerne den Hof machen. Aber ihre Brillanten ziehe ich doch vor. Für das Herz des Frauenzimmers gibt mir der Hebräer nichts. Was sollte ich damit anfangen? Der verwünschte Lord steht hinter

mir; der würde mich schön auf die Finger klopfen, wenn ich zugriffe. — Aber die Steine dort — wie sie mir zublinzeln und zunicken! Die verstehen sich auf das Liebäugeln noch besser als ihre Herrin! (Er steht auf, tritt zum Schreibtisch, nimmt das Porträt in die Hand, und schiebt es plötzlich, wie versuchsweise, in die Tasche.) Ein Schluck Tokaier rinnt nicht angenehmer die Kehle hinab, als so etwas die Tasche hinuntergleitet! — Aber da drinnen bleiben darf's noch nicht. So wär's ein dummer Streich! (Er zieht das Bild wieder aus der Tasche, um es an seinen Platz zu stellen.)

**Angelika** (ist inzwischen wieder auf der Schwelle des Gemachs erschienen, hat gesehen, wie Beppo das Bild aus der Tasche zog und seine letzten Worte gehört; für sich): Was seh' ich? Das Bild hat's ihm angetan! Er hat einen Augenblick geschwankt, ob er es sich nicht heimlich aneignen soll. Welche wilde und doch zaghafte Leidenschaftlichkeit! (hervortretend). Sie attachieren sich ja gewaltig an das Bild, Marquis?

**Beppo** (aufs äußerste betroffen). Verzeihen Sie — es war kindisch von mir — (mit Bezug auf die Brillanten). Hingerissen vom Glanze — geblendet von der Schönheit . . .

**Angelika** (mißverstehend). O still, still, mein Herr! — Schmeichelei ziemt diesem männlich und edel geformten Munde nicht. Es ist vielleicht nur ein Kunstinteresse, was Sie an dem kleinen Bilde nehmen. Ist's nicht so?

**Beppo.** Ganz und gar nicht! Es ist durchaus kein bloßes Kunstinteresse . . .

**Angelika** (warm erregt). Daß Sie es zu besitzen wünschen, daran kann ich nach dem, was ich gesehen, nicht zweifeln. Und wäre es tatsächlich mein Porträt, nicht das meiner teuren Mutter, so . . . doch was schwatze ich da? — Ich will das Bildchen für Sie kopieren. Wollen Sie?

**Beppo.** Sie sind sehr gütig, Fräulein! Nur schade, daß mir aus guten Gründen keine Kopie das Original ersetzen kann . . .

**Angelika** (wieder mißverstehend, schalkhaft). Pfui! Sie machen mir den Hof! Das duld' ich nicht. (Herzlich und zutraulich.) Einstweilen zähmen Sie den Ungestüm Ihres Verlangens nach dem Bilde — meiner Mutter. Sie sollen die Kopie erhalten, bevor noch diese Rose sich entblättert hat. (Sie reicht ihm eine Rose, die sie vor der Brust getragen.)

**Beppo.** O, diese Rose wird sich lange halten!

**Angelika.** Warum?

**Beppo.** Weil sie von Ihnen ist.

**Angelika** (mit unwillkürlich hervorbrechender Herzlichkeit). Nein — aber vielleicht weil sie bei Ihnen ist . . .

**Beppo.** Auch so eine Art Miniaturporträt von Ihnen — nur ohne Brillanten . . .

**Angelika.** Nicht doch — es liegen ein paar glänzende Tropfen darauf, die ein leichter Sprühregen zurückgelassen. Die Rose ist frisch; ich pflückte sie vor wenigen Augenblicken. — Es beginnt zu dunkeln; ich werde Licht bringen lassen.

**Beppo** (mit einem Seitenblick auf die Brillanten). Warum? Im Dunkeln leuchtet alles Glänzende besser.

(Das folgende Zwiegespräch ist langsam, mit kleinen Zwischenpausen, in träumerischem und schwärmerischem Tone zu halten.)

**Angelika** (nimmt in einem Fauteuil neben Beppo Platz). Ein herrlicher Frühsommerabend.

**Beppo.** Wundervoll.

**Angelika** (zum Fenster hinausblickend). Der Mond geht auf.

**Beppo.** Pur wie Gold! (Blickt mit ideal-schöner Haltung des Kopfes nach dem Monde.)

**Angelika** (beiseite). So möchte ich ihn im Bilde festhalten können! — — Was sinnen Sie?

**Beppo.** Wenn einer so hinauflangen könnte nach diesem Golde!

**Angelika.** Warum der Mensch nur immer nach dem Fernsten greifen möchte!

**Beppo.** Weil er nach dem, was nahe liegt, nicht greifen d a r f.

**Angelika** (nach einer kleinen Pause, die Lüfte mit Wohlbehagen in sich ziehend). Ach, diese himmlischen Fliederdüfte!

**Beppo.** Mir ist, als säß' ich unter den Orangenbäumen meiner Vaterstadt.

**Angelika.** Diese liebliche Sommerfrische liegt, vor Winden geschützt, wie eine Oase mitten im Gebirg. — Gedenken Sie lange hier bei uns zu verweilen?

**Beppo.** Das hängt von Umständen ab.

**Angelika.** Sie müssen mir ja Zeit lassen, Ihr Bild zu vollenden!

**Beppo.** Werden Sie lange Zeit dazu brauchen?

**Angelika.** O, sehr lange! — (Nach einem vor dem Fenster singenden Vogel hinhorchend.) Hören Sie?

**Beppo.** Es ist eine Blauamsel —

**Angelika.** Und das Miniaturbild will ich ja auch für Sie kopieren.

**Beppo.** Wirklich?

**Angelika.** Zweifeln Sie! Hier meine Hand darauf! (Sie gibt ihm ihre Hand, er drückt einen Kuß darauf.)

**Beppo.** Dieser Rubinring am Finger muß Sie ja drücken?

**Angelika.** Ich bin nicht imstande, ihn herabzuziehen.

**Beppo.** Ich habe eine geübte Hand. Erlauben Sie. (Er macht Versuche, den Ring vom Finger Angelikas zu ziehen.)

**Angelika.** Ach lassen Sie. Der Finger rötet sich schon.

**Beppo.** So lassen wir das Fingerchen sich ein wenig erholen. (Fährt streichelnd mit seiner Hand über den Finger Angelikas.)

**Angelika.** O, der erholt sich rasch. Sehen Sie, er ist schon wieder blaß.

**Beppo.** Marmorblaß. (Behält ihre Hand in der seinigen und macht sich damit zu schaffen.)

**Angelika.** Ich kenne Ihren Taufnamen noch nicht, Marquis!

**Beppo.** Luigi.

**Angelika.** Luigi?

**Beppo.** Luigi.

**Angelika.** Das klingt so weich!

**Beppo.** Wie Angelika!

**Angelika.** Man kann es so schmelzend hinhauchen — Luigi!

**Beppo** (in demselben Ton). Angelika!

**Angelika** (senkt errötend die Augen).

**Beppo** (lächelnd). Ihre Wange wechselt die Farbe wie das Fingerchen!

**Angelika** (zum Fenster hinausdeutend). Der Widerschein vom Abendrot. Da sehn Sie! Der Himmel ist voll von purpurnem Gewölk.

**Beppo.** Und die Luft hat etwas Berauschendes.

**Angelika** (wie im Traume vor sich hinsprechend). Ein schöner Abend.

**Beppo.** Der schönste meines Lebens!

**Angelika.** Wie viel Jahre zählen Sie, Marquis?

**Beppo.** Vierundzwanzig.

**Angelika.** Eine wundervolle Nacht werden wir haben!

**Beppo.** Eine entzückende. — In Nächten wie diese halten Sie doch ihre Fenster unverschlossen?

**Angelika** (erhebt sich errötend und verwirrt). Das Mondlicht ist sehr poetisch, aber des Lebens Prosa heischt ihr Recht ...

**Beppo** (aufstehend). Wann gedenken Sie Ihre Arbeit fortzusetzen, Fräulein? Wann soll ich wiederkommen?

**Angelika.** Wenn die Blauamsel eben ausgeschlafen hat und der Tau noch auf den Blumen liegt. (Sie blickt ihn zärtlich an, dann mit einem Händedruck sich verabschiedend.) Auf Wiedersehen!

**Beppo** (ab).

## Dritte Szene.

(Angelika allein.)

**Angelika.** Scheu wie ein Kind — und wieder keck auch — wie ein Kind! — Fast blöde schien er, so lange der Lord hier weilte. Nur wie ein Wetterleuchten zuckte es manchmal in seinem Wesen auf. Und jetzt — wie manches reizende Wort kam von seinen Lippen — zu welch anmutigen Kühnheiten riß ihn die scheue Liebe fort! — Kann ich ihm zürnen ob dieser Kühnheiten? — Kann ich mir selber zürnen? — In der Tat, ich hätte mir selbst Vorwürfe zu machen. — Vorwürfe? — Nein, poche nur nicht so ängstlich, liebes Herz! Ich verzeihe dir ja schon. Mit heißer Glut ergreifst du, was du ergreifst — aber ich kenne dich, ich weiß, unedel bist du nicht; ich darf dich gewähren lassen. — Wär's nicht ein Verbrechen, einem so himmlisch schönen Empfinden Zaum und Zügel anzulegen? Fort mit aller falschen Scham, mit aller eitlen Prüderie! Allsiegerin Schönheit, ich huldige dir! Allgewalt der Liebe, ich beuge mich dir! Nimm mich hin und beginne mit mir, was dir gefällt! — Wo bist du, kleiner Gott, den der grämliche Fremdling beiseite zu schaffen glaubte? Komm, ich will dich erlösen aus deiner Verbannung! (Sie nimmt die Statuette des Eros aus dem Winkel, in welchen der Lord sie gestellt.) Armer Kleiner! Dir soll Genugtuung werden. Vorläufig kränze ich dich mit Rosen!

(Sie tritt ans Fenster, um einige von den dort am Spalier gezogenen Rosen zu pflücken. — Nach einer Pause, in die Nacht hinausblickend und tief aufatmend):

Horch, in des Gartens Büschen,
Da regt sich's flüsternd sacht;
Die Geister sind's der Knospen,
Die springen über Nacht ...

Was ist das? — Sternschnuppen, Meteore in den Lüften? — Nein — es sind die steigenden Raketen des tollen Briten. Sein Feuerwerk flammt auf. — Welch ein Flammengaukelspiel! — Toll und bizarr wie er selbst! — Aber großartig in der Tat. — Eine riesige Feuerscheibe dreht sich jetzt mit sprühenden Purpurflammen um sich selbst. Ich grüße dich, flammende Rose, Symbol meiner Herzensglut! — — O weh, nun löst die Riesenpurpurblume sich auf in einen Wirbel von feurigen Schlangen, die nach allen Seiten hin im Äther bedrohlich züngeln und sich wieder und wieder krümmen! — Soll mir das eine böse Vorbedeutung sein? (Lächelnd.) O, mir ist gar nicht ängstlich zumute! — Fügen die wirren, krausen Linien

sich jetzt nicht gar zu lesbarer Flammenschrift? — „Hüte dich" zuckt auf einmal, wie von feurigem Finger gezeichnet, durch die Luft hin — flüchtig wie die Zickzacklinie, welche der Blitz zieht. (Lächelnd.) Bemühen Sie sich nicht, Mylord! Ich liebe — wissen Sie das, Mylord? — Er meint es vielleicht gut, der wunderliche Brahmine des Westens; er ist vielleicht unglücklich — vielleicht krank. Ich wollte, er fände ein Weib, das ihn liebte — dessen Beruf es wäre, ihn zu lieben. Der meinige ist's nicht. Aus seinen Zügen spricht etwas, wie die geheime Seelenfolter eines Menschen, dem die Götter nicht hold sind. Vor solchen Menschen graut mir; mein Sinn steht nach dem Idealen, dem Heiterschönen — nach Götterlieblingen — nach deinen gemütvoll-anmutigen Zügen, o Jüngling aus dem Süden — nach deiner reinen Stirn! (Ein Vogel hat sich ins Gemach verirrt und flattert ängstlich hin und her.) O Himmel — eine Fledermaus — nein, ein Vogel! — Wie er schlaftrunken taumelt und wirbelt und flattert! Auch er scheu und keck zugleich! — Fort! fort! — Haben dich die Raketen des Lord aus deinem Schlummer aufgescheucht? — Geh', mein Vögelchen, suche dein Nest — dein Weibchen wird sich ängstigen! (Sie scheucht den Vogel zum Fenster hinaus; plötzlich fährt sie erschrocken zurück.) Gott, was seh' ich! Er im Garten! — Er versucht heraufzuklettern an der Staketenwand! Ein Überfall? — Der Verwegene! — Was beginn' ich? — Rasch ins Versteck — — Nein, nein, ich will ihm entgegentreten — und nun soll er mich ernstlich zürnen sehen. Es ist zu arg! Ich will strenge sein, strenge bis zur Grausamkeit — wenn der pochende Herzenshammer da drinnen mein Herz nicht früher in Stücke schlägt. (Beppo steigt durchs Fenster ins Gemach.)

## Vierte Szene.

(Angelika. Beppo.)

**Beppo** (geht auf das Miniaturporträt zu).

**Angelika** (nachdem sie sich einen Augenblick verborgen gehalten, hervortretend, mit zärtlichem Vorwurf). Luigi! — Wie konnten Sie es wagen ... (Mit einem Ausbruch leidenschaftlicher Freude auf ihn zustürzend). Du liebst mich, Luigi! Das macht mich wahnsinnig vor Glück! Aber du bist allzukühn! Erniedrige mich nicht! Du mußt wieder fort, Luigi! — Meine Seele jauchzt dir entgegen, schöner, süßer Freund — aber geh' — — Nimm diesen Kuß — dann gute Nacht! — (Sie drückt rasch einen Kuß auf seine Stirne.)

**Beppo** (verwirrt). Entschuldigung, mein Fräulein!

**Angelika.** „Mein Fräulein!?"

**Beppo.** Entschuldigung, Angelika! — Ich entferne mich auf Ihr Geheiß!

**Angelika.** Und zürnst mir nicht?

**Beppo.** O, Sie sind ja so gut — so unendlich gütig, Fräulein! — Ich gehe. Gute Nacht, Angelika! — Entschuldigen Sie! — Ich gehe; gute Nacht. (Entfernt sich eilig durchs Fenster.)

**Angelika** (ihm zärtlich nachblickend, nach einer Pause). Ich habe den lieben, scheuen Vogel verscheucht, wie jenen andern! — (Sie tritt vor das begonnene Bild Beppos und betrachtet es.) Ein Gauner du? Ja wohl — ein Herzensdieb; ein Räuber — meiner Ruhe! — (Einen Kuß auf das Bild hauchend.) Gute Nacht, mein süßer Missetäter — gute Nacht! (Ab ins Seitengemach.)

## Fünfte Szene.

**Beppo** (der im Garten gelauert hat, steigt nach einer Pause neuerdings durchs Fenster. Nach der Tür des Nebengemaches blickend): Der Moment ist sicher. Ich sah sie vom Garten aus einen Augenblick am Fenster des Nebengemachs erscheinen, dann bei angezündeter Lampe sich zur Ruhe begeben. (Er blickt durchs Schlüsselloch.) Sie sitzt halb entkleidet auf ihrem Bette — reizvoll und liebeglühend. — Ein schönes Weib! — Man wäre fast versucht . . . Wenn ich hier eindringen wollte — zurückgewiesen würde ich nicht ein zweites Mal! Aber der rechte Augenblick wäre vielleicht unwiederbringlich vertändelt und versäumt! — Keine Torheit, Beppo! Keine unzeitige Schwäche! Ganz muß man sein wollen, was man ist. Jeder bleibe bei dem, was seines Handwerks. (Er nimmt das Miniaturporträt; dann, sich dem Fenster wieder nähernd, um hinwegzueilen). Der verrückte Engländer beschließt in diesem Augenblick sein Feuerwerk mit einem glänzenden Schlußeffekte zu Ehren Angelikas! Das Wort „Angelika" steht in roter Flammenschrift funkensprühend am Himmel; ringsum ein Kranz von leuchtenden Sternen! — Ganz wie mein Miniaturporträt! — Behalte sie nur, mein guter Lord, deine Angelika, in die Brillanten deines Feuergaukelwerks gefaßt! Deine Brillanten verpuffen und verknistern im nächsten Augenblick — die meinigen leuchten in unvergänglichem Feuer! (Ab durchs Fenster.)

## Sechste Szene.

**Angelika** (noch einmal im Nachtgewande heraustretend). Ich glaubte ein Rascheln zu hören. Es ist nichts. Niemand. Mein aufgeregter,

Sinn äfft mich. — Ich komme mir vor wie eine Nachtwandlerin. Ich weiß in der Tat nicht, ob ich träume oder wache. — (Durchs Fenster hinausblickend, sich die Augen reibend.) Ist auch das ein Traum? Mein Name steht leuchtend, von einem Sternenkranz umgeben, im Aetherblau! — Prachtvoll! — Aber die Sterne ringsherum erblassen, sinken einer nach dem andern und schmelzen sacht wie glühende Tropfen im blauen Luftmeer. — Ein riesiges Funkengestöber von allen Farben wirbelt rings um sich der tolle Feuerkünstler noch einmal auf. Es ist, als ob er die Welt in Brand stecken wollte! — Um Gottes willen! Ist das nicht eine Menschengestalt, die jetzt in Flammen über und über auflodert? Ist's nicht er selbst, der tolle Lord, Lord Luzifer? — Geschrei und Getümmel erhebt sich um ihn. — Von Flammen bedeckt, bewegt die Gestalt sich nun plötzlich im Fluge den Hang hinunter wie ein riesiges Irrlicht und verschwindet in der Niederung des Weihers! Was soll das alles bedeuten? — Hat der Sonderling in seiner tollen Art, von einer wahnsinnigen Leidenschaft getrieben, den Tod gesucht, erst in den Flammen, und dann, gepeitscht vom Todesschmerz unerträglicher Brände, in den Fluten der Niederung? — Entsetzlich! — Dämonischer, rätselhafter Mensch! —

(Der Vorhang fällt.)

---

# Vierter Akt.

## Erste Szene.

Parkähnliche Anlage unmittelbar vor dem Hause Angelikas.

(Oberst von Schnackenthal und Kommerzienrat Goldmann treten auf.)

**Oberst.** Was sagen Sie zu dem Abenteuer von gestern abend?

**Kommerzienrat.** Kurioseres hab ich all mein Lebtag nicht gesehen. — Wie der Lord-Feuerwerker so auf einmal stand in hellen Flammen . . .

**Oberst.** Und wie der baumlange Kerl, auf ihn zustürzend, ihm hinterrücks einen Stoß versetzte, daß er wie eine Sternschnuppe in den Teich hinunterschoß und darin verlöschte . . .

**Kommerzienrat.** Gott's Wunder, wie kann der Mensch gehen durch Feuer und Wasser und bleiben unversehrt?

**Oberst.** Sagt' ich nicht, daß er mit Beelzebub im Bunde steht, wenn er's nicht selber ist? — Und wie er aus dem Wasser war, pudelnaß und triefend, da standen schon die Sekundanten des Barons vor ihm und überreichten ihm die Herausforderung.

**Kommerzienrat.** Welche Herausforderung?

**Oberst.** Das wissen Sie noch gar nicht? Sie wissen nichts von der Herausforderung des Nihilisten an den Lord von wegen der Madame Silberqueck?

**Kommerzienrat.** Kein Wort. Erzählen Sie.

**Oberst.** Davon wissen Sie doch, daß der Lord an seiner Statt den Pietisten zu Madame Silberqueck schickte, als diese ihn zu einem heimlichen Stelldichein berief?

**Kommerzienrat.** Ach Gott, nein! Erzählen Sie!

**Oberst.** Also der Pietist geht zur Baronin. — Die liegt auf dem Ruhebett in ihrem Boudoir, wie der Speck in der Mäusefalle. — Denken Sie sich das Gesicht des Abbés! Und das Gesicht der Madame Silberqueck! — Die Sache klärt sich auf. Die Baronin, racheдurstig wie ein Kranich des Ibykus, verlangt zur Stunde brieflich von dem Russen, daß er sich für sie schlage. Der sagt: „Ich habe keinen Grund, mich zu schlagen für Madame Silberqueck. Ich habe aber auch keinen Grund, mich n i c h t zu schlagen für Madame Silberqueck. Schlagen wir uns also.“ — Und der Lord, der machte nicht so viele Umstände wie bei uns gestern. Nahm augenblicklich an. Und nun wurde eine Art amerikanischen Duells verabredet, so wahnwitzig, wie es eben nur ein Lord Luzifer ersinnen konnte. Zieht der N i h i l i s t den kürzern, so hat er die Verpflichtung, sich zu töten, indem er sich, seiner bekannten Devise entsprechend, mit dem Gesichte nach unten, in einen gewissen seichten, sumpfigen Tümpel legt und im Schlamm erstickt, ohne ein Glied zu rühren. Fällt das Los unglücklich für den L o r d, so bleibt diesem die Wahl der Todesart freigestellt, aber er verpflichtet sich, den Russen zum Erben seines halben Vermögens einzusetzen. Als Kraftmann, ein paar leichter Brandwunden nicht achtend, die ihm von der Feuer- und Wassertaufe geblieben, war der Lord bereit, sich gleich diesen Morgen am verabredeten Orte seinem Gegner zu stellen. Das Los soll schon gezogen worden und der Nihilist unterlegen sein. Er soll ein Schnippchen mit dem Finger geschlagen und sich in sein Los gefügt haben, mit der Ruhe des echten Kavaliers. Die Zeugen sollen sich das Wort gegeben haben, nichts an die Polizei zu verraten. Die Sache soll aussehen, als wäre der Russe zufällig verunglückt. —

**Kommerzienrat.** Gott über die Welt! 's ist zum Tollwerden! Sind mir das Abenteuer in diesem Neste!

## Zweite Szene.

(Die Vorigen. Viktor geht eilig vorüber.)

**Kommerzienrat.** Halt, Junge, wohin? — Warum so blaß? So nachdenklich? — Was hast du, Neffe?

**Viktor.** Schulden, Onkel!

**Kommerzienrat.** Was tust du mit dem Gelde?

**Viktor.** Hol' mich der Geier, man prägt jetzt die Moneten nicht mehr aus Gold und Silber, sondern aus Quecksilber — das rollt einem nur so weg zwischen den Fingern! (Will gehen.)

**Kommerzienrat.** Wohin so eilig?

**Viktor.** Zur göttlichen Finette!

**Kommerzienrat.** Zur göttlichen Finette?

**Viktor.** Ihr bezauberndes Näschen und ihre weißen Zähne haben mir's angetan.

**Kommerzienrat.** Die göttliche Finette wird dich rupfen — gib acht!

**Viktor.** Dann kehr' ich reumütig zurück zum goldenen Hirsch, entführe die hübsche Knopfmacherin und leihe mir von ihrem Manne das Geld dazu aus.

**Kommerzienrat.** Und verspielst es in der Nacht vor dem Durchgehen?

**Viktor.** Und leihe es mir von dir noch einmal aus. Und ...

**Kommerzienrat.** Und?

**Viktor.** Und gehe mit der himmlischen Finette nach Paris.

**Kommerzienrat.** Und wie soll's enden, Taugenichts?

**Viktor.** Damit, daß ich meines Freundes, des reichen Knopfmachers Töchterlein heirate. Das Mädel hat eine sehr schöne Mitgift. Adieu, Onkelchen! (Ab.)

**Oberst.** Sodom und Gomorra! Sodom und Gomorra! — Gehen wir! (Beide ab.)

## Dritte Szene.

(Der Lord tritt auf.)

**Lord.** „Kot ist alles. Wir tauchen daraus empor, wir waten darin, wir ersticken darin." Manchem gelingt's, in der Pferdeschwemme zu finden, was mir nicht einmal in den Flammen zu

finden beschieden war. — (Er zieht ein Miniaturporträt ohne Einfassung hervor.) Das Porträt des reizendsten Weibes! — Noch immer glaube ich zu träumen. — Da lag es so verloren, so hingeworfen im Kehricht wie der Stummel einer Zigarre! — — (In die Ferne blickend.) Ei, was seh' ich? Mein Sizilianer steht dort in der Nähe des Posthauses, mit einem Schacherjuden in eifriger Unterhandlung begriffen. Was haben die zwei zu verhandeln? — Die Sache ist befremdlich. — Er wirft einen Blick auf mich herüber. Er wird nun wohl auf mich zukommen. Nein, er entfernt sich eilig nach der anderen Seite, nachdem er mit dem Hebräer, wie es scheint, ins reine gekommen. Ich muß . . . Doch halt! Die Huldgestalt Angelikas erscheint im Morgenglanze — strahlender als je — sie lächelt vor sich hin, in so seliger Huld wie eine rosenstreuende Göttin . . .

## Vierte Szene.

(Der Lord. Angelika.)

**Angelika** (tritt lustwandelnd auf). Die schmetternden Lerchen beneid' ich! — Sie dürfen ihr Wonnegefühl laut ausjubeln! — Ich habe kein Auge in dieser Nacht geschlossen — und fühle mich doch so frisch, so wohl, so beschwingt. — Mir ist, als sollte mein Fuß über diese Blumen und Gräser schweben, ohne sie zu knicken. — — Der Lord! — Ich sollte ihm aus dem Wege gehen — aber heute vermag ich keiner Menschenseele zu grollen!

**Der Lord** (tritt langsam auf Angelika zu, bleibt vor ihr stehen und blickt ihr eine Zeitlang schweigend ins Auge). Man hat noch viel zu wenig beachtet, wie wunderbar der Morgensonnenstrahl sich spiegelt im feucht-verklärten Auge einer schönen Frau . . .

**Angelika.** Empfangen Sie meinen Glückwunsch, Mylord, zu Ihrer merkwürdigen Rettung . . .

**Lord.** O, nicht der Rede wert! — Wie geht es Ihnen, meine ideale, liebenswürdige, warmherzige, gefühlsprudelnde Freundin?

**Angelika.** Mit Schrecken und Erstaunen folgte gestern abend mein Auge dem rätselhaften Ereignis.

**Lord.** Was wollen Sie? Ich wünschte meinem Namen Ehre zu machen. Strahlte ich nicht als Luzifer in herrlichem, nur leider allzu kurzem, vergänglichem Lichte?

**Angelika.** Aber wie kam dies alles?

**Lord.** Zufällig erschien mir gestern, als ich von Ihnen wegging, die Welt und das Leben noch ein bißchen elender als sonst,

und ich hatte, wie ich mir schmeichle, den originellsten, den schönsten meiner bisherigen Todesgedanken.

**Angelika** (sich umwendend). Nichts von solchen Dingen, Mylord! Sie wissen, mir graut ...

**Lord.** Immer nur vor mir? Das ist schade. Gestern abend wollte ich Ihnen allerdings einiges nützliche Grauen einflößen. Merkten Sie nichts? Ich meine während des Feuerwerks? Ich schleuderte einen Funkenregen zwischen die Sterne der Kassiopeja hinauf, so daß sie das Sternbild selbst einen Augenblick verdunkelten. Haben Sie gesehen, wie die grellen Funken alsobald wieder elend in sich verglommen, so prächtig sie waren, die Sterne aber ruhig und gleichmäßig weiterfunkelten? — Merkten Sie, wie das gemeint sei? — Dann ging ich weiter und zeichnete ein kleines Avis à la lectrice für Sie an die blaue Himmelswand, wie der Schicksalsfinger in Belsazars Königsburg ...

**Angelika.** Mylord, Ihre Bemühungen sind eitel. Ich bedarf derselben nicht. Sie wissen, ich hätte Grund, Ihnen zu zürnen, und ich hätte Ihrer Begegnung ausweichen sollen. Aber ein glücklicher Mensch kann nicht grollen.

**Lord.** Sie sind also sehr glücklich?

**Angelika.** Wer ist glücklicher als der Liebende?

**Lord.** Sie lieben also sehr?

**Angelika.** Ja, Mylord.

**Lord.** Und werden geliebt?

**Angelika.** Ja, Mylord.

**Lord.** Sagte er Ihnen dies gestern abend?

**Angelika.** Er sagte mir nichts. Wir sagten einander nichts. Wir saßen beisammen in entzückender Stille ...

**Lord.** Ich verstehe. Sie befanden sich in jener eigentümlichen Situation, wo sich eine Art Nebel über die Seelen breitet, wo man nicht mehr so recht bei sich, sondern bei — dem andern ist, wo man dummes Zeug schwatzt und nur gleichsam wie im Traume vor sich hinredet, oder eigentlich nicht redet, sondern stammelt — und einander nicht mehr hört, sondern bloß sieht — oder eigentlich auch nicht mehr sieht, sondern bloß noch empfindet ...

**Angelika.** Gestehen Sie nur, Mylord, Sie taten ihm unrecht. Er ist kein Abenteurer. Er besitzt Geist und tiefes Gefühl. Sie hätten sehen sollen, wie er mit Aug' und Herz an dem Miniaturporträt meiner jugendlichen Mutter hing, das durch eine freundliche

Laune der Natur nun auch das meinige ist. Gewiß, er hat ein gutes, warmes Herz, ein Herz voll des edelsten Feuers.

**Lord.** Ich erinnere mich dieses Miniaturporträts. Ist's nicht in Brillanten gefaßt?

**Angelika.** Allerdings.

**Lord.** Fräulein, auch ich besitze ein gutes, warmes Herz. Würden Sie mir gestatten, dies Miniaturporträt ebenfalls noch einen Augenblick zu betrachten?

**Angelika.** Warum nicht? Ich bin sogleich damit zurück. (Ab ins Haus.)

**Lord.** Alle Teufel, der Bube ... die Verhandlung mit dem Hebräer in der Nähe des Posthauses ... Wenn es mir nur gelänge, des einen oder des andern der beiden habhaft zu werden — (Er macht einige Schritte und sieht sich nach allen Seiten um.)

**Angelika** (zurückkehrend, erregt und nachdenklich). Entschuldigen Sie, ich finde das Porträt im Augenblicke nicht. (Beiseite.) Also doch? — er kehrte noch einmal zurück in später Nacht? —

**Lord.** Sollte das Bild etwa entwendet sein?

**Angelika** (lächelnd). Entwendet? Nun ja — vielleicht! — Aber beruhigen Sie sich, nicht von der Hand eines habgierigen Einbrechers. — Die Hand der Liebe war's, die mit feuriger, südlich-ungestümer Leidenschaft sich vergriff an meinem Kleinod. — Ich vergaß, in der Nacht das Fenster zu schließen ...

**Lord** (nach einer kleinen Pause). Wie aber, mein Fräulein, wenn diese feurige, diese leidenschaftliche Hand das Bild weggeworfen und die Brillanten verkauft hätte?

**Angelika** (lacht wie über einen Scherz).

**Lord.** Sagen Sie, Fräulein, leiden Sie an Somnambulismus?

**Angelika.** Heute nacht — ja — da schlafwandelte ich wohl ein wenig. Aber warum fragen Sie?

**Lord.** O, man hat ja Beispiele, daß Schlafwandler sich selber bestohlen haben.

**Angelika** (mit Interesse). Wirklich? Sind dergleichen Fälle vorgekommen?

**Lord.** Natürlich! — Sie selbst haben schlafwandelnd das Bild fortgenommen. Wer weiß, wohin Sie es gesteckt. Aber es wird sich finden. (Er sieht den Juden des Weges kommen.)

## Fünfte Szene.

(Die Vorigen. Der Jude.)

**Lord** (den Juden anrufend). He da, Herr Löw Purzeles, oder Schmuhl Pinkeles, oder wie Sie heißen!

**Jude.** Moses Turteltaub, mit Erlaubnis.

**Lord.** Ihr Ränzchen ist ja recht straff gespannt? Haben Sie nichts so recht Feines, Erlesenes? Keine goldnen Kettchen, Ringe, Armbänder? Nichts, womit man einer schönen Dame ein Geschenk machen könnte?

**Jude.** Wunderschöne Sachen, gnädiger Herr! Aber das Allerschönste . . . belieben zu werfen einen Blick daher! (Zieht ein kleines Päckchen aus der Tasche, öffnet es und weist den Inhalt vor.)

**Angelika.** O Gott, was seh' ich!

**Jude.** Ausgezeichnet schöne Steine, Exzellenz!

**Lord.** Woher stammen diese Brillanten? Sind sie echt?

**Jude.** Gott, du gerechter, wie sollen sie nicht sein echt? Hab' sie gekauft vor einer Viertelstunde von einem reichen, eleganten, schönen jungen Herrn!

**Lord.** Wo ist er hin, dieser elegante, schöne junge Herr?

**Jude.** Weiß ich's? Hab' ihn gesehn besteigen eine Kutsche und hinausfahren zum Ort in großer Geschwindigkeit mit zwei feurige Rappen! —

**Lord.** Herr Turteltaub — diese Brillanten sind gestohlen; dieser Dame hier gestohlen.

**Jude.** Gott über die Welt! Wie sollen sie sein gestohlen? So ein schöner, feiner, braver junger Herr!

**Lord.** Ein schlechtes Geschäft, Väterchen! — Gib die Brillanten nur wieder heraus!

**Jude.** Wieder herausgeben? Zu Hilfe! Mein Geld! Mein bares ausgelegtes Geld! Meine zweitausend Frank, wer ersetzt mir sie?

**Lord.** Kein Mensch — wenn nicht ein reisender Engländer (öffnet sein Portefeuille). Da nehmt, guter Freund, und hütet Euch künftig vor eleganten, reichen, schönen jungen Herrn!

**Jude** (ihm freudig die Hand küssend). Gott soll Sie segnen, gnädigster Herr, und es vergelten Ihnen und Dero Frau Gemahlin Exzellenz samt Kinderchen und Kindeskinderchen hunderttausendfach! (Ab).

## Sechste Szene.

(Die Vorigen ohne den Juden.)

**Angelika** (nach einer stummen Pause). Sie triumphieren im stillen, Mylord! — Sie wähnen mich besiegt, beschämt. Ich bin es, aber nicht in dem Maße als Sie denken. Arm ist er vielleicht — mittellos — in verzweifelten Umständen — kein Verworfener. Er entwendete mein Bild und, von Geldverlegenheit bedrängt, verkaufte er, was für den Liebenden keinen Wert hatte. Das Bild selbst, mein Herz sagt es mir, trägt er auf seiner Brust.

**Lord** (zieht das Bild hervor). Ich habe es gefunden!

**Angelika.** Wo?

**Lord.** Im Staub der Straße! —

**Angelika** (wirft sich wie vernichtet auf einen Gartensitz und verbirgt ihr Gesicht in den Händen).

**Lord** (nach einer Pause). Nicht wahr, mein Fräulein, es gibt Augenblicke, wo man ganz innerlichst einen epochemachenden Ruck verspürt — ein Gefühl, als ob einem tief drinnen im Leibe eine Ader geborsten, oder eine Sehne gerissen, oder ein Knochen zersplittert wäre. Ich kenne das. Man denkt, nun müsse das gesamte gottverlaßne Räderwerk da drinnen auf einmal stille stehen. Es ist aber in der Regel nicht so arg. Man erholt sich so ziemlich wieder. Es ist erstaunlich, wieviel der Mensch ertragen kann.

**Angelika** (bricht in Tränen aus, springt auf und will dem Teiche zueilen, anscheinend um sich in die Fluten desselben zu stürzen).

**Lord** (sie zurückhaltend). Wohin, mein Fräulein? Zum Weiher? In den Weiher? Zurück, Sie sind keine Nixe!

**Angelika.** Ich will sterben!

**Lord** (sich schüttelnd). „Bei solchen Reden überläuft mich's kalt!" — Sterben? So gut soll's Ihnen nicht werden. Sie haben mir es ja auch immer sehr mißgönnt, wenn ich sterben wollte. „Nichts davon," sagten Sie, „wie kann man den bittern Tod suchen und das schöne Leben verachten!" —

**Angelika.** Lassen Sie mich, mein Entschluß ist unwiderruflich!

**Lord.** Wirklich? — — Nun, wenn man Katholikin ist, so geht man doch nicht so ohne Beichte hinüber! (Mit Nachdruck.) Sagen Sie mir, — sagen Sie sich selbst: Ist die Schmach, die Sie durch den Betrüger erlitten, eine unauslöschliche? —

**Angelika.** Möge der Kuß, den ich auf seine Stirn drückte,

auf ihr brennen als ewiger Vorwurf! Meine Lippe — dem Himmel sei Dank! — blieb rein von einem Brandmal der seinigen! —

**Lord.** Blieb sie das? (Beiseite.) Dein Glück, Bursche! Wär' es anders, dann hätte dieser Revolver dich gesucht, dich verfolgt bis ans Ende der Welt, bis an die Pforten der Hölle! — (Zu Angelika.) Sie dürfen nicht sterben. Ihr Leid ist heilbar. — Vor allem, mein Fräulein, empfangen Sie Ihre Brillanten zurück! Und dies Bild desgleichen!

**Angelika.** Die Steine sind durch Kauf Ihr Eigentum. Das Bild ist mir entweiht. Ich will nicht durch seinen Anblick ewig an meine Schmach erinnert sein. Als Andenken an die teure Verblichene muß mir fortan dieser Ring am Finger genügen. (Sie hebt die Hand, um einen Blick auf den Ring zu werfen, sieht aber mit Schrecken, daß er fehlt.) O Gott! — Auch das noch! —

**Lord.** Was ist's?

**Angelika.** Auch der Ring ist fort!

**Lord.** Sie überließen ihm die Hand? — (Beiseite.) Kleinigkeit! — Ein diskreter Räuber, der den Ring nimmt und den Gürtel schont! — (Zu Angelika.) Vielleicht leidet jener vorteilhaft gestaltete Jüngling an einer sogenannten Monomanie für das Glänzende — es gibt nun einmal Geschöpfe, die eine solche Manie für alles Glänzende haben — z. B. die Elstern und die Raben, die Kinder, viele Frauen ...

**Angelika** (aufmerksam). Meinen Sie? — Ach, Sie scherzen nur — aber könnte es nicht wirklich ... Wie gerne möchte mein Herz es so deuten!

**Lord** (beiseite). Ihr Herz? — Steht es so? Sie ist also noch nicht geheilt? (Zu Angelika.) Ach, das Herz, mein Fräulein, das ist nun einmal der unvernünftigste Muskel im Menschenleibe!

**Angelika.** O Gott! — Hinausgeworfen aus dem Traumparadiese einer flüchtigen Stunde!

**Lord.** Ein Augenblick, gelebt im Paradiese ... Sie erinnern sich doch meiner Stammbuchsentenz?

**Angelika** (gereizt). Mylord, Sie sind nach wie vor der kalte Spötter — Sie treiben Scherz mit meinem Jammer, mit meinen Tränen!

**Lord.** Mit Ihren Tränen? — O Fräulein, glauben Sie mir: kein sturmbewegter Ozean ist für den Mann so viel als eine weibliche Träne! — „Wie lieblich wär's, in dieser See zu scheitern!" —

**Angelika** (aufwallend, mit Emphase). Mein Herr, waren nicht Sie es, der den Fremden in die hiesige Gesellschaft eingeführt?

**Lord.** Und war nicht ich es, der Ihnen sagte: er ist ein Gauner? — — Konnte ich ahnen, daß der neue Adonis einen so ungeheuren Erfolg haben, daß er mir so rasch über den Kopf wachsen würde, daß es mir schon nach wenigen Stunden unmöglich sein würde, Ihr überschwengliches Künstlergemüt von ihm loszureißen? — „Ein Gauner!" sagt' ich Ihnen zehnmal — ein Gauner! — da wiesen Sie mir die Tür.

**Angelika.** Ich Unglückselige! Glaubte ich nicht den edelsten Gefühlen zu folgen? — Welch ein himmlisch-schöner Traum! Und welches Erwachen! —

**Lord** (beiseite). Die Ärmste ist unheilbar. Sie findet den Traum himmlisch-schön — ist also noch nicht daraus erwacht und wird, wie ich nun sehe, niemals völlig daraus erwachen. Die große Schicksalslehre hat nichts gefruchtet. Letzte Hoffnung, fahre hin! —

**Angelika.** Ich kann es noch immer nicht glauben, nicht fassen. Er ein Verbrecher? Vielleicht ward er selbst bestohlen?

**Lord** (beiseite, ärgerlich). Sie fängt an mich zu langweilen. Das Bild des schönen Strolchs ist nicht aus ihrem Herzen zu reißen. — God dam! Die Menschen haben das Recht, erbärmlich zu sein. Aber sie mißbrauchen es. Sie sind stets noch ein wenig erbärmlicher, als sie von Natur- und Rechtswegen sein müssen ...

**Angelika.** Unerhört! Unerhört!

**Lord** (mit einer Gebärde der Ungeduld). Unerhört? Ach, ganz und gar nicht! Was Ihnen widerfuhr, mein Fräulein, ist die alltäglichste Sache von der Welt. — (Gähnend.) O wie schal ist sie, diese Welt! Es geschehen immer nur dieselben, gewöhnlichen, tausendmal dagewesenen Dinge!

**Angelika.** Mylord, Sie sehen mich gedemütigt. Aber wenn Sie den Zweck verfolgten, mich vor Ihnen als Sieger gebeugt zu sehen, so haben Sie denselben nicht erreicht!

**Lord.** O, ich weiß es. Ich bin überzeugt, mein Fräulein, von der Stärke und Unversöhnlichkeit Ihres Hasses gegen mich für alle Zeit.

**Angelika.** Ihnen zum Trotze werde ich das ganze Weh dieser entsetzlichen Erfahrung ertragen!

**Lord.** Ein löblicher Vorsatz. (Will ihr die Hand reichen.) Lassen Sie uns scheiden, Angelika! Wenn auch leider nicht als Freunde. Ich weiß, Sie werden mir nie vergeben.

**Angelika.** Mylord, in diesem Leben kann ich Ihre Freundin nicht mehr sein!

**Lord.** Also doch in einem andern? Jenseits des Grabes?

**Angelika** (bitter lächelnd). Dann vielleicht.

**Lord.** Gut. Ich kann ja warten. Ich gehe einstweilen, die Kugel meines Revolvers abzuschießen. Er könnte sonst unversehens losgehen und jemanden verletzen. — Ich hoffe, daß mir diesmal kein Räuber und kein schönes Weib mehr in den Weg kommt. — Adieu, Mademoiselle! (Ab.)

**Angelika** (allein). Muß dieser seltsame Mensch immer neuen Zunder der Aufregung in meine Seele werfen? Zusammenbrechend in dem eignen Leid, seh' ich durch ihn mich gezwungen, für ein fremdes Los, das Los eines Feindes zu zittern, und ängstlichen Ohrs, mit der natürlichen Scheu vor allem Gräßlichen, nach dem Knalle zu horchen, der seinem Leben ein Ende macht. (Sie geht ab.)

## Siebente Szene.

(Höhere Bergregion mit weiter, großartiger Rundsicht.)

**Der Lord** (tritt auf. Er hat das Porträt Angelikas in der Hand und betrachtet es). Als ich die letzten Worte mit ihr wechselte, da mochte ich ihr noch immer kalt und höhnisch erscheinen. Und doch? Hat mir's dies Bildnis angetan, das ich wie einen bösen Zauber mit mir herumtrage? Will es Rache nehmen, dies Bild, für das, was Lord Luzifer an dem Original verbrochen? — Fort mit dem Danaergeschenk! (Macht eine Gebärde, wie um das Bild wegzuwerfen, vermag es aber nicht.) Man möchte die Menschen lieben, möchte sich ihnen herzlich gesellen — und man fühlt sich immer wieder zurückgestoßen, immer wieder empört durch ihre Verkehrtheiten, durch ihre Eitelkeit, durch ihre Schwäche, durch ihre Beschränktheit! — Seiner schönen Augen halber hat sie dem Burschen sich an den Hals geworfen! — Ich verachte sie. — (Plötzlich von einem Gedanken durchzuckt.) Doch wie? Wenn sie verächtlich ist, weil sie einen Unwürdigen liebte — liebe ich dann nicht auch eine Unwürdige? Bin ich nicht auch verächtlich? — Ei, ei, gestrenger Lord Luzifer, überlege dir's doch einmal recht: Ist sie nicht auch eine Unwürdige, weil sie dem Strolch sich an den Hals warf? Und liebst du sie nicht dennoch? — Ei, wirf doch das Bildnis weg, das dich betört! — Warum vermagst du's nicht? — Es weht hier oben eine andre Luft! eine Luft der Selbsterkenntnis! — Ich zürnte der Unverbesserlichen; ich haßte sie beinahe.

Der Haß — war Liebe; der Zorn — verzehrende Eifersucht! — Ei, ei, Lord Luzifer, wirf doch das bezaubernde Bildnis weg — das Bild der *Unwürdigen!* — (Nach einer Pause.) Hahaha! Sind wir nicht allzusammen arme Sünder? Darf einer sich erheben über den andern? Hatte ich ein Recht, von den Menschen immer so zu sprechen, wie von einer Rasse, mit welcher ich nichts gemein haben will? Bin ich nicht *auch so einer* — so ein rechtes Prachtexemplar dieser Rasse? — Und durfte ich ein Herz zerbrechen, um zu zeigen, daß es gebrechlich sei? — (Einige Schritte machend, um sich blickend, nach einer Pause). Ein großer Vorzug dieser Sommerfrische: wenige Schritte führen empor in die Einsamkeit des ewigen Schnees. — Hier wäre der Ort, müde der abgedroschnen Phrasen vom äußeren Elend des Daseins, sich auf sein *inneres* zu besinnen — zugleich aber, sich wieder aufrichtend und sich nicht verloren gebend, ein ernstes Wörtlein zu sprechen mit Madame Natur und ihrem Büttel, dem Schicksal ... Hier wäre der Ort, zu fragen: Warum hast du mich geschaffen und den Ich-Funken in mich gelegt, mich aus dem Nichts gerufen und gesagt: „Geh' hin und lebe — *sei du selbst!*" — Nun wohl! Wenn ich dich beim Wort nehme? Wenn ich sage: Ich will ich selbst sein — ich will nicht besser sein als du mich gemacht? Was grüßt dort, in unbeschreiblicher Majestät, durch den klaren Äther herüber? Es ist das schimmernde Riesenschneehaupt des Montblanc. Der blickt mich spöttisch an, als wär er Gott Vater selber und wollte sagen: Trotze nur, Menschlein, und treib' es wie du magst! Du richtest mir meine Welt nicht zugrunde — du richtest höchstens deine eigene, sehr überflüssige Wenigkeit zugrunde! — Hoho! wir Menschen taugen nicht sehr viel, das leugn' ich nicht. Aber trotz alledem und alledem — unser spotten darfst du nicht! In der kleinsten meiner Nervenfaserchen ist mehr Leben, als in all deinen erhabenen Felskolossen und Gletschermassen! — Du, mein lieber Montblanc, bist mir gerade gut genug als Piedestal, wenn ich Lust habe, mich darauf zu stellen, um das Schicksal anzuklagen, ohne Strafe fürchten zu müssen: denn ihr Höhen bietet den Vorteil, daß man auf euren Gipfeln die Wetter *unter* sich erblickt, mit welchen der grollende Himmel die unfromme Erde züchtigt. — Aber ich verspreche dir, daß ich mich künftig gegen Welt und Menschen einer etwas *milderen,* einer etwas *kollegialeren* Gesinnung befleißigen werde. — „Le chagrin est un peché." — (Über sich blickend.) Schön sind die Berge, aber noch schöner der Adler, der über ihnen schwebt! Da erblick' ich einen, er kreist gerade über mir. (Ein Schuß

knallt in der Nähe; ein Lämmergeier fällt getroffen zu den Füßen des Lords herab.) Er verendet. In seinem brechenden Auge spiegelt sich noch ein Ätherstrahl. — Armes Tier! — Aber du sollst wenigstens nicht ausgestopft in einem Museum für Philister stehen! Ich will dich würdig bestatten. Diese Felskluft hier sei dein steinernes Mausoleum!

(Ein Alpenjäger tritt auf, den getroffenen Geier suchend.)

## Achte Szene.

(Der Lord. Ein Alpenjäger.)

**Lord.** Seid Ihr's, der den Vogel geschossen?

**Alpenjäger.** Versteht sich. Her damit! Ist sicherlich dasselbe Teufelsvieh, das vorige Woche ein Schaf da drüben von der Weide weggeholt.

**Lord.** Was kostet er? Ihr verkauft ihn doch?

**Alpenjäger.** Was soll er kosten? Viel ist so ein Federvieh nicht wert. Hätt's lieber gesehen, wenn mir der Bär in den Schuß gelaufen wär.

**Lord.** Der Bär? Einer, der sich da in der Gegend herumtreibt?

**Alpenjäger.** Versteht sich. 's ist auch ein Preis darauf gesetzt.

**Lord.** Ach, darum möchtet Ihr ihm eins auf den Pelz brennen?

**Alpenjäger.** Wär mir auch sonst ein Vergnügen. Vorigen Winter schoß ich drei Stück Wölfe. Die Luder sterben auch nicht aus. Wenn einer Zeit hätte, dem Gezücht ein paar Wochen lang bis in die letzten Schlupfwinkel nachzugehen, könnte man selbem wohl den Garaus machen.

**Lord.** Bruder Schütze, du hast den besten Teil erwählt! Es weht da oben eine andere Luft!

**Alpenjäger.** Luft hin, Luft her! Was fragt unsereiner nach der Luft? Unsereiner ist gewöhnt an Sturm und Regen und Nebel und alles.

**Lord.** Auf den Bergen gibt es kein menschliches Elend.

**Alpenjäger.** Kein Elend? Wär' schon recht! — Seht Ihr dort die Hütte mit dem modrigen Strohdach? Da lebt ein alter kranker Mann seit zwanzig Jahren. Seine Tochter hat ihn gewartet und gepflegt, und heute nacht ist sie ihm weggestorben an einer hitzigen Krankheit. Jetzt liegt er hilflos und verlassen in der Hütte. Und fort will er auch nicht, um keinen Preis, der alte wunderliche Kauz; will da leben und sterben, sagt er, in der Einsamkeit. — Bitt' um den Vogel, lieber Herr!

**Lord.** Will Er nicht lieber dieses Stück Geld dafür nehmen?

**Alpenjäger.** Ist mir auch recht. Bedank' mich. Adjes. (Ab.)

**Lord.** Ein resoluter Kerl! — Der hätte den Geier, der an der Leber des Prometheus fraß, mit seinem Stutzen weggefegt, wie einen Spatzen vom Dache. — Der hat Besseres zu tun mit der Kugel in seinem Rohr, als sie sich selber durch den kranken Kopf zu jagen — wie unsereiner. — (Seitwärts blickend.) Ei, wer kommt denn da so eilig den Bergpfad heraufgestiegen? — Wenn ich nicht irre, so ist's der Feuilleton-Pessimist Dr. Feuerbart. Was hat er da zu suchen? Etwa *mich*?

## Neunte Szene.

(Lord. Dr. Feuerbart tritt auf.)

**Dr. Feuerbart.** Ach, da sind Sie ja! — Unten war das Gerücht verbreitet, daß Sie mit selbstmörderischen Absichten bergaufwärts gegangen. Das war ein interessanter Fall für mich. Ich folgte Ihnen. Wollen Sie sich wirklich selbstmorden?

**Lord.** Fällt mir nicht ein.

**Dr. Feuerbart.** So? — Auch gut. Ein Zusammentreffen mit Ihnen bleibt mir unter allen Umständen interessant. Schon längst hätte ich gern meine Gedanken mit Ihnen ausgetauscht. Lieben Sie nicht den Gedankenaustausch?

**Lord.** Gedankenaustausch? Wozu, lieber Herr? Meine eigenen Gedanken sind mir gerade recht. Ich tausche mit niemand.

**Dr. Feuerbart.** Aus Ihren Worten, Mylord, spricht eine gewisse Bitterkeit. Das ist mir interessant. Trotz Ihrer Seltsamkeiten, Mylord, und Ihrer Schroffheiten, fängt man da unten an, Sie zu achten . . .

**Lord.** Die Leute in der Hölle, sagt das Sprichwort, gewöhnen sich an den Teufel.

**Dr. Feuerbart.** Sie sind Misanthrop, Pessimist. Auch ich bin es. Leugnen Sie es nicht, Mylord, Sie sind einer der unsern! Einer der genialsten in unserm Kreise! Wir alle bewundern Sie, wir Weltverächter!

**Lord.** Ich, mein Herr, ich bewundere die *Welt* und verachte *uns*!

**Dr. Feuerbart.** Was? Sie wären kein Welt- und Lebensverächter?

**Lord.** Hol' mich der Geier, nein! Ich finde die Welt à merveille und überaus scharmant!

**Dr. Feuerbart.** Wie? Erging sich Ihr Spleen, Ihr Weltschmerz nicht vor unser aller Augen in Sprüngen des übermütigsten Humors?

**Lord.** Das war früher. Aber seit mir der dickste von den Liebhabern des Fräuleins Finette auf die Leichdornen getreten, finde ich, daß das Dasein eine Lust ist — ohne Leichdornen.

**Dr. Feuerbart.** Sie scherzen.

**Lord.** Was kümmert es Sie, mein Herr, wenn mir die Welt gefällt? Ich fordere jeden vor meine Klinge, der mir dies wehren will und der behauptet, daß diese Welt nicht die beste ist!

**Dr. Feuerbart.** Mylord, ich bin ein Mann der Feder, nicht des Degens und der Pistole.

**Lord.** Wie so? Sie haben doch Courage? Den Tod können Sie unmöglich fürchten! Ich bin überzeugt, daß Sie, von Ihrem Standpunkte aus, angesichts des Elends und der Qual dieses Daseins, den Süßigkeiten des Nichtseins mit lüsternem Wonneschauer entgegentaumeln! — Denken Sie, daß ein unscheinbares Bleikügelchen aus diesem Rohr (zieht seinen Revolver hervor) Sie im Nu hinüberbeförderte ins selige Nirwana!

**Dr. Feuerbart.** Ein reizender Gedanke. Aber ich liebe es nicht, dergleichen Dinge zu überstürzen. — (Sich mit Pathos in die Brust werfend.) Ja, wenn ich wüßte, daß mit der Wurzel des individuellen Lebens in dieser Brust auch zugleich die Wurzel des allgemeinen Lebens ausgerottet würde — mit Freuden spränge ich, ein neuer Curtius, hinunter in den Abgrund der Vernichtung. Aber nach Schopenhauer ist auf dieser vertrackten Erde „dem Willen zum Leben das Leben immer gewiß", und wenn ich meinen Daseinswillen verneine und austilge, so existieren Hinz und Kunz und der ganze Krempel nach wie vor drauf los, als ob nichts geschehen wäre. Was? Ich sollte ein Narr sein und mich töten oder töten lassen einzig und allein für das eigene Beste? Ohne zugleich das Universum mit mir hinüberretten zu können ins unendliche Nichts? Pfui! Dies wäre der krassesté Egoismus! — — Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine hierauf bezügliche Stelle in meinem „Unwert des Lebens" vorlese. (Er zieht das Manuskript aus der Tasche.)

**Lord.** Erlauben Sie, daß ich diese Stelle seinerzeit nach meiner Bequemlichkeit in dem gedruckten Buche selbst lese.

**Dr. Feuerbart.** Dann werden Sie sich gedulden müssen, bis

sich ein Verleger für das Werk findet, der die verdienten 3000 Mark dafür bezahlt.

**Lord.** Ich werde mich also gedulden.

**Dr. Feuerbart.** Es wäre denn, daß Sie das Manuskript für sich allein erwerben wollten — wie es Könige gibt, die sich eine Komödie für sich allein vorspielen oder eine Oper für sich allein vorsingen lassen ...

**Lord.** Und wie der Messias für sich allein das Kreuz der Welt auf seine Schultern nahm. Eh bien, ich nehme den ganzen „Unwert des Lebens“ auf mich allein. (Öffnet sein Portefeuille). Hier die 3000 Mark!

**Dr. Feuerbart** (ihm das Manuskript übergebend). Vivat Britannia! Jeder Brite ein König! — Der „Unwert des Lebens“ ist fortan Ihr unbestreitbares, ausschließliches Eigentum!

**Lord.** Gott befohlen, Herr Doktor!

**Dr. Feuerbart** (ab).

## Zehnte Szene.

(Lord allein.)

**Lord.** Dem Russen war der Katzenjammer doch angeboren; diese Burschen aber tragen ihn wie einen im Kaffeehause vom Nagel gestahlnen Moderock. — — Den Unwert des Lebens will ich mitsamt dem Prometheus-Geier da, der seinen Herakles fand, in dieser tiefen Felsenspalte begraben. (Er hinterlegt beides in der Kluft eines hochragenden Felsens.) „Pessimist“ also bin ich? Sapperment, ich wußte das gar nicht — hab' es erst von den gelehrten Deutschen erfahren. Also Kollege des Dr. Feuerbart? Dann hole der Geier mich und ihn und den Pessimismus! Doktor, dich hat ein göttlicher Schicksalsfinger heraufgewiesen! Dein Anblick genügte, um zu vollenden, was das plötzlich erwachte Gewissen da drinnen, im Bunde mit dem spöttischen Montblanc da drüben, und dem resoluten Alpenjäger begann, mich umzustimmen! — — (Er zieht den Revolver hervor.) Es hat nicht sein sollen, und soll nicht sein, du meine liebe bleierne Bohne! — Du verrostest mir unnütz da drinnen in der Röhre. Ich sage mich los vom Spleen, und von der verdammt schlechten Gesellschaft, in die ich dadurch geriet. Um nie wieder in Versuchung geführt zu werden, will ich dich ein für allemal erlösen aus deiner Haft. Fliege hin, wie meine Seele, und verliere dich in die hohe Unermeßlichkeit der Gebirgswelt! (Er tritt mit der Pistole seit-

wärts, um sie loszuschießen.) Triff, wenn du durchaus nicht tatlos aus der Welt gehen willst, einen bummelnden bösen Genius in den Lüften, oder ein auf der Sommerreise nach dem Blocksberg begriffenes Herlein! — 's ist eigentlich schad' um dich, daß du, solange aufgespart, für gar nichts dagewesen sein sollst! — Flieg', Vöglein, fliege! (Er schießt die Pistole ab. — Nach einigen Augenblicken vernimmt man ein eigentümliches Geräusch auf den nahen, mit Schnee bedeckten Abhängen des Hochgebirgs.) Was ist das? Welch ein Geknister da drüben in den Schneelehnen? (Er tritt auf einen Felsvorsprung hinaus und blickt in der Richtung, welche die Kugel genommen, nach einer dem Zuschauer nicht sichtbaren Stelle.) Das Geknirsch und Geknatter nimmt zu! — O Himmel, ist das dort nicht eine rollende Schneeschicht? — Sie rollt — sie rollt — schneller und immer schneller, größer und immer größer — sie fährt donnernd zu Tal — — Hast du das getan, mein ehernes Vöglein? Hat der Knall deiner Befreiung, die Luft erschütternd, einige von den weichen Flocken gelöst, die der feucht-laue Südwind gelockert, und reißen diese nun ihre Schwestern alle mit sich hinunter über den Abhang? (Er blickt weiter hinab in die Niederung.) Was seh' ich? Die stürzende Lawine streift im Niedergang die Sommerfrische da unten — ein wildes Gestöber braust darüber hin! — Unglückselige Kugel, wer hat dich zur Richterin, zur Rächerin gemacht in dem Augenblicke, wo ich selbst mich auszusöhnen anfing mit der Menschheit und mit dem Schicksal? — (Gegen die Sommerfrische hinunterblickend.) Die Hauptmasse der Lawine — ging sie seitwärts vorbei? — Hat nur mit seiner Flügelspitze der Dämon das Sündennest gestreift? — Hinab! Hinab! (Von einem Gedanken erfaßt, leidenschaftlich): Angelika! Angelika! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

---

# Fünfter Akt.

## Erste Szene.

(Das Landhaus Angelikas im Hintergrunde, etwas höher als die übrigen Häuser der Sommerfrische und so gelegen, daß diese dem Zuschauer nicht sichtbar sind. Das Haus ist weniger von Schnee, als von Erde, Steinen und Baumstämmen bedeckt, das Dach eingedrückt, der Eingang vollständig verrammelt. Zwischen dem zum Teil von hohen Bergwänden umgebenen Hause und der übrigen Sommer-

frische ist eine hohe, breite Erd- und Schneeschuttmasse aufgetürmt, welche den Zugang absperrt. Beim Aufgehen des Vorhangs wird dieser Schuttwall soeben von außen durchbrochen, man hört ein starkes Schlagen und Pochen, Erdreich und Steine rollen nach innen, eine Öffnung wird sichtbar, nicht auf gleichem Niveau mit dem Boden, sondern etwas höher. Durch diese Öffnung kommen herab: der Lord mit einer Anzahl von Arbeitern, alle mit Spaten, Schaufeln und andern Werkzeugen versehen, sich den Schweiß von der Stirne wischend.)

**Lord.** Wir sind am Ziel! (Einen prüfenden Blick auf das Haus werfend.) Alle Wetter! Hier ist die Stelle, wo der eigentliche Sack des Unheils platzte und sich entlud! — Kerker oder Gruft? — Es dunkelt schon; ein Grund mehr, die Arbeit des Tages fortzusetzen und zu beschleunigen! — Noch dürfen wir nicht rasten, Burschen! Wischt euch den alten Schweiß von der Stirne, damit Platz wird für neuen! — Ihr beiden Knirpse da steht nur im Wege; lauft nach entgegengesetzten Richtungen und holt neue Helfer herbei! Versprecht den reichsten Lohn! Sagt, der reiche Engländer, oder der verrückte Engländer, oder wie ihr wollt, werde sie alle belohnen — fürstlich belohnen! (Es geschieht nach seiner Weisung.) Ans Werk, Leute! Haben wir Bresche gebrochen in den Wall dort, so werden wir auch hier (auf das Haus weisend) nicht vergebens anklopfen. Ihr schaufelt das Erdreich beiseite! Ihr räumt die Steintrümmer und Baumstrünke hinweg! — (Sie machen sich daran. Einige müßige Zuschauer haben sich durch die Öffnung herbeigeschlichen.)

**Lord** (nach einem Blick auf die letzteren, beiseite). Der Teufel hole alle müßigen Gaffer! — (Laut.) Was beliebt, werte Herren Zuschauer? Halten Sie uns einfache biedere Leute für Schauspieler? Oder für Potentaten und sonstige Große, die immer etliche Kubikmeter „Volk“ zur Staffage haben wollen? Sie zucken die Achseln und bleiben? A la bonne heure! — (Beiseite.) Werde sogleich mit ihnen fertig sein! (Laut, zu einem Arbeiter.) Bursche, lauf in mein Hotel zum „Schwan“ und melde meinem Kammerdiener, er solle augenblicklich meinen Luftballon füllen auf dem Platz vor der Kirche — in 20 Minuten ist Abfahrt! —

**Die Zuschauer** (unter sich). Das müssen wir sehen! (Alle durch die Öffnung ab.)

**Lord.** Hahaha! Wie weggeblasen! — — Ans Werk! Ich werde versuchen, ob es nicht möglich, von oben einzudringen! (Er klettert über Schutt und Trümmer auf das flache, terrassenförmige, ziemlich niedrige Dach, und macht sich dort zu schaffen, indem er Blöcke beiseite schiebt, Baumstrünke herabwirft u. dgl. Er entfernt sich dabei mehr nach dem Hintergrunde.)

## Zweite Szene.

(Die Vorigen. Der Oberst, hierauf der Kommerzienrat.)

**Oberst** (kommt durch die Öffnung, sieht sich neugierig um). Sapperment! Wie erschrecklich sieht's da aus! Ein wahrer Greuel der Verwüstung! —

**Kommerzienrat** (kommt bald darauf desgleichen durch die Öffnung. Beide strecken, sich erblickend, die Hände gegeneinander aus, eilen aufeinander zu und schließen sich in die Arme.)

**Oberst.** Wohlerhalten?

**Kommerzienrat.** Unversehrt?

**Oberst.** Heil und gesund?

**Kommerzienrat.** Gott sei Dank! Aber zeitlebens bring ich nicht mehr aus den Gliedern den Schreck!

**Oberst.** Sagt ich nicht immer: Sodom und Gomorra! Nun hatten wir — zwar keinen Pech- und Schwefelregen, aber doch so etwas dergleichen. — Übrigens — hab' alles vorhergesehen! Wehte ja ein förmlicher Sirocco seit drei Tagen!

**Kommerzienrat.** 's ist doch glimpflicher abgelaufen, als man dachte — he?

**Oberst.** Nur ein Seitenarm der Lawine hat uns eingestäubt! Und auch der liegt zum größten Teil als Wall hier vor dem Hause der Malerin.

**Kommerzienrat.** Und — potz Blitz! Wie ist sogleich gestochen worden und geschaufelt, wo's nötig war, und überall sind aufgetaucht zu Dutzenden, wie aus dem Boden, die Helfer!

**Oberst.** Ja, und sie sagten, sie seien geworben von dem tollen Engländer!

**Kommerzienrat.** Wirklich?

**Oberst.** Hat uns immer zehntausend Klafter unter die Erde hinabgewünscht, und nun gräbt er uns doch wieder heraus!

**Kommerzienrat.** Einen Toten hab' ich nirgends ans Tageslicht bringen sehen — alles am Leben, nur häufig zu Schaden gekommen in irgendeiner wunderlichen und lächerlichen Art! 's ist wahrhaftig, als ob nicht hätte sein Spiel getrieben ein böser Dämon, sondern etwan bloß so 'n boshafter, tückischer Kobold!

**Oberst.** Unserm dicken Gründer, wissen Sie, wurde in der Verwirrung von einem Gauner, der sich die Gelegenheit zu nutze machte, sein dickstes Portefeuille gemaust, und der Wucherer Itzig

Rosenduft lamentiert erbärmlich wegen eines Faszikels von Wechselbriefen, der ihm abhanden gekommen!

**Kommerzienrat.** Was Sie sagen! — Dem Fräulein Finette sind eingedrückt worden die weißen Zähne und das bezaubernde Näschen — und dem bekannten Glücksspieler Herrn von Schelmbein sind worden zermalmt alle zehn Finger, so daß er nie mehr halten kann die Karten!

**Oberst.** Das windige Gräflein Hausenblas wurde über den Teich hinübergeschleudert ans andere Ufer — durch den bloßen Luftdruck nämlich, und der alternden Bacchantin Madame Silberqueck geriet im Trubel statt des Panthers ein anderes Tier, das aus einem zertrümmerten Koben flüchtete, zwischen die Beine, so daß sie einen Moment rittlings darauf zu sitzen kam!

**Kommerzienrat.** Das emanzipierte Fräulein Jucunde Käspappel hat man gefunden liegend auf den Knien und betend.

**Oberst.** Ja, und den Pessimisten Dr. Feuerbart hab' ich gesehen kläglich aus einem Fenster um Hilfe schreien in der Todesangst.

**Kommerzienrat.** Das ist noch gar nichts gegen das Schicksal des Grafen Itzenschlitz, des Diplomaten, der vor Schrecken hat wirklich verloren den Verstand. Der Ärmste ist in Irrsinn gesunken so tief, daß er eine Hundemarke hat angesehen für einen neuen Orden, sich dieselbe hat gehängt vor die Brust, und stolz damit ist herumspaziert in den Straßen. Das Umgekehrte vom Größenwahn! Was sagen Sie dazu?

**Oberst.** Sehr gut! — Aus dem Kursalon hat man richtig mitsammen herausgeschaufelt die Madame Zitzenthaler und den Herrn Baron van der Mücke!

**Kommerzienrat.** Gehen gewiß nie wieder zusammen hinein ihr Leben lang! — Und der arme Herr Abbé!

**Oberst.** Was ist's mit dem?

**Kommerzienrat.** Der ist worden enterbt von der frommen Gräfin.

**Oberst.** Wie das?

**Kommerzienrat.** Weil er ist aufgefunden worden in dem griechischen Tempelchen, wissen Sie, das gestanden da drüben im Wäldchen; das Tempelchen ist worden hinweggefegt und unversehrt weiter geschoben viele Klafter, gerade bis vor der Frau Gräfin Haus — und die sah den Herrn Abbé kauern in dem Tempelchen, und dazu ein hineingeflüchtetes Frauenzimmerchen, wie zwei Vögelchen in einem Käfig. Sogleich hat sie ihn enterbt, aus Zorn, weil er, als Priester, ist gegangen in ein heidnisches Tempelchen.

**Oberst.** Hahaha, sehr gut! — Apropos, wissen Sie denn nichts von Ihrem Herrn Neveu?

**Kommerzienrat.** Gerettet — aber lendenlahm gestoßen von einem Balken, so daß er für künftig verzichtet, zu sein ein Roué, und fluchend schwört, sich fortan treu und fleißig zu widmen seinem Berufe.

**Oberst.** Sehr gut! — Ein memento mori war sie, diese Lawine, ein memento mori! Sapperment, es war, als wollte der Jüngste Tag angehen!

**Kommerzienrat.** Gott über die Welt! Das Gebrause, Gesause und Geknatter!

**Oberst.** Der Berg fing an zu tanzen und alle Wetter spielten dazu auf!

**Kommerzienrat.** Gott, das Gekrach — und das Klirren der Fenster! Dann für einen Augenblick alles still, totenstill ...

**Oberst.** Man wußte lange nicht, ob man tot sei oder lebendig. — Aber wissen Sie, was mir hernach das Unerträglichste war bei der ganzen Sache? Das war, wie wir beide über die verrammelte Gasse hinüber, ich aus *meinem*, und Sie aus *Ihrem* Schornstein heraussahen, und in diesem drangvollen, höchst interessanten Momente kein Wort mit einander sprechen konnten, wegen der großen Entfernung, und uns auf Handschwenkungen und Gebärden beschränken mußten, bis mich die Helfer vom Dach herunterholten!

**Kommerzienrat.** Und mich desgleichen! Gott soll's lohnen den wackeren Burschen!

**Lord** (auf dem Dache nach vorn kommend). Nur munter vorwärts, treffliche Minierer! Nur munter vorwärts! — Greift nach Beil und Säge, wo's nötig! Schaufel und Spaten tut's nicht allein! —

**Kommerzienrat** (zum Oberst leise). Teufel, der Engländer!

**Oberst.** Jawohl, der tolle Lord!

**Kommerzienrat.** Der arbeitet ja drauflos wie ein Schatzgräber!

**Oberst.** Jawohl, Schatzgräber! Hahaha! Sie merken doch, *wen* er da herausgraben will?

**Kommerzienrat.** Fräulein Angelika, die Malerin! Das ist der Schatz, den er will graben aus der Erd'.

(Beide schleichen sich spähend dem Landhause näher. Der Lord wirft einen großen Baumstrunk vom Dache herab, ihnen gerade vor die Füße. Sie weichen erschreckt zurück und treten beiseite, sehen aber den Arbeitern mit Neugier zu.)

**Oberst.** Sehen Sie einmal, wie der Brite manövriert mit Bäumen und Felstrümmern! Als ob's Gummibälle wären!

**Kommerzienrat.** Dieser Mensch hat Riesenkräfte!

**Oberst.** Mensch? Beelzebub! Luzifer!

**Lord** (zu den Arbeitern, welche sich mit den Felsblöcken bemühen, die sie nicht hinwegzuräumen vermögen). Schafft Stricke herbei und Hebebäume — Halt! Ihr könnt den schönen, schlanken Tannenschaft da als Hebel benützen! (Wirft denselben vom Dache hinab, die Arbeiter tun wie er geheißen. — Mittlerweile haben nach und nach auch wieder einige andere Neugierige sich durch die Öffnung hereingedrängt, sehen zu und nehmen stummen Anteil an dem Gespräche des Obersten mit dem Kommerzienrate.)

**Oberst.** Ja, so leicht wie Kartoffeln graben ist das nicht!

**Lord.** Nochmals den Hebel angesetzt, Leute! Zugegriffen alle miteinander! — Zum Geier mit allen überflüssigen Glotzgesichtern! (Beiseite.) Wie werd ich sie nur los? — Na, wartet! (Er tut, als blicke er von der Höhe des Daches angestrengt nach der Gegend jenseits des Walles.) Potztausend! Da drüben hebt man soeben bei Fackelschein sechs Töpfe mit Kremnitzer Dukaten aus einer, durch den Lawinensturz entblößten Stelle des Erdreichs! (Die Zuschauer mit Ausnahme des Obersten und des Kommerzienrates entfernen sich eilig durch die Öffnung.) Hahaha! Fort sind sie! — Nein — nicht *alle*!

**Oberst** (zum Kommerzienrat). Wir bleiben. (Ihn näher hinzuziehend.) Der Tausend, sehn Sie mal, wie da Schnee und Sandgeröll und Erdreich zu einer festen Masse zusammengeknetet ist! Und die Millionen Splitter zerfetzter und zerquetschter Bäume darin!

**Kommerzienrat.** Wahrhaftig! Sieht aus wie Weißfischfleisch, das voll Gräten steckt!

**Oberst.** Meines Erachtens sollte man übrigens — sehen Sie...

(Der Lord rollt einen Stein vom Dache herab, der den beiden vor die Füße fällt. Neues erschrecktes Zurückweichen.)

**Oberst.** Kreuz-Millionen-Schwerenot!

**Kommerzienrat.** Da kann man ja mit guter Manier umkommen durch die Retter, wenn einen verschont hat die Lawine!

**Oberst.** Jawohl, dergleichen ist möglich. Es ist ja z. B. auch vorgekommen, daß einem Verschütteten durch indiskretes Zuhauen mit Spaten oder Schaufel ein Ohr blank weggeputzt, oder gar ein Loch in den Kopf geschlagen worden.

**Kommerzienrat.** Wirklich? — (Ängstlich.) Wollen wir nicht lieber gehen? Es dunkelt!

**Oberst.** Warum nicht gar? Wir müssen doch sehen, wie sich der Lord Beelzebub sein Schätzchen aus der Erde gräbt, sein Engelchen!

**Lord** (um sich in die Weite blickend). Die schwarze Nacht ist da! (Zu den Arbeitern.) Requiriert ein paar Fackeln! Wir sind Maulwürfe, aber nicht von der Sorte, die im Finstern wühlt!

(Ein Arbeiter entfernt sich.)

**Kommerzienrat.** Ich sage, sie ist tot!

**Oberst.** Ich sage, sie lebt; aber auch mit so 'nem Denkzettel: mit zerschlitzten Wangen etwa, oder mit gebrochenen Beinen. Was gilt die Wette?

**Kommerzienrat.** Eine Flasche Rüdesheimer!

**Oberst** (einschlagend). Topp! — Voyons! (Sie schleichen näher.) Meines Erachtens, sag' ich ...

(Der Lord fegt in diesem Moment einen Haufen Erdschutt über ihre Köpfe weg, der sie bedeckt; ein Teil davon fällt ihnen, da sie neugierig nach oben blicken, in die Augen und den Mund; sie weichen, augenreibend und prustend.)

**Oberst.** Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich ersticke! (Durch die Öffnung ab.)

**Kommerzienrat.** Gott über die Welt — ich erblinde! (Tappt sich mühsam fort.)

**Lord.** Warum sollt ihr nicht auch euren Teil haben von der Lawine, verwünschte Schwätzer! Es war Zeit, euch den Mund zu stopfen!

(Der ausgesendete Arbeiter kommt mit zwei großen angezündeten Fackeln zurück und steckt dieselben zur Rechten und zur Linken der Bühne in die Erde. Mit ihm sind wieder neue Zuschauer hereingedrungen.)

**Lord** (zu den Arbeitern hinuntersehend). Holla! Maulwürfe, wie steht's? Was? Es geht noch immer nicht? Der letzte Block da ist nicht zu bewältigen?

(Mit einem Blick auf die neu sich ansammelnden Zuschauer beiseite.)

Diable! Ist es denn möglich, die Luft gründlich zu reinigen? So muß ich wohl einen Hauptstreich wagen! — (Er führt im Hintergrunde einen starken Schlag mit dem Spaten auf das flache Dach, auf dem er steht.) Hurra! Endlich Bahn gebrochen ins Innere! Die Festung ist unser! Diese Versenkung, die mir mein Spaten öffnete, bringt mich hinab zum Herde des Hauses! (Er verschwindet nach unten. Arbeiter und Zuschauer harren neugierig, hie und da plaudernd, seiner Wiederkehr.)

## Dritte Szene.

(Die Vorigen. Dr. Feuerbart tritt auf.)

**Dr. Feuerbart** (ein Notizbuch in der Hand). Diese Katastrophe gibt Stoff zu einer Sensationsbroschüre — mit dem Bildnisse des Lords davor. Es läßt sich viel psychologisches und kulturhistorisches

Kapital aus der Sache schlagen. Sonst ist hier nichts mehr zu machen. Die Gesellschaft der Sommerfrische ist wie moralisch gesprengt. Man erkennt die Leute gar nicht wieder. Fast jeder erhielt ein kleines Memento und geht nun damit seiner Wege. Ich selber sogar, der ich den Dingen doch immer ganz objektiv gegenüber stehe, habe in mir so etwas wie das Gefühl eines Abgebrannten, und werde . . .

**Lord** (taucht in diesem Augenblicke auf dem Dache wieder auf). Das Haus ist leer! Leer wie ein altes Vogelnest im Walde! — Desto besser! — Ein Glück für die Bewohnerin des Hauses, daß sie abwesend war samt ihrer Dienerin, als die Lawine niederging. Die Gemächer sind verschlossen; die junge Dame selbst wird im Hause einer Freundin weilen! (Zu den Arbeitern.) Gehen wir! Wir haben das Unsrige getan! (Er zieht einen Beutel hervor und wirft denselben unter sie.) Hier euer Taglohn! (Die Arbeiter fangen den Beutel auf und öffnen ihn beim Scheine einer der brennenden Fackeln. Eine große Zahl von Goldstücken rollt heraus.)

**Die Arbeiter.** Heißa! Goldfüchse!

**Andere.** Ehrlich geteilt! (Einer verteilt die Münzen.)

**Alle.** Hoch der Lord!

**Dr. Feuerbart** (hervortretend). Hoch der Lord! Stimmen wir ein, wir alle, die wir zugegen, in den verdienten Ehren- und Jubelruf!

**Alle Anwesenden.** Hoch der Lord!

**Dr. Feuerbart.** Edler, hochherziger Retter, empfange den Dank aller Menschenfreunde für dein tatkräftiges, gemeinnütziges, heroisches Wirken! Erneutes Lebehoch dem Manne, der ebenso durch Großmut wie durch titanische Geistesgröße immer hervorragt, immer erhaben ist über alle!

**Lord.** Erhaben über alle? Ich depreziere! — Ihre schmeichelhafte Meinung von mir zu teilen, mein Herr, wäre Hochmut, und durch Hochmut kam schon einmal Luzifer zu Fall! Bester Herr Doktor und sonstige geehrte Anwesende, erlauben Sie mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich seit kurzem sehr zahm, bescheiden und tolerant geworden. Ma foi! Ich bin im Augenblick sehr nachsichtig gegen alle menschlichen Schwächen — wenn es wirklich menschliche sind! Nur den Lästerzungen, den Lügnern und Tratschmäulern, den kalten, herzlosen Egoisten, den gesinnungslosen Schwätzern, und noch einigen andern wünsche ich — eine zweite Lawine! Wenn ich mich nicht sehr täusche, liebe Zuhörer und Freunde, so sind wir allzusammen, was man so nennt, schwache, sündige Menschen; und namentlich in

einem gewissen Punkte sind wir ... doch ich will, God dam! keine lange Rede halten und beschränke mich darauf, Ihnen, geehrte Anwesende, nur noch eines zu sagen — dieses aber mit allem möglichen Nachdruck: Die Welt ist ziemlich erbärmlich, ja; und wir müssen sie durchaus verbessern. Aber beginne nur jeder die Weltverbesserung bei sich selber — und sie wird uns — hol' mich der Geier! — gelingen! (Springt über Trümmer auf den Boden herab.) Allons, mes amis! Gehen wir für heute zu Bette!

**Alle**. Hoch der Lord! (Gehen ab. Der Lord bleibt als der letzte zurück.)

**Lord** (allein, nähert sich rasch der Öffnung des Schuttwalls.) Neugierige Augen der Welt da draußen, geduldet euch! — Schätze müssen heimlich und in aller Stille gehoben werden! (Er verrammelt eilig die Öffnung mit einigen Stämmen und Felstrümmern. Sodann faßt er den Block, welcher noch den Eingang des Landhauses versperrt, und schiebt denselben mit einem angestrengten, kräftigen Ruck beiseite. Nachdem ihm dies gelungen, ergreift er eine der beiden brennenden Fackeln und bringt damit ins Innere des Hauses. Nach kurzer Pause, welche durch leise Musik des Orchesters ausgefüllt werden kann, trägt er die ohnmächtige Angelika aus dem Hause ans Tageslicht hervor und bettet sie auf eine geeignete Rasenbank.)

## Vierte Szene.

(Der Lord. Angelika.)

**Lord** (tut ein paar Schritte von Angelika hinweg). Ich weiß nun beiläufig, wie den Leuten zumute war, welche die Venus von Medicis, oder den vatikanischen Apollo, oder den Laokoon zutage schaufelten! — Die frische Luft wird sie bald erwecken. — Ob nicht etwa noch eine andere Menschenseele da drinnen nach Rettung schmachtet? (Kehrt mit der Fackel ins Haus zurück.)

**Angelika** (erwacht und erhebt sich, verwirrt und wie schlafwandelnd, nach einer Pause). Ist das nicht das hohe freie Himmelsgewölbe über mir? — Nicht mehr das grabdunkle, enge Verlies, das mich umschloß? — Aber rings noch schwarze Nacht — nur dort — dort — was ist das? Welche gespenstige Leuchte? (Sie blickt nach allen Seiten um sich.) Und noch immer kein Ausweg — nein, kein Ausweg — und keiner lebenden Seele Spur — noch immer eingeschlossen, verlassen von aller Welt — ohne Rettung — ohne Labung — Meine Sinne sind verwirrt — ich begreife nichts von dem, was mich umgibt — die Berge wanken, als wollten sie über mich herstürzen. — Träum' ich noch? Wie kam ich aus dem Hause? War ich nicht allein — ganz allein, seit ich die Dienerin fortsandte — wenige Minuten, be-

vor das entsetzliche Gewitter niederging und das Dach meines Gemaches einbrach und mir nur so viel Raum noch ließ, um zu atmen? — Grausenvolle Stunden — ohne Hoffnungsstrahl — in der finstern Steingruft — lebendig eingesargt — preisgegeben dem Tod des Verschmachtens! — Stunden voll Todesangst! — — Und doch — (mit der Hand an der Stirn, sich langsam besinnend) vorher — ja, ja, vorher — noch am Morgen dieses Tags — war da mein Herz nicht vollgefüllt mit Lebensüberdruß? Wünschte ich nicht sehnlichst zu sterben? — Ja, ich wünschte zu sterben! Und ich starb ... Aber als ich begraben war, da wachte plötzlich das Herz in der Brust mir wieder auf — und fühlte, daß es nicht erstorben war, wie es meinte, für immer — und wieder erschien mir lieb das Leben im rosigen Lichte — und: Leben! Leben! klang der Notschrei aus meiner geängstigten Seele! Aber es blieb Nacht und Grabesstille rings um mich, bis meine Sinne schwanden und ich entkräftet in ohnmacht-tiefen Schlummer sank. Da hatt' ich ein schreckliches Traumgesicht. Der Todesengel trat zu mir! Der Todesengel mit einer trüb flammenden Fackel in der Rechten — eine Seraphsgestalt — aber sein Antlitz — sein Antlitz trug die Züge meines Feindes — meines verhaßten Feindes — die spöttischen Züge Lord Luzifers! Er faßte mich an, er riß mich fort — fort ins dunkle Schattenreich ... (Während sie so in visionärer Erregtheit dasteht, tritt plötzlich der Lord mit der Fackel in der Hand aus dem Hause ihr entgegen.)

**Angelika** (entsetzt, mit einem Schrei zurückweichend). Da — da ist er wieder, der Todesengel — mit der verlöschenden Fackel! — O weiche von mir — o schone meiner Jugend! Ich will nicht sterben! Du willst mich entführen in die ew'ge Nacht!

**Lord.** Nein! Nicht in die Nacht des Todes! Ins Leben zurück, Angelika!

**Angelika** (blickt ihn betroffen an).

**Lord** (steckt die Fackel wieder an ihren Platz in die Erde).

**Angelika** (sich besinnend, nach einer Pause). Sie, Mylord?

**Lord.** Ja, mein Fräulein! Ich bin der moderne Hämon, welcher der modernen eingemauerten Antigone einen Besuch abstattete in ihrer Steingruft — aber es vorzog, sie aus der Gruft zu entführen, statt sich darin mit ihr zu begraben.

**Angelika** (zu voller Besinnung gelangt, um sich blickend). Eine Lawine, seh ich, war's, die alles hier begrub!

**Lord.** Ja, begrub — aber lebendig. Es war eine diskrete

Lawine; sie schlug, aber sie erschlug nicht, wie es scheint, und das beste — war zu gut für sie.

**Angelika.** Mylord, ich danke Ihnen!

**Lord.** Sie blicken dabei noch immer so ernst! Ihr Wort ist warm, aber Ihr Blick ist kalt! — (Dicht vor sie hintretend, mit scharfer, nachdrucksvoller Betonung). Angelika! Erinnern Sie sich, wie Sie mir sagten: „In diesem Leben kann ich Ihre Freundin nicht mehr sein?" — Nun wohl! Jenes erste Leben liegt hinter Ihnen! — Sie vertrösteten mich auf jenseits des Grabes. Nun wohl — Sie lagen hier schon im Grabe. Wir haben uns wiedergefunden jenseits des Grabes. Sie dürfen nicht mehr meine Feindin sein! — Sie halten Wort? Sie müssen es. — Ein Tag wie dieser, Angelika, macht einen dicken Strich zwischen Vergangenheit und Gegenwart. — Was seh' ich? Einige Ihrer leuchtenden Haare sind grau geworden in der Angstqual dieses Tages!

**Angelika** (bestürzt). Wirklich? —

**Lord.** Ja.

**Angelika.** O, ich bin alt geworden! (Sie läßt sich nieder auf die Rasenbank.)

**Lord.** Nicht wahr, Ihnen ist, als trennten Sie Jahrzehnte von Liebe und Haß — von einer Zeit, wo Sie noch Kind und ein bißchen töricht waren? (Er setzt sich zu ihr und spricht alles Folgende langsam, sehr ruhig, im sanftesten und herzlichsten Tone.) Echte Liebe hätten Sie mit herübergenommen übers Grab! — War es also gar keine solche? — War's Betörung? Flücht'ger Rausch? — Aber Betörung, Wahn und Hochmut fielen wie niedriger Flitter von Ihnen ab. Nicht wahr?

**Angelika** (schweigt, mit gesenktem Haupte, in Sinnen verloren).

**Lord** (wie oben). Stolz auf ihren Idealismus, ist die edelste Natur schon oft das Opfer trügerischer Instinkte geworden. „Die Welt ist erbärmlich," pflegt' ich sonst zu sagen, „und das Erbärmlichste auf ihr sind wir Menschenkinder." Aber das Schicksal erweckt in uns die bessere Einsicht, so daß zuletzt kein eitler Haß, kein kindischer Stolz mehr in uns ist. — (Ruhig und herzlich fortfahrend.) Ja, Sie sind jetzt ganz ein Engel, Angelika, und, Gott sei Dank, ein Engel ohne Flügel. Es gibt wieder etwas, wovor man auf die Knie sinken kann. — Angelika! Ich habe Ihren Stolz gebeugt — doch Sie noch mehr, das wissen Sie noch nicht, den meinigen! Auch von meiner Seele fiel, als ich nach jenem letzten Gespräche mit mir allein war, da oben auf der Höhe, der eitle Hochmutsflitter

ab. — Sie sind durch die falsche Liebe bekehrt worden und ich durch die echte. — Sie sehen, daß alle Wege nach Rom führen und daß Gutes und Schlimmes in dieser krummen Welt so ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Nicht wahr, Angelika? O sprechen Sie! Ein Wort!

**Angelika** (nach einer Pause). Ich habe gelernt, daß der Idealismus des weiblichen Herzens die Probe nicht besteht.

**Lord.** Schämen Sie sich desselben dennoch nicht! — Einen Fußtritt der selbstbewußten Gemeinheit, wenn sie etwa mit höhnischem Schwestergruße sich neben Sie stellen möchte! — Bleiben Sie Idealistin! Bleiben Sie Idealistin!

**Angelika.** In meinem Herzen wird Platz sein für jede edle Regung, Mylord; nur für eines nicht mehr: für die Liebe!

**Lord.** Mein Fräulein! „Die Liebe ist überall, nur in der Hölle nicht!" — So steht es in einem alten deutschen Buche zu lesen. — „Nur in der Hölle nicht!" — Wie könnte sie für immer aus Ihrem Herzen verbannt sein?

**Angelika.** Lassen wir das, Mylord. — Genug, ich tat Ihnen vielleicht unrecht. Ich verkannte Sie ...

**Lord.** Ganz und gar nicht. Sie erblickten in mir so eine Art von Luzifer, und ich war der Mann dazu, Sie beim Worte zu nehmen, und ward zum Versucher. Aber wie es fast immer der Enderfolg des „Bösen" ist: ich habe doch Gutes gestiftet. Mein Sieg hat mich nicht stolz gemacht: er hat mich zum Bewußtsein nicht meiner Stärke, sondern meiner Schwäche gebracht. Und da Haß und Liebe hinter Ihnen liegt — und da Sie geschworen, mich nicht über das Grab hinaus zu hassen — und mir Freundin zu sein in einem neuen Leben — müssen Sie mir nicht verzeihn, Angelika?

**Angelika.** Sie hatten recht, zu tun, wie Sie getan.

**Lord** (im Tone wie oben). Sie halten mich also nicht mehr für böse?

**Angelika.** Nein, Sie sind nicht böse, nur unglücklich.

**Lord** (immer sanft und ruhig). Vielleicht gar einer von den Duldern, denen Sie sich opfern wollten? — Sie merken nun wohl, daß wir Dulder in der Nähe betrachtet anders aussehen, als Sie sich vorgestellt haben. — Nicht wahr, vom ersten Augenblick unserer Begegnung an konnten Sie mich nur lieben oder hassen? — Sie haßten mich — meines Zynismus halber. Den hab' ich aber abgeschworen für immer. Ich bin milde geworden. Nichts Diabolisches

ist, glaub' ich, mehr an mir ... Eine kleine Angelegenheit, Fräulein, eine kleine Angelegenheit ist zwischen uns noch zu ordnen. Bedenken Sie, daß ich mich nicht früher totschießen kann, bevor Sie Ihr Bild und Ihre Brillanten zurückgenommen!

**Angelika.** Dann — leben Sie wohl! —

**Lord.** Warum wollen Sie, daß ich lebe?

**Angelika.** Aus Mitleid.

**Lord** (aufwallend, mit Begeisterung). Mitleid! himmlische Botin, von Toren verschmäht, ich grüße dich! Und Sie sagen, Sie können nicht mehr lieben? Ein Weib, das nicht mehr lieben kann, kennt kein Mitleid — ist die grausamste der Kreaturen! Angelika, Ihr Wesen ist noch ganz und heil — nicht im Zustande der Versteinerung habe ich Sie aus der Erde gegraben. Sie haben nicht verloren, Sie haben gewonnen. Kehren Sie frisch und neu beseelt zurück zur Kunst — zurück zum Leben!

**Angelika.** Zum Leben! (Sich erhebend.) Nun ja, Mylord, ich erfuhr's da drinnen im finstern Grabgewölbe, daß dies Wort noch einen Zauber für mich hat — daß mein Herz nicht tot! Warum es leugnen? Flehend erbat ich mir's vom Himmel, das gefährdete, das trotz allem ewig schöne, trotz allem ewig süße Dasein im Lichte — und er gab es mir zurück — durch Sie! — Aber ich möchte nicht ins volle Leben zurückkehren mit der Schamröte des schmählichen Irrtums, der grausamen Enttäuschung auf den Wangen! Ich möchte für eine Zeit mich begraben in einer stillen Zelle oder in einem Hospital, wo ich Kranke pflegen kann, um selber dabei ganz zu genesen!

**Lord** (der mit ihr aufgestanden). Nach Abgeschiedenheit verlangen Sie? Nach Buße? Nach Krankenpflege? Es fallen manches Mal Gedanken in die Seele, wie der zündende Blitz in einen Holzstoß fällt, auf welchem ein Brandopfer bereitliegt. — Von Bären und Wölfen hört' ich diesen Morgen, deren Spur man verfolgt in den Wäldern der Gegend. Ich will helfen bei ihrer Vertilgung. — Und von einem armen, alten kranken Manne hört' ich, der da oben in einer einsamen Hütte haust und dem seine einzige Tochter, seine einzige Pflegerin, weggestorben in der verwichnen Nacht!

**Angelika.** Ich will ihn aufsuchen und ihn pflegen, bis er genesen ist!

**Lord.** Himmlisches Kind! — Und dann? — — Wie, wenn wir nach Verlauf von viermal sieben Tagen uns wieder für einen Augenblick zusammenfänden, um endlich die Angelegenheit der

Brillanten und des Porträts ins reine zu bringen? Sind Sie damit einverstanden?

**Angelika.** Es sei! —

**Lord.** Hurra! So wäre denn ein Bund geschlossen zwischen Luzifer und dem Engel! Haben Sie keine Furcht vor dem Bunde mit „Luzifer"! Auch wenn Sie mir sich völlig verschreiben wollten, mein holdes Fräulein Angelika, würden Sie nicht allzu viel verlieren bei dieser Übersetzung aus dem Englischen ins — Teuflische. Luzifer und Angelika — die Kluft zwischen beiden ist nicht so unermeßlich — im Gegenteil! — Also *leben* Sie — *leben* Sie, Fräulein Angelika!

**Angelika.** Mögen die freiwilligen Todesgedanken auch hinter *Ihnen* liegen für immer!

**Lord.** Da fordern Sie zu viel, Fräulein, von mir! Ich *wollte* sterben und ich will es noch immer. Nur um die Art und Weise des Sterbens handelt es sich. Ich habe nun so viele Todesarten versucht — keine wollte mir glücken. Nun besinne ich mich, daß mir noch eine zu erproben übrig blieb: in Liebe zu sterben am Busen eines reizenden Weibes — eines wahrhaft geliebten Weibes! — Je mehr ich Sie betrachte, Angelika, in der anmutigen Blüte Ihres Leibes und der geläuterten Schönheit Ihrer Seele, desto unabweislicher drängt sich die Frage mir auf: Bleibt nicht die vernünftigste, die gründlichste Art, des langweiligen „Ichs" in süßem Tode ledig zu werden, die *Liebe*? —

**Angelika.** Mögen Sie es finden, Mylord, das Weib, das geliebte und liebende, das Ihnen sein *kann*, sein *darf*, wessen Sie bedürfen!

**Lord.** Ich weiß nicht, ob ich es finden, ob ich es erringen werde. Aber ich werde *hoffen* — ich werde warten — vier Wochen lang, monatelang, mein ganzes Leben lang, wenn es sein muß, und ich werde lieber gar nicht sterben, als es noch einmal mit einer anderen Todesart, als der genannten, versuchen. Und nun, wohlauf! Folgen Sie mir so bald als möglich zur Hütte des Greises! — Vorerst aber lassen Sie mich Ihnen die Stelle weisen, wo wir nach Verlauf der bestimmten Frist uns wieder zusammenfinden. Sehen Sie dort den hochragenden Fels im Lichte des hervortretenden Mondes? Da liegt der Geier, der an der Leber des armen Prometheus fraß und der nun glücklich erlegt ist, bestattet mitsamt dem *Unwert des Lebens* in der Felskluft. — Finden wir uns in der Tat glücklich und befreundet wieder an jener Stelle,

dann errichten wir auf derselben Felszinne, die wie ein Opferaltar emporragt, einen Scheiterhaufen, zünden ihn an und verbrennen den Geier und das Ketzerbuch vom Unwert des Lebens. Die Flammen werden hinaus und hinunter leuchten in die Niederung und aller Welt unten ein Zeichen sein, daß zwei Menschenseelen hier oben sich geläutert, nachdem sie durch das Feuer des Leides und der Liebe gegangen!

**Angelika** (reicht ihm mit einem Blicke voll milden, sinnigen Ernstes die Hand).

(Der Vorhang fällt.)

**Ende.**

---

# Die sieben Todsünden.

## Ein Gedicht.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Die Vorrede, die Hamerling dieser Dichtung mitgab, enthält Aufschluß über die Entstehung derselben.

Der junge (seither bereits auch verstorbene) Komponist Adalbert von Goldschmidt trat anfangs der siebziger Jahre an Hamerling mit der Aufforderung heran, ihm den Text zu liefern für ein Tonwerk, das in der Mitte läge zwischen Oratorium und Oper. „Es solle sich" — so äußerte Goldschmidt — „um einen Kampf von Geistern der Finsternis mit denen des Lichtes handeln und das Ganze sollte mit dem Triumph der Geister des Lichtes enden."

Hamerling gefiel die Idee des Komponisten — sie kam ja seiner eigenen Weltanschauung stark entgegen — er akzeptierte den Vorschlag und machte sich Ende 1871 an die Arbeit. Schon unterm 27. Januar 1872 meldet er seinem Freunde Meyer-George: „... Eine vielleicht acht Druckbogen starke Kantate ‚Die sieben Todsünden' schrieb ich in letzter Zeit für einen Wiener Komponisten Adalbert Goldschmidt." Und unterm 20. Februar 1872 schreibt er an seinen Verleger Richter: „‚Die sieben Todsünden' sollen in der Veröffentlichung dem ‚Teut' folgen ..." „Teut" erschien März 1872, „Die sieben Todsünden" Oktober desselben Jahres (das Werk erlebte zu Lebzeiten Hamerlings sechs starke Auflagen).

Adalbert von Goldschmidt komponierte das Werk (besser gesagt, einzelne Teile des Werkes), und diese Komposition erlebte wiederholte Aufführungen auf den hervorragendsten Opernbühnen Europas und befriedigte, obgleich er die Kürzungen bedauerte, auch Hamerling. Felix von Weingartner, damals in Graz mit dem Dichter in demselben

Hause, Realschulgasse 6, wohnend, empfing von Hamerling den Klavierauszug der Komposition und hatte die Ehre, sie dem Dichter im Stiftinghause vorzuspielen. „Ich kann mich noch sehr gut erinnern" — schreibt Weingartner — „wie ich Robert Hamerling die Komposition seiner ‚Sieben Todsünden' von Adalbert von Goldschmidt vorgespielt habe. Er war über vieles sehr entzückt, namentlich über die mehr lyrischen Partien. Manches fand er zu wagnerisch. Hamerling war überhaupt kein besonders großer Anhänger Wagners. Besonders die Einleitung zum dritten Teil sagte ihm nicht zu, hingegen gefiel ihm sehr die Liebesszene und das Spiel mit dem Golde."

---

## Vorwort des Verfassers.

Die vorliegende Kantate ist als musikalischer Text ausschließliches Eigentum des Komponisten Herrn Albert Goldschmidt in Wien: ihm gehört auch die Idee des Werks und der Plan desselben in seinem allgemeinen Umriß an, insofern er sich einen Kampf von Geistern der Finsternis dachte, der mit einem Siege des Lichtes enden sollte. Als ich die Dichtung, welche der Komponist nur in verkürzter, vielleicht auch hie und da in veränderter Fassung wird wiedergeben können, selbständig zu veröffentlichen mich entschloß, übernahm ich jenem gegenüber auf ausdrückliches Verlangen die Bürgschaft, sein Eigentumsrecht auf das Werk als Text einer musikalischen Komposition durch eine dem Werke vorgedruckte entschiedene Erklärung sicherzustellen. Ich weiß nicht, ob das Gesetz einem geistigen Eigentume dieser Art formellen Schutz gewährt; ich halte aber schon den Appell an das allgemeine moralische und Rechtsgefühl in diesem Fall für genügend. Als unehrenhafte Handlung, als Diebstahl würde das moralische Gefühl es ohne Frage bezeichnen, wollte ein Komponist nach einem Texte greifen, der nach ausdrücklicher Erklärung für eine bestimmte Person geschrieben, von dieser käuflich erworben und nur mit diesem Vorbehalt der Öffentlichkeit übergeben worden ist.

Ich benutze den Anlaß, der mich nötigte, die „Sieben Todsünden" mit einem Vorwort zu versehen, zu einer Bemerkung über den freien, regellosen Gebrauch des Stabreims und seine Vermischung mit dem Endreim in meiner Dichtung. Ich wollte den Endreim

bei liedartigen Gesängen nicht missen; um aber diese gereimten Stellen von den übrigen nicht allzu schroff sich abheben zu lassen, machte ich von dem gewöhnlichen Reim auch sonst Gebrauch, doch nur in bescheidenem Maße. Da wir größere und kleinere Dichtungen besitzen, in welchen der Endreim frei und ohne bestimmtes Gesetz seiner Wiederkehr behandelt ist, warum soll es dem Dichter verwehrt sein, auch den Stabreim in ähnlicher Weise frei zu gebrauchen? Diese Freiheit der Behandlung erlaubte mir, durch ein zwangloses Spiel vokalischer und konsonantischer Assonanzen die malerische Wirkung des Ausdrucks *nach Bedarf* zu unterstützen; insbesondere machte sie mir den Versuch möglich, der, wie ich glaube, ein neuer ist, nicht bloß einem einzelnen Verse, sondern einer ganzen längeren Stelle durch die *öftere* Wiederkehr desselben Anlauts eine charakteristische Färbung zu geben.

**Graz, im Oktober 1872.**

---

## Erste Abteilung.

**Chor der Dämonen.** Heil dem Fürsten
Der Finsternis!
Sein Thron ist die Hölle,
Der Himmel ist bald
Seines Hauptes Zelt!
Heil ihm, dem Herrn,
Dem Beherrscher der Welt!

**Der Fürst der Finsternis.** Ich grüße die Schar,
Die, mir ewig gesellt,
Wieder berufen,
Wieder versammelt,
Um meinen Thron
In Treue sich stellt.
Dich grüß' ich zumal,
Du Siebenzahl
Der größten, der obersten
Geister der Nacht!
Ihr Führer der ewigen
Geisterschlacht,
Dämonengefährten,
Was habt ihr vollbracht?

**Chor der sieben ersten Dämonen.** Wir haben kühnlich
Geübet die Pflicht:
Wir haben bekämpft
Das verhaßte, das Licht.
Die siegreiche Sieben,
Sie wirkt und sie waltet —
Die Geister des Lichtes,
Bald sind sie gebändigt,
Ihr Banner, es weicht;
An die Grenzen der Erdwelt
Bald sind sie verscheucht:
Ja selber die Sternwelt,
Ihr eigenstes Erbe,

Das droben prunkt
In funkelnder Ferne,
Ist halb schon erobert:
Die stolzen Gestirne,
Die, wandelnd und kreisend,
Am nächsten umzirken
Die Zonen der Erde,
Die, lenkend des Lichtsohns
Geschick, seit Äonen
Herniedergestrahlt,
Schon sind sie erstritten,
In unsrer Gewalt!

**Dämon des Zornes.** Vom Sterne des Kriegsgotts
Herunter entfach' ich
Die Fackel des Zornes —

**Dämon der bösen Lust.** Vom Wandelgestirne
Der leuchtenden Venus
Träufl' ich die wütige
Wonnige Glut —

**Dämon der Habsucht.** Merkur ist mein Thronsitz —

**Dämon der Völlerei.** Ich schwinge mich nieder
Mit dem Füllhorn der Sattheit
Vom lichten Saturn —

**Dämon der Hoffart.** Auf Jupiters Glanzstern
Hochfahrend entfalt' ich
Mein Pfauenrad —

**Dämon des Neides.** Mein Stern ist der stille,
Der spähende Mond —

**Dämon der Trägheit.** Ich erwählte die Erde,
Die Erde selber
Zum eigensten Wohnsitz —
Zum Throne der Trägheit —

**Fürst der Finsternis.** Trag ich nicht selber
Den Lichtbringer,
Den Morgenstern,
Als Trophä' aus der Lichtwelt
Im düsterprächtigen
Knauf meiner Krone?

**Chor der sieben ersten Dämonen.** So haben die Lichtwelt
Wir halb schon erobert:

Herab von den standhaft
Erstrittnen Gestirnen
Beherrschen wir, lenken
Das Tun und Lassen
Der Söhne des Lichts —

**Fürst der Finsternis.** Kündet, ihr Wackern,
Kündet getreulich,
Wie habt ihr gewaltet
Im Menschengeschlechte?
Wie habt ihr gemehrt
Auf Erden die Macht?
Was habt ihr getan
Im Dienste des Dunkels,
Ihr Geister der Nacht?

**Chor der sieben ersten Dämonen.** Nicht ganz ist erloschen
Im Haupte die Lichtspur,
Im Haupte des Menschen.
Ja, nie war größer
Und kecker niemals
Der Kampf um das Licht.
Doch, trotzet uns eitel
Im Haupte die Helle,
Wir halten ans Herz uns —
Im Haupt als Helle,
Im Herzen als Wärme
Waltet das Licht:
Das wärmende Licht
Ist überwunden —
Stolziere der Lichtsohn
Mit dem Strahl im Haupte,
Sein Herz ist unser —
Vom Herzen her
Umnebeln, umnachten
Wir siegend allmählich,
Befangend, betäubend,
Das trotzige Haupt.
So brechen den Hochmut
Des Lichtsohns wir höhnend:
Die Kräfte, die wilden,
Der ew'gen Natur,

Die er außen gebändigt,
Entzügeln wir ihm
In der eignen Seele;
Die blöden Gelüste
Der Kreatur,
Wir lassen sie los
Gleich wütigen Tieren
Verwüstend der Erde
Blühende Flur.

**Fürst der Finsternis.** Ich dank' euch, ich dank' euch!
Nun künde mir jeder,
Wiefern er gedienet
Dem ewigen Dunkel
Mit eigenem Tun.
Du mit der Phiole,
Gewaltiger Dämon,
Wie hast du bewährt
Die wirkenden Kräfte,
Die Schlummersäfte?
Was hast du getan?

**Chor der Dämonen.** Was hast du getan?
Sag' an!

**Dämon der Trägheit.** Die Erde, die Erd' ist
Mein eigenstes Erbe,
Der Trägheit Thron.
Ich träufle Mohn
Auf die Häupter der Menschen,
Ich mache sie matt —
Wie sehr sie auch scheinen
Nie müßig zu rasten,
Zu mühn sich, zu hasten,
Zu haschen, zu gieren
Nach Gütern, nach Glück,
Es liegt tief innen
Im tiefsten Gemüte
Der Kinder der Zeit
Eine Müdigkeit,
Eine Müdigkeit, maßlos,
Eine Mattheit und Sattheit,
Ein Überdruß,

Eine lastende Langweil' —

Ich knete den Lichtsohn,
Den flügellahmen
Leuchtenden Falter,
In schmutzige Schollen.
Ich drücke sein Haupt,
Schwer und dumpf,
Mählich, mählich
Tiefer hinab,
Bis, uns zum Triumph,
Er stirbt, verdirbt
Im Sumpf.

Das wirk' ich, das wirk' ich,
Meister und Herr!

**Chor der Dämonen.** Was tust du groß?
Brüste dich nicht,
Dämonengenoß,
Wir tun noch mehr!

**Fürst der Finsternis.** Du mit dem Pfauenrad
Und mit dem Spiegel —
Mit dem Pfauenrade der Hoffart,
Und mit dem Spiegel der Ichsucht —
Gewaltiger Dämon,
Was hast du getan?

**Chor der Dämonen.** Was hast du getan?
Sag' an!

**Dämon der Hoffart.** Mit dem Spiegel der Ichsucht
Umspiel' ich die Geister.
Frei zu sein
Und fest zu stehn
Auf den eigenen Füßen
Vermeinet der Mensch.
Doch er findet die Selbstheit
Im Drange, dem wilden,
Ichsüchtigen Dünkels,
Im blinden Gelüste
Des Augenblicks.
Und während er groß
Und frei sich glaubt,

Wird er geschleift
Vom wilden Roß
Des entfesselten Triebs
Durch die Wüste des Seins
Mit zerschellendem Haupt.
Meister und Herr,
Mir ziemet der Kranz!

**Chor der Dämonen.** Was tust du groß?
Brüste dich nicht,
Dämonengenoß,
Wir tun noch mehr!

**Fürst der Finsternis.** Du mit dem Säckel
Und mit den Krallen,
Du gierig Greifender
Mit dem Rade des Glücks
Und der rollenden Kugel,
Du mächtiger Dämon,
Was hast du getan?

**Chor der Dämonen.** Was hast du getan?
Sag' an!

**Dämon der Habsucht.** Ich rolle die Kugel
Fortunas, die runde,
In der Menschen Mitte
Berückend hinein.
Ich ködre die Seelen
Mit dem erdigen Klumpen,
Der lockend sich schmückt
Mit den Farben des Lichts.
Dem schimmernden Schein
Folgt geblendet der Lichtsohn,
Im Innern die Lichtspur
Achtet er nichts:
Er folget dem gelben,
Dem gleißenden Golde,
Dem Affen des Lichts.
Meister und Herr,
Mir gönne den Kranz!
Ich diene dem Dunkel
Durch eigenstes Tun:
Ich umnachte die Geister

Durch Licht und Glanz —

**Dämon des Neides** (einfallend). Ich umnachte sie erst,
Ich umnachte sie ganz
Mit dem Nebel des Neids,
Der entfacht zum Hasse,
Zum Hader die Habgier,
Dem Menschen vergällend
Im geizenden Blick
Auf die Freude, die fremde,
Das eigene Glück.
Gönne den Kranz mir,
Meister und Herr!

**Chor der Dämonen.** Brüste dich nicht,
Du edles Paar
Erlesener Geister —
Wir tun noch mehr!

**Fürst der Finsternis.** Mit dem Füllhorn du
Und mit dem Becher,
Du Übersättigter,
Nimmersatter,
Gewaltiger Dämon,
Was hast du getan?

**Chor der Dämonen.** Was hast du getan?
Sag' an!

**Dämon der Völlerei.** Aus dem Füllhorn schüttl' ich
Die Süße der Sinne,
Ich mische die Milde
Berauschenden Tranks.
Aus dem Fettdampf der Gaben,
Der irdischen Fülle,
Der leckeren Labe,
Web' ich den Schleier,
Der dunstig umdunkelt
Das innere Licht.
Ich trübe den Ausblick
Ins Weite, ins Klare,
Ich lähme den Aufschwung,
Entrücke der Lippe
Des Erdsohns den Nektar
Des edleren Glücks,

Auf daß er vertausche
Die himmlische Flamme
Mit dem Trunk aus dem Schlamme,
Dem flüchtigen Rausche
Des Augenblicks.
Ich biete dem Lichtsohn
Den Becher der Circe,
Den Trank der Vertierung —
Mir gönne den Kranz!

Dämon der bösen Lust (einfallend). Mir ziemet er, mir —
Ich mische das Gift
In den Trank der Vertierung,
Das sickernd die Säfte,
Die feinsten, des Lebens
Durchseucht mit Sünde.
Erfaßt ist im Tiefsten
Vom lüsternen Fieber
Dies ganze Geschlecht.
Von Überreiz,
Von Überdruß,
Von blinder Sucht
Ist siech das Geblüte
Der Kinder der Zeit.
Abstumpfend, erstickend
Von reinerem Fühlen
Im Menschengemüte
Den kärglichen Rest,
Schleicht kaum sie noch schüchtern,
Nimmt heuchelnde Hüllen,
Bald, frecher entfesselt,
Austobt sie in Tollwut,
Anekelnd und offen,
Wie Beulen der Pest.

Ewig unselig,
Weil nimmer befriedigt,
Wälzt sich im Wüsten
Weichlich der Lichtsohn,
Betäubt von der Sinnlust
Tobendem Tanz —

Meister und Herr,
Mir gönne den Kranz!

Dämon des Zornes. Brüstet euch nicht,
Du und ihr alle,
Dämonengenossen!
Ihr seid der Zephir,
Ich bin der Sturm,
Ihr seid der Tropfen,
Der höhlt den Stein,
Ich bin die Woge,
Ich bin der Wirbel,
Ich bin die Brandung,
Ich bin die tosende Tiefe,
Ihr seid der Nebel,
Ich bin die Nacht.
Ihr verderbet die Menschen,
Ich morde die Völker,
Ich verwüste die Welt,
Ich veröde die Erde,
Ich entfache die Fackel,
Ich hetze zum Haß,
Ich entzünde den Zank.
Ihr trübet die Leuchte
Des oberen Lichtes,
Ich lösche sie aus,
Ich stürze sie um,
Ich zertrümmre den Leuchter
Mitsamt dem Lichte.
Anhebt ihr und helfet,
Ich krönе das Werk.

Chor der Dämonen. Was dünkst du dich besser,
Dämonengenoß,
Als wir, wir alle?
Deine Macht, sie zermalmt nur,
Was morsch ist, was faul ist
Durch unser Bemühn!

Fürst der Finsternis. Lasset die Lästrung,
Dämonengenossen!
Vollendet das Größte
In treuem Verein.

Ich werde besuchen,
Ich selber die Söhne
Der weiten Erde,
Zu wägen, zu messen
Nach eigenem Maße
Für euer Verdienst
Den ziemenden Dank.
Den Preis dann reich' ich
Dem, der sich berühmet
Mit Recht als Größter
Im Reigen der Nacht!
Die Stund' ist gekommen,
Es gilt sich zu gürten,
Zu waffnen zum letzten,
Entscheidenden Wettstreit!

**Chor der Dämonen.** Wir wollen uns schwingen
Auf Flügeln des Windes
Hin über die Erde;
Wir wollen dir weisen
In stolzem Triumphzug
Auf Erden die Unsern,
Dir weisen in hohen,
In ragenden Halmen
Die Saat, die gesät wir
Auf irdischen Fluren.
Da sollst du schauen,
Wie wir berücken
Die Lichtnaturen
Mit nächtlichen Tücken.
Da sollst du schauen,
Wie sich die Eitlen
Uns geben zu eigen.
Du sollst sie schauen —
Und jene, die völlig
Verfallen auf immer
Dämonischen Mächten,
Die wollen empor
Wir reißen und führen
Mit uns durch die Lüfte
Im brausenden Reigen:

So mehrt sich die Menge
Der Streiter des Dunkels,
Ein wildes Heer,
Und so ziehn wir entgegen
Den Geistern des Lichtes,
Gewaffnet zum letzten,
Entscheidenden Wettstreit!

**Fürst der Finsternis.** Wohlauf, wohlauf,
Ihr meine Getreuen!

**Chor der Dämonen.** Wohlauf, wohlauf,
Heerbann der Hölle!
Laßt uns nicht säumen
Im Siegeslauf,
Bis unser Walten
Sich völlig bewährt
In der Weite der Welt:
Bis öde die Erde,
Und nach der Erde
Stern um Stern
Wir zerstört im stillen,
Zerstört auch im Sturme,
Bis die Schöpfung des Lichtes,
Die gleißende Glanzwelt,
Entgeistet, zerklüftet
Durch unsere Macht,
Erblassend, zerbröckelnd,
In grausigem Selbstmord,
Sich selber verfluchend,
Zurückstürzt auf ewig
Ins Chaos der alten,
Der ewigen Nacht.

---

## Zweite Abteilung.

**Chor der Dämonen.** Nah' schon und näher
Sind wir der Erde,
Den Äther durchwittert
Der Schweiß und der Staub schon

Der irdischen Wirrsal.
Es wälzt sich aus Wolken,
Aus brauenden Nebeln
Das mächtige Rund.
Weiß funkelt's von Wogen,
Grün dämmern die Gründe.
Horcht, ein Gebraus
Tönet herauf,
So wirr, so kraus!

**Fürst der Finsternis.** Hinab zu den Gipfeln
Der ragenden Berge,
Hinab von den Bergen
Zu Tälern, zu Auen!
Da breiten getürmt sich
Die Städte der Menschen,
Da wandeln sie selber —
Da lasset uns lauschen
Dem bunten Gebrause,
Dem lärmenden Laufe
Des irdischen Lebens!

**Chor der Dämonen.** Nun mustre der Menschheit
Entrolltes Gemälde,
O Herr und Meister!
Wir dienenden Geister,
Wir zeigen dir treu,
Wie in ird'schen Bezirken
Wir walten und wirken!

**Fürst der Finsternis.** Du, der sich erkor,
Zum eigensten Thron
Die Erde, die träge,
Dämon, sag' an,
Wer wallt empor
Dort noch im begeisterten Chor —
Dort — dort
Am steinigen, dornigen Ort?

**Dämon der Trägheit.** Ein Pilgerchor —
Nach der Vollkommenheit prangendem Port,
Nach des Glückes herrlichem Hort
Wallt er empor!

**Fürst der Finsternis.** Hängt euch mit Bleigewichten

An seine Sohlen —

**Dämon der Trägheit.** Zu gelangen zur Zinne, der lichten,
Mag er verzichten!

**Chor der Pilger.** Mutig empor —

**Chor der Dämonen.** Horcht, o horcht!

**Chor der Pilger.** Mutig empor — mutig empor —
Schon dämmern die Zinnen,
Schon funkelt das Tor!
Aus umdunkeltem Tale
Zur Höhe, der hellen,
Nur mutig empor!

**Dämon der Trägheit.** Ihr Schwärmer, ihr Toren,
Vom Staube geboren,
Was wollt ihr euch stoßen,
Was wollt ihr euch ritzen
An Ranken und Steinen
Die Füße, die wunden,
Anstatt zu gesunden,
Behaglich gelagert?
Ihr Schwärmer, ihr Toren,
Wonach ihr ziehet,
Die leuchtenden Ziele,
Die hohen Gedanken
Sind törichter Dünkel.
Sind Blasen der kranken
Verblendeten Seele;
Vorüber, vorüber
Ist jetzo das Alter
Des schüchternen Schwärmens —
Seid stark und verständig!

**Chor der Pilger.** Was senkt sich denn wie Blei
In unsre Sohlen?
Was hemmt den Schritt, was hemmt
Das Atemholen?
Einsinken uns die Knie — wir sind so müd —

**Chor der Dämonen.** Ins Moos, ins Grün,
Zu lieblicher Ruhe
Lagert euch hin!
Ruhet, o ruhet,
Lagert euch hin!

**Chor der Pilger.** Ein Wispern in Wipfeln,
Ein Lispeln im Laube,
So wundersam —
Wohl besser wär' es,
Sich hinzulagern,
Der Mühe los,
Ins weiche Moos —
**Einzelne Pilgerstimmen.** Mutig empor —
**Chor der Dämonen.** Ruhet — ruhet — lagert euch hin! —
Ihr Toren, ihr Schwärmer,
Was folgt ihr des Glückes
Gleißenden Spuren,
Das nimmer zu finden
Auf irdischen Fluren?
Unsel'ge Naturen,
Ihr werdet's nicht haschen
In irdischen Räumen,
Es lebt nur, es webt nur
In trüglichen Träumen!
Wißt, Täuschung ist alles!
Ein jegliches Streben,
Ein jegliches Trachten
Ist nutzlos, ist Torheit,
Ist eitel und nichtig!
**Chor der Pilger.** Ein Wispern in Wipfeln,
Ein Lispeln im Laube,
So wundersam!
Verdrossen und dumpf
Sind Haupt und Glieder —
Am besten wohl wär' es,
Gar abzuwerfen
Die Mühn und Lasten —
Müßig zu rasten,
Auszuruhn
Von vergeblichem Tun.
**Chor der Dämonen.** Ruhet! Ruhet! —
Ihr Schwärmer, ihr Toren,
Die Welt ist voll Wehe,
Ist nichtig, ist elend,
Es hat sie geschaffen

Unendliche Torheit
Mit weisesten Mitteln
Zu törichtstem Zwecke —
Sie quoll aus dem Nichts
Nur zur Qual für sich selber,
Und töricht ist jeder,
Der trachtet zu schmücken,
Stolzen Bestrebens,
Mit Kronen den Scheitel,
Mit Kronen des Lebens!

**Chor der Pilger.** Lasset die Mühsal,
Lagern wir müßig!
In törichtem Stolze
Strebten wir vorwärts,
Wir Kinder des Staubes.
Das Glück, das wir außen,
Wir innen gesucht,
Es neckt uns, es narrt uns
In ewiger Flucht.

**Chor der Dämonen.** Schlummert nur ein —

**Chor der Pilger.** Die Welt ist voll Wehe,
Das Leben ist leidvoll,
Wir werden's nicht ändern,
Wir selber sind elend,
Armselige Wichte —

**Chor der Dämonen.** Ruhet — ruhet —

**Chor der Pilger.** Der Tag ist Torheit,
Die Nacht ist Vernichtung —
Wir wollen verlöschen
Die Lockung des Lebens
Und stolzen Bestrebens
Im eigenen Busen.
Wir wollen entweichen
Dem waltenden Zwange
Des zwecklosen Daseins.
Wir wollen entrinnen
Den Qualen, den Mühen
Im Rausch des Vergessens,
Im raschen Erraffen
Des flücht'gen Moments.

**Chor der Dämonen.** Schlummert, schlummert, schlummert nur ein —
(Kurzes musikalisches Zwischenspiel, das völlige Entschlummern ausdrückend, jedoch, wie alles Obige, weniger in sanften, süß-einlullenden, als in schwerfälligen verdrießlichen Akzenten — pessimistische Weltstimmung in Tönen.)

**Chor der Dämonen** (höhnend). Da seht, da sehet,
Sie schweigen, sie schlummern,
Sie strecken die Glieder.
Gelegt aufs Ohr,
Haha, haha,
Hat sich der begeisterte Chor,
Der gewallt empor
Zu des Tempels dämmerndem Tor —
Zu des Glückes herrlichem Hort,
Zu der Vollkommenheit prangendem Port —
Haha, haha! —

**Fürst der Finsternis.** Dein Mohn ist mächtig,
Du dunkler Dämon —
Nun aber,
Genosse du mit dem Pfauenrad
Und mit dem Spiegel —
Mit dem Pfauenrade der Hoffart
Und mit dem Spiegel der Ichsucht —
Sporne zur Eigensucht,
Zum Dünkel sporne!

**Dämon der Hoffart.** Da sieh,
Die Selbstsucht sitzet
Hoffärtig am vollen
Tische des Daseins —
Stolz auf den Stamm,
Auf Rang und Recht,
Auf den Segen des Säckels —

**Fürst der Finsternis.** Ist gänzlich erloschen
Im Menschengeschlechte
Die uns verhaßte,
Die selbstlose Liebe —
Die läuternde,
Welterlösende Liebe?

**Dämon der Hoffart.** Bald ist sie erloschen —
Bald bekehren wir völlig
Die letzten der Schwärmer —

**Fürst der Finsternis.** Ein Paar dort wandelt,
Ein holdes Paar,
Auf blumiger Au,
Hand in Hand —

**Chor der Dämonen.** Da siegst du nicht —
Die lieben noch:
Und sie feiern die Liebe
Mit wonnigem Lied;
Hört ihr? Das klingt
Wie Nachtigallsang —
Verwünschte Seelen,
Verwünschter Drang!
Ein Strahl aus dem Lichtreich,
Ein feindlicher Strahl —
Horchet nur, horcht!

Wechselgesang der Liebenden.

**Der Jüngling.** Ich wallte so einsam
In ödester Stille;
Ins Weite verlor sich
Mein strebender Wille —

**Die Jungfrau.** Ich wallte so traurig
Den irdischen Weg:
Kein Einsamer findet
Zum Glücke den Steg.

**Der Jüngling.** Ich frönte dem stolzen
Ichsüchtigen Triebe —

**Die Jungfrau.** Entselbstet nun segn' ich
Und preise die Liebe —

**Der Jüngling.** Entselbstet nun find' ich
Das lieblichste Glück —

**Die Jungfrau.** Auftut sich der Himmel,
Weich', Erde, zurück!

**Der Jüngling.** O Lust, mich zu opfern —

**Die Jungfrau.** Mich selber verlor ich —

**Der Jüngling.** Mich wiederzufinden —

**Die Jungfrau.** Dich liebend erkor ich —

**Der Jüngling.** Mir selber ersterb' ich —

**Die Jungfrau.** Dein bin ich hinfür —

**Der Jüngling.** Selig im Schönen —

**Die Jungfrau.** Selig in dir!
**Beide zusammen.** Entselbstet nun segnen wir,
Preisen die Liebe,
Die Bahn ist geebnet
Dem edleren Triebe,
Tot ist das Ich nun,
O selige Ruh'!
Es lebe das holde,
Das wonnige Du!
**Dämon der Hoffart.** Berausche, du Pärchen,
Berausche dich kosend
In lieblicher Rede!
An den Busen des Jünglings
Lehnt bebend die Jungfrau
Das lockige Haupt
Und schließet die Lider.
Der Jüngling neigt
Sich mit sinnender Stirn
Auf die Schlummernde nieder.
Wohlauf denn, Genossen,
Euch will ich nun weisen,
Was gilt die berauschende,
Liebliche Rede!
Ihr sollt mir ihn loben,
Den magischen Spiegel —
**Chor der Dämonen.** Er locket den Jüngling,
Er hält ihm den Spiegel,
Den blinkend hellen,
Entgegen gewendet.
Wer blickt in den Spiegel,
Den ihm zeiget der Nachtgeist,
Der wird zum Narziß:
Fortan wie geblendet
Vom blanken Schilde
Des Zauberspiegels,
Für sich nur erglühend,
Folgt der Gebannte
Dem eigenen Bilde —
**Dämon der Hoffart** (zum Jüngling, flüsternd).
Zum Sklaven sich machen,

Hingebend sich opfern
In Gluten der Minne,
Welch törichtes Tun!
Sei mutig, sei Mann!
Willst müßig du ruhn
An des Mädchens Seite?
Auf, suche das Glück
In der winkenden Weite!
Sei Mann, sei stolz!

**Chor der Dämonen.** Sehet, o sehet,
Er starrt in den Spiegel,
Es öffnen die Augen
Sich weiter und weiter,
Er erhebet sich langsam,
Und immerfort starr
In den Spiegel, den blanken,
Tauchend die Blicke,
Die leuchtenden Blicke,
Folgt er wie willenlos,
Bewußtlos dem Führer —

**Der Jüngling.** Der Traum ist gewichen,
Hinschwanden die Wonnen —
Dem holdesten Truge
Neu bin ich entronnen!
Fahr' wohl denn, o Traute!
Die Geister, sie mahnen,
Fortreißt es mich drangvoll
In stolzere Bahnen —

**Die Jungfrau.** O bleib, du Geliebter,
Was fliehst du von hinnen?

**Der Jüngling.** Dem Frone der Liebe
Neu will ich entrinnen!

**Die Jungfrau.** O bleib doch, o bleibe!

**Der Jüngling.** Fern winket das Glück!

**Die Jungfrau.** O verweile, du Trauter,
O kehre zurück!

**Der Jüngling.** Fahr' wohl!

**Die Jungfrau.** O verweile!
Verweile —

**Der Jüngling.** Fahr' wohl

**Die Jungfrau.** O Geliebter —
**Der Jüngling.** Fahr' wohl denn!
**Die Jungfrau.** Ich sterbe —
**Der Jüngling.** Fahr wohl!
**Die Jungfrau.** Die Qualen der Trennung,
Wie soll ich sie tragen?
Brich, Herz, das in Armen
Der Liebe geschlagen!
War süßer die Wonne?
Ist herber die Pein?
Wie Blumen am Wege
Stirbt Liebe gebrochen,
Zertreten, allein.

**Chor der Dämonen** (leise mit triumphierendem Hohn).
Wie Blumen am Wege
Stirbt Liebe gebrochen,
Zertreten, allein.

(Eine Wiegenmelodie wird vernehmlich.)

**Dämon der Hoffart.** Die Mutter dort sitzet,
Die blühende Mutter,
Beim kranken Kind.
Sie singt ihm ein Liedchen,
Ein Liedchen leise,
Dem todkranken Kind:
Eia popeia,
Schlummere lind! —
Du Schlummerberaubte,
Was opferst du Ruhe
Und Leben und Lust?
Bist schön noch und jung!
Da blick' in den Spiegel:
Hast blonde Locken
Und blühende Wangen —
O geh zum Feste,
O geh zum Tanz!
Blick' in den Spiegel —
Bist jung noch und blühend!
Geh zum Feste,
Wo feurige Augen

Dir staunend strahlen!
Dort wirst du glänzen,
Wirst prangen herrlich,
Hier wirst du häßlich
Vom vielen Wachen,
Vom vielen Weinen
Ums kranke Kind.
Schmücke dich — winde
Ums Haupt dir den Kranz!

**Chor der Dämonen.** O geh zum Feste!
O geh' zum Tanz!

**Dämon der Hoffart.** Sie blickt in den Spiegel,
Den blinkenden Spiegel,
Verstummt ist der stille
Wiegengesang.
Sie blickt in den Spiegel,
Sie lächelt, sie schmückt sich,
Sie schlingt um die Schläfe
Den duftigen Kranz!

**Chor der Dämonen.** Haha, haha,
Sie blickt in den Spiegel —
Eia, popeia,
Schlummere lind —
Sie läßt in der Wiege
Das sterbende Kind.

**Dämon der Hoffart.** Die Bande der Liebe,
So lös' ich sie lachend ...

**Chor der Dämonen.** Wer ist
Der Gefeierte dort,
Der inmitten der Scharen
Des schwärmenden Volkes
Den Zelter zähmt
Mit goldnem Zaum?
Gezogen kommt er, von Jubelruf umgellt

**Dämon der Hoffart.** Verehrt, bewährt,
Als Sieger kehrt
Er heim, der kühne Held.
Ihm möchte der Schwarm sich schmiegen,
Gern sich als Grundstein fügen
In seiner Größe Turm.

Er aber schleudert immer noch
Weit weg von sich
Die Eigensucht
Wie einen gift'gen Wurm.
Bescheiden schwört er zu bleiben und schlicht —
**Chor der Dämonen.** Faß ihn, faß ihn, den Wicht —
**Dämon der Hoffart.** Ein Götter- und Menschenliebling,
Ein Recke, kühn,
Schier angebetet
Vom Volk, das er kämpfend errettet —
Er aber, schlicht,
Bescheiden und arm
Zu bleiben hat er geschworen —
**Chor der Dämonen.** Faß ihn, faß ihn den Toren —
**Dämon der Hoffart.** Du Schwärmer und Träumer,
Verdient es die Welt,
Daß ganz sich ihr opfre
Der Weise, der Held?
Es wieget die Unzahl
Von schnödem Gewürme
Den Adler nicht auf.
O greif nach der Krone,
Der goldenen Krone!
Sei endlich du selber
Und wage zu wollen!
Sich selbst zu behaupten,
Sich selbst zu bejahen,
Sich selber zu wollen,
Ist einzige Weisheit.
Kommt Hader und Unheil,
Das schrecke den Schwachen,
Doch nimmer den Hohen,
Den Starken, den Kühnen —
Was du kannst, das auch darfst du,
Erlaubt ist, wozu du
Wahrhaftig den Mut hast!
Nur was du getan
Mit halbem Entschlusse,
Kleinmütig und blöde,
Das drückt dich, bedrängt dich,

Das wird zum Verdrusse,
Zur Reue, zur Buße —
Dem Banne des bösen
Gewissens verfallen
Die Feigen allein!

**Chor der Dämonen.** O greif nach der Krone,
Der goldenen Krone!

**Der Held.** Blitzende Krone,
Verlockende — schwebend
Mir über dem Haupt,
Wär' dich zu ergreifen
Mir endlich erlaubt?

**Chor der Dämonen.** Wer will es dir wehren?
Was du willst, das vermagst du,
Was du kannst, ist erlaubt!

**Der Held.** Blitzende Krone,
Mit jedem Moment nun
Sinkest du tiefer,
Schwebest du näher
Mir über dem Haupt!

**Dämon der Hoffart.** Dem Betörten nun zeig' ich
Im Zauberspiegel
Das kronengeschmückte,
Das funkelnde Haupt.

**Der Held.** Kronenträger,
Wer bist du? —
Ich selbst, ja, ich bin es!
Die goldene Krone
Schmückt mir das Haupt!

**Chorus des Volkes.** Heil dir, Heil,
Du herrlicher Held!

**Der Held.** Herrschen nun werd' ich
Auf schimmerndem Throne!
Wer ist's, der sie
Mir neidet, die Krone?
Da blitzt mein Schwert,
Mein schneidiges Schwert!

**Chorus des Volkes.** Heil dir, Heil,
Erhabener du!

**Einzelne Stimmen des Volkes** (crescendo). Höret, o höret!
Anmaßt er die Macht sich!
Erheben wir uns,
Ihm zu hemmen die Wege,
Die Wege zum Throne —
**Der Held.** Welch drohend Gemurmel?
Wer ist's, der mir
Will trotzen und drohn?
Trabanten, auf,
Bändigt sie mir,
Bindet sie mir,
In Ketten, in Kerker
Werft mir die Kühnen!
**Die Aufrührer.** Erheben wir uns!
Entreißen wir ihm
Die Krone, die Krone —
**Der Held.** Wetternd, zerschmetternd
Will ich euch treffen das Haupt!
Auf, du mein herrliches Heer,
Mutige Mannen,
Zermalmet sie,
Zermalmet sie mir!
**Chorus der Krieger.** Tod euch Tollen!
Erblindet, erblindet
Vor Schwertesblitz!
Erblaßt, erblaßt
Vor dem tödlichen Blei!
**Die Aufrührer.** Weh uns, weh —
**Krieger.** Zurück, zurück!
Tod euch Tollen!
**Die Aufrührer.** Weh uns, weh —
**Der Held.** Krümme dich, Volk,
Vor dem Gekrönten!
**Volk.** Heil dir, Heil,
Du erhabener Hort!
**Der Held.** Zum Tod, zum Tode,
Führt die Gefangnen!
**Die Aufrührer.** Weh uns, weh —
**Der Held.** Krümme dich, Volk,
Vor dem Gekrönten!

**Volk.** Heil dir, Heil,
O Herrscher, o Herr!

**Der Held.** Auf euren Nacken auch,
Neidische Nachbarn,
Will ich legen das Joch!
Hin über der Erde Rund
Und bis zum Himmel hoch
Soll ragend mein Zepter reichen!
Wer ist's, der mir will gleichen?
Wer ist noch über mir?
In meiner Faust allein
Ruhn sie, die ewigen Mächte —
Eherner Himmel, ich trotze dir!

**Chor der Dämonen.** Haha, haha,
Nun ist er Selbstling,
Nun ist er Tyrann!
Gebt ihm ein Rom,
Er zündet es an!
Wo er steht, da stöhnt
Die Mutter Erde,
Und Blut und Tränen quellen hervor
Aus allen ihren Adern —
Sein Labsal ist der Duft
Von Leichenhügeln,
Sein Schlummerlied des Völkerfluches Ach —
Seiner Söldner Gewaltschritt
Geht sengend über die Erde hin
Wie Wettersturm —
Vor ihm her aufwirbelt Staub,
Und hinter ihm aufwirbelt Asche ...
(Kurzes entsprechendes Orchester-Intermezzo.)
Wüte nur eine Weile,
Du Wahnwitziger,
Du ichsücht'ger Tor!
Dann empor, empor
In unseren Chor!

**Fürst der Finsternis.** Ich bin zufrieden,
Dämon des Dünkels!
Hab Dank! Hab Dank!

**Dämon der Habsucht.** Dämonisch gesteigerter Sucht des Seins

Gesellt sich, traun,
Des Habens dämonischer Hang —

Folget mir, folget,
Dämonengefährten,
Ins Stadtgetümmel,
In des Marktes Tumult!
Ich zeig' euch ein Treiben,
So drollig wie keins —
Ich mach' euch lachen,
Ihr sollet mich loben!

**Chor der Dämonen.** Wohlan! Wohlan!

**Dämon der Habsucht.** Da seht! —
Die goldene rollende Kugel beflügl' ich
Unter die sterbliche Menge hinein.
Die Kugel, sie rollt,
Und die Menge, sie tollt
Hinter der Kugel, der rollenden, drein,
Über Stock und Stein,
Hinter der gleißenden, lockenden, goldnen,
Rollenden, hüpfenden Kugel drein.
Anders war eben noch jeder beeifert,
Mit Werken des Fleißes,
Mit Werken der Kunst:
Seit ich die Kugel, die flüchtige, rolle
So in die Mitte der Menge hinein,
Stürmt sie, von Gierde besessen, die tolle,
Hinterdrein —
Wie Äffchen, die eben noch zierlich, manierlich,
Künste geübet — wenn würzige Frucht
Schleudert ein Schalk, nicht länger sich zieren,
Schmählich vergessen erlernte Manieren,
In drolliger Flucht
Haschend die Frucht —
So das Geschlecht auch der Menschlein, das holde.
Wenn mit dem rollenden, gleißenden Golde
Der Schalk sie versucht.

**Chor der Dämonen.** Rolle, du goldne,
Gleißende Kugel,
Rolle, du lockende Kugel Fortunas,

Rolle nur hin,
Zu berücken der Menschen
Begehrlichen Sinn!

**Volk.** Seht ihr die goldne,
Die gleißende Kugel?
Das ist die goldene Kugel Fortunas,
Da rollt sie hin —
Wir wollen sie haschen
Zu reichem Gewinn!

**Chor der Dämonen.** Ha, wie sie hasten,
Stürmend sich zwängen,
Stoßen und drängen,
Sich überstürzen —
Der bricht die Beine,
Jener den Hals —

**Volk.** Das ist die goldene Kugel Fortunas —
Gebt doch Raum —
Jeder will haschen —
Höll' und Teufel —
Hascht nicht so hastig —
Zurück, zurück!

**Chor der Dämonen.** Seht, wie sie zanken,
Wie sie sich balgen,
Wie sie sich bläuen —
Blut ist geflossen —
Jeder will greifen,
Jeder der Erste,
Die gleißende Kugel —
Wer ihr am nächsten kommt,
Kollert darüber,
Und wer sie haschet,
Heißet ein Schuft,
Schleunig mit Fäusten
Wird er gepufft,
Bis die Kugel, die glatte,
Den Händ n entschlüpft
Und weiter rollt
Und weiter hüpft —
Und hinter ihr drein
Die Menge tollt.

**Volk** (im wilden Kampfe). Höll' und Teufel —
Gebt doch Raum —
Hascht nicht so hastig —
Mein, mein, mein ist die Kugel —
**Chor der Dämonen.** Köstliches Kegelspiel!
Hört doch, ihr Helden,
Rund, rund, rund ist die Kugel,
Schwer zu erhaschen.
Schwer zu behalten —
**Dämon der Habsucht.** Hört doch, ihr Leute,
Was ich euch sage:
Giert ihr nach Golde?
Dran tut ihr recht!
Nicht will mich's wundern,
Daß ihr es müde,
Zu tragen die Mühsal,
Zu keuchen im Fron
Für kärglichen Lohn.
Solange die Sonne
Leuchtet der Erde,
Streben die Sterblichen
Lechzend nach Golde,
Suchten die Wege
Des mühelosen,
Des raschen Erwerbes.
Gold dachten die Väter
Zu verdichten im Tiegel,
Auch suchten sie Schätze
Mit Schaufel und Spaten —
O weh, o wehe,
Kohlen am Morgen! —
Kühler geworden,
Lernten die Leute
Magiern fluchen,
Und lieber an grünen
Tischen mit bunten
Blättern in Händen
Fortuna versuchen.
Neues und Besseres
Bringen die Zeiten.

Höret, die neuen,
Besseren Wege
Des mühelosen,
Raschen Erwerbes
Will ich euch weisen!

**Volk.** Hört, neue Wege
Will er uns weisen!

**Dämon der Habsucht.** Ein Zaubrer bin ich —
Ich will euch zeigen
Ein köstliches Kleinod:
Des T e u f e l s B ö r s e —

**Volk.** Des Teufels Börse?
Was soll das heißen?

**Dämon der Habsucht.** Ein Zaubersäckel,
Des Teufels Börse —
Dran klebt der Zauber,
Daß, wenn ein Kleines
Von Geld und Gut ihr
Werfet hinein,
Ihr bald es wieder
Mit ungeheurem
Gewinst herauszieht.
Werft einen Pfennig
Da in die Börse,
Und eh' ihr's denkt,
Tanzt ein Dukaten
Draus euch entgegen —
Ein Golddukaten —

**Volk.** Das wär', das wäre?

**Dämon der Habsucht.** Versucht's nur selber!

**Stimme aus dem Volke.** Hier ist mein Heller —

**Dämon der Habsucht.** Wirf ihn hinein — —
Zieh' als Dukaten
Ihn wieder heraus!

**Volk.** Heißa, Gold,
Helles Gold!

**Dämon der Habsucht.** Nun bring' den Dukaten
Zurück in die Börse — —
Ziehe nun tausend
Wieder heraus!

**Volk.** Heißa, heißa,
Glänzendes Gold!
**Dämon der Habsucht.** Wirf nun die tausend
Wieder hinein — —
Zieh' hunderttausend
Wieder heraus!
**Volk.** Wunder, o Wunder!
**Dämon der Habsucht.** Wirf hunderttausend
Wieder hinein — —
Sieh nun in runder
Summe den Segen,
Empfange, Beglückter,
Die Million!
**Volk.** Wunder, o Wunder!
Sie lebe, sie lebe,
Die Börse des Teufels!
**Dämon der Habsucht.** Sehet, hingeht er,
Trägt in der Tasche
Fort die Million,
Baut sich Paläste,
Erkiest sich zu Liebchen
Die lieblichsten Kinder
Und freut sich des Lebens.
Tut es ihm gleich!
Bald seid ihr reich!
**Volk.** Nur schnell, nur schneller!
Hier mein Heller,
Hier mein Taler,
Wackrer Bezahler!
**Chor der Dämonen.** Seht, wie sie eilen,
Eifern und jagen;
Wie sie das Ihre
Bringen getragen,
Wetten und wagen —
**Volk.** Es lebe die Börse,
Die Börse des Teufels! —
Mir füllt bis zum Saum sich
Der Säckel mit Golde! —
Auch mir! — Auch mir! —
Es lebe die Börse,

Die Börse des Teufels! —
Wehe, was ist das?
Mir ist der Dukaten
Zu Asche geworden —
Wehe mir, wehe,
Statt sich zu mehren,
Mindert das Meine sich —
Verwünschte Börse,
Börse des Teufels —
Kiesel und Kohlen
Zieh' ich heraus!

**Chor der Dämonen.** Rund, rund, rund ist die Kugel,
Rund ist die rollende Kugel Fortunas
Und sie entschlüpft dir,
Eh' du's gedacht!

**Der Millionär.** Ich kehre noch einmal
Zurück mit der Gabe
Der Schicksalsgunst.
Ich vertraue dir, Börse,
Börse des Teufels,
Mein ganzes Glück:
Gib es verhundertfacht
Gleich mir zurück!

**Chor der Dämonen** (leise). Rund, rund, rund ist die Kugel . . .

**Der Millionär.** Wehe mir, wehe,
Staub nur und Asche,
Kohlen und Kiesel —
Wehe mir, weh'!

**Chor der Dämonen.** Haha, haha,
Rund ist die Kugel . . .
Komm empor
In unseren Chor!

**Dämon der Habsucht.** Als Wanderjude,
Bescheidner Höker,
Will ich mich setzen
In die Mitte des Markts,
Einen Beutel zur Rechten,
Einen Sack zur Linken,
Einen riesigen Sack:
Aus dem Beutel schüttl' ich

Blanke Dukaten,
Im Sacke berg' ich,
Was ich erschachre.
Nun gebet acht,
Dämonengenossen!
Zusammen kauf' ich,
In den Sack da steck' ich
Stück für Stück
Die ganze Welt —
Himmel und Erde,
Stück für Stück
Im Augenblick.
Ich schüttle den Beutel — kling, kling, kling —
Ihr Menschlein, Gold ist ein liebliches Ding!
Kommt doch heran,
Weiblein und Mann!
Ich erkaufe mit glänzenden goldnen Dukaten,
Was eben leicht mag einer entraten;
Wüstes Gerümpel, alte Gewänder,
Kettchen und Ringe, verblichene Bänder,
Alle möglichen und unmöglichen Sachen
Könnt' ihr bei mir zu Gelde machen —
Kommt doch, o kommt,
Das Gold liegt in Haufen;
Was jeder entraten will,
Mag er verkaufen!

Du Dirne, du dralle,
Was äugelst du lüstern
Mit glänzendem Blick
Nach den blanken, den blinkenden
Rollen im Sack da?
Ei, Närrchen, du hast ja
Das lieblichste Lärvchen,
Du hast ja dein Herz noch
Und üppige Glieder —
Ei, Närrchen, du hast ja
Die Schönheit und Unschuld —
Ich schüttle den Beutel —

**Chor der Dämonen.** Kling, kling, kling,

Gold ist das lieblichste Ding!

**Das Mädchen.** Ach, das, was ich habe,
Gern möcht' ich's entraten,
Hätt' ich nur ein Häufchen
Der hellen Dukaten!

**Dämon der Habsucht.** Nur her da; nur her da,
Hinab in den Sack da
Mit Schönheit und Unschuld! —
Du fröhlicher Bursche
Mit blühenden Backen
Und ehrlichen Augen,
Was schaust du so schüchtern
Daher auf die Rollen
Des edlen Metalls?
Einen Überfluß hast du,
Wackrer Geselle,
An Frieden der Seele,
An gutem Gewissen!

**Der Bursche.** Gern wollt' ich ein bißchen
Von alledem missen —
Nur gib mir Dukaten!

**Dämon der Habsucht.** Nur her da, nur her da,
Hinab in den Sack da,
Das gute Gewissen,
Den Frieden der Seele! —
Du Stolzer, du Kühner
Mit blitzenden Augen,
Was nennst du dein eigen?

**Der Gefragte.** Die Freiheit, die Freiheit,
Das größte der Güter —

**Dämon der Habsucht.** Die Freiheit, nur her da,
Hinab in den Sack da! —
Du Blasser, du Träumer
Mit sinnigen Augen,
Was heißt dir das Höchste?

**Der Gefragte.** Gesinnung, Gesinnung —
Mein Reichtum, mein alles
Ist treue Gesinnung —

**Ein anderer.** Ich nenne die Ehre
Das erste der Güter —

**Dämon der Habsucht.** Was Ehr' und Gesinnung?
Hinab in den Sack da,
Nehmt blanke Dukaten!
**Ein Dritter.** Ich liebe mein Weibchen —
**Dämon der Habsucht.** Verkauf' es, verkauf' es —
**Weibliche Stimme.** Ich hab' einen Liebsten —
**Dämon der Habsucht.** Verkauf' ihn, verkauf' ihn,
Auf Liebe verzichte
Und nimm dir zum Gatten
Den alten, den grauen,
Goldstrotzenden Gauch! —
Hör', Bettler, was hast du?
Was nennst du dein eigen?
**Der Bettler.** Nichts mehr als den Schatten —
**Dämon der Habsucht.** Was frommt dir der Schatten?
Der alberne Schatten?
Hinab in den Sack da —
**Der Bettler.** Hurra, für den Schatten
Das schimmernde Gold?
**Chorus der Menschen.** Wir geben die Freiheit,
Wir geben die Ehre,
Wir geben Gesinnung,
Wir geben die Liebe,
Wir geben das Leben,
Wir geben den Himmel,
Wir geben die Erde,
Wir geben den Schatten,
Den Leib und die Seele,
Wir geben dir alles,
Gieb uns nur Gold!
**Chor der Dämonen.**
Kling, kling, kling — der Markt ist rege,
Die Münze rollt,
Wir erobern die Welt
Mit dem rollenden Gold.
**Dämon der Habsucht.** Der Markt ist zu Ende —
Herab von der Stirn
Fühl ich rinnen den Schweiß!
Nun aber, ihr Freunde,
Dämonengefährten,

Nun helft mir den Sack da,
Den riesigen, heben:
Vor die Türe des Himmels,
Will ich gehn mit dem Sack da,
Zum Herrn des Himmels
Und will zu ihm sagen:
Im Sack da getragen
Bring ich deine Welt dir;
Du hast sie geschaffen,
Der Mensch hat sie stückweis',
Die Welt und sich selber,
Dem Teufel verkauft!

**Chor der Dämonen.** Wohl getan, wohl getan,
Wackrer Genosse!

**Dämon des Neides.** Prahle zu sehr nicht,
Bruder, denn sieh,
Was dein Eifer begann,
Muß der meine vollenden!

**Fürst der Finsternis.** Du mit den krampfig
Zitternden Händen,
Hageren Wangen,
Zuckenden Lippen,
Lauernden Augen,
Fahler Gefährte,
Nachtgeist des Neides,
Tue das deine!

**Dämon des Neides.** Sie verkauften ihr Bestes
Für gleißenden Köder:
Sie haben für Gold
Sich selber gegeben!
Sie freuen sich kindisch
Am Flitter, am Scheine,
Beäugeln in Frieden
Ein jeder das Seine.
Wie könnten wir gönnen
Den Toren dies Glück?
Will's ihnen verkümmern
Im Augenblick.
Du dort,
Der du Goldstücke zählst

Mit stillem Ergetzen,
Schau um dich her
Nach des Nachbars Schätzen —

**Der Wucherer.** O Hohn der Hölle —
Der hat noch mehr —
Noch mehr, noch mehr —
Mich ergreift Entsetzen,
Heiß krampft es das Herz mir zusammen —

**Chor der Dämonen.** Haha, du Geizhals,
Verkohl' in den Gluten
Des gierigen Grolls!

**Dämon des Neides.** Dort plackt auf dem Acker
Sich ächzend der Landmann,
Dort schleppt durch die Straßen
Schweißtriefend der Löhner
Erdrückende Lasten.
Ihr Memmen, wann merkt ihr,
Daß Tausende müßig
In Glanz sich vergnügen,
Indes ihr euch mühet?

**Volk.** Wir sollen uns mühen,
Indes sie sich mästen?
Auch wir wollen wandern
Die neuen Wege
Des mühelosen,
Des raschen Erwerbes!

**Chorus der Reichen.** O glücklich der Pflüger,
Gesegnet der Arme,
Der frei ist vom Harme,
Von nächtlicher Sorge,
Die Habe zu halten,
Die Mittel zu mehren!
Verdient es der Rohe,
Dies reineste Glück?

**Volk.** Wir wollen entreißen
Den tückischen Reichen,
Was dient uns die Labe
Des Lebens zu schaffen.
Und müßten wir's mordend,
Wir's raubend erraffen,

Wir wollen nichts halb:
Wir wollen es gleichtun
Den tückischen Reichen
Und tanzen mit ihnen
Ums goldene Kalb!

**Chor der Dämonen.** Heißa, wie wacker!
Das tanzt um die Wette,
Die Großen, die Kleinen,
Ums goldene Kalb!

**Dämon der Völlerei.** Menschen noch sind es,
Die ihr gesehen;
Doch nun gebt acht!
Bald sollt ihr sehen,
Durch meine Macht,
Wie sie kriechen auf Vieren,
Auf mein Gebot
Sich wälzen im Kot,
Gleich Circes Tieren —

**Chor der Dämonen.** Dämon der Fülle,
Führ' uns, wir folgen!

**Dämon der Völlerei.** Eine fröhliche Schar
Unzähligen Volkes
Kommt dort gezogen,
Singend, auf Kähnen,
Herunter den Strom.
Sie halten, sie rasten
Auf grünender Insel,
Sie lagern sich lachend,
Sie feiern ein Fest
Mit Sang und Klang —
Horcht dem Gesang!

**Chor der Festgenossen.** Goldene Sonne,
Leuchtender Tag!
Ufer voll Blumen,
Woge voll Sonnenglanz,
Und in den Büschen
Der Amsel Schlag!
Das Leben ist schön —
Laßt es uns preisen —
Laßt einen Hymnus

In feurigen Weisen
Erklingen dem Schönen,
In feurigen Tönen
Erklingen dem Tage,
Dem leuchtenden Tage,
Dem Leben, der Lust!

**Dämon der Völlerei.** Dämonengenossen,
Gebet nur acht!
Horchet, ich mische
Mich unter die Menge! —
Ihr Freunde der Freude!
Der leuchtende Tag,
Der Amselschlag,
Der Äthertrunk,
Der Herzensdrang
Bei Sang und Klang,
Das schöne Genießen
In schimmernder Schau,
Das ist ein Vergnügen,
Dürftig und flau —

**Die Festgenossen.** Was will der Gauch?
Sein Wanst ein Schlauch —

**Dämon der Völlerei.** Sein Recht, ihr Herren,
Will auch der Bauch!
Hier mein Haus,
Und mein blühender Garten —

**Die Festgenossen.** Wie? Sollt' uns erwarten
Hier etwa ein Schmaus?

**Dämon der Völlerei.** Kommt nur herein
Und füllet die Räume,
Die weiten Räume,
Füllt Garten und Haus!

**Die Festgenossen.** Es lebe der Gauch,
Der wirtliche Gauch!
Ja ja, sein Recht
Will auch der Bauch!

**Dämon der Völlerei.** Eilig, ihr Jungen,
Schüret das Feuer!
Schurz um die Lenden!
Dreht mir die Spieße

Mit hurtigen Händen!
Es brätelt, es dampft schon,
Es schmort in den Töpfen.
Decket die Tische,
Und ich indessen,
Ich braue, ich mische —

**Chor der Dämonen.** Was braust du, was mischest du,
Wackrer Genoß?

**Dämon der Völlerei.** Ich braue den Trank.
Für diese Braven —
Jedem zu Dank!
Ich mische geschäftig
Würzigen Wein,
Schwer und kräftig —

**Chor der Dämonen.** Für Männerkehlen!

**Dämon der Völlerei.** Prickelnden Schaumsaft —

**Chor der Dämonen.** Für Weiberlippen!

**Dämon der Völlerei.** Gerstengebräu' —

**Chor der Dämonen.** Für Pfahlbürgerbäuche!

**Dämon der Völlerei.** Und Aquavit —

**Chor der Dämonen.** Für des Pöbels Magen!

**Dämon der Völlerei.** Und Würze misch' ich drein —

**Chor der Dämonen.** Sag' an —

**Dämon der Völlerei.** In den Wein da
Misch' ich den Wahnsinn —

**Chor der Dämonen.** Und in den Schaumsaft?

**Dämon der Völlerei.** Misch' ich den Leichtsinn!

**Chor der Dämonen.** Und ins Gerstengebräu'?

**Dämon der Völlerei.** Misch' ich den Stumpfsinn!

**Chor der Dämonen.** Und ins gebrannte Wasser?

**Dämon der Völlerei.** Misch' ich den Blödsinn!

**Chor der Dämonen.** Haha, haha,
Vier Elemente,
Trefflich gemischt! —

**Dämon der Völlerei.** Willkommen, ihr Gäste!
Kommt nun und kostet!
Schon dampft's in den Töpfen,
Schon träuft der Trank
Aus bauchigen Bechern
Jedem zu Dank.

**Chor der Festgenossen.** Willkommen, willkommen auch,
Bachische Lust!
Bachischer Wonnedrang
Weitet die Brust —
Bachischer Wonnedrang
Hellet das Haupt,
Wenn es mit Weinlaub sich
Lieblich umlaubt!
**Dämon der Völlerei.** Füllet den Mund,
Füllet den Magen!
Kitzelt den Gaumen,
Kitzelt die Gurgel!
Trocken und naß —
Genießet, genießet!
Essen und Trinken
Ist echter Genuß!
**Chor der Festgenossen.** Dampfende Töpfe,
Bauchige Becher —
Heißa, das brätelt,
Duftet und schmort!
**Chor der Dämonen** (leise). Aus dampfenden Töpfen,
Aus bauchigen Bechern
Steige, du schwerer,
Steige, du schwüler,
Sinnebetörender,
Seelenverheerender,
Geistverzehrender
Nebel empor!
**Dämon der Völlerei.** Die Schüssel winkt,
Der Becher blinkt —
Esset und trinkt,
Bis unter den Tisch ihr sinkt!
**Chor der Festgenossen.** O Bauch, o Bauch, vieledler Teil,
Wir mögen gern dich pflegen!
Dir ziemt's zu frönen alleweil',
Zu frönen allerwegen.
Es dient jedwedes Glied am Leib
Der Arbeit und der Buße:
Du, Bauch, nur dienst dem Zeitvertreib,
Du, Bauch, nur dem Genusse!

**Chor der Dämonen.** Toren, die Genuß ihr suchtet
In der sel'gen Schau des Schönen,
Sei der Bauch denn euer Gott nun,
Diesem müßt ihr frönen!

**Chor der Festgenossen.** Der Kopf ist Arbeit, schwere Not.
Du Bauch, du Bauch sei unser Gott —
Du dienst den Freuden alleweil',
Den Freuden allerwegen;
Du edles Glied, du edler Teil,
Wir wollen baß dich pflegen!

**Dämon der Völlerei.** Nun sind die Leutchen endlich schier
In richtigen Geleisen,
Und daß der Mensch ein garstig Tier,
Gebt acht, es wird sich weisen!

**Chor der Festgenossen.** Die Schüsseln winken,
Die Becher blinken —
Essen und Trinken,
Bis unter den Tisch wir sinken!

**Chor der Dämonen** (leise spottend). Hahaha, hahaha,
Bacchische Lust —
Bacchischer Wonnedrang
Weitet die Brust;
Bacchischer Wonnedrang
Hellet das Haupt,
Wenn es mit Weinlaub sich
Lieblich umlaubt!

**Chor der Festgenossen** (in wilder Trunkenheit).
Herr Wirt, Herr Wirt, gut ist dein Wein,
Dein Maß, dein Maß ist gar zu klein,
Komm, Bursche, komm gelaufen;
Zieh' mir den großen Stiefel aus,
Will aus dem Stiefel saufen! —
Ihr lieben guten Brüder,
Was treibt ihr hinterm Strauch?
Tut aus, tut aus, tut ein, tut ein:
Und füllt aufs neu' den Bauch! —
Haha, Herr Pfarr, wo seid ihr hin?
Wo bist du, dicker Gauch?
Hahahaha, hahahaha,
Der Pfaff liegt in der Gosse,

Besoffen wie ein Schlauch. —
Weiblein, spring' nicht gar so hoch,
Die Röcke fliegen — sassassa —
Weiblein, spring nicht gar so hoch,
Die Röcke fliegen — hahaha —
Sie fliegen über . . . hahaha —

(Der Gesang löst sich hier in wüstes Gelächter und Geschrei auf, einen Wirrwarr, durch welchen der Komponist den fortgeschrittenen Grad viehischer Trunkenheit zu illustrieren hat.)

**Chor der Dämonen.** Vertiert! Vertiert!
Das Weib wirft von sich das Gewand —
Der Pfaffe liegt in der Pfütze lallend —
Vor Töchtern und vor Enkeln
Im Schlamm des Grabens schändet
Sein weißes Haar der Greis —
In blödem Geblök
Stirbt menschlicher Laut —
Vertiert! Vertiert!
Mehr als vertiert!
Traun, vor der Gier
Des Fressers dort,
Der entlastet des Schlunds
Überdruß,
Entsetzt sich das Tier!

**Fürst der Finsternis.** Reißt sie empor,
Die zuchtlosen Zecher,
Empor, empor
In unsern Chor!

**Dämon der bösen Lust.** Ich kenn' einen Rausch,
Der wilder noch wirkt,
Der schrecklicher schäumt,
Und die ganz er ergreift,
Sie ernüchtern sich nie —

**Chor der Dämonen.** Dämon der Sinnlust,
Wie denkst du zu siegen?

**Fürst der Finsternis.** Liebespaare
Seh' ich dort wandeln
Im Liebeshain
Zu Hymens Altare —

**Dämon der bösen Lust.** Leidiges Lieben

Muß völlig zuvor
Für immer verbannt sein
Aus menschlicher Brust,
Soll brennen die echte,
Verzehrende Flamme
Der wechselnden Wonne,
Die brünstige Lust!

Die Liebenden dort,
Mit neuen Lehren
Will ich sie bekehren —

Trautverbundne, sel'ge Paare,
Die ihr wallt im Liebeshain —
Selig seid ihr, aber wisset,
Selig seid ihr nur im Wahne:
Euer Glück ist Trug, ist Torheit,
Nur ein dauerloser Traum.
Selig seid ihr nur im Sehnen,
Nur im Schmachten, im Verlangen,
Mit der Stunde des Erlangens,
Der Erfüllung, der Vereinung,
Weicht das schöne Wahngebild.
Liebe ist ja nur Verlangen
Nach dem lieblichen Umfangen:
Wenn die Sinne sich gesättigt,
Eure Herzen, eure Seelen
Haben sich nichts mehr zu sagen.
Die betörten Narren seid ihr
Eines unbewußten Zweckes —
Laßt euch nicht den Sinn verwirren
Von dem Wonnetrug des Wahnes!
Der Genuß liegt nur im Wechsel! —

Seht, sie wanken schon, sie schwanken
Auf dem Weg zum Liebeshain,
Auf dem Weg zu Hymens Ketten! —
Die Bekehrung zu vollenden
Will ich meine Töchter senden.
Gebet acht! —

Auf, Kohorte meiner Treuen,
Stets bewaffnete Kohorte

Holder und gefäll'ger Nymphen
Blüh'nder Freudenpriesterinnen!
Kommt und überflutet schwebend
Schwärmend diesen stillen Hain,
Diesen trauten Liebeshain.
Schreckt die Pärchen, die da plaudern,
Schreckt sie auf aus ihren Träumen,
Ideal'schen Liebesträumen,
Daß die Schwärmer, die soeben
Ew'ge Treu den Mägdlein schwuren,
Euch erblickend rasch vergessen
Die beschränkt bescheidnen Närrchen
Und sich lösen rasch die Pärchen —
Auf, verwegene Kohorte,
Reizgeschmückte, komm, geschwind!

**Chor der Bacchantinnen.**
Schwestern, Schwestern laßt uns stürmen
Diesen stillen Liebeshain,
Wo die Freier seufzend wandeln
Mit den zücht'gen Jungfräulein!
In den schnöden Liebeszwinger
Sind die Wackern festgebannt,
Schwer der Treue Eisenschienen
Tragen sie an Fuß und Hand.
Auf! Von Hymens Altar reißen
Laßt uns stürmend Stein um Stein!
Freie Liebe, freies Leben
Soll die neue Losung sein!

**Chor der Dämonen.** Freie Liebe, freies Leben
Soll die neue Losung sein!
Stürmt ihn nur, stürmet
Den Liebeshain!

**Chor der Bacchantinnen.** Wir kommen, wir siegen,
Wir gaukeln, wir schwärmen —

**Die Jünglinge.** Wer sind, die da nahen,
Die reizenden Nymphen?
Sie gaukeln, sie schweben —

**Chor der Bacchantinnen.** Frei sei die Liebe,
Frei sei das Leben!

**Die Jünglinge.** Zündende Augen

Werbendes Winken,
Lockendes Lächeln —
Wär' es nicht Wonne,
Küsse von diesen
Lippen zu kosten?
O welch ein Wiegen
Der üppigen Leiber!
Wonnige Weiber!
Es flammen die Sinne:
Lasset uns folgen
Dem Herrbann der Holden!

**Chor der Bacchantinnen.** Frei sei das Leben,
Frei sei die Liebe!

**Chor der Dämonen.** Wie sie folgen dem Zauber,
Wie unverzagt!
Schon geht sie los,
Die lust'ge Jagd!
Rasches Erglühen,
Rasches Ergreifen,
Neues Schweifen,
Neues Haschen,
Küssen, genießen,
Unverzagt —
Da braust sie hin,
Die tolle Jagd!

**Chor der Bacchantinnen.** Wir gaukeln, wir tanzen,
Wir lächeln und locken,
Wir schwärmen und schweben —
Frei sei die Liebe,
Frei sei das Leben!

**Chor der Jünglinge.** Wonnige Weiber,
Verlockende Leiber,
Blühende Lippen,
Blitzende Augen!
Ob wenig sie taugen
An Herz und Seele,
Sie besel'gen die Sinne!

**Chor der Bacchantinnen.** Wir kommen, wir siegen,
Wir gaukeln, wir schwärmen —

**Chor der Jünglinge.** Langweilig das Leben,

Langweilig die Liebe —
Gehorchen dem Triebe,
Kosen und Küssen
Ist wonnige Weisheit:
Genießen den Tag,
Genießen die Nacht,
So lang es währt,
So lang es mag!

**Chor der Bachantinnen.** Frei sei das Leben,
Frei sei die Liebe!

**Chor der Jünglinge.** Wonnige Weiber,
Lockende Leiber —
Nur hinterdrein!
Folget dem Zauber
Unverzagt,
Im Liebeshain,
Zur tollen Jagd!

(Die letzten Gesänge können auch zu einem Gesamtchor verschmolzen und vom Komponisten durch orchestrale Ausführung zum musikalischen Gemälde eines wilden Bachanals erweitert werden.)

**Fürst der Finsternis.** Dämon der Freude du,
Ich bin zufrieden!
Kein Liebesbund, kein Lebensband,
Kein holdes trautes Genügen!
Nur Jagd nach Genuß,
Nur feile Lust
Mit leerer Brust,
Gehascht in heißen Flügen,
In verzehrenden Taumelzügen —
So recht, so recht!
Dämon, so walte weiter!
Vor allem verwandle,
Verwüste das Weib!

**Dämon der bösen Lust.** Ich hab' es verwandelt!
Entweiblicht hab' ich das Weib;
Ich habe gelehrt das Weib
Zu werben statt zu warten —
Siehe die Meinen,
Die Töchter der Zeit,
Im Schwarme der Schönen,

Der üppig Geschmückten,
Der hin da schweift —
Verderbt schon zu Dirnen,
Bevor noch zu Jungfraun
Heran sie gereift —

**Chor der Dämonen.** Ha, ha, wie sie flattern,
Die Feilen, die Frechen,
Juwelenfunkelnd,
Im üpp'gen Gewande,
Die Tugend verdunkelnd,
Stolz auf die Schande!

**Dämon der bösen Lust.** Die schöne Sünde
Habt ihr geschauet —
Die Sinne der Kalten und Schlauen;
Wollt ihr kennen die heiße,
Die häßliche nun? —
Seht ihr dort, wo am tollsten die Jagd,
Das Weiblein, das schmiegsame,
Mit verbuhlten Lippen lachend,
Mit verbuhlten Augen blinzelnd —
Vor dem Reize der Schönheit etwa?
Vor herrlichen Gaben,
Die Herz und Seele laben?
O nein, o nein!
Der Pflüger auf seinem Dünger
Ist ihr ein Herzbezwinger —
Der rohe Soldknecht
Ist ihr eben recht!
Und zeigt' ich selbst mich ihr
In meiner höllischen Zier,
In meiner greulichsten Teufelslarve,
Stinkend von Schwefel,
Scheußlich zu schauen,
Zu riechen ein Grauen —
Ich bin ein Mann!
Kommt nur und sehet!
Wohlan! Wohlan!

Nächtlich auf den Blocksberg führen
Mir zu Liebe, ihrem Gott,

Starke, weibliche Naturen
Auf dem Besen durch den Schlot.

Kavalier mit Hörnern, Klauen,
Tret' ich in den Buhlerkreis.
Gebt nur acht, wie sie in Bälde
Mich, auch mich, zu schätzen weiß.

Bockfuß, Hörner — darf man's wagen?

**Das Weib.** Seht doch nur, ein ganzer Mann!
**Der Dämon.** Ich bin scheußlich, dufte Schwefel —
**Das Weib.** Tut nichts, tut nichts, kommt heran!
**Der Dämon.** Greulich bin ich anzuschauen —
**Das Weib.** Seid gegrüßt mit schönstem Gruß!
**Der Dämon.** Heiß verbrennend ist mein Odem —
**Das Weib.** Gib mir, gib mir einen Kuß!
**Der Dämon.** Ihr erschreckt doch ohne Zweifel?
**Das Weib.** Gar nicht, gar nicht grauet mir!
**Der Dämon.** Weib, dir graut nicht vor dem Teufel,
Doch dem Teufel graut vor dir!
**Chor der Dämonen.** Hahaha, sie hängt, sie klebt sich
Unlösbar an seinen Schritt —
Schmettre dort ans Felsenriff sie,
Nimm das schöne Seelchen mit! —
**Fürst der Finsternis.** Mitten in dem Freudenreigen,
Wo so rasch die Wonne wechselt,
Seh' ich einen Jüngling irren:
Ob die Schönsten ihn umschwirren,
Süßverlockend — seltsam eigen
Rast der Arme, edlen Ansehns,
Liebeswütig, unablässig
Hinter einem Weibe her —
**Chor der Dämonen.** Hahaha, das ist der Stolze,
Der da prahlte hoch und hehr —
Gepanzert schien er gegen uns,
Gefeit wie keiner mehr —
**Dämon der bösen Lust.** Ich hab' ihn gewonnen,
Ich hab' ihn bewältigt —
Für diesen erdacht' ich
Erlesnes Verderben:
Ihm pflanzt' in die Seel' ich

Die kranke Sucht
Nach der tollsten der Dirnen
Im ruchlosen Reigen,
Nach der schönsten, doch frechsten
Der Zaubergestalten,
Herzlos wie die Kalten
Und frech wie die Heißen —

**Chor der Dämonen.** Nun büßest du, Kecker,
In Ketten den Hochmut,
Dieweil du so höhnisch
Uns allen getrotzt!

**Der Jüngling.** Ich hasche die Holde,
Sie entschlüpft mir aufs neue —
Wann lernst du, Geliebte,
Die Liebe, die Treue?

**Die Dirne.** Bin nimmer zu halten,
Verliebter Geselle!
Dem Winde gleich' ich,
Ich gleiche der Welle.

**Der Jüngling.** Verbriefte dein Schwur nicht
Mir heilige Rechte?

**Die Dirne.** Kein Bund ist zu schließen
Mit dem Schlangengeschlechte!

**Der Jüngling.** Lern' edler zu fühlen —

**Die Dirne.** Vergebliches Hoffen!

**Der Jüngling.** So will ich dich meiden —

**Die Dirne.** Der Weg ist ja offen —

**Der Jüngling.** Fahr' wohl denn auf immer!

**Die Dirne.** Ade, leb' im Glücke!

**Der Jüngling.** Vernimm' mich noch einmal —

**Die Dirne.** Schon kehrst du zurücke?

**Der Jüngling.** So höhnst du mich herzlos?
O fürchte die Rache!
Weib, fürchte den Zornblitz
Des Himmels —

**Die Dirne.** Ich lache! —

**Der Jüngling.** Schmähliche Qual,
Ewig zu schmachten
Nach dem, was ewig
Ich muß verachten!

Riesige Kämpfe
Kämpfet die Seele —
Umsonst, umsonst!
Untilgbar im Innern
Bleibt immer die töricht
Unselige Sucht!

**Chor der Dämonen.** Haha, wie er knirscht
In den kläglichen Banden!
Im Herzen die Liebe,
Im Haupte die Reue,
An Händen und Füßen
Die Fessel der Treue,
Der törichten Treue,
Mit welcher er frönet
Dem wüsten Weibe,
Das ihn quält, das ihn höhnet —

**Der Jüngling.** Erniedrigt, umhallt
Vom Hohn der Dämonen,
So klag' ich, so groll' ich.
O ihr ewigen Götter,
Ihr Mächte des Lebens,
Ich fleh' um Errettung,
Ich fleh' um Erlösung!

**Chor der Dämonen.** Vergebens! Vergebens!
Du Stolzer, du Lichtsohn,
Vor vielen erkoren,
Zu bekämpfen geboren
Die Geister des Dunkels —
Du bist verloren!
Reißt ihn empor
In unsern Chor! —

**Fürst der Finsternis.** Erstickt ist im Sumpfe
Der Trägheit, der Selbstsucht,
Der Habgier, der Sinnlust,
In Suchten und Sünden
Der Lichtkeim im Haupte,
Der Lichtkeim im Herzen
Des siechen Geschlechts.

**Der Dämon des Zornes.** Auf die Höhe des Unheils
Will ich es nun heben!

Aufbäumen sich hoch
Auf dem Haupt mir die Schlangen:
Die Fackel entfach' ich,
Die Fackel des Zornes!

**Fürst der Finsternis.** Zu tief im Herzen
Die faule Verderbnis,
Seh' ich die Sterblichen
Stolz noch im Staube —

**Dämon des Zornes.** Aufpflanzen sie prahlend
Die Fackel des Lichts,
Und stoßen sie um
Mit täppischem Finger —

**Chor der Dämonen.** Hetze sie, hetze sie!
Dort in des Marktes
Mitte da wogt es:
Vor des Königs Palaste
Wimmeln die Massen —

**Dämon des Zornes.** Höre mich, Volk,
Edles Volk!
Freiheit und Gleichheit!
Die Fürsten, die Großen,
Sie sollen zurück uns
Geben die Rechte,
Die ewigen Rechte,
Die Rechte des Volks!
Und Rache an jedem,
Der feindlich dem Volke!

**Volk.** Rache! Rache!

**Dämon des Zornes.** Tod allen Verdächtigen!
Tod allen, die groß sich dünken!
Groß und unfehlbar
Ist nur das Volk!

**Volk.** Hurra! Das Volk!
Sie sollen uns gönnen
Die ewigen Rechte —

**Dämon des Zornes.** Und Rache, blutige Rache —

**Volk.** Rache! Rache!

**Dämon des Zornes.** Nun fort die Maske
Des Volksführers —
Als Kanzler komm' ich,

Was sinnst du, Gekrönter?
Was wankst du und schwankst du?
Trotze den Tröpfen!
Du hast ja die Macht
Gegen die Meutrer!
Wirf deine Bewaffneten
Entgegen den ehrlosen Wichten!
Je mehr sie haben,
So mehr heischen sie!
Öffne dein Ohr nicht!
Härte dein Herz!
Laß reden zur Menge
Den metallenen Mund
Der Kanonen und lache, lache,
Wenn sie hinsinken,
Wie Mücken, die Schwärmer,
Und sterbend rufen nach Rache!

**Chor der Dämonen.** Es wirkt — es wirkt: —
Der König winkt —
Kommandowort —
Die Kugel saust,
Der Säbel blinkt
In Söldnerfaust —
Spritzendes Blut —
Rächende Wut —
Jammerruf —
Das Volk zerstampft
Unter Rossešhuf —
Herbei die Truhe —
Grabgesang —
Grabesruhe —
Wie lang? Wie lang?

**Dämon des Zornes.** Nun wieder zurück
Zum Volke, zum Volke,
Zu den Armen und Elenden!
Du armes Volk,
Du dienest, du darbst,
Du hungerst, du härmst dich,
Du frierst, du fieberst
In Mühsal maßlos —

Und die Reichen rasen
Von Festen zu Festen,
Schwelgend von deinem Schweiße,
Leben lustig und lachen.
Lachen deiner, des törichten Volkes. —

**Volk.** Rache den Reichen!
Reißt sie hervor
Aus ihren Palästen —

**Dämon des Zornes.** Zerschmettert die Häupter den Stolzen
Mit Pflastersteinen!
Plündert die Burgen,
Leert die Paläste!

**Volk.** Hurra! Auf gegen die Reichen!

**Dämon des Zornes.** So recht! So recht! —
Nun zu den Reichen! —
Ihr Großen, euch grollen,
Euch fluchen die Armen!
Janhagel stinkt zum Himmel!
Seid stolz! Verachtet ihn!
Sein Recht ist die Arbeit,
Das eure der Reichtum.
Seid taub gegen das Drohn
Wie gegen das Ächzen des Elends —
Verschmähet den Pakt
Mit schmutzigem Pöbel!

**Chor der Dämonen.** So recht, so recht,
Dämonengenoß!
Entzünde die Fackel,
Die Fackel des Zornes!

**Dämon des Zornes.** Gebt acht, nun entfach' ich
Die hellsten der Flammen! —
Ihr Leute, die Großen,
Die Reichen, das sind
Noch nicht die Rechten
Für eure Rache.
Die Wurzel des Übels
Will ich euch weisen.
Sehet das Treiben
Der Dunklen, der Gäuche
Mit geschorenen Glatzen —

**Volk.** Tod den Pfaffen!
**Dämon des Zornes.** Reißt sie herab
Kühn von den Kanzeln!
**Volk.** Weg der Pfaff und seine Lehre,
Weg die Tempel, die Altäre,
Weg der Teufel —
**Dämon.** Weg der Gott —
Topp, kein Gott mehr —
**Volk.** Und kein Teufel —
**Dämon.** Hui — kein Himmel —
**Volk.** Keine Hölle —
**Dämon.** Gar kein Wahn —
**Volk.** Und keine Lüge —
**Dämon.** Gar kein Wort mehr —
**Volk.** Keine Lehre —
**Dämon.** Und Gewissen — nach Belieben!
**Chor der Dämonen.** Was tust du, was tust du,
Dämonengefährte?
Die Dunklen, die Gäuche
Mit geschorenen Glatzen
Sind Bundesgenossen,
Die kämpfen uns helfen
Gegen das Licht!
**Dämon des Zornes.** Geduld nur, Geduld,
Schon wechsl' ich die Maske! —
Lasset, ihr Wackern
Im heil'gen Gewande,
Lasset uns wachen,
Daß sich kein Strahl
Für die Menschen entzünde!
Das Dunkel ist Weltgesetz,
Das Licht ist Sünde!
**Chor der Dämonen.** Es lebe, was feindlich
Dem Lichte wie wir!
Feinde des Lichtes,
Stehet uns nahe
Als Bundesgenossen
Zu jeglicher Stund'!
Reicht uns die Rechte
Zu bleibendem Bund!

**Chor der Priester.** Tod dem Licht!
Verfallen ist jeder
Dem höll'schen Gericht,
Wer haschet nach Licht.
Verflucht, verflucht
Ist jeder, der ruchlos
An unserem Worte
Zu rütteln versucht!
Zeitlich und ewig
Sei er verflucht!

**Chor der Dämonen** (einfallend). Zeitlich und ewig
Sei er verflucht!

**Dämon des Zornes.** Sehet, so schür' ich,
Erhitze die Schelme,
Hetze die Argen
Gegeneinander!

**Chor der Dämonen.** Schüre nur, schüre,
Hetze nur, hetze,
Entfache die Fackel!

Finsteres Grollen
Gärt im Volk,
Orkanen gleich,
Reißenden Wasserfluten gleich,
Wälzt sich heran,
Entfesselt,
Rasender Aufruhr.

**Gesang der Meuterer.** Entrollt sie, entrollt sie, die Fahne, die rote,
Die Fahne des blutigen Morgenrots,
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tods,
Entrollt sie gegen die Fürsten!
Brause der Sturm, steige die Flut,
Ströme das Blut,
Bis verröcheln in Purpur die Großen,
In den Staub von den Thronen gestoßen.

Entrollt sie, entrollt sie, die Fahne, die rote,
Die Fahne des blutigen Morgenrots,
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tods,
Entrollt sie gegen die Prasser!
Brause der Sturm, steige die Flut,

Rase die Wut,
Bis der Brand in die Schlösser der Reichen
Sich wälzt über Hügel von Leichen.

Entrollt sie, entrollt sie, die Fahne, die rote,
Die Fahne des blutigen Morgenrots,
Die Fahne des Lebens, die Fahne des Tods,
Entrollt sie gegen die Dunklen!
Brause der Sturm, steige die Flut,
Senge die Glut,
Bis der Schutt des letzten Tempels raucht
Und der letzte Priester die Seele verhaucht! —

**Chor der Dämonen.** Entmenschte Graungesichter,
Entsetzliche Rächer und Richter,
Aus heißem Tigerrachen
Erstickenden Odems Hauch in die Lüfte sendend —
Sengend und würgend,
Die Grüfte entweihend,
Den Staub der Toten
In alle vier Winde streuend —
Dann nachts, um zu verschnaufen,
Sitzend auf Trümmer- und Leichenhaufen —
Scheußliche Weiber,
Tanzend und springend
Um verröchelnde Leiber,
Leichname verstümmelnd —
Blutlachen allwärts,
Pyramiden gegipfelt
Aus Menschenhäuptern,
Leder gegerbt
Aus Menschenhaut —

**Dämon des Zornes.** Euch selber schaudert's,
Dämonengenossen?
Grausige Greuel!
Größres beginn' ich!
Über den Erdkreis
Soll der Brand sich verbreiten!
Die Völker der Erde,
Die Stämme der Menschheit
Sollen sich würgen,

Sich wechselnd zerfleischen
In wütigen Fehden —
Sie sollen sich morden,
Nicht für die Meinung,
Nur weil sie durch Schranken
Des Grenzpfahls geschieden —
Zügellos
Soll rasen der Zank,
Nur weil sie reden
Verschiedene Zungen —

**Chor der Dämonen.** Hurra, hurra!
Entfeßle die Rassen,
Wirf Völkermassen
Gegeneinander
In Zorneskrampf
In verzehrendem Kampf!

**Dämon des Zornes.** Brich deine Dämme,
Völkerflut!
Völkerdünkel,
Pralle zusammen!
Römisches Blut,
Du bist das edelste —
Zu befehlen berufen,
Franke, bist du!
Du gehst an der Spitze
Der Stämme der Erde,
Du bist auf ewig
Die Sonne der Menschheit,
Ohne dich sinken
Die blöden Barbaren
In Nebel und Nacht!
Du bist auf ewig
Berufen, im Rate
Der Völker zu reden
Das Wort der Entscheidung!
Du bist der Hort
Und die Leuchte der Welt!

Germane, Germane,
Römerbesieger,

Römischen Reiches
Herrlichkeitserbe,
Wie lang noch lässest
Du herrschen den Hochmut
Des fränkischen Hahnes?
Erdrücke den Dünkel,
Der mit ewiger Tollheit
Die Völker bedräut!
Germanische Urkraft,
Zermalm' ihn für immer!

Slawe, Slawe,
Sei nicht mehr Sklave
Des stolzen Germanen!
Tritt in den Reigen
Der Völker, berufen
Zur Größe, zum Ruhme!

Hör' auf, dich zu neigen,
Zu dulden, zu schweigen —
Gürte dich, gürte dich,
Grollender Slawe,
Zeige den Zorn,
Die Zukunft ist dein!

**Chor der Dämonen.** Hurra, hurra!
Die Welt ist in Waffen!
In riesige Lager
Verwandelt die Länder!

(Die Musik malt kriegerische Bewegung, in den Kriegsmarsch übergehend, welcher den folgenden Gesang begleitet.)

**Chor der Franken.** Auf zu den Waffen! Blöder Germane,
Armer Barbar dort über dem Rhein,
Wir sind's, die lenken Europas Geschicke,
Herrscher der Welt muß der Franke sein!

**Chor der Germanen.** Auf zu den Waffen! Wahnwitziger Franke,
Windiger Fant dort über dem Rhein!
Wir sind's, die wägen Europas Geschicke,
Herrscher der Welt muß der Deutsche sein!

**Chor der Slawen.** Auf zu den Waffen! Romane, Germane,
Wir sind der Koloß und ihr seid klein!
In uns ruhn künftig Europas Geschicke,
Herrscher der Welt muß der Slawe sein!

(Die Musik schildert riesige Völkerkämpfe, begeitet von folgenden Gesängen der Dämonen):

**Chor der Dämonen.** Mordbehelf, unerhört,
Todeswehr, nimmer gewußt,
Drücken den Kämpfern
Wir in die Faust.
Eroberer tauchen empor,
Aber im Blut,
Aus dem sie getaucht,
Ausglitschen sie, taumeln,
Stürzen zurück,
Geben Raum
Wieder der Wirrsal —
Despot und Pöbel,
Wechselnd walten sie,
Schwingen den Zepter.
Rache, Rache,
Ruft der Zertretne,
Rafft sich empor,
Wieder rast
Rächender Kampf —
Rächender Kampf
Wütet so weiter,
Bis die Völker verspritzt
Ihr bestes Blut,
Bis entnervt
Von Seuchen und Not,
Die gehn im Gefolge
Des grausigen Krieges,
In Ermattung sie sinken,
In Stumpfsinn —
Bis über der wüsten
Weite des Lebens
Sich breitet die Nacht
Der Barbarei,
Zur Stätte des Unheils,
Zur Stätte des Wehs,
Zur Stätte des Elends
Geworden der Erdkreis —

**Fürst der Finsternis.** Doch über der öden

Verwüsteten Erde,
Über den Trümmern
Tanzet den Reigen,
Orgien feiert,
Ihr meine Getreuen,
Toller denn je!
Träufle den Mohn,
Meister der Trägheit!
Hebe den Spiegel,
Herrscher der Hoffart!
Du mit dem Köder
Der kollernden Kugel,
Erhitze zum heißen
Hunger die Habgier!
Nachtgeist des Neides,
Sei stechende Natter!
Du maßlos Mischender,
Würze den wüsten
Trank der Vertierung!
Geist der Begier,
Versenge die Seelen!
Entzünder des Zornes,
Laß schießen die Zügel!

**Chor der Dämonen.** Wohlauf nun, Dämonen,
Vereinigt die Mühen,
Zu verdoppeln die Wirrsal
Im tollen Geschlechte,
Daß es schaurig, entsetzlich,
An sich selber verzweifelnd,
Das Dasein verfluchend,
Sich gänzlich zu eigen
Uns gebe für immer —

(Im vorhergehenden und hier wird der Komponist zu einem wirkungsvollen Ganzen die charakteristischen Motive der einzelnen Dämonen vereinigen können — vielleicht in der Art, daß die Vereinigung der Motive über den letzten Chorgesang hinaus im Orchester als *kurzes Intermezzo* sich fortsetzt.)

**Chorus der Menschen.** Eine Stätte des Wehs,
Eine Stätte des Elends
Ist geworden die Erde.
Einst wollten entrinnen
Dem Leid wir des Lebens

Im Rausch des Vergessens,
Im raschen Erraffen
Des flücht'gen Moments.
Doch leer ist die Lust auch,
Der Genuß ist nichtig!
Einst grollten geheim wir,
Nun fluchen wir offen,
Fluchen dem Dasein,
Fluchen dem Geiste,
Der uns geschaffen,
Fluchen uns selbst! —

**Dämon der Trägheit.** Reiche den Preis mir,
Herr und Meister!
Mein sind sie vor allen —
Mir sind sie nun erst
Verfallen völlig,
Verfallen alle,
Verfallen auf immer.
Die zage Verzweiflung
Ist Trägheit nun wieder
Nach Fiebern des Frevels,
Ist Trägheit, Erschlaffung,
Ist lastender Stumpfsinn!

**Fürst der Finsternis.** Ich reiche den Preis dir,
Du erster, du letzter
Im Reigen der Nacht!
Tanzt über den Trümmern,
Dämonengefährten!
Es liegt uns zu Füßen
Bewältigt der Lichtwelt
Verlorener Rest.

**Chor der Dämonen.** Die Menschheit, die Menschheit,
An sich selber verzweifelnd,
Sich selber verfluchend,
Sie gibt sich uns gänzlich
Für immer zu eigen —
Tanzt über den Trümmern,
Dämonengefährten,
Zu feiern das höchste,
Das herrlichste Fest!

---

## Dritte Abteilung.

**Chor der Dämonen.** Die Erd' ist dunkel,
Der Himmel ist trübe,
Erloschen die Lichtspur
Im schwarzen Gewölk.
Die Gewalten des Lichtes,
Sie harren, verhüllend
Ihr bangendes Antlitz,
Gebannt an die Grenzen
Der gealterten Erde.
Der Bann, der sie bindet
An den Grenzen der Erdwelt,
Nie wird er gebrochen.
Der Erdkreis ist unser!
Zu den Füßen des Fürsten
Der lichtlosen Tiefe
Ruhn müde die Menschen,
Im Staube geschmiegt.
Die Söhne der Erde,
Sie schleichen im Dunkel
Verloren dahin —
Verlernend zu leben,
Verlernend zu streben!

**Chor der Menschen.** Ist's nicht wieder Frühling,
Frühling geworden?
Doch heiser huscht
Hin durchs Gebüsch
Der klagende Bach.
Wie zungenlos sitzen
In den Zweigen die Vögel,
Die Lüfte seufzen,
Blaß sind die Blumen,
Bleiern der Himmel,
Die Sonn' ist matt,
Matt wie der Mond —
Ist dies der Mai?
Die Lust des Lebens,
Ist ganz sie verloren?
Die Lust des Lebens,

Von welcher singen
Die alten Lieder,
Die alten Sagen,
Bleibt sie verloren?
Erblüht sie neu?

**Chor der Dämonen.** O fragt, o fraget
Nicht nach dem Frühling,
Nicht nach der Lust —
(höhnend)
Elend wohl seid ihr,
Doch ihr seid frei —

**Chor der Menschen.** Die Winde klagen,
Die Wasser fragen:
Ist dies der Frühling?
Ist dies der Mai?

**Chor der Dämonen.** Doch ihr seid frei —

**Chor der Menschen.** Es mischt aus der Höh'
Sich ein schneidender Hohn
In die grollende Klage!
O wann tun sich auf
Des Todes Grüfte?
Das Leben ist leer,
Die Lust ist schal —
Tor, wer sie sucht!
Wir sind verdammt,
Wir sind verflucht!

(Wilde Akkorde, aus deren Wirbel plötzlich sanfte, liebliche und feierliche Klänge aufzutauchen beginnen, die sich immer vorwiegender bemerklich machen.)

**Chor der Menschen.** Horcht — in der Hölle
Schneidenden Hohn
Mischt sich ein milder,
Süßhallender Ton!

(Das angedeutete Motiv tritt immer mehr hervor.)

**Chor der Menschen.** Ha, welche Klänge!
Ins Herz der Natur
Gleiten die Laute
Mit Lust und mit Weh!
Über den See,
Über die toten Wogen
Kommt langsam gezogen

Ein leichter Kahn —
Im Kahn ein Jüngling —
Die Wellen sich kräuseln
Wie um ihn zu grüßen —
Ein Sänger, ein Sänger,
In Händen die Harfe!

**Chor der Dämonen.** Steiniget ihn! Steiniget ihn!

**Viele Stimmen der Menschen.** Steiniget ihn, steiniget ihn!
Wir wollen nicht hören!
Es preßt uns das Herz
In der Brust zusammen!
Anfällt der Gesang uns
Wie sengende Flammen —

**Andere Stimmen.** Er naht, die Winde säuseln —
Die Wellen sich kräuseln —
Horchet, o horcht!

(Das Motiv des folgenden Liedes hat sich inzwischen immer siegreicher Bahn gebrochen.)

**Das Lied des Sängers.** Auf Gipfeln der Berge,
Auf Zinnen der Sterne
Ruht winkend entzündet
Die Lohe des Lichts.
Sie schmücket mit Schimmer
Die farbige Ferne,
Den Reigen der Welten,
Und wirft einen letzten
Verlorenen Glutstrahl
In die tiefste der Tiefen,
Ins gähnende Nichts.

Von Bergen zu Bergen,
Von Sternen zu Sternen
Tanzet der Strahl:
Und er sinkt in die Seelen
Und waltet als Wahrheit —
Und entfaltet die Schwingen
Und flattert als Freiheit —
In stürmendem Aufschwung
Von Pole zu Pol —
Und bändigt sich selber,

Von keinem gebändigt,
Mit Banden des Maßes,
Und schimmert als Schönheit,
Und glänzet als Güte —
Und suchet sich selber,
Und findet sich selber
Mit brünstiger Andacht
Im Reigen der Brüder,
Im Reigen des Lebens,
Und nennt sich Liebe,
Die ewig Geschiednes
Ewig umschlingt.

Er hauset in Höhen,
Er taucht in die Tiefen,
Ewig erneuend,
Ewig befreiend,
Er sendet den jähen,
Den Blitz der Verjüngung
In Gründe des Grausens,
In Grüfte des Tods

Auf Zinnen des Himmels,
Auf Zinnen der Erde
Flammt siegend entzündet,
Wolkenumwandert,
Doch nimmer verloren,
Die Lohe des Lichts.

**Chor der Dämonen** (gedämpft). Was soll der Sang?
Verwünschter Klang!
Er schafft uns Weh,
Er scheucht uns zurück
Aus menschlicher Näh' —
Verhaßt, verhaßt'
Aus Herzensgrund —
Fluch dir, Fluch,
Du Sängermund!

**Chor der Menschen**. Der Hohn in den Lüften,
Er hallt nun ferner,
Er hallt gedämpfter —

Ein neues Leben
Erwacht, ein Wonnebeben —
Die Blumen leuchten,
Die Falter gaukeln —
O Sänger, sage,
O hab' Erbarmen,
Erneut sich das Leben
Auch uns, uns Armen?
Wird wieder gegönnt uns
Im Zirkel der Zeiten
Ein goldnes Alter?
Sind wir auf ewig
Zu eigen geworden
Den finstern Gewalten,
Die die Erde verwüsten,
Die Herzen verheeren?

**Der Sänger.** An den Grenzen der Erdwelt
Da weilen, gewichen,
Verhüllend ihr Antlitz,
Die Geister des Lichts:
Nicht dürfen sie nahen,
Zu nehmen, zu geben,
Bis ganz ihr ermessen
Die greuliche Tiefe
Des gähnenden Dunkels,
In das ihr getaucht —
Nicht dürfen sie nahen,
Zu helfen, zu retten,
Bis ihr sie rufet
Aus tiefstem Gemüt —
Bis machtvoll die Sehnsucht,
Verbündet dem Lied
Auf den Lippen des Sängers,
Mit beschwörendem Zwange
Hernieder sie zieht.

**Chor der Menschen.** Ein tiefes Sehnen geht
Durchs Herz der Welt,
Nach dem Verjüngungsstrahl,
Der uns erhellt.

Uns sank des Herzens Licht
In Nacht hinab:
O Sehnsucht, wälze du
Den Stein vom Grab!

O senk' uns frische Kraft
Ins sieche Mark:
Verjüngt das Streben sei,
Der Wille stark,

Die Hoffnung wieder grün,
Der Glaube neu,
Und wir dem alten Drang
Im Busen treu!

(Das Herannahen der Genien des Lichts wird musikalisch angedeutet. In diese feierlichen und erhabenen Klänge aber mischt sich erst gedämpfter, dann lauter, folgender Gesang):

**Chor der Dämonen.** Verflucht der Sang
Und die Saiten des Sängers —
Verflucht der Drang
Im Menschengemüte,
Verflucht die Reu',
Die bricht den Bann
Des Lichts aufs neu'!

**Fürst der Finsternis.** Lasset die Lichten.
Lasset sie nahen,
Ihr nächtlichen Geister!
Noch sind wir Meister,
Der Erde Rund
Ist unser Reich!
Auf, rüstet euch
Zum entscheidenden Streich!

**Chor der Dämonen.** Zum Streite wohlan!
Lasset sie nahn!

**Chor der Menschen** (im Verein mit dem Sänger.)
Ihr hohen Genien,
O säumet nicht!
Aus dunkler Tiefe flehn
Wir auf zum Licht!

**Chor der Lichtgeister** (immer näher). Unendliches Ach,
Unsägliches Sehnen

Zieht uns herab,
Zwingt uns heran,
Öffnet zum Heil
Die verheißene Bahn.

**Chor der Dämonen.** Auf, zum Kampf,
Zum letzten Kampf,
Wider das Licht!

**Der Sänger.** O seht, wie sie schäumen,
Ergrimmend, die Geister,
Die Geister des Abgrunds:
Sie stürzen, sie stürmen
Entgegen den hohen,
Den schirmenden Scharen —
Sie wälzen Gewölke,
Schwarz wie die Mitternacht,
Ihnen entgegen —
Sie türmen Berge,
Zu decken die Lichtspur,
Den Tag zu begraben.

Der Abgrund ist offen,
Er lechzt zu verschlingen
Mit dem Wirbel der Welten,
Mit Himmel und Erde
Und hellen Gestirnen
Die Hüter des Lichts.

Sie aber, die Hehren,
Immer aufs neue
Tauchen hervor sie
Aus finstern Gewölken,
Aus Trümmern der Berge,
Und senden von Sehnen
Des goldenen Bogens
Die strahlenden Pfeile
Ins Sturmheer der Nacht.

Da krümmen getroffen
Die Fratzen der Hölle,
Die wilden Gewalten

Der Tiefe sich wimmernd
Und taumeln hinab.

Verhallt ist der Hohn,
Die Unholde weichen,
Gebändigt, gebunden,
Gebannt in die Öde
An den Grenzen der Erdwelt,
Wo gelagert sie lauern
In neidischer Wut,
Bis aufs neu' in den Herzen
Der Kinder des Staubes
Erkaltet die starke,
Die heilige Glut.

**Chor der Menschen.** Ein neuer Tag
Aus Nebeln bricht,
Wir segnen den Sieger,
Wir segnen das Licht!

**Die Fürstin der Scharen des Lichts.** Sänger, mein Sendling,
Des Zaubergesang
Entfacht im Gemüte
Des frevlen Geschlechts
Die verlorene Lichtspur,
Empfange den Kranzschmuck,
Mit welchem ich lohnend
Dir kröne das Haupt!

**Der Sänger.** Auf den Knieen empfang' ich
Das himmlische Pfand!
Auf immer sei dir nur,
Du Hohe, du Hehre,
Die Harfe des Sängers
Auf Erden geweiht!

**Chor der Menschen und Genien.** Heil ihm, dem Sänger,
Dem Sendling des Lichts!

**Die Königin des Lichts.** Du aber, wisse,
Wieder erwecktes
Menschengeschlecht!
Die Sonne des Geistes
Steht über dem Abgrund.
In finsterer Tiefe

Der Erdnatur,
Da waltet der dunkle,
Der blinde, der Trieb.
Dein Trieb ist dein Wille:
Doch ewig entgegen
Dem Willen der Nacht steht
Im Haupt und im Herzen
Verschwistert die Lichtspur,
Der Wille des Lichts.

**Chor der Lichtgeister.** Neu trotze der Tag nun
Dem Neide der Nacht!
Erneut ist die Hoffnung,
Das Streben erneuet!
Gedeutet ist wieder
Zum Glücke der Lichtweg,
Wir wollen ihn suchen
Als Söhne des Lichts!

**Gesamtchor der Lichtgeister und Menschen.**
In Nachtgrau'n und Helle,
In Heil und in Unheil,
In ewigem Wandel
Kreiset die Welt.

An den Grenzen der Erdwelt
Ruhn gebunden die wilden
Gewalten der Tiefe,
Hervorzubrechen
Ewig gewillt.

Doch ihnen entgegen,
Im Bund mit den Hütern
Der ewigen Helle,
Halten des Lichtsohns
Geschlechter in Treue
Den leuchtenden Schild:

Ewig erliegend,
Und ewig siegend —
Ewig ringend,
Bis sie ruhen vom Kampf,

Von den Lasten der Irrsal,
Von der Lockung des Irrscheins —
Bis sie ruhn, wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht,
In der Stille des Allseins
Auf ewig erlöst.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

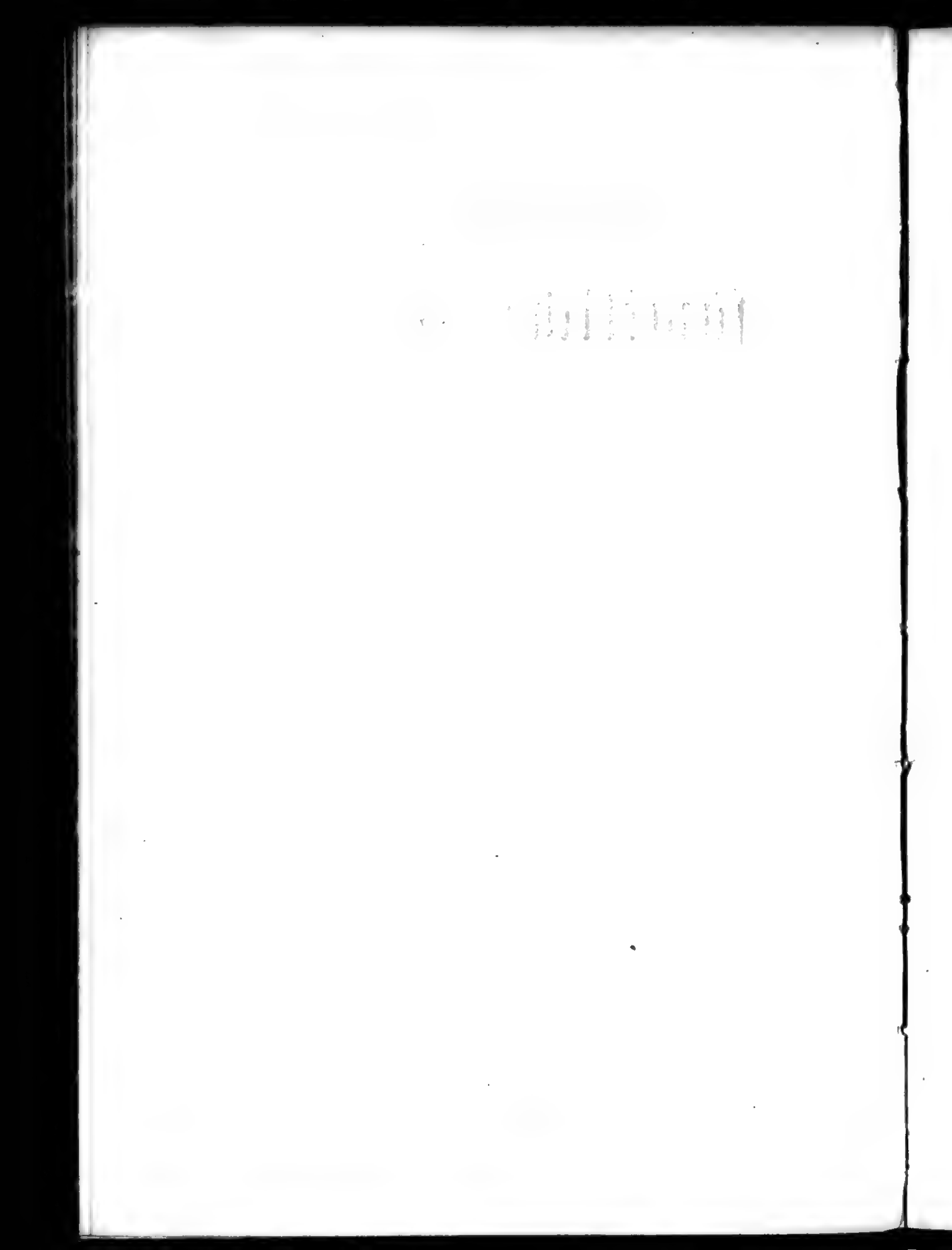
---

Achter Band.

Inhalt: Aspasia. 1. Teil.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.



# Aspasia.

## Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Robert Hamerling, als Prophet eines ästhetischen Idealismus, mußte sich (nur konsequent) schon seit frühester Jugend — da in ihm die Schönheitsidee als Zentrum seiner Spekulation sich entwickelte — hingezogen fühlen zum Volke der Griechen, zum Zeitalter des Perikles und seiner wunderschönen Huldin Aspasia. Er selbst gesteht es in seiner Selbstbiographie: „... Zu den Gestalten, die in mir heimisch waren und mir ein sozusagen persönliches Interesse einflößten, gehörte seit längerer Zeit auch das leuchtende Bild der griechischen Aspasia mit ihrer Kohorte von Helden, Weisen, Dichtern und Künstlern der goldenen Zeit des Hellenentums. Wie hätte bei dem von früher Jugend an in mir regen Schönheitskult die Griechenwelt mich nicht anziehen und begeistern sollen!...“

Gleich nach Niederschrift des „Teut“ und der „Sieben Todsünden“ begann Hamerling die Vorarbeiten. Unterm 20. Februar 1872 schreibt er an Richter: „...‚Die sieben Todsünden‘ sollen in der Veröffentlichung dem ‚Teut‘ folgen, dann der Roman... Ich bin jetzt sehr fleißig...“ Die Vorarbeiten dauern Monate. Am 5. Juni 1875 geht er (im Stiftinghaus) an die Ausführung. Über seinem Bette hängt der lange Stahlstich von Rahls athenischem Fries. Angesichts dieses Stahlstichs schreibt er sein Werk. 1873 — mitten während der Arbeit — verständigt er Richter: „...Mein Roman ‚Aspasia‘ wird nicht unmittelbar zu Neujahr, jedenfalls aber noch im Frühjahr 1874 in der ‚Neuen Freien Presse‘ zum beginnenden Abdruck kommen.“ Am 28. Februar 1874 vollendet er das Werk.

Aber der Roman wurde nicht in der „Neuen Freien Presse“ publiziert. Hierüber berichtet uns Karl von Thaler eingehend: „Schon im Spätjahr 1872 waren die Verhandlungen der Redaktion mit Hamerling angeknüpft worden. Er hatte versprochen, das vollendete Manuskript bis zum 1. April 1873 einzusenden, weil am 1. Mai die Veröffentlichung beginnen sollte, hielt jedoch den Termin nicht ein und ein anderer Roman mußte als Ersatz erscheinen. Das war unangenehm, denn die Redaktion wollte gerade während der Wiener Weltausstellung das Werk eines hervorragenden deutschösterreichischen Dichters bringen. Michael Etienne (Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘), der in seiner Art ein Prachtmensch, aber ungemein heftig war, ärgerte sich nicht wenig und machte seiner üblen Laune in gewohnter urkräftiger Weise Luft, als die ‚Aspasia‘ endlich mit starker Verspätung eintraf. Er las den Roman infolgedessen nicht ohne Voreingenommenheit, fand ihn „klassisch langweilig“ und verweigerte die Annahme... Das Manuskript der ‚Aspasia‘ wanderte nach Graz zurück...“ Und nun nahm der Dichter das Manuskript neuerlich vor, arbeitete es gründlich um, feilte, wo es ihm nötig schien, und erst Dezember 1875 erschien das Werk, und zwar sofort im Buchhandel (im Verlage Richter): „Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas“ (in drei Bänden).

Die Sendung seiner Arbeit an den Verleger hatte Hamerling mit folgendem charakteristischem Brief begleitet: „... Sie werden sich rasch überzeugen, daß Sie keinen eigentlichen Leihbibliotheksroman vor sich haben und vielleicht bedauern Sie dies als Verleger. Aber ich gründe eben hierauf die Hoffnung eines mehr als ephemeren Erfolges. Der guten Leihbibliotheksromane gibt es genug, aber ein Roman, der das altgriechische Leben mit Treue und Lebendigkeit schildert, ist bisher nicht versucht worden, wenigstens nicht von einem Dichter. Ein Werk, das nach seinem Inhalt als ein Unikum dasteht und eine wirkliche Lücke in der Literatur ausfüllt, wird ohne Zweifel einer dauernden Nachfrage sich erfreuen. Im ersten Bande, wo sozusagen der Hintergrund gezeichnet werden mußte, ist viel kulturhistorisches Detail, wiewohl nur so viel, als durch die Idee des Ganzen bedingt war, weiterhin aber enthält namentlich der dritte Band Partien, worin die Erfindung weitaus vorwiegt und die so spannend, so packend sind, als es selbst der Leihbibliothekleser nur verlangen kann. Die Form der Darstellung mußte dem Stoff angepaßt, Diktion und Dialog von

griechischem Geiste durchweht sein, auf die Gefahr hin, daß der mangelhaft Gebildete sich nicht sogleich darin zurechtfindet ..."

Bei Gelegenheit der Verlagsverhandlungen hatte Hamerling u. a. seinem Verleger geschrieben: „... Ich setze voraus, daß Sie mit dem Honorar nicht knausern werden ..." Es mag hier vielleicht interessieren, daß „Aspasia" das erste Werk Hamerlings ist, für welches dieser ein höheres Honorar empfing.

„Aspasia" erlebte zu Lebzeiten Hamerlings drei starke Auflagen, die dritte in Kl. 4° mit prächtigen Vignetten und Leisten von J. Dietrichs.

Der Roman fand zahlreiche Kritiken — mitunter solche begeistertster Art — ist es ja auch das Werk, welches der Weltanschauung unseres Dichters wie kaum ein zweites so logisch entsprang. Die bis jetzt tiefsten Worte über das Werk aber schrieb der Wiener Universitätsphilosophieprofessor Dr. Laurenz Müllner (kurze Zeit nach Erscheinen) in der Wiener (katholischen) Tageszeitung „Das Vaterland". Die Arbeit bildet gegenwärtig den Clou von Prof. Müllners (gesammelten) „Literatur- und kunstkritischen Studien", Wien bei Braumüller 1895 (S. 3ff.).

---

# Inhalt.

# Vorwort des Verfassers.

Wenn dieser Roman, einem vielzitierten kritischen Mahnworte unserer Zeit entsprechend, ein Volk — das althellenische — „bei seiner Arbeit aufsucht", die weltgeschichtliche Arbeit des Hellenenvolks aber eine Künstler-, eine Dichter- und Denkerarbeit war, wird dieser Art von Arbeit und ihrer Schilderung nicht etwas Gedankenhaftes, Lehrhaftes anzukleben scheinen? Wird sie an frischem Reize des Eindrucks nicht zurückstehen hinter den Bildern, welche aus dem Borne eines naiven, urwüchsigen, in der Tatkraft aufgehenden, poetisch vielleicht noch gar nicht ausgenützten Lebens geschöpft sind? Und mußte ein solcher Versuch, so gut wie auf den Reiz des Naiven, Naturwüchsigen, nicht andererseits auch wieder verzichten auf den Reiz des in modernem Sinne Geistreichen, des realistisch Pikanten, auf die bunten, grellen Lichter der heutigen Dichtung? Durfte hellenisches Leben anders dargestellt werden als mit hellenischer Einfachheit? und durfte der Darsteller nach anderem trachten, als nach einem Hauche hellenischen Geistes, hellenischer Anmut?

Ist es nicht überhaupt bedenklich, untergegangenes Leben zu schildern? Detailmalerei des modernen Lebens wird als anziehender Realismus der Darstellung gepriesen; die des antiken wird auf viele den anfröstelnden Eindruck der Gelehrsamkeit machen. In der Tat, wer dieses Werk nur flüchtig durchblättert, merkend, daß die einzelnen Abschnitte Ausblicke auf verschiedene Seiten hellenischen Lebens eröffnen, der wird rasch zur Hand sein mit dem Urteil, er wird ein loses Skizzenbuch vor sich zu haben glauben, im besten Falle einen „kulturhistorischen" Roman, was nach der Anschauung der meisten beiläufig soviel besagt als kein Roman.

Und doch — wenn der Roman als künstlerisches Werk von der Biographie, der Geschichte, der bloßen Erzählung durch innere und äußere Gliederung sich unterscheidet, wenn er nicht bloß der Ausdruck eines sinnvoll in sich abgeschlossenen Lebens und Schicksals ist, sondern auch eines Konfliktes in folgerechter Entwicklung und Lösung, so ist das, was ich hier erzähle, ein Roman. Denn nicht bloß lebt in bestimmter Gestaltung darin die schöne, geistverklärte Sinnlichkeit sich aus, in ihrer Entfaltung, ihrer Blüte, ihrem Niedergang; der Widerstreit zwischen dem ästhetischen

Lebensideal und dem sittlichen entspinnt und entscheidet sich in einem Einzelgeschick und in einem Völkergeschick zugleich. Immer hat dieser Parallelismus von Einzel- und Völkergeschick, von individuellem und allgemeinem Leben mir als das Kunstgeheimnis der epischen Dichtung, als ihr oberstes Prinzip, als ihr eigenstes Schema vorgeschwebt. Nicht so jedoch, daß das Detail des erzählten Einzellebens und das des allgemeinen eben nur nebeneinander herlaufen, eines gleichsam die Episode des andern, sondern daß beide soviel als möglich an einem und demselben Detail sich abspinnen, daß sie, soviel als möglich, einem organischen Gebilde gleich, lebendig ineinander verwoben und verschlungen sind.

Nur mäßig durfte, um den reinen, gefälligen Eindruck des Bildes nicht zu stören, der Konflikt angedeutet sein: nur sachten Schrittes durfte er fortschreiten, und so scheint vielleicht an dünnem Faden die Handlung sich hinzuziehen. Aber was an Gesprächen und Schilderungen als Abschweifung erscheint, das alles ohne Ausnahme rückt zuletzt in sein rechtes, volles Licht, zeigt sich in seiner Notwendigkeit, in seinem Bezuge zum Ganzen, zur Idee.

Aber nicht zu einer Idee in abstraktem Sinne des Wortes. Laß dich nicht zu dem Gedanken verleiten, geneigter Leser, irgendeiner „Tendenz" zuliebe sei der Verlauf dieser Geschichte gedreht, gewendet, gemodelt worden. Was ich erzähle, ist die ungefälschte, parteilose Wahrheit. Ich schildere die Menschennatur und den Weltlauf. Ich gebe das Tun und Treiben, das Ringen und Streben der Menschen wieder und die Worte, mit welchen sie es verteidigen. Ich habe keine Tendenz im Auge, als die des Lebens, keine Moral, als die der Notwendigkeit, keine Logik, als die der Tatsachen, welche aus Stoß und Gegenstoß besteht, so beständig und so gleichmäßig wie das Hin- und Wiederwogen eines Fichtenwipfels im Winde. Die Weisen behaupten wohl mit Recht, daß die Idee niemals rein aufgehe in der Wirklichkeit. Der Tendenzpoet verfolgt sie bis zu einem Höhepunkt ihrer Entwicklung, hält sie da auf einem Punkte, den sie doch eigentlich nur im Fluge berührt, gewaltsam fest, läßt sie farbig schimmern und schillern zur Freude der Sterblichen und macht die Seifenblase zum Fixstern. Die reine, absichtslose Poesie aber begleitet die Idee auf dem Wege der Verwirklichung am liebsten bis zu jenem Punkte, wo sie, um in ihrer Reinheit sich wiederherzustellen, phönixgleich dem Flammentode sich selbst überliefert.

Graz, am 1. November 1875. **R. H.**

## 1. Der Schatz von Delos.

Es war ein sonniger Tag der schwülen Zeit, als in der Stadt der Athenäer eine schlanke jugendliche Frauengestalt, begleitet von einer Sklavin, eiligen Schrittes ihren Weg über die Agora nahm. Die Erscheinung dieses Weibes hatte die sonderbare Wirkung, daß auf seinem ganzen Wege nicht ein einziger Mensch ihm begegnete, der nicht, nachdem er an ihm vorbeigekommen und in sein Antlitz geblickt, hinter ihm stillgestanden wäre und eine geraume Weile wie festgebannt es mit seinen Blicken verfolgt hätte. Die Ursache davon lag nicht sowohl in dem Umstande, daß es schier eine Seltenheit, ein freigeborenes Athenerweib der vornehmeren Art öffentlich in den Straßen wandeln zu sehen, sondern vielmehr darin, daß diese Frauengestalt von einer wunderbaren und verblüffenden Schönheit war.

In den Gesichtern derjenigen, welche bei der Begegnung sie anstarrten oder hinter ihr in den Boden wurzelnd sie mit dem Auge verfolgten, malte das Erstaunen sich in allen möglichen Arten des Ausdrucks.

Einige lächelten mit Wohlbehagen, die Augen graubärtiger Greise funkelten, es gab welche, die den Blick eines Fauns nach dem schönen Weibe warfen, andere wieder, in deren Miene sich eine Art von Ehrfurcht spiegelte, als ob sie eine Göttin erblickten. Einige trugen eine ernste befriedigte Kennermiene zur Schau und andere blickten fast töricht, mit vor Verwunderung halbgeöffneten Lippen. Etliche wenige gab es freilich auch, die ein spöttisches Grinsen sehen ließen und einen bösen, stechenden Blick auf die Schöne rich-

teten, als ob Schönheit ein Verbrechen wäre. — Männer, welche zu zweien gingen oder in Gruppen standen, unterbrachen ihr Gespräch. Gesichter, auf welchen Langeweile gelagert war, erschienen auf einmal belebt; gerunzelte Stirnen glätteten sich. Es kam Bewegung in die Gemüter.

Die Erscheinung des Weibes war wie ein Sonnenstrahl, der in eine Rosenlaube fällt, und in welchem die Mücken in bacchantischem Wirbel zu tanzen beginnen.

Unter denjenigen, deren Aufmerksamkeit die verblüffende Frauengestalt auf sich zog, waren auch zwei Männer, welche schweigend nebeneinander hergingen. Ruhig, ernst, würdevoll und edel waren sie beide von Ansehen; jünger der eine, dunkel gelockt, stattlich, doch nicht ohne eine Spur von Weichheit in den Zügen; höher noch, fast ehrfurchtgebietend, ragte neben ihm des älteren Mannes Bildung; aber kahl wölbte sich sein mächtiges Vorhaupt über der tiefsinnigen Stirn. Es war, als sähe man neben dem feurigen Achill den völkergebietenden Agamemnon einherschreiten.

Der Jüngere heftete einen Blick der Überraschung auf das bezaubernde Weib; ruhig blieb dagegen der Ältere: es schien, als hätte er die Schöne nicht zum erstenmal gesehen, und so teilnahmlos, so tief versenkt in andere Gedanken schien er, daß sein Begleiter eine Frage unterdrückte, die schon auf seinen Lippen schwebte.

Ein Sklave ging hinter den beiden Männern her. Sie schritten den langen, staubbedeckten Weg gegen den Piräus hinaus.

Spähend blickte im Vorwärtsschreiten zuweilen der Jüngere nach der blitzenden Fläche des saronischen Golfs hinüber. Sein Auge war scharf wie das Aug' eines Adlers. Er sah ein Schiff, das noch für keines anderen Menschen Blick erreichbar war. Er sah es auftauchen am Rande des Meerhorizonts. Des Fahrzeugs Weiterrücken war unmerklich in der weiten Entfernung. Der Adleräugige hatte das Ansehen eines Mannes, der sich zu fassen weiß; aber wenn er so nach dem fernen Fahrzeug hinübersah, da schien es

doch bisweilen für einen Augenblick, als wolle er mit dem Odem seiner eigenen Brust das zögernde Segel beflügeln.

Schweifte der Blick von dem Wege, welchen die beiden Männer gingen, zur Rechten ab, so stieß er in einiger Entfernung auf eine in der Sonne blinkende Mauer, die schier unabsehbar hinablief von der Stadt bis zum klippigen Meerstrand. Zur Linken sich wendend, sah man eine Mauer derselben Art, die soeben vor den Blicken des Beschauers emporzuwachsen schien. Die Bauleute türmten rechtwinklig behauene Werkstücke übereinander, und wo die Masse fertig stand, da scholl weithin der Hämmer Gedröhn, welche die verbindenden Erzklammern in die Quadern schlugen.

Auch diese Mauer erstreckte sich hinunter bis ans Meer, in weiter Krümmung dort sich auszubreiten und, wie oben die Stadt, so unten, mit der anderen vereinigt, den Hafen samt seinen Gebäuden mit schützendem Arm zu umfangen.

Auf diesem Mauerbau ruhte das Auge des jüngeren der beiden Männer prüfend und mit einer Art von Befriedigung, wenn es auf Augenblicke abglitt vom segelbeschwingten Ziel in der Ferne. Und mit Lächeln sprach er zuletzt, indes seine Blicke die endlose Linie festgefügter Quadern entlang glitten, zu seinem Gefährten gewendet:

„Wär' jedes drängende Wort, das ich um dieses Werkes willen zu den Athenäern sprach, zum Werkstein für dasselbe geworden, wahrlich, längst stünd' es uns fertig vor Augen. Aber auch so sehen wir es nun endlich der Vollendung nahe."

„Und war sie in der Tat unentbehrlich, diese mittlere Mauer?" fragte, mit einem gleichgültigen Blicke das Werk streifend, der Ältere.

„Sie war es!" versetzte jener. „Viel zu weit schweift die ältere linke Mauer ab gegen Phaleron. Eine große Strecke des Hafenstrands blieb offen. Jetzt erst ist die Aufgabe völlig gelöst. Aus der Brandasche des Perserkriegs verjüngt hervorgegangen, hat die Stadt der Pallas Athene, glänzend und mächtig, genährt vom Tribut der hellenischen

Küsten und Inseln, diesen Quadergürtel um ihre Glieder geschlungen, stark genug fortan, den Neidern griechisch redender Zunge nicht minder als dem Anprall aller Barbaren des Morgenlandes zu trotzen."

Der Mann, der so zu seinem Gefährten sprach, war des Xanthippos Sohn, der Alkmäonide Perikles, den sie den Olympier nannten.

Sein Gefährte aber war ein gepriesener Erz- und Marmorbildner, Pheidias geheißen. Seiner Hände Werk war das riesige Standbild der „Vorkämpferin Athene", das von der Höhe des Burgberges weit hinausleuchtete ins attische Land und in die Meeresferne sogar, wo annahende Schiffer die goldglänzende Lanzenspitze der Göttin freudig begrüßten als erstes Wahrzeichen aus dem Banne des „veilchenbekränzten Athen".

Einförmig fast erschienen die weithinlaufenden Quaderzüge, aber sie hatten, in das Licht des griechischen Himmels getaucht, nichts Düsteres. Ein bewegtes Getümmel wogte zwischen ihnen hin und her. Laut erschollen die spornenden Rufe der Maultiertreiber, und in langen Zügen gingen vom Hafen zur Stadt, von der Stadt zum Hafen, die reich befrachteten Tiere den Weg entlang.

Hie und da trat ein Olivengehölz bis hart an die Straße heran, in dessen grünen Wipfeln von Zeit zu Zeit ein erfrischender Hauch, vom Golf herüberwehend, verzitterte.

Wenn solches geschah, zog der Erzbildner den breitrandigen Petasos vom Haupte und ließ seine hohe kahle Stirn von der Brise bestreichen. Der „Olympier" aber schritt nur immer mutiger aus, hielt nur immer fester sein Aug' auf die Triere gerichtet, die aus der Weite der Seebucht nun doch allmählich näher gegen den Hafen herankam.

Jetzt sind die beiden unfern dem Meere angelangt. Der Hafen ist erreicht. Auch hier schweift das Auge des Mannes, welchen sie den Olympier nennen, mit Befriedigung umher. Sein Werk ist zum großen Teile, was da dem Auge sich bietet, ein Neues dem Volke der Griechen in jener Zeit:

breite, stattliche, gerade laufende Straßen. Hier prangt der große, von Säulenhallen umgebene Marktplatz, welcher den Namen nach seinem Erbauer Hippodamos, dem Milesier, erhielt. Staffelförmig erheben sich zur Linken, über den Säulenwald des Theaters hin, an den Abhängen des befestigten Hügels Munychia, die Häuserreihen, und auf der Höhe des Hügels ragt leuchtend das Marmorheiligtum der Artemis. Drunten aber in der Ebene dehnen sich bis ans Meer hin endlos die Hallen: Hier die prächtige Stoa des Perikles, hier die ungeheuren Warenhäuser, wo ausgeschiffte Frachten bis zum Verkauf oder bis zur Weiterbeförderung lagern können, hier der riesige Basar des Hafens, die Warenbörse, das „Deigma", wo Schiffahrer und Händler ihre Waren zur Schau stellen, wo sie ihre Verträge beraten.

In diesen Hallen, auf diesen Quaderterrassen steht der kluge Grieche wie auf dem Boden seiner Kraft, sich freuend, daß mit dem Gedeihen des Gemeinwohls auch sein persönliches wachse. Hier nimmt er aus den Händen des befreundeten Meergotts das Füllhorn aller Gaben der Fremde und sieht die letzten Wellenringe des Pontos, des Nils, des Indermeeres an seinem Gestade verschäumen.

Hier tummelt sich's, das Griechenvolk des Perikles: schöne dunkelbraune Gestalten, malerisch sich abhebend vom Hintergrund der weißen Marmorhallen. Unbedeckt die Häupter der meisten, Sandalen zur Not an den Füßen, die karge, tuch- oder mantelartige helle Gewandung lässig über die Schulter geworfen — dennoch in plastischer Schönheit, wie braune Erzbilder, stehen sie zwischen den Säulen. Nur daß sie lebensvoll sich gebärden, im bunten Stimmengewirre die Laute des klangreichen Hellenenidioms vernehmen lassend, energievoll in Reden und Gebärden und würdevoll zugleich wie Histrionen.

Seit der Athenäer nach glücklich geführten Kriegen die See beherrscht, hat er gelernt, hinauszugehen in die Hafenstadt des Piräus und sich zu bereichern. Er geht in den Piräus und sucht Reeder für überseeische Fahrten und Unter-

nehmungen auf. Er geht zu den Geldmaklern, den Wechslern, legt Gelder bei ihnen nieder, oder erhebt welche, und wenn er keine zu erheben, keine zu hinterlegen hat, so entlehnt er welche. Denn Handel und Wandel blüht, und der Athenäer kennt die Gelegenheiten. Er weiß, wann es Zeit ist, Getreide vom Pontus zu holen, oder Holz aus Thrazien, oder Papyrus aus Ägypten, oder Teppiche aus Milet, oder feines Schuhwerk aus Sikyon, oder Trauben aus Rhodus. Er weiß auch, wo sein Olivenöl, sein Honig, seine Feigen, seine Metallarbeiten, seine Tongefäße gesucht und am besten bezahlt werden. Und der Makler, der Wechsler gibt das Geld ohne vieles Bedenken. Der Zinsfuß ist hoch, und für reiche Prozente kann man etwas wagen. So mancher Freigelassene, mancher Pasio, mancher Simo, mancher Phormio sitzt jetzt wohlgemut hinter seinem Wechslertisch in Piräus und gebärdet sich wie eine obrigkeitliche Person, denn man legt Kontrakte bei ihm nieder. Er gibt zwei Talente, ohne eine Miene zu verziehen, hin und empfängt ebenso gleichgültig zwei Talente, wenn man sie bei ihm hinterlegt. Er schreibt die Summe und den Namen dessen, der sie hinterlegt hat, in sein Buch, und die Sache ist abgetan. Man vertraut der Ehrlichkeit Pasios und Pasio ist ehrlich, wenigstens so lang, als nicht der Vorteil einer Unehrlichkeit die Nachteile des gefährdeten Rufes seiner Ehrlichkeit aufwiegt.

Jene beiden erblicken jetzt das Meer, sanft gekräuselt und smaragdgrün anwogend an die Steinterrassen. Offen liegt vor den Blicken das tiefeingebuchtete Rund des piräischen Hafens. Als Wächter der Meerespforte hüten zwei mächtige Türme zur Rechten und zur Linken den Eingang. In Zeiten der Gefahr kann von einem Turme zum andern die eherne Riesenhemmkette geschlungen werden. Zahllos liegen in der Bucht die runden, bauchigen Handelsschiffe vor Anker; das Gestade zur Linken aber ist ganz bedeckt von den hochgebordeten Trieren der athenischen Flotte, nach Griechengebrauch aufs Festland hinaufgezogen, jedes in seinem besonderen Gehege, wie Ungeheuer in ihren Höhlen ruhend,

gewaltige Meeresdrachen, mit phantastischen Schnäbeln und beflossten, übermütig emporschnellenden Schwänzen; und drüben, auf der andern Seite der piräischen Halbinsel, in den Kriegshäfen von Zea und Munychia, lagern noch weit mehr dieser prächtigen Meeresungeheuer, und hinter ihnen dehnen sich die Seezeughäuser, wo das „hängende Zeug" der abgerüsteten Schiffe verwahrt wird, und weiterhin erstrecken sich Werften, wo unablässig neue Schiffshölzer abgeladen, rastlos neue Kiele gezimmert werden.

Nun läuft das Fahrzeug, welches der „Olympier" auf dem Wege zum Piräus so scharf ins Auge gefaßt hat, in den Hafen ein. Es ist das athenische Staatsschiff „Amphitrite".

Die Massen des Volkes wogen gegen den Landungsplatz; in allen Hallen, auf allen Steinterrassen erschallt ein Gebrause von Stimmen.

„Die ‚Amphitrite' ist da — die ‚Amphitrite' mit dem Schatze von Delos! — die ‚Amphitrite' mit der Bundeskasse!" — So hat er es durchgesetzt, der Schlaukopf Perikles? — Was werden die Bundesgenossen dazu sagen? — Was sie mögen! Wir stehen an ihrer Spitze, wir schützen sie, wir senden unsere Trieren an ihre Küsten, wir führen ihre Kriege, dafür entrichten sie die Bundesgelder — was wir erübrigen, ist unser Eigentum."

Der Schall von Flöten erklingt vom Fahrzeug, wie es näher kommt.

Auf der „Amphitrite" wird, wie auf allen Staatsschiffen der Athener, der Ruderschlag durch Flötenschall gelenkt. Auch Gesang schallt von den Ruderbänken, und dazwischen tönt das Geplätscher der von unzähligen Rudern geschlagenen Meereswelle. Goldig leuchtet von der Spitze des Schiffsschnabels herab das Bild der Meeresgöttin, von welcher das Schiff den Namen trägt. Schön bemalt erglänzt der Rand des hohen Bordes im Sonnenschein. Gesang und Flötenschall und Meergeplätscher wird übertönt vom hellen Freudenruf des Volkes, den vom Schiffe her die wettergebräunten Seeleute kräftig erwidern.

Der Flötenschall verstummt, die Ruder regen sich nicht mehr, das Schiff steht, es beginnt ein Knarren von Tauen, ein Rasseln von Ketten, ein Hin- und Herlaufen an Bord, der Anker wird ausgeworfen, die Segel werden eingezogen, eine Treppe wird vom Ufer aus ans Schiff gelegt. Einige athenäische Würdenträger stehen ganz vorne am Rande des Uferdammes. Zu ihnen tritt Perikles, der Olympier, und spricht einige Worte. Der Laut seiner Stimme hat etwas Eigenartiges, Wundersames. Die ihn noch nicht erkannt haben, erkennen ihn jetzt. Nicht alle Athener sahen genau die Züge seines Antlitzes in den Volksversammlungen auf der Pnyx. Aber alle hörten, alle kennen seine Stimme. Einige von den obrigkeitlichen Personen begeben sich über die Treppe an Bord des Schiffes.

Nach einiger Zeit werden aus der Tiefe des Schiffsbauchs ein paar ehern-beschlagene, wohlverwahrte Tonnen gehoben und ans Land gebracht, wo ein Maultiergespann die wuchtige Fracht erwartet. Der Trierarch kommt ans Land und spricht mit Perikles.

Es ist ein goldner Hort, was die „Amphitrite" unter den Augen des teilnahmvoll gespannten Athenervolks herantrug auf den blauen Meereswellen. Es ist der Schatz des athenäischen Bundes. Er kommt von Delos, dem „Stern des Meeres", nach dem mächtigen Athen, auf des Perikles Betrieb, nicht mehr zu verwalten als Schatz des Bundes, in Empfang genommen als Tribut der Städte und Inseln.

Um goldne Horte webt ein Unheimliches, ein Dämmerschein, ein Hauch des Ungewissen, der bewußte Hoffnungen entflammt, unbewußte Beängstigung einflößt. Die Barre Goldes wird gemünzt, aber auch die Münze wird in der Hand des Eigners wieder umgeprägt. Sie verwandelt sich unter jedem Finger, der sie berührt. Dem einen wird sie Segen, dem andern Fluch. Und so dieser Schatz von Delos, auf welchen die Augen des Schwarmes der Athenäer erwartungsvoll gerichtet sind — wer weiß, ob mehr des Segens oder des Fluches daraus hervorgeht, ob mehr des Ge-

nusses oder der Reue damit erkauft wird, ob mehr des Dauernden oder des Vergänglichen damit geschaffen wird? Wer kennt die Winde, die aus diesem Äolsschlauche wehen werden?

„Mit diesem Golde könnte man Athen zur unbezwinglichen Burg von Hellas machen!" dachten einige von den Amtspersonen, welche den Perikles umgaben.

„Mit diesem Golde könnte man die Seemacht Athens verstärken, Sizilien und Ägypten erobern, die Perser bekriegen, Sparta unterdrücken!" dachte der Trierarch.

„Von diesem Golde könnte man uns Fest- und Schauspielgelder zahlen!" dachte das Volk, das die Steinterrassen des Hafens füllte.

„Von diesem Golde könnte man die herrlichsten Tempel bauen, die glänzendsten Standbilder aufrichten!" dachte der sinnende Marmor- und Erzbildner an der Seite des Perikles.

Und Perikles, der Olympier, selbst? — In seinem Haupte, und in dem seinigen allein, waren alle diese Gedanken v e r e i n i g t . . .

Der Maultierzug, welcher bestimmt war, die goldene Last vom Hafen in die Stadt zu schaffen, setzte sich in Bewegung. Mit ihm der Schwarm der Athener, und nachdem das Gedränge sich verlaufen hatte, traten auch Perikles und Pheidias den Heimweg an. Da des Volkes größerer Teil dem Schatze nachwogte, so war hinter ihm die Straße des Piräus ziemlich menschenleer und einzelne Erscheinungen konnten leicht für das Auge hervortreten.

Auf der Marmorplatte eines der Grabdenkmäler, welche zur Seite des Weges sich befanden, saßen zwei Männer in einem lebhaften Zwiegespräch begriffen. Das Antlitz des einen zeigte die heitere Würde des Weisen, düster waren die Züge des andern, und aus seinen glutenden Augen sprach ein fanatischer Eigenwille. Den vorübergehenden Perikles grüßte jener mit vertraulichem Lächeln, dieser Düstere aber warf ihm einen scharfen Blick aus feindlichen Augen zu.

Wieder waren die beiden Männer eine Strecke weiter-

gekommen, da sahen sie mitten auf dem Wege einen jüngeren Mann nachdenklich in sich versunken stehen. Er schien die Welt um sich her vergessen oder unter den Füßen verloren zu haben und darüber nachzusinnen, wo er eine neue finden könnte. Er hatte eigentümliche, nicht eben anmutende Züge, und starrte mit unverwandten Augen gegen die Erde hinab.

„Einer von meinen Steinmetzen", sagte der ernste Pheidias zu seinem Gefährten, indem er im Vorüberschreiten den Nachdenklichen auf die Schulter klopfte, wie um ihn aufzurütteln. „Ein braver, aber wunderlicher Bursch. Er arbeitet einen Tag lang mit Eifer in meiner Werkstätte und den nächsten ist er verschwunden. So nachdenklich dazustehen ist seine Art."

Unferne von dem Nachdenklichen kauerte ein lahmer, krüppelhafter Mann am Wege, ein Bettler mit wunderlich grinsendem Antlitz. Der gutherzige Perikles warf ihm ein Geldstück zu. Der krüppelhafte Bettler aber verzerrte sein grinsendes Angesicht noch mehr und schien etwas wie ein Schmähwort zwischen den Lippen zu murmeln.

Als die beiden etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten und aus einem Olivengehölz, welches den Weg eine Strecke lang säumte, hervortraten, tauchte die Akropole der Stadt vor ihnen auf, und man sah das riesige Erzbild der „Vorkämpferin", der „Athene Promachos", im Scheine der Abendsonne leuchten. Man sah ihr behelmtes Haupt, man sah die gehobene Lanze und den großen Schild, auf den ihre Linke sich stützte. Auch funkelte vom Abhange des Berges augenblendend ein goldenes Gorgonenhaupt herüber, das ein begüterter Athener dorthin als Weihegeschenk gestiftet.

Von diesem Augenblicke an ging eine seltsame Veränderung in dem Wesen des Bildners vor. Er schien mit seinem Begleiter nun völlig die Rolle getauscht zu haben. So wie nämlich auf dem Wege von der Stadt zum Hafen dieser mit erregtem Gemüt und entflammtem Auge nach einem Ziel in der Ferne blickte, der Gefährte aber ernst,

schweigsam, fast teilnahmlos neben ihm herging, so war jetzt umgekehrt auf dem Heimwege der Bildner mit beschleunigtem Schritte und befeuertem Blicke unverwandt der Akropolis zugekehrt, während sein Gefährte gelassen und schier ermüdet ihm zur Seite einherschritt. Es war, als ob den Bildner der Anblick seiner Göttin nach dem, was er im Piräus geschaut, eigentümlich erregte. Dort war ihm der Pomp des *Nützlichen* vor Augen getreten: des Hafens Getümmel, zankender Makler Geschrei, die gewaltigen, aber in ihrer Größe einförmigen Hallen, welche götterlosen Tempeln glichen, zuletzt der vom Dämmerhauch des „Ungewissen" umwebte Goldschatz: das alles hatte seine Bildnerseele beinahe verdüstert. Er mußte es gelten lassen, aber es störte ihm den Reigen unverwirklichter, idealer Glanzgebilde, von welchen sein Inneres erfüllt war. Jetzt, wo die Akropolis vor ihm auftauchte, schien er verwandelt und ließ so sinnend, so erwägungsvoll und gleichsam messend seinen unverwandten Blick über die leuchtende Höhe des Burgberges schweifen, daß Perikles ihn schon nach dem Grunde dieser nachdenklichen Aufmerksamkeit fragen wollte.

„Vater!" sagte in diesem Augenblicke ein Knäblein zu einem älteren Manne, in dessen Geleit es unmittelbar vor Perikles und Pheidias auf der Straße einherging, mit den dunklen Augen unablässig nach der Akropolis blickend. „Haben die Athenäer ganz allein die stadtschirmende Göttin Pallas auf ihrer Burg oder wohnt dieselbe auch bei anderen Menschen?"

„Auch die Rhodier", antwortete der Mann dem Knäblein, „wollten sie bei sich auf ihrer Burg haben; ihnen aber gelang es nicht."

„Hat ihnen Pallas Athene gezürnt?" fragte das Knäblein weiter.

„Die Athenäer auf dem Festland," erwiderte der Mann, „und im Meere die Rhodier bewarben sich um die Göttin. Jene wie diese veranstalteten ein Opferfest auf ihrer Burg, um der Pallas Gunst zu gewinnen. Aber die Rhodier waren

vergeßlich; sie gingen auf ihre Burg hinauf, und als sie das Opfer bringen wollten, da hatten sie kein Feuer. So brachten sie kein gehöriges, sondern ein kaltes Opfer, während bei den sinnigen Athenäern Feuer und Fettdampf lustig aufsprühte über den Felsen der Akropolis. Aus diesem Grunde gab Pallas Athene den Athenäern den Vorzug. Aber die Rhodier dauerten den Zeus, und um sie zu entschädigen, goß er vom Himmel einen goldenen Regen herunter, der ihre Gassen und Häuser anfüllte. Des freuten sich die Rhodier und trösteten sich damit, und stellten auf ihrer Burg den Gott des Reichtums, Plutos, auf."

Diese Erzählung, welche der Mann dem Knäblein machte, traf das Ohr der beiden Männer, welche hinter ihnen schritten. Pheidias lächelte ein wenig, wendete sich nach einigen Augenblicken des Schweigens zu seinem Gefährten und sagte:

„Perikles, mich dünkt, die Zeiten haben sich geändert, und wir werden bald tun wie die Rhodier. Gedenkst du nicht auch den Plutos aufzustellen auf der Burg?"

„Fürchte nichts!" erwiderte Perikles lächelnd. „Solange das Meer den attischen Strand bespült, wird deiner Göttin Erzbild herrschend ragen auf der Hochstadt der Athenäer!"

„Aber unter Tempeltrümmern!" versetzte Pheidias. „Halbwüst liegt noch immer der Burgfels, wie ihn der sengende Perser gelassen. Laßt doch die Säulen und Trümmer herunterschaffen und baut eure Hafendämme und eure langen Mauern damit weiter; denn was der Perser oben zerstörte, das baut ihr doch nur im Piräus wieder auf!"

In diesem Augenblicke wendete sich der Mann, welcher das Knäblein führte, da er den Laut der Redenden hinter sich vernahm, und er erkannte den Perikles; dieser erwiderte freundlich seinen Gruß, denn er kannte ihn seit langer Zeit und war sein Gastfreund gewesen, als jener noch in Syrakus lebte.

„Dein und deines Söhnleins Lysias Gespräch, mein lieber Kephalos,“ sagte er zu dem Manne, „hat unserm Pheidias hier soeben Anlaß gegeben, mir heiß zuzusetzen.“

„Wie das?“ fragte Kephalos.

„Wir kommen aus dem Piräus,“ fuhr der Olympier fort, „und schon dort war unser Freund, Pallas Athenes Liebling, fast verstimmt. Er möchte nur immer unter Göttergestalten wandeln. Er haßt die langen Mauern, die weiten Hallen, die Warenballen, die Säcke, die Tonnen, die geißledernen Schläuche; das Geschrei der Makler im Piräus hat sein Ohr zerrissen. Er wird, wenn er durchs Tor in die krummen, unansehnlichen Gassen der athenäischen Altstadt wieder eingetreten, mit erleichtertem Herzen den Staub des Weges zum Hafen von seinen Füßen schütteln.“

„Aber sage doch,“ fuhr Perikles zu dem Bildner gewendet fort, „was starrst du so gedankenvoll und unverwandt nach der Höhe der Akropolis? Ist es der Anblick deiner Göttin, der dich erregt — deiner behelmten, lanzenschwingenden Vorkämpferin?“

„Wisse,“ versetzte Pheidias, „die behelmte, lanzenschwingende Vorkämpferin ist seit geraumer Zeit in meiner Seele verdrängt durch eine Pallas Athene des F r i e d e n s; durch eine Pallas, welche nicht mehr kämpft mit rasselndem Erz, sondern geruhig und doch sieghaft mit leuchtendem Gorgoschild die Geburten der Nacht versteinert. Wenn ich nun meinen Blick auf die Höhe der Akropolis richte, so wisse, daß ich dort dies in meinem Geiste gereifte Bild aufstelle, und daß ich ein herrlich prangendes Festhaus darüber wölbe: daß ich des Festhauses Giebel und Friese mit hundertfachem Bildwerk schmücke, und daß ich sogar auch weithin leuchtende Prachtvorhallen erbaue, von der Seite, auf welcher der Festzug der Panathenäen hinanwallt. Aber fürchte nicht, Perikles, daß ich mir Gold und Elfenbein für jene Pallas Athene des Friedens und Marmor für jenes Festhaus von dir erbitte; nein, ich baue und bilde nur so in Gedanken — fürchte nichts!“

„So sind sie alle, diese Bildner und Poeten!“ sagte Perikles, fast verletzt durch die spöttische Rede des Freundes. „Sie wissen nicht, daß das Schöne nur die Blüte des Nützlichen ist. Sie vergessen, daß vor allem das Gemeinwesen gesichert, das Volkswohl auf feste Grundlagen gestellt werden muß, und daß die volle Blüte der Kunst sich nur in reichen, mächtigen Staaten entfaltet. Unser Pheidias grollt mir, weil ich ein paar Jahre lang an Getreidehallen im Piräus und an der mittleren langen Mauer gebaut habe, statt die Tempel der Akropolis wieder aufzurichten, und weil ich es nicht ganz allein der ragenden Lanze seiner erzbewährten Göttin auf der Burg überlasse, uns wider jeden Feind, der zu Lande oder zur See androhen mag, zu beschützen . . .“

Pheidias erhob das Haupt wie verletzt und warf einen Blick voll dunkler Glut auf Perikles. Dieser aber begegnete dem Blicke des Gekränkten mit versöhnendem Lächeln und fuhr fort, die Hand des Freundes ergreifend: „Kennst du mich so wenig, daß du mich ernstlich einen Feind und Bespötteler der göttlichen Bildkunst schelten dürftest? Bin ich nicht alles Schönen begeisterter Freund und Pfleger?“

„Ich weiß es“, sagte Pheidias, nun seinerseits sarkastisch lächelnd. „Ich weiß, du bist des Schönen Freund. Ein Blick in die Augen der schönen Chrysilla . . .“

„Nicht das allein!“ sagte Perikles rasch und fuhr in ernstem Tone fort:

„Glaubt mir, Freunde, wenn die öffentlichen Sorgen mich belästigen und neben den öffentlichen die eigenen, wenn manche Gegnerschaft mich drückt, mancher Widerspruch mich erbittert, wenn ich verstimmt heimkehre aus der Versammlung der Athenäer und nachdenklich, fast verstört durch die Gassen wandle, so ist oft ein kleines Säulenwerk, das mit schönen Verhältnissen meinem Auge begegnet, oder ein Bildwerk zur Seite des Weges, mit feinem Geist entworfen, imstande, mich anzuziehen und umzustimmen, und ich erinnere mich nicht, daß ich einmal ein Leid gehabt, welches mir

nicht durch die Vorlesung eines Gesanges aus dem Homeros wenigstens erleichtert worden wäre."

Die Freunde waren jetzt durchs Tor in die Stadt geschritten. Hier erscheinen die Gassen enger, die Wohnhäuser weniger stattlich als im Piräus. Aber es war das echte Athen. Es war heiliger Boden.

Als Pheidias schon in die Nähe seines Hauses gekommen, sagte er zu Perikles und Kephalos: „Wenn ihr Lust und Muße hättet, bei mir noch ein wenig einzutreten, so werdet ihr einen nicht geringen Wettstreit in meiner Werkstätte durch euer Urteil entscheiden helfen."

„Du stachelst unsere Neugier!" erwiderte Perikles.

„Ihr erinnert euch doch", fuhr Pheidias fort, „des Marmorblocks, den das Perserheer übers Meer zu Schiff mit sich herüberschleppte, um nach unserer Unterwerfung ein persisches Siegesdenkmal mit persischem Gestein in Hellas aufzurichten, und der, als die Barbaren geschlagen entflohen, auf dem Schlachtfelde von Marathon in unseren Händen zurückblieb. Nach manchen Wanderungen wurde das schöne Gestein in meine Werkstätte geliefert, und wie dir bekannt ist, Perikles, wünschten die Athener ein Bild der kyprischen Göttin daraus gemeißelt, um den Bezirk der Gärten damit zu schmücken. Keinen meiner Schüler hielt ich für fähiger, als den Agorakritos von Paros, durch Vollendung solchen Bildwerks sich Ruhm zu erwerben; und so überließ ich ihm auf sein Verlangen den Marmorblock, aus welchem er nun ein treffliches Werk gefertigt hat. Aber ein anderer meiner besten Schüler, der ehrgeizige Alkamenes, neidete dem Agorakritos den Block und den Ruhm seiner Arbeit und vermaß sich, im Wettstreit mit dem Parier, meinem Liebling, wie er ihn nennt, ein Marmorbild derselben Göttin zu formen. Nun ist beider Jünglinge Gebild vollendet, und eine gute Anzahl von kunstliebenden Männern versammelt sich heute in meinem Hause. Wolltet ihr euch zu diesen gesellen, welcher Sporn wäre es für jene beiden! Kommt und seht, wie ver-

schieden das schönste der Götterwesen in zweier Jünglinge Seelen sich gespiegelt hat!"

Nicht lange besannen sich Perikles und Kephalos. Sie nickten zustimmend und traten mit gespannter Erwartung in das Haus des Pheidias.

Sie fanden hier schon viele der kunstverständigen Männer versammelt. Es war da unter andern der Milesier Hippodamos, Antiphon, der Redner Ephialtes, der volksfreundliche Parteigenosse des Perikles, ferner Kallikrates, der Erbauer der mittleren langen Mauer, und Iktinos, ein Baumeister von vieler Gelehrsamkeit und großem Kunstverstande, dem Pheidias insbesondere befreundet.

Als diese Männer und die neuen Ankömmlinge sich begrüßt hatten, führte der Meister sie in einen der geräumigen Höfe seines Hauses.

Dort erhoben sich auf einem Sockel nebeneinander zwei hochragende verhüllte Marmormassen. Ein farbiges Linnen war zum Schutze des reinen, weiß leuchtenden Marmors gegen Staub und Besudelung darüber geworfen. Das Linnen zog jetzt ein Sklave auf den Wink des Pheidias hinweg. Da enthüllten sich die beiden glänzenden Werke in ihren gewaltigen edel geformten Umrissen den Blicken der Beschauer, welche vor ihnen versammelt standen.

Die Männer blickten lange, und ohne ein Wort zu sagen, nach den beiden Bildern hin. In ihren Mienen war ein eigentümlicher Ausdruck von Betroffenheit zu lesen. Es war offenbar die merkwürdige Verschiedenheit der beiden Bildwerke, was sie in Verlegenheit setzte.

Das eine derselben zeigte eine weibliche Gestalt von erhabener Schönheit und übermenschlichem Adel. Sie war bekleidet und ihr Gewand wallte in großen, edel geordneten Brüchen bis auf die Knöchel hinab. Nur eine der beiden Brüste war unverhüllt gelassen. Das Gebilde erschien durchaus fest und streng: nichts Weichliches war in den Zügen, nichts Üppiges in den Gliedern, nichts Zärtliches in der Haltung. Und dennoch war es schön. Es war eine herbe,

eine reife und doch jungfräuliche Schönheit. Es war Aphrodite ohne den Duft der Krokos- und Hyakinthosblüten, mit welchen die später geborenen Charitinnen und die Waldnymphen des Ida die Göttin bekränzten. Sie duftete noch nicht von Wohlgerüchen und sie lächelte noch nicht.

Solange die Betrachter auf dieses Bild allein hinblickten, vermißten sie nichts. Eine von allen Grazien und Liebesgöttern umflatterte Kypris war bis dahin im Hellenengeiste nicht gereift.

Wie sie dastand, die Schaumgeborne, von der Hand des Agorakritos gebildet, so war ihr Ideal von den Vätern ererbt.

Sobald indes der Beschauer von diesem Bilde weg auf das des Alkamenes eine Zeitlang sein Auge gerichtet hatte, so wurde er von einer Art von Unruhe ergriffen; und wenn er dann wieder zu jenem ersten Bilde zurückkehren wollte, so schien es ihm, als ob es ihm weniger als früher verständlich wäre, und als ob er inzwischen den Maßstab für die rechte Würdigung desselben verloren hätte. Es war ein Neues, was da den Blicken der Männer sich darbot. Noch konnten sie nicht sagen, ob ihnen das Neue gefalle. Noch wußten sie nicht, ob es ein Recht habe, ihnen zu gefallen. Gewiß war nur, daß ihnen das Alte daneben jetzt weniger gefiel.

Je öfter aber der Blick von dem Bilde des Alkamenes zu dem des Agorakritos, von diesem zu jenem schweifte, desto länger blieb es auf jenem haften. — Was an demselben mit solchem heimlichen Zauber wirkte, war die Spur eines Reizes, einer Beseelung, einer Frische und Unmittelbarkeit der lebendigen Form, wie sie der Meißel des Griechen bisher nicht erreicht, nicht angestrebt hatte.

Von allen hing keiner so lange, keiner mit so glühenden Augen an den Formen, welche Alkamenes hier zur Schau gestellt, als Perikles.

„Dies Werk", sagte er zuletzt, „will mich fast an das Standbild des Pygmalion erinnern; es scheint sich zu be-

seelen und eben auf dem Übergange von der Starrheit des Marmors zu warmdurchpulster Leiblichkeit begriffen zu sein."

„In der Tat!" rief Kephalos, „das Werk des Agorakritos ist voll vom Geiste des Meisters Pheidias, nur seinen Ernst noch überbietend. In das Gebilde des Alkamenes aber scheint mir ein Funke aus einer fremden Esse gefallen, der es mit einem seltsamen, eigentümlichen Leben durchglutet."

„Ei, mein wackerer Alkamenes," rief Perikles, „welcher neue Geist ist über dich gekommen, da man doch bisher deine Weise von der des Agorakritos kaum zu unterscheiden vermochte? Hast du etwa die Göttin im Traum gesehen? Weißt du, daß du mich in ein Entzücken versetzt hast, wie es noch kein Marmor in mir erregte?"

Alkamenes lächelte. Aber Pheidias blickte jetzt, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, scharf nach dem Werke des Alkamenes und schien die Umrisse, die Formen einzelner Glieder unter dem Einflusse jenes Gedankens zu mustern.

„Nicht ein Traumbild", sagte er zuletzt, „scheint mir in diesem Marmor verkörpert, sondern vieles Reizende aus sinnfälliger Wirklichkeit aufgenommen, um das Bild der Göttin damit auszuschmücken. Je länger ich die Schlankheit dieses ganzen Gebildes, das Zarte und doch Üppige dieses Busens und dieser Hüften, die eigentümliche Feinheit dieser spitz zulaufenden Finger und des anmutig gebogenen Handgelenks betrachte, um so stärker fühle ich mich an ein Weib erinnert, das wir in letzter Zeit ein paarmal in diesem Hause gesehen."

„Es ist, wenn nicht das Angesicht, doch die Leibesgestalt der Milesierin!" rief ein anderer von den Schülern des Pheidias, herantretend; und alle Schüler, einer um den andern sich nähernd, erst das Bild, und dann untereinander sich anblickend, riefen: „Kein Zweifel: es ist die Milesierin."

„Wer ist diese Milesierin?" fragte Perikles hastig und gespannt.

„Wer sie ist?“ sagte Pheidias lächelnd, „du hast sie schon einmal flüchtig gesehen — einen kurzen Augenblick hat der Strahl ihrer Schönheit dich getroffen. Im übrigen frage den Alkamenes.“

„Wer sie ist?“ wiederholte nun der feurige Alkamenes. „Ein Sonnenstrahl ist sie, ein Tautropfen, ein schönes Weib, eine Rose, ein erfrischender Zephir. Wer wird einen Sonnenstrahl nach Namen und Herkunft fragen? Vielleicht weiß Hipponikos anderes von ihr zu sagen, der sie als Gast in seinem Hause beherbergt.“

„Einmal kam sie mit Hipponikos herüber in diese Werkstätte“, sagte Pheidias.

„In welcher Absicht?“ fragte Perikles.

„Um Dinge zu sprechen,“ erwiderte Pheidias, „wie ich sie noch nicht aus eines Weibes Munde vernommen.“

„Bei Hipponikos also wohnt sie als Gast?“ fragte Perikles.

„In einem kleinern Hause, das ihm gehört,“ sagte Pheidias, „und das zwischen seinem Wohnhause und diesem da gelegen ist. Seit aber die Milesierin im Nebenhause weilt, ist mir ein wunderlicher Geist in diesen ganzen Schwarm da gefahren.“

„Wie das?“ forschte Perikles.

„Seit jener Zeit“, erwiderte Pheidias, „ist der Duckmäuser, den du auf der Straße zum Hafen einsam stehen und vor sich hinstarren gesehen, noch weit nachdenklicher geworden, und was den Alkamenes anlangt, so gehört er zu denjenigen, welche ich am öftesten droben auf dem flachen Dache des Hauses betraf, von wo man in das Peristil des Nebenhauses hinabsieht, und wohin sie von ihrer Arbeit weg sich schlichen, bald unter dem Vorwande, einen entkommenen Vogel oder Affen einzufangen, bald in der Abendkühle sitzend, um sich zu erholen, weil ihnen, wie sie sagten, das Blut so heftig gegen das Haupt ströme — in der Tat aber, um das Saitenspiel der Milesierin zu belauschen.“

„Und dieser Zauberin also“, sagte Perikles, „hat unser

Alkamenes die Reize abgesehen, die uns hier auch im Marmor entzücken?"

„Wie es zuging, vermag ich nicht zu sagen!" versetzte Pheidias. „Vielleicht hat der Nachdenkliche den Kuppler gespielt; denn dieser scheint vertraut mit ihr zu sein. Dieser Wunderliche hat sich nämlich einen Eros zu meißeln vorgenommen und hält es zu diesem Zwecke für nötig, sich zuvor über das Wesen dieses Gottes und seinen Begriff zu unterrichten. Denn so ist er nun einmal geartet: er strebt niemals nach den Dingen selber, sondern immer nach ihrem Begriffe, nach der Wahrheit und Weisheit, wie er sagt; weshalb wir ihn auch immer nur den Weisheitsfreund, den Wahrheitsucher nennen. Gegenwärtig nun jagt er dem reinen Begriffe der Liebe nach und will sich darüber von jener schönen Milesierin belehren lassen. Diese läßt, wie es scheint, den Sonderling gewähren, und ich habe sie einmal eine Stunde lang hier in diesem Hofe, auf einem Steinblock sitzend, sich mit ihm unterreden sehen. Hat nun wirklich nicht bloß dieser, sondern auch Alkamenes des geheimen Unterrichts der Milesierin genossen, so mag er auch fernerhin auf diesem Wege sein Heil versuchen. Mag er fortfahren, mehr von schönen Weibern zu lernen, als von den Meistern seiner Kunst."

„Was hier vor Augen steht," rief Alkamenes aufwallend nach diesen spöttischen Worten des Pheidias, „ist meiner Hände Werk; den Tadel, der es trifft, nehm' ich auf mich, und das Lob, das man ihm zollt, brauch' ich mit keinem zu teilen!"

„Ei, doch!" rief Agorakritos finster; „mit der Milesierin hast du es zu teilen! Sie schlich heimlich zu dir!"...

Ein heller Purpur schoß in die Wangen des Alkamenes. „Und du?" rief er, „wer schlich zu dir? Meinst du, wir merkten es nicht? Pheidias selber war es, der Meister, der des Nachts in deine Werkstätte schlich, um die letzte vollendende Hand an das Werk seines Lieblings zu legen . . ."

Nun war es Pheidias, dessen Angesicht eine dunkle Röte

unterlief — er warf einen zornigen Blick auf den verwegenen Schüler und wollte etwas erwidern.

Aber Perikles trat zwischen die beiden und sagte begütigend: „Keinen Zank, ihr Trefflichen! Es sei, wie ihr sagt: zu Alkamenes ist die Milesierin, zu Agorakritos ist Pheidias geschlichen. Lerne jeder, wo und wie er es vermag, und neide keiner dem andern das Schöne, das ihm durch die Gunst der Musen oder der Charitinnen oder irgendwelcher andern Göttin zuteil wird.“

„Ich habe nicht verschmäht, von Pheidias zu lernen,“ sagte Alkamenes, welcher von den dreien zuerst seine heitere Ruhe wiedergewonnen hatte; „aber auch der lebendigen Wirklichkeit ihr Schönes abzulauschen, ist der verständigen Künstler Art; und daß ich es offen gestehe, mir scheint eine Milesierin oder sonst eine Tochter der lebensfrohen ionischen Küsten weit besser geeignet, dem prüfenden Auge des Bildners die Geheimnisse der schönen Natur zu enthüllen, als die Frauen und Jungfrauen unseres heimischen attischen Landes. Es ist nicht gleichviel, wie der Bildner das Weib erblickt; ob es in blöder Verschämtheit dem Wurme ähnlich sieht, der sich in sich selber verkriechen zu wollen scheint, oder ob es die Blüte seiner Leiblichkeit in freier Anmut entfaltet. Unsere Athenerinnen bringen ihr Leben unter strenger Hut in der Zurückgezogenheit der Frauenwohnung hin. Will man eines Weibes Anblick genießen, das es versteht, ohne Blödigkeit und ohne Frechheit das Auge mit seinem Reiz zu entzücken, so muß man sich an diese Jonierinnen, an diese Lyderinnen halten, die, von der jenseitigen Küste herüberkommend und gleichsam einen Hauch von der schönen Ungebundenheit ihrer heimischen Taumelfeste mit herüberbringend, das heitere Gesetz der Schönheit und der Sinnenfreude verkündigen.“

Viele von den Anwesenden stimmten dem Alkamenes bei und priesen ihn glücklich, daß er ein Weib wie diese Milesierin willfährig gefunden.

„Willfährig?“ sagte Alkamenes. „Ich weiß nicht, was

ihr meint; die Willfährigkeit dieses Weibes hat ihre Grenzen . . . fragt nur den Nachdenklichen dort, den Wahrheitsucher, ihren Freund —"

So sprach Alkamenes und wies auf den jungen Steinmetz hin, der vorher auf der Straße zum Piräus sinnend gestanden und mittlerweile heimkehrend in den Raum des Hofes eingetreten war. Alle Umstehenden blickten bei den Worten des Alkamenes auf den Nachdenklichen und lächelten; denn sie fanden in seinem Wesen nichts, was ihn des Umgangs und der Freundschaft eines schönen Weibes hätte würdig erscheinen lassen. Er war stumpfnasig und sein ganzes Ansehen war nicht das eines wohlgebildeten Griechen. Freilich, sein Mund lächelte trotz der wulstigen Lippen nicht unfein, und wenn seine Augen sich nicht im Nachdenken allzu starr auf einen Punkt hefteten, so blickten sie hell und Vertrauen erweckend.

„Wir kommen von unserm Gegenstande ab", bemerkte jetzt Pheidias. „Alkamenes und Agorakritos stehen noch immer da und warten auf unsern Richterspruch. Vorläufig scheinen wir nur darüber einig, daß Agorakritos eine Göttin, Alkamenes ein schönes Weib gemeißelt."

„Nun!" sagte Perikles, „ich glaube wahrlich, unser Alkamenes nicht bloß, sondern auch unser Agorakritos, soviel frömmer er sich auch bedünken mag, werden die Unsterblichen erzürnen, weil sie doch beide von ihrem Meister Pheidias gelernt haben, wenn sie ein Götterwesen darstellen wollen, der menschlichen Leibesbildung bis in ihr feinstes Geäder nachzugehen. Im Grunde seid ihr Bildner doch alle darin gleich, daß ihr Götter zu bilden vorgebt, in welchen wir in der Tat ein Göttliches zu erblicken und anzustaunen glauben: sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß dieses Göttliche doch nur die reinste Blüte und Ausgestaltung des Menschlichen, und daß auch der ätherische Götterleib nur eine Verbindung menschlicher Pulse, Sehnen, Muskeln, Gelenke und Faserbündel ist. Vernehmt doch auch einmal jenen zweiten Schüler der schönen Milesierin, euren

Nachdenklichen dort! Auch er ist berufen, ein Urteil abzugeben."

„Was meinst du," rief Alkamenes dem Nachdenklichen zu, „ist die Natur des Menschen würdig, ein göttlich Wesen in sich darzustellen?"

„Was den Homeros und den Hesiodos betrifft und die andern Poeten," sagte der Nachdenkliche, „so erinnere ich mich, daß sie das Meer und die Erde und alles mögliche göttlich nennen; es sollte mich daher wundern, wenn nicht auch die Menschennatur mit ihren Muskeln, Sehnen und Adern göttlich wäre. Pindaros scheint mir sogar noch weiter zu gehen, wenn er singt: ‚Eins ist von Anbeginn der Götter und der Sterblichen Geschlecht!' Und den weisen Anaxagoras erinnere ich mich gar kurzweg sagen gehört zu haben, daß alles, was ist, lebendig, und alles Lebendige göttlich ist. Wollt ihr aber diese Alten nicht hören, so fragt die schöne Milesierin . . ."

„Ich denke," versetzte Perikles, „wir wären alle gar nicht abgeneigt, diesen Rat zu befolgen, wenn wir nur wüßten, wie wir es anzustellen haben, die Milesierin zur Entscheidung der Sache herbeizurufen. Kann uns etwa Pheidias diesen Dienst leisten, oder will uns Alkamenes das Geheimnis verraten, wie man sich Rat von dieser Schönen holt, oder sollen wir uns dem Nachdenklichen anvertrauen?"

„Dem Nachdenklichen!" rief Alkamenes lebhaft. „Seid gewiß, daß dieser, wenn er will, uns die Milesierin noch heute aus dem Hause des Hipponikos, wie ein Schlänglein aus seinem Versteck, durch Zaubermelodien und Besprechungen herüberlockt!"

„Wenn Alkamenes selber uns an diesen weist," sagte Perikles, „so ist wohl der und kein anderer der rechte Mann für uns in dieser Sache. Was aber können wir dem Manne versprechen, damit er sich unser erbarmt und hingeht und uns die Milesierin herüberlockt?"

„Es dürfte nicht schwer sein," versetzte der Nachdenkliche,

„jemand zu bewegen, hier einzutreten, wenn er schon gleichsam wartend hinter der Tür steht."

„Die Milesierin ist also in der Nähe?" fragte Perikles.

„Als ich vordem", erwiderte der Nachdenkliche, „von meinem Spaziergange auf dem Wege nach dem Piräus zurückkehrte und, von hinten her in das Haus tretend, hart an dem Gartengehege des Hipponikos vorüberkam, sah ich die Milesierin zwischen Blumenbeeten und blühenden Sträuchern stehen und einen Zweig von einem Lorbeerbusche pflücken. Ich fragte sie, welchen Helden oder Weisen oder kunstbegabten Mann sie mit diesem Lorbeer zu schmücken gedenke. Sie erwiderte, derselbe sei bestimmt für denjenigen der beiden trefflichen Schüler des Pheidias, welcher heute nach dem Urteile der Kunstverständigen als Sieger aus dem Wettstreite hervorgehen würde. „Du willst also das Glück des Siegers ins Unendliche steigern?" sagte ich; „suche doch auch den Unterliegenden einigermaßen zu trösten!" — „Gut," erwiderte die Milesierin, „man muß sich auch des Unterliegenden erbarmen; ich will eine Rose für ihn pflücken!" — „Eine Rose?" versetzte ich, „ist das nicht etwa zuviel? Bist du sicher, daß dann nicht der Sieger den Unterliegenden gar noch beneidet?" — „So mag der Sieger wählen," rief sie; „hier nimm den Lorbeer und hier die Rose und überbringe sie." — „Solltest du sie nicht selbst überreichen?" fragte ich. — „Meinst du?" sagte sie. — „Gewiß", erwiderte ich. — „Nun wohl!" gab sie zurück; „schicke mir den Sieger und den Besiegten hierher an die Gartenpforte, sobald die Kunstrichter das Urteil gesprochen und sich entfernt haben." — „Wisset also," schloß der Nachdenkliche seine Rede, „daß die Milesierin mit dem Lorbeerzweig und der Rose hinter dem Gartengehege des Hipponikos steht."

„Gut," sagte Pheidias, „so gehe und hole sie herüber!"

„Wie kann ich das?" versetzte jener. „Wie soll ich sie bewegen, herüberzukommen in Gegenwart einer solchen Schar von Männern?"

„Gleichviel, wie du es anstellst," sagte Pheidias, „das

gehört zu deinen geheimen Kupplerkünsten, die brauchst du uns nicht zu verraten. Geh' nur und hole sie, da es Perikles so sehr wünscht."

Der Nachdenkliche gehorchte. Er ging und nach einigen Augenblicken kehrte er mit einem Weibe zurück, in dessen Gestalt die edelste Feinheit mit reizender Üppigkeit der Bildung in wunderbarer Weise vereinigt waren. Perikles erkannte sogleich in ihr die Schöne, die er flüchtig gesehen, als er mit Pheidias sich anschickte, vom Markte aus nach dem Hafen zu gehen. Sie war schlank und die Glieder dennoch von anmutigster Weichheit und Rundung. Ihr Gang war fest und reizvoll zugleich. Ihr krauses, weiches Haar schimmerte rötlich-braun, ihr Antlitz war von unvergleichlicher Schönheit. Das Bezauberndste aber an ihr war ein feuchter Glanz, ein weicher aphrodisischer Schimmer der wundervollen Augen. Ihr Gewand aus gelbem, weichem Byssos floß eng anschließend über die feinen, aber doch schön gerundeten Hüften zu den Knöcheln hinab. Nach oben war der Vorderteil des Gewebes an der Schulterhöhe mit dem Hinterteile durch zierliche Agraffen ineinander genestelt. Der Überschuß desselben aber fiel von den Schultern wieder als eine Art von Obergewand in schönen Falten hinab bis zur Mitte des Leibes. Unbedeckt ließ das ärmellose Gewand die edelgeformten Arme und verbarg nicht ganz den Umriß des jugendlich zarten und doch voll und fest entwickelten Busens. Es war der gewöhnliche Chiton der griechischen Frauen, welchen die Fremde trug, aber reich und bunt, wie man ihn bei jonischen und lydischen Frauen der asiatischen Küste sah. Die Farbe des Gewandes war glänzend gelb, die Säume mit bunten Stickereien reich geziert.

Das rötlich-braun schimmernde Haar wallte gekräuselt, wie es war, über den Nacken hinab; ein Purpurband, welches an der Stelle, wo es auf dem Vorhaupt ruhte, mit einer giebelartig gestalteten Metallplatte geziert war, hielt das reiche Gelock zusammen.

Als dies reizende Weib im Geleite des Nachdenklichen

eintrat und einen so großen Kreis angesehener Männer, und darunter selbst den gewaltigen Perikles, erblickte, zögerte sie ein wenig. Aber Alkamenes trat ihr entgegen, faßte sie bei der Hand und sagte:

„Perikles, der Olympier, wünscht die schöne und weise Milesierin zu sehen."

„Wie groß und gerecht auch das Verlangen gewesen sein mag, ein so hochgepriesenes Weib zu sehen," sagte Perikles, „verschweigst du doch mit Unrecht, Alkamenes, daß wir zunächst durch die Verlegenheit, in welche die Entscheidung des Wettstreits zwischen dir und Agorakritos uns versetzte, auf den Rat des Wahrheitsuchers uns entschlossen, die Weisheit der schönen Milesierin zu Hilfe zu rufen. Es ist nämlich unter uns die Frage aufgeworfen worden, ob es erlaubt sei, eine Göttin unter dem Bilde eines schönen hellenischen Weibes darzustellen. In den Athenäern, fromm und den Göttern ergeben, wie sie sind, beginnt sich das Gewissen zu regen, ob sie denn nicht etwa die Sterblichen übermütig und die Götter neidisch machen, wenn sie das Göttliche allzu menschlich darstellen, und ob ihre Bildkunst überhaupt den Göttern wohlgefällig oder verhaßt sei."

„Des griechischen Himmels Milde und Klarheit", begann die Milesierin mit einer Stimme, deren Silberklang nicht weniger bezaubernd war als der Strahl ihres Auges, „ist überall gepriesen und die Leibesgestalt des Hellenen wird als die götterähnlichste selbst von Barbaren anerkannt. Die Götter von Hellas werden dem Athenäer nicht zürnen, wenn er ihnen Tempel baut, die so heiter-erhaben sind, wie der Äther, der sich über ihnen wölbt, und wenn er Bilder von ihnen aufrichtet, deren Wohlgestalt nicht hinter der Wohlgestalt derjenigen zurückbleibt, welche vor diesen Bildern Opfer bringen. Wie das Land, so der Tempel, wie der Mensch, so seine Götter! Beweisen nicht aber auch sonst die Olympischen, daß es ihr Wille und ihre Lust ist, sich zu spiegeln in der Seele des Athenäers? Haben sie nicht ihm vor allen den bildsamen Geist verliehen, und haben sie nicht

der attischen Erde den besten Ton, das unvergleichlichste Gestein zum Bauen und Bilden anvertraut?"

„In der Tat!" fiel hier der feurige Alkamenes lebhaft ein, „alles besitzen wir; nur noch nicht das rechte, schrankenlose Feld der Betätigung! — Wahrhaftig, mir und uns allen", fuhr er fort, auf seine Genossen weisend, „zuckt es längst in allen Fingerspitzen und der Meißel in unsern Händen wird heiß vor Ungeduld."

Ein Gemurmel der Zustimmung durchlief bei dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs die ganze Werkstätte des Pheidias.

„Sei nur getrost, Alkamenes," sagte die Milesierin, mit Nachdruck die Worte betonend, „Athen ist reich geworden, übermäßig reich, und wohl nicht umsonst ist der goldene Schatz von Delos übers Meer zu euch herübergeschwommen . . ."

Das schöne Weib blickte bei diesen Worten mit dem bezaubernden Auge auf Perikles. Dieser war, während sie sprach, mit seinen Blicken am Geringel ihrer hellbraunen, weichen und feinen Flechten gehangen und sagte nun zu sich im stillen: „Bei den Göttern, dieses Weibes Blondhaar selbst ist ein schimmernder *Goldschatz von Delos*, und mit jenem gemünzten wäre dieser ungemünzte zu teuer nicht erkauft . . ."

Dann senkte er eine geraume Zeitlang nachdenklich das Haupt, während aller Blicke auf ihn gerichtet waren. Zuletzt begann er:

„Mit Recht erwartet ihr, Pfleger und Freunde der schönen Bildkunst, daß der delische Schatz nicht umsonst ans Gestade von Attika herübergeschwommen. Und hätt' ich nur nach des Herzens Belieben, nicht nach den Forderungen des Gemeinwesens zu fragen, wahrlich, ich hätte den Schatz am liebsten unmittelbar vom Piräus hierher schaffen lassen in die Werkstätte des Pheidias. Aber hört, wie die Dinge für denjenigen, welchem die Sorge für das Gemeinwohl obliegt, sich darstellen. Als der Perser mit seinen Scharen das Land

verheerend überschwemmt und die gemeinsame Gefahr alle Hellenen vereinigt hatte, dann aber jener geschlagen abgezogen, und die große Lehre, die uns der Kampf gegeben, wieder vergessen und der Sondergeist allenthalben wieder erwacht war, da hoffte ich dennoch, daß es möglich sein würde, das, was wir, von der Not des Krieges gedrängt, begonnen, auf friedlichem Wege fortzusetzen. Meinem Rate folgend, lud das Volk der Athenäer alle Hellenen ein, ihre Vertreter nach Athen zu senden, um über die gemeinsamen Angelegenheiten Griechenlands zu verhandeln. Ich wollte bewirken, daß mit gemeinsamen Mitteln alle von den Persern verbrannten Tempel und Heiligtümer wieder hergestellt würden. Ferner sollten die Hellenen von da an frei und sicher verkehren dürfen auf allen hellenischen Meeren, an allen hellenischen Küsten; Bürgschaften sollten geboten werden, daß unter dem Schutze eines ungetrübten Friedens das Gemeinwohl aller Hellenen ungetrübt erblühe. Zwanzig Männer wählten wir aus dem Volke, Männer, welche selbst mitgekämpft hatten in den großen Perserschlachten. Und welche Antworten brachten sie heim, diese Boten? Ausweichende von hier, unverhohlen ablehnende von dort. Vor allen aber bemühte sich Sparta, den Samen des Mißtrauens gegen Athen bei den Stammverwandten reichlich auszustreuen. So scheiterte der Versuch und Athen gewann die Erfahrung, daß es auf die Eintracht der Hellenen nicht rechnen dürfe, daß der Neid seiner Nebenbuhler nicht schlummere. Wäre mein wohlmeinender Plan gelungen, so hätte sich Athen und ganz Hellas rückhaltlos den Künsten des Friedens hingegeben, seine schönste und edelste Blüte unverweilt entfalten können. So aber ist es unsere erste Pflicht, nach immer größerer Macht, nach immer größerem Einfluß in Hellas zu trachten, und immer so, wie jetzt, unangreifbar gerüstet dazustehen. Diese erste der Notwendigkeiten gebietet uns, hauszuhalten mit unsern Mitteln, so glänzend sie für den Augenblick auch sein mögen. Urteilt nun selbst, ihr Männer, ob wir die Rücksichten, welche uns die Behaup-

tung unseres Vorranges in Hellas auferlegt, aus dem Auge verlieren und die goldenen Geschenke des Glücks schon jetzt an das Schöne und Angenehme verschwenden dürfen."

So sprach Perikles, und da die Männer seine Rede schweigend, aber doch, wie er zu bemerken glaubte, nicht ohne heimliches Bedenken hörten, so fuhr er fort: „Erwäget die Sache oder gebt sie dem Nachdenklichen hier, dem Wahrheitsfreunde, oder, wenn man Frauen auch in politischen Dingen hören darf, dieser Schönen aus Milet zu erwägen."

„Wenn ich den Worten des Perikles mit meinem Verstande gefolgt bin," hub der Nachdenkliche in seiner etwas umständlichen Art zu reden an, da alle im Kreise schwiegen, „so hat der große Staatsmann es als eine feststehende Tatsache hingestellt, daß Athen sich bemühen müsse, den Vorrang unter den griechischen Staaten zu behaupten. Auf welchem Wege aber diese Sicherung des Vorrangs erzielt werden könne, dies hat er uns noch zu erwägen anheimgestellt. Zwar hat er die bisherige allgemeine Ansicht, daß der Vorrang eines Gemeinwesens vor dem andern sich allein auf eine gewaltige Kriegsmacht stützen müsse, auch für die seinige ausgegeben. Aber weise wie er ist, unterscheidet er sich von allen früheren Staatsmännern dadurch, daß er noch andere Mittel für möglich zu halten scheint; denn wenn er solche nicht für möglich hielte, wie hätte er uns zu ihrer Erwägung aufgefordert?"

„Bist du es," sagte Perikles, „der uns solche andere Mittel für den gleichen Zweck angeben kann, so sprich!"

„Man müßte," versetzte der Nachdenkliche, „um diese Mittel zu erfahren, solche Personen fragen, welche erwiesenermaßen sich darauf verstehen, andern den Vorrang abzugewinnen und die Menschen ohne Anwendung von Gewalt aufs schönste und beste zu unterwerfen und zu beherrschen. Man müßte eben wieder die schöne Milesierin befragen."

Die Fremde warf lächelnd einen Blick auf den Nachdenklichen und dieser fuhr in seiner gewohnten Redeweise, zu ihr gewendet, fort:

„Du hast gehört, daß wir erwägen, ob ein Gemeinwesen vor dem andern nur durch Kriegsgewalt und Schätze sich den Vorrang sichert oder auch noch durch etwas anderes in der Welt, etwa durch die Pflege des Schönen und des Guten und jeder inneren Trefflichkeit. Du zählst nun zu denjenigen, welche sich darauf verstehen, andern den Vorrang abzulaufen, und die Menschen ohne Gewalt aufs schönste und beste zu beherrschen. Willst du uns nicht sagen, wie du das anstellst?“

„Was uns Frauen betrifft,“ versetzte die Milesierin lächelnd, „so kann ich nur sagen, daß es auf ein gewisses Maß von Wohlgestalt ankommt und auf die Art, sich zu kleiden und auf die Kunst, anmutig zu tanzen oder bezaubernd die Zither zu spielen und was man sonst noch für Künste des Gefallens unterscheidet.“

„Soweit es sich um Frauen handelt, wäre also die Frage gelöst!“ sagte Perikles. „Wie aber? Sollen auch wir Athenäer die Sparter und alle Inselbewohner und Asiaten durch Prunkgewänder und Wohlgestalt und anmutige Tänze und Zitherspiel zu unterwerfen und aufs schönste und beste zu beherrschen suchen!“

„Warum nicht?“ versetzte die Milesierin. Dieses dreist hingeworfene Wort verblüffte die Männer. Das reizende Weib aber fuhr fort: „Jenes Gemeinwesen wird vor allen am meisten zu Macht und Ansehen gelangen, wo man am anmutigsten zu tanzen, am schönsten die Zither zu spielen, am besten zu bauen, zu meißeln und zu malen versteht, und wo die trefflichsten Poeten gedeihen!“

„Du scherzest!“ sagten einige von den Männern.

„Durchaus nicht!“ erwiderte lächelnd die Schöne.

„Wenn man näher zusieht,“ sagte Hippodamos, „so scheint die schöne Milesierin mit ihrer kühnen Behauptung, die uns im ersten Augenblicke lächeln machte, nicht völlig unrecht zu haben. In der Tat! Wenn die Schönheit nun einmal das Siegreiche in der Welt ist, warum sollte nicht auch ein Volk durch den Reiz des Schönen andern den Vor-

rang ablaufen, Ruhm, Bewunderung, Liebe, unberechenbaren Einfluß gewinnen, ganz wie eine schöne Frau?"

„Wenn nur die rückhaltlose Pflege des Schönen", versetzte Perikles, „die Gemüter nicht weichlich und weibisch machte!"

„Weichlich und weibisch?" rief die Milesierin. „Ihr Athener seid es zu wenig. Gibt es nicht viele bei euch, welche euer Gemeinwesen ganz nach der düstern und rauhen Art der Sparter gestalten möchten? Es ist unrecht, zu sagen, daß das Schöne die Menschen verderbe. Das Schöne macht die Bürger heiter, zufrieden, fügsam, opferwillig, begeisterungsfähig. Was könnte beneidenswerter sein, als ein glücklich Volk, zu dessen Festen von nah und ferne die Menschen strömen? Laß den finstern, rauhen Sparter sich verhaßt machen: Athen wird salbenduftig und blumenbekränzt, wie eine Braut, sich die Herzen erobern!"

„Du meinst also," sagte Perikles, „daß die Zeit schon gekommen, in welcher wir das Schwert aus der Hand legen dürfen, um uns dem Schönen und allen Künsten des Friedens hinzugeben?"

„Gestattest du mir, es auszusprechen, o Perikles," sagte die Fremde, „wann es nach meinem Bedünken Zeit ist, das Schöne zu schaffen?"

„Sprich!" versetzte Perikles.

„Die Zeit, Großes und Schönes zu schaffen," sagte die Milesierin, „ist dann gekommen, meine ich, wenn die Männer da sind, welche berufen sind, es zu schaffen! — Jetzt habt ihr den Pheidias und die andern Meister: wollt ihr mit der Ausführung ihrer Gedanken zögern, bis sie tatlos gealtert? Leicht findet ihr das Gold, um Schönes zu bezahlen, aber nicht immer die Männer, es auszuführen!"

Lauter und allgemeiner Beifall erscholl bei diesen Worten im ganzen Kreise.

Es gibt Blicke, es gibt Worte, die dem zündenden Blitze ähnlich in eine Menschenseele fallen. Des Perikles Seele war von einem solchen Blicke und einem solchen Worte zugleich getroffen worden.

Der zündende Blick war aus dem bezauberndsten Auge, das zündende Wort von der bezauberndsten Lippe gekommen. Der Macht des Wortes war Perikles sich bewußt; des Blickes Gewalt aber durchzuckte ihn mit einer süßen Flamme, aus deren Gluten er mehr, als er selbst es wußte, verwandelt hervorging.

Sein Auge begann heller zu leuchten, und er wiederholte vor sich hin die Worte der Fremden:

„Die Zeit, Schönes zu schaffen, ist dann gekommen, wenn die Männer da sind, welche imstande sind, es zu schaffen!“ — „Ich muß gestehen,“ fuhr er fort, „dies Wort ist eines von den einleuchtenden und schlagenden. Einen besseren Anwalt konnte das, was uns allen am Herzen liegt, nicht finden. Ich glaube, du hast mich und alle, die hier sind, überzeugt. Indessen, es wäre dir nicht so leicht gefallen, schöne Fremde, wenn das, was du sagtest, nicht schon im Hintergrunde unserer Herzen geschlummert hätte. Aber willst du es mir vergönnen, daß ich mich nicht ganz und gar überwunden gebe? Willst du dich mit mir in einen gütlichen Vergleich einlassen? Ich denke, wir werden uns bemühen, unser Athen kriegstüchtig und mächtig, wie es ist, zu erhalten; aber du hast recht, wir dürfen auch nicht länger aus ängstlichen Rücksichten zögern, das zu tun, wofür die Zeit nun gekommen, weil, wie du uns zu bedenken gegeben, Männer da sind, die, wenn sie dahingegangen, niemals wiederkehren werden! — Dank' es dieser Schönen, Pheidias, wenn meine Bedenken geschwunden und wenn ich dir und den deinigen, welchen, wie uns Alkamenes zurief, der Meißel in den Händen brennt vor Ungeduld, die Schranken zu öffnen gelobe, damit ihr hingeht wie ein begeistert Heer in die Schlacht, Zertrümmertes wieder aufzurichten und Schöneres, Herrlicheres, wovon ihr lange geträumt, neu zu begründen.

Sehet, nicht wenig ist geschehen, um unser Athen zu befestigen. Die Hafenstadt ist neu gestaltet, die mittlere Mauer nahezu vollendet. Eine geräumige Ringschule für die

athenische Jugend zu erbauen, war seit längerer Zeit mein Gedanke; auch den musischen Künsten, der Ton- und der Dichtkunst, will ich eine würdige Stätte errichten. Mit prangenden Göttertempeln aber und mit herrlichen Standbildern krönen wir geziemend das Werk der Erneuerung, das im Piräus unten begonnen worden."

Freudiger Beifall scholl bei diesen Worten des Perikles aus den Reihen der Bildner und der übrigen versammelten Männer.

„Mahnend ragen die Riesensäulen des Tempels," fuhr Perikles fort, „welchen Peisistratos dem olympischen Zeus zu erbauen begonnen, und an welchen seit dem Sturze des Gewaltigen niemand wieder die Hände gelegt hat. Wär' es nicht billig, diesen zuerst zu vollenden?"

„Nein!" rief lebhaft der volksfreundliche Ephialtes. „Das hieße den Ruhm des Feindes der Volksfreiheit verewigen. Mag ein Tyrann vollenden, was ein Tyrann begonnen hat! Das freie Volk der Athener läßt das Denkmal des Peisistratos in seinen Trümmern liegen, zum Zeichen, daß kein Göttersegen ruht auf den Werken des Despoten!"

„Ihr habt den Volksfreund Ephialtes gehört," sagte Perikles, „und wenn ihr den Ephialtes gehört, so habt ihr das gesamte Volk der Athenäer gehört. — Auf der Akropolis oben steht das uralteh rwürdige Heiligtum des Erechtheus und der Stadtgöttin Athene, halb zerstört und nur notdürftig nach dem Perserkampfe für den Götterdienst wieder hergestellt."

„Dort hausen die Eulen!" rief der freigesinnte Kallikrates. „Alt und düster sind dort die Tempelräume, alt und düster die Priester, und selbst die Götter sind dort vom alten düstern Moder angefressen."

„So bauen wir den Tempel licht und heiter wieder auf!" sagte Perikles.

„Dann wird Pheidias zur Muße verdammt sein", versetzte Kallikrates, „du weißt, niemals darf das uraltheilige, vom Himmel gefallene Holzbild der Athene Polias im Tempel

des Erechtheus durch ein anderes ersetzt werden — niemals darf es in seiner Unförmlichkeit verändert, sondern immer nur mit neuem Flitter behängt werden!“

„So lassen wir die alten Priester mit ihren alten Göttern in den alten Tempeln hausen,“ erwiderte Perikles, „und sprechen wir mit Pheidias, damit er uns erzähle, was er mit wachen Augen träumt, wenn er seinen Blick auf die Akropolis richtet!“

Pheidias stand in Gedanken.

Perikles trat zu ihm und sagte, seine Schulter berührend: „Sinne du nur — rüttle sie auf, die großen Gedanken in deinem Haupt, soviel ihrer sind, denn ihre Zeit ist gekommen!“

Pheidias lächelte, dann sagte er mit glänzenden Augen:

„Iktinos hier mag dir erzählen, wie oft ich die Fläche des Burgberges und seine Felsterrassen mit ihm abgeschritten — wie wir maßen und rechneten und heimliche Pläne schmiedeten, nicht wissend, wann die Stunde kommen würde, sie zu verwirklichen.“

„Und welche Pläne waren das?“ fragten die Männer.

Pheidias verkündete, was still seit langer Zeit in seinem Gemüte gereift war. Begeistert hörten sie ihn.

„Aber wird nicht“, fragte einer der Männer, „ein solches Werk, wie schon einmal, vereitelt werden vom Neide der Erechtheuspriester auf der Burg?“

„Wir werden über diesen Neid triumphieren!“ rief Ephialtes.

„Der Schatz von Delos“, sagte Perikles, „soll hinterlegt werden zu den Füßen der Göttin — im Hinterhause des Tempels soll er geborgen werden: und so soll auf leuchtender Höhe des Burgfelsens derselbe Raum die Unterpfänder der Macht und Größe Athens vereinigen!“

Mit begeistertem Zurufe erwiderten die Anwesenden die letzten Worte des Perikles. Dieser aber, wie sich plötzlich besinnend, begann wieder, mit einem Blicke auf den Lorbeerzweig und die Rose in den Händen der Schönen:

„Manches ist hier entschieden worden, nur nicht der Wettstreit des Alkamenes und des Agorakritos. Welcher dieser beiden Aphroditen gibt wohl die schöne und weise Fremde den Vorzug?“

„Ist auch dies hier eine Aphrodite?“ fragte die Milesierin, auf das Werk des Agorakritos blickend; „ich habe sie für eine strengere Göttin gehalten, etwa für eine Nemesis.“

Agorakritos, der die Zeit über finster und grollend abseits auf einem Steinblock gesessen, lächelte bitter und wie höhnisch bei diesem Worte. „Eine Nemesis?“ wiederholte Perikles, „in der Tat, die Bezeichnung ist treffend. Ist Nemesis nicht die strenge Göttin des Maßes, dessen Überschreitung immerdar sich rächt? Nun, in diesem Werke des Agorakritos scheint in der Tat alles Daseins ernstes, strenges Gesetz und Maß lebendig verkörpert. Die Schönheit dieser Göttin ist fast drohend, fast erschreckend. Im übrigen — sind Kypris, die Göttin des holden Maßes, und Nemesis, die Richterin des überschrittenen Maßes, nicht von Anbeginn ein wenig verwandt? Wenn es sich nun so verhält, daß die Athener eine Aphrodite im Bezirk der Gärten aufstellen wollen, und nur Alkamenes eine Aphrodite gemeißelt, so können wir auch nur diese im Bezirk der Gärten aufstellen. Das Werk des Agorakritos aber, welches eine herrliche Nemesis vorstellt, werden wir mit seiner Erlaubnis, denke ich, im Tempel dieser Göttin zu Rhamnos aufrichten. Leicht ist es dem Bildner, ihr noch einige äußere Kennzeichen und Symbole anzufügen.“

„Das werde ich!“ rief der finstere Agorakritos mit einem dunkelerglühenden Blicke. „Zur Nemesis soll sie werden, meine kyprische Göttin!“

„Wem also, schöne Fremde,“ sagte Perikles, „wem wirst du nun den Lorbeer, und wem die Rose reichen?“

„Beides dir!“ erwiderte die Milesierin. „Von diesen beiden ist keiner Sieger und keiner besiegt. Und in diesem Augenblicke ziemt es sich, alle Kränze niederzu-

legen in die Hand des Mannes, welchem es diese verdanken, wenn ihnen die Bahn eröffnet ist, nach den edelsten Kränzen zu ringen!"

Damit reichte sie Lorbeer und Rose dem Perikles.

Die leuchtenden Blicke der beiden begegneten sich, flammten einen Moment bedeutungsvoll ineinander.

„Ich werde", sagte Perikles, „den Lorbeer unter die beiden Jünglinge teilen, die duftige, wonnige Rose aber zu eigen behalten."

Er brach den Lorbeerzweig in zwei Stücke und verteilte sie unter die beiden. Dann sagte er, im Kreise umhersehend: „Ich glaube nun, keinen Unzufriedenen hier mehr zurückzulassen. Nur der Nachdenkliche dort scheint mir noch mit einer gewissen Unruhe und mit ernster Miene vor sich hinzublicken. Hast du noch ein Bedenken, Weisheitsfreund?"

„Ich befragte vordem", erwiderte der Angeredete, „die schöne Milesierin in eurem Namen, ob bloß durch Gold und Kriegsmacht oder etwa auch durch die Pflege des Schönen, des Guten und alles Trefflichen ein Gemeinwesen andern den Vorrang abgewinnen könne. Bezüglich des *Schönen* hat uns die Milesierin bewiesen, daß es sich zu diesem Zwecke vorzüglich eigne. Ich möchte nun aber wissen, ob es sich auch bezüglich dessen, was ich sonst noch genannt habe, des *Guten* und alles *innerlich* Trefflichen so verhalte . . ."

„Ich denke," sagte die Milesierin, „daß das Gute eins ist mit dem Schönen: sollte es aber dies nicht sein, sondern demselben widerstreiten, dann, glaube ich, würde es für jenen Zweck entbehrlich sein."

„Denkst du uns auch die Beweise dafür anzugeben?" fragte der Nachdenkliche.

„Beweise?" versetzte die Milesierin lächelnd; „ich weiß nicht, ob es Beweise dafür gibt. Wenn mir welche beifallen, so werde ich sie dir sagen."

„Ganz recht!" fiel Perikles ein; „wir wollen diese Erörterung auf ein anderes Mal verschieben."

Der Nachdenkliche zuckte die Achseln und ging hinaus.

„Er scheint nicht ganz zufrieden, dieser Wunderliche!“ bemerkte Perikles.

„Nein,“ versetzte Alkamenes, „ich kenne ihn; er gibt sich den Anschein großer Bescheidenheit, aber es wurmt ihn sehr, wenn man ihm die Zügel der Unterredung entwindet und wenn die Erörterung nicht haargenau an *jenes* Ziel gelangt, welches er derselben heimlich gesteckt hat. Doch sein Groll geht vorüber; er ist eine gutgeartete, versöhnliche Seele.“

„Wie nennt er sich doch, der weisheitsfreundliche Sonderling?“ fragte Perikles.

„Sokrates, des Sophroniskos Sohn!“ erwiderte Alkamenes.

„Und die schöne Fremde, von welcher wir heute soviel gelernt, wie nennt sie sich?“ fuhr Perikles fort.

„Aspasia!“ sagte Alkamenes.

„Aspasia?“ rief Perikles. „Der Name ist weich und süß; er zerschmilzt wie ein Kuß auf der Lippe.“

---

## 2. Frau Telesippe.

In wachen Gedanken hatte Perikles seit der Zusammenkunft der Männer im Hause des Pheidias die Nächte hingebracht. Ihn beschäftigte der Schatz von Delos, mit welchem eine neue Zeit für die Macht und Herrlichkeit der Athenäer gekommen; der Nachklang jener Gespräche, welche im Hause des Pheidias geführt worden waren, hallte beständig in seiner Seele wieder, und schloß er, dem Wirbel dieser Gedanken sich zu entziehen, die Augen, so führte ein halbwacher, flüchtiger Traum ihm das anmutreiche Bild der Milesierin zurück und der feuchte, aphrodisische Glanz ihrer bezaubernden Augen durchstrahlte ihm die Tiefen der Seele.

Mancherlei Pläne, seit langer Zeit erwogen, gärten in

Perikles. Schwankende Gedanken befestigten sich allmählich in ihm und Entschlüsse sprengten über Nacht, wie Rosen, die Knospe.

Sinnend saß er eines Morgens in seinem Gemache. Da kam, ihn zu besuchen, sein Freund Anaxagoras. Seit den ersten Jugendtagen mit dem weisen Klazomenier vertraut, war Perikles so manche Morgenstunde noch immer beschäftigt, mit der offenen, feurigen Seele des Griechen die neuen Offenbarungen in sich aufzunehmen, wie sie kühne Denker jetzt, vor allen Anaxagoras selbst, über kindliche Anschauungen der Väter sich erhebend, aus der Tiefe des sich auf sich selbst beginnenden Geistes zu schöpfen begannen.

Heut aber merkte der weltweise Mann, eintretend, sogleich, daß Gedanken anderer Art seinen Freund gefangenhielten; er fand den sonst würdevoll Gefaßten erregt und sein Auge von jenem matten Feuer leuchtend, das eine in Gedanken durchwachte Nacht verrät.

„Ist das Volk heute zu einer Versammlung von Wichtigkeit auf den Hügel der Pnyx berufen?“ fragte der Greis, dem Olympier ins Antlitz blickend; „ich erinnere mich, nur bei solcher Gelegenheit dich so nachdenklich getroffen zu haben.“

„In der Tat versammelt sich heute das Volk,“ sagte Perikles, „und wichtige Dinge sind es, die ich da zu betreiben mir vorgesetzt habe. Mir bangt, ob ich durchdringen werde . . .“

„Du bist Stratege,“ erwiderte Anaxagoras, „du bist Verwalter der öffentlichen Einkünfte, du bist Leiter der öffentlichen Bauten, du bist Ordner der öffentlichen Feste, du bist — die Götter wissen, wie sie alle heißen, die Ämter und Würden, welche die Athenäer dir mit ordentlichen und außerordentlichen Vollmachten immer wieder von neuem übertragen; gleichviel: du bist, was das allein Wichtige ist, und in einem Freistaate die Hauptsache — du bist der große Redner, welchen sie den „Olympier“ nennen, weil mit dem Donner deiner Rede eine Art Herrschergewalt

verknüpft ist, wie mit dem Donner des Zeus. Und du bist ängstlich?"

„Ich bin es!" versetzte Perikles, „und ich versichere dich, daß ich niemals den Rednerstein der Pnyx besteige, ohne insgeheim die Götter anzurufen, damit meinen Lippen kein unbedachtes Wort entfahre und damit ich nie einen Augenblick vergesse, daß es Athener sind, zu welchen ich spreche. Du weißt, wie ungeduldig das Volk zuletzt schon geworden, als ich es immer wieder veranlaßte, neue Geldmittel zur Errichtung der mittleren langen Mauer und zur Erneuerung des Piräus zu bewilligen. Und nun hat mich Pheidias beschwatzt, mich mit neuen großen Plänen angesteckt. Sein und der Seinigen gärender Drang soll nicht länger gezügelt, unser Athen soll mit den lang bedachten Werken dieser Männer geschmückt und vor dem ganzen übrigen Hellas verherrlicht werden. Du weißt, ich gehöre zu denjenigen, welche Neues nur mit Bedacht ergreifen, das Ergriffene aber festhalten und mit feurigem Mute betreiben. Und so habe ich auch in dieser Sache mich anfangs viel bedacht; jetzt aber bin ich im stillen vielleicht schon heißer entbrannt als Pheidias selbst und die Seinigen."

„Ist das Volk der Athener nicht warm beseelt, nicht kunstliebend?" sagte Anaxagoras. „Und ist nicht der reiche Schatz von Delos angekommen?"

„Ich fürchte das Mißtrauen," erwiderte Perikles, „welches geheime und offene Gegner säen. Die Partei der Oligarchen ist nicht ganz überwältigt. Auch weißt du, daß es Lakonerfreunde gibt, und solche, die dem Lichte und allem Heiter-Schönen abhold sind. Hast du es doch selbst erfahren, seit du zwischen den Säulen der Agora zuerst hervorgetreten, um uns Athenäern die Botschaft der reinen, freien, geistgeborenen Wahrheit zu verkündigen. Indessen ich werde heute einen Trumpf ausspielen, der vorerst mir die Menge völlig verpflichtet. Es gibt arme Bürger, die von der Hand in den Mund leben und die morgen hungern müssen, wenn sie heute ihre Arbeit ruhen lassen und, um ihre

Bürgerpflicht nicht zu versäumen, in die Volksversammlung gehen. Warum sollten sie nicht mit ein paar Obolen aus der Staatskasse entschädigt werden? Auch die armen Burschen dauern mich, die gern den öffentlichen Schauspielen beiwohnen möchten, aber das Eintrittsgeld nicht aufbringen können. Sie sollen von Staats wegen hingehen dürfen, um sich an den Werken der Poeten unvermerkt zu bilden und zu veredeln, während sie bloß ihrem Vergnügen nachzugehen glauben. Und jene guten alten Käuze, welche zu Tausenden aus dem Volke ausgelost und den vielen Gerichtshöfen als Beisitzer zugeteilt werden, sie sollen künftig nicht mehr ohne Entgelt den langen Tag verlieren, um die zahllosen Streithändel ihrer Mitbürger im Schweiße des Angesichts zu schlichten. Athen ist reich, neue goldene Quellen rauschen um uns und ergießen sich von den Ländern der Bundesgenossen her in unsern Staatsschatz. Ein großer Überschuß ist in den Kassen. Ich habe mich gefragt: soll er als Hort der Zukunft zurückgelegt werden oder soll er der Gegenwart zugute kommen? Ich glaube, daß die Gegenwart auf ihn ein größeres Recht hat. Das Volk soll die Frucht seiner Siege und seines Aufschwungs genießen, es soll frei und glücklich sein; ein schönes, beneidenswertes, menschenwürdiges Dasein soll in unserm göttergeliebten Athen begründet werden."

„Ich habe den würdevollen Perikles öfter schon aufwallen sehen in solch edler Glut," bemerkte Anaxagoras, „aber diese heutige Aufwallung scheint mir stärker zu sein als alle früheren."

„Ich danke den Göttern," erwiderte Perikles, „daß sie mir zur Besonnenheit der Erwägung das rasche Feuer des Entschlusses und den zähen Mut der Ausführung gegeben. Bist du etwa unzufrieden mit mir? Scheine ich dir allzuweit zu gehen in meinen Entwürfen oder in meinen Rücksichten auf das freilich immer unberechenbare und zuweilen undankbare Volk?"

„Laß es mich offen gestehen," erwiderte der Greis, „ich befasse mich nicht mit Politik. Ich bin kein Athener, ich

bin vielleicht nicht einmal ein Hellene, sondern Weltbürger, Philosoph. Mein Vaterland ist der unendliche Weltraum."

„Aber du bist weise", sagte Perikles, „und kannst das Tun der Staatsmänner beurteilen, ob es zum Guten oder zum Bösen ausschlagen wird."

„Davor werde ich mich hüten", rief Anaxagoras. „Nicht bloß die Poeten, auch die Staatsmänner folgen unwissend einem Götterwink, sind von einem Dämon besessen, der sie begeistert, und schier unbewußt sie treibt zu dem, was für den Augenblick wahrhaft nötig und nützlich. Vorschnell urteilen und irren wird oft der gemeine Menschenverstand, wenn es sich um das Tun gottbegeisterter Staatsmänner handelt. Ich habe mich in die Tiefen der Natur versenkt und überall den *Geist* in ihr waltend gefunden! Der Geist aber ist unfehlbarer und mächtiger im Schaffen und Wirken als im Urteilen . . ."

So besprachen sich vertraulich die beiden Männer im Gemache des Perikles. In diesem Augenblicke aber trat ein Sklave herein, von des Perikles Gattin Telesippe gesendet.

Eine wunderliche Botschaft war es, mit welcher dieser Sendling kam von der waltenden Herrin des Hauses. Vom Landgute des Perikles war der Schaffner diesen Morgen hereingekommen und hatte einen jungen Widder mitgebracht, der auf besagtem Gute zur Welt gekommen und dem statt zweier Hörner nur eines sproßte mitten auf der Stirn. Dies Tier nun hatte der Schaffner soeben, nicht ohne ängstliche Bedenken, seiner Herrin vorgewiesen. Telesippe, eine Frau von frommen Gesinnungen, hatte rasch nach dem Seher Lampon gesendet, damit er sofort das Wunderzeichen deute. Nun rief sie den Gemahl, daß er komme, um das seltsame Gebilde mitanzusehen und den Ausspruch des Sehers mit ihr zu vernehmen.

Perikles hörte die Erzählung des Sklaven an und sagte dann gutmütig zu dem Freunde:

„Laß uns der Frau den Willen tun und hinausgehen, um den einhörnigen Widder anzustaunen."

Anaxagoras erhob sich und folgte willig dem Perikles. Sie traten hinaus ins Peristyl des Hauses.

Das Haus des Perikles war einfach. Es war nicht größer, nicht reicher ausgeschmückt, als das eines andern athenischen Bürgers von bescheidenen Mitteln. Es war einfach wie die Lebensweise des Eigentümers. In einem Freistaate muß der einflußreichste Mann einfach leben, wenn er sich gegen das Mißtrauen seiner Mitbürger behaupten will. Aber auch ohne Berechnung und Absicht wird ein Mann, der rastlos sich dem Gemeinwesen widmet, sein eigenes Hauswesen immer ein wenig vernachlässigen. Einfach und schmucklos war auch das Peristyl im Hause des Perikles. Aber es ermangelte nicht des traulichen Reizes, der mit diesem eigentümlichsten, anmutendsten Teile des Hauses, diesem saalartigen, von Säulen umgebenen kleinen Hofe überall verbunden war. Fand man sich hier doch im Innersten und unter freiem Himmel zugleich. Abgeschlossen war man da von allem Lärm der Außenwelt und doch im Verkehr mit den frischen Lüften des Himmels, die von oben hereinwehten, mit Sonne, Mond und Sternen, die ungehindert aus der Höhe ihr Strahlengold in die Marmorhalle warfen. Die Schwalben flogen vertraulich zwitschernd aus und ein und bauten ihre Nester an Säulenkapitälern und Simsen. Nicht einladend von außen, wie der Tempel, sondern nach innen wendete, gleichsam abwehrend, das Wohnhaus seinen Säulenschmuck, um den freien und doch traulich-geborgenen, anmutigen Familienraum zu schaffen. Hier saß man, hier erging man sich, hier empfing man auch wohl die Besucher. Hier nahm man auch zuweilen das Mahl ein. Hier brachte man auch die häuslichen Götteropfer; hier stand des Hauses eigentlicher Herd, der Altar des herd-beschützenden Zeus.

Hinter dem Säulengange, der alle vier Seiten des Peristyls umsäumte, reihten sich die Wohngemächer im Hause des Perikles. Die Türen der Gemächer mündeten in denselben. Geschmackvoller Zierat schmückte die Pfosten und

Gesimse der Türen; die Öffnungen derselben waren zum Teil nur durch farbige Teppiche malerisch verhängt. Nach hinten schloß ans Peristyl sich die Frauenwohnung und hinter dieser lag der kleine wohlumfriedete Garten.

Betrat man von der Straße her das Haus, so führte ein Gang, der durch das vordere Gelaß des Hauses lief, geradeswegs ins Peristyl. Auf der Seite des Eingangs selbst nun, sowie zur Linken und Rechten des im Viereck sich öffnenden Raumes liefen die Säulenhallen; auf der Seite jedoch, welche dem Eingange gegenüberlag, grenzte durch ein Pfeilerpaar ein Mittelraum sich ab, der, nach einwärts sich vertiefend, einen nach dem Peristyl hin offenen, auf den drei übrigen Seiten aber von Wänden eingeschlossenen Vorsaal bildete.

In diesem Vorsaal stand Telesippe, die Gattin des Perikles, von einigen Sklaven und Sklavinnen umgeben, und neben ihr der Schaffner, der vom Landgute hereingekommen war, mit dem einhörnigen jungen Widder auf den Armen.

Telesippe war ein hochgewachsenes Weib von strengen, nicht unschönen, aber etwas plumpen Zügen. Sie war stattlich und wohlbeleibt, aber ihr Fleisch war nicht mehr blühend. Schlaff hingen die Wangen, schlaff der Busen, schlaff, nachlässig und anmutslos hingen auch die Gewande über ihre Glieder hinab. Ihr Haar war noch ungeordnet, nach hinten zu in einen großen Wulst gebunden. Sie war bleich, denn sie hatte diesen Morgen sich noch nicht geschminkt. Dies Weib, des großen Perikles Gemahlin, war früher dem reichen Hipponikos angetraut gewesen. Dieser trennte sich von ihr und sie gewann als neuen Gatten den Perikles. Damals war sie noch von jugendlichem Ansehen; mit ihren kühlen, strengen Augen versöhnte die blühende Wange.

Als Telesippe, in jenem, nach dem Peristyl hin offenen Vorsaal stehend, ihren Gatten nicht allein, sondern im Geleit des Anaxagoras sich nähern sah, machte sie Miene, vor dem

Fremden, wie es die Sitte gebot, sich ins Frauengemach zurückzuziehen. Perikles winkte ihr, zu bleiben. Sie blieb, aber ohne das graue Haupt des Weisen ferner eines Blickes zu würdigen. Sie glaubte Grund zu haben, diesen greisen Freund und Ratgeber ihres Gatten nicht zu lieben.

Mit einer Art von Angst blickte sie auf den Widder. „Ich habe den Seher Lampon rufen lassen," sagte sie, „ich fürchte eine schlimme Vorbedeutung."

In diesem Augenblicke öffnete der Türsteher die äußere Pforte und ließ den Seher ein, der sofort vom Eingang her durch den langen Gang sich näherte.

Der Seher Lampon war Priester eines kleinen Dionysos-Heiligtums, das nicht viel abwarf. Er verlegte sich daher auf die Mantik, und zwar mit Glück. Er erfreute sich eines beträchtlichen Rufes bei den Frommgesinnten. Er trug, um seinen Beruf äußerlich anzukündigen, die Priesterbinde um die Stirne und überdies den apollinischen Lorbeer auf dem Haupte. Im übrigen suchte er, nach der Gewohnheit der Männer seines Schlages, durch nachlässiges Gewand, struppigen Bart, wirr flatterndes Haar und einen scheuen, wie verloren schweifenden Blick das Erd-Entrückte des Sehergemütes anzudeuten.

„Dies Wundertier", sagte Telesippe zu Lampon, „ist auf unserm Landgute geboren und diesen Morgen in die Stadt gebracht worden. Du bist der Kundigsten einer unter den Zeichendeutern; deute uns dies Wunder, ob wir es als günstig betrachten sollen oder als verhängnisvoll?"

Lampon befahl, den Widder auf den Altar des herdbeschirmenden Zeus zu legen.

Eine Kohle glimmte zufällig eben noch auf dem Altare. Lampon riß ein Haar aus der Stirn des Widders und warf es auf die glimmende Kohle.

„Das Zeichen ist günstig," sagte er, „denn das Haar ist verbrannt ohne heftiges Knistern."

Dann wandte er den Blick auf Perikles und beobachtete

die Stellung desselben zu dem Widder. Perikles stand zufällig rechts vom Widder. „Das Zeichen ist günstig für Perikles!“ sagte der Seher mit gewichtiger Miene, steckte, den Bräuchen der Mantik folgend, ein Lorbeerblatt in den Mund und kaute es, um durch den Genuß des dem Sehergotte geweihten Krautes in den Zustand des heiligen Taumels sich zu versetzen, das rechte Seherwort in hellem, gottbegeistertem Schauen zu finden.

Die Augensterne des Sehers begannen sich wie in krampfhaften Zuckungen zu drehen. Plötzlich bog der Widder sein Haupt zur Seite, das Horn in der Mitte seiner Stirn wies geradehin auf Perikles und er ließ einen eigentümlichen Laut dabei vernehmen.

„Heil dir, Alkmäonide!“ rief Lampon; „heil dir, Sohn des Xantippos, des Perserbesiegers bei Mykale, des edlen Sprossen aus dem Geschlechte der Buzygen, der heiligen Palladiumshüter. Heil dir, Sieger von Thrakia, von Phokis, von Euboia! Vordem besaß der Widder Athen zwei Hörner: den Oligarchenführer Thukydides und Perikles, den Führer der Partei der Volksherrschaft. Fortan aber wird der Widder Athen nur ein einzig Horn auf seiner Stirn haben: beseitigt ist für immer die Partei der Oligarchen, und Perikles allein lenkt mit Weisheit und Hochsinn die Geschichte der Athenäer!“

Anaxagoras lächelte. Perikles nahm den Freund beiseite und sagte leise zu ihm: „Der Mann ist schlau; er rechnet darauf, unter die Zeichendeuter mit aufgenommen zu werden, welche mich von Staats wegen in den nächsten Feldzug begleiten.“

„Was aber soll mit dem Widder geschehen?“ fragte Telesippe.

„Dieser“, erwiderte Lampon, „muß so fett als möglich gefüttert und hernach dem Dionysos dargebracht werden. Denn für diesen Gott eignen sich die Böcke als Opfer wegen des Schadens, den sie den Weinstöcken zufügen; eigentlich die Ziegenböcke — aber Bock ist Bock, und in Erman-

gelung eines Ziegenbocks ist auch ein Schafbock, wie dieser, dem Gotte nicht mißfällig."

So lautete der Bescheid des Sehers. Er nahm drei Obolen in Empfang als Lohn für seine mantische Bemühung, neigte das Haupt, um welches die Locken wallend hingen, und ging von dannen.

„Herrin Telesippe," sagte Anaxagoras, „wie teuer bezahlt man doch heutzutage die Weisheit! Drei Obolen gibt man für das Orakel eines Bocks, der mit einem einzigen Horne hervortritt, um uns das zu sagen, was ohne Entgelt schon die Eulen Athens in ihren Löchern krächzen!"

Telesippe warf dem Sprecher einen zornentflammten Blick zu, den dieser mit der heiteren Ruhe des Weisen aufnahm.

Telesippe machte auch Miene, dem grollenden Blicke eine spitze Bemerkung folgen zu lassen. Da scholl ein Klopfen von der äußeren Tür her. Der Türhüter öffnete und herein huschte eine Frau, begleitet von einer Sklavin, welche an der Tür zurückblieb. Das Antlitz dieser Frau hatte die Röte, aber auch die Runzeln eines alten Apfels, welcher im langen Liegen eingeschrumpft. Ein leichter Anflug kurzer dunkler Härchen überschattete die obere Lippe.

„Elpinike, die Schwester des Kimon!" sagte Perikles dem Anaxagoras ins Ohr. „Gehen wir auf die Agora; denn gegen diese beiden Frauen zusammen können wir hier im Hause nicht standhalten."

So sprechend zog Perikles den Freund seitwärts in die Säulenhalle und trat mit ihm, nachdem er Elpinike vorbeigelassen, hastig über die Schwelle des Hauses auf die Straße hinaus.

Elpinike, die Schwester des Kimon, war ein Frauenwesen sonderlicher Art. Sie war die Tochter des gefeierten Helden Miltiades, die Schwester des nicht weniger berühmten Feldherrn Kimon und die Freundin des trefflichsten unter den hellenischen Malern jener Tage, des Polygnotos. Sie war einmal schön und rosig gewesen, schön genug sogar, um

einen feinsinnigen Bildner zu entzücken. Aber sie mußte Aphroditen gereizt haben, denn durch eine boshafte Laune der Göttin war in ihre Seele kein anderes zartes Gefühl gepflanzt, als die Liebe für ihren Bruder. In ihrer mannweiblichen Brust war kein Verlangen nach Eheglück; sie wünschte nur, ihr Leben lang in der Nähe des Bruders weilen zu dürfen. Da begab es sich aber, daß Kimon durch den Tod seines Vaters Miltiades in eine schlimme Bedrängnis geriet. Miltiades war von den undankbaren Athenern angeklagt und zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurteilt worden, und da er bald darauf starb, ohne diese Summe bezahlt zu haben, so ging die Schuld von fünfzig Talenten, den harten Bestimmungen des Gesetzes gemäß, auf seinen Sohn Kimon über. Solange Kimon diese fünfzig Talente nicht entrichtete, war er bürgerlich ehrlos. Aus Liebe zu ihrem Bruder hatte Elpinike unvermählt bleiben wollen; aus Liebe zu ihrem Bruder vermählte sie sich jetzt. Um den Preis ihrer Hand tilgte ein gewisser Kallias die Schuld des Kimon. Dieser Kallias starb nach einiger Zeit und Elpinike suchte ungesäumt das Haus des Bruders wieder auf.

Von der Belagerung und Unterwerfung der Insel Thasos brachte Kimon den Maler Polygnotos, einen geborenen Thasier, mit nach Athen zurück. Kimon hatte des Jünglings Begabung erkannt, gewann ihn lieb und wünschte seiner Kunst ein weiteres und würdiges Feld zu eröffnen. Durch seine Vermittlung erhielt Polygnotos von den Athenern den Auftrag, den Tempel des Theseus mit Gemälden zu schmücken; auch malte er auf der Agora in der großen Halle, welche nach eben diesem Farbenschmuck die „bunte" oder die „gemalte" genannt wurde, Szenen aus der Eroberung Trojas. Beständig aus und ein gehend im Hause seines Freundes und Gönners Kimon, entbrannte der Jüngling in Liebe für Elpinike, und als das Gericht der griechischen Helden über die Gewalttat des Ajas an der Kassandra in jener Halle fertiggemalt war, da trug unter den gefangenen troischen Frauen die schönste von Priamos

Töchtern, Laodike, die Züge der Schwester Kimons. Elpinike war nicht undankbar für diese Huldigung. Sie versagte zwar dem Künstler Herz und Hand; aber sie schenkte ihm ihre Freundschaft. Seitdem waren viele, viele Jahre verflossen, aber das Freundschaftsbündnis dieser beiden währte noch immer, nachdem Kimon gestorben und Elpinike, wie Polygnotos, alt geworden.

Ja, Elpinike war alt geworden, und zwar, ohne es zu wissen.

Nur eine ganz kurze Zeit ihres Lebens, und wider ihren Willen, vermählt, den ganzen Rest ihrer Tage hindurch der unfruchtbaren Schwärmerei einer schwesterlichen Liebe hingegeben, hatte sie, obgleich Witwe, doch in ihrem Wesen jenes Wunderliche ausgebildet, welches gattenlos gealterte Jungfrauen kennzeichnet. Altjüngferlichen Frauen aber ist eben dieses eigen, daß ihnen nicht aufwachsende Sprößlinge als Marksteine der vorrückenden Zeit, als Meilenzeiger ihrer Lebenswanderung dienen, daß also das Alter sich ihnen unvermerkt nähert. Sie fühlen sich von innen ewig jung. Diese Mischung von innerer Jugend und äußerem Alter drückt ihnen vor der Welt erst leise, allmählich aber immer stärker den Stempel des Lächerlichen auf.

So war auch Elpinike alt und lächerlich geworden, ohne es zu merken. Der hohe Preis, mit welchem Kallias ihre Hand bezahlte, die Huldigung, welche ihr der Farbenkünstler darbrachte, und anderes dieser Art hatte sie eitel gemacht auf ihre Schönheit. Sie blieb noch eitel, als das, worauf sie eitel war, schon längst dahingeschwunden. Sie glaubte, sie sei noch immer, wie Polygnotos sie gemalt als die schönste von Priamos Töchtern. Denn sie war unverheiratet, sie hatte keinen Gatten, der ihr sagte: „Du bist alt!“ — Der sanfte, ruhige, ehrenfeste Polygnotos wollte und konnte ihr dies auch nicht sagen. Er war Hagestolz geblieben und brachte die etwas steife, aber wohlgemeinte Huldigung eines alten Junggesellen der einstigen Erkorenen seines Herzens unverändert dar.

Ihr Bruder Kimon war einige Zeit vor seinem Tode von den Athenern verbannt worden. Seine Anhänger bemühten sich, ihm die Erlaubnis zur Heimkehr beim Volke zu erwirken. Sie fürchteten aber den Einfluß des jungen Perikles, dessen Stern im Aufgehen war, und dem die Fernhaltung seines älteren Nebenbuhlers gewiß nur Vorteil bringen konnte.

Da faßte Elpinike, abenteuerlichen Geistes, wie sie immer gewesen, einen kühnen Plan, um auch diesmal für das Heil ihres Bruders entscheidend einzuschreiten. Sie schminkte sich und salbte sich, warf sich in ein Prunkgewand und ging zu Perikles. Sie wußte, daß der große Staatsmann nicht unempfindlich sei für weibliche Reize. Sie wollte vor ihn treten mit dem durch Kunst erhöhten Zauber einer Gestalt, die den Kallias entzückte, den Polygnotos begeisterte. Sie ging zu Perikles, um ihn zu veranlassen, daß er den olympischen Donner seiner Rede in der Volksversammlung zurückhalte, wenn der Antrag auf Zurückberufung des Kimon vorgebracht würde.

Als Perikles das wunderliche, grell geputzte, salbenduftige Weib vor sich stehen sah, mit einer Art von Siegeszuversicht im Angesicht, merkte er, daß es mit diesem Schritt auf die Empfänglichkeit seines Herzens abgesehen sei. Er wußte, daß er im Ruf einer solchen Empfänglichkeit stehe, und dies erregte seinen Ärger. Es wurmte ihn, daß ein solcher Ruf sich befestigte, trotz seines ernsten würdevollen Wesens. Und nun kam noch die gealterte Elpinike und vermaß sich, ihn mit den kahlen Resten ihrer Schönheit fangen zu wollen!

Perikles war sanftmütig von Natur. Aber daß das grell geputzte Weib mit dem Bartflaum über der Lippe es für eine so leichte Sache nahm, den Schönheitsfreund zu bezaubern, das machte nach Kronions verborgenem Ratschluß diesen mildgesinnten Mann für einen Augenblick zum Tyrannen.

Er sah die Fürsprecherin eine Zeitlang schweigend an,

musterte ihren Putz, dann ihr Gesicht und sagte zuletzt sehr ruhig:

„Elpinike, du bist alt geworden!“

Er sprach diese Worte im sanftesten Tone. Und doch waren sie boshaft. Sie sind die einzige Bosheit, welche die Überlieferung von Perikles, dem Olympier, berichtet.

Ein heimlicher Schauer überlief ihn selbst, als er das verhängnisvolle Wort gesprochen. Er ahnte, daß es eines von denjenigen sei, deren Folgen Klios Griffel zu verzeichnen hat. Von dem Worte: „Elpinike, du bist alt geworden!“ konnte eine Schicksalswendung des Perikles, Athens, des ganzen Hellas ihren Anfang nehmen . . . Bürgerkrieg, Persereinfall, Blut, Jammer, Tränen, Unheil jeder Art, des Hellenenvolkes Untergang konnte aus diesem Worte hervorwachsen. Denn was vermag nicht ein Weib, zu dem man gesagt hat: Du bist alt?

Und der gutmütigste aller Hellenen hatte dies herbste aller Worte gesprochen!

Elpinike zuckte zusammen, warf einen grollenden Blick auf Perikles und ging.

Aber was half es dem guten Rufe des Perikles, daß er die gefallsüchtige Elpinike so wenig höflich behandelt hatte? Verdarb der Gutmütige nicht alles wieder dadurch, daß er geschaudert hatte vor dem ihm entschlüpften herben Worte, daß er es bereute, und daß er auf der Pnyx es gut zu machen suchte? Denn als das Volk versammelt war und der Antrag auf die Zurückberufung des Kimon gestellt wurde und alles auf Perikles blickte, in der Erwartung, daß er heftig dagegen sprechen werde, er aber schwieg und ins Blaue sah, als ob ihn die Sache nichts kümmerte, so daß die Anhänger Kimons gewonnenes Spiel hatten, da lachten die Athener und einer flüsterte dem andern mit schlauem Blinzeln zu: „Da sehe doch einmal einer die alternde Elpinike! Aufgedonnert ist sie zu Perikles gegangen und der Weiberfreund hat richtig angebissen — angebissen auf den ranzigen Köder!“

Armer Perikles!

Nach des Kimon Tode zürnte Elpinike der Welt, daß sie ohne Kimon ihren Gang so weiter gehe. Nun haßte sie den Perikles und die neue Zeit noch mehr.

Ihre Rede war immer gewürzt mit Ausdrücken, wie: „Mein Bruder Kimon pflegte zu sagen", oder: „Mein Bruder Kimon pflegte dies oder jenes zu tun", oder: „Mein Bruder Kimon hätte in diesem Falle so und so gehandelt."

War schon Kimon ein Lakonerfreund gewesen, ein Mann, der seine Sympathien für Sparta so wenig verheimlichte, daß er einem seiner Söhne den Namen Lakedaimonios gab, und der in seinem ganzen Wesen mehr von einem spartanischen Haudegen an sich hatte, als von einem musisch gebildeten, feinen und beweglichen Athener, so konnte es niemand wundern, daß seine mannweibliche Schwester die Lakonerfreundschaft bis zum Zerrbild übertrieb. Sie diente der Partei, welche jedem freien und heiteren Aufschwunge des attischen Wesens abhold war, durch den Eifer, mit welchem sie das Familienleben der Gegner überwachte. Sie war gerade mit jenen Frauen am vertraulichsten befreundet, deren Männer sie haßte. So mit Telesippe, der Gattin des Perikles.

Immerhin aber erschien dies wandelnde Denkmal der guten alten Zeit, diese altjüngferliche Freundin des im stillen gleichfalls mißvergnügten Hagestolzen Polygnotos, nicht durchaus unholden und widerwärtigen Wesens. Sie war boshaft und wohlmeinend, tückisch und ehrlich, gravitätisch und beweglich, lächerlich und ehrwürdig zugleich.

So geartet also war das Frauenwesen, vor welchem Perikles und sein Freund, der weise Anaxagoras, in solcher Eile die Flucht ergriffen, als sie kam, ihre Freundin Telesippe zu besuchen.

Telesippe half den mageren Leib der Schwester des Kimon aus dem mantelartigen Himation loswickeln, mit welchem Elpinike, als eine züchtige Athenerfrau, wenn sie über die Straße ging, nicht bloß ihren Oberleib, sondern auch ihr Haupt bis auf Mund und Augen zu umhüllen pflegte. Dann

rückte Telesippe einen Stuhl zurecht, legte ein Kissen darauf und hieß ihre Freundin niedersitzen. Elpinike war sehr reinlich und mit einer gewissen altväterischen Sorgfalt gekleidet. Nicht weniger sorgfältig war ihr Haar geordnet. Auch paßte der Haarputz vortrefflich zum Wesen der Trägerin. Der Haarschopf war am Hinterhaupte durch ein unten herumgeschlungenes und oben in gefälliger Form geknotetes Tuch, den sogenannten Sakkos, zusammengehalten und in die Höhe gehoben, während das Vorderhaupt durch die Stephane geziert war, jene schon erwähnte Metallplatte, die, einigermaßen einem Diademe vergleichbar, über der Stirne spitz zusammenlief. Große runde Ohrgehänge von altmodischer Form baumelten zu beiden Seiten des Angesichts der ehrwürdigen Elpinike.

„Telesippe," rief die Besucherin, „du bist heute bleicher als gewöhnlich. Was hat dies zu bedeuten?"

„Es mag eine Nachwirkung der Angst sein," erwiderte Telesippe, „hatten wir doch heute schon ein Wunderzeichen im Hause."

„Was sagst du?" rief Elpinike. „Ist Öl oder Wein bei der Spende verschüttet worden? Oder haben die Balken ohne Ursache gekracht? Oder ist euch ein fremder schwarzer Hund ins Haus gelaufen?"

„Ein auf unserm Landgute geborener Widder," versetzte Telesippe, „dem ein einziges Horn, und zwar mitten auf der Stirne wuchs, ist diesen Morgen vom Schaffner in die Stadt hereingebracht worden."

„Ein Widder mit einem einzigen Horne?" rief Elpinike. „Bei der Artemis! Es wundert mich nicht, wenn Zeichen und Wunder sich ereignen. Am Brilessos soll in der vorletzten Nacht ein großer Meteorstein vom Himmel gefallen sein, einige wollen auch einen Schwanzstern in Gestalt eines brennenden Balkens gesehen haben. Etliche Götterbilder sollen in letzter Zeit zu schwitzen oder zu bluten angefangen haben. Kürzlich hat sich gar ein Rabe auf das vergoldete Pallasbild zu Delphi gesetzt und hat die Früchte der ehernen

Palme, auf welcher es steht, mit seinem Schnabel losgehackt. Aber was das schönste von allem — stelle dir vor: Der Eumeniden-Priesterin zu Orchomenos soll ein langer, starker Bart gewachsen sein! — Ihr habt doch einen Zeichendeuter rufen lassen?"

„Den Lampon!" erwiderte Telesippe.

„Lampon ist gut!" versetzte Elpinike mit beifälligem Nicken. „Er ist der beste von allen. Ein Tier schlachten und aus den Eingeweiden weissagen, kann jeder. Aber man muß den Lampon sehen und hören, wenn er ein Ei übers Feuer hält und aus dem Schwitzen oder Bersten desselben seine Wahrzeichen schöpft, oder wenn er mit Getreidekörnern, die er auf den Boden legt, ganze Buchstaben und Worte zusammensetzt, dann Hühner dazuläßt und darauf achtet, was sie hinwegpicken und was nicht. Auch aus der Hand und selbst aus dem klaren Wasser und aus allem, was man will, wahrzusagen, versteht er wie keiner. Lampon ist tüchtig und verläßlich. Was Lampon sagt, daran kannst du glauben, als hätte es die Priesterin auf dem Dreifuß zu Delphi gesagt. — Aber du erzählst ja nicht, wie er euch das Wunderzeichen gedeutet hat?"

„Er hat das Einhorn auf die Herrschaft des Perikles über Athen gedeutet", erwiderte Telesippe. Elpinike rümpfte die Nase. Sie sagte nichts mehr zum Preise des Lampon.

„Mein Bruder Kimon", sagte sie, „achtete so gut wie einer auf die Götterzeichen und ließ einmal zwölf Tage hintereinander täglich einen Widder schlachten, bis die Eingeweide günstig waren. Dann erst griff er den Feind an. Aber er pflegte stets, wenn er ins Feld zog, dem Zeichendeuter, der ihm von Staats wegen mitgegeben wurde, zu sagen: ‚Zeichendeuter, tu, was deines Amtes ist, aber s c h m e i c h l e mir nicht! Fälsche nicht den Götterwink, um mir zu gefallen!' Die heutigen Staatsmänner dagegen, die wollen es freilich anders. Die Seher wissen wohl, wer die Wahrheit hören will und wer nicht. Und mögen Leute, die sich schmeicheln lassen, auch eines flüchtigen Erfolgs sich

rühmen: wahrer Göttersegen ist doch nimmer bei solchen, welche die Götter nicht achten!"

„Meinst du," erwiderte Telesippe, „daß Perikles dem Lampon sich sonderlich dankbar erwies für seine Weissagung? Er lächelte bloß. Und sein Freund, der alte, verkommene, von den Göttern verlassene Anaxagoras, erlaubte sich gar noch spöttische Bemerkungen."

„Seit meines Bruders Kimon Tod", rief Elpinike, „haben wir die Sophisten ins Land bekommen, die Götterverächter!"

„Und diese Leute", sagte Telesippe, „untergraben nicht bloß die Götterfurcht und die guten Sitten im Staate, sie stören auch das Glück und das Gedeihen des Hauses. Ich bin des reichen Hipponikos Frau gewesen und ich hätte vor diesem gar den Archon Basileus heiraten können, den Archon Basileus, dessen Gemahlin doch eigentlich die höchste weibliche Würde im Staate bekleidet, weil sie nach altem Brauch an den heiligsten oberpriesterlichen Verrichtungen ihres Mannes Anteil nimmt. Aber ich ließ mich erst durch den reichen Hipponikos, dann durch des Perikles würdevolles und dabei sanftes, einschmeichelndes Wesen gewinnen. Und was muß ich hier nun erleben, die an Besseres gewöhnte Frau! In welches Hauswesen bin ich aus dem des Hipponikos herübergekommen! Und wie haben sich die Dinge nur immer verschlimmert! Perikles vernachlässigt sich und sein Haus. Wenn ich zu ihm gehe, um über die wichtigsten häuslichen Angelegenheiten mit ihm zu beraten, so hat er keine Zeit dafür. Ich darf es kaum mehr wagen, des Morgens sein Gemach zu betreten. Er weist mir ja förmlich die Türe! „Liebe Telesippe," sagte er, „behellige mich am Morgen nicht mit solchen Dingen oder komm wenigstens nicht ungebadet und ungekämmt, damit du mir nicht die Ohren und die Augen zugleich beleidigst!" — Ich bin des reichen Hipponikos Frau gewesen und er hat mir vergönnt, in Prunk zu leben; dennoch hat er zu keiner Zeit mit solchen Worten zu mir gesprochen. Hier dagegen, im Hause des

Perikles, wo mich statt jenes Prunks und jener Fülle nur Knauserei und Armseligkeit umgibt, hier soll ich dem gestrengen Eheherrn immer nur gebadet und gesalbt und bekränzt entgegentreten! Wie habe ich mich dagegen gesträubt, als er auf den Einfall kam, seine Besitzungen kurzweg zu verpachten und alles Geld seinem vertrauten Sklaven Euangelos zu übergeben. Der ist nun Säckelmeister und Schaffner im Hause und ich, die Hausfrau, bin verurteilt, das Geld aus der Hand des Sklaven zu nehmen. Weißt du, von wem Perikles diese schöne Art hauszuhalten gelernt, und wer ihm dabei mit seinem Beispiel vorangeleuchtet? Kein anderer als sein teurer Anaxagoras. Bevor dieser heimtückische Grübler und Müßiggänger von seiner Heimat Klazomenä aufbrach, um hierher nach Athen zu wandern, machten seine Verwandten ihm Vorwürfe und fragten ihn, warum er seine vom Vater ererbten Grundstücke nicht bewirtschafte. Er erwiderte: „Tut es selbst, wenn es euch Vergnügen macht!“ Und zuletzt ging er von dannen und ließ all das Seinige, wie es lag und stand, und sagte den Klazomeniern, sie sollten die Ziegen der Gemeinde auf seine Äcker und Wiesen treiben. — Von solcher Art sind die Freunde und Ratgeber des Perikles!“

Telesippes Klage wurde unterbrochen durch einen Sklaven, der sich näherte, um sich in einer häuslichen Angelegenheit Bescheid zu holen. Andere Sklaven und Sklavinnen kamen vom Markte zurück, mit eingekauften Lebensmitteln für das häusliche Mahl. Telesippe prüfte den Geruch oder Geschmack des einen oder des andern Stückes, ließ über die Frische des Meerhechts auch Elpinike ihr Urteil abgeben und erteilte dem Koche bestimmte Weisungen. Auch übergab sie einzelnen Sklavinnen Flachs, Gespinst, Linnen und anderes Gewebe für die Tagesarbeit des Spinnens, Webens und Nähens im Hause.

Dann kehrte sie zu ihrer Freundin zurück, um das abgebrochene Gespräch fortzusetzen.

„Ich habe das Schlimmste noch nicht erwähnt!“ sagte

sie. „Vordem war dies hier ein ärmlicher, aber doch friedlicher Hausstand. Das ist anders geworden seit der Zeit, als Perikles seinen Mündel, den Knaben Alkibiades, den verwaisten Sohn des Kleinias, aus unbedachter Gutmütigkeit ins Haus genommen, um ihn da mit seinen eigenen Sprossen gemeinsam erziehen zu lassen. Ich sage aus Gutmütigkeit: aber gutmütig erwies er sich dabei nur gegen seine Verwandten, rücksichtslos gegen mich und sein eigen Fleisch und Blut. Du weißt, wie gutgeartet meine beiden Knaben, Xanthippos und Paralos, immer gewesen, und in welcher Zucht sie von mir gehalten wurden. Den ganzen Tag über saßen sie ruhig in einem Winkel und der Pädagog schlief bei ihnen ein, so wenig machten sie ihm zu schaffen. Perikles nannte sie nur immer „Duckmäuser" und schalt sie ob ihres Mangels an Regsamkeit. In der Tat aber waren es eben wohlerzogene Kinder, wie sie sich alle Väter nur wünschen können. Sie hatten gelernt, auf den Wink zu gehorchen. Sie taten nichts, was ihnen nicht befohlen war. Sie saßen oder gingen, aßen und schliefen, wenn man es haben wollte. Wenn man sagte: „Paralos, stecke nicht die Faust in den Mund!" oder: „Xanthippos, bohre nicht in der Nase!" so zog Paralos die Faust aus dem Munde und Xanthippos den Finger aus der Nase. Und machte doch einmal einer Miene, ungeduldig zu werden, so brauchte man nur zu sagen: „Die Mormo kommt", oder „die Empusa, oder die Akko, oder der Wolf ist da", oder „das Pferd beißt", so erbleichten sie und benahmen sich zahm wie die Lämmer. Und jetzt? Du erkennst die Knaben nicht wieder, seit jener Range Alkibiades ins Haus gekommen. Mit ihm ist Gezeter und Gepolter und jede Art von ungefügem Wesen in die Kinderstube eingezogen. Das erste war, daß er die Kinderklappern und Kreisel, welche für Xanthippos und Paralos schon als das Äußerste des Vergnügens galten, in den Winkel warf und nach hölzernen Pferden und Wägelchen rief. Perikles gab ihm, was er verlangte, und damit polterte er lärmend im Peristyl umher, als wäre er

in der Rennbahn zu Olympia. Bald aber genügten ihm die hölzernen Pferde nicht mehr und er spannte den Paralos und den Xanthippos, ja zuletzt sogar auch den Pädagogen vor seinen „olympischen Siegeswagen", wie er ihn nannte. Zur Abwechslung fing er Schwalben im Peristyl, stutzte ihnen die Flügel oder ließ sie an langen Schnüren flattern.

Anfangs sahen die beiden Knaben dem Treiben ihres neuen Gefährten mit einer Art von ängstlichem Erstaunen zu. Allmählich gewöhnten sie sich an die Sache, traten zu ihm heran, wenn er einen bösen Streich machte, und sahen ihm mit Ernst und Eifer zu. Später *halfen* sie ihm dabei und endlich begannen sie gar, was der Wildfang tat, gleich Äffchen täppischerweise nachzuahmen. Aber die eingeborne bessere Art zeigte sich in ihnen doch, indem sie gar niemals von selbst auf einen schlimmen Einfall kamen. Sie taten nur alles getreulich, was ihnen Alkibiades befahl. Wenn ich nun von der Mormo, der Empusa, der Akko, dem Wolfe oder dem beißenden Pferde zu sprechen anhub, so *lachte* Alkibiades. Als Xanthippos und Paralos sahen, daß Alkibiades lachte, und daß Mormo und Empusa und Wolf und Pferd sich dies gefallen ließen, so lachten sie ebenfalls. So verlor ich die Macht über die Knaben. Sie gehorchen mir nicht mehr. Der Pädagog ist ein alter Mann, ein im Dienste des Hauses ergrauter Sklave, der von einem Ölbaum fiel und ein Bein brach, und den deshalb Perikles, wieder aus Gutmütigkeit, damit er nichts Anstrengendes mehr zu arbeiten brauche, zum Knabenaufseher gemacht hat. Nun ist der Feuerbrand auf dem Herde vor den Wichten nicht sicher; sie verwüsten und zerbrechen, was verwüstet und zerbrochen werden kann, sie klettern hinan, wo hinanzuklettern, sie fallen herab, wo herabzufallen nur immer möglich ist. Die Sklavinnen im Hause werden geneckt und gekneipt, die Sklaven verspottet und geschlagen. Denke ich nun einmal ernstlich einzuschreiten und gehe mit der Sandale in der Hand auf die Knaben drohend los, so verkriechen sich Xanthippos und Paralos blitzschnell unter Tische und Lager-

stätten und Alkibiades schwingt sich wie ein Eichhörnchen an den Säulen des Peristyls bis zum Gesims empor. Und Perikles? Klage ich ihm die Not, so lächelt er und nimmt den Rädelsführer Alkibiades in Schutz gegen die „Duckmäuser . . .“

In diesem Augenblicke wurde Telesippe durch den kleinen Paralos unterbrochen, der weinend gelaufen kam.

Die beiden andern Knaben folgten ihm auf dem Fuße.

„Wir spielten den rasenden Ajas,“ sagte Alkibiades, „den rasenden Ajas, welcher die vielen Rinder erschlug, als er wahnsinnig wurde, weil er sie für Achäer hielt, und welcher der Ahnherr unseres Hauses ist, wie mir mein Vater Kleinias sagte. Ich machte den Ajas, Paralos und Xanthippos stellten die Rinder vor. Ich habe sie aber nur mäßig geschlagen.“

„Unmenschlicher Junge!“ rief Telesippe, zornig aufwallend, winkte den Paralos und den Xanthippos zu sich und liebkoste sie, um sie zu trösten.

Indessen blickte Elpinike unverwandt auf den kleinen Alkibiades.

„Ein reizender Knabe ist es doch!“ sagte sie. „Diese schwarzfunkelnden Augen — diese blendend weiße Stirn — diese prächtigen wallenden Locken —“

„Ein unzähmbarer Range ist's!“ rief Telesippe, gereizt durch die Worte der Bewunderung, die ihr die Freundin an den Knaben zu verschwenden schien. Dann rief sie den Pädagogen. Hinkend kam der Alte heran. „Warum hast du geduldet, daß Alkibiades die beiden Knaben mißhandelte?“ rief Telesippe.

„Dieser war ja selbst bei dem Spiele beschäftigt,“ fiel der Knabe Alkibiades ein, „er stand schon bereit als trojanisches Pferd, mit welchem ich nachher in Ilion einziehen wollte.“

Erstaunt blickte Telesippe auf den Pädagogen.

„Herrin Telesippe,“ erwiderte dieser, „es ist das erstemal nicht, daß ich mich gezwungen fand, der Laune des

tollen Bürschchens meinen Rücken zu leihen. — Gestern hat er mich in die Hand gebissen wie ein junger Hund."

„Pfui! Sag' wie ein junger Löwe!" rief unwillig der kleine Alkibiades.

„O Zeus und Apollon!" rief Elpinike mit lebhafter Gebärde. Dann aber den Knaben zu sich heranziehend, fuhr sie schmeichelnd fort: „Du bist ein mutiger Knabe, und hättest du unter dem großen Kimon, meinem Bruder, gelebt, du hättest gewiß die Perser schlagen geholfen. Zu jener Zeit aber, mein Kind, da waren die Knaben anders geartet als heutigen Tages. Sie waren nicht zungengewandt und naseweis und vorlaut. Und sie verschmähten die Salben und die warmen Bäder. Bei Tische saßen sie fein artig, ohne die Schenkel zu kreuzen und ohne sich auch nur ein Stengelchen Gemüse mit eigenen Händen herauszulangen. In der Ringschule streckten sie, wenn sie im Sande saßen, die Beine so aus, daß die Schamhaftigkeit nicht zu Schaden kam, und standen sie auf, so verwischten sie gleich die Spur ihrer jugendlichen Leibesformen im Sande. Des Morgens sah man sie in luftigem Gewand, auch wenn es stürmte und stöberte, zum Musikmeister wandern und sie lernten da alte kernige Sachen, wie „Pallas du Stadtbewältigerin", oder „Geschoren, gute Widder" von Simonides, nicht so weichliche Liederchen der heutigen Mode, mit Ausweichungen und Schnörkeln, für welche man solch einem beifallslustigen Rangen die Rute geben sollte. Bedenke, Söhnlein des Kleinias, bald wirst auch du mit deinen Gespielen in die Häuser der Lehrer geschickt werden, du wirst Grammatik lernen und Gymnastik, und die Laute spielen und die Flöte blasen" —

„Nein!" rief der kleine Alkibiades; „die Flöte blasen mag ich nicht — das macht häßlich — es bläht die Backen auf — so" — Dabei blähte er seine Backen, so weit er konnte.

„O wie eitel!" rief Elpinike, und wollte den Knaben küssen.

Aber altjüngferliche Frauen haben bei Kindern wenig Glück. Der Knabe Alkibiades entlud, um sich dem Kusse der Schwester des Kimon zu entziehen, ihr ins Antlitz mit knabenhaftem Übermut die Luft seiner geblähten Backen und sprang mit spöttischem Lachen davon.

Elpinike war empört. Sie schoß von ihrem Sitz empor, um sich augenblicks zu entfernen. Sie nahm ihr Himation wieder auf, warf den einen Zipfel der Breitseite des langen Tuches zuerst über die linke Schulter nach vorn und hielt ihn mit dem linken Arm am Körper fest. Dann zog sie das Gewebe über den Rücken nach der rechten Seite dergestalt, daß es diese Seite des Körpers nicht bloß, sondern auch das Haupt mit Ausnahme des Gesichts verhüllte. Zuletzt schob sie es unter dem Kinne wieder über die linke Schulter zurück, so daß der Zipfel desselben über den Rücken herabhing.

„Du siehst," sagte Telesippe, die Freundin an der Hand noch zurückhaltend, „du siehst, welches Geschick ich trage. So leb' ich hin, die böse Kinderplage auf dem Halse, an der Seite des sorglosen Gatten, freudlos, geplagt, mißachtet, ich, die der Archon Basileus zur Gattin haben wollte — zur Mitteilnehmerin an den heiligsten Verrichtungen des athenäischen Götterdienstes!"

„Mein Bruder Kimon pflegte zu sagen," gab Elpinike zurück, „‚Neue Zeiten, böse Zeiten!' — Die Welt geht ihren Gang, und vorwärts schiebt sie der Männer ehrgeiziges Trachten. Aber auch wir Frauen sind da. Gib acht, Telesippe, und laß dir, was ich sage, für heute genug sein: wenn wir zusammenhalten, wir Frauen, und an die Räder uns hängen, so wird man sie nicht so bald völlig hinauswälzen, die Welt, aus den alten Geleisen!"

---

## 3. Der Bandkrämer von Halimos.

Als der Staatsmann Perikles und sein Freund, der weise Anaxagoras, das Haus des Perikles verlassen hatten, gingen sie die Straße, welche vom großen Theater des Dionysos am Fuße des Südabhangs der Akropolis hinführte, hinunter und wendeten sich dann nordwärts, um die Straße einzuschlagen, die zwischen dem westlichen Abhange der Akropolis und dem Hügel des Areopag bis zur Agora hindurchlief.

Nun hatten sie ihr Ziel erreicht. Sie standen auf der Agora.

Weithin dehnt sich im Stadtbezirke des Kerameikos dieser Mittelpunkt des athenischen Lebens und Verkehrs. Er liegt wie geborgen in der Hut der sämtlichen Hügel Athens: auf der Seite des Mittags hat er den schroffen Fels des Areopag und die Akropolis, auf der abendlichen Seite den Nymphenhügel, an welchem in mittäglicher Richtung die berühmtere Höhe der Pnyx sich schließt, mitternachtwärts liegt die mäßige Erhöhung, welche den Tempel des Theseus trägt, und im Nordwesten grüßen die Hänge des gefeierten Kolonos herüber.

So blicken alle die sagenberühmten und geheiligten Höhen Athens hinunter auf die Agora.

In ihrer Mitte ragt der Altar der zwölf großen olympischen Götter. Hier erheben sich ferner die ehernen Standbilder der zehn sagenhaften Stammesheroen des attischen Volkes und Landes. Angesichts dieser Standbilder der Stammeshelden ist jedem der neun Archonten, dieser ehrwürdigsten obrigkeitlichen Männer Athens, die Stätte seiner öffentlichen Wirksamkeit im Banne der Agora zugeteilt. Hier steht auch die Mehrzahl der Gerichtshöfe; hier die Versammlungsorte des Rates der Fünfhundert: das Buleuterion und das mit einer Kuppel bedeckte Rundgebäude des Tholos.

Dichter als gewöhnlich wogt heute der Volksschwarm vor diesen Versammlungsorten. In den Tholos sieht man eilig die Prytanen gehen, jene Männer, welche der eben amtierenden Abteilung des Rates angehören. Auch viele andere obrigkeitliche Personen werden über den Platz hinschreitend gesehen. Man beachtet sie wenig. Nun aber kommt Perikles, der Stratege. Auf ihn sind sogleich die Augen aller gerichtet. Er verabschiedet sich von seinem Begleiter Anaxagoras und geht in den Tholos zu den Prytanen. Er hat mit diesen Männern, welche die Gegenstände der Volksversammlung zuvor beraten und in ihr selber den Vorsitz führen, noch einiges für den heutigen Tag zu besprechen.

Auch stattliche Tempel ragen im Umkreise der weithin sich erstreckenden prangenden Agora der Athener, und es dehnen sich in edlem Schmucke der Kunst prangende Hallen.

Augerfrischend wirkt inmitten dieses weiten Kreises von sonneglänzenden Zinnen und Säulengängen das Grün der Platanen, welche, als ein dankenswertes Erbe Kimons, die sommerliche Schwüle der Agora dämpfen und wohltätig ihr heißes Getümmel beschatten.

Unter Rutengeflechten, die vor Regen und Sonne schützen, entfaltet in zahllosen Buden sich der buntfarbige, duftige, vielgestaltige Reichtum des athenischen Marktes.

Lauch und Lattich, und Kümmel und Kresse, und Thymian und Honig, und Rind und Fisch, Geflügel und Gewild — verdienen sie einen Blick, weil sie uns auf dem Markte des alten Athen begegnen? Warum nicht? Was unter Attikas Himmel reift, ist von edler Art und die griechische Sonne hat es gewürzt mit feineren Säften.

Auch die Nachbarn liefern ihr bestes auf den Markt von Athen. Dies zarte, saftige Gemüse hat Megara gesendet. Diese Gänse, diese ausgesuchten Wasserhühner und Strandläufer kommen aus dem fetten Böoterlande.

Schier das größte Getümmel des Marktes aber drängt

sich dort um die geschuppte Wasserbrut. Vom billigen Salzfisch, dem Wohlfeilsten, was es gibt, und der doch, mit Öl bestrichen, in gewürzhafte Blätter gewickelt und in heißer Asche gebraten, trefflich schmeckt, bis zum gepriesensten und teuersten Leckerbissen dieser Gattung, dem Böoter-Aal, ist hier alles ausgelegt, was in den hundert Golfen der vielgezackten griechischen Küsten Genießbares und Leckeres wimmelt. Diese Sardellen da aus der nahen Bucht von Phaleron sind so zart, daß sie, um fertiggebraten zu sein, das Feuer, sozusagen, nur zu sehen brauchen.

Wer nicht Lust hat, den Rohstoff des Mahles nach Hause zu tragen, der kann am Orte sein Verlangen stillen. Nach dem Geruche zu schließen, ist selbst der saftige Eselsbraten dort nicht zu verachten, sein Verkäufer rühmt wenigstens das Bauchstück als einen Leckerbissen. Der Nachbar bietet freilich mit hellaustönender Stimme die ganze Beredsamkeit des Griechen auf, um zu beweisen, daß sein Ziegenfleisch den Vorzug verdiene, und daß es das nahrhafteste von allen Arten Fleisches sei und eine wahrhafte „Athletenkost“.

Willst du dich dem Fleisch- und Blutgedüft entziehen — an welchem übrigens doch selbst die opferfrohen Olympier ihr Wohlgefallen haben — und verlangst du, dich an feineren und zarteren Düften zu erlaben, so begib dich dort hinüber nach der Stelle, wo die schalkhaften Blicke einer Kranzwinderin oder eines rosigen Knaben dir winken. Der Athener liebt die Kränze in unglaublichem Maße. Sie begleiten ihn vom Mutterschoße bis zur Gruft. Mit Kränzen schmückt sich zu Athen nicht bloß der Ruhm, die Liebe, der Tod, die Freude und jede Art von Festeslust; nicht bloß der Zecher umwindet seine Stirn, ja seinen ganzen Leib mit Kränzen beim Symposion, auch der Würdenträger setzt einen Kranz aufs Haupt, wenn er seines Amtes waltet, und der Redner tut desgleichen, wenn er sich anschickt, auf der Pnyx zu dem versammelten Volke zu sprechen. Aus Myrten windet Athen seine Kränze, aus Rosen, den Efeu und selbst das Laub der Silberpappel verschmäht es nicht,

Hyazinthen flicht es gern ins Grün der Myrten; aber am meisten scheint es doch die sinnigen Veilchen zu lieben, denn seine Dichter nennen es das „veilchenbekränzte“.

Nun aber stehen wir auf dem Töpfermarkte, dem Stolz des athenischen Kunsthandwerks. Benennt sich doch von den Töpfern seit uralten Zeiten dieser ganze Stadtbezirk, und auf den Schiffen der Seefahrer gehen von hier die Erzeugnisse der göttergesegneten attischen Töpfererde in alle Welt. Der Athener formt diesen gesegneten Ton seines heimischen Bodens, wie seinen attischen Marmor, mit dem bildsamfeinen Sinne, den ihm die Götter zu seinem trefflichen Ton und Marmor wohlbedacht hinzuverliehen.

Da sieh! Von der kleinen, flachen, henkel- und fußlosen Phiale bis zum riesigen Pithos, der hundert Amphoren Weines faßt und doch Töpferarbeit ist, hat alles sein zugemessenes Teil von edler Zierlichkeit. Diese weitbauchigen, doppelhenkligen Amphoren, diese Hydrien, diese Salbenfläschchen mit engem Halse, aus welchem die Flüssigkeit nur tropfenweise und mit einem glucksenden Tone herausfließt, diese gewaltigen Mischgefäße, diese Schöpfgefäße, diese hundertfach gestalteten Becher, sie alle sind schön.

Kein einziges Stück ist darunter, das formlos wäre und nur dem Bedürfnis diente. Auch schon das Gefäß des täglichen Gebrauchs, auch schon das Gefäß, in welchem der Grieche seinen Wein, seinen Honig, sein Speiseöl, sein Salböl aufbewahrt, ist schön. Es entbehrt nicht des Reizes gefälliger Gliederung, wohlberechneter Umrisse.

Wenn man hier wandelt, so glaubt man nicht auf einem Markte und unter Waren zu wandeln. Denn das Schöne gehört nicht bloß dem, der es bezahlt, es erfreut jeden, der vorübergeht, und wo die Dinge, mit welchen der Mensch sich umgibt, den herzerfreuenden Stempel der Schönheit tragen, da haben alle an allem teil, und es verwirklicht sich im besten Sinne das Ideal der Gütergemeinschaft.

Wir möchten wohl auch den Salbenmarkt durchschreiten, und den Kleidermarkt, wo mit der heimischen Tracht Moden

des Auslandes, megarische Mäntel, thessalische Hüte, amykläische und sikyonische Schuhe Liebhaber und Abnehmer finden. Und am liebsten wohl möchten wir die Bücherrollen mustern, die dort meist in zylindrisch geformten Behältern zur Schau stehen. Gern möchten wir die breiten Blätter des beschriebenen Papyros entrollen, die um runde, an den beiden Enden mit elfenbeinernen oder metallenen Knöpfen verzierte Stäbe gewickelt und von roten oder gelben Pergamentbändern zusammengehalten sind.

Aber der Lärm der Ausrufer, das Getümmel des Marktes ist zu groß, als daß wir uns vertiefen könnten in die Bücherweisheit der Athener.

Ein Kohlenbrenner aus Acharnä und ein Bandkrämer aus Halimos wetteifern da soeben, im Vorüberwandeln ihre Ware anzupreisen. Ihnen gesellt sich ein dritter, welcher das Athenervolk auffordert, seine vortrefflichen Lampendochte aus Binsenmark zu kaufen. Bald aber ertönt es von allen Seiten: „Kauft Öl!“ „kauft Essig!“ „kauft Scheiter!“ und dazwischen verkünden öffentliche Ausrufer, daß diese und jene Schiffe im Hafen angekommen, daß diese und jene Waren ausgeschifft worden, oder machen den Preis bekannt, welcher für die Entdeckung des Täters eines Diebstahls oder für die Wiederbringung eines entlaufenen Sklaven ausgesetzt worden ist.

Was man im Gedränge des Marktes vermißt, sind die Frauen. Kein Athener sendet seine Gattin oder Tochter auf den Markt. Er sendet seinen Sklaven, oder er — geht selbst und besorgt in eigener Person den Einkauf für das Familienmahl.

Aber treibt nicht dort, beim Tempel der Aphrodite Pandemos, eine Anzahl von eigenartig geputzten Frauenpersonen sich umher? Nicht zu den Käuferinnen des Marktes gehören diese, sondern zu den Verkäuferinnen. Sie sind Verkäuferinnen und Ware zugleich. Es sind darunter Flötenbläserinnen und Tänzerinnen, die sich mieten lassen für die Symposien der Reichen, zur Ergötzung fröhlicher Zecher.

Auf der Agora stehen auch Wechslertische, so gut wie im Piräus, und der Athener legt seinen Barvorrat bei diesen Wechslern und Bankhaltern nieder, um ihn nach Bedarf in kleinen Beträgen wieder zurückzunehmen.

Der Athener hat unzählige Gründe, täglich wenigstens einmal die Agora zu besuchen, und wenn es ihm dennoch zufällig an einem Grunde fehlen sollte, so begibt er sich ohne Grund dahin. Er ist überaus geselliger Natur. Beständiger Verkehr mit seinesgleichen ist ihm Bedürfnis. Überall schlägt diese Geselligkeit und Gesprächigkeit ihren Tummelplatz auf: in den Hallen, in den Bädern, in den Barbierstuben, in den Verkaufsläden, selbst in Werkstätten der Handarbeiter, nur nicht in Schenken: diese kennt der Athener jetzt noch kaum oder überläßt sie der untersten Hefe des Volkes.

Was will der große, wohlbewaffnete Schwarm von Leuten, der dort gerade in der Mitte der fast unabsehbaren Agora gelagert ist? Das sind die tausend skythischen Bogenschützen, welche als Söldlinge den Markt nach altem Herkommen bewachen, eine Art von Stadt- und Polizeiwache, die dem Rate der Fünfhundert zur Hand ist. Diese Söhne des fernen Skythenlandes ergötzen die Männer von Athen durch das barbarische Kauderwelsch, mit welchem sie das Griechische radebrechen, und durch — den unstillbaren Durst ihrer Kehlen.

Sie sind stumpfnasig und haben ausdruckslose Gesichter, die sich von den prächtig geschnittenen Köpfen und bedeutenden Zügen der Eingeborenen unvorteilhaft abheben. Jene Ausländer sind plump und ungeschlacht von Ansehen: diese Einheimischen dagegen sind feingebaut, und doch ist alles Feuer und Nerv an ihnen. Die Bewegungen jener erscheinen bald träg und schleppend, bald unschön überhastet. In den Bewegungen dieser liegt etwas edel Gemessenes. Selbst jener Kohlenbrenner aus Acharnä hält sich gerade, und jener Bandkrämer aus Halimos, der seinem ärmlichen Linnengewande mühselig durch etwas Kreide zu einigem neuen

Glanze für den heutigen Volksversammlungstag verholfen hat, er blickt, seine Ware ausrufend, mit einer Art von Stolz um sich. Er wirft, über den Markt hinschreitend, die Hüften hin und her; aber sein Oberleib verharrt in würdevoller Ruhe. In den Augen aller dieser Männer wohnt der sprichwörtliche „attische Blick". Was dieser Blick bedeutet? Es ist schwer zu sagen. Der „attische Blick" ist, wie das ganze Wesen des Atheners, ein Spiegel sehr verschiedener, liebenswürdiger und unliebenswürdiger Eigenschaften. Jeden Moment ist dieser attische Blick bereit, sich in ein attisch gewürztes beißendes Scherzwort umzusetzen. Der Athener scheint ernst, aber aus seinem Ernst springt und sprüht unversehens ein sarkastischer Einfall, wie der Funke aus dem Stein. Er hat Mutterwitz und weiß ihn zu brauchen.

Durch das Getümmel der Agora bewegt sich seit einiger Zeit ein Mann, dessen Gewandung und stattliches Ansehen Wohlhabenheit verraten, der aber hier offenbar mit den Augen des Neulings um sich blickt. Er ist hie und da zu den Buden der Händler hingetreten, hat nach dem Preise dieser, jener Ware gefragt, immer aber schien er Schwierigkeiten zu finden, wie sie einem Fremden begegnen.

Soeben schreitet der Bandkrämer von Halimos langsam an ihm vorüber.

„Ich werde nicht klug," spricht der Fremde den Bandkrämer an, vielleicht ermuntert durch einen Blick der Neugier oder des Anteils, den dieser ihm zugeworfen; „ich werde nicht klug aus den Forderungen dieser Händler. Ich glaube, man will mich prellen . . ."

„Bist du denn ein Fremder?" fragte der Bandkrämer.

„Allerdings!" erwiderte jener. „Ich bin mit den Meinen aus Sikyon ausgewandert und erst vor wenigen Tagen hier angekommen. Ich denke, mich hier niederzulassen. Ich will künftig lieber Beisasse sein zu Athen, als Bürger in Sikyon, wo mir von meinen Feinden übel mitgespielt worden."

Der Bandkrämer von Halimos, da er hörte, daß dieser Mann, der ihn ansprach, kein athenischer Bürger, sondern

nur ein Beisasse — er hatte ihn für einen Ratsherrn gehalten — richtete sich noch etwas strammer empor und sagte dann mit einer Art von Herablassung:

„Freund,“ sagte er, „wenn dir die Werte unserer Münzen und die Preise unserer Waren unbekannt, so mußt du dich eben bemühen, sie kennen zu lernen, und zwar womöglich von einem ehrlichen Manne.“ — „Siehst du hier,“ fuhr er fort, indem er ein ganz kleines dünnes Silberstück hervorzog und auf die Fläche seiner Hand legte, „siehst du, das ist attisches Silber, wie wir's da drüben in Laurion graben. In der ganzen Welt findest du kein so feines und reines Silber wie dieses. Die Münze da aber ist unser kleinstes Silberstück, ein halber Obolus; dafür kannst du dir einen gemeinen Käse oder ein Würstlein mit kleinen Leberchen, oder auch ein ziemliches Stück Fleisch kaufen, wie du es bei gutem Appetit allein zu verzehren imstande bist. Gibst du einen ganzen Obolus, so erhältst du ein Fleischgericht in trefflicher Zubereitung. Um den Preis von vier solchen Obolen aber kannst du einen leckeren Meerfisch nach Hause tragen. Hast du sechs Obolen beisammen, so ist das so viel wie eine Drachme, und du kannst dir ein größeres Silberstück mit dem Kopfe der Athene auf der einen und der lorbeerumkränzten attischen Eule auf der andern Seite dafür einwechseln. Für eine solche Drachme nun bekommst du schon eine Schüssel gut zubereiteter Meerigel; für zwei Drachmen einen ganzen Scheffel Gerstengrütze, für drei einen Scheffel Weizen oder einen kopaischen Aal, für zehn solcher Drachmen aber kannst du dir schon einen Chiton kaufen, wenn er nicht von besonders feiner Art sein soll. Hast du hundert Drachmen beisammen, so gibt das eine Mine, und für anderthalb solcher Minen kannst du dir einen Sklaven kaufen; für drei Minen ein Pferd oder ein ganz kleines Häuschen, willst du ein größeres und besseres, so mußt du freilich bis an die sechzig Minen geben, und das macht schon ein Talent. — Siehst du, in dieser Weise kannst du vielerlei Leckerbissen und Herrlichkeiten zu Athen

kaufen für weniges Geld. Wenn dir aber auch dies wenige gebricht, so mußt du es machen wie wir andern ärmeren Leute: du mußt dich bescheiden nähren von unserm heimischen Gerstenfladen und kannst dazu den würzigen heimischen Knoblauch kauen —“

In diesem Augenblick wurde der Sprecher unterbrochen durch den Klang einer gewaltigen Stimme, die über den Markt hintönte. Es war die Stimme des Herolds, welcher die vor dem Bouleuterion schriftlich an die Athener gerichtete Aufforderung, sich auf der Pnyx zu versammeln, nun mündlich wiederholte, beifügend, daß nach Ablauf einer Stunde von jetzt an die Versammlung eröffnet werden solle.

Zugleich wurde auf der Höhe der Pnyx eine große Fahne aufgezogen, welche als Zeichen der bevorstehenden Volksversammlung weithin sichtbar über der Stadt in den Lüften flatterte.

Überall staute um den Herold sich das Gedränge des Volkes, und eine Art von Gärung griff in der Masse um sich. Schon seit dem frühen Morgen waren die Männer von Athen auf den Beinen, und überall, wo sich die Leute zu sammeln pflegten, hörte man lebhaftes, nicht selten haderndes Gespräch. Der Ausruf des Herolds entfachte den Eifer des politischen Gesprächs zu neuen und helleren Flammen.

„Achtzehnhundert Talente soll der Schatz betragen, der mit dem Staatsschiffe von Delos herübergebracht worden!“ rief einer inmitten einer Gruppe von Bürgern.

„Dreitausend Talente sind's!“ rief ein zweiter.

„Sechstausend!“ fiel ein dritter lebhaft ein. „Sechstausend Talente, sag' ich euch, sind von Delos herübergekommen — bare sechstausend Talente“ —

„Juchhei!“ rief ein vierter mit einem Freudensprunge. „Wo Geld ist, sagt das Sprichwort, da geht das Ruder und bläst der Wind!“ —

„Was die neuen Bauten betrifft,“ sprach ein fünfter im Kreise bedenklich, „insbesondere das neue Festhaus der

Pallas auf der Burg, so lasse ich mir dies gefallen; aber was den Richtersold anlangt und insbesondere die Schauspielgelder" —

„Was? Gönnst du diese dem Volke nicht?" scholl es dem Sprecher von Seite der umstehenden ärmeren Bürger entgegen.

„Ich wohl!" versetzte jener. „Ich meine nur, der Antrag wird nicht durchgehen. Die Oligarchen werden ihn nicht durchgehen lassen. Schauspielgelder fürs Volk? Das werden die vielen Lakonerfreunde nicht bewilligen. Nein, gewiß nicht!"

„Ich dagegen glaube," warf ein anderer ein, „die Schauspielgelder werden leichtlich durchgesetzt werden, denn die Masse des Volkes ist ja doch auf der Pnyx gegen die Oligarchen in der Mehrzahl. Aber in betreff der Bauten und insbesondere des neuen Festhauses der Pallas Athene —"

„Was?" unterbrachen mehrere lebhaft den Sprecher, „du willst, daß wir nicht bauen sollen?"

„Das nicht!" entgegnete jener. „Ich meine nur . . ."

„Ei, wartet doch!" unterbrach ihn einer, „hören wir erst den Perikles!"

„Ja, hören wir erst den Perikles!" hallte es im Kreise nach. Nur der Wurstmacher Pamphilos rümpfte die Nase und sagte:

„Perikles und immer Perikles! Müssen wir denn immer auf diesen hören?"

„Warum nicht?" gab man ihm zur Antwort; „Perikles ist klug — Perikles ist wohlmeinend — Perikles ist der Mann, dem wir Athener die Fettaugen auf der Suppe verdanken — Perikles ist der einzige hier zu Athen, dem seine Mitbürger nichts Böses nachzusagen wissen" —

„Was?" rief jener Widersacher; „nichts Böses? Sagen nicht alle älteren Leute, daß er in seinen Zügen eine gewisse Ähnlichkeit hat mit Peisistratos, dem Tyrannen?"

„Das ist wahr", bemerkte Pamphilos. „Auch hat er,

was nicht allen bekannt ist, einen sogenannten Zwiebelkopf!"

„Was? Einen Zwiebelkopf?" riefen die Hörer.

„Einen Zwiebelkopf!" entgegnete jener. „Wisset," fuhr er geheimnisvoll fort, „wisset, daß der schöne und stattliche Perikles auf der Höhe seines Scheitels einen kleinen Höcker trägt, so daß sein Kopf einigermaßen spitz zuläuft, einer Zwiebel nicht unähnlich" —

„Possen!" riefen die andern. „Hat einer diesen Zwiebelkopf des Perikles gesehen?"

„Niemand!" fuhr jener lebhaft fort. „Niemand hat ihn gesehen! Das ist gewiß. Aber wie käme denn auch einer dazu, den Zwiebelkopf des Perikles zu sehen? Im Felde trägt Perikles seinen Strategenhelm, und auch im Frieden werdet ihr ihn, wo es nur angeht, mit seinem Strategenhelm den Kopf bedecken sehen. Und wo es nicht angeht, nun, da sucht er sich anders zu helfen. Auf der Rednerbühne z. B. trägt er den üblichen Myrtenkranz des Redners auf dem Haupte; und für gewöhnlich sieht man ihn auf der Straße mit dem breitkrempigen Thessalerhut; und so ist es allerdings wahr, daß niemand den Kopf des Perikles genau gesehen; aber eben weil ihn keiner gesehen, liegt die Vermutung nahe, daß sein Kopf ein Zwiebelkopf; denn wäre er dies nicht, welchen Grund hätte Perikles, ihn so geflissentlich zu verbergen?" —

„Freilich, freilich!" sagten viele der Hörer mit zustimmendem Nicken: „Es ist kein Zweifel, daß des Perikles Kopf ein Zwiebelkopf" —

„Wenn das ist," bemerkte lächelnd einer von der Oligarchenpartei, der sich in der Gruppe befand, mit einem spöttischen Seitenblick auf einige ärmlich aussehende Männer aus dem Volke, welche dem Gespräch zuhörten, „wenn der Volksfreund Perikles einen Zwiebelkopf besitzt, so mag er denselben hüten vor der Liebe seiner besten Freunde und Anhänger, der Zwiebel- und Knoblauchkauer" —

Einige belachten den Scherz des Oligarchen. Aber unter

den Männern, welche der spöttische Seitenblick getroffen hatte, befand sich auch der Bandkrämer von Halimos. Er antwortete zunächst mit einem Blitz aus seinen schwarzen Augen, ballte die Faust und stand auch auf dem Punkte, ein scharfes Wort gegen den Oligarchen zu schleudern.

Aber in diesem Augenblicke näherte sich ein Mann, der seinen Markteinkauf in der Busenfalte des Gewandes trug.

„Heda, Pheidippides!" rief einer ihm entgegen; „hast wieder eine halbe Stunde lang gefeilscht, alter Knauser! nicht wahr?"

„Allerdings," versetzte Pheidippides, „für diese beiden Fischlein da begehrte die Vettel zwei Obolen!"

„Und zuletzt bekamst du sie —?"

„Für einen!" versetzte schmunzelnd Pheidippides, fügte aber sogleich hinzu: „Ohne Zweifel taugt die Ware nichts, sonst hätte die Alte sie mir nicht so billig gelassen. Man ist immer der Betrogene."

Die Hörer lachten. „Pheidippides," fuhr jener fort, „du bist ein Mann, der hauszuhalten weiß. Was sagst du zur Verschwendung des Perikles, der jetzt haben will, daß wir den hierher gebrachten Bundesschatz für allerlei Sold und Schauspielgelder und für ein großes, prächtiges Festhaus der Pallas auf der Akropolis verwenden sollen? Hast du nichts dagegen einzuwenden, Pheidippides?"

„Pallas Athene bewahre mich davor!" rief Pheidippides. „Komme aller Götter Segen über das Haupt unseres großen und weisen Perikles! Ganz und gar nichts habe ich dagegen einzuwenden; im Gegenteil, ich sage: wir müssen bauen; das prächtige Festhaus der Athene auf dem Burgberge müssen wir haben, und wenn es die sämtlichen Bundesgelder verschlingen sollte" —

„Was? Du knauserst im eigenen Hause, du spaltest den Kümmel für den Tagesbedarf und mit den öffentlichen Geldern bist du so freigebig?" fragten einige.

„Ja seht," erwiderte Pheidippides, „zu Hause, da lohnt sich's nicht der Mühe, freigebig zu sein, sich's verschwenderisch

einzurichten. Wann ist denn unser einer zu Hause? Wann erlauben es dem athenischen Bürger seine Geschäfte, zu Hause zu sein? Jetzt muß er auf den Markt gehen, jetzt in die Volksversammlung, jetzt in die Stammesgenossenschaftsversammlung, jetzt in die Bruderschaftsgenossenversammlung, jetzt in die Gaugenossenschaftsversammlung, jetzt in diesen, jetzt in jenen Gerichtshof, jetzt in den einen oder den andern Klub, jetzt in den Piräus, jetzt aufs Land, um nach seinen Äckern und seinen Schafen zu sehen — wann also, frag' ich, ist der athenische Bürger zu Hause? Der athenische Bürger gehört der Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit ihm; darum ist immer mein Wahlspruch: bescheiden am häuslichen Herd, aber großmütig und freigebig fürs Gemeinwesen, fürs allgemeine! Womit ich mein eigenes Haus schmücke, das ergötzt mich kurze Zeit, und vielleicht schon mein Sohn und Erbe verzettelt's. Was ich auf der Akropolis droben bauen helfe, das währt und das vererb' ich den spätesten Enkeln!"

„Pheidippides hat recht!" sagten die Männer, einander anblickend und dabei mit den Häuptern nickend.

Aber der Mann von der Oligarchenpartei, der früher den volksfeindlichen Scherz sich erlaubt hatte, erhob nun seine Stimme aufs neue. „Alles mit Maß!" sagte er. „Man muß mit der Hand und nicht mit dem Sacke säen. Halten wir nicht Maß, so geht das Gemeinwesen abwärts und das stolze Gebäude der athenäischen Macht und Größe kommt zu schmählichem Falle!"

„Fall' es dir auf die Nase!" rief der noch immer grollende Bandkrämer von Halimos, die Faust gegen den Oligarchen gewendet.

Die Umstehenden lachten. Pheidippides aber begann wieder: „Seht doch einmal die reichsten Männer Athens. Sie wissen es gar wohl, womit sie sich den meisten Ruhm verschaffen können: nicht indem sie großartige Behausungen für sich herstellen, sondern indem sie Schiffe für den Staat ausrüsten und Chöre für die öffentlichen Schauspiele auf ihre Kosten einüben und anderes dieser Art leisten, wozu das

Gesetz sie verpflichtet, worin sie aber untereinander einen rühmlichen Wetteifer, mehr als das Verlangte zu leisten, entwickeln. Gibt es etwas, worauf sie ihre Reichtümer lieber verwenden, als auf solches, obgleich sie damit nur den Glanz des Gemeinwesens mehren, sich selbst aber beinahe in Armut stürzen?"

„In der Tat," fiel der Oligarch hier ein, „so handeln die Reichen. Aber leider kommt man jetzt dahin, bei den Leistungen mehr auf äußeren Glanz und Tand, als auf das Tüchtige und wirklich Ersprießliche zu sehen. Die Trierarchen gehen oft an Bord, ohne sich für ihre Mannschaft mit etwas anderm als Mehl, Zwiebeln und Käse zu versehen. Diejenigen aber, welche einen tragischen Chor auf ihre Kosten auszustatten und einzuüben übernehmen, füttern diese Choreuten zur Ausbildung und Erhaltung ihrer Stimme eine geraume Zeit hindurch mit allen Süßigkeiten und Leckerbissen und müssen sich, wenn ihr Chor gegen einen andern im Wettkampfe zurückbleibt, noch überdies verlachen und beschimpfen lassen. Diese Gewohnheiten werden uns weichlich machen. Wollten wir doch nur ein wenig mehr auf das Beispiel der mannhaften Lakedaimonier achten."

„Ein Lakonerfreund!" riefen spottend einige im Kreise.

„Ja, ein Lakonerfreund!" sagte der Oligarch. „Ich wiederhole es, wir müssen das Beispiel der Spartaner nachahmen, sonst wird unsere Herrlichkeit nicht lange währen, insonderheit wenn wir fortfahren, die Zügel des Gemeinwesens immer mehr in die Hände der unbemittelten, hungrigen, bestechlichen Klasse schlüpfen zu lassen."

Der Bandkrämer von Halimos, aus der Entfernung zuhörend, ballte bei diesen Worten des Oligarchen neuerdings die Faust. Mit Mühe beschwichtigte ihn einer seiner Gefährten.

„Ich habe die verwichene Nacht einen wunderlichen Traum gehabt," begann jetzt einer im Kreise der Männer, „und möchte wohl wissen, was er etwa bedeutet. Ich sah zuerst eine große Finsternis ringsumher verbreitet. Dann

sah ich einen Mann kommen — er trug die Züge des Perikles — und eine Fackel aufstecken, die immer größer wurde, bis sie zuletzt als feurige heiße Sonne vom Himmel leuchtete. Da glänzte alles rings im heiteren Tagesglanz. Aber jene riesige Sonnenfackel begann eben durch ihren heißen Strahl wieder Dünste aus der Erde an sich zu ziehen — diese wurden immer dichter und trüber und ballten sich zu Wolken und zuletzt verschwand die Fackel ganz hinter ihnen und es war so dunkel als zuvor. Es war ein seltsamer Kreislauf von Licht und Finsternis. Ob dieser Traum nicht etwa Unheil bedeutet?"

„Nicht alle Träume senden die Götter!" erwiderte einer der Zuhörer.

„Du irrst!" warf der Oligarch ein. „Träume sind immer bedeutungsvoll. Mich selbst rettete einmal ein warnender Traum, als ich ein Schiff zu besteigen die Absicht hatte, welches nachher mit allen darauf Befindlichen in den Wellen unterging. Die Götter haben nicht gewollt, daß ich auf solche Art umkommen sollte" . . .

„Vielleicht wollten sie, daß du gehangen werden solltest!" rief der Bandkrämer von Halimos herüber, seinen lang verhaltenen Groll nicht länger bezähmend.

Finsteren Blickes sah der Oligarch auf den Mann, der so gesprochen. Er hatte das Ansehen, als ob er den kühnen Spötter zur Rechenschaft zu ziehen gedächte.

Aber im Kreise umherblickend, begegnete er nur solchen Mienen, welche dem Spötter Beifall lachten, und da dieser überdies so kampflustig auf ihn zutrat, als ob er ihm mit der Ferse an die Hüfte springen wollte, so zog er es vor, im Gedränge der Gruppe des Volkes zu verschwinden, welche sich in Bewegung setzte, um den Weg gegen die Höhe der Pnyx einzuschlagen, denn die Stunde der Versammlung war gekommen.

Auch der Bandkrämer von Halimos schloß sich an, noch immer erregt vom Zorne gegen den Oligarchen. Der Sikyonier war in seiner Nähe. „Hast du gehört," sprach

er, sich ihm wieder gesellend, „was ein Schurke von Oligarch noch immer zu Athen sich erlaubt? Das gemeine Volk zu verachten! Unsereinen zu verachten, weil man arm ist — als ob man deshalb weniger athenischer Bürger wäre! Es ist wahr, ich bin ein Bandkrämer, und mein Weib hat sich im Drange der Not schon ein paarmal als Amme verdingen müssen. Aber das Gesetz verbietet ausdrücklich, daß man einem athenischen Bürger, wenn er aus Armut rechtlich ein Gewerbe treibt, dieses zum Vorwurf mache. Und bei der Pallas, ich bin ein athenischer Bürger so gut als irgendeiner, wenn ich auch nicht in der Tripodenstraße wohne, sondern in einem kleinen Vororte drunten an der Bucht von Phaleron. Nun, ich denke, besser ist's, mit dem Bündel auf dem Rücken seinen Unterhalt suchen, als in der Weise derjenigen leben, welche lieber verhungern würden, als arbeiten, es aber nicht unter ihrer Würde halten, als Schmarotzer die Teller anderer Leute rein zu lecken oder umherzugehen und zu lauern, wo etwa irgendein Mensch wissentlich oder unwissentlich gegen eines der unzähligen Gesetze Athens verstößt, damit man ihn anklagen und von der Geldstrafe, in die er verfällt, seinen bestimmten Anteil einstreichen könne. Halten sie's für eine Ehre, als Parasiten oder als Sykophanten zu leben, wohl bekomm's! Ich aber dünke mich besser als diese, und wer meiner spotten will, der komme heran: da steh' ich und fürchte keinen, ich, der Bandkrämer von Halimos! Ich tue meine Bürgerpflicht, so gut als einer; ich stecke etwas Brot und Zwiebeln in meinen Ranzen und stehe dann wohlgemut dem Vaterlande den ganzen Tag zu Diensten auf der Pnyx! Ich danke den Göttern, daß sie mich als Athener geboren werden ließen; und wenn ich so am frühen Morgen von Halimos gegen die Stadt her wandere und die Akropolis im Glanz der Morgensonne mir entgegenleuchten sehe und die riesige Vorkämpferin Athene mir zu winken und zu sagen scheint: „Auch du bist einer von meinen Söhnen!" da geht das Herz mir auf und im stillen sag' ich dem alten Helden Theseus Dank, daß er

uns Kinder des attischen Landes alle, gleichviel, ob wir in der Stadt oder in den ländlichen Gauen hausen, in Urväterzeiten zu einem einzigen Gemeinwesen vereinigte. Denn das müßt ihr anderen Hellenen doch zugeben: wie sich Städte von Dörfern unterscheiden, so unterscheidet sich wieder unser Athen von allen übrigen hellenischen Städten. Wir Athener sind nun einmal Autochthonen und anerkanntermaßen das reinste, unvermischteste Hellenenblut. Du begreifst aber auch, daß es nichts Geringes ist, ein Gemeinwesen wie dieses als Bürger regieren und verwalten zu helfen. Ich habe mir in den letzten Tagen weidlich den Kopf zerbrochen, inwieweit man den Anträgen des Strategen Perikles gerecht werden könnte. Perikles ist klug, sehr klug und ich bin ganz einverstanden mit der Übertragung der Bundeskasse von Delos nach Athen, auch mit der volkstümlichen Verwendung der Gelder und mit dem neuen Tempelhause der Pallas Athene auf der Burg. Aber wir Bürger können doch andererseits auch nicht alles gleich so unbesehen bewilligen, als ob es sein müßte — wir müssen eben merken lassen, daß wir die Herren sind und daß wir zu entscheiden haben, wir, das Volk, und daß wir die Volksherrschaft haben hier zu Athen . . ."

So sprach der Bandkrämer von Halimos nachdrucksvoll, als athenischer Bürger, zu dem neuen Beisassen aus Sikyon. Dann trat er in den Laden seines Freundes, des Bartscherers Sporgilos, und ließ sich von ihm das Kinn und die Wange glatt rasieren, damit er unter den andern Bürgern in der Volksversammlung würdig erscheine; zugleich übergab er dem Sporgilos sein Krämerbündel, damit er es ihm bis zur Zurückkunft aus der Volksversammlung aufbewahre.

Mittlerweile war durch eine Anzahl der skythischen Bogenschützen unter Anführung eines der sogenannten Lexiarchen im Umkreise der Agora ein Seil gespannt worden, in der Art, daß nur die Straße frei blieb, welche auf den Hügel der Pnyx hinaufführte — ein alter Brauch, dessen

Sinn und Zweck nur war, die Athener, welche gern auf dem Markte schwatzend säumten, zu erinnern, welchen Weg sie einzuschlagen hätten. Und da das Seil mit Mennig bestrichen war, um diejenigen, welche es überspringen wollten, rot zu zeichnen, so mußte der Ausreißer fürchten, sich dem Gelächter der spottlustigen Menge auszusetzen.

Der Bandkrämer nahm mit dem Schwarme der übrigen Bürger seinen Weg nach der Pnyx. Der Beisasse blieb an seiner Seite, begierig, noch manches von ihm zu erfahren. Bis an die Schranken des Volksversammlungsplatzes durfte er ihn ja begleiten.

Der Hügel der Pnyx ist der mittlere von jenen dreien, welche auf der Abendseite der Stadt von Mittag her sich erstrecken. Nordwestlich trennt ihn eine Schlucht von dem sogenannten Nymphenhügel, auf der Mittagseite eine noch tiefere Einsenkung, durch welche ein in den Felsen gehauener Fahrweg läuft, von dem Hügel des Museion, der am höchsten ansteigt in dieser Gruppe meist schroffer Erhebungen. Gen Norden und in der entgegengesetzten Richtung senkt der Hügel sich ziemlich sanft gegen die Ebene; auf dem östlichen Abhange aber, gegen die Akropolis hin, stützt eine schroffe Mauerterrasse in Form eines Kreisausschnittes das Erdreich, erweitert die Oberfläche des Hügels und gleicht die Unebenheiten derselben aus. Felstreppen und durch Kunst gebahnte Wege führen zu dieser teils natürlichen, teils durch Menschenhand erweiterten und geebneten Hochfläche hinauf, die in Urzeiten den Felsaltar des obersten Gottes trug.

Der Bandkrämer von Halimos und sein Gefährte aus Sikyon hatten die Höhe erreicht. Die Schranken waren geöffnet, am Eingange aber standen die Lexiarchen, sechs an der Zahl, Amtspersonen, in deren Händen die Verzeichnisse der athenischen Bürger hinterlegt waren und welche hier an den Schranken dafür sorgten, daß kein Unberechtigter in die Versammlung der Bürger sich einschleiche. Dreißig Gehilfen standen ihnen zur Seite.

Das Volk strömte ins Innere des weiten, eingehegten

Bezirkes, über welchen nur der blaue Himmel sich wölbte. Der Bandkrämer aber leistete dem Beisassen, welcher vor den Schranken zurückbleiben mußte, noch ein wenig Gesellschaft. Mit neugierigen Blicken musterte der Sikyonier über die Schranken hinweg den Raum, der mit den dichten Massen des herandrängenden Athenervolks sich füllte. Er sah den Hintergrund der Hochfläche durch eine Felswand abgeschlossen, aus welcher ein hoher, würfelartiger Stein vorsprang. Dieser im Viereck zubehauene Stein war die Bühne, von welcher herab die Redner zum Volke sprachen. Zu beiden Seiten führte eine schmale Treppe auf dieselbe hinauf. In alten Zeiten war dieser Raum ein Heiligtum, dieser Steinwürfel der Altar des höchsten Zeus gewesen. Der Rednerbühne gegenüber reihte sich hintereinander eine Anzahl von steinernen Bänken, auf welcher ein Teil der Versammelten sich niederlassen konnte.

Nachdem der Fremde diese Dinge betrachtet, wendete er sich rückwärts und ließ seine Blicke von der Höhe des weitschauenden Hügels gegen die Stadt hin schweifen. Er sah vor sich die gesamte Stadt der Athener, im Kreise gelagert um den heiligen Felsberg der Akropolis, der in geringer Entfernung, der Pnyx gerade gegenüber, emporragte. Die Glimmeradern seiner übereinander getürmten Felsmassen funkelten in der Sonne. Zur Linken des Berges der Akropolis erhob sich, viel niedriger von Ansehen, aber aufstarrend als ein einziger riesiger, wildzerklüfteter Felsblock, der Areshügel, die geheiligte Stätte des Areopags, umweht zugleich von den Schatten ihres Eumenidenheiligtums.

Immer dichter ward das Gedränge des Volks um den Standort der Lexiarchen an der Schranke des Eingangs. Lebhaft zeigte sich auch hier, wie auf der Agora, das Wesen des Atheners. Jeden Augenblick erschollen die Zurufe des Lexiarchen: „Vorwärts, Eubulides! Nicht so lange geschwatzt hier vor den Schranken!“ — „Ruhig, Charondas! Nicht so gezaudert mitten im Gedränge! Platz gemacht für die Hintermänner!“

Der Bandkrämer von Halimos drückte sich beiseite, um, unbemerkt von den gestrengen Amtsleuten, seinen wißbegierigen sikyonischen Gefährten im Gedränge der Zuströmenden einzelne Gestalten zu weisen, die ihn zu der einen oder der andern Glosse veranlaßten.

„Siehst du,“ sagte er, „die beiden dort mit den langen, struppigen Bärten, den blassen, finsteren Gesichtern, den kurzen und grobwolligen Mänteln und mit den dicken Stöcken in der Hand? Ihre Ohren sind platt eingedrückt, als ob sie täglich den erzgebuckelten Faustriemen einander um den Kopf schlügen. Sie möchten aussehen wie Athleten, die mindestens schon einmal in Olympia gesiegt. Das sind die Leute, die wir Lakonisten zu nennen pflegen, weißt du? die für Sparta schwärmen und hier alles so haben möchten, wie es dort ist . . .“

Wieder stieß der Bandkrämer seinen Gefährten an: „Jener dort ist Pheidias — Pheidias, der Bildner, der die große Vorkämpferin Athene gefertigt auf der Burg — die Schar, die ihn umgibt, das sind die Seinen, seine Schüler und Helfer — die stimmen alle für Perikles!“

Jetzt kamen die Prytanen herangeschritten. Der Bandkrämer zeigte sie seinem Gefährten. Bald aber stieß er diesen noch heftiger an: „Da sieh — Perikles! Der Stratege Perikles!“

„Und seine Begleiter?“ fragte der Sikyonier. — „Sind ebenfalls Strategen!“ erwiderte der Bandkrämer.

„Wie heißen sie?“ fragte jener weiter.

„Das mögen die Götter wissen!“ gab der Krämer zurück. „Es gibt, glaub' ich, zehn Strategen in Athen, aber wir kennen nur den Perikles.“

„Und die ehrwürdigen Männer, die da mit so würdevollen Schritten sich nähern?“ fuhr der Sikyonier fort zu fragen.

„Das sind die neun Archonten!“ sagte der Bandkrämer.

„Sind es nicht diese,“ fragte der Sikyonier, „welche bei euch von allen obrigkeitlichen Personen die meiste Ehre genießen?“

„Ehre wohl," erwiderte der Bandkrämer, „aber höher schätzen wir im Grunde doch die Strategen" —

„Wie das?" fragte jener.

„Weil wir unsere besten Köpfe dazu wählen", versetzte mit schlauer Miene der Krämer. „Bei den Archonten sehen wir auf Alter, fleckenlosen Ruf und ehrwürdiges Aussehen. Große Ehre genießt ein solcher Archont, sehr große Ehre, das ist nicht zu leugnen; seine Person wird beinahe für heilig geachtet. Dafür ergeht es ihm aber auch schlimm, wenn seine Amtszeit verflossen und wir mit ihm nicht ganz zufrieden sind. Wir verurteilen ihn — rate wozu? — Ein Standbild aus purem Gold in Lebensgröße nach Delphi zu stiften."

„Ein Standbild aus purem Gold in Lebensgröße?" rief erstaunt der Sikyonier, „das ist ja doch keiner zu bezahlen imstande."

„Eben darum!" versetzte der Bandkrämer. „Ein Schuldner des Staats, der nicht zahlen kann, ist nach unserm Gesetze bürgerlich ehrlos. Ein solcher Archont bleibt also zeitlebens ehrlos. Und mit Recht. Hat er früher die große Ehre genossen, so soll er jetzt auch die große Schande dafür haben."

„Wer ist denn nur jener lahme, krüppelhafte, mit Lumpen behängte Mann, mit dem Bettlerranzen um die Schultern, der sich dort mit tollen Gebärden um den Eingang der Volksversammlung drängt?"

„Jenen tückisch grinsenden Bettler meinst du?" erwiderte der Bandkrämer. „Dies stadtbekannte Menschenkind ist als Sklave in einem Prozesse seines Herrn gefoltert worden und seither verkrüppelt geblieben, hat auch seinen Verstand halb eingebüßt und jetzt, als Bettler sich herumtreibend, ist er von der Sucht befallen, sich überall einzudrängen, wo athenische Bürger sich versammeln, auf dem Markte, auf der Pnyx. Immer wird er hier von den Lexiarchen zurückgestoßen; dann antwortet er mit Schmähungen und lästert das ganze Athenervolk, wofür er oft geschlagen oder gar mit Steinen

beworfen wird, wenn ihn der junge Steinmetz Sokrates nicht beiseite führt, der des tollen Menon — so wird er genannt — sich gern erbarmt, und den du auch jetzt wieder in seiner Nähe dort erblickst."

Nunmehr wurde die Fahne eingezogen, welche von der Höhe der Pnyx den Athenern die bevorstehende Volksversammlung angekündigt hatte. Mit ihrem Einziehen war das Zeichen der Eröffnung gegeben. Jetzt beeilte sich auch der Krämer von Halimos, den umhegten Raum zu betreten, mit einem Gemisch von Stolz und Mitleid sich von dem Sikyonier verabschiedend, der vor den Schranken zurückbleiben mußte. Dem Gezwitscher eines vollen Vogelnestes ähnlich erscholl das Gemisch von Stimmen der Männer von Athen, die in dem weiten Raume sich drängten.

Nun gebot ein Herold Ruhe. Sein heller Ausruf klang weithin über die Höhe. Es ward stille.

Der Sikyonier war stehengeblieben, wo er zuvor im Gespräch mit dem Krämer von Halimos gestanden, und betrachtete, so gut es aus dieser Entfernung möglich war, die Vorgänge innerhalb des weitgedehnten, von Menschen dichtgefüllten Raums der Versammlung. Sein Standort war ein wenig erhöht, so daß er über die Köpfe der Menge hinwegzublicken vermochte.

Er sah, wie jetzt, nach vollkommen hergestellter Ruhe, ein als Reinigungsopfer geschlachtetes Ferkel unter dem Vortritt eines Priesters umhergetragen und mit dem Blute desselben der Platz, sowie die Bänke besprengt wurden. Er sah dann, wie ein helles Feuer angefacht und das eigentliche Rauchopfer gebracht wurde. Und neuerdings wurde ihm des Herolds Stimme vernehmlich, welcher die Götter feierlich anrief. Er sah, wie aus der Mitte der Prytanen sich einer erhob, wie die Athener der Vorlesung eines Schriftstücks lauschten, das ohne Zweifel die dem Volke gestellten Anträge des Strategen Perikles und die Vorbeschlüsse des Rats enthielt, wie dann wieder der Herold sich erhob, um zu fragen, wer über diesen Gegenstand zu sprechen verlange;

er sah, wie nunmehr die Redner zur Bühne emporstiegen, wie sie nach altem Brauche sich den Myrtenkranz aufs Haupt setzten, wie sie zum Volke sprachen; er sah, wie das Volk zustimmend oder mißbilligend sich äußerte, jetzt atemlos lauschte, jetzt unruhig aufwallte, erst sacht, wie ein Ährenfeld, welches von mäßigen Winden gekräuselt wird, dann aber ungestüm aufgärend, lärmend, tobend, wie ein sturmgeschüttelter Bergwald, so daß der Herold auf den Wink des ersten der Prytanen Ruhe gebieten mußte; er sah, wie zuweilen der Widerstreit der Meinungen in den Volksmassen zum Kampf der Hände zu entarten drohte, wie hier ein Mann aus dem Volke die Faust gegen einen Oligarchen schüttelte, dort ein Lakonerfreund den Knotenstock mit lauten Verwünschungen gegen die Volksmänner emporhob; er sah jetzt die große Masse des Volks wie ein Mann jubelnden Beifall zollen, während die Oligarchen murrten oder grollend verstummten; dann sah er wieder diese durch Mienen, Gebärden und Ausrufe ihre Befriedigung an den Tag legen, jene aber in Lauten des Unmuts lärmend sich Luft machen.

So gingen im erregten Gewoge der Meinungen und Stimmungen einige Stunden hin.

Jetzt sah der Sikyonier den Strategen Perikles, der schon früher, aber nur mit wenigen Worten, zum Volke gesprochen, neuerdings die Rednerbühne besteigen. Wieder herrschte völlige Stille im Schwarm der Athener. Ruhig und würdevoll ragte die Gestalt des Mannes, den sie den Olympier nannten, inmitten des Volks empor. Er machte keine lebhaften Bewegungen. Seine Hand verbarg sich ruhig im Obergewande. Aber seine Stimme erscholl mit eindringlichem und wunderbarem Klange hin über die Häupter der Lauschenden. Der Sikyonier vernahm den Klang dieser Stimme, und ohne die Worte selbst zu erfassen, horchte er, wie durch einen Zauber gebannt, nach jenen Lauten hin, welche einschmeichelnd waren wie der säuselnde Westwind und doch markig zugleich wie der Laut des sacht rollenden Donners in den Lüften.

Plötzlich sah der Sikyonier den Perikles die Rechte unter dem Obergewande, in welchem er sie bisher verborgen hatte, hervorziehen und sie gerade vor sich hin ausstrecken, hinüberweisend auf die nachbarliche, gegenüber aufragende Höhe der Akropolis.

Bei dieser Gebärde des Perikles wendeten alle die Tausende von Athenern die Häupter und alle blickten, der Richtung folgend, welche ihnen die ausgestreckte Rechte des Redners wies, nach der im hellen Tageslichte leuchtenden heiligen Höhe der Akropolis hinüber. Der Sikyonier tat desgleichen. Es war, als ob jene geheiligte Höhe immer heller erglänzte, als ob sie ein neuer, ahnungsvoller Schimmer umzitterte. Der ahnungsvolle Glanz aber, welchen die Akropolis ausstrahlte, schien sich in den Augen der unverwandt hinüberblickenden Athener widerscheinend zu spiegeln. Es war, als sähen sie dort bei dem Klange der Worte des Perikles vor ihren geistigen Augen etwas emporsteigen, was für die leiblichen Augen noch nicht sichtbar. Es schien, als wolle der Berg sich mit einer Zauberkrone schmücken, welche viele Herrscherkronen überdauern und viele Geschlechter der Menschen an sich vorüberziehen sehen würde, und welche in reinem Glanze geruhig fortleuchten würde bis ans Ende der Tage . . .

Der lauschende Sikyonier hörte den Rededonner des Olympiers Perikles verhallen; er sah, wie der Redner den Kranz vom Haupte nahm, wie er herabstieg von der Bühne unter dem Jubel des Athenervolkes, wie der vorsitzende Prytane das Volk zur Abstimmung aufforderte, wie dieses durch Emporheben der Hände der Aufforderung nachkam, wie die Entscheidung verkündet und zuletzt durch den Herold auf den Wink des Prytanen das Ende der Versammlung angesagt wurde.

Die Menge strömte zurück durch die geöffneten Schranken. In aufgeregten Wogen ergoß der Strom sich den Abhang der Pnyx hinunter. Fragend trat der Sikyonier seinem Befreundeten aus Halimos entgegen, als er ihn wiedersah:

„Wie ist's abgelaufen, Freund?"

„Wir haben alles bewilligt!" rief der Mann aus Halimos mit leuchtenden Augen. „Wir haben zuerst die Oligarchen und Lakonerfreunde niedergestimmt", fuhr er fort, „und den Kriegersold, den Richtersold und die Schauspielergelder bewilligt. Denke dir den Jubel des ärmeren Volkes, als wir, den Oligarchen zum Trotz, uns selber alle diese schönen Dinge bewilligten! Und was das neue prächtige Festhaus der Pallas auf der Burg betrifft, mitsamt dem Hinterhause für den öffentlichen Schatz und mit dem großen Standbilde der Pallas und der dreifach gegliederten Prachtvorhalle, durch welche der Festzug der Panathenäen künftig die Akropolis beschreiten soll, und deren Plan von Pheidias ebenfalls schon entworfen wurde, so gibt es keinen athenischen Bürger, soviel ihrer jetzt innerhalb der Schranken gewesen, der nicht die Hälfte dessen, was er sein nennt, dafür hingäbe, wenn der Prachttempel schon so vollendet droben stünde, wie ihn Perikles uns geschildert und förmlich mit dem Finger gezeigt hat. Nur einige von jenen mit den langen Bärten und den dicken Lakonerstöcken — du weißt schon — machten Einwendungen: es sei schon viel gebaut worden; die neue Ringschule und das Odeion sei auch schon in Angriff genommen; man könne mit dem großen Marmortempel auf der Burg noch warten; der Bau werde ungeheure Summen verschlingen. Da kam aber Perikles. ‚Wenn ihr Athener', sagte er, ‚dies herrliche Werk nach dem Plane des Pheidias und des Iktinos nicht ausführen wollt auf öffentliche Kosten, so haben schon Hippias und Hipponikos und Dionysodoros und Pyrilampes und viele andere der reichsten Männer Athens das Gelöbnis getan, den Bau mit ihren Mitteln zu betreiben, und diese Männer, nicht das Volk der Athenäer, werden sodann den Ruhm davon haben für immerwährende Zeiten!' Das war genug. Du kannst dir vorstellen, wie wir uns beeilten, die Hände mit lautem Ausruf emporzustrecken und zu bewilligen, was Perikles und Pheidias wollten. Und denke dir, wie wir

eben im größten Eifer der Bewilligung sind, tritt Pheidias hervor, von Perikles gerufen, damit er uns die Kosten des Baues und der Bildwerke auseinandersetze, und sagt: ,Aus Elfenbein und Gold gefertigt, wird meine Pallas Athene so und so viel kosten; aus Marmor oder Erz aber nur so und so viel.' — Da scholl es von allen Seiten: ,Aus Gold und Elfenbein! Nur nicht geknausert, Pheidias, und geh' sogleich an die Arbeit!'"

So erzählte der athenische Mann aus dem Volke unter lebhaften Gebärden dem neuen Beisassen aus Sikyon.

Ganz Athen war in einer Art von Aufregung, welche die von der Pnyx Herabkommenden überall hin verbreiteten.

Stolz wie ein König, träumend von Schauspielgeldern, öffentlichen Spielen, Prachttempeln, Schatzhäusern, Gold- und Elfenbeinbildern, sich freuend über all dieses, als stünde es schon fertig da und wäre seines eigenen Hauses Zier, schritt durch das Tor des Südens der Bandkrämer von Halimos seiner Heimat zu. Er erzählte allen, denen er begegnete, von den Verhandlungen auf der Pnyx und begrüßte, in seinem Flecken angelangt, sogar sein braunes Weib, das ihm mit dem Kinde auf dem Arme an der Schwelle des Hauses entgegenkam, feierlichst mit den Worten: „Wir haben alles bewilligt!"

---

## 4. Die Pansgrotte.

Hoch und weit, in ungetrübter Bläue, wölbte der Horizont des Friedens sich über der Stadt der Athenäer. Ihr Ruhm wuchs zusehends und ihre Macht schien kein Nebenbuhler mehr antasten zu wollen. Getrieben von einem starken Drange und mit einer Eile, als fürchteten sie, den rechten Augenblick zu versäumen, gingen die Männer von Athen an die Ausführung der Pläne des Perikles und des

Pheidias. Aus allen Gegenden Griechenlands waren dem Pheidias geschickte und strebsame Kunstjünger zugeströmt. Viele Bildhauer waren nötig, um für die Bauten der Akropolis die ausschmückenden Werke des Meißels herzustellen. Für die Giebel des Hauses der Pallas galt es eine nicht geringe Anzahl von Götterkolossen, für die Metopenfelder und Friese desselben lange Reihen sinnvoller Gebilde zu vollenden. Überdies wetteiferten die reichen Athener, bei den Bildnern Weihegeschenke zu bestellen, die sie gleichzeitig mit der Eröffnung des großen neuen Tempels auf der Akropolis aufzustellen gedachten. Und die Künstler selbst wetteiferten miteinander, für denselben Zeitpunkt und um desselben Zweckes willen ihr Schönstes und Bestes darzubringen. Unzählige Bau- und Zimmerleute waren bei den Bauten der großen Ringschule und des Odeion beschäftigt; noch mehr bei den Arbeiten auf der Akropolis. In den Steinbrüchen des Pentelikos erwachte jetzt ein doppelt reges Leben. Unablässig zogen von da die maultier- und rinderbespannten Lastwagen gegen die Stadt. Der Abhang des Felsberges der Akropolis widerhallte beständig von dem Rufe der Lasttiertreiber, denn es kostete große Mühe, die gewaltigen Marmorblöcke auf die Höhe des Berges hinaufzuschaffen. Und wie nach ihrem Marmor auf dem Pentelikos, gruben die Athener jetzt fleißiger denn je nach ihrem Edelmetall in Laurion und nach ihrer vortrefflichen Töpfererde in dem heimischen Boden. Und was sie nicht schon hatten, das brachten ihnen die Kauffahrer übers Meer herüber: so das Zypressen- und das Ebenholz und manches Erz und Färbestoffe und aus dem fernen Morgenlande das Elfenbein. Die Steine und die Hölzer mußten behauen werden, die Erze mußten geschmolzen werden, das Elfenbein mußte durch die Hände von Leuten gehen, welche es für die Zwecke der Kunst vorzubereiten und sogar geschmeidig zu machen verstanden; die Gold- und Silbersticker waren vollauf beschäftigt, allerlei Tempelschmuck und Weihegeschenke anzufertigen; die Seildreher mußten den Bau- und Zimmer-

leuten und den Führern der Lastwagen Taue von ungewöhnlicher Stärke liefern, die Wegmacher mußten Wege für den vielen Transport ebnen, und so gab es Arbeit überall, und alles wurde in den gärenden Wirbel der Betriebsamkeit mit hineingezogen. Für die beschwerlichste Handarbeit bei den Bauten wurden auch ausländische Helfer gedungen. Vor andern brauchbar erschien der schweigsamernste, zähe, geduldige Ägypter. Wie bei seinen heimischen Pyramiden, ermüdete er auch als Söldling in der Fremde nicht, mit der Ausdauer des Lasttiers geruhig Quadern auf Quadern übereinander zu türmen. Ganz Athen war in jenem Zeitpunkte eine große Künstlerwerkstätte.

Als der eigentliche Herd aber, auf welchem die Opferflamme des den Göttern wohlgefälligen neuen Bestrebens am mächtigsten emporloderte, stand die luftige Höhe der Akropolis da, ein altes Heiligtum und eine feste Burg der Athener zugleich, um deren Fuß sich nach und nach die Behausungen der Ansiedler zur Stadt vereinigt hatten. Zur „Burg" machten diese Höhe nur ihre natürlichen Felsen und die gewaltigen Mauern, welche die nördliche und die südliche Seite derselben schützten.

Noch ist es kein dem Auge erfreulicher Anblick, was uns in diesem Augenblicke auf der Höhe begegnet. Wüst und kraus erscheint die geräumige Hochfläche. Uralter Schutt liegt noch umher, mit Trümmern zerstörter Werke zu neuer Verwendung ausgeschieden. Gegen den Südabhang ist zum Teil das Erdreich aufgegraben, und aus der Vertiefung sieht man schon einen massigen Quaderunterbau, zum größten Teil auf den Überresten eines alten, bis zur Bodenfläche und darüber empor sich erheben. Die übrige Fläche ist größtenteils verdeckt von Marmorblöcken, welche soeben zubehauen werden. Haufen von Erde, Geröll und Sand sind aufgeschüttet, Werkstätten verschiedener Art schließen im Hintergrund der Baustätte sich an. Überall ist das Klopfen der Hämmer zu vernehmen und das Knarren der Taue und der dumpfe, erderschütternde Hall gewälzter Steine und

Balken, dazu die Rufe der Aufseher, welche das Heer der Werktätigen leiten und spornen.

Aber mitten in diesem wirren und unruhigen Getriebe des Werdenden auf der Akropolis steht noch ein festbegründetes, ehrwürdiges Denkmal der alten Zeit, etwa wie ein grauer, halbverfallener Turm am Meergestade, welchen die stürmischen Wellen umrauschen, begierig, ihn mit ihren Brandungen zu unterhöhlen, zu stürzen und hinwegzuschwemmen. Dies Denkmal war die Stätte des ältesten religiösen Dienstes der Athener; das geheimnisreiche, düstere Tempelhaus des schlangenfüßigen Erechtheus, des attischen Stammesheroen, zugleich den Kult des Meergottes Poseidon, der Kekropstochter Pandrosos und der Athene Polias in seinen Räumen umschließend, halb zerstört im Perserkriege und vorläufig nur zur Not wieder aufgerichtet.

Wundersam klangen die Sagen von Erechtheus aus den Urzeiten des attischen Landes und Volkes: wie in wohlverwahrtem Behälter Pallas Athene den Töchtern des auf der Akropolis herrschenden Königs Kekrops das neugeborene, schlangenfüßige Kind von ungewisser Herkunft übergab, mit dem ernstlichen Verbot, den Behälter zu öffnen, wie aber die Kekropstöchter — sie hießen Pandrosos, Aglauros und Herse — dennoch, von Neugier getrieben, die Kiste öffneten und das Knäblein fanden, von einem greulichen Schlangenungetüm ganz umringelt; und wie dann, wahnsinnig vor Entsetzen über den Anblick, die Jungfrauen sich hinunterstürzten über die Felswände der Akropolis. Aber das Schlangenkind Erechtheus wuchs heran, in des Königs Kekrops Obhut, und ward zum gewaltigen Hort der Athener. Jener Tempelraum umschließt sein Grab, und noch immer gilt des Halbgotts wohl verwahrte Gruft als ein fester Schirm und Landeshort. Des alten Stammeshelden Seele aber lebt, nach dem Glauben des Athenervolks, in einer Schlange fort. welche beständig in dem Heiligtume genährt wird. Als des Tempels geheimnisvolle Hüterin gilt das Tier und allmonatlich bringt man ihm Honigkuchen zum Opfer.

Ein heiliger Quell entspringt im Bezirk des Tempels; seine Flut ist salziges Meergewässer, als ob er unterirdisch mit dem Meere zusammenhinge, und beim Wehen des Südwinds, sagen die Athener, vernimmt man in demselben das leise Brausen der Meereswellen. Kein Wunder, denn diesen Quell entlockte, sagen die Athener, der Meergott Poseidon mit einem Schlage seines mächtigen Dreizacks dem Felsen der Akropolis, als er mit Pallas Athene sich stritt um den Besitz des attischen Landes. Noch sind im Felsgrunde die Dreizackspuren des Gottes vorhanden und jeder kann sie schauen. Pallas Athene aber ließ dem Quell gegenüber einen Ölbaum aufsprossen, den Ölbaum, von welchem die andern Ölbäume in Attika alle, dieser Stolz und höchste Segen des attischen Landes, stammen. Durch den Ölbaum aber behauptete im Wetteifer der Segensspenden die weise Göttin Pallas Athene den Sieg über den gewaltigen Dreizackschwinger. Auch jenen uralt heiligen Ölbaum umschließt noch der Tempelbezirk. Niederbrannte ihn der Perser: am nächsten Morgen aber war er durch Götterhuld schon wieder ellenhoch emporgegrünt. Das höchste Heiligtum aber im Bezirke des Erechtheions ist das uralte Bild der Athene Polias, aus Ölbaumholz, nicht von Menschenhand geschnitzt, sondern vom Himmel gefallen. Erechtheus selber hat es aufgestellt und unverändert — so lehrt das Priestergeschlecht, das im Tempelhause des Erechtheus waltet — muß es an dieser Stelle aufbewahrt werden für immerwährende Zeiten. Eine ewige Lampe brennt vor demselben im düstern Raume des Tempels. Auch Weihegeschenke von merkwürdiger Art sind da zu finden: ein aus Holz geschnitzter Hermes, beständig von lebendigen Myrtenzweigen wurzellos umgrünt, aus den Zeiten des Krekops herrührend, ein eigentümlich geformter Sessel, den der Tausendkünstler Dädalus in Urzeiten gefertigt, auch Trophäen aus den Perserkriegen: erbeutete Panzer und Schwerter besiegter persischer Heerführer.

Vor dem Tempel aber im Freien steht ein Altar des Zeus. Nichts Lebendes darf auf diesem geopfert werden;

auch keine Weinspende darf ausgegossen werden; nur Opferkuchen werden hier dem höchsten Gotte dargebracht.

So beschaffen ist das im Liede des Homeros erwähnte „Haus des Erechtheus“, welches, mehrere geschiedene Tempelräume für den *Dienst* der oben genannten Gottheiten umfassend, gegen den Nordabhang des Berges hin, ungleichmäßig auf ungleichem Boden, sich erhebt, und welchem gerade gegenüber man das neue Prachthaus der Pallas Athene zu errichten im Begriffe ist.

Eine heilige Handlung wird eben in diesem Augenblicke vor dem Eingange des Tempels vollzogen.

Gereinigt und neu bekleidet wird von Zeit zu Zeit das alte Holzbild der Stadtschirmerin Athene, und in feierlicher Weise pflegt diese Reinigung zu geschehen. Ein religiöses Fest ist's wie ein anderes, und dieses Fest nun findet eben statt. Seinen Schmuck und sein Gewand hat man dem Bilde abgenommen, und eine Hülle wird über dieses gebreitet, während das Gewand eigens hierzu bestimmte Personen zu waschen beschäftigt sind. Und damit niemand während dieser Verrichtung den Tempel unberufen betrete, bleibt derselbe, solange die heilige Handlung dauert, mit einem gespannten Seil umzogen.

Die Reinigung ist nun vollbracht, die Göttin wird wieder bekleidet, ihr Haar — denn sie ist mit weiblich behaartem Haupte gebildet — wird sorgsam neu gekämmt und geordnet, ihr Leib aufs neue geschmückt mit Kränzen, Diademen, Halsketten und Ohrgehängen.

Die Personen, welche an dem heiligen Gebrauche teilgenommen, entfernen sich. Bald sieht man nur mehr zwei Männer auf den Stufen vor dem Eingange des Tempels stehen und sich unterreden. Der eine von ihnen ist der Priester des Erechtheustempels, Diopeithes. Seine Miene ist umdüstert und er wirft von der Schwelle des Tempels grollende Blicke hinüber nach dem Schwarme der Werkleute, deren Getümmel und Gelärme als eine frevle Störung der heiligen Verrichtung ihm erschienen war.

Das Geschlecht der Eteobutaden, aus welchen seit Urzeiten der Priester des Erechtheus und die ihm zur Seite stehende Priesterin der Athene Polias stammten, war das älteste und lange Zeit auch das angesehenste Priestergeschlecht in ganz Attika. Aber in neuerer Zeit hatten die verwandten Eumolpiden, das Priestergeschlecht der Demeter zu Eleusis, mit deren Dienst die großen Mysterien verbunden waren, als Hierophanten oder Opferpriester dieser Geheimfeier von Eleusis zu einem noch höheren Range in der attischen Hierarchie sich emporgeschwungen. Nicht ohne geheimen Groll ertrugen die Eteobutaden diese Zurücksetzung. Aber dieser Groll war es nicht allein, was das Gemüt des Diopeithes, des nunmehrigen Priesters im Heiligtum des Erechtheus auf der Burg, verdüsterte.

Neuerdings einen Blick des Unmuts nach den Arbeiten des Parthenon hinüberwerfend, begann er zu dem Manne, welcher mit der ergebenen Miene eines Vertrauten und Helfers neben ihm stand, und welcher kein anderer als jener Lampon war, der Seher, der ins Haus des Perikles berufen worden, um das Wunderzeichen des einhörnigen Widders zu deuten:

„Der Friede", sagte er, „ist gewichen von dieser geweihten Höhe, seit auf ihr jene lärmvolle Schar des Pheidias und des Kallikrates ihr Wesen treibt, und wundern sollt' es mich, wenn nicht bald die Götter selbst vor dem Getümmel jenes törichten und unfrommen Tuns sich entweichend zurückziehen. Denn töricht und unfromm ist, was jene beginnen, und niemals kann es den Göttern gefallen. Statt zu allererst das uraltheilige Haus des Erechtheus glänzender herzustellen, das nach dem Frevel, welchen der Perser daran verübt, vorerst nur notdürftig wieder aufgerichtet worden, beginnen jener Perikles und jener Pheidias damit, einen ganz neuen, unnützen Prunktempel diesem echten alten Heiligtum gerade gegenüber aufzutürmen. Schweifte mir bisher der Blick ungehemmt von dieser Stelle in die weite Ferne hinaus, so legt nun bald jenes Prunkgebäude sich wie ein

Wall dahier vor meine Augen. O, ich weiß, wonach sie trachten, jene heimlichen Götterverächter! Sie wollen diesen altehrwürdigen Tempel und seine Götter in den Hintergrund drängen; ausrotten wollen sie den alten, strengen Götterdienst und mit ihm den frommen Sinn; sie wollen an die Stelle der alten Tempel und der alten Götterbilder solche setzen, welche durch eitlen Prunk und leeren Glanz das Auge bestechen, aber kein Gefühl der wahren Götterfurcht in den Herzen erwecken. Was soll es werden, dieses „Haus der Jungfrau“, dieser Parthenon? Ein Tempel ohne Priester, ohne Dienst, ein prahlerisches Schaustück, ein Ziel- und Mittelpunkt bloß für das Festgepräng' der Panathenäen, und daneben — doch nein, nicht nebenbei, sondern in seinem eigentlichen Wesen, o Schmach! ein *Schatzhaus*, ein Aufbewahrungsort für das Gold der Athener, das sie wohl oder übel an sich bringen! Nur als Hüterin dieses Goldes stellen sie im Tempelraume die Göttin auf! Und *welche* Göttin! Was will das Prunkgebild aus Gold und Elfenbein? Ein Machwerk wird es sein von Menschenhänden. Das alte Holzbild, welches dieser unscheinbare Tempel birgt, ist durch keines Sterblichen Ruhmbegier gefertigt worden — göttlich ist sein Ursprung und durch Götterhuld ist es den Athenern zuteil geworden!“

So Diopeithes. — „Es ist eine vermessene Zeit“, sagte zustimmend Lampon. „Das Einfache, das Alte, das Ehrwürdige, das Heilige ist bei manchen nicht mehr geachtet, und bald wird dünkelhaft das Menschliche über das Göttliche sich erheben wollen.“

Leiser und mit geheimnisvoller Miene begann jetzt Diopeithes wieder:

„Jener Perikles und jener Pheidias, welche die Athener zu dem neuen Baue beredet haben, wissen auch eines nicht, was wir Erechtheuspriester wissen, und was wir, immer hier oben wohnend auf der Höhe des Burgberges, vor andern Menschen zu wissen imstande sind: daß gerade jene Stelle, gerade die Stelle dort, wo sie den schmuckreichen

Giebel und den Haupteingang ihres neuen Tempels errichten wollen, zu denjenigen Orten gehört, welche man „unterweltliche" nennt, zu den Orten, wo niemals aus den Lüften ein Vogel sich niederläßt oder derjenige, der es tut, verendend hinfällt, wie von einem giftigen Hauche getroffen. Laß sie nur bauen, die Vorwitzigen, an jener Unglücksstelle; sie werden keinen Segen, sie werden nur Fluch davon haben! Es ist das Erbe der Männer von Athen, unbedacht zu handeln. Wenige wissen, woher es kommt. Wir Eteobutaden wissen es: Poseidon, besiegt im Wettstreit mit Pallas Athene, grollend ob seiner Zurücksetzung, verhängte für alle Zeit unweisen Rat den Athenern!"

„Unweise sind sie", versetzte Lampon, „und unweise sind ihre Führer, weil sie auf die Lehren derjenigen hören, welche sich Weltweise und Wahrheitsfreunde nennen. Auf Perikles hört das Athenervolk; Perikles selbst aber hört auf Anaxagoras, den Klazomenier, welcher die Natur erforscht, und welcher, weil er alles auf natürliche Ursachen zurückführen zu können glaubt, deshalb die Götter für entbehrlich hält. Kürzlich wurde ich in das Haus des Perikles gerufen, um ein Wunderzeichen zu deuten, das sich dort begeben hatte. Es war nämlich dem Perikles auf seinem Landgute ein Widder geboren worden, dem ein einziges Horn mitten auf der Stirn sproßte. Ich tat, was man verlangte, nach den Regeln meiner Kunst, und Perikles konnte mit meinem Seherspruche zufrieden sein. Aber ich hatte schlechten Dank dafür, denn Perikles schwieg völlig und Anaxagoras, welcher ihm zufällig eben zur Seite war, lächelte, als ob mein Beginnen eitel und meine Rede töricht wäre!"

„Ich kenne ihn," erwiderte Diopeithes, und ein düsteres Feuer blitzte dabei in seinen Augen auf, „ich kenne ihn wohl, den Klazomenier; ich habe vorlängst auf dem Wege zum Piräus über Götter und göttliche Dinge ein Gespräch mit ihm gepflogen, und ich habe gesehen, daß seine Weisheit von verderblicher Art ist. Solche Männer können in unserm Gemeinwesen nicht geduldet werden. Oder ist es

soweit mit uns gekommen, daß die Gesetze zu Athen unkräftig sind gegen die Götterleugner? Nein! noch erbebt die Mehrzahl der Athener in leisem Schauer bei diesem Namen!"

So sprach Diopeithes. Jetzt aber mit scharfem Auge rechtshin blickend, wies er auf einige Männer hin, welche, in lebhaftem Gespräch miteinander begriffen, den einzigen auf die Höhe der Akropolis führenden Weg über den westlichen Abhang des Berges hinaufgeschritten kamen. „Mich dünkt," sagte Diopeithes, „ich sehe dort den unweisen Berater des Athenervolks, den Freund und Gönner des Anaxagoras, soeben heraufkommen. An seiner Seite geht, wenn mein Auge mich nicht trägt, einer von jenen neumodischen Schauspieldichtern, welche den ehrwürdigen Aischylos überwunden zu haben glauben. Wer ist aber jener dritte, die feine, geschmeidige Jünglingsgestalt, welche dem Perikles zur andern Seite geht?"

„Das ist wohl", erwiderte Lampon, „jener junge Zitherspieler aus Milet, den Perikles, wie ich höre, liebgewonnen, und der jetzt überall an seiner Seite gesehen wird."

„Ein junger Zitherspieler aus Milet?" sagte Diopeithes, und musterte die Wohlgestalt des milesischen Jünglings; „ich habe bisher nur gewußt, daß Perikles ein Kenner und Liebhaber der Reize des andern Geschlechtes ist; nun sehe ich, daß er das Schöne überall zu schätzen weiß. Denn dieser Jüngling, bei den Göttern, ist würdig, nicht bloß dem sogenannten Olympier Perikles, sondern dem Beherrscher des Olymps selber, dem höchsten Zeus, als Mundschenk zu dienen. Es wundert mich nur, daß dieser sogenannte Olympier, der würdevolle Perikles, kein Bedenken trägt, sich vor den Augen der Athener so ganz öffentlich mit erlesenen Lieblingen zu zeigen!"

Während so der Erechtheuspriester den im Geleite des Perikles gehenden Jüngling mit Blicken der Mißgunst und der Lüsternheit zugleich musterte, waren jene drei näher gekommen. Immer anmutiger entwickelte sich die weiche, jugendliche Gestalt, welche Lampon dem Diopeithes als

einen Zitherspieler aus Milet bezeichnet hatte. Der Tragödiendichter, welcher ebenfalls in der Gesellschaft des Perikles ging, warf zuweilen einen warmleuchtenden Blick auf das reizende Jünglingsbild und richtete auch mit Vorliebe sein Wort an den Milesier. Er selbst, der Dichter, war schön und stattlich von Ansehen. Seine reine Stirn schien wie von einem heiteren ätherischen Lichte umflossen.

Jetzt trat den Ankömmlingen aus dem Schwarme der an dem Bau Beschäftigten Kallikrates entgegen, der wackere Meister, welchem die werktätige Ausführung dessen oblag, was Pheidias und Iktinos in der Zurückgezogenheit sinnend und grübelnd entwarfen. Man merkte es leicht an dem Manne, daß es seine Sache war, unablässig hin und her zu wandeln im Sonnenbrande zwischen den Steinblöcken und den schweißtriefenden Arbeiterscharen auf der Höhe der Akropolis. Sein Gesicht war verbrannt und die Farbe desselben hob von dem dunklen Barte, der es umrahmte, kaum sich ab. Das nicht minder schwarze, stechende und blitzende Auge schien gleichsam vollgesogen von der Sonnenglut. Die ganze sehnige Gestalt sah wie geröstet aus. Seine Gewandung unterschied sich kaum von der Gewandung derer, die ihn umgaben. Nachlässig und von unbestimmbar gewordener Farbe hing das Stück Zeug, das er seinen Chiton nannte, ihm um die schwarz-braunen Glieder. Und so wie er jetzt im Schwarme der Werkleute auf der Akropolis umherging, so war er vordem schon manches Jahr lang umhergegangen bei der mittleren langen Mauer unten, die sein Werk war, und die er kürzlich zur Freude des Perikles vollendet hatte.

Perikles tat an Kallikrates verschiedene Fragen, welche sich auf den Fortgang der Arbeiten bezogen. Mit Genugtuung wies Kallikrates hin auf den nun vollendeten Unterbau, gefügt aus riesigen Quadern von feinem, gelblichem Muschelkalk. „Ihr seht," sagte er, „der Grund steht vollendet, mitsamt den drei großen Marmorstufen, die ihn umsäumen. Seht nur, wie sich's da schier die ganze Mittagsseite der Bergeshöhe entlang erstreckt! Schon sind auch die

Zwischenweiten der Säulen abgesteckt, desgleichen die Umrisse der Innenmauern, sowohl des Gemachs für das Bild der Göttin als des Hinterhauses für den Schatz, und auch an den Säulentrommeln wie an den Gebälkstücken wird gearbeitet; alles freilich vorerst nur aus dem Groben gehauen; denn die feinere Arbeit folgt erst nach, wenn das Ganze im allgemeinen Umriß wohlgefügt dasteht, und ihr dürft vorläufig nichts nach dem, wie es im Augenblicke sich darstellt, beurteilen. Ihr werdet euch gedulden müssen, denn Iktinos ist ein Zauderer und Pheidias desgleichen . . ."

„Wohl kann ich mir's vorstellen," sagte Perikles, „daß der Grübler Iktinos niemals sich selber genug tut" —

„Und Pheidias desgleichen", wiederholte Kallikrates beinahe mit Unmut. „Tagelang sitzen sie flüsternd beisammen und haben vor sich ihre beschriebenen Blätter und Tafeln, und rechnen und messen, grübelnd über die rechten Zwischenweiten und Schwellungen und Neigungen der Säulen und über die Verhältnisse der Gesimse und Kapitäler und gehen dann wieder zum Theseustempel hinab und messen dort herum an Säulen und Gebälk und sehen sich auch dort nicht befriedigt, indem sie finden, daß dort das Gebälk ein wenig zu lastend, die Zwischenweite der Säulen ein wenig zu groß sei und daß man es hier besser machen müsse. Und dann rechnen sie wieder und zanken sich auch wohl ein wenig und stellen Versuche an, zu erproben, um wieviel die Ecksäulen stärker gebildet sein müssen als die übrigen, und um wieviel der für das Auge gar nicht merkliche Abstand der Ecksäule von der ihr benachbarten enger sein muß als der der übrigen voneinander, und wie groß ihre leise Verjüngung nach oben und nach unten ausfallen muß, und wieviel hier von der dorischen, dort von der ionischen Art entlehnt werden muß, und um wie viele Linien die Ausladung an diesem Gebälk oder an jenem Gesims oder Kapitäl oder Fries stärker oder geringer gemacht werden muß, damit alles in einer bisher nie gesehenen Weise aufs schönste und wohltuendste zusammenstimme."

„Wer möchte einen Iktinos nicht um sein feingebildetes Kenner- und Meisterauge beneiden!“ rief Perikles.

„Es ist das Auge eines Falken!“ sagte Kallikrates. „Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie wundersam gesteigert und ausgebildet die Wahrnehmung dieses Mannes ist. Er trägt immer den Maßstab in der Hand, aber er braucht ihn wenig, denn Sehen ist bei ihm schon Messen und Rechnen. Die eingeborene Meßkunst seines Auges ist so erstaunlich, daß er mit rechnendem Bewußtsein Wirkungen unterscheidet, von welchen die Laien kaum ein halbes Gefühl, kaum einen unbewußten Eindruck haben. Er sieht, sozusagen, mit tastenden Augen, und tastet mit sehendem Finger. Und bei Pheidias ist's ebenso. Der pflegt zu sagen, und ihr habt es wohl schon aus seinem Munde vernommen: Gebt mir eine Löwenklaue und ich stelle euch nach ihr den ganzen Löwen wieder her! — So scharf und wohlgeübt ist auch des Pheidias Betrachtung der Dinge und sein Sinn für alles, was man Form und Gestaltung und Zusammenstimmung nennt.“

„Warum sollte das Auge des Hellenen nicht auch so feinfühlig werden können wie sein Ohr?“ sagte der Dichter. „Empfinden wir Poeten und Musiker doch“ — er blickte dabei den jungen Zitherspieler an — „die geringsten Feinheiten und Unterschiede des Rhythmus und hören Mitteltöne heraus, die für das Ohr des Laien verloren sind!“

„Es ist sehr rühmlich von Iktinos und Pheidias,“ fuhr Kallikrates lächelnd fort, „daß sie alles so fein ersinnen und mit Strichen und Zeichen feststellen auf dem Papyros. Aber nun bedenkt, daß all das Feingedachte, was diese Männer ergrübeln und entwerfen auf dem Papyros, auch ausgeführt sein will — ausgeführt in massigem, widerstrebendem Stoffe. Da seht die Tafel, auf welcher mir Iktinos die Maße und Berechnungen verzeichnet hat, wie er sie braucht und haben will — die soll ich nun im Quadergestein verwirklichen, in kolossalem Maßstabe, und doch so genau, mit allen Feinheiten des Entwurfes, als ob ich sie mit einem feinen Messerchen aus Ebenholz schnitzelte.“

„Leicht ist die Mühe begreiflich,“ sagte der Dichter, „die es kostet, all die feinen Maße und schnurgeraden Linien jener Entwürfe in der Riesenschrift der Quadern und in wechselnder Formfülle überall festzuhalten“ —

„Schnurgerade Linien sagst du?“ rief Kallikrates mit einem beinahe spöttischen Lächeln. „Schnurgerade Linien? Wollten die Götter! Mit schnurgeraden Linien würde wohl auch ein Stümper fertig. Aber dergleichen gibt es nicht in den Maßen des Iktinos und des Pheidias. Wißt ihr, was Iktinos sagt? ‚Um gerade zu *erscheinen*, darf die Linie in großen Verhältnissen es niemals wirklich *sein*!‘ — Seht euch einmal den Unterbau hier an, und die Stufen, welche zu seiner Oberfläche hinaufführen. Ihr meint wohl, daß diese Oberfläche wirklich so schnurgerade läuft, als sie eurem Auge sich darstellt? Ihr irrt: Die Linie dieser Oberfläche erhebt sich gegen die Mitte zu in leise schwellender, für das Auge unmerklicher und dennoch auf das Auge berechneter Krümmung. Und diese selbe leise, unmerkliche Krümmung könnet ihr später auch beim Gebälk, wenn auch in geringerem Maße, finden, ja überall, in der ganzen Außen-Architektur des Tempels will sie Iktinos durchgeführt wissen; und wie vom Kranzgesims bis zur Grundfeste herunter nichts wirklich *Wagerechtes* zu finden sein soll, so will er auch nichts völlig *Senkrechtes* dulden und die nach oben gekrümmten Linien ebenso leise nach innen geneigt wissen. Ohne dieses auf die Gesetze der Sehkraft und auf die Brechungen des Lichtes berechnete Spiel der leisen Krümmungen, sagt Iktinos, erschiene das Ganze schwunglos und hätte, statt frei und leicht emporzustreben, das Ansehen, als wolle es in den Boden sinken. Haltet was ihr wollt von diesen und ähnlichen Kunstgeheimnissen der beiden Meister; aber bedenket nun, wie ich, um nur eins zu erwähnen, es anstellen soll, daß trotz jener leisen Krümmungen nach oben und unmerklichen Neigungen nach innen die einzelnen Werkstücke, die Quadern, die Säulentrommeln, nach jenen feinen Maßen verschieden berechnet und zugeschnitten,

dennoch haarscharf und fest und sicher einander sich fügen?"

„Du wirst es vermögen, wackerer Kallikrates!" sagte Perikles lebhaft; „ich kenne dich! — Lassen wir im übrigen den Iktinos und den Pheidias mit ihrem feinfühlenden Auge messen und rechnen; es ist ja doch im Grunde ein inneres, göttlich begeistertes Schauen, welchem jene Männer messend und rechnend folgen. Ihnen ist es durch die Götter in die Seele gelegt worden, zu erkennen, auf welchem Wege und durch welche Mittel sie auch uns in äußerlicher Schau dasjenige rein zu genießen geben mögen, was sie im innerlichen Schauen uns gleichsam vorgekostet."

„Solange ein Stein hier über dem andern ruht," sagte der Dichter zustimmend, „wird wohl das, was gottbegeisterte Männer, wie diese beiden, erst mit der Seele geschaut und dann in Zahlen und Maßen ergriffen und begriffen haben, Sinn und Herz der Betrachter bewältigen."

„Nur nicht Sinn und Herz des Lauschers da drüben", fiel Kallikrates lächelnd ein, nachdem er eine Weile scharf den Erechtheuspriester und seinen Vertrauten ins Auge gefaßt, welche beide, lauernd und horchend, noch immer am Eingange des Erechtheions standen.

„Mit Blicken des Ingrimms", fuhr Kallikrates fort, „schaut jener beständig nach unserm Tun herüber, aber ich trage kein Bedenken, diese Blicke zu erwidern. Wir necken einander, und zwischen meinen Leuten und seinen Tempeldienern herrscht eine offene Fehde."

„Es darf uns nicht wundern," sagte Perikles, „wenn der Erechtheuspriester zürnt. Bauen wir doch, statt sein altes Tempelhaus wieder herzustellen, vor seinen Augen ein neues. Aber wer möchte es auch wagen, mit freigestaltender Hand an die altehrwürdigen Geheimnisse jenes düsteren Heiligtums zu rühren?"

„Ja," sagte Kallikrates, „man tut besser, die Eulen dort weiter nisten zu lassen. Die sitzen unter dem alten Tempeldache Tag und Nacht. Jene da drüben wollen nichts

wissen von den neuen Götterbildern des Pheidias. Sie wollen keine neuen Götter; sie waschen und kämmen die alten und behängen sie äußerlich mit neuem Kleidertand und glauben, so könnten sie ewig dauern. Diese Leute möchten die Pallas Athene am liebsten noch immer mit dem Eulengesichte gebildet sehen!"

„Dort nähern sich Pheidias und Iktinos", sagte der Dichter, nach der andern Seite blickend. „Wir werden nun sie selber hören" —

„Ihr werdet nicht viel hören", versetzte Kallikrates. „Pheidias ist schweigsam, wie ihr wißt, und Iktinos zürnt einem jeden, der ihn über sein künstlerisches Bestreben zu reden zwingen will. Beide Männer sind nur untereinander, aber mit sonst niemand in der Welt gesprächig."

Inzwischen war Pheidias und Iktinos näher gekommen. Iktinos war ein unscheinbares, etwas gebücktes Männchen. Seine Züge waren schlaff, sein Antlitz gelblich, seine Augen matt, wie von vielem Wachen und Sinnen. Aber in seinen Schritten hatte er dennoch etwas Hastiges, Unruhiges, das auf Erregbarkeit und eine bewegliche Seele schließen ließ.

Pheidias erwiderte den Händedruck des Perikles, sowie des ihm gesellten Dichters. Auf den schönen Zitherspieler mit den jugendlichen und weichen Gliederformen warf er einen sonderbaren Blick. Er schien ihn zu kennen und doch nicht kennen zu wollen. Iktinos hatte das Ansehen eines Mannes, dem die Begegnung der Menschen selten erwünscht ist, und schien gesonnen, seinen Weg ohne Pheidias fortzusetzen.

Aber der Dichter wollte die Wahrheit dessen erproben, was Kallikrates gesagt, und wendete sich an den geschäftigen und eiligen Mann, um ihn zu versuchen, mit der Frage: „Meister Iktinos, willst du nicht als ein Kundiger eine Frage entscheiden, welche den Perikles und mich und den jungen Zitherspieler hier vor kurzem eine geraume Weile beschäftigt hat? Wir sprachen über die Gründe, welche wohl euch Baumeister veranlassen mögen, daß ihr den

Architrav nicht unmittelbar auf dem Säulenschafte aufruhen lasset, sondern ein etwas breiteres Glied, sei es in der Form des dorischen Kapitäls oder der ionischen Schnecke, dazwischen schiebt? Einige behaupteten, dies geschehe, damit es das Ansehen habe, als ob die Last des Gebälks die Masse der Säulen gleichsam auseinander drücke — sie an der Spitze gleichsam breitquetsche" —

Iktinos lachte in sich hinein. „Also Säulen von Lehm, von Teig oder Butter?" rief er in sarkastischem Tone. „Schöne Säulen das — Säulen von Lehm, die sich breitquetschen lassen — ha, ha, ha — schöne Säulen das" —

„Du spottest dieser Erklärer?" rief der Dichter. „Sag' also selbst, warum tut ihr so?"

„Weil das Gegenteil häßlich und abscheulich und unerträglich wäre!"

Diese Worte stieß Iktinos kurz heraus, warf dem Frager einen flüchtigen Blitz aus seinen grauen Augen zu und huschte vorüber.

Die Männer lachten.

„Ich sehe," fuhr Perikles hierauf, zu Pheidias gewendet, fort, „daß die Arbeiten rüstig fortschreiten. Das ist erfreulich. Wir müssen rasch und mit Eifer arbeiten. Wir müssen die vielleicht nie so wiederkehrende Gunst der Zeiten benützen. Ein ausbrechender großer Krieg würde alles ins Stocken bringen und bald würden uns vielleicht die Mittel fehlen, das Begonnene zu vollenden."

„Schon wird auch an den Entwürfen und Tonmodellen der gewaltigen Giebelgruppe, sowie der Friese und Metopenbilder in den Werkstätten mit Eifer geschaffen!" erwiderte Pheidias.

„Gedenkst du nicht", fragte Perikles, „den Polygnotos heranzuziehen, damit auch hier, wie es unten am Theseion geschehen, Meißel und Pinsel in die Ausführung der Metopenfelder sich teile? Doch, ich erinnere mich, du denkst nicht am besten von der Schwesterkunst des Pinsels, welche

freilich noch ein wenig unbeholfen hinter den Riesenfortschritten des Meißels einherhinkt."

„Habe ich doch selbst als Jüngling es mit dem Pinsel versucht," erwiderte Pheidias, „aber es genügte mir nicht. Voll und rund und rein wollte ich das, was ich innerlich schaute, hinstellen, und das konnte ich nur mit dem Meißel."

„Wohlan!" sagte Perikles; „so möge am neuen Hause der Pallas nur die reifste Kunst sich betätigen, damit es ein Denkmal des Besten sei, was wir vermögen. Wir wollen den Polygnotos bei anderer Gelegenheit zu entschädigen suchen. Wir wollen späterhin auch erwägen, was sich etwa tun läßt für das alte Tempelhaus des grollenden Priesters und auch für das dort so keck auf die höchste Felsterrasse hingepflanzte, halbvollendete Tempelchen der ungeflügelten Siegesgöttin! Möchte doch, wenn ich dereinst vom Schauplatze abtrete, keinem Athener etwas zu wünschen übrig bleiben. So viele noch unzufrieden mit mir zu wissen, ist mir ein peinlicher Gedanke. Du lächelst? Freilich, der ernste, strenge Pheidias will nur sich selber genügen —"

„Das ist eben das schwerste!" erwiderte Pheidias.

„Die Gegner fürchtest du nicht?" fuhr Perikles fort. „Gib acht, es fehlt uns nicht an solchen! Auch du bist beneidet, und was du schaffst, ist nicht allen wohlgefällig!"

„*Nie läßt mich zittern Pallas Athene!*" erwiderte Pheidias mit den Worten des Homeros, und wies mit der Hand nach dem ehernen Riesenbilde seiner „*Vorkämpferin*", das mitten in diesem Wuste des Alten und Neuen auf der Akropolis so erhaben in den reinen ruhigen Äther hinaufragte.

Dann entfernte sich Pheidias, um den Iktinos wieder aufzusuchen.

Perikles, der Tragödiendichter und der Jüngling aus Milet setzten ihren Rundgang über die Höhe der Akropolis fort.

Der tragische Dichter vertiefte sich in anmutige Gespräche mit dem jungen Zitherspieler. War er doch selbst ein

trefflicher Meister des Saitenspiels. So fein und scharfsinnig wußte im Gespräch mit dem Dichter sich der Jüngling auszudrücken, daß jener zuletzt verwundert sagte:

„Ich wußte, daß die Milesier sehr liebenswürdig sind, aber ich wußte noch nicht, daß sie so weise sind.“

„Und ich“, entgegnete der Jüngling, „habe die tragischen Dichter der Athener immer für sehr weise gehalten, aber ich glaubte nicht, daß sie auch so liebenswürdig sein könnten. Ich schloß nämlich voreilig von den Werken der Dichter auf die Dichter selbst. Wie kommt es, daß eure tragische Poesie bisher den zarteren Regungen des menschlichen Herzens so wenig Rechnung trug? Großartig ist da alles, erhaben, nicht selten grauenerweckend; aber der zartesten und doch zugleich mächtigsten Leidenschaft, welche die Liebe benannt wird, gönnt ihr den Spielraum nicht, den sie verdient. Wissen doch Anakreon und Sappho, jener heiter und diese schmerzlich, soviel von ihr zu sagen; warum verschmähte es nur der tragische Dichter bisher, dem Großen und Übermenschlichen nachtrachtend, Töne jener zärtlichen, echt menschlichen Regung anzuschlagen?“

„Junger Freund,“ sagte lächelnd der Dichter, „keinen Würdigeren als dich hätte der zarte, geflügelte, pfeilbewährte Gott finden können, sich seiner anzunehmen. Wenige Tage sind es, daß mir der Gedanke einer Tragödie durch den Kopf gelaufen, in welcher demjenigen, zu dessen Anwalt du dich machst, wohl ein Spielraum gegönnt werden könnte. Ich weiß nicht, ob mir der flüchtige Gedanke wiedergekehrt wäre: aber es trifft sich schön, daß ich von dir in dieser Art daran erinnert werde. Ich denke jene Tragödie jetzt wirklich zu schreiben, so sehr haben deine Worte und mehr noch deine leuchtenden Blicke zugunsten der Sache, die du vertrittst, mich entflammt und begeistert!“

„Vortrefflich!“ erwiderte der Jüngling; „ich würde dir den duftigen Kranz für den Siegestag einer Tragödie bereithalten —“

„Einen Kranz von roten Rosen!“ rief der Poet, „weil

ich ja in meinem Gedichte den Allsieger Eros zu preisen gedenke!"

„Gewiß!" erwiderte der Jüngling, „und da sieh! Der dankbare geflügelte Gott scheint zu wünschen, daß ich die Rosen für jenen Kranz sogleich pflücke." Damit schwang die weiche, behende Gestalt des Jünglings sich auf einen hervorragenden Fels hinauf, in dessen Spalte ein vielleicht Jahrhunderte alter mächtiger Strauch grünte, der ganz von blühenden Rosen bedeckt war.

„Gib acht, junger Freund," sagte der Dichter, „du weißt nicht, an welcher Unglücksstätte du stehst! Von der Spitze dieses Felsens hat der Athenerkönig sich ins Meer hinabgestürzt, weil sein herrlicher Sohn, von der Bekämpfung des Untiers heimkehrend, versäumte, im Angesicht Athens als Lebens- und Siegeszeichen das weiße Segel aufzuspannen! Freilich kann der Fuß auf dieser geweihten Höhe keine Stelle betreten, wo nicht Funken der Vergangenheit unter dem Tritte aus dem Boden stäuben und uralte Sagen den Waller umflüstern."

„Doch während der Fuß im Staube der Vergangenheit wandelt," sagte Perikles, „schweifen die Blicke von dieser Höhe frei hinaus und schwelgen in aller vollen Schöne und Frische der Gegenwart. Bist du so kühn und so behend, milesischer Freund, so folg' uns über den Fels zur weitschauenden Quaderfläche, in welche hier die gewaltige Schutzmauer der Akropolis ausläuft!"

Lächelnd eilte der Jüngling voran und bald standen die drei auf der hochragenden Warte.

„Horche doch einmal hin," sagte Perikles, „was dir diese schön geschwungenen attischen Gestade, diese leuchtenden Golfe, diese Inseln erzählen, die mit ihren Bergeshäuptern aus dem schönsten Meeresblau ins schönste Ätherblau sich erheben! Dort steigt aus den Wellen des saronischen Busens, vielgegipfelt, Ägina. Im Geklüft bargen sich dort die wilden „Ameisenmenschen" der Urzeit. Heut aber ragt auf des Eilands höchstem Berge in waldschattiger Einsamkeit, unser Volk zu

einem seiner schönsten Feste versammelnd, der Tempel des panhellenischen Zeus. Näher da zur Rechten in derselben Meereswoge grünt Salamis, die Heldenwiege. Aber braucht der späte Enkel vor dem Schatten des unsterblichen Helden zu erröten, der von dort gen Ilion auszog? Ward nicht eben dort im schimmernden Sunde, der jetzt so friedlich herübergrüßt, von uns die ruhmvollste aller Meeresschlachten geschlagen? Und mitternachtwärts, wo Kithairon und Pentelikos und Parnesos wallartig als Schutzwehr vor das attische Land sich legen, auf der Seite des Sonnenaufgangs dem von der Mittagsseite her sich erstreckenden Hymettos die Hand reichend, dort erzählt Urvätersage von Löwen, welche in den Waldschluchten hausten. Aber unsere Väter haben die Löwen erwürgt und ihre am Feuer geschmorten Herzen gegessen, damit sie Löwenmut und Löwenkraft ihren Enkeln vererbten. Und es war wohl jener so vererbte Löwenmut, durch welchen unmittelbar hinter jenen Höhen, auf dem Gefilde von Marathon, dem schönsten aller Meeressiege der schönste aller Festlandssiege gesellt ist! Die Löwen und Wölfe jener Schluchten sind erlegt, die Barbaren von jenem Wall des attischen Landes für immer weggescheucht, ruhig graben wir auf der Stätte der alten Löwenjagd den prächtigen pentelischen Marmor und sammeln den Honig der gepriesenen Hymettosbienen. Dort hinter Akrokorinth steht das mächtige Kyllenegebirg in Silberduft, und wenn die letzten Nebelschleier der westlichen Ferne zerreißen, so zeigen sich wohl auch noch die Zinnen von Korinth samt der blauschimmernden Meeresenge den Blicken. Aber vergessen wir der ernsten Grüße nicht, die uns über Ägina und Salamis der nicht allzuferne Peloponnesos herübersendet. Siehst du jene vielbuchtigen Küsten mit den zackigen Höhen von Argolis und hinter ihnen Arkadias Berge? — So oft ich über die Denkmäler und Stätten athenischen Ruhmes hinweg nach jenen Bergen des Peloponnesos blicke, faßt mich stets ein Drang von seltsamer Art, und mir ist, als sollt' ich die Hand an den Griff eines Schwertes legen — mir ist, als

reckte sich hinter jenen Bergen das finstere Lakedaimon empor und blickte drohend herüber . . ."

„Daß doch der Blick der Staatsmänner und Feldherrn immer so in die Weite schweift!" fiel der Dichter ein. „Sollen wir statt der fernen Berge des Peloponnesos nicht lieber erst völlig betrachtend genießen, was uns ganz nahe vor Augen liegt? Jüngling, laß dich nicht nach dem Peloponnesos und seinen drohenden Bergeshäuptern locken! Versenke dich in das heitere Bild des welligen, besonnten Binnenlandes da unten, wo zahllos im Gefild die Marksteine der attischen Gaue stehen und wo überall in der Runde die weißen Weiler blinken, der Landbesitz des niemals wegmüden Atheners, der, wenn möglich, Tag für Tag hinausgeht aus der Stadt zu seinen Fruchtbäumen und Saatfeldern und nachsieht, wie die Sklaven seiner Rinder warten und seiner Lämmer und Ziegen. Und wie lieblich schlängeln zwischen den Weilern, Fluren, Ölbaumhainen, offenen Götteraltären, steinernen Denkmälern nach allen Seiten die Wege sich hinaus! Nach dem Piräus hier und dort nach Rhamnos und Marathon. Am schönsten aber geht abendwärts der Weg nach Eleusis, der heiligen Mysterienstadt, zwischen unzähligen weißglänzenden Heiligtümern und zwischen Silberpappeln und Öl- und Feigenbäumen hin. Und wie glanzhell liegt die Stadt selber da unten verbreitet zwischen dem Ilissos und dem Kephissos, den kristallklaren, aber freilich kurzlebigen Flüßlein: in den nahen Bergen entspringen sie und gelangen doch nicht einmal hinunter bis in das nahe Meer, sondern begnügen sich, als Rieselwelle und Sprengtau die Blumengärten der Athener zu netzen oder tanzend in tausend Springbrunnen ihr junges Leben schön zu verschwenden. Am Ilissos grünen die Gärten, von Menschen gepflanzt; aber ein Garten von Natur und eine liebliche Schatten-Oase im sonnigen Land Attika sind die Täler, wo aus dem hellen Grün der Olive die schönen Gewässer des Kephissos blitzen. Dies Gelände preis' ich mit Stolz, denn es ist mein Heimatgau, der Gau von Kolonos! Dein

kriegerischer Freund Perikles würde dir erzählen, daß in diesem Gau die schönsten Rosse gedeihen, und daß es die wilden Prachtfüllen von Kolonos waren, für welche in Urzeiten der Meergott die Zügel erfunden; ich aber sage dir, daß in jenem Tal des Kephissos niemals rauhe Winde wehen, daß dort der Weinstock und die Feige grünen, daß, befeuchtet vom reinsten Taue, dort die Narzissen blühen und die Veilchen und goldiger Krokos und weichrankender Efeu ..."

Des Dichters Züge hatten sich feurig belebt, indem er, in die hellen Augensterne des Jünglings blickend, die Reize seines Heimatgaues pries. Zuletzt faßte er die Hand desselben und sagte: „Komm doch selbst einmal in meinen schönen Gau, oder noch besser, folge mir sogleich und verlebe den Tag in meinem ländlichen Hause am Kephissosufer; ich werde dir meine Zithern und Lyren zeigen, und wenn es dir beliebt, können wir in der Weise arkadischer Hirten einen kleinen Wettstreit anstellen mit Saitenspiel und Gesang!"

Der Zitherspieler lächelte, und Perikles sagte nach einer kleinen Pause: „Ich selbst werde nächstens einmal dem jungen Aspasios als Wegweiser zu deinem ländlichen Hause dienen; auch bedürft ihr für euren Wettstreit im Saitenspiel und Gesang doch wohl eines Kampfrichters?"

„Aspasios nennt sich der Jüngling?" rief der Dichter; „der Name erinnert mich an den einer schönen Milesierin, von welcher ich in letzter Zeit habe sprechen hören" —

Der Zitherspieler errötete.

Dies Erröten befremdete den Dichter. Er hielt noch immer die zum Abschied ergriffene Hand des Jünglings in der seinigen. Und siehe, in diesem Augenblicke war eine Empfindung in ihm lebendig, die er ohne Zweifel schon früher gehabt, aber ohne sich derselben voll bewußt zu sein.

Er fühlte nämlich mit einem Male überaus deutlich, daß die Hand des jungen Milesiers sehr fein, sehr warm und sehr weich war. Einen Augenblick später war er sogar überzeugt, daß diese Hand zu fein, zu warm und zu weich

war, um einem männlichen Arme, und wär's auch der jugendlich-zarteste, anzugehören.

Die eine Hälfte des schönsten Geheimnisses las er in Purpurschrift auf den Wangen des Zitherspielers, die andere Hälfte desselben hielt er, sozusagen, in der Hand . . .

Der Dichter irrte nicht. Die Hand, welche er in der seinigen hielt, war nicht die eines Jünglings. Es war die Hand der schönen Aspasia.

Perikles und die Milesierin hatten sich im Laufe der Monde wiedergesehen seit jener ersten Begegnung im Hause des Pheidias, zuerst bei Hipponikos selbst, dem gutmütigen Schwelger, welcher dem Perikles befreundet war. Sie sahen oft sich wieder und zuletzt wären sie am liebsten unzertrennlich gewesen. Aspasia warf sich in männliches Gewand und begleitete den Freund zuweilen unter der Maske des „Zitherspielers von Milet". So war sie heute mit ihm auf die Akropolis gegangen. Auf dem Wege hatte sich der tragische Dichter ihnen angeschlossen. Und dieser offensten, empfänglichsten aller Griechenseelen war es wunderbar ergangen. Durch einen Zauber hatte der Dichter sich in dieser Gesellschaft bestrickt gefunden, der ihm selbst ein Rätsel war. Nun sah er dies Rätsel gelöst. Verwirrt ließ er die feine weiche Hand fahren. Bald aber faßte er sich wieder und sagte mit bedeutsamem Lächeln zu seinem Freunde Perikles: „Ich merke, daß der Seher- und Dichtergott Apollon mir noch immer günstig ist. Er hat den weiten Weg nach Delphi mir erspart, und nicht einmal mein nächtliches Einschlummern hat er abgewartet, um mir mit Offenbarungen im Traume zu erscheinen, sondern plötzlich hat er mir die Gabe verliehen, untrüglich aus der Hand des Menschen wahrzusagen und insonderheit sein Geschlecht daraus zu bestimmen, auch wenn er es noch so sehr verbergen will."

„Du bist von jeher ein Götterliebling," sagte Perikles, „und vor dir haben die Olympier keine Geheimnisse."

„Daran tun sie wohl", versetzte der Dichter. „Ich rechne zu ihnen auch den Olympier Perikles . . ."

„Was auch immer deine cheiromantische Kunst dir über das Geschlecht des milesischen Zitherspielers verraten haben mag," sagte Perikles, „gewiß ist, daß derselbe ein Recht hat, in männlichen Kleidern zu gehen und sich einen männlichen Namen beizulegen. Der Frauen Art ist's, sich überall empfangend und leidend zu verhalten. Dieser hingegen ist von einer durchaus tätigen und befruchtenden Natur, und du kannst dich ihm nicht nähern, ohne daß er auf dich wirkt und ein Samenkorn in deiner Seele zurückläßt."

„Ich kann es bezeugen," sagte der Dichter; „auch in mir hat er soeben einen dichterischen Funken so leichthin und gleichsam spielend, mit ein paar hingeworfenen Worten, zu hellen Flammen angefacht. Es ist wunderbar, welche Kraft weise Gedanken aus schönem Munde haben! — Wie verlockend wär' es, sich so erwünschten Wirkungen noch länger preiszugeben! Aber die Sonne neigt sich hinter den Höhen von Akrokorinth zum Niedergange. In jenem Busch schlägt eine Nachtigall, von welcher ich glaube, daß sie aus dem Gau von Kolonos herüberflog, mich zur Heimkehr zu mahnen. Von der höchsten Warte der Akropolis bis zu jenem Weiler, den ihr dort auf dem Abhange des kleinen, von den Wellen des Kephissos umsäumten Hügels aus dem Laube der Oliven blicken seht, ist ein ziemlich weiter Weg zurückzulegen. So nehme ich denn Abschied von euch, und trotz der Verwandlungen, welche inzwischen vorgefallen, und welche anmutiger sind als alle, von welchen unser Mythos berichtet, wiederhole ich das Wort: „Kommt hinüber nach dem Gau von Kolonos! Flüchtet dorthin, wenn euch der Menschen Nähe lästig wird, und lebt einen Tag lang in schöner Einsamkeit!"

„Wir werden deines Wortes gedenken!" sagte Perikles. „Einstweilen laß die Muse dir folgen in deine Einsamkeit. Im Wettstreit aller Künste muß auch die tragische zum höchsten Gipfel emporstreben. Du hast sie von der herben Strenge deiner Vorgänger weitergeführt zur Milde und zu reiner Menschlichkeit. Laß dein neues Werk des Schöpfers

der „Elektra“ würdig sein, damit wir es bald als die mildeste und reifste Frucht der sophokleischen Muse preisend genießen!“

„Schwebe nur über mir,“ versetzte der Dichter, „der Geist dieses Zitherspielers, von welchem ich zwar noch keinen Laut auf der Zither gehört, der mich aber doch schon bezaubert hat. Es scheint, daß er sich die Herzen der Staatsmänner und Dichter auserwählt, um seine Melodien darauf zu spielen . . .“

So sprach der Mann mit der hellen Stirne und den klaren, warmbeseelten, freundlichen Augen, drückte seinem Freunde die Hand, neigte sich vor der verkleideten Milesierin und wendete sich dann, um langsam, nicht ohne sich noch einmal umzublicken, die Akropolis hinabzugehen.

„Fürchte nichts von diesem Mitwisser unserer Geheimnisse!“ sagte Perikles zu Aspasia.

„Ich wollte soeben die gleiche Mahnung an dich richten!“ erwiderte lächelnd Aspasia.

„Du hast diese edle Dichterseele rasch durchschaut?“ fragte Perikles.

„Sie ist so heiter und spiegelklar bis zum Grunde, wie die Wellen des Kephissos“, erwiderte Aspasia.

„Aber laß uns nun auch den Abhang hinuntergehen,“ fuhr sie fort, „denn ich fühle mich durchströmt von der ganzen Schwüle des Sommerabends und meine Lippen lechzen nach erfrischender Feuchte —“

„Komm!“ sagte Perikles; „wir wenden uns nur wenige Schritte rechtshin, außerhalb der Mauer da hinab und wir haben die Pansgrotte mit der gepriesenen Quelle vor uns, die deinen Lippen unverweilt das erwünschte Labsal bieten wird.“

Perikles und Aspasia stiegen eine Anzahl von Stufen, die in den Felsen gehauen waren, hinab. Da kamen sie an die Grotte und an die Quelle, welche vor derselben aus dem Boden sprudelte.

Es war die Quelle Klepsydra, deren Gewässer sich zuweilen ganz verlor, dann plötzlich wiederkam.

Aspasia schöpfte Wasser in ihre hohle Hand und trank.

Hierauf schöpfte sie neuerdings und bot die Handvoll des klaren erfrischenden Nasses mit neckischer Anmut dem Perikles und dieser trank das Wasser lächelnd aus ihrer hohlen Hand.

„Kein Perserkönig", sagte er, „hat jemals aus einer so köstlichen Schale getrunken! Nur ist sie so klein, daß ich schier fürchten muß, sie mit dem Trunke hinabzuschlucken!"

Aspasia lachte und wollte den Scherz erwidern, erschrak aber im selben Augenblicke, denn sie bemerkte plötzlich ein Gesicht, das aus dem Hintergrunde der dämmernden Grotte mit einer Art von gutmütig bäurischem Lächeln auf sie herausblickte. Näher tretend, fand sie ein ziemlich roh gearbeitetes Standbild des Gottes Pan, dem die Grotte geheiligt war.

„Fürchte nichts!" sagte Perikles; „der Hirtengott ist von gutmütiger Art!"

„Zuweilen auch von boshafter!" gab Aspasia zurück; „die Erzählungen der Hirten von ihm lauten verschiedenartig."

„Unserm Schnelläufer Pheidippides wenigstens," versetzte Perikles, „der nach Sparta lief, um die Sparter eiligst zum Mitkampfe gegen die Perser herbeizurufen, begegnete er sehr gutmütig auf dem Grenzgebirge von Argolis und Arkadien, wo er ja heimisch ist; es gefiel ihm, daß der Bursche aus Vaterlandsliebe so atemlos über die argolischen Berge lief, und er gewann eine gute Meinung von den Athenern, um welche er sich früher nicht viel gekümmert hatte. Er kam selber, uns zu helfen, nach Marathon."

„Pan mag so gutmütig sein als er will," sagte Aspasia, „diese Grotte aber ist zu anmutig für den Bauern- und Hirtengott."

„Du hast recht," erwiderte Perikles, „und mehr noch, als du denkst: wenn es nämlich wahr ist, was die alte Kunde berichtet, daß eben diese Grotte die Stätte des bedeutungsvollsten Brautlagers gewesen, das jemals innerhalb der hellenischen Welt gefeiert worden: daß hier in der trau-

lichen Dämmerung der Grotte sich der Lichtgott Apollon liebend zur rosigen Erechtheustochter Kreusa gesellte, und daß als die Frucht ihrer Liebesstunde Jon hervorging, der Ahnherr unseres ionischen Stammes!"

„Wie?" rief Aspasia erregt, halb scherzend und halb ernst. „Dies hier ist die Wiege des edelsten der Griechenstämme, der da blüht in den Gauen Attikas und drüben auf den Gestaden meiner Heimat? Und die Jungfrauen Athens behängen die Wände dieser Grotte nicht Tag für Tag mit Kränzen von Rosen und Lilien? Und statt des leuchtenden Gottes Apollon steht hier mit breitem Gesichte grinsend der plumpe Arkadier, ein Fremdling aus jenen feindselig-düsteren Bergen des Peloponnesos?"

Lächelnd erwiderte Perikles: „Warum ereiferst du dich so sehr wider den Gott der Berg- und Waldesstille? Wüßte ich doch keinen, unter dessen Schutze sich ein feurig Paar traulicher begegnen könnte, als unter dem des idyllischen Friedens- und Freudenspenders . . ."

„Nun," rief Aspasia, „für eines zum mindesten, für die Schattenkühle, die er hier in seiner Grotte mir spendet, bin ich ihm dankbar!"

Damit zog sie den Thessalerhut vom Haupte und setzte ihn auf das Haupt des Hirtengottes. Die goldbraunen, herrlichen Locken fielen ihr herab über die Schultern.

„O könnt' ich doch bald", fuhr sie lächelnd fort, „des Zitherspielers ganze Gewandung dem ehrlichen Pan opfern, wie diese Kopfbedeckung! Wahrlich, sie belästigt mich. Wie lange muß ich mich diesem Zwange noch fügen? O ihr Männer von Athen, wann gestattet ihr dem Weibe, Weib zu sein? Gib es nur zu, Perikles, ihr Athener seid nicht die würdigsten der Söhne des Jon, der in dieser Grotte seines Daseins Ursprung nahm. Ihr habt zuviel des dorischen Wesens in euch gesogen. Ihr solltet euch beugen vor den Enkeln der Auswanderer eures eigenen Stammes, die drüben auf den Küsten Asias sich reiner, freier, feuriger entwickelt haben."

„Tun wir es nicht?“ sagte Perikles mit bedeutsamem Lächeln, zu Aspasia sich niederlassend, welche zur Rast auf ein breitvorragendes, mit Moos bedecktes Felsstück der Grotte sich gesetzt. „Tun wir es nicht?“ wiederholte er und zog ihr duftiges Lockenhaupt an seine Brust.

„Pan ist tückisch!“ sagte Aspasia; „er versprach Erfrischung in seiner Grotte, aber er scheint mit seinem Odem insgeheim die Schwüle des Abends hier noch anzufachen.“

„In der Tat,“ sagte Perikles, „fast berauschend wehen die Lüfte herein, vom Gedüft des Thymians und wilder Rosen geschwängert.“

Während Perikles und Aspasia so sprachen, hatte das Blau des Himmels sich in glühend Rot verwandelt. Der langgestreckte Hymettos war ganz in Rosenglanz getaucht. Langsam war die Sonne hinter die Berge Arkadias hinabgesunken. Über den Hängen des Brilessos zuckte aus dunstigem Gewölk von Zeit zu Zeit durch den schwülen Äther hin ein mattes Wetterleuchten.

„Aspasia!“ rief Perikles, „die Botschaft, die du als Griechin zu Griechen aus dem heitern Jonien herüberbringst, sie wetterleuchtet, gleich jener sommerabendlichen Gewitterwolke, schwül und segenschwanger in meiner Seele und über allen Geistern Attikas! Sie soll verwirklicht werden, diese Botschaft: im engsten Kreise von mir und dir, im weitesten vom gesamten Volke der Athener! Wir fühlen alle eine neue Kraft, ein neues Feuer in uns, und wir sehen, das hellenische Leben trachtet empor zu seinen Gipfeln!“

So sprach Perikles und drückte einen Flammenkuß auf die Lippen Aspasias. Es war eine und dieselbe Glut, es war ein und derselbe Überschwang, es war die Würze einer und derselben Lebensblüte und Lebensschöne, welche die Faust des Marathonkämpfers, den Meißel des Pheidias, den Griffel des Sophokles, den Rededonner des Perikles auf der Pnyx und seinen Flammenkuß auf den Lippen des schönsten Hellenenweibes beseelte . . .

Wenn trautgesellt ein Paar wie dies, in welchem das

menschliche Dasein zur reinsten, üppigsten und edelsten Blüte entfaltet ist, im Kusse sich berührt, so ist dies des höchsten Lebens Feier und Vollzug, und ein Freudenschauer zuckt geheim durchs Herz der Welt von einem Pole zum andern — auch er vergleichbar jenem Wetterleuchten des schwülen Sommerabendgewitters über den Hängen des Brilessos.

Seelen begegnen sich wie funkenschwangere Wolken.

Aber die Wolken entladen sich — des Menschen Seele nährt die Glut. Trunken war die Seele des Perikles, als er mit Aspasia den Abhang des Berges beim blitzenden Gefunkel des Abendsterns hinunterstieg. Er drückte die Schöne leis' an sich und sagte, den Blick zum mondbeglänzten Riesenbilde der Göttin des Pheidias zurückgewandt:

„O Pallas Athene, leg' ab den Erzhelm und gönn' es den Nachtigallen der Kephissostäler, in seinem Raume zu nisten!“

---

## 5. Die Pfaue des Pyrilampes.

Zurzeit, als die hier erzählten Dinge sich ereigneten, gab es unter den reichen und angesehenen Bürgern zu Athen zwei Männer, welche zuerst den Versuch machten, nicht bloß, wie es Brauch war, durch glänzende Leistungen für den Staat, sondern auch durch einen bis dahin ungewohnten häuslichen Aufwand sich in einen Wettstreit miteinander einzulassen.

Der eine dieser beiden Männer war Hipponikos, in dessen gastlichem Hause Aspasia lebte, ein Mann von edlem Geschlechte.

Der andere war Pyrilampes, ein Emporkömmling, ein reich gewordener Wechsler aus dem Piräus.

Hipponikos leitete den Ursprung seines Geschlechts auf keinen Geringeren als den Triptolemos zurück, den Liebling

der Demeter, Stifter der eleusinischen Mysterien, Erfinder des Pfluges, Verbreiter des Ackerbaues und jeglicher Art von Gesittung. Ohne Zweifel hatte das Geschlecht des Hipponikos es der Abkunft von diesem eleusinischen Heros zu danken, daß das Amt eines Daduchen, eines priesterlichen Würdenträgers bei den Mysterien von Eleusis, in ihm erblich war.

Auch unser Hipponikos bekleidete diese Würde. Aber sie belästigte den Lebemann wenig. Nur einmal im Laufe des Jahres, zur Zeit der großen Mysterien, war er auf kurze Zeit nach Eleusis sich zu begeben genötigt.

Eine wunderliche Eigentümlichkeit eben dieses Geschlechtes des Hipponikos war es, daß die Stammhalter desselben immer abwechselnd Kallias und Hipponikos hießen. Jeder Kallias nannte seinen Erstgeborenen Hipponikos, und jeder Hipponikos den seinigen Kallias.

Die Lebensschicksale aller dieser verschiedenen Kalliasse und Hipponikosse waren fast durchgehends sehr denkwürdig. Insbesondere war die Art, in welcher sie zu ihren Reichtümern gelangten, eine meist absonderliche.

Dem Hipponikos, welcher zur Zeit des Solon lebte und ein persönlicher Freund dieses Gesetzgebers war, wurde vorgeworfen, daß er den Grund zur Wohlhabenheit seines Geschlechts durch den Mißbrauch einer vertraulichen Mitteilung jenes berühmten Mannes legte. Zur Zeit des Peisistratos hatte ein Hipponikos ganz allein den Mut, die Güter des vertriebenen Tyrannen käuflich an sich zu bringen. In den Perserkriegen verarmten viele, die Familie der Kalliasse und Hipponikosse wurde nur immer reicher. Ein Hipponikos war es nämlich, dem ein gewisser Eretrier, Diomnestos mit Namen, die Schätze in Verwahrung gab, welche er beim ersten Einfall der Asiaten einem feindlichen Feldherrn abgenommen. Beim zweiten Einfall führten die Perser bekanntlich sämtliche Eretrier, und unter ihnen auch jenen Diomnestos, in die Gefangenschaft hinweg und seine Schätze blieben in den Händen des Hipponikos. Dann war

es wieder ein Kallias, welchen bei Marathon ein Perser, um sein Leben von ihm zu erkaufen, heimlich an einen Ort führte, wo seine Landsleute vieles Gold vergraben hatten. Kallias gebrauchte die Vorsicht, den Perser, nachdem ihm derselbe die Grube gezeigt, zu töten, damit er nicht etwa das Geheimnis auch einem andern verrate, bevor Kallias Zeit gefunden, den Schatz völlig zu heben und beiseite zu schaffen.

Von solcher Art waren die Überlieferungen, welche für das in diesem Geschlechte forterbende Talent, Reichtümer an sich zu bringen, Zeugnis ablegten. Selbstverständlich gelangten die Sprossen desselben auch zu bedeutendem Ansehen im Gemeinwesen.

Mancher Kallias und Hipponikos diente seinen Mitbürgern als Gesandter an den Perserkönig oder sonst in Sendungen zur Friedensvermittlung; dem einen und dem andern von ihnen wurde auch von Staats wegen eine öffentliche Bildsäule gesetzt.

Unser Hipponikos nun, der Gastfreund Aspasias, machte seinen Vätern Ehre. Er war gutmütiger Natur und sehr beliebt beim Volke. Er opferte der Göttin Pallas Athene zuweilen eine wohlgezählte Hekatombe, bewirtete das Volk bei festlichen Gelegenheiten nach Stämmen und Geschlechtern, und beim großen Dionysosfeste veranstaltete er für alle, die kommen wollten, im Kerameikos ein Zechgelag im Freien und gab ihnen mit Efeu gefüllte Polster dazu, auf welche die Zecher sich niederlassen konnten. Als er einmal nach Korinth reiste, um einen seiner Freunde dort zu besuchen, unterwegs aber hörte, daß der Mann auf dem Punkte stehe, von seinen Gläubigern gepfändet zu werden, schickte er einen Boten mit dem zur Befriedigung der Gläubiger nötigen Gelde voraus, weil es ihm unangenehm gewesen wäre, bei seiner Ankunft den Freund in übler Laune anzutreffen. Sein Haus zu Athen unterschied sich, wie schon gesagt, gar sehr von den damaligen Behausungen der übrigen Athener.

Nur der reich gewordene Geldwechsler Pyrilampes ver-

suchte, es ihm gleichzutun. Dieser besaß ein Haus im Piräus, das er so einrichtete, wie das Haus des Hipponikos eingerichtet war. Er suchte überhaupt, dem Hipponikos in allen Dingen soviel als möglich nachzueifern. Wenn Hipponikos sich ein kleines Hündchen von der durch ihre Zierlichkeit berühmten melitäischen Rasse anschaffte, so schaffte sich Pyrilampes ein noch kleineres von derselben Rasse an. Vermehrte dagegen Hipponikos die Zahl seiner Hunde mit einem neuen Lakoner-, Molosser- oder Kreterhunde, dessen Größe die Leute bewunderten, so ruhte Pyrilampes nicht, bis er einen noch größeren besaß. Hipponikos hatte einen Riesen als Türhüter, und da Pyrilampes keinen noch höher gewachsenen Mann für sich auftreiben konnte, so schmückte er die Pforte seines Hauses mit einem drolligen Zwerge, welcher Aufsehen erregte. Des Hipponikos erstgebornes Söhnlein, welches, wie sich von selbst versteht, Kallias hieß, machte Schwierigkeiten, sich die Namen der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets zu merken. Da ließ Hipponikos die Spielgenossen des kleinen Kallias, seine Hausklaven und andere Personen in des Knaben Umgebung mit den Namen der Buchstaben des Alphabets benennen. Pyrilampes hatte ebenfalls ein Söhnlein, Demos geheißen, und da der kleine Demos am liebsten mit jungen Hunden spielte, so schaffte er vierundzwanzig Hündlein ins Haus, von welchen jedes den Namen eines Buchstaben auf einem Täfelchen um den Hals trug. Hipponikos war berühmt durch die Zucht ausgezeichneter Rosse; da Pyrilampes ihn in dieser Richtung nicht überbieten konnte, so suchte er die Rosse des Hipponikos durch eine Anzahl seltener und merkwürdiger Affen, die er hielt, in Schatten zu stellen. Hipponikos nährte immer viele Hähne und Wachteln, um sie miteinander kämpfen zu lassen, ein Schauspiel, woran die Athener mit Vorliebe sich ergötzten. Ganz besonders aber hatte er sich in letzter Zeit auf die Zucht sikelischer Tauben geworfen, welche zu Athen sehr beliebt waren und welche bald nirgends so schön und so trefflich zu finden waren, als bei Hipponikos. Den

Pyrilampes ließ dieser Triumph seines Nebenbuhlers nicht schlafen. Er sann lange, womit er die Tauben des Hipponikos ausstechen könnte. Da erhielt er aus Samos ein Paar jener prachtvollen, durch einen mit hundert Augen geschmückten Schweif ausgezeichneten, der Hera geweihten Vögel, welche damals in Athen fast nur erst dem Namen nach bekannt waren. Pyrilampes ließ die gefiederten Fremdlinge sich vermehren, wartete ihrer sorgsam und bald schritt eine gute Anzahl der erstaunlich schönen Tiere prunkendstolz in seinem weiten Geflügelhof, ja selbst auf seines Hauses flachem Dache zum Entzücken der Vorübergehenden umher.

Mit diesen samischen Vögeln schlug Pyrilampes den Hipponikos und seine Tauben aus dem Felde. Zahlreich strömten die neugierigen Athener herbei, um die Pfaue des Pyrilampes anzusehen. Man sprach eine Zeitlang fast nur von den Pfauen des Pyrilampes.

Der glückliche Nebenbuhler des Hipponikos ruhte nicht, bis ihm auch von Perikles das Versprechen geworden, daß er kommen wolle, um seine Pfaue anzusehen. Perikles ging zu ihm in Begleitung Aspasias, welche sich auch hier wieder in der Verkleidung des milesischen Zitherspielers barg.

Wer zu jenem Zeitpunkte in Athen seiner schönen Freundin ein besonders wertes Geschenk machen wollte, der kaufte und verehrte ihr einen der jungen Pfaue des Pyrilampes. Aspasia sprach sich über die prächtigen Vögel mit so unverkennbarem Wohlgefallen aus, und Perikles glaubte den Gedanken, welchen Schmuck ein solcher Vogel dem Peristyl ihrer Behausung verleihen würde, so deutlich in ihren Augen zu lesen, daß er nicht umhin konnte, den Pyrilampes beiseite zu ziehen und ihm insgeheim den Auftrag zu geben, einen der jungen Pfaue zur Milesierin Aspasia, welche im Nebenhause des Hipponikos wohne, zu senden. Der Freundin selbst verschwieg Perikles die Sache, um sie durch das Geschenk zu überraschen.

Am Morgen, der auf diesen Besuch des Perikles und der verkleideten Milesierin folgte, trat Hipponikos unerwartet

ins Gemach der seine Gastfreundschaft genießenden Schönen. Hipponikos war ein Mann von ziemlich starker Leibesfülle. Sein Gesicht war rot und etwas aufgedunsen. Seine Augen leuchteten gutmütig und auf seinen ziemlich dicken Lippen schwebte immer ein Lächeln. Mit diesem Lächeln auf den Lippen, das aber doch für diesmal, soweit solches bei Hipponikos möglich war, einen leisen spöttischen Anflug hatte, sagte er zu Aspasia:

„Schöne Gastfreundin, ich höre, daß es dir sehr wohl gefällt in der Stadt der Athener —"

„Das Verdienst ist dein!" erwiderte Aspasia.

„Nicht ganz!" gab Hipponikos zurück; „du hast von Anfang an ergötzlichen Verkehr gehabt mit den Kunstgenossen des Pheidias und in neuerer Zeit auch mit meinem Freunde, dem großen Perikles. Ich höre, daß du ihn bisweilen, der größeren Bequemlichkeit wegen, in der Verkleidung eines Zitherspielers begleitest. Und wenn ich recht unterrichtet bin, so gefallen dir die sikelischen Tauben des Hipponikos gar nicht mehr, sondern du ziehst es vor, in Gesellschaft des Perikles hinüberzugehen nach dem Piräus und die Pfaue des Pyrilampes zu bewundern —"

„Diese Pfaue sind schön," sagte Aspasia unbefangen, „und du solltest selber gehen, sie anzusehen."

„Ich bin kürzlich am Hause des Pyrilampes vorbeigekommen", erwiderte Hipponikos, „und ich habe diese Tiere *schreien* gehört. Das war mir genug. Nun, es ist eines jeden Sache, sein Vergnügen dort zu suchen, wo er es findet. Ein Vergnügen, das man im Hause hat, langweilt. Und es lohnt sich, wie ich merke, besser, jemand zu *unterhalten*, als ihn zu *bewirten* . . ."

Hipponikos blickte bei diesen Worten Aspasia scharf an und hoffte, daß sie etwas sagen werde.

Da sie aber schwieg, so fuhr er fort: „Du weißt, Aspasia, ich habe dich zu Megara aus unangenehmen Verwicklungen befreit; ich habe dich hierher geführt nach Athen; ich habe dich gastfreundlich bewirtet. Ich habe viel für dich getan.

Und nun sage, welchen Dank hab' ich dafür? Hörst du, Aspasia? Welchen Dank hab' ich dafür?"

„Wer nach dem Dank in solcher Weise fragt," entgegnete Aspasia, „der will Bezahlung, keinen Dank. Auch du willst bezahlt sein, wie ich sehe, für das, was du für mich getan. Deine Wohltaten haben, wie es scheint, einen bestimmten Preis. Aber du hast versäumt, Hipponikos, diesen Preis deines Wohltuns vorher auszubedingen. Und nun ärgerst du dich gleich einem Hökerweibe auf dem Markte, daß dieser Preis dem Käufer zu hoch ist!"

„Verdrehe nicht die Dinge, Aspasia," sagte schmunzelnd Hipponikos, „du weißt, ich war der Käufer, und deine Gunst war es, die ich mit allem, was dir genehm, zu erkaufen bereit war —"

„So bin ich die Ware?" rief Aspasia. „Es sei! ich bin Ware, wenn du willst, und habe einen Preis —"

„Und diesen Preis —?" fragte Hipponikos.

„Wirst du mit allen deinen Reichtümern niemals bezahlen!" entgegnete rasch Aspasia.

Hipponikos machte eine Bewegung auf seinem Sitze.

„Keine Redensarten!" sagte er dann, und seine Züge gewannen den gutmütigen Ausdruck wieder. „Du bist nicht mehr zu haben! Das ist alles. — Ein anderer hat dich gekauft. Um welchen Preis — das ist seine Sache. Da es der große Perikles ist, so grolle ich weder ihm noch dir. Ich liebe den Perikles und gönne ihm alles Gute; er hat mir einmal einen großen Gefallen erzeigt, den ich ihm nie vergessen werde. Er hat mir eine lästige Ehefrau, die damals noch schöne, aber zänkische Telesippe, abgenommen. Mögen es die Götter ihm lohnen!"

Mit diesem Ausspruche, den er stets, wenn auf Perikles die Rede kam, von sich zu geben pflegte, erhob sich Hipponikos und ging.

Aspasias erster Gedanke, nachdem er sich entfernt hatte, war, daß es ihr nicht länger gezieme, die Gastfreundschaft des Hipponikos in Anspruch zu nehmen.

Sie rief ihre Sklavin, ließ ein paar Maultiere mit ihren Habseligkeiten beladen und dieselben zu einer ihr befreundeten Milesierin bringen, einer Matrone, welche seit Jahren in Athen lebte. Mit Aspasias Mutter war sie von Jugend auf vertraut gewesen und liebte nun selbst fast mütterlich ihre jugendlich blühende Landsmännin.

Nachdem Aspasia noch dem Hipponikos ihre Danksagung für die erzeigte Gastfreundschaft und ihren Entschluß, sein Haus zu verlassen, hatte melden lassen, warf sie sich in die gewohnte Verkleidung des Zitherspielers und machte sich in Begleitung eines Sklaven auf den Weg, um den Perikles in seinem Hause aufzusuchen.

Sie hatte bis auf diesen Tag einen solchen Schritt noch nicht gewagt, auch nicht in der Verkleidung. Heute aber spornte sie die Ungeduld, die Gelegenheit einer Unterredung mit dem Freunde unverweilt zu suchen und mit ihm zu beraten, was sie nach ihrer Entfernung aus dem Hause des Hipponikos nun weiter beginnen solle.

Kurze Zeit, nachdem Aspasia hinweggegangen, wurde dem Hipponikos von seinen Leuten gemeldet, es sei ein Sklave von Pyrilampes dagewesen und habe einen jungen Pfau gebracht, bestimmt für die Milesierin, welche in seinem Nebenhause wohne.

Hipponikos haßte nichts so sehr in der Welt, als die Pfaue des Pyrilampes, und wäre er der ersten flüchtigen Erregung seines Herzens gefolgt, so hätte er jenem Vogel sofort den Hals umdrehen lassen.

Aber er begnügte sich, mit gerunzelten Brauen zu sagen:

„Die Milesierin ist fort, und ich weiß nicht, wohin sie gezogen. Tragt den Pfau in das Haus des Perikles! Dieser ist's ohne Zweifel, der ihn gekauft hat."

Mittlerweile war Aspasia auf ihrem Wege zu Perikles auf der Agora angelangt.

Während sie mit einer gewissen Hast durch das Gedränge unbekannter Menschen sich wand, begegnete ihr plötzlich Alkamenes.

Der Bildner blieb vor ihr stehen, sah ihr mit seinen hellen Augen ins Gesicht und sagte, überlegen lächelnd: „Wohin, schöner Zitherspieler? Ohne Zweifel zu Perikles? — Mögen die neuen Freunde mit ihren Ansprüchen auf dich und deine Gunst glücklicher sein als die alten!“

„Wem gab ich je ein Recht auf mich?“ fragte Aspasia.

„Unter andern auch mir!“ erwiderte Alkamenes.

„Dir?“ sagte Aspasia. „Ich gab dir, was du bedurftest, was dem *Bildner* nötig war. Nicht mehr, noch weniger!“

„Ein Weib muß *nichts* oder *alles* geben!“ versetzte Alkamenes.

„Dann vergiß, daß ich etwas gegeben!“ rief Aspasia und verschwand im Gedränge.

Rasch waren diese wenigen Worte gewechselt worden. Alkamenes lächelte bitter und spöttisch. Aspasia setzte ihren Weg in Eile fort.

Im Hause des Perikles war an diesem Morgen Frau Telesippe mit einer frommen Verrichtung beschäftigt.

Sie hoffte Ersatz für das, was ihrer Vorstellung nach Perikles in der Führung des Haushaltes versäumte, von der Gunst des Zeus Ktesios, des Schützers und Mehrers der Habe, welcher von allen frommgesinnten Athenern mit häuslichem Dienst geehrt zu werden pflegte. Niemand verstand sich auf heilige Urväterbräuche so gut wie Frau Telesippe. Sie umwand ihre Stirn und ihre rechte Schulter mit wollenen Fäden, nahm dann ein noch ungebrauchtes, mit einem Deckel versehenes tönernes Gefäß, umwickelte den Henkel desselben mit weißer Wolle, tat in das Gefäß selbst ein Gemisch von allerlei Früchten, mit reinem Wasser und Öl, und stellte diese Spende zu Ehren des besagten Gottes in die Vorratskammer.

Sie war eben mit ihrem frommen Werke zu Ende, als sie bemerkte, daß der Türhüter einen Sklaven einließ, der einen großen fremden Vogel mit langem Schwanzgefieder, die Füße zusammengebunden, auf den Armen dahergetragen brachte.

Der Sklave sagte, dieser Vogel gehöre dem Perikles, setzte denselben ab und ging seines Weges.

Telesippe verwunderte sich und wußte nicht recht, was sie von der Sache halten sollte.

Hatte Perikles den Vogel auf dem Markte eingekauft und sollte derselbe für die Mahlzeit gerupft und gebraten werden? Aber Perikles pflegte sich ja sonst sehr wenig um häusliche Dinge zu kümmern.

Sie beschloß die Rückkehr des abwesenden Gatten zu erwarten. Vorläufig ließ sie den Vogel in den kleinen Hühnerhof des Hauses bringen.

Jetzt huschte eine Frauengestalt, begleitet von einer Sklavin, zur äußeren Tür herein, und als Telesippe derselben entgegentrat, wickelte sich aus dem dichten Himation das wohlbekannte Haupt und Angesicht ihrer Freundin Elpinike los.

Die Mienen Elpinikes zeigten diesmal einen ungewöhnlichen Ernst. Ihr Wesen war erregt, ihre Bewegungen hastig, ihre Augen rollten unstet und ihre Lippen zitterten, wie vor Ungeduld, etwas zu sagen, sich auszuschütten, sich eines wichtigen Geheimnisses zu entlasten.

„Telesippe,“ sagte sie, „entferne alle Zeugen oder ziehe dich mit mir zurück in das innerste deiner Gemächer!“

Die Gattin des Perikles war es nicht ganz ungewohnt, ihre Freundin in solch aufgeregter Art bei ihr sich einführen zu sehen. Hatte diese doch vielen Verkehr und bildete gleichsam den Mittelpunkt, von welchem der Frauenklatsch Athens nach allen Richtungen auslief. Sie wußte viel und warf den Zunder aufregender Neuigkeiten in die Stille so mancher Frauengemächer. Als die beiden im innersten Gelasse des Hauses allein und ungestört waren, begann die Schwester Kimons mit einer Art von Feierlichkeit:

„Telesippe, was hältst du von der Treue deines Gemahls?“

Telesippe wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte.

„Was hältst du von der Neigung deines Mannes für unser Geschlecht im allgemeinen?“ fuhr Elpinike fort.

„Ach," erwiderte jene, „der Kopf dieses Mannes steckt so gänzlich voll von Staatsgeschäften . . ."

„Daß er an die Weiber nicht mehr denkt, meinst du?" fiel die Schwester des Kimon ein und verzog den Mund zu einem mitleidig-spöttischen Lächeln. „Natürlich!" fuhr sie lauernd fort, „du vor allen mußt es wissen, als seine angetraute Ehefrau, als seine rechtmäßige Lagergenossin!"

„Freilich!" erwiderte harmlos das Weib des Perikles.

Elpinike ergriff ihre Hand, lächelte noch einmal mitleidig und sagte:

„Telesippe, ist deines Mannes Art und Wesen dir unbekannt? Denke doch ein wenig nach! Erinnere dich an die schöne Chrysilla — die Geliebte des tragischen Dichters Jon, welcher dein Gatte, wie alle Welt weiß, eine geraume Zeit hindurch den Hof machte —"

„Aber das ist nun wohl lange vorbei!" entgegnete Telesippe.

„Möglich!" sagte die Schwester des Kimon. „Aber ist in der letzten Zeit niemals ein Verdacht in dir aufgestiegen? Hat nichts in deines Mannes Betragen dich mehr als sonst befremdet? Nichts deine Seele mit Ahnungen böser Art erfüllt?"

Jene besann sich und schüttelte das Haupt.

„Arme Freundin!" rief Elpinike. „So trifft es dich denn unvorbereitet und du vernimmst alles auf einmal!"

„Sprich!" sagte die Gattin des Perikles.

„Ist der Name *Aspasia* noch nicht zu deinen Ohren gedrungen?" fragte Elpinike.

„Der Name ist mir fremd!" erwiderte jene.

„So höre!" sprach die Schwester des Kimon. „Aspasia ist der Name einer jungen Milesierin, welche, die Götter wissen durch welche Irrfahrten und Abenteuer, nach Megara verschlagen und von dort durch deinen ehemaligen Gatten Hipponikos nach Athen herübergebracht wurde. Ich denke, dir ist nicht unbekannt, von welcher Art und was sie wert sind, diese Milesierinnen, diese Jonierinnen überhaupt, diese

Weiber von der jenseitigen Küste? Es sind Bacchantinnen, welche sich über Griechenland verbreiten und mit brennenden Fackeln die Herzen der Männer in Brand stecken. Aspasia ist von allen diesen Bacchantinnen die gefährlichste, die durchtriebenste, die schlaueste, die verwegenste! . . . In die Schlingen dieses Weibes ist dein Gatte gefallen!"

„Was sagst du?" rief betroffen das Weib des Perikles. „Wo findet er sich mit dieser Fremden zusammen?"

„Im Hause des Hipponikos!" versetzte Elpinike. „Denn sie wohnt im Hause des Hipponikos. — Dort haben diese Hetären ihre Zusammenkünfte. Dort werden Orgien gefeiert, Orgien, Telesippe — schauerlich ist's, was man sich zuflüstert von den Orgien im Hause des Hipponikos! Und dein Gatte mitten darin! — Aber das ist noch nicht das schlimmste. Gib acht, er verschwendet seine Habe mit der milesischen Buhlerin! Er macht ihr Sklaven, Hausrat, Teppiche, Tauben, sprechende Stare, alles mögliche zum Geschenk! Seit gestern ist alles stadtbekannt! Bisher trieb man's so geheim als möglich. Es verbreitete sich so schnell wie ein Lauffeuer. Denn gestern hat Perikles seinem schamlosen Treiben die Krone aufgesetzt. Gestern hat er von Pyrilampes einen fremdländischen Vogel, einen Pfau, gekauft für die Milesierin Aspasia! Alle Welt spricht heute von diesem Pfau. Und diesen Morgen ist der Vogel von einem Sklaven des Pyrilampes in das Haus des Hipponikos getragen worden. Ich selbst habe auf dem Wege hierher mit Leuten gesprochen, welche jenen Sklaven den Pfau auf den Armen tragen sahen. Aber nun denke dir! Dieselben Leute erzählten mir, der Pfau sei im Hause des Hipponikos nicht angenommen worden; die Milesierin wohne nicht mehr bei Hipponikos! Merkst du, wie das zusammenhängt? Sie ist von Hipponikos weggezogen in ein anderes Haus. Und wer hat ihr dies andere Haus gekauft oder gemietet? Dein Gatte Perikles! — Was starrst du mir so nachdenklich ins Gesicht?"

„Ich denke nach", sagte Telesippe, „über den aus-

ländischen Vogel, von dem du mir erzählst. Wenige Augenblicke, bevor du kamst, ist ein fremder Vogel von einem Sklaven hierher ins Haus gebracht worden, mit dem Bedeuten, Perikles habe ihn gekauft."

„Wo ist der Vogel?" rief Elpinike. Telesippe führte ihre Freundin in den Hühnerhof, wo der junge Pfau kläglich zappelnd auf dem Boden lag, denn man hatte ihm noch gar nicht die Bande von den Füßen genommen.

„Es ist der Pfau!" sagte Elpinike; „geradeso habe ich die Pfaue des Pyrilampes beschreiben hören. Die Sache ist klar. Der Pfau ist im Hause des Hipponikos nicht angenommen worden; der Sklave wollte oder konnte die Milesierin selbst nicht weiter suchen und brachte den Vogel kurzweg hierher zu dem Käufer. Das ist Götterfügung, Telesippe! Bringe doch der Hera ein Opfer, der Schützerin und Rächerin heiliger Bande!"

„Unseliger Vogel!" rief Telesippe und warf einen Blick des Zornes auf das Tier, „du sollst nicht umsonst in meine Hände gefallen sein!"

„Schlachte ihn!" rief die Schwester des Kimon; „schlachte ihn und schmore ihn am Feuer und bereite deinem treulosen Gatten ein Thyestesmahl damit!"

„Das will ich!" erwiderte Telesippe, „und Perikles darf mir nicht einmal einen Vorwurf machen. Um einen Vogel wie diesen frei umhergehen zu lassen, hat unser Hühnerhof zu geringen Umfang. Wenn er ihn also kaufte, so konnte ich nur voraussetzen, daß derselbe gerupft und geschmort und gegessen werden solle. Perikles muß schweigen. Er kann gegen diese Entschuldigung nichts einwenden. Er soll schweigen und heimlich bersten vor Ärger, wenn ich ihm den Vogel gebraten vorsetze. Und erst wenn er die verwünschte Speise grollend hinabwürgt, will ich meinen Mund öffnen, um das Bild seiner offenbar gewordenen Schändlichkeit ihm rückhaltlos vor Augen zu stellen!"

„Du tust wohl!" sagte Elpinike und rieb sich lächelnd die Hände.

„Siehst du nun," fuhr sie fort, „von welcher Art die Staatsgeschäfte sind, die deinen Gemahl seiner rechtmäßigen ehelichen Lagergenossin entfremden?"

„Seine Freunde sind es, die ihn verderbt haben!" sagte Telesippe. „Sein Herz ist allenthalben leicht zu entflammen, immer offen ist es für jeglichen Eindruck. Der Umgang mit Götterleugnern hat ihn unfromm gemacht. Ja, er ist unfromm geworden, er betreibt den häuslichen Dienst der Götter mit lauem Gemüte und tut oder duldet manches dieser Art im Hause nur um meinetwillen. Du erinnerst dich, wie er kürzlich einige Tage am Fieber krank lag. Du rietest mir, ein Amulett um seinen Hals zu hängen, einen Ring mit eingeritzten magischen Zeichen oder ein mit wirksamen Sprüchen beschriebenes Pergament, in Leder genäht. Ich verschaffte mir ein solches Amulett und hing es dem Kranken um den Hals. Er lag in halbem Schlummer und achtete nicht darauf. Bald danach kam einer seiner Freunde, um ihn zu besuchen. Als dieser das Amulett auf der Brust des Perikles erblickte, nahm er es weg und warf es beiseite. Perikles erwachte aus seinem Halbschlummer; da sagte der Freund zu ihm, wie mir ein Sklave erzählt, der eben im Gemache war: „Die Weiber haben dir ein Amulett um den Hals gehängt: ich bin ein aufgeklärter Mann und habe das Ding hinweggenommen!" — „Es ist gut," erwiderte Perikles, „aber ich würde dich für noch aufgeklärter gehalten haben, wenn du es hättest hängen lassen."

„Das war gewiß einer von den neumodischen Bildnern", sagte Elpinike. „Ich habe den Perikles nie geliebt — wie hätte ich den Nebenbuhler meines herrlichen und unvergleichlichen Bruders lieben können? Aber er ist mir sogar verhaßt geworden, seit er sich ganz und gar zum Spiel- und Werkzeug in den Händen des Pheidias, des Iktinos, des Kallikrates und all jener Leute gemacht hat, welche jetzt mit ihrem ehrsüchtigen Treiben soviel Lärm machen und welche jedes echte Verdienst in den Hintergrund drängen. Weißt du, daß, während alle diese mit Meißel und Kelle

sich auf der Akropolis wichtig machen, der edle Polygnotos, der treffliche Meister, welchen mein Bruder Kimon so hoch schätzte, müßig gehen muß?“

Elpinike ergoß sich noch einige Zeit in Klagen solcher Art, erhob sich aber doch zuletzt, um zu gehen. Telesippe begleitete sie bis ins Peristyl. Dort unterredeten die beiden, nach Art der Frauen, welche beim Abschiede schwer das letzte Wort finden, noch eine Weile zwischen Tür und Angel sich lebhaft über die große Angelegenheit des Tages.

Da wurde plötzlich die äußere Pforte geöffnet und ein Jüngling trat ins Haus.

Der Jüngling war von auffallender Schönheit.

Die beiden Frauen hätten beim Anblick eines fremden männlichen Ankömmlings, der strengen athenischen Sitte gemäß, sich zurückziehen sollen. Aber sie waren wie festgebannt.

Und war es denn ein Mann, war es nicht ein bartloser Jüngling, was sie erblickten?

Auch hatte, bevor Telesippe sich recht besinnen konnte, dieser schon ebenso bescheiden als anmutig sich an sie mit der Frage gewendet, ob Perikles im Hause und geneigt sei, den Besuch eines Fremden zu empfangen.

„Mein Gemahl ist ausgegangen!“ erwiderte Telesippe.

„Ich freue mich, seine Gemahlin, die Herrin des Hauses, begrüßen zu dürfen!“ sagte der Jüngling. „Ich bin“, fuhr er fort, die rauhklingenden Namen wie mit Absicht schärfer betonend, „Pasikompsos, der Sohn des Exekestides aus —“, er durfte nicht sagen aus Milet, denn ein Blick auf die beiden Frauen, in deren Hände er gefallen war, hatte ihn belehrt, daß er mit der Nennung des fröhlichen Milet hier keinen besonders günstigen Eindruck machen würde. Den geringsten Verdacht erregte er jedenfalls, wenn er aus dem sittenstrengen Sparta kam.

„Ich bin“, sagte er also, „Pasikompsos, der Sohn des Exekestides aus Sparta. Meines Vaters Exekestides Vater, Astrampsychos, war mit dem Vater des Vaters des Perikles verbunden durch Bande der Gastfreundschaft!“

Als Elpinike, die Lakonerfreundin, hörte, der Jüngling komme aus Sparta, war sie entzückt.

„Willkommen, Fremdling!“ sagte sie, „wenn du aus dem Lande der guten alten Sitte kommst! Aber welcher Mutter Sohn bist du, daß du, ein Sproß des rauhen Sparta, so reichumlockt und so schlanken, geschmeidigen Wesens erscheinst?“

„Ich schlug aus der Art!“ erwiderte der Jüngling. „Man hat mich daheim in Sparta immer für ein Weib gehalten. Und doch habe ich vor keinem gezittert, der sich mit mir messen wollte. Ich habe manchen vor mir im Staube gesehen. Aber das half nichts. Sie nahmen mich doch immer für ein Weib. Das bekam ich satt, und um den Spöttern auszuweichen, beschloß ich, in die Fremde zu gehen und nicht früher ins rauhe Sparta zurückzukehren, als bis mir ein Bart um das Kinn und die Lippen gesproßt sein würde. Einstweilen denke ich mich hier zu Athen den schönen Künsten, welche da blühen, zu widmen.“

„Ich werde dich dem edlen Meister Polygnotos empfehlen,“ sagte Elpinike, „ich hoffe, du bist ein Maler, nicht einer von den hierzulande schon so zahlreichen und übermütigen Steinklopfern!“

„Allerdings habe ich Steine zu klopfen nicht gelernt,“ versetzte der Jüngling, „aber von Farbenauftrag glaube ich etwas zu verstehen, so gut als irgendeiner meines Geschlechts, obgleich ich solche Kunstausübung vorderhand nicht nötig habe, denn ich zehre, den Göttern sei Dank, von den eigenen Mitteln —“

„Wie gefällt dir Athen?“ fuhr Elpinike zu fragen fort, „und wie gefallen dir seine Bewohner?“

„Sie würden mir wohlgefallen,“ sagte der Jüngling, „wenn sie alle so ehrwürdig und so liebenswürdig zugleich wären wie die, welche die Götter so bald nach meiner Ankunft mich in diesem Hause begegnen ließen —“

„Jüngling!“ rief Elpinike begeistert, „du machst deiner Heimat Ehre! Ach, wenn unsere athenische Jugend doch

auch so artig und so bescheiden wäre! O glückliches Sparta! Glückliche spartanische Mütter und Frauen und Jungfrauen!"

„Ist es wahr," nahm Telesippe das Wort, „daß die spartanischen Frauen die schönsten in ganz Hellas sind? Ich habe das oft versichern hören."

Der Jüngling schien nicht angenehm berührt von dieser Frage. Seine Nasenflügel gerieten in leise Bewegung, und seine Lippen zuckten ein wenig, als er geringschätzend sagte:

„Wenn derbe Gestalt eins ist mit weiblicher Schönheit, dann sind die spartanischen Frauen die schönsten!" — „Wenn aber Feinheit und Adel der Formen entscheidet," fügte der lockige Fremdling nach einer kleinen Pause mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt hinzu, und ließ dabei seinen Blick über Gestalt und Antlitz Elpinikes gleiten, „so ist es billig, den Preis der Schönheit den Athenerinnen zuzuerkennen!"

„Spartanischer Jüngling," sagte Elpinike, „du sprichst, wie der Meister Polygnotos sprach, als er mit meinem Bruder Kimon von Thasos nach Athen herüberkam und mich bat, für die schönste der Töchter des Priamos auf dem Bilde, mit welchem er die bunte Halle schmückte, meine Züge entlehnen zu dürfen. Ich saß ihm fünfzehn Tage lang in der bunten Halle und er malte mich Zug für Zug."

„Du bist Elpinike, die Schwester des Kimon?" rief der Jüngling mit lebhafter Gebärde des Erstaunens. „Sei mir gegrüßt! Von dir und deinem Bruder Kimon, dem Lakonerfreund, sprach mir mein Großvater Astrampsychos zu Sparta, wenn er mich als Knabe auf den Knien schaukelte! Und genau wie er dich mir schilderte, so stehst du vor mir! Und nun erinnere ich mich auch an die schönste von Priamos Töchtern auf dem Bilde des Polygnotos. Ich sah sie gestern, als ich durch die bunte Halle ging, und ich weiß nicht, soll ich mehr dem Bilde des Polygnotos Glück wünschen, daß es dir so ähnlich ausgefallen, oder dir, daß du jenem Bilde so ähnlich bist!"

Die Schwester des Kimon stand da, Hoheit in den Mienen.

Aber eine Träne drang ihr ins Auge, und sie mußte dieselbe hinwegwischen. Ihr Herz war berauscht. Wie dieser junge Sparter zu ihr sprach, so hatte seit dreißig Jahren kein heimischer Jüngling mehr zu ihr gesprochen. Sie hätte ganz Sparta, sie hätte alle Sparter umarmen mögen, und sie durfte nicht einmal diesen einen, der vor ihr stand, dem Drange ihres Busens folgend, umarmen! Aber sie lohnte ihn mit einem zärtlichen Blicke.

„Amykle," sagte jetzt die Gattin des Perikles, sich zu einem Weibe wendend, das, mit irgendeiner häuslichen Verrichtung beschäftigt, im Peristyl erschien, „hier magst du einen Landsmann begrüßen: der Jüngling kommt aus Sparta!" — Und zu dem Jüngling wandte sie sich mit den Worten: „Dies Weib war die Amme des kleinen Alkibiades, welchen mein Gemahl, als den ihm blutsverwandten verwaisten Sproß des Kleinias, ins Haus genommen. Die gesunden und kräftigen Lakonerinnen sind ja als Ammen überall gesucht. Wir haben Amykle liebgewonnen, und gegenwärtig dient sie uns als Schaffnerin im Hause."

Der Jüngling erwiderte die kurze Begrüßung, welche das derbe, rotwangige, vollbusige Lakonerweib in ihrer breiten, heimischen Mundart an ihn richtete, mit einem spöttischen Lächeln, und die Amme ihrerseits musterte mit Blicken, in welchen sich einiger Zweifel spiegelte, die feinen und dabei weichlichen, fast üppigen Glieder des angeblichen Stammesverwandten.

„Zu solchen derben, wuchtigen Formen", sagte Telesippe, der sich entfernenden Schaffnerin nachblickend, „wachsen diese Lakonerfrauen heran."

„Hätten sie nicht den großen Ammenbusen," sagte der Jüngling, „so würde man sie für Lastträger halten. Nun mögt ihr, insoweit von den Ammen auf die Jungfrauen zurückzuschließen erlaubt ist, euch die Spartanermädchen vorstellen, welche laufen, ringen, springen, sich im Diskos- und Speerwurf üben und mit den Jünglingen sich in Wettkämpfe einlassen. Sie sind derb und keck und tragen das

Röckchen kurz, kaum bis ans Knie und obendrein noch an der Seite aufgeschlitzt —"

Unbemerkt von den Frauen, hatte inzwischen der Knabe Alkibiades sich ins Peristyl geschlichen, hatte den fremden schönen Jüngling betrachtet und die letzten Worte desselben mit angehört.

„Wie aber werden die spartanischen Knaben erzogen?" fragte er, plötzlich hinter einer Säule hervortretend und mit seinem tiefdunklen, prächtigen Augenpaare dem Fremden gerade ins Gesicht blickend.

Dieser war überrascht durch die plötzliche Erscheinung des anmutvollen Knaben.

„Das eben ist der kleine Alkibiades, der Sohn des Kleinias!" sagte Telesippe.

„Alkibiades," fuhr sie fort, zu dem Knaben selbst gewendet, „mache deinen Erziehern nicht Unehre durch Unbescheidenheit! Ein Sparterjüngling ist's, vor dem du stehst!"

Der Fremde neigte sich zu dem Knaben herab, um ihn auf die Stirne zu küssen.

„Unbeschuht", sagte er hierauf zu ihm, „gehen in Sparta die Knaben, schlafen auf Stroh, Schilf oder Rohr, dürfen sich niemals völlig satt essen, werden jährlich einmal am Altare der Artemis, zur Abhärtung gegen Schmerzen, bis aufs Blut gegeißelt, erhalten Unterricht in jeder Art von Turnübung, im Gebrauche der Waffen, in Waffentänzen und in der Kunst zu stehlen, ohne sich ertappen zu lassen; dagegen brauchen sie die Buchstaben nicht zu lernen, und es ist ihnen ausdrücklich verboten, sich öfter als ein- oder zweimal im Jahre zu baden oder zu salben —"

„Pfui!" rief der kleine Alkibiades.

„Im übrigen", fuhr der Fremde fort, „sind sie immer in Rotten zusammengeordnet und die jüngeren haben ältere zu Freunden, von welchen sie allerlei Tüchtiges zu lernen suchen, um deren Beifall sie buhlen, und welchen sie mit Leib und Seele überall ergeben sind."

„Wenn ich ein Sparterknabe sein und einen solchen

Freund wählen müßte," sagte der Kleine mit funkelnden Augen, „so würde ich dich wählen!"

Der Jüngling lachte und beugte sich noch einmal zu dem Knaben hinab, um ihn zu küssen.

In diesem Augenblick zeigte sich in den Zügen Elpinikes, welche bisher ruhig neben dem Jüngling, in seiner unmittelbaren Nähe, gestanden, urplötzlich eine Aufregung sondergleichen.

Es war, als ob ein Schauer ihre Glieder durchzuckte.

Hastig zog sie Telesippe beiseite und flüsterte ihr leise zu:

„Telesippe, dieser Jüngling —"

„Nun?" fragte jene ebenso leise.

„O Zeus und Apollon!" seufzte die Schwester des Kimon mit unterdrückter Stimme.

„Was ist's?" fragte Telesippe gespannt.

Wieder näherte sich Elpinike dem Ohr der Freundin.

„Telesippe," flüsterte sie, „ich sah vorhin —"

„Was sahst du?" fragte das Weib des Perikles ängstlich.

„Als der Fremde sich mit halbem Leib zu dem Knaben hinunterneigte und der Rand des Chitons an seiner Brust sich ein wenig lüftete, da sah ich —" Neuerdings erstickte die Aufregung den Laut in der Kehle der Schwester des Kimon.

„Was sahst du?" fragte nochmals Telesippe.

„Ein Weib!" stieß Elpinike heraus.

„Ein Weib?"

„Ein Weib! — Es ist die Milesierin. Schicke den Knaben hinweg und überlaß mir das übrige!"

Telesippe befahl dem Knaben, zu seinen Gespielen zurückzukehren. Er wollte nicht; er wünschte bei seinem „Freunde" zu bleiben. Telesippe mußte Amykle rufen, den Widerspenstigen hinwegzuführen.

Nachdem dies geschehen, warf Elpinike ihrer Freundin einen bedeutungsvollen Blick zu, richtete sich sodann stolz und streng empor, trat auf den Fremden zu und sah ihm eine Zeitlang mit durchdringendem Auge ins Gesicht.

Der Fremde suchte anfangs den Blick der Schwester des Kimon auszuhalten.

Aber ihr Blick schien den seinigen zu packen und festzuhalten, wie der Häscher den ertappten Verbrecher. Unwillkürlich machte der Blick des Schuldbewußten einen leisen Versuch, sich dem Banne des Häscherblicks zu entziehen — und jetzt erst, nachdem sie aus diesem Zweikampf der Augen als Siegerin hervorgegangen, brach Elpinike das gewitterschwüle Schweigen und begann in schneidigem Tone:

„Spartanischer Jüngling! Issest du gerne gebratene Pfaue? Perikles wird heute einen solchen auf seiner Tafel haben. Möchtest du nicht sein Gast sein?"

Jetzt nahm Telesippe das Wort, und der Ausdruck ihres Angesichts überbot beinahe noch den vernichtenden Hohn Elpinikes: „Ein Pfau von Pyrilampes ist's! Ein Pfau, den gestern Perikles gekauft. Er wollte ihn einer ionischen Buhlerin zum Geschenk machen, aber nun zieht er vor, ihn gebraten zu essen!"

„Bürschchen," rief Elpinike von der andern Seite, „ist es wahr, daß deine Altersgenossen am Eurotas behauptet haben, du seiest ein Weib? Denke! Auch hier zu Athen gibt es Leute, welche behaupten, daß du kein Mann bist, sondern — eine Hetäre von Milet!"

„Elende!" rief nun wieder Telesippe mit rückhaltlosem Zorn; „genügte dir's nicht, daß du die Männer außerhalb des Hauses buhlerisch betörst? Mußt du dich einschleichen sogar ins Heiligtum des häuslichen Herdes? Scheust du nicht die Götterbilder dieses Hauses, welche mit Blicken des Unmuts auf die Störerin und Entweiherin der geheiligten Familienstätte herunterblicken? — Stelle dich gesalbt und geschmückt vor deines eigenen Hauses Tür und ziehe die Vorübergehenden am Gewande hinein! — Wie? Du wagst es noch immer, mir ins Angesicht zu blicken? Du gehst noch nicht?"

„Rufe Amykle herbei," sagte die Schwester des Kimon zur empört aufwallenden Freundin, „damit sie mit ihren

echten Lakonerfäusten diesen unechten ‚Landsmann‘, diese üppige Zierpuppe zur Türe hinausstoße!“

„Vorher,“ rief Telesippe, welche, nachdem ihr schwer bewegliches Wesen einmal erregt war, nun immer heftiger aufbrauste, „vorher will ich ihr noch das Auge mit diesen Fingern aus dem Gesichte kratzen —, ihr das erborgte Truggewand von den Gliedern reißen!“

In dieser Weise tobten die beiden Frauen, jene zur Linken, diese zur Rechten der verkleideten und entlarvten Milesierin gestellt, schrankenlos sich ereifernd auf sie ein.

Diese selbst ließ die erste und heftigste Flut der Beschimpfung über sich ergehen, bis die Zornentfesselten, wie verblüfft über die ruhige Fassung der Geschmähten, beide zugleich einen Augenblick verstummten.

Dann aber begann sie.

„Habt ihr nun eure schärfsten, eure giftgetränktesten Pfeile versendet? Ich habe diesen Hagel eurer Zorngeschosse ruhig über mein Haupt ergehen lassen, denn ich begab mich nun einmal in die Gefahr, ich wagte mich in den Bereich dieser zornigen Hausgötter, und ich habe, obgleich ihr mein Kleid Lügen straft, doch soviel Männliches in mir, um mich in das, was begreiflich und unausbleiblich ist, zu finden. Aber auch du, o Herrin des Hauses, Telesippe, und du, ehrwürdige Elpinike, werdet es begreifen und ertragen, daß ich auf so viele Anreden einiges, wenn auch in einem Tone, der mit dem eurigen nichts gemein haben will, erwidere. — Was ist es denn, Herrin Telesippe, angetraute Gemahlin des großen Perikles, um dessentwillen du mich in so harten Worten schmähst und beschuldigst? Sage, was hab' ich dir geraubt? Deinen Herd? Deine Kinder? Deinen guten Ruf? Deinen Tugendstolz? Deine Habe? Dein Geschmeide? Deine Salben- und Schminktöpfe? Nichts von alldem! Nur ein Kleines kann ich dir entrissen zu haben scheinen: Das, was dir das letzte war von allem, was du selber preisgegeben, was du im Grunde nie wahrhaft besessen, was du zu erwerben und zu erhalten niemals ernstlich

bedacht gewesen: die Liebe deines Gatten! Und wenn es in der Tat sich so verhielte, wenn dein Gatte mich liebte, dich aber nicht, wäre es meine Schuld? Nein! Es wäre die deine! Bin ich nach Athen gekommen, um die Athener zu zwingen, ihre Frauen zu lieben? Besser geziemt es und leichter fällt es mir, die athenischen Frauen zu lehren, wie sie es anfangen sollen, um von ihren Männern geliebt zu werden. Ihr athenischen Hausfrauen, kindergebärende Sklavinnen, verkümmernd in der Verborgenheit eurer Frauengemächer, ihr versteht sie nicht, diese Kunst, des Mannes Herz zu unterjochen, und ihr zürnt uns Jonierinnen, weil wir sie verstehen? Ist es ein Verbrechen, sie zu verstehen? Nein! Es ist ein Verbrechen, sie nicht zu verstehen! Was heißt geliebt werden? Es heißt gefallen! Willst du geliebt werden, so gefalle! Da hilft nicht Band, nicht Eidschwur, nicht Berufung auf göttliches oder menschliches Gesetz; da gilt nur der Wahrspruch: Wisse zu gefallen! — Und wann gefällt das Weib? Vor allem, wenn es will! Und womit muß es zu gefallen suchen? Mit allem, was gefällt. Nicht lange wird es fesseln, wenn es bloß die Sinne besticht, nicht lange, wenn es bloß die Einbildungskraft bezaubert, oder den Geist anspricht, oder das Herz rührt — es muß das alles in sich zu vereinigen wissen, es muß, um es mit einem Worte zu sagen, liebenswürdig sein! — Aber um den Sieg der Liebenswürdigkeit zu vollenden und fremde Leidenschaft desto sicherer zu erwecken, wird es die eigene sorgfältiger zu verbergen als zu verraten suchen. Ernüchternd wirkt des Weibes zuvorkommende Glut auf den Entflammten, anwidernd auf den Erkalteten. Sie beginnt damit, den Mann stolz zu machen, und endet damit, ihn zu langweilen. Des Mannes Langeweile aber ist des Ehеglücks, der Frauenherrschaft sicheres Grab. Kosen oder grollen, girren oder fluchen mag der Mann, gleichviel; nur gähnen, gähnen darf er nicht! — Du, o Telesippe, tatest zu wenig und zu viel: zu wenig, denn du botest dem Gatten nur deinen Leib und deine Treue; zu viel, denn du brachtest

ihm das, was du botest, dar wie den Trank im Becher! Das Weib soll aber nicht Trank im Becher sein, noch Gerät im Hause, noch Sklavin, selbst nicht ‚Ehefrau‘, wie man es nennt, denn Hymen ist des Eros räuberischer Feind. Täglich neu muß es um sich werben lassen, und die wunderliche Kunst muß es verstehen, abends als Braut sein Lager zu besteigen und des Morgens als Mädchen wieder aufzustehen! — Das sind die Regeln jener Kunst; befolge sie, wenn du willst und wenn du kannst. Wo nicht, so verzichte auf das, was durch diese Kunst gewonnen wird und gönne neidlos andern, die Früchte derselben zu ernten!“

So sprach Aspasia.

Hochmütig aber blickte das Weib des Perikles auf sie herab und verzog die Winkel des Mundes zu einem verachtenden Lächeln.

„Behalte sie für dich, die Weisheit deiner Buhlerkünste,“ sagte sie, „du magst ihrer bedürfen. Unterlaß es, mich belehren zu wollen, wie man eines Mannes Wohlgefallen und Hochschätzung gewinnt, mich, die der Archon Basileus zur Gattin haben wollte! Was glaubst du denn zu erreichen mit all deinen Künsten, du, die Fremde, die Buhlerin? Du kannst mir den Gatten verlocken zu heimlicher Buhlschaft, aber fremd bleibst du seinem Hause, seinem Herd; und selbst, wenn er mich verstieße, du kannst sein vollberechtigtes Weib nicht werden, du kannst ihm keinen rechtmäßigen Erben gebären, denn du bist eine Hergelaufene, du bist keine Athenerin! Ob mein Gemahl nach mir mit Liebesseufzern girrt oder nicht, gleichviel: ich stehe waltend hier am Herd seines Hauses; ich bin des Hauses Herrin, du aber bist ein Eindringling. Ich sage dir: Geh! und du mußt gehorchen!“

„Ich gehorche und gehe!“ erwiderte Aspasia. — „Wir haben ehrlich geteilt!“ fügte sie scharfbetonend hinzu. „Dir sein Haus und Herd, mir sein Herz! — Behaupte nun jede das Ihrige! — Lebe wohl, Telesippe!“

Mit diesen Worten entfernte sich Aspasia.

Telesippe war mit Elpinike wieder allein. Diese billigte

den Stolz ihrer Freundin, lobte die Antwort, welche sie der Fremden gegeben.

Nach erneutem langem Zwiegespräch entfernte auch sie sich; das Weib des Perikles ging an die Besorgung häuslicher Angelegenheiten.

Der kleine Alkibiades sprach den Tag über viel von seinem „spartanischen Freunde“, zum Ärger der ehrlichen Amykle, welche den Kopf schüttelte und sagte:

„Jenes Bürschchen ist niemals durch den Eurotas geschwommen!“

Telesippe verbot beiden, des Fremden in Gegenwart des Perikles zu gedenken.

Der Tag verstrich, die Stunde des Mahls war herangekommen.

Perikles war heimgekehrt und ging mit den Seinen zu Tische.

Er aß von den Speisen, welche aufgetragen wurden, beantwortete die Fragen des kleinen Alkibiades und der beiden andern Knaben und richtete auch zuweilen ein Wort an Telesippe, welche jedoch in ein halb finsteres, halb höhnisches Stillschweigen versunken blieb.

Perikles sah die Menschen um sich gern heiter. Das herbe, schweigsame Wesen seiner Gattin machte ihn unruhig.

Nun wurde noch ein Gericht aufgetragen. Es war der gebratene Pfau.

Perikles warf einen sonderbaren Blick auf den Vogel.

„Was ist das?“ fragte er.

„Das ist der Pfau,“ erwiderte Telesippe, „der auf dein Geheiß diesen Morgen ins Haus gebracht wurde.“

Perikles verstummte. Nach einer Pause, während welcher er sich den Zusammenhang der Dinge klarzumachen suchte, fragte er in einem Tone, der aus der Brust des heldenhaften Mannes etwas gepreßt klang:

„Wer sagte dir, daß ich den Vogel gebraten haben wolle?“

„Was sonst?“ erwiderte Telesippe. „Um ein so großes

Tier zu füttern und frei umhergehen zu lassen, ist unser Geflügelhof nicht groß genug. Ich konnte also nur denken, daß du den Vogel auf dem Markt eingekauft, damit er für das heutige Mahl bereitet werde. Warum auch nicht? Er ist schmackhaft und trefflich gebraten. Versuche nur ein Stück!"

Damit legte sie ein schön gebräuntes Stück auf den Teller des Gatten.

Perikles, den sie den Olympier nannten, Perikles, der siegreiche Feldherr, der gewaltige Redner, der Lenker der Geschicke Athens, der mit würdevollem Gleichmut auf die wildbewegte Masse der Athener wie auf die Heerhaufen anrückender Feinde im Schlachtgefild zu schauen pflegte — er schlug die Augen nieder vor dem Stückchen Pfau, das ihm seine angetraute Gemahlin Telesippe auf den Teller legte.

Aber er faßte sich bald. Er erhob sich mit der Entschuldigung, daß er sich gesättigt fühle und wollte sich in seine Gemächer zurückziehen.

In diesem Augenblick tat der kleine Alkibiades die Frage:

„Haben die Schwäne in Eurotas ebenfalls ein so prächtiges Gefieder wie dieser Pfau?"

Und ohne die zögernde Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Amykle ist eine alte Törin, wenn sie behauptet, daß mein spartanischer Freund niemals durch den Eurotas geschwommen!"

Bei dieser Erwähnung eines spartanischen Freundes sah Perikles erst den Knaben und dann Telesippe fragend an.

„Von welchem spartanischen Freunde sprichst du?" fragte er zuletzt.

Weder der Knabe, noch Telesippe gab ihm Bescheid.

Perikles verließ den Speisesaal. Telesippe folgte ihm.

An der Schwelle der inneren Gemächer sagte sie leise, aber in scharfem Tone zu dem Gatten:

„Verbiete den milesischen Buhlerinnen, dich hier in deiner Behausung aufzusuchen, damit sie nicht auch schon die Knaben

verführen. Gib ihnen dein Herz, diesen Buhlerinnen, o Perikles, wenn du willst; aber dein Haus, deinen Herd sollen sie nicht entweihen. Folge du jenen, wohin du willst; hier aber, in diesem Hause, an diesem Herde, behaupte ich mein Recht. Hier bin ich Herrin, ich allein!"

Seltsam ward Perikles berührt von dem Ton dieser Worte. Das war nicht eines gekränkten Weiberherzens Laut, es war der verletzte kalte Stolz der Herrin des Hauses.

Kühl erwiderte er den kühlen Blick der Sprecherin und sagte ruhig:

„Es sei wie du sagst, Telesippe!"

Denselben Tag kam noch ein fremder Sklave zu Perikles mit schriftlicher Botschaft.

Perikles öffnete sie und las folgende Zeilen von der Hand Aspasias: „Ich habe das Haus des Hipponikos verlassen. Viel habe ich dir zu berichten. Besuche mich, wenn du kannst, im Hause der Milesierin Agariste."

Perikles antwortete wie folgt:

„Komm morgen in das Landhaus des Dichters Sophokles am Kephissosufer. Du wirst mich dort finden. Komm verkleidet oder laß dich ohne Verkleidung in einer Sänfte dahin tragen."

---

## 6. Am Kephissosufer.

Wenn man in mitternächtiger Richtung die alte Stadt Athen verließ, etwas zur Linken gewandt den äußeren Kerameikos durchschritt, über die Gärten und Platanengänge der „Akademie" hinaus seinen Weg fortsetzte, dann noch eine Strecke mitternachtwärts im Freien auf besonnter Straße zurücklegte, so erreichte man das anmutige, hold umschattete Kephissostal.

Man hatte beim Eintritt in dieses Tal sofort einen

flüsternden, üppig grünenden Olivenwald zur Linken. Er erstreckte wie ein grüner Wall sich weithin immer zur Seite des Weges. Baumhoch sproßte dazwischen der Keuschlammstrauch, dessen blaue Blüte gegen das sanfte Grün der schmalen Blätter angenehm abstach. Efeuranken hingen von den Ästen überall herab: auch Taxusbäume wuchsen den Abhang empor und bedeckten ihn dergestalt, daß man nichts als Grünes sah.

Zur andern Seite des Wegs aber, zur Rechten, kamen die kristallklaren Murmelwellen des Kephissos aus dem Innern des Tales über blitzend weiße Kiesel dem Wanderer entgegengerieselt, hier und da in den Rosenlorbeer- und Keuschlammbüschen sich bergend.

Jenseits des Kephissos sah man aus einiger Entfernung den nicht minder lieblich umlaubten, sagenreichen Hügel Kolonos herüberwinken.

Ging man, nachdem man das Tal betreten, eine kurze Strecke zwischen dem Olivenhain und dem fließenden Gewässer hin, so sah man am jenseitigen Ufer des Kephissos auf wiesigem, sanft ansteigendem Boden einen anmutigen Weiler im Schein der Sonne glänzen, umgrünt von einzelnen uralten, hochgewipfelten Zypressen, Platanen und Pinien und von einem Garten, der fast bis an den Kephissos herüberreichte. Aber nicht bloß von dieser Seite erstreckte sich jenes Gartengelände bis ans Ufer des Flüßchens, sondern dieses, seinen Weg aus dem Innern des Tals gegen den Eingang desselben fortsetzend, machte eine Krümmung nach der rechten Seite hin und bespülte sonach auch dort die Gründe, in welche der Frucht- und Blumengarten, der das Landhaus umgab, nach jener Seite hin auslief. Nur daß dort der Boden des Gartens einigermaßen sich abdachte und der Bach in seiner Vertiefung zwischen höherem, von den Strahlen der Sonne durchblitztem und von Nachtigallen durchtöntem Gebüsch um so traulicher plätschernd dahinfloß.

In der Mitte des weiten Raumes zwischen diesem sich abdachenden Kephissosufer und dem Wohnhause stand ein

von Rosen umbüschtes Gartenhäuschen. An den Ecken des Gartens trat Lorbeer-, Myrten- und Rosengebüsch zu dichten, traulich-verschwiegenen Lauben zusammen. Auch die Scharlachblüte des Granatbaums fehlte nicht. Doppelreihen von Oliven, Feigen- und andern Fruchtbäumen umsäumten, von einer dieser Lauben zur andern führend, den Garten.

Wo der Boden gegen den Kolonoshügel sanft anstieg, da bräunten sich an sonnigen Hängen die Trauben. Das ländliche Wohnhaus selbst umschlangen Rebengewinde, ja selbst an den Bäumen wanden sie in üppiger Fülle sprossend sich empor. Mit ihnen wetteiferte wuchernd der Efeu, dessen große schwarze Dolden von Wänden und Baumstämmen, nicht minder Trauben ähnlich, herunterhingen und dessen üppiges Geblätter, sich fortschlängelnd, selbst das Gefild der tauigen Wiese besäumte.

Zwischen den blühenden Hecken und freien Rasenplätzen waren kleine Beete von Blumen angelegt. Wenig hatte von den schöntraubigen Narzissen, vom goldenen Schmelz des Krokos, von den Lilien, Irisblumen und Veilchen die vorgerückte Jahreszeit und die kranzwindende Lust des Atheners übriggelassen, aber unzählig flammten die Rosen überall, von Violen umsäumt, in purpurn lachenden Fluren auf dem Boden sich hinverbreitend oder auf hohen Sträuchern prunkend, niemals angeweht von rauhen Winden und allmorgendlich erfrischt vom reinsten Taue des Himmels.

Leicht erscheint es, so der Dinge, die hier zu schauen waren, Namen und äußere Gestalt mit Worten anzugeben; unmöglich aber ist es, den heiteren und glücklichen Frieden zu schildern, welcher über diesen üppig grünen, waldumsäumten, von den Wässern des Kephissos betauten, von Nachtigallen durchschwärmten Talgrunde verbreitet lag. Man war der lauten Stadt so nahe und fühlte sich ihr doch weltenweit entrückt. Es war, als müsse der ländliche Gott Pan hier aus schattendunkler Waldstille treten, eine Najade dort unter hellaubigem Schattendach aus dem Bade der

Kephissoswellen steigen. Weiter innen in der lauschigen Tiefe des Hains tummelten sich gewiß bocksfüßige Satyrn, und man konnte das Gekicher vollbusiger, reigenschlingender, oder auf grünem Laub zur Ruhe hingelagerter Hamadryaden vernehmen. Zuweilen ging ein Schauer durch die Kronen der Bäume, die in der reinsten Bläue des hellenischen Himmels zitterten, wie ein Wonneahnungsschauer, einherwehend vor dem Schritt des Freudengottes Dionysos. Will er etwa vom Talgewässer des Kephissos erobernd hinaufstürmen gegen den von ernsten Kunden der Vorwelt umflüsterten Eumenidenhain auf dem Hügel Kolonos?

Aber auch der Reigen apollinischer Gefährtinnen war diesem Orte nicht fern. Hier hauste ja der Musenliebling Sophokles. Dies hier war seine heimische Stätte, wie er sie von der Höhe der Akropolis dem Perikles und der Aspasia lobpreisend aus der Ferne gewiesen. Hier war er geboren und hier lebte er. Unter den weißen, von Efeu und Blumen überwucherten Denksteinen, welche hier und da aus dem Grün des Gartens und der Büsche hervorblinkten, schliefen seine Väter.

Eben saß er, umsäuselt von den Lüften des Morgens, in einer Rosenlaube und hatte vor sich Wachstäfelchen auf den Knien liegen, auf deren Fläche er zuweilen einige Verse mit einem spitzen Griffel einritzte, mehrmals mit des Griffels stumpfem Ende das Wachs wieder glättend und das Geschriebene austilgend, wenn die erste Eingebung der Muse ihn nicht völlig befriedigte.

Dazwischen einen Blick nach dem Talwege hinüberwerfend, sah er einen stattlichen Mann leichten, behenden Fußes das Tal durchschreiten.

„Wer ist der Frühwache,“ dachte er bei sich, „der da schier beflügelt wie Hermes, der Götterbote, heranschreitet?“

Bald war der Wanderer näher gekommen, und der Dichter erkannte den liebsten seiner Freunde. Er ging ihm freudig erregt bis zum Eingang des Gartens entgegen.

Perikles schüttelte ihm die Hand. „Ich folge deiner Einladung,“ sagte er; „ich bin für heute dein Gast, dem Lärm und Getriebe der Stadt und allen Staatsgeschäften entflohen. Auch der Zitherspieler aus Milet — du erinnerst dich seiner ohne Zweifel — wird kommen und den Tag mit uns zubringen, wenn du es gestattest. Ich habe vieles mit ihm zu besprechen und weiß keinen Ort, wo ich es ungestört tun könnte.“

„Der schöne Zitherspieler aus Milet also wird kommen?“ rief Sophokles freudig. „Dacht' ich's doch, daß es etwas sehr Begeisterndes sein müsse, was dich herführte, als ich dich so feurig und erregt des Weges kommen sah. Da war nicht viel zu sehen von der ruhigen Würde des Redners auf der Pnyx: ich erkannte dich kaum, so warfst du das Haupt und die Hüften hin und her, mich schier an den bekannten edlen Renner beim Homeros gemahnend, von welchem es heißt, daß er die Halfter in seinem Stalle zerreißt und hochgehobenen Hauptes mit fliegenden Mähnen dahineilt zur Weide der . . .“

„Schweig!“ fiel Perikles ein und schloß dem Freunde mit der Hand den Mund. „Es waren die würzigen Lüfte des Kephissostales, die so voll beseelend in der Morgenfrische auf mich wirkten!“

„Warum nicht auch das Verlangen, die schöne Milesierin zu sehen?“ sagte Sophokles; „ist sie nicht das reizendste aller Weiber?“

„Sie ist zart wie eine Lyderin, würdevoll wie eine Athenerin, stark wie eine Lakonerin!“ sagte Perikles.

„Du brauchst den Jon um die blonde, lilienwangige Chrysilla nicht mehr zu beneiden!“ bemerkte Sophokles mit schalkhaftem Lächeln.

„Laß die Chrysilla!“ rief Perikles. „Aspasia ist unvergleichlich! Man weiß nicht, ob sie mehr von einer Muse oder von einer Charis an sich hat.“

„Auch Parze ist sie dir vielleicht,“ sagte Sophokles; „sie kann dir Gutes und Böses in den Lebensfaden spinnen!“

„Warum nicht gar auch Lamia und Empusa?“ rief Perikles. „Und wäre sie's — wir haben reichliches Blut in den Adern und ein Schwert an der Seite, um es, wie Held Odysseus, jeder Kirke gegenüber im rechten Augenblicke aus der Scheide reißen zu können . . .“

„Ich komme zu dir als ein müde Gehetzter,“ fuhr Perikles fort, sich den Schweiß des sommerlichen Weges von der Stirne trocknend; „ich habe mich den unzähligen Sorgen und Mühen meiner unzähligen Ämter und Würden einmal entrissen, um einen Tag der schönen Muße und ihrem liebsten Pflegekind, der Liebe, zu leben.“

„Du tust wohl,“ sagte Sophokles, „wenn du die Muße suchst, um zu lieben. Zur heißen Sommerzeit soll man entweder nicht lieben oder nichts anderes tun als lieben.“

„Ich glaube, du selber sündigst gegen diesen Ausspruch,“ bemerkte Perikles; „die Wachstäfelchen da in deiner Hand beweisen, daß du fleißig Vers an Verse reihst. Das hindert dich aber nicht, wie man erzählt, die schöne Ephesierin Philainion in jenen verschwiegenen Myrten- und Rosengehegen zu bewirten . . .“

„Ist Poesie Arbeit?“ fragte Sophokles; „ich wußte das nicht. Wenn die heiße Stirn den Dichter macht, so ist wohl die Poesie ein klingendes Ausatmen all des schönen Lichts und all des göttlichen Feuers, das man so mit seinen sterblichen Sinnen aus dem himmlischen Äther in sich trinkt. Licht verwandelt sich in Klang. Und so möchte ich auch die Liebe am Sommertag nicht missen, denn da ist sie am feurigsten und am süßesten und am meisten des Gottes voll. Und am wenigsten möchte ich sie missen, während ich dichte. Da fließt so schön eine Glut in die andere: von apollinischen Flammen erhitzt, suchst du Erfrischung im Wonnehauch der Liebe und kehrst mit wunschloser, schön befriedigter, harmonisch gestimmter Seele zur Muse zurück. Zuletzt vertauschen Eros und die Muse gar die Rollen: die Muse wird zur Kupplerin der Liebesglut, und der Geliebten Auge oder Busen beschenkt dich mit den schönsten Dichtergedanken.“

„Ich glaube, man ist niemals so müde," sagte Perikles, „daß die Liebe nicht Erholung wäre. Wir alle von einem Taten- oder Schaffensdrange mächtig Befeuerten wissen das!"

So unterredeten sich die beiden warmbeseelten, in des Lebens reifer Vollblüte stehenden Männer.

Jetzt hielt eine Sänfte vor dem Hause des Sophokles.

Aus derselben stieg Aspasia. Sie war in Frauengewändern. Sophokles begrüßte sie und führte sie zu Perikles ins reichbebüschte Gehege des duftigen Gartens.

Geborgen von unberufenen Späheraugen, schlug sie den Schleier zurück, ließ das Himation, das über das Hinterhaupt heraufgezogen war, vom Haupte und von den Schultern gleiten und stand da im farbenhellen, schmuckreich geränderten Frauenchiton, das krause, goldbraune Haar in Wellenlinien an den Schläfen geordnet und auf dem Haupte als einzige Zier eine breite purpurne Haarbinde tragend, die von der oberen Fläche des Scheitels nach hinten ringartig um das reiche Gelock zusammenlief. In der Hand trug sie einen kleinen, überaus zierlich gestalteten Schirm gegen die Strahlen der Sonne und im Gürtel, der ihr Gewand in der Mitte des Leibes zusammenhielt, stak ein nicht weniger anmutiger, blattförmig gestalteter, buntbemalter Fächer.

Sophokles sah Aspasia jetzt zum ersten Male in Frauengewändern. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr ihm. Die Milesierin fiel in die Idylle des Kephissostales als ein fast allzu blendendes, bestechendes Wunder hinein. Sie erschien fremdartig in dieser ländlichen Stille. Sie brachte ein Arom mit sich, ein berauschendes Arom von Schönheit und Jugend, das alle Duftwürze des Hains und den Odem aller Blüten des Gartens in den Hintergrund zu drängen schien.

„Laß dir genügen, Aspasia," sagte Sophokles, indem er die Schöne mit ihrem Freunde einen durch reichbelaubte Ranken versehenen Gang entlang führte, „laß dir genügen an dem, was die Natur für diesen Ort getan. Die Gartenkunst der Athener zu bewundern wirst du keinen Anlaß haben.

Ich weiß sehr wohl, daß ihr asiatischen Hellenen es besser versteht, als wir diesseits des Meeres, anmutige Lustgärten kunstreich anzulegen, mit Labyrinthen, Siedeleien und Grotten. Ihr habt ja dort des Persers weitgedehnte, großartig angelegte Paradiese als Muster vor Augen. Wir Athener glauben, daß die schöne Natur, wie eine schöne Frau, auch ungeschmückt schön ist."

„Laß nur Aspasia eine kurze Zeit in diesem Gehege sich ergehen," sagte Perikles, „und du wirst bald mit der ungeschminkten Natur nicht mehr zufrieden sein. Sie wird dich bald samt deinem Garten verzaubern und verwandeln. Das ist so ihre Art. Wo sie hintritt, da sproßt es unter ihren Füßen. Den Menschen weiß sie unvermerkt einen Stachel ins Herz zu pflanzen, und wenn sie ein paar Worte über deinen Garten fallen läßt, so wirst du nicht früher zur Ruhe kommen, als bis du etwas hergestellt, was mit dem Fruchthain der Hesperiden, oder dem Garten des Phoibos an der äußersten Meeresgrenze, oder den kyrenäischen Gärten des Zeus und der Aphrodite, oder den Gärten des Midas mit ihren hundertblättrigen Rosen zu vergleichen, oder wenigstens mit der Gartenkunst des homerischen Phäakenfürsten Alkinoos auf Scheria sich messen kann."

„Wohl weiß ich," entgegnete Sophokles, „daß dieses Frauenwesen Unruhe zaubert in der Menschen Gemüter. Habe Mitleid, schöne Zauberin, und laß mich und meinen Garten hier unverwandelt! Ich war bisher so zufrieden und so glücklich hier. Glänzte Phoibos am Himmelszelte, so freute ich mich, daß meine Oliven, meine Feigen, meine Granatäpfel reiften; regnete Zeus, so dankte ich ihm, denn meine Wiesen grünten. Ich begnügte mich mit dem, was da zu finden war: Blumen im Frühling, Schatten im Sommer, Fruchtfülle im Herbst, erfrischender Lufthauch und musengesegnete Stille im Winter. Vor allem aber, mächtige Aspasia, besprich und verwandle mir nicht durch eine Zauberformel das, was mir durch Gewöhnung das liebste geworden, und was dem Liebenden und dem Dichter immer das Er-

wünschtestе: die trauliche Heimlichkeit dieser Lorbeerbüsche, dieser Myrten und Rosenlauben."

„Sollte in der Tat", warf Aspasia ein, „die lorbeerumschattete Einsamkeit das zuträglichste für den Dichter sein? Sollte er nicht lieber, um völlig zu reifen, aus dem stillen Schatten hinaustreten ins volle Licht der Welt und des Lebens?"

„Man glaubt so lange," erwiderte Sophokles, „daß es die Sonne ist und nur die Sonne, welche die Beeren des Weinstocks reift, bis man entdeckt, daß gerade die größten, die üppigsten, die farbigsten Trauben verborgen unter dem Schatten der dichtesten Blätter hängen. Und wenn du bezweifelst, daß diese Einsamkeit dem Dichter nützt, so wirst du doch gestehen, daß sie dem Liebenden willkommen ist? Hier könnt ihr, so ihr wollt, euch tagelang derselben erfreuen, nur gestört von zwitschernden Vögeln oder rieselnden Wellen. Kein Sklave betritt diesen Garten jemals ungerufen. Wollt ihr aber die traulichste, von den Musen und den Charitinnen am meisten gesegnete Stelle kennen lernen, so kommt!"

Perikles und Aspasia folgten dem Dichter. Er führte sie hinab bis dorthin, wo, wie schon erwähnt, der Kephissos, eine Krümmung machend, das Gartengelände auch von der anderen Seite begrenzte. Hier senkte sich der Boden gegen den Bach hin, der in etwas vertiefterem Grunde dahinfloß. Aber nicht steil fiel das Ufer unmittelbar in das Gewässer ab, sondern es war zwischen dem Bache und der ansteigenden Fläche ein überaus lieblicher Raum gelassen, der eben breit genug war, daß zwei Menschen, traulich gesellt, unter grünem, von spielenden Sonnenstrahlen durchblitztem Laubdache den Bach entlang zu wandeln vermochten.

Der Dichter führte seine Gäste diesen reizenden Pfad. Hier erklang das Geplätscher und Geriesel der Wellen am lieblichsten, hier trillerten und flöteten die Vögel am süßesten, hier spielten wie neckische Geister die Schatten und Lichter auf den Wellen und zwischen den Ästen. Hie und da fand

sich ein üppiger Rasenplatz, wo man zur Rast sich hinstrecken und die erfrischende Kühle des Schattens ruhend und träumend genießen konnte. Auch eine Felsgrotte war hier zu finden, von außen halb verhangen durch blumiges Gerank, das Innere mit Sitzen und Kissen zur Einkehr in den heißesten Tagesstunden einladend ausgestattet.

Aspasia war beim Anblicke dieses holden Ruheplatzes entzückt und folgte gerne der Aufforderung des Freundes, sich niederzulassen. Perikles und der Dichter selbst folgten ihrem Beispiel. Man sah auf die klaren Wellen des Baches, der hier in einem natürlichen Felsbecken sich ein wenig staute, hinunter. Farbig schimmernde Libellen schwebten und tanzten wie sonnetrunken über den Uferblumen und ein prächtiges Paar unschädlicher Wassernattern beschrieb, sich ungesehen wähnend, in der Kristallflut sich schlängelnd, seine behenden, reizvollen Windungen. Rasch aber huschten sie, als ihre Betrachter durch ein leises Geräusch sich verrieten, unter das buschige Kräuticht, das üppig wuchernd vom Ufer in das Gewässer des Baches hinunterhing.

„Ein bräutlich Paar," sagte Sophokles; „ich belausche sie hier oft. Sie sind unzertrennlich."

„Schwer ist's," begann Perikles nach einer kleinen Pause, während welcher alle sich dem Anhauch der sie umatmenden Natur unbewußt hingaben — „schwer ist's, aus dieser friedlichen Welt sich wieder im Geiste zurückzuversetzen zu den Menschen und Dingen, welchen man eben entflohen, welche man weit hinter sich zurückgelassen. Und doch würde der Zweck unserer heutigen Wanderung, Aspasia, nur halb erreicht werden, wenn wir jener Menschen und Dinge, vor welchen wir hierher geflüchtet, gar nicht gedächten. Wir müssen im Gegenteil uns mit ihnen zuerst und vor allem andern beschäftigen, denn nicht bloß du hast von den Ereignissen der letzten Tage mir vieles mitzuteilen, sondern ich selbst habe dich über manches, was dir rätselhaft geblieben, aufzuklären. Hier schweben über den Wassern anmutig die Libellen und aalglatt behende Schlänglein ziehen in der

Flut ihre reizende Kreise; aber nicht dieser dürfen wir zunächst achten, sondern von Tieren ganz verschiedener Art habe ich zu sprechen, von unseligen Vögeln, die mir und dir gestern verhängnisvoll geworden; von den verwünschten Pfauen des Pyrilampes. Durch des Hipponikos Verrat ward einer jener Vögel, der zum Geschenk für dich bestimmt war, in mein Haus gebracht und fiel in die Hände der Herrin Telesippe."

„Und was war dort des Fremdlings Los?" fragte Aspasia.

„O frage mich nicht nach meinem und seinem Schicksal an jenem Tage!" rief lächelnd Perikles. „Stelle dir den Mann vor, dem man, wie die Sage berichtet, seine Kinder, lecker zubereitet, zum Mahle vorsetzte; seines Gemütes Staunen und Entsetzen weiß ich erst zu ermessen, seit mir das zwar nicht ganz so Grausenhafte, aber kaum minder Verblüffende widerfuhr, den prächtigen Vogel, von dem ich glaubte, daß er soeben sein herrliches Gefieder vor der entzückten Aspasia entfalte, und daß sie einen Argus in ihm erblicke, von dem Geliebten ihr zugesendet, um sie an seiner Statt mit hundert Augen der Liebe zu bewachen — daß ich diesen Vogel tot, entfiedert, zu formloser, schnöde gebräunter Masse entstellt, auf meinem Teller erblickte!"

Heiter lachte bei dieser Erzählung Sophokles. „Du hast dich versündigt," sagte er, „indem du diesen der Ehegöttin Hera geweihten Vogel verwendetest im Dienste ihrer Widersacherin, der goldenen Aphrodite . . ."

„Weit ärger als über dich und deinen Pfau, o Perikles," sagte Aspasia, „hat der Zorn der Götter am selben Tage über m e i n Haupt sich entladen. Wisse, daß ich am selben Morgen verkleidet in deinem Hause dich aufsuchte, daß auch ich, wie jener Pfau, in die Hände Telesippes fiel, und daß ich, wenn auch nicht geschlachtet wie der Vogel, doch einen kaum weniger tückischen und grausamen Empfang als er gefunden. Bei den Göttern, Telesippe wünschte bloß, ich hätte hundert Augen wie der Pfau, um sie mir alle aus-

kratzen zu können! In der Gesellschaft deiner tobenden Gattin war ein betagtes, lächerliches Frauenwesen, Elpinike geheißen. Diese Matrone entbrannte in heller Liebesbrunst für den jungen Zitherspieler und verfiel in einen unbeschreiblichen Ärger, als sie entdeckte, daß er ein Weib war. Ich wurde besudelt von diesen beiden Harpyen, mit Schmähungen überhäuft, aus dem Hause gestoßen! „Ich stehe als Herrin an dieses Hauses Herd!" rief Telesippe; „du aber bist eine Hergelaufene, eine Buhlerin! Ich befehle dir, von hinnen zu weichen!" Sie fügte hinzu, auf dein Herz wolle sie verzichten, aber deinen Herd sei sie nicht gesonnen, preiszugeben. Willig gönn' ich ihr deinen Herd, o Perikles; aber gedenkst du dem Weibe, welches an deinem Herde waltet, das Recht zuzuerkennen, über das Weib, welches dein Herz besitzt, mit Schmähungen und wilden Drohungen herzufallen?"

„Was vermag ich zu tun?" versetzte Perikles. „Der athenischen Frauenrechte sind gering. Aber diejenigen, die sie nun einmal haben, müssen wir achten. Reichen sie doch nur bis an die Schwelle des Hauses . . ."

„Es scheint also," erwiderte Aspasia, „daß ihr Männer von Athen nicht Herren im Hause, sondern bloß außer dem Hause seid . . . Wie sonderbar! Ihr macht das Weib zur Sklavin, und dann erklärt ihr euch selbst wieder zu Sklaven dieser Sklavinnen!"

„Das ist die Ehe!" sagte Perikles achselzuckend.

„Wenn dies die Ehe ist," erwiderte Aspasia, „so wäre es vielleicht besser, es gäbe keine Ehe in der Welt."

„Den Freudenbund der Herzen schließt die Liebe," sagte Perikles, „zur Gattin aber und zur Herrin des Hauses wird das Weib durch das Gesetz!"

„Durch das Gesetz?" entgegnete Aspasia; „ich meinte immer, es sei eigentlich nur die Mutterschaft, durch welche ein geliebtes Weib zur Gattin würde, und die Ehe beginne, sozusagen, erst mit dem Kinde . . ."

„Nicht nach athenischem Bürgergesetz!" wendete Perikles ein.

„So ändert euer Bürgergesetz,“ rief Aspasia, „denn es taugt nichts!“

„Frommer Götterliebling Sophokles,“ rief Perikles, zu dem Freunde sich wendend, „hilf mir doch diese zürnende Schöne zur Besonnenheit zurückzuführen, damit sie uns nicht mit ihrer kleinen weißen Hand das gesamte Staatswesen der Athener über den Haufen werfe!“

„Wie könnte ich glauben,“ sagte der Dichter, „daß unserer hochgesinnten Aspasia des Menschen und seines Glückes bester Teil, die *Besonnenheit*, verloren gehen könne? — Sie weiß es so gut, daß sie es uns wieder lehren könnte, wenn wir es je vergäßen, daß ein Leben ohne Lust kein Leben ist, daß aber, um des Lebens Lust in schöner Heiterkeit zu genießen, wir uns vor allem hüten müssen, die finstere Göttin *Ate*, die Göttin der Verblendung und des blindhastigen, leidenschaftlichen Vorwärtsstürmens, wider uns zu erregen; daß wir niemals gegen etwas ankämpfen sollen, ohne das Maß unserer Kraft vorher weise zu prüfen; daß frohes Behagen unmöglich ist ohne Selbstbeherrschung; daß wir die Menschen lieben sollen, denn sie sind die Gespielen unserer Lust, und die Götter ehren, denn sie sind nicht leere Namen, sondern bezeichnen die Schranken unserer Kraft und stehen mächtig waltend auf der Grenze zwischen unserm Eigenwillen und dem Verhängnis, zwischen der Freiheit und der ewigen Notwendigkeit; daß wir —“

„Genug!“ fiel lächelnd Aspasia dem Dichter hier ins Wort; „ich fürchte sonst, daß wir aus dem heiteren Äther des reinen Gedankens, in welchen uns deine weisen und schönen Worte emporgetragen, den Weg nicht wieder zurückfinden zu den kleinlichen, aber greifbaren Dingen, von welchen wir in unserer Unterredung ausgegangen. Wenn es aber erlaubt ist, allgemein Gesagtes auf Besonderes anzuwenden, so scheint es mir, o Sophokles, du habest sagen wollen, daß die ausländischen Vögel und die ausländischen Frauen zu Athen sich darein ergeben sollen, gerupft und gezaust zu werden, und daß sie, in frommer

Scheu sich fügend, nicht ankämpfen sollen gegen Landesgesetze, welche sie rechtlos machen . . ."

„Unserm Freunde hier," fügte Perikles zu dem, was Aspasia gesprochen, hinzu, auf Sophokles weisend, „fällt es freilich leicht, für menschliches Tun und Lassen, insonderheit der Ehemänner, weise Regeln aufzustellen, und ebenso leicht, sie zu befolgen. Sein Leben fließt ohne Widerstreit dahin; denn er lebt unvermählt und keine Telesippe tritt seinen Aspasien mit einem vom Herde des Hauses gerissenen Feuerbrande drohend entgegen."

„So ergeht es stets den Vermittlern", erwiderte Sophokles lächelnd, „und allen, welche sich, wenn auch aufgefordert, in die Angelegenheiten der Liebenden mischen. Ich werde nun verspottet und fast gescholten, weil ich, Besinnung predigend, selbst so unbesonnen war, Liebenden Rat erteilen zu wollen. Dafür will ich mich selbst nun strafen, indem ich euch sofort ganz eurer eigenen Weisheit überlasse und von euch für eine kurze Zeit Abschied nehme, damit ihr eure Angelegenheit unter euch ins reine bringt. Ich gehe, um dafür zu sorgen, daß ihr den Tag über hier nicht ohne Labung durch Trank und Speise bleibt. Und wenn ich nebenbei, wenn ihr den Gegenstand eurer Erörterung erledigt, ein wenig in jenen Lorbeerbüschen säume, so wisset, daß dort keine Aspasia mich erwartet, sondern daß ich in jener Schattendämmerung, die Täfelchen auf den Knien und den Griffel in der Hand, die Klageseufzer der edlen Ödipustochter belausche —"

„Du bist also", sagte Aspasia, „jenes dichterischen Planes, dessen du auf der Akropolis Erwähnung tatest, eingedenk geblieben?"

„Schon ist des Werkes Hälfte vollendet," erwiderte Sophokles, „und ein Sklave sitzt Tag für Tag mit dem schwarzbefeuchteten Schilfrohrkiel in Händen, um das Vollendete und Gefeilte von den Wachstäfelchen auf den Papyros zu übertragen."

„Wirst du uns nichts davon zum Vorgenusse bescheren?“ fragte Perikles.

„Eure Zeit ist zu kostbar!“ erwiderte der Dichter und entfernte sich.

Nachdem in solcher Weise Perikles und Aspasia allein geblieben, kamen sie auf die Gegenstände der Unterredung zurück, welche sich in Gegenwart des vertrauten Freundes entsponnen hatte.

Aber es geschah, was bei den Gesprächen der Liebenden gewöhnlich ist, sie irrten häufig von ihrem Gegenstande ab, sie strebten nicht nach strenger Folgerichtigkeit der Erörterung, weil in ihr Denken sich zu vieles Empfinden mischte, und sie erlaubten sich viele Unterbrechungen. Sie horchten dazwischen auf den Gesang eines Vogels in den Zweigen, atmeten den würzigen Duft der Wiesen mit besonderem Wohlbehagen in sich, nahmen hie und da eine lockende Beere aus einer fruchtschwer niederhängenden Traube oder eine rotwangige, saftige Frucht vom Baume, Aspasia biß einen Apfel an und reichte ihn dem Perikles und dieser dankte mit dem Lächeln des Glücklichen, denn es war ihm nicht unbekannt, was das Geschenk eines angebissenen Apfels in der Zeichensprache der Liebe bedeute. Auch blieben Gelegenheiten, Liebesorakel zu befragen, nicht ungenützt. Aspasia flocht während des Gesprächs einen Kranz, gab ihn dann dem Perikles zu tragen, und lachte, wenn demselben Blätter entfielen, denn dies deutet für die Kundigen auf große Liebesglut im Herzen des Kranzträgers. Perikles dagegen pflückte solche Blüten, deren Kelche die Eigenschaft hatten, wenn man sie zwischen den Fingern zusammendrückte, mit einem kleinen Knall zu zerplatzen, und er verschmähte nicht, aus der Stärke dieses Knalles ein Orakel in betreff des von Liebesfülle geschwellten Herzens der Geliebten zu schöpfen.

Aber wie sehr auch die Liebesglut des Perikles ausströmend den Kranz, den er in der Hand trug, zum Welken und zum Entfallen der Blätter bringen und die Liebes-

fülle im Herzen Aspasias dem klatschenden Blumenorakel Ehre machen mochte, beide versuchten doch immer wieder auf ein besonnenes Gespräch zurückzukommen. Viele Fragen wurden aufgeworfen; aber freilich nur wenige erledigt. Es wurde erwogen, wie Aspasia mit Hilfe des Perikles ihr neues Hauswesen am besten einrichten könne, ferner, wie sie ihren Verkehr so ungestört als möglich fortsetzen könnten; und da Liebende von nichts lieber plaudern, als von der Geschichte ihrer ersten Begegnung, so kamen auch Perikles und Aspasia auf die ihrige im Hause des Pheidias zurück und Perikles erwähnte, was infolge jener ersten Begegnung seither sich ereignet, wie seit jenem Tage so Großes begonnen worden, wie er damals gegen die Vorwürfe der Freunde sich verteidigen mußte, zuletzt aber alle befriedigt hinweggingen, bis auf des Sophroniskus Sohn, den Wahrheitsucher, welcher durchaus noch die Frage erörtert sehen wollte, ob die Pflege des Schönen die Pflege des Sittlichen entbehrlich mache.

Diese Frage war damals fallen gelassen und seither geradezu vergessen worden. Da aber Aspasia bei der Wiedererinnerung an dieselbe sogleich wieder sehr entschieden ihre Lieblingsbehauptung hinwarf, die Forderung des Schönen sei in der Welt ebenso berechtigt oder noch berechtigter als die Forderung des Sittlichen, und ein Pfau soviel wert, wie eine Ente, obgleich letztere sich besser mästen lasse — und Perikles nicht gleich wußte, ob er ihr soviel zugestehen dürfe, so wurde das lustwandelnde Liebespaar im Garten des Sophokles durch das Wiedererscheinen des Dichters gerade zur rechten Zeit unterbrochen.

Dieser kam, um sie zu einem kleinen Morgenimbisse einzuladen. Er führte sie in das Gartenhäuschen, welches in des Gartenraumes Mitte gelegen war. Sie fanden das Innere desselben anmutig ausgeschmückt, beinahe weichlich eingerichtet für bequeme Rast, und in diesem Augenblicke in ein zierliches Speisegemach verwandelt. Bereit standen Pfühle jener Art, auf welchen, zu zweien gelagert, die

Tischgenossen, den emporgerichteten Oberleib auf den linken Arm gestützt, ihr Mahl einzunehmen pflegten. Vor den Pfühlen aber standen die Tischchen mit den Speisen, für jeden Pfühl ein besonderes.

Perikles und Aspasia lagerten sich, der Einladung des Sophokles folgend, und streckten die Hände nach den dargebotenen Erfrischungen aus. Es gab da Geflügel, Kuchen, sikelischen Käse, Feigen, Mandeln, Nüsse, Trauben und dazu köstlichen Feuerwein von den Inseln.

„Ich hoffe, frommer Sophokles,“ scherzte Aspasia, „daß du uns keine gebratenen heimischen Nachtigallen vorsetzest, obgleich in einer Stadt, wo *man* Pfaue zu braten sich nicht scheut, wohl auch Nachtigallen der Bratpfanne verfallen könnten.“

„Schmähe nicht um der einen Frevlerin willen das gesamte Athenervolk!“ bat Sophokles.

„Ein Weib,“ rief Aspasia, neuerdings aufwallend, „das fähig war, einen Pfau zu schlachten, ihm sein schönes Gefieder auszurupfen und ihn selbst in eine Pfanne zu werfen, verdiente mit Ruten aus Hellas hinausgepeitscht zu werden. Wenn über irgend jemand, muß über *sie* der Zorn der Griechengötter kommen, denn sie hat sich versündigt am Heiligsten, was es gibt, am *Schönen!*“

„Wenn wir unserer schönen und weisen Aspasia glauben dürfen,“ fiel Perikles ein, zu Sophokles gewendet, „so ist Schönheit das oberste Gesetz des Lebens und, die Seele wie den Leib durchdringend, aller Tugenden erste und letzte.“

„Der Gedanke spricht mich lieblich an,“ sagte der Dichter, „ob ich gleich nicht weiß, was Anaxagoras und jener bekannte Steinmetz des Pheidias und die andern weisen Männer davon urteilen würden. Aber auch von diesen wird keiner die hohe Macht der Schönheit und dessen, was durch sie in den Herzen der Menschen bewirkt wird, der *Liebe*, bestreiten. Ich habe an eben diesem Morgen, ganz deinem Wunsche gemäß, Aspasia, um die unüberwindliche Gewalt der Liebe zu zeigen, meinem Werke eine Szene ein-

gefügt, in welcher ich den Haimon, des Königs Kreon Sohn, freiwillig in den Hades hinabsteigen lasse, um seiner geliebten Braut Antigone dahin zu folgen . . ."

„Das ist zuviel, o Sophokles!" erwiderte Aspasia dem einigermaßen betroffenen Dichter, der es ihr doch zu Danke gemacht zu haben glaubte. „Von so düsterer Seite soll der Griffel der Poeten die Liebe nicht zeigen. Die Liebe ist heiter in ihrem Wesen und soll eher sich selbst als ihre Heiterkeit aufgeben. Sie soll es nicht sein, die eine menschliche Seele in den Hades hinabführt. Sie soll die Menschen nur mit dem Leben, nicht mit dem Tode befreunden. Düstere, schwärmerische Leidenschaft sollte unter Hellenen nicht mit dem Namen der Liebe bezeichnet werden. Sie ist Krankheit, sie ist Sklaverei!"

„Du hast recht, Aspasia!" gab Sophokles zurück. „Die Regel, die du da aussprichst, ist einleuchtend; und du, und Perikles, und ich, wir werden gewiß immer nur der schönen, freien heiteren Liebe huldigen; und wir wollen, wenn es dir angenehm, noch heut den Göttern ein Opfer bringen, damit sie uns das holde Feuer im Busen niemals zu tod- und verderbenschwangerer Glut entfachen. Aber in der Dicht- und Bildkunst drängt der Geist die Poeten und die Bildner, daß sie das, was sie ausdrücken wollen, auf eine scharfe, eindringliche Spitze hinaustreiben. Mir galt es, zu zeigen, daß Eros ein mächtiger Gott sei; aber ich wünsche von Herzen, daß er die ganze Schärfe seiner Macht niemals wieder in solcher Art gegen einen Hellenen kehre. Möge er nur vor allem die Herzen der Schönen mild und willfährig stimmen, denn wer anders als die Schönheit verschuldet die Übel und das Ungemach der Liebe in der Welt? In der Tat, die Schönheit ist eine verhängnisvolle, vielfach entscheidende, bestimmende Macht im Leben der Sterblichen. Sie sitzt, wenn es so mich auszudrücken erlaubt ist, mitratend im Rate höchster Gewalten."

„S c h ö n h e i t s i t z t m i t r a t e n d i m R a t h ö c h s t e r G e w a l t e n!" wiederholte Aspasia. „Dieser Ausspruch ver-

diente, meines Erachtens, den Sprüchen der Weisen von Hellas angereiht zu werden."

„Wenn du Wohlgefallen an demselben hast," versetzte der Dichter, „so will ich ihn vor ganz Hellas laut wiederholen und ihn einem Chorgesange auf den Eros in meiner Tragödie einflechten. Wann könnte ich dieses Chorlied auf den Eros unter besserer Vorbedeutung vollenden, als während dein Fuß noch auf diesem Gartenplane wandelt? Ihr dürfet von hier nicht scheiden, bevor ich den Hymnus niedergeschrieben und ihr euer Urteil darüber abgegeben."

„Kein schöneres Gastgeschenk könntest du uns bescheren!" erwiderte Perikles.

„Für jetzt verzeihet," hub Sophokles wieder an, „wenn ich euch so gar nichts biete, womit man sonst einen Imbiß zu würzen pflegt. Ich führe euch keine Tänzerin und keine Flötenbläserin vor; denn heute sind, wie mich dünkt, meine Gäste sich selbst genug; und überdies, wer möchte vor dem schönen ‚Zitherspieler aus Milet' mit der Zither sich vernehmen lassen und es wagen, in einen Wettstreit mit einem solchen Kunstgenossen einzugehen?"

„Vor allen du selbst!" rief Perikles; „du bist uns den Wettkampf sogar schuldig, denn du hast uns ja auf der Akropolis etwas dergleichen versprochen. Hole nur dein Saitenspiel herbei, o Sophokles, und bringe auch ein zweites für Aspasia; und dann beginnt in der Art sikelischer Hirten mit Spiel und Gesang zu wetteifern, gewärtig meines unparteiischen Spruches — denn daß ihr mich als Kampfrichter gelten lasset, versteht sich wohl von selbst, da ihr außer mir keinen Zuhörer vor euch habt!"

„Das Vergnügen, Aspasias Gesang und Saitenspiel zu vernehmen," erwiderte Sophokles, „wird für mich um den Preis einer Niederlage nicht zu teuer erkauft sein."

Er entfernte sich, brachte nach kurzer Zeit zwei schönverzierte Saitenspiele und bat Aspasia, sich eines davon auszuwählen.

Prüfend streifte die Schöne mit den Fingern die Saiten,

und ein liebliches Geriesel entstob sogleich, wie Funken der Esse, dem beseelten Tonwerkzeug.

Und nun begannen der Dichter und die schöne Milesierin, erwärmt vom süßen Feuer des Inselweins, zum Klange der Saiten Liederchen von Anakreon und Sappho zu singen, und Skolien und geflügelte Distichen, darunter auch Neues und eigen Gedachtes in rascher Erfindung.

„Was heißt Leben und Lust, wenn die lächelnde Kypria mangelt?
Möcht' ich nur sterben, sobald wonniger Reize Genuß
Nimmer das Herz mir erfreut und ergötzliche Huld und Umarmung:
Blüten der Jugend, wie schnell mäht euch die Sense der Zeit!"

Feurig erwiderte Aspasia:

„Kurz wohl ist sie, die Zeit für den Sterblichen; aber es labet
Bacchos, labet der Tanz, und der blühende Kranz und die Liebe!
Dies, nur dies heißt Leben; nur Lust ist Leben — Hinweg denn
Sorgen! genieße das Heut', denn das Morgende liegt im Verborgnen!" —

Mit leuchtendem Blick auf Aspasia sang der Dichter:

„Süß ist, süß, beim Pan, dem arkadischen, was du zur Laute
Singst, o Aspasia! süß tönet der holde Gesang;
Könnt' ich entfliehn? Es verbirgt sich die himmlische Macht der Eroten
In der Sirene Gestalt, welche das Ohr mir entzückt!"

Mit bezauberndem Lächeln auf den rosigen Lippen sang jetzt Aspasia:

„Scherzend ergötzte sich jüngst mit Neära der Freund. Um die Hüften
Schlang ihr Kypris ein Band, bunt und von Blumen gewebt
Goldene Schrift umgab es. Sie lautete: Liebe mich immer,
Aber betrübe dich nicht, wenn mich ein andrer besitzt!"

„Wie lange willst du noch säumen, o Perikles," sagte der Dichter, „Aspasia den Kranz des Sieges zuzuerkennen?"

„Reich' ihn dem Dichter, o Perikles," sagte Aspasia; „aber stelle ihm vorher noch eine Bedingung; er soll uns noch ein Distichon auf die schöne Philainion singen!"

„Hörst du, was Aspasia verlangt?" sagte Perikles zu

dem Dichter; „du sollst Philainion besingen, die schöne Ephesierin, welche jetzt, wie man erzählt, die Genossin deiner schönsten Stunden ist, und welche wir beiden fremden Gäste vielleicht für diesen Tag, zu deiner heimlichen Qual, aus diesem reizenden Orte verdrängt haben!"

„Die Bedingung ist nicht ohne geheime Tücke und Grausamkeit," erwiderte Sophokles lächelnd, „aber ich will sie nicht unerfüllt lassen."

Und er sang:

„Klein zwar ist und schwärzlich Philainion, aber der Eppich
Ist nicht krauser und nicht zarter die Blüte des Mohns.
Mehr als Kypriens Gürtel bestrickt ihr holdes Geschwätz mich;
Was sie gewährt, das gewährt lächelnd von Herzen sie stets.
Traun, Philainion lieb' ich, die reizende, bis mir die goldne
Kypris eine beschert, welche noch reizender ist!"

„Bist du zufrieden, Aspasia?" fragte Perikles, und als diese lächelnd nickte, wandte er sich zu Sophokles und reichte ihm den Preis des Wettkampfs mit den Worten:

„Empfange den Kranz, gastfreundlicher Sänger!"

„Nicht wär' ich dies," entgegnete Sophokles, „wollte ich nicht schließen mit dem Lobe der Schönsten:

„Kypriens Schönheit hast du, der Peitho Lippen, der Horen
Frühlingsblüte dazu, und der Kalliope Ton,
Themis' sittliches Maß, und der Pallas Sinn, und der Charis
Lächelnden Reiz mit dem Ernst sinnender Muse vereint!"

„Das heißt uns beschämen", sagte Aspasia, „und uns zu größerem Danke verpflichten, als wir jemals entrichten können!"

So endete der Wettsang. Der Dichter und die Milesierin erörterten dann noch manches über die Tonkunst, und Aspasia sprach dabei so gelehrt von dorischen, phrygischen, lydischen, hypodorischen, hypophrygischen Tonarten, von den feinen Unterschieden derselben und von den Vorzügen der einen vor der andern, daß Perikles erstaunte und zuletzt ausrief:

„Sage mir doch, Aspasia, wie hieß der Mann, der sich

rühmen darf, dein erstes aufsprossendes Alter in diese schwierigen Künste eingeweiht und eingeübt zu haben?"

„Du wirst es erfahren," entgegnete Aspasia, „wenn ich dir einmal die Geschichte meiner ersten Jugend erzähle."

„Warum tatest du es noch nie?" gab Perikles zurück. „Wie lange willst du es verschieben? Tu' es heute noch! Die Gelegenheit ist günstig, und Sophokles ist so sehr unser vertrauter Freund und so verschwiegen, daß du dich nicht zu scheuen brauchtest, ihn zum Zeugen und Mithörer deiner Erzählung zu machen."

„Nein!" sagte Sophokles; „so anmutend ich mir auch Aspasias Jugendgeschichte vorstelle, muß ich doch fürchten, daß, wenn du das Vergnügen, sie zu hören, mit einem andern teilen mußt, die Erzählung nicht halb so lang ausfallen wird, als wenn du sie allein vernimmst. Überdies erinnere dich, daß ich gelobt, euch nicht zu entlassen, bis ich Aspasia durch einen Chorgesang auf den Eros wieder völlig versöhnt habe, und so muß ich wohl neuerdings meine Einsamkeit aufsuchen, euch aber der eurigen, nicht minder erwünschten, überlassen. Indem ich an demselben Tage, an welchem ich für mein tragisches Werk einen Lobgesang auf den Eros dichte, ein liebend Paar, wie ihr seid, in meinem Asyl beherberge, glaube ich mir ein so großes Verdienst um den Liebesgott zu erwerben, daß es mich nicht wundern sollte, wenn mir das schönste Lied als Götterdank dafür gelänge."

Mit diesen Worten entfernte sich der Dichter.

Scherzend rief dem Abgehenden Aspasia nach, er solle nicht zurückkehren, ohne die reizende, krausgelockte Philainion mitzubringen.

Perikles und Aspasia waren nun wieder in den traulichen, stillverschwiegenen, duftschwülen Gartenräumen sich selbst überlassen.

Noch angeregt von dem heiteren Gespräch bei Becherklang und Saitenspiel und doch in einer Art von sanfter Abspannung, brachten sie, jetzt lustwandelnd, jetzt ruhend,

die nächste Zeit in jenem süßen, träumerischen Zustande hin, welcher das Gemüt, namentlich im Walde, auf der Flur oder in duftigen, schattigen Gärten befängt in den Stunden des Mittags, wenn Pan schläft und seine Geister herrenlos in den einsamen Gründen ihr neckendes Spiel treiben.

Die fettglänzende Frucht der Olive funkelte in der Mittagssonne. Keine Lerche mit buschiger Krone schwärmte mehr umher, die Eidechslein lagen schlummernd in den Hecken. Nur die Baumgrille begann hie und da leise und melodisch auf den Ästen zu zirpen.

So erwärmt, so angeregt, so durchtränkt von Sonnenschein und Würzeduft ist in solchen Momenten des Lustwandelnden Natur, daß, wenn er zur Rast sich hinstreckt auf beschatteten Rasen unter säuselnden Bäumen, seine Lebensgeister nicht wissen, ob es ein süßes Ermatten ist, was sie durchzittert, oder das ungenützte Übermaß ihrer Schwungkraft.

Die beiden Liebenden weilten zuletzt wieder an jenem efeuverhangenen Ruheorte, wo die Wellen des Kephissos unter durchsonnten Zweigen plätscherten, und wo in schwüler Mittagsstille das arglose Paar von Wassernattern, von gaukelnden Libellen überschwebt, sacht hingleitend in der Kristallflut seine Kreise zu beschreiben pflegte.

Aus dem Halbschlummer einer träumerischen und wonnigen Siesta erwachend, wiederholte Perikles seine Bitte an Aspasia, das traute Beisammensein dieses Tages durch die lang versprochene Erzählung der ersten Schicksale ihrer Jugend zu krönen.

Aber es ist ein eigen Ding um eine Erzählerin, deren Lippen fein, weichgeschwellt und würzig süß sind wie attischer Honigseim. Perikles gestand, daß er nicht wisse, ob er begieriger sei nach den Küssen seiner Freundin oder nach ihrer Erzählung. Endlich kam sie zu Worte.

„Du weißt,“ sagte sie lächelnd, „ich bin nicht alt genug, um dich mit einer langen, abenteuerlichen und bunten Erzählung ergötzen zu können. Aber du hast ein Recht, nach

meiner Herkunft zu fragen und zu erkunden, von welcher Art mein Geschick war, bevor es mit dem deinigen sich verknüpfte."

„Philammon hieß der Mann, nach welchem du zuvor gefragt, welchem ich meine Kenntnisse in der Tonkunst und in den andern Künsten und überhaupt alles verdanke, was ein Mensch dem andern danken mag, und was freilich zuletzt, wie ich glaube, nicht allzuviel sein mag, denn das meiste entscheidet ja doch bei dem Menschenkinde, insonderheit bei dem Weibe, der Boden, auf welchem es emporgesproßt, und der Heimatäther, den es in sich geatmet, und der Dinge Gestalt, die es früh um sich gesehen, vor allem aber die Sendung, und das Verhängnis, und der Stern, unter dem es geboren worden.

Der gute Philammon! Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder mit einem Manne in so glücklichem Frieden zusammenleben werde als mit ihm; denn er machte keine Ansprüche mehr an mein Geschlecht und ich noch keine an das seinige. Er zählte achtzig Jahre und ich zehn. Freilich erschien er um den vierten Teil seiner Jahre jünger und ich um den vierten Teil der meinigen älter.

Nach meines Vaters Axiochos und meiner Mutter Tode zu Milet war ich von ihm als väterlichem Freunde und Vormunde in sein Haus aufgenommen worden. Er war der gelehrteste, weiseste, beredetste und zugleich heiterste Greis im heiteren Milet, der liebenswürdigste Greis vielleicht, den seit Anakreon die Erde getragen. Ich weiß nicht, ob sich irgendetwas schöner befreundet, als ein jugendlicher Greis und ein frühreifes weibliches Kind. Die schönsten Gegensätze des Lebens suchen und berühren sich da aufs sinnigste. Ich war bis zur Leidenschaft entflammt in des Philammon schneeweißen, lang hinabwallenden Bart, in seine hellen Augen, aus welchen mir alles Wissenslicht der Welt zu leuchten schien, in seine Lyren und Zithern, in seine Bücherrollen, in die Erz- und Marmorbilder seines Hauses und in den herrlichen Blumenflor seines Gartens. Was ihn

betrifft, schien er an mir nicht weniger Freude zu haben; von der Stunde an, wo ich in sein Haus gebracht worden, trug er ein Lächeln auf den Lippen, wie ich es nie wieder so schön bei einem Glücklichen gesehen, und das zuletzt nicht einmal der Tod auf denselben völlig auszulöschen vermochte. Fünf Jahre lang lebte ich im Dufte der Rosen, mit welchen dieser göttliche Greis seine Becher umkränzte, trank die Weisheit seiner wissenshellen Augen und seiner von Beredsamkeit überströmenden Lippen, spielte auf seinen Lyren und Zithern, entfaltete mit entflammten Wangen seine Bücherrollen, betrachtete seine Erz- und Marmorbilder und pflegte die Blumen seines Gartens. Die Welt der Poesie, der Töne und des Frühlings war für ihn selbst aufs neue lebendig geworden, indem er sie noch einmal mit dem Kinde durchgenoß. Er sagte, er sei achtzig Jahre alt geworden, und er verstehe manche seiner Bücherrollen erst, seit ich, das Kind, sie ihm vorgelesen.

Als er tot war, nannten mich die Milesier das schönste Mädchen der ionischen Gestade, und ich sah zum erstenmal in einen Spiegel. Das Leben der reichen Stadt, wo früh der Hellenengeist an Asias Sonne zu üppiger Milde gereift ist, begann mich mit rauschenden Wellen zu umdrängen.

Aber ich war unzufrieden.

Bei Philammons Bücherrollen und Marmorbildern war ich heiter gewesen; im rauschenden Reigen der Freude, von Huldigungen umgeben, wurde ich ernst, nachdenklich, eigenwillig, launenhaft, anspruchsvoll. Ich vermißte etwas.

Die Männer von Milet erschienen mir geckenhaft. Sie umwarben mich; ich verachtete sie.

Ich stand nach des Philammon Tode verwaist, jung, arm, unerfahren in der Welt.

Da sah mich ein persischer Satrap und faßte sofort den Plan, das vielgepriesene ionische Mädchen nach Persepolis zu bringen, es dem großen König zuzuführen. Meine törichte Mädchenseele ward entflammt. Ich dachte an Rho-

dopis, welche den Ägypterkönig, an meine Landsmännin Thargelia, welche den Thessalerkönig zum Gemahl gewann. Der Perserkönig selbst aber, der mächtigste der Erde, schwebte meiner Seele vor als der Inbegriff alles männlich Schönen, Erhabenen, Liebenswerten und geistig Gewaltigen. Als Kind bei Philammon war ich altklug gewesen; jetzt, als heranreifende Jungfrau, ward ich töricht. Zu Persepolis angelangt, wurde ich aufs reichste geschmückt und sodann in die mit blendender Pracht ausgestattete Königsburg geführt. Inmitten dieser Pracht saß der Perserkönig, nicht minder prunkvoll behängt, aber mit dem Antlitz eines gewöhnlichen Menschen. Er glotzte mich mit matten Despotenaugen an. Zuletzt begann er schläfrig nach mir die Hand wie nach einer Ware prüfend auszustrecken. Das empörte mich, Tränen des Unmuts traten mir in die Augen. Dem Perser aber gefiel das und er lächelte mit schlaffen Zügen. Er schonte meiner sogar seit jenem Augenblicke und sagte, der Stolz der Griechinnen gefalle ihm besser als die sklavische Willenlosigkeit der andern Weiber. Nach wenigen Wochen war des Despoten Herz für mich entflammt. Mich aber befiel eine Angst; ich versank in Schwermut. Fremd, einförmig, ernst erschien mir das Leben um mich her. Diese Menschen ließen nicht auf sich wirken. Dumpf lebten sie hin in ihren, von erschlaffenden Aromen durchwürzten Prunkgemächern. Fremdartig und beängstigend starrte des Morgenlandes Prunk mich an, und rasch war der Zauber gewichen, mit welchem er anfangs meine Phantasie gefangennahm. Ein kühler Schauer ergriff mich vor den Tempeln und Götzen der Fremde; ich sehnte mich zurück zu den Göttern von Hellas.

Ich floh nach kurzer Zeit. Hoch atmetete ich auf, als ich den ionischen Boden wieder betrat, als ich das griechische Meer, neues und schöneres Glück verheißend, wieder ans Gestade branden sah. Im Geleit einer einzigen treuen Sklavin suchte ich im Hafen von Milet ein Schiff, das mich nach Hellas bringen konnte. Ich fand einen megarischen Kauf-

fahrer, welcher bereit war, mich nach Megara zu bringen. Von dort konnte ich rasch das nahe, stolzaufblühende Athen, nach welchem meine Seele längst sich gesehnt, erreichen. Zu Megara mit meiner Sklavin angekommen, stand ich für den Augenblick allein und ratlos da. Der betagte Schiffsherr, der mich von Milet auf seinem Fahrzeug mit herübergebracht, lud mich in sein Haus und versprach, mich in den nächsten Tagen nach Athen zu entsenden. Ich folgte seiner Einladung. Er aber verzögerte von Tag zu Tag die Vorbereitungen meiner Entsendung, und zuletzt merkte ich, daß er die Absicht habe, in seinem Hause mich festzuhalten. Bald aber sah ich zugleich mit dem Vater den heranwachsenden Sohn in Leidenschaft entbrannt, und im Hause wie eine Gefangene zurückgehalten, ward ich zu meiner Qual verfolgt von doppelter Liebeswerbung. Für sie, meinten jene Toren, hätte ich, dem Perserkönig unverletzt entflohen, mich aufgespart. Als ich nun spröde blieb und alles tat, um die Fesseln, die man tückisch mir angelegt, zu sprengen, da brach der Groll jener beiden in helle Flammen aus. Des Schiffsherrn Gattin aber hatte von Anfang an die jugendliche Fremde mit argwöhnischem Auge gesehen; und da nun diese, während die beiden Männer mir grollten und unter sich um meinetwillen grimmig haderten, von wilder Eifersucht ergriffen wurde, so sah ich mich wie von Furien umgeben und schwer bedroht von den Leidenschaften aller dieser Erregten. Dem Weibe kam der Gedanke, die Megarer gegen mich als fremde Betörerin, als Störerin des Friedens aufzuhetzen, und da die beiden Männer durch meine Sprödigkeit und die Unmöglichkeit, mich länger zu halten, aufs äußerste erbittert waren, so unterstützten sie aus Rachedurst das Beginnen des Weibes. Ihr Bemühen war nicht erfolglos. War ich doch in Megara, unter Leuten dorischen Stammes; unter Leuten, welche mitten unter umwohnenden Joniern, losgetrennt von ihren Stammesgenossen im Peloponnesos, dem mächtig drohenden Athen so nahe, nur um so bewußter ihr dorisches Wesen hervor-

zukehren, nur um so sklavischer mit Spartersitte liebäugeln zu müssen vermeinen. Streng und männlich in ihrem Tun wollen sie erscheinen, aber sie sind doppelt zügellos, wenn die Leidenschaft sie ergreift, denn ihr Gemüt ist roh, gemein ihr Sinn. Ihr heftiges Empfinden ist fremd der Sänftigung, welche über die Gemüter anderer Menschen verbreitet wird vom Hauche der Anmut.

Auf mein dringendes Verlangen gab man sich endlich den Anschein, mich ruhig ziehen zu lassen. Ein Maultier stand bereit für meine Habe, eine Sänfte für mich und meine Sklavin. Als ich aber aus dem Hause des Megarers trat, fand ich das gegen mich entflammte Volk auf der Straße versammelt, sah mich mit spottenden und schmähenden Worten empfangen. Dem Megarervolke hatte es genügt, zu hören, daß ich eine Milesierin sei, um mich zu hassen und mich in blinder Wut zu verfolgen. Ich weiß nicht, was mit solchem Mute, mit solchem Stolz mich beseelte, als ich diesen Dorerpöbel grinsend, schreiend, drohend um mich versammelt sah. Mit erhobenem Haupte durchschritt ich die Menge, hinter mir die zitternde Sklavin. Die vordersten, welche ein wenig vor mir zurückwichen, wurden von denjenigen, welche hinter ihnen standen, neuerdings gegen mich gedrängt; ich sah mich im Knäuel der Verwirrung festgehalten, gestoßen, und da ich aufglühend ein Wort des Zornes gegen die Menge schleuderte, so faßten einige mit frecher Bedrohung mich an den Armen und am Gewande.

In diesem Augenblicke kam ein von Rossen bespanntes Reisegefährt des Weges. In diesem Gefährte saß ein Mann, ansehnlich und begütert, wie es schien, von Sklaven umgeben.

Als dieser Mann mich erblickte, inmitten des bedrohlichen Getümmels, während einige der Verwegensten schon Hand an mich legten, ließ er halten, befahl den Seinigen, mich und meine Sklavin in den geräumigen Reisewagen zu heben, und nachdem dies geschehen, sah ich in wenigen Augenblicken durch das Gespann des Fremden mich der unver-

geßlichen Schmach, die mich bedrohte, und dem für immer verwünschten Megara entführt."

„Ich begreife nun, o Aspasia," fiel hier Perikles ein, „warum du, deinem sonst so maßvollen Wesen zuwider, dich so feindselig entflammt zeigst, sobald der Dorer und dorischen Wesens gedacht wird!"

„Ich leugne es nicht," erwiderte Aspasia, „ich habe seit jenem Tage von Megara allen Dorern Feindschaft und Rache geschworen für immer!"

„Jener Mann, der dich rettend entführte," sagte Perikles, „war ohne Zweifel kein anderer als Hipponikos?"

„Er war es!" erwiderte Aspasia.

„Du hast", fuhr Perikles fort, „des ionischen Wesens üppigste Blüte zu Milet, und des dorischen plumpes Übermaß zu Megara kennen gelernt. Auf dem Boden Athens angelangt, fühlst du dich, wie ich hoffe, in jener schönen und glücklichen Mitte, welche die Versöhnung und Harmonie der Gegensätze in sich schließt."

„Es war mir sogleich ein gutes Zeichen," gab Aspasia zur Antwort, „daß, nachdem ich den Boden Athens betreten, der Zufall mich mit jener Stätte in Berührung brachte, in welcher des neuen athenischen Geistes lebendigste Funken sprühen — der Werkstätte des Pheidias!"

„Und dort," fiel Perikles ein, „dort fandest du die Männer, die du am Hofe des Persers vermißtest, die Regsamen, Empfänglichen, auf welche du *wirken* konntest — dort fandest du den feurigen, blühenden Alkamenes . . ."

„Und den grübelnden, nicht feurigen, noch blühenden Sohn des Sophroniskos," versetzte Aspasia; „und beiden strebte ich, das zu bieten, wessen sie mir für ihr eigenstes Wesen zu bedürfen schienen. Dem Bildner zeigte ich, daß er nicht bloß von Meister Pheidias lernen könne, und die falsche Bescheidenheit des Wahrheitsuchers, der alle Welt mit seinen grübelnden Fragen quält, gelang es mir zum Teil in eine wirkliche umzuwandeln. Aber noch fehlte der Mann, dem ich nicht bloß dieses und jenes, dem ich *alles*,

dem ich mein ganzes Selbst darzubringen nicht zurückschreckte. Endlich fand ich ihn. Seitdem bin ich der Esse, wo des neuen hellenischen Geistes und Lebens ureigenste Funken sprühen, noch näher gekommen, als in der Werkstätte des Pheidias . . ."

„Und wo war dies?" fragte Perikles.

„Am Herzen des Gemahls der Pfauenschlächterin Telesippe!" erwiderte lächelnd Aspasia und lehnte ihr schönumlocktes Haupt mit bedeutungsvoller Gebärde an die Brust des herrlichen Mannes.

Dieser neigte sich mit einem Kusse zu ihr hinab und erwiderte:

„Mancher von jenen Lebensfunken des hellenischen Geistes schliefe vielleicht unerweckt in dieser Brust, o Aspasia, wenn du dein schönes Haupt niemals an dieselbe gelehnt hättest!"

So verfloß dem glücklichen Paare der Tag in den Gärten des Sophokles.

Der Abend begann zu dämmern, die Büsche dufteten stärker, die Nachtigallen begannen ihr Lied in den Zweigen, und als wollten sie mit diesen wetteifern, erhoben ihre hellen Stimmen im Grase die Zikaden; Glühwürmer leuchteten aus dem tieferen Dunkel der Büsche und Hesperus sprühte Funken am Abendhimmel.

Jetzt erschien der Dichter wieder, um seine Gäste zum Mahle zu laden. Wieder führte er sie in jenes trauliche, lieblich ausgeschmückte Gartenhaus.

„Du hast mir," sagte Sophokles, zu Aspasia gewendet, „als ich von euch schied, einen Befehl mit auf den Weg gegeben. Und wer möchte säumen, dir zu gehorchen in allem, was du wünschen magst?"

Damit deutete er nach dem Hintergrunde des Gemaches, aus welchem lächelnd Philainion hervortrat.

Perikles und Aspasia waren angenehm überrascht. Philainion war klein, aber von bezauberndem Ebenmaß der Gestalt; dabei kräftig an Gliedern und doch voll Anmut in den Bewegungen. Sie hatte die schwärzesten Augen,

und über der etwas niedrigen Stirne das schwärzeste Kraushaar, das man sehen konnte.

Aspasia dankte dem Dichter in anmutigen Worten für seinen Gehorsam und küßte Philainion auf die Stirne. Fröhlich lagerte man sich dann zum Mahle. Viel der süßen Labe ward geboten, und wieder floß der feurige Chierwein unter heiterem, geistbeflügeltem Gespräch und Gelächter.

Dann las Sophokles den Gästen seinen versprochenen Lobgesang auf den Eros, das unsterbliche Chorlied auf den „Allsieger im Kampfe".

Berauscht von schöner Begeisterung, begannen Aspasia und der Dichter das Lied sogleich auch zum Klange der Saiten zu singen. Die Melodie dazu floß wie von selbst von ihren Lippen: sie erfanden dieselbe gemeinsam.

Philainion, von der gleichen Trunkenheit ergriffen, stimmte ein und, vom Liede sowie vom feurigen Chier begeistert, fing sie bald auch an, den Gesang mit den reizendsten, ausdrucksvollsten Tanzbewegungen zu begleiten.

Wer vermöchte das Glück dieser begnadeten Menschen zu schildern?

Sie waren heiter-selig wie die olympischen Götter.

Als Perikles mit Aspasia den Gartenraum durchschritt in später Stunde der Heimkehr, dufteten die Rosen berauschend, die scharlachrote, geheimnisvoll flammende Blüte der Lichtnelke wetterleuchtete im Dunkeln.

Und niemals schmetterten die Nachtigallen am Kephissosufer lauter als in jener Nacht.

„Weißt du, was sie singen", sagte Perikles zur lächelnden, an seiner Seite wandelnden Aspasia. „Sie singen alle das Chorlied des Sophokles an den Eros; sie singen alle:

„Eros, du Allsieger im Kampf,
Du ruhst auf zarten Wangen
Des Mädchens und übernachtest" —

Sie singen alle:

„Siegenden Zauber spielt
Die göttliche Schaumgeborne!“

Sie singen alle:

„Strahlender Schönheit Reiz
Sitzt mitratend im Rat
Höchster Gewalten!“

---

## 7. Der Diskoswurf.

Seit das von Perikles den tonkünstlerischen Aufführungen gewidmete Prachthaus mit einem Wettkampfe der Tonmeister eingeweiht und eröffnet worden, strömten die Athener fleißig herbei gegen den mittäglichen Fuß der Akropolis, um das eigentümliche Bauwerk und sein keilförmig zulaufendes, aus den Masten erbeuteter Perserschiffe erbautes Dach zu bewundern.

Aber gar bald folgte der Vollendung des Odeion die des Lykeion, und wie eben erst zu jenem, so drängt der Schwarm jetzt sich hinaus vor das gegen Sonnenaufgang gewendete Tor nach dem Ilissos hin, um die neue herrliche Ringschule, die nicht ihresgleichen hat, zu sehen.

Obgleich noch neu, sind Wände und Säulen doch schon hie und da bekritzelt mit schmeichelnden Inschriften, welche das Lob des einen oder des andern schönen Knaben verkündigen. Denn nicht die schaffenden Bildner allein, welchen die Wohlgestalt der Jünglinge, bei vielen Leibesübungen hier ohne Hülle sich zeigend, eine willkommene Schule des Naturgemäßen und des Schönen in der Bildkunst ist, auch die müßigen Schönheitsfreunde kommen hierher, um an dem Anblick reinentwickelter Jugendblüte sich zu ergötzen. Mit ihren begeisterten Kennerblicken wetteifert das Auge zärtlicher und ehrgeiziger Väter, welche mit stolzer Befriedigung die

übungen und Wettkämpfe ihrer Erzeugten verfolgen, die Kraftentfaltung und den Eifer derselben mit mancher lebhaften Gebärde, mit manchem lauten Zurufe spornend. Im übrigen gibt es auch schwärmerische Liebhaber der gymnischen Künste, welchen die Schau derselben an und für sich selbst ein Labsal ist, und welche mit alternden Gliedern, wie verjüngt durch den Eifer, die Bewegungen und Übungen der Jugend, soviel deren vor ihren Augen gemacht werden, im Zusehen bewußt oder unbewußt mitmachen. Ja, bis auf einen solchen Grad steigt bei manchen dieser leidenschaftlichen Liebhaber die eingeborene Lust, daß sie nicht damit sich begnügen, tagelang müßige Zuschauer im Lykeion so wie in den Palästren abzugeben, sondern geradeswegs, wenn der Drang sie überkommt, werfen sie sich unter die Jünglinge, um an ihren Übungen teilzunehmen, oder sie fordern gar einen Altersgenossen aus der Menge zu einem kleinen Ringkampfe auf dem Sande des Gymnasions heraus. „Heda, Charisios,“ heißt es, „wollen wir nicht noch einmal ein Wettspielchen miteinander wagen, wie so oft in unserer glücklichen Ephebenzeit? Welche jungen Herkulesse waren doch wir — wie anders, als diese Knäblein von heute!“ So heißt es, und die beiden Männer gedenken ihrer blühenden Jugendtage und fassen sich und ringen miteinander nach unvergessenen Regeln der Kunst im Kreise ermunternder Zuschauer.

Aber nicht bloß den körperlichen Übungen dient der Ort: er ist ein riesiger Gesellschaftssaal. Und so sehr ist er dies, daß alle die eigentlichen Übungsräume auf der einen, mittäglichen Seite des Peristyls hinter der doppelten Säulenhalle liegen, die drei übrigen Hallen aber, sowie die Baumpflanzungen, welche an die Ringschule sich schließen, nur dem geselligen Verkehr der Athener gewidmet sind. Hier finden mit ihren Bewunderern, Freunden, Schülern sich vielgesuchte Männer zusammen. Mag man hier doch immer noch ungestörter sich unterreden, als in den Hallen der lärmvollen Agora. Was die Nachwelt eifrig in bestaubten Bücherrollen lesen wird, das strömt lebendig hier von den

Lippen der Denker. An den Meister und seine vorerst nur wenigen Schüler, die hier an seiner Seite horchend dahinschreiten, schließt aus der Menge wer da will sich an. Wenige Tage sind es, seit des Lykeions Räume ihre Pforten erschlossen und schon könnt ihr den kühnen Flügelschlag des hellenischen Gedankens in denselben rauschen hören.

In jenem Greise mit den hellen Augen erkennt ihr den Freund des Perikles, den edlen Anaxagoras, wieder. Gleich ihm hat mancher Athener schon gelernt, nach des Naturlaufs Gründen zu fragen, und über olympische Götterlaunen hinaus ewige Gesetze des natürlichen Geschehens aufzusuchen. Aber viele noch gibt es auch, die geneigt sind, eine unheimliche Art von Magier in ihm zu erblicken.

„Ist dies nicht der Weise von Klazomenä?“ fragt ein Athener, an einen der Schüler und Hörer in der Gruppe sich wendend, welche den Philosophen umgibt; „ist's nicht derselbe, von welchem man sagt, daß er einmal bei den Spielen zu Olympia mit einer Wildschur um den Leib sich hinsetzte, während die Sonne am heiteren Himmel schien, und denjenigen, die ihn deshalb bespöttelten, sagte, daß, bevor noch eine Stunde verflossen, ein Unwetter losbrechen würde, was denn auch in der Tat zu aller Verwunderung eintraf. Woher schöpfte wohl der Mann eine solche Voraussicht, wenn er nicht besser als irgendeiner auf übernatürliche Dinge und auf die Ausübung der mantischen Künste sich versteht?“

„Frage doch ihn selbst!“ erwiderte der Schüler.

Der Athener befolgt den Rat und wiederholt seine Frage dem Anaxagoras ins Angesicht: „Bist du der Mann, der zu Olympia in einer Wildschur sich hingesetzt und ein Ungewitter vorausgesagt bei heiterem Himmel und hellem Sonnenschein?“

„Allerdings!“ erwidert lächelnd Anaxagoras. „Und auch du hättest dasselbe vermocht, ohne Anwendung von magischen oder mantischen Künsten, wenn dich, wie mich, ein arkadischer Hirt belehrt hätte über die Haube des Erymanthos?“

„Was willst du sagen mit der Haube des Erymanthos?“ fragt der Athener.

„Der Erymanthos“, versetzt Anaxagoras, „steht als ein hoher Gebirgstock dort, wo die Grenzen von Arkadien, Achaja und Elis zusammenstoßen; und sieht man von Olympia aus einen gewissen Gipfel dieses Gebirges bei großer Hitze und wehendem Nordost sich mit der leichtesten Wolkenhaube bedecken, so entladet binnen weniger als Stundenfrist sich ein Gewitter, das kühlen Schauer bringt und gewaltigen Regenguß über die pisatischen Auen.“

Und als hierauf von den Umstehenden die Rede auf Entstehung und Ursachen der Gewitter gebracht wird, versichert Anaxagoras, der Blitz entstehe durch eine gewisse Art von Reibung der Wolken aneinander. Er geht auch auf andere Naturerscheinungen über und bringt ganz neue ungewöhnliche Behauptungen vor; so z. B. will er wissen, die Sonne bestehe aus einer glühenden Erzmasse und sei größer als der Peloponnesos. Der Mond, behauptet er, sei bewohnt und habe Hügel und Täler.

Während solchergestalt der Weltweise mit seinen Hörern lustwandelt, anderswo lebendig erregte Kreise um den Politiker sich bilden oder um den Neuigkeitskrämer, sitzt in einer menschenleeren Ecke der entferntesten mitternächtigen Halle des Lykeion auf der glattgemeißelten umlaufenden Marmorbank ein Paar, das über wichtige Dinge in der Zurückgezogenheit mit Eifer zu verhandeln scheint.

Es ist ein Jüngling von ausnehmender Schönheit, und ein junger Mann von einer Gesichtsbildung, welche der seines Gefährten und Mitunterredners sehr unähnlich ist.

Es gab unter den einzelnen, welche vorübergingen, kaum einen, der nicht stehen geblieben wäre oder im Vorüberwandeln sich nicht wenigstens umgesehen hätte, um die auffallende Schönheit des Jünglings mit einem aufmerksamen Blicke zu mustern. Einige kamen sogar wieder zurück oder blieben in der Nähe und behielten den Jüngling im Auge, des Augenblickes harrend, wenn er, um an den gymnischen

Übungen teilzunehmen — denn zu diesem Zwecke schien er doch wohl gekommen — die ganze enthüllte Wohlgestalt seiner Glieder den Blicken darbieten würde.

Aber sie täuschten sich, die solches erwarteten. Denn der bezaubernde Jüngling war eben wieder die schöne Freundin des Perikles, die heute noch einmal zu dem Hilfsmittel der männlichen Verkleidung zu greifen sich entschlossen hatte, um eine der Lieblingsschöpfungen ihres Freundes, das nun vollendete Lykeion, zu besichtigen. Sie hatte sich diesmals den lange befreundeten Sokrates zum Begleiter erkoren. Sich mit Perikles in dieser Verkleidung öffentlich zu zeigen, konnte sie kaum mehr wagen, da das Geheimnis des im Geleite des allbekannten Mannes gehenden Zitherspielers schon von zu vielen durchschaut war. Sokrates hatte willig auf sich genommen, was Perikles sich selbst und der Freundin versagen mußte.

Er hatte sich am frühen Morgen mit ihr dort eingefunden, um ihr das Innere der Ringschule zu zeigen, bevor die Übungen der Knaben und Jünglinge beginnen würden. Er tat mit Eifer das Seinige, indem er Aspasia umhergeleitete in des Gymnasions Mittelraume, dem ins Ungeheure ausgedehnten, von Säulenhallen umgebenen Hofe, hinter welchem geräumige Säle sich reihten, auch die Bäder nicht vergaß, noch die jungen Baumpflanzungen, die neben dem Gymnasion, als eine den Lustwandelnden willkommene Ergänzung desselben, auf dem wiesigen Grunde des Ilissosufers sich hinzogen.

Den „Wahrheitsucher", den „Weisheitsfreund", den Grübler aus der Werkstätte des Pheidias zum Begleiter wählen, ohne den geheimen Anschlägen des unterredungslustigen Mannes zum Opfer zu fallen, war unmöglich. Und so hatte er denn auch jetzt vorerst, in seiner nachdenklichen Art sprechend, erwogen, wie sinnvoll Perikles das Odeion durch das Lykeion ergänzte und wie er damit vielleicht habe sagen wollen, daß die musischen und die Turnkünste immer verschwistert bleiben müßten, und daß sie ver-

einigt die harmonische Tüchtigkeit des Leibes und der Seele erzeugten, und daß nicht bloß in Erz und Gestein der Grieche das Schöne bildend und schauend genießen wolle, sondern im eigenen lebendigen Wesen, dem leiblichen und seelischen, es zu verwirklichen durch einen starken Drang seiner Natur sich getrieben fühle.

Und nachdem er schon der Führerpflicht genügt, wußte er Aspasia noch immer festzuhalten, sie noch tiefer in ein Gespräch zu verstricken. Mit ihr auf der zierlichen Steinbank einer der am wenigsten von Menschen erfüllten, entferntesten Hallen sich niederlassend, war er wieder auf jenen Lieblingsgegenstand zurückgekommen, den er auf die Bahn zu bringen nie versäumte, so oft er der schönen Milesierin habhaft werden konnte. Unglücklicherweise fielen, während er auch jetzt sich bemühte, von ihr die lang gewünschte Aufklärung über den Begriff und das Wesen der Liebe zu erhalten, die Antworten Aspasias so aus, daß Sokrates immer zu erwidern sich genötigt glaubte:

„Was du da beschreibst, Aspasia, das ist ja nicht Liebe des *andern* — das ist ja alles nur Liebe zu sich selbst . . .“

Er wollte nämlich wissen, was es denn eigentlich heiße, wenn man z. B. sagt, Perikles liebt die Aspasia, oder Aspasia liebt den Perikles. Aber welche schöne Wendungen die Milesierin der Sache geben mochte, Sokrates drehte und wendete sie stets noch geschickter und zog aus Aspasias Worten, sie mochte sagen, was sie wollte, stets nur die Erklärung, daß, wer eine andere Person zu lieben scheine, doch im Grunde nur sich selbst und sein persönliches Vergnügen liebe und suche. Ihm schwebte nur der Gedanke einer Liebe vor, welche *wirklich* Liebe eines andern, nicht bloß seiner selbst wäre. Und grillenhaft, wie er war, stellte er sich an, als könne er in den Erklärungen Aspasias auch nicht die geringste Spur einer solchen Liebe finden. Er fand darin immer nur einen Egoismus — einen *Egoismus zu zweien*.

Der Wahrheitsucher und die Schöne hatten schon geraume Zeit über diesen Gegenstand verhandelt, als sie den weisen Anaxagoras mit einigen Begleitern langsam die Halle heraufkommen sahen.

„Die Götter senden uns", sagte Sokrates, „ohne Zweifel diesen Mann, damit er im Vorübergehen uns aus der Verlegenheit rette."

„Meinst du nicht," erwiderte Aspasia lächelnd, „daß die Jugend sich schämen müßte, wenn sie sich nach der Liebe bei dem Alter erkundigte?"

Anaxagoras war, langsam die Halle heraufkommend und zuweilen einen Augenblick im Gehen einhaltend, soeben beschäftigt, seinen Zuhörern auseinanderzusetzen, der Anfang aller Dinge seien kleine, untereinander ganz ähnliche Teilchen: denn wie das Gold aus Goldstaub, so bestehe das ganze Weltall aus kleinsten, staubkornähnlichen Teilchen, welche durch die in allen waltende Vernunft den ersten Anstoß zu Form und Harmonie erhielten. Diese Vernunft, die er auch den Nus, das ist den Geist, nannte, sei nicht bloß im bewußten Menschenwesen vorhanden, sondern auch des Naturlebens scheinbar dunkelste Tiefen durchwalte sie und alles sei voll Seelen.

Als der Philosoph mit seinen Begleitern jener Stelle ganz nahe gekommen war, wo Sokrates mit Aspasia sich unterredend saß, wendete er von selbst, ohne einen Gruß des jüngeren Mannes abzuwarten, mit einem freundlichen Blicke sich zu ihm, denn er war ihm gewogen. Sokrates erhob sich von seinem Sitze und sagte:

„Wie sehr beneide ich diese deine Freunde da, o Anaxagoras, welche dich den ganzen Tag zu begleiten und jeden Augenblick ihren Wissensdurst aus deinem Borne zu löschen imstande sind. Wir andern, die wir dir nur selten begegnen, tragen die ungelösten Zweifel tagelang in uns umher und quälen uns oder unsere nicht minder wissensdurstigen Freunde mit Bemühungen ab, die zu keinem Ergebnisse führen. Da plage ich nun schon eine Stunde lang

den Sohn des Axiochos und will von ihm erfahren, was die Liebe sei, denn er versteht sich auf solche Dinge. Aber er hält, wie es scheint, mit seiner Weisheit geflissentlich zurück und gibt mit boshafter Neckerei mir Dinge zu hören, bei welchen ich noch unklüger werde als zuvor. Erbarme du dich meiner, Anaxagoras, und sage mir: was ist die Liebe?"

„Im Anfang", erwiderte der Philosoph, die Frage mißverstehend und den Gegenstand von seiner übernatürlichen Seite fassend, „waren die Urstoffe und Samen der Dinge in blinder Unordnung gemischt. Da war alles Chaos und Nacht und Erebos. Nicht Himmel, noch Erde, noch Luft war da, bis die schattenbeschwingte Nacht, vom Winde befruchtet, das Urei gebar, aus welchem die verlangende Liebe zur Welt kam, oder der geflügelte Eros, wie die Dichter sagen, durch dessen waltende Macht der innere Streit und Zwiespalt der Dinge sich löste, und anderes mit anderm liebend sich mischte, bis Wasser und Erd' und Himmel und Menschen und Götter in gesonderten Gestalten hervortraten aus dem Schoße der allbefruchtenden Natur, als Kinder der Liebe . . ."

„So wäre also Eros das Urwesen," sagte Sokrates, einen Augenblick dem ins übermenschliche Gebiet abschweifenden Philosophen folgend; „aber ich habe von dir, o Anaxagoras, auch den Nus als erstes und höchstes nennen hören. Sollten Nus und Eros, allwaltende Vernunft und allzeugende Liebe, dasselbe sein?"

„Es ist wohl möglich," versetzte Anaxagoras, „daß sie eins sind im innersten Grunde, und daß sie nach demselben Ziele trachten — jenes wissend, dieses blind . . ."

„Dann wäre es mit einem Male erklärt," rief Sokrates, „was es besagen will, wenn man von der Blindheit der Liebe, von den verbundenen Augen des Eros spricht. Wenn ich dich recht verstanden, Anaxagoras, so ist Eros nichts anderes, als der Nus mit verbundenen Augen . . ."

„Nimm es immerhin so, wenn es dir so gefällt!" sagte Anaxagoras lächelnd.

„Nun sieh' aber, Anaxagoras," fuhr Sokrates fort, „wie du mich und diesen Jüngling hier, den Sprößling des Milesiers Axiochos, von unserm eigentlichen Gegenstande abgebracht hast, in dem du uns in die obersten Höhen der Weisheit entführtest. Denn ich und dieser Jüngling, wir hatten bei unserm Gespräch eine andere Art von Liebe im Auge, als die du uns in deiner Rede vom Streit der Dinge und vom Erebos und vom Urei soeben gedeutet hast. Wir fragen nämlich — und auch dieses erscheint der Frage vielleicht nicht unwert — welches denn die eigentliche Natur, das Wesen und der Zweck jener Empfindung sei, kraft welcher ein Mensch den andern, insbesondere aber jener Mann dieses Weib, oder jenes Weib diesen Mann zu lieben behauptet?"

„Ein Verlangen dieser Art," versetzte Anaxagoras, „durch welches der Mann zum Weibe, aber nicht zum Weibe überhaupt, sondern zu einem bestimmten Weibe und hinwiederum ein Weib nicht zum Manne überhaupt, sondern zu einem bestimmten Manne in leidenschaftlicher und willenloser Begierde hingezogen wird, ist eine Art von Erkrankung der Seele und als solche wohl beklagenswert. Denn eine krankhafte Begier und leidenschaftliche Neigung dieser Art stürzt nicht bloß denjenigen, dessen Begierde von dem Gegenstande, auf welchen sie sich ausschließlich richtet, ungestillt bleibt, in die kläglichste Verzweiflung und in den trübseligsten Jammer, sondern sie bringt, auch wenn sie Hoffnung hat gestillt zu werden, oder wirklich zum Teile gestillt wird, die von ihr Behafteten in eine Abhängigkeit von dem geliebten Gegenstande, welche jeder schon an sich als seiner unwürdig und als schmählich erkennen müßte, welche aber auch deshalb für den Weisen durchaus zu vermeiden ist, weil er, um den Gleichmut und die innere Zufriedenheit der Seele zu behaupten, niemals sich an irgend etwas mit leidenschaftlicher Vorliebe hängen darf. Denn alles, woran wir uns in solcher Weise durch Gewöhnung fesseln lassen, kann uns wieder entrissen werden, und sein Verlust

bereitet uns dann unerträgliche Qualen. Solch krankhafte Liebesleidenschaft verwirrt das Gemüt, erfüllt es mit beständiger Angst und Eifersucht, macht den Kühnsten zag, den Stärksten schwach, den Besten gleichgültig gegen Ehre und Schmach und den Sparsamsten zum Verschwender. Untereinander aber entflammt sie die Menschen zum erbitterten Hader und stiftet Unheil für ganze Völker und Städte, sowie ja auch um eines Weibes willen Ilion zerstört worden und die Griechen ein Jahrzehnt lang alle erdenkliche Mühsal und das vergossene Blut ihrer Besten erduldet."

Anaxagoras hatte noch kaum seine Rede beendet, als Perikles, mit einem Begleiter im Gespräch, die Halle heraufkam. Er sah den Anaxagoras mit Sokrates sich unterreden. Er erkannte auch die verkleidete Aspasia an der Seite des Sokrates und warf ihr einen verwundert fragenden Blick zu, den sie mit einem unbefangenen Lächeln erwiderte.

Perikles blieb stehen, und da er die letzten Worte der Rede des Anaxagoras gehört, so fragte er die ihn Grüßenden, über welchen Gegenstand sie sich denn eben mit so gespannter Aufmerksamkeit von Anaxagoras hätten belehren lassen.

„Laß dir dieses, o Perikles," sagte Sokrates mit schlauem Lächeln, „von dem Jüngling hier, dem Sohn des Milesiers Axiochos, auseinandersetzen; denn er eben ist schuld, daß Anaxagoras gezwungen wurde, an dieser Stelle Halt zu machen und einiges über einen der nach meinem Bedünken schwierigsten Punkte des menschlichen Erkennens zu äußern."

„Die Rede des weisen Klazomeniers", sagte Aspasia, „war veranlaßt durch die Frage des Sokrates, was zu halten sei von der Liebe."

„Und was antwortete der weise Klazomenier in betreff dessen, was zu halten sei von der Liebe?" fragte Perikles.

„Er sagte," gab Aspasia zurück, „wenn ich anders seinen Gedanken und nicht bloß seinen Worten gefolgt bin, daß die Liebe, so feurig sie sein möge, doch immer nur Sache des heiteren, fröhlichen Lebensgenusses bleiben müsse, und daß sie nicht zu krankhafter, trübseliger Schwärmerei ent-

arten dürfe, noch zur Tyrannei, noch zu herznagender Eifersucht . . ."

„Er sagte," fiel Sokrates mit bedeutungsvollem Lächeln ein, „daß, wenn einer den Jüngling, der ihm teuer, oder die Schöne, die er liebt, an der Seite eines andern, schönen oder häßlichen Mannes erblicken sollte, er deshalb nicht sogleich für nötig halten dürfe, olympische Brauen zu runzeln, oder eine Griechenflotte in Aulis zu versammeln, um in wildem Rachedurst Völker auszutilgen und Städte zu verwüsten . . ."

Perikles lächelte. Er fand die Silensgestalt des Wahrheitsuchers beinahe drollig neben dem strahlenden Liebreiz der ihm zur Seite sitzenden verkleideten Aspasia. Es war im ersten Augenblicke allerdings befremdend für ihn gewesen, Aspasia hier zu treffen, und seine olympischen Brauen hatten sich in der Tat bei ihrem Anblicke ein wenig zusammengezogen; aber nun schämte er sich beinahe dieser ersten Regung. Er zweifelte nicht an der Absicht seiner schönen Freundin, sich, wie es mit Rücksicht auf ihr Geschlecht ihr geziemte, vor Beginn der Leibesübungen aus der Ringschule zu entfernen. Aber er hielt es doch für geraten, sie durch eine versteckte Mahnung daran zu erinnern, daß dieser Zeitpunkt nahe sei, und daß sie bedacht sein müsse, denselben nicht zu versäumen. Er ließ die Äußerung fallen, daß die Übungen unverweilt beginnen würden. Er fügte hinzu, daß es heute für ihn selbst Ehrensache sei, sich hier einzufinden, da seine beiden Söhnlein, Xanthippos und Paralos, sowie sein Mündel Alkibiades, nachdem sie schon eine kleine gymnische Vorschule in der Palästra durchgemacht, zum erstenmal in den öffentlichen Übungen der Knaben in der Ringschule teilnehmen würden. Nicht länger sei der kleine Alkibiades zurückzuhalten gewesen, der nichts mehr von der armseligen Palästra hören wolle und danach glühe, sich auf dem öffentlichen Felde der Ehren, im Lykeion, mit seinen Altersgenossen zu messen.

Anaxagoras und seine Begleiter vernahmen diese Nach-

richt nicht ohne lebhafte Teilnahme und schlossen dem Perikles sich an, um Zeugen der Wettkämpfe des kleinen Alkibiades zu sein, von welchem die Athener, so jung er war, doch schon zu sprechen begannen.

Aspasia erhob sich ebenfalls mit Sokrates, wie um den übrigen zu folgen, forderte jedoch insgeheim den Wahrheitsucher auf, sie aus dem Lykeion hinwegzugeleiten.

Aber der grüblerische junge Steinmetz aus der Werkstätte des Pheidias schritt, nachdem er mit der verkleideten Schönen aus dem Gedränge entwichen, wie traumwandelnd neben ihr hin, und ohne es zu wissen und zu wollen, führte er sie, statt aus der Ringschule hinaus, in die abgelegenste, eben völlig verödete Halle derselben, weit ab von dem Schauplatze, wo die Jünglinge und Knaben sich übten.

Sein Inneres war ganz ausgefüllt durch die schweigsame Erwägung dessen, was Anaxagoras über die Leidenschaft der Liebe geäußert hatte. Die Worte des Weisen waren tief in seine Seele gedrungen.

Aspasia fragte ihn zuletzt nach dem Grunde seines nachdenklichen Schweigens.

Er antwortete lange nicht; dann aber, wie aus einem tiefen Traume erwachend, begann er, nachdem er seine Begleiterin eingeladen, sich neben ihm auf einen Marmorsitz in der völlig menschenleeren Halle niederzulassen:

„Weißt du, Aspasia, wann in meinem Leben zum ersten Male mein Dämon sich bei mir meldete?“

„Was nennst du deinen Dämon?“ fragte Aspasia.

„Mein Dämon“, erwiderte jener, „ist ein Mittelwesen zwischen göttlicher und menschlicher Natur. Er ist kein Phantom, kein Hirngespinst: denn ich höre zuweilen ganz deutlich, so deutlich, als man nur etwas vernehmen kann, seine Stimme in meinem Innern. Aber er verschmäht es leider, mir die Tiefen der Weisheit in geheimer Offenbarung aufzuschließen; was Erkenntnis anlangt, scheint er nicht stärker und nicht weiser als ich selbst. Er begnügt sich damit, mir in einzelnen Fällen kurz und ohne alle Be-

gründung mit seiner innerlich vernehmlichen Stimme zu sagen, was ich tun oder was ich lassen soll. Zum erstenmal in meinem Leben vernahm ich diese seine Stimme, als ich dich, Aspasia, zum erstenmal erblickte!"

Aspasia fühlte sich sonderbar berührt, als sie den jungen Grübler so ernsthaft und wie von einer wirklichen Person und der natürlichsten Sache von der Welt von seinem Dämon reden hörte.

„Und was gebot dir der Dämon in jenem Augenblicke?" fragte sie lächelnd.

„Als ich dich erblickte und der Gedanke sogleich sich meiner bemächtigte, dich nach dem Wesen der Liebe zu fragen, da ließ er sich leise, aber deutlich vernehmen. ‚Tue das nicht!' sagte er. Aber ich dachte: Was will dieser Fremdling? Was kümmern ihn meine Angelegenheiten? — Ich gehorchte nicht und fragte dich, fragte dich *oft*, und immer nach dem Wesen der Liebe. Aber nun bin ich entschlossen, ihm für die Zukunft in allem, was er mir gebieten oder verbieten mag, zu gehorchen; denn ich habe mich indessen überzeugt, daß er der rechten Einsicht voll, und wohlwollend, und alles Vertrauens würdig ist."

„Du bist ein Träumer, Freund!" sagte Aspasia, „obgleich du vorgibst, nach den klaren Begriffen der Dinge zu jagen. Zu sehr nach innen gekehrt ist dein Wesen, o Sohn des Sophroniskos! Blick' um dich und sieh' den reinen, ruhigen, gesunden, von heiterer Schönheit gesättigten Umriß des Lebens dich überall umgeben! Opfere den Charitinnen, o Sokrates! opfere den Charitinnen! Und vergiß nicht, daß du ein *Grieche* bist!"

„Ein Grieche?" erwiderte lächelnd Sokrates. „Bin ich nicht zu häßlich, um ein Grieche zu sein? Meine Stumpfnase fällt hinaus aus der Sphäre des reinen Griechentums. Ich mache aus der Not eine Tugend und suche ein Lebensideal, das verträglich ist mit der Unschönheit!"

Aspasia blickte nach diesen Worten dem Sokrates mit einem Gemisch von Befremdung und von Mitleid ins Gesicht.

Der arme Sohn des Sophroniskos! Er schritt unter den heiter befriedigten Menschen dahin als der einzig Unbefriedigte. Man fing an, ihn zu den Weisen zu zählen. Aber niemand hatte ihn jemals etwas behaupten gehört. Er fragte nur immer. Er wandelte durch seine Mitwelt als ein großes, lebendes, fast unheimliches Fragezeichen. War er das verkörperte Bedürfnis einer neuen Offenbarung, eines neuen Gedankens, einer neuen Zeit? . . .

Da die Wirklichkeit, selbst in ihrer üppigsten Blüte, seine Fragen nicht ganz beantwortete, so flüchtete er sich ins Gebiet des reinen Gedankens. Er jagte den „klaren Begriffen“ nach. Aber nichts liegt der grübelnden Gedankenjagd näher, als ihr scheinbares Widerspiel, die Schwärmerei. Und so sprach er von seinem Dämon.

Es war ihm Ernst damit. Des Griechen Auge war gewohnt, klar und offen nach außen zu blicken. Sokrates wendete das seine nach innen. Er hörte sich denken; er entdeckte die Innerlichkeit und erschrak davor so sehr, daß sie ihm als eine dämonische Macht erschien. Er nannte sie seinen Dämon.

Viel wurde von seiner „Ironie“ gesprochen. Ach, die Ironie, mit welcher er die Unwissenheit der andern in Gesprächen aufdeckte, sie war nur ein schwacher Nachhall jener Ironie, deren Stachel er gegen sich selbst, gegen das vergeblich nach Erkenntnis dürstende Ringen in seinem eigenen Busen kehrte!

Es war sein schmerzlicher Ernst, wenn er von sich versicherte, er wisse, daß er nichts wisse . . .

Und doch gärte es in ihm von Gedankenkeimen der Zukunft.

Er suchte, wie Aspasia ihn soeben sagen gehört, ein Lebensideal, das, ungleich dem hellenischen, verträglich wäre mit der Unschönheit.

Er suchte, ahnte ein ernsteres Ideal gegenüber dem Ideal des „allsiegend Schönen“, das über sein Zeitalter den Glorienschein in goldener Lebensblüte warf . . .

Von solcher Art war das Wesen dieses noch jugendlichen Grüblers. Und doch — er war ein Grieche. Unschön von außen, grüblerisch in seinem Innern, war er doch angehaucht von der Anmut hellenischen Geistes. Ein düsterer Schwärmer war er nicht und konnte es nicht werden. Der Hauch Aspasias hatte auch ihn berührt; niemals konnte er den düsteren Gewalten ganz verfallen. Mehr und mehr mußte sein Wesen sich verklären zu milder Heiterkeit, wenn auch nur zur Heiterkeit des Weisen, der den Giftbecher mit Gleichmut leert, wenn seine Stunde gekommen . . .

Jetzt aber gärte in ihm noch die Jugend und eine geheime, ihm selbst fast unbewußte jugendliche Leidenschaft. Noch war er nicht der Mann und nicht der Greis, von welchem die Bücher der Alten erzählen — noch war er der Steinmetz aus der Werkstätte des Pheidias.

Er liebte im geheimen die schöne und weise Aspasia.

Er liebte sie, und er wußte, daß er eine stumpfe Barbarennase und das Gesicht eines Silens habe, und daß sie ihn niemals lieben könne.

Er wußte es, aber er war noch jung, und er ermaß selbst nur halb die Gewalt des Feuers, das heimlich in seinem Busen loderte.

„Ich weiß es, Aspasia," sagte er, „ich scheine dir auf der Blüte des hellenischen Lebens als eine Raupe umherzukriechen, sie heimlich zernagend und mit skeptischem Gedankengeifer besudelnd, und du hättest Lust, mich davon hinwegzuschnellen mit den Spitzen deiner rosigen Finger. Aber sieh, Aspasia, ich möchte ja gerne lieber schön als weise sein. Sage mir nur, wie ich es anstellen soll, um schön zu sein?"

„Sei immer mild und heiter", entgegnete Aspasia, „und — ich wiederhole es dir — beeifre dich, den Charitinnen zu opfern!"

„Durchsonne mich mit dem Strahl deiner Augen!" rief, von der Regung seines Herzens überwältigt, der sonst so ruhige Wahrheitsucher. „Dann", fuhr er fort, „werde ich immer mild und heiter sein!"

Er sagte diese Worte in leidenschaftlicher Aufwallung und rückte dabei dem Antlitz Aspasias mit dem seinigen näher, als ob er jenen erheiternden Strahl ihres Auges mit dem seinigen auffangen wollte.

Dabei kam das Silensgesicht des Weisheitsfreundes dem liebreizenden Antlitz der Milesierin so nahe, daß seine aufgeworfene Lippe den wonnigen Rosenmund der Schönen beinahe berührte.

„Opfere den Charitinnen!“ rief Aspasia, sprang empor und enteilte . . .

In eben demselben Augenblicke kam ein nackter Knabe, fast atemlos, flüchtend die Halle heraufgelaufen, stürzte sich, als er den Sokrates erblickte, auf diesen, riß den Mantel desselben an sich und verbarg darin seine nackten Glieder.

Der Wahrheitsucher wußte nicht, sollte er seine Blicke auf die von ihm hinweg enteilende Aspasia oder auf den zu ihm sich flüchtenden Knaben richten. Er sah aus wie ein Mann, dem eine Taube aus der Hand entflieht und dem im selben Augenblick eine Schwalbe an den Busen fliegt . . .

Der Knabe, in den Mantel gewickelt, schmiegte sich in seinen Schoß und bat flehentlich, noch immer keuchend vor Angst, ihn zu verbergen und zu beschützen.

„Wessen Sohn bist du und was ist der Grund deines ängstlichen Entweichens?“ fragte Sokrates den Knaben.

„Ich bin des Kleinias Sohn, des Perikles Mündel, Alkibiades geheißen!“

So antwortete der Knabe. — In folgender Art aber hatte sich zugetragen, was das Söhnlein des Kleinias zwang, mit nackten Gliedern zitternd sich in den Schoß des Sokrates zu flüchten.

Zur Zeit, als dieser neuerdings sich in ein Gespräch mit Aspasia vertiefte, hatten die Übungen der Jünglinge und auch der Knaben in den dazu bestimmten Räumen des Lykeion begonnen.

Perikles und seine Begleiter umstanden mit vielen andern den Übungsplatz der Knaben.

Es war eine Schau voll lebendiger Anmut, diese schönen, munteren, zarten und doch schon durch die Vorübung der Palästra gekräftigten, unverderbt knospenden Knabengestalten, der purpurnen Chylamis entkleidet, im Sande der Ringschule sich tummeln zu sehen.

Unter allen aber leuchtete der Knabe Alkibiades hervor, einer der jüngsten zwar, aber fest schon auf den Beinen und etwas Trotziges, Keckes in seinem Wesen zur Schau tragend. Aber das Kecke und Trotzige wurde gemildert durch den Reiz seiner Schönheit. Die Bildner drängten sich herzu, um dieses noch unentwickelte, aber gleichsam in leiser Andeutung sich ankündende Muskelspiel, diese knospende Wohlgestalt, diese gleichsam auf einen verjüngten Maßstab zurückgeführte männliche Formenharmonie zu bewundern.

Nebst dem jungen Alkibiades befanden sich unter den Knaben auch seine beiden Altersgenossen, die Sprößlinge des Perikles, Xanthippos und Paralos; ferner der kleine Kallias, des reichen Hipponikos Sohn, mit welchem Alkibiades schon Freundschaft geschlossen hatte. Auch das Söhnlein des reichen Pyrilampes, Demos geheißen, war da zu sehen.

Die Knaben, feurig und lebhaft, wie sie waren, konnten den Beginn der Übungen kaum erwarten.

Mit dem Wettlaufe begannen jetzt unter der Leitung der Paidotriben die Übungen der Knaben.

Die Paidotriben unterwiesen ihre Zöglinge, wie sie im Laufe haushalten sollten mit ihrem Atem und mit ihrer Kraft, wie sie die oberen und die unteren Glieder im Gleichmaß bewegen, wie sie mit erhobenem, gleichsam schwebendem Fuße weit ausschreiten sollten, um mit der kleinsten Anzahl von Schritten den größten Raum zu durchmessen; auch gewisse taktmäßige Bewegungen der Arme lehrten sie die Knaben, welche nach ihrer Meinung geeignet waren, dem Ausschreiten der Füße entsprechend, die Schnelligkeit der Bewegung zu fördern.

Doch, siehe da! Der kleine Alkibiades wollte von dieser

Lehre nichts wissen: Er erklärte die Bewegungen der Arme, zu welchen man ihn zwingen wollte, für unschön und stritt sich mit den Paidotriben über die Sache. Begütigend mischte einer der Aufseher und Leiter der Übungen sich in den Streit, streichelte die Wange des Knaben und lobte seinen Eifer für die Bewahrung der dem Auge wohlgefälligen Schönheit in Bewegung und Haltung, verwies ihn aber in betreff der Zweckmäßigkeit jener Bewegungen auf das Beispiel der mauretanischen Strauße, welche ihren Lauf durch die Bewegung der kleinen Flügel, die sie gleichsam wie Segel gebrauchen, unterstützen.

Die nackten Knaben liefen gegen das Ziel mit einem fröhlichen Geschrei, das immer stärker erscholl, je mehr sie dem Ziele sich näherten. Mehrmals wurde der Wettlauf wiederholt — immer war der erste am Ziel der junge Alkibiades.

Nach den Übungen des Laufes kamen die des Sprunges, des Hochsprungs, des Weitsprungs, des Tiefsprungs, an die Reihe.

Die Paidotriben gaben den Knaben Gewichte in die Hand und lehrten sie dieselben so gebrauchen, daß sie, weit entfernt, die Leichtigkeit des Sprungs zu hemmen, vielmehr den Schwung des Leibes nach vorwärts beförderten. Auch diese Gewichte mißfielen dem eigenwilligen Knäblein Alkibiades, und wenig fehlte, so hätte er sie einem derjenigen, welche über das sittliche Wohlverhalten der Knaben zu wachen hatten, und der ihm sein widerspenstiges Benehmen mit etwas scharfen Worten verwies, an den Kopf geworfen. Zorn und Scham bemächtigte sich des Perikles, als er, mit seinen Freunden unter den Zuschauern stehend, Augenzeuge ward von der Zügellosigkeit des Knaben. Aber er lächelte versöhnt, als unter dem Beifallsklatschen der Zuschauer der Sohn des Kleinias auch im Sprunge allen Altersgenossen den Vorrang abgewann.

Jetzt wurden die Knaben von den dazu bestimmten, sogenannten Aleipten mit Öl gesalbt für den Ringkampf.

Das ließ der kleine Alkibiades sich noch gefallen; als man ihm aber den durch das Öl geschmeidigten Leib mit Staub bestreute, um die Schlüpfrigkeit der eingeölten Glieder zu mindern, so legte er gegen diese Verunreinigung lebhafte Verwahrung ein. Aber hier fügte man sich nicht, wie in der Palästra, den eigenwilligen Launen des Knaben; hier galt des Gymnasions strengeres Gesetz und das Söhnlein des Kleinias mußte sich fügen.

Paarweise traten die Knaben zum Ringen an.

Mit gelinder Beugung des Knies den rechten Fuß ein wenig vorzustrecken, den Arm zum Angriff wie zur Abwehr auszulegen, Hals und Haupt nicht nach vorn zu neigen, auch den Unterleib einzuziehen, die Brust aber zu ründen und zu wölben, des Gegners Bewegungen vorauszuerspähen, im Angriff wie in der Verteidigung beständig kunstgemäß zu verfahren, wurden die Knaben von den Paidotriben unterwiesen. Wie man ferner den Gegner mehr durch Gewandtheit als durch Kraft zum Fallen bringen, den Gefallenen aber mit Händen und Füßen so umschlingen und verwickeln könne, daß er regungslos bleiben und darauf verzichten müsse, sich wieder vom Boden zu erheben, das wurde nebst allen übrigen Kunstgriffen den jugendlichen Ringern eifrig eingeprägt. Aber auf Anstand auch und selbst auf Anmut der Bewegungen richteten die Lehrer und Aufseher der Übungen ihr Augenmerk. Nicht auf Kraftentwicklung bloß und Gewandtheit bezogen sich die Regeln, welche sie gaben, sondern auch auf Schaustellung jeder Art von Wohlgestalt und jener schönen, freien, leichten Art von Haltung, durch welche der Athener sich von Barbaren und selbst von manchen Griechen unterschied.

Der junge Alkibiades rang mit dem ältesten unter den Knaben und streckte ihn durch einen Kunstgriff, welchen er nicht dem Paidotriben verdankte, sondern in des Augenblickes Drang und Nötigung selbst gefunden hatte, in den Sand.

Nun wurden den Knaben die Schabeisen gereicht, damit

sie sich den ölgetränkten Staub von den Gliedern schaben konnten, und nachdem dies geschehen, erhielt jeder von ihnen eine Diskosscheibe, auch eine kleine Stange statt des Speers, beides zu den Übungen im Wurfe. Die Diskosscheibe der Knaben war nicht, wie sonst, von Erz, sondern aus dem Holze einer harten Art geschnitzt. Nichts Leichtes war der Diskoswurf, wenn er kunstgerecht ausgeführt werden sollte. Beim Wurfe die rechte Körperhaltung anzunehmen, ferner der Wurfscheibe, nachdem sie mit etwas Erde rauh gemacht worden, um sie sicherer fassen zu können, die beste Lage in der Hand zu geben, dann aber die Hand in eine wiegende Bewegung zu bringen, um gleichsam das Verhältnis der Kraft, welche aufzuwenden war, zu dem Gewichte richtig abzuwägen, den Diskos schwungrecht und die Muskeln des Armes spannkräftig zu machen, wohl auch die Scheibe im Halbkreisbogen zu schwingen und dann aus der Tiefe herauf in die Ferne zu schleudern — das alles wurde, wie den andern Knaben, auch dem Alkibiades eingeschärft; er aber verachtete diese Regeln, und als die Knaben einer nach dem andern zum Wurfe antraten, und die Weite, welche jeder einzelne mit seinem Wurfe erreichte, am Boden durch ein Zeichen ersichtlich gemacht wurde, schleuderte der Sproß des Kleinias, als an ihn die Reihe kam, seinen Diskos, wie es ihm gefiel. Dennoch flog seine Scheibe über die der andern weit hinaus.

Da trat noch ein starker Knabe hervor, der im Diskoswurf eine besondere Fertigkeit besaß. Dieser versuchte nun sein Glück und achtsam, mit Beobachtung aller Regeln der Paidotriben, warf er den Diskos und überholte zwar nicht den Wurf des Alkibiades, blieb aber auch hinter demselben nicht zurück. Seine Scheibe und die des Alkibiades lagen in gleicher Entfernung von den übrigen.

Alkibiades erbleichte. Zur ersten Male sollte er seine Siegesehre mit einem andern teilen. Stumm und vor Aufregung zitternd stand er da und warf Blicke des Unmuts nach seinem Nebenbuhler hinüber. Dieser aber vermaß sich

zu behaupten, seine Scheibe liege, genau genommen, noch ein wenig über die des Alkibiades hinaus.

Bei dieser Behauptung wurde der junge Alkibiades von unbeschreiblicher Wut ergriffen, erhob seine Rechte und schleuderte mit aller Gewalt den Diskos, den er in der Hand hatte, nach dem Haupte des Gegners. Und nur zu gut erreichte der Wurf sein Ziel; ohnmächtig und blutend sank jener Knabe zusammen.

Ein großer Tumult entstand. Der fast auf den Tod Verwundete mußte hinweggetragen werden. Bei diesem Anblick erbleichte und zitterte der junge Alkibiades einen Moment; als aber die Verwandten und Befreundeten des verwundeten Nebenbuhlers mit Vorwürfen und Drohungen auf ihn eindrangen, zeigte er sich sogleich wieder gefaßt und trotzig.

Jetzt aber sah er den zürnenden Perikles in Gesellschaft des würdevollen Gymnasiarchen auf sich heranschreiten, und merkend, daß man ihn ergreifen, hinwegführen, vielleicht gar in schmählicher Weise züchtigen wolle, wendete er sich plötzlich, durchbrach den Ring der Umstehenden, wo er am wenigsten dicht war, und entfloh mit jener Behendigkeit, welche ihm früher beim Wettlauf zum Siege verholfen hatte.

Man schickte sich an, ihn zu verfolgen, aber bald war er den Augen seiner Häscher entschwunden.

Im abgelegensten Teile des Lykeion war er auf den Sokrates gestoßen, hatte sich, wie schon erzählt, auf ihn gestürzt, und schutzflehend sich in seinen Mantel geborgen.

„Der Sohn des Kleinias also bist du?" sagte Sokrates in sanftem und ruhigem Tone, nachdem ihm der Knabe auf sein Befragen den Anlaß seiner Entweichung erzählt hatte. „Nimmst du bei deinem Tun und Lassen keine Rücksicht auf Lob und Tadel, keine Rücksicht auf den Wunsch und Willen so vortrefflicher und angesehener Männer, von welchen du stammst, oder welchen du durch Geburt verwandt bist?"

„Ich will nicht immer tun, was die andern wollen,"

sagte der Knabe trotzig; „ich will tun, was mir beliebt und was ich selber will und was ich mir vorsetze."

„Du hast ganz recht," erwiderte Sokrates, immer ruhig; „der Mensch muß tun dürfen, was er selber will und was er sich vorgesetzt hat. Aber was hast du denn eigentlich gewollt und was hast du dir vorgesetzt, als du heute morgen mit den andern Knaben hierher kamst in das Lykeion?"

„Der Erste zu sein in allem!" rief lebhaft der kleine Alkibiades. „Der Erste zu sein, mich auszuzeichnen und die größten Ehren unter allen davonzutragen! Das hatte ich mir vorgesetzt!"

„Dann hast du also doch nicht getan, was du eigentlich wolltest und was du dir vorgesetzt", bemerkte mit unveränderter Ruhe Sokrates. „Du wolltest dich auszeichnen, wolltest mit Ruhm bedeckt das Lykeion verlassen; in der Tat aber bist du mit Schmach und Schande fortgehetzt worden und hast vielleicht noch gar, wenn du den Deinigen zurückgegeben wirst, eine Züchtigung zu erwarten. Warum bist du denn nicht geradeswegs auf das, was du erreichen wolltest, losgegangen und hast deine Zeit mit Nebensachen, die dich vom Ziele abführten, verloren? Du bist nicht hierher gekommen, um deinem Altersgenossen mit dem Diskos ein Loch in das Haupt zu werfen, sondern, wie du sagst, um Lob und Ehre zu erringen. Dein Fehler war, daß du einen Augenblick ganz und gar vergaßest, was du hier eigentlich wolltest, und dich auf Nebendinge einließest, welche zur Folge hatten, daß du, statt mit Ruhm bedeckt, mit Schmach und Schande aus dem Gymnasion flüchten mußtest."

Es geschah dem Knaben Alkibiades zum erstenmal, daß ihm das Gesetz des zweckmäßigen Verhaltens nicht als willkürlich und äußerlich Drohendes, sondern als etwas in ihm selbst Lebendiges, mit seinem eigensten Wollen wesenhaft Verbundenes vor Augen gestellt wurde.

Überhaupt lag etwas in diesen Worten des Sokrates und in dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, was

dem Knaben Vertrauen einflößte. Er sah dem Manne ernst und schweigend ins Antlitz, er sah ihm in die mildfreundlichen, braunen Augen, und sein Vertrauen wurde im selben Augenblicke fast unbewußt zu einer Sympathie, wie er sie bisher für keinen Menschen empfunden hatte.

Jetzt sah man die Leute, welche den Knaben Alkibiades suchten, darunter den Perikles im Geleite des Gymnasiarchen, sich nähern.

Neuerdings begann der Knabe zu zittern.

„Fürchte nicht!" mahnte Sokrates; „ich werde es mit der Götter Hilfe versuchen, dich auszusöhnen mit all diesen grimmigen Feinden und Verfolgern!"

Die sich Nähernden erkannten den Sokrates, und, an ihn geschmiegt, in sein Himation gehüllt, den Knaben, den sie suchten. Es war, als sähe man den Knaben Achill in Gesellschaft seines Lehrers und Pflegers, des ungeschlachtgutmütigen Kentauren.

Als Perikles und der Gymnasiarch mit den übrigen herangekommen und gerade auf den Sokrates zuging, sagte dieser:

„Ich weiß, wen ihr sucht, ihr Männer; aber der, den ihr sucht, ist mein Schutzbefohlener, wie ihr sehet, und ich werde ihn nicht ausliefern, sondern ihn, wie es meine Pflicht ist, nach Kräften verteidigen. Er ist, wie er mir sagt, ins Lykeion gekommen, um sich auszuzeichnen, was ihm nur deshalb nicht völlig gelang, weil er aus Vergeßlichkeit sich mit Dingen befaßte, die nicht zur Sache gehörten, indem er nämlich einem Gespielen den Diskos an den Kopf warf, was ihm Unehre brachte, statt der Ehre, die er eigentlich gesucht. Was die Verwundung jenes Knaben anlangt, so bedenkt, ihr Männer, daß ein ganz ähnliches Unglück oder Vergehen, wie ihr es nennen wollt, auch durch Götter- und Heroenhände schon geschehen ist; denn, wie ihr wißt, hat selbst Apollon seinen Liebling Hyakinthos, und der Held Perseus seinen Großvater Akrisios mit einem Diskoswurfe getötet. Es ist wahrscheinlich, daß dieser dunkelgelockte, feuer-

äugige Knabe den Göttern und Helden ähnlich werden könnte, wenn er wollte, auch in *andern* Dingen . . ."

Der Zorn des Perikles legte sich bei dem Anblicke des wiedergefundenen Knaben, aus dessen Gesichte jede Spur von Trotz verschwunden war. Er richtete an den Fürsprecher einige freundliche Worte, welche zugleich den noch immer der Züchtigung Gewärtigen beruhigen konnten, und befahl hierauf dem Pädagogen, den Knaben anzukleiden und aus dem Lykeion hinweg nach Hause zu führen.

Sokrates schloß sich dem Perikles und dem Gymnasiarchen an, und die Männer unterhielten sich noch eine Weile von der seltsamen Mischung herrlicher und verderblicher Eigenschaften, welche sich in der Natur des Söhnleins des Kleinias begegneten.

Dieses selbst aber verließ an der Hand des Pädagogen nicht den Ort, ohne sich mit einem warmen Blicke aus seinen dunkelleuchtenden Augen von dem Schützer und Fürsprecher zu verabschieden.

In solcher Art wurde der seltsame Herzensbund geschlossen zwischen Sokrates, welchen sie den Häßlichen nannten, und dem schönsten aller Hellenensöhne, dem jungen Alkibiades, an dem Tage, als dem Wahrheitsucher eine Taube aus der Hand entflog und im selben Augenblick eine junge Schwalbe an den Busen flüchtete . . .

---

## 8. Das Opfer der Charitinnen.

Ein Schaffender und Wirkender geht so völlig wie der Bildkünstler in seiner Arbeit auf. Der Weg des Pheidias ging nur zwischen der Akropolis und seiner Werkstätte hin und her. Er sah selbst in den nächtlichen Träumen nichts anderes als seine Götterbilder, seine Gruppen, seine Friese, und nicht selten fand er, weil sein rastloser Geist geheim

im Schlummer ebensowohl als im Wachen tätig war, nicht ohne Verwunderung beim Erwachen in seinen Entwürfen sich weiter gefördert und gereift. Manches seiner Gebilde war ursprünglich ein Traumgesicht, und er konnte sagen, daß ihm die Götter im Traume erschienen, wie den Helden Homers. Die gesamte Welt hatte nur Wert für ihn, insofern sie Beziehung hatte auf sein Kunstbestreben. Er verzichtete auf die Genüsse des Lebens, er war einsam, unvermählt.

Seine Seele war erfüllt von den Urbildern aller Dinge und sein klares Auge spiegelte in reinen Umrissen alles Gewordene.

Es war ein buntes Gewirr von Menschen und von Dingen in den Hallen und Höfen der Werkstätte des Pheidias. Immer gab es da Entwürfe zu ersinnen, zu prüfen, zu verwerfen, immer neu in Ton zu modellieren, Maßstab und Verhältnisse zu erwägen. Neben den Vorarbeiten in Ton ward auch schon manches Bildwerk nach dem Modell erst noch von den Steinmetzen aus den Blöcken gehauen, um später der feineren Künstlerhand zur völligen Ausgestaltung überliefert zu werden. Eine Trümmerstätte war des Pheidias Werkstätte zu nennen, aber eine Trümmerstätte der Entstehung, nicht der Zerstörung. Es war das Chaos, aber nicht das Chaos nach dem Untergange, sondern das Chaos, aus welchem die Schöpfung hervorgeht. Bruchstücke lagen überall umhergestreut, welche zum Ganzen vereinigt zu sehen das kunstliebende Auge kaum erwarten konnte.

Und über diesem Chaos schwebte der Geist des Pheidias. Dieser Geist lenkte alles, hielt den feurigen Alkamenes und den strengen Agorakritos zu einheitlichem Wirken zusammen.

Seine beiden gewaltigsten Arme waren dieses Paar. Jener überdies seine beredteste Zunge. Was Pheidias einmal gesagt, in einsilbigen, vielleicht rätselhaften Worten hingeworfen, das deutete Alkamenes, wiederholte es, schärfte es ein, überwachte den Vollzug.

Soeben wieder hielt er Umschau bei denjenigen Jüngern

und Helfern, deren Arbeiten seiner besonderen Obsorge anvertraut waren. Überall tadelte, mahnte, spornte er mit dem Ungestüm, das ihm eigen, indem er werdende Bestandteile der Giebelfelder, Friese, Metopenbilder musterte.

„Was machst du, Drakyllos? Zu flach gewölbt ist für die Wirkung aus der Ferne hier das Doppelblatt der Brust, das Feld des Unterleibes zu wenig gegliedert, zu wenig von den Weichen sichtlich abgegrenzt! Die Hauptmuskeln zu wenig, die Nebenmuskeln zuviel hervorgehoben! — Charikles, du spannst die Haut hier zu straff, dort zu weich über den Muskeln! Zu wenig locker ist sie hier, zu wenig verschiebbar! Es muß scheinen, als ob man selbst am starren Erz- oder Marmorbilde die Haut mit zwei Fingerspitzen erfassen und ein wenig emporziehen könnte! — Dein Gott, Lykios, ist zu wenig erkennbar aus den Falten seines Gewandes! Gehörst auch du zu den Bildnern, deren Herakles nur an der Keule kenntlich ist? — Auch deine Quellnymphe, Krinagoras, scheint sich auf das Kennzeichen ihrer Urne verlassen zu wollen, statt in den weichen, gleichsam flüssigen, hingegossenen Gliedern das Innerste ihres Wesens erscheinen zu lassen!"

Jetzt kam er an eine Gruppe des Parthenonfrieses: Jünglinge, welche Rosse, die sich bäumten, zügelten. „Bei welcher Mähre, Lykios, hast du dies breite Haupt, diese stumpfen Ohren gesehen? Auch das Ganze ist zu starr, zu wenig losgelöst, zu altmodisch! Bist du bei den Ägineten in die Schule gegangen? Solch altväterisch Stümperwerk hätte schon Argeladas nicht mehr gebilligt!" — So rief Alkamenes, tadelte noch dies und jenes im besonderen und schien, sich ereifernd, nicht übel geneigt, das Gebild des Jüngers zu zertrümmern, denn solches war er fähig zu tun, wenn die Leidenschaft ihn überkam.

Agorakritos trat hinzu und nahm, wie öfter, des arg Geschmähten gegen den Heißsporn Alkamenes sich an. Diesem schoß das Blut ins Gesicht und er gab ein lebhaft Wort zurück.

In diesem Augenblicke aber näherte sich Pheidias und in seinem Geleite ein Paar, das nicht ganz fremd war in der Werkstätte des Pheidias.

Wie hätten Perikles und Aspasia sich versagen sollen, zuweilen einen Blick zu tun auf das stille Werden und Reifen dieser großen Entwürfe?

Sie kamen und fanden den Meister mitten im Schwarme seiner Jünger und Helfer unter den Tonmodellen, halb behauenen Werkstücken und Marmorblöcken; sie fanden ihn einsilbiger, strenger, nachdenklicher, vertiefter in seinem ganzen Wesen als je zuvor.

Als Alkamenes die Milesierin erblickte, war er bestrebt, gleichgültig-heiter zu erscheinen und jenen noch immer nicht ganz erstickten Unmut zu verbergen, welchem er bei der flüchtigen Begegnung auf der Agora Ausdruck zu geben sich hatte hinreißen lassen. Der düstere Agorakritos aber gab sich keine Mühe, den Groll zu verheimlichen, den er gegen Aspasia noch immer im Herzen trug. Er ging beiseite und verlor kein Wort an die edlen Besucher.

Da diese eintretend noch einiges vom Wortwechsel des Alkamenes und des Agorakritos vernommen hatten, so spann sich über denselben Gegenstand bald die Rede weiter fort, und die lebhafte Aspasia verhehlte nicht, daß sie mit Alkamenes völlig übereinstimme, wenn er die letzten Spuren des Altüberlieferten, des Altertümlichen getilgt sehen wolle aus der Kunstausübung. Bei der Betrachtung der Entwürfe und Tonmodelle für die kolossalen Giebelgruppen, für die Friese und Metopenbilder fand sie manches Schönste noch ein wenig hart und streng, und selbst das edelste Blütenalter der Künste schien ihr noch zu langsam fortzuschreiten. Ohne Rückhalt sprach sie aus, was sie dachte.

„Die schöne Aspasia,“ sagte Pheidias mit ernstem Lächeln, „sie möchte, daß alles, was wir bilden, so zierlich und so üppig und so reizend wäre wie sie selbst. Aber vergiß nicht, Aspasia, daß uns Bildnern hier in diesen Aufgaben kein einfach Menschliches, kein alltäglich Wohlgefälliges, sondern

ein meist übermenschliches darzustellen und zu gestalten vorgesetzt ist."

„Pheidias hat vielleicht recht," sagte Perikles, „wenn er sich das, was Aspasia das Herbe, Strenge, das Altertümliche nennt, nicht völlig rauben lassen will. Wer weiß, ob des bildnerischen Schönen höchstes Ideal nicht auf der schmalen Grenze wohnt, welche die keusche jungfräuliche Schönheit von der üppigen, vollentwickelten scheidet? Der Entwicklung höchste und letzte Stufe ist ja auch schon die erste des Niedergangs; ein wenig diesseits dieser Spitze also und nicht auf ihr selbst, dürfte dasjenige liegen, was das Gemüt mit dem reinsten, edelsten Zauber erfrischt und beseligt."

„Wenn ich dich, o Pheidias," sagte Aspasia, „auch noch so sehr zum Reizenden, zum Zierlichen und Üppigen spornen wollte und du hinwiederum die Deinen zu eben diesem Bestreben aufs äußerste aneifertest, so glaube ich, daß die rechte Grenze doch noch lange nicht überschritten würde. Denn soweit scheinen mir die Deinigen vom allzu Zierlichen und Weichlichen noch entfernt, daß, wenn sie auch mit allen Kräften darauf ausgingen, sie es doch schwerlich erreichten. Ich sage nicht, daß ihr langsam seid, aber der Weg ist weit."

„Wenn ich auf die Gebilde des Pheidias blickte," sagte jetzt Perikles ablenkend, als fürchte er, daß Pheidias verletzt werden könnte — „oder die Gesänge des Homeros höre, so finde ich, daß sie erhaben sind in ihrem Reiz, und reizvoll in ihrer Erhabenheit. Sie sind erhaben, wie jeder weiß, und sie sind reizvoll, wie keiner leugnet, und schön nennen wir sie vielleicht eben, weil sie beides zugleich sind."

„Dies lasse ich mir gefallen!" sagte, von seiner Arbeit aufsehend, der Steinmetz Sokrates, welcher bisher beschäftigt gewesen war, einen Marmorblock nach der Vorschrift aus dem Groben zuzuhauen. „Lange habe ich bei mir nachgesonnen, was denn die Schönheit sei; nun sind mir des Perikles Worte wie ein Strahl in die Seele gefallen. — Als einen mit Erhabenheit gemischten Reiz, als eine an-

mutige Erhabenheit und eine erhabene Anmut wäre also das Schöne bezeichnet. Und wenn Aspasia und Perikles wiederum miteinander die rechte Grenze der Fortentwicklung in den Künsten erörtern, so werden sie es leicht haben, zu sagen, das Schöne müsse, um das Schöne zu bleiben, niemals bloß reizend und niemals bloß erhaben, sondern immer beides zugleich sein. Gewährten mir nur die Götter, bei jedem Schlage des Meißels, den ich hier in der Werkstätte des Pheidias führe, dieser Lehre eingedenk zu sein, insonderheit wenn ich Hand anlege an die Ausführung des Weihegeschenks, das ich der Göttin des Pheidias für den Tag der Eröffnung ihres Prachthauses auf der Akropolis bestimme."

„Wie?" rief Aspasia, „der nachdenkliche Steinmetz will sich nun auch als freischaffender Bildner versuchen?"

„Allerdings!" erwiderte Sokrates. „Zwar haben Pheidias und Alkamenes mir nichts von den Bildarbeiten des neuen Parthenon zu selbständiger Ausführung und Vollendung zugewiesen, und als ich bat, mich an solcher größeren Aufgabe versuchen zu dürfen, so bin ich von Alkamenes mit jenem lächelnden Spotte abgetrumpft worden, dessen er Meister. Beim Zeus! Ich habe so gut als einer von Pheidias gelernt, die vollendete Eiform des Antlitzes zu umschreiben, das Haupt klein, aber fein und schön gegliedert zu formen, Stirn und Nase in fast gleicher Linie zu senken, die Augenknochen in scharfer Ausladung hervorzuheben, die Brauen in feinen Bogen zu schwingen, das Auge groß und rund und tief zu höhlen, des Nasenrückens Seiten in sanfter Kante abzudachen, das Kinn markig zu runden, Haar und Bart in gefälligen Einzelmassen zu sammeln. Nicht immer will ich Marmorblöcke aus dem Groben zuhauen und fremde Gedanken als ein willenloser Handwerker verkörpern helfen. Ich will ein Weihegeschenk auf eigene Faust fertigen und es versuchen, mit den kunstgeübten Händen einen selbsterfaßten, klaren, reinen Begriff im Gestein bildsam darzustellen."

„Welcher selbsterfaßte, reine Begriff aber ist es, den du, wie du sagst, im Gesteine verkörpern willst?“ fragte Aspasia.

„Ihr werdet davon hören,“ erwiderte Sokrates; „es ziemt sich doch nicht, von dem Bestreben eines Schülers hier zu reden, bevor ihr nicht von dem Werke des Meisters, von der göttlichen Pallas Athene, soviel gesehen, als für jetzt von ihr zu sehen ist.“

Perikles und Aspasia verlangten dringend, vom Werk des Pheidias das, was bisher geschaffen worden, zu sehen. Pheidias aber erwiderte: „Ihr werdet in diesem Augenblicke nur Bruchstücke davon sehen, denn in Bruchstücke wurde soeben das Tonmodell zersägt, wie es die Kunstarbeit in Gold und Elfenbein erfordert.“

Auch mit dem Anblicke dieser Bruchstücke wollten Perikles und Aspasia für jetzt sich begnügen, und auf ihren Wunsch führte sie Pheidias im Geleite des Sokrates und des Alkamenes in einen der geräumigen Höfe. Dort wies er ihnen ein Holzgerüst, um welches die Außenfläche der Gestalt aus Gold und Elfenbein wie Haut und Fleisch um das Knochengerüst gefügt werden mußte. Neben den Arbeitern, welche beschäftigt waren, das Tonmodell des großartigen Werks in Stücke zu zersägen, sah man andere bemüht, Elefantenzähne, wie sie der Grieche in ausgezeichneter Größe und Schönheit aus Indien bezog, in dünne Platten mit der Säge zuzuschneiden, deren jede bestimmt war, einem der Bruchstücke jener zersägten Tonhülle des Holzskeletts auf das genaueste nachgebildet zu werden.

Perikles und Aspasia musterten die gewaltigen Einzelstücke des zersägten Kolosses. Auch diese Einzelstücke gaben zu denken, und glücklicherweise war gerade das Haupt der Göttin noch unzerstückt und unversehrt. Dies also konnten sie nach Herzenslust betrachten und sich hinreißen lassen von dem hohen Gedankenfluge des Meisters, der sich verriet in den hehren, tiefsinnigen Zügen dieser neuen Pallas Athene des Friedens . . .

Was in denselben sich spiegelte, es war die geistige

Macht, es war das Licht der reinen Intelligenz, welches aufgeht über den Tiefen.

„So schön und so tiefsinnig, wie das Antlitz der Göttin da vor uns leuchtet," sagte Perikles, „erscheint sie in der Tat als die nicht vom Weibe geborene, sondern aus dem Haupte des Vaters entsprungene Tochter des Zeus!"

„Im Haupte aber," fiel der nach den Begriffen jagende Sokrates ein, begierig die hingeworfene Bemerkung erfassend, „im Haupte wohnen, wie bekannt, die Gedanken. Was ist also die aus des Vaters Haupt hervorspringende Pallas anders, als der lebendig gewordene, verkörperte Gedanke des Zeus? O beglückter, von den Göttern gesegneter Pheidias, der du berufen warst, das Höchste darzustellen, was es gibt: den Gedanken! — Ich armer Stümper trachte mein Leben lang ihm nach, dem reinen Gedanken, und möchte ihn grübelnd gerne herüberleiten aus dem Haupte des Zeus in das meinige, wie einen springenden Funken, und kann ihn doch niemals erhaschen! Und dieser Pheidias hier nimmt nur ein bißchen Lehm, ein bißchen Tonerde und knetet sie, und unter seinen Händen wird aus dem Lehm ein Gebilde, das mir die Augen blendet, wenn ich es anschaue, und mich zwingt, davor auszurufen: ‚Das ist der Gedanke — der Gedanke des Zeus!' — Daß aber Pheidias recht hat, wenn er den Gedanken, wie er ihn da vor uns hingestellt, Pallas Athene benennt, des Hellenentums leuchtende Schutzgöttin, ergibt sich deutlich, wenn man vergleicht, was die Weisen von dem Gedanken, und die Dichter von der Pallas Athene behaupten. Abgesehen von dem vielerwähnten Ursprunge aus dem Haupte des Zeus, versichern die Dichter von der Pallas Athene, daß sie jungfräulich, ferner auch, daß sie von männlicher und weiblicher Natur zugleich sei, ganz im Gegensatz zur Liebesgöttin, welche nichts zu tun hat mit dem Gedanken, sondern ganz aufgeht in den schönen Empfindungen und in den unbewußt zeugenden Werken der Liebe. Wer wird aber leugnen, daß auch der Gedanke jungfräulich und männlich und weiblich

zugleich ist? Der Gedanke ist kühl wie Sternlicht und bleibt selbstgenügsam in seiner reinen, heiteren Höhe; nur sein Widerspiel, das Empfinden, ist eitel Glut, und zeugt und gebiert und geht auf in den Werken der Liebe. Und das entsetzenerregende Gorgonenhaupt, welches die Dichter und die Bildner in den Schild der Göttin Pallas Athene setzen, was ist es denn anders, als das Grausen der überwundenen Nacht, welches der siegreiche Gedanke als Trophäe im Schilde führt? So leidet es denn keinen Zweifel, daß Pheidias hier den Gedanken hat darstellen wollen, daß wir aber immerhin auch sagen dürfen, wenn es uns beliebt, das Haupt da vor uns sei das Haupt der Göttin Pallas Athene ...."

Der ernste Pheidias lächelte ein wenig, Alkamenes aber klopfte unterbrechend den Sokrates, wiewohl ebenfalls lächelnd, auf die Schulter und lobte seine Rede. Aspasia sagte: „Wenn Pheidias hier, wie du behauptest, o Sokrates, des lichten Gedenkens Macht leiblich gestalten wollte, so dürfte er schaffend kaum gedacht haben an diesen Gedanken ...."

„Es ergeht wohl auch andern Vätern so!" erwiderte Sokrates.

„Dir ergeht es gewiß nicht so!" rief Alkamenes mit schelmischem Lächeln.

„Nein!" versetzte Sokrates; „aber warum spottest du meiner deshalb? Denken ist besser als nicht denken. Mögen die Götter ihren Lieblingen das Beste im Traume bescheren. Wir andern müssen uns mit wachen Sinnen zu helfen suchen. Du hast dich ohne Zweifel gewundert, Aspasia, daß ich dich so oft nach dem Begriff und dem Wesen der Liebe fragte. Und doch konnte ich nicht anders. So wie Pheidias hier das sieghafte Licht des Gedankens in dem Bilde der Göttin Pallas Athene, so möchte ich in einem Bilde des Eros die Liebe verkörpern. Ihr werdet gewiß nicht behaupten, daß Eros ein verächtlicher Gott ist; nennen ihn etliche Weise doch sogar den ältesten und ersten von allen,

und wenn die Liebe, wie es scheint, vor allem ein Streben, ein Trachten und ein Verlangen ist, so kann ich doch wohl sagen, daß jener Gott so recht eigentlich der meinige sei. Um aber über ihn noch Genaueres zu erfahren, bin ich, wie ihr wißt, fragend viel bei den Menschen umhergegangen . . ."

„Das ist wahr," fiel Alkamenes lächelnd ein, „du bist mehr auf der Agora und in den Hallen und sonst an öffentlichen Orten zu sehen gewesen, als hier in der Werkstätte des Pheidias. Von einer besonderen Unruhe scheint dieser Mensch in der Tat umhergetrieben. Erst schlägt er einen halben Tag wie toll auf seine Marmorblöcke los, dann läßt er plötzlich sein Werkzeug fallen und starrt nachdenklich eine Stunde vor sich hin. Dann springt er gar empor und läuft hinweg und kommt einen halben Tag lang nicht zurück. Du willst einen Eros meißeln? Ei, sage doch, wann? Weißt du, o Bester, daß Meister Pheidias dich den fahrlässigsten von seinen Schülern nennt?"

„Ich weiß es," erwiderte Sokrates, „aber erinnere dich, daß du auch selbst den Meißel hinwirfst und fortstürmst, mit oder ohne einen Vorwand, und gleich mir der Liebe nachgehst, wie man erzählt, aber freilich ohne viel nach ihrem Begriff und ihrem Wesen zu fragen."

„Du hast recht!" rief Alkamenes lachend, „ich frage nichts nach ihrem Begriff. Aber wer sagt dir, daß ich immer der Liebe nachgehe, wenn ich mich aus der Werkstätte entferne?"

„Nicht immer entfernst du dich selbst," versetzte Sokrates; „zuweilen sendest du nur einen Handlanger oder gar den tollen Menon, wenn er eben hier umherlungert, mit Brieflein zur schönen Korintherin Theodota."

Wieder lächelte Alkamenes und Sokrates fuhr fort:

„Mein Freund Anaxagoras hat die Liebesleidenschaft eine Krankheit genannt: ich weiß nur nicht, ob sie eine gewöhnliche Krankheit und mit Arzneien zu behandeln ist oder eine göttliche, etwa wie die Begeisterung der Dichter

oder die Raserei der delphischen Priesterin. Daß der Liebesgott Flügel haben muß und eine Knabengestalt, weiß ich: wie ich ihn aber sonst darstellen soll, ob ernst oder fröhlich, ob nach oben oder nach unten gewendet — wahrhaftig, ich möchte wissen, Aspasia, wie du es anstellen würdest, die Liebe darzustellen, wenn du einer der unsern wärst hier in der Werkstätte des Pheidias!"

„Ich würde es gar nicht versuchen, sie darzustellen!" sagte Aspasia. „Die Liebe ist eine Empfindung, eine Empfindung aber ist gestaltlos. Warum willst du darstellen, was keine Gestalt hat? Stelle anstatt der Liebe dasjenige dar, was Liebe erweckt, das Liebenswerte, das Schöne. Denn dies hat eine Gestalt und ist leiblich sichtbar und greifbar und mit allen Sinnen erfaßbar. Und du brauchst nicht erst viel darüber nachzusinnen und Umfrage bei den Leuten zu halten, sondern nur einfach nachzubilden, was deinem Auge Schönstes und Anmutreichstes begegnet."

Sokrates dachte einige Augenblicke schweigend nach, dann sagte er: „Nichts ist richtiger, als was du da sagst, Aspasia. Ich werde den Eros fahren lassen und die Charitinnen zu meißeln versuchen. Denn diese sind es doch wohl, auf welche du mich auch jetzt wieder, wie schon öfter, als auf die eigentlichen Göttinnen der Schönheit und Anmut verweisest. Aphrodite ist zwar schön, aber sie ist nicht die Göttin der Schönheit allein, sondern mehr noch der Liebe: in ihrem Wesen ist die Schönheit schon gemischt mit der Liebe; in den Charitinnen aber ist sie noch rein und frei für sich und in sich selber, sozusagen, göttlich befriedigt. Ich werde also die Charitinnen meißeln und als Weihegeschenk der Göttin des Pheidias auf der Burg darbringen. Aber wie früher der Liebe, muß ich jetzt der Schönheit nachgehen auf allen möglichen Wegen. Wo finde ich nur gleich das Schönste und Anmutigste, um es ‚einfach nachzubilden', wie Aspasia vorhin sagte?"

„Wenn du das Anmutigste sehen willst, was man nur sehen kann, mein lieber Sokrates," sagte Alkamenes lächelnd,

„so kann ich dir einen Rat geben. Bemühe dich, die schöne Korintherin, die du vorhin erwähntest, tanzen zu sehen!"

„Die Korintherin Theodota?" fragte Sokrates; „ich habe die Anmut ihres Tanzes schon mehrmals rühmen hören. Aber wer soll uns das Vergnügen, die korinthische Tänzerin zu schauen und zu bewundern, verschaffen, wenn nicht du selbst, Alkamenes, ihr bester Lobredner und Freund und Gespiele?"

„Warum nicht?" erwiderte Alkamenes mit heiterem Übermut. „Wer des höchsten Reizes froh zu werden verlangt, den des Weibes Gestalt in ausdrucksvollem Tanze zu entfalten fähig ist, der schaue Theodota, und ich will zu diesem Genusse jedem, der es wünscht, neidlos als Wegweiser dienen!"

Diese Worte des Alkamenes waren nicht ohne geheime Tücke gegen Aspasia. Mit Bedacht rühmte er in Gegenwart der Freundin des Perikles und des Perikles selbst die Anmut und den Reiz eines andern Weibes.

Die schöne Tänzerin und Hetäre war durch Alkamenes veranlaßt worden, von Korinth nach Athen herüberzukommen.

Diese Veranlassung war von sehr eigentümlicher Art gewesen.

Als nämlich Alkamenes gemerkt hatte, daß er auf den Besitz Aspasias, dessen er vorher schon sicher zu sein glaubte, verzichten müsse, war er von einem geheimen Unmut und Ärger gegen die spröde Milesierin ergriffen worden. Aber er war zu jung, zu heiter, zu leichtlebigen Wesens, als daß um dieses Verlustes willen der Harm das Herz ihm hätte benagen sollen; sein Trachten ging nur darauf, ein wirkliches Glück, einen wirklichen Liebesgenuß für den erträumten, um welchen er betrogen war, zu erhaschen.

Ein sehr reicher Korinther hatte von ihm ein kleines Bildwerk in Marmor ausführen lassen. Alkamenes hatte sich des Auftrags entledigt und das fertige Werk nach Korinth gesendet. Der Besteller war entzückt über den Reiz

und die seltene Vollendung der Arbeit und schrieb dem Alkamenes, er möge für dieses kleine Meisterstück jeden beliebigen Lohn und Dank verlangen; was immer sein Begehren sein würde, es solle gewährt werden.

Hierauf schrieb der junge Bildner mit seinem gewohnten Übermut an den Korinther folgendes zurück:

„Es ist bekannt, daß Ihr in Eurem reichen und üppigen Korinth seit langer Zeit die schönsten ‚Freundinnen‘ besitzet, welche in Hellas zu finden sind. Da Du mir freistellst, für mein kleines Marmorwerk jeden Dank zu verlangen, der mir beliebt, so bitte ich Dich, mir diejenige Schöne, welche gegenwärtig bei Euch zu Korinth den größten Ruf besitzt, auf Deine Kosten für einen Monat nach Athen herüberzuschicken und sie anzuweisen, daß sie sich für diesen Monat ausschließlich als Modell zu meinem Dienste verpflichte.“

Der reiche Korinther lachte, als er diese Zeilen las, und wenige Tage später fand die schönste Hetäre von Korinth, die Tänzerin Theodota, zu Athen bei Alkamenes sich ein.

Alkamenes war zufrieden und freute sich einen Monat lang des Besitzes der gepriesenen Schönheit auf des reichen Korinthers Kosten.

Als der bedungene Mond verstrichen und die Verpflichtung der schönen Theodota erloschen war, empfand sie wenig Lust, nach Korinth zurückzukehren: sie hatte Athen liebgewonnen und entschloß sich zu bleiben.

Alkamenes war ihr in beständiger Freundschaft zugetan und pries sie allen, die ihn hören wollten, als das schönste Weib in Hellas.

Er versäumte niemals hinzuzufügen, daß sie reizender sei, als die vielgerühmte Milesierin Aspasia, welche noch mehr durch Schlauheit als durch Schönheit den Perikles gefangen habe.

Als nun Alkamenes ähnliches zum Preise Theodotas dem Sokrates gegenüber in Gegenwart Aspasias vorbrachte, erkannte diese sogleich die Gesinnung und Absicht des von

ihr beleidigten Jünglings. Sie merkte, daß er ihr geheimen Ärger bereiten wollte durch jenes Lob, welches er in ihrem und des Perikles Beisein einer andern Schönen spendete. Mit der Beweglichkeit und Raschheit des weiblichen Geistes hatte sie im Augenblicke ihre Gedanken geordnet, ihre Entschlüsse gefaßt.

Unter den blitzschnellen Erwägungen ihrer Seele war auch diese gewesen, welchen Eindruck etwa die zum Preise Theodotas gesprochenen Worte des Alkamenes auf den empfänglichen Geist des Perikles gemacht haben möchten. Sie bedachte, daß Perikles auf den Einfall kommen könnte, die schöne Korintherin zu sehen und dies Gelüst anders als im Geleit seiner Freundin zu befriedigen. Daß Perikles ohne ihr Beisein mit Theodota zusammentreffe, war ihr unerwünscht; wenig aber fürchtete sie, wenn bei solcher Begegnung sie selbst zugegen war. Sie wußte, was sie allen andern Weibern gegenüber in die Wagschale zu werfen hatte. Was den Alkamenes betrifft, so glaubte sie seine geheime Bosheit nicht besser strafen zu können, als indem sie ihm zeigte, wie wenig sie sich aus Neckereien dieser Art mache.

Zu diesen bestimmenden Gründen ihrer Entschlüsse kam als letzter: sie selbst war nicht ohne neugieriges Verlangen, die von Alkamenes gepriesene korinthische Schöne zu sehen.

Und so war es denn sie selbst, die das Anerbieten des jungen Bildners, jeden, der es wünschte, zu Theodota zu führen, zur nicht geringen Verblüffung des Alkamenes aufgriff.

Mit heiterer Unbefangenheit sprach sie:

„Wenn du, o Alkamenes, imstande bist, uns den Weg zu dem Schönsten und Anmutigsten, was du kennst, zur Schau der tanzenden Theodota, zu zeigen, so wäre es Torheit von Perikles und Sokrates und mir selbst und jedem, der dich hört, nicht sogleich dich beim Worte zu nehmen und dich zu nötigen, ein so lockendes Versprechen ohne Zögerung wahrzumachen.“

„Ich nehme an,“ sagte Alkamenes, rasch gefaßt, „daß

du, schöne Aspasia, sowohl in deinem eigenen, als im Namen dieser beiden, des Perikles und des Sokrates, gesprochen."

Perikles besann sich einen Augenblick, erklärte aber dann, er wolle dem Willen der schönen Aspasia nicht widersprechen. „Wir gehen", sagte er, „diesen Weg alle nur im Gefolge des Sokrates und um seinetwillen: einem Weisen aber zu folgen, kann niemals einem Manne zur Schande gereichen."

„Unser feuriger Alkamenes", sagte Sokrates, „ist ein Freund aller raschen und kühnen Gedanken. Seht, wie er sich schon fröhlich die Hände reibt und nach seinem Thessalerhute greift. Ich wette, daß er uns nun keine Ruhe mehr läßt, sondern schon fest entschlossen ist, uns augenblicklich und geradeswegs, wie wir da sind, aus der Werkstätte des Pheidias hinweg in die Behausung der schönen Theodota zu entführen."

„So ist's", rief Alkamenes lebhaft. „Meister Pheidias hat sich bei unsern letzten Reden schon hinweggeschlichen. Ich rate euch, ihn nicht durch Abschiednehmen zu stören. Ein Ausgang ist hier ganz in der Nähe, die Tür ist offen, die Straße frei, die Behausung Theodotas nicht ferne — gehen wir!"

Das Haus Theodotas war bald erreicht.

Man durfte nicht fürchten, die Schöne zu belästigen. Alkamenes ging zuerst zu ihr hinein, um seine Begleiter bei ihr anzumelden. Er kam sogleich wieder zurück und bat die Gefährten, ihm zu folgen.

Er führte sie in die innersten Gemächer Theodotas. Diese Gemächer waren mit verschwenderischer Weichlichkeit ausgestattet. Überall gab es da sanfte Pfühle und Purpurkissen, der Boden war bedeckt mit schwellenden Teppichen, Wohlgerüche dampften aus zierlich gestalteten Schalen. Ein purpurverhangenes Lager war von anmutigen Liebesgöttern getragen und emporgehoben; Schmuck und Gewand waren in malerischer Unordnung umhergestreut. Weiche Sandalen,

Haarbänder, kostbare Gürtel, Schminktöpfe, Salbenbüchsen, kreisrunde Spiegel aus blankpoliertem Erz mit reicher Plastik des Griffes, reizend geformte Sonnenschirme und buntbemalte, blattförmige Fächer, Kyprias sämtliches Gerät; dazwischen kleine Kunstwerke aus Erz und Marmor, zum Teil Geschenke des Alkamenes, Tonwerkzeuge mit eingelegtem Gold und Elfenbein, welke und frische Kränze aller Art: das alles machte in seiner bunten Unordnung im ersten Augenblick einen sinnverwirrenden Eindruck auf die Eintretenden, einen Eindruck, den die Wohlgerüche des Gemaches verstärkten, während von einem der weichen Pfühle sich die schöngeschmückte Hetäre selbst erhob, um die Gäste zu begrüßen.

Theodota war schön. Ihr Haar war rabenschwarz, ihr Auge dunkelfeurig. Ihre Züge waren fein. Sie war stark geschminkt, ihre Augenbrauen künstlich gerundet und zugespitzt, ihre Lippen rosiger als jede Wirklichkeit. Sie trug ein blumig-gesticktes Gewand und war mit reichem Schmucke behangen. In der Mitte des Leibes war ihre Gewandung zusammengehalten durch einen Gürtel aus Goldblech, dessen Verschluß reich verziert war, und von welchem nicht minder geschmackvoll und zierlich geformte Anhängsel verschiedener Art herabhingen. Ihr Hals, ihr Busen, ihre Arme und selbst ihre Füße über den Knöcheln waren von schlangenförmig gestalteten, granaten- und bernsteinbesetztem Geschmeide umringelt. Auch das kleine und wohlgestaltete Ohr war durch baumelnde Gehänge von reizender Bildung ausgezeichnet. Auf dem Haupte trug sie eine mit Perlen geschmückte Erzstirnbinde.

„Ich habe“, sagte Alkamenes zu seinen Begleitern, „Theodota bereits unterrichtet, weshalb ihr hierher gekommen und was euer Verlangen an sie ist.“

„Alkamenes ist tollkühn,“ sagte Theodota lächelnd, „daß er ganz plötzlich so hochansehnliche und unerwartete Gäste mir zuführt und nicht die geringste Vorbereitung mir gönnt, sie würdig zu empfangen.“

„Keiner Vorbereitung bedarf es," sagte Alkamenes, „denn du bist immer du selbst, und nicht deinem Hause gilt unser Besuch, sondern dir und deinem Reiz und deiner Kunst." — „Einen weisen und ernsten Mann siehst du hier vor Augen," fuhr er fort, auf Sokrates deutend, „und dieser glüht vor Verlangen, dich zu sehen und deinen Tanz zu bewundern. Und mehr noch diesem weisen Manne als meinen begeisterten Worten verdankst du es, Theodota, daß heute selbst der große Perikles und die gefeierte, kunstverständige Aspasia aus Milet über deine Schwelle kommen, um von deiner gepriesenen Kunst sich mit eigenen Augen zu überzeugen."

„Wie?" rief Theodota, „vor einem Weisen, vor einem großen und würdevollen Staatsmanne und vor einer Auserwählten meines Geschlechtes, die, wie es scheint, alle andern Frauen dieser Zeit an herrlichen Erfolgen übertrifft, soll ich es wagen, mich zu zeigen, und das Geringe, was ich vermag, der Prüfung solcher Richter aussetzen?"

„Fürchte nichts, Theodota!" sagte Perikles; „Alkamenes hat dich uns gepriesen, und Alkamenes weiß alles Schönste aufzufinden."

„In der Tat," fügte Sokrates mit feinem Lächeln und einem Blicke auf Aspasia hinzu, „ihm begegnet das Schönste immer zuerst ...."

„So mag er es denn verantworten!" sagte Theodota. „Prüde zu sein vor irgend jemand in der Welt, und mich dessen, was meine Kunst ist, zu weigern, darf mir nicht in den Sinn kommen. Ihr wollt mich tanzen sehen, wie Hunderte vor euch, und ich gehorche. Betrachtet euch als meine Gebieter. Was verlangt ihr, daß ich tanze und vor euch darstelle? Welche Göttin? Welche Heroine? Welche Mythe oder Geschichte?" Sie wandte sich mit dieser Frage vornehmlich an Perikles. Dieser aber sagte: „Frage den Weisen hier, denn dieser ist mit Absichten hierhergekommen, welche es ihm gewiß erwünscht machen, den Gegenstand

deines Tanzes bestimmen zu dürfen. Erkläre dich nur ohne weiteres, Sokrates; was wünschest du, daß Theodota tanze?"

„Wenn ihr und Theodota selbst", erwiderte Sokrates nach einigem Nachdenken, „mir diese Entscheidung überlassen wollt, so wüßte ich nichts Besseres, als Theodota aufzufordern, uns die Werbung der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit auf dem Ida zu tanzen. Welche Aufgabe für sie, uns jetzt als Aphrodite, dann als Hera, dann als Pallas zu erscheinen, und uns zu zeigen, wie jede von diesen mit denselben und doch nach ihrer Wesenheit fein veränderten Mitteln den Hirten vom Ida zu bezaubern und den Siegespreis aus seiner Hand an sich zu reißen bemüht ist. Alkamenes hat versprochen, mich hier erfahren zu lassen, was die Anmut sei, und so wollen wir Thodota zwingen, so anmutig und reizend zu sein als möglich und es in so verschiedenen Arten, als sich nur denken läßt, zu sein." —

Nachdem Theodota sich aus dem Gemache entfernt hatte, um an ihrer Gewandung und ihrem Äußern jene Veränderungen vorzunehmen, welche die gestellte Aufgabe erheischte, sagte Sokrates:

„Wir werden unsern Zweck erreichen: denn Theodota ist nicht wie andere Schönen, welche nur zurückhaltend und tropfenweise zumessen, was sie geben wollen, sondern sie wird uns, was sie zu bieten hat, ehrlich bieten, und alles auf einmal wie aus dem Füllhorn der Amaltheia über uns ausschütten. Die Sache ist dann abgetan und wir können nach Hause gehen. Ich sehe schon, sie ist willfährig und sanft, diese Theodota, aber nicht klug. Wie würde Aspasia tanzen, wenn sie wollte! Aber wer von uns, den Olympier Perikles etwa ausgenommen, hat sie tanzen gesehen?"

Nun kam Theodota zurück, leichter geschürzt, und in einer Gewandung, welche den freiesten Bewegungen nicht hinderlich war. In ihrem Geleite kam ein Knabe mit der Laute und eine Flötenbläserin. Die Flötenbläserin begann zu spielen und der Knabe stimmte mit Saitenklängen ein. In die Klänge der beiden aber begannen sich sacht die

Bewegungen Theodotas gleichsam zu mischen, und es war unmöglich zu sagen, in welchem Augenblicke sie begonnen hatte zu tanzen.

Sie tanzte, wie ihr aufgetragen war, zuerst die Werbung der Aphrodite um den Apfel, den Siegespreis in den Händen des Paris; dann die der Hera, dann die der Pallas. Es war derselbe Tanz, dreimal wiederholt, und doch immer mit ganz verschiedenem, dem Wesen der Göttin entsprechendem Ausdrucke. Sie schien dreimal völlig verwandelt. Wunderbar war es zu sehen, welche Abwechselung sie mit lebensvollen Bewegungen, sprechenden Blicken, bezeichnenden Gebärden in die Mimik des Werbens zu bringen wußte. Bald erschien dies Werben als ein holdes Flehen, ein süßes Schmeicheln, ein reizendes Getändel, ein verführerisches Umschwirren, eine Verheißung des süßesten Dankes, dann wieder als ein stolzes, siegbewußtes Heischen, ein mehr gebieterisches Verlangen, dann als ein neckendes oder verwegenes Haschen, dann als ein Überlisten oder ein Versuch, mit anmutiger Gewaltsamkeit der Hand des Richters den Siegespreis zu entringen. Dabei war es möglich, jeden Reiz der Leiblichkeit in Stellungen, Bewegungen, Gebärden zu entfalten. Und da jeder fein ersonnene, ausdrucksvolle Zug dreifach wiederkehrte, immer angepaßt dem Wesen der Göttin, so wußte man nicht, sollte man mehr den Reichtum der Erfindung und die Mannigfaltigkeit des Ganzen oder den Reiz und die Vollendung in der Ausführung der einzelnen Züge bewundern.

Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß Theodota während des Tanzes ihre feurigen Augen voll jenes wechselnden, aber immer werbenden Ausdrucks fast unablässig auf Perikles gerichtet hielt. Ihn machte sie zum unfreiwilligen Widerpart ihres mimischen Spiels, in ihm schien sie den Paris zu erblicken und aus seinen Händen den Siegespreis des Apfels heischen zu wollen.

Als Theodota geendet hatte, erteilte ihr Perikles Lobsprüche über die Anmut und die ausdrucksvolle Kunst, mit welcher sie ihre Aufgabe gelöst hatte.

„Die Aufgabe, welche ihr der schönen Theodota gestellt habt, war keine allzu schwierige," sagte Alkamenes, „sie würde andere und größere Aufgaben zu eurem noch viel größeren Erstaunen gelöst haben. Sie ist imstande, nicht bloß der Taube Zärtlichkeit und des Löwen Wildheit, sondern, wenn es sein soll, auch des Wassers weiches Wallen, oder des Feuers Lohe, oder des Baumes säuselndes Erzittern nachzuahmen."

„Ich zweifle nicht," sagte Perikles, „daß sie es auch versteht, gleich jenem Tänzer, den ich kürzlich gesehen, sogar des Alphabetes Buchstaben, einen nach dem andern, durch die Mimik ihres wunderbar gelenken und geschmeidigen Leibes auszudrücken."

„Und was hast du uns über Theodota zu sagen?" rief Alkamenes und berührte die Schulter des Sokrates, welcher von der Tänzerin während des Tanzes keinen Blick seiner Augen abgewendet hatte und jetzt dastand, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken.

„Ich werde tanzen lernen!" erwiderte er ernst. „Ich kannte bisher nur eine Weisheit des Hauptes und der Gedanken; nun weiß ich, daß es auch eine Weisheit der Hände und der Füße gibt."

Die Hörer lächelten und meinten, der Nachdenkliche spreche mit seiner gewohnten Ironie. Aber Sokrates fuhr fort:

„Der Rhythmus ist Maß, und das Maß ist Sittlichkeit. Ein so schöner Rhythmus des Leibes, wie ihn uns Theodota gezeigt, muß notwendig des Menschen ganzes Wesen mit Sinn und Liebe für schönes Maß erfüllen. Man muß, wenn man dies einmal gesehen, notwendig alles Plumpe, Rohe, Gemeine, Ungeschlachte verachten. Ich beneide dich, Theodota, um den schönen Rhythmus, den du im Leibe und in der Seele hast!"

„Ich freue mich dieses schönen Rhythmus," versetzte Theodota lächelnd, „wenn ich ihn besitze und wenn andere sich daran ergötzen. Die Kunst zu gefallen und zu ergötzen

aber scheint bei uns in Hellas mit jedem Tage schwieriger zu werden. Für euer kunstverwöhntes Aug', ihr Männer, ist die schöne Natur im Weibe nicht genug. Ihr verlangt, daß wir uns schmücken mit jedem Reize der Kunst, wenn wir euch anzuziehen oder gar zu fesseln verlangen. — Indessen," fügte Theodota mit einem anmutigen Lächeln hinzu, „so schwer ihr uns Frauen den Beruf zu gefallen und zu ergötzen auch machen möget, ich werde nicht aufhören, diesen Beruf als den schönsten und, wenn ihr es erlaubt, auch als den *meinigen* zu betrachten!"

„Offenbar", sagte Sokrates, „gehörst du nicht zu denjenigen Frauen, welche außer sich selbst nur einem *einzigen* Manne gefallen wollen, und welche man gewöhnlich Verliebte oder Liebende zu nennen pflegt."

„Nein, bei den Göttern!" fiel Alkamenes ein; „zu diesen zählt sie nicht. Sie ist der Schrecken aller schwärmerischen Jünglinge, welche von Liebe faseln. Erst gestern klagte mir der junge Damötas, daß du ihn zur Türe hinausjagtest, Theodota, weil er zu schwermütig geworden!"

„In der Tat," nahm Theodota das Wort, „ich spotte der Fesseln nicht bloß Hymens, sondern auch des Eros. Ich bin keine Priesterin der Liebe, sondern eine Tochter der Freude!"

„Ich bewundere dich, Theodota!" sagte Sokrates. „Denn du scheinst mir nicht bloß den schönsten, sondern auch den menschenfreundlichsten aller Berufe gewählt zu haben. Welche Selbstverleugnung übst du, o Theodota, welche Selbstaufopferung! Du verschmähst es, der Labetrunk in eines einzelnes Mannes Krug zu sein, ehrenvoll gestellt in den Schatten des häuslichen Herdes, du ziehst es vor, emporzusteigen wie ein leichtes Wölkchen in die Luft und dahinzuziehen über die Länder und dich in einem Blumenregen der Freude über den Häuptern der Menschen aufzulösen. Du verzichtest auf des Hauses Frieden, auf der Gattin Ehre, auf der Mutter Glück und auf des Alters Trost, nur um dem verstärkten Bedürfnisse nach Schönheit und Genuß im

Busen der Männer von Hellas abzuhelfen. Und nicht bloß Hymens Ketten verachtest du — du forderst sogar mit kekem Mute und, sozusagen, mit prometheischem Trotze den Zorn des Eros, des rachesüchtigsten aller Götter, heraus. Und nicht unbekannt ist dir, wie kurz die Blüte der Schönheit und der Jugend währt. Dennoch stehst du da, entsagungsvoll und aufopfernd, wie ein blühender Baum im Märzenmond, und sagst: „Pflücket sie nur alle und schüttelt sie herab, die Blüten meines flüchtigen Lenzes und binde sich, wer will, einen Strauß daraus für wenige Tage! Ich will kein Fruchtbaum sein, ich bin Blütenbaum! — Welche Aufopferung, o Theodota, welche Selbstverleugnung! Mögen dich die Götter und Menschen dafür segnen und die Charitinnen dereinst deinen Leib unter Rosen bestatten!" —

So sprach Sokrates.

Theodota dankte mit einem Lächeln. Allzuwohl vertraut war sie mit den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Menschen, als daß die Rede des Sonderlings sie hätte befremden können.

„Du übertreibst meine Verdienste!" sagte sie.

„Ich habe noch lange nicht alles gesagt!" versetzte Sokrates.

„Das sei dir ein Grund, wiederzukommen!" entgegnete Theodota.

So gingen zwischen den beiden die wechselnden Reden noch eine Weile hin und her. Durch die Teilnahme der übrigen wurde das Gespräch bald lebhafter, und Theodota fand Gelegenheit, noch manchen feurigen Blick, manches bedeutungsvolle Wort an Perikles zu richten.

Perikles erwiderte dies in der mildfreundlichen Art, welche ihm den Frauen gegenüber eigen war.

Aspasia beobachtete die Annäherung der beiden, aber ohne die leidenschaftliche Verblendung anderer Weiber. Sie selbst verkündete ja die Botschaft der freien, heiteren Liebe und erklärte sich offen gegen das Sklaventum nicht bloß in der Ehe, sondern auch in der Liebe. Überdies wußte sie,

daß ein Weib, das Eifersucht verrät, verloren ist. Auch des Abstandes blieb sie sich bewußt, der Theodota von ihr trennte. Theodota erfüllte, sorglos hinlebend, ihre Nymphenbestimmung. Aspasia hätte niemals in einem solchen Berufe aufgehen können. Unendlich weit war sie entfernt von jener Selbstaufopferung, welche der Sonderling Sokrates in so wunderlichen Worten an Theodota gepriesen. Sie opferte die Blüten ihres Lenzes nicht dem plumpen Freudenbedürfnis der Menge, sie hatte ein glänzenderes Ziel gesucht und gefunden; sie wurde geliebt und liebte — freilich nur mit jener heiteren, freien, geisterhellen Liebe, die sie predigte. Und was die Mittel anlangt, zu bezaubern, zu fesseln: Theodota gab, was sie hatte, harmlos hin und hatte bald nichts mehr zu geben. Aspasiens reiches, tiefes Wesen war unerschöpflich.

Dennoch verschmähte es diese nicht, darauf bedacht zu sein, wie sie der Nebenbuhlerin die Gelegenheit auch eines flüchtigen und vorübergehenden Sieges entziehen könne. Schnell war ein kleiner Anschlag in ihrer Seele gereift, und nicht ohne Folgen blieb der Besuch bei der korinthischen Schönen.

Als Perikles, Aspasia, Alkamenes und Sokrates das Haus Theodotas verlassen hatten, fragte der Bildhauer seinen Genossen:

„Wohlan, Freund Sokrates, was hast du gelernt für deine Gruppe der Charitinnen beim dreifachen Tanze der anmutigen Theodota?“

„Vieles und Wunderbares!“ erwiderte jener. „Ich weiß nunmehr, was die Dreizahl der Charitinnen besagen will, was jede für sich, und was alle zusammen bedeuten. Aber es soll für jetzt mein Geheimnis bleiben; denn es ist Zeit, den Meißel in die Hand zu nehmen und den Marmor reden zu lassen. Ihr werdet erfahren, was ich heute bei Theodota gelernt, wenn die Gruppe meiner Charitinnen auf der Akropolis vollendet steht. Für heute habet Dank, daß ihr mir freundlich das Geleit gegeben auf dem Wege, den

ich getan um jener Schönen und Weisen willen, die mir geboten hat, den Charitinnen zu opfern."

---

## 9. Antigone.

Wenn man im Frühlingsmond Elaphebolion des vierten Jahres der vierundachtzigsten Olympiade am Hause des reichen Hipponikos zu Athen vorüberging, so hörte man Flötengetön und im Chore sich übende Männerstimmen, welche aus dem Innern des Hauses bis auf die Straße herausdrangen.

Ähnliches Flötengetön mit eifrig sich einübenden Chören hörte man, wenn man am Hause des reichen Pyrilampes, und am Hause des reichen Midias, und am Hause des reichen Aristokles, und an den Häusern anderer reicher Athener vorüberging. Es schien fast, als sollte der Schlag des Meißels zu Athen wieder einmal übertönt werden vom Klange der Flöten und der Saiten und den Stimmen kunstbegabter, mit Dichterworten befeuerter Kehlen. Denn das Fest der Dionysien war wiedergekehrt und mit ihm die Zeit, in welcher das öffentliche Interesse zu Athen sich um die bei dieser Gelegenheit statthabenden dramatischen Aufführungen im Theater des Dionysos drehte.

Die Stücke waren, dem Brauche gemäß, bei dem zweiten Archonten von den Dichtern eingereicht worden. Dieser hatte nach dem Urteil kunstverständiger Männer diejenigen ausgewählt, welche zur Aufführung gelangen sollten; die Schauspieler, welche in diesen Stücken auftreten sollten, waren auf öffentliche Kosten angeworben worden, und jene reichen athenischen Bürger, welche diesmal die Reihe traf, die Staatsleistung der „Choregie" zu bestreiten, das ist, die Chöre für die aufzuführenden Stücke anzuwerben, zu beköstigen und einüben zu lassen, waren angewiesen worden,

ihres Amtes zu walten. Der reiche Hipponikos hatte den Chor zu stellen für die Antigone des Sophokles, der reiche Pyrilampes für eine Tragödie des Euripides, der reiche Midias für eine Tragödie des Jon, der reiche Aristokles für eine Komödie des Kratinos und so andere für anderes. Wie es herkömmlich geworden war zu Athen, hatte sich fast ein leidenschaftlicher Wetteifer zwischen den verschiedenen Choregen entsponnen, und sie suchten mit dem ganzen Ehrgeiz, der dem Athener eigen war, sich in sorgsamer, kunstsinniger und prächtiger Ausstattung der von ihnen übernommenen Chöre zu überbieten. Winkte dem Sieger doch ein Kranz, kaum weniger beneidet als die Kränze von Olympia und Pytho.

Stimmenschall und Flötengetön drang eben wieder kräftig aus dem Hause des Hipponikos, als ein Mann von sehr geschmeidiger Gestalt leichten beweglichen Schrittes die Straße herunterkam. Er schien ein Fremder zu sein, denn er hatte einen Maultiertreiber hinter sich, dessen Tier mit einem Reisebündel belastet war. Er ließ seine Blicke in der Gasse umherschweifen wie einer, der nach einem bestimmten Hause späht.

Plötzlich klangen jene Stimmen und jenes Getön aus dem Hause des Hipponikos an sein Ohr. Er horchte ein wenig, lächelte dann zufrieden und sagte zu dem Sklaven:

„Wir brauchen niemand zu fragen. Dies hier und kein anderes ist das Haus des Hipponikos."

Mit raschen Schritten näherte er sich dem Hause und machte Miene, an die Tür zu klopfen.

Jn diesem Augenblicke aber kam ein Mann von der entgegengesetzten Richtung die Straße herauf, und gerade vor dem Hause des Hipponikos stieß er mit dem Fremden zusammen.

Bei dem Anblicke dieses Mannes zeigte sich der Fremde aufs angenehmste überrascht, und während jener lächelnd auf ihn zuschritt, bog er das Haupt etwas zurück, legte seine linke Hand auf die Brust, erhob die rechte und sprach

in getragenem Tone, als ob sein Fuß im Kothurn steckte, mit klangvoller Stimme die Worte:

„Wenn nicht irret mein Geist,
Ahnend zu sehn, und wenn nicht
Helle Vernunft mir fehlt . . .“

„so geben ein heilverkündendes Zeichen die Götter, indem sie mich gerade hier an des Hipponikos Schwelle zusammenführen mit meinem edlen Freunde, dem tragischen Meister Sophokles . . .“

Damit reichte er die Hand dem Dichter, der sie faßte und herzlich drückte.

„Willkommen, trefflicher Polos!“ rief er. „Willkommen zu Athen! Hast inzwischen weitum in den Städten von Hellas die Menschen bezaubert mit deiner Stimme Klang auf dem hohen Kothurnos, hast neuen Ruhm geerntet und klingenden Lohn dazu!“

„Es ist so“, versetzte Polos. „Man hat Ehre mir erwiesen hier und dort, wo man meiner eben bedurfte bei den Festen in den Städten von Hellas. Aber immer klang es doch in meinem Geiste nach:

‚Hin möcht' ich,
Wo dichtwaldig das Vorgebirg
Anragt in die Brandung, hin
Zur Hochebne von Sunion,
Daß ich Athenes heilige Stadt
Könnte begrüßen —‘

und als mich nun zu Halikarnassos die Botschaft eures Archonten traf, die mich für die Lenäen wieder nach Athen berief, und jeden Lohn versprach, den ich verlangen würde, und als ich überdies vernahm, daß auf deinen Wunsch die erste Rolle in deinem neuen tragischen Werke mir zugedacht sei, da trug es mich wie mit Flügeln über das Inselmeer, denn nirgend schnüre ich den Kothurn doch lieber an meine Füße als zu Athen, und keinem Poeten diene ich lieber mit

meiner Kunst, als dem herrlichen Freunde und Meister Sophokles!"

Wieder drückte der Dichter dem Schauspieler herzlich die Hand.

„So bist auch mir du stets der Erwünschteste!" sagte er. „Drinnen im Hause des Hipponikos", fuhr er fort, „triffst du die Choreuten und den Chormeister und vielleicht auch schon deine beiden Mitschauspieler, den Demetrios und den Kallipides, beisammen. Hipponikos lud dich für diese Stunde in sein Haus, damit wir uns alle da zusammenfinden, die Rollen verteilen und alles vorbereiten, was nötig, um unserer Tragödie den Sieg zu verschaffen. So laß uns denn hineingehen; Hipponikos erwartet dich mit Ungeduld."

Die beiden Männer klopften an die Pforte und wurden eingelassen. Hipponikos empfing den Polos mit großer Freude und lud ihn sogleich ein, für die Zeit, während welcher er zu Athen weilen würde, seines Hauses Gast zu sein.

„Willst du", erwiderte Polos, „zu allen andern Mühen und Lasten, die du in diesem Augenblicke hast, dich auch noch mit dieser beladen?"

„Diese neue Belastung," sagte Hipponikos, „wenn es eine solche wäre, würde ich der Rede nicht wert achten. Aber du hattest nicht unrecht, wenn du sagtest, daß ich der Mühen und Lasten nicht wenig zu tragen habe, seit ich die Choregie der ‚Antigone' vom Archonten zugeteilt bekam. Da waren die nötigen Sänger und Musiker anzuwerben, und nun habe ich sie alle im Hause, und diese Leute wollen bezahlt und beköstigt sein, und wie beköstigt! Mit Milch und Honigseim und allem Süßen, damit ihre Kehlen nicht rauh werden! Nachtigallen im Bauer könnte man nicht sorgsamer füttern und pflegen, als ich diese Burschen füttere und pflege. Dann sind noch die Prachtgewande beizustellen und der Schmuck für eben diese Choreuten, und ihr wißt, was heutigestags in diesem Punkte die Athener verlangen. Sehen sie nicht vergoldete Kränze und jede Art dionysischen Prunkes aufgewendet, so ist an einen Sieg

nicht zu denken. Ich weiß nicht, ob ich diesmal unter einem Aufwande von 5000 Drachmen davonkomme. Aber ich würde auch das Doppelte aufwenden, wenn es sein müßte, um den Pfauenzüchter Pyrilampes auszustechen, der mit einer Tragödie des Weiberhassers Euripides sich um den Preis bewirbt. Sophokles weiß es bereits, du aber noch nicht, mein lieber Polos, was dieser Mensch bis heute schon getan, um mir den Sieg aus den Händen zu winden. Gleich anfangs suchte er den Archonten zu bestechen, dann war er bestrebt, mir die besten Choreuten abspenstig zu machen. Zuletzt bot er sogar dem Chormeister heimlich Geld an, damit er die Einübung des Chores lässig betreibe. Das alles genügte ihm noch nicht. Als mein Schmuck und die prächtigen Kostüme für den Chor schon angefertigt waren und im Laden des Verfertigers bereitlagen, von einer Pracht, die nicht zu überbieten ist, ging dieser Mensch hin und wollte den, der dieselben angefertigt hatte, zwingen, sie ihm zu verkaufen. Als dieser nicht wollte, ließ er ihn von seinen Sklaven durchprügeln und drohte, ihm nächtlicherweile das Haus mit allem, was darin, über dem Kopfe in Brand zu stecken. So treibt es dieser Wicht Pyrilampes!"

„Getrost, getrost, du Teurer!"

hub Polos mit Pathos an:

„Noch ist im Himmel Zeus
Und siehet alles und herrscht gewaltig.
Ihm stell' es anheim, dein bittres Grollen,
Und nicht hasse zu sehr, noch vergiß du sie,
denen du zürnest!"

„Im übrigen", fuhr Polos in weniger hochgestimmtem Tone fort, „kenne ich diesen Mann und seine Ränke selbst, o Hipponikos! Du meinst, mich über ihn belehren zu können; aber ich selbst kann dir erzählen, was du nicht weißt, welche Mittel er ins Werk setzte, um mich der Tragödie des Sophokles abspenstig zu machen. Aus dem

eigenen Säckel versprach er eine große Summe dem öffentlichen Ehrensolde beizulegen, wenn ich in der Tragödie des Euripides auftreten wollte. Ich aber — wie Philoktetes stand ich da, als der schlaue Odysseus ihn und seinen siegreichen Bogen nach Ilion entführen wollte:

‚Nimmer und nimmer, o wisset es sicherlich,
Nicht, wenn mich der glühende Donnerkeil
Flammensprühend wollte verbrennen!'"

„Ich danke den Göttern, Polos," sagte Hipponikos, „daß ein Mann wie du so treu zu uns hält; denn ein Chor mag noch so trefflich sein, wenn die vom Staate beigegebenen Schauspieler nichts taugen, so pfeifen und zischen die Athener."

„Und ich danke den Göttern," sagte Polos, „daß du es bist, Hipponikos, welcher den Chor des Sophokles ausstattet; denn wenn auch die Schauspieler trefflich sind, der Chor aber nicht über die Maßen glänzend, so trommeln die Athener mit den Händen und mit den Füßen!" —

Nun traten ein paar neue Ankömmlinge ins Haus. Es waren die Schauspieler Demetrios und Kallipides. Sie wurden von Hipponikos freundlich empfangen und wechselten auch Begrüßungen mit Polos, mit welchem sie sich schon so manches Mal auf der Bühne, namentlich in den Tragödien des Sophokles, zusammengefunden.

„Ich sehe nun alles," sagte Hipponikos, „was für den Sieg der ‚Antigone' zusammenwirken soll, in meinem Hause versammelt."

„Die Einübung der Chöre", sagte Sophokles zu den Schauspielern, „hat längst begonnen; wir harrten eurer mit Ungeduld. Nun seid ihr da, und wir wollen nicht säumen, zur Verteilung der Rollen zu schreiten. Da ist vor allem Antigone selbst: sie fällt dem Inhaber der ersten Rolle zu." Dabei wendete er sich gegen Polos, den „Protagonisten". Dieser, sowie seine Genossen, nahm die Sache schweigend hin, als etwas, das sich von selbst verstehe.

Sophokles aber unterbrach sich selbst mit der Frage an Polos:

„Hast du von der schönen Milesierin Aspasia gehört?“

Und als dieser bejahte, fuhr er fort: „Wenn wir auf diese Milesierin hören wollten, lieber Polos, so müßte ich den Archonten bitten, mir ein Weib für die Rolle der Antigone zuzuweisen. Ich hatte mit ihr ein hitziges Wortgefecht zu bestehen, in welchem sie unsern Brauch, die Frauenrollen von Männern spielen zu lassen, tadelte und sagte, man müsse den Frauen erlauben, die Bühne zu betreten. Vergebens berief ich mich auf die Masken, welche das Antlitz verdecken, und auf den ungeheuren Raum des Theaters.“

Polos lachte verachtungsvoll. „Wie?“ rief er dann mit Entrüstung, „wenn ich als Elektra hervortrat und anhub:

‚O heiliges Licht,
Und du erdumwogender Äther —‘

vermißte da irgendwer das Weib in mir, in meiner Haltung, in meiner Stimme, die aus den Lippen der trauervollen Maske hervorquoll?“

„Niemand! Niemand!“ riefen alle.

„Und wenn ich die Urne mit der vermeintlichen Asche des Bruders leidvoll umfaßte,“ fuhr der erregte Polos fort:

„Denkmal des Teuersten der Menschen, übrig mir
Du von Orestes' Leben —“

„Das ganze Theater war gerührt, erschüttert, in Trauer aufgelöst!“ rief Sophokles und die übrigen stimmten bei.

„Man hörte niemals auf der Bühne“, fuhr Sophokles fort, „eine Stimme, die rührender, nie eine, die weiblicher klang, als die deine!“

„Hoffentlich willst du damit nicht behaupten,“ erwiderte Polos, „daß meine Stimme überhaupt einen weiblichen Charakter habe? Ich denke, du erinnerst dich noch meines Ajas:

‚Ha, wehe mir, daß ich sie ließ,
Die Bösewichte, aus der Hand,
Und dafür die gehörnten Stiere
Und die laute Geißherde befiel,
Das schwarze Blut vergießend —‘“

Die Stimme des Polos erschien beim Vortrag dieser Worte völlig verändert. „Das ist die tiefste, gewaltigste aller Heldenstimmen!“ riefen die Hörer begeistert.

„Wie? Und mein Philoktetes?“ fuhr Polos fort; „mein Schmerzensausruf, wenn das alte Schlangengift in mir aufkochte — mein „Ai! ai! ai! ai! weh mir, es kommt — es kommt —“

Und wieder riefen alle: „Welche Leidensstimme! Welcher Naturlaut des Gramvollen, Siechen, Gebrochenen!“

„Nun wohl!“ rief Polos; „wenn ich aber dann am Schlusse der Tragödie anhub:

‚Wohlan, nun scheid' ich und grüße das Land!
Ihr Quellen und du, süßlabender Trank —‘“

„Es war ein herrlicher Augenblick,“ sagte Hipponikos zustimmend, „aber das Schönste, was ich von dir gesehen und gehört, war doch, wie du als Ajas auf der Bühne standest und jenes wundervolle Selbstgespräch hieltest . . .“

„Du meinst,“ sagte Polos, „wie ich in der einsamen Schlucht vor dem sühnenden Selbstmorde das Schwert mit der Spitze aufwärts in den Boden steckte . . .

‚Da steht der Würger, wie er wohl am besten wen
Durchbohrte, wenn zu klügeln wer die Muße hat —‘“

„Da ist's!“ rief Hipponikos, „und wie du dann zuerst den Zeus anriefst, und dann die Erinnyen-Jungfrauen, und dann den Helios . . .“

„O Helios,“ fiel Polos ein —

„O Helios, wenn mein heimatliches Land du siehst,
So halte du den goldgeschmückten Zügel an
Und tue mein Verderben kund und meinen Tod —“

„Und wie du so", fuhr Hipponikos in begeisterter Erinnerung fort, „zuallerletzt noch der Heimaterde gedachtest und des väterlichen Hauses Herd anriefst, und Salamis, und die Stadt des Ruhmes, Athen, und dein verwandtes Athenervolk — da zuckte es flammend auf in den Herzen von zwanzigtausend Athenern! Stolz wogte die Brust eines jeden im Vaterlandsgefühl, und jeder einzelne fühlte sich mitangesprochen vom Scheidegruß des sterbenden Helden! Bis dahin waren sie gerührt gewesen und im stillen erschüttert — jetzt brachen sie los in einen Beifallssturm, der dir galt und dem Sophokles und dem vaterländischen salaminischen Helden!"

„Mit Recht, o Hipponikos," sagte jetzt Sophokles, „rühmst du den Polos, aber vergiß nicht, auch die Verdienste des Demetrios und des Kallipides anzuerkennen. Auch sie sind gesucht und geehrt in den Hellenenstädten; auch sie haben mancher meiner Tragödien zum Siege verholfen." — „Dir, Demetrios," fuhr er fort, „überlasse ich diesmal den würdigen König Kreon; dem jungen Kallipides die Ismene. Ein paar Nebenpersonen gibt es noch, die zwar nur für einige Augenblicke auf der Bühne erscheinen, die ich aber doch nicht den nächsten besten zur Aushilfe herbeigeholten Stümpern anvertrauen möchte."

„Her damit!" riefen die Schauspieler; „jeder von uns ist bereit, so viele Personen als man will, wenn sie nicht zu gleicher Zeit auf der Bühne stehen, zu übernehmen. Unter der Maske läßt sich alles spielen."

„Da ist zunächst der liebende Haimon," sagte Sophokles; „er tritt erst auf, nachdem Antigone schon zum Tode geführt worden."

„Dann gib mir den liebenden Haimon!" rief Polos.

„Des blinden Sehers Teiresias muß sich Kallipides annehmen," fuhr Sophokles fort. „Dann ist da noch ein Wächter und ein Bote. Die beiden haben lange Erzählungen vorzutragen. Erzählungen aber sollen auf der Bühne immer so trefflich als möglich vorgetragen werden. Nichts ist un-

angenehmer, als wenn sie durch einen Menschen, der kaum zu reden versteht, herausgestottert werden. Ich habe mich entschlossen, diese beiden kleinen Rollen selbst zu spielen. Habe ich doch auch bei meinen früheren Stücken manches Mal in dieser Weise mit eingegriffen."

Die Schauspieler klatschten dem Dichter Beifall zu, wie geehrt durch diese Genossenschaft. Hipponikos stimmte ein.

„Zuletzt ist da noch Eurydike, die Gemahlin des Kreon," sagte Sophokles; „sie erscheint mit wenigen Worten gegen den Schluß der Tragödie."

„Her da mit der Eurydike!" rief Polos.

„Sie ist weggegeben!" erwiderte Sophokles. „Einer, der noch nie die Bühne betreten, und der ungenannt sein will, wünscht diese Eurydike zu spielen."

Die Neugierde des Hipponikos und der Schauspieler wurde durch die geheimnisvolle Miene des Dichters nicht wenig aufgestachelt. Dieser aber verweigerte jede weitere Auskunft.

Er händigte sodann den Schauspielern Abschriften der Tragödie ein, gab ihnen noch Winke über die Auffassung und Darstellung ihrer Rollen und ordnete die Gewandung an, in welcher sie erscheinen sollten.

Hierauf stellte ihnen Hipponikos die fünfzehn Choreuten vor samt dem Chormeister und lud sie ein, den heutigen Übungen des Chores beizuwohnen.

Unter Flötenschall begann dieser mit feierlichen Sangweisen und jenem feierlichen Tanzschritt, der dem Gotte galt, weil ja der ausdrucksvolle Tanz um des Gottes Altar des dramatischen Spieles erster Beginn gewesen, jetzt zur Rechten, jetzt zur Linken schreitend, jetzt stillestehend, jetzt auseinandertretend, jetzt sich wieder vereinigend, jetzt rascher, jetzt langsamer sich bewegend, die zahlreichen und herrlichen Hymnen der „Antigone" vorzutragen. Feurigen Mutes gab der Didaskale oder Meister und Lehrer des Chors den Takt mit den Händen, mit den Füßen sogar, und manches Mal, wenn

der Eifer ihn überwältigte, mit dem gesamten Leibe. Der Dichter selbst trat häufig hinzu. Seine Sache war es ja gewesen, auch die Sangweisen der Chorlieder zu ersinnen, die tanzartigen Bewegungen des Chores festzustellen. Zuweilen ließ er den Flötenspieler beiseite treten, ergriff ein Saitenspiel, und begleitete mit diesem den Chor, um besser den Gesang, sowie die feierlichen Bewegungen desselben leiten zu können.

Wie Sophokles im Hause des Hipponikos, so bemühte sich Euripides im Hause des Pyrilampes, Jon im Hause des Midias, Kratinos im Hause des Aristokles und andere Dichter in den Häusern anderer Choregen, gleich Feldherren unter den Ihrigen wandelnd, unterweisend, spornend, alle nach dem dionysischen Siegespreise begierig.

Die Häuser der Choregen waren eben so viele Herde, von welchem aus eine erwartungsvolle Aufregung und eine lebhafte Parteinahme zum voraus über die ganze Stadt sich verbreitete. War am Siege des Choregen doch die engere Stammgenossenschaft, welcher er angehörte, mitbeteiligt und wurde mit ihm als Siegerin ausgerufen. Die in solcher Zeit gewöhnliche Spannung des Athenervolks war diesmal auf einen um so höheren Grad gesteigert worden, da Hipponikos und Pyrilampes die unerhörtesten Anstrengungen machten, sich des Triumphes zu versichern, und da die Feindseligkeiten, welche die beiden Wettkämpfer gegeneinander ausübten, und welche jeden Tag in Tätlichkeiten auszuarten drohten, unausgesetzt die Beweglichkeit athenischer Zungen in Anspruch nahmen. Die Angelegenheiten des Staates, die Nachrichten aus den Kolonien, die Geschäfte des Piräus, alles war beiseite gesetzt; und wäre eben irgendwo eine Athenerflotte gegen einen Feind in See gewesen, man würde in diesen Tagen doch weniger von ihr gesprochen haben, als von Hipponikos und Pyrilampes.

Aber siehe da, auf der Agora begegnen sich soeben zwei Männer, welche in vertraulichem Tone von ganz andern Dingen miteinander sprechen, als von Hipponikos

und Pyrilampes. Die beiden Männer sind Perikles und Anaxagoras.

„Du bist nachdenklich,“ sprach der Weise den Freund an; „trägst du dich mit einem neuen Gedanken, das Staatswesen betreffend, oder liegt ein schönes Weib dir im Sinne?“

„Vielleicht beides!“ versetzte Perikles. „Wie schön, wenn man das eine davon, die Weiber, entbehren, sich ungeteilt den Staatsgeschäften, oder der Weisheit, oder sonst einer großen, ernsten Sache hinzugeben vermöchte!“

„Man kann die Weiber entbehren — man kann alles entbehren!“ sagte mit Nachdruck Anaxagoras, und verlor sich in eine Erörterung, um wieviel besser es sei, da man ja doch nichts so eigentlich und wahrhaft und unverlierbar besitzt, auf alles und jedes von vornherein zu verzichten.

Perikles hörte den Weisen mild und ruhig an, hatte aber dabei doch nicht das Ansehen eines Mannes, der eines Besseren belehrt und überzeugt worden ist.

„Und wenn du nun einmal“, schloß Anaxagoras seine Rede, „das Weib nicht missen magst, so ist, verstandesmäßig betrachtet, das deine, ich meine Frau Telesippe, so gut wie jedes andere. Sie gebiert dir Kinder. Was willst du mehr von ihr?“

„Du kennst sie ja,“ versetzte Perikles. „Du weißt, wie sie abergläubisch ist und beschränkten Sinnes und keiner Muse Freundin. Vielleicht ließe das sich ertragen, wenn sie nur auch soviel Sanftmut besäße, als man ihr erweist. Aber dies Weib ist immer voll des Widerspruchs und voll der Vorurteile und immer verkehrt sie meine wohlmeinendsten Absichten zur Beleidigung. Wenn ich mir früher noch manches Mal herausnahm, ihr ein zierliches Untergewand zum Geschenk zu machen oder sonst etwas Reizendes, was im Hause oder im ehelichen Gemach für mein Auge sie schmücken sollte, so nahm sie dies sehr übel auf und fragte: ‚Bin ich dir etwa nicht mehr schön genug, daß du solche Dinge bei mir für nötig hältst? Wenn ich dir nicht gefalle, wie ich bin, so will ich dir auch geschmückt nicht gefallen!‘

Kann man törichter und unweiblicher sprechen? Schmückt nicht selbst das jüngste, schönste Weib sich gerne für den Geliebten, und ist es nicht der natürliche Drang des Liebenden oder des Gatten, das Weib seiner Wahl zu schmücken? In allen Dingen überhaupt, welche den Verkehr der Liebe betreffen, hat sie immer jenen blöden Eigensinn besessen, welcher das blühendste Weib unleidlich macht. Du weißt ferner, daß es mir eigen, die Reinlichkeit bis zur Leidenschaft zu lieben. Wieviel der bitteren Worte sind schon zwischen mir und ihr gefallen wegen des Ferkel- und Geflügelpferchs, der nach alter Unsitte unmittelbar neben dem Herde des Hauses steht, und der mir ein Greuel, ihr aber ans Herz gewachsen ist. Das Gefühl des Ekels kennt sie nicht. Bietet sie mir nicht zum Kusse die Lippen dar, besudelt mit dem Schmutze oder dem Geifer, den sie soeben vom Antlitz ihrer Kinder weggeküßt? Denn im Schmutze, ja selbst im Aussatz der Kinder, wenn sie etwa erkrankt sind, mit Fingern und Lippen ohne Not gleichsam zu wühlen, scheint ihr ein natürlicher und notwendiger Erguß der Mutterliebe. Aber soll die Mutter nicht auch Gattin sein? Soll ein richtig denkend und empfindend Weib nicht beide Liebespflichten zu vereinigen und auszugleichen verstehen? Und was frommt die Mutterzärtlichkeit, der angeborene Trieb, den sie mit jedem Affenweibchen teilt, wenn er in der dunklen Naturtiefe beschlossen bleibt, wenn er nicht gepaart ist mit der richtigen Einsicht, mit der Einsicht dessen, was den Erzeugten wahrhaft ersprießlich und was nicht? Hast du nicht selbst schon oft gefragt: Was nützt der Trieb ohne die Erkenntnis und ohne die sittliche Weihe, die ihn aus dem Tierischen erhebt ins Menschliche?"

„In diesem letzten Punkte sagst du Schönes und Richtiges!" bemerkte Anaxagoras. „Aber was die schönbefransten, safranfarbigen Röckchen und dergleichen Dinge betrifft, welche Telesippe nicht nehmen will oder wollte, so ist dies, nach der Vernunft betrachtet, Torheit und verderbliche Lüsternheit. Solche Schönseligkeit ist vom Übel. Weib ist

Weib, sage ich dir. Im Namen der Weisheit: Laß ab von der Schwärmerei für die schöne Milesierin Aspasia!"

„Ist es meine Schuld," fragte lächelnd Perikles, „wenn die Schönheit auf Erden von den Göttern mit größerer Macht ausgerüstet worden ist als die Weisheit?" —

Am Tage dieses Zwiegesprächs ereignete sich etwas, das, wenn Perikles es zufällig mit Augen gesehen, ihn stutzig und bedenklich gemacht, vielleicht seinen Glauben an die Trefflichkeit der Milesierin erschüttert, die helle Glut seiner Begeisterung für sie wie einen Brand des Herdes durch zugegossenes Wasser mit plötzlichem Rauch und Qualm getrübt haben würde.

Von Aspasia zu dem Dichter Sophokles, von diesem zur Milesierin waren schon zu wiederholten Malen heimliche Boten gegangen. Ja, einmal hatte man den Dichter selbst in dämmernder Abendstunde verstohlen das Haus der schönen Freundin des Perikles betreten gesehen.

Diesmal aber ereignete es sich, daß Aspasia, in ihr Haus zurückkehrend, begleitet war von einem Manne, welchen spähende Nachbarn in der Abenddämmerung für den Perikles hielten.

Aber es war Sophokles. Vor der Tür des Hauses angelangt, standen die beiden einen Augenblick stille. Erwogen sie etwa, ob der Begleiter die Schwelle überschreiten oder vor derselben umkehren solle? Zuletzt tat dieser in seiner sanften Art an die Schöne die Frage:

„Was ist heiliger: die Freundschaft oder die Liebe?"

„Heiliger ist doch wohl in jedem einzelnen Falle diejenige von beiden, welche älter ist" — sagte lächelnd Aspasia, die rätselhafte Frage ebenso rätselhaft erwidernd.

Nachdem diese Worte gewechselt waren, verabschiedete sich Sophokles und ging zurück, während Aspasia in ihr Haus trat.

Am Morgen nach diesem kleinen Begebnis verfügte der Seher Lampon sich in das Haus der ihm wohlwollenden

Schwester des Kimon. Er kam von der Akropolis herunter, von Diopeithes, mit welchem er wieder lange geflüstert.

Kaum war die priesterliche Verrichtung, um derentwillen Elpinike den Seher gerufen hatte, beendet, so brachte dieser mit einer geheimnisvollen und vielverheißenden Miene das Gespräch auf Perikles und Aspasia.

Das Mannweib und der Seher pflegten häufig und gerne die im weiten Kreise erkundeten Neuigkeiten untereinander auszutauschen.

„Den stolzen Perikles scheinen die Götter strafen zu wollen," hub Lampon an.

„Was ist geschehen?" fragte Elpinike gespannt.

„Vorläufig dies," versetzte jener, „daß zu des Olympiers schöner Freundin Aspasia im Dämmerlichte des Abends heimlich auch ein anderer schleicht . . ."

„Warum nicht?" rief Elpinike. „Ist sie doch eine Hetäre. Aber wer ist dieser andere?"

„Des Perikles bester Freund, der ‚Göttergeliebte', wie er sich gern nennen läßt, der mildlächelnde Tragiker aus dem Gau von Kolonos."

„Ein Weiberjäger," rief Elpinike, „ein Weiberjäger und Liebesfeinschmecker wie Perikles selber! — Aber schier alte Kunde ist es, Freund Lampon, die du bringst. Es ist lange her, daß man jenen Poeten zum erstenmal in des Perikles und der Aspasia Gesellschaft gesehen. Es ist allbekannt, daß er nicht weniger als sein Freund entbrannt ist in die Buhlerin. Es war zu vermuten, daß er zu ihr sich schleicht. Aber wer hat ihn gesehen? Wer kann es verläßlich bezeugen?"

„Ich selbst!" versetzte Lampon; „ich selbst sah ihn, vernahm sogar im Vorübergehen ein kleines Zwiegespräch der beiden an ihres Hauses Tür. Und einen zweiten Zeugen, wenn ein solcher nötig ist, stellt Diopeithes."

„Es ist gut!" rief Elpinike mit herzlichem Behagen. „Diese Kunde, dem Perikles hinterbracht, versetzt seinem Liebesbunde mit der Milesierin den Todesstoß. Mittelpunkt

und Hort aller Gottlosigkeit zu Athen ist dieser Liebesbund, und das ionische Weib ist die große Verderberin. Sie muß verdrängt, sie muß vertrieben, sie muß zugrunde gerichtet werden. Wer aber übernimmt das Botenamt an Perikles?"

„Am besten Theodota, meinte Diopeithes. Dieses Weib hat schon seit einiger Zeit, nicht ganz ohne Erfolg, wie es scheint, ihre Netze nach dem Liebhaber der Aspasia ausgeworfen. Und wenn sie es nun ist, die ihm den Beweis von der Treulosigkeit der Milesierin liefert, so kann sie diese am sichersten dadurch verdrängen, daß sie an ihre Stelle tritt!"

„Arme Telesippe!" rief die Schwester des Kimon. „Das beste wär' es freilich, du hättest gar keine Nebenbuhlerin; aber für den Augenblick ist schon viel, ist alles gewonnen, wenn nur die Milesierin vor die Türe gesetzt wird."

„So ist's!" versetzte Lampon. „Aus dem Herzen eines Mannes wie dieser Perikles kann ein schönes und schlaues Weib nur wieder durch ein schönes und schlaues Weib vertrieben werden. Theodota ist weit weniger gefährlich als Aspasia. Im Gegenteil, diese käufliche Korintherin ist Wachs in unsern Händen. Sie muß nun den Perikles unter dem Versprechen wichtiger und ausführlicher Mitteilungen über die treulose Aspasia in ihr Haus locken. Dann macht die Sache sich von selbst."

„Der Erfolg ist sicher!" rief Elpinike. „Perikles hat schon ein Auge auf sie geworfen. Ich weiß es. Er ist schon einmal in ihrem Hause gewesen, wenn auch im Geleite der Milesierin, die frech genug war, ihn dahin zu führen . . ."

„Auf Anstiften des Alkamenes!" sagte Lampon. „Dieser hat uns vorgearbeitet. Auch er zählt zu denjenigen, welche die Milesierin hassen und einen Vorteil davon haben, wenn sie beschämt, gedemütigt, von Perikles verstoßen wird. Er will sich rächen an dem Weibe, das ihn um des Perikles willen verraten. Lange vor uns hat er den Plan gefaßt, die Milesierin aus der Gunst des gefeierten Mannes durch

Theodota verdrängen zu lassen. Ihm fehlen die rechten Waffen gegen Aspasia. Wir wollen sie ihm liefern. Wer aber soll nun den Alkamenes unterrichten, damit dieser mit der Korintherin sich verständige?"

Elpinike dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Überlaß die Sorge mir. Ich kenne die Mittelwege, welche diese Botschaft einschlagen muß, um genau in der Gestalt, wie wir es wünschen, zum Ohre der Korintherin zu gelangen!" —

Von dieser Stunde an hatte Aspasia nicht bloß gegen Telesippe, sondern auch gegen Theodota sich zu ernster Fehde zu rüsten.

Elpinike wandte sich an ihren Freund Polygnotos; dieser war mit Agorakritos, Aspasias erbittertem Gegner, befreundet; Agorakritos überlieferte die Botschaft des Lampon und der Elpinike seinem Gefährten in der Werkstätte des Pheidias, und dieser Heißblütige fand die Gelegenheit zur Rache an der stolzen Schönen allzu verlockend; er vermittelte seiner munteren Freundin rasch und leicht die Verständigung.

In diesem Zickzack also bewegte der Blitzstrahl sich, der geschleudert wurde gegen den Liebesbund des besten Mannes und des schönsten Weibes in Hellas, und der an erster Stelle heimlich geschmiedet war in der Esse des grollenden alten Gottes Erechtheus auf der Burg. — —

Die Feier der Dionysien war freudenvoll und lärmvoll angegangen. Die letzten Tage des Festes waren den Wettkämpfen der tragischen Muse gewidmet.

Ein leichtes Regengewölk flog, während die tolle Komödie des Kratinos unter ausgelassenem Jubel der Zuschauer in Szene ging, vom Hymettos her über das Dionysostheater und dem Oberpriester des Dionysos, der da saß vor allem Volk in seinem herrlichen, mit Bildwerken reich geschmückten, in die Orchestra vorspringenden Marmorlehnstuhl, ward die Nase von einem fallenden Tropfen in dem Augenblicke benetzt, als der übermütige Kratinos gerade gegen die Person dieses selben Oberpriesters Agasthenes unter hellem Gelächter der

sämtlichen Athener einen gefiederten Pfeil seines attischen Witzes abschoß.

„Es beginnt zu träufeln,“ sagte der Oberpriester zu seinem Nachbar Perikles, „ich denke, wir lassen das Schauspiel unterbrechen!“

„Es geht vorüber!“ erwiderte lächelnd der Nachbar.

Doch siehe da, ein neuer Pfeil schwirrte. Und dieser Pfeil traf den Nachbar selbst. Die sämtlichen Athener lachten und sahen auf Perikles, und Perikles lächelte mit.

Aber noch ein Pfeil schwirrte — von der neuen Hera Klang's und dem neuen Olympier Zeus, von Omphale und Herakles . . .

Wieder blickten alle Athener auf Perikles. Aber Perikles lächelte nicht mehr. Ein Wölkchen flog über die Stirn des Olympiers. Der schwirrende Pfeil hatte Aspasia getroffen . . .

Andere Schauspiele folgten, und so ging den Athenern des ersten Tages größerer Teil dahin. Manche entfernten sich, um wiederzukehren, viele hielten aus bis zu Ende. Die Begüterten ließen sich Wein, Obst, Kuchen zur Labung von ihren Sklaven reichen.

Den nächsten Tag begann das alles von neuem. Wieder saßen dreißigtausend Athener auf den Steinbänken des Dionysostheaters, die bekränzten Würdenträger auf besonderen, schön verzierten Marmorstühlen in den vordersten Reihen, die Reichen auf mitgebrachten Purpurkissen, bedient von ihren Sklaven, die Armen mit einigen Feigen oder Zwiebelfrüchten im Quersack für den ganzen Tag. Und diese wie jene fühlten sich als Männer von Athen, berufen, das Schönste zu schauen, und schwatzten von Sophokles und Jon und Euripides oder sandten einen spähenden Blick nach den Wölkchen des Himmels, ob nicht etwa eines derselben die Festschau des Tages trüben oder unterbrechen werde.

Wieder hatten die ersten Tausende des andrängenden Volkes in den Räumen des ungeheuren Amphitheaters sich wie Pygmäen verloren. Jetzt aber war das ganze Theatron

von den obersten Sitzreihen bis zu den untersten vollgedrängt, ein riesiger, gärender und brausender Menschenkrater. Fast schauerlich, schwindelerregend war es, von den obersten Sitzreihen hinunterzublicken auf dies wogende Meer von Menschenhäuptern.

In dem wirren Gebrause, welches daraus empordrang, machte mehr und mehr ein bedrohlicher Tumult sich vernehmlich. Sollte doch heute der wildentbrannte Wettstreit zwischen Hipponikos und Pyrilampes zur Entscheidung gelangen. Die Parteien der beiden Choregen schienen aufeinander platzen zu wollen. Wenn einer derselben sich zeigte inmitten der Zuschauer, so erscholl Lärm von Freunden und von Gegnern, Zurufe des Beifalls und höhnendes Gezisch.

Unablässig hatten die Agonotheten und Mastigophoren von der Orchestra aus, ihrem Standort, des Amtes zu walten, die Treppen, welche die Sitzreihen quer durchschnitten, emporzueilen, um hier einen Zank zu schlichten, dort einen Ungebärdigen zur Ruhe zu verweisen.

Der Ruhigste unter so vielen Aufgeregten war Sokrates, der Grübler aus der Werkstätte des Pheidias. Dieser war auch gekommen, aber nicht sowohl um die Schauspiele, als um die Zuschauer zu sehen und über ihr Treiben seinen Gedanken nachzuhängen.

„Da sitzen dreißigtausend Athener mit gespannten Mienen," sagte er zu sich selbst, „alle darauf erpicht, eine gedichtete Geschichte mit anzuhören, sich an falschen Tränen und geheucheltem Leid zu ergötzen. Sie sind wie die Kinder, die sich offenen Mundes Märchen erzählen lassen, nur daß diese nicht wissen, daß dieselben erdichtet sind, jene aber es wissen. Woher kommt doch nur diese seltsame Lust der Menschen am Nachgeahmten, Erdichteten?"

Die schöne Theodota war unter den Zuschauern. Sie war aufs reizendste geschmückt. Ihr Blick war beständig nach dem Strategenstuhle gerichtet, welchen Perikles einnahm, Perikles versagte sich's nicht, zuweilen den Feuerblick der Dunkeläugigen zu erwidern.

Endlich erklang in das Brausen der Menge hinein die hell tönende Stimme des Ruhe gebietenden Herolds. Nun wurde ein Trankopfer gebracht beim Altare des Dionysos. Dann erscholl aufs neue die Stimme des Herolds:

„Der Chor des Jon trete hervor!"

Die Tragödie des Jon wurde von dem Athenervolke angehört, beklatscht, gewürdigt mit dem angeborenen Feingefühl. Ein tragisches Werk des Philokles folgte. Der Protagonist des Stückes genügte nicht ganz dem feinen attischen Ohre mit seiner Aussprache. Ein Zorngewitter entlud sich über ihn mit Gelächter, Gemurre, grellen Pfiffen, mit spöttisch schnalzenden Zungen und stampfenden Füßen. Eine Komödie kam an die Reihe. Nun war der Spötter Herr der Welt, erhaben über Zeus sogar und alle olympischen Götter. Der zügelloseste Witz machte sich Luft in den gediegensten Rhythmen.

Dann trat der Chor des Euripides hervor.

Das Werk dieses Dichters rührte die Herzen. Die Frauen waren bewegt von dem, was zum Gemüte sprach, die Männer hingerissen von den glänzenden Gedanken, mit welchen das ganze Dichterwerk gleichsam durchwoben und durchwirkt war, wie ein Purpurgewebe mit goldenen Fäden. Mit Ausrufen der Überraschung und Bewunderung wurde die glänzende Pracht des Chores aufgenommen. Man hatte dergleichen kaum jemals gesehen. Lärmender Beifall erscholl, als das Stück zu Ende ging. Pyrilampes nebst seinen Freunden und Anhängern schwelgten im Vorgefühl des gewissen Triumphes.

In der kurzen Zeit, welche man zwischen der Darstellung dieser Tragödie und dem Beginn der nächsten verstreichen ließ, näherte sich plötzlich ein Sklave dem Stuhle des Perikles und überreichte ihm ein zusammengefaltetes Papyrosblatt. Perikles entfaltete es und las die Worte:

„Sophokles schleicht im Abenddunkel in das Haus Aspasias."

Perikles war betroffen. Wer hatte diese Zeilen ge-

schrieben? — Von der Theodota kamen sie. Als Perikles nach dem Überbringer der kurzen und seltsamen Kunde sich umsah, war derselbe verschwunden.

Aus ernstem Sinnen weckte den Strategen die neuerdings hellaustönende Stimme des Herolds:

„Der Chor des Sophokles trete hervor!"

Und nun ging eine Tragödie der Liebe vorüber an des Hellenen Aug' und Ohr, eine Tragödie der Liebe in den drei Gestalten, in welchem sie nacheinander das Menschenherz besucht auf seinem Lebensgange: der Geschwisterliebe, der bräutlichen Liebe, der Kindesliebe. Um des geliebten Bruders willen stirbt Antigone, um der geliebten Braut willen stirbt Haimon, um des geliebten Sohnes willen stirbt Eurydike.

Langes dunkles Trauergewand umwallt die hohen Gestalten der Ödipustöchter. Die Masken zeigen ernste, edle Mädchengesichter, weich und rührend tönen ihre Stimmen — den Bruder zu bestatten schwört Antigone, den geliebten Bruder, welchen König Kreon zum Fraß den Hunden und den Vögeln vorgeworfen; eingepflanzte göttliche Pflicht erfüllen will sie zum Trotze menschlicher Satzung. Der Chor der edlen thebanischen Greise tritt hervor, seinen ernsten Reigen entfaltend, in Purpurgewanden voll dionysischen Festprunks, die Häupter golden bekränzt, es erklingt der herrliche, stürmisch bewegte, im Wechsel seiner Rhythmen hinreißende Hymnus:

„Strahl von Helios Glanz, du Licht."

König Kreon betritt die Szene in goldgesticktem Purpurgewand, die Stirn mit einem Diadem geschmückt, auf einen Zepter gestützt, dessen Spitze einen Adler trägt. Über das menschliche Maß hinaus erhöht der Kothurn seine Gestalt, gebietende Würde verleiht ihm die Maske, gewaltig steht er da, selbst für das Auge des fernsten Beschauers im ungeheuren Raume. Des gebietenden Herrschers Recht macht er geltend der edlen Mädchengestalt gegenüber — sie aber

kennt nur eine höchste Pflicht, ihr ins Herz geschrieben: die Liebe — und dem König, welcher die Grausamkeit gegen den Bruder mit dem gerechten Hasse der Bürger von Theben gegen den Toten begründet, hat sie nur das eine unsterbliche Wort zu erwidern:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!"

Und sie geht hin, zu tun, was sie gelobt, und das Recht der Lebendigen für das Recht der Toten zu opfern. In ernster, erhabener Psalmodie erwägt der Chor des Menschen wagenden Sinn und himmelstürmenden Entschluß — und wieder betrauert er das fortzeugende, forterbende Leid der Labdakiden — Haimon kommt, des Kreon eigener Sohn, und fleht um das Leben der Antigone, um das Leben seiner Braut — aber starr an seiner Satzung hält der Fürst — es gibt Bräute noch genug und „pflügbar ist auch anderes Ackerland" — hin geht, verzweifelnd, mit unheilschwangerem Wort der Bräutigam — und nun ertönt im Chor der edlen Thebanergreise jenes Lied, das gedichtet ward an dem glutenreiche Tage, da Perikles und Aspasia weilten in des Dichters Rosengehegen am Kephissosufer:

„Eros, du Allsieger im Kampf —"

Jetzt aber beginnt im hymnischen Wechselgespräch mit dem Chore die rührende Totenklage der Ödipustochter, welche lebendig hinabzusteigen verdammt ist in die Steingruft — herzergreifend erklingt die lange Threnodie, und von erhabener Rührung feuchtet auf diesem Höhepunkte des Trauergeschicks sich jedes Aug' im weiten Kreise der lauschenden Athener — an Danae erinnert, der Jungfrau nachblickend auf ihrem Todesweg, der Greise Chor, an sie, die, wie nun Antigone, „des Tages Glanz verlor in dem erzdichten Gebäu'" — Teiresias kommt, der unfehlbare Sehergreis, und spricht mit ernster Mahnung tief ins Gemüt des Unversöhnlichen, und endlich wenden seinen starren Sinn die Himmlischen — abläßt er, von grauser Ahnung plötzlich er-

faßt, von seinem Herrschertrotz — schon jubelt der Chor auf in einem freudigen Hymnus, herbeirufend den Freudengott Dionysos — wunderbar erklingt der Jubelchor nach dem düsteren Grabgesang — aber er verhallt und macht aufs neue Platz dem Grabgesang — schon hat Antigone in der steinernen Gruft sich selbst getötet, und ihren Leib umfassend ist Haimon mit ihr hinabgegangen, verblutend am eigenen Stahl, in des Hades Nacht —

Und nun erscheint des jammernden Königs Kreon Gemahlin Eurydike. Aus des Boten Munde vernimmt sie die Botschaft der vereinten Todeslose in der Steingruft der Ödipustochter. Sie vernimmt des Sohnes Tod und diese Kunde bricht der Mutter eigenes Herz.

Wunderbar ergriff die Gemüter jener Todesbericht aus dem Munde des Boten. Wunderbar noch erklangen die wenigen Worte aus dem Munde der todgeweihten Königin.

Atemlos lauschte die Menge dem Ausklingen des hehren Trauerspiels; in einer die Besonnenheit preisenden Strophe verhallte wie mit großartigem Schlußakkorde die Dichtung.

Groß und tief war der Eindruck, welchen die Tragödie des Sophokles, drei Lebensbünde und drei Todeslose ineinanderschlingend, auf die Gemüter der lauschenden Hellenen hervorbrachte. So schön war der strenge, finstere Ernst der tragischen Kunst noch nie gemildert worden — so menschlich war das Erhabene, so erhaben das Menschliche niemals ausgesprochen worden.

Aber auch niemals hatte in einem tragischen Werk die Fülle herrlicher Gesänge so reich und sinnvoll über die Zuhörer sich ergossen; so harmonisch vollendet bis ins kleinste hatte die attische Bühne keine Darstellung gesehen, und so kunst- und glanzvoll war niemals ein Chor vor die versammelten Athener getreten.

Als dieser Chor des Hipponikos abgegangen war und der dramatische Wettstreit des Jahres zu Ende gekommen, erhob das gesamte Volk mit lautem Rufe sich so ungestüm zugunsten des Hipponikos, daß die Preisrichter ohne Be-

ratung unverweilt den Dichter der Antigone und seinen Choregen den noch versammelten, auf den Urteilsspruch mit Spannung lauschenden Athenern als Sieger im Bereiche der Tragödie verkündigten. Sophokles und Hipponikos erschienen dem Brauche gemäß auf der Szene, um noch vor den Augen des Volkes jeder für sich einen Siegeskranz aus den Händen der Preisrichter in Empfang zu nehmen.

Unmöglich ist es, die Freude und den Stolz des Hipponikos zu schildern, unmöglich auch die grollende Erbitterung des Pyrilampes und seiner Anhänger.

Als Perikles durch die Pforte des Ausgangs, umdrängt von dem übrigen Volke, des Theaters Raum verließ, sah er im Gedränge plötzlich Theodota neben sich. Ihr schönes Antlitz war ihm einen Moment mit den ausdrucksvollsten Blicken, mit dem bedeutungsvollsten Lächeln des Mundes verlockend zugewandt. Ungesehen drückte sie nun selbst ein beschriebenes Blatt in seine Hand.

Perikles las auch dies. Sein Inhalt lautete:

„Verlangst du Kunde von Sophokles und Aspasia, so komm zu Theodota! Ein Sklave erwartet dich unter den Säulen des Tholos und wird auf verborgenem Wege durch eine Hinterpforte in mein Haus dich geleiten."

Bevor Perikles sich besinnen konnte, ob er dieser Aufforderung folgen solle, geriet er weiterschreitend in den Schwarm der Freunde des Sophokles, welche diesen glückwünschend umdrängten.

Als der Dichter ihn erblickte, entzog er sich den Freunden und eilte ihm entgegen.

Perikles, obwohl verstimmt und nachdenklich, beglückwünschte auch seinerseits den Sieger.

„Ich danke dir," sagte Sophokles, „aber sprich nicht als Freund zu mir, sondern als Kunstrichter."

Mit Mühe das, was in diesem Augenblicke ihn mehr als alles innerlich beschäftigte, zurückdrängend, sagte Perikles:

„Weißt du, was mich nachdenklich gemacht hat in deinem Trauerspiel? Es hat mich gleich vielen andern deiner

Hörer fast befrembet, neben den Banden des Blutes, welche dem Hellenen von uralter Zeit her immer hochheilig gewesen, nun auch die Bande der bräutlichen Liebe mit gleichem Recht, mit gleicher Macht, mit gleichem Todesernst in der Tragödie zur Geltung gebracht zu sehen. Lebhaft beschäftigt diese Neuerung meinen Geist, und noch weiß ich nicht zu sagen, ob du völlig recht getan."

Abspringend von dem Gegenstande fuhr Perikles fort: „Warst du es nicht selbst, der unter der Maske des Boten jene ergreifende Erzählung vom Tode des Haimon weihevoll gesprochen? Ich glaubte deine Stimme zu erkennen. Wer aber sprach die Worte der Eurydike? Welcher Schauspieler steckte unter der Maske dieser Königin? Ich weiß nicht, welcher eigentümliche, auf das Gemüt geheim wirkende Zauber die Szene umschwebte, in welcher ihr beide, du als Bote und jene Königin, einander gegenüberstandet. Ich habe niemals auf der Bühne so sprechen gehört, wie diese Königin gesprochen. Welcher Mann, wenn nicht Polos, vermochte den wunderbaren Reiz dieser Stimme zu erkünsteln?"

„Auch Polos nicht!" erwiderte Sophokles lächelnd. „Du hast von Neuerungen in meiner Tragödie gesprochen; wisse, daß bei dieser Darstellung heut auch eine Neuerung sich vollzog, von welcher bis jetzt keine Menschenseele Kenntnis hat, als ich selbst und der ehrliche Hipponikos. Zum ersten Male seit der Zeit, als Thespis seinen Karren in Bewegung setzte, hat am heutigen Tage auf unserer Bühne sich unter der Maske ein wirkliches Weib verborgen. Sei du der dritte Mitwisser dieses Geheimnisses und laß es zwischen uns dreien begraben sein für alle Folgezeit."

„Und wer war das Weib," fragte Perikles, „das es gewagt hat, wenn auch unerkannt, die Bühne zu betreten, und dem alten Brauche, der alten, guten Sitte zu trotzen?"

„Du sollst sie sehen!" erwiderte Sophokles, verschwand für einen Augenblick und kehrte zurück mit einer bis zur Unkenntlichkeit vermummten und verkleideten Frauengestalt.

Als Sophokles in Begleitung dieser Frauengestalt den Perikles etwas weiter abseits geführt hatte, bis sie völlig sicher waren vor den neugierigen Blicken der Menge, sagte er:

„Bedarf es noch der Entschleierung, Perikles, um das Weib zu erkennen, welches nicht bloß das schönste, sondern auch das kühnste seines Geschlechtes ist?“

Perikles war betroffen. „Es bedarf der Entschleierung!“ sagte er in kühlem und ernstem Tone. Mit entschiedener Handbewegung zog die Frauengestalt den Schleier vom Gesicht und Perikles stand Aspasia gegenüber.

Er blieb stumm. Der Inhalt jener Zeilen Theodotas schien nun bestätigt. Aspasia hatte, wie es jetzt offenbar wurde, ohne sein Wissen mit dem Dichter geheim sich verschworen, hatte den verwegenen Plan im Vereine mit diesem ausgeführt. Allerdings kannte er die Freundestreue des edlen Sophokles; aber Aspasia hatte einen neuen Beweis gegeben, daß ihr Geist in heiterer Freiheit aller Fesseln spotte.

Alles, was der ihr stumm ins Antlitz blickende Perikles dachte, las Aspasia klar auf seiner Stirne, in seinen Brauen, im Blicke seiner Augen.

Und dies beredte Schweigen mit beredtem Wort erwidernd, hub sie an:

„Runzle nicht die Stirne, o Perikles, und vor allem, zürne nicht deinem Freunde Sophokles. Von mir gezwungen tat er, was er tat . . .“

„Zürne aber auch Aspasia nicht,“ fiel der Dichter ein, zu Perikles gewendet, „und wisse vor allem, daß sie es war, die mir zu bedenken gab, heiliger als die Liebe sei die Freundschaft, wenn sie älter ist als die Liebe . . .“

„Kampf gegen das Herkommen ist meine Sendung!“ fuhr Aspasia fort. „Und warum zürnest du mir, daß ich an des Dichters Gebilden nicht geringeren Anteil nehme als an den Marmorbildern in der Werkstätte des Pheidias? Um die Schönheit und die Freiheit zu finden, ging ich nach

Hellas. Hätte ich Sklaverei gesucht, so wäre ich am Perserhofe geblieben und hätte hingelebt unter dem schläfrigen Liebeswink aus den müden Augen des großen Königs. Was dich in diesem Augenblicke beherrscht, Freund, das ist ein Wahn, ein Vorurteil, ein grämliches Empfinden, unwürdig eines Hellenen. Hinweg damit, o Perikles!"

In diesem Augenblick trat Hipponikos hinzu und lud den Perikles und mit ihm Aspasia ein, an dem Festmahle teilzunehmen, mit welchem er an einem der folgenden Tage seinen und des Sophokles Sieg in würdiger Weise zu feiern gedachte.

Es begann bereits abendlich zu dämmern, als Perikles sich von Hipponikos, Sophokles und Aspasia trennte. Sinnend schritt er heimwärts.

Er dachte an Aspasia. Er erwog in seinem Herzen, was sie soeben zu ihm gesprochen. Er gab ihr völlig recht. Keine Fessel durfte die Liebe sein, kein Sklavenjoch für Aspasia.

Aber auch für ihn selbst nicht! — „Du kannst Theodota besuchen!" sagte er zu sich; „es ist vielleicht nicht gut, in erstarrender Gewöhnung lange Zeit einem einzigen Weibe zu frönen." — Die Forderungen der stolzen und freien Aspasia klangen jetzt harmonisch in seinem Gemüte zusammen mit den Mahnworten des Anaxagoras. Er erinnerte sich nun wieder des Briefleins der Korintherin und des Sklaven, der ihn unter den Säulen des Tholos erwartete. Die Kunde, welche ihm Theodota gegeben, war ihm freilich inzwischen durch Sophokles besser enträtselt worden, als Theodota es zu tun vermocht hätte. Aber konnte sie nicht doch noch etwas zu sagen haben?

Er kam zu den Säulen des Tholos. Der Sklave trat auf ihn zu und führte ihn durch menschenleere Gäßchen bis zu einem Gartengehege, wo er eine kleine Pforte zu öffnen sich anschickte. Perikles stand an Theodotas Schwelle. Er konnte eintreten. Niemand sah ihn. Die Nachtigallen trillerten in den Büschen des Gartens.

Plötzlich aber stockte der Fuß des Perikles. Er besann sich nun erst, daß jetzt, ja eben jetzt die Lust zu einem Gespräche mit Theodota ihm gänzlich fehle. . . Er erstaunte über sich selbst. Er sagte dem Sklaven, er müsse es auf ein anderes Mal verschieben, durch dieses Pförtchen einzutreten. Verblüfft sah ihm der Sendling ins Gesicht. Er aber entfernte sich mit langsamen Schritten und verfolgte seinen Weg.

Der Mond war aufgegangen. In seinem Widerschein erglänzte das Meer und silbern schimmerten die Gipfel der Berge von Attika. Die Luft war lind und labend. Da schlugen plötzlich noch einmal, von den abendlichen Lüften getragen, aus der Ferne Bruchstücke des Chorgesanges „Eros, du Allsieger im Kampf" ans Ohr des Perikles. Die aus dem Theater heimziehenden Jünglinge sangen die Bruchstücke jenes Erosliedes, das sie begeistert hatte, fröhlich hinaus in die laue Frühlingsnacht . . .

Eine Unruhe anderer Art gesellte sich zu der inneren Erregung des Perikles und zu seinen Gedanken an Aspasia. Er beneidete den Sophokles und den Hipponikos um die Lorbeeren des Tages. Es war ihm, als sollte er sich umgürten mit dem Schwerte und ein Heer oder eine Flotte versammeln und fortstürmen zu glänzenden Siegen. Der lange Friede begann ihm glanzlos zu erscheinen.

Ein drückendes Gefühl beschlich ihn, von welchem er im sinnenden Weiterschreiten zuletzt nur wieder loskam durch den Anblick der vor ihm aufglänzenden Akropolis und durch den Nachklang des Antigone-Tages in seiner Seele. Er war nämlich inzwischen an der Stelle des ansteigenden Weges angelangt, wo von einer Seite die gewaltige Granit- und Marmormasse des Dionysostheaters ihren weiten Schlund in der Tiefe auftat, darüber aber von der andern Seite die Felsen des Burgberges mondbeglänzt emporragten. Grabstill war es geworden in den ungeheuren Räumen des Theaters, wo den Tag über ein so buntes, bewegtes Leben sich geregt hatte, wo die höchsten Gebilde hellenischer Dichtung

weihevoll erklungen waren. Perikles blickte hinunter in diesen marmornen Abgrund und dann wieder empor zu der mond-erhellten Höhe der Akropolis, wo das sich formende Gestein des werdenden Tempels erglänzte. Sein persönliches Ich, sein Einzelgeschick zerrannen ihm in einer größeren Strömung, das Wölkchen auf seiner Stirn zerstreute sich, seine Brust hob sich, und von dieser Tiefe herauf, wie von jener Höhe herab fühlte er ahnungsvoll sich angeweht von einem Hauch unsterblichen Lebens.

---

## 10. Die Trinkkönigin.

Als Perikles nach dem Siege des Hipponikos und dem darauf folgenden Gespräche mit Aspasia sich einige Tage lang den wechselnden Empfindungen überließ, welche die Freiheitsliebe der Milesierin in ihm erregte, war wiederholt der Gedanke in ihm erwacht: „Ich werde dem Liebeswink der reizenden Theodota folgen! Warum soll jenes milesische Weib mich in Bande schlagen, die sie selbst nicht kennt?“ — Immer aber ging dieser Gedanke wieder unter in dem stärkeren an Aspasia selbst, an die freie stolze Seele dieses Weibes, an die Möglichkeit, ihres Alleinbesitzes verlustig zu werden. Neben der Wärme, zu welcher des Perikles Liebes-neigung durch eben diesen Gedanken allmählich entfacht war, konnte die neue Regung nicht so leicht sich behaupten. Voraus-gesehen, ja vorausberechnet war von Aspasia diese Wirkung. — Aber Perikles fuhr fort, mit sich selbst zu kämpfen, und an neuer Anregung sollte es diesem Kampfe nicht fehlen.

Hipponikos, der alles aufbot, um vom Glanze seines Reichtums und der Verschwendung seiner Feste reden zu machen, hatte nicht geruht, bis Perikles und auch Aspasia zugesagt hatten, bei seinem Siegesfestmahle sich einzufinden.

Als der bestimmte Tag herangekommen, sah man im

Hause des Hipponikos die erlesensten Häupter, die glänzendsten Träger des athenischen Ruhmes vereinigt.

Perikles und Aspasia und die übrigen Geladenen hatten kaum sich eingefunden, so begann Hipponikos den Prunk seines Hauses vor ihnen zu entfalten. Er führte sie umher und wies ihnen seine Gemächer, seine Gärten, seine Bäder, seinen Ringplatz im Hause — ein Gymnasion im Kleinen —, seinen Fischweiher, seine edlen Rosse, seine Hunde, seine seltenen Vögel, seine Hähne und Wachteln, die er zum Vergnügen hielt, um sie miteinander kämpfen zu lassen. Er zeigte ihnen das Grabmal, welches er einem verstorbenen Lieblingshündchen melitischer Rasse errichtet hatte. Er sagte, sein Haus sei eine Herberge, immer voll von Gästen, er füttere ein Dutzend Parasiten täglich an seinem Tische. „Die Burschen", sagte er, „sind so fett gemästet, daß es mir leid tut, sie euch heute nicht zeigen zu können. Denn heute habe ich es mir in den Kopf gesetzt, nur die hervorragendsten Männer Athens an meiner Tafel zu sehen."

Einer von den Gästen fragte ihn ein wenig boshaft nach seiner Gemahlin. Er erwiderte, daß sie sich wohl befinde, und daß er sie nicht stören wolle in ihren Frauengemächern. Alle Welt wußte, daß er diese Frau nur dazu benütze, sie des Prunkes wegen mit Edelsteinen und Perlen zu behängen und sie in neumodischer Art zuweilen in einem zierlichen, mit sikyonischen Rossen bespannten Wagen durch die Straßen fahren zu lassen. Im übrigen hielt der alte Feinschmecker — ebenfalls nach neumodischem Brauche — sich eine ausländische Freundin, und man sagte, daß gegenwärtig die vielgepriesene Theodota seiner Huldigung sich erfreue.

Auch der Sprößlinge erwähnte er vor den Gästen, seines Söhnleins Kallias, das er soeben, wie er sagte, nach Delphi gesendet hatte, um das Knabenhaar desselben dort scheren und nach alter Sitte dem Apollon weihen zu lassen; ferner seines Töchterleins Hipparete, dessen Schönheit und sittiges Wesen er nicht genug rühmen konnte, und das er sehr zu

lieben schien. „Dies Kind“, sagte er, „wächst heran zur schönsten und edelsten aller athenischen Jungfrauen, und es wird schwer fallen, einmal einen Bräutigam zu finden, der ihrer würdig. Was Schönheit anlangt, wüßte ich keinen Knaben in Athen, von dem man sich versprechen könnte, daß er als Jüngling dieser Jungfrau zur Seite gestellt zu werden verdiente, es wäre denn dein Mündel, o Perikles, der kleine Alkibiades. Ich habe ihn ein paarmal in der Ringbahn gesehen, und dieser Knabe mag sich allerdings rühmen, unter den Knaben beinahe das zu sein, was Hipparete unter den Mägdlein. Was das Alter der beiden anlangt, so dürften sie darin so ungefähr zusammenstimmen. Nun, wer weiß, was die Götter verhängen, wenn diese beiden Knospen einmal aufgebrochen sind. Was meinst du, Perikles? Doch, davon zu sprechen ist noch Zeit!“

Nach diesen und ähnlichen Gesprächen führte Hipponikos seine Gäste in den großen, schön verzierten Speisesaal. Hier standen im weiten Kreise die Pfühle, auf welche man sich bei Tische hinzulagern pflegte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die darüber gebreiteten Teppiche reich und bunt durchwirkt, die runden Kissen, auf welche man den Arm im Ruhen stützte, prächtig in Farben gestickt waren, die silbernen und goldenen, selbst mit Edelsteinen besetzten Gefäße auf den Schenktischen, mehr noch durch die Zierlichkeit ihrer Formen, als durch ihre Kostbarkeit die Blicke auf sich zogen, daß in ebenso zierlichen Schalen Wohlgerüche dampften, den ganzen Raum mit einem die Sinne angenehm befangenden Hauche durchwürzend; daß die Wände bemalt waren mit Bildern der Lust, des Genusses. Gruppen und Szenen gab es da, zwischen welchen unzählige Liebesgötter dargestellt waren, alle in reizender Weise auf Tauben und Sperlingen reitend. Merkwürdiger noch war der Fußboden anzusehen. Er schien im ersten Augenblicke ganz bedeckt von den Abfällen einer reichen Tafel: von ausgekernten Fruchtschalen in den verschiedensten Farben, von Knochenstücken, von Brotkrumen, von abgeschnittenen Hahnenkämmen, von

buntschillernden Federn gerupfter Vögel, von Speiseresten aller Art. Aber wenn man näher zusah, so fand man, daß alle diese Dinge auf dem Boden künstlich dargestellt waren durch eingelegte farbige Steine in feinster Mosaik. Große, schön bemalte Gefäße waren zu weiterem Schmucke des ausgedehnten Saales an passenden Orten aufgestellt. Dem Eingange des Gemaches aber gegenüber stand ein blumenbekränzter Altar, auf welchem eine Wohlduft verbreitende Flamme brannte.

Hipponikos lud die Gäste ein, nach freier Wahl auf den Pfühlen sich zu gesellen. Sie ließen sich zuerst nur sitzend nieder; Sklaven kamen herbei mit schön geformten silbernen Becken und Kannen, um vor Beginn des Mahles den Gästen die Riemen der Schuhe oder der Sandalen zu lösen, ihnen die Silberbecken unter die entblößten Füße zu halten und über diese den Inhalt der Silberkannen auszugießen. Dieser Inhalt aber bestand anstatt des Wassers aus duftigem Weine, noch würziger gemacht durch die Mischung wohlriechender Öle und Essenzen. Auch die Hände wurden so besprengt und dann mit feinen Tüchern getrocknet.

Die Gäste des Hipponikos hatten, der Einladung des Wirtes folgend, auf den einzelnen Pfühlen zu zweien sich gesellt, wie es der Zufall oder die Befreundung der Männer untereinander mit sich brachte. Der Wahrheitsucher Sokrates hatte Platz genommen neben dem weisen Anaxagoras; der Bildhauer Pheidias neben seinem Freunde, dem Baumeister Iktinos; der Dichter Sophokles neben dem Schauspieler Polos, der Sophist Protagoras neben dem Arzte Hippokrates.

Der Sophist Protagoras war eben in Athen anwesend und eingekehrt bei seinem Gastfreunde Hipponikos. Seine Ankunft zu Athen hatte großes Aufsehen gemacht, denn dieses Mannes Ruhm wuchs in Hellas von Tag zu Tag. Er war ein geborener Abderite, ein Thrazier also, und doch ein Jonier, denn Abdera war gegründet von Joniern. Lastträger sei er in seiner früheren Jugend gewesen, hieß es, bis ein weiser Mann seine Fähigkeiten entdeckte und ent-

wickelte. Viel war er dann umhergewandert, hatte selbst aus dem Weisheitsborne des Morgenlandes geschöpft und ging nun am Himmel von Hellas auf als ein leuchtendes Meteor. Er verstand sich gleichmäßig auf die Wissenschaft aller Dinge; auf die Wissenschaft der Gymnastik, der Musik, der Redekunst, der Dichtkunst, der Erd- und Himmelskunde, der Mathematik, der Ethik, der Politik, und überall, wohin er kam, hatte er einen außerordentlichen Zulauf von Wißbegierigen. Reiche Jünglinge gaben die größten Summen hin, um seines Unterrichts zu genießen. Er war eine Erscheinung, welche das Auge bestach, er hatte den Anstand eines Königs, ging prächtig gekleidet, und hinreißend wirkte die Gabe der Rede in seinem Munde.

Dieser Protagoras also gesellte sich dem noch jungen, aber sehr kundigen und scharfsinnigen Arzte Hippokrates, einem Neffen des Perikles.

Durch einen etwas wunderlichen Zufall hatte der zurückhaltende und hier nicht ganz sich behaglich fühlende Polygnotos den übermütigen, auch als Zecher berühmten Komödiendichter Kratinos zum Nachbar erhalten. Aber so unähnlich von Natur die beiden Männer erscheinen mochten, ein Punkt der Berührung und der Genossenschaft fand sich doch zwischen ihnen. Sie waren die einzigen, welche diesem ganzen versammelten Kreise nicht durch Bande der Freundschaft angehörten, und nur dem ehrgeizigen Wunsche des Hipponikos, die in jeder Art ausgezeichnetsten Männer Athens bei sich zu sehen, ihre Einladung verdankten. Kratinos war ein Spötter, dessen Witz, dem Blitze ähnlich, am meisten durch das Hervorragende angezogen wurde. Hatte er doch in seiner jüngsten Komödie auch den Perikles und die schöne Freundin desselben nicht verschont. Polygnotos aber, der Freund Elpinikes, nährte heimlichen Groll gegen Pheidias. Und so waren es denn auch diese beiden, Kratinos und Polygnotos, welche sich bedenklich ansahen und sich leise Worte zuflüsterten, als sie Aspasia auf die Einladung des Hipponikos Platz nehmen sahen zwischen Hipponikos und

dem Perikles, auf einem besonderen Pfühle, auf welchem sie nach Frauensitte aufrechtsaß, während die männlichen Gäste, den linken Arm auf das Kissen gestützt, mit der linken Seite des Körpers auf die Pfühle hingelagert waren. Kratinos und Polygnotos fragten sich geheim, wie es komme, daß man hier einer Fremden, einer Hetäre, solche Ehre erzeige. Anders dachten die übrigen Gäste. Sie waren Freunde des Perikles, sie bildeten die glanzvolle Schar der Seinen, sie kannten den Wert und die Macht Aspasias und hatten aufgehört, über irgend etwas, was die Milesierin betraf, sich zu wundern. Was den Protagoras anlangt, so sah er zwar Aspasia heute zum ersten Male, aber ihr Anblick hatte ihn vom ersten Augenblicke an so ganz bezaubert, daß ihm alles eher in den Sinn kam, als an ihrer Gegenwart Anstoß zu nehmen.

Auf den Wink des Hipponikos wurde nunmehr vor jeden Speisepfühl ein kleiner Tisch gerückt, die Speisen wurden zum Teile aufgetragen, zum Teile herumgereicht und das Mahl begann.

Wie die Vereinigung von berühmten Gästen im Hause des Hipponikos einzig war, so hatte dieser es sich vorgesetzt, bei seinem Mahle es an nichts fehlen zu lassen, was dem athenischen Markte Ehre machen konnte.

„Wenn ich", sagte Hipponikos, während seine Gäste die Hände zu dem lecker bereiteten Mahle erhoben, „es mir heute zur Pflicht gemacht habe, eine solche Schar von auserlesenen Männern an meinem Tische zu bewirten, so möchte ich sie wohl so gut als möglich bewirten. Aber ihr wißt, soweit wir Athener es gegenwärtig in den andern Künsten gebracht haben, in der Kunst gut zu essen sind wir noch einigermaßen zurück. Die Kunst gut zu essen ist jedoch meines Bedünkens durchaus nicht eine solche, welche vor andern vernachlässigt zu werden verdiente! Ich für meine Person habe mir immer eine Ehre daraus gemacht, für einen Feinschmecker zu gelten, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, um die

attische Küche auf einen höheren Grad der Vollkommenheit zu erheben. Ich sehe einige von euch ein wenig spöttisch lächeln, als ob sie sagen wollten, daß unser Athen dergleichen nicht nötig habe, und daß es zwar in den andern Künsten, nicht aber in dieser berufen sei, an der Spitze der Völker zu wandeln. Erlaubt mir, euch zu sagen, daß dies ein Irrtum ist. Denn wenn wir euch auf unsern ausgezeichneten Marmor, unsere treffliche Tonerde und dergleichen beruft, so will ich euch leicht beweisen, daß ihr auch Salz und Öl und Essig und aromatische Kräuter, welche ja doch immer die wirksamsten Kräfte bleiben in den Händen der Kochkünstler, unter keinem Himmelsstriche besser findet als bei uns. Vom attischen Salze nicht zu reden, das in zwiefachem Sinne berühmt ist, weiß jeder, daß nichts zu vergleichen ist mit der Frucht des attischen Ölbaums, daß die Kräuter des Hymettos die würzigsten und eben darum auch der Honig desselben Hymettos der köstlichste ist, den es gibt.

Ich bedauere, daß ich, um einen wirklich ausgezeichneten Koch zu haben, mir einen solchen aus Sizilien habe verschreiben müssen.

Dieser aber, Anarcharsis geheißen, ist nun wirklich ein Meister seltener Art, und ich darf ihn wohl einen Pheidias oder Sophokles der Kochkunst nennen.

Keiner versteht wie er, die Vorkost zur Anregung der Eßlust zu würzen. Die Brühen, in welchen er uns da die Würstchen, die Gekröse, die Wildschweinslebern, die kleinen Vögel und ähnliches vorgesetzt hat, werden den Kenner befriedigen. Von seiner Geschicklichkeit, die Thunfische, Aale, Muränen auszuweiden, sowie auch die Ferkel, und sie aufs feinsinnigste zur Ergötzung des Gaumens wieder zu füllen mit Krammetsvögeln, Eiern und Austern, seid ihr ebenfalls hier euch ein Urteil zu bilden imstande. Seine Hasen und Rehe, seine Rebhühner, Schnepfen und Fasane werdet ihr ebenso trefflich finden, als seine Kuchen, mit Milch und Honig zubereitet und mit Früchten verschiedener Art gefüllt.

Ihr hättet soeben, ich wiederhole es, Gelegenheit, die Leistungen dieses trefflichen Mannes zu würdigen; aber ihr alle — und ich möchte sagen die Athener überhaupt — ihr seid in eurem Gemüte beständig zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um mit wahrem Feingefühl solches zu prüfen und den Wert dieser Kunst neidlos anzuerkennen. Im Grunde sind nur die Parasiten von Fach wirkliche, ausgebildete Feinschmecker und dankbare Tischgenossen. Zum Glücke wächst die Zahl dieser Fachmänner der Kunst, auf fremde Kosten gut zu essen, in Athen von Tag zu Tag. Ich habe, wie gesagt, ein Dutzend solcher Kenner täglich an meinem Tische, und ich kann sie nicht entbehren; denn es ist langweilig, das Beste ganz allein zu genießen. Ihr solltet sehen, mit welchem Ernste diese Leute ihrem Berufe obliegen, wie sie schnalzen mit der Zunge, wie sie die Augenbrauen in die Höhe ziehen, wenn mein Koch sie mit einer neuen Erfindung oder mit einer feinen, nur dem Kenner merklichen neuen Schattierung des Bekannten überrascht. Von dieser Art seid ihr nun freilich nicht, sondern, während ihr die besten Werke meines trefflichen Anarcharsis über die Brücke eures Gaumens gleiten lasset, denkt ihr der eine an dies, der andere an jenes, Perikles an seine Staatsgeschäfte und an eine neue Kolonie, die er aussenden will, Sophokles an ein neues Trauerspiel, Pheidias an die Friese des Parthenon, Polygnotos erwägt, wie man die Wände des Speisegemachs noch besser hätte bemalen können, und Sokrates zergliedert im stillen einen Begriff, anstatt des Rebhuhns, das er auf dem Teller hat."

In solcher Weise machte Hipponikos seinen Empfindungen Luft, und die versammelten Gäste belächelten heiter des Feinschmeckers gutmütigen Vorwurf.

Nun aber erhob sich Hipponikos und brachte die übliche Spende, mit einer Würde, die er als Daduch zu Eleusis kaum feierlicher entfalten konnte. „Dem guten Geiste!" rief er, goß einige Tropfen des ungemischten Weines aus der Schale auf den Boden, trank dann selbst, ließ den Becher

neuerdings füllen und unter den Gästen rechtshin im Kreise herumgehen. Es herrschte während dieser Spende ein feierliches Schweigen, nur das Spiel zweier Flöten begleitete dieselbe mit ernsten, gedämpften Tönen.

Dann wurden die kleinen Tische hinweggehoben und der Fußboden gereinigt.

Als hierauf die Trinkbecher gebracht und der große Mischkrug aufgestellt, zugleich der Nachtisch aufgetragen war mit allerlei Naschwerk, bestimmt, die Lust des Trinkens anzuregen, auch Stirnbinden und duftige Kränze von Rosen, Veilchen, Myrten hereingetragen worden, mit welchen die Gäste ihre Häupter umwanden, wurde der Päan zu Ehren des Dionysos angestimmt, und auf dem blumenbekränzten Altare ward noch eine Spende gemischten Weines in die Flamme gegossen, zu Ehren den sämtlichen olympischen Göttern.

„Ihr wisset, werte Gäste und Freunde," hub Hipponikos wieder an, „was die alte schöne Sitte von uns erheischt. Ist es euch genehm, den Symposiarchen zu wählen, oder zieht ihr vor, ihn durchs Los zu bestimmen?"

Pheidias, Iktinos, Anaxagoras und einige andere sprachen sich sogleich dagegen aus, daß man das Los werfe, denn sie müßten sonst fürchten, sagten sie, von demselben getroffen zu werden, und sie fühlten geringen Beruf in sich für das Amt eines Trinkkönigs, eines Lenkers und Ordners geselliger Freuden.

„Wenn es nötig ist," sagte Protagoras, „den Symposiarchen zu wählen, so wüßte ich nicht, wem anders wir dieses Ehrenamt zuerst anbieten müßten, als dem ansehnlichsten unter so vielen ansehnlichen Männern, dem großen Perikles."

Dieser lehnte lächelnd ab und sagte: „Wählt den Sokrates! Dieser versteht es, kluge Gespräche zu leiten, warum soll er nicht auch ein Symposion zu leiten verstehen?"

Sokrates aber erwiderte: „Ich weiß nicht, ob ich kluge Gespräche zu leiten verstehe oder nicht; dies aber weiß ich, daß, wenn es sich auch so verhielte, es doch eine unverzeihliche Überhebung von mir wäre, sei es bei einem Ge-

spräch oder bei einem Symposion, mir eine solche leitende Rolle anzumaßen in Gegenwart meiner Lehrerin und Meisterin Aspasia, deren siegreiche Weisheit allen Anwesenden hier sattsam bekannt ist. Ich gebe zu, daß die Sitte verlangt, einen Trinkkönig zu wählen, und daß Aspasia ein Weib ist; aber ich wüßte nicht, was das Geschlecht mit der Rolle eines Symposiarchen zu tun haben sollte. Hipponikos will, daß dies Symposion einzig in seiner Art sei: wohlan, unterstützen wir ihn in seiner Absicht und wählen wir statt des Symposiarchen eine Symposiarchin!"

Im ersten Augenblicke erschienen die Zechgenossen wie verblüfft, bald aber scholl von allen Seiten lebhafte Zustimmung dem Sokrates entgegen.

„Sonderbar, aber vielleicht weise ist es," sagte Aspasia, „zum Trinkkönig jemand zu wählen, welcher selbst zu trinken nicht versteht."

„Welcher Wein ist es," fuhr sie fort, „mit welchem da vorläufig unsere Becher gefüllt worden sind?"

„Es ist Wein von Thasos," erwiderte Hipponikos, „thasischer Wein von der besten Sorte, wie sie gespendet wird im Prytaneion zu Thasos! Den köstlichen Duft hat der Wein von sich selber, die Süßigkeit aber von dem mit Honig angemachten Weizenmehl, das man nach kunstgerechten Brauch in die Fässer geworfen hat."

„Honigsüßer, würzigduftiger Wein von Thasos!" rief Aspasia, „du bist würdig, getrunken zu werden auf das Wohl der beiden Männer, deren Sieg mit diesem Mahle gefeiert wird! Zechgenossen! leert eure Becher auf das Wohl des sieggekrönten Choregen und des sieggekrönten Dichters der Antigone."

Freudig taten alle im Kreise Bescheid und von neuem wurden die Becher gefüllt auf das Gebot der Trinkkönigin.

„Thrax!" rief Hipponikos einem der aufwartenden Sklaven zu, „bringe das Verzeichnis der Weine herbei, welche bereitstehen für das heutige Symposion und über-

gib es der Trinkkönigin! — Verzeichnet findest du, Aspasia, auf derselben Tafel die Spiele und Ergötzungen, über welche wir heute in diesem Hause verfügen. Möge es der Symposiarchin gefallen, für unser Vergnügen immer das, was ihr eben das schönste und passendste dünkt, auszuwählen und es durch ein Wort oder einen Wink wie mit einem Zauberstabe herbeizubeschwören!"

„Willst du mir nicht eine Zither reichen lassen?" fragte Aspasia. „Ich möchte mir als Symposiarchin nichts weiter anmaßen, als den Grundton für die Stimmung und Harmonie dieses Symposions anzugeben."

Sogleich ließ Hipponikos durch einen Sklaven eine mit Edelsteinen und Elfenbein reichverzierte Zither herbeibringen. Die schöne Milesierin ergriff sie und hub an zu den Tönen derselben folgende Verse zu singen:

„Lächelnd, violenbekränzt, von syrischer Narde durchduftet,
Von dionysischem Tau golden und rosig besprengt,
Laß uns mit Saitengetön und klingenden Stimmen verkünden,
Daß sie das schönste der Welt, daß sie das höchste: die Lust!"

Darauf ließ sie die Laute dem Sokrates reichen.

Dieser aber sagte:

„Da zum Amte des Symposiarchen auch dies gehört, Rätsel zur Ergötzung der Leser aufzugeben, so habe ich gleich vorausgeahnt, Aspasia werde unsern Scharfsinn mit solchen Dingen auf die Probe stellen. Was sie da eben erst, um den Grundton für unser Symposion anzugeben, wie sie sagt, von der Lust des Lebens zu den Saiten dieser Zither scheinbar unverfänglich gesungen, was ist es, genau besehen, anders, als ein lockendes Rätsel, das sie uns hinwirft? Diese schöne Milesierin erscheint mir in der Tat wie eine Sphinx, einen Abgrund neben sich, in welchen sie uns alle stürzen wird, wenn wir ihre Rätsel nicht lösen. Wie beneide ich jetzt den trefflichen Hipponikos! Denn dieser erscheint doch wohl am meisten unter uns allen sich auf die Lust und den heiteren Genuß des Lebens zu verstehen und so vielleicht

einzig geeignet, das gesungene Rätsel der Aspasia im rechten Sinne zu deuten und zu lösen. Denn worin einer am geschicktesten ist in der Ausübung, darüber muß er wohl auch den besten Unterricht zu geben verstehen!"

Lebhaft und heiter zustimmend riefen alle:

„So ist's! Hipponikos ist der Mann, uns über den Genuß des Lebens und über die Lust zu belehren."

„Wenn schon die leidige Weltweisheit bei diesem Symposion nicht ganz vermieden werden kann und soll," begann Hipponikos mit schelmischem Lächeln, „so danke ich den Göttern, daß wenigstens nur auf diesen und keinen andern Gegenstand die Rede gekommen. Denn dieser ist in der Tat, wie Aspasia sagte, derjenige, bei welchem ich mir anmaßen darf, ein Wörtchen mitzusprechen. Ihr erinnert euch wohl noch, wie ich zuvor mich bemüht habe, euch zu Gemüt zu führen, daß man schwerlich irgendwo in der Welt es in der Kunst gut zu essen und zu trinken weiter bringen kann, als hier zu Athen, wenn man nur will. Es läßt sich überhaupt der Satz aufstellen, daß auf diesem Boden, unter diesem hellenischen Himmel die Menschen geboren sind, glücklich zu sein. Ich will euch aber auch beweisen, daß es bei uns in Griechenland leicht ist, das angenehmste Leben mit der Weisheit, der Tugend, oder Frömmigkeit, oder Götterverehrung, oder wie ihr es sonst nennen wollt, zu verbinden. Denn die Hellenengötter verlangen alles mögliche, nur nicht Entsagung oder Verzicht auf die Freuden des Lebens. Nicht einmal von mir verlangen sie das, obgleich ich von priesterlichem Geschlechte bin und jährlich einmal bei der Feier der Mysterien zu Eleusis das Amt des Daduchen zu verwalten habe. Den übrigen Teil des Jahres lebe ich zu Athen dem Vaterlande und meinem Vergnügen, ohne daß es den Göttern oder sonst irgendwem in der Welt einfiele, mir daraus einen Vorwurf zu machen. Wenn der arme Schlucker Diopeithes droben auf der Burg mir feind ist und Böses von mir sagt, so geschieht es nicht, weil ich eine gute Tafel und schöne Frauen liebe, und mir's wohl

sein lasse, was er herzlich gern auch täte, wenn ihm nicht die Mittel dazu fehlten; sondern nur, weil das eleusinische Priestergeschlecht dem seinigen, die Eumolpiden den Eteobutaden, was Glanz und Ansehen betrifft, den Rang abgelaufen haben. Wenn Diopeithes als Duckmäuser lebt, so tut er es auf eigene Faust; die Hellenengötter kümmern sich nicht darum, und obgleich ich bessere Tafel halte als er, so rühme ich mich doch, ein so frommer und den Göttern wohlgefälliger Mann zu sein als er. Ist irgendeiner, der behauptet, daß ich nicht fromm bin und die Götter ehre wie irgendeiner in Athen? Zeus Herkeios hat seinen Altar an meinem häuslichen Herde; in der Nische hinter der Tür steht Hermes Strophaios, der göttliche Hüter der Türangel; vor der Tür steht das übliche Hekate-Häuschen und die kegelförmige Säule des Apollon Agyieus, des straßenbehütenden Gottes, und der dem Gotte heilige Lorbeerbaum daneben zum Schutze gegen Zauberei und gegen die Fallsucht; an der Tür selbst bleibt von einem Pyanepsienfeste zum andern der Segensölzweig hängen, den man, mit weißer Wolle umwunden, im Apollotempel bei jenem Feste weihen läßt; es fehlt auch nicht die Inschrift an der Tür, welche das Haus unter den Schutz der Götter stellt, nebst dem gebräuchlichen Medusenkopfe darüber, welcher allem Bösen den Eingang wehrt. Ich versäume weder die geziemenden Götterspenden, noch die Reinigungen und Sühnungen, noch die Gebete, noch die Opfer, noch die reichlichen Beiträge, um den Glanz der Götterfeste zu erhöhen, und ich habe mir's eben wieder 5000 Drachmen kosten lassen, um den Chor, dessen unser Sophokles zu seiner ‚Antigone' bedurfte, so prächtig als möglich auszustatten. Wer also kann auftreten und sagen, daß ich kein frommer Mann bin und die Götter nicht nach Urvätergebrauch ehre? Wir Griechen sind ein frommes Volk, und ich bin ein Grieche. Darum scheue ich die Götter, wie es recht ist, aber ich fürchte sie nicht, und wenn ich mir's noch so wohl sein lasse. Denn im Tartaros gibt es viele, welche unterschiedlicher Vergehungen

wegen die ärgsten Strafen leiden, aber ich erinnere mich nicht, daß einer darunter wäre, der dort leidet, weil er ein Feinschmecker und ein Lebemann gewesen. Ist einer darunter? Nein! Nicht ein einziger! Also noch einmal: Ich bin ein frommer Mann und brauche die Götter nicht zu fürchten. Ich fürchte nichts in der Welt, ausgenommen die Diebe und Einbrecher, welche mir meine Schätze, meine Perlen und Edelsteine, meine persischen Gold-Dareiken entführen könnten!"

Alle Tischgenossen begannen heiter zu lachen bei diesen letzten Worten des Hipponikos und klatschten Beifall; er aber fuhr fort:

„Da bauen sie wohlweislich ein Schatzhaus für die Staatsgelder droben auf der Burg unter dem Schirme der Stadtgöttin. Wie soll aber ein patriotischer Mann, wie unsereiner, sein Wohlerworbenes in Sicherheit bringen? Ich leugne nicht, daß, seit ich sechstausend Sklaven in meinen Silberminen beschäftige und meine Habe sich täglich mehrt, ich einigermaßen ängstlich bin —"

„Sei getrost, Hipponikos," rief Perikles, „ich werde mich beim Volke verwenden, daß dir gestattet wird, ein Schatzhaus für deine Person auf der Akropolis zu bauen. Du hast solches, wenn nicht durch anderes, schon durch die treffliche Rede verdient, die du soeben gehalten."

Wieder klatschten alle Tischgenossen beifällig und lobten den Hipponikos und seine Rede.

Nur der spöttische Witzbold und unermüdliche Zecher Kratinos fragte den Feinschmecker: „Wenn du, edler Hipponikos, wirklich die Götter nicht fürchtest, sondern bloß die Diebe und sonst gar nichts in der Welt als die Diebe, was hältst du von der Wassersucht und von andern Folgen eines frommen und zugleich angenehmen Lebens? Und vom Zipperlein, welches, wie ich leider von mir selber weiß, an eine allzu reichliche Besprengung mit dionysischem Taue sich zu knüpfen pflegt? Hast du auch vor diesen keine Furcht? Oder vertraust du in diesem Punkte ganz auf deinen Freund

Hippokrates, den trefflichen Arzt, den du weislich an deinen Tisch zu laden pflegst?"

„Du hast es erraten," versetzte Hipponikos, „in diesen Dingen verlasse ich mich auf Hippokrates, mit welchem ich, wie mit den Göttern, auf gutem Fuß zu stehen liebe. Ihm überlasse ich es auch, zu entscheiden, ob Zipperlein und Wassersuchten und Schwindsuchten und ähnliche Dinge wirklich von dem herrühren, was man die Lust des Lebens nennt."

„Nichts so eigentlich", sagte Hippokrates lächelnd. „Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Anfüllungen und Erschöpfungen, welche mit der Lust des Lebens verbunden sind, Wassersuchten und Schwindsuchten und ähnliches veranlassen können. Was aber die Lust an und für sich betrifft — und um diese allein, in ihrem Begriff an sich, handelt es sich doch wohl in gegenwärtiger Unterredung — so ist diese als ein der Gesundheit überaus Zuträgliches zu betrachten. Die Lust ist nämlich eine Körper- und Seelenstimmung von eigentümlicher Art, welche die Wangen rötet, die Augen erhellt, den Odem beflügelt, das Blut leicht durch die Adern treibt, das Stockende löst, das Zerfließende bindet, alle Lebensgeister weckt, alle Kräfte steigert und des Menschen ganzes Wesen in einen Zustand schöner, wirkungsvoller Harmonie versetzt. Sogar dem Kranken ist die Lust eine so heilsame Arznei, daß ich nicht weiß, ob unter allen Kräutlein, Pflastern und Tränken, welche wir Heilkundigen bei dem Kranken anwenden, ein zauberkräftigeres Mittel zu finden ist als dieses."

Lachend und Beifall klatschend, gelobten alle Zechgenossen, niemals einem andern Arzte sich anzuvertrauen, als dem Hippokrates.

„Weiser Heilkünstler," rief der weinselige Kratinos, „du hast mich völlig beruhigt! Nun ist mir's klar: wie hätte ich, den sie den Freund der Flasche nennen, besonders seit ich eine Komödie geschrieben, in welcher gefüllte Flaschen, meine Freundinnen, den Chor bilden, wie hätte ich, sag' ich,

den mit der Lust des Trinkens verbundenen Anfüllungen doch bis auf diesen Tag so leidlich getrotzt, wenn nicht die heilkräftige Lust des Trinkens an sich selbst mich aufrecht erhalten hätte? — Wäre ich Symposiarch statt jener schönen Fremden, welche sich vermutlich besser versteht auf die Werke der goldenen Aphrodite, als auf die des Bacchos, so würde ich augenblicklich einen Doppelumtrunk anordnen zu Ehren des weisesten aller Ärzte, des Hippokrates!"

„Thrax!" rief Aspasia dem neben ihr stehenden Sklaven zu, „reiche dem Kratinos einen Becher von der doppelten Größe der unsrigen! — Und nun lasset uns den Umtrunk halten zu Ehren des Hippokrates!"

Als nun alle zu Ehren des Hippokrates getrunken und auch Kratinos seinen doppelt so großen Becher schmunzelnd geleert hatte, ergriff Polos das Wort:

„Ich weiß nicht, wie unter uns heute von der Lust gesprochen werden könnte, ohne daß man vor allem der Worte gedächte, welche ihr in der Tragödie, deren Sieg wir feiern, aus dem Munde des Boten vernommen:

„Sobald der Lust entsagt
Der Mensch, acht' ich sein Leben für kein Leben mehr:
Lebendig tot erscheint ein solcher meinem Aug'!
Sei mächtig, reich im Hause, leb' als König selbst:
Das alles ist doch Schatten bloß und eitel Dunst,
Gebricht dir eins in deinem Sein: die holde Lust!"

„Ich preise die Lust", sagte hierauf Sophokles, „nicht bloß, weil sie das Leben angenehm, sondern weil sie es schön macht. In der Tiefe des Lebens hausen viele Schrecken, und es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht besser sei, nicht zu leben, als zu leben. Da wir aber nun einmal leben, so müssen wir den Abgrund des Lebens und seine Schrecken, so gut wir können, zu überdecken suchen mit Blumen der Schönheit und ihrer Zwillingsschwester, der Freude. Eng ist die Schranke um des Menschen Sein gezogen: aber innerhalb dieser Schranke Mensch zu sein, ist

gestattet, und das reine Menschentum schön und edel im kleinen Kreise zu entfalten. Mensch sein aber heißt edel sein und mild, und dem Edlen, Heiter-Milden wird die Schranke holdes Maß, innerhalb dessen er sein Dasein göttlich empfindet. Wie schön und heiter, so auch edel und mild genannt zu werden, sei des Hellenen Stolz!"

„Ich danke dir für diesen Ausspruch!" sagte Perikles. „Man hat mich im Kriege zuweilen allzu mild und nachsichtig gescholten, aber ich glaubte eben als Hellene zu handeln. Wenn es wieder Kämpfe gibt, ob zur See oder zu Lande, so werde ich mir vom Volke der Athener den Dichter der ‚Antigone' zum Mitstrategen erbitten."

„Den Sophokles als Strategen?" riefen einige im Kreise.

„Warum nicht?" rief Sophokles lächelnd; „ist mein Erzeuger doch ein Waffenschmied gewesen. Dies deutet darauf hin, daß ich zum Strategen geboren sei."

„Zu gutem Glück!" rief Hipponikos; „aber meinst du, Perikles, daß es nächstens wieder einmal Kriegsvolk einzuschiffen und in See zu stechen gilt?"

„Es ist wohl möglich!" erwiderte Perikles. „Ich bin zufrieden," rief Hipponikos, „aber ich hoffe, Perikles, daß du dir die neuen Lorbeeren auf keinem andern Admiralschiff holst, als auf dem, welches ich als Trirach ausrüsten werde!"

„Das will ich!" sagte Perikles. „Aber lassen wir nicht die kriegerische Begeisterung überhandnehmen bei einem so friedlichen Gelage. Unart wär' es, wenn wir nicht, bevor wir zu andern Dingen übergehen, den weisen Anaxagoras fragten, ob er das, was hier von der Lust gesagt worden ist, verwirft oder billigt."

„Wenn ihr meine Meinung zu hören wünscht," sagte Anaxagoras, „so will ich sie euch nicht vorenthalten. Was ihr da vorgebracht, beweist, daß euer Verlangen danach geht, von außen her so viel Schönes und Gutes und Angenehmes an euch zu bringen, als eben möglich. Aber ich

behaupte, die wahre, die rechte Lust ist diejenige, welche nicht von außen kommt, sondern welche man als innerstes wesenhaftes Leben in seiner erkennenden Natur hat. Nicht eins mit dem Genusse ist die Lust, und so wenig besteht das Glück in den Dingen außer uns, daß es vielmehr am besten ohne sie besteht! Freiwillig sich der allgemeinen Weltvernunft unterwerfend, den Eigenwillen ertöten, ist Weisheit und Tugend und aller rechten Freude Hort zugleich, die feste Burg der Apathie, in welcher wunschlos thronend der Leidenschaftslose, Selbstgenügsame sogar den Schicksalsmächten gegenüber unüberwindlich sich erweist!"

Die Worte des Anaxagoras machten einen eigentümlichen Eindruck. Perikles hörte sie mit jener nachdenklichen Aufmerksamkeit an, deren er immer die Herzensergießungen seines alten Freundes würdigte. Über die Stirn Aspasias aber flog ein leichtes Wölkchen. Ihr Auge begegnete dem des Protagoras. Wie in geheimem Einverständnis trafen sich die Augen des schönen Weibes und des Sophisten. Und als nun der glänzende Redekünstler im schweigenden Kreise umhersah, bereit, dem Philosophen zu antworten, da schienen die Strahlen aus Aspasias Augen seine Gedanken befeuern, seine Worte beflügeln zu wollen.

„Streng und herbe", begann er, „klingen die Worte des Weisen von Klazomenä an dieser Stätte, wo eben noch unter dem Klange heiliger Skolien des Festmahls Lust den blumenbekränzten Altar des Dionysos umbrandete! Aber auch er — das merket wohl! — auch er, der strenge, herbe Weise, hat von der Lust als von des Menschen höchstem Ziele gesprochen. Nur über die Wege, welche zu ihr führen, denkt er verschieden. Und in der Tat, vielnamig ist die Lust und vielgestaltig, und vielerlei sind die Pfade, welche emporführen zu ihrer sonnigen Höhe. So manche finden ihr Genügen im Rausche der Sinne, andere, durch einen höheren Adel der Seele zum Schönen getrieben, erheben sich zu reineren Sphären der Lust, und ein drittes Geschlecht ist das der göttergleichen Menschen, welche über Wolken und Winden

in ewiger Heitre wunschlos wohnen. Wißt ihr, welcher von diesen dreien Arten, der Lust nachzugehen, ich den Vorzug gebe? Keiner, sondern derjenigen, welche es versteht, nach Zeit und Ort einen jeden dieser verschiedenen Wege zu wandeln! Wenn Becher winken und schöne Augen blitzen, dann lasset uns der fröhlichen Weisheit des Hipponikos folgen; wenn vor unsern Augen die Wunder des Schönen leuchten und das Menschliche seine edelste Blüte entfaltet, dann teilen wir die geistverklärte Freude des Sophokles; wenn der Himmel sich verdüstert, wenn unabweisbar Schmerz und Mißgeschick auf uns eindringen, dann ist es Zeit, zur schönbekränzten Freude gelassen zu sagen: Fahre wohl! und sich zu umgürten mit dem göttlichen Gleichmut und der schönen Ruhe des weisen Anaxagoras! Entbehren können ist rühmlich — aber wir wollen diese Kunst nur dort üben, wo wir ihrer bedürfen. Wenn es Zeit ist, sich zu freuen, wollen wir uns freuen, wenn es Zeit ist, zu entbehren, wollen wir entbehren. Wer weise zu genießen versteht, dem wird auch die Weisheit der Entsagung nicht fehlen. Er wird die Freude zu seiner Sklavin machen, nicht sich selbst zum Sklaven der Freude. Er wird die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterwerfen. Und wenn das, was unserer Lust von der Weisheit als Schranke gesetzt wird, nichts ist als das naturgemäße rechte Maß der Lust, und die Lust, in ihrem Übermaß erstickend, nicht mehr sie selbst ist, sondern ihr Gegenteil, so daß sie ihre Schranke und ihr Maß nicht außer oder neben sich, sondern in sich hat, wozu dann noch von Tugend reden und Enthaltsamkeit, als von etwas, das der Lust als eine fremde, gleichberechtigte, ja feindliche Sache gegenübersteht? Entbehrung, Entsagung, Tugend ohne Lust kann dem Gedanken des Hellenen, niemals seinem Gemüte vertraut werden. Selbst gemeines Schweißbemühen, handwerksmäßiges Treiben und Hasten in des gemeinen Bedarfes Dienst, erachtet er als seiner unwürdig. Darum arbeitet der Sklave, arbeitet der Barbar für den Hellenen. Der Menschheit unedlerer Teil muß sich für den edleren

opfern, damit das Ideal wahrhaft menschenwürdigen Daseins verwirklicht werde. Wäre ich ein Gesetzgeber, ein neuer Lykurgos und Solon, und würden des Gesetzes Tafeln unbeschrieben in meine Hand gelegt, ich würde sie fassen und mit goldenem Griffel an ihre Spitze die Worte setzen: *Ihr Sterblichen, seid schön — seid frei — seid glücklich!*"

So sprach Protagoras, dabei unverwandt auf Aspasia blickend und froh der zustimmenden Ermunterung, welche ihm unverkennbar aus ihren Mienen entgegenleuchtete. Diese Zustimmung ward eine fast allgemeine im Kreise und Perikles sagte, er wolle dem Protagoras die nächste Kolonie zu führen geben, die von Athen ausgehen werde, denn er scheine geeignet, ein Gemeinwesen in hellenischem Geiste zu ordnen.

„Glücklicher Protagoras," begann jetzt Sokrates, „glücklicher Protagoras, dem es vergönnt, das Gold des Schweigens der Aspasia in die klingende Münze bestechender Reden umzusetzen! Wenn ich die Worte deines Mundes so gut verstanden habe, wie du die Sprache der Augen Aspasias, so scheinst du mir die Weisheit insofern als eines der Mittel zur Beförderung der Lust zu betrachten, als man sie, sozusagen, bereithalten und aus der Tasche hervorziehen kann, wenn eben nichts Besseres zur Hand ist . . ."

„Was ist Weisheit?" rief Protagoras. „Frage tausend Menschen, und was der eine Weisheit nennt, wird der andere Torheit nennen. Frage sie aber, was Lust und was Unlust ist, so werden alle derselben Meinung sein!"

„Meinst du dies wirklich?" versetzte Sokrates. „Es käme doch auf die Probe an . . ."

„Erlaube, Protagoras," fiel hier Aspasia ein, „daß ich es auf mich nehme, dem Sokrates zu antworten: nicht mit Worten, denn wie könnte ich mich vermessen, solange es sich um Worte der Weisheit handelt, an des Protagoras Stelle treten zu wollen? Ich will dem ewigen Zweifler und Frager mit jenen Mitteln begegnen, welche mir als

Symposiarchin zur Prüfung des von ihm zuletzt vorgebrachten Einwurfes zur Hand sind!"

„Fürs erste", fuhr Aspasia fort, „lasset die Lippen, die vielleicht des Gespräches Hitze getrocknet, mit frischem Taue befeuchten!"

Auf ihr Gebot wurde neuer Wein im Krater gemischt und den Gästen kredenzt in neuen größeren Bechern.

„Das ist Wein von Lesbos!" sagte Hipponikos, „die Blume der Rebe! Er ist weniger wohlriechend als der thasische, aber sein Wohlgeschmack ist noch größer."

„Er ist mild und feurig zugleich, wie die Seele seiner Landsmännin Sappho!" rief Protagoras, vorerst mit der Spitze der Lippen das Naß in seinem Becher vorkostend.

Die Becher wurden geleert auf Aspasias Geheiß zu Ehren der mildfeurigen Sängerin von Lesbos und wieder gefüllt, während die Augen der Zechgenossen in hellerem Feuer zu leuchten begannen.

„Nun erlaubet denjenigen einzutreten," begann Aspasia wieder, „welche bereitstehen, um uns etwas von dem zu bereiten, worüber die Menschen nach des Protagoras Behauptung alle einig sind, nach des Sokrates Meinung aber nicht."

Flötenbläserinnen, Tänzerinnen und Gauklerinnen betraten den Saal, alle jugendlich und reizend, alle bekränzt und duftig gesalbt und geschmückt und in verführerischer Gewandung.

Das Flötenspiel begann in weichen, süßen Tönen und dazu wurden zuerst von den Tänzerinnen mimische Tänze ausgeführt. Was Sokrates bei Theodota bewundert, das hatte er nun vervielfacht, in einer Gruppe blühender Gestalten vor Augen. Nachdem diese Tänzerinnen durch ihre Kunst aller Augen entzückt hatten, übte das, was nach ihnen die Gauklerinnen vollführten, eine sinnverwirrende, bestrickende Wirkung. Wenn diese bei Flötenschall nach dem Takte der Musik eine Anzahl Reife oder Bälle zugleich während des Tanzes geschickt in die Höhe warfen und wieder

auffingen oder den sogenannten Kugellauf auf einer Töpferscheibe ausführten, lag in den windschnellen Bewegungen der jugendlich schlanken, geschmeidigen Mädchengestalten eine bezaubernde, ja berauschende Anmut. Wenn sie aber den erstaunlichen Schwertertanz anhuben, wenn sie zwischen den Klingen, die mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt waren, tanzend dahingaukelten, und über den blinkenden Stahlspitzen nach vorwärts und rückwärts sich überschlugen, da fühlten die aufgeregten Zuschauer von einer mit Grausen gemischten Lust sich durchzittert. Wenn eines dieser schlanken, reizvollen Mädchen in leichtester, knapp anliegender Gewandung, die den vollen und reinen Umriß des Leibes hervortreten ließ, nach vorn mit den Händen auf den Boden sich stützend, von rückwärts in anmutigster Beugung des Leibes die Füße über Rücken und Haupt herüberstreckte, um damit aus dem vor ihr stehenden Mischkrug einen Becher zu füllen, während sie mit den Zehen des andern die Handhabe des Schöpfgefäßes hielt, oder in derselben Lage einen Pfeil vom Bogen schnellte — da war es nicht bloß das Erstaunliche der bewiesenen Fertigkeit, sondern zugleich das zu höchster Freiheit und fast übermenschlicher Leichtigkeit entwickelte Formenspiel der blühenden Glieder, was die Sinne der Gäste des Hipponikos in eine Art von Taumel versetzte.

Als diese Tänze und Spiele beendet waren und die Tänzerinnen, die Gauklerinnen und Flötenbläserinnen unter dem lebhaftesten Beifall der Tischgenossen sich wieder entfernt hatten, sagte Aspasia:

„Es scheint, daß uns allen das, was wir gesehen, Vergnügen bereitet hat, und daß wir einig sind in dieser Lustempfindung, während wir doch früher, wo es sich um Lehren der Weisheit handelte, nicht einig werden konnten. Die Probe, auf welche es ankam, wie du sagtest, o Sokrates, ist also gemacht . . ."

„Du weißt sehr wohl, Aspasia," entgegnete Sokrates, „daß niemand in der Welt sich lieber belehren läßt, als

eben ich. Erlaube mir nur noch eines von Protagoras zu erfragen. Wenn es, wie er uns lehrte, verschiedene Arten der Lust gibt, und wir das, was Lust gewährt, ein Gut nennen, so gibt es wohl auch verschiedene Güter und unter diesen ein höchstes. Um aber dieses höchste Gut aus andern Gütern herauszufinden und somit auch die höchste Lust aus andern Lüsten — denn die Lust ist ja, wie wir gesagt, nicht selbst das Gut, sondern wird erst durch den Besitz des Gutes hervorgebracht — bedarf es da nicht doch wohl ein wenig der Einsicht, oder der Erkenntnis, oder der Weisheit, oder wie man es sonst nennen will?“

Lächelnd sagte Aspasia: „Du siehst, Protagoras, daß dieser Mann dich in die Enge treibt; aber es ist meine Pflicht, zu sorgen, daß der Streit nicht allzu heftig entbrenne. Schon seit einer halben Stunde habe ich einen kleinen Anschlag gegen diesen kampfslustigen Sokrates im Sinne. Es dünkt mich nicht gut, daß Sokrates denselben Lagerpfühl hier teilt mit Anaxagoras und so aus dem Anhauche seines Meisters beständig neue Kraft und Streitlust schöpft. Es scheint mir überhaupt, daß des Hipponikos Gäste sich hier zum Teil in einer Weise gesellt haben, welche gefährlich für das allgemeine, und geheimen Verschwörungen günstig ist. Ich merkte früher wiederholt, daß Pheidias und Iktinos leise zusammen flüsterten. Auch den Kratinos sehe ich öfter, als es nötig scheint, sich mit gespitzten Lippen zum Ohre seines Nachbars, des Polygnotos, neigen. Kraft meiner Vollmacht als Symposiarchin werde ich einen allgemeinen Wechsel der Plätze und der Genossenschaft anordnen.“

„Immerhin!“ riefen die heiter gelaunten Tischgenossen; „wir wollen dir gerne gehorchen. Laß hören, wie denkst du uns neu zu gesellen?“

„Wohlan!“ sagte Aspasia; „der Feinschmecker Hipponikos heiße den Sokrates aufstehen und lagere sich neben den weisen Anaxagoras; der beredte Polos nehme Platz neben dem schweigsamen Iktinos; der übermütige Kratinos

erhalte zum Nachbar den milden, frommen Sophokles. Pheidias finde sich endlich einmal mit Polygnotos zusammen. Wie aber geselle ich den Sokrates? Unmöglich kann ich ihn dem Protagoras zur Seite ruhen lassen, im Gegenteil, ich muß diese beiden Gegner soweit als möglich voneinander entfernen. Was bleibt also übrig, als daß ich dich, Protagoras, bitte, meinen Platz hier einzunehmen, während ich selbst bis zur Beendigung des Streites mich zu Sokrates setze?"

Damit stand Aspasia auf und setzte sich an den unteren Rand des Lagerpfühles, auf welchem Sokrates seinen Platz hatte.

Willig hatten inzwischen die Tischgenossen die Weisung der Symposiarchin vollzogen; nur beneideten sie jetzt geheim und laut den Sokrates um seine Genossenschaft.

Auf diesen selbst übte die unmittelbare Nähe der Schönen eine eigentümliche Wirkung. Hatte früher der Anhauch des Anaxagoras, wie Aspasia sich ausdrückte, ihn zur Streitlust befeuert, so mochte jetzt der Anhauch des reizvollen Weibes ihn friedlich und versöhnlich stimmen . . ."

„Was ist das?" rief Aspasia, sich zu Sokrates neigend und seinen Kranz betrachtend, „dem Kranze auf deinem Haupte sind schon viele Blätter entfallen. Das gilt als ein Wahrzeichen geheimer Herzensqualen des Trägers! Ist es etwa dein jüngster Freund, der mutwillige Knabe Alkibiades, der dir Verdruß bereitet? Doch, ich bin ja gekommen, um dir Rede zu stehen. Welche Bedenken waren es, o Sokrates, die du noch gelöst haben wolltest?"

Sokrates, bestrahlt von den Augen Aspasias, umweht vom Hauche ihres Mundes, umrauscht vom Geknister ihres Gewandes bei jeder ihrer Bewegungen, erwiderte:

„Aspasia! Ich hatte Bedenken — und sie waren in meinem Haupte hintereinander schön gereiht wie in Schlachtordnung. Aber man hat mir, als ich sie eben in bester Ordnung ansprengen lassen wollte, eine schönbekränzte Barriere vorgeschoben, so daß es scheint, als müßten sie, darüber-

setzend, die Beine brechen. Was ich bedenklich finde, soll ich äußern, o Aspasia? Ich finde in diesem Augenblicke nur dies eine bedenklich, daß du neben mir sitzest."

Ein wenig spöttisch lächelnd blickte der alte Anaxagoras, der inzwischen schweigend dem Becher zugesprochen hatte, auf seinen so schmählich die Waffen streckenden Freund herüber.

„Du siehst, Anaxagoras," sagte Sokrates, „ich bin im Kampfe für eine gute Sache gefallen, und du, der Greis, für den ich eigentlich das Schwert gezogen, mußt jetzt mich, den jüngeren Mann, aus dem Kampfe tragen. Räche mich, wenn du es vermagst, o Anaxagoras!"

„Warum nicht?" versetzte Anaxagoras, nachdem er einen Trunk aus seinem Becher getan hatte; „ich fühle mich durchaus nicht so sehr als altersschwacher Priamos, um vor der jungen Weisheit dieses Achilleus zitternd zu verstummen. Ich will noch ein Wörtchen mit dir reden, Protagoras . . ."

„Halt!" rief Aspasia; „wenn gewichtige Worte zu sprechen deine Absicht ist, so erlaube mir zuvor, daß ich meiner Symposiarchenpflicht nachkomme und mit einem Trunke des feurigsten und köstlichsten aller Weine, welcher aufgehoben worden bis zuletzt, mit den Wonnefluten der Traube von Chios, deine Zunge noch besser beflügle!"

Damit ließ Aspasia den gefeiertsten aller Griechenweine kredenzen.

Die Becher wurden geleert, und von diesem Augenblicke an gab es keinen mehr im Kreise, der nicht, weit hinausgehoben über die Sphäre des nüchternen Verstandes, verfallen gewesen wäre den begeisternden Gewalten des Dionysos . . .

Anaxagoras leerte seinen Becher und begann etwas verwirrt durcheinander zu sprechen von Lust und Tugend und Erkenntnis und allgemeiner Weltvernunft . . .

Wie um ihn anzuregen zu größerer Sammlung des Geistes, bot ihm Aspasia selbst noch einen Becher des allbezwingenden Chiers dar.

Er trank und die Rede des Weisen wurde noch verwirrter; er begann zu stammeln und mit dem Haupte bedenklich zu nicken. Zuletzt sank das Haupt ihm völlig auf die Brust herab. Wenige Augenblicke noch, und der Greis war ruhig entschlummert.

Ein heiteres Lachen ging durch die Reihen der Zechgenossen.

„Was hast du getan, Aspasia?“ riefen sie, „die letzten Vorkämpfer der strengen Weisheit hast du entwaffnet und in Schlummer gewiegt!“

„Bei fröhlichem Gelage“, erwiderte Aspasia, „geziemt es der strengen Weisheit, einzunicken. Aber nicht ohne die Charitinnen ist dieser Edle entschlummert. Da seht! Wie schön ist der Anblick des in ruhigem Schlummer atmenden Greises! Ich stelle den Antrag, daß wir alle die Kränze von unsern Häuptern nehmen, um sie auf das Haupt und die Schultern des Schlafenden niederzulegen und in solcher Art zu bestatten die so schön und friedlich entschlummerte Weisheit!“

Die Tischgenossen taten wie Aspasia geboten, und in wenigen Augenblicken war das Haupt des Weisen unter Blumen begraben.

Sokrates fuhr fort zu trinken, ohne trunken zu werden, aber er stellte sich trunken, um ungestraft die wunderlichsten Dinge ins Ohr der neben ihm sitzenden Aspasia flüstern zu dürfen.

Der ernste Pheidias sagte dem Knaben, welcher ihm den Becher füllte, daß er ihn als Modell für eine seiner Ephebengestalten im inneren Friese des Parthenon verwenden wolle. Kratinos stieß heimliche Verwünschungen aus und sagte zu seinem Nachbar Sophokles: „Dies Zauberweib, diese Kirke, diese Omphale soll meiner gedenken! Sie läßt mich sogar den Chier aus dem großen Becher trinken! Solange ich nüchtern war, merkte ich nichts; jetzt aber ist mir klar, worauf sie es abgesehen hat!“ — Polygnotos versicherte seinen Nachbar, daß er mit Ausnahme der jugend-

lichen Elpinike ein so wohlgestaltetes Weib wie Aspasia nicht gesehen habe. — „Perikles," sagte der weinrote Hipponikos gerührt, „Perikles, du weißt, daß ich dich immer geehrt habe, dir auch großen Dank schulde, insofern du nämlich vor Jahren mich von der damals noch schönen aber zänkischen Telesippe befreit hast. Tue mir nur den Gefallen von wegen des Schatzhauses auf der Burg — denn ich beschäftige sechstausend Sklaven in den Silberbergwerken und meine Habe mehrt sich täglich, und man ist vor Dieben nicht sicher. Und wenn dein Mündel Alkibiades heranwächst — mein Töchterlein Hipparete — die schönste aller Jungfrauen..."

„Laß es nur gut sein!" sagte Perikles gutmütig lächelnd. Er war der einzige von der Gewalt des Bacchos völlig Unberührte im ganzen Kreise; nicht weil er weniger getrunken, sondern weil seine Natur ebenso stark war, als seine Seele mild. Er unterhielt sich mit Protagoras über politische Dinge, über die Wandlungen der Volksherrschaft zu Athen, über die auszusendende Kolonie, über die Möglichkeit eines baldigen Feldzuges. Protagoras aber blickte viel nach der schönen Milesierin hinüber. Zuletzt überraschte der schweigsame Iktinos, vom Chier begeistert, die Zechgenossen, indem er einen Päan auf den Dionysos anstimmte, welcher dann im Chore von allen gesungen wurde.

So bewegte sich bei dem Symposion im Hause des Hipponikos die Woge der geselligen, von des Bacchos Gaben, vom lieblichen Reiz der Sinne, vom Zauber der Milesierin beflügelten Festluft, gewürzt mit der Blume hellenischen Geistes, bis zum grauenden Morgen.

Dann erhob sich der glänzende Protagoras und sagte: „Die Symposiarchin Aspasia hat, wie ihr wißt, ihren Platz mir abgetreten. Ich benütze dies, um einen Augenblick auch ihre Symposiarchenwürde mir anzumaßen und euch aufzufordern, diese letzten Becher zur Ehre Aspasias selbst zu leeren! Hoch hat sie als Trinkkönigin das Panier der schönen Freude gehalten, hat mit spielender Hand siegreich das Reich der holden Lust verteidigt gegen des Ernstes Androhen und

gegen die Strenge der Weisheit — hat immer in wohlberechnetem Augenblicke, jetzt mit des Bechers Gaben, jetzt mit lieblichem Reiz der Sinne, jetzt mit des Eros und der Charitinnen Beistande angekämpft gegen das Feindliche, hat mit sanfter Narkose die Fragen des Wahrheitsuchers eingelullt und das vom Jugendfeuer verlassene greise Haupt des Weisen unter Blumen begraben — hat uns alle gemach auf die hohe See der dionysischen Freudenwelle hinausgesteuert! Aber gefahrlos ist die holde Trunkenheit für edle Hellenenstirnen, und nicht verderblich in die Tiefe des Hauptes dringt sie ein, sondern aufgefangen schlägt ihr Silbernebel als Tau sich nieder auf die Blätter der Kränze, mit welchen wir kühlend unsere Stirne beschatten! — Und so leert denn die letzten Becher zu Ehren der schönen und weisen Symposiarchin Aspasia!"

So sprach Protagoras und Bescheid taten ihm die erlesenen Männer, welche beim Mahle des Hipponikos vereinigt waren als bekränzte Zecher, auf dem Felde des Ruhmes aber um Perikles und Aspasia sich reihen als die leuchtenden Sterne Alt-Hellas!

Und als die letzten Becher geleert waren, gingen die Männer mit Händedrücken hinweg aus dem Hause des Hipponikos im Morgengrauen.

„Bist auch *du* zufrieden mit der von Protagoras gepriesenen Symposiarchin?" — So fragte Aspasia den Perikles, als sie mit ihm sich allein fand.

„Ich bewundere dich noch mehr von heute an," sagte Perikles, „aber fürchtest du nicht, daß ich dich etwas weniger *liebe*?"

„Warum das?" fragte Aspasia.

„Du hast immer etwas für jeden," erwiderte jener, „was hast du übrig für Perikles?"

„*Mich selbst!*" erwiderte Aspasia.

Er küßte sie auf die Stirn und sie umschloß ihn mit beglückenden Armen.

„Ich weiß nicht," sagte Perikles, als er von ihr schied,

„ich möchte mich entweder ins Feld der Taten stürzen, getrennt von dir, oder ungestörter als jetzt einen Honigmond der Liebe mit dir in idyllischer Ruhe durchleben!“

„Vielleicht gewähren dieses oder jenes oder beides zugleich zur rechten Zeit die Himmlischen!“ versetzte Aspasia.

Die Milesierin schloß an jenem Morgen die müden schönen Augen mit dem Bewußtsein, daß sie wieder näher gekommen dem Ziele. Sie gedachte der Stunde, wo sie gedemütigt entweichen mußte aus dem Hause des Perikles; sie gedachte der stolzen Telesippe, die sich so unangreifbar wähnte, so unerschütterlich in ihrem Herrschertum am Herde des Hauses — sie sagte sich, daß ihre verschwiegenen und offenen Pläne der Erfüllung entgegenreiften, und daß sie triumphieren werde in ihrer Sendung, auf den Trümmern des Herkommens und des Vorurteils das Banner der Freiheit, der Schönheit und der Freude für immer aufzupflanzen.

---

## 11. Samos.

„Hätt' es nicht gedacht,“ rief der alte Kallippides in einer der zahlreichen Gruppen des Athenervolkes, welche, auf dem großen Markte des Piräus zusammenstehend, sich mit Eifer besprachen — „hätt' es nicht gedacht, als ich neulich an der Vorkämpferin Athene auf der Burg vorüberging. Ich sah den Speer der Göttin voll Baumgrillen, welche daraufsaßen und zirpten. Das bedeutet Friede, sagte ich zu mir selbst. Aber freilich, den nächsten Tag ist kurz vor der Volksversammlung ein Wiesel über die Pnyx gelaufen . . .“

„Du willst doch nicht Unheil krächzen, alte Dohle?“ riefen die andern.

„Samos kann andere Bundesgenossen zum Abfall verleiten,“ entgegnete der Alte, „es kann eine Empörung gegen uns erregen, Sparta kann sich einmischen, ein allgemeiner

Hellenenkrieg kann entbrennen. Es liegt, wie man zu sagen pflegt, viel Zunder aufgehäuft. Was kümmert es uns so eigentlich, ob die Samier oder die Milesier Priene besitzen?"

„Das Ansehen Athens muß aufrecht erhalten werden!" fiel ein Jüngerer heftig ein, indem er die Hand ausstreckte und den Kopf über den stramm gehaltenen Nacken emporwarf. „Samos und Milet haben als Angehörige des Bundes ihre Streitsachen der Entscheidung Athens, als des Hauptes der Bundesgenossenschaft, anheimzustellen. Samos verweigert dies. Und darum ist Perikles in Wut entbrannt gegen die Samier . . ."

„Und in seiner Wut hat er den sanften Sophokles von der Volksversammlung zum Mitfeldherrn sich ausgebeten!" sagte lächelnd einer von den Männern.

„Der Antigone wegen!" riefen andere. „Er hat recht getan. Es lebe Sophokles!"

„Ihr wißt alle nichts!" sagte hinzutretend der Bartscherer Sporgilos, den die Neugier und die Aufregung des Zeitlaufs in den Hafen getrieben. „Ihr wißt alle nichts in dieser ganzen Angelegenheit: ihr wißt nicht, wie dieser ganze samische Handel entstanden, und wer ihn eigentlich angezettelt!"

„Es lebe Sporgilos!" riefen einige. „Hört den Sporgilos! Der ist einer von denjenigen, welche immer des Morgens genau wissen, was Zeus mit der Hera in der Nacht geplaudert hat!"

„Gleich soll eine Lügenblase faustgroß auf der Nase mir auffahren," rief Sporgilos, „wenn das, was ich euch jetzt erzählen werde, nicht die volle Wahrheit ist! Aspasia, die Milesierin, hat den Perikles beschwatzt. Ich weiß es ganz genau — hört mich nur an! Am Tage, nachdem die milesische Gesandtschaft hier eingetroffen war, stand ich eben auf dem Markte, als die Gesandten vorbeikamen und dabei um sich sahen, wie Leute, die nach etwas fragen wollen. In der Tat kam einer von ihnen auf mich zu und sagte: „Heda, athenischer Freund, kannst du uns nicht die Behausung

der jungen Milesierin Aspasia weisen?“ Die Männer glaubten gewiß, ich kenne sie nicht: ich kannte sie aber — schon an ihren geschmeidigen Manieren und kostbaren Gewändern würde ich sie erkannt haben, wenn ich sie nicht sonst schon gesehen hätte. Ich erwies mich ihnen so höflich als ich konnte, und beschrieb ihnen aufs genaueste das Haus der Milesierin und den Weg dahin, worauf sie sich schönstens und bestens bedankten und schnurstracks den Weg einschlugen, den ich ihnen gewiesen. Es war schon dämmernder Abend. Sie schlichen in die Behausung der Milesierin. Merkt ihr's nun? Die Gesandten, sag' ich euch, haben mit der Milesierin heimlich verhandelt; sie hat hernach dem Perikles das Kinn gestreichelt und ihm den großen Zorn eingeflößt gegen die Samier . . .“

„Da habt ihr's!“ rief einer von den Zuhörern. „Sporgilos weiß also in der Tat, was die Hera mit dem Zeus geplaudert hat. Doch — da seht den Perikles mit seinem Gefährten Sophokles — er drillt ihn ohne Zweifel soeben für sein neues Amt!“

In der Tat sah man die beiden Männer abseits an ziemlich menschenleerer Stelle zwischen den Säulen wandeln. Sie hatten sich in ein vertrauliches Gespräch vertieft.

„Wahrhaftig!“ sagte Sophokles, „du überraschest die Athener; man hätte den Perikles in diesem Augenblicke zu allem eher geneigt geglaubt, als dazu. Denn völlig aufgegangen schien er jetzt in den Werken des Friedens, in der Förderung des inneren Gedeihens und — in der Liebe zur schönen Aspasia . . .“

„Freund!“ sagte Perikles lächelnd, „ist es denn zu verwundern, wenn den Strategen die Lorbeeren seiner mit Kelle, Meißel und Griffel arbeitenden Freunde nicht ruhen lassen? Schon lange, ich gestehe es dir, fühle ich in meinem Innern mich befangen und unruhig. Ich dünkte mich müßig unter all diesen rastlosen Tätigen, und fast beschämend erschienen mir bisweilen die weichlichen Rosenbande, die mich fesselten.“

„Wie?“ entgegnete Sophokles, „daß du in Wirklichkeit doch der Rastloseste bist unter den Rastlosen, daß alles, was getan und geschaffen wird, nur durch dich möglich gemacht, gefördert und zu gutem Ende hinausgeführt wird, das rechnest du für nichts?“

„Es genügt nicht den Forderungen, die einer von uns, wie wir da sind, an sich selber stellen mag!“ erwiderte Perikles. „Ich will nicht bloß Helfer sein, ich will etwas Eigenstes vollbringen, und da kann ich als Stratege eben nur wieder zum Schwerte greifen. Warum sollte ich allein vom schönen Feuer der Ehrbegier, das rings um mich entbrannt ist, unberührt bleiben?“

„Und du willst diesmal durchaus deinen Kriegsruhm mit mir teilen?“ fragte nach einer kleinen Pause der Dichter.

„Lieber, als — die Gunst eines reizenden Weibes!“ entgegnete Perikles und faßte dabei den Freund scharf ins Auge.

Dieser stutzte. „In meinem Haupte“, sagte er dann, „beginnt es plötzlich zu tagen und ein wunderbares Licht verbreitet sich über die wahre Ursache meiner Wahl zum Strategen . . .“

„Alles, was in der Welt geschieht, liebster Freund,“ versetzte Perikles lächelnd, „hat nicht eine, sondern hundert Ursachen. Wer mag immer sagen, welche die nächste?“

„Willst du nicht lieber mich zurücklassen und die Schöne mit dir nach Samos nehmen?“ fragte der Dichter.

Perikles lächelte nur wieder. „Sei getrost,“ sagte er dann, „es ist nur eine kleine Fahrt zu unserm Vergnügen, die wir unternehmen, ein Seezug von wenigen Wochen; denn an einen ernsten Widerstand der Samier gegen das mächtige Athen ist nicht zu denken. Samos ist eine prächtige Stadt, die dir gefallen wird; Melissos, der Befehlshaber des samischen Geschwaders, das wir uns gegenüber haben werden, ist, wie du weißt, ein namhafter Philosoph aus der eleatischen Schule, dessen Bekanntschaft du vielleicht mit

Vergnügen machen wirst; und wenn wir an Chios vorübersegeln, so wollen wir deinen Dichtergenossen Jon, den Tragiker, besuchen, der dort hauset in schöner, behaglicher Muße."

„Du willst Jon besuchen?" rief Sophokles; „erinnere dich, daß er nichts Gutes von dir hält, seit du sein Nebenbuhler bei der schönen Chrysilla gewesen."

„Mein Verhalten gegen einen Menschen", erwiderte Perikles, „wird niemals dadurch bestimmt, was er von mir hält, sondern dadurch, was ich von ihm halte. Jon ist ein wackerer Mann. Er wird uns mit der besten Sorte seines einheimischen Chiers bewirten, obgleich du sein Nebenbuhler in der Tragödie gewesen."

„Und du, ich wiederhole es," fiel Sophokles ein, „sein Nebenbuhler bei der schönen Chrysilla, die jetzt, soviel ich weiß, auf Chios in seiner Gesellschaft lebt . . ."

„Laß die Chrysilla!" sagte Perikles.

Der Dichter ergab sich heiter in sein Schicksal. Perikles begann ihn über das, was sein neuer Beruf mit sich brachte, zu unterrichten.

Wenn man in jenen Tagen ein beschriebenes Blatt in den Händen des Sophokles sah, so war es kein tragischer Entwurf, kein Chorgesang, kein Hymnus auf den Eros oder Dionysos, sondern die Liste der seepflichtigen Mannschaft, die er einberufen, der reichen Bürger, welche er auffordern mußte, als Trierarchen die einzelnen Schiffe zu führen und zum Teil auch auszurüsten. Aus der lieblichen Einsamkeit seines grünen Kephissostales sah er sich jetzt von Perikles mit hinausgeschleppt in die Zeughäuser und Kriegshäfen von Zea und Munychia, in den Lärm des Piräus, wo die gefürchteten Meeresdrachen der Athenerflotte aus ihren Behältern wieder in die Flut gezogen wurden, ins Getümmel der Arsenale, wo es ein Scharren gab und ein Hobeln, Hämmern, Nageln, Kreischen ohne Rast. Schier unheimlich wurde es im Beginne dem schönheitseligen Dichter dort beim Geschrei der Ruderknechte und Matrosen, den zurzeit noch

müßigen, unter welchen es Streit gab um Flötenmädchen und zuweilen auch Löcher in den Köpfen. Das Ohr gellte ihm von den schrillen Bootsmannspfiffen, Rudertaktrufen, Fanfaren: denn mit denjenigen Trieren, deren Ausrüstung bereits vollendet war, stellten ihre Trierarchen täglich kleine Wettfahrten im Golfe an, um zu erproben, welches von den Schiffen am besten und am raschesten segle.

Als nun aber der Tag zu der Abfahrt herangekommen war und man die hochgebordeten Schiffe mit ihren drei übereinander sich erhebenden, umlaufenden Ruderreihen, mit den ragenden, schwanenhalsartig emporgetürmten Vorder- und Hinterteilen, dem Schmuck ihrer Bemalung, den goldglänzenden Pallasbildern und andern Emblemen, den drohend zugespitzten Balken des Schiffskiels frei und kühn in wohlgeordneten Reihen auf der blauen Welle schweben sah und auf das Zeichen einer Trompete eine feierliche Stille eintrat, während welcher der Herold mit lauter Stimme vom Bord des Admiralschiffes ein Gebet sprach, welches alle von den einzelnen Schiffen aus nachsprachen, und in welches selbst das Volk vom Ufer aus mit einstimmte, und Opferrauch emporstieg vom Verdeck der Schiffe in die blaue Morgenluft, das gesamte Heer aus goldenen und silbernen Bechern Trankopfer ausgoß und einen Päan zu singen begann, zuletzt aber die Flotte sich in Bewegung setzte, die Segel sich im Winde entfalteten, das Meer unter dem Schlage unzähliger Ruder erbrauste, und, begleitet von Segenswünschen der Nachblickenden, die lange Reihe der Fahrzeuge aus dem Hafen auf die offene See hinauszog — da war der Dichter Sophokles zum Strategen geworden mit ganzer Seele, und nicht hochgemuteter kann sein Held Ajas aus Salamis gen Troja gezogen sein, als jetzt er selber aus dem Gau von Kolonos gen Samos zog.

Nach Verlauf einiger Wochen lief ein Schnellsegler mit Berichten des Perikles für den Rat und die Volksversammlung in den Piräus ein. Der Befehlshaber desselben Schiffes, das diese Nachrichten überbrachte, bestellte insgeheim, nicht

als Trierarch, sondern als persönlicher Freund des Strategen Perikles, ein Schriftstück, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Es war ein Schreiben des Perikles an seine Freundin Aspasia.

Das Schreiben lautete:

„Ich weiß nicht, wie es zuging, daß meine Brust kaum jemals höher schlug, als in dem Augenblicke, da ich mit der Flotte den Hafen von Athen verließ und wieder die hohe See unter mir fühlte. Als ich auf dem Verdeck des Schiffes stand und die Winde des Ägäermeeres meine Stirne bestrichen, da war es, als ob mit ihnen ein Hauch der Freiheit mich umwehte, und als ob ich mich selbst wiedergewonnen hätte. Wiedergewonnen? Ein törichtes Wort! Hatte ich mich denn verloren? Ich wüßte nicht — wenn nicht etwa an Dich, Aspasia! Einen Augenblick schien es mir damals in der Tat, als hätte ich in dieser letzten Zeit ein wenig zu weichlich und zu willenlos auf das Rosenlager der Liebe mich hingestreckt. Ich zürnte Dir beinahe. Aber als ich mich besser besann, da mußte ich mir sagen, daß ich Dir das größte Unrecht tat, und daß ganz im Gegenteil gerade das, was von Deinem Wesen ausgeht und was niemals ein Erschlaffendes, sondern immer ein bewußt oder unbewußt Spornendes, Treibendes ist, mich beherrschte und aus dem stillgewordenen Athen mich auf das Feld der Taten hinauszog.

So brauche ich mich denn nicht mehr meiner Liebe zu Dir, noch des Verlangens, das ich schon jetzt wieder nach Dir empfinde, zu schämen.

Schlechtgerüstet fand ich die Samier und in halber Vorbereitung überrascht. Ich schämte mich fast des leichten Sieges. Zu tun schien bald nichts mehr übrig, ich schickte mich also an, nach Athen zurückzukehren, in der Hoffnung, es würde mir bei der Einfachheit der zum Erfolge aufgewendeten Mittel wenigstens die Raschheit des Erfolges zum Ruhme gereichen. Ob an dieser beschleunigten Heimkehr nicht auch das Verlangen, das, was ich in Athen zurück-

gelassen, sobald als möglich wiederzufinden, einigen Anteil hatte? Ich bin mir dieser unmännlichen Regung nicht geradezu bewußt, aber ich wage es nicht, die Möglichkeit davon zu leugnen. Jedenfalls aber erwies sich die Eile, mit welcher ich zurückkehren wollte, nicht als so vorteilhaft, wie die, mit welcher ich ausgezogen war. Ich lernte, daß man im Kriege mit Eile ins Feld rücken, aber bedachtsam heimkehren müsse.

Doch wozu soll ich Dir von Dingen berichten, welche nun wohl zu Athen in aller Munde sind? Unsere Flotte brennt vor Eifer, den früher versäumten Seekampf nachzuholen; selbst der sanfte Sophokles glüht in diesem Augenblicke vom Feuer des Ares. Ich habe ihn nach Chios und Lesbos gesendet, um die Schiffe der Verbündeten von dort herbeizuholen; andere Verstärkungen sind unterwegs.

Sende mir Nachrichten von Dir und den Freunden zu Athen durch denselben mir befreundeten Trierarchen, der Dir dies Schreiben übermittelt hat, und wisse, daß ich auf Deine Nachrichten nicht weniger gespannt bin, als Du auf die meinigen. Sage dem Pheidias, daß er sich nicht stören lasse durch den Lärm des Krieges in seiner ruhigen Friedensschöpfung. Des Heimkehrenden schönste Freude wird es sein, wenn ihm die hohen Tempelsäulen des Burgberges der Vollendung nahegerückt entgegenleuchten."

Dies also war der Inhalt des Schreibens, welches Perikles an Aspasia sandte. Die Milesierin erwiderte dasselbe wie folgt:

„Es freut mich, daß Du so rasch von dem Gedanken zurückgekommen bist, das Wesen des kühnen Perikles sei in letzter Zeit durch Aspasia verweichlicht worden. Muß ich nicht im Gegenteile mir den Vorwurf machen, daß ich durch die Fürsprache, die ich für meine Landsleute bei Dir einlegte, Dich hinaustreiben half auf das Feld der Taten, wie Du es nennst?

Nicht unvorteilhaft dünkt mich eine solche kurzwährende Trennung; denn ein wenig überdrüssig scheinst Du bereits

des Friedens geworden, und des Genusses, und der Liebe zu Aspasia. Aber das frühe Verlangen, mich und die Freunde wiederzusehen, hast Du Dir schon deshalb nicht zum Vorwurfe zu machen, weil die Sehnsucht, Liebgewordenes wiederzusehen, ja immer am stärksten ist, unmittelbar nachdem man es verlassen oder verloren hat. Ich fürchte, Du wirst die Entfernung immer leichter ertragen, je länger sie dauert, und am Ende, wie Agamemnon vor Troja, zehn Jahre lang, wenn es sein muß, in zunehmender Gemütsruhe vor Samos liegen.

Mein Verlangen nach Dir dagegen kann nicht schwächer werden durch die Zeit, denn es wird genährt durch Tatlosigkeit und Einsamkeit. Du hast mich hier beinahe so vereinsamt zurückgelassen, als ob ich Deine Gemahlin wäre; Du hast den mildheitern Sophokles mit Dir fortgenommen und den glänzenden Protagoras mit einer Kolonie ins ferne Ausland gesendet. Nur Sokrates ist da, und dieser sucht zuweilen meine Gesellschaft. Aber sei es nun aus Mißtrauen gegen mich, oder gegen sich selbst, oder gegen Dich — er wagt sich nicht ohne fremdes Geleit in meine Nähe und erscheint an meiner Schwelle immer in Gesellschaft eines Kauzes, der beinahe so wunderlich ist, als er selbst. Es ist der Tragödiendichter Euripides, unseres Sophokles jüngerer Nebenbuhler. Er und Sokrates sind unzertrennliche Freunde, und man sagt sogar, dieser helfe ihm bei Abfassung seiner Tragödien, weil dieselben so reich sind an sinnigen Sprüchen. Aber das ist töricht. Die beiden sind einander so ähnlich von Natur, daß ich nicht weiß, was einer von dem andern zu entnehmen brauchte. Sie triefen alle beide von Weisheit. Was Sokrates unter den Denkern, das ist Euripides unter den Dichtern: ein Grübler und ein Sonderling. Auch ein Bücherwurm: er hat sich eine große Büchersammlung angeschafft und lebt da ganz den Musen. Im übrigen sieht er aus wie alle Poeten: ein von Anbeginn altes Gesicht auf einem ewig jugendlich beweglichen Leibe. Er ist zurückgezogen, mürrisch und schroff in seinem Wesen, und geht nur

mit Sokrates und den Sophisten um. Indessen vermochte Sokrates doch soviel über ihn, daß er begierig wurde, mich zu sehen.

‚Dieser Mann hier', sagte Sokrates, als er ihn mir vor Augen brachte, ‚ist der vortreffliche Tragödiendichter Euripides, den du, wie ich hoffe, doppelt bewundern wirst, wenn du hörst, daß sein Vater Mnesarchos ein Schenkwirt und seine Mutter Kleito eine Gemüsehändlerin gewesen. Auch mußt du wissen, daß er gerade am Tage der großen Perserschlacht von Salamis auf dieser Insel selbst geboren wurde.'

‚Eine große Vorbedeutung!' sagte ich.

‚Das ist möglich,' nahm Euripides selbst das Wort, ‚aber was die Götter ursprünglich mit mir wollten, ist noch nicht völlig klar.'

Dann erzählte er mir ausführlich — denn nachdem er einmal zu reden angefangen, wurde er wider Erwarten ziemlich gesprächig — wie seinem Vater durch ein Traumgesicht die Verheißung zuteil geworden, daß sein eben geborenes Söhnlein dereinst als Sieger aus rühmlichen Wettkämpfen hervorgehen werde. Sein Vater habe dies als ein echter Hellene auf Siege zu Olympia oder Nemea gedeutet und habe ihn mit Sorgfalt in den gymnastischen Künsten unterrichten lassen; auch habe er dann wirklich schon als Knabe einen schönen Sieg bei den Panathenäen davongetragen, aber er habe allmählich mehr Geschmack an Bücherrollen als an Faustriemen und an Wurfscheiben gefunden und sei zuletzt, statt eines preisgekrönten olympischen Athleten, ein Bewerber um tragische Siegespreise geworden.

‚Wie kommt es,' fragte ich ihn, ‚daß du in jeder deiner Tragödien Aussprüche gegen die Frauen einflichtst, und daß man dich allgemein als einen Weiberfeind bezeichnet?'

‚Ich bin verheiratet!' erwiderte er.

‚Ist dies ein Grund,' sagte ich, ‚alle Frauen zu hassen, auch diejenigen, mit welchen du nicht durch Bande dieser Art verbunden bist?'

‚Sokrates hat mich zu dir geführt,' versetzte er, ‚um

mich von meinem Weiberhasse zu heilen. Vorläufig schätze ich nur ein einzig Weib, das Weib, das mich gebar: die vormalige Gemüsehändlerin Kleito — ich sage vormalige, denn gegenwärtig habe ich sie veranlaßt, den Gemüsehandel aufzugeben und ein kleines Landgütchen zu verwalten, das ich besitze.'

Ich zeigte Verlangen, diese Frau kennen zu lernen.

,Wenn es dich nicht langweilt,' gab er zur Antwort, ,die Geschichte, wie ich auf Salamis während der großen Schlacht in einer Ufergrotte von ihr geboren worden bin, erzählen zu hören — denn mit dieser Erzählung verschont sie keinen Sterblichen, der sich ihr nähert — so ist es ein leichtes, dein Verlangen zu befriedigen.'

Ein paar Tage später suchte ich, begleitet von einer Sklavin, das abgelegene, bescheidene Landhaus auf, in welchem Mutter Kleito waltet, und dessen Stille nur manches Mal durch die erdröhnenden Trimeter ihres dichtenden Sohnes unterbrochen wird, wenn er, um ganz ungestört zu sein, in die ländliche Einsamkeit sich zurückzieht. Ich fand die gute Frau unter ihren Hühnern, Enten und Ferkelchen und sagte ihr, daß ich die Geschichte, wie ihr berühmter Sohn auf Salamis während der großen Seeschlacht von ihr geboren wurde, zu hören wünschte.

Herzlich erfreut und mit sittlichem Stolze sagte das Mütterchen:

,Das ist eine Geschichte, Frau, welche sich sogar der große Themistokles von mir hat erzählen lassen!'

Dann lud sie mich ein, auf einem Rasensitze mitten im Garten Platz zu nehmen, nachdem sie zuvor die Hühner und Tauben, welche auf demselben saßen, hinweggescheucht hatte.

,O Kind,' sagte sie dann, ,das war ein Tag des Grausens, als die Perserscharen hereinbrachen in unser heiliges Athen und alles niederbrannten und die Menschen an den Altären erwürgten und pechgetränkte Feuerpfeile vom Areshügel aus gegen die Akropolis warfen, bis alle Tempel droben in Flammen standen und ein ungeheurer

Rauch in schwarzen Wolken über das Meer flog. Aber während die Stadt verbrannte und alle Männer schwuren, sie wollten mit der Waffe in der Hand sterben unter den rauchenden Trümmern, und die Weiber dazwischen heulten und ein unermeßliches Wehklagen erscholl, weil Athen, das heilige Athen verbrannt, vertilgt sei von der Erde, da kam Themistokles daher, Themistokles, der Seeheld, und streckte die Hand aus gegen das Meer und gegen die Flotte und rief: *Dort ist Athen!* und trieb alles, was männlich war, auf die Schiffe. Und neben ihm stand der langbärtige Priester aus dem Erechtheustempel auf der Burg und verkündete, ein hochbedeutsames Wunder sei geschehen: die heilige Burgschlange sei von selbst aus dem brennenden Tempel verschwunden, zum Zeichen, daß die Stadtschirmerin Pallas Athene selber und alle Götter von hinnen gewichen, und daß des Atheners Vaterland in diesem Augenblicke nirgends sei, als auf der See, auf den Schiffen der Flotte des Themistokles.

Während nun die Männer alle auf die Schiffe gingen, war es ein Jammer zu sehen, wie sich die Weiber, die Kinder und die Greise durcheinander gewirrt in die Boote warfen, die da bereitstanden an der Küste und auch drunten an der Furt von Salamis, und von welchen viele umschlugen, weil sie die Menge der Flüchtenden nicht zu fassen vermochten.

Nicht einmal die Hunde wollten zurückbleiben in der verlassenen Stadt: sie stürzten sich ins Meer und schwammen neben den Schiffen ihrer Herren einher, solange sie konnten. Du mußt aber wissen, Kind, daß ich damals hochschwangeren Leibes war, und in diesem Zustande erreichte ich mit einem ganzen Schwarme glücklich das Gestade von Salamis, und dort schlugen in einer Felsgrotte am Ufer einige Frauen und Kinder, darunter ich, ihre Nachtherberge auf. Die Nacht war aber über die Maßen unruhig, denn es sammelten sich nächtlicherweile um Salamis alle Griechensegel, und es schollen die Zurufe unablässig von Schiff zu Schiff die ganze

Nacht hindurch, so daß es auch den Sorglosen unmöglich gewesen wäre, ein Auge zu schließen. Es war aber zufällig eben auch die Zeit des Jacchosfestes, an welchem das Bild des Gottes bei einbrechender Nacht von Ägina herüber nach Eleusis gebracht wird übers Meer, bei Fackelgeleucht, in großem Feierzuge, und Themistokles hatte nicht gewollt, daß man diese Feier des Schreckens halber unterlasse, und eben als die Griechen ihre Schiffe ordneten, kam das festlich geschmückte Fahrzeug mit den heiligen Bildern der Äakiden von Ägina herüber, und vom Fackelschein erglänzte die ganze Bucht, so daß alle Griechen auf den Schiffen noch mehr befeuert wurden, weil sie sahen, daß die Heimatgötter noch lebendig walteten. Und als nun der helle Morgen angebrochen war, und ich mich mit den andern Frauen ans Ufer hinausschleppte, da sah man schon die vereinten Schiffe der Hellenen kampfgerüstet dastehen im Morgenglanz, und der ganze Euripus wimmelte, und die große Perserflotte segelte langsam, unabsehbar von Phaleron herüber.

Mir aber vergingen die Sinne, ich mußte in die Grotte zurückkehren. Des Mutterleibes Not und Drangsal überwältigte mich. Und nun lag ich da, verlassen auf dem Lager von Seegras, denn die Frauen, welche die Nachtherberge mit mir geteilt hatten, liefen alle hinweg, und was da war von Weibern und Kindern auf Salamis, das wußten die Gatten und die Väter auf den Schiffen, und da standen sie denn alle dichtgedrängt auf dem hohen Ufer draußen und blickten nach den Fahrzeugen hinüber und rangen die Hände und flehten zu den Göttern. Jetzt hörte ich ein gellendes Trompetengeschmetter und einen Päan hört' ich singen von vielen tausend Stimmen — fernher klang es gedämpft bis an mein Schmerzenslager. Da war es, wie wenn ein fürchterlicher Orkan in einen dichten Ölbaumwald sich stürzt, und als ob tausend brechende Wipfel krachten — es war aber das Gekrach der Schiffe, die aneinander prallten und dazwischen scholl immer dumpf aus der Ferne das Kampfgeschrei der Unsrigen und der Barbaren. Wie lange

dies so gewährt — ich weiß es nicht, und die Schlacht kann ich dir nicht erzählen, Tochter, denn ich sah sie nicht, ich wand mich hilflos den langen Tag auf meinem Lager und lechzte nach Labung und sank verschmachtend zuletzt in einen Schlaf, der wohl mein letzter gewesen wäre. Da hört' ich plötzlich durch meinen todmatten Halbschlummer hindurch ein helles Jubelgeschrei der Weiber, und ich gewann mein Bewußtsein wieder und besann mich, daß ich auf Salamis liege. Aber es mischte sich mancher plötzlicher Jammerruf in das Jubelgeschrei, denn nicht bloß unzählige Schiffstrümmer wurden herangewälzt an das salaminische Gestad', sondern auch Leichen, unter welchen manche von den Frauen ihren Sohn oder Gatten erkannte. Aber auch viele von den im Kampfe Verwundeten und viele von der Mannschaft jener Schiffe, welche zertrümmert worden waren und welche dem Strande von Salamis näher waren als dem jenseitigen athenischen Ufer, retteten sich auf die Insel und brachten die Botschaft: der Perser ist geschlagen und flüchtet tödlich getroffen übers Meer und entweicht aus den rauchenden Trümmern Athens, und noch heute dürfen wir zurückkehren in die befreite Vaterstadt. — Nun denke dir aber, Kind, wie mir erst zumute ward, da unverhofft, als ob ihn die Götter selber hergeführt hätten, mein Gatte Mnesarchos, der unter jenen Gelandeten war, in die Grotte hineinstürzte mit dem Ausrufe: ‚Athen ist wieder frei, Athen ist wieder unser!‘ — Und so wollte er fortfahren mit freudigem Geschrei, aber nun stelle dir das Schauspiel vor, wie er mich plötzlich erblickte und neben mir das nackte, neugeborene, wimmernde Knäblein. Da konnte er gar nicht mehr sprechen, er faßte nur das Knäblein heftig und hob es auf seinen Arm und tanzte damit umher in seiner Sieges- und Vaterfreude, lief dann mit dem Kinde hinaus ans Meer und wusch es ab, und dann rannte er fort und brachte mir Wasser und anderes Labsal, so daß ich mich endlich, wiewohl langsam, erholte von der tödlichen Ermattung, in welche ich versunken war.

Den nächsten Tag wurde ein großes Siegesfest auf der Insel gefeiert. Bekränzte Jünglinge tanzten um die Trophäen, während der Perser abzog und heimflüchtete mit dem Reste seiner Scharen nach dem fernen Morgenlande. Da ging Mnesarchos mit dem neugeborenen Knäblein auf den Armen im festlichen Gedränge umher und zeigte es allen Griechen und erzählte, wie es zur Welt kam in der Stunde des Kampfes. Und als Themistokles selber hinzutrat und die Sache, wie sie war, vernahm, sagte er: ‚Gepriesen seien die athenischen Mütter, welche uns neue Bürger gebären noch während des Kampfes, zum Ersatz für jene, welche gefallen sind fürs Vaterland!‘ So sprach er und befahl, dem Mnesarchos hundert Drachmen auszuzahlen. Da ging es fröhlich her, und Mnesarchos nannte den Knaben Euripides, zum Gedächtnis dessen, daß er geboren ward am Siegestage im Euripus, in der Meeresfurt von Salamis!‘

So erzählte mir das ehrliche Mütterlein Kleito, genau so, wie ich es für Dich niedergeschrieben.“

Wenige Tage, nachdem das Schreiben Aspasias an Perikles abgesendet war, kamen Siegesnachrichten aus Samos und mit ihnen neue schriftliche Botschaft an Aspasia. Sie lautet:

„Du bist unvergleichlich, Aspasia, und immer ganz Du selbst. War es Zufall oder geheime Absicht, daß Du mir in Deinem Briefe von jenem Mütterchen und von Salamis erzähltest? Als mit der verlangten Verstärkung aus Athen Deine Zeilen an mich eintrafen, stand ich mit meiner Flotte der samischen bereits gegenüber. Ich las die Erzählung Deines Mütterchens, und, salaminischer Begeisterung voll, gab ich das Zeichen zum Angriff.

Wir siegten. Aber ich werde mich wohl hüten, Dir von der Schlacht eine Schilderung zu geben. Wie könnte es mir beifallen, jenem Bilde gegenüber, mit welchem Du mir so lebendig die Erinnerung an die Großtat von Salamis heraufbeschworen, mit meinem kleinen samischen Erfolge zu prahlen, durch welchen die Samierflotte unschädlich gemacht, der

Widerstand der Stadt selbst aber noch nicht gebrochen ist. Wir umlagern sie zu Wasser und zu Lande. Dieses Samos ist eine gewaltige Stadt und prächtig von Ansehen; aber ihr größter, altberühmter Tempel ist, wie Du weißt, der Ehegöttin Hera gewidmet, und in diesem Tempel werden ganze Herden jener Vögel gemästet, welche der Göttin heilig, uns beiden aber verhaßt geworden sind . . .

Auch Sophokles hat Dein Schreiben gelesen, mit großer Freude über die Erzählung des Mütterchens. Da er selbst unter den bekränzten Jünglingen und Knaben gewesen, welche beim Siegesfeste, von welchem das Mütterchen spricht, um die Trophäen tanzten, Äschylos aber unter den Kämpfern, so haben diese tragischen Poeten sämtlich ihren Teil an den Ehren von Salamis — den kleinsten freilich Dein Euripides, der sich eben nur geboren werden ließ.

Ich habe mich im übrigen auch nach dem Wesen des Euripides bei Sophokles erkundigt und ihn gefragt, was er von der Weiberfeindschaft desselben halte. Sophokles erwiderte mir, Euripides hasse die Weiber nur, weil er sie liebe. Denn wenn er sie nicht liebte und ihrer entraten könnte, so würde er sich nicht um sie kümmern, er würde von ihnen nicht reden, und es würde ihm gleichgültig sein, ob sie gut oder böse. Soweit Sophokles: ich denke also, der Ruhm, den Euripides von seinem Weiberhasse zu heilen, wird für Dich nur ein geringer sein."

Dies Schreiben des Perikles beantwortete Aspasia in folgender Weise:

„Du hast mit Deinem Siege vor Samos den Athenern Anlaß zu großem Jubel gegeben, in welchen ich im stillen von Herzen mit einstimmte; nur hast Du meinen Teil der Freude mir durch die Bescheidenheit verkümmert, mit welcher Du in Deinem Schreiben die Schilderung Deines Seegefechts mir vorenthältst. Ich bin im allgemeinen einverstanden, wenn Du Deine Blätter an mich nicht mit Staats- oder Kriegsangelegenheiten füllst und Dich auf das beschränkst, was Deine Person betrifft: aber man sagt, daß eben diese Schlacht

Dich in Deines Waltens und Wirkens Glanz gezeigt, daß Du persönlich das Schiff des feindlichen Feldherrn in den Grund gebohrt. Nicht um die Dinge ist es mir zu tun, sondern um Dich, um das helle Bild Deines Wesens, das mir daraus entgegentritt, so daß ich wie mit leiblichen Augen Dich schaue.

Der Bau des Parthenon nimmt seinen Fortgang mit einer fast unglaublichen Raschheit. Freilich, bei vollen Kassen ist gut bauen, wie Kallikrates zu sagen pflegt.

Vor einigen Tagen ereignete sich auf der Akropolis ein Unglücksfall, der Aufsehen erregte. Ein Arbeiter fiel vom Gerüst und wurde tödlich verletzt; und daß dies gerade an der Stelle geschah, welche Diopeithes als ‚unterweltliche‘ als eine Unglücksstelle in Verruf gebracht, hat die Gemüter und die Zungen der Abergläubischen zu Athen gewaltig erregt. Triumphierend weist der Erechtheuspriester auf seine erfüllte Prophezeiung hin und stellt weiteres Unheil in Aussicht, welches die Götter verhüten mögen.

Er blickt von der Schwelle seines alten Tempels noch immer finster und grollend auf den munteren Kallikrates herüber und wünscht ihm den Sonnenstich aufs Haupt. Aber die heißesten Pfeile Apollons prallen ab an der Stirn des Unermüdlichen. Pallas Athene hält ihren Schild über ihn. Er neckt den Gegner, wo er es vermag, und wenn die mißgünstigen Blicke desselben ihm allzu unbequem werden, so weiß er es so einzurichten, daß seine Leute eine Staubwolke in der Nähe des Erechtheions aufwirbeln, welche den Priester zwingt, sich augenreibend in das Innere des Heiligtums zurückzuziehen.

Jetzt ist sogar auch ein Maulesel in den Hader dieser beiden verflochten worden. Unter den Maultieren nämlich, welche nun schon einige Jahre lang beschäftigt sind, Tag für Tag den Abhang der Akropolis auf und nieder zu trotten, Gestein und andere Lasten auf die Höhe derselben zu schleppen, befand sich auch eines, das teils durch sein Alter, teils durch eine Verletzung, die es in seiner Berufs-

tätigkeit sich zuzog, untüchtig zur Arbeit wurde. Sein Treiber wollte es schonen und es im Stalle zurücklassen. Damit aber war das wackere Tier nicht zufrieden, und ließ sich selbst durch Schläge nicht abhalten, zu tun, was es gewohnt war seit so langer Zeit, und mit seinen Gefährten, wenn auch unbelastet, zur Akropolis hinauf und wieder hinab zu trotten. Und dies tut es nun getreulich Tag für Tag, und alle Welt kennt den ‚Maulesel des Kallikrates', wie man ihn nennt, da Kallikrates das unbrauchbar gewordene, aber noch immer dienstwillige Tier unter seinen besonderen Schutz nimmt. Da aber dieser Maulesel auf der Akropolis müßig geht und umherschlendernd zuweilen dem Tempelbezirke des Erechtheion zu nahe kommt, auch schon ein paarmal Miene gemacht hat, heilige Kräuter, welche dort gepflanzt werden, mit unheiliger Schnauze zu beschnuppern, so haßt Diopeithes diesen Getreuesten aller Arbeiter des Parthenon beinahe noch mehr als den Kallikrates selbst, und es ist nicht abzusehen, welche Verwicklungen aus dieser Sache noch hervorgehen werden.

Lebe wohl, mein Held, und denke nicht immer bloß an die Erzählung des Mütterchens, an Salamis und Themistokles, sondern auch an Deine Aspasia. Nicht Hera und nicht alle Pfaue von Samos sollten mich abhalten, zu eilen, wenn Du es wolltest."

Nicht lange nachher empfing Aspasia von Perikles folgende Zeilen:

„Du zürnst mir, daß ich Dir die Beschreibung meines Seegefechtes vorenthalte? Du willst nicht völlig drauf verzichten, mich vor Samos waltend und wirkend und handelnd zu schauen? An und für sich ist eine Seeschlacht vielleicht das sehenswerteste von allen Schauspielen, und ich gestehe, daß ich, so oft ich veranlaßt war, mich als Stratege auf der See mit einem Feinde zu messen, wie sehr auch mein Feldherrnamt mich in Anspruch nehmen mußte, doch immer einen Blick der Bewunderung übrig hatte für das Schöne und Gewaltige des Anblicks, den ein Anblick segelbeschwingter

Kolosse auf offener See gewährt. Dir hat das Mütterchen Kleito zum Glück nur die Nebenumstände der Schlacht von Salamis, nicht die Schlacht selber schildern können, und so will ich es nun doch wagen, Dir die Geschichte des Kampfes der Schiffe vor Samos kurz zu berichten: mit dem Bedeuten aber, daß diese Erzählung von kriegerischen Dingen die einzige sein soll, die Du während des Feldzuges mir entlockst.

Bei der Insel Tragia war ich der von Milet herkommenden Samierflotte begegnet. Meines Angriffs gewärtig, nahm sie sofort eine feste Kreisstellung ein, um mich zu hindern, das zu tun, worauf ich im Seekriege stets mein Hauptaugenmerk zu richten pflege: die feindlichen Schiffe in rascher unvermuteter Wendung von der Seite anzugreifen. Ich sandte einige kühne Segler aus, um diese Kreisstellung der Feinde umschwärmend zu verwirren, durch Scheinangriffe und verstellte Flucht hier und dort ein feindliches Fahrzeug aus seiner Reihe herauszulocken. Auch erhob sich ein ziemlich heftiger Wind, was ebenfalls dazu beitrug, bei wogender See den geschlossenen Kreis der Samierflotte zu lockern.

Unsere Flotte stand von Anfang an mit vorgestreckten, gegen die feindlichen Flanken zu gekrümmten Flügeln, bereit, jedes aus der feindlichen Linie sich vorwagende Schiff von der Seite zu fassen.

Indessen gelang es dem Samierfeldherrn, während sein Vordertreffen bereits in einen ziemlich heftigen Kampf sich verwickelte, aus dem rückwärts stehenden Teile des erschütterten und halb aufgelösten Kreises ein gerades Treffen zu bilden, mit welchem er plötzlich, während die Schiffe des Vordertreffens auf seinen Befehl sich zurückzogen, in geschlossener Ordnung hervorbrach.

Für einen Augenblick setzte der Anprall dieser geschlossenen Phalanx unsere vorderen Reihen in Verwirrung. Die bauchigen Fahrzeuge der Samier mit ihren rüsselförmig gestalteten Vorderteilen und den unzähligen, flink bewegten Rudern waren wie Ungetüme anzusehen, welche mit tausend

Füßen gegen uns herangekrochen kamen. Nur war dies Kriechen ein flügelschnelles, windbeschwingtes. Aber nach wenigen Augenblicken, während welcher auch ich die zerstreuten Segel in Eile ordnend zurückzog, stand unsere Phalanx der samischen ebenso geschlossen und ebenso ehern gegenüber.

Jetzt entbrannte der eigentliche Kampf in wilder Erbitterung. Mit hellem Geschrei aufeinander losgehend, bohrten sich gleichsam die Vorderreihen der Unsern und der Samier ungestüm ineinander, so daß jedes attische Fahrzeug nach zwei Seiten hin angriff, jedes feindliche nach zwei Seiten hin sich verteidigte. Glichen die Samierschiffe drohend vorgestreckten Schweinerüsseln, so waren die unsern Seeschlangen vergleichbar, welche zwischen jenen Rüsseln behend und mit tödlichen Bissen von links nach rechts und sich hindurchzuwinden verstanden. In der gedrängteren Ordnung aber begannen von Schiff zu Schiff die gewaltigen Kriegswerkzeuge zu spielen, die geschoßschleudernden Katapulte und Skorpione und die furchtbaren Delphine, lange Balken mit Erzblöcken an der Spitze, welche, emporgehoben über dem feindlichen Fahrzeug, in wohlberechnetem Niedersturz den Mast zertrümmerten oder das Verdeck durchschlugen und das wie mit ehernen Klammern festgehaltene Schiff zur Beute der Angreifer machten. Und während die Aufmerksamkeit eines feindlichen Fahrzeugs durch einen Hagel von Pfeilen, mit welchen sein Verdeck überschüttet wurde, in Anspruch genommen war, umschwärmten es verwegene leichte Boote in der Tiefe, deren Bemannung mit Beilen sein Ruderwerk zertrümmerte.

Und wie zuletzt Kiel an Kiel immer näher gedrängt stand und die hochragenden Borde der Unsern und der Feinde sich berührten, da bildeten die vereinigten Flächen der Verdecke bald ein Schlachtgefild, auf welchem die Schwerbewaffneten mit Lanze und Schwert, Mann gegen Mann, einander gegenüberstanden. Die Kühnsten ließen sich nicht abhalten, über den Bord in die Fahrzeuge ihrer nächsten Gegner zu

dringen. Einigen der Unsern gelang es hier und dort, die feindliche Bemannung niederzuhauen, den Trierarchen gefangenzunehmen, sich des Steuers zu bemächtigen und die wehrlosen Ruderknechte zu zwingen, das erbeutete Fahrzeug aus der samischen Linie heraus in die athenische hinüberzurudern.

Wie rühmlich auch in solchen Wagnissen heldenhafter Sinn sich bewährte, ich mißbilligte des persönlichen Mutes allzu eifriges Vordrängen, immer bedacht, im Seekampfe das Blut der Streiter soviel als möglich zu schonen und mehr die Schiffe als die Menschen gegeneinander kämpfen zu lassen. Warum sollen diese sich würgen, wo jene mit kühnen, raschen, gewandten Bewegungen die Entscheidung herbeizuführen imstande sind? Ich fuhr zwischen den Schiffen der Flotte hin und rief den Trierarchen zu, sie sollten mehr mit Schiffsschnäbeln und ehernen Balkenspitzen, als mit Schwert und Lanzen kämpfen und ihr Schiff nicht als Burg, sondern als Waffe betrachten. Sie verstanden mich, und da die Samier zahlreiche untüchtig gemachte Schiffe aus dem Treffen zogen, mit dem Reste aber näher zusammenrückten, so wurde es uns um so leichter, mit den Schiffen der vorgestreckten Flügel enternd gegen ihre Flanken anzurennen.

Jetzt war alles Augenmerk nur darauf gerichtet, die feindlichen Schiffe in den Grund zu bohren. Es war in der Tat ein Kampf der Schiffe selbst geworden. Neben der Wucht anrennender Schiffsschnäbel, neben der Kraft eherner Balkenspitzen am Schiffskiel bewährte sich in jenem Kampf auch die von mir selbst ersonnene Vorrichtung der „eisernen Hände“, die manches Samierfahrzeug faßten und festhielten in unlösbarer Umklammerung. Ins dumpfe Gedröhn aneinander prallender Schiffsbalken mischte sich das helle Geknatter zerbrechender Ruder, wenn in rascher, wohlberechneter Streiffahrt ein Fahrzeug, hart neben dem feindlichen hinsegelnd, das vorgestreckte Ruderwerk desselben zerbrach wie dürres Baumgeäst.

Die Samier schwankten, sie gerieten in Unordnung, aber

sie wichen nicht. Erzürnt über diesen Trotz, überdrüssig des langen Kampfes, wollte ich soeben den Befehl geben, einige Transportschiffe, mit Werg und Reisig beladen, anzuzünden und in die feindlichen Reihen zu senden, um den Rest der widerspenstigen Samierflotte zu verbrennen, als plötzlich eine gewaltige Steinlast gegen den Mast meines eigenen Schiffes flog. Der Mast wurde nicht getroffen, wohl aber der Steuermann, der sogleich mit zerschmettertem Haupte von seinem Sitz am Steuer herabsank. Im Niederrollen hatte der Steinblock auch noch das Steuer selbst mit allem, was in der Nähe lag, zermalmt. Der Stein war aus dem Feldherrnschiff der Samier geschleudert worden, woraus ich ersah, daß der Samierfeldherr sich gleichsam mir selbst persönlich zum Kampfe stellen wolle. Aber mit dem steuerlosen Schiff war Widerstand unmöglich. Rasch, und ohne daß der Feind es merken konnte, stieg ich vom Hinterteil des Schiffes auf einer Leiter in ein Boot hinab und warf mich von diesem aus mit beflügelter Hast in ein anderes Fahrzeug, die ‚Parthenos‘, und während das samische Feldherrnschiff über jene steuerlose Beute sich hermachte, um sie mit mir selbst, wie die Samier meinten, als Gefangenem an Bord hinter sich her fortzuziehen, fuhr ich pfeilschnell mit der ‚Parthenos‘ gegen die Seitenwand des Samiers heran, so daß er durchlöchert augenblicklich Wasser fing, und, seitwärts geneigt, unter den Wasserspiegel hinabsank. Der Samierfeldherr selbst war einer der wenigen, welche unter dem Pfeilregen der Unsern, die zugleich ein helles Siegesgeschrei erhoben, mit genauer Not sich schwimmend retteten. Jetzt erst wichen die Samier und der Sieg war unser.

Noch am Abend desselben Tages kam der samische Feldherr, Melissos, unter sicherem Geleite zu mir auf mein Schiff, um sich mit mir in Friedensverhandlungen einzulassen, stellte aber solche Bedingungen, daß man mich für besiegt hätte halten müssen, wenn ich sie angenommen hätte. Er erklärte, die Flotte der Samier sei zwar unterlegen, die Stadt aber bereit, eine lange Belagerung auszuhalten. Überdies sei

phönizische Hilfe im Anzug und Geldunterstützung sei angeboten worden von dem persischen Satrapen in Sardes. Melissos entwickelt bei der ganzen Unterredung eine Zähigkeit und einen Eigensinn, wie ihn nur ein Philosoph zu entwickeln imstande ist. Er ist von hoher Gestalt, schon ziemlich vorgerückten Alters, und seiner Stirn ist der Stempel des tiefsinnigen Denkers so sehr aufgeprägt, daß es mir fast unglaublich schien, in ihm den Mann vor mir zu sehen, der noch eben eine Flotte gegen mich befehligt, und den ich mit der Behendigkeit eines Jünglings die trümmervolle Flut hatte durchschwimmen sehen. Bald erblickte ich in ihm nur den in ganz Hellas mit Ruhm genannten Weisen aus der Schule des Parmenides. Ich weiß es selbst nicht mehr zu sagen, wie es kam, daß unser Gespräch sich allmählich und unmerklich in ein philosophisches verwandelte. Tatsache ist, daß er mir zuletzt mit großer Lebhaftigkeit auseinandersetzte, wenn etwas sei, so sei es ewig, das Ewige aber sei auch räumlich unbegrenzt, und das wahrhaft Seiende sei eins und unendlich und fasse alles in sich, denn wenn es zwei oder mehrere Unendlichkeiten gäbe, so müßten sie einander begrenzen, wären also nicht mehr unendlich und das All müsse ein in sich Gleichartiges sein, denn gäbe es wahrhaft Ungleichartiges, so bestünde nicht mehr eins, sondern vieles, vieles aber könne nicht bestehen, denn daß es bestehe, sei nur Schein, gelte nur für die sinnliche Wahrnehmung, nicht für die denkende Betrachtung des Geistes . . .

Als zufällig einige andere Strategen und Trierarchen herzutraten, welche mit großer Neugier dem Ergebnis unserer Friedensberatungen entgegensahen, jetzt aber hörten, daß der Samierfeldherr und ich über die Unbegrenztheit des All und über die Unendlichkeit des ungewordenen Seins sprachen, so blieben sie ganz verblüfft und fast mit offenem Munde stehen und wir selbst mußten lächeln, merkend, daß wir, die wir kurz vorher mit Schiffsschnäbeln und Todesgeschossen gegeneinander gewütet, jetzt in einen Wortwechsel solcher Art verwickelt waren. Denn da ich dergleichen Sätze, wie sie

Melissos vorbrachte, zu Athen aus dem Munde des Zenon oft gehört und diese eleatischen Streitfragen mich immer lebhaft für sich eingenommen hatten, so war ich dem Melissos die Antwort nicht schuldig geblieben, und unser Gespräch hatte in der Tat beinahe die Gestalt eines philosophischen Streites angenommen.

‚Wieviel besser wär' es,' sagte ich zu Melissos, als wir Abschied nahmen, indem ich ihm die Hand schüttelte, ‚wenn wir Hellenen alle, soweit unsere Sprache reicht auf Küsten und Inseln, da wir doch durch ein geistiges Streben verbunden sind, auch durch ein politisches Gemeinwesen im Laufe der Zeiten vereinigt würden!'

Ein Blitz schoß bei diesen meinen Worten aus den grauen Augen des finster blickenden Samiers.

‚Ohne Zweifel', sagte er mit bitter spöttischem Lächeln, ‚hoffst du, daß es Athen sein wird, das alle Hellenen in sein Gehege lockt und, wollend oder nicht, zu einem Gemeinwesen vereinigt?'

Ich verstand die Gefühle des für die Unabhängigkeit seiner Insel kämpfenden Mannes und ehrte sie.

Es ist nun einmal das Los aller wohlgemeinten Absichten und Gedanken, daß sie scheitern am Widerstreit kleinlicher Vorteile, welche doch eigentlich bestimmt sind, in den größeren aufzugehen. Es lohnt sich schlecht, den Gedanken eines großen Ganzen ins Herz zu fassen und dafür wirken zu wollen. Mahne ich die Hellenen zur Einigkeit, so wittern sie darin nur atheniſche Eroberungslust oder gar Absichten persönlichen Ehrgeizes. So fühlt man mit seinem besten Wollen und Wirken auf einen herkömmlichen, engsten Bereich sich zurückgetrieben und eingeschränkt. Hierdurch wird mir auf Augenblicke zuweilen alles äußere Tun und Streben nichtig, und ich flüchte mich dann in die reine Sphäre des Gedankens, wo der Geist sich tummeln mag in schrankenlosem Fluge. Wenn ich in stiller Nacht hinaustrete auf das Verdeck des regungslosen Fahrzeugs, über mir den sternbesäten Himmel — die Masten unbewegt aufragend und

über ihnen die ganze Unendlichkeit des Äthers ergossen — nichts vernehmlich als das träumerisch leise Plätschern der Meerflut am Kiel im Hauche des Nachtwinds — dann erinnere ich mich des Melissos und denke nicht mehr bloß, sondern empfinde seine unendliche Ureinheit alles Daseins . . .

Öfter, als Du es glauben magst, gedenke ich Deiner, der Freunde zu Athen und dessen, was unter ihren Händen dort der Vollendung entgegenreift. Jetzt, wo hier, wie es scheint, das Schwerste getan ist und eine vielleicht lange, unerquickliche Belagerung mich zu einem Stillstande verurteilt, welcher beinahe der Untätigkeit gleichkommt, darf ich meine Sehnsucht nach Athen vielleicht gestehen, ohne mich derselben zu schämen.

Das Mißgeschick, welches den Arbeiter bei dem Baue des Parthenons getroffen und welches Diopeithes in so boshafter Weise ausbeutet, ist mir sehr zu Herzen gegangen. Ich habe den Hippokrates ersuchen lassen, sich des Verunglückten, wenn er noch am Leben, anzunehmen, und wenn es uns glückt, ihn zu retten und den Diopeithes zu beschämen, so gelobe ich, der Pallas Hygieia zum Dank einen Altar auf der Akropolis errichten zu lassen.

Was aber das wackere Maultier des Kallikrates betrifft, so bin ich der Meinung, daß dasselbe als ein Geschöpf zu betrachten sei, welches durch seine Unverdrossenheit sich verdient gemacht um das Gemeinwesen der Athener, und um zu verhüten, daß die Mißgunst des Diopeithes ihm gefährlich werde, habe ich ihm die Vergünstigung erwirkt, zu naschen und zu grasen, wo es ihm beliebt, und alles, was es etwa von fremdem Eigentum sich aneignet oder schädigt, wird den Eigentümern ersetzt werden von Staats wegen."

Noch bevor Aspasia Gelegenheit gefunden hatte, dies Schreiben des Perikles zu erwidern, empfing sie neuerdings einige Zeilen von ihm, die Bestätigung des Unglücks enthaltend, welche das athenische Lager vor Samos betroffen, während Perikles der phönizischen Hilfsflotte entgegengezogen.

Nur mit wenigen Worten gedachte dieser Dinge Perikles in seinem Schreiben an Aspasia. Dann aber fuhr er fort: „Wirst Du es für möglich halten, daß unter Hellenen noch immer sich ereignen kann, was mir begegnete, als ich mich zu den Landsoldaten begab, welche die Belagerung der Stadt von der Landseite betreiben und welche unter dem Ausfalle der Samier ebenfalls nicht wenig gelitten hatten? Laute Wehklage scholl mir entgegen, als ich das Lager betrat. Den Priester des Heeres fand ich eben beschäftigt, dem rettenden Zeus ein Opfer zu bringen. In dem Kreise, welcher sich um den Altar und den Priester gebildet hatte, sah ich fünfzig gefangene Samier mit gebundenen Händen stehen. Ich fragte, was es mit diesen Leuten, die nicht anders als wie gebundene Opfertiere um den Altar standen, für eine Bewandtnis habe. Da erfuhr ich, der Seher, welcher von Staats wegen dem Heere beigegeben war, habe verkündet, es sei der Wille des rettenden Zeus, daß ihm die fünfzig samischen Gefangenen feierlich als Opfer geschlachtet würden. Und eben war man daran, den Ausspruch des Sehers zu vollziehen. Ich trat dem Priester und dem Seher entgegen, erklärte es vor dem gesamten Heere für eine Lüge, daß die Hellenengötter ein Menschenopfer wollen, und begnügte mich damit, die Stirnen der fünfzig Samier mit dem Mal eines Schweinerüssels in der Art samischer Schiffsvorderteile zu zeichnen, zur Wiedervergeltung für den Schimpf, welchen sie unsern Gefangenen kurz zuvor durch die eingebrannte Eule angetan.

Nun belagern wir aufs neue die Stadt, bestürmen sie von der Landseite mit Mauerbrechern und Wurfmaschinen.

Die Briefe, welche ich von Telesippe erhalte, sind voll von Klagen über den jungen Alkibiades."

Aspasia erwiderte die Nachrichten des Perikles wie folgt:

„Vieles und Gewichtiges, o teurer Perikles, haben Deine beiden letzten Briefe mir gebracht: Manches, wobei ich aufjubeln konnte vor Freude, und anderes wieder, das ein, wenn auch nur vorübergehendes Bangen um Dich über

meine Seele verbreiten mußte. Aber warum soll ich den Wechsel der äußeren Begebenheiten und Zufälle allzusehr beklagen, wenn in eben diesem Wechsel die Unveränderlichkeit Deines eigenen trauten Bildes mir nur um so schöner entgegentritt? Du hast mir, wie ich es gewünscht, unabsichtlich Dich selbst geschildert. Wie arm sind Worte, und wieviel feuriger würde ein Kuß, auf Deine Stirn gedrückt, Dir sagen, was ich empfinde! Mir schwindet der Tag, indem ich an Dich denke und die Lieder der Sappho zum Klange der Saiten meiner Laute singe.

Pheidias und die Seinigen sind unermüdlich. Versenkt in ihre Aufgabe und wie von einer dämonischen Macht ergriffen, hören sie nur mit halbem Ohr auf das, was außer ihrem Tun noch sonst in der Welt sich ereignet. Vergib ihnen, denn sie arbeiten ja doch auch für Dich und Deines Namens Ruhm in aller Folgezeit!

Von dem Knaben Alkibiades vernehme auch ich so manches; denn er fängt an, die Aufmerksamkeit der Athener auf sich zu ziehen. Es gibt viele, die sich in der Ringbahn, oder wo er sonst zu sehen ist, an ihn drängen. Aber er hält sich nur an den Sokrates, vielleicht weil dieser ihm nicht schmeichelt. Als er kürzlich in Begleitung des Pädagogen über die Straße ging und eine Wachtel, sein Lieblingstier, im Busen versteckt mit sich trug, drängte wieder sich viel Volks an ihn. Während er nun auf diese Leute zu achten gezwungen war, entfloh ihm die Wachtel aus dem Busen, und da der Knabe darüber in heftige Aufregung geriet, so machte das halbe Athen sich auf die Beine, um die Wachtel des Alkibiades wieder einzufangen. So sind die Athener! Indessen wenn sie den Knaben Alkibiades verhätscheln, so geschieht es zum Teil auch darum, weil er der Mündel des Perikles, des großen Perikles, der nach dem Siege bei Tagria wieder mehr als je der Held des Tages ist.

Nur Diopeithes feindet insgeheim Dich an, und die Schwester des Kimon, und Dein Weib Telesippe. Auf ihrer Seite stehen die altväterischen Gesellen mit den wollebefransten

Röcken, dem überm Scheitel zusammengebundenen Haarschopf, die eitlen, alten Marathonsschläger und eichenklötzigen Griesgrame, und die Spartergecken, welche langes Haar tragen, turnen, hungern, sich niemals waschen, mit dem Knotenstock auf den Steinen der Straße rasseln, auch manche von den weisheitgespreizten Grüblern und Silbenstechern, welche barfuß und in durchlöchertem Mantel laufen, aber die Brauen hinaufziehen, die Nase in den ungekämmten Hängebart versenken und das Kinn in der würdevoll darunter aufgebauschten Haut wie in einem Sacke tragen. Alle diese Leute denken in deiner Abwesenheit, wie man zu sagen pflegt, ‚unbewachten Wein zu lesen‘.

Theodota fährt, wie ich höre, fort, zu schwören, der Schwertfisch Perikles werde noch in ihrem Netze zappeln. Geheime Fäden scheinen noch immer zwischen diesem Weibe und unsern Feinden gesponnen. Elpinike läuft sich die Zehen wund, um ihre Freunde und Freundinnen gegen mich aufzuhetzen. Von ihr und Deinem Weibe werde ich offen verfolgt; sie sehen, daß ich wehrlos und schutzlos dastehe und halten mich für eine leichte, sichere Beute.

Euripides scheint das, was Dein Gefährte Sophokles von ihm sagte, Lügen strafen zu wollen. Ich sehe ihn immer nur ernst, finster, mürrisch. Doch machte er mich in Gegenwart des Sokrates zum Vertrauten seines Ehegeschicks. Er gab mir eine Schilderung des Wesens seiner Gattin, eine Schilderung, die ich Dir nicht zu wiederholen brauche, denn jene Angetraute des tragischen Poeten ist das getreue Spiegelbild von Frau Telesippe. Nun aber höre, welchen Entschluß der Poet kundgab, um sich von dieser unerträglichen Gesellschaft zu befreien. Er gedenkt das Weib fortzuschicken und einen besseren, dem Bedürfnisse seines Herzens entsprechenden Bund zu schließen. — Teurer Held Perikles, was sagst Du zu solch mannhaftem Entschlusse des Poeten?“

Nach einiger Zeit schrieb Perikles an Aspasia:

„Ich weiß nicht, ob ich das Lob des Edelmutes verdiene, das Du mir spendest. Ich bin des bitteren Unmuts

voll gegen diese starrköpfigen Samier und werde sie, wenn die Zeit dazu gekommen, ihren Trotz empfindlich büßen lassen.

In den Tagen des Stillstandes und der Ungeduld ist mir der edle, heitere Sophokles ein doppelt erwünschter Genosse, der auch sonst als Mitstratege sich trefflich bewährt. Immer ist er aufs beste zu verwenden, insonderheit zu friedlichen Sendungen. Als Vermittler und Unterhändler wirkt er allenthalben so, als ob ein Zauber ihm zu Gebot stünde, was mich nicht wundert, denn so ganz anmutig ist sein Wesen, daß er ohne Einschränkung von allen geliebt wird. Er steht mir getreulich zur Seite, um der Verwilderung der Gemüter entgegenzuarbeiten, welche bei längerer Dauer des Krieges so leicht im Kriegsvolke sich einschleicht. Da gilt es bald die Gesetze der Menschlichkeit aufrecht zu halten, bald ein ärgerliches Vorurteil zu zerstreuen. Du weißt, wieviel in diesem Sinne selbst bei unserm Athenervolke noch zu tun ist.

Wenn ein Gewitter losbricht und ein Blitz uns mitten ins Lager fällt oder der Steuermann meines Schiffes bei eintretender Sonnenfinsternis den Kopf verliert, so muß ich alles, was ich über natürliche Entstehung solcher Erscheinungen von Anaxagoras weiß, aus meinem Gedächtnisse hervorholen, um die Erschreckten zu beruhigen.

Doch ich erzähle Dir, wie ich beflissen bin, die Vorurteile anderer auszurotten, und vergesse, daß Du mir zuweilen schuld gibst, selbst noch solchen zu fröhnen. Du fragst den Gemahl Telesippens, was er sage zur mannhaften Entschließung des Euripides? — Ich werde Dir mündlich Rede stehen, wenn ich heimgekehrt bin nach Athen."

So schrieb Perikles.

Neun Monate lang widerstand die trotzige Inselstadt, und noch manches Blatt ging zwischen Samos und Athen, zwischen Perikles und Aspasia mit neuer Kunde hin und her.

Endlich meldete der Athener Feldherr seiner milesischen Freundin:

„Samos ist erstürmt, der Trotz des Melissos gebrochen, der Friede geschlossen. Die Samier liefern ihre Schiffe aus und schleifen ihre Mauern.

Dennoch ist es mir nicht möglich, sofort nach Athen zurückzukehren. Ich muß vorher nach dem nahen Milet unter Segel gehen, wo manches zu ordnen ist.

Nur kurz ist dieser Aufschub, und wir werden binnen wenigen Wochen uns wiederfinden.

Auf der Flotte herrscht Jubel, und die Trierarchen erfreuen sich des Sieges zum Teil in Gesellschaft ihrer Freundinnen, deren einige schon während der langwierigen Belagerung von Athen nach Samos herübergekommen. Diese Schönen haben gelobt, nach der Eroberung von Samos in der Stadt des berühmten Heratempels auf ihre Kosten nun auch der Liebesgöttin einen Tempel zu bauen. Sie scheinen entschlossen, dieses Gelöbnis wirklich auszuführen. Vor wenigen Tagen ist auch Theodota hier eingetroffen auf den Wunsch ihres Freundes Hipponikos, welcher ebensowohl Patriot als Lebemann ist und sich auf dem Schiffe, dessen Trierarchie ihm zufiel, nicht durch einen andern vertreten ließ, sondern den Seezug persönlich mitmachte.

Lebe wohl! Zu Milet, in Deiner Vaterstadt, werde ich unablässig Deiner gedenken!“

Als Aspasia das Schreiben des Perikles gelesen hatte, wurde sie nachdenklich.

Dann faßte sie einen raschen Entschluß.

Einen Tag später sah man sie reisefertig mit einer Dienerin sich in den Piräus begeben und ein Fahrzeug besteigen, welches im Begriff stand, aus dem Hafen Athens nach der ionischen Küste zu segeln.

---

## 12. Ionischer Honigmond.

Von Samos herüber hatte Perikles mit zweien seiner Trieren die kurze Fahrt nach Milet gemacht.

Der Trierarch des zweiten Schiffes war kein anderer als Hipponikos. Dieser hatte es sich von Perikles erbeten, ihn nach Milet begleiten zu dürfen. Im Geleite des Hipponikos aber war die schöne Theodota.

So rückte die reizende Tänzerin wieder bedrohlich in den Gesichtskreis des Perikles.

Die Milesier empfingen den athenischen Strategen mit Jubel. Mit rauschenden Festen feierten sie seine Ankunft, und mit einem goldenen Lorbeerkranze ehrten sie den Sieger von Samos.

Perikles fühlte wie von einem schwülen Hauche sich angeweht, seit er Kleinasiens Küste betreten. War es doch das Land der Dianenbilder mit den tausend Brüsten, was er betrat, mit den Riesentempeln, welche hellenische Formen mit der ins Kolossale, Ungeheuerliche sich verlierenden Weise des Morgenlandes vereinigten, das Land der Aphrodite-Priesterinnen, welche sich preisgaben, das Land der weichlichen, weibischen Tonweisen, das Land der Göttermutter, deren Festreigen auf dem Tmolos orgiastischen Taumel bis zur mystischen Raserei des Orients beflügelte, das Land auch ihres Pflegesohnes, des Freudengottes Dionysos, der schon durch sein Wesen und äußeres Ansehen, zart und weichlich von Gestalt, und doch von Mut und Feuer, weichgelockt, und des Haares üppigen Reichtum gekrönt durch eine lydische Mitra, in buntfarbigen weiten Gewändern, als Kleinasiens echten Sohn sich erwies.

Und wenn irgendwo an den ionischen Küsten Asias, so wehte dieser schwüle Hauch, den der Athener Perikles empfand, in den Straßen des reichen, prächtigen, rosenberühmten Milet. Hier hörte man von den Persern und von den Satrapen zu Sardes reden wie zu Athen etwa von

den Megarern oder Korinthern. Man sah Perser und andere Morgenländer auch wandeln in den Straßen. Reich und bunt wie das Gefieder morgenländischer Vögel und doch geschmackvoll erschien die Kleidung der Männer von Milet und ihrer reizvoll üppigen Frauen. Gewandungen erblickte hier der Athener, welche den Persern, andere, welche den Ägyptern entlehnt waren; er sah sie von allen Farben: purpurn, krokosgelb, meerblau, er sah sie von der Farbe der Veilchen und der Hyazinthen, er sah sie sogar in grellen Feuerfarben. Er sah die Milesier umhüllt mit den Geweben Persiens, behängt mit den Edelsteinen Indiens, von den Salben Syriens triefend.

Perikles und Hipponikos genossen während ihres Aufenthalts zu Milet die Gastfreundschaft des reichsten und angesehensten Bürgers, des Artemidoros. Dieser führte sie auf sein prächtiges Landgut in der Nähe der Stadt. Unfern diesem ländlichen Sitze stand ein Myrtenhain, von welchem die Sage ging, daß in seinem von süßen Vogelstimmen durchtönten Dämmerschatten zuweilen die Göttin Aphrodite in leibhafter Gestalt sich zeige.

In den Gemächern des Artemidoros herrschte die Pracht des Morgenlandes. Mit bunten, persischen Geweben prunkten die Wände und das Gerät wie die Leiber. Es flimmerte von Gold, es blinkte von Elfenbein, es duftete von Sandelholz. Eine Schar von schönen Sklavinnen schwärmte im Hause umher. Es gab auch welche unter ihnen, von den Gestaden des Kaspischen Meeres stammend, blendend weiß im Gesicht wie die Marmorbilder, andere braun wie die Erzfiguren im Hause des Artemidoros, und noch andere glänzend schwarz, wie die mit Gold eingelegten Ebenholztische in seinen Gemächern. Mit Bildwerken und Gemälden war das Haus des Artemidoros reich geschmückt. Es fehlte nichts, was das Gemüt eines asiatischen Griechen in der Vaterstadt Aspasias befriedigen konnte.

„Ihr andern Griechen nennt unser Jonien eine Brutstätte der Üppigkeit," sagte Artemidoros zu seinen Gästen,

als er sie an köstlicher Tafel bewirtete, „und wie ich vernehme, sollen in der Tat unsere schönen Milesierinnen der Tugend athenischer Männer noch gefährlicher sein, als die galanten Milesier den athenischen Frauen . . ."

Perikles lächelte.

„Vergeßt nicht," fuhr Artemidoros fort, „daß unser Jonien nicht bloß die Bruttstätte der Üppigkeit, sondern auch der Poesie, ja sogar der Weisheit ist, da wir euch andern Hellenen neben schönen Frauen auch den Thales, den Herodotos, und, wenn wir uns nicht zuviel anmaßen, auch den Homeros gegeben."

„Wer zweifelt daran," erwiderte Perikles, „daß des Hellenengeistes kräftige Blüte nie und nirgend erschlafft, selbst nicht in der Schwüle des Rosenlagers der Freude?"

„Sage, daß sie nirgends glänzender sich entfaltet als eben da!" rief Artemidoros. „Es gibt keinen Fortschritt der Menschen und Völker ohne das, was die Zeloten Üppigkeit nennen."

Am Abende des zweiten Tages führte Artemidoros seine Gäste in jenen Myrtenhain, welcher an sein prunkendes Landhaus grenzte und welchen er selbst in der Art eines Lustgartens mannigfach hatte ausschmücken lassen. Die schöne Theodota war als Freundin und Begleiterin des Hipponikos von dem geschmeidigen Artemidoros mit eingeladen worden. Sie erschöpfte die Macht ihrer dunklen Augen, um den Freund Aspasias zu entflammen.

Im Geleite ihres Wirtes durchwandelten Perikles, Hipponikos und Theodota die reizende Wildnis blühender Myrten. Da der weitgedehnte Hain sich über eine sanfte Anhöhe hin erstreckte, so hatte man an manchen Stellen, wo der Grund von Bäumen entblößt war, einen herrlichen Ausblick auf die Stadt, auf das blaue Meer und die Inseln, die wie zum Schutze vor den vier Häfen von Milet lagen. An solchen Stellen ließ der reiche Artemidoros durch die Sklaven, die seinen Schritten folgten, morgenländische Teppiche ausbreiten oder ein Purpurzelt aufschlagen, um da zu

rasten, Erfrischungen zu nehmen oder dem weichen Klange lydischer Flöten zu lauschen, welche auf des Artemidoros Geheiß mit den Nachtigallen im Haine wetteiferten, das Ohr zu ergötzen.

Die Sklaven und Sklavinnen des Artemidoros bevölkerten den Wald als Silene, die hier und dort den Lustwandelnden aus Weinschläuchen volle Becher kredenzten, und als Heben, die ein Gleiches taten, wie auch als Nymphen, die aus Füllhörnern Blumen und würzige Früchte darboten. Drei der schönsten unter den letzteren schlangen auf einem freien Rasenplatze einen reizvollen Reigen, wozu die asiatische, bei den Kybelefesten gebräuchliche Handpauke in lärmender Weise geschlagen wurde, so daß der Sinne sich eine Art von Verwirrung und Trunkenheit bemächtigte.

Ein kleiner See in der Mitte des Haines war bevölkert mit allen Gestalten der hellenischen Meeresfabel. Fischgeschwänzte Meerweiber erblickte man, die sich mit Schilf bekränzten, und Sirenen, auf Felsen gelagert, und diese sangen im Wettkampfe mit Tritonen, welche auf Muscheln bliesen, leise, verlockende Lieder. Auch der prophetische, gestaltenwechselnde Meergreis Proteus fehlte nicht, welcher allen weissagte, die es verlangten. Auch Perikles trat zu ihm und wünschte einen Schicksalsspruch von ihm zu vernehmen.

„Ich will, wenn es nötig ist, nicht versäumen, dich festzuhalten," sagte er scherzend, „wie es Brauch ist bei denjenigen, welche dich fragen, damit du nicht in immer neuen Verwandlungen dem Frager entschlüpfest."

Willig stand der Meergreis dem Perikles Rede und erteilte ihm folgenden Orakelspruch:

„Dort, wo die Nachtigall nistet, am üppigsten duftet die Rose,
Schlagen in Bande für dich günstige Götter das Glück!
Halt' es fest nur, o Held, mit der tapferen Faust, wie du mich hältst!
So nur gehalten entschlüpft nimmer das Flüchtige dir."

Perikles verstand nicht, was der Meergreis sagen wollte. Als er nach der Unterredung mit ihm nach seinen Gefährten sich umsah, waren dieselben verschwunden. Er ging also allein eine Strecke weiter fort. Die Vögel, welche von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum hüpften und dabei ihre schmelzendsten Lieder anstimmten, lockten ihn immer tiefer in den Wald hinein. Aber auch Elstern, Stare, Papageien saßen hier und da in den Zweigen, welche den Perikles mit „Sei gegrüßt!“ und „Freue dich!“ und „Komm nur, komm!“ und andern verwunderlichen Reden ansprachen und neckten. Schwatzend hüpften sie so immerfort neben dem Lustwandelnden einher. Bald aber glaubte Perikles statt der einzelnen Vögel einen ganzen Chor von Nachtigallen in einiger Entfernung zu vernehmen. Zugleich drang ein starker Rosenduft, wie von den Lüften aus der Ferne hergetragen, zu ihm: er mußte von einem großen blühenden Rosengehege kommen. Und seltsamerweise schien in dies Rosengedüft sich das Arom indischer Salben zu mischen. Halb unwillkürlich setzte Perikles seinen Weg in der Richtung fort, von welcher der Rosenduft und der schmetternde Gesang der Nachtigallen kam. Er tat es absichtslos und an die Weissagung des Meergreises dachte er nicht mehr. Hier und da sah er in der Dämmerung des Haines aus der Ferne etwas Hellfarbiges durch die Zweige schimmern. Die Vögel, welche dem Lustwandelnden, von Zweig zu Zweig hüpfend, singend, gleichsam das Geleite gaben, verstummten jetzt und schienen mit schalkhaften Augen auf ihn herabzublicken. Und statt ihres Gesanges erklang hier und da in den Wipfeln der Bäume ein stärkeres Flügelrauschen, und Laute, die einem leisen Kichern ähnlich waren, wie von flatternden und den Wanderer neckenden Liebesgöttern . . .

Nun erblickte Perikles das üppige Rosengehege selbst, dessen Düfte zuvor schon aus der Ferne ihm berauschend zugeströmt waren. Zwischen den Zweigen des Geheges aber sah er nun deutlicher jenes Geheimnisvolle schimmern, wie von Purpur und Gold und blendend weißer Gewandung.

Er näherte sich, und es war ihm möglich, eben von der Seite, von welcher er kam, den Blick tiefer in die Laube dringen zu lassen. Inmitten dieser üppigen Rosenpracht nun sah er die reizendste Szene vor seinen Augen verwirklicht.

Umgeben von einer Schar holder Knaben, welche purpurn gekleidet und mit goldenen Flügeln an den Schultern ausgestattet waren, auch goldene Pfeile in silbernen Köchern an der Seite trugen, stand eine Frauengestalt in weiß schimmerndem Gewande, mit goldenem Gürtel um die Mitte des Leibes und von Rosenkränzen umschlungen. Das Antlitz der Schönen war Perikles nicht imstande, deutlich zu erblicken, denn eben, während er sich näherte, waren die kleinen Liebesgötter mit dem übermütigsten Eifer beschäftigt, das Haupt, die Brust und den ganzen Leib des Weibes immer dichter mit Rosenketten zu umflechten, so daß es darunter fast verschwand. Perikles dachte an die Sage, die sein milesischer Gastfreund ihm mitgeteilt hatte, daß in diesem Haine die Göttin Aphrodite zuweilen leibhaft erscheine, und er war nicht abgeneigt, jene unter Rosen fast begrabene Schöne für eine Göttin zu nehmen.

Nachdem die goldgeflügelten Knaben die schlanke Frauengestalt ganz mit den Rosenketten umwunden hatten, zogen sie dieselbe an eben diesen Ketten nieder auf ein Blumenlager, banden scherzend die Enden der Kränze an Stämmen und Gezweig der Sträucher fest und überstreuten dann die Gefesselte, in fröhlichen Sprüngen um sie tanzend, noch immer mit Rosen, die sie von den schwer belastet niederhängenden Zweigen des dichten Geheges brachen.

Beim Anblick des Fremden sprangen die kleinen Eroten insgesamt lächelnd davon und ließen die Gefesselte allein. Perikles trat in die Laube. Jetzt erklang aus dem Blumengrabe hervor die Bitte der Gefangenen an den fremden Ankömmling, sie zu befreien.

Perikles zerriß eine der Rosenketten, schob die Rosen beiseite, welche Haupt und Angesicht des Weibes verdeckten, und seinem Blicke begegneten die strahlenden Augen A s p a s i a s ...

Das Gefühl des ersten Moments bei diesem Anblick war im Herzen des Perikles das der schrankenlosen Freude. Im nächsten Augenblicke aber machte das Erstaunen sich geltend, das eine Überraschung dieser Art in ihm hervorrufen mußte. Und schon schwebte eine bedenkliche Frage nach den Umständen, durch welche ein so unerwartetes Wiedersehen möglich geworden, auf seinen Lippen.

Aber nun erhob sich Aspasia, die Rosenfesseln um sich her abschüttelnd, und sagte mit dem süß betörenden Klange ihrer Silberstimme:

„Wisse, teurer Perikles, daß auch ich, wie Sokrates, meinen Dämon habe, der in entscheidenden Augenblicken mir zuflüstert, nicht bloß, was ich lassen, sondern auch, was ich tun soll. Dieser Dämon nun hat, als dein letztes Schreiben aus Samos an mich gelangt war, jenes Schreiben mit der Kunde des geschlossenen Friedens, der Ankunft Theodotas in Samos und deiner bevorstehenden Reise nach Milet sich augenblicklich in mir vernehmen lassen und mir geboten, unverweilt ein Schiff zu besteigen, um in Samos oder, wenn du dort nicht mehr zu finden wärest, in Milet dich aufzusuchen. Vielleicht wollte der Dämon mir das schönste Doppelglück bescheren, Milet nicht ohne dich, und dich nur in Milet wiederzusehen. Ich kam nach Milet, ich wendete mich an deinen Gastfreund Artemidoros, ich hörte von Überraschungen, welche dir die schöne Theodota auf eigenen wie fremden Antrieb in diesem aphrodisischen Haine bereiten wollte. Ich hörte von den Vorbereitungen, welche unter dem Beistande des großmütigen Artemidoros bereits gemacht waren, aber ich fand für gut, im geheimen Einverständnisse mit eben demselben Artemidoros, die Rolle der Überraschenden, welche Theodota spielen wollte, auf dieser Bühne selbst zu übernehmen. Dem Artemidoros also hast du es zuzuschreiben, wenn nicht Theodota, sondern mich die Liebesgötter an dieser Stätte dir gebunden überlieferten."

„Für mich", erwiderte Perikles, „hast du die Sage vom

Erscheinen der Liebesgöttin in diesem Haine wahr gemacht; für mich bist du die Göttin der Liebe, die Göttin des Glücks, und vor allem, erlaube mir dies hinzuzufügen, die Göttin der Überraschungen . . ."

„Gibt es ein Glück ohne Überraschungen?" rief Aspasia.

Ein trauliches Gespräch vereinte die beiden noch eine geraume Zeit an jener lieblichen Stelle. Sie hatten, wie alle Liebenden, nach langer Trennung in vielfach abschweifender Rede sich tausend Dinge zu sagen.

Als aber Küsse die Worte zu verdrängen drohten und die Dämmerung einbrach, da sprangen plötzlich wieder jene Liebesgötter aus den Büschen hervor und machten Miene, mit den neuen Kränzen, welche sie inzwischen geflochten hatten, nun auch den Perikles umschlingend zu fesseln.

„Hüte dich vor diesen Kleinen!" sagte Aspasia. „Es ist Zeit, aufzubrechen und für heute Abschied zu nehmen. Dein Weg ist weit, kürzer der meine; denn zur Wohnung ist von Artemidoros mir jenes kleine reizende Gartenhaus eingeräumt, das wenige Schritte von hier entfernt und nur durch das dichte Myrtengebüsch von hieraus vor unsern Blicken zur Hälfte versteckt ist. Dahin will ich mich begeben. Du aber, mein teurer Perikles, kehre zurück zu Artemidoros, zu deinem Freunde Hipponikos und zur schönen Theodota, der feueräugigen Korintherin!"

Bei diesen Worten Aspasias brachen die Liebesgötter in ein helles, fröhliches Gelächter aus, ihre Ketten um den Perikles noch dichter schlingend, und dieser stimmte ein in ihr Gelächter und zuletzt Aspasia selbst; die Liebesgötter aber verflochten sich und Perikles und Aspasia zu einer lachenden Gruppe, die sich, rosengefesselt und von den kleinen Genien fortgezogen, verlor zwischen den Myrten- und Rosengebüschen, während es nächtlich still geworden war im verödeten Haine und nur noch die Nachtigallen sangen und die Rosen dufteten.

Und Perikles fand ein süßeres Glück bei Aspasia, als er es gefunden hätte bei der feueräugigen Korintherin.

Denn nicht der Moment, in welchem ein feurig liebend Paar zum erstenmal sich in schrankenloser Wonne begegnet, ist der süßeste des Liebelebens; derjenige ist es, in welchem es nach langer Trennung, nach langer Entbehrung sich wiederfindet. Der Flamme des grünen Holzes gleicht die Lust der allerersten Umarmung, nicht ohne trübenden Rauch und ohne heftiges Knistern; den sich Wiederfindenden aber lodert die Freudenlohe hoch und hell und ungetrübt empor.

Als am Morgen nach jener Nacht Perikles und Aspasia aus dem Gartenhause des Artemidoros Hand in Hand heraustraten in den taufunkelnden Gartenhain, da glichen sie selbst zwei herrlichen Menschenblüten, vom funkelnden Taue morgenfrisch benetzt. Und so wenig die süße Tonkunst in den Kehlen der Vögel oder die verschwenderisch ausströmende Würze des Duftes in den schwellenden Rosenkelchen sich erschöpft hatte, so wenig hatte die Liebe sich erschöpft in den Herzen dieser beiden.

Sie bestiegen eine der kleinen Anhöhen, von welchen man einen freien Ausblick hatte auf Stadt und See und Strand, auf das Gefild des Mäander mit Palmen, Rosenlorbeer und Keuschlamm an seinen gewundenen Ufern und den blauen Latmos in der Ferne und den See Biblis, aus dessen Schilfe buntbefiederte Wasservögel aufflatterten. Perikles aber ließ seine Blicke über die Zinnen der Stadt hinschweifen, ließ sie einen Augenblick ruhen auf den stolzen athenischen Trieren, die im Hafen lagen, und dann weiter dringen in die Meeresferne hinaus, wo Samos lag, in Nebelduft gehüllt, die Stätte, an welcher er ein Jahr seines Lebens in männlichem Bemühen dem Vaterlande geopfert. Dann wieder zurückkehrend mit den Blicken zur schön gebauten Stadt, rühmte er die heitere stattliche Pracht ihres Ansehens, den aufgeweckten, lebensfreudigen Geist ihrer Bewohner.

„Noch ist Milet stattlich und ihre Bewohner lebensfroh," erwiderte Aspasia. „Aber die Patrioten gedenken der Zeit, wo Milet die Beherrscherin dieser Meere, wo es nicht bloß reich und üppig, sondern auch mächtig und unabhängig

war, wo es seine Kolonien aussandte bis an die fernen Küsten des Pontos. Diese Zeit ist dahin: Milet ist nicht mehr unabhängig und muß sich beugen vor dem mächtig aufgeblühten Athen."

„Du sprichst diese Worte fast mit Bitterkeit," erwiderte Perikles lächelnd, „aber bedenke, daß, wenn Milet nicht athenisch wäre, es persisch wäre. Nicht der stammverwandte Hellene hat eure Macht gebrochen, sondern der Perser, als er diese Küsten verheerend überschwemmte. Und hätten nicht die Athener drüben bei Salamis und Marathon gekämpft, ein persischer Satrap herrschte jetzt zu Milet so gut wie in Sardes. Zürne nicht der Athener Flotte, welche schirmend ihren Arm über diese Gestade hält!"

„So muß ich also," sagte Aspasia, „statt dem Athener zu grollen, dankend seine Stirne küssen?"

Damit drückte sie einen Kuß auf die Stirn des Perikles, und dieser versetzte: „Deine goldbeflügelten Liebesgötter haben gestern dies Milet gerächt an dem Führer der mächtigen Athener Flotte."

„Laß dich's nicht gereuen," sagte Aspasia, „diesem milesischen Strande eine Woche deines tatenreichen Lebens zu weihen. Ehre die Stätte, welche nicht bloß als die Heimat der üppigsten Rosen und der zartesten Wolle der Welt, sondern auch als die der schönsten Märchen berühmt ist. Oder wäre zärtlichen Herzen etwas Teureres ersonnen worden, als unsere milesische Liebesfabel von Eros und Psyche?"

„Du hast recht," erwiderte Perikles; „aber", fuhr er schalkhaft lächelnd fort, „soviel ich weiß, ist unter diesem Himmelsstrich auch die Fabel der ‚Witwe von Ephesos', wenn es eine Fabel ist, ersonnen worden . . ."

„Deren Sinn," fiel ihm Aspasia ins Wort, „dem gewöhnlichen Verständnis zufolge darin liegt, daß die Frauen wortbrüchig, wankelmütig, treulos sind? Aber eine schlechte Fabel ist die, welche nicht mehr als einen Sinn zuläßt, nicht mehr als eine Wahrheit in sich schließt. Erlaube

mir, daß ich die ephesische Witwe in Schutz nehme. Sie wurde nur dem toten Gatten ungetreu. Die Liebe hängt so sehr mit dem Leben zusammen, daß eine Liebe und eine Treue über das Grab hinaus, ein Leben, das sich mit einem Leichnam zusammenkoppeln läßt, ein Unding ist. Die blutlosen Schatten des Hades dürfen sich nicht vom Blute der Lebendigen nähren."

So unterhielten sich in heiterem Gespräche die beiden. Dann kam Artemidoros und machte Aspasia scherzhafte Vorwürfe, daß sie ihm den Gast entwendet, und nachdem er beide auf einen Imbiß zu sich geladen, führte er sie auf zierlichem, mit weißen Rossen bespanntem Wagen zum weitberühmten Tempel des Apollon, welcher in einiger Entfernung von der Stadt gelegen war, und zum Tempelgehege der Kypria an des Seeufers flachem Gelände, von zartsprossendem Rohr umgrünt und von gelben Halkyonen umflattert. Die schöne Meeresküste fuhren sie entlang, und auf dem Rückwege bestiegen sie eine Barke, um über die samtweiche, tiefblaue Welle sich hinüberrudern zu lassen nach einer reichbebüschten Insel, welche die begleitenden Sklaven des Artemidoros sogleich wieder zu einem kleinen Paradiese umgestalteten, bunte, weiche Teppiche ausbreitend, und jede Art von köstlicher Labe bietend. In solcher Art verging der Tag so rasch, als die Nacht vergangen war, und wieder gehörten die beiden sich selbst an in der von Nachtigallen umtönten Einsamkeit ihres Gartenhaines.

Artemidoros hatte Aspasia seinen Gast nun völlig abgetreten und seiner Verehrung des Perikles nicht bloß, sondern auch der verschwenderischen Großmut, welche ihm eigen war, gereichte es zur Genugtuung, die schöne Landsmännin mit all den äußeren Behelfen auszustatten, deren sie bedürfen konnte, um ihrem Freunde die idyllische Einsamkeit des Myrtenhains mit dem wechselnden Zauber einer unerschöpflich erfindsamen Liebe zu würzen.

Und Aspasia machte nicht weniger Gebrauch von diesen Behelfen, als von denjenigen, welche die Natur selbst, noch

verschwenderischer als der reiche Artemidoros, in ihr reizvolles, jedes schönen Zaubers kundiges Wesen gelegt hatte.

Das gesteigertste, veredeltste Genußleben des Geistes und der Sinne feierte in diesen beiden göttergeliebten Seelen ihr seltenes Wonnefest. Vieles und Großes hatte Perikles geschaffen und vollbracht, vieles Schöne und Unvergängliche Aspasia wirksam angeregt, indem sie die zündenden Funken ihres Geistes und ihrer Schönheit nach allen Seiten sprühend warf. Aber das Schönste und Höchste vollzogen sie beide, indem sie sich *liebten* und *glücklich waren*: so glücklich, wie es nicht die stumpfsinnigen, sondern nur die götterähnlichen Menschen zu werden vermögen. Dessen, was sie anregten, schufen, wirkten, mochten sich die *Sterblichen* erfreuen; auf ihr Liebesleben aber schauten die seligen Olympier selbst mit Befriedigung herab. Das Ideal des menschlichen Glückes in schöner Lebens- und Liebesfreude zu verwirklichen, erschien in jenen halkyonischen Tagen von Milet den beiden selbst als der beste Teil ihrer Bestimmung . . .

In der Tat genossen Perikles und Aspasia zum ersten Male ganz das Glück ihrer Liebe in dieser Verborgenheit. Aber das schönste Asyl der ungestörten Einsamkeit, ein schöneres und ungestörteres, als der Hain und das Gartenhaus gewähren konnte, hatte die Zauberhand Aspasias geschaffen. Das offene, flache Dach des Hauses, umsäuselt von den Wipfeln hoher Pinien und Zypressen, war von ihr in einen kleinen Lustgarten umgewandelt worden. Den Blicken der Außenwelt war dieses Asyl durch blühendes Strauchwerk und auf hohen Stengeln sich schaukelnde Blumen, welche den Rand nach allen Seiten umsäumten, und durch Purpurlinnen entzogen, mit welchen man zeltartig die ganze Terrasse bedecken konnte. In diesem von der Welt abgeschlossenen, nur den beiden Liebenden allein zugänglichen Blumenasyle brachten sie wonnevolle Stunden hin. Hier genossen sie die sichere Einsamkeit eines verschlossenen Gemachs, ohne die dumpfe Schwüle eines solchen; sie hatten

den freien Äther über sich und fühlten sich angeweht von den süßen, duftgewürzten und erfrischenden Lüften des Haines. Die Einsamkeit der Myrten, die Einsamkeit des Hauses genügte ihnen nicht; zärtlichen Tauben ähnlich, entflatterten sie zum Dache, zur wonnigen, in den blauen Äther hinauf entrückten Stätte, und nur was schwingenbegabt war, vermochte ihnen dahin zu folgen: die Tauben, die Pfaue, die zwitschernden Singvögel. Hier ruhten sie zwischen den Blüten, hier gab Aspasia dem Freunde die Gesänge der Poeten zu hören, die in ihrem Munde einen wunderbaren Reiz gewannen, hier umstrickte sie ihn, zum Schall der Saiten singend, mit dem Silbernetz ihrer Töne, mit der Magie ihrer tief einschmeichelnden, das Gemüt des Hörers wonnevoll aufregenden Stimme, hier erzählte sie ihm reizende milesische Märchen, hier plauderten sie bald töricht wie Kinder, bald weise wie graubärtige Grübler. Hier konnten sie die Purpurtücher um sich und über sich zusammenziehen und wie Götter, in ein olympisches Rosenlicht getaucht, mit verklärten Leibern in purpurner Dämmerung atmen. Oder sie konnten dem hellen Glanze des Tagesgestirns von oben hereinzuströmen vergönnen, und der Liebende konnte Antlitz und Glieder der Geliebten, von blendend weißem Glanze übergossen, von den Reflexen der grünen Sträucher zauberisch umspielt, in erhöhtem Reiz wie ein ätherisches Gebilde bestaunen.

Aspasia kleidete sich nach milesischer Sitte jetzt purpurn, jetzt meerblau, jetzt feuerfarbig, jetzt krokosgelb. Sie liebte es, dem Freunde in wechselnder Gestalt zu erscheinen. Sie entlehnte Gewandung, Haltung, Ausdruck, Wesen jetzt von dieser, jetzt von jener Göttin oder Heroine, und auf den Wunsch des Perikles gab sie ihm mimische Tänze zu schauen, die diesen wechselnden Gestalten entsprachen und die an kunstvollem Reize alles übertrafen, was die schöne Theodota in dieser Art hatte bewundern lassen.

Bei diesen Verwandlungen seiner unvergleichlichen Freundin konnte Perikles nicht umhin, jener Verse des Meer-

greises Proteus zu gedenken, welche dieser ihm auf den Weg gegeben, als er, ohne es zu wissen, ausging, Aspasia zu finden. Jene Verse, die ihm das schönste Glück versprachen und ihn aufforderten:

„Halt' es fest nur, o Held, mit der tapferen Faust, wie du *mich* hältst:
So nur gehalten, entschlüpft nimmer das Flüchtige dir!"

„Ich werde dich festhalten müssen, wie den weissagenden, gestalten-wechselnden Proteus, damit du nicht auch in einer deiner Verwandlungen mir entschlüpfest!" sagte Perikles scherzend zu Aspasia.

„Wie willst du es anfangen, mich festzuhalten?" fragte die Milesierin.

„Das hoffe ich von dir selbst zu hören!" versetzte Perikles.

„Etwa nach athenischem Brauche im streng vergitterten *Käfig*?" fragte Aspasia.

„Welchen Käfig meinst du?" sagte Perikles.

„Jenen Käfig," versetzte Aspasia, „den ihr Männer das Frauengemach in eurem Hause zu nennen pflegt."

„In diesen Käfigen", sagte Perikles nach einer kleinen Pause, „sind vielleicht nur Telesippen, nicht aber Aspasien festzuhalten."

Die Milesierin antwortete nur mit einem Lächeln.

Ihr genügte es, jenes Wort hingeworfen zu haben, um es in der Seele des Perikles nachwirken zu lassen.

Es begab sich eines Tages, daß Perikles mit Artemidoros in Abwesenheit Aspasias über diese selbst sich unterredete.

„Die Sagen und Geschichten aller Zeit", sagte Artemidoros, „berichten von Helden genug, welche auf längere oder kürzere Frist der Gewalt schöner Frauen anheimfielen. Den nach seiner Heimat schmachtenden Odysseus hielt die schöne Nymphe Kalypso in ihrer Grotte jahrelang zurück. Den frommen Äneas wußte die liebende Dido zu gewinnen, sogar den Stärksten der Starken bannte die tückische Omphale

eine Zeitlang an ihren Spinnrocken. Aber alle diese Weiber verstanden es nicht, den Gewonnenen für immer zu fesseln: ihr Zauber erlosch, die Fesseln sprangen, der überdrüssige Held holte das rostige Schwert oder die vergessene Keule wieder aus dem Winkel hervor, besserte eines Morgens sein halbmorsches Fahrzeug wieder aus und ging mit flüchtigem Abschiedsgruße von der Schönen fort auf neue Abenteuer. So würde wohl auch Aspasias Reiz erlöschen, wenn du in diesem freudenreichen Asyl beständig mit ihr verweilen müßtest!"

„Gewiß," sagte Perikles, „wenn Aspasia Theodota wäre, wenn sie nichts besäße, als den wonnigen Reiz ihrer Glieder. Aber es gibt etwas, das einen Liebenden wohl auch für immer zu fesseln vermöchte. Ich spreche nicht von den Mitteln gemeiner Weiber, welche durch verstellte Sprödigkeit oder durch Unruhe und Qualen und Schwierigkeiten des Besitzes, die sie dem Liebenden bereiten, dieses zu erreichen glauben. Es gibt bevorzugte weibliche Naturen, welchen es vergönnt ist, den Liebenden trotz schrankenloser Hingebung, durch welche das Glück gewöhnlicher Weiber scheitert und eben durch diese, mit immer festeren Banden zu umstricken. Sollte ich jenes Unsagbare nennen, wodurch ihnen solches gelingt, so könnte ich es nur die Charis nennen: jene wundersame Mischung von Reiz und Huld, einschmeichelnd ohne Aufdringlichkeit, das Gemüt durchsonnend, wie ein olympisches Götterlächeln. Diese Charis, glaube ich, ist der Zauber, welchen Aphrodite verwahrt in ihrem goldenen Gürtel. Tausend trübende Wölkchen steigen auf am Himmel der Liebenden; nur die Charis weiß sie zu bannen: nur im Strahl der leuchtenden, lächelnden Seelenanmut verschwindet alles Trübe. Nur durch ihren Anhauch mildert sich alles Schroffe und Harte. Ihr wird alles erlaubt und alles verziehen, weil sie keine Wunde schlägt, ohne sie augenblicklich zu heilen. Aspasia besitzt diese Seelenanmut, diese Charis, diesen Gürtel der Aphrodite, und mit diesem allein vereitelt sie spielend alle Bemühungen Theodotas! Denn ich kenne

die Weiber und weiß, wie selten, wie einzig in der Welt das ist, was Aspasia besitzt."

„Ich verstehe dich ganz," sagte Artemidoros; „was du sagst, habe ich oft empfunden. Der Prüfstein des Weibes und seiner Zaubermacht ist nicht der Genuß, den es bereitet, sondern die Art, wie es die Pausen zwischen den Genußmomenten eines Honigmondes auszufüllen weiß!"

„Aspasia versteht es," erwiderte Perikles, „in jedem Augenblick einen glänzenden Funken ihres Geistes aussprühen zu lassen, etwas wie eine Rakete oder auch nur wie eine schillernde Seifenblase, etwas, wonach man haschen muß, und was die schleichende Stunde beflügelt. Und dies alles tut Aspasia ohne Anstrengung, ohne Zwang und Künstelei; sie tut es, weil es ihr natürlich ist. Und eben nur weil es ihr natürlich ist, wirkt es unwiderstehlich. Der Honigmond der Geistesarmen ist eine Sinnenhetze, gemischt mit tödlicher Langeweile; nur aus der Seele quillt, was dem Süßesten Wert und Dauer gibt."

Der Tag, an welchem Perikles mit seinen beiden Schiffen wieder nach Samos zurückkehren sollte, um von dort aus noch einen kurzen Besuch auf Chios zu machen, kam heran. Das Entgegenkommen der Milesier hatte es dem Perikles leicht gemacht, die Absichten, die ihn nach Milet geführt, zu verwirklichen; und so war es ihm vergönnt gewesen, nur den geringsten Teil der Zeit seines milesischen Aufenthaltes politischen Unterhandlungen, den großen Rest aber seinem geheimen Glücke zu leben.

Der gastfreundliche Artemidoros gab dem scheidenden Athener Feldherrn ein Gastmahl, an welchem auch Aspasia teilnahm.

Bei diesem Festmahl sagte Perikles zu seinem Wirte Artemidoros:

„Kein Wunder, wenn der geheime Zauber dieses Himmelsstriches auch mich erfaßt hat und ich sieben Tage lang schier unbewußt einem glücklichen Müßiggange mich hingab. Man merkt es, daß ihr Griechen dieser Küste den

heißblütigen Phöniziern nahe wohnet, welche zuerst die Liebesgöttin verehrten, und jener kyprischen Insel, welche dieser üppigen Göttin auf ihrem Siegeszuge aus der sidonischen Bucht nach Hellas die Stätte der ersten Wegesrast geboten. Und wie von Süden her die Festbegeisterung der kyprischen Götter, so dringt von Norden, von den Höhen des Tmolos, der Festlärm des Dionysos und seiner göttlichen Amme Rhea zu euch. Und so seid ihr gleichsam umzingelt und umbrandet von den Wogen der Festlust jener Freudengötter. Wie aus übervollen Eutern die Milch, wird hier der Tau der Üppigkeit ausgeschüttet aus dem Füllhorn jener Götter und aus den tausend quellenden Brüsten der Artemis. Euch Milesiern mögen die grausig-schwärmerischen Orgien auf dem Tmolos wohl nicht bloß vom Hörensagen bekannt sein. Es sollte mich wundern, wenn nicht den einen oder den andern von euch die Neugier einmal getrieben hätte, zur Festzeit sich in die Nähe jener geheimnisvollen Stätte im nachbarlichen Lydien zu wagen und, wenn auch vielleicht nur aus scheuer Entfernung, die Raserei der Korybanten zu belauschen."

Bei diesen Worten des Perikles verdüsterten sich ein wenig die Züge des Artemidoros und ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust, so daß Perikles ihn verwundert und fast betroffen anblickte.

„Mich selbst", begann Artemidoros, „hat das Verhängnis einst dorthin geführt, und ich würde dir das, was ich erlauschte und erlebte, gern erzählen, wenn sich nicht soviel Düsteres mit diesen Erinnerungen für mich verknüpfte."

Diese Worte vermehrten die Spannung des Perikles, und als Artemidoros es merkte, fuhr er fort:

„Ich sehe es wohl, ich muß auch wider Willen sprechen und meine Befangenheit mit der Rechtfertigung bezahlen, die deine Mienen, o Perikles, von mir heischen.

So vernimm.

Wenige Jahre sind es her, daß ich noch den reizendsten Jüngling von Milet meinen Sohn nannte. Er war ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers,

aber auch mit einer beschwingten Phantasie, die keinen Zügel kannte, mit einem bis zur Schwärmerei entzündlichen Gemüte. Es hat nie an Jünglingen zu Milet gefehlt, welche durch die Erzählung von den rasenden Orgien auf dem Tmolos zu freventlicher Neugier aufgestachelt wurden, und mancher ist der Hut seiner sorgsamen Erzeuger entflohen, um jenem wilden Reigen sich anzuschließen; ja, Zeiten gab es, in welchen dieser Drang wie eine Art von Seuche um sich griff. Ich erwog, wie ich eine ähnliche Verirrung von meinem allzu empfänglichen Chrysanthes abzuwenden vermöchte. Wie ich befürchtet hatte, zeigte auch er sich bald von jener Krankheit mitergriffen. Die Zeit der lydischen Feste kam heran. Chrysanthes wurde auffallend schweigsam, nachdenklich, seine Wangen bleichten sich, und er sah aus, wie von einer geheimen, fieberhaften Ungeduld verzehrt. Schon war ich entschlossen, ihn als Gefangenen im Hause zu behandeln, ihm Wächter beizugeben, die jeden seiner Schritte im Auge behalten sollten. Dennoch ließ der Zustand, in welchem ich ihn sah, mich sein Entweichen befürchten, und bald kam mir das Bedenken, daß der Jüngling infolge des gänzlich ungestillten Verlangens in gefährlichen Trübsinn oder in eine tödliche Krankheit verfallen könne, und daß es heilsamer wäre, wenn ich dem Drange seiner, wie es schien, immer wachsenden Neugier zum Teil, aber in einer Weise Befriedigung verschaffte, welche ohne persönliche Gefahr für ihn wäre. Ich eröffnete ihm, daß ich selbst mich mit ihm auf den Tmolos begeben, die mystischen Gebräuche der Korybanten mit ihm belauschen werde. In meiner Gesellschaft, unter meiner unmittelbaren Obhut, mußte ja der Jüngling vor jeder Gefahr gesichert sein.

Eine Reise von mehreren Tagen brachte uns ans Ziel. Wir bestiegen im Geleite eines Sklaven, der Lebensmittel für einen Tag trug, den waldbewachsenen, noch verödeten Tmolos und erwarteten den Augenblick, wenn der wilde Schwarm der Korybanten von Sardes her den Bergeshang heraufkommen würde.

Begonnen hatte das orgiastische Frühlingsfest schon am vorigen Tage damit, daß man die größte Riesenfichte des Tmolos fällte, sie umwand mit Kränzen unzähliger Frühlingsveilchen, die in den Gründen des Tmolos sproßten, und die so bekränzte unter wildem Festjubel hinunterschleppte bis in den Tempel der Kybele, um sie der allgebärenden Göttermutter als Frühlingsopfer darzubringen.

Nun war des Festes größter und geräuschvollster Teil noch übrig. Ein dumpfes Getöse scholl an unser Ohr noch früher, als wir den in der Abenddämmerung heranziehenden Schwarm der Korybanten erblicken konnten. Wir verbargen uns bei ihrer Annäherung im dichten Gebüsch, um, selbst unbemerkt, von hier aus ihres Treibens Zeugen zu sein.

Der Schwarm kam näher, das Getöse wurde betäubend. Ein jeder dieser Korybanten, von welchem manche ganz nackt, andere nur mit dem zottigen Fell eines wilden Tieres um die Lenden bekleidet waren, trug eine Handpauke, die er mit aller Gewalt in dumpfen Tönen schlug, oder eine lärmende Zimbel, oder blies auf einem Horne, wieder andere hatten Schwerter und Schilde in den Händen, die sie dumpf zusammenschlugen. Aber all diesen Lärm des Erzes und der Tonwerkzeuge übertönte noch das Geschrei, das Gebrüll vielmehr, welches einen Jubelgesang zu Ehren des verlorenen und nun wiedergefundenen Jünglings Attis, des Lieblings und Boten der allzeugenden Mutter Rhea, nur in abgerissenen Lauten vernehmen ließ. Vom verlornen und wiedergefundenen Attis sangen sie, aber es war die aus ihrem Todesschlafe wiedererwachte, wildgärende Triebkraft der Natur, welche diese Menschen nicht bloß feierten, sondern in sich selbst aufschäumen ließen bis zu wahnsinnigem Taumel. Angeführt wurde der Schwärmerzug von Kybelepriestern, welche, hellflammende Kienfackeln in einer Hand, in der andern scharfgeschliffene krumme Messer trugen, die sie mit fanatischen Blicken schwangen. Ein großer Phallos wurde vorangetragen. Das Gehen dieser Menschen war nicht ein Schreiten zu nennen, sondern ein vom Getöse jener Lärm-

werkzeuge begleitetes, wüstes Springen und Tanzen mit wild verrenkten Gliedern. Die Gesichter aller waren hochgerötet, manche auch bis zu tiefem Dunkelblau unterlaufen, die Augen schienen aus ihren Höhlen zu quellen und nicht wenigen stand der Schaum vor dem Munde. Dabei schüttelten sie wild die langen Locken, die ihnen, meist aus fremden Haaren künstlich angefügt, um die Schläfe hingen, und die ihnen ein mannweibliches Ansehen gaben. Was auf dem Wege von wilden oder zahmen Tieren in ihre Hände gefallen war, schleppten sie mit sich. An der Spitze des Zuges wurde ein Panther geführt. Einige sahen wir mit Schlangen in den Händen, die sie aufgegriffen hatten, und mit welchen sie so unbefangen wie mit Kränzen oder Bändern spielten.

Während der tosende Zug an uns vorüberstürmte, sah ich den jungen Chrysanthes neben mir von einer immer wachsenden Aufregung ergriffen. Er schwieg, aber sein Angesicht erglühte, sein Auge blickte starr auf die rasende Festschar, und er begann einige von den Bewegungen, die er an jenen Tollen bemerkte, unbewußt zu wiederholen.

Unfern der Stelle, wo wir im Gebüsche versteckt waren, dehnte sich eine große, von ungeheuren Fichten umschlossene, kräuterbewachsene Fläche. Hier machte der Schwarm Halt, aber nicht um zu rasten, sondern um noch toller zu wüten. Der Phallos und die mitgeschleppten Tiere wurden in die Mitte gebracht, auch die Priester traten in die Mitte, und in der Runde umher scharten sich die Korybanten.

Einem ermunternden Worte der Priester folgend, stürzten sich diese auf den Panther und auf die übrigen Tiere, zerrissen dieselben erst mit den Händen, dann mit den Zähnen, schlürften ihr warmes Blut und steckten die Reste des blutenden Fleisches auf ihre Thyrsusstäbe wie auf Spieße. Dann begannen sie unter dem verstärkten Getöse der Pauken und Zimbeln und des geschlagenen Erzes den Phallos zu umtanzen, die große, allzeugende Göttermutter preisend und die all-lebendige Zeugungskraft, die unerschöpfliche Lust und

Liebeskraft, deren Bild unter ihnen vor aller Augen emporragte . . .

Die wilden Tiere flüchteten sich vor dem Lärm in die entferntesten Gründe: ein Löwe brach erschreckt in eiligem Laufe hart neben mir und Chrysanthes durch das Gebüsch. Und in der Tat, die fanatischen Ausrufe, das rauchende Opferblut, die lodernd geschwungenen Fackeln, vor allem das Getöse des Tympanons, mußten jedes Tier- und Menschengemüt in Angst oder in den wildesten Aufruhr bringen. Ich selbst verlor fast die Besinnung. Da machte plötzlich Chrysanthes neben mir den Versuch, von mir sich loszureißen. Entsetzt sah ich auf ihn und merkte, daß er in seinem ganzen Wesen schon jenen Rasenden ähnlich war. Ich hielt ihn fest, aber, Riesenkraft in den jugendlichen Gliedern entwickelnd, machte er sich frei, und fortstürmend sprang er hinab über eine Felswand, so hoch und schroff, daß nur durch ein Wunder seine Glieder unzerschmettert blieben — hinab, mitten unter jene Rasenden sprang er, und wie die schäumende Flut einen Tropfen, verschlang ihn der taumelnde Reigen.

Vor Schrecken starr, ratlos, fast besinnungslos stand ich da.

Der rasende Tanz ging weiter vor meinen schwindelnden Augen. Einige stürzten wie tot zusammen, erhoben sich wieder und begannen von neuem.

Wieder brachen Ausrufe der Entflammtesten, begleitet von winkenden Zeichen, wunderlich tollen Gebärden, durch den Lärm sich Bahn. Und als der Taumel aufs höchste gestiegen, traten einige hervor und verschafften sich Gehör mit Worten, von welchen an mein Ohr nur weniges vernehmlich drang. Sie wiesen nach dem Phallos hin, sie riefen mit aufgeregten Gebärden, das tote Scheinbild auf jener Stange müsse nach altheiligem Gebrauche ersetzt werden durch die Blutwärme der Wirklichkeit, und den Begeistertsten im Reigen gezieme zur Feier der all-lebendigen Kraft die persönliche darzubringen als freudiges Dankopfer der allzeugenden Göttin . . .

Unheimlich blinkte das scharfgeschliffene krumme Messer, die uralte asiatische Harpe, in den Händen der Kybelepriester — —

Mir schwanden die Sinne, ich sah nur mehr einen wüsten Knäuel sich durcheinander bewegen, in welchem die Rasendsten sich mit blitzender Klinge verwundeten, verstümmelten — ich gedachte meines Chrysanthes — es wurde Nacht vor meinen Augen, ich sank zu Boden.

Als ich die Besinnung wiedererlangte, war der Mond taghell aufgegangen, die Korybantenschar war weitergezogen, das Getöse des Tympanons scholl aus dem Innern des Waldgebirges wie ferne verrollender Donner.

Ich begab mich nach dem nahen Sardes, der Stätte des Priestertums der Kybele, weil ich dort am ersten hoffen konnte, vom Schicksal meines Chrysanthes etwas zu vernehmen, den geliebten Verlorenen wiederzuerhalten.

Und ich erhielt ihn wieder: er wurde mir zurückgebracht auf einer aus Fichtenzweigen des Tmolos geflochtenen Bahre, verwundet, verstümmelt, verblutet —

Der Jüngling voll blühender Kraft und Schöne lag vor meinen Augen da, jener veilchenbekränzten Fichte vergleichbar, gefällt auf dem Tmolos vom Messer der Korybanten als Dankopfer der „allzeugenden Göttin“ . . .

So lautete die Erzählung des Artemidoros.

Die Heiterkeit des Festmahls war getrübt.

Als es vorüber war und Perikles mit Aspasia sich allein befand, sagte er:

„Milet ist schön und die Erzählung des Artemidoros wird mir die Erinnerung der wonnigsten Tage nicht gänzlich trüben, welche die Götter mir hier zu durchleben vergönnten. Aber ich fühle, daß es Zeit ist, den Fuß von diesem heißen Strande hinweg wieder auf das schwebende Meerschiff zu setzen, und meine fast beklemmte Brust wird erst wieder völlig frei aufatmen in den heimischen, mildkräftigen, attischen Lüften!“

---

# Anmerkungen.

### Erstes Kapitel. Seite 24.

Man betone Iktinos, sowie auch Hipponikos, Kratinos, dagegen Prómachos, Páppyros, Phháleron, Agorákritos.

### Fünftes Kapitel. Seite 137.

Der geneigte Leser verderbe nicht den Scherz, der in die mit Absicht gewählten, rauhklingenden Namen Pasikómpsos, Exekéstides, Astrámpsychos gelegt ist, durch jene gewisse, fremdländischen Namen gegenüber beliebte Zungenprüderie. Weder diese noch andere griechische Namen können demjenigen ernstliche Schwierigkeiten bereiten, der überhaupt lesen gelernt hat, und von dieser Fertigkeit ohne Ziererei Gebrauch machen will. Gewöhnt an wirklich häßliche Mißklänge, wie z. B. unser deutsches Wörtlein „nichts" einer ist, dürfen wir uns nicht anstellen, als ob wir etwa über die erste Silbe des Namens Mnesárchos mit unserer Zunge nicht hinwegzukommen vermöchten.

### Elftes Kapitel. Seite 299 ff.

Die Einzelheiten dieser Schilderung der Seeschlacht von Tagria sind völlig erfunden, einzig dem Bedürfnisse des Romans gemäß, den Charakter des Perikles in äußerer Betätigung erscheinen zu lassen.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

kratinos,
ákritos.

in die mit
os, Exeké-
isse, fremd-
rie. Weder
en ernstliche
at, und von
Gewöhnt an
es Wörtlein
als ob wir
mit unserer

von Tagria
s Romans
tätigung er-

# Hamerlings sämtliche Werke
## in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Neunter Band.

Inhalt: Aspasia. 2. Teil.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

# Inhalt.

## 13. Diopeithes und Hipparete.

Aspasia befand sich verkleidet auf dem Schiffe, welches den athenischen Strategen von Milet zu seiner Flotte vor Samos zurückführte. Als die Triere aus dem Hafen hinausruderte in die offene, morgendlich glänzende See, wandte die Milesierin an der Seite ihres Freundes den Blick zurück nach dem blühenden ionischen Gestade. Heere von Kranichen und von langhalsigen Schwänen flogen über die Au und ließen, die rauschenden Fittiche schlagend, sich nieder am hallenden Ufer. Aspasias Blicke aber hafteten auf den entschwindenden Zinnen ihrer Vaterstadt. Ihr Gemüt fühlte von der stolzen Empfindung sich durchdrungen, daß sie hier an dieser Stätte, wo sie das Licht zuerst erblickt, den schönsten Triumph ihres Lebens besiegelt und den Zauberbann der Liebe fester als jemals, ja unauflöslich, um den gefeiertsten hellenischen Mann ihrer Zeit geschlungen. Auch Perikles blickte nach dem entschwundenen Gestade Joniens mit heller glänzendem Auge zurück: er gedachte der süß verlebten Tage und wie seine unvergleichliche Freundin, ein weiblicher Antäus, aus der Berührung ihrer Heimaterde gleichsam eine verdoppelte Kraft sieghaften Liebreizes in sich gesogen.

„Fast möchte ich klagen," sagte er, „um den entschwundenen milesischen Honigmond; aber wie sollte mich der Gedanke nicht beruhigen, daß ich doch dich selbst als schönste Beute wieder mit mir entführe?"

„Überall hin", erwiderte Aspasia, „wird uns das Glück und die Liebe folgen; nur eines lassen wir zurück, um es vielleicht nie wiederzufinden: die glückliche Verborgenheit, die wir hier genossen, und die schöne Freiheit von allen beengenden Fesseln."

Perikles senkte das Haupt und sah nachdenklich vor sich hin.

„Nach Athen zurückgekehrt,“ fuhr Aspasia fort, „bist du wieder der Staatslenker, auf dessen Tun und Lassen aller Augen gerichtet sind, bist du wieder Bürger Athens, von des Herkommens strenger Regel gebunden, bist wieder Telesippens Gatte — und ich — nun, ich bin eben wieder die Fremde, die Heimatlose, die Rechtlose, ich bin, wie deine Gattin und ihre Freundin sich ausdrücken, die Hetäre von Milet . . .“

Perikles erhob langsam sein Haupt und blickte der Freundin scharf ins Angesicht. „Hast du nach anderem verlangt, Aspasia?“ sagte er; „hast du nicht beständig als ein Sklaventum die Ehe verspottet und als ein Gefängnis das Frauengemach des Atheners?“

„Ich erinnere mich nicht, Perikles,“ erwiderte Aspasia, „daß du es mir jemals in der Tat anheimgestellt hättest, ob ich mich entscheiden will für den Stand der Hetäre oder für den der athenischen Ehefrau.“

„Und wenn ich es täte,“ sagte Perikles, „wenn ich diese Entscheidung dir anheimstellte, welche Antwort würdest du geben?“

„Ich würde dir sagen,“ erwiderte Aspasia, „daß ich weder für das eine noch für das andere mich entscheide; daß ich freiwillig weder Hetäre sein will, noch eines Atheners Ehefrau.“

Perikles war betroffen.

„Eines Atheners Ehefrau?“ wiederholte er dann; „du scheinst also nicht jede Art von Ehebund, sondern bloß die athenische verschmähen zu wollen; sage mir doch, wo in aller Welt das Ideal von Ehebund zu finden ist, welches deinen Beifall hat?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Aspasia, „ich denke, daß es noch nirgends in der Welt vorhanden ist; aber ich trage es in mir.“

„Und wessen würde es bedürfen, um das, was du in dir trägst, zu verwirklichen?“ fragte Perikles.

„Wenn es eine Ehe geben soll,“ erwiderte Aspasia, „so soll sie auf das Gesetz der Freiheit und auf das Gesetz der Liebe gegründet sein.“

„Und was müßte ich tun,“ fragte Perikles, „um dies Ideal mit dir zu verwirklichen?“

„Du müßtest mir alle Rechte der Gattin einräumen, ohne mir eines von den Rechten zu entziehen, welche du bisher der Geliebten eingeräumt!“ versetzte Aspasia.

„Du willst,“ sagte Perikles, „daß ich Telesippe verstoße und dich an ihrer Stelle als Herrin in mein Haus einführe? Dies ist mir verständlich; unklar aber ist mir der Rest deines Verlangens. Was verstehst du unter den Rechten, die ich dir nicht entziehen soll?“

„Vor allem das Recht, zwischen mir und dir kein Gesetz als das der Liebe anzuerkennen!“ versetzte Aspasia. „So bin ich dir gleichberechtigt wie die Geliebte, nicht Sklavin, wie die Ehefrau. Du bist des Hauses Herr, doch nicht der meine; du begnügst dich mit dem Opfer meines Herzens, ohne meinen Geist in Fesseln zu schlagen und mich zu dumpfer Untätigkeit in der Einsamkeit des Frauengemachs zu verdammen.“

„Du willst mir also dein Herz darbringen,“ sagte Perikles, „deines Geistes Vorzüge und Wirkungen aber sollen wie bisher Gemeingut sein? Du willst dir nicht versagen, in Berührung zu bleiben mit allem, was deine Phantasie anzuregen, deinen Geist zu beschäftigen vermag?“

„So ist es!“ rief Aspasia.

„Und wenn wir den Versuch eines solchen Bundes machen wollten,“ sagte Perikles, „weißt du, ob dieser Versuch möglich ist, nicht bloß vom Gesichtspunkte des Herkommens, sondern auch vom Gesichtspunkte der Liebe selbst betrachtet?“

„Wenn er dir unmöglich scheint, wer zwingt uns, ihn zu machen,“ versetzte Aspasia lächelnd, drückte den Freund

mit einem zärtlichen Kusse an sich und begann von anderen Dingen zu sprechen.

Der Weg nach Samos war rasch zurückgelegt. Nachdem Perikles hier einige Anordnungen bei der Flotte getroffen, bestieg er neuerdings eine Triere, um nach Chios zu segeln.

„Wie?" rief Aspasia scherzend, „trägst du so großes Verlangen, jene einst von dir geliebte Schöne wiederzusehen, die, soviel ich weiß, bei dem Dichter Jon auf Chios lebt?"

Perikles lächelte wie über einen Scherz.

Diesmal war Sophokles im Geleite des Perikles. Der Dichter war nicht wenig überrascht, die Milesierin in altgewohnter Verkleidung auf dem Schiffe des Perikles wiederzusehen.

Sie war nun wieder der reizende Jüngling, dessen Geheimnis nur wenigen Eingeweihten enthüllt war.

Auf Chios, dem Heimatlande der edelsten Trauben, die unter griechischem Himmel reiften, dessen Bewohner die reichsten Leute in ganz Hellas genannt wurden, lebte der tragische Dichter Jon, ein geborener Chiote, der mit seinen Tragödien zu Athen schon manchen Lorbeer errungen. Freilich soll er die Bürgerschaft Athens durch einige Fässer Chierweins, die er bei der Aufführung seiner ersten Tragödie dem Volke spendete, für sich und seine tragische Poesie günstig gestimmt haben. Er war, wie schon diese Freigebigkeit beweist, einer der reichsten Männer von Chios, und als solcher auch von bedeutendem politischem Einfluß auf seiner heimatlichen Insel.

Mit Perikles stand Jon nicht auf gutem Fuße, seit beide Männer Nebenbuhler bei der reizenden Chrysilla gewesen, und der Dichter war noch immer verstimmt gegen Perikles, obgleich die Schöne zuletzt sein eigen geblieben und dem begüterten, in Üppigkeit lebenden Manne gefolgt war in sein Heimatland. Perikles bedauerte die Nachwirkung alter Gegnerschaft im Gemüte seines einstigen Nebenbuhlers.

Denn er hatte von den Chioten einige nicht unwichtige Zugeständnisse für Athen zu erwirken und mußte nun fürchten, daß ihm der einflußreiche Jon aus persönlicher Abneigung im Wege stehen werde.

Sophokles nahm es auf sich, Jon mit Perikles zu versöhnen, und da niemand zum Vermittler so sehr von Natur geeignet war, als der liebenswürdige, alle Menschen leicht für sich einnehmende Dichter der „Antigone“, so gelang ihm auch jener Versuch bei seinem Kunstgenossen Jon so trefflich, daß dieser den Perikles sogleich mit Sophokles zu sich einlud und es sich zur Ehre rechnete, die beiden athenischen Strategen zu bewirten.

Nur von einem Morgen bis zum anderen konnte Perikles auf Chios verweilen, und nachdem des Tages größerer Teil den politischen Unterhandlungen gewidmet worden, schickte Perikles unter Begleitung des Sophokles sich an, der Einladung des Jon zu folgen.

Aber nicht ohne einen dritten begaben sich die beiden in das Haus des chiotischen Gastfreundes.

Aspasia war nicht ohne geheime Absicht darauf bestanden, dem Freunde diesmal in der Verkleidung eines Sklaven zu folgen und dort, wohin er sich begab, nach dem Brauch der Sklaven, welche im Geleite ihrer Herren gingen, dienstbereit ihm nahe zu bleiben.

Die geheime Absicht aber, welche die Milesierin hatte, war keine andere, als die Wiederbegegnung des Perikles und der schönen Chrysilla unschädlich zu machen, die Aufmerksamkeit ihres Freundes von Chrysilla und die der Schönen von Perikles abzuziehen. Perikles willigte in die Verkleidung Aspasias und suchte den Grund derselben in einer verzeihlichen Neugier seiner Freundin, jene Chrysilla kennen zu lernen.

Jon bewohnte ein Landgut an der reizvollsten Stelle des zuerst scharf, dann sanft ansteigenden Meerufers, rings umgeben von besonnten Geländen, die voll der reifenden Gabe des Bacchos hingen.

Er führte seine Gäste hinaus auf eine Terrasse, die auf einem von der lieblichsten Meereswelle umspülten Felsvorsprunge lag. Auch sie war überdacht von hellaubigem Rebengeschlinge, von welchem die Chiertrauben verlockend niederhingen, und zwischen welchem dem Auge ein entzückender Ausblick auf das schimmernde Meer und die blühenden Nachbarinseln vergönnt war.

An diesen lieblichen Ort führte Jon seine Gäste, und nachdem ihre Augen von der holden Schau gesättigt waren, hieß er sie auf weichen Pfühlen sich niederlassen und bewirtete sie mit köstlichen Erfrischungen. Das edelste Naß wurde kredenzt in silbernen Pokalen.

Chrysilla war anwesend. Sie blühte noch wie eine Rose, aber die Blüte ihrer Glieder hatte im Laufe der Zeit auf Chios zu solcher Üppigkeit sich entwickelt, daß des Atheners feiner Sinn das schöne Maß darin vermißte. Sie glich einer stolzen, vollprangenden Rose; aber die Rose ist eben nur die üppigste und duftigste, nicht die schönste der Blumen.

Jon, der im Grunde doch ein Mann von guter Gemütsart und ein heiterer Freund des Genusses war, empfing Perikles mit versöhntem Geiste und unverstellter Herzlichkeit.

Er erhob den Becher, in welchem die feurigste Flut seiner Gebinde schäumte, auf das Wohl des Perikles, und vergaß nicht des berühmten Genossen desselben, des edlen Sophokles.

Als aber Jon sich weiterhin erging in begeistertem Lobe der beiden Männer und der Erfolge gedachte, welche sie als Strategen vor Samos erfochten, da lehnte Sophokles für seinen Teil dies Lob ab und sagte, daß es ungeteilt seinem Freunde Perikles gebühre.

„Gleichwohl", fuhr Sophokles zu Jon und einigen von Jon geladenen vornehmen Chiern gewendet fort, „würdet ihr unrecht tun, wenn ihr in diesem unserm Perikles vor allem den Staatsmann und Feldherrn bewundern wolltet. Vom Ruhme seiner Unternehmungen und Schöpfungen geht die Kunde durch ganz Hellas, aber sie meldet nur von den-

jenigen Eigenschaften des großen Mannes, welche Lärm verursachen und weithin glänzen. Ich dagegen weiß von dem edleren, dem geräuschlosen Teil seiner Tugenden mehr als je zu sagen seit dieser Mitgenossenschaft in den Kämpfen vor Samos. Von den Siegen wißt ihr, die er dort erfochten, aber ihr wisset nicht, daß er, als jeder von den fünfzig reichen Samiern, die er als Geiseln nach Lemnos schickte, ihm heimlich ein Talent für seine Freilassung anbieten ließ, diese Anträge sowie die Summen, mit welchen der persische Satrap ihn zu bestechen versuchte, zurückwies. Andere erzählen euch, wie viele feindliche Schiffe er in den Grund gebohrt, wie viele Feinde er getötet hat — ich aber will euch sagen, wieviel er aus Mitleid am Leben gelassen, auch wie sparsam er mit dem Blute der Seinigen umgegangen und wie ich ihn ein paarmal scherzend zu den Soldaten habe sagen hören, wenn es auf ihn ankäme, sollten sie ewig leben. Er erfand die ‚eisernen Hände‘ für seine Schiffe, damit die Hände von Fleisch und Bein sich besser schonen konnten. Ihr wisset, daß er ein Held ist in den Stunden des Kampfes; ich aber sag' euch, daß er ein Weiser ist in den Stunden der Ruhe, und daß er, wenn es eben Muße im Lager gab, seinen Kriegern Wind und Wetter und Sonnen- und Mondesfinsternisse und alle Erscheinungen am Himmel erklärte, weshalb ihn auch viele für einen Zauberer hielten. Von seiner Gelehrsamkeit und Stärke in der Philosophie haben sie eine so hohe Meinung, daß viele jetzt für gewiß behaupten, er habe den samischen Feldherrn Melissos, einen namhaften Philosophen, weniger durch seine geschickte Strategie, als durch mörderische Syllogismen in die Flucht geschlagen. Es gab keinen sanfteren und keinen strengeren, keinen gefürchteteren und keinen beliebteren Mann im Lager als ihn, keinen schweigsameren, wenn Reden überflüssig war, und keinen beredteren, wenn es nötig war zu reden. Dies wollte ich euch sagen von Perikles, damit ihr den edlen und trefflichen Mann als solchen rühmet, nicht immer den Strategen und Seehelden; denn als solcher verdient er zwar Lob, aber nicht

unbedingt, insofern er, nachdem er vor Samos sich gut gehalten, zu Milet, wie ich höre, sich weniger tapfer benommen, ja seiner Flotte und seines Feldherrnamtes beinahe vergessen, und einige Tage länger als nötig in der dortigen Bucht vor Anker gelegen, was ich als einen strategischen Fehler betrachte."

Jon und die anderen Zuhörer lächelten bei dieser Schlußwendung des Sophokles. Perikles aber besann sich nicht lange, die Rede seines Freundes wie folgt zu erwidern:

„Mein Amtsgenosse und Freund Sophokles hier will euch bereden, wie ich höre, mich lieber zu den Weisen als zu den großen Strategen zu zählen. Gerne würde ich, um nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, umgekehrt von ihm behaupten, daß er mehr zu den großen Strategen als zu den Weisen zu rechnen, aber es liegt allzusehr auf der Hand, um es bemänteln zu können, daß er mit mir in gleicher Lage ist: Von der Strategie nämlich und von dem, was zum Seewesen gehört, versteht auch er, sozusagen, nicht allzuviel. Er wird sein Leben lang viel leichter die Namen sämtlicher Nereiden des Meeres, als die Benennung der Bestandteile eines wohlgebauten athenischen Dreiruderers seinem Gedächtnisse einprägen. Aber er hat uns während dieses Seezuges als Stratege einen prächtigen Päan auf den Asklepias gedichtet, der auf der ganzen Flotte gesungen wird, und der, wie alle Steuerleute und Ruderknechte bezeugen, uns bei Stürmen auf der See schon die trefflichsten Dienste geleistet. Und wie sein Päan die aufgeregten Meereswellen besänftigt und die helfenden Götter der Seefahrt günstig stimmt, so ist sein ganzes Wesen einem milden Öle vergleichbar, das alles Rauhe glättet, alles Wilderregte beschwichtigt. Die Leute auf seinem Schiffe tun das Rechte, auch wenn er ein verkehrtes Zeichen gibt, und halten ihn für einen zwar im Seewesen unerfahrenen, aber gottgeliebten Mann. Wenn aus meinem Munde etwas kommt, was die Leute für weise halten, so meinen sie, daß ich dies von dem Klazomenier Anaxagoras habe; wenn aber Sophokles den Mund öffnet,

so sind alle überzeugt, daß ihm das, was er sagt, die Götter selbst im Traume eingegeben. Von dieser Art, ihr Männer von Chios, ist mein Mitstratege Sophokles hier. Ich meine ihn gelobt zu haben und würde den Göttern danken, wenn das Lob, welches er über mich ausgegossen, so wohl verdient wäre, als dasjenige, welches ich ihm mit diesen Worten gespendet."

So rühmten einander, angeregt vom feurigen Geiste des Bacchos, herzliches Empfinden unter der Maske anmutigen Scherzes bergend, die beiden athenischen Schiffsbefehlshaber im Kreise heiter beseelter Männer, unter den Traubengehängen der schönen Meerterrasse des Jon.

„Geziemt es doch fast zu erröten," sagte Jon, „wenn man Männer vor sich sieht wie Perikles und Sophokles, welche mit großen Dingen beschäftigt und unablässig für das Allgemeine tätig sind, während man selbst in der Zurückgezogenheit nur dem Genusse des Daseins und den Musen lebt. Aber ich denke, es gibt neben rühmlichem und schönem Tun auch einen löblichen und schönen Müßiggang. Ich habe diesen erkoren."

„Gewiß", sagte Sophokles, „ist ein Müßiggang schön zu nennen, der schöne Früchte bringt. Die Athener haben deine Tragödien nicht vergessen!"

„Noch deinen Chierwein!" fügte Perikles hinzu.

„Ich weiß," versetzte Jon gutmütig lächelnd, „ihr Athener sagt, daß ich durch meinen Wein euren Beifall im Theater erkaufen wollte, aber sagt, was ihr wollt, nur nicht, daß der Wein schlecht gewesen. Denn, wenn ihr meinen Chier nicht lobt, so kränkt ihr mich mehr, als wenn ihr meine Tragödien tadelt."

„Da sehe man doch diese tragischen Poeten," sagte Perikles, „wie sie so fröhlichen Geistes sind, während sie es doch lieben, in ihren Tragödien sich mit den finstersten und schrecklichsten Dingen zu befassen, immerfort beschäftigt mit Götterzorn, uraltem Fluch, forterbender Schuld, entsetzlichen Schicksalswendungen und dergleichen . . ."

„Eben weil wir heiteren Geistes sind,“ versetzte Sophokles, „lassen wir uns mit dem Düsteren ein; wir ringen damit und möchten es gerne bezwingen. Es ist nun einmal da und will überwunden sein. Mutig ringen wir mit jenen alten blinden Natur- und Schicksalsmächten, um die menschlichen Dinge, so gut wir es vermögen, aus dem Banne einer finsteren Notwendigkeit zu befreien. In den hellen Sternnächten, welche ich am Bord meiner Triere vor Samos zubrachte, habe ich mich viel im Geiste mit jenem duldenden thebanischen Greise beschäftigt und ihn verfolgt auf dem Wege, wie er zuerst, von verzweifelter Reue ob unfreiwilliger Schuld getrieben, des Augenlichtes sich selber beraubt und ins Elend wandert, allmählich aber hindurchdringend zu des Geistes reiner Klarheit und Freiheit, Schuld und Reue zuletzt von sich abschüttelt, vor seines Lebens Ende das greise Haupt mit dem Stolze des Schuldlosen emporrichtet und aus einem Verbrecher zum Richter wird über diejenigen, welche nicht unfreiwillig und unwissend wie er, sondern bewußt, nicht durch äußerlichen Schicksalsfluch, sondern von innen heraus durch Verleugnung edler menschlicher Gefühle gefrevelt haben.“

„Freund!“ sagte Jon, „in dem, was du von Ödipus sprichst, steckt doch die alte bekannte Schwärmerei für deinen Heimatgau; denn dort war es ja, wo dein greiser Dulder zur Ruhe einging . . .“

„Ich gestehe gern“, erwiderte Sophokles, „und ich erblicke ein günstiges Zeichen für mein tragisches Dichteramt darin, daß eben in jenem Gau, der mich gebar, jene uralten tragischen Wirrnisse sich lösten.“

„Ehre deinem Heimatgau!“ sagte Perikles; „aber gestatte mir zu erwähnen, Freund, daß nicht bloß dein Gau, sondern ganz Athen der Boden ist, auf welchem alte Wirrsale sich lösen, alte Schuld gesühnt wird, vorzeitliches Dunkel zerrinnt an der Stätte der lichten Göttin Pallas Athene! Auf dem gnadenreichen Boden Athens hat nicht bloß jener Dulbergreis, sondern auch der furiengepeitschte Jüngling

Orest seines Fluches Lösung gefunden, ja ihr alle kennt den Erdschlund in der Nähe des unvollendeten Tempels des olympischen Zeus, und wir wollen gerne glauben, was die Sage berichtet, daß in diesem Erdschlund die Wasser der deukalionischen Flut sich verlaufen haben."

Während dieser und ähnlicher Gespräche hatte die Sonne sich allmählich zum Niedergange geneigt: mit flammendem Purpur färbte sich weithin die Meerflut und füllte mit ihrem letzten goldigen Glanze das Innere der traubenverhangenen Terrasse. Die Gäste des Jon sogen mit Behagen die linden, erfrischenden Abendlüfte in sich, welche über das Meer herüberkamen. Jon ließ die Becher aufs neue füllen, und das Naß in den Silberpokalen leuchtete, als ob auch in ihm die Purpurglut der scheidenden Sonne sich spiegelte.

Perikles ließ sich den Becher von keiner anderen Hand, als von der seines mitgebrachten Sklaven kredenzen. Dieser versah sein Schenkenamt mit einer Anmut, welche dem Auge des Jon, der schönen Chrysilla und der übrigen anwesenden Chioten ebensowenig entging, als die Schönheit der Züge des Jünglings. Derselbe schien es für seine Pflicht zu halten, den Schenkendienst auch bei Sophokles auf sich zu nehmen, was der Dichter lächelnd und mit sichtbarer Genugtuung sich gefallen ließ.

„Dein mitgebrachter Schenke, o Perikles," sagte er, „hat nur einen Fehler."

„Und welchen?" fragte Perikles.

„Daß er sich beim Darreichen des Bechers so sehr beeilt," versetzte der Dichter; „man würde es lieber sehen, wenn er dabei ein wenig zögerte, um sich in seine Augen blicken zu lassen, die, beim Zeus! von einer merkwürdigen Art sind."

Der Jüngling errötete, als er die Blicke aller nach dieser Rede des Sophokles auf sich gerichtet sah. Dieser belächelte des Jünglings Verlegenheit und rief mit den Worten eines alten Dichters:

„Wie schön auf Purpurwangen glänzt des Eros Licht!"

„Was sagst du zu diesem Verse des Phrynichos? Wie gefallen dir die Purpurwangen?"

„Mir gefallen sie nicht", erwiderte der Jüngling, welcher seine Fassung rasch wiedergewonnen hatte. „Es scheint mir, daß die Poeten in ihren Versen Dinge preisen, welche sie in der Wirklichkeit durchaus nicht schön finden würden. Ich glaube, daß eine Wange, mit wirklichem Purpur bemalt, häßlich wäre . . ."

„Wie?" rief Sophokles, „dann würdest du ja wohl auch die Rosenfinger des Eros bei Homer nicht gelten lassen?"

„Allerdings nicht!" versetzte der junge Sklave. „Wenn meine Finger rot wie Rosen wären, so würde Perikles, mein Gebieter, glauben, daß ich mich mit Blut oder sonst etwas besudelt habe, und mir befehlen, die Hände zu waschen . . ."

„Daß doch alle nörgelnden Kunstrichter Sklaven wären wie du!" rief Sophokles. Aber lachend neckte Perikles den Freund, daß er nun endlich als Poet seinen Richter gefunden habe.

Mancherlei Scherzreden wurden so geführt, auch Blicke, von der Glut des Dionysos befeuert, flogen hin und her und dazwischen entflammten die unsichtbar schweifenden Liebesgötter ein kleines, harmlos neckisches Wechselspiel der Eifersucht. Perikles fand, daß sein Freund Sophokles das Geheimnis des schönen Sklaven zu wenig achte und von diesem hinwiederum dünkte es ihm, als ob er seines Schenkenamtes bei dem Dichter mit größerem Eifer als nötig walte. Aspasia dagegen glaubte bemerkt zu haben, daß Chrysillas Blicke denen des Perikles öfters begegneten und daß dieser die seinigen zuweilen ein wenig auf den üppig erblühten Formen der Freundin des Jon ruhen lasse. Bald aber änderte sich die Sache. Chrysilla hatte in der Tat anfangs mit ihren Blicken die des Perikles gesucht, aus weiblich eitler Begier, zu erforschen, ob die Macht ihrer Reize über den Mann, der ihr einst gehuldigt hatte, völlig erloschen. Dennoch konnte auch von ihr der schöne Sklave nicht unbemerkt bleiben, der aller Augen auf sich zog, und dieser

für seinen Teil schien es sich vorgesetzt zu haben, die feurigsten seiner Blicke eben an Chrysilla zu verschwenden. So gelang es ihm zuletzt, die Augen der Freundin des Jon von Perikles ab fast gänzlich auf sich selbst zu lenken. In diesem Bemühen war er durch Sophokles unterstützt worden.

Jon hatte anfangs den Wechsel von Worten und Blicken zwischen Perikles und Chrysilla nicht ohne ein leises Mißbehagen beobachtet und sah zuletzt mit ebensowenig Behagen die Aufmerksamkeit seiner Freundin dem fremden Jüngling zugewendet, gab aber auch selbst der Freundin einigen Grund zu Besorgnissen, indem er den Eindruck merken ließ, welchen der aufgeweckte Geist und die Schönheit eben jenes Jünglings in fast geheimnisvoller Weise auf ihn übte.

Neue Becher wurden gebracht. Als Sophokles wieder den seinigen aus der Hand des schönen Schenken empfing, betrachtete er den Rand des Bechers mit scharfem Blicke und sagte, zu dem Sklaven gewendet:

„Ich muß mich zum ersten Male beklagen, daß du nicht achtsam genug dein Amt versiehst. Am Rande dieses Bechers sehe ich eine leichte Flocke, die du versäumt hast, zu entfernen!“

Lächelnd schickte der Jüngling sich an, mit der zarten Spitze des Fingers leicht über die Stelle des Randes, wo das Flöckchen haftete, hinwegzustreifen, um sie so zu entfernen.

„Dergleichen Dinge“, sagte Sophokles, „wollen nicht mit dem Finger angefaßt, sondern mit dem Hauche des Mundes leicht hinweggeblasen werden.“ Damit hielt er dem Jüngling den Becher entgegen und dieser bückte sich lächelnd herab, um das Flöckchen, wie der Dichter es wünschte, hinwegzublasen. Der aber hielt den Becher so, daß das Haupt des Jünglings dem seinigen so nahe als möglich kommen mußte. So sah er das goldbraune Gelock desselben fast unmittelbar an seinem Busen leuchten. Er sog das berauschende Arom in sich, welches daraus emporstieg, empfand die leise Berührung seiner Wangen durch das sich neigende

und dann wieder hebende Lockenhaupt und setzte hierauf die Lippen genau an der Stelle des Becherrandes an, welche der Hauch des rosigen Mundes berührt hatte.

Mit wachem Auge hatte Perikles diesen Vorgang beobachtet. „Freund Sophokles," sagte er, „ich wußte nicht, daß du ein Kleinigkeitskrämer bist, der soviel aus einem winzigen Flöckchen macht!"

„Gestehe lieber," versetzte Sophokles, zufrieden lächelnd, „daß du nun einsiehst, früher geirrt zu haben, als du mich vor allen diesen ausführlich als einen sehr schlechten Strategen und Taktiker bezeichnetest. Indessen beruhige dich; ich habe die Genugtuung, auf die es abgesehen war, erlangt, und verspreche dir, daß ich es bei diesem kleinen Beweise meiner Fähigkeiten bewenden lassen werde."

So sprechend reichte Sophokles dem Freunde die Hand, und dieser drückte sie mit heiterem Lächeln.

Die Schatten sanken, aber noch tief in den dämmernden Abend hinein mischte sich Becherklang und heiter lebendiges Gespräch auf der meerumwogten Terrasse des Jon. Im Meere war der Purpurglanz allmählich verglommen, aber noch leuchtete er in den immer neugefüllten, schäumenden Bechern von Chios.

Seltsamerweise war zuletzt der schöne, muntere, schlagfertige Mundschenk des Perikles zum Mittelpunkte des ganzen Kreises geworden. Jeder wollte endlich nur von ihm den Becher sich füllen lassen. Jeder wollte einen Blick aus seinen heiter beseelten Augen, ein schalkhaftes Wort aus seinem Munde für sich erhaschen. Als Chrysilla einmal den Wunsch nach einer besonders schönen Traube äußerte, welche vom Geländer herabhing, beeilte sich der immer flinke und willige Mundschenk, dieselbe zu pflücken und sie der Herrin darzubringen. Chrysilla errötete, errötete vor dem Sklaven — und niemand wunderte sich darüber. Jon billigte es nicht, fand es aber begreiflich. Und so drehte sich zuletzt alles um die verkleidete Milesierin. Obgleich sie sich den Scherz machte zu dienen, herrschte sie . . .

Zuletzt fragte Jon, welcher seinem eigenen köstlichen Weine nicht karger als die Gäste zugesprochen hatte, den Perikles, ob er ihm diesen Sklaven nicht verkaufen wolle.

„Nein," erwiderte Perikles, „ich denke ihm die Freiheit zu geben und heute noch will ich es tun — in dieser Stunde! Er soll zum letztenmal diese Kleider getragen haben. Hier vor euren Augen spreche ich ihn frei!"

Alle Anwesenden priesen diesen Entschluß mit Begeisterung. Die Becher wurden auf das Wohl des Mundschenken geleert und seine Freigebung mit dem Blute der edelsten Traube besiegelt.

Einer aber in dem heiteren Kreise bei Jon, Perikles selbst, war zuletzt ernst und nachdenklich geworden.

„Du hast", sagte Aspasia lächelnd zu ihm, als sie von Jon hinweggingen, „meine Freigebung mit einer Feierlichkeit ausgesprochen, welche selbst denjenigen auffiel, denen es nicht unbekannt war, daß sie ein Scherz sei."

„Es war kein Scherz," erwiderte Perikles, „ich will, daß du niemals wieder dich selbst erniedrigst!"

„Ich bin begierig zu erfahren," erwiderte Aspasia, „wie du es der Fremden, der sogenannten Hetäre aus Milet, ersparen willst, sich zu erniedrigen?"

„Du wirst es erfahren!" sagte Perikles.

Am nächsten Morgen kehrte der Athener Feldherr nach Samos zurück und ohne Verzug erteilte er hier der Flotte die Weisung, für den nächsten Morgen sich segelfertig zu machen zur endlichen Heimkehr nach Athen.

Mit Jubel wurde dieser Befehl begrüßt und stolz bewimpelt, unter Anstimmung eines hellen Freudengesanges, schiffte bei Anbruch des nächsten Tages das siegreiche Geschwader der Athener aus dem samischen Hafen in die hohe See hinaus, westwärts steuernd, um nach einer Abwesenheit von elf Monden die Heimat wiederzusehen.

„Ich denke," sagte Aspasia zu dem Freunde in der Stunde der Abfahrt, „daß du jenes Grausen, welches dich am letzten Abende zu Milet infolge der Erzählung des Arte-

midoros befallen, schon auf Chios überwunden hast, und daß es dazu nicht erst, wie du glaubtest, der attischen Lüfte bedurfte."

„Dennoch", versetzte Perikles heiter erregt, „ist meine Seele ganz erfüllt von Sehnsucht nach dem heimischen Gestade, und immer klingen mir einige Verse im Ohr, die ich aus dem Munde des Sophokles gehört:

„Inos Sohn, Melikertes, und du, Leukothea, milde
Herrin grünlicher Flut, immer zur Hilfe bereit.
Nereus' Töchter, und du, Poseidon, rauschende Wogen,
Du auch thrakischer West, mildester Herrscher des Meers,
Huldreich nehmet mich auf und führt mich über die weite
Salzflut sonder Gefahr nach dem geliebten Athen!"

Die Fahrt ging den ersten Tag bei günstigem Winde und unter wolkenlos leuchtendem Himmel vorüber an den Eilanden des blauen Archipelagos. Den beiden Liebenden war diese Fahrt durch das Inselmeer ein wonniger Genuß. Wie blickten sie so gerne, während das vordringende Fahrzeug die Wogen rauschend zerteilte, vom Rande des Schiffes hinunter in die samtweiche Flut, welche im nächsten Umkreise des Schiffes wiesengrün erschien, weiter hinaus aber in leuchtendes Blau getaucht sich zeigte und von unzähligen blendenden Silberfunken unter den Strahlen der Sonne flimmerte. Möwen umflogen den Mast mit ihren weiß beränderten langen Fittichen und in ganzen Scharen folgten Delphine der weißglänzenden Schaumspur, welche die Kiele, durch die Flut hinrauschend, hinter sich ließen. In mutwilligem Spiele, mit den zweizackigen Schwanzflossen um sich schlagend, wälzten sie sich in den Strudeln der Salzflut, schwangen über den Spiegel der See sich hinaus, um dann ihre schwärzlich glänzenden Leiber in den Wellenhügeln neuerdings zu begraben.

Bei Einbruch der Nacht ließ Perikles die Flotte vor Tenos ankern. Der einförmige Gesang der Ruderer verstummte, mit ihm das Rauschen der kieldurchfurchten See,

im reinen, leuchtenden Äther funkelten die Gestirne und das Mondlicht schlug im Osten seine goldene Brücke übers Meer.

Perikles stand sinnend am Bord des Fahrzeugs, während alles rings um ihn in Schlummer sank.

Da schmiegte sich eine weiche, warme Hand in die seinige.

„Warum blickst du so gedankenvoll hinab in die Meerflut?“ fragte Aspasia. „Sehnst du zu den ambrosischen Töchtern des Nereus dich hinab, welche mit rosigen Füßchen die kristallene Tiefe durchwandeln?“

Ihres Mundes Silberlaut weckte den Träumer.

Perikles antwortete mit einem Kusse, und die beiden begannen ein Liebesgespräch, unter welchem sie allmählich bei hellem Mondeslicht, wie in Träume gewiegt, das ganze Meer rings um sich belebt erblickten. Aus feuchten Gründen tauchten die Nereustöchter empor, auf Tieren des Meeres reitend, und Tritonen drängten sich zu Hauf, schmetternde Seetrompeter, welche Hochzeitslieder auf Muscheln bliesen; in ihrer Mitte aber zog die Meernymphe Galathea einher: sie hob die Purpurschleppe des Gewandes aus der Flut und ließ es, von sanften Hauchen geschwellt, wie ein Segel über sich flattern.

Im ersten Morgengrauen vernahmen Perikles und Aspasia plötzlich Saitenklang aus der Ferne. Es klang ihnen wie von der Leier des Orpheus, welche ja, nach alter Kunde, als der Sänger den Tod gefunden, von den Mänaden ins Meer geworfen und von der Flut weitergetragen worden durchs Ägäermeer, und deren Töne die Seefahrer zuweilen bei tiefer Windstille fernher über die Wogen hallend vernahmen. Dies Getön also der im Meer herrenlos schwimmenden Leier des Orpheus schien ans Ohr des Perikles und der Aspasia zu dringen, bis sie merkten, daß die Klänge aus der Triere des Sophokles kamen, die an ihnen vorüberfuhr, als im grauenden Morgen die Flotte sich wieder in Bewegung setzte. Die Freunde grüßten einander und Sophokles folgte der Einladung des Perikles, ihm einen Besuch auf seinem Schiffe zu machen. Da plauderten sie von

Athen, vom Wiedersehen der Freunde, von dem Hochfeste der Panathenäen, welches unmittelbar nach der Heimkehr bevorstand, und immer höher spannte Aspasia die Erwartung, mit welcher Perikles und Sophokles den Überraschungen entgegensahen, welche Pheidias und die Seinen, nachdem sie rastlos tätig gewesen in dieser langen Zeit, den Wiederkehrenden bereiten würden.

Als hierauf der Tag völlig anbrach und die ersten Strahlen das Meer erhellten, tauchten zur Linken das heilige Delos auf, der „Stern des Meeres", die Insel Apollons, leuchtend im Frührot und gleichsam geküßt von den ersten Strahlen des Gottes, welchem sie heilig war. Nicht ohne innere Bewegung sah Perikles nach der uralt ehrwürdigen Inselperle des Archipelagos hinüber. Er gedachte des Tages auch, da wie ein Geschenk des Gottes von dieser Insel aus der reiche Goldschatz nach Athen hinüberschwamm. Aber auch das Schiffsvolk ließ das gottgeliebte Eiland nicht ungeehrt vorübergehen. Von den hohen Borden der gesamten Athener Flotte scholl ein hellstimmiger Päan auf Apollon, den Schirmgott des ionischen Stammes, mächtig hinaus in die morgendlich leuchtende Meeresferne.

Aber Gesang und heller Zuruf verstummte von da an gar nicht mehr auf den Schiffen und fröhliche Erregung herrschte überall, denn heute noch sollte man den Heimatstrand erreichen, und je mehr die ersehnten Gestade sich näherten, desto beflügelter schienen die Fahrzeuge, von windgeschwellten Segeln und doppelt kräftigen Ruderschlägen getrieben, ihre feuchte Straße dahinzurauschen.

Die Stunden verstrichen, weit schon war man über Tenos und Andros hinausgesteuert. Im zarten Silberduft erschienen über Keos nordwärts die Höhen von Euböa. Zur Linken erhoben sich, groß und kühn gezackt, von demselben silberbläulichen Duft umflossen, die fichtenbewachsenen Berge Äginas. Ein zarter Reif schien alles zu bedecken, samtartig, wie auf dunkle Pflaumen hingehaucht.

Zwischen den beiden Eilanden aber, weit vorspringend,

im Hintergrunde von einem Kranze edelgeschwungener Höhen umgürtet, stieg aus den Meereswellen die Küste Attikas.

Unzählige Blicke suchten sie — mit freudiger Bewegung wurde sie begrüßt. Aber die Meeresferne ist trügerisch. Schon weit nach Westen war die Sonne geneigt, bevor das winkende Vorgebirg von Sunion erreicht war, schroff aufragend, weißblinkend, wellenumbrandet, mit dem säulengetragenen Marmortempel der Pallas auf seiner einsam leuchtenden Höhe.

In einem weiten Bogen umfuhr die Athener Flotte dies nicht ungefährliche, ragende Südkap Attikas, einlenkend in den prächtigen saronischen Golf, zur Rechten den heimischen Strand und die winkenden Zinnen Athens, zur Linken die Berge des Peloponnesos, hinter welchen die Sonne niederging. Nun leuchtete Fernes und Nahes wie durch goldige, rosige Schleier. Die Bergeshöhen und der Äther darüber, das Meer und die Schiffe selbst, sie alle schwammen im Zauberlichte der letzten Tagesstunde. Purpur war alles und schimmerndes Gold. Nur im Südwesten hatte ein schwärzliches Gewölk sich zusammengeballt; plötzlich aber brach es wie eine Feuergarbe daraus hervor, und die Berge von Argos standen in purpurnen Flammen. Ruhig und groß ragten ihnen gegenüber zur Rechten die Höhen empor, welche Athen umkränzen: der lang gestreckte Hymettos, der pyramidal ansteigende Pentelikos, der keck aufragende Felskegel des Lykabettos.

Nun aber tauchte, umlagert von der weitgedehnten Stadt, jedem athenischen Auge teuer, die heilige Höhe der Akropolis hervor. Alle Blicke wandten sich dahin. Aber verändert fanden sie die heilige Höhe. Marmorweiße Zinnen, fremd den so lange Zeit Entfernten, blinkten durch den leichten Nebelduft im letzten Tagesstrahl herüber.

Nicht nach dem fernher winkenden Haupte und der blitzenden Lanzenspitze der riesigen Vorkämpferin Athene, wie sonst, lugte diesmal der athenische Schiffer von seines Fahrzeugs Bord auf der Höhe von Sunion aus, sondern

alle Augen waren von den Borden der heimkehrenden Flotte nach jenen neuen, weißblinkenden Zinnen gerichtet, welche durch die Dämmerung vom Gipfel der Akropolis herüberleuchteten . . .

Und hellstimmig erklang ein Ruf von Bord zu Bord: „Der Parthenon! Der Parthenon!"

Zur selben Stunde, da die Blicke der heimkehrenden Sieger nach der Höhe der Akropolis gerichtet waren, begab sich eben dort, im ehrwürdigen Erechtheion, angesichts der stolzen Zinnen des neuen Parthenon, ein geheimnisvolles und fast wunderbares Ereignis.

Das größte und herrlichste, in dreijährigen Zwischenzeiten gefeierte Fest der Athener, das Fest der Panathenäen, stand bevor. An diesem Feste wurde der Schirmgöttin Athens, der altverehrten Athene Polias, nach vätererererbtem Brauch ein schön gewebter Teppich, der sogenannte Peplos, dargebracht. Dieser Peplos wurde auf der Akropolis selbst, im Heiligtum der Athene Polias, welches mit dem Erechtheion zusammenhing, gewebt. Vier Mädchen in zartem, fast noch kindlichem Alter, aus den vornehmsten Familien Athens gewählt, halfen jenen heiligen Peplos weben und vollzogen überdies, einige Monate lang im Tempelbezirk der Stadtgöttin auf der Akropolis wohnend, manchen andern heiligen Brauch, der mit dem alten, zum Teil geheimnisvollen Kult im Erechtheion auf der Burg zusammenhing. Zwei von diesen Mädchen wurden auserwählt, in einer bestimmten Nacht nicht lange vor der Feier der Panathenäen, von der Akropolis aus auf einem geheimen unterirdischen Wege etwas Unbekanntes, Geheimnisvolles, das niemand sehen durfte, und das, wie es hieß, selbst die Priester nicht kannten, in ein Grottenheiligtum, welches in der Nähe des Ilissos lag, zu tragen und von dorther etwas ebenso Geheimnisvolles, Unbekanntes nach dem Heiligtume der Athene Polias auf der Burg zurückzubringen.

Unter den jugendlich zarten Mädchen, welche für diesmal zu dem Amte der Arrephoren — so nannte man jene

Erwählten — berufen waren, befand sich des Hipponikos Töchterlein Hipparete, von deren holdem Reiz und sittigem Wesen Hipponikos gesprochen, als er bei Gelegenheit des choregischen Festmahls dem Perikles den Gedanken nahe legte, dies liebliche Kind und den reizenden Knaben Alkibiades zu dereinstigem Ehebunde schon jetzt zu verloben. In der Tat war Hipparete das Urbild einer echt athenischen, wenn auch noch tief in der Knospe verschlossenen Mädchenblüte, welche bei aller Kindlichkeit schon etwas Sinniges und Würdiges zur Schau trug.

Mit den übrigen, zu gleichem Dienste der Göttin berufenen Gespielinnen weilte Hipparete nun auf der Akropolis im Tempelbezirke der Göttin. Die Mädchen wurden hier verpflegt, wie zum Tempel gehörig. Es gab auch einen besonderen Platz, wo sie durch Ballspiel sich erlustigen konnten. Die Priesterin der Athene Polias führte die Aufsicht über sie. Da aber das Heiligtum dieser Göttin mit dem des Erechtheus vereinigt war, so lebten die Mädchen auch unter den Augen des Diopeithes, des Erechtheuspriesters. War doch neben diesem die Priesterin der Athene Polias nur ein bedeutungsloser Schatten im Bezirke des Erechtheions.

Er gab den Mädchen häufige Weisungen und Ermahnungen; am liebsten und öftesten aber pflog er des Gesprächs mit dem Töchterlein des Hipponikos. Ihr vor allen schien er seine Gunst zuzuwenden und rühmte sie stets vor den andern. Nicht selten sprach er mit ihr in langem Beisammensein von Dingen, welche ihren Vater, seine häuslichen Angelegenheiten, den Verkehr der Gäste in seinem Hause betrafen. Hipparete gab ihm Antwort mit der Unbefangenheit eines Kindes. Als er einmal scherzend sie fragte, ob ihr noch kein zukünftiger Gemahl von ihrem Vater bestimmt worden, so nannte sie ganz ernsthaft den Mündel des Perikles, den jungen Alkibiades, und sagte, diesem wolle ihr Vater sie verloben.

„Dem Mündel des Perikles?“ rief Diopeithes, und seine

freundlichen Mienen nahmen plötzlich einen veränderten höhnischen Ausdruck an.

Die feindliche Gesinnung gegen Perikles und alle diejenigen, welche er als Genossen, Ratgeber und Diener dieses Mannes betrachtete, war seit jenem Gespräche mit dem Seher Lampon unablässig genährt worden. Durch die Priesterin der Athene Polias, welche ein Werkzeug in seiner Hand war, stand er in Verbindung mit der Schwester des Kimon und mit der Gattin des Perikles und erkundete durch diese, was immer im Kreise seiner Gegner vorgehen mochte.

Der Abend, an welchem jener geheimnisvolle Gebrauch vollzogen werden sollte, war herangekommen. Die beiden Erkorenen, Hipparete und Lysiske, wurden angetan mit kostbaren, weißen, goldgeschmückten Gewanden, welche für diese Gelegenheit zu spenden die Pflicht ihrer Väter war, und welche, nachdem sie gebraucht worden, Eigentum des Tempelhauses blieben.

So geschmückt, wurden die beiden Mädchen in das innerste Heiligtum der Athene Polias geführt und empfingen hier von der Priesterin, im Beisein des Erechtheuspriesters, sowie derjenigen, welche gekommen waren, um den heiligen Gebrauch als Zuschauer mitzufeiern, unter verschiedenen Zeremonien die beiden verhüllten Gefäße, um sie von hier aus durch den geheimen Weg ins Grottenheiligtum hinabzutragen. Mit der Linken hielten sie das Gefäß an die Brust, in der Rechten trugen sie eine angezündete Fackel. Bevor sie ihren Weg antraten, gab ihnen der Erechtheuspriester genaue Weisungen über das, was sie zu tun hatten, ermahnte sie, jede frevle Neugier nach dem, was in den verhüllten Gefäßen verborgen sei, aus ihrem Gemüte zu bannen und sich durch nichts, was ihnen auf dem Wege oder in der Grotte selbst begegnen könnte, in Angst versetzen, oder in den heiligen Verrichtungen stören zu lassen. Er sagte ihnen, daß sie unter dem Schutze des Gottes Erechtheus ständen, des Pfleglings jener Taugöttin Herse, zu deren

Grottenheiligtum sie niederstiegen, und ermahnte sie, nicht zu zagen, wenn der Gott selbst, und wär's in seiner Schlangengestalt, auch ihnen, wie schon einmal in alter Zeit den Arrephoren, auf ihrem Wege sich zeigen sollte. Nur wenn sie das heilige Geheimnis verletzten, oder ihre heilige Verrichtung nicht tadellos vollzögen, hätten sie den Zorn des Gottes zu fürchten. Im andern Falle aber hätten sie Gunst und Heil von ihm zu erwarten.

Die beiden Mädchen traten ihren Weg an. Gespannt und kindlich glaubensvoll hatte Hipparete den Worten des Priesters gelauscht und war voll freudigen Mutes. Zaghafter ging neben ihr die noch jüngere Lysiske. So stiegen die beiden den unterirdischen Weg, in welchen viele Stufen gehauen waren, hinab. Ängstlich blickte Lysiske um sich, Hipparete sprach ihr Mut ein.

Zuletzt begann Lysiske zu fragen, was denn wohl in den beiden heiligen Gefäßen verborgen sein möge.

„Was wir zurückbringen werden, vermag ich mir zu denken", sagte Hipparete. „Was kann die Taugöttin Herse anders geben als Tau? Also vielleicht taubenetzte Zweige oder Blumen."

„Aber was wir da hinabtragen?" fragte Lysiske wieder.

„Ich weiß es nicht", erwiderte Hipparete. „Wenn wir etwas Feuchtes hinaufbringen, so tragen wir vermutlich etwas Trockenes oder Feuriges hinab, denn wie es feucht ist drunten in der Niederung, so ist alles dürr und trocken auf der Bergeshöhe."

„Nein!" sagte die kleine Lysiske nachdenklich und ängstlich, „wir tragen gewiß eine große Eule hinab, wie sie droben im Gemäuer des Erechtheion horsten, und bringen eine schreckliche Schlange zurück, weil die Schlangen in der feuchten Niederung hausen."

„Fürchte dich nicht vor Schlangen!" sagte Hipparete; „du weißt, daß sich in ihrer Gestalt der Gott Erechtheus birgt und daß dieser uns schützt und uns Segen bereitet auf diesem Wege."

Der vielfach gestufte Weg war zurückgelegt, das Ziel der Wanderung erreicht, die beiden Mädchen traten durch eine Felsenpforte in das Heiligtum. Die Grotte war erhellt durch eine Lampe, die vor einem Steinbild der Taugöttin in roter Flamme flackerte.

Unter den Zeremonien, welche man sie gelehrt hatte, stellten die beiden Mädchen ihre Gefäße vor der Göttin nieder und schickten sich an, dafür die bereitstehenden, gleichfalls dichtverhüllten Gefäße aufzuheben und hinwegzutragen.

Bei dieser Gelegenheit fielen die Blicke der Mädchen in den Hintergrund der Grotte. Da sahen sie im Halbdunkel desselben zusammengerollt eine riesige Schlangengestalt mit halberhobenem Haupte gelagert.

Lysiske erschrak, erbleichte, zitterte und wollte entfliehen. Hipparete hielt sie zurück und gab ihr das Gefäß in die Hand, mit welchem diese ängstlich und ohne sich umzublicken hinwegeilte. Dann nahm Hipparete das andere Gefäß vom Boden auf und schickte sich an, die Grotte zu verlassen. Jetzt aber kam aus dem Hintergrund der Höhle ein scharfer Hauch, unter welchem die Fackel Hipparetens und mit ihr zugleich die rote Flamme der Lampe erlosch, so daß das Mädchen in völligem Dunkel stand. Und nun hätte auch ihr Herz ein Bangen ergriffen, wäre nicht im selben Augenblick aus dem Hintergrunde eine freundliche Stimme vernehmlich geworden, welche sie ermahnte, unerschrocken zu bleiben wie bisher.

„Für deinen edlen Mut und deine fromme Treue", so klang die Stimme, „verleiht der Gott, o Kind, dir ein Geschenk zum Lohn, das Göttersegen und höchstes Glück dir bringt fürs ganze Leben!"

In diesem Augenblick begann die Flamme der Lampe von selbst sich wieder zu entzünden und der Gott ruhte nicht mehr schrecklich, sondern in ehrwürdiger Heroengestalt an der Stelle, wo früher die Schlange ihr Haupt erhoben hatte. Er forderte das Mädchen auf, zu ihm heranzutreten. Hipparete tat es unerschrocken. Er zog sie an sich und

drückte einen Kuß auf ihre Stirn, welche jene glänzende Reinheit hatte, die man an halbentfalteten Blättern der Bäume bemerkt, wenn sie eben erst nach einem warmen Frühlingsregen aus der braunen Knospenhülle hervorgebrochen.

„Hast du noch nichts erzählen gehört“, fragte er, „von der Götterhuld, welche sterblichen Erdentöchtern zuteil geworden? Hast du gehört von Alkmene, von Semele, von Danaë?“

Die Lippe des Sprechers zitterte ein wenig, als er diese Worte sprach, auch seine Hand zitterte leise, als er damit das lockige Haar des Mägdleins streichelte.

„Hast du gehört“, begann er neuerdings, „von jenen erkorenen Jungfräulein, zu welchen Zeus herunterstieg und welche nicht bangten, wenn der Gott sich liebkosend zu ihnen neigte?“

So sprechend legte er seinen Arm um das Mägdlein, so daß es fast erschrak; aber es faßte sich und horchte wieder gläubig, und im reinen Kristall seines Auges spiegelte sich nichts als die Erwartung einer erregten Kinderseele, welche den wundersamen und segensreichen Geschenken entgegensah, mit welchen der Gott es zu lohnen versprochen.

Plötzlich sagte das Mädchen, in den tieferen Winkel der Grotte blickend:

„*Das Schlangentier ist ja noch da* — nur *kleiner* ist es jetzt, viel kleiner an Gestalt . . .“

Hipparete sprach diese Worte ganz ruhig und ohne die geringste ängstliche Regung. Man hatte ihr eingeschärft, sie solle sich vor Schlangen auf ihrem Wege nicht fürchten, und sie fürchtete sich nicht. Sie wußte, daß darunter sich nur der Segensgott Erechtheus berge. Sie hatte jene viel größere Schlange nicht gefürchtet, warum sollte sie jetzt diese kleinere fürchten?

Der Gott an ihrer Seite aber entsetzte sich. Der falsche Erechtheus begann zu zittern vor dem Zorne des wirklichen. Starr blickt er nach jenem Winkel hin und sieht, daß dort

in der Tat eine Schlange sich ringelt. Das fromme Kind war überzeugt, daß ihm kein Leid widerfahren könne, daß es unter dem Schutze des Gottes Erechtheus stehe: der Gott selbst aber zitterte unter seiner Göttermaske, zitterte vor dem giftigen Wurme . . .

In diesem Augenblicke erschallt von außen der Lärm eines an der Grotte vorüberziehenden Volksschwarmes, welcher vom Ilissos her gegen den Piräus hinauseilt mit dem jubelnden Ausruf: „Die Flotte von Samos läuft in den Hafen ein! Perikles ist da! Hoch lebe Perikles, der Olympier!“

Mit einem düsteren Blitze der Augen, einem unmutigen Zucken der Lippen erhebt sich der erst durch seine Angst, jetzt durch seinen Grimm entlarvte Erechtheuspriester.

Er erhebt sich und schickt sich an, das Kind eilig aus der Grotte hinwegzuführen. Ruhig nimmt Hipparete, auch jetzt ihres Amtes eingedenk, das heilige Gefäß vom Boden auf. Der Priester faßt sie an der Hand und zieht sie fort, durch den dunklen Gang empor. Dort, wo der geheime Weg ins Innere des Erechtheions mündet, verläßt er sie, ihr zu schweigen gebietend über alles, was sie in der Grotte geschaut; dann werde der Segen des Gottes ihr nicht fehlen.

Hipparete betritt den erleuchteten Tempelraum und stellt ihr heiliges Gefäß zu den Füßen der Göttin nieder. Dann gedenkt sie schweigend der Erscheinung des Gottes.

Und Diopeithes?

Er wird hingehen und den Erechtheus zu versöhnen trachten und feuriger als je die Furcht vor den alten Göttern predigen . . .

Während dies auf der abendlich stillen Höhe der Akropolis sich ereignete, war die heimkehrende Flotte in den Piräus eingelaufen. In Scharen war das Volk der Athener hinausgeeilt, um die Ankommenden zu sehen und zu begrüßen. Das Dunkel war eingebrochen, aber die Dämme des Hafens leuchteten von Fackeln, und nur um so großartiger war das Schauspiel anzusehen, als beim Scheine dieser Fackeln

die hundert stolzen Trieren der siegreichen Flotte auf den umdunkelten Wellen herangezogen kamen.

Fast abenteuerlich leuchteten im grellen Scheine der hochgeschwungenen Lichter die hochragenden Masten, die weißen Segel, die goldigen Pallasbilder und die phantastischen Formen der Schiffsschnäbel, mit dem Schmucke eroberter Schilde, den Zieraten zerstörter feindlicher Schiffe und andern Trophäen reich behangen.

Von den menschenwimmelnden Steindämmen her empfing die Schiffe heller freudiger Zuruf.

Die Ausschiffung erfolgte. Als auch die Strategen ans Land stiegen, drängte sich alles an Perikles heran. Ihm galt der lauteste Zuruf der Menge, und es gab Personen, welche Blumen auf seinen Weg streuten, ihn selbst mit Kränzen beluden.

Um sich diesen Begrüßungen zu entziehen, folgte Perikles der Einladung des Hipponikos, der ihm einen Platz anbot in seinem, mit edlen thessalischen Rossen bespannten, den heimkehrenden reichen Schwelger im Piräus erwartenden Gefährte.

Aspasia hatte sich von Perikles trennen müssen. Eine Sänfte harrte ihrer, welche sie tief verhüllt bestieg und in welcher sie nach der Stadt gebracht wurde.

Inzwischen war der Mond aufgegangen und sein Glanz ergoß sich über das Meer, die Küsten und die Stadt.

Perikles hatte im Gefährt des Hipponikos schweigend und in Gedanken verloren die Stadt erreicht. Da sah er bei einer plötzlichen Wendung des Weges, einen Blick in die Höhe werfend, ganz nahe vor sich den Gipfel der Akropolis.

Und er erschrak. Ein leiser Schauer überlief ihn. Unmittelbar vor Augen hatte er, was er zuvor aus dämmernder Ferne gesehen. Weiß glänzend im Strahle des Mondes, scharf vom Nachthimmel sich abhebend, hoheitsvoll in der Marmorpracht der Giebel und Säulen, stand das neuvollendete Werk des Iktinos und des Pheidias auf seiner lichten Höhe.

Und der Zauber, der heute noch die Seelen derjenigen ergreift, welche zum ersten Male hinausblicken zu den Trümmern des Parthenon zu Athen, durchschauerte in jenem Augenblick die Seele des Perikles.

---

## 14. Die Panathenäen.

Wenn einen großen Mann das Vaterland ehrt, die Welt feiert, wenn auf allen seinen Pfaden ihm Verehrung, Liebe, Huldigung entgegentritt, so gibt es oft doch eine Stelle, wo seine Größe zusammenschrumpft, wo er sich klein empfindet, wo ihm kalte oder gar mißgünstige Augen begegnen.

Und diese Stelle ist sein eigener Herd, sein Haus, der Schoß seiner Familie, der Ausgangspunkt seines Wirkens.

Auch Perikles fühlte sich fremd und frostig angeweht, als er, das Ohr noch umtönt von dem Jubelgeschrei, mit welchem das athenische Volk ihn empfing, nach der Abwesenheit eines Jahres wieder über die Schwelle seines Hauses trat. Wie den siegreich heimkehrenden Agamemnon, empfing auch ihn ein heimlich grollendes Weib an der Schwelle.

Die Kunde, daß Aspasia in des Perikles Gesellschaft zu Milet verweilt, daß sie auf der Heimfahrt an seiner Seite gewesen, war zu Elpinikens Ohren gedrungen, und aus dem Munde der Freundin hatte sie Telesippe geschöpft.

Das Weib des Perikles dachte nicht daran, sich an dem heimkehrenden Gatten zu rächen, wie Klytämnestra an dem heimkehrenden Agamemnon, noch durch den Zauber eines Nessosgewandes ihn zu verderben, wie Dejaneira den treulosen Herakles. Sie dachte kleinlich, kleinlich war ihr Groll, kleinlich ihr Haß und kleinlich auch ihre Rache.

Daß Perikles vor Samos gesiegt, daß er das Schiff des feindlichen Feldherrn in den Grund gebohrt, was half es ihm der Erinnys gegenüber, die an seinem Herde saß?

Während die Agora von seinem Ruhme widerhallte, mußte er im Innern seines Hauses das kleinlich keifende Wort, den kleinlich mißgünstigen Blick Telesippens ertragen.

Und Elpinike? Sie sprach den Perikles, als sie zum ersten Male nach seiner Heimkehr ihm begegnete, mit den Worten an:

„Schäme dich, Perikles! Mein Bruder Kimon hat über die Perser, über Barbaren gesiegt, du aber hast Hellenenblut vergossen und lässest dich feiern als Unterdrücker der eigenen Stammesgenossen!“

Ohne heftige Erwiderung, schweigsam, wie es seiner im Verkehre mit den Menschen zur Sanftheit neigenden Art entsprach, aber nicht ohne männliche Erwägungen und Entschlüsse bei sich selbst, ließ Perikles den Widerstreit, der mit der Erscheinung Aspasias in sein Leben getreten war, der Entscheidung sich entgegendrängen. Er hatte im Beginn sich vorgestellt, daß es leicht sein würde, die Rechte der Geliebten getrennt zu halten von den Rechten der Gattin. Und hatte nicht auch Telesippe dies geglaubt? Hatte sie nicht verachtend auf die milesische Hetäre herabgesehen, welche zwar das Herz ihres Gatten verwirren konnte, die Herrschaft am Herde des Hauses aber der rechtmäßigen Gattin überlassen mußte? Hatte sie nicht die Fremde hinweggewiesen über die Schwelle des Hauses, und hatte diese nicht weichen müssen?

Aber die Dinge waren fortgeschritten. Perikles selbst war nicht mehr derselbe. Das Gedankenbild eines Ehebundes neuer Art war nicht vergebens wie ein glimmender Funke in seine Seele geworfen worden.

Die Tage, an welchen das größte aller athenischen Feste gefeiert werden sollte, waren wiedergekehrt.

Die Bevölkerung der ländlichen Gaue strömte in die Stadt, denn das Fest war, was sein Name besagte und was es sein sollte nach dem Gedanken seines Stifters Theseus, ein beständig sich erneuerndes Verbrüderungsfest des gesamten Volkes von Attika. Aber auch aus der Ferne, von den

verbündeten Städten und Inseln, von den Kolonien, ja von ganz Hellas kamen immer die Gäste.

Noch niemals aber hatte Athen eine so große Menge einheimischen und ausländischen Volkes in seinen Mauern versammelt gesehen. Denn diesmal gesellte sich zu der Anziehung, welche die Feier der Panathenäen immer ausgeübt hatte, die Neugier, den Wunderbau des Parthenon zum ersten Male eröffnet, das von Gold und Elfenbein strahlende Standbild der Pallas Athene des Pheidias zum ersten Male enthüllt zu sehen.

Mehrere Tage lang gingen dem großen Festaufzuge die üblichen Wettkämpfe voran. In der Niederung am Ilissos kämpften die jungen Helden der athenischen Ringplätze um den Preis. Die erlesensten Knaben kämpften, dann die mutigsten Jünglinge, dann die bewährtesten Männer in allen Arten des hellenischen Ringkampfes. Im Wettstreite der Knaben siegte auch diesmal des Perikles Mündel und aller Athener Liebling Alkibiades, zur Freude des Perikles, aber zum Ärger Telesippes, welche den Knaben haßte, weil er ihre beiden unbegabten, wenig Gutes versprechenden Söhne, den Paralos und den Xanthippos, so gänzlich verdunkelte.

Wie glühte der jugendliche Sieger, alle die übrigen Wettkämpfe mitanzusehen, an welchen er zu seinem Leidwesen sich nur erst als Zeuge, nicht als Mitbewerber um den Preis beteiligen durfte! Mit welchem Neide sah er im Geleite des Perikles selbst außerhalb der Stadt auf der Ebene, welche westlich von Piräus gelegen war, den aufwirbelnden Staub feucht werden vom dampfenden Odem der hineilenden Rosse, sah er auf den rossebespannten Gefährten die Wettkämpfer der hippischen Künste stehen, auf jedem Wagen neben dem Lenker den mit Helm und Schild bewehrten Genossen, der, während das Gespann auf der Rennbahn hinstürmte, herabsprang und sicheren Fußes eine Strecke mit dem Gefährte wettlief, um dann mit ebenso sicherem Sprunge auf dasselbe zurückzukehren.

Und wie fühlte der Knabe erst von dem berühmten

Waffentanze der Jünglinge sich hingerissen! Wie glänzte sein Auge bei diesem mimisch kriegerischen Waffenspiel, als die Jünglinge nach dem Takte der Musik in allen Fechterstellungen sich gegeneinander bewegten, alle Arten des Angriffs, der Verteidigung, des Ausweichens erschöpfend, in einer Art von Tanzschritt und im Einklange mit dem Rhythmus rauschender Töne, wobei taktmäßig mit den Schwertern gegen die gehobenen Schilde geschlagen wurde, so daß das helle Erzgetöse, vereint mit den Klängen der Musik, zuweilen auch mit dem Gesange kriegerischer Lieder, eine Art kampflustiger Begeisterung und Taumel auch in dem Zuschauer erweckte. Als nun gar der Knabe Alkibiades anfing, von diesem Taumel hingerissen, die Bewegungen der Schwerttänzer nachzuahmen, und von Begierde zu brennen schien, sich in ihren Reigen zu mischen, da mußte Perikles an die Erzählung des Artemidoros denken und an die Szene, wie der Milesier seinen Sohn Chrysanthes auf dem Tmolos plötzlich von der Raserei der Korybanten ergriffen erblickte. In der Tat hätte das Getöse des Waffentanzes an das des Korybantenreigens auf dem Tmolos erinnern können, wenn dort nicht alles wild und grausenhaft, hier nicht alles in feierlicher und edler Gemessenheit dem Auge sich dargestellt hätte.

Aber auch die Nacht hatte ihr Fest: den großen Fackelwettlauf, mit welchem die Athener ihre Lichtgötter, den Hephaistos, den Prometheus, die Pallas Athene zu ehren pflegten. Nur die schönsten und gewandtesten Jünglinge Athens wurden zu dem Wettlaufe zugelassen. Es galt, die Lichter brennend ans Ziel zu bringen: wessen Fackel während des Laufs erlosch, der mußte austreten aus dem Reigen des Wettlaufs. Wer langsam lief, um die Flamme zu schonen, der sah von lebhaften spöttischen Zurufen des Volkes sich gespornt.

Die athenischen Stämme wählten aus ihrer Mitte die schönsten Greise, die stattlichsten Männer, um den großen Festzug zu verherrlichen, und sie kämpften mit ihrer Auswahl

um den Preis. Auserlesen waren auch die am Festzuge teilnehmenden Jünglinge und Jungfrauen; nur bedurfte es bei blühender Jugend nicht so strenger Auswahl, wie bei dem reifen und dem Greisenalter, um dem Auge nur Wohlgefälliges, Schönes und Edles zu bieten.

Den Wettkämpfen schlossen auch musische sich an.

Perikles war es gewesen, der, jede Art von Tüchtigkeit mit gleicher Wärme umfassend und fördernd, auch Saiten- und Flötenspiel und Tanzchöre in den Kreis der Wettkämpfe der Panathenäen zog. Denn unter den Ämtern und Würden, welche er bekleidete, war auch die eines Ordners der öffentlichen Spiele und Feste zu Athen.

Als nun der Tag des eigentlichen Hochfestes anbrach, an welchem der sogenannte Peplos nach altem Brauch der Stadtschirmerin Athene im Erechtheion überbracht und die Sieger in den panathenäischen Wettkämpfen im neuen Parthenon gekrönt werden sollten, ordnete sich der Festzug im Stadtbezirke des Kerameikos.

Der ganze weite Bezirk wimmelte von Einzelzügen, welche alle nach dem Orte der Vereinigung sich hinbewegten. Dieser Ort der Vereinigung aber bot dem Auge noch den Anblick einer lebensvollen, bunten und glänzenden Verwirrung. Hier stand das zum Opfer bestimmte schöngehörnte Rind in seiner Wucht, dort entlud die starke, spannkräftige, ehernstramme Natur der mutigen Rosse sich gleichsam elektrisch in funkensprühendem Hufschlag. Neben den ungeduldig sich bäumenden Rossen standen Jünglinge, welche sie mit kräftigen Händen an den blinkenden Zäumen hielten, oder beschäftigt waren, sie aufzuzäumen, oder auch, sie in kunstvollen Wendungen prüfend zu tummeln. Und so erfreute schon jetzt sich das Auge an lebendigen Gruppen, an Bildern der Kraft und Wohlgestalt.

Aber der bunte Knäuel entwirrte sich. Der Festzug begann sich zu ordnen. Und nachdem dies geschehen, setzte er sich unter den Klängen von Trompeten, Flöten und Saiten-Instrumenten in Bewegung. Den Anfang machte die Heka-

tombe der Opfertiere, hundert auserlesene glänzende Rinder, bestimmt, auf der Akropolis der Göttin geschlachtet zu werden, dann aber dem Volke zum Festschmause zu dienen: prächtige Tiere, fleischig und stark der Nacken, tief herabhängend die Wammen, die Hörner in der Art der beiden Schenkel einer Lyra schön gekrümmt, mit Blumenkränzen behängt und an den Spitzen zum Teile vergoldet. Geführt waren sie von kräftigen Jünglingen, welche mit fester Hand die ungeduldig sich Sträubenden bändigten. Widder folgten den Rindern, nicht minder schön und stark, schön gehörnt und schön bevliest. Hinter diesen Tieren samt ihren Treibern, Opferdienern und Opferpriestern kamen die Träger anderer Spenden mannigfacher Art: sie trugen auf flachen Schüsseln Opferkuchen, Flüssiges teils in Schläuchen, teils in großen, edelgeformten Gefäßen.

Nun folgte ein glänzender Zug athenischer Frauen und Jungfrauen, in reichen Festgewanden, goldene und silberne Opfergeräte tragend, prächtige Schaugefäße, das Jahr über an einem dazu bestimmten Orte aufbewahrt und nur bei solcher festlichen Gelegenheit zur Schau getragen. Zierliche Körbe, gefüllt mit Blumen, Früchten, Räucherwerk, trug ein Teil der lieblichen, in Goldschmuck prangenden Jungfrauen über den Häuptern. Aus den blühendsten Töchtern Athens gewählt, zart und stattlich, reizend und würdevoll zugleich, entzückten diese Korbträgerinnen jedes Auge durch die sittige Anmut ihrer Mienen, ihrer Haltung, ihrer Bewegungen. Es waren Mädchenknospen, keusch in sich verschlossen, aber funkelnd vom Tau der Jugendfrische. Das Jahr über verborgen, gleich jenen goldenen Schaugeräten, und dem Auge der Welt entrückt im Schoße der Frauengemächer, waren auch sie jetzt gleichsam hervorgezogen, um zu glänzen im Lichte des festlichen Tages. Das Hochfest enthüllte, was sonst den Blicken sich verbarg; es enthüllte, entfesselte alles, was schön und glänzend war. Heute warf der Liebesgott seine Pfeile, heute begegneten sich die Blicke holder Jungfrauen und liebewerbender Jünglinge. Jungfräulicher Be-

fangenheit hielt der angeborene, seine Strahlen frei und heiter um sich her ausgießende Reiz das Gleichgewicht.

Nach den prunkenden Opfergeräten wurden die noch herrlicheren Weihegeschenke einhergetragen, deren Zahl niemals größer gewesen als diesmal: Prachtgefäße, funkelnde Gold- und Silberschilde, Dreifüße von anmutigster Gestalt mit reicher Verzierung, auch Bildwerke aus den Händen trefflicher Meister. Das alles, offen getragen, schimmerte augenblendend in den Strahlen der Sonne.

An den Zug der Jungfrauen schlossen sich die lieblich zarten, noch kindlichen Mädchengestalten der Arrephoren in dem Festschmuck, welchen sie bei ihren heiligen Verrichtungen auf der Akropolis getragen, unter ihnen die holde, kindlich-fromme, mutige Hipparete.

Nun folgten die Träger und Geleitsleute jener Geschenke und Opfer, welche der Göttin von den athenischen Kolonien, oder von den mit Athen verbündeten Städten und Inseln dargebracht wurden.

Jetzt aber kam von allen Weihegeschenken erst das bedeutungsvollste, des ganzen Festzuges glänzender Mittelpunkt, das große, reiche Prachtgewebe des Peplos. Nicht von Menschenhänden wurde es getragen: segelartig war es über eine Art von Prachtschiff ausgespannt, das im Festzuge auf Rädern sich weiter bewegte. Dies schiffartige Gefährt, ein Werk von außerordentlicher Größe und Schönheit, mußte es im Reigen der Schaustellung athenischer Volksherrlichkeit nicht an die Seegewalt der Athener erinnern und an den Meergott zugleich, dessen Kult in uralter Verbindung war mit dem des Erechtheus und der Pallas auf der Burg? Und daß der Peplos statt des Prachtfahrzeuges zur Hauptsache geworden im Panathenäenzuge, erinnerte es nicht an den Sieg der lichten Göttin Pallas Athene im Wettstreit mit dem finsteren Dreizackschwinger? Der lichten Göttin Anteil an dem Götterkampfe wider die Giganten war dargestellt in den schimmernden Goldstickereien, kunstvoll aufgetragen auf den purpurnen oder krokosfarbenen Grund

des Gewebes. Über dem Mast des Prachtschiffes ausgespannt, sah man dies goldgewobene Bild jenes Kampfes der Lichtgötter wider die rohen Urgewalten, erhöht in den Lüften, dem Volke weithin sichtbar leuchten im Glanze der Sonne.

Hinter dem Prachtfahrzeug mit dem Peplos schritten die Sieger in den panathenäischen Wettkämpfen stolz einher: die Saitenspieler und Flötenbläser mit ihren Tonwerkzeugen, der Sieger im Fackellaufe, in der Hand seine brennende Fackel, mit welcher nach altem Brauch das Feuer für das große Festopfer der Göttin auf der Akropolis angezündet wurde, die Sieger in dem Wettrennen der Rosse und Wagen mit ihren prächtigen Viergespannen, auf jedem der Lenker und sein Genoß mit Helm und Schild; ferner, mit Ölzweigen in den Händen, jener Zug von schönen und würdevollen Greisen, welche im Wettkampfe betagter Wohlgestalt den Sieg davongetragen hatten. Wie auf edle Vorbilder blickte die athenische Jugend auf diese Männer im Silberhaar, welche sich würdevolle Schönheit und Frische des Leibes und der Seele bis ins späte Alter bewahrten. Ihnen folgte beritten der Ephebenzug, Athens männliche Jugend, schlanke Gestalten, dunkelgelockt, feueräugig, auf den edlen Rossen als wohlgeübte Reiter sich wiegend. Von den Strategen und Taxiarchen geführt, zog hinter den Epheben die waffenfähige Mannschaft Athens: die Schwerbewaffneten und die Reiterei der Edelgeborenen in glänzender Rüstung auf den schönsten und feurigsten Rossen — denn zu Roß erschien der reiche und vornehme Athener im friedlichen Festaufzug wie im Felde — dann in endlosem Zuge die Bürgerschaft, an ihrer Spitze die Würdenträger: die Archonten, die Männer des Rates, die Oberpriester; das Volk nach den Gauen geordnet, Männer und Frauen in Festgewändern, Myrtenzweige in der Hand, hinter den Bürgern aber die Beisassen, die Frauen derselben mit Eichenzweigen, als Schutzbefohlene des Zeus Xeinios, des Gottes der Gastfreundschaft. Andere Frauen und Töchter der Beisassen gingen hinter den athenischen Bürgerinnen einher, deren Schutz sie genossen, und trugen

Sonnenschirme in den Händen, um sie, wenn der Zug in der brennenden Sonne anhielt, über den Häuptern jener zu halten, oder lehnelose Sessel von kleiner zierlicher Gestalt, auf welche die Schutzherrinnen, wo der Zug stillstand, sich niederlassen konnten.

Dieser Festzug nun bewegte sich vom äußern Kerameikos aus durch die schönsten Straßen der Stadt, bis auf die Agora, welche bestreut war mit Eichenlaub und sonst auch festlich ausgeschmückt: die Verrichtung der Sklaven an diesem Tage. Hier machte also der Zug zum ersten Male Halt, und das Reitergeschwader der vornehmen Athener in seinen glänzenden Rüstungen führte auf weitgedehntem Platze Bewegungen und Übungen aus, welche schier den prächtigsten Teil der ganzen Festschau bildeten.

Während der Zug auf der Agora verweilte, hatte von ihm ein Teil des Geleites der Opfertiere mit einem Teil der Tiere selbst sich abgezweigt, um vorausgehend die beiden üblichen Voropfer, das eine auf dem Hügel des Areopag, das andere beim Altar der Athene Hygieia darzubringen.

Nach Vollendung dieser Voropfer setzte der Festzug mit der Hekatombe und dem Peplosschiff sich wieder in Bewegung. Er nahm seinen Weg auch weiterhin durch die vornehmsten Straßen und kam an den berühmtesten Heiligtümern vorüber, an welchen man ein wenig verweilte, den Gott durch Opfer ehrend oder durch den Gesang eines Päans.

Als man an der Stelle angelangt war, wo der Weg auf den Hügel der Akropolis hinaufführte, wurde von Rossen und Wagen zurückgelassen, was auf dem breiten aber steilen Wege dem Zuge nicht folgen konnte, oder was auf des Burgberges Hochfläche nicht genug Raum gefunden hätte. Aber es fehlte nicht an kühnen Reitern, noch selbst an Wagenlenkern, welche mit ihren mutigen Rossen dennoch im Geleite des Zuges blieben, auf des breiten Weges Mittelfläche sich haltend: denn durch gerilltes Pflaster wurde hier die Gefahr des Ausgleitens für Pferdehufe sowohl als Räder gemindert.

Angelangt auf der Akropolis, machte der Zug Halt zwischen dem Erechtheion und dem neuvollendeten Festhause der Pallas Athene. Der Peplos wurde in das Erechtheion gebracht, und das große Opfer der Hekatombe begann unter Absingung eines Päan vor einem im Freien stehenden Altare an der östlichen Seite des Parthenon.

Aber kein Blick der Menge fiel in die dämmernde Halle des Erechtheions, wo das uralt-heilige Holzbild der Athene, auf einem blumenumhangenen Throne stehend, seinen altgewohnten Tribut, den Peplos, in Empfang nahm; unbeachtet blieb auch des Opfers heilige Verrichtung: jedes Auge wandte sich der leuchtenden Marmorpracht jenes Tempels zu, dessen Pforten sich heute zum erstenmal den Blicken des Athenervolkes erschließen sollten.

Des neuen Festhauses erster Eindruck war der einer glänzenden Lichterscheinung. Leuchtender Marmor war alles an ihm, von den Quadern des Unterbaues bis hinauf zum letzten der zierlich gemeißelten Ziegel seiner Bedachung. Und was nicht Marmor war, glänzend in der Reinheit seiner jungfräulichen Weiße, das war Goldschmuck oder heller Farbenzauber.

Von der Seite des Sonnenunterganges gegen jene des Aufgangs, in länglichem, säulenumgebenem Viereck sich erstreckend, stand hoch und stolz und frei der Wunderbau, vom Sonnenlicht umflossen, auf seiner Höhe. Edel, klar, maßvoll in seinen Verhältnissen, schien er dennoch von seinem gewaltigen Unterbau mit wunderbarem Schwunge fast riesig emporzustreben. Schon dieser Unterbau mit den emporführenden Marmorstufen ragte hinaus über das Haupt des Beschauers. Der Tempel selbst aber mit seinem Marmorsäulenwald, mit dem Bildschmuck seiner ringsum laufenden Friese, mit den lebensvollen, kolossalen Marmorgruppen, welche die breiten Giebelfelder wie mit einem Schwarme wunderbarer Gestalten bevölkerten, mit dem leuchtenden Gold- und Farbenschmuck, der hier und da den Glanz des weißen pentelischen Marmors überfunkelte, schien

von der lichtumflossenen Hochfläche gleichsam der jungfräulichen Göttin entgegengehoben in ihr heimisches Lichtreich, in den ihr heiligen Äther.

Nichts aber fesselte in diesen ersten Augenblicken der Betrachtung das Auge des Atheners so sehr, als die großen, in den gewaltigen Marmorgruppen sich darstellenden Szenen, welche die breiten Felder der beiden Giebel füllten. Dieser Anblick war überwältigend. Denn die herrlichen Gestalten, wie sie da ruhend, stehend, schreitend, nicht etwa nur in halberhabener Arbeit, sondern in Standbildern, losgelöst von ihrem Hintergrunde, in fein angedeutetem Bezuge zu einander sich darstellten, sie schienen aus ihrer Umrahmung hervortreten und heruntersteigen zu wollen zum Volke der gottgeliebten Athener. Maßvoll erschienen sie in Haltung und Bewegung, aber voll gesunden, herrlich erblühenden Lebens in sinnvoller Gestaltung.

Den Augenblick nach der Göttin Geburt aus dem Haupte des Zeus schaute der Athener dargestellt auf dem Giebelfelde der Seite des Sonnenaufgangs: in der Mitte den Gott, die Göttin und den Titan Prometheus, welcher des Gottes Haupt gespalten, um der Lichtgöttin zur Geburt zu verhelfen: von da nach beiden Seiten hin mit der frohen Botschaft hinwegeilend Nike und Iris, ihnen entgegen Göttinnen und Heroen, die Botschaft freudig vernehmend; in des Giebelfeldes Ecke zur Linken Helios mit seinen Flammenrossen emporstrebend, zur Rechten die Nachtgöttin mit ihrem Gespanne hinabtauchend in die Fluten des Okeanos. Den Streit Poseidons aber mit Pallas Athene um den Besitz und die Schutzherrschaft des attischen Landes enthielt die Giebelseite des Westens: in der Mitte die beiden streitenden Gottheiten: der ungestüme Poseidon, der soeben mit dem Dreizack den heiligen Quell aus dem Felsen geschlagen, ihm gegenüber Pallas Athene und der auf ihr Gebot emporgesproßte heilige Ölbaum; neben ihr das hoch sich bäumende Gespann für den Siegeszug; Gottheiten und Heroen des attischen Landes der Göttin sich anschließend, dem Poseidon

das Gefolge seiner Meergottheiten. Von diesen Gestalten, alle über Menschengröße in Marmor gebildet, schweifte das Auge zu den kleineren Bildwerken des Frieses über den Säulen, wo in den langen Reihen der Metopenfelder Kämpfe hellenischer Streiter mit wilden Kentauren gebildet waren; von da durch die Säulen, welche rings um den Tempel liefen, hinein zu dem Gebilde jenes inneren Frieses, welcher die äußere Marmorwand des Tempelgemachs umkreiste. Und mit dem Blicke auf diesen begann das Auge des Atheners noch heller zu glänzen: denn hier erblickte der lebendige Festzug sein eigenes Spiegelbild, in Marmor gemeißelt: Szenen aus dem Zuge der Panathenäen und aus den Vorbereitungen zu diesen: Züge von schönen, sittigen Jungfrauen, von Jünglingen auf sich bäumenden Rossen, stolz dahinbrausende Gespanne und Kampfszenen hippischer Agonen, die Überreichung des Peplos, und inmitten all des menschlich Schönen olympische Götter, aus ihrer Unsichtbarkeit und Unnahbarkeit herausgetreten als Zeugen des herrlichsten Festes. So einfach, so prunklos-edel erschien hier bei aller Schönheit jede Gestaltung, daß sie aus dem Marmor zu dem Athenervolke für alle Folgezeit zu sprechen schien: „Haltet ein das schöne Maß, und lasset euer Leben immerdar in solch edler Einfalt, in solcher Schöne und Reinheit blühen, wie es euch hier begegnet in den Marmorgebilden aus der Werkstätte des sinnigen Pheidias!"

Angesichts des harrenden Volkes schritten jetzt, als das Opfer der Hekatombe dargebracht war, in feierlichem Zuge die ersten Würdenträger Athens über die Stufen des Tempels zur Pforte hinauf. Sie ordneten dort sich zu beiden Seiten der Pforte. In ihrer Mitte stand Perikles und der Archon Basileus.

Jetzt öffneten sich die breiten, schmuckreichen Erztüren des Tempels. Das Innere desselben erschien mit seinen schimmernden Säulen, und das neue hehre Bild des Pallas Athene des Pheidias leuchtete hochragend zum ersten Male aus der heiligen Dämmerung hervor dem Volke der Athener.

Da begannen die Teilnehmer des Festzuges einen Preisgesang auf die Göttin anzustimmen. Als dieser verklungen war, trat Perikles hervor und sprach von den Stufen des Tempels herab zum versammelten Volke.

In Urzeiten, sagte er, habe Pallas Athene die Fülle leiblicher Segnungen ausgegossen über die Wiege des Athenervolkes, und als die Spenderin des nährenden Ölbaums, als die Geberin der ersten Güter, als die Begründerin und Förderin der Wohlfahrt des attischen Landes verehre man sie in jenem ehrwürdigen, aber formlosen Holzbilde des Erechtheions. Dann aber sei die Zeit gekommen, in welcher Athen sich mit dem Schwerte umgürtete, an der Spitze von Hellas die Barbaren bekämpfte und in Siegen gekräftigt zur Blüte seiner Macht sich emporschwang. Als Wahrzeichen dieser Zeit rage auf der Burg das über Land und Meer hin sichtbare Riesenbild der Vorkämpferin. Jetzt aber sei angebrochen die Zeit, in welcher der Göttin innerstes und tiefstes Wesen und mit ihm der schönste Teil ihrer Segnungen für das attische Land und Volk sich entfalte. Offenbaren wolle sie sich nun wirklich als die Göttin des lichtspendenden Äthers, in dessen Glanz die Nacht zerrinnt, als die Nachdenkliche, Sinnige, um deren Stirn der freie Gedanke in schöner Klarheit schwebt, als die Förderin aller schönen Fertigkeiten und Künste und jedes aus dem Geiste stammenden Segens. Als solche habe Pheidias jetzt sie hingestellt, eine Pallas Athene des Friedens. Und über diese neue Gestalt der Göttin habe man das neue, ihrer würdige Tempelhaus gewölbt, kein priesterliches Opferhaus, sondern ein panathenäisches Festhaus der Göttin, in welchem sie ihres Wesens echtes Licht und echte Macht, losgelöst von priestertümlichen Schranken, offenbar zu machen vermöge. Sinnvoll umhege dieses Tempelhaus die Göttin, ergänzend die Offenbarung ihres Wesens selbst und zugleich des Volkes, das sie schirmt. Denn in eins verschmolzen sei nun bald das Wesen der Göttin und ihres Volkes. Und so wolle man auch fernerhin den Peplos darbringen dem altehr-

würdigen Holzbilde der Stadtschirmerin, uraltheilige Sitte der Väter ehrend, aber Ziel und Mittelpunkt des Festes der Panathenäen sei fortan der Parthenon. Hier sollen von jetzt an die Sieger in den Agonen ihre Preise aus der Hand der zu der Göttin Füßen sitzenden Richter empfangen, und zu den Bildwerken des glänzenden Festhauses werde das Volk sich wenden, um jene Ausstrahlung des innersten Wesens der Göttin in sich aufzunehmen, das Gemüt zu erfüllen mit dem Großen und Bedeutungsvollen, das hier von Wänden und Giebeln und Friesen herab mit marmornen Zungen rede. In diesen Gebilden lese der Athener die Geschichte seines eigenen Selbst, lese das in Stein gehauene Heldenlied der Siege des Lichtes und des Geistes über alles Dunkle und Rohe. Seiner Kraft inne werdend, entbrenne des Hellenen Geist von edler Begier, würdig zu bleiben des Denkmals, das er hier für alle Zeit sich selber gesetzt hat.

Nach diesen Worten des Perikles erneuerte das Volk begeistert den tausendstimmigen Päan auf die jungfräuliche Göttin, und unter diesem Gesange sowie unter dem Schall der Flöten und Saitenspiele, welche den Festzug begleiteten, schritt auf den Wink des Archon Basileus, und geführt von ihm, über die Stufen zuerst der Zug der Jungfrauen empor und wandelte durch die geöffneten Pforten des Parthenons. Von jungfräulichem Fuße sollte der jungfräulichen Göttin neues Heiligtum zuerst betreten werden. Den Jungfrauen folgten die Jünglinge, und während jene im Innern des Tempels zur Rechten, diese zur Linken des Bildes der Göttin sich reihten, unter dem fortgesetzten Gesange des Päans, betraten diejenigen, welche die Weihegeschenke im Festaufzuge trugen, das Festhaus und stellten die Geschenke zu den Füßen der Göttin nieder. Andere Weihegaben, insonderheit gold- und silberglänzende Schilde, wurden aufgehangen über den Architraven der Säulen des Tempels. Nun wurden die Sieger in den panathenäischen Wettkämpfen über die Schwelle geführt, mit ihnen die Preisrichter und die Träger der ersten Würden in Athen.

Heller erklang Flöten- und Saitenschall, begeisterter rauschte der Päan durch die marmorprangende Halle hin, als nun das strahlende Bild der Göttin den in den Tempelraum Geführten und dem nachströmenden Volke der Athener unmittelbar vor Augen stand. Alle Blicke waren auf dasselbe gerichtet.

Augenblendend wie der Tempel, leuchtete auch die kolossale Göttergestalt: von Elfenbein waren ihre unbekleideten Teile gebildet, von Gold alles übrige; tiefsinnig vor sich hin blickte das ernst-schöne Haupt, bedeckt vom wuchtigen Goldhelm, unter welchem das reiche Gelock hervorquoll. Nachdenklich waren die Züge des Antlitzes, aber das Sinnende schien sich in eine milde Klarheit aufzulösen. Zur Linken der Göttin ruhte der Schild, friedlich gesenkt, nicht mehr kriegerisch erhoben. Lässig ruhte auch die Lanze in ihrer Hand. Nicht als Kämpferin erschien sie mehr, wohl aber als Siegerin: auf ihrer ausgestreckten Rechten trug sie eine geflügelte Siegesgöttin, wie man eine Taube oder einen Falken trägt. Die geflügelte Siegesgöttin hielt ihr einen goldfunkelnden Kranz entgegen. Unter des Schildes Hut geborgen ringelte sich die heilige Burgschlange, Sinnbild der erdgebornen götterbehüteten Urkraft des attischen Landes und Volkes. Auf der Göttin Brust verbreitete sich der Ägispanzer mit dem strahlenden Gorgonenhaupte. Unter der Wölbung des hochragenden Zierats ihres Helmes war eine Sphinx sitzend gebildet, ihr zur Rechten und Linken Greife, als des Tiefsinns Bilder, des Scharfblicks und der Wachsamkeit. Auch sonst noch strebte vielfach bedeutungsvoller Zierat der Göttin Wesen völlig auszudeuten: auf des Schildes äußerer Seite Kampf gegen die wilden Amazonen, auf der Innenseite die trotzigen Giganten, auf dem Rande der Sandalen die wilden Kentauren; und so überall Kampf mit wilden dunklen Gewalten.

Würdig wölbte um die glanzvolle Erscheinung der Göttin sich ihr prächtiges Haus. In doppelter Reihe liefen die schimmernden Säulen, mit Blumenkränzen festlich umwunden,

durch die Tempelhalle, in drei Schiffe sich teilend. Bei den Seitenschiffen aber bildete eine zweite Säulenstellung über der ersten ein Obergeschoß, einen offenen Rundgang. In weitem Viereck durchbrochen war die Mitte der auf jener oberen Säulenstellung aufruhenden flachen Bedachung, so daß das Licht in den sonst fensterlosen Tempelraum und auf das Götterbild von oben herabfiel. Wundersam angemessen war diese von oben hereinströmende Helle des Äthers der Würde und göttlich durchschauerten Stille des Tempels: entlastet ward durch den Ausblick zu dieser lichtumströmten Öffnung und dem blauen Himmel darüber das Gemüt von dem überwältigenden Eindrucke des glanz- und machtvollen Bildwerks. Die Falken und die Adler, das Flammengespann des Helios und die Wetterwolken des Zeus zogen darüber hin, und im wechselnden Spiele der Lichter und Schatten, bald von goldig-warmem Glanze, bald von weißem kühlem Silberlicht umflossen, bald in halbe Dämmerung getaucht, schien das Antlitz der Göttin wie mit veränderten Zügen, wie mit wechselnden Mienen ernster oder milder herabzublicken von seiner Höhe. In der edlen Herrlichkeit des Tempelraumes war nichts, was das Auge von der Göttin abgelenkt hätte; alles leitete zu ihr hin, selbst die Reihe der schöngeformten, glänzenden Weihegeschenke zwischen den Säulen. Nichts war da vorhanden von jener zerstreuten und zerstreuenden Pracht, mit welcher andere Zeiten, andere Völker die Häuser ihrer Götter zu schmücken trachteten. Einsam stand in der glanzumflossenen, geheimnisvoll-stillen Marmorhalle das riesige, erhaben-schöne Götterbild.

Nachdem so das neue Festhaus der Athene von dem Volke der Athener mit begeisterungsvollen Gesängen, begleitet von Flöten- und Saitenschall, der Göttin dargeboten und geweiht und die reichen Weihegeschenke zu ihren Füßen niedergelegt waren, begann die Verteilung der Preise an die Sieger in den panathenäischen Kampfspielen. Aufgerufen wurden von den Preisrichtern die Sieger, und da zuerst den siegreichen Knaben, dann den Jünglingen, zuletzt den Männern

die Preise zugeteilt und übergeben wurden, so fügte es sich, daß der vierzehnjährige Sohn des Kleinias, Alkibiades, als Sieger unter den Knaben der erste war, der in dem neueröffneten panathenäischen Festhause aufgerufen wurde und den Preis empfing aus den Händen der Richter. Der stolz und fröhlich blickende Knabe empfing eine prächtig geformte Amphora, in leuchtenden Farben geschmückt mit einer Darstellung des jungen schlangenerwürgenden Herakles. Gefüllt aber war das herrliche Gefäß mit Öl von den heiligen Ölbäumen der Pallas Athene im Garten der Akademie. Ähnliche Ehrengaben empfingen die Sieger in den übrigen Agonen; denjenigen aber, welche aus den musischen Wettkämpfen als Sieger hervorgegangen, wurden goldene Kränze zuerkannt.

Als so die Verteilung der Preise vollzogen war, ging unter den Augen des Volkes noch die Übertragung des athenischen Schatzes in das Hinterhaus des Parthenon vor sich. Dies Hinterhaus, welches, von den Säulen des Parthenon mitumschlossen, an das Tempelgemach in der Richtung gegen Westen sich anschloß, war ein ringsum wohlverwahrter, fensterloser Raum, der nur durch eine Lampe erleuchtet werden konnte und in dessen geheimnisvollem Dämmerlichte der gemünzte und ungemünzte Schatz Athens, daneben noch Kleinode mancher Art, kostbares Schau- und Prunkgerät, auch Urkunden des Staates von besonderer Wichtigkeit fortan hinterlegt blieben unter der Aufsicht der Schatzmeister des athenischen Volkes.

Unter den Scharen der über die Höhe der Akropolis Hinschwärmenden, welche die neu enthüllten Herrlichkeiten des Parthenon bestaunten, befanden sich auch viele, welche aus der Fremde gekommen.

Darunter ein Mann aus Sparta.

Als dieser sich anschickte, die neue Tempelhalle zu betreten, wurde er von einem athenischen Jüngling, der ihn schon einige Zeit mit Blicken und Schritten verfolgt hatte, bei der Schulter gefaßt und mit den Worten angesprochen:

„Hinweg von dieser Schwelle! Doriern ist es versagt, hier einzutreten!“

In der Tat verbot ein alter Wahrspruch Männern dorischen Stammes den Eintritt in die Heiligtümer der Burg zu Athen. Und wenigstens den ausgesprochenen Gegnern Athens gegenüber erinnerte man zuweilen sich dieses Wahrspruchs. Als nun eine große Menge Volkes sich um den Sparter versammelt hatte und der Jüngling Äußerungen der Mißgunst wiederholte, welche er aus dem Munde desselben zuvor vernommen, so ergriff alles Partei gegen den Fremden und er wurde gezwungen, die Burg zu verlassen.

So loderte, wenn auch nur blitzartig, für einen flüchtigen Moment, selbst bei dem friedlichen Feste die Gegnerschaft, welche die beiden großen Hellenenstämme uralt entzweite, bedeutungsvoll empor . . .

Aber es gab auch einen Athener auf der Akropolis, welcher in das Festgedränge, das den neuen Parthenon umwogte, mit Blicken des Grolles und der Mißgunst sah. Dieser Athener war der Erechtheuspriester Diopeithes.

Zwar war nach altem, unumstößlichem Brauche der Peplos ins Erechtheion getragen, dem Holzbilde der Athene Polias dargebracht worden. Aber flüchtig und kühl war dies geschehen und dem neuerbauten Tempel, dem priesterlosen Festhause der Pallas Athene, hatte das gesamte Athenervolk sich zugewendet. Nicht dem aus Himmelshöhen herabgesendeten Palladion der Stadt Athen, nicht der Göttin *seines* Heiligtums, sondern dem eitlen Prunkbilde des Pheidias hatten die Athener gehuldigt. Zu den Füßen dieser neuen Athene, nicht in seinem Tempel waren die kostbaren Weihegeschenke niedergelegt worden. Die Götter des Erechtheions zürnten und ihre Priester mit ihnen . . .

Wie an jenem Tage, da Perikles und die verkleidete Aspasia im Geleite des Sophokles auf der Höhe der Akropolis wandelten und den Grund legen sahen von dem, was jetzt vollendet ragte, stand auch nun Diopeithes im Gespräche mit einem seiner Vertrauten an der Pforte des Erechtheions.

Und siehe, wie damals, als er mit Lampon in grollenden Worten von der Verderbnis der Zeiten sprach, sah er auch jetzt plötzlich den ihm verhaßten Mann mit eben jener Aspasia über die Höhe des Berges hinwandeln, im Geleite des Pheidias, des Iktinos, des Kallikrates, des Sophokles, des Sokrates und anderer jener erlesenen athenischen Männer, welche mit Pheidias den homerischen Spruch: „Nie läßt mich zittern Pallas Athene!“ auf ihre Fahne geschrieben.

Als nämlich die Stunde des großen Festschmauses herangekommen war, bei welchem das Fleisch von hundert Rindern der Hekatombe und die Fleischreste der Voropfer dem Volke zum gemeinsamen Mahle dargeboten wurden, beträuft von reichlicher Spende des Dionysos, wandelte jene erlesene Schar auf der stiller gewordenen Akropolis umher, ungestört das Neuvollendete zu betrachten.

Das Antlitz des Pheidias war heute nicht ernst in sich versenkt wie sonst, ein heiterer Glanz umschwebte seine Stirn.

Hoch erfreut sprach Perikles davon, wie er, nachdem er den Beginn und das allmähliche Wachsen aller dieser Werke verfolgt, nun doch nach einjähriger Abwesenheit von Athen die volle Überraschung durch ein Fertiges habe, dessen vollendete Herrlichkeit er nicht vorausgeahnt. Und wieder rühmte er, wie so Vieles und Herrliches in einer kurzen Reihe von Jahren vollendet worden, hervorgegangen gleichsam aus einem einzigen Haupte.

Pheidias aber sagte, nicht durch das eine Haupt, sondern durch die tausend kunstfertigen Hände, welche jenem Haupte dienten, sei das Wunder geschehen. Aber nicht sowohl einem einzigen Haupte hätten sie gedient, als einem Geiste, der in schönstem Einklange alle beseelte.

Während so die Männer in freudig gehobener Stimmung den Reiz des Neugeschaffenen wie mit trunkenen Augen in sich sogen und ihrem Empfinden Worte liehen, sah man Aspasia zwar aufmerksam, leuchtenden Auges, ja mit ge-

röteten Wangen, aber schweigend die Werke des Pheidias, des Iktinos und ihrer Helfer betrachten.

Ihr Schweigen befremdete selbst den Pheidias, den schweigsamsten unter den Männern, und er sprach zuletzt mit jener Art von ernstem Lächeln, die ihm eigen war, sich zu Aspasia wendend:

„Wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, so ist es seit langer Zeit die schöne Milesierin, welche zu Athen von vielen als die höchste Richterin betrachtet wird in allen die Künste betreffenden Dingen. Auch hat sie, soviel ich mich erinnere, niemals sich zurückhaltend gezeigt mit ihren Urteilssprüchen. Wie kommt es, daß sie, ein Weib, uns Männer heute durch Schweigsamkeit beschämt?"

Alle blickten gespannt auf Aspasia und machten sich stillschweigend zu Teilnehmern der Frage des Pheidias.

„Mit Recht", sagte Aspasia, „erinnerst du daran, daß ich ein Weib bin, o Pheidias! Als ein solches bin ich nicht immer so rasch gefaßt wie ihr Männer und in meinen Gedanken ist weniger strenge Folge und Ordnung als in den eurigen. Beweglich ist des Weibes Gemüt und ihr möget zusehen, ob ihr nicht zuviel gewagt, daß ihr mir, als einem Weibe, der einzigen meines Geschlechtes, wie es scheint, das Recht, frei zu denken, frei zu reden, eingeräumt. Hier steht der neue Wunderbau, groß wie ein Berg und schön wie eine Blume, und welche Fülle des Vollendeten ist mit ihm zugleich vor unseren Blicken ausgebreitet und enthüllt! Das alles ist so anmutig in seiner Würde, so mannigfaltig in seiner edlen Einfachheit, so bewegt in seiner Ruhe, so gereift in seiner Jugendfrische, so tiefsinnig in seiner Natürlichkeit, so heiter in seinem Ernst, so menschlich in seiner Göttlichkeit, daß jedes männliche Gemüt nur in einen Zustand höchster Befriedigung und völliger Wunschlosigkeit dadurch versetzt werden kann. Der Weiber Art aber ist es, wie der Kinder, daß, wenn sie mit einer Hand Erwünschtes in Empfang nehmen, sie die andere schon nach anderem ausstrecken, und ein drittes vielleicht mit den Augen verfolgen. Wär'

ich ein Mann, so würde ich in diesem Augenblicke mich begnügen, den Pheidias begeistert als den ersten, als den größten aller Hellenen zu preisen. Als Weib aber habe ich einen Wunsch übrig, ja sogar eine Anklage wider ihn auszusprechen. Fürchtest du nicht den Zorn der goldenen Aphrodite, o Pheidias? Du scheinst mir immer nur das Hohe, das Reine, das Göttliche zu suchen, um es in der Menschengestalt zu verkörpern; und wäre das Göttliche nicht zufällig immer auch schön, so würdest du, glaube ich, dich um das Schöne nicht kümmern. Denn niemals suchst du es, und was die Sinne reizt, das Herz entflammt, in deiner Seele hat es keinen Widerhall. Den Reiz der Weiblichkeit um seiner selbst willen darzustellen, wie Dichter es begeistert tun, wenn sie von der Aphrodite singen, verschmähst du. In einen heiligen Ernst ist stets dein Sinn getaucht und deine Seele schwebt, Adlern gleich, nur über den Gipfeln. O Eros, hast du keinen Pfeil für diesen? Warum, o kyprische Göttin, schlägst du diesen nicht in deine goldenen Fesseln, damit er deinem Reiz seinen Meißel weihe und damit durch ihn endlich auch *dein* innerstes Wesen so offenbar werde, wie durch ihn seiner Göttin Pallas Athene tiefstes Wesen offenbar geworden ist in diesen Gebilden?"

„In der Tat," sagte Pheidias, „ich habe bisher gegen des Eros Pfeile und der Aphrodite Fesseln Schutz gefunden unter dem Schilde der Pallas Athene und ihr verdanke ich's wohl, daß meine Kunst nicht weibisch geworden. Klage übrigens die Lemnier an, o Aspasia, wenn ich auch jetzt, nachdem ich eben das Bild der jungfräulichen Göttin für den Parthenon vollendet, meine Kunst nicht der goldenen Aphrodite zuwende. Denn nicht eine Aphrodite ist's, was die Lemnier von mir verlangen, sondern ein Erzbild eben wieder jener Pallas Athene für sie zu fertigen, dringen sie seit langer Zeit in mich."

„Was du da sagst", versetzte Aspasia nach einer kleinen nachdenklichen Pause, „erfüllt mich mit größeren Hoffnungen als du denkst! Ich vernahm heute, wie Perikles zum Volke

sprach, darauf hindeutend, daß man vom unscheinbaren, formlosen Holzbilde wieder fortgeschritten zur gewaltigen Vorkämpferin, von dieser zur Jungfrau des Parthenon. Wer möchte nun nicht glauben, daß auch die Pallas der Lemnier hinausschreiten werde über die Jungfrau des Parthenon? Wer möchte zweifeln, o Pheidias, daß, je mehr du schaffst, um so wärmer, um so leuchtender unter deinem Zauberstab die Feuerwelle des Lebens und der Schönheit aus dem Marmor oder dem Erze hervorbrechen werde? Nachdem du das vorkämpfende *Mannweib* gebildet und die tiefsinnige *Jungfrau*, was bleibt dir übrig als das *Weib*?"

„Ob ich vorwärts schreite," sagte Pheidias, „ob ich seitab schweife, wenn ich auf die Einflüsterungen eines schönen Weibes höre, ich weiß es nicht. Aber was du verlangst, scheint auf meinem Wege zu liegen."

„Du, dessen Auge kein Hellenenweib seinen Reiz versagen würde," fuhr Aspasia fort, „stelle das *Weib* dar und seinen Reiz und verkünde als Höchstes und Letztes dem Griechenvolke: *Nur im Gewande der Schönheit wird die Weisheit alle Herzen erobern!*"

So unterredete sich Aspasia mit Pheidias. Perikles aber begann jetzt mit Iktinos und Pheidias den Plan der großartigen Vorhallen zu erörtern, welche die Krönung des Burgberges auf seiner abendlichen Seite vollenden sollten und welche nach den Gedanken dieser Männer nicht minder erhaben und prächtig werden sollten, als der Parthenon selber. Immer von neuem aber kehrte man betrachtend und freudig genießend zurück zu dem Fertigen, zu den Bildwerken, zu den herrlichen Weihegeschenken. Hervorgehoben wurden in den Giebelfeldern und Friesen die Werke des einen oder des andern der Schüler des Pheidias: hier wurde Alkamenes gepriesen, dort Agorakritos, und so jeder von den unzähligen Bildnern, welche mit feurigem Eifer hier ihre Kräfte vereinigt hatten.

Jetzt aber geleitete Pheidias den Perikles und alle, welche

um ihn waren, zu dem Werke des grübelnden Sohnes des Sophroniskos, zu der Gruppe der Charitinnen, welche der Wahrheitsucher als Weihegeschenk für die Akropolis zu fertigen unternommen.

In Marmor gebildet, erblickten sie die drei Jungfrauen sich umschlingend, ähnlich einander und doch wieder von verschiedenem Wesen. Reizend war die eine, edel und streng die andere, sinnend die dritte gebildet.

Als die Betrachter über diese Verschiedenheit sich verwunderten, sagte der Bildner des Werkes mit einem Ausdrucke leiser Betrübnis in seinem Angesicht:

„Ich glaubte, daß ihr diese Verschiedenheit nicht anstaunen, sondern völlig natürlich finden würdet. Warum sollte man eine Dreizahl der Charitinnen annehmen, wenn sie alle drei nur ganz dasselbe sind und bedeuten? Ich machte mich daran, dem tiefen Sinn dieser Dreizahl nachzuspüren, und ich zweifelte nicht, daß drei verschiedene Eigenschaften sich in dem Wesen der Charis vereinigen müßten. Aber es gelang mir nicht, zu erfahren, welches die drei verschiedenen Bestandteile der Charis wären, bis Alkamenes uns zur schönen Theodota führte. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als die Korintherin nacheinander die Aphrodite, die Hera und die Pallas tanzte. Was ist das Wesen der Aphrodite anders als das leiblich Schöne? Was das Wesen der Hera anders als das seelisch Schöne, oder das Gute, das Sittliche? Und was das Wesen der Pallas anders als das geistig Schöne, oder das Wahre? Und so erfuhr ich denn, daß Leib und Seele und Geist zusammenwirken müssen zum vollendeten Wesen der Charis ...

Das war es, was ich damals von Theodota erfahren und was ich verschwieg, als ihr danach fragtet, denn es drängte mich, nicht in Worten, sondern im Bilde, wie Pheidias, das geistig Erfaßte lebendig auszudrücken. Aber es ist mir nicht gelungen. Denn wäre es mir gelungen, so hätte es dieser meiner Worte nicht bedurft. Ich habe mich mit dem Marmor bemüht und mußte nun doch zu den

Worten greifen. Du aber, o Aspasia, bedarfst der Worte nicht, um mir dein Urteil auszudrücken, denn ich lese es in deinen Mienen!"

„Und was liesest du?" fragte Aspasia.

„Du sagst mir: kehre zurück, du Grübler, von den Bildern und lebendigen Formen zu den Gedanken und Begriffen und Worten! — Ich will es tun! Ich will von diesem Tage an den Meißel aus der Hand legen, oder vielmehr ihn selbst, statt eines Werkes von meiner Hand, der weisen Göttin darbringen als Weihegeschenk. Und dies Gebilde meiner schlechten Kunst will ich zerschlagen, zufrieden, wenn der Gedanke lebt, der es geschaffen und wenn er, statt in totem Marmor, verkörpert wird im Geist und Sinn und Leben der Athener!"

„Bringe du immerhin, o Sokrates," sagte Perikles, „deinen Meißel der Göttin dar als Weihegeschenk, um künftig das allein zu betreiben, was deine wahre Sendung ist und was kein anderer so vermag wie du. Aber dies Weihegeschenk soll unzertrümmert bleiben; denn wenn auch weniger mit Künstlerhänden, als mit dem Geiste des Weisen gebildet, stellt diese Gruppe des Hellenengeistes schönste Bestimmung vor Augen: Leib, Gemüt und Geist vereinigt und verklärt zur schönsten Blüte der Charis! Eindringlicher kann unser aller bisheriges Bestreben nicht ausgesprochen, würdiger nicht angespornt werden zu neuem Schwunge des Schaffens und der Tatkraft! Hier vor diesem Bildwerk ist der Ort, uns die Hand zu reichen zur Erneuerung des Bundes, der uns alle vereinigt hat. Hier auch ist, wie mich dünkt, der Ort, hier vor dem Bilde der Charitinnen, unserer edlen Aspasia zu danken für das, was sie im Vereine mit uns gefördert, nicht sowohl mit Worten spornend, als durch ihres Wesens Ausstrahlung unmittelbar befeuernd. — Denn ihr Wesen fällt, ihr wißt es wohl alle, in die Gemüter wie ein Lichtstrahl und entzündet immer Neues und Schönes. Gestalte nach ihrem Bilde deine neueste Pallas, o Pheidias! Denn sie sagt es dir nicht bloß, sie hat es an dir und an uns

allen mit der Tat erprobt, daß die Weisheit unüberwindlich ist im Gewande der Schönheit!" —

„Flüchtig ist sonst", fuhr Perikles fort, „die Spur des Schönen: es kommt und geht, wie der Strahl des Gestirns, wie die befruchtende Regenwolke. Aber die schöne Huld, welche Aspasias Wesen von sich ausstrahlt, wird uns wie ein wohlverwahrter Schatz erhalten bleiben. Nicht mehr eine Fremde seht ihr vor euch, nach welcher man ungestraft zielen darf mit gehässigen Pfeilen, oder die man beschimpfen darf mit entehrenden Namen. Sie ist von diesem Tage an meine angetraute Gemahlin. Friedlich gelöst ist der Ehebund, der mich mit Telesippe vereinte. An ihrer Statt waltet fortan Aspasia als Herrin an meines Hauses Herd. Ich weiß, daß der Athener mit scheelen Augen den Mitbürger betrachtet, der ein ausländisch Weib als angetraute Gattin einführt in sein Haus. Ich weiß, daß unser heimisches Gesetz den Sprossen aus solcher Ehe sogar das athenische Bürgerrecht verweigert. Dennoch habe ich Aspasia zum Weibe genommen. Aber ein Bund von neuer Art ist's, den ich mit ihr schließe, eine neue Gestalt der Ehe schwebt uns beiden vor, wie sie bisher, ich weiß nicht, ob durch die Schuld der Männer oder der Frauen, niemals noch verwirklicht worden. Vielen Wandel hat unser Gemeinwesen in neuer Zeit erfahren: wenn aber das allgemeine Leben sich erneuert, warum sollte nicht auch das bürgerliche, das häusliche trachten dürfen nach einer Wiedergeburt? Mir und diesem Weibe wird der heutige Tag, der das athenische Leben auf einem glänzenden Gipfel zeigt, zugleich zu einem Wendepunkt und Hochfeste unseres persönlichen Schicksals. Athen und ganz Hellas strebt unter neuen Sternen neuen Zielen entgegen: wir beide tun das Gleiche im enggeschlossenen Kreise des inneren Lebens. Hier wie dort ist der treibende Geist und Sinn und der Gedanke derselbe. Und hier wie dort, meine ich, wird das Gleiche sich in gleicher Weise bewähren!"

Bevor von den Freunden einer der Bewegung, welche diese Worte des Perikles in allen hervorrief, Ausdruck geben

konnte, ergriff Aspasia die Hand des neuen Gemahls und sprach:

„Es verhält sich, wie du sagst, o Perikles, daß ich mir keine Gewalt des Wortes, noch der bewußten Weisheit anmaße. Wenn ich im Bunde mit euch etwas gefördert, so war die Wirkung, die von mir ausging, die der Weiblichkeit allein, welcher es zum ersten Male vergönnt war, sich ohne die Fesseln des Geschlechtes frei und rückhaltlos wirkend zu äußern. Bin ich eine Sendbotin, so bin ich die der Weiblichkeit. Vielleicht muß aus der Weiblichkeit die Welt, die bisher in die Bande der rauhen Männlichkeit geschlagen war, wiedergeboren werden, um jeden Rest von Barbarei der Urzeit abzustreifen. Und als ein Weib ionischen Stammes bin ich, wollend oder nicht, des ionischen Wesens Vorkämpferin gegen den ernsten, strengen Geist des Dorer-Stammes, der die schönste Blüte des hellenischen Lebens ersticken würde, wenn er zum Siege gelangte. Wehe den schönen Göttern von Hellas, wenn er jemals in der Welt die Oberhand erhält! — Bin ich in der Tat berufen und vermögend, für eine Sache zu wirken und zu kämpfen und habe ich mich, wie ihr von mir sagt, als Fürsprecherin des Schönen und des Weiblichen erwiesen bei den Meistern der Bildkunst, so möchte ich fortan, auch nach *anderen* Seiten des Lebens mich erprobend, *offenen Krieg erklären jedem Vorurteil*, jedem sinnlos gewordenen Herkommen, jeder beschränkten oder verdüsterten Anschauung, jeder menschenunwürdigen Denkart. Ich werde mich, nach Bundesgenossen strebend, an die Genossinnen meines Geschlechtes wenden. Sie werden mich anhören, denn ich bin die Gattin des Perikles!“ —

So sprach Aspasia. Die Freunde vernahmen ihre Worte gedankenvoll und mit herzlichem Anteil.

Auch der Erechtheuspriester Diopeithes vernahm sie, im Halbdunkel hinter den Säulen verborgen. Seine Lippen zuckten höhnisch. Ein feuriger Blick des Hasses traf die Milesierin.

In begeisterten Worten begannen nun die Freunde ihren freudigen Anteil auszusprechen und das Vorhaben des edlen Paares zu preisen.

Nur Sokrates schwieg noch, wie er es oft aus Bescheidenheit tat, wenn er in einem Kreise ausgezeichneter Männer sich befand.

Da fragte Perikles den Nachdenklichen freundlich lächelnd:

„Was denkt unser Weisheitsfreund von dem Bunde, der hier angesichts seiner Charitinnen geschlossen wurde?“

„Mir ist nur dies eine klar,“ erwiderte der Sohn des Sophroniskos, „daß unser Athen die gepriesenste sein wird unter den Städten der menschenbewohnten Erde. Alles andere ist mir unbekannt und in Dunkel gehüllt. Aber wir wollen das Beste in allem hoffen von der Gunst des waltenden Vaters Zeus und seiner herrlichen Tochter Pallas Athene.“

---

## 15. Eulen auf der Akropolis.

Wenn es sich vielleicht so verhält, wie die Sage bei dem erhabenen Dichter der Eumeniden berichtet, daß die Herunterholung des Feuers vom Himmel und die Überlieferung desselben an die Menschen durch Prometheus auf der athenischen Akropolis stattfand, so ist nicht zu verwundern, daß bei der Nennung des Namens der Akropolis zu Athen vielen nur eine Höhe vorschwebt, ganz in eitel Licht getaucht, gekrönt von den marmorglänzenden Zinnen des Parthenon.

Aber es gab auch Eulen auf der Akropolis . . .

Es gab Eulen zu Athen — es gab ihrer so viele, daß der Ausdruck „Eulen nach Athen tragen“ zur Bezeichnung werden konnte eines überflüssigen Tuns.

Und diese Vögel waren sogar der Pallas Athene geheiligt. Sie gehörten ihr an, als die Vögel der gedanken-

zeugenden, sinnigen Nacht. Denn die Nacht selber ist dunkel, aber sie ist schwanger mit dem Lichte, und besser als der laute Tag läßt sie die Gedanken keimen und reifen im wachen Haupte der Menschen. Nicht selten aber trachtet die Nacht etwas für sich, und mehr als das Licht, das aus ihr geboren wird, zu sein, und stellt sich dann dem Lichte feindlich entgegen.

So kommt es, daß auch die Vögel der Nacht, die Eulen zu Feinden des Lichts geworden.

Es gab ihrer, wie gesagt, viele auf der Akropolis und sie nisteten am liebsten in dem Raume zwischen dem Gesimse und dem flachaufliegenden Dache des altehrwürdigen Erechtheion, gemeinsam mit Eidechsen, Mäusen und Schlangen.

Sind sie doch die Lieblingsvögel des Erechtheuspriesters Diopeithes, der soeben dort, unmittelbar vor den Stufen des Parthenon, in lebhaftem Gespräche mit einem Manne und zugleich in einer etwas wunderlichen Verrichtung begriffen ist.

Er schreitet nämlich vor den Augen des andern Mannes mit einer gewissen Erregtheit die Stufen des Parthenon hinauf und wieder hinab. Vor dem Tempeleingang sind, um das Emporsteigen zu erleichtern, in die breiten hohen Stufen kleinere gehauen. Diese kleineren Stufen schreitet Diopeithes empor und zählt dieselben im Schreiten und spricht die Zahl mit vernehmlicher Stimme vor sich hin.

Und nachdem er so schreitend und laut zählend dem andern Manne die Zahl der Stufen gewiesen, spricht er zu diesem:

„Du weißt, welches Gesetz in betreff der Stufenanzahl eines Tempelaufganges durch der Hellenen frommen und wohlbedachten Sinn seit Jahrhunderten festgestellt wurde. Ungerade ist nach alter Regel dieser Stufen Zahl, damit des guten Vorzeichens wegen die erste und die letzte Stufe vom rechten Fuße betreten werden könne."

„So verhält sich's in der Tat!" versetzte der Mann, zu welchem Diopeithes sprach.

„Nun wohl!“ fuhr Diopeithes fort, „du siehst, daß die Männer, welche diesen Parthenon hier gebaut haben, der guten Vorzeichen nimmer zu bedürfen glauben. Die Zahl dieser kleineren Stufen ist eine gerade. Mögen sie nun wirklich in bewußtem Trotz, oder von den Göttern mit Vergeßlichkeit geschlagen, gegen die heilige Regel gesündigt haben: was sie da aufgerichtet, verrät beim ersten Anblick schon sich als ein unfrommes, den Göttern mißfälliges Werk. Und ich sage: es ist in seinem ganzen Entwurfe eine Beleidigung, eine Erniedrigung, eine Verhöhnung der Götter. Ei, sieh doch nur: seit das Panathenäenfest vorüber ist, seit die Sieger in den Wettkämpfen ihre Preise erhielten, seit das Volk sich satt gegafft am verschwendeten Golde und Elfenbein der Statue des Pheidias, ist der Festtempel, wie sie ihn nennen, wieder geschlossen, das Bild der Göttin ist verhängt, damit es bis zum nächsten Feste nicht der Staub verzehre, und statt priesterlicher Personen sieht man Tag für Tag nur die Schatzmeister aus und ein gehen, welche, im Hinterhause ihr Wesen treibend, die einlaufenden und auszufolgenden Summen überzählen. Und so hallt, o Schmach und Frevel! ins Ohr der Göttin statt frommer Worte Klang nur schnödes Geklimper von Gold- und Silberstücken!“

Auf diese Äußerung des Diopeithes hin begann der Mann, mit welchem der Priester sich unterredete und welcher durch sein Aussehen sich als einen Fremden verriet, angelegentlich nach dem Umfang, dem Werte und Betrage der gemünzten und ungemünzten Schätze zu fragen, welche in diesem Schatzhause, unter der Obhut der Pallas Athene, aufgehäuft lagen, und Diopeithes verweigerte die Auskunft nicht, welche er zu geben vermochte.

„Ein schöner Sparpfennig, oder sagen wir lieber eine schöne Beute ist,“ bemerkte der Fremde, „was ihr Athener da gesammelt habt. Aber mich dünkt, ihr werdet diesen Vorrat bald erschöpft haben, auch im Frieden.“

„Noch lange nicht!“ erwiderte Diopeithes.

„Ich sehe aber,“ fuhr der Fremde fort, „daß, nachdem

dieser kostspielige Tempelbau soeben vollendet worden, mit gleicher Hast und gleichem Eifer schon ein neues Werk hier oben begonnen wird, eine Prachtpforte der Akropolis, Vorhallen im größten Stile, nicht weniger großartig als der Parthenon selber . . ."

„Und nicht weniger sinnlos, nicht weniger überflüssig als dieser!" fiel Diopeithes ein. „Das eben ist ja", fuhr er fort, „der Frevel jener Übermütigen, welche Athens Geschicke gegenwärtig lenken. Sie lassen das Heiligtum des Erechtheus verfallen, welches selbst der Perser nur halb zu zerstören wagte und errichten dafür Prunkhallen, vollgestopft mit eitlen Machwerken der aus ganz Hellas zusammengelaufenen Rotte des Pheidias."

„Ist denn Perikles allvermögend?" rief der Fremde. „Wie kommt es, daß von allen berühmten Feldherren und Staatsmännern der Athener kein einziger, soviel ich weiß, dem Lose der Verbannung entgangen, Perikles aber eine so lange Reihe von Jahren unangefochten in seiner Übergewalt sich behauptet?"

„Er ist der erste Staatsmann, sagte Diopeithes, „welchem die Athener Zeit lassen, sie zugrunde zu richten."

„Das mögen die Götter verhüten!" sagte der Fremde. „Ich bin ein harmloser Mann aus Euboia und wünsche den Athenern alles Gute!"

„Warum verstellst du dich?" sagte Diopeithes, dem Fremden ruhig ins Auge blickend. „Du bist der Mann aus Sparta, den sie beim Feste der Panathenäen von der Schwelle des Parthenon hinweggewiesen. Ich habe den Vorgang mitangesehen und erkannte dich sogleich wieder, als du jetzt, über die Höhe der Akropolis hinwandelnd, dich mit einigen Fragen an mich wandtest. Ja, du bist ein Lazedämonier, und wenn du sagst, daß du den Athenern alles Gute wünschest, so sagst du die Unwahrheit. Aber fürchte deshalb nichts von mir! Es gibt Athener, die mir weit verhaßter sind, als das gesamte Spartervolk. Und dir ist ohne Zweifel wohl bekannt, daß hier zu Athen die Gegner der Neuerungen,

die Freunde der guten alten Zucht, Sparterfreunde genannt werden. Und nicht mit Unrecht."

Fast unwillkürlich reichte der Mann aus Sparta dem Erechtheuspriester die Hand.

„Glaube nicht," fuhr dieser fort, „daß die Zahl derjenigen, welche dem Perikles in seinem neuen Athen grollen, wenn auch nur heimlich, gering ist. Komm mit! ich werde dir einen Ort zeigen, um welchen nicht weniger als um das Erechtheion unversöhnte Rachegeister schweben."

Damit führte Diopeithes den Sparter bis an den Rand des westlichen Abhanges der Akropolis hinaus und deutete mit der Hand auf einen schroffen, düsteren, wildgezackten Felshügel, welcher dem Burgberge gegenüber, nur durch eine Schlucht von ihm getrennt, aber niedriger als dieser, sich erhob.

„Siehst du diesen schroffen Hügel, dessen Felsblöcke wie von Titanenhänden übereinander gewälzt sind?" fragte Diopeithes. „Siehst du die in den Fels gehauenen Stufen, die zu einem im Viereck sich erstreckenden Raume führen? Dort sind Reihen von Sitzen in den Fels gehauen, wie die Stufen. Von dieser Stätte aber führt ein anderer Stufenweg, der auch in den Stein gehauen, hinab in eine tiefe, schaurigdunkle Schlucht, aus welcher ein schwarzes Gewässer hervorquillt. In jener Schlucht steht das Heiligtum der finsteren Rachegöttinnen, der schlangenhaarigen Erinnyen, und jener im Viereck sich erstreckende Raum auf der Höhe des Berges ist die Versammlungsstätte des uralten, ehrwürdigen, von den Göttern selber eingesetzten Gerichtes, welches wir den Areopag zu nennen pflegen. Den greisen Beisitzern dieses Gerichtes ist die Obhut jenes Heiligtums der Erinnyen anvertraut; in ihre Hände sind uralte Satzungen und Heiligtümer gegeben, auf welchen ein geheimnisvolles Dunkel ruht und an welche das Heil des Staates geknüpft ist. Sie allein wissen, was der sterbende Dulder Ödipus ins Ohr des Königs Theseus geflüstert, als er auf dem Hügel von Kolonos im Haine der Eumeniden seiner langen Irrfahrt Ziel gefunden. Zwischen blutige Opferstücke werden die

Streitenden gestellt, deren Sache diese Richter entscheiden, und einen Eid legen sie ab mit entsetzlichen Verwünschungen gegen sich selbst und die Ihrigen, sollten sie einmal anders, als nach der strengsten Gerechtigkeit entscheiden. Schweigend legen sie nach Anhörung der Sache ihre Lose in zwei Urnen, in die Urne der Erbarmung oder in die Urne des Todes. Vorsetzlichen Mord zu richten war von Anbeginn ihr Amt. Aber auch Sittenlosigkeit, Neuerung im Staat und im Dienste der Götter zu ahnden, waren sie in früherer Zeit berufen; ins Innerste der Familien zu dringen war ihnen erlaubt, um die verborgenste Schuld ans Licht zu ziehen. Sie straften den Vatermörder, sie straften den Mordbrenner, sie straften den Mann, der ein harmlos Tier ohne Not getötet, straften den Knaben, der mitleidslos einen jungen Vogel geblendet. Einspruch sogar gegen Beschlüsse des versammelten Volkes zu tun, war ihnen freigestellt. Ist es zu verwundern, wenn dieser Hort aus alter Zeit, diese auf den Fels des Areshügels gegründete Burg der frommen Zucht, den Machthabern des neuen Athen schon längst ein Dorn im Auge gewesen? Perikles war es, der zuerst dieser geheiligten Macht zu trotzen wagte, der ihre Vorrechte beschränkte, ihr Ansehen schmälerte, ihren ihm unbequemen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zurückwies. Traun! Wie auf eben diesen Areshügel die Brandpfeile der Perser gegen die Burg und gegen die alten Tempel der Akropolis flogen, so fliegen heimlich jetzt von dort die grollenden Blicke der Areopagiten, schwanger von Unsegen, nach dem neuen Tempel des Perikles herüber!"

„Aber die große Masse der Athener liebt den Perikles," sagte der Sparter, — „sie halten ihn für einen aufrichtigen Freund der Volksherrschaft."

„Ich halte den Perikles nicht für blöde genug," versetzte Diopeithes, „um ein ehrlicher Freund der Volksherrschaft zu sein. Ein geistig hervorragender Mann ist niemals ein ehrlicher Freund der Volksherrschaft. Denn wie sollte es ihm zum Vergnügen gereichen, die Macht, die

er der unvernünftigen Menge abgerungen, freiwillig wieder mit ihr zu teilen und sich in seinen besten Plänen, in seinen schönsten Unternehmungen von beschränkten Köpfen stören und hindern zu lassen? Perikles schmeichelt, wie alle diese Volksmänner, der Masse, um sich derselben zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne zu bedienen. Vielleicht bleibt ihm aus dem Goldschatze im Hinterhause des Parthenon zuletzt soviel übrig, um sich daraus eine Krone schmieden zu lassen, die er sich an einem Panathenäenfeste vor den Augen des versammelten Volkes und zu den Füßen der Göttin des Pheidias aufsetzt. Bereitet euch vor, ihr Lazedämonier, dem Hellenenkönig und seiner Königin Aspasia durch Überreichung einer Scholle spartanischen Landes und eines Kruges Wassers aus dem Eurotas huldigen zu helfen!"

Bei diesen letzten Worten sah der Priester um sich. „Laß uns hinweggehen," sagte er zu dem Sparter, „ich sehe Leute sich nähern, welche hier oben den Platz der neuen Vorhallen abstecken. Man würde mich einer Verschwörung mit Lazedämon zeihen, wenn man uns zusammen redend erblickte."

So sprach der Erechtheuspriester und verschwand alsbald mit dem Mann aus Sparta hinter den Säulen des Erechtheions, wo beide noch eine Zeitlang vertraulich miteinander sich unterredeten.

Wenige Tage nach der Feier der Panathenäen hatte Telesippe, durch friedliche Übereinkunft getrennt von Perikles, das Haus ihres bisherigen Gatten verlassen und Aspasia war in dasselbe an ihrer Statt eingeführt worden als angetraute Gemahlin.

Nicht gedemütigt verließ Telesippe das Haus ihres Gatten, sondern stolzgehobenen Hauptes, denn sie ging einem Lose entgegen, für welches sie zwar sich geboren glaubte, dessen Erfüllung aber sie nicht mehr zu hoffen gewagt hatte.

Immer war es ihrer Klagen Anfang und Ende gewesen: „Ich hätte die Gemahlin des Archon Basileus werden können!"

Als der Entschluß, sich von Telesippe zu trennen, in Perikles gereift war, konnte er nicht umhin, darüber nachzusinnen, wie er das Schmerzliche des Eindrucks mildern könne, den diese seine Entschließung auf die bisherige Gattin machen würde. Er erinnerte sich, wie oft sie vom Archon Basileus gesprochen. Der eben amtierende Archon Basileus war ein Freund des Perikles, ziemlich betagt, aber unverheiratet. Perikles ging zu ihm und fragte ihn, ob er nicht geneigt wäre, sich zu verehelichen. Der Archon Basileus war ein stiller, anspruchsloser Mann und sagte, er sei einem Ehebunde nicht abgeneigt, wenn eine passende Braut für ihn sich finde.

„Ich kenne eine Frau," sagte Perikles, „welche geschaffen ist für einen Mann wie du. Es ist meine eigene Gemahlin. Für mich selbst hat sie zu wenig von jener Heiterkeit an sich, an welcher ein vielbekümmerter Staatsmann von seinen Tagessorgen sich erholen mag, und zuviel von jener Strenge, von jenem würdevollen Wesen, welches einen ernsten Mann von priesterlicher Gewalt, wie dich, wohl anzuziehen vermöchte. Ich stehe auf dem Punkte, mich von Telesippe zu trennen, aber ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich wüßte, daß sie aus meinem Hause in das eines noch besseren Mannes geht, und daß sie dort, wo sie hingeht, finde, was sie in meinem Hause vermißte."

Der Archon Basileus nahm diese Worte so ernst auf, als sie gemeint waren. Über das Bedenken, daß ein Archon Basileus in der Regel sich nur mit einer Jungfrau vermählte, half ihm Perikles hinweg, indem er seinen ganzen Einfluß bei den Athenern aufzubieten versprach, die Verletzung eines alten Herkommens ungeahndet zu lassen. Auf dies hin gab der Archont zuletzt die Erklärung ab, er sei bereit, Telesippe aus dem Hause ihres bisherigen Gatten hinweg unmittelbar in das seinige als rechtmäßige Ehefrau zu führen.

Perikles eröffnete seiner Gattin zu gleicher Zeit seinen

Entschluß, sich von ihr zu trennen und den Entschluß des Archon Basileus, sich mit ihr zu vermählen.

Telesippe vernahm die Entscheidung kalt und stumm und zog sich zurück in ihr Frauengemach. Als sie aber dort ihre beiden Knaben erblickte, die sie nun verlassen mußte, zog sie dieselben an sich und weinte Tränen nieder auf ihr Haupt. Sie dachte daran, daß sie dem Hipponikos Kinder geboren, daß er sie verstieß und sie die aus ihrem Schoße geborenen verlassen mußte für immer; daß sie ferner dem Perikles Kinder geboren und nun auch diese verlassen und von hinnen gehen mußte, einem neuen Gatten angetraut. Sie erschien sich rechtlos, hilflos, von Haus zu Haus gestoßen...

Aber die Gattin des Archon Basileus! Das Ziel ihres Ehrgeizes! Das versäumte und nun doch erreichte Glück ihres Lebens! Freilich — nur der verstoßenen Gattin war damit Genugtuung geleistet, nicht der Mutter. Durch den törichten Stolz des Weibes hindurch fühlte sie immer wieder die angstvollen Schläge des unversöhnten Mutterherzens.

Und als nun der Augenblick gekommen, in welchem Telesippe das Haus ihres Gatten verließ und auf die Stirnen ihrer Söhne den letzten Kuß drückte, um von ihnen hinwegzugehen für immer, da wurde Perikles plötzlich von einem merkwürdigen Gefühle übermannt: es dünkte ihn, daß man denn doch kein geheiligtes Band, das einmal zwei Menschenherzen vereinigte, zerreißen könne, ohne daß etwas vom Herzblute dabei vergossen würde.

Telesippe hatte ihm Kinder geboren, Kinder, die seine Züge, seines Wesens Spur im Antlitz trugen. Wie sollte nicht für immer ehrwürdig, heilig dem Manne das Weib sein, das ihm Kinder geboren, die seine Züge trugen? Auf der Stirn der Kinder Telesippes leuchtete der Stempel der unentweihten Mutterehre. Dies Erbe ließ sie scheidend ihren Kindern und ihrem Gatten. Perikles ward sich dessen klar bewußt, als Telesippe aus seinem Hause hinwegging.

Vorhin hatte er sich mit kühlem, ernstem Händedruck

verabschiedet; jetzt ergriff er noch einmal die Hand des Weibes, das ihm Kinder geboren, und eine Träne fiel darauf. Und als Telesippe schon längst hinweggegangen war, stand Perikles noch lange mit sinnendem Haupte da, mit einer Frage sich beschäftigend, welche zu denjenigen gehört, die keine menschliche Weisheit jemals löst . . .

Wunderbar und ewig unentwirrbar kreuzen sich die Pflichten der Menschen und ihre Rechte.

Für Perikles und sein Eheleben war der Würfel gefallen.

Der Wendepunkt in seinem häuslichen Leben hatte ein Doppelantlitz, wie fast alles irdische Geschehen. Auf Telesippes ernsten Hinweggang folgte der fröhliche Einzug Aspasias. Ihr Eintritt verscheuchte gemach den Schatten auf der sinnenden Stirn des Perikles. Er verbreitete Licht und Glanz bis in den innersten Winkel des Hauses. Aspasia kam im Geleit aller lächelnden Frühlingsgeister. Ein würzig frischer Hauch verdrängte die bis dahin dumpfe Atmosphäre des Hauses.

Die alten ehrwürdigen Hausgötter waren mit Telesippe fortgezogen. Aspasia brachte neue mit sich. Sie stellte im Peristyl des Hauses den freudenreichen Dionysos auf, und die lächelnde Aphrodite, und den lockigen, leuchtenden Schutzgott des heiteren Jonierstammes, den mit Pfeil und Lyra bewährten Führer des Musenreigens, Apollon. Auch fehlten von jetzt an nicht die Charitinnen am Altar dieses Hauses, wo das gebührende Opfer ihnen solange versagt blieb.

Der Geist der Neuerung, welcher den Schritten Aspasias überall hin folgte, begleitete sie auch in das Haus des Perikles. Binnen kurzem war dieses Haus in heiterer und üppiger Weise umgestaltet. Nichts Unschönes, nichts Unedles duldete Aspasia um sich. Weichen mußte, was nicht Gnade fand vor ihren schönheitskundigen Augen. Schönheit wurde ausgerufen als oberstes Gesetz auch am häuslichen Herde. Künstlerhände mußten die Wände der Gemächer mit reizvollen Bildern schmücken. Aus Künstlerhänden mußte fortan nicht bloß das hervorgehen, was das Leben schmückt und

verschönert, sondern auch was immer dienen mag dem Bedarfe des täglichen Lebens.

Einfach war bisher das Hauswesen des Perikles; nun mißfiel diese Einfachheit auch ihm selbst. Nichts ist süßer für den Liebenden, als den Aufenthalt der Geliebten so reizvoll als möglich auszuschmücken. Kein Mann schmückt für sich selbst das Haus; für ein geliebtes Weib aber wird auch der Geizhals zum Verschwender. Mit Freuden half Perikles der geliebten Aspasia die Stätte seines neuen Glückes zu einem Tempel der Schönheit umgestalten.

Den fein entwickelten Sinn für das dem Auge Wohlgefällige, für das Passende und Zusammenstimmende, welcher den Frauen eigen ist und welchen sie an ihrem Schmuck, an ihrer Gewandung üben, besaß Aspasia in so wunderbarem Grade, daß Perikles sich wie im Banne einer Zauberin befand und die Geliebte bat, sie möge nur nicht auch ihn selbst, wie alles um sich her, verwandeln. Aber er war schon verwandelt. Ohne ein Weichling geworden zu sein, entwickelte er nun einen Sinn in sich, der bisher in dem rastlos tätigen Manne völlig geschlummert hatte. Die Geliebte, oder vielmehr die Liebe selbst lehrte ihn die sinnige und nicht zu verschmähende Poesie desjenigen erkennen und schätzen, was er bisher nicht beachtet hatte. Was waren ihm früher Perlen und Edelsteine gewesen? Jetzt konnte er eine Gemme, die in einer Goldspange am lilienweißen Arme der Geliebten funkelte, eine endlose Zeitlang betrachten und sich in das farbig sprühende Licht derselben wie in eine wunderbare Offenbarung versenken. Was waren ihm früher duftende Salben, was waren ihm alle Wohlgerüche der Welt gewesen? Jetzt war sein Sinn geweckt für jeden feinsten Dufthauch, der in der Nähe der Geliebten ihn umwitterte, und jeder Art desselben entsprach in seiner Seele eine andere Art von süßer Trunkenheit. Was waren ihm bisher die Farben gewesen? Ein flüchtiger Reiz im besten Falle, dessen er kaum sich bewußt war. Und jetzt? Welches Leben, welchen Zauber gewann für sein Auge das glutende

Rot, das flammende Gelb, das entzückende Blau, das hold anregende Grün, wenn es den Leib der Geliebten umwogte, oder wenn ihre rosigen Glieder sich davon abhoben in blühender Weiße.

Das Band der Liebe und einer schrankenlosen Hingebung mag zwei Herzen noch so lange und glücklich vereinigt haben, das Band, das Hymnen um sie schlingt, bereitet ihnen doch ein neues, bis dahin unbekanntes Glück. Die Ehe hat, wie die Liebe, ihren besonderen Honigmond. Täglich neu sich verlieren und sich täglich neu wiederfinden, mag dem Honigmond der Liebe seine Würze verleihen: aber auch das Bewußtsein, sein schönstes Glück immer nahe zu haben, ist beneidenswert.

Wer die Ehe schilt, der kennt die Liebe nicht.

Jede Tageszeit hatte jetzt für Perikles ihre besondere Lust, ihren besonderen Glanz, ihre besondere Blüte. Immer war Aspasia dem Perikles alles und doch zu jeder Zeit etwas anderes: des Morgens seine rosenfingerige Eros, des Abends seine Selene, süßen Schlummer auf seine Lider träufelnd, den Tag über seine Hebe, die ihm den Becher des Lebens kredenzte. Sie war die Hera des „Olympiers“, aber sie brauchte niemals den Zaubergürtel erst von der goldenen Aphrodite zu entlehnen. Noch mehr: in manchen Augenblicken erschien sie ihm ehrwürdig wie seine Mutter, und in andern Momenten liebte er sie mit der Empfindung, mit welcher man ein Kind liebt.

Wenn schon toter Schmuck, Edelsteine, Perlen, Wohlgerüche, leuchtende Farben durch die Liebe einen neuen Zauber gewinnen, dem Liebenden einen neuen, bis dahin ungeahnten Sinn erschließen, welches erhöhte Leben, welche neue Magie muß erst die Poesie, muß die Tonkunst für liebende Herzen gewinnen? Welche Fülle und Mannigfaltigkeit des Reizes und Genusses mußte die zauberkundige Aspasia aus diesen Quellen zu schöpfen und zu kredenzen wissen!

Sang Aspasia dem Perikles ein Lied zur Laute, oder las

sie ihm, wie als Kind dem Philammon, aus Bücherrollen vor, so wußte er nicht, was ihn schöner bezauberte: wenn sie mit erglühenden Wangen ganz aufging im Feuer ihrer Kunst oder des Poeten, den sie las, oder wenn sie in mutwilliger Laune ihren Sang oder ihre Lesung mit kindischem Geplauder, mit überflüssigen Liebesfragen, mit holdem Getändel beständig unterbrach . . .

Die Athener hatten in der Regel kein eigentliches Daheim. Sie lebten außer dem Hause. Perikles aber besaß jetzt ein Daheim.

Daß die Knaben Xanthippos und Paralos, die Söhne des Perikles, nicht Aspasiens Sprößlinge waren, kam es dem Eheglück des Perikles nicht ebenfalls zu gute? Er brauchte die Liebe Aspasias nicht mit diesen zu teilen.

Wenn an dem Glücke der beiden etwas fehlte, so war es vielleicht nur das ganze, volle *Bewußtsein desselben*. Denn zuletzt ermessen doch nicht die Glücklichsten selbst, sondern nur die Entbehrenden ganz und voll das Glück der Glücklichen. Wohlmeinend mischen die Götter gern einen Tropfen Wermut in jeden Freudenbecher: denn nur das getrübte oder gefährdete Glück kommt zum Bewußtsein.

Die Liebesehe des Perikles und der Aspasia gab den Athenern einen unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen. Man erzählte sich auf der Agora, man erzählte sich in allen Hallen, auf allen Ringplätzen, in allen Buden der Handwerker und in allen Barbierstuben von ganz Athen, daß Perikles seine Gattin küsse, so oft er aus dem Hause fortgehe und so oft er wieder zurückkehre. Ein Mann, verliebt in seine Gattin! Man sprach von den weißen sikyonischen Rossen und dem glänzenden Gefährt, welches die neue Gattin des Perikles zuweilen durch die Straßen Athens trug. Man sprach von der Umgestaltung, welche das einst so einfache Haus des Perikles erfahren. Man sprach von den neuen, prächtigen Wandgemälden, mit welchen es geschmückt wurde, insonderheit von einem, welches die Plünderung des Olymps durch die Eroten darstellte. Geschmückt mit dem

Raube zogen sie jubelnd einher: die mit dem Blitze des Kroniden, die mit dem Bogen Apollons, die mit des Ares Helm und Schild, mit der knotigen Wehr des Herakles, mit dem bacchischen Thyrsus, mit den Fackeln der Artemis, mit den geflügelten Schuhen des Hermes.

Man sagte jetzt auch, Aspasia verfertige dem Perikles die Reden, die er vor dem Volke halte. Perikles, der Olympier, der von jeher gefeierte Redner, ließ sich dies lächelnd gefallen und gab zu, daß er seine glücklichsten Eingebungen Aspasia verdanke. Aspasia besaß den Zauber einer fließenden, schlagkräftigen Rede, wie man ihn zuweilen bei Frauen findet, vereinigt mit lieblichem Silberklang der Stimme: und so machte sie auf die Männer den Eindruck, als wäre sie eine große Redekünstlerin, von welcher man lernen könne.

Man erzählte sich aber auch im Volke, daß Aspasia den Perikles verleiten wolle, nach der Königsgewalt zu streben. Man sagte, sie wolle nicht hinter ihrer Landsmännin Thargelia zurückbleiben, welcher es doch auch gelungen, eines Königs Gemahl zu werden.

Reigenführerin der Neuigkeitskrämer zu Athen blieb stets die ehrwürdige Elpinike. Man konnte sie des perikleischen Hauses lebende und wandelnde Chronik nennen. Ihr entstammte die Kunde von dem Kusse, welchen Perikles seiner Gattin beim Fortgehen und Wiederkommen gebe. Sie wußte Bescheid, welche Gesinnungen Aspasia gegen die Kinder des Perikles, gegen den jungen Alkibiades hege.

Sie wußte zu erzählen, daß Aspasia den Knaben Paralos und den Knaben Xanthippos nicht liebe, daß sie wenig um diese sich kümmere, sie der Obsorge des Pädagogen überlasse, des Knaben Alkibiades aber sich mütterlich annehme, ihn zärtlich behandle, daß unter ihren Händen der Sprößling des Kleinias zum Weichling werde und zu noch Schlimmerem.

War es zu verwundern, wenn Aspasia für den herrlich begabten Mündel des Perikles gegen die Söhne desselben

Partei nahm, welche zwar die Züge des Vaters im Antlitz trugen, in der Gemütsart aber als Ebenbilder ihrer Mutter Telesippe sich darstellten?

Außer dem Alkibiades, dem Paralos und dem Xanthippos wuchs übrigens im Hause des Perikles noch ein anderer Knabe heran, den man nicht wohl zu den Angehörigen des Perikles und doch auch nicht zu den Sklaven rechnen konnte. Es hatte eine eigene Bewandtnis mit diesem Knaben, welchen Perikles aus dem samischen Kriege mit nach Athen gebracht hatte. Man wußte nicht mehr von seiner Herkunft, als daß er der Sohn eines thrazischen, oder szythischen, oder eines andern nordischen Königs war, daß er von feindlicher Hand als Kind seinen Eltern geraubt und dann als Sklave verkauft worden war. Perikles fand ihn auf Samos; seine Teilnahme wurde erregt durch das Schicksal und das eigentümliche Wesen des Knaben, er kaufte ihn und führte ihn mit sich nach Athen. Hier ließ er ihn erziehen mit seinen eigenen Kindern. Sein Name war Manes. Weit entfernt waren seine Züge von der Feinheit und dem Adel hellenischer Formen; er konnte vielmehr ein wenig an seine Stammverwandten, die szythischen Mietsoldaten auf der Agora, gemahnen. Aber er war ausgezeichnet durch schönes, hellbraun glänzendes Haar, helle Augen und eine blühende Weiße der Haut. Er war schweigsam und sinnend und verriet ein eigenartiges Empfinden in vielen Dingen.

Alkibiades suchte den neuen Gespielen zu verführen, ihn anzustecken mit seiner liebenswürdigen Ausgelassenheit. Es gelang ihm nicht. Manes hielt sich gern allein, zeigte keine glänzenden Gaben des Geistes, versenkte sich aber mit Eifer in alle Gegenstände des Unterrichts, der ihm gemeinsam erteilt wurde mit den Knaben des Perikles. Perikles selbst gewann ihn lieb, Aspasia aber fand ihn drollig und der junge Alkibiades machte ihn zur Zielscheibe seiner Spöttereien und übermütigen Scherze.

Es tat dem häuslichen Glücke des Perikles keinen Eintrag, daß sein Haus jetzt den Freunden offener stand als

ehedem, und daß Aspasia, mit bewußter Absicht den Brauch athenischer Frauen verlassend, in Gesellschaft ihres Gatten teilnahm an den Gesprächen der Männer. Verleiht es ja doch dem Glücke derjenigen, welche sich lieben, nur eine neue Würze, wenn sie auf Stunden in einem größeren Schwarme sich gleichsam verlieren, um zuletzt doppelt beglückt sich wiederzufinden.

Von den älteren Freunden des Perikles trat Anaxagoras jetzt mehr in den Hintergrund. Er wurde verdrängt durch den glänzenden Protagoras, welchen Aspasia begünstigte und dessen frische, vorurteilslose, kühn fortschreitende Lebensanschauung ihn als einen geeigneten Bundesgenossen der Milesierin erscheinen ließ. Auffallend selten zeigte in dem Hause des Perikles sich der Dichter der „Antigone", sei es, daß er mit dem feinen Lebenstakte, der ihm eigen war, die gegen ihn, wie er wohl wußte, erregte Eifersucht des Freundes nicht schüren wollte, oder daß er in sich selbst eine wachsende unzeitige Empfindung zu unterdrücken fand, oder, daß irgendein anderes reizendes Frauenwesen seiner sich bemächtigte und den älteren Freunden ihn entzog. Nicht unmöglich erscheint es auch, daß diese sämtlichen verschiedenen Gründe bei ihm zusammenwirkten . . .

Wenn so der heitere Sophokles sich selten machte, so suchte gerade der mürrische Euripides, sein Nebenbuhler auf dem tragischen Gebiete, um so häufiger die Gesellschaft Aspasias. Mit ihm kam der in seiner Anhänglichkeit unverändert gebliebene Sokrates. Den Pheidias führten Angelegenheiten seines Berufes zuweilen in das Haus des Perikles, und Aspasia genoß den Triumph, zu sehen, daß er ihre Gesellschaft nicht vermied. Ihm gegenüber wußte sie eine Art von Liebenswürdigkeit zu entfalten, welche berechnet war auf das Eigentümliche seines Wesens. Immer aber kam sie in den Gesprächen mit ihm zurück auf seine lemnische Göttin. Sie ereiferte, sie erhitzte sich sogar. Ihrer Meinung nach stand Pheidias jetzt an einem Scheidewege und sie hoffte Einfluß zu nehmen auf die Richtung, für

welche er sich entschied. Sie wollte alles daran setzen, den Starrsinn seiner künstlerischen Anschauung zu brechen.

Sie wiederholte ihm den Vorwurf, daß er den Reiz der natürlichen Weiblichkeit als Bildner nicht voll auf sich wirken lasse.

Pheidias verschmähte in der Tat die sogenannten Modelle. Er trug in sich die vollendeten Urbilder aller schönen Form. So blieb sein Künstlerauge am liebsten nach innen gerichtet, und je älter er ward, desto mehr vertraute er seinem inneren Schauen. Er war zu stolz, die unmittelbare Wirklichkeit einfach nachbildend in Stein oder Erz zu übertragen. Das aber war es gerade, was Aspasia von ihm wollte.

Als sie eben wieder ein lebhaftes Gespräch dieser Art mit Pheidias geführt und dieser sich entfernt hatte, sagte Perikles lächelnd:

„Du zürnst dem Pheidias gar sehr, wie es scheint, daß er nicht mehr bei der reizenden Wirklichkeit in die Schule gehen will?"

„Allerdings", sagte Aspasia; „in seiner Seele sind nur die Ideale einer sozusagen unbewußten und ernsten Schönheit vorgebildet. Es wäre Zeit, daß er den vollentfalteten, bewußten Liebreiz aus der Wirklichkeit zu schöpfen nicht verschmähte."

„An welches Weib aber", fuhr Perikles fort, „würdest du ihn weisen, um diesen vollen und seiner selbst sich erfreuenden Liebreiz wie aus der lautersten Quelle zu schöpfen? Da Pheidias die homerische Helena nicht aus dem Hades heraufbeschwören kann, das schönste aller gegenwärtig lebenden hellenischen Weiber aber, nach dem einstimmigen Urteile aller Menschen, du selbst bist, so wünschte ich zu wissen, in welcher Art du dem Pheidias zu antworten gedenkst, wenn er dich fragt, an welches Weib du ihn weisest?"

„Ich würde ihn an ein Weib weisen," erwiderte Aspasia, „das nur sich selber angehört."

„Wenn er aber darauf bestände, sich an ein Weib zu wenden, das sich nicht selber angehört?“ fragte Perikles.

„Dann würde er sich wohl“, versetzte Aspasia, „an denjenigen wenden müssen, dem sie angehört: an ihren Herrn, wenn sie eine Sklavin ist, oder an ihren Gatten, wenn sie eines athenischen Mannes Gattin ist.“

„Und glaubst du,“ sagte Perikles, „daß ein athenischer Mann jemals sich entschließen könnte, das Weib, das ihm angehört, den Blicken eines andern völlig preiszugeben?“

„Warum stellst du eine Frage an mich,“ versetzte Aspasia, „die du besser zu beantworten berufen bist, als ich?“

„Nun wohlan!“ entgegnete Perikles, „ich will sie beantworten. Der athenische Mann wird das Weib, das ihm angehört, den Blicken eines andern niemals unverhüllt preisgeben. Die Schamhaftigkeit des Weibes darf kein leerer Name sein; und wenn die Jungfrau züchtig ist von Natur, so muß das Weib, das einem Manne angehört, es doppelt sein aus Liebe, weil sie durch Entäußerung der Scham nicht sich allein entehrt.“

„Deine Willensmeinung ist ehrwürdig“, sagte Aspasia, „und ohne Zweifel gerecht. Der Grund aber, den du dafür anführst, scheint mir nicht in jeder Beziehung stichhaltig zu sein. Es geschieht doch gar nicht selten, daß ihr Männer eure Frauen den Augen und den Händen der Ärzte überlasset, wenn auch nur in eurer eigenen persönlichen Gegenwart. Es scheint also, daß die Schamhaftigkeit nicht die höchste aller Rücksichten, oder nicht jede Enthüllung an sich auch schamlos ist.“

Soweit waren Perikles und Aspasia in ihrer Unterredung fortgeschritten, als sie plötzlich durch den Besuch zweier Männer unterbrochen wurden, deren gleichzeitiger Eintritt in das Haus sie sehr überraschte.

Diese beiden Männer waren Protagoras und Sokrates.

„Ei, wie kommt es doch,“ fragte Aspasia lächelnd nach der ersten Begrüßung, „daß zwei erlesene Männer, von welchen ich seit jenem Festmahl bei Hipponikos immer ge-

fürchtet, daß sie sich feindlich gegenüberstehen, heute so friedlich gesellt zu gleicher Zeit dieses Haus betreten?"

„Ich will dir erzählen, wie es kam," erwiderte Sokrates, „wenn du durchaus verlangst, es zu wissen. Wir beide, Protagoras und ich, stießen, von entgegengesetzten Richtungen kommend, vor der Tür dieses Hauses zusammen. Ich für meinen Teil stand schon eine Weile vor der Schwelle und zögerte einzutreten, weil mich unmittelbar in dem Augenblicke, als ich eintreten wollte, ein Gedanke erfaßte, den ich nicht los werden konnte. Während ich nun so dastand, den Blick zu Boden gekehrt, kam von der andern Seite Protagoras. Er sah mich aber anfangs ebensowenig, als ich ihn, denn während ich nachdenklich zu Boden blickte, ließ er sein Auge mit emporgerichtetem Haupte in den Wolken und in den Höhen des Äthers schweifen. So prallten unsere Leiber aneinander; ich erkannte den Protagoras und er mich, und da jeder von uns beiden merkte, daß der andere die Absicht habe, hier einzutreten, so wollte jeder von uns beiden wieder umkehren und den andern allein eintreten lassen. Und da jeder dem andern erklärte, er wolle ihm das Feld räumen, keiner aber dies Opfer des andern annehmen wollte, so kamen wir zuletzt auf den Einfall, auf gut Glück mitsammen einzutreten."

Perikles und Aspasia lächelten und äußerten, sie erblickten eine gute Vorbedeutung in diesem Zusammentreffen, um so mehr, da sie eben in einer Art von philosophischer Erörterung begriffen gewesen seien. Sie hätten sich, sagten sie, mit einer Frage befaßt, zu deren Lösung zwei Männer, die zwar verschieden dächten, aber doch unbestritten weise wären, wohl das Ihrige beitragen könnten.

Als nun Protagoras und Sokrates fragten, um welche Sache es sich gehandelt habe, so trug Perikles kein Bedenken, den beiden Männern die Angelegenheit auseinanderzusetzen.

„Wir begannen die Frage zu erörtern," sagte er, „ob ein Mann die unverhüllte Schönheit des Weibes, das er liebt, dem Auge eines Bildners zur Nachformung preiszu-

geben sich bereit finden könne. Ich leugnete dies. Aspasia aber verwies mich darauf, daß wir Männer unsere Frauen ja doch auch den Augen und Händen der Ärzte preisgeben, wenn auch nur in unserer eigenen persönlichen Gegenwart, daß wir also bisweilen geneigt sind, andere Rücksichten für höher als die Rücksicht auf Schamhaftigkeit zu erachten. Daß euch nun der Zufall eben herbeiführt, ist ein Götterwink, euch, als weise Männer, zur Entscheidung der Sache heranzuziehen."

„Ohne Zweifel", sagte Protagoras, „gibt es Rücksichten, welche höher stehen, als die der Schamhaftigkeit, und Beweggründe, welche die scheinbare Verletzung derselben entschuldigen können. Einen dieser Beweggründe hat Aspasia selbst schon angeführt. Ich füge hinzu: was sollte aus der Bildkunst werden, wenn das Schönste sich dem Auge des Bildners spröde versagte? Die Schönheit hat Pflichten nicht bloß gegen sich selbst. Was die Natur ihr verschwenderisch geschenkt, das muß sie der Kunst zugute kommen lassen. Das Schöne gehört in einem gewissen Sinne immer der Allgemeinheit an, und diese läßt sich ihr Recht darauf nicht rauben. Überdies ist die Schönheit ihrer Natur nach etwas Flüchtiges, etwas, das an sich nur für die Mitwelt da ist und das nicht anders auf die Nachwelt gebracht und verewigt werden kann, als dadurch, daß die Dichter es in Gesängen verherrlichen, wie Homeros das Weib des Menelaos, oder daß ein Bildner den lebendigen Reiz der Leiblichkeit in Marmor oder Erz den kommenden Geschlechtern, soweit es möglich ist, überliefert."

„Nach deiner Meinung", sagte Perikles, „soll also ein schönes Weib als ein Gemeingut gelten, das keiner ganz für sich allein besitzen darf?"

„Nur ihre Schönheit — nicht sie selbst!" versetzte Protagoras. „Wie es bei allem, was in der Welt geschehen mag, auf die Art und Weise des Geschehens ankommt, auf die Umstände, unter welchen es geschieht, so könnte meines Bedünkens auch die Schaustellung weiblicher

Reize zur Förderung eines großen künstlerischen Zweckes in einer Art und Weise und unter Umständen vor sich gehen, welche das Bedenkliche der Sache völlig aufheben."

„Und welche wären diese Umstände?" fragte Perikles.

„Es ist dies eine Sache," versetzte Protagoras, „welche zu erörtern einigermaßen schwer fällt. Wie Aspasia demzufolge, was du von deinem vorigen Gespräche mit ihr uns mitgeteilt, schon angedeutet hat, pflegen wir zwar ein Weib, das des hilfreichen Arztes vertrauliche Nähe ohne Zeugen sucht, für schamlos und verbuhlt zu halten, finden aber jene Art von Preisgebung unbedenklich, wenn sie vor sich geht unter den Augen des Gatten. Dadurch dürfte nun ein für allemal festgestellt sein, daß es eine Art und Weise gibt, in welcher der Mann das Weib einem fremden Auge ohne Entehrung preisgeben zu können glaubt."

„Allerdings", erwiderte Perikles, „könnte ich mir die Schaustellung eines Weibes, wenn es durch Umstände, oder durch einen großen Zweck geboten wird, nur in dieser Art denken. Hoffentlich fügst du auch noch die Bedingung hinzu, daß das Weib dem Bildner nur gebe, was an ihr des Bildners ist und daß die Schamhaftigkeit sich zwar zurückziehe bis auf einen Punkt, diesen Punkt aber sozusagen bis auf den letzten Blutstropfen verteidige. Indessen, erinnerst du dich nicht der Geschichte jenes morgenländischen Königs, der, von den Reizen seines Weibes bezaubert, sich beifallen ließ, sie einem Günstling unverhüllt zu zeigen? Wenn ich mich recht erinnere, so verlor dieser König Thron und Weib und Leben durch den Günstling, der, entflammt durch jenen Reiz, nicht ruhte, bis er besaß, was ihn entflammte."

„Mit andern Augen," versetzte Protagoras, „mit anderm Sinne, mit andern Gedanken betrachtet ein Bildner die unverhüllte Wohlgestalt, als der weichliche Günstling eines morgenländischen Königs. Jener nimmt, wenn er herrlich erblühte Glieder betrachtet, so vieles wahr, was eben nur sein formkundiges, formsinniges Auge beschäftigt,

eine solche Fülle der Belehrung strömt davon auf ihn ein, daß wenig Raum in seinem Gemüte bleibt für lüsterne Regungen. Und was etwa davon noch Raum finden mag, das hat er zu beherrschen gelernt. Abgestumpft hat auch die Gewöhnung für ihn den gröberen Reiz der Entschleierung. Und was nun gar den alten ehrwürdigen Pheidias betrifft — ist das ein Mann? Nein, das ist eine gottgeküßte, aber geschlechtlose Bildnerseele, die einen Leib, eine Hand nur hat, um den Meißel führen zu können — das ist einer, für den alles in der Welt nur Form ist, niemals Stoff . . ."

„Des Protagoras Meinung kennen wir nun," sagte Perikles. „Lasset uns hören, was Sokrates in betreff dieser Sache vorzubringen hat. Was denkst du, Sokrates? Ist es einem Weibe erlaubt, zur Förderung eines großen künstlerischen Zweckes ihre Schamhaftigkeit beiseite zu setzen?"

„Es scheint mir dies", erwiderte Sokrates, „davon abzuhängen, ob in der Welt das Schöne dem Range nach über dem Guten steht. Und dies ist eben ja wohl, soviel ich mich erinnere, die Frage, mit deren Lösung wir uns schon solange beschäftigen und deren Erörterung auch bei jenem Festmahl des Hipponikos wieder abgebrochen wurde . . ."

„Bei allen olympischen Göttern," unterbrach ihn Aspasia lachend, „du wirst mich sehr verbinden, bester Sokrates, wenn du auch heute darauf verzichtest, diese Frage weitläufiger zu erörtern und wenn du mir vorläufig verzeihst, daß ich nicht einsehe, warum die Sittlichkeit vor der Schönheit einen Vorzug haben sollte. Wenn es ein Gesetz ist, daß alles in der Welt gut und sittlich sein soll, so ist es auch ein Gesetz, daß alles in der Welt nach Schönheit trachte und in ihr die Blüte seines Wesens, das Ziel seiner Entwicklung finde. Schließlich kann doch das eine wie das andere dieser beiden Gesetze nur ein inneres, selbstgegebenes für den Menschen sein. Dabei, glaub' ich, können wir es für heute bewenden lassen."

„Gewiß!" rief Protagoras; „wie ein jeder Mensch Wahrheit nur das nennt, was ihm für seine Person wahr

erscheint, so ist auch gut und schön für jeden nur das, was ihm so erscheint. Eine an und für sich feststehende Sittlichkeit gibt es so wenig, als eine feststehende Wahrheit."

Die gutmütigen Züge des Sokrates nahmen einen etwas spöttischen Ausdruck an und er sagte: „Du behauptest immer, o Protagoras, daß es keine feststehende Wahrheit gebe und bist doch selbst der Mann, der über alles, was man immer fragen mag, die glänzendste und unumstößlichste Auskunft zu geben imstande ist!"

„Seine Meinung offen auszusprechen", erwiderte Protagoras, „ist besser, als in falscher Bescheidenheit vorgeben, *nichts* zu wissen, dann aber doch immer alles *besser* wissen wollen, als andere . . ."

„Ich trachte nach dem Wissen," sagte Sokrates, „welches ich nicht besitze. Du aber leugnest alle Möglichkeit desselben. Sollen wir die menschliche Gedankenarbeit als eine vergebliche schon aufgeben, nachdem wir sie eben erst begonnen?"

„Immer noch besser", gab Protagoras zurück, „als die Frische und die Harmonie des hellenischen Lebens durch eine grübelnde und grämliche Betrachtung zersetzen zu wollen . . ."

„Ich begreife nun," entgegnete Sokrates, „daß es Menschen gibt, welche, da sie die Kunst des Denkens gering schätzen, die Kunst des Redens um so herrlicher ausbilden. Denn da die Gedanken, welche sie aussprechen, nach ihrem eigenen Geständnisse keinen unbedingten Wert haben, so können es nur die glänzenden Worte sein, durch welche sie auf die Hörer wirken."

„Es gibt auch solche," versetzte Protagoras, „welche die Kunst der Rede vernachlässigen, weil sie glauben, daß man hinter ihrer verstellten Einfalt Tiefsinn, hinter ihrem Stammeln die Weisheit eines Orakels und hinter ihren bescheidenen Fragen die Herablassung eines überlegenen Geistes suchen werde."

„Es dünkt mich besser," sagte Sokrates, „die Menschen

durch Fragen, welche ihre Bequemlichkeit stören, zum Denken zu zwingen, als sie durch schnell fertige, immer bereite Antworten, welche dem Frager bequem sind, zur Gedankenlosigkeit anzuleiten."

„Besser ist Gedankenlosigkeit," erwiderte Protagoras, „als, den Boden der Wirklichkeit hinter sich lassend, auf Wolken und Luftgebilden reitend, im Schrankenlosen sich zu verlieren. Indessen ist ein solches Sichversenken in die Welt des unbegrenzten Gedankennebels oft erklärlich. Es gibt wohl solche, die gezwungen waren, sich auf die Jagd nach den Begriffen zu begeben, weil ihnen die Göttergabe lebendigen, bildnerischen Schaffens versagt war . . ."

„Es gibt auch welche," versetzte Sokrates, „die mit Bildern flunkern, weil ihnen die Gabe der reinen und klaren Begriffe versagt ist . . ."

„Jene grämlichen Grübler," sagte Protagoras, „sie eben sind es, welche die Tugend widerwärtig machen, indem sie mit Worten immer darauf zurückkommen."

„Bewunderungswürdiger sind freilich diejenigen," entgegnete Sokrates, „welche die Tugend ganz beiseite liegen lassen, um niemals aus dem Kreise einer schönen und liebenswürdigen Liederlichkeit herauszutreten."

„Solange die Liederlichkeit schön und liebenswürdig ist," gab Protagoras zurück, „ist sie besser als die notgedrungene Entsagung derjenigen, welche auf des Feld der Schönheit und des Genusses das Unkraut ängstlichen Zweifels säen, weil sie selbst nicht zur Schönheit und zum Genusse berufen sind . . ."

„Ein solcher bin ich!" versetzte Sokrates ruhig. „Du aber, Protagoras, scheinst mir einer von denjenigen zu sein, welche den freien Gedanken zu dem machen wollen, was sie selber sind, zum Knechte der Sinne!"

„Ich bedauere," fiel hier Perikles den Streitenden in die Rede, „daß ihr mit diesem Wortwechsel die Sache, um die es sich handelte, nicht zur Entscheidung gebracht, sondern euch, wie mich dünkt, in unfruchtbaren Worten ereifert habt."

Sokrates sagte:

„Ich weiß, daß ich hier nur der Besiegte sein kann!“

Nach diesen Worten entfernte er sich ruhig und ohne eine Spur von Aufregung in den Zügen.

Bald darauf ging auch Protagoras hinweg, jedoch nicht ohne zuvor seiner Erregung noch durch einige Worte Luft zu machen.

„Die beiden weisen Männer“, sagte Perikles zu Aspasia, „scheinen mir einander völlig gewachsene Gegner zu sein. Sie gingen einander zu Leibe als kunstgeübte Fechter und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden die Ehre des Sieges in Anspruch nehmen darf.“

Aspasia lächelte nur und auch als Perikles sie schon allein gelassen hatte, umschwebte jenes Lächeln noch ihre Lippen. Sie wußte genau, was den Streit der beiden Männer auf eine so scharfe Spitze trieb, was selbst von Seite des sanften Sokrates ihm so viel Schneidiges und Bitteres beimischte. Sie las im Herzen des Grüblers so gut wie in dem des glänzenden Sophisten, der kein Wort sprach, von welchem er nicht wußte, daß es dem Ohre der schönen Milesierin gefallen werde . . .

Gegen den Sokrates regte seit jenem Wortwechsel desselben mit Protagoras in Aspasia sich ein wachsender Unmut, und fast ohne daß sie sich dessen bewußt war, keimte in ihrer Seele der Anschlag, mit weiblicher Arglist die Weisheit des Mannes, der auf den „freien Gedanken“ pochte und die „Knechte der Sinne“ verachtete, womöglich an ihm selbst zuschanden zu machen.

---

## 16. Die Frauen am Thesmophorienfeste.

„Das ist die Schönheit selbst!“ riefen die Athener, als Pheidias sein neues Erzbild der Pallas, welches die Lemnier von ihm wünschten, vollendet hatte, und dasselbe

zum ersten Male den Blicken seiner Mitbürger enthüllte. Ein Ruf des Staunens und der Überraschung ging durch ganz Athen.

Was wollte nur Pheidias? So wie er die Göttin in seinem neuesten Bildwerke hinstellte, so hatte noch kein Grieche sie gedacht.

Sie war ohne Helm und ohne Schild. Frei wogten die gekräuselten Locken um ihr in hoheitsvoller, aber nicht minder anmutreicher Wendung emporgerichtetes Antlitz. Wunderbar war der Umriß dieses Gesichts, unvergleichlich zart waren die Wangen gebildet. Man meinte sie erröten zu sehen. Die beiden völlig nackten Arme waren, wie die Hände, Muster der feinsten und edelsten Bildung. Der gehobene Arm gönnte einen Teil der rechten Seite unverhüllt zu erblicken, nur leicht umschmiegte das Gewand die Hüften, und hier wie überall ließ es die Umrisse der Gestalt in unverkümmerter Reinheit hervortreten.

So einstimmig die Athener waren im Lobe der Schönheit dieser neuesten Schöpfung des Pheidias, ebenso einig waren sie in der Behauptung, daß für diese Pallas dem Künstler Aspasia zum Modell gedient haben müsse.

Nicht ganz irrtümlich war diese Behauptung.

In der Tat, wenn schon Theodota es verstand, ihren Leib als einen künstlerischen Stoff zu behandeln, die Form mannigfacher weiblicher Götterwesen in demselben zu überraschendem Ausdruck zu bringen und für Kunstleistungen dieser Art ganz Athen zu Zeugen hatte, so wußte Aspasia dieselbe Kunst in noch edlerem und höherem Maße zu bewähren. Aber die einzigen Zeugen dieser Bewährung waren Perikles und Pheidias.

Der ernste Pheidias ging so weit, für einen Augenblick zuzugeben, die Natur könne manches Mal dem Ideal sich nähern.

In der Pallas der Aspasia aber hatte Pheidias schon nicht mehr die bloße Natur vor Augen. Was er da schaute, war eine Schöpfung der mimischen Kunst, eine Leiblichkeit,

aus dem Geiste heraus wiedergeboren. Aspasia drückte dem natürlichen Stoffe ihrer Schönheit mit künstlerischem Bewußtsein ebensogut einen bestimmten Stempel auf, wie Pheidias nach einer bestimmten inneren Anschauung und Absicht den Steinblock meißelte.

Indem Pheidias den ausdrucksvollen Reiz Aspasias, der schönen und weisen, in dauerndes Erz übertrug, vollzog er in der Tat die Mahnung, welche aus dem Munde des Perikles an ihn ergangen war, die Weisheit darzustellen im bezaubernden, allsiegenden Gewande der Schönheit.

Schon Alkamenes hatte Neues und Wunderbares erreicht, als es ihm vergönnt war, aus dem lebendigen Borne der Schönheit Aspasias zu schöpfen. Pheidias löste dieselbe Aufgabe, aber er löste sie als der große Meister aller, als der Hohe, Unvergleichliche.

Was Pheidias in seiner letzten Pallas gab, war Aspasia, aber emporgehoben zu einer so reinen und übermenschlichen Höhe, daß sie doch zugleich wie ein Ideal erschien, wie ein verkörperter Traum der edelsten Bildnerseele.

Als Sokrates dieses neue Bildwerk sah, da sagte er in seiner sinnigen Weise:

„Aus diesem Bilde könnte die schöne Aspasia von dem Meister Pheidias ebensoviel lernen, als der Meister Pheidias gelernt hat von der schönen Aspasia!“

Seltsam war es, daß die Lobpreisungen, mit welchen die Athener den Pheidias in betreff seiner lemnischen Pallas überhäuften, ihn verstimmten und mürrisch machten. Er hörte nicht gerne davon sprechen. Er liebte dies Werk vielleicht darum weniger, weil er es nicht ganz aus sich selbst geschöpft hatte. Er hatte, so schien es, mit einem Reste halb unbewußten Unmutes sich der Aufgabe entledigt, welche ihm von außen her gestellt worden und mit deren Lösung er nur einer Unruhe loszuwerden suchte, welche wie durch einen fremden Zauber in ihm erweckt worden war.

Nun schien er um so tiefer in sich selbst zurückkehren zu wollen. Schweigsamer und ernster als je wandelte er umher

und versenkte sich in ein erhabenes Gebilde, das in der verborgenen Tiefe seiner Seele leuchtete. Er war wieder ganz er selbst geworden. Er vermied Aspasia, er verkehrte kaum noch mit Perikles und eines Tages verließ er still und heimlich Athen, an einer für alle Griechen gemeinsam-heiligen Stätte den größten Gedanken seiner großen Seele zu verwirklichen.

Der unersättlichste und unermüdlichste Betrachter der lemnischen Pallas blieb Sokrates. Er schien seine Liebe von der Milesierin auf die Göttin des Pheidias zu übertragen. Die natürliche Aspasia schien ihm nicht mehr vollkommen von dem Augenblicke an, wo er ihr höheres Ideal in Stein verkörpert sah. Dennoch konnte man damals von ihm sagen, daß er seine Zeit teile zwischen jener Pallas und ihrem lebendigen Urbilde. Täglich sah man ihn seine Schritte nach der Behausung des Perikles lenken, selbst auf die Gefahr hin, dem beredten Protagoras dort zu begegnen.

Wie kam das nur? Wenn Sokrates nachdenklich und, wie er meinte, ziellos durch die Gassen Athens wandelte, so fand er zuletzt sich unversehens vor dem Hause des Perikles. Wie das Labyrinth der Gassen, schien er ein Labyrinth von Empfindungen zu durchwandeln, aus welchem er keinen Ausgang fand und welches ihn immer wieder an dieselbe Stelle zurückbrachte.

Absichtlos also geschah es, wenn Sokrates seine Schritte zu jener Behausung lenkte. Was aber tat er dort, wenn er absichtlos dahingekommen? Erging er sich in Huldigungen? Gab er Zeichen von heimlichen Flammen, die ihn verzehrten? Hatte er sich, wie Protagoras, daran gewöhnt, seine Weisheit aus fremden Augen zu schöpfen? Nichts von all dem. Er stritt sich mit Aspasia. Er stichelte auf sie. Gelegentlich tat er einmal in ihrer Gegenwart den Ausspruch, der seither oft wiederholt worden ist und welchen die Überlieferung gewöhnlich dem Perikles zuschreibt, der ihn doch nur von Sokrates hatte: jene Frau sei die beste,

von welcher man am wenigsten spricht. Er sagte ihr Bitterkeiten und selbst wenn er ihr zu schmeicheln schien, war er voll von jener feinen Ironie, welche ein Merkmal seines Wesens und seiner Rede bildete.

Und Aspasia? Sie erschien in dem Maße sanfter, versöhnlicher, liebenswürdiger und bezaubernder, als Sokrates seiner freimütigen Laune die Zügel schießen ließ. Und umgekehrt: je sanfter und gewinnender Aspasia sich gab, um so grämlicher und absonderlicher gebärdete sich der weise Sokrates.

Was wollten sie voneinander, diese beiden Wunderlichen? Kämpften sie miteinander den uralten neckischen Zweikampf der Weisheit und der Schönheit aus? Sie trieben das seltsame Spiel insonderheit seit jenem Wortwechsel, welchen Sokrates mit Protagoras im Beisein des Perikles und Aspasias gehabt.

Aspasia gab sich den Anschein, zu glauben, daß Sokrates das Haus des Perikles um seines Lieblings Alkibiades willen besuche. Sie ging in ihrer neckischen Laune soweit, Verse an ihn zu richten, in welchen sie ihm als einem Liebenden Ratschläge erteilte. Sokrates nahm alles dieses lächelnd hin, ohne die geringste Einwendung, ohne einen Versuch, die schelmische Freundin Lügen zu strafen. Er zeigte sich auch niemals des schönen Knaben überdrüssig, der noch immer mit einer fast zärtlichen Vorliebe an ihn sich schloß. Dem Knaben gegenüber betrug er sich offen, heiter, freundlich, Zutrauen erweckend, ohne eine Spur von jener Grillenhaftigkeit und jener Ironie, mit welcher es ihm gefiel, die anmutendste Begegnung der schönsten aller hellenischen Frauen zu erwidern.

Häufige Unterredungen hatte Aspasia auch noch immer mit dem Weiberhasser Euripides, der als tragischer Dichter jetzt zu größerer Geltung gelangte. Die zur Betrachtung neigende Art seiner Muße fand Anklang und er wurde bald der Lieblingsdichter einer Epoche, welche von der unmittelbaren und naiven Anschauung der Dinge mehr und mehr

zu gedankenvoller und aufgeklärter Beobachtung derselben sich fortbewegte. Er hatte reiche Erfahrungen gemacht und so quoll sein Mund beständig über von den geistigen Ergebnissen dessen, was er erlebte. Dabei hatte er ein scharfes, rückhaltloses Wesen, das ihm gestattete, offen und freimütig auszusprechen, was er dachte. Er machte keine Zugeständnisse, nicht einmal dem Volke der Athener, dem jeder schmeicheln zu müssen glaubte. Als man ihm einmal einen Vers auszischte, dessen Inhalt den Athenern nicht gefiel, so trat er auf offener Szene hervor, um sich zu verteidigen, und als man ihm entgegenschrie, daß man diesen Vers getilgt sehen wolle, so erwiderte er, das Volk habe von den Dichtern, nicht die Dichter vom Volke zu lernen.

Er schmeichelte auch Aspasia nicht und niemand würde es gewagt haben, in dem Tone, wie er, mit ihr von den Frauen zu reden.

Er hatte seine erste Frau verstoßen und eine andere genommen, eine Tatsache, welche Aspasia, wie erzählt worden, in einem Schreiben an Perikles mit schlauem Bedacht als ein Beispiel männlichen Entschlusses gepriesen.

Eines Tages kam Aspasia mit Euripides zufällig auf diese Sache zurück, im Beisein ihres Gatten und des Sokrates. Nachdem sie neuerdings seiner raschen Entschlossenheit Lob gespendet, fragte sie ihn nach seiner neu erkorenen Gattin.

„Sie ist das Gegenteil jener früheren," erwiderte mürrisch Euripides, „aber darum nicht besser: sie hat nur die entgegengesetzten Fehler. Jene war ein nüchternes, aber ehrliches Weib, das mir mit einer hausbackenen Art von Liebe lästig fiel; diese ist eine Gefallsüchtige, welche durch leichten Sinn und Wankelmut mich zur Verzweiflung bringt. Ich bin aus dem Regen in die Traufe gekommen. Ich bin ein Unglückskind und alles Bittere geben mir die Götter nacheinander durchzukosten."

„Ich hörte von deiner Gattin erzählen," sagte Aspasia, „daß sie schön und liebenswürdig ist."

„Jawohl, für alle Welt," versetzte Euripides, „nur nicht für mich. Sie würde es freilich auch für mich sein, wenn ich mich entschließen könnte, ihre schlimmen Eigenschaften als ebenso viele Tugenden zu betrachten."

„Welche schlimmen Eigenschaften sind es, die du ihr vorwirfst?" fragte Aspasia.

„Sie vernachlässigt das Hauswesen," versetzte Euripides, „das Garn auf dem Webstuhl zerzausen die Hühner. Sie tanzt und schmaust bei Freundinnen, sie hat die Unart, vor der Haustür auf die Straße hinauszugucken."

„Ist das alles?" fragte Aspasia.

„Nein!" sagte Euripides. „Sie ist unbeständig, sie ist launisch, sie ist ungetreu, sie ist lügenhaft, sie ist voll Verstellung, sie ist falsch, sie ist boshaft, sie ist tückisch, sie ist ungerecht, sie ist grausam, sie ist rachsüchtig, sie ist neidisch, sie ist eigensinnig, sie ist leichtgläubisch, sie ist töricht, sie ist verschmitzt, sie ist schwatzhaft, sie ist eifersüchtig, sie ist putzsüchtig, sie ist gefallsüchtig, sie ist gewissenlos, sie ist herzlos, sie ist kopflos . . ."

„Genug!" unterbrach ihn Aspasia. Es dürfte dir schwer fallen, dies alles im einzelnen zu beweisen."

„Dies alles und noch mehr!" erwiderte Euripides.

„Vielleicht erzeigst du deiner Gattin zu wenig Liebe", sagte Aspasia, „und machst sie dadurch dir abgeneigt!"

„Ei freilich!" entgegnete Euripides hohnlachend; „wenn man auf solche Weiblein hört, so lassen es die Gatten immer an Liebe fehlen. ‚Du hast kein Herz, mein Freund!' sagte die Viper zum Ziegenbock. Aber im Gegenteil, ich sag' euch, mein Unglück stammt eben daher, daß ich das Weib nicht so behandle, wie die meisten Athener ihre Frauen behandeln; daß ich ihr zu großen Einfluß auf mich, auf mein Gemüt verstatte, daß ich mich von ihr quälen lasse. Denn sanft wie die Lämmer sind die Weiber, solange man sie kurz hält, werden aber gleich übermütig, wenn man ihnen Anlaß gibt, sich für unentbehrlich zu halten. Ja, es gibt nur ein einziges Mittel, sich eines Weibes, seines

Herzens, seiner Liebe, seiner Hochschätzung, seiner Ergebenheit zu versichern; dies Mittel besteht darin, daß man sie vernachlässigt. Wehe dem Manne, welcher sein Weib merken läßt, daß er es nicht missen kann! Es wird ihm den Fuß auf den Nacken setzen. Ein Weib lieben, heißt den bösen Dämon in ihm erwecken. Wer aber dem Weiblein mit freundlicher Kühle begegnet und im übrigen seine Wege geht, wer ihm beweist, daß er es entbehren kann, der wird umtänzelt und umkost, dem wird die Wange gestreichelt, dem wird die Hand auf die Schulter gelegt mit der Frage: ‚Was willst du heute abend essen, liebes Väterchen?‘ Der wird verehrt als ‚des Hauses und der Familie heiliger Hort und Herr‘, dem wird gerührter Dank gezollt für jeden Brosamen der Gnade, den er fallen läßt. Zeigte aber derselbe Mann sich schmachtend und verliebt, so erschiene er in acht Tagen langweilig, in einem Monat wäre er verabscheut, und in einem Jahre zu Tode gequält.“

Lächelnd hörten Perikles und Aspasia diese in grämlichem Tone vorgebrachte Auslassung. Euripides aber fuhr mit gleichem mürrischem Ernste und Nachdruck fort:

„Des Mannes Parze ist das Weib. Sie ist's, die seinen Lebensfaden spinnt — dunkel oder golden.“

Perikles erschrak fast bei diesen Worten, Aspasia lächelte.

„Ich kann nicht glauben,“ sagte Perikles, „daß der Mann im allgemeinen so abhängig sei vom Weibe.“

„Er wird es werden, wenn er es nicht ist,“ erwiderte Euripides. „Ich wittere die Zukunft. Des Weibes Macht ist in gefährlichem Wachsen begriffen. Versteht ihr nicht die Dichter und die Bildner, welche seit uralten Zeiten das Fabelbild der Sphinx aufstellten, das weichbusige, aber scharfkrallige Rätselweib? Die Sphinx ist das Weib. Das verlockend schöne Antlitz, den verlockend weichen Busen hält es uns entgegen, aber sein übriger Leib ist ein Tier mit Tigerpfoten und tödlichen Krallen!“

„Wirst du nicht das Weibergeschlecht stolz machen,“ sagte

Aspasia, „wenn du seinem Wesen durch solche Vergleiche einen Charakter des Großartigen ausdrückst?"

„Großartige Verbrechen", entgegnete Euripides, „können von seiten eines Mannes Bewunderung einflößen, ein Weib mit großen Lastern ist immer widerwärtig. Denn die Verbrechen des Mannes mögen zuweilen aus reinem Übermaße an sich rühmlicher Eigenschaften entspringen, die Laster eines Weibes aber gehen immer hervor aus kleinlichen, zum Übermaß gesteigerten Schwächen."

„Und doch sehen wir Weiber mit diesen kleinlichen Schwächen triumphieren!" sagte Aspasia.

„Nicht für immer!" entgegnete Euripides. „Es kommt der rächende Tag, der mit den Flammen einer gesunden und berechtigten Leidenschaft das wüste Geflacker einer krankhaften und schwächlichen Neigung auslöscht. Nur solange wir Männer uns schwach zeigen, sind die Weiber stark. Das Weib ist eine Sphinx, allerdings! Aber man braucht ihr nur die großen Krallen zu beschneiden, dann ist sie unschädlich. Mit unbeschnittenen Krallen ist sie eine Tiegerin, mit beschnittenen nur mehr eine Katze. Unsere Väter haben wohl getan, daß sie die Weiber kurz hielten. Wir Neueren aber sind zu weichmütig — mich einbegriffen — wir lassen den Weibern die Klauen wachsen. Das ist nicht gut . . ."

Die Stirn Aspasias runzelte sich ein wenig, als der grämliche Poet diese Worte polternd herausstieß. Sokrates merkte dies und sagte:

„Vergiß nicht, Freund, daß du zu Aspasia sprichst!"

„Zu Aspasia," versetzte Euripides, schnell gefaßt, „aber nicht von Aspasia. Ich spreche von den Weibern. Aspasia ist ein Weib, aber die Weiber sind keine Aspasien."

Sokrates ließ es, wie schon erwähnt, in seinen Gesprächen mit der Gattin des Perikles nicht an Bitterkeiten fehlen. Aber niemals war er in den Ton des Euripides verfallen. Es geziemt zu erwähnen, daß Euripides in seinen Gesprächen mit Aspasia das ganze weibliche Geschlecht verunglimpfte, Aspasia selbst aber immer mit bereitwilliger

Höflichkeit davon ausnahm, während Sokrates umgekehrt seine Pfeile immer nur gegen die Person Aspasias abschoß, das Geschlecht im ganzen aber gerne verteidigte.

Und so nahm er denn auch jetzt desselben gegen den Weiberfeind Euripides sich an, indem er sagte: „Es scheint mir eine sonderbare, aber unumstößliche Tatsache, daß jeder Mann, wenn er vom Weibe überhaupt spricht, doch immer nur sein eigenes meint. Man sollte also, dünkt mich, nur solchen Männern über die Frauen im allgemeinen zu sprechen erlauben, welche nicht verehelicht sind. Ich rühme mich einer von diesen zu sein; und wie sehr mich mein Freund Euripides an sonstiger Weisheit hinter sich lassen mag, in betreff der Weiber habe ich, da er verheiratet ist, den Vorzug einer größeren Unparteilichkeit voraus. Da ferner auch Perikles verheiratet, Aspasia aber selbst eine Frau ist, so bin ich hier der einzige, der berufen erscheint, sich des von Euripides verfolgten Geschlechtes anzunehmen. Mir fehlt nun freilich dazu die Beredsamkeit und ich möchte den Protagoras herbeiwünschen. Dieser würde nicht verfehlen, uns das Weib zu preisen als die Spenderin der süßesten Freuden, als des schönsten Glückes Verwalterin, als Hüterin des göttlichen Schatzes der Schönheit und der Lust auf Erden, als des Mannes Augentrost, als seiner Mühen Rast, als seiner Qualen Arzenei. ‚Welch ein Wundergebilde‘, würde er sagen, ‚ist ein schönes Weib! Mit jedem Atom seines Wesens entzückt es. Sein Wesen trieft von Wonne . . .‘ So würde Protagoras sagen. Euripides dagegen behauptet: die Weiber sind Sphinxe; sie haben ein liebliches Angesicht und einen weichen Busen, dazu aber scharfe Krallen. Wäre es nicht erlaubt, umgekehrt zu sagen: die Weiber haben zwar scharfe Krallen, aber ein liebliches Angesicht? Warum soll man das Hauptgewicht nicht lieber auf das Gute der Weiber als auf ihr Schlimmes legen? — ‚Man muß ihnen die Klauen beschneiden,‘ sagt Euripides. Aber würde ihnen dies außer der Möglichkeit, zu schaden, auch ihre feindliche Gesinnung benehmen? Wäre es nicht

ersprießlicher, geradezu auf die Besserung dieser ihrer Gesinnungen auszugehen? Die Klauen würden dann von selbst unschädlich. Wie viele Tugenden zu entfalten vermag ein Weib! Wie viele Segnungen vermag es auszustrahlen, nicht bloß durch das, was es gewährt, oder sagt, oder tut, sondern schon durch das, was es ist. Des Schönen natürliche Vorkämpferinnen sind die Frauen: aber da sie jede Sache, für welche sie eintreten, zur sieghaften machen, wie herrlich würde es sein, wenn wir sie dereinst auch zu Vorkämpferinnen des Guten und des Wahren gewinnen könnten! Solange das Licht einer weisen Einsicht der Frauen Häupter nicht erhellt, folgen sie freilich nur den Antrieben ihrer leiblichen Natur und diese Antriebe sind immer roh und eigensüchtig. Der Männer Bemühen wird in Zukunft vielleicht dahin gehen, die Weiber durch Einsicht aus Dienerinnen der dunkeln Naturtriebe nicht bloß zu Priesterinnen der echten Schönheit, sondern auch der lauteren Güte zu machen!"

„Ja, das fehlte noch, daß die Schlangen Flügel bekämen!" rief spöttisch lachend Euripides. „Nicht zu verwundern ist übrigens," fuhr er fort, „diese Hoffnung auf Besserung der Weiber durch die Erkenntnis von seiten eines Mannes, der überhaupt alles Heil der Menschen von der Einsicht und von den klaren Begriffen erwartet. Ich aber sage, daß des Weibes Wert und Adel nicht auf der Ausbildung seiner erkennenden Kraft, sondern auf der Ausbildung seines Herzens, seines Empfindens beruhe!"

„Dies wird sich so verhalten," entgegnete Sokrates, „aber nun fragt es sich, ob das Herz und sein Empfinden jemals durch sich selbst ausgebildet werden kann, oder ob dazu nicht doch der Einfluß einer bis zu einem gewissen Grade geläuterten Erkenntniskraft erfordert wird?"

Perikles zollte den Worten des Sokrates Beifall. Aspasia schwieg und ließ sofort das Gespräch stocken! Denn so sehr auch einiges von dem, was Sokrates gesagt, mit ihrer eigenen Denkart zusammenstimmte, schien es ihr doch, als habe der Nachdenkliche unter der Maske seiner Bescheiden-

heit sich wieder vermessen wollen, sie zu belehren. Für eine geistige Befreiung, für eine Veredlung ihres Geschlechts zu wirken, dessen war sie ja selber sich bewußt.

Hatte sie nicht ein unverhehltes Ziel sich längst gesteckt? Hatte sie nicht offen sich selbst und den Freunden auf der Akropolis gelobt, jenem Ziele mit allen Kräften zuzustreben, nachdem sie des Perikles Gattin geworden?

Sie hatte Wort gehalten. Das Leben und die Stellung der Frauen von Grund aus umzugestalten, war seit jener Zeit ihr kühnes Augenmerk gewesen.

Um solches aber zu vollbringen, hatte sie trachten müssen, Einfluß zu gewinnen auf die Frauen Athens, die Rolle des Sauerteigs zu spielen in dieser trägen Masse, diejenigen, welche dem Eindringling feindlich gegenüberstanden, zu versöhnen, sie zu Anhängerinnen, Schülerinnen, Freundinnen zu machen.

Perikles war ihren Absichten entgegengekommen, denn er liebte sie. Er verschaffte ihr gern jede Art von Genugtuung. Er führte sie, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, in die athenische Gesellschaft ein. Ausgeschlossen vom Verkehr mit den Männern waren die Frauen Athens; aber sie verkehrten ziemlich lebhaft unter sich. Scheinbar unbefangen mischte in diesen Verkehr sich Aspasia.

Unter den schönen und wahrhaft klugen Frauen, welchen es gegeben, die Männer zu bestricken, finden sich solche, welchen es überdies verliehen ist, trotz des Neides, des Hasses, der Eifersucht, welche sie erwecken, doch auch Personen ihres eigenen Geschlechts anzuziehen und für sich einzunehmen. Selbstverständlich erzielen sie dies nicht durch ein Übermaß von Liebenswürdigkeit, oder durch geschwätziges, aufdringliches Entgegenkommen, sondern durch die Anspruchslosigkeit, mit welcher sie das gefährliche Licht ihrer Vorzüge freiwillig zu dämpfen scheinen und durch die genaueste Kenntnis der Eigentümlichkeiten und Ansprüche derjenigen, welche sie für sich gewinnen wollen. Aspasia suchte *Vertrauen* einzuflößen; unähnlich den Unklugen ihres Ge-

schlechts, wußte sie, daß ein schönes Weib in den meisten Fällen am sichersten durch ein verständiges, ruhig gefaßtes, würdevolles Wesen sowohl Männer als Frauen besticht. Sie sah zuerst darauf, daß man genötigt war, sie zu achten; liebenswürdig zu erscheinen, ergab sich dann von selbst.

Erst nachdem Aspasia durch diese Art des Benehmens, die bei ihr gar nicht einmal angeklügelt, sondern Sache des natürlichen weiblichen Antriebes war, den Boden für ihre Unternehmungen vorbereitet, war sie mit ihren Absichten, mit ihren Plänen offener hervorgetreten.

Nach einiger Zeit waren die athenischen Frauen der Gattin Perikles gegenüber in eine Anzahl von Parteien gespalten.

Es gab Unversöhnliche, welche sie haßten und welche mit allen Mitteln weiblicher Feindseligkeit offen und heimlich gegen sie ankämpften. Es gab solche, welche Aspasia eine Art persönlicher Zuneigung nicht versagten, aber der Ansicht waren, daß ihre Bestrebungen allzu kühn und ungezügelt seien, sowie es andere gab, welche zwar die Person Aspasias mit mißgünstigen Augen betrachteten, aber von einem heimlichen Drange ergriffen waren, den Spuren ihrer Bestrebungen zu folgen und es ihr in manchen Dingen gleichzutun. Es gab aber auch welche, die sich von Aspasia geradezu hatten überzeugen und gewinnen lassen, unter welchen freilich nicht alle den Mut besaßen, sich mit ihrer Meisterin offen zu einem Kampfe um der Frauen unterdrücktes Recht zu verbünden.

Zu den unversöhnlichsten und noch immer gefährlichsten Gegnerinnen Aspasias gehörten, wie leicht zu erachten, das verstoßene Weib des Perikles und die Schwester des Kimon. Diese letztere pflegte gleichsam Buch zu führen über das Leben und Treiben Aspasias, sie erkundete und verbreitete Äußerungen, welche Aspasia vor Frauen tat, und nicht selten geschah es, daß die Äußerungen entstellt von Mund zu Munde gingen, geeignet, die Gemüter der Athener gegen die Gattin des Perikles aufzuregen.

So geschah es eines Tages, daß Aspasia mit einer neuvermählten Frau sich unterredete, in Gegenwart des Gatten derselben. Dies jugendliche Paar verlangte von ihr zu erfahren, worauf das sichere Glück der Liebe und der Ehe beruhe.

Aspasia fühlte sich von der Lust angewandelt, einmal die sokratische Redeweise zu versuchen.

„Wenn deine Nachbarin", sagte sie zu der jungen Frau, „ein schöneres Kleid hat als du, welches wirst du vorziehen: das deine oder das ihrige?"

„Das ihrige!" erwiderte die junge Frau.

„Und wenn deine Nachbarin einen schöneren Schmuck hat als du," fuhr Aspasia fort, „welchen wirst du vorziehen?"

„Den ihrigen natürlich!" versetzte die junge Frau.

„Und wenn sie einen besseren Mann hat, als du, welchem würdest du den Vorzug geben, dem deinigen oder dem ihrigen?"

Die junge Frau errötete bei dieser unerwarteten, kühnen, befremdenden Frage. Aspasia aber sagte lächelnd:

„Im natürlichen Laufe der Dinge wird das Weib den besseren Mann, der Mann das bessere Weib vorziehen. Es scheint mir also die Sicherung des Glückes in der Liebe und Ehe nicht anders möglich, als dadurch, daß der Mann dem Weibe als der beste aller Männer, das Weib dem Manne als das beste aller Weiber zu erscheinen sich bestrebe. Viele fordern von andern die Liebe als ein Pflicht, was sehr unbillig ist. Man muß sie zu verdienen suchen und fortwährend sie zu nähren bemüht sein."

Was Aspasia mit diesen Worten dem jungen Paare zu bedenken gab, war gewiß nicht ohne sinnvolle Berechtigung. Aber was wurde daraus im Munde einer Elpinike und ihrer Gleichgesinnten? Die Unterredung Aspasias mit dem jungen Ehepaare machte einige Tage lang bei den Athenern die Runde. Aber man erzählte nicht, Aspasia habe es als einzige Bürgschaft unwandelbaren Eheglücks erklärt, daß der

Mann sein Weib für das liebenswürdigste der Weiber, das Weib ihren Mann für den besten der Männer halte, sondern man sagte, Aspasia habe die junge Hipparchia in Gegenwart ihres Gatten aufgefordert, einen fremden Mann ihrem eigenen Manne vorzuziehen, wenn ihr jener besser gefiele.

Aspasia beschloß, der sokratischen Manier in ihren Unterredungen für die Zukunft zu entsagen und noch sorgfältiger als bisher darauf zu achten, von welcher Art die Personen waren, mit welchen sie sich unterredete. Die Feindinnen Aspasias aber gingen jetzt so weit, daß sie sich absichtlich mit ihr in Unterredungen einließen, um ihr unter dem Scheine der Anhänglichkeit Äußerungen zu entlocken, welche sie in der Meinung der Athener herabzusetzen geeignet waren. Aspasia durchschaute eine solche Absicht leicht und wußte die Anschläge dieser Gegnerinnen zuweilen in einer Weise zu vereiteln, welche ihr neben der Befriedigung des erreichten Zweckes auch eine Art von Belustigung gewährte.

So drängte sich eines Tages eine gewisse Kleitagora mit verstellter Bewunderung an sie. Aspasia aber wußte, daß Kleitagora dem Kreise der Telesippe und der Schwester des Kimon angehörte.

Sie legte Aspasia die Frage vor, durch welche Künste ein Weib den Gatten am besten an sich zu fesseln vermöchte.

„Die wirksamste von allen Künsten, durch welche ein schlaues Weib den arglosen Gatten an sich und an den häuslichen Herd zu fesseln vermag," erwiderte Aspasia mit geheimnisvoller Miene, „ist die Kochkunst. Mir ist eine Frau bekannt, welche wie eine Göttin von ihrem Manne verehrt wird, nur um der Leckerbissen willen, welche sie täglich ihm vorsetzt. Ihr Meisterstück ist der zarte und leichte Sesambrei, den sie aus Sesammehl mit Honig und Öl in der Pfanne bereitet. Sie nimmt Gerstegraupen, zerstampft sie in einem Mörser, schüttet das Mehl in ein Gefäß, gießt Öl dazu, rührt diesen Brei, während er langsam kocht, beständig um, netzt ihn von Zeit zu Zeit mit Kraftbrühe von

Hühnern oder Ziegen- oder Lammfleisch, sieht zu, daß er nicht überkocht, und wenn er im besten Sud ist, läßt sie ihn auftragen. Auch ihre Hasenpasteten und ihre Pasteten von Grasmücken und anderen kleinen Vögeln sind vortrefflich. Welcher Mann würde der Verlockung solcher Dinge sich entziehen? Es gibt auch Männer, welche für die sogenannten kappadozischen Kuchen schwärmen. Man knetet sie am besten mit Honig, zerschneidet den Teig in dünne Blätter, die schon beim bloßen Anblick der Pfanne sich aufrollen. Diese Röllchen werden dann in Wein getunkt, müssen aber noch ganz heiß auf den Tisch kommen."

In dieser Art fuhr Aspasia fort, sich über die Regeln einer leckeren Küche zu verbreiten, zum Erstaunen eines Teiles ihrer Zuhörerinnen und zum Ärger des anderen Teiles derselben, welcher in diesen Auseinandersetzungen nichts fand, was sich hätte verwenden lassen, um Aspasia in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und den Ruf ihrer Leichtfertigkeit, oder ihrer gefährlichen Grundsätze noch mehr zu befestigen.

Der unerfreuliche Widerstand, welcher den Bestrebungen Aspasias in der Frauenwelt Athens zum Teil begegnete, ließ sie um so lieber die Gelegenheit ergreifen, die sich ihr bot, ein Paar verwaiste Töchter ihrer älteren, zu Milet verstorbenen Schwester bei sich aufzunehmen. In diesen zarten, aber eine reizvolle Entwicklung versprechenden Mädchen, Drosis und Prasina geheißen, die eine fünfzehn Jahre zählend, die andere nur um ein Jahr älter, glaubte Aspasia einen fügsamen Stoff zu finden für die Verwirklichung ihrer Gedanken über die Ausbildung des hellenischen Weibes zu geistiger und persönlicher Freiheit. Man durfte erwarten, sie würden dereinst der Schule, aus welcher sie hervorgingen, Ehre machen und die Sache Aspasias, welche zugleich die Sache des ganzen weiblichen Geschlechtes war, zum Siege führen helfen.

Indessen, Aspasia war ungeduldig, befähigt allerdings, weitaussehende Pläne zu fassen, die ihrer Natur nach nur

langsam reifen konnten, aber auch kühnen, raschwirkenden Handstreichen nicht abgeneigt.

Einen solchen Handstreich nun versuchte sie, um die Zügel der Führerschaft über ihr Geschlecht zu Athen womöglich mit einem Mal an sich zu bringen.

Unter den zahlreichen religiösen Festen der Athener war auch eines, welches ausschließlich von den Frauen gefeiert wurde und welchem bei strenger Ahndung kein Mann beiwohnen durfte. Dies war das Thesmophorienfest, zu Ehren der Demeter gefeiert, welche nicht bloß als die Göttin des Ackerbaues, sondern auch als die des Ehestandes galt, der Verwandtschaft wegen, welche die Begriffe von Säen und Zeugen, Ernte und Geburt verknüpft.

Die heiligen Gebräuche dieses Festes oblagen nicht bestimmten Priesterinnen, sondern Frauen, welche jedesmal aus den einzelnen Stämmen gewählt wurden. Eine gewisse Zeit vorher mußten die Frauen durch Enthaltsamkeit auf die Teilnahme an diesem Feste sich vorbereiten. Sie schliefen auf Kräutern, welchen man die Kraft zuschrieb, das Blut zu kühlen und die Enthaltsamkeit zu erleichtern. Zu diesen gehörte Keuschlamm und eine gewisse Art der Nessel. Die Feier selbst bestand aus festlichen Umzügen, aus Versammlungen im Thesmophorientempel, nebst überlieferten Gebräuchen, in deren Ernst auch Scherz und Neckereien sich mischten.

Vier Tage lang dauerte das Fest. Am ersten Tage zog man nach dem Strandort Halimos und feierte in einem dort befindlichen Tempel der Demeter gewisse Mysterien. Am zweiten kehrte man nach Athen zurück; den dritten Tag waren die Weiber vom grauenden Morgen bis zum Abend im Thesmophorientempel versammelt. Demeter und Proserpina und andere Gottheiten wurden angerufen, Tänze zu Ehren derselben wurden ausgeführt. In den Pausen saßen die Weiber auf Keuschlamm und anderen Kräutern der genannten Art und unterhielten sich mit Gesprächen, sowie Neckereien, welche für diese Gelegenheit herkömmlich waren. Sie nahmen

während ihres Aufenthaltes im Tempel keine Speise zu sich, entschädigten sich aber für diese Enthaltsamkeit durch das fröhliche Opfermahl, mit welchem am folgenden Tage die ganze Feier beschlossen wurde.

Man denke sich die Frauen Athens, für gewöhnlich eingeschlossen in den engen Bann ihrer Häuslichkeit unter den Augen der Männer, nun vier Tage lang mit strenger Ausschließung der Männer sich selbst überlassen, zu einer gewaltigen Schar vereinigt, festliche Umzüge haltend, dann im Tempel versammelt, mit Tänzen und heiligen Gebräuchen beschäftigt, zur Rast auf heiligen Kräutern sitzend und schwatzend in völliger Ungebundenheit — man denke sich diese schwirrende Weiberversammlung und man wird begreifen, daß sie geeignet war, nicht bloß die weibliche Zunge, sondern auch mit der Zunge zugleich den weiblichen Geist zu entfesseln, ihn zum Trotze gegen herkömmliche Schranken anzuregen.

Dies Thesmophorienfest war wiedergekehrt.

Wieder saßen die Frauen Athens in den Pausen zwischen den Tänzen und den Festgesängen schwatzend auf Keuschlamm im Thesmophorientempel. Wieder schwirrten die Stimmen bunt und kraus durcheinander. Von welchen Dingen wurde da in den verschiedenen Gruppen der auf dem Boden sitzenden Frauen gesprochen! Diese unterhielten sich von den üblen Gewohnheiten ihrer Männer, jene von den Untugenden ihrer Sklavinnen, oder davon, daß die Kinder heutigestags weit ausgelassener und unbändiger seien, als in früheren Zeiten; einige stritten sich über die beste Art, Honigkuchen zu bereiten, einige erzählten einander von Zaubermitteln, im Wochenbette zu gebrauchen, oder erteilten den jüngeren Genossinnen Ratschläge über die Bereitung von Liebestränken, einige flüsterten sogar insgeheim sich ins Ohr, wie man Schwangerschaft heucheln und um des Gatten willen ein falsches Kind sich unterschieben könne. Einige erzählten sich Gespenstergeschichten, oder Geschichten von thessalischen Hexen oder Märchen, oder die neuesten Familiengeheimnisse

dieser, jener Genossin. Einige sprachen auch von Aspasia und dieses Gespräch gestaltete sich allmählich zum lebhaftesten, welches im Tempelraume geführt wurde.

„Aspasia hat recht,“ sagte ein junges hübsches Weib, dessen frisches Gesicht von den welken und geschminkten der meisten in der Runde vorteilhaft abstach.

„Aspasia hat recht, wir müssen die Männer zwingen, uns so zu behandeln, wie Perikles Aspasia behandelt.“

„Das wollen wir!“ riefen einige Anhängerinnen der Milesierin. „Wir müssen sie zwingen, das häusliche und das eheliche Leben mit uns so einzurichten, wie Perikles mit Aspasia.“

„Ich habe mit meinem Manne schon den Anfang gemacht,“ rief eine lebhafte kleine Frau, Chariklea geheißen. „Mein Diagoras hat sich bereits daran gewöhnt, mich jedesmal, sowohl wenn er aus dem Hause fortgeht, als wenn er zurückkehrt, zu küssen, wie Perikles die Aspasia.“

„Empfängst du auch Besuche von Philosophen und dienst den Bildhauern als Modell?“ fragte spöttisch eine von den Frauen in der Runde, eine von denjenigen, deren Wangen am meisten welk oder geschminkt waren.

„Warum sollten Aspasia und Chariklea das nicht tun, wenn ihre Männer es gestatten?“ rief eine andere von den Frauen. „Auch wir werden es tun und unsere Männer zwingen, es zu gestatten.“

„Nicht jeder Mann ist zum Hahnrei geboren!“ sagte jene erste Fragerin mit boshaftem Lächeln.

„Willst du behaupten,“ rief Chariklea zornig, indem sie sich vor jenes Weib hinstellte und ihre Arme in die Seite stemmte, „willst du behaupten, daß ich meinen Gatten zum Hahnrei mache?“

„Noch will ich es von dir nicht behaupten,“ erwiderte jene, „aber deine Meisterin Aspasia wird dich vielleicht auch dies noch lehren!“

Als diese frechen Worte gefallen waren, trat eine verschleierte Frau von schlanker und edler Gestalt plötzlich aus

dem Kreise derjenigen, welche Zeugen dieses Gespräches gewesen, hervor, schlug unmittelbar vor jener scharfzüngigen Sprecherin ihren Schleier zurück und blickte mit flammenden Augen auf die am Boden Sitzende nieder.

„Aspasia!" riefen einige und rasch verbreitete dieser Name sich weiter und es entstand eine Bewegung, die bis in die entferntesten Kreise sich fortpflanzte. Der ganze Thesmophorientempel geriet in Aufruhr. „Was gibt es?" riefen die Entferntesten. „Hat etwa ein Mann sich eingeschlichen?"

„Aspasia!" hallte es als Antwort zurück. „Aspasia ist hier!"

Auf diese Kunde drängten sich alle Frauen herbei und bald fand die Milesierin sich im Mittelpunkte der ganzen Versammlung.

Sie war gekommen, umgeben von der Schar ihrer Anhängerinnen, inmitten welcher sie, überdies zur Unkenntlichkeit verschleiert, den Augen der großen Menge bis zu diesem Augenblicke verborgen geblieben.

Von diesen Anhängerinnen war sie auch jetzt wie von einer Leibwache umgeben, als sie hoch aufgerichtet mit zornigen Blicken auf die Verwegene herabsah.

Während so Aspasia vor der Gegnerin stand, drängte eine von ihren Gefährtinnen sich vor und schleuderte jener die höhnenden Worte entgegen:

„Du hast recht! Nicht jeder Mann ist zum Hahnrei geboren. Du mußt das wissen! Ich kenne dich genau! Du bist Kritylla, welche ihr erster Gatte Xanthias verstieß, weil er entdeckte, daß sie nächtlicherweile ein Stelldichein hatte mit ihrem Buhlen vor der Türe, bei dem Lorbeerbaum, welcher den Altar des straßenbeschirmenden Apollon beschattet!"

Das Antlitz Krityllas färbte sich mit dunkler Röte, sie sprang empor und machte Miene, sich an ihrer Gegnerin zu vergreifen. Aber sie wurde von den Anhängerinnen Aspasias zurückgedrängt und diese selbst begann:

„Dies Weib hat meinen Gatten beschimpft — be-

schimpft nur darum, weil er, zuerst unter allen Athenern, die Würde des Weibes in seiner Gattin ehrt und sie nicht zur Sklavin erniedrigt. Wenn Männer wie Perikles um der Liebe und der Achtung willen, welche sie ihren Gattinnen zollen, Spott und Verunglimpfung zu ertragen haben, nicht bloß aus dem Munde der Männer, sondern sogar von seiten des Frauengeschlechtes selbst, wie könnt ihr hoffen, daß eure Gatten dem Beispiele des edelsten der Männer zu folgen sich entschließen werden?"

„So ist es in der Tat!" sagten die Frauen in der Runde, einander anblickend. „Kritylla hat unrecht getan, den Perikles und den Diagoras zu beschimpfen. Wollten die Götter, daß alle Männer so wären wie diese!"

„Die Männer sind, wie ihr sie verdient!" fuhr Aspasia fort. „Versucht es nur einmal, die Macht, den unwiderstehlichen Einfluß, welcher dem weiblichen Geschlechte verliehen ist, zu gebrauchen! Ihr habt es bisher versäumt, diese Macht in euch zu entfalten, ja, es scheint, daß ihr sie nicht einmal gekannt habt. Eure Sklaverei ist eine freiwillige. Ihr prahlt mit dem Titel von Herrinnen des Hauses und seid strenger gehalten als Sklavinnen — denn Sklavinnen dürfen doch frei auf den Straßen oder auf dem Markte sich zeigen. Ihr seid Gefangene! Ist's nicht so?"

„So ist es in der Tat!" rief eine der Frauen im Kreise. „Mein Gatte hat einmal, als er auf ein paar Tage verreiste, mich ins Frauengemach eingesperrt und die Türe desselben mit seinem Petschaft versiegelt."

„Der meine", rief eine andere, „hat einen großen Molosserhund angeschafft, der an der Tür Wache halten muß, nur damit kein Buhle in seiner Abwesenheit sich einschleicht."

„Nicht einmal das Hauswesen ist euch ohne Rückhalt anvertraut!" fuhr Aspasia fort.

„Ganz richtig!" fiel wieder eine der Frauen lebhaft ein; „mein Gatte trägt den Schlüssel zur Vorratskammer mit sich umher."

„Laufen sie nicht selber auf den Markt, um Fleisch und Gemüse einzukaufen?“ rief eine zweite.

„Ja und wenn es eben Kriegszeit ist,“ rief eine dritte, „und die Männer bewaffnet umhergehen, so kann man einen geharnischt und mit dem Gorgoschild am Arm auf dem Markt um Eier und Gemüse feilschen sehen, oder er bringt zu Pferde Pökelfleisch im ehernen Helm nach Hause.“

„Und da sie nicht einmal am häuslichen Herde euch etwas gelten lassen,“ nahm Aspasia wieder das Wort, „so ist es nicht zu verwundern, wenn sie euch noch viel weniger gestatten, in öffentlichen Angelegenheiten ein Wort zu sprechen. Kommen sie von der Pnyx, wo über Frieden oder Krieg verhandelt worden, dürft ihr euch auch nur beikommen lassen, zu fragen, was da entschieden wurde?“

„Nicht im geringsten!“ riefen die Frauen. „Was geht's dich an?“ heißt es da. „Bleib bei deiner Spindel und schweige!“

„Und wenn ihr nicht schweigt?“

„So setzt es Schlimmeres!“

„Mein Mann“, sagte eine von den Frauen, „wiederholt mir bis zum Ekel das alte alberne Sprüchlein: O Weib, des Weibes schönste Zier ist Schweigsamkeit!“

„Das kennen wir auch, das Sprüchlein! Es ist in aller Männer Mund!“ tönte es im Kreise.

„Wozu haben wir dann die Zunge?“ fragte eine und fügte hinzu: „Etwa bloß zum Küssen und Schnäbeln und Züngeln?“

Die Weiber lachten unverschämt über diese Äußerung, denn sie waren unter sich.

Aspasia aber fuhr fort: „Sie wollen, daß ihr geistlos und stumpfsinnig seid, denn nur so können sie euch beherrschen. Von dem Augenblick an, wo ihr klug und verständig wäret, wo ihr euch der Macht bewußt würdet, welche dem weiblichen Geschlechte über das männliche gegeben ist, von diesem Augenblicke an wäre es vorbei mit ihrer Tyrannei. Ihr glaubt schon alles getan, wenn ihr das

Haus rein haltet, wenn ihr eure Kinder badet und säugt, wenn ihr darauf sehet, daß euch die Wolle am Rocken nicht von den Motten zernagt und das Garn am Webstuhl nicht von den Hühnern zerzaust wird, und wenn eine von euch ein übriges tun und ihrem Manne gefallen will, so meint sie mit einem krokosfarbenen Kleide und Schnabelschuhen und einer durchsichtigen Busenhülle und mit Salbenbüchschen und ein wenig Zinnober sei dieser Zweck zu erreichen. Aber nur in den Händen derjenigen, welche auch ein wenig Geist besitzen, ist leibliche Schönheit und Putz eine für die Männer gefährliche Waffe. Wodurch aber könntet ihr das, was ich ein wenig Geist genannt habe, erringen, als durch einen freieren Verkehr mit der Welt, von welcher die Männer wie mit einer ehernen Mauer euch abschließen? Es muß euch künftig erlaubt sein, die dumpfen Gemüter mit dem einströmenden Hauche der Freiheit zu reinigen und zu erfrischen, die Außenwelt auf euch wirken zu lassen und so, wie ihr die Eindrücke der Welt und dessen, was geschieht, in euch aufnehmt, auch wieder auf Welt und Leben zurückwirken mit der alles veredelnden Freiheit des ausgebildeten weiblichen Geistes. Der weibliche Geist muß mit dem männlichen in der Welt sich zu gleichmäßiger Wirkung verbinden. Dann wird nicht bloß die Ehe und das ganze häusliche Leben umgestaltet werden, dann werden die Künste zu ihrer schönsten Blüte gelangen, dann wird der Krieg und alles Rohe unter den Menschen ein Ende haben. Laßt uns einen Bund schließen, eine friedliche Verschwörung anzetteln und einander das Gelöbnis leisten, daß wir mit allem, was in unserer Gewalt ist, unserem Geschlechte sein Recht erkämpfen wollen, dessen es bedarf, um jene Macht frei zu betätigen, zu welcher es berufen ist."

Die Worte Aspasias begleitete lebhafte Zustimmung von seiten eines großen Teils der Versammlung; dann aber folgte ein so lautes und verwirrtes Gebrause von Stimmen, daß man nichts Deutliches mehr vernehmen konnte, da die Frauen untereinander den Gegenstand mit Heftigkeit zu

erörtern begannen und alle zusammen auf einmal sprachen. Es war, als hätte ein wandernder Zug laut zwitschernder und kreischender Vögel sich im Thesmophorientempel niedergelassen.

Zuletzt aber sah man eine schmächtige, dabei jedoch lebhafte und energische Gestalt durch den dichtgedrängten Schwarm hindurch mit den Armen sich Bahn machen und gegen die Mitte des Kreises, wo Aspasia stand, sich vordrängen. Das weiße Tuch, welches ihr Haupt umhüllte, verbarg auch den größeren Teil ihres Gesichts, so daß man sie nicht sogleich erkennen konnte. Als sie aber nun in der Mitte des Kreises stehen blieb und ihr Auge mit boshaftem Blick auf Aspasia richtete, erkannte man die scharfen, mannweiblichen Züge der mutigen Schwester des Kimon.

Elpinike war gefürchtet in ganz Athen, gefürchtet von allen Genossinnen ihres Geschlechtes. Sie herrschte durch die Gewalt ihrer Zunge, durch ihre fast männliche Willenskraft, durch die weite Ausbreitung ihrer Verbindungen. Darum entstand sofort ein ängstliches Schweigen im ganzen Kreise, während die Schwester des Kimon auf Aspasia losging mit den Worten:

„Mit welchem Rechte gestattet sich hier die Fremde, das Wort zu ergreifen im Kreise eingeborner athenischer Frauen?“

Diese Frage Elpinikes machte sogleich einen tiefen Eindruck und viele von den Frauen, lebhaft mit dem Kopfe nickend, wunderten sich, daß ihnen dies Bedenken nicht gleich anfangs gekommen.

Jene aber fuhr fort: „Wie mag die Milesierin sich erdreisten, uns hier belehren zu wollen? Wagt sie es etwa, sich mit uns in eine Reihe zu stellen? Ist sie mit uns herangewachsen? Hat sie unsere Sitte, unseren Brauch, unsere Heiligtümer von Kindesbeinen an mit uns geteilt? Wir sind Athenerinnen: wir haben im achten Jahre das heilige Gewand der Arrephoren getragen, wir haben zehnjährig das Opfermehl im Tempel der Artemis gemahlen,

wir sind beim Brauronsfeste als blühende Jungfrauen derselben Göttin geweiht worden, wir sind mitgewandelt als Korbträgerinnen im Festzuge der Panathenäen. Und diese da? Aus der Fremde ist sie gekommen, ohne Göttergeleit, ohne Göttersegen, eine Abenteurerin, ruchlos und verschmitzt, und nun will sie in unsere Schar sich drängen, weil sie einen athenischen Mann zu betören vermochte, so daß er sie wider Gesetz und Herkommen in sein Haus aufnahm?"

Ruhig, doch nicht ohne ein spöttisches Lächeln entgegnete Aspasia:

„Du hast recht! Ich bin nicht aufgewachsen in der dumpfen Öde eines athenischen Frauengemachs; ich habe nicht euren Brauronsfesten im Safranröckchen beigewohnt, ich habe nicht bei euren Panathenäen einen Festkorb über dem Kopfe und eine Schnur von welken Feigen um den Hals getragen, ich habe nicht mitgeheult auf den Dächern bei euren Adonisfesten. Ich habe hier nicht als Athenerin zu Athenerinnen, ich habe als Frau zu Frauen gesprochen!"

„Männerverderberin! Bundesgenossin der Gottlosen!" rief Elpinike noch heftiger entflammt, „unsern Tempel wagst du zu betreten, unsere Heiligtümer mit deiner Gegenwart zu entweihen?"

Diese Worte wurden ungestüm herausgestoßen. Die kurzen Härchen über Elpinikes Oberlippe sträubten sich dabei. Die Freundinnen Elpinikes, welche sich um sie vereinigt hatten, nahmen gegen die Milesierin eine drohende Haltung an.

Aber auch die Freundinnen Aspasias scharten sich enger um ihre Führerin, bereit, sie zu verteidigen. Und nicht gering war die Zahl derjenigen im Thesmophorientempel, welche noch auf der Seite der Gattin des Perikles standen.

Wieder begann das Gewirr der Stimmen lebhaft zu werden und mancher heftige Wortwechsel drohte einen leidenschaftlichen Streit der Parteien anzufachen.

Da verschaffte die entschlossene Schwester des Kimon

noch einmal sich Gehör, um den kräftigsten ihrer Trümpfe auszuspielen.

„Denkt an Telesippe!" rief sie, „denkt daran, wie diese fremde Abenteurerin, diese milesische Hetäre ein athenisch Eheweib von ihrem Herde, von den Sprößlingen ihres Leibes, von ihrem Gatten verdrängte! Welche von euch glaubt sich sicher vor dieses Weibes buhlerischen Künsten, wenn es ihr in den Sinn kommt, auch noch anderer Frauen Männer zu betören? Bevor ihr auf das Zischeln dieser Schlange hört, erinnert euch, daß sie Gift in ihrem Munde birgt!"

„Seht sie dort," unterbrach sich Elpinike, die Augen nach einem Winkel des Tempels gewendet, „sehet Telesippe! Seht sie in ihren Gram gehüllt — seht ihr bleiches Gesicht — seht, wie die Tränen ihr vom Auge rollen bei der bloßen Erwähnung ihrer Sprößlinge!"

Die Häupter aller Frauen wendeten sich, den Blicken Elpinikes folgend, auf das verstoßene Weib des Perikles, welches in einiger Entfernung stand und bleich vor Groll und Unmut auf Aspasia herübersah.

Elpinike aber fuhr fort: „Wißt ihr, was sie von uns Athenerinnen hält? Brauche ich es euch zu sagen? Hat sie es euch nicht selbst gesagt? Sie hält uns für töricht, für unwissend, für unerfahren, für unwert der Liebe eines Gatten und gnädig läßt sie sich herab, uns belehren zu wollen, sicher in ihrem geheimen Stolze sich bewußt, daß wir doch niemals werden können wie sie selbst, die schöne, die weise, die unvergleichliche, die alles bezaubernde Milesierin, mit welcher auch die Schönsten von euch sich niemals messen können!"

Diese Worte Elpinikes machten eine unglaubliche Wirkung auf die gesamte Frauenversammlung. Verändert war plötzlich die Stimmung, selbst in den Herzen derjenigen, welche bisher sich Aspasia zugeneigt hatten.

Elpinike ergriff neuerdings das Wort:

„Wißt ihr, was ihre Freunde, die Genossen des Perikles, von ihr sagen und was schon alle Männer von Athen

untereinander wiederholen? Aspasia ist das liebenswürdigste Weib Athens — ja das einzige liebenswürdigste Weib Athens — nach Milet müsse man gehen, sagen sie, wenn man schöne und bezaubernde Weiber finden wolle . . ."

Bei diesen Worten brach die Beschämung der Weiber und der mit schlauer Tücke entfachte Unmut derselben in offene Flammen aus. Man begann mit wildem Geschrei, mit gehobenen Armen auf Aspasia einzudringen. Diese aber stand ruhig und aufrecht, und, blaß vor Zorn, doch mit einem Blicke unsäglicher Verachtung, sagte sie:

„Ruhig, ihr Rüben-, Petersilien-, Kümmelfrauen! Ruhig, ihr Äpfel-, Käse-, Butterhökerinnen! — Warum schreit ihr, warum dringt ihr auf mich ein? Gedenkt ihr auch noch zu kratzen und zu beißen?"

Die wenigen treu und mutig gebliebenen Anhängerinnen Aspasias warfen sich dazwischen, es entstand ein wildes Getümmel und fast eine Balgerei der Weiber. Einige von den Gefährtinnen Elpinikes machten Miene, Aspasia die Augen mit ihren Nägeln auszukratzen; andere zogen die spitzigen Heftspangen aus ihren Kleidern und gingen damit drohend auf die Feindin los. Diese aber verließ unter dem Schutze derjenigen, welche sich noch tapfer um sie scharten, eilig den Thesmophorientempel.

In dieser Art endete für diesmal der Versuch Aspasias, die Frauen Athens durch den Geist zu befreien.

---

## 17. Das Mädchen aus Arkadien.

Einige Jahre waren so hingegangen. Aspasia hatte mutig gekämpft, aber sie durfte sich nicht rühmen, gesiegt zu haben. Die ungestüme Szene im Thesmophorientempel war stadtkundig geworden und Aspasia hatte die Beschämung zu ertragen, welche unter allen Umständen mit einer Nieder-

lage verknüpft ist. Es fehlte auch fernerhin nicht an solchen, die ihr anhingen, der größere Teil ihres Geschlechtes aber war durch Neid, Verblendung und die boshaften Ausstreuungen ihrer Feindinnen wider sie entflammt.

Eine schwermütige Stimmung bemächtigte sich zuweilen des Perikles. Er gedachte des ungetrübten Glückes, welches er mit der Milesierin in der kurzen, aber wonnigen Zurückgezogenheit am Strande Joniens genossen. Es überkam ihn zuweilen, als müsse er wieder einmal den Sorgen des Tages sich entreißen, hinweg sich flüchten aus dem geräuschvollen Athen, wo sein bestes Glück durch die vielzüngige, wie mit Bienengesumm sein Haupt umschwirrende Gehässigkeit der Menschen verleitet wurde.

Als die Kunde nach Athen gelangte, Pheidias habe in Elis sein Gold- und Elfenbeinbild des olympischen Zeus vollendet, das größte und erhabenste seiner Werke, wie verlockend erschien für Perikles dieser Anlaß zu einer kurzen Fahrt mit Aspasia ins Dorerland! Aber allzu beschwerlich dünkte Aspasia die Wanderung durch das Gebirgsland von Argos und Arkadia; und nur als ein anmutiger Scherz war der Gedanke einer solchen Fahrt, als er zuerst zwischen den beiden auftauchte, zu betrachten.

Im Volke von Athen hatte jene Art von Abneigung gegen die Gattin des Perikles sich eingeschlichen, mit welcher schöne und einflußreiche Frauen, deren Geschick mit dem eines hochstehenden Mannes verknüpft ist, fast immer zu kämpfen haben. Man fuhr fort, ihr geheimen Einfluß auf die staatsmännischen Pläne und Unternehmungen des Perikles zuzuschreiben und zu behaupten, sie reize den Perikles, sich zum Tyrannen von ganz Hellas aufzuwerfen. Die ausgelassenen Dichter der Komödie, an ihrer Spitze Kratinos, des Polygnotos Freund, der noch vom Festmahle des Hipponikos der Milesierin grollte, spitzten ihre Pfeile gegen sie nur immer schärfer zu. Die attische Muse glich der Biene: sie troff von Honigseim, aber sie führte auch einen scharfen Stachel.

Perikles zürnte und machte einen Versuch, den Übermut der Komödie einzuschränken.

Der Versuch wurde vor aller Welt dem Einfluß Aspasias zugeschrieben.

„Halten sie mich für einen alten Löwen,“ sagte Kratinos, „welchem die Zähne ausgefallen und der nur mehr geifern kann?“

Und in seiner nächsten Komödie schleuderte er ungescheut vor den gesamten Athenern ein gemeines Schmähwort nach dem Haupte Aspasias.

Das Schmähwort des Kratinos war frech über alles Maß, es war bis ins Mark verletzend, beinahe vernichtend. In ihm gipfelte die Mißgunst der geheimen und offenen Verfolger Aspasias. Die spottlustige Menge griff es auf und wiederholte es. Der Boden Athens begann heiß zu werden unter den Füßen der Milesierin . . .

Von jenem Tage an war die Reise nach Elis zwischen Perikles und Aspasia eine beschlossene Sache. Sie ahnten nicht, daß sie manches Bedeutungsvolle, das sich von außen wie in ihrem eigenen Innern vorbereitete, durch diesen Schritt nicht verzögerten, sondern beschleunigten.

Zu Athen war das Wesen der Milesierin geteilt unter viele, die gleichsam am Strahle ihres Geistes und ihrer Schönheit sich sonnten. Auf den ernststillen Fluren von Argos, auf den idyllischen Höhen Arkadiens, selbst im Getümmel Olympias würde sie, so dachte Perikles, gänzlich nur wieder seinem und ihrem Glücke leben.

Rasch wurden die Vorbereitungen der Reise getroffen, und bald konnte die aller Dinge zuerst kundige Schwester des Kimon dem redseligen Athen davon erzählen, daß Perikles im Begriffe sei, nach Olympia zu gehen, und daß der weibische Held seine geliebte Aspasia, welche im übrigen wohl tue, sich der Schmach, die zu Athen sie bedecke, zu entziehen, nicht missen wolle. Es gab viele, welche scherzten über die Unzertrennlichkeit des Paares. Manche freilich gab es auch, welche dasselbe im stillen beneideten . . .

Ein leichtes Gefährt trug die beiden Unzertrennlichen bis an den Isthmos. Sklaven und Maultiere waren bis Korinth vorausgesendet worden, um von dort an für die Wanderung auf den beschwerlichen Pfaden des Peloponnesos zu dienen.

Wie atmeten jetzt die beiden auf, als sie das sonst so geliebte Athen hinter sich hatten! — Willkommener schien der grollenden Milesierin jetzt der rauhe Grund der verhaßten Pelopshalbinsel als der brennende Boden Athens...

Von den prächtigen Land- und Meeransichten, die im beständigen Wechsel ihrem Auge sich boten, bis herab zu den Denkmälern an den Seitenwegen, den Hermessäulen und den Hekatehäuschen an den Scheidewegen, war den jetzt wieder Neubeglückten alles anregend, alles bedeutend.

Sie fanden die breite Straße von Eleusis voll von Wanderern. Man sah Frommgesinnte und Menschenfreundliche vor die Bilder und Kapellen der Wegegötter Früchte und andere Speisen hinlegen, damit arme und hungernde Wanderer sich daran erquicken konnten. Hier und da standen Obstbäume gepflanzt zur Seite des Weges, deren Früchte ebenfalls Gemeingut aller Dürstenden waren. Auch an Herbergen gebrach es nicht.

„Ein wanderlustig Volk sind wir Hellenen," sagte Perikles zu Aspasia. „Vielverzweigte Gastfreundschaft und fröhliche Feste locken von Ort zu Ort. Und für den Wanderer ist, wie du siehst, gesorgt."

An Berghängen zur Seite des Weges sprang manch lustiger Quell aus dem Gestein. In den Riesenstamm der Pappel, welche den Quell beschattete, hatte mancher rastende Wanderer zum Dank einen Spruch, einen Vers eingeschnitten, oder ein Weihegeschenk daran aufgehängt.

Blühende, tempelreiche, säulengeschmückte Städte und Flecken zogen an den Blicken der beiden vorüber. Zuerst Eleusis, die heilige Stadt der Mysterien, wo auf des Perikles Betrieb soeben ein neues prangendes Haus der Mysterienfeier unter des Iktinos Händen emporstieg. Dann Megara,

die Dorerstadt, deren Anblick dem Geiste Aspasias unerfreuliche Erinnerungen weckte. Ihr liebliches Antlitz verdüsterte sich; sie schwieg, aber unvergessenes Leid und ungesühnte Schmach erpreßte ihr eine Träne des Unmuts. Perikles verstand sie und sagte:

„Sei getrost! Deine Feinde sind auch die meinigen. Megara wird büßen, was er verbrach!"

Angelangt in dem menschenwimmelnden Korinth, begab sich Perikles in das Haus seines Gastfreundes Amynias, der ihn und seine Gemahlin mit hohen Ehren bei sich empfing.

Allzu verlockend winkte den Ankömmlingen die Höhe des weitschauenden Akrokorinth, die Akropole der Stadt Korinth, der von Blumen und Kräutern dicht überwucherte Felsberg, steil abfallend gegen die Stadt, eine Hochwarte des hellenischen Landes. Von seinem Gipfel leuchtete der altberühmte Tempel der Liebesgöttin. Denn wie das geistbelebte Athen unter dem Schutze der sinnigen Pallas Athene stand, so stellte die reiche, genußliebende Handelsstadt sich unter den Schutz der Freudenspenderin Aphrodite. Wie Pallas Athene dort, war hier Aphrodite Beherrscherin der Burg und bewaffnet stand sie in ihrem Heiligtume. Von der höchsten Felskuppe glänzten ihre Tempelzinnen weit hinaus ins Meer, auch sie ein Wahrzeichen den Schiffern. Tausend Hierodulen, Dienerinnen der Göttin, reizende und willfährige Töchter der Freude, wohnten im Tempelbezirk auf der Bergeshöhe, die durch angebaute Terrassen, Säulenhallen, Gärten, Haine, Bäder und Gastwohnungen zu einem auf so weitschauender Fläche doppelt anmutenden Eden umgeschaffen war.

Von dieser Höhe nun, im Mittelpunkte der hellenischen Länder und Meere stehend, überschauten Perikles und Aspasia alle die wunderbar geformten, in eigentümlichem Farbenzauber leuchtenden Bergesgipfel, erblickten im Norden das Schneehaupt des Parnassos und weiter ostwärts den Helikon, grüßten die sämtlichen Berge von Attika, und mit nicht geringer Herzensfreude sahen sie sogar die holdvertraute Fels-

warte der athenischen Akropolis durch die reinen Lüfte aus weiter Ferne herüberwinken. Südwärts schweifte ihr Blick über die Höhen Nordakadiens. Sie sahen zwischen den unzähligen Bergen und Tälern die schimmernden Seebuchten und Küsten, auch grünende oder felsig-weiß blinkende Meereilande, alles vom Reiz eines unvergleichlichen Lichtes übergossen.

In dieser holden Schau wurden Perikles und Aspasia einigermaßen gestört durch die Schwärme der Hierodulen, welche sich in der Nähe des Tempelbezirkes in den Säulengängen und Hainen umhertrieben.

„Ihr habt zu Athen", sagte der korinthische Gastfreund, welcher das Paar begleitete, mit einem Blick auf diese Schönen zu Perikles, „solche Art von Götterdienst noch nicht und ihr seid vielleicht nicht geneigt, in diesen Priesterinnen, welche zugunsten des Tempelschatzes sich preisgeben, geheiligte Personen zu erblicken. Bei uns steht solches Priestertum seit langer Zeit in hohem und ehrwürdigem Ansehen. Diese gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, ‚aufwärts streben im Gemüt zur Mutter der Liebe', sind bei Opfern und anderen religiösen Verrichtungen gegenwärtig, nehmen an Festaufzügen der Bürger teil und singen dabei den Päan der Aphrodite. Man wendet sich an sie um Fürsprache bei der Göttin, der Beschützerin unserer Stadt. Ihr lächelt? Nun, ihr Athener mögt der Pallas Athene mehr zu verdanken glauben. Bei euch ist das Gemeinwesen reich und vielvermögend, bei uns sind es die einzelnen Bürger. Jeder ist ein Krösus, ein König für sich und freut sich der durch Handel und Seefahrt errungenen Güter des Lebens. Wir streben nicht nach Macht und Reichtum in Griechenland, wir verwenden unsere Schätze nicht auf den Bau von Festungswerken oder Flotten und ähnliche Dinge, aber wir leben bequem und glauben, daß am Ende doch nur der einzelne lebt, die Gesamtheit aber ein bloßer Begriff ist. Mag sich das verhalten wie es will und mögt ihr Athener noch so verachtend auf uns

herunterblicken, die Bahn habt ihr doch eingeschlagen, die euch uns näher bringt. Ihr liebt und pflegt das Schöne, mit welchem immer auch die Liebe zu den Annehmlichkeiten des Lebens sich einstellt."

Diese Worte des Korinthers machten einen tiefen Eindruck auf Perikles, ohne daß er viel darauf zu achten schien. Er blickte nach den Bergen des Peloponnesos hinüber und sagte nach einiger Zeit, mit einem flüchtigen Lächeln zu Aspasia gewendet:

„Es ist bedeutungsvoll, daß uns eben hier, gleichsam an der Schwelle des ernsten strengen Peloponnesos, noch das Bild einer auf ihrem Höhepunkte angelangten Üppigkeit hellenischen Lebens begegnet. Wer sollte glauben, wenn er von dem heiteren kunstliebenden, gedankenhellen Athen herkommt, oder wenn er hier im genußfrohen Korinth, von verführerischen Hierodulen umschwärmt, auf der Höhe des Aphroditetempels steht, daß so ganz unferne jenseits des Isthmos und jener düsterragenden Berge auf den Höhen Arkadias ein unverderbtes Hirtenvolk in vorzeitlicher Lebenseinfalt hauset, daß, diesen Stätten eines schönen genußreichen Müßiggangs gegenüber, da drüben jenseits der Berge der rauhe Sparter und der finster-grollende Messenier, zottigen Löwen oder Wölfen gleich, in grausen Schluchten oder dunklen Wäldern sich würgend befehden? Welch eine Ringstätte wilder, heldenhafter Kraft ist von uralten Zeiten her dieser Erdstrich jenseits der ragenden Berge! Aus Burgen, mit übereinandergewälzten Felsen aufgebaut, zogen die Argiverfürsten gen Ilion. Auf den Pfaden des Peloponnesos gingen Herakles und Perseus ihren Heldenweg, erwürgten die Löwen und bekämpften die Brut der Schlangen im Gesümpf und das Gezücht unheimlicher Vögel in der Luft. Und ringt nicht auch heute noch auf den Auen der Pelopshalbinsel, auf dem Isthmos, zu Nemea, zu Olympia männliche Tatkraft um den Preis? Wandern nicht dorthin die Männer von ganz Hellas, welchen nach dem Lorbeer heldenhafter Stärke gelüstet? Düster, drohend und rauh erscheint

er, dieser Peloponnesos und die Wasser des Styx bespülen nicht umsonst sein finsteres Berggelände. Aber wir wollen seinen Schrecken trotzen, wir wollen uns in die Höhle des Löwen wagen. Und wenn wir zu weichlich geworden, so wollen wir mit neuer Kraft uns stählen in jenen rauheren Lüften."

„Seit wann", sagte Aspasia lächelnd, „ist Perikles zum Bewunderer und selbst zum Neider der rauhen und einfältigen Männer jenseits des Isthmos geworden? Sei nur getrost, Freund! Laß jene dort ringen und kämpfen, wie sie mögen. Über ihren düsteren Bergeshöhen leuchtet nicht wie über Athens Akropole das siegreiche Licht der Pallas Athene!"

Mit einem starken Geleite brachen die Reisenden am nächsten Morgen von Korinthos auf, um frohen Mutes ihre Wanderung ins Dorerland über die argolischen Berge anzutreten. Aspasia verschmähte meist die Sänfte, welche Perikles in liebreicher Sorgfalt für sie hatte anfertigen lassen und welche von Sklaven oder Maultieren über die beschwerlichen Strecken des Gebirges getragen werden konnte. Sie zog es vor, auf einem Maultier zur Seite des Gatten zu reiten. Und so wanderten sie denn, sich traulich unterredend, durch die säuselnden Gebirgswälder, dem Laufe der Bäche, welche den Schlünden zustürzten, entgegen, gelangten über steile Hänge und waldige Gipfel zu freien Hochflächen, dann wieder durch Engpässe und Täler, wo Oleander- und Lentiskussträucher und wilde Birnbäume über den dunklen Pfad ihr schattiges Gezweig ineinander schlangen.

In solchen düsteren Gründen drang denn doch mancher Blick aus den Augen der mutigen Aspasia etwas ängstlich spähend ins Gestrüpp, ob nicht eines Räubers dunkle Gestalt daraus hervortrete. Dann lächelte Perikles und sagte mit einem Blick auf das wohlbewehrte, pfadkundige Gefolge einheimischer Männer, welche er zur Begleitung durch das Gebirge angeworben hatte:

„Fürchte nichts, Aspasia! Längst sind die wilden Riesen

auf diesen Pfaden ausgetilgt und dahin ist längst auch der Fichtenbeuger Sinis, der tückische Wütrich. Nur vor den Schlänglein dieser Höhen und Täler mögen wir uns hüten; denn du gedenkst wohl, was hier ganz nahe auf Nemeas Au geschah, als die Amme das Knäblein ins Gras hinlegte, um für die vorbeiziehenden Sieben gegen Theben auf ihr Verlangen einen Trunk erfrischenden Wassers zu holen."

Nach einer angestrengten Tagreise fanden sich die Wanderer an der Schwelle der Inachosebene und sahen zwischen zwei grauen spitzen Bergen des Agamemnon sagenberühmten Herrschersitz, die uralte Hüterin dieser Bergstraßen, die Burg von Mykenä, lauernd in ihrer Felsenecke liegen — „im Winkel von Argos", nach den Worten des homerischen Liedes. Zur Rechten starrte der kahle Kegelberg mit der alten Burg Larisa empor, die Akropole der Stadt Argos, die zu den Füßen des Berges auf weitem Raum in der Ebene sich erstreckte, noch immer blühend und nicht minder stark als die Stadt der Athener bevölkert. Über die langgedehnte Strandebene des „rossenährenden Argos" herüber glänzte die blaue Meeresbucht von Nauplia, Bergketten, in die Farben des Sonnenuntergangs getaucht, ragten hier mit scharfgezackten Gipfeln gen Himmel, liefen dort in hochgeschwungenen Bogen bis ans Meer. Auch jenseits des schimmernden Golfes tauchten die dämmernden Umrisse mächtiger Bergeshäupter auf.

Eine wunderbare Empfindung bemächtigte sich der Reisenden. Ihre Blicke hingen an der grauen Felshöhe von Mykenä, die Spuren der Königsburg der Pelopiden suchend und all den andern unzerstörbaren Resten zyklopischer Schatzhäuser, Gräber, Mauern und Gewölbe der Urzeit.

Als sie Mykenä selbst erreicht hatten, war das Dunkel eingebrochen. Sie standen auf der Felshöhe, wo das graue, von Moos und Efeu überwucherte, aus riesigen, aber regelrecht behauenen Felsblöcken aufgewälzte Mauerwerk in der Dämmerung fast unheimlich und beängstigend ragte.

Dennoch verschmähten sie es, hinunterzuwandern zu den Wohnstätten der wenigen Mykenäer, welche in der längst verfallenen und verödeten Königsstadt der Atriden noch hausten. Perikles und Aspasia beschlossen, die laue Sommernacht in der Nähe dieser ehrwürdigen Überreste der Vergangenheit unter einem Zelte zuzubringen. Aber der Mond ging auf und übergoß das Mauerwerk und die Höhe selbst und alle Bergeskuppen von Argos ringsumher und die Ebene dazwischen bis an den fernen Golf mit weißglänzendem Lichte. Obgleich ermüdet, konnten Perikles und Aspasia der Verlockung dieser zauberischen Mondeshelle nicht widerstehen. Sie schöpften neue Kraft aus der wundersamen Erregung ihrer Gemüter. Vor wenigen Tagen noch umgab sie das geräuschvolle Athen und jetzt standen sie auf Mykenäs Trümmern, von den Schauern der sternenhellen Nacht umgraut, in der totenstillen Einsamkeit der argolischen Berge. Der Geist des Homeros kam über sie. Im Rauschen des Windes, im Säuseln der Baumkronen vernahmen sie etwas wie einen leisen Nachhall jenes unsterblichen Heldengesanges. Das Vollmondlicht, das ringsumher auf den Kuppen der Berge von Argos brannte, gemahnte sie an die Feuer, die einst von einem dieser Berggipfel bis zum andern aufloderten, um die Botschaft des Hellenensieges von Ilion über Meer und Gebirg hierherzubringen bis an die Burg Agamemnons, wo die wilde Klytämnestra, den Buhlen Ägisthos an der Seite, der Heimkehr des siegreichen Hellenenführers mit heimlich geschärftem Todesstahl entgegensah. Und innerhalb dieser verödeten Burgtrümmer, die da vor ihnen lagen, in der grabstillen, nachtumgrauten Einsamkeit ward er gezückt, dieser Mordstahl. Hinter diesen Mauern verhallte dumpf das Todesröcheln des heimgekehrten Völkergebieters . . .

Perikles und Aspasia schritten den mächtigen Mauerring entlang, der dem Rande des schroffen Burghügels mit zahlreichen Ecken und Winkeln folgte. Sie gelangten an das altberühmte Löwentor, die ehrwürdige Pforte der Atriden-

burg, über welcher des Weltteils ältestes Bildwerk ragt. Durch dieses Tor betraten sie den Burgraum und standen vor den inneren Mauerzügen, hinter welchen die Atriden unangreifbar hausten; aber nur noch die Grundfesten bezeichneten ihnen die Stelle der eigentlichen Fürstengemächer. Sie setzten ihre Wanderung fort und erreichten weiterhin, nicht mehr auf der Höhe des Berges, sondern auf seiner Abdachung, das ehrwürdige, noch unversehrte Rundgebäude, welches ein Schatzhaus und die Gruft der Pelopiden zugleich war.

Als Perikles und Aspasia sich diesem Rundbau näherten, erschreckte sie die Gestalt eines riesigen Mannes, welcher an der Pforte lag und welcher bei der Annäherung der Fremden sich mit halbem Leibe emporrichtete. Der Mann erinnerte an die Reckengestalten des Homeros, welche sich mit Felsblöcken bewarfen, deren Wucht die später Geborenen nicht mehr vom Boden zu erheben vermochten. Perikles sprach ihn an und merkte nach kurzer Unterredung, daß er es mit einem in den Bergen von Argos umherschweifenden Bettler zu tun habe. Die Glieder desselben waren kärglich mit Lumpen bedeckt, sein dunkelfarbiges Antlitz war wie zernagt von Wind und Wetter. So vielleicht war der vielduldende Irrfahrer Odysseus anzusehen, in dem Augenblicke, als er sich schiffbrüchig ans Festland rettete, nachdem er tagelang schwimmend mit dem Meere gerungen und die starke Salzflut ihm die Glieder verwüstet hatte.

Der greise, wunderliche, hünenhafte Bettler behauptete, er hüte den Schatz des Atreus und ohne seine Einwilligung dürfe niemand der Pforte des Schatzhauses sich nähern. Von ungeheuren goldenen Schätzen begann er zu faseln, welche in geheimen Verstecken dieser Felskammern noch immer verborgen lägen und welche den Finder zum reichsten aller Sterblichen, zum Führer und König in Hellas, zum Erben und Nachfolger des Hellenenfürsten Agamemnon machen würden.

Lächelnd sagte Perikles zu Aspasia: „Wohl war Mykenä in Urzeiten berühmt als die goldreichste Hellenenstadt; aber

ich denke, das Gold Mykenäs ist längst nach Athen geflossen und wir brauchen es nicht mehr zu suchen. Dennoch lockt mich diese wunderbare Felsgruft der Atriden unwiderstehlich."

„Führ' uns heute noch in das Schatzhaus, das du bewachst!" fuhr Perikles fort, zu dem Hünen gewendet. „Wir sind Athener und in die Berge von Argos gekommen, dem Staube der göttlichen Atriden unsere Verehrung zu bezeugen!"

Dann befahl er einigen Sklaven, Fackeln anzuzünden. Der Bettler, auf welchen das Wesen des Perikles eine gewisse Macht zu üben schien, zeigte sich schweigend bereit, als Führer zu dienen. Mit wuchtiger Hand schob er, seine Riesenkraft betätigend, ein großes Felsstück beiseite, das vor dem Eingang lag und denselben völlig versperrte. Aber auch so noch war es nicht leicht, über Schutt und Geröll hinweg durch die fast verschüttete Pforte dem Weg ins Innere des tief in die Erde hinabreichenden Gewölbes zu folgen.

Durch den aus mächtigen Quadern gebildeten Torweg gelangten Perikles und Aspasia in das hohe düstere Rundgewölbe, dessen Wände sie nicht in der gewöhnlichen Art eines Gewölbes errichtet sahen; in immer enger werdenden Ringen fanden sie die Steinschichten übereinander gelagert und oben durch eine kegelförmige Wölbung abgeschlossen. Sie fanden die Spuren alter Erzverkleidung an den Wänden, ein beliebter Wandschmuck jener Zeiten, von welchen Homeros meldet. Wie mochte in den Fürstengemächern die geglättete blanke Erzwand im Widerschein hellodernder Fackeln geschimmert haben! Aber gewaltsam herabgerissen waren hier schon die Platten des Erzes, unverkleidet starrten die grauen Steinmassen der mächtigen, übereinander aufgetürmten Ringe den Beschauern entgegen.

Aus dem Rundbau traten Perikles und Aspasia durch eine engere Pforte in eine Felsenkammer, welche, ganz in den lebendigen Fels gehauen, im Viereck sich verbreitete.

Sinnend standen die beiden. Nur dämmerig erhellte

das trübe Licht der brennenden Fackeln die düsteren Steingewölbe.

„Ein kühner Gedanke wär' es," sagte Perikles zuletzt, „in dieser von wunderbaren Schauern durchwehten Steingruft eine Nachtherberge aufzuschlagen!"

Aspasia schauderte ein wenig, aber im nächsten Augenblicke lächelte sie und konnte sich des Zaubers nicht erwehren, welchen der Schauer erweckende und doch verlockende Gedanke auf sie übte, eine Nacht zuzubringen in der tausendjährigen Pelopidengruft, zu ruhen über dem Staube des Atreus und des Agamemnon.

Manches Bedenken wurde noch erwogen, zuletzt aber schritt man zur Ausführung des kühnen Gedankens. Teppiche wurden auf den Steinboden der kleineren Felskammer von den Sklaven ausgebreitet und auf denselben das Lager bereitet. Im Rundgewölbe streckte der reckenhafte Bettler sich zum Schlummer hin, die Sklaven lagerten sich um den äußeren Eingang.

Nun fanden Perikles und Aspasia sich allein in dem schauerlichen, ganz in den Felsen gehauenen Gemache. Der ungewisse Schein der in den Boden gesteckten Fackel spielte gespenstig auf den grauen, fensterlosen Felswänden. Um sie herrschte Totenstille. Es war die wirkliche Ruhe einer Gruft, die sie umgab.

„In dieser Nacht", sagte Perikles, „und in diesem Raume tritt mir der Gedanke an Verwesung und Vernichtung beinahe in leibhafter Gestalt mit titanischer Übergewalt entgegen. Wie zart und veränderlich und hinfällig erscheint alles Lebendige und wie starr und zähe trotzt dem Zahne der Zeiten das, was wir das Tote zu nennen pflegen! Atreus und Agamemnon sind längst dahin und wir trinken vielleicht die unsichtbaren Atome ihres Staubes mit dem Odem, welchen wir einziehen. Diese toten Mauern aber, welche jene Menschen aufgetürmt haben, umragen uns noch heute und werden vielleicht auch jene noch umragen, welche die Atome unseres tausendjährigen Staubes trinken!"

„Nicht ganz wie du, o Perikles," erwiderte Aspasia,

„finde ich, daß das flüchtig-lebendige Menschendasein Grund hat zum Neide gegenüber dem unverwüstlichen Leben des Toten. Der stürzende Felsblock begräbt die Blumen, aber die Blumen kehren wieder mit jedem Frühling und schlingen ihre Ranken um den Stein, und zuletzt verwittert nach Jahrtausenden der Stein, die Blumen aber sind immer wieder da. So liegt das Leben auch begraben unter Städtetrümmern, aber zwischen den Trümmern schlüpft es heimlich hervor und umspinnt das mit seiner Dauer sich brüstende Gestein: sein treibendes Gezweig durchwächst sogar und sprengt den Fels, und so ist zuletzt doch nur das scheinbar Flüchtige und Vergängliche wahrhaft ewig."

„Du hast recht," sagte Perikles; „das Leben würde bald müde und seiner selbst überdrüssig werden, wenn ihm die Unveränderlichkeit des Toten beschieden wäre. Unvergänglichkeit ist schon eins mit dem Tode, nur der Wechsel ist Leben."

„Der Heldensinn des Agamemnon", sagte Aspasia, „erneuert er sich nicht in tausend Helden? Und lebt die Liebe des Paris und der Helena nicht in unzähligen Liebespaaren ewig wieder auf?"

„Allerdings kommt und geht das Leben," erwiderte Perikles, „und in ewigen Verwandlungen kehrt es wieder. Sind wir aber gewiß, daß es bei diesem Kommen und Gehen nicht doch zuletzt etwas einbüßt von seiner Urkraft? Sollte das Große in der Welt nicht ein wenig den Steinringen gleichen in der Wölbung dieser Gruft, welche nach oben hin sich zwar wiederholen, aber immer enger werden? — Der Heldensinn Agamemnons scheint zwar wiedergekehrt und wir haben die Perser geschlagen, aber es will mich bedünken, als ob wir gegen die Helden Homers doch ein wenig eingeschrumpft wären."

„Manches", erwiderte Aspasia, „mag schwächer werden in der Wiederkehr: aber verkennst du, daß vieles noch kräftiger und herrlicher sich erneuert? Die Kunst, welche mit diesen Trümmern unterging, ist wiedergekehrt und

hat die bildgeschmückten Marmorzinnen des Parthenon gemeißelt!“

„Wenn aber“, sagte Perikles, „auch jene bildgeschmückten Zinnen einst in Schutt gesunken sind — wenn das herrliche Viergespann der Pallas vielleicht, vom Giebel des Parthenon hinunterstürzend, mit Donnergekrach zerschellt ist am Felshang, bist du gewiß, daß auch dann die Kunst nur immer herrlicher wiederkehrt? Oder kommt eine Zeit, deren Ruhm nur noch zehrt vom Abglanz unsterblicher Trümmer?“

„Darum mögen die späteren Geschlechter sich kümmern!“ erwiderte Aspasia.

„Du hast auch von der Liebe jenes schönsten Paares der Vorzeit gesprochen,“ fuhr Perikles fort, „und wie sie sich erneuert in unzähligen Paaren.“

„Zweifelst du daran?“ fragte Aspasia.

„Nein!“ rief Perikles, „und ich glaube, daß die Liebe und eben nur die Liebe, immer da ist mit gleicher Kraft, mit gleicher Lebensfrische, mit gleicher Beseligung!“

„Die Liebe und die Freude!“ fiel Aspasia lächelnd ein.

„So ist es!“ wiederholte Perikles. „Zwar muß ich mit Beschämung wandeln auf dieser Stätte und bin vielleicht nicht würdig, auch nur eine Nacht über dem Staube homerischer Helden zu ruhen. Aber wenn ich mit schmerzlichem Neide verzichten muß auf die Heldenehre des Achill, so teile ich doch das Glück des Paris: den Besitz des schönsten hellenischen Weibes!“

Die Miene, mit welcher Perikles dies sprach, war nicht ganz in Übereinstimmung mit den Worten selbst. Er hatte das Ansehen, als ob er zweifelte, daß es dem Manne gezieme, auf den Ruhm Achills zu verzichten und sich zu begnügen mit dem Glücke des Paris . . .

Aber mit dem Zauber des schönsten hellenischen Weibes wußte Aspasia die Gedanken einzulullen, welche in der männlichen Seele des Perikles sich regten. Ihr Auge streute einen magischen Glanz in die düstere Felsgruft, von ihren

Wangen schien der Rosenschein sich durch den ganzen Raum zu verbreiten. Die Fackel, welche zuvor so düster geflackert, wie vielleicht jene, welche einst zur Bestattung des getöteten Agamemnon hier geleuchtet, schien plötzlich heiter aufzuflammen wie eine Hochzeitsfackel. Durch den Strahl der Schönheit, der in die finstere Tiefe fiel, schien selbst die Gruft nun verwandelt in ein Brautgemach und die ewige Frische des Lebens und der Liebe gewann die Oberhand über die Schauer des Todes und der Verwesung, über den tausendjährigen Moderstaub der Atriden.

Als Perikles und Aspasia die Stätte ihrer nächtlichen Rast verließen und aus der düsteren Felskammer hervortraten, glänzte ihnen der Morgen tauig von allen Fluren und Hängen entgegen. Aber es war auch in dem glänzenden Lichte des Tages nicht weniger einsam und totenstill unter den Trümmern der Atridenburg. Nur ein Geier schwebte regungslos mit weit ausgebreiteten Fittichen über Mykenä hoch im Blau.

Während hierauf die Reisenden von dem mitgebrachten Vorrate und dem Weine, den ein Sklave in geißledernem Schlauche trug, einiges zum Morgenimbiß zu sich nahmen, fragte Perikles Aspasia, ob sie nicht einen Traum gehabt während des nächtlichen Schlummers in der Atridengruft.

„In der Tat", versetzte Aspasia, „hat mich ein Morgentraum mitten unter das Heldengetümmel von Ilion versetzt. Ich habe den Achill leibhaft gesehen und er schwebt mir noch immer vor Augen. Es war eine wild-schöne Jünglingsgestalt von fast dämonischem Ansehen, hoch und schlank, das im reinsten Eirund geschnittene Antlitz von dunklen Locken umrahmt, die Augen schwarz wie eine Kohle und beinahe kreisrund, was seinem Gesichte bei allem Adel der Züge etwas Gorgonenhaftes, Schreckliches gab; der Mund ungewöhnlich schmal, die Lippen aber kräftig ausgeprägt — überall die Züge jugendlicher Schönheit mit dem Ausdrucke wilder, fast übermenschlicher Heldenkraft vereinigt erscheinend. So sah ich ihn an den Schiffen stehen mit

funkenumsprühtem Haupte, durch seinen Kampfruf allein schon Entsetzen verbreitend innerhalb der Mauern von Ilion."

„Auch mich", sagte Perikles, „hat der Traum zur selben Zeit in die homerische Welt entführt, aber seltsamerweise nicht unter die Helden, sondern ich sah Penelope und was noch seltsamer ist, ich sah sie nicht so wie Homer sie schildert, als des Odysseus in Treue harrendes Eheweib, sondern als jugendliche Braut im Lichte einer Sage, die mich noch sinniger anmutet als alles, was Homer von ihr gesungen hat. Du kennst gewiß die Sage von des Odysseus Werbung: wie der Sparterkönig Ikarios seine Tochter Penelope dem werbenden Odysseus zwar zusagte, hoffend, diesen zu bewegen, sich in Lazedämon niederzulassen, als dies ihm aber nicht gelang, die zärtlich geliebte Tochter dem Freier wieder abspenstig machen wollte, ja, als Odysseus die Braut nach Ithaka hinweg führte, dem Wagen mit väterlichem Flehen nacheilte, bis Odysseus die Jungfrau aufforderte, sich zu erklären, ob sie ihm freiwlilig folgen, oder lieber mit ihrem Vater nach Sparta zurückkehren wolle. Und wie dann Penelope nichts erwiderte, sondern nur schamhaft ihr Angesicht verhüllte, worauf Ikarios sie ziehen ließ und an der Stelle, wo dies sich ereignet hatte, eine Bildsäule der jungfräulichen Scham aufrichtete. Welch ein liebliches Bild ist diese stumm errötende, in jungfräulicher Verschämtheit das Haupt verhüllende Penelope! Und eben in dieser jungfräulichen Gestalt habe ich sie heute nacht im Traume gesehen!"

So erzählten Perikles und Aspasia sich die Träume, welche ihnen zuteil geworden über dem Staube der Atriden und erwogen halb scherzend, halb im Ernste, ob etwa eine Vorbedeutung, ein geheimer Sinn in diesen Traumgesichtern sich berge.

Noch einen Blick sandten sie von der Trümmerhöhe Mykenäs auf die Inachosebene hinab und auf das alte Argos. Dann brachen sie auf, um ihren Weg fortzusetzen, und die Wanderung aus den argolischen Bergen in die arkadischen hinüber anzutreten.

Perikles und Aspasia fanden ein Vergnügen darin, große Strecken zu Fuße zu durchwandern und gleichsam lustwandelnd auf den Pfaden des grünen Waldgebirges traulichen Gespräches zu pflegen.

Aspasia war bisher nur auf Polstern und Teppichen zu ruhen gewohnt; nun erfuhr sie, daß es möglich sei, auch auf grünem Rasen, auf Moos, Kräutern, Fichtennadeln zur Rast sich hinzulagern. Wenn sie so bisweilen an einer anmutigen Stelle sich niederließen, so brachte ein Sklave auf den Wink des Perikles eine von den Bücherrollen herbei, welche die Gesänge des Homeros enthielten und Aspasia las dem Gatten auf sein Verlangen Stellen daraus mit ihrer süßen, hellen Stimme vor. Nicht ohne den Sänger hatten sie die Überreste des alten Atridenreiches besuchen wollen und in der Tat, seit sie diese Trümmer gesehen, erschien jener ihnen in seiner Wahrhaftigkeit.

Es knüpfte daran von Zeit zu Zeit sich ein flüchtiges, kleines Zerwürfnis, wenn Perikles allzubegeistert in das Lob der patriarchalischen Heldenzeit sich verlor, während Aspasia das Ideal des Menschheitlebens lieber in der Gegenwart oder gar in der Zukunft suchte.

„Bei Homer," sagte Perikles, „glaube ich einmal eine merkwürdige Lehre zu finden: daß nämlich der Mensch einmal Tier gewesen und allmählich zum Menschen geworden. Man sieht bei ihm, namentlich in der Odyssee, wie die Menschwerdung allmählich vor sich gegangen. Er legt überall das Hauptgewicht auf den Sieg der Menschlichkeit über das Rohe, Tierische. Überall dieser Kampf des Menschentums mit den noch nicht völlig überwundenen Resten der Tierheit. Er zeigt uns in den wilden Lästrygonen und Zyklopen, was wir einst gewesen. Er malt dann sinnig diesen wilden Halbmenschen gegenüber das menschlich-edle Empfinden aus, stellt den Menschenfressern die gastfreundlichen Phäaken gegenüber und um das Menschliche vor dem Rückfall ins Tierische zu bewahren, knüpft er es so innig als möglich ans Göttliche an. Pallas Athene, die Göttin

der menschlich besonnenen Einsicht, der durch Menschlichkeit geadelten Tatkraft, ist seiner Helden stete Begleiterin und Lenkerin. Menschlichkeit ist's, was er predigt, Menschlichkeit im Gegensatz zur Tierheit. Bei ihm ist reines Menschentum ausgeprägt in reiner Poesie. In reinem klarem Äther schwimmen bei ihm alle Gegenstände. Beredter sprach erhabene Einfalt aus keinem Munde, als aus dem seinigen."

Hier unterbrach Aspasia den Perikles in seiner Lobrede.

„Erlaube," sagte sie, „dir ist da ein Wort entschlüpft, welches ich nicht gelten lassen darf und welches du vielleicht selbst gerne zurücknimmst. Homer ist weder einfältig noch einfach, wenigstens nicht in dem Sinne, wie etwa die Bildner vor Pheidias gewesen. Mit Homer sprang, um ein altes Gleichnis zu gebrauchen, die Poesie in voller Reife aus dem Haupte des Zeus. Seine Rede ist breit, reich, volltönend. Seine Schilderungen sind zuweilen ebenso pomphaft als lebendig, und es gibt Stellen in der Ilias und Odyssee, welche kein später Geborener an rhetorischer Pracht des Ausdrucks übertreffen wird. Und seine Beredsamkeit! Sind die Reden, mit welchen der grollende Achill zur Wiederkehr in den Kampf bewogen werden soll, und die Antwort, die er gibt, nicht Meisterstücke? Und dies nicht etwa durch den Schwung allein; sondern auch durch die Anordnung und durch die schlagende Kraft der Beweisführung bleiben sie Muster einer ausgebildeten Redekunst."

„Was du da vorbringst, ist die Wahrheit!" sagte Perikles. „Dennoch besitzt Homer in einem gewissen Sinne wieder das, was ich erhabene Einfalt nenne. Vielleicht ist es das Geheimnis der höchsten Kunst, daß sie durch den ausgebildeten Prachtstil jene hohe Einfachheit noch hindurchklingen läßt und mit der Reife der Gegenwart urweltliche Naturfrische vereinigt."

Nach einer fortgesetzten Wanderung von einigen Tagen befanden sich die Reisenden mitten in dem rauhen gebirgigen Teile des Hirtenlandes Arkadien. Sie durchwandelten das Gebirg im Geleit einheimischer Hirten, welche

ihnen nicht bloß als Führer, sondern, mit Keulen und wuchtigen Lanzen gerüstet, als Beschützer zugleich dienten. Sie sahen in der Einsamkeit der Berge über sich die Adler in den Wolken kreisen, sie sahen andere scharfkrallige und krummschnäblige Vögel auf zackigem Felsen mit lautem Gekrächz sich befehden, sie sahen Schwärme von Kranichen, von Staren und Dohlen vor dem Habicht flüchten, der von den Gipfeln der Berge her auf sie herunterstieß. Hier und da schollen Schläge der Axt aus der Tiefe des Waldes und das Gekrach uralter Stämme unter den Händen holzhauender Männer. Von den reißenden Tieren, welche meist nur in der Nacht aus ihren Höhlen hervorbrechen, kreuzte keines ihren Pfad. Nur von helläugigen Schildkröten, welche zwischen Kräutern und Gestein schwerfällig sich wälzten oder in der Sonne sich wärmten, fanden sie den Boden der Wälder Arkadiens überall bedeckt.

So wandelten Perikles und Aspasia auf stillen Fluren, und während sie Fremdes, Neues mit ruhigen Sinnen als ein Zufälliges flüchtig aufzunehmen glaubten, war doch das alles für sie von schicksalvoller heimlicher Wirkung, fügte der Ordnung ihres Daseins wie ein vorherbestimmtes Glied sich ein und gleichsam lustwandelnd schritten sie den neuen Wendungen, Wandlungen, Entscheidungen ihres inneren Lebens und äußeren Geschickes entgegen.

Über wolkennahe Hochflächen ziehend, gewannen die Reisenden oft wunderbare Ausblicke in die Weite von Hellas. Von den fernsten Grenzen her sahen sie zuweilen die Gipfel schneebedeckter Berge leuchten. Eines Tages waren sie vor dem Morgengrauen aufgebrochen und zogen über das noch nächtlich umgraute Gebirge.

„Du fröstelst im kühlen Morgenwinde?“ fragte Perikles die schauernde Aspasia.

„Ich schaudere vor dieser nachtdunklen, öden Bergeseinsamkeit!“ erwiderte sie. „Mir ist, als ob wir nicht mehr auf hellenischem Boden wandelten und als ob wir verlassen wären von allen Hellenengöttern!“

In diesem Augenblicke haftete das Auge des Perikles auf einem Goldwölkchen, das am Rande des Horizonts im fernen Norden sichtbar wurde. Er lenkte auch den Blick Aspasias darauf. Das Goldwölkchen vergrößerte sich ein wenig, stand aber immer fest an seiner Stelle und hob von dem übrigen gleichförmigen Grau des Nachthimmels wunderbar sich ab. Allmählich gewann die Oberfläche des Wölkchens eine merkwürdige Deutlichkeit und festere Umrisse, welche gar nicht mehr als die einer Wolke erschienen. Es hatte das Ansehen einer fernen goldenen Au, auf welcher selige Götter wandelten. Und in der Tat, als der Morgen graute und die Linien ferner Gebirgszüge hervortraten, da verbreitete jener Glanz sich in die Tiefe und die Wanderer merkten, daß es nicht ein feststehendes lichtes Wölkchen gewesen, was sie geschaut, sondern die schneebedeckte Gipfelfläche eines fernen Berges im Norden, beleuchtet von der noch nicht sichtbaren Sonne.

„Es ist, denk ich, der Gipfel des thrazischen Olymps des Götterberges!“ sagte Perikles heiter zu Aspasia. „Siehst du, daß die Hellenengötter uns noch nicht verlassen haben? Fernher von dem Sitze, wo sie in ewiger Heitre thronen, senden sie durch einen Spalt des Hochgebirgs uns einen Gruß in diese unerfreuliche Einsamkeit.“

„Sie wollen uns sagen,“ erwiderte Aspasia lächelnd, „vergesset unser und alles Schönen nicht ganz im düstern Dorerlande!“

Alsbald aber gelangten die Reisenden von kahlen Hochflächen in den baumreichen quellsprudelnden Westen des arkadischen Landes. Hier ergossen sich unzählige kleine Flüßchen, lieblich anzusehen, bald rauschend, bald nur leise murmelnd, von den waldigen Hängen herunter. Auf den Matten stand selbst in der Sommerglut das üppig sprossende Grün beständig frisch und unversengt. Hochauf grünten zum Himmel die Ulmen, die Buchen, die Platanen und Eichen. Vom Gebrüll der Rinderherden widerhallten die Täler. Überall merkten die Reisenden, daß sie im Bereiche des rauh-

schenkligen Gottes sich befanden, welchem um die Schultern das rötliche Fell des Luchses hing und welchem auf allen diesen Höhen ringsumher das Opferblut purpurn schäumte aus der zottigen Brust des Widders.

Überall fand man sein schlichtes Bild aufgestellt, aus dem Holze der Ulme geschnitzt; überall seine Spuren. Hier war ein struppig Eberfell zu schauen, ihm zu Ehren an eine Platane gehängt, dort das Zackengeweih eines Hirsches, ihm zum Dank an eine Buche genagelt. An den Quellen aber sah man Nymphenbilder, von den Hirten gestiftet: dabei aufgehangen Weihegeschenke.

Perikles und Aspasia wanderten durch hochgelegene Eichenwälder, welche das auf- oder untergehende Tagesgestirn mit einem Meer von goldenem Schimmer übergoß und wo ein Stück Sonne durch den Spalt einer Baumkrone wie ein Karfunkel glomm, lange Strahlen sprühend, die man glaubte mit Händen greifen zu können. Das alles war ihnen so neu, so wunderbar. Sie hatten auf Dinge dieser Art niemals geachtet.

Eines Tages merkten die Pilger, einen Wald durchwandernd, der viele Stunden weit ihren Pfad begleitete, ein ungewöhnlich starkes Rauschen in den Zweigen.

„Ich erinnere mich von einem arkadischen Eichwalde gehört zu haben,“ sagte Perikles, „welcher Pelagos, das Meer, genannt wird, von dem meerähnlich starken Rauschen seiner unzähligen Wipfel. Es ist vielleicht der Hain, den wir durchwandern.“

Die einheimischen Führer aber, die Begleiter der Reisenden, erklärten, dies Rauschen des tiefen Waldes sei nicht das gewöhnliche und wiesen zugleich nach dem Himmel hinauf, der kurz vorher noch völlig heiter gewesen, jetzt aber glanzlos geworden war wie angelaufener Stahl. Die Arkadier schlossen auf einen nahenden Sturm. Die Reisenden beflügelten ihre Schritte, um vor dem Ausbruch desselben noch den Ort zu erreichen, in welchem sie die Nacht zuzubringen gedachten. Bald aber ging das Rauschen des Haines in

ein wildes Brausen über und die Wipfel begannen zu krachen. Einzelne kleine, aber nachtschwarze und regenschwere Wolken flogen, vom Winde gepeitscht, durch den dunstig grauen Äther hin. Die vorher noch golden strahlende Sonne stand schwefelgelb über den hochgescheitelten Bergen, deren Gipfel noch einmal aufleuchteten in fahlem Scheine. Von den Wipfeln der Bäume stieg die Windsbraut auf den Boden herab und fegte Laub und Sand und kleine Zweige wirbelnd vor sich her. Jetzt begannen einzelne Tropfen zu fallen und wenige Augenblicke später stürzte die Regenflut, anfangs gemischt mit Hagelkörnern, prasselnd hernieder. Eilig flüchteten die Reisenden unter das breite Schirmdach einer riesigen Eiche. Plötzlich erschütterte ein ungeheurer Donnerschlag das Gebirge. Und von da an folgte Blitz auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag und die Wetter schienen von verschiedenen Gegenden des Himmels her sich zu begegnen. Die blaugelben Blitze kreuzten sich über den Häuptern der erschreckten Wanderer und die Donner fanden ein Echo in den hundert Tälern und Gründen. Dabei strömte der Regen unaufhörlich, der Sturm brauste, die Raubvögel kreischten und aus weiter Entfernung vernahm man das Geheul eines Wolfes.

Mit ängstlichen Augen blickten die Wanderer von ihrem Asyl unter dem Blätterdach der Eiche hinaus in das Grausen des Ungewitters, welches sie von allen Seiten her umgab.

Da fiel plötzlich vor ihren Augen aus einer schwarzen Wolke, die über dem Kamm eines zackigen Felsberges hing, der Blitz in einen der höchsten Bäume des Waldes. In schauriger Pracht loderte der Riesenstamm empor und erschien im Augenblick vom Fuß bis zum Wipfel gehüllt in Flammen: ein Funkenregen stob hernieder aus den knisternden Ästen, Schwefelgedüft durchwitterte die Luft. Von der brennenden Eiche aber züngelten die Flammen hinüber zu anderen Wipfeln und bedrohten auch schon das Asyl der Reisenden. Die arkadischen Männer versprachen die Flüchtenden zu den nächsten Ansiedelungen zu führen, wo sie

die Nacht zubringen könnten. Fort durch unwegsame Gründe eilten sie, abwärts gewendet, den Führern folgend.

Nach einiger Zeit hatte die Gewalt des Regens ausgetobt; aber man hörte das dumpfe Gebraus angeschwollener Gießbäche, welche von den Höhen in die Talschluchten hinunterstürzten, Geröll und Sand, gebrochene Äste und Felsstücke sogar wurden durch die Gewässer weggeschwemmt und in die Abgründe mit hinuntergerissen.

Inzwischen war der Abend eingebrochen, aber während die Wanderer durch die Waldgründe dahineilten, wich das Gewitter. Bald war das Gewölk von den Winden zerstreut und der Mond ging ruhig auf über den Waldhöhen, welche noch eben der wilde Kampf der Elemente durchtobte.

Nun gelangten die Flüchtenden zu einer großen Lichtung des Waldes, zu einer kräuterreichen Halde, welche über einen sanften Abhang hinunter sich erstreckte. Ein großes Rundbild eigentümlicher Art erschloß sich hier in der Nachtstille den Blicken. Weit umher ragten alle die Felswarten der Berge und zackigen Gipfel empor in die Helle des Mondes, der bald ganz klar am reinen Himmel stand, bald dämmrig durch flatternde Wölkchen brach. Das Auge hatte viel aufzufassen und die Wegmüden schritten wie in wachen Träumen hin. Dazwischen rauschten die Bergströme mächtig hinab. In der Mitte der freien Lichtung lag einsam das Gehege und Gehöft eines Hirten. Als die Reisenden sich anschickten, auf dasselbe zuzugehen, trat ihnen plötzlich ein Mann entgegen, der bewaffnet und in Tierfelle gekleidet war und der offenbar das Gehöft vor den nächtlichen Angriffen wilder Tiere bewachte. Ein paar gewaltige Hunde gingen bellend an seiner Seite.

Rasch verständigten sich mit ihm die einheimischen Männer. Sie begehrten Gastfreundschaft für die athenischen Reisenden. Der Wächter führte die Fremden, mit Steinwürfen die kläffenden Hunde verscheuchend, hinter die mit schützendem Hagedorn umzäunte Mauer, welche, das Gehöft umschließend, einen weiten Hof bildete, in dessen Mitte ein

Wachtfeuer brannte. Der Eigner des Gehöftes, ein schlichter Hirte, kam herbei und hieß die Gäste willkommen, ohne nach ihrer Herkunft, oder nach ihrem Namen, oder nach ihrem Reiseziel zu forschen. Er ließ einen Hammel schlachten, um denselben zur Bewirtung der Gäste am Feuer zu schmoren.

Nachdem er die Reisenden in solcher Art gelabt, wies er den Sklaven ihr Nachtlager in den Scheunen an, dem Perikles und der Aspasia aber trat er seine und seines Weibes eigene Kammer ab und stellte ein reinliches Lager für sie her, indem er kleines Reisig und dürres Gekräut auf den Boden streute und weichwollige Schafvliese darüber breitete. Zur Decke gab er ihnen einige Ziegenfelle und überdies seinen Mantel.

Die wechselnden Zufälle, die kleinen Abenteuer und selbst das Ungemach einer Reise vermehren die Lust der vereinigt Wandernden, anstatt sie zu vermindern. Der laute Wechsel von Bildern und Begebnissen ergötzt zuletzt und aus den freien Lüften des Himmels strömt den Müden nicht bloß Stärkung und Erfrischung zu, sondern auch fröhliche Laune.

Perikles fühlte sich niemals heiterer als hier in der Hütte des Hirten im Angesichte des ärmlichsten Lagers. Das silberhelle Lachen Aspasias mischte sich gar eigen in das idyllische Gebrüll der Rinder aus den dampfenden Ställen . . .

„Wieviel Wunderbares bescheren uns die Götter, welchen wir uns wandernd anvertraut!" sagte Perikles. „Vor wenigen Tagen hatten wir zum Schlafgemach eine uralte Königsgruft, die uns mitten in die Ilias versetzte, und heute scheint es, daß wir die Abenteuer der Odyssee erleben sollen. Der Geist Homers umschwebt uns, seit wir über den Isthmos gegangen; ich glaube, wir werden uns wandernd verändern, und wenn wir zurückkehren, nimmer passen zu den verfeinerten, fast weichlichen Athenern!"

Als Perikles und Aspasia, früh geweckt durch Hundegebell und das gedehnte Brüllen der Rinder, sich von ihrem Lager erhoben und in den geräumigen Hof hinaustraten,

sahen sie ungeschlachte Hirtenknechte zu den Ställen schreiten. Ein großer zottiger Hund spielte mit einer Kröte, die er in dem noch regenfeuchten Grase gefunden. Er griff sie unter gewaltigem Bellen und Springen bald mit der Tatze, bald mit der Schnauze an und zerrte sie umher, bis sie tot auf dem Rücken lag. Ein anderer Hund kämpfte oder spielte vielmehr mit einem Schafbock. Der Bock stieß ihn mit den Hörnern, der Hund aber schnappte nach dem Barte des Bocks und versuchte ihn in die Schnauze zu beißen. Am Brunnen saß ein nacktes Kind und warf mit Steinchen nach der glänzenden Sonnenscheibe, welche im Brunnen sich spiegelte.

Jetzt kam aus den Ställen die Rinderherde schweren Schrittes gewandelt: voran, seiner Kraft froh, der Zuchtstier, die Kälber sprangen mit Geblök um die Mütter. Zwei Knechte folgten mit krummen Hirtenstäben in der Hand, von zwei gewaltigen Hunden begleitet. Dann kamen, von Knaben geleitet, die meckernden Ziegen. Den voranschreitenden Geißbock faßte der herantretende Hirt am struppigen Kinn und liebkoste ihn. „Dieser Treffliche", sagte er zu Perikles und Aspasia gewendet, „zeigt immer in finsteren Nächten den Wolf oder den Luchs an, der das Gehöft beschleicht, wenn selber die Hunde schlummern und säumen, das Getier zu verscheuchen."

Die blökende Lämmerherde aber versammelte sich um ein braunes Mädchen, dessen Haupt von einem breitrandigen Hute umschattet war und das einen Hirtenstab in der Hand hielt. Das Mädchen hatte etwas an sich, was im ersten Augenblick die Aufmerksamkeit erregte, einen Eindruck hervorbrachte, über den man sich nicht sogleich Rechenschaft geben konnte. Sah man aber näher zu, musterte ihre Gestalt und das ärmliche Gewand, welches sie umhüllte, so fand man, daß es ein Schäfermädchen war, welches sich kaum von anderen unterschied, und erblickte nichts Eigentümliches an ihr als blonde Haarflechten und Augen von einer sonderbaren Art. Diese Augen waren nämlich merk-

würdig tief und träumerisch und schienen selbst in diese dem Mädchen wohlbekannte und gewohnte Welt mit einer Art von kindlicher Verwunderung zu blicken.

Die Lämmer drängten sich blökend um sie und sprangen an ihr empor. Eines der jüngsten, von schimmernder Weiße, beleckte des Mädchens liebkosend ausgestreckte Hand.

Als die versammelte Lämmerherde durch das Tor des Hofes, geleitet von dem Mädchen, hinausgezogen war, trat der gastfreundliche Hirt zu Perikles und Aspasia und von ihm erfuhren sie, daß die junge Hirtin seine Tochter war, sein einzig Kind, und daß sie Kora hieß. Er setzte ihnen jetzt verschiedenes von seinem ländlichen Vorrat zum Morgenimbiß vor, wobei sein Weib Glykaina ihm behilflich war.

Perikles fragte den Hirten, ob er ihm gestatten wolle, mit den Seinen einen Tag lang bei ihm Rast zu halten, deren sie nach den Anstrengungen der letzten Wanderung sehr bedürftig waren.

Mit Freuden bewilligte dies der Hirt, lief zu seinem Weibe hinaus und sagte geheimnisvoll:

„Glykaina, ich glaube immer, daß jene beiden Fremden, die uns da ins Gehöft gekommen, keine Sterblichen sind. Was Ansehen und Schönheit der Gestalt betrifft, scheinen sie mir verkleideten Göttern ähnlich, wie sie ja doch schon manches Mal bei armen Hirten eingekehrt. Auch rühren sie gar wenig an von den Speisen, welche man ihnen vorsetzt.“

„Und die Sklaven,“ sagte Glykaina, „hältst du diese auch für Götter?“

„Nein,“ sagte der Hirt, „diese essen und trinken menschlich. Aber jene beiden — nun gleichviel! Bewirte du sie mir nur, so gut du es vermagst.“

Drauf kehrte der Wirt zu seinen Gästen zurück, führte sie überall umher, zeigte ihnen seine Ställe und seine Fruchtspeicher, auch seine glattgebohnten Melkeimer, die mit der Molke bis zum Rande gefüllten Näpfe und die von Käse strotzenden Körbe. Er führte sie auch zu den in ihren Kofen zurückgebliebenen weißzahnigen Mutterschweinen und Ferkeln,

rühmte das blühende Fleisch derselben und fütterte sie vor ihren Augen mit Steineichfrüchten und roten Kornellen. Wenn Aspasia Miene machte, sich ermüdet irgendwo niederzulassen, so war der Hirt rasch mit einem gesprenkelten Gemsenfelle zur Hand, um es ihr unterzubreiten, und lächelte dabei klug, als ob er merken lassen wollte, er wisse wohl, welche Behandlung verkleidete Göttinnen von Sterblichen heischten.

Felle und Köpfe von getöteten Raubtieren waren an der Umfriedung des Gehöftes, sowie an den Bäumen, welche dasselbe umgaben, zahlreich aufgehangen, und nachdem Perikles und Aspasia auch diese betrachtet, atmeten sie, ins Freie hinauswandelnd und sich selbst überlassen, höher auf im würzigen Kräuterduft der Bergeshalde. Morgendlich erglänzten im frischen Grün, wie vom Guß des Regens rein gewaschen, die Berge. Die taunassen Gräser blitzten auf ihrer der Sonne zugekehrten Seite wie geschliffene Klingen. Ein Schwarm von Krähen flog, wie in geschäftiger Hast, über die Waldwiese, ließ auf einen einzeln stehenden Baum sich nieder, flog nach wenigen Augenblicken ebenso hastig wieder auf und verlor sich in der Bläue des Äthers. Über die entfernten Bergspitzen sah man Hirten mit ihren Herden ziehen. Die Täler dazwischen waren ganz mit weißem Nebel und Höhenrauch gefüllt, der wie Meereswellen wallte und in welchen die von den Höhen herabkommenden Herden untertauchend zu verschwinden schienen. Lämmer und Rinder sah man in allen Niederungen weiden und muntere Ziegen kletterten empor zu den Felshängen. Hier und da scholl Syringengetön, auch Gesang, der Zeitvertreib des Hirten auf dem Gefilde. Von einer bestimmten Gegend her vernahmen die beiden Lustwandelnden Töne, deren Lieblichkeit sie anlockte. Sie schlugen den Weg in jener Richtung ein und fanden eine Gruppe von Hirten, welche um den trefflichsten Bläser der Hirtenflöte lauschend versammelt war. Bald aber trat aus der Mitte der Lauschenden einer hervor, um sich in einen Wettstreit mit jenem einzulassen. Als Perikles und

Aspasia sich näherten, entsank den beiden Wettbläsern die Schalmei aus dem Munde und fast auch aus den Händen und alle Hirten umher standen betroffen vor der fremden Erscheinung. Als aber Perikles in freundlichen Worten sie aufforderte, ihren Wettkampf fortzusetzen und ihnen sagte, daß er und seine Gattin Athener seien, welche, nach Elis reisend, durch ein heftiges Ungewitter hierher verschlagen worden, so nahmen die beiden kunstfertigen Hirten mit noch größerem Eifer als zuvor ihr Wettspiel wieder auf und baten den Athener und seine Gattin, das Richteramt zu übernehmen.

Perikles und Aspasia waren entzückt durch das wetteifernde Getön der Hirtenflöten. Sie erstaunten, daß unter so rauhen, ungeschlachten Menschen, wie diese bergbewohnenden Arkadier waren, dennoch eine, wenn auch armselige Kunst zu solcher Feinheit und Vollendung sich hatte ausbilden können.

Aspasia fragte die Hirten, ob sie nicht auch in nachahmenden Tänzen miteinander zu wetteifern verständen. Da wiesen sie auf den jüngsten unter ihnen, einen schlanken Knaben, der auf des Perikles Verlangen hervortrat und halb drollig, halb anmutig einen ländlichen Tanz zum besten gab, in welchem er bestimmte Verrichtungen des Landlebens in nachahmenden Tanzbewegungen darzustellen wußte.

„Könntest du nicht auch einen Tanz zu zweien versuchen?" fragte Aspasia den Knaben.

„Wenn Kora wollte —," sagte dieser, in fast traurigem Tone und mit schwermütigen Augen in die Ferne hinausblickend.

„Kora?" riefen die anderen Hirten lachend. „Törichter Junge! Was redest du von Kora? Kora will nichts von dir wissen!"

Der Knabe seufzte und schlich beiseite.

Weiter wandelnd gelangten Perikles und Aspasia zur Lämmertrift, einer traulich verborgenen, von Bäumen rings umgebenen Waldwiese. Hier fanden sie Kora unter ihren

Lämmern sitzend. Von den jungen, weißwolligen, vergaßen einige der Weide und zogen es vor, um Kora gelagert, die Köpfe auf ihre Knie legend, zu ruhen. Kora selbst aber war, mit gesenktem Haupte dasitzend, ganz in den Anblick einer Schildkröte vertieft, welche in ihrem Schoße lag und welche den Blick des Mädchens mit ihren schönen klugen Augen erwiderte.

„Wo fandest du dieses Tier?" fragte Perikles, welcher sich mit Aspasia genähert hatte. Das Mädchen war so sehr in seine träumerische Betrachtung versunken gewesen, daß es die beiden Fremden erst bemerkte, als sie vor ihr standen. Nun blickte sie auf, maß jene beiden mit einem Blicke aus ihren großen rundlichen Kinderaugen und sagte:

„Aus dem nahen Walde kommen diese Tiere selber zu mir herangekrochen. Besonders eine von ihnen, diese da, kommt immer wieder und ist so wenig scheu, daß sie ihren Hals und Kopf, statt sie zu verbergen, wenn ich sie anfasse, immer soweit als möglich vorstreckt und mir mit den hellen Augen beständig entgegenblickt. Die alte Baubo sagt, daß zuweilen Pan selbst in der Gestalt einer Schildkröte sich verbirgt. Ich glaube (fuhr das Mädchen leise fort), daß auch diese da etwas Geheimnisvolles in sich birgt; denn seit sie immer zu mir aus dem Walde kommt und den Tag bei mir und den Lämmern zubringt, vermehrt sich und gedeiht die ganze Herde auf eine wunderbare Weise." —

Einmal zu erzählen veranlaßt, ließ das arkadische Mädchen sich durch Fragen Aspasias gerne verleiten, fortzufahren mit wunderlichem und kindlichem Geplauder. Lieblich zu hören war die Erzählung des Hirtenkindes mit den ernsten Augen von dem Wald- und Hirtengotte Pan, wie sein Flötenspiel aus weiter Ferne so wundersam in den einsamen Bergen erklinge, wie er sich bald gnädig, bald tückisch erweise. Sie erzählte auch von den bocksfüßigen, walddurchschweifenden Satyrn, welche nicht bloß die Nymphen, sondern auch die Hirtenmädchen neckend verfolgen und von welchen einer auch ihr einmal nachstellte, bis sie ihn mit

einem Feuerbrande verscheuchte, den sie aus dem im Walde angezündeten Wachtfeuer gerissen; auch von den Nymphen, welche sich wie die Satyrn in den Wäldern aufhalten und welche zuweilen im Mondlichte dem Menschen begegnen, was aber ein Unglück sei, denn wer eine Nymphe im tiefen Walde erblickte, der werde von Wahnsinn befallen und ihm sei nimmer zu helfen.

Die Seele des Mädchens war ganz erfüllt von den seltsamen Sagen und Geschichten seines arkadischen Heimatlandes. Sie sprach von wildem Gesümpf und von grausigen Schluchten, von götterverfluchten Seen im Walde, in deren Gewässer kein Fisch gedeihe, von Höhlen, in welchen böse Geister ihre Schlupfwinkel haben, von merkwürdigen Heiligtümern des Pan auf einsam düsteren Bergeshöhen. Und je schauerlicher die Erzählung des Mädchens wurde, desto weiter öffneten sich seine kindlich-ängstlichen Augen.

„In Stymphalos,“ sagte sie, „da schweben, unter dem Tempeldache aufgehangen, die toten stymphalischen Vögel, wie sie der Held Herakles erlegte. Mein Vater selbst hat sie gesehen. Und hinter dem Tempel stehen Marmorbilder von Jungfrauen mit Vogelfüßen. Jene toten stymphalischen Vögel sind so groß wie Kraniche und sie flogen auf die Menschen zu, als sie noch lebten und zerhackten ihnen die Köpfe mit ihren Schnäbeln und verzehrten sie. Ihre Schnäbel waren so stark, daß sie sogar das Erz damit zerbeißen konnten.“

Von den götterverfluchten Seen im Waldesgrunde, in welchen kein Fisch leben könne und in welchen selbst die zufällig darüber hinfliegenden Vögel, wie sie sagte, tot herunterstürzen, kam sie auf das grausige Gewässer des Styx zu sprechen, welches in der schauerlichsten Bergschlucht Arkadiens hoch vom wüsten Felsgestein herunterträuft; und von den grausen Gewässern auf die wilden Tiere der Bergwälder und auf die Jagden, welche die arkadischen Männer auf dieselben anstellen. Da aber verlor ihr Auge den kindlich-ängstlichen Ausdruck, und eine mutige Seele schien daraus

hervorzuleuchten. Sie erzählte, wie die Hirten, wenn ein Raubtier in der Nähe der Gehöfte sich aufhalte, so manche stürmische Regennacht im Freien durchwachen müßten, wie man weithin glänzende Feuer des Nachts in den Höfen unterhalte, wie man das heißhungrige Brüllen des Tieres in der Nachtstille fernher aus dem Walde vernehme und wie dann alles sich aufmache, um seine Spur zu verfolgen, oder wie man ihm in einem Hinterhalt auflauere und wenn es im Sprunge über die Ringmauer des Gehöftes setzen will, plötzlich aus dem Versteck hervor auf dasselbe eindringe mit geworfenen Speeren und Steintrümmern und Feuerbränden, bis es erliegt, überwältigt von der Schar seiner Angreifer.

Perikles und Aspasia waren überrascht von dem Ausdrucke mutigen Anteils, der bei diesen Erzählungen aus den Blicken und Mienen des Hirtenkindes leuchtete, in dessen Gemüte noch eben außer dem sagengenährten Aberglauben seiner Heimat nichts mehr Raum zu haben schien.

„Es scheint ja, daß du selbst an solchen Kämpfen nicht ungern teilnehmen würdest!“ sagte Aspasia.

„O wie gerne!“ rief das Mädchen. „Ich habe außer jenem bösen, mutwilligen Satyr auch schon zweimal einen Wolf, der meiner Herde sich nähern wollte, mit Feuerbränden weggescheucht.“

„Das Mädchen gemahnt mich,“ sagte Perikles zu Aspasia, „wie sie in diesem Augenblicke vor uns steht, an jene berühmte Tochter des arkadischen Landes, Atalante, welche, von ihrem Vater ausgesetzt als Kind, weil er keine Töchter, nur Söhne haben wollte, von einer Bärin genährt und von Jägern auferzogen ward und dann in den arkadischen Wäldern, mit Speer und Bogen bewaffnet, hinlebte, ein Schrecken der wilden Tiere, eine kühne jungfräuliche Jägerin, die von keiner zarten Regung wissen wollte.“

„Bist du denn immer so einsam hier bei den Lämmern?“ fragte Aspasia. „Gibt es nichts, was du liebst und was du immer um dich haben möchtest?“

„O freilich!“ sagte Kora und blickte der Fragerin wieder mit jenem kindlich verwunderten Ausdrucke ihrer Augen ins Gesicht. „Ich liebe die Schildkröte da mit den klugen Augen, die mich immer anblickt und die sich vielleicht plötzlich einmal verwandelt und anfängt mit mir zu sprechen, denn ich träume zuweilen des Nachts von ihr und dann spricht sie immer. Ich liebe auch die Lämmer; und auch diese wohlbekannten, rauschenden Bäume ringsumher liebe ich und stundenlang höre ich ihrem Rauschen zu. Ich liebe auch den Sonnenschein; aber auch der auf die Blätter klatschende Regen ist mir lieb und das Gewitter, das so schön im Gebirge dahinrollt. Auch die Vögel liebe ich, sowohl die großen, die Adler und die Kraniche, die mir hoch über dem Haupte hinfliegen, als auch die kleineren, welche in den Zweigen singen. Am meisten aber liebe ich die fernen Berge, besonders des Abends, wenn sie rosenrot leuchten, oder in der Nacht, wenn ihre Gipfel, während alles still, ganz stille ist, so ruhig im weißen Lichte stehen.“

Perikles und Aspasia lächelten. „Es scheint, daß wir neuerdings geirrt,“ sagte Perikles, „indem wir ein Hirtenmädchen, das so viele Dinge liebt, für unfähig aller zarten Regungen hielten.“

Aspasia zog den Perikles beiseite und sagte:

„Was für Augen würde diese einfältige, arkadische Hirtentochter machen, welche mit der Schildkröte im Schoße dasitzt und darauf wartet, daß der Gott Pan sich daraus entpuppe, wenn man es plötzlich nach Athen versetzte? Wie drollig würde es sich gebärden, wenn ich es jenen beiden mir anvertrauten Mädchen zugesellte, die ich bei mir aufgenommen und die man zu Athen schon anfängt meine Schule zu nennen?“

„Sie würde wie ein Rabe unter Tauben erscheinen!“ versetzte Perikles.

Immer aufs neue aber fühlten sich die beiden angezogen von dem Geplauder des Mädchens, aus welchem eine fremdartige Phantasie und eine ebenso eigentümliche Art von

Empfindung ihnen entgegentrat. Bald aber fing Aspasia an, mit der Arkadierin die Rolle zu tauschen, indem sie aus der Hörerin zur Erzählerin wurde. Sie begann dem Hirtenmädchen von Athen zu erzählen, bis Perikles sie veranlaßte, das Gespräch abzubrechen, indem er sie aufforderte, den eingeschlagenen Weg in seinem Geleite weiter zu verfolgen. Bald verloren sie sich lustwandelnd im Walde. Es war Mittag geworden, die Sonne hatte die Feuchtigkeit des Morgens aufgezehrt und, die Tiefen des Gesträuchs durchwärmend, alle würzigen Düfte desselben entfesselt. Auf den Waldwiesen und in den Holzschlägen stand hochaufgeschossenes, blühendes Kräuterdickicht, dessen Gedüft, vereinigt mit den Aromen des Baumharzes, die Bergluft erquickend, fast berauschend machte. Von Zikaden schwirrte das Gehölz unter der brennenden Sonne.

Als die Lustwandelnden in der Abgeschiedenheit des Bergwaldes rasteten, krochen auch zu ihnen die Schildkröten heran, welche Kora liebte; auch über ihren Häuptern flogen die großen Vögel und sangen in den Zweigen die kleinen; das Rauschen der Wipfel, welches Kora stundenlang belauschte, wehte auch über ihnen, und Koras geliebter Sonnenschein umspielte sie.

„Das tiefe Rauschen dieser arkadischen Bergwälder," sagte Perikles, „das wie aus unendlicher Ferne zu kommen scheint und in unendliche Ferne sich wieder verliert, durchweht mich mit einem eigentümlichen Schauer. Ich habe dergleichen niemals im Leben empfunden. Ich habe niemals nach den Stimmen eines Waldes hingehorcht, ich bin gleichgültig vorübergezogen an Dingen, welche mir nun plötzlich etwas sagen zu wollen scheinen. Da sieh nur einmal den feinen, in der Sonne glänzenden Faden, der von der Spitze des Windhaferhalms zur Kronenspitze der blauen Glockenblume gespannt ist: hast du das wunderfeine, silberig schimmernde Werk der Spinne schon einmal aufmerksam betrachtet? Dieses arkadische Mädchen belehrt uns, daß man auch Dinge betrachten und lieben lernen kann, welche

man gewöhnlich kaum bemerkt und deren man so ohne Bewußtsein sich erfreut, so ohne Dank, wie man den Atem in sich trinkt."

„Dein Gemüt, mein Perikles," erwiderte Aspasia, „öffnet neuen Eindrücken, wie es scheint, sich allzu leicht! Nun hat dich ein arkadisches Hirtenkind mit einer ganz neuen und unerhörten Art von Liebe angesteckt, mit der Liebe zu Bäumen und ziehenden Wolken und hoch hinfliegenden Vögeln und der Duft der arkadischen Bergeskräuter erscheint dir vielleicht schon lieblicher, als der Duft aller Rosengehege von Milet!"

„Gib nur zu," sagte Perikles, „daß dieser würzige Waldesduft das Herz erfrischt, unter schwül-duftenden Rosen aber der Sinn des Menschen zuletzt ermattet. In der Tat, ich fühle mich hier von einem Hauche erneuerten Lebens angeweht. Als wir einst auf der Akropolis in der Pansgrotte standen und du über den Hirtengott die Nase rümpftest, da ahnten wir nicht, daß dieser Gott uns später einmal so freundlich zu Gaste laden, so schön bewirten würde. Friedliches Glück umgibt uns hier, und wenn ich im Geiste aus dieser urweltlichen Stille mich nach dem geräuschvollen Athen zurückversetze, so erscheint mir das ungestüme Tun und Jagen und Hasten jener Menschen beinahe eitel, der göttlichen Ruhe dieser Hirten gegenüber auf ihren einsamen Bergeshalden."

„Ich teile nur halb dein Wohlgefallen an den Genüssen, welche die Gastfreundschaft des Hirtengottes uns hier bereitet," sagte Aspasia. „Diese Menschen sind plump und einfältig, die fernen Schneehäupter der Berge fröstеln mich an und das nahe Gebirge beängstigt mich, als wollte es mit seinen Gipfeln über mich herstürzen. Das ernst-eintönige Rauschen dieser hochstarrenden Fichtenwipfel berührt mich unangenehm und scheint mir geeignet, im Menschengemüte ein düsteres, nachdenkliches und schwärmerisches Wesen anzufachen. Ich lobe mir offene, besonnte Fluren, blühende Auen, Gestade mit weitem Ausblick auf die See. Ich lobe

mir jene Stätten, wo der heiter waltende Geist in schöner Reife sich entfaltet. Du möchtest, wie es scheint, hier bei diesen Hirten zurückbleiben, ich dagegen möchte sie alle von hier mit mir hinwegführen, um sie zu Menschen zu machen. Wohlan, tue, wie Apollon tat, dem es ja auch einmal gefiel, zu den Hirten sich zu gesellen und Herden zu weiden. Bleibe hier! Du kannst da wie eine Zikade leben: weise, leidlos und blutlos. Und so gelüstet's dich doch noch manches Mal nach Tätigkeit, so kannst du Grillenfallen flechten, oder Leimruten sacht zwischen den Baumzweigen emporschieben, um Vögel zu fangen, oder mit Kieseln, von der Schleuder geworfen, die Stare und Kraniche von den Saatfeldern scheuchen. Oder du kannst die Lämmer Koras hüten, welche mich nach Athen begleiten wird."

Perikles lächelte. „Du denkst also in der Tat daran," sagte er, „Kora mit dir zu entführen?"

„Allerdings, ich denke daran," erwiderte Aspasia, „und hoffe, daß du deine Einwilligung dazu mir nicht versagen wirst."

Perikles war überrascht. „Meine Einwilligung", sagte er, „wird dir nicht fehlen; aber welche Absicht hast du bei dieser Sache?"

„Es ist ein Scherz!" versetzte Aspasia. „Diese drollige Arkadierin wird zu meiner Belustigung dienen. Es bringt mich zum Lachen, wenn ich in ihre großen, rundlichen, ängstlich blickenden Augen sehe."

Es war, wie Aspasia sagte. Sie wollte mit dem Mädchen sich einen Scherz machen, sie wollte sich belustigen, sie wollte sehen, wie seltsam sich das abergläubische, unerfahrene Hirtenkind gebärden würde, wenn man es plötzlich in das überfeinerte Leben Athens versetzte.

Die Erkrankung eines seiner Sklaven veranlaßte den Perikles, noch für einen zweiten Tag des Hirten Gast zu bleiben.

Auch diesen verlebte das athenische Paar meist in des braunen Hirtenmädchens Gesellschaft. Wieder plauderte Kora,

erzählte Hirtengeschichten, ja, sie sang auch einige wunderliche, kindische Lieder, die sie selber gedichtet, wie das folgende:

Das Bächlein kommt vom Felsenhang
Zur Schlucht herabgestürzt,
Und grasen die Rehe im Waldestal,
So sieht es zu und lacht.

Es besprengt die Blumen mit seinem Tau
Und löscht der Tiere Durst,
Und kommt der rauhe Winter dann,
So ist es klares Eis.

Sie erzählte auch vom liebekranken Daphnis, welcher in Schwermut und Sehnsucht verging, und den hernach alle Tiere betrauerten. Diese schwermütige Erzählung aber fand nicht den Beifall Aspasias: sie nahm dieselbe mit spöttischem Lächeln der rosigen Lippen naserümpfend auf . . .

Wenn sie lustwandelnd zu einer von saftigen Kräutern umgebenen Quelle kamen, welche ein kleines kristallhelles Becken bildete, und Aspasia sich darin spiegeln wollte, so zog Kora sie ängstlich zurück und warnte sie, indem sie sagte, daß einer, der sich in einer Quelle beschaut, zuweilen plötzlich ein anderes Bild als das seine darin erblicke, nämlich das einer Nymphe, die ihm über die Schulter sieht, und dann sei er verloren.

Als die Sonne im Zenith stand und das Getön einer Syrinx in der brütenden Mittagsstille vernehmlich wurde, sagte Kora: „Pan wird wieder zürnen: er will nicht, daß man ihn zur Mittagszeit, wenn er ruht, mit Syringen und anderem Getön aus dem Schlummer wecke.“ — Das Getön aber rührte von dem Hirtenknaben her, welcher den Tag zuvor, von Perikles und Aspasia aufgefordert, einen ländlichen Tanz ausgeführt hatte. Wohl wußte der Knabe, daß Pan das mittägliche Syrinxengetön nicht liebe; aber er spielte immer die Syrinx, wenn er merkte, daß Kora in der Nähe sei, weil er ihr damit zu gefallen glaubte. Kora

aber schalt den armen Knaben. Und doch hatte sie ein weiches Herz. Sie rettete vor Perikles und Aspasias Augen mitleidig eine Zikade, die sich in das Netz einer Spinne verwickelt hatte.

Ernst horchte das Mädchen wieder auf, als Aspasia neuerdings begann, ihr von Athen zu erzählen.

In wohlbewußter Absicht malte Aspasia in den Gesprächen, welche sie mit Kora noch im Laufe des Tages pflog, das Leben der Athenerstadt in verlockenden Farben. Sie störte den Frieden dieser idyllischen Natur, sie weckte einen Zwiespalt in der harmonischen Welt dieses kindlichen Herzens. Zuletzt forderte sie Kora auf, ihr nach Athen zu folgen. Kora schwieg, aber sie schien in tiefe Gedanken versunken.

Aspasia wendete sich an Koras würdiges Elternpaar und erklärte ihnen, daß sie Kora mit sich nach Athen nehmen würde, daß ihre Tochter dort ein glückliches Los erwarten dürfe.

„Wollten die Götter!“ sagte der redliche Hirt. „Wollten die Götter!“ erwiderte die Hirtin. Aber sie sagten nicht Ja . . . Und so oft auch Aspasia die Frage nach ihrer Einwilligung erneuern mochte, immer sagten die beiden nur: „Wollten die Götter!“

Man sah, daß es dem väterlichen und mütterlichen Herzen kein leichtes war, ihr einzig Kind, wenn auch zum glücklichsten Lose, von sich zu lassen.

Am Abende desselben Tages wurde Kora plötzlich vermißt, nachdem sie doch mit ihrer Lämmerherde bereits heimgekehrt, und lange Zeit wurde sie vergebens gesucht. Endlich sahen Perikles und Aspasia, unfern dem Eingange des Gehöftes stehend, das Mädchen den Abhang heraufkommen. Aber sie kam in sehr auffallender Gestalt und Haltung. Sie hatte nämlich die gehobenen Hände zu beiden Seiten fest an die Ohren gedrückt. In einiger Entfernung von Perikles und Aspasia standen, außerhalb des Gehöfts, die Sklaven des Perikles, zu einer Gruppe vereinigt. Als das

Mädchen dieser Gruppe ganz nahe gekommen war, zog es plötzlich die Hände von den Ohren weg und schien nach den Worten der sich unterredenden Sklaven zu lauschen. Fast in demselben Augenblicke schrak sie ein wenig zusammen, drückte die Hand gegen die Brust und blieb einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt stehen.

Perikles und Aspasia näherten sich ihr und fragten sie nach der Ursache ihrer Befangenheit.

„Ich habe Pan gefragt, ob es die Götter wollen oder nicht, daß ich euch nach Athen folge,“ versetzte sie.

„Wie das?“ fragten die beiden.

„Dort unten im Talgrunde“, sagte das Mädchen, „liegt ein Grottenheiligtum des Pan. Dort steht des Gottes Bild, aus Eichenholz geschnitzt, in der Höhle. Dahin gehen die Hirten alle, wenn sie etwas Geheimes erfragen wollen. Man flüstert dem Gott die Frage still ins Ohr, dann hält man sich die eigenen Ohren mit den Händen zu, bis man unter Menschen kommt, die sich eben unterreden. Dann zieht man die Hände plötzlich weg und das erste Wort, das man vernimmt, ist der Wahrspruch Pans, des Gottes Antwort auf die Frage, die man ihm ins Ohr geflüstert.“

„Und welches Wort hast du zuerst unter jenen Sklaven vernommen?“ fragte Aspasia.

„Das Wort Athen!“ erwiderte Kora und zitterte dabei vor Erregung.

„Pan will also, daß ich nach Athen gehe,“ fuhr sie seufzend fort.

„Er gestattet dir auch, deine Lieblingsschildkröte mit dir zu nehmen!“ sagte Aspasia lächelnd.

Die Eltern Koras kamen herbei.

„Pan will, daß ich nach Athen gehe!“ sagte das Mädchen in traurigem, aber entschiedenem Tone. Und sie wiederholte die Erzählung, wie sie in der Grotte Pans das Orakel sich geholt.

Der Hirt und die Hirtin vernahmen die Erzählung,

blickten einander bestürzt an und wiederholten dann nicht minder traurig als das Mädchen die Worte:

„Pan will, daß Kora mit den Fremden nach Athen gehe!“

Dann gingen sie auf die Weinende zu und küßten sie.

„Kora wird belohnt werden für den Gehorsam gegen den Gott!“ sagte Aspasia. „Sie wird häufige Boten senden, welche euch Nachrichten und Geschenke von ihr bringen und wenn ihr Greise geworden, so wird sie euch zu sich berufen, damit ihr den Rest eurer Tage bei ihr verlebet.“

„Gestern geschah schon ein Vorzeichen im Hause,“ sagte der Hirt nachdenklich, „indem eine Schlange, welche das Nest der Schwalbe am Dachgesims beschlich, durch das Rauchloch mitten auf den Herd herunterfiel!“

Aspasia sprach noch weiter mit ermunternden und verheißungsvollen Worten zu dem Hirtenpaare, und schweigend fügte dies zuletzt, wiewohl schmerzbewegt, sich dem Götterwillen.

In traurigen Tönen klang aus der Ferne die Syrinx des liebenden Hirtenknaben, während tiefer der Schatten die stillen Pfade des ländlichen Plans umdunkelte.

Nun gingen alle mitsammen hinein ins Gehöfte, um die Nacht da zuzubringen, welche für Perikles und Aspasia die letzte war in den arkadischen Bergen. Denn mit dem dämmernden Morgen dachten sie aufzubrechen und ihre Wanderung nach Elis fortzusetzen, wo größere Dinge ihrer harrten, als in dem stillen Hirtenlande.

---

## 18. Der neue Gott und sein Blitzstrahl.

Nicht um die olympischen Wettläufer zum Ziele fliegen, die Ring- und Faustkämpfer sich im Sande tummeln zu sehen, nicht um den vieltausendstimmigen Zuruf des Hellenenvolks zu hören, welcher die Sieger im Wettlauf, im Ring-

und Faustkampf, im Sprunge, im Speer- und Diskoswurf, im Waffenlaufe begrüßte, waren Perikles und Aspasia nach Elis gewandert. Dem Freunde Pheidias schlugen ihre Herzen entgegen, als im Glanze eines taufrischen Morgens sie anlangten in der gefeierten, von des heiligen Stromes Alpheios Wellen durchrauschten Talebene von Olympia. Alle Straßen, welche aus den arkadischen Bergen heraus, oder aus dem Süden des Peloponnesos über Messenia her, oder von Norden über Achaia zum elischen Strande führten, vor allem aber die sogenannte heilige Feststraße, welche längs des Alpheios lief, fanden sie angefüllt mit Wanderzügen; auch über die Bahnen des nahen westlichen Meeres sahen sie die bekränzten Schiffe herankommen von Italiens und Sizeliens Küsten.

Sie gerieten ins Gewirre der zum pisatischen Kampfgefilde wallenden Festkarawanen, der Festgesandtschaften, wie sie kein größeres Gemeinwesen in Hellas zum großen, friedlichen Hellenenkampf in Olympia zu senden versäumte. Wo eine solche Festkarawane des Weges kam, da staute sich der Strom der übrigen Wanderer zu Fuß und zu Wagen, und alles bestaunte die Teilnehmer des Zuges, welche in Prachtgewändern, bekränzt auf bekränzten Wagen saßen, und die Wagen selbst, welche nicht selten mit Malereien verziert, vergoldet und mit Teppichen behangen waren, auch die herrlichen Opfertiere, das kostbare Opfergerät, das zahlreiche Geleite.

Unfern dem Bezirke der Zelte und Buden, dem Eingange des heiligen Hains beinahe gegenüber, befand sich eine große Bildhauerwerkstätte. In dieser Werkstätte war seit Jahren der hohe Pheidias tätig; hier betrieb er im Vereine mit Alkamenes und anderen seiner Schüler in der Abgeschiedenheit der elischen Niederung, deren Ruhe nur in jedem fünften Jahre der olympische Festlärm unterbrach, die Vollendung des größten und tiefsinnigsten seiner Gebilde. Dem Banne des heiteren Athen entflohen, losgelöst von allen Einflüssen, welche die Erhabenheit seiner Gedanken mit Blumenketten zur Erde niederziehen wollten, schuf er

hier in der Einsamkeit, von Bergeslüften angeweht und umrauscht von den Wassern des heiligen Stromes, seinen olympischen Zeus.

Von der Werkstätte des Pheidias her sieht man zwei Männer kommen und den Strand des Alpheus aufwärts gehen.

In dem einen dieser beiden Männer erkennen wir den feurigen Alkamenes. Sein Gefährte ist der gepriesene Polykleitos von Argos, durch seine Gebilde in Marmor und Erz wetteifernd mit dem großen Athener, aber mit dem nüchternen und ruhigen Geiste des Peloponnesiers bestrebt, das Menschliche als solches rein zu erfassen, vor allem aber das Männliche, das er am liebsten in Standbildern der Athleten verkörperte. Seine Schule war Olympia: hier übte und befruchtete er sein Auge und seinen Sinn an den lebendigen Umrissen einer harmonisch kräftigen Bildung.

Die Verschiedenheit der Kunstrichtungen des Pheidias und seines argivischen Nebenbuhlers begründete eine, wenn auch stille Gegnerschaft zwischen ihnen. Während der Athener glaubte, daß man die schwunglose Kunst des Argivers allzu hoch anzuschlagen beginne, fand dieser sich insgeheim verletzt, daß man seiner, des peloponnesischen Künstlers, uneingedenk, den Athener mit seinen Genossen herbeigerufen, um das größte und erhabenste Bildwerk auf peloponnesischem Boden zu vollenden. Es war dies einer jener athenischen Triumphe, welche Aspasia vorausgesagt hatte, als sie dem Perikles zu beweisen suchte, daß ein Gemeinwesen durch die Pflege des Schönen seine Nebenbuhler überflügeln könne . . .

So war denn Polykleitos während seines Aufenthaltes zu Olympia ohne Umgang mit Pheidias und seinen Genossen, den Alkamenes ausgenommen, dessen offenes, heiteres und lebhaftes Wesen sich über kleinliche Bedenken immer gerne hinaussetzte, und der denn auch soeben jetzt, bei zufälliger Begegnung, unbefangenes Gespräch mit dem argivischen Kunstgenossen angeknüpft hatte.

Polykleitos, ein besonnener, verständiger Mann, bei welchem auch die Gegnerschaft dem Pheidias und seiner Schule gegenüber ohne leidenschaftliche Bitterkeit war, erkundigte sich nach Agorakritos und fragte, warum dieser nicht seinem Meister gefolgt sei, um so, wie auf der Akropolis zu Athen, auch hier an der Seite desselben Rühmliches vollenden zu helfen.

„Du wunderst dich mit Recht,“ sagte Alkamenes, „daß gerade der Lieblingsschüler des Meisters hier fehlt, während ich, seit dem Siege, den ich mit meiner Aphrodite über diesen Lieblingsschüler errungen, der persönlichen Zuneigung des Meisters mich kaum mehr rühmen darf, ihm doch auch hierher gefolgt bin und fortfahre, an seiner Seite zu wirken. Nun, wenn man zusammen leben und wirken soll, so kommt es nicht darauf an, ob man mehr oder weniger sich liebt, sondern darauf, ob man verträglicher Natur ist. Ich für meinen Teil hätte die Genossenschaft des Agorakritos, obgleich er mir feindlich gesinnt ist, immerhin ertragen; nicht so er, und nur um mein verhaßtes Angesicht nicht mehr zu sehen, ist er seit der Vollendung des Parthenon seine eigenen Wege gegangen. Er hat inzwischen einen Zeus für Koroneia zu fertigen übernommen. Aber wie er damals, als er eine Aphrodite zu meißeln sich vorsetzte, eine Nemesis fertig brachte, so nahm man seinen Zeus, als er vollendet stand, für einen Gott der Unterwelt. So verliert er immer mehr sich im Düsteren, und da meine Kunstweise mehr und mehr die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, so sind wir auf einem Punkte des Gegensatzes angelangt, wo wir allerdings nicht mehr dazu taugen, an der Lösung gleicher Aufgaben nebeneinander zu arbeiten.“

„Dein lebhafter Geist, Alkamenes,“ erwiderte Polykleitos, „treibt dich, große Schritte in der Kunst zu machen, welchen deine Genossen überhaupt nicht leicht zu folgen vermögen.“

„Ich konnte mich hier freier bewegen, als bei den Werken auf der Akropolis zu Athen,“ sagte Alkamenes. „Dort hielt

des Meisters Geist nach festem Plane alles Schaffen zu strenger Einheit zusammen; hier überließ er mir und dem Paionios den äußeren Schmuck des Tempels ganz und gar, er selbst aber blieb völlig versenkt in seinen olympischen Götterbeherrscher."

Als Alkamenes diese Worte gesprochen, hafteten seine Augen plötzlich auf einer entfernten Stelle im Schwarme derjenigen, welche das Ufer des Alpheus entlang wogten. Er schien dort jemand erkannt zu haben und sein Wesen begann eine ungewöhnliche Aufregung zu verraten. Er wendete sich zu Polykleitos und sagte:

„Siehst du dort den stattlichen, würdevollen Mann, der an der Seite eines dichtverschleierten Weibes von reizender Gestalt im Gedränge sich Bahn zu machen sucht? Es ist Perikles aus Athen, begleitet von seiner Gattin, der schönen Milesierin Aspasia."

„In der Tat," sagte Polykleitos, „ich erkenne den Perikles wieder, ich habe ihn vor Jahren zu Athen gesehen. Aber fremd ist mir das schöne Weib."

„Ein ebenso gefährliches und schlaues als schönes Weib!" sagte Alkamenes. „Man kann sie nicht lieben, ohne sie zu hassen, und nicht hassen, ohne sie zu lieben."

Als Perikles und Aspasia den Alkamenes erblickten und an seiner Seite den Polykleitos und, näher kommend, das athenische Paar und die beiden Bildner bei der Begegnung sich herzlich begrüßten, erkundigte sich Perikles sogleich nach Pheidias.

„Wir sind", sagte er, „gestern am späten Abend hier in Olympia eingetroffen, nicht um die Spiele mit anzusehen, welche für mich den Reiz der Neuheit längst verloren haben, und welchen als Zuschauerin beizuwohnen meiner Gattin, als einer Frau, versagt ist, sondern nur um des Pheidias und seines Gottes willen, von welchem man Wunderdinge schon jetzt erzählt. Nun sind wir eben daran, den Meister aufzusuchen und du, Alkamenes, wirst uns ohne Zweifel gerne zu ihm geleiten."

„Er befindet sich im heiligen Haine," erwiderte Alkamenes, „im neuvollendeten Tempel des Zeus. Er hat sich dort mit Gehilfen und Arbeitern eingeschlossen und will niemand den Zutritt gestatten, teils um nicht in seinem Tun gestört zu werden, teils weil er sein Werk den Augen der Menschen nicht früher preisgeben will, als bis es an seinem Orte und in seinem vollen Glanze völlig aufgerichtet dasteht. Erst nach Beendigung der Spiele wird der Tempel eröffnet werden. So strenge nun auch der zurückgezogene und fast menschenfeindliche Mann alles von sich abwehrt, will ich es doch versuchen, in den verschlossenen Tempel zu ihm einzudringen und ihm Gäste anzukündigen, welche mit Freuden zu empfangen er gewiß nicht säumen wird."

„Laß das, Alkamenes!" sagte Perikles; „auch von uns soll Pheidias nicht gestört werden in seinem Tun; und auch von uns wird er wünschen, daß wir sein Werk nicht anders als im Glanze der Vollendung schauen. Wir wollen uns ein wenig gedulden. Aber die feierliche Eröffnung des Tempels gedenke ich mit Aspasia nicht zu erwarten. Nicht im Gedränge unzähliger Hellenen möchten wir jenes Anblicks zum ersten Male genießen. Ich hoffe, daß Pheidias wenigstens einen Tag vorher uns in die Halle des noch einsamen Tempels führt und uns vergönnt, sein völlig aufgerichtetes Götterbild in der Stille zu betrachten."

„Du wirst, o Perikles," erwiderte Alkamenes, „mit diesem Wunsche gewiß dem Wunsche des Meisters selbst entgegenkommen. Wollt ihr also den Pheidias für jetzt in seinem Tempel ungestört lassen, so begnüget euch mit mir und dem wackeren Polykleitos hier, der auf dem Boden Olympias heimisch ist, wie kaum ein zweiter Hellene, und dessen Erz- und Marmorbilder dort zwischen dem Laube der Platanen und Ölbäume des heiligen Haines glänzen."

Mit freundlichem Danke nahmen Perikles und Aspasia das Geleit der beiden kunstberühmten Männer an.

Sie durchschritten miteinander das unabsehbare Gewimmel des großen freien Bezirks, welcher sich ausdehnte zwischen

dem baumbeschatteten Ufer des Alpheios und dem heiligen Haine Altis, wo des olympischen Zeus neuer Festtempel sich erhob inmitten eines Waldes von Erz- und Marmorbildern.

Sie gingen vorüber an den Behausungen, bestimmt für die zahlreichen Personen, welche dem Dienste des Tempels angehörten, an den Herbergen, welche für die Fremden lange nicht ausreichten, an den Räumen zur Aufbewahrung der Kampfwagen, an den Behältern, in welchen die edlen Rosse und Maultiere wieherten. Den größeren Teil des herbeiströmenden Volkes sahen sie im Freien unter Zelten gelagert.

Nach wenigen Schritten stießen sie auf das Prachtzelt der Festgesandtschaft von Sikyon, etwas weiter hin auf das von Korinth, dann auf jene von Argos, von Samos, von Rhodos und andere. Um diese Zelte drängten sich viele, insonderheit die mit den Eignern durch Landsmannschaft Verbundenen. Dann hieß es wieder: dies hier ist das Prachtzelt des reichen Periander aus Chios, das des reichen Euphorides aus Orchomenos, das des reichen Pauson aus Eretria. Die Bewohner der Zelte standen am Eingange derselben, schwatzend und sich lebhaft gebärdend, und grüßten ihre Freunde und luden sie ein, unter den Schatten ihrer Purpurlinnen zu treten. Fremde, sonnegebräunte Jünglinge näherten sich ihnen und trachteten mit den Hälften zerbrochener Ringe, deren andere Hälften in den Händen der Angeredeten waren, als die Söhne und Angehörigen alter Gastfreunde sich zu erweisen.

Verkaufsbuden aller Art schlossen sich an die buntfarbige Zeltstadt.

Der Volksschwarm wogte. Man hörte die verschiedensten hellenischen Mundarten durcheinanderschwirren. Man verstand einander nicht immer. Neben der härteren Rede des Peloponnesiers, der breiten des Thebaners, der plumpen des Megarers erklangen die weichen ionischen und äolischen Laute. Aus dem Gewühl der Hellenen traten vor allen erkennbar die lebhaften heiterblickenden Athener und die ernsten finsteräugigen Sparter hervor. Oft sah man einen

von diesen und einen von jenen zum mindesten mit einem feindseligen Blicke sich messen.

Auch die reckenhaften Gestalten der Athleten waren umherwandelnd zu sehen. Man wies mit dem Finger auf sie und nannte ihre Namen und ihre Siege.

Vor dem Zelte der chiotischen Festgesandtschaft erblickten Perikles und Aspasia einen weinenden Knaben, welchen ein hochbetagter Greis, sein Großvater vielleicht, vergebens zu trösten suchte. Perikles fragte nach der Ursache dieser vergossenen Tränen und erfuhr, daß der Knabe unter dem Vorwurfe der Weichlichkeit vom Wettkampfe der Knaben ausgeschlossen worden, weil er mit langem Haar und einem Purpurkleide nach Olympia gekommen. Mit halb spöttischen, halb erregten Worten tadelte Aspasia ohne Scheu vor denjenigen, die es hören konnten, die finstere, altväterische Strenge der elischen Kampfspielaufseher; dann streichelte sie tröstend das dunkle Lockenhaar des Knaben und sagte: „Weine nicht! Perikles von Athen wird sich für dich bei den Hellanodiken verwenden!“

Immer dichter füllte sich mit Menschen der weite Bezirk. Hier und da stauten sich die Massen. Perikles und Aspasia trafen im Weiterschreiten auf Gruppen, sich drängend um Bildner, welche ihre Werke hier öffentlich ausstellten, oder um Rhapsoden, oder um einen hellstimmigen Mann, der eine Art von Rednerbühne bestiegen, dem horchenden Hellenenvolke die von ihm verfaßten Geschichten griechischer Städte und Inseln vorzulesen, oder um einen trefflichen Tonkünstler, oder um Männer in auffallender Purpurtracht und stolzer Haltung, welche durch die sie bestaunende Menge schritten, Sophisten, welche den Ruhm ihres Namens zu Olympia noch vermehren wollten, und welche der um sie versammelten Menge eine Prunkrede zu halten bereit waren über jeden beliebigen Gegenstand; oder um ein unscheinbares Männlein, auf dessen kahlem Scheitel unter der brennenden Sonne von Elis der Schweiß wie morgendliche Tautropfen funkelte, und welcher eine astronomische Tafel,

ein Werk des Scharfsinns und mühevoller Berechnung, zur allgemeinen Besichtigung ausstellte.

Ein hochbetagter, weißlockiger Sparter blickte recht finster und mißvergnügt auf dies ehrgeizige Treiben. „Ich lobe mir die Zeit," sagte er zu dem Gefährten an seiner Seite, „wo Olympia nichts weiter war als der Kampfplatz für die Betätigung hellenischer Manneskraft, während es jetzt immer mehr zu einer Schaustellung weibischer und weichlicher Künste mißbraucht wird. Als ich noch ein Knabe war, da fand man hier nichts Verkäufliches außer den unumgänglichen Lebensmitteln und etwa noch den Gegenständen, welche unmittelbar zu dem Feste gebraucht wurden, wie Schmucksachen, Stirnbinden, Kränze. Jetzt strotzen die Verkaufsbuden von eitlem Tand; wir haben zur Festzeit eine große Messe von Hellas hier, bei welcher das Krämervolk von allen Städten und Inseln seine verlockendsten Waren ausstellen will. Auch wimmelt es immer mehr von Rhapsoden, Musikern, Bildnern, Sophisten und anderem Volke dieser Art und bald wohl verschwindet der große Zweck des altheiligen olympischen Festes unter den Schaustellungen und Bezeigungen unmännlichen Wetteifers, mit welchem Athener und andere Hellenen des Flachlandes, der Inseln und der ionischen Küste sich vorzudrängen versuchen. Ehrsüchtige Toren! Jeder will mit etwas prunken, jeder will bemerkt sein. Dort, siehst du, ritzen einige Megarer ihre Namen in die Rinden der Pappeln am Alpheios, um doch auch etwas für ihre Unsterblichkeit zu tun."

„Einige sehe ich dort auch beschäftigt," versetzte der Gefährte, „die schönen buntfarbigen Kiesel aus dem Sande des heiligen Stromes aufzulesen. Ich muß auch einige dort sammeln, um sie meinem Knaben zu bringen, damit er frühzeitig an Olympia denke."

Damit verlor der Freund des Sparters sich unter den Pappeln des Alpheiosufers.

In diesem Augenblicke erklang wieder die alles übertönende Stimme des Herolds, welcher von Zeit zu Zeit,

die Zeltstadt und das Menschengewimmel durchschreitend, die Augen und Ohren aller Hellenen für einen Augenblick auf seine Person vereinigte. Er war der allgemeine Mund der Hellenen. Er verkündete die verschiedensten Dinge. „Die Panormitaner und die Leoniter verständigen feierlich alle Hellenen von dem Friedensvertrage, welchen sie miteinander nach Beilegung ihrer Streitigkeiten geschlossen haben!" Und wieder: „Die Magnesier bringen den Hellenen zur Kenntnis, daß sie mit den Larissäern und Demetriern zur Verteidigung für immerwährende Zeiten sich verbündet haben!"

Jetzt aber erscholl sein volltönender Ausruf: „Die Lechäer danken vor dem gesamten Hellenenvolke den Phliern für die ihnen im Streite mit den Kenchräern geleistete Hilfe!"

„Das lohnte die Mühe!" rief ein anwesender Kenchräer mit spöttischem Lächeln. „Meinen die Lechäer in der Tat, daß wir uns vor ihnen und den Phliern gefürchtet? Beim Herakles! Sie werden am nächsten olympischen Feste ganz andere Heroldsrufe vernehmen!"

„Nur immer zu!" entgegnete spöttisch ein Lechäer, der unferne stand. „Wir haben noch Pfeile genug, um die ganze Kenchräerstadt damit zu bedecken!"

„Und wir noch Lanzen genug," versetzte der Kenchräer, „um die Nieren sämtlicher Lechäer darauf zu spießen!"

„Weg da," rief zornglühend der Lechäer, „sonst erkennst du morgen dein Gesicht im Spiegel nicht wieder!" — Dabei erhob er die Faust.

Ein Athener fiel ihm in den Arm: „Was soll das? — Laß den Kenchräer, oder du hast's mit mir zu tun!"

„Ei, siehe da," begann ein Samier unter den Zuschauern, welche um die Streitenden sich drängten; „die Athener wollen sich einschmeicheln sogar bei den Kenchräern, und man weiß, worauf sie bei ihren Gunsterschleichungen es immer absehen!"

„Jawohl, man kennt das!" fielen einige Sparter und

Argiver ein. „Seit einiger Zeit", rief einer der Argiver, „bewerben sich die Athener wieder auffallend um gute Freundschaft auf der Landenge und an den Eingängen des Peloponnesos!"

„Haben sie denn Zeit", rief einer der Sparter grinsend. „Ist denn der große Perikles, der Olympier, schon fertig mit seinen großen Prachttempeln und Propyläen und gold-elfenbeinernen Pallasbildern? Und gelüstet's der Hera des athenischen Olympiers, ihr Reich auch jenseits der Fichtenwälder des Isthmos auszubreiten?"

„Ihre Freunde und Vorkämpfer hat sie ja schon vorausgesendet!" rief der Argiver, mit dem Finger über seine Schultern nach der Werkstätte des Pheidias hinüberdeutend.

Die anwesenden Athener wollten den Spott sich nicht gefallen lassen. Wilder und allgemeiner drohte das Wortgefecht zu entbrennen.

Da erklang plötzlich eine gewaltige und wohltönende Männerstimme, von so wunderbarer Eindringlichkeit, daß sie augenblicklich sich allgemeines Gehör verschaffte.

„Wessen ist die Hellenenzunge," rief der gewaltige Sprecher, „die da spöttelt über die neuen Tempel und Götterbilder der Athener? Was Rühmliches zu Athen geschaffen worden, das ist geschaffen zur Ehre des gesamten hellenischen Namens! Und bedenkt, daß seit Jahrhunderten immer Friede gehalten worden von unseren Vätern, wes Stammes sie sein mochten auf dieser Stätte, wo die heiligen Wasser des Alpheios den Takt rauschen zum olympischen Festreigen des gesamten Hellenenvolks. Zu friedlichem Wettkampfe haben wir immer hier uns eingefunden; hier war heiliger Boden, hier Gottesfriede. Im Tempelbezirk des gemeinsamen Gottes Zeus vereinigt uns das Panhellenenfest. Haltet Frieden, Stammesbrüder, auf der pisatischen Au! Nicht Waffen sollen hier zusammenschlagen, und kein Erzklang soll hier vernommen werden, als das Geklingel prüfend aneinander geschlagener Ringhälften, an welchen hellenische Gastfreunde aller Gaue sich liebend erkennen!"

Der Ausruf „Perikles!" hallte nach diesen Worten hin durch die Menge. „Perikles von Athen! Perikles, der Olympier!" Väter hoben ihre Knaben empor, um ihnen den Perikles zu zeigen. Nur von wenigen war er vorher erkannt worden. Jetzt, nachdem er gesprochen, nachdem sein olympischer Rededonner erklungen, erkannte ihn das gesamte Griechenvolk. Und noch fand, was er gesprochen, ein Echo in den Herzen der beweglichen, leicht erregten Hellenen. Ein Beifallsruf widerhallte bis über den Alpheios, und die Wasser des Stromes schienen aufrauschend mit einzustimmen.

Perikles entzog sich der Menge, indem er mit Aspasia und den Freunden in den heiligen Hain Altis trat und dort sich verlor zwischen den Tempeln und Heiligtümern aller Art, den Standbildern, Dreifüßen, Denksäulen, umsäuselt vom Laub der Ölbäume, der Weißpappeln, Platanen und Palmen. Von der Giebelspitze des neuen Zeustempels funkelte ihnen eine vergoldete Siegesgöttin, zwischen zwei ebenfalls vergoldete Preisgefäße gestellt, augenblendend entgegen. Sie betrachteten auf dem hinteren Giebelfelde die Bildwerke des Alkamenes. Er hatte dort den Kampf der Lapithen und Kentauren ausgeführt und darin seiner Vorliebe für bewegtes Leben und mannigfachen Wechsel der Stellungen und Gebärden mehr als auf der Akropolis die Zügel schießen lassen.

Geführt von Polykleitos und Alkamenes, betrachteten Perikles und Aspasia hierauf die übrigen zahllosen Wunder des heiligen Haines.

Zuletzt stiegen sie eine freie Treppe empor, welche aus der Altis nordwärts auf eine mächtige breite Terrasse hinaufführte. Diese Steinterrasse zog längs des südlichen Fußes des Kronoshügels bis zum Stadion sich hin. Auf ihr stand eine Reihe von sogenannten Schatzhäusern verschiedener Städte, in welchen diese ihre nach Olympia gestifteten Weihegeschenke hinterlegten.

Von den Schatzhäusern den Kronoshügel aufwärtsstei-

gend, sahen Perikles und Aspasia die Heiligtümer, welche diesen Hügel schmückten. Vom Gipfel desselben aber hatten sie den schönsten Ausblick über ganz Olympia. Sie sahen unter sich den heiligen Hain Altis mit seinen Tempeln und Standbildern sich ausbreiten; sie sahen jenseits der Altis den majestätischen Strom Alpheios durch die Ebene dahinwallen; sie sahen zur Rechten den Fluß Kladeos, aus den pisatischen Bergen herabkommend, seine Wasser mit denen des Alpheios mischen; sie sahen zur Linken das Stadion und weiter abwärts den Hippodrom, die Schauplätze der olympischen Wettkämpfe, den heiligen Hain begrenzend. Zur Rechten vom Kronoshügel, näher dem nördlichen Ausgange der Altis, sahen sie Gebäude, welche die Mittelpunkte der Verwaltung Olympias bildeten, und wo sowohl die Kampfrichter als die Athleten selbst das Gesetz des Kampfes vor dem Standbilde des mit doppeltem Blitzstrahle bewaffneten Zeus Horkios beschworen. Darüber hinaus aber war von allen Seiten nichts zu erblicken als der Kranz ragender Berge, in deren Hut die heilige Feststätte von Olympia lag.

Das Auge der Männer weilte mit Behagen auf diesem Bilde. Aspasia aber begann über glutende Schwüle zu klagen und über die vielen Stechmücken, welche sie belästigten.

„Wie kommt es nur," sagte sie, „daß die Hellenen für ihre Athletenkämpfe die Hochsommerzeit und diese schwüle, sumpfige Niederung des Alpheios sich gewählt?"

„Der Stifter Herakles hat an die Mücken nicht gedacht!" sagte Alkamenes lächelnd.

„Und wir Männer bisher auch nicht!" fügte Perikles hinzu. „Du hast nicht wohl getan, Aspasia, uns aufmerksam zu machen auf diese kleinen Blutsauger und ihre Frechheit!"

Durch die Altis zurückkehrend, verweilten Perikles und Aspasia nur noch bei den Standbildern des Polykleitos.

Immer lebhafter war inzwischen in des Tages Verlauf das Getümmel und die Bewegung geworden zwischen der Altis und dem Alpheios. Zahlreiche Opfer wurden gegen Abend dargebracht bei den mit Blumen umkränzten Götter-

altären der Altis. Man sah die Athleten nach Vorbedeutungen ihres Erfolges in den Eingeweiden der Opfertiere spähen. Den größten Schwarm von Zuschauern versammelte das festliche Brandopfer auf dem altberühmten Aschenaltare des Zeus.

Die Vollziehung dieser heiligen Gebräuche dauerte bis tief in die Nacht, unter dem Schalle der Musik und beim Scheine des Mondes; welcher sich seiner Völle näherte. Alles ging vor sich in pomphafter Weise und doch in schöner Ordnung zugleich, in Ehrfurcht gebietender Stille. Um Mitternacht erst erloschen die Fackeln im heiligen Haine, und die letzten Flammen auf den Opferaltären sanken verglimmend in sich zusammen. Jetzt aber eilte schon ein nicht geringer Teil des Volkes zu der Rennbahn hin, um dort, seiner Plätze sicher, die grauende Frühe und den Beginn der Spiele zu erwarten.

Am Morgen bestiegen Perikles und Aspasia wieder den Kronoshügel.

Das Auge des Perikles hing an dem menschenwimmelnden Stadion, dessen Anblick aus der Ferne sich darbot, mit dem Anteil, welchen eine solche Schau dem Griechen immer abgewann. Er hatte nur Aspasia zuliebe dem Genuß entsagt, sich unmittelbar unter die Zuschauer im Stadion selbst zu mischen.

Nicht mit dem gleichen Wohlgefallen wandte das Auge der Milesierin dem Schauplatze sich zu, wo mit gewaltsamem, zum Teil fast mörderischem Eifer gesteigerte Leibeskraft in Staub und Sonnenglut sich betätigte.

„Warum streift dein Auge beinahe verachtend jene schaulustige Menge?“ fragte Perikles.

„Scheint es nicht,“ sagte Aspasia, „als ob das Hellenenvolk, so groß geworden in vielem, was wahrhaft schön und herrlich, die höchste seiner Ruhmeskronen dem Athleten von Olympia vorbehielte? Soll in der Tat der Armen Kraft und der Füße Behendigkeit als der höchste aller Vorzüge gelten dürfen auf hellenischem Boden?“

„Ich begreife dich," versetzte Perikles, „du bist die Vorkämpferin der Weiblichkeit und alles dessen, was das Leben verfeinert, veredelt, verschönert. Hier aber feiert die rauhe Männlichkeit ihre Triumphe."

„Ein echtes Dorerschauspiel", sagte Aspasia, „ist ein solcher Ring- und Faustkampf, bei welchem die Männer gegeneinander wüten, bis das Blut ihrem Schlund entstürzt. Du hast recht, ich hasse diese Spiele; denn wo die Männlichkeit über ihr Ziel schweift, da scheint mir die Barbarei nicht ferne. Ich fürchte, daß der rohe Reiz dieses Schauspiels den Sinn der Menschen immer mehr bestrickt und sie aufs neue der Verwilderung entgegenführt."

„Du gehst zu weit", versetzte Perikles lächelnd.

Der Widerstreit in den Meinungen des Perikles und seiner Aspasia sollte noch vor Ablauf dieses Tages durch eine kleine Szene, von welcher sie Zeugen wurden, einen weiteren Sporn erhalten.

Als nämlich Perikles und Aspasia am Abende desselben Tages im Geleit des Polykleitos und des Alkamenes in der Nähe des Stadions umhergingen und Aspasia die ihr fremden Räume betrachtete, so geschah es, daß, während sie eben zur Rast auf eine Steinbank sich niederließen, ein Schwarm von Athleten, welche an den Kämpfen des Tages teilgenommen, einem anderen Schwarme begegnete, worauf der gesamte Haufe, zum Teil auf den Boden sich hinwerfend, in ein sehr lebhaftes Gespräch sich verwickelte. Die Kämpfe des ersten Tages wurden mit Worten noch einmal durchgekämpft und jeder Erfolg einem scharfen Urteil unterzogen. Jene, welche unterlegen waren, setzten auseinander, durch welchen Zufall ihre Gegner Meister geworden, und wie der Sieg nur eben an einem Haar gehangen, oder sie beschuldigten die Gegner geradezu, daß sie gegen die Regeln des Kampfes gesündigt hätten. Aber es half ihnen meist doch wenig, und sie mußten zuweilen auch noch den Spott der Genossen vernehmen.

„Gleichviel, guter Theagenes," hieß es, „du mußt die

Püffe tragen, die du von Nikostratos erhalten. Ganz erbärmlich bist du anzusehen mit dem ölgetränkten Lappen um das zerschlagene Haupt, und verbreitest den Geruch eines Laternenpfahls!"

„Spottet nur!" sagte der so Angeredete, ein noch jugendlicher Ringer und Faustkämpfer, welcher übel zugerichtet war und daher den Kopf mit einem ölgetränkten Tuche umwickelt trug.

„Spottet nur!" sagte er; „ich habe jetzt erprobt, was Fleisch und Bein zu ertragen imstande ist. Püffe habe ich erhalten auf das Haupt, welche, glaube ich, einen Quaderstein zermalmt hätten. Und meint ihr, daß ich außer einer kleinen Erhitzung ein Ungemach im Haupte verspüre? Höchstens ein paar unschädliche Beulen sind aufgelaufen. Aber das Rückgrat fängt nachgerade an, mich ein wenig zu schmerzen — es mag wohl von der Gewalt herrühren, mit welcher ich im Ringkampf rücklings auf den Boden hinstürzte."

„Man sieht, daß du ein Neuling bist!" sagten die anderen, „da du noch nicht weißt, daß das Haupt der unempfindlichste, das Rückgrat aber der empfindlichste Teil des Menschen ist!"

„Dein Rückgrat wird sich in drei Tagen erholen," sagte einer, „aber sieh mich an: woher soll ich nur gleich meine Zähne wiederbekommen? Hätte ich sie ausgespuckt, als ein Faustschlag des Meleager sie mir traf, so hätte ich meine Schlappe damit eingestanden; so habe ich sie lieber hinabgeschluckt. Es ist eine unangenehme Sache, seine Zähne, statt im Munde, im Magen mit sich herumzutragen."

„Du wirst sie verdauen!" sagte der Böotier Knemon. „Ein Athletenmagen muß auch Zähne verdauen."

„Davon werde ich schwerlich soviel Fleisch auf die Glieder bekommen, wie du hast!" versetzte Theagenes. — Knemon war in der Tat ein ältlicher, ungeschlachter Geselle, welcher das Mark vieler Rinder, Kälber und Lämmer in sich gesogen. Die Ohren waren ihm zerquetscht von Faust-

schlägen; ehern schien sein Fleisch an der breiten, gewölbten Brust und am Rücken; er glich einem hammergeschmiedeten Erzbilde. An den Armen strotzten die Muskeln rund und fest gleich Steinen im Flußbette, welche die Flut in ihren Wirbeln lange Zeit gewälzt und gerundet hat.

„Meint ihr," rief er, „daß ich einem von euch nachstehe, weil ich ein wenig schwerfällig bin, und nicht so leichtfüßig wie ihr? Nun, ein Schnelläufer bin ich nicht, aber ich bin der Mann, den man so wenig umwirft als eine eherne Säule. Und wenn die Erde selber bebt — ich bleibe stehen!"

Dabei legte Knemon eine Wurfscheibe auf den Boden und fuhr fort:

„Wohlan! Ist einer unter euch, der mich hinunterstößt?"

Vergebens erprobten die Athleten einer nach dem andern ihre Kraft. Nun ließ Knemon die Wurfscheibe mit Öl begießen, so daß sie sehr schlüpfrig wurde. Aber auch jetzt behauptete er sich auf derselben.

Dann streckte er seine Hand gerade aus und hielt die ebenfalls ausgestreckten Finger der Hand fest aneinander geschlossen. „Nun versucht es einmal," rief er, „den kleinen Finger da von den übrigen loszureißen!"

Sie versuchten es, aber der Finger schien wie Erz an die anderen gelötet.

„Das will nichts sagen!" rief prahlerisch der Argiver Sthenelos. „Ich halte, wenn es sein muß, ein Viergespann in vollem Laufe fest, indem ich ihm mit der Hand in die Speichen greife!"

„Und ich," sagte der Eleer Thermios, „ich habe zu Pylos einmal einen Hengst beim Hufe gefaßt, und als er sich losriß, behielt ich den Huf in der Hand."

„Das sind Kraftstücke," sagte der Thessalier Euagoras; „aber tut mir einmal nach, was ich zu Larissa getan: ich habe dem berühmten Schnelläufer Kresilas im vollen Wettlauf die Sandalen von den Füßen gestohlen!"

„Wie!" rief der Sparter Anaktor, „der thessalische Leichtfuß will vor Männern der Faust sich brüsten? Was helfen dir deine geschwinden Beine, wenn ich dich da mit dem Gesicht in den Boden pflanze?"

„Meine Fäuste sind nicht schlechter als meine Beine!" rief der Thessalier; „und wenn ich dich anrühre, so magst du deine Knochen hier aus dem Sande zusammenlesen!"

„Schweig!" rief der Sparter, „sonst quetsche ich dir die Augen aus, wie der Koch dem Tintenfisch!"

„Ich zerzause dich," entgegnete der Thessalier, „daß dich die Ameisen brosamenweise hinwegtragen!"

„Ihr kämpft mit Worten!" rief der Böotier Knemon dazwischen. „Das ist nicht Athletenbrauch. Laßt es doch auf eine Probe ankommen!"

„Das wollen wir!" riefen die beiden.

„Sehr gut!" sagte der dicke Thebaner; „aber was wollt ihr eigentlich? Wollt ihr miteinander wettlaufen, oder wollt ihr euch mit der Faust bearbeiten? Lauter nicht zu verachtende Proben. Indessen, wißt ihr, was des Athleten beste Probe ist, und worin sich alle Athleten, seien sie nun Schnellläufer oder Faustkämpfer, oder was immer, wie auf einem gemeinsamen Gebiete begegnen?"

„Nun?" fragten der Sparter und der Thessalier zugleich.

„Des Athleten beste Probe," sagte der Thebaner, indem er dabei sich den Bauch strich, „bleibt die Kraft der Verdauung. Denkt an Herakles; er erwürgte die Löwen nur so dutzendweise im Gebirg, aber er war auch der Mann, der einen Stier auf einem Sitze verzehrte. Hier ist Rhodos, ihr Männer, hier tanzet! Laßt, ich will nicht sagen ein Rind — denn was wäre Herakles, wenn er nicht der einzige in seiner Art bliebe? — aber doch einen großen, fetten Hammel braten und teilt ihn in zwei gleiche Hälften und verzehrt ihn auf einem Sitze! Wessen Magen früher seinen Dienst versagt, der gebe sich besiegt, denn er ist der Schwächere von euch beiden."

„Ganz recht," scholl es in der Runde; „Anaktor und Euagoras sollen die große Athletenprobe vor unseren Augen bestehen! Wir bringen sogleich den Hammel herbei und braten ihn am Spieße."

Anaktor und Euagoras waren einverstanden. Und zugleich entfernten sich einige, um den stärksten Hammel, der zu finden sein würde, herbeizuholen.

So weit war die Szene vor den Augen des Perikles und seiner Gefährten vorgeschritten, als Aspasia sich von ihrem Sitze erhob mit den Worten: „Laß uns gehen, Perikles; ich habe nicht länger Kraft genug, diese olympischen Wettkämpfe mitanzusehen!"

Lächelnd erhoben sich nun auch die übrigen Männer und schlugen mit Aspasia den Rückweg ein.

„Das Gefühl Aspasias diesen Athleten gegenüber", sagte Alkamenes, „scheint mir nicht mehr und nicht weniger zu sein, als das Gefühl eines Weibes, welches gesund ist an Leib und Seele und welches von einem natürlichen und rechten Antriebe geleitet wird. Wozu sind sie denn eigentlich nütze, diese Kraftmänner? Sind sie denn im Kriege tüchtiger als andere? Mähen sie Reihen der Feinde nieder, wie die homerischen Helden? Nein! Die Erfahrung spricht dagegen. Sind sie geeignet, sich um die Verbesserung der menschlichen Rasse Verdienste zu erwerben? Nein! Auch dagegen spricht die Erfahrung. Sie taugen zu nichts, als zu dem, was sie im Stadion betreiben unter dem Beifallsjauchzen der Zuschauer."

„In der Tat," versetzte Perikles, „nicht an den Personen der Athleten selbst verwirklicht sich das Nützliche der Kunst, die sie betreiben. Aber groß und unschätzbar ist der Gewinn, der aus jener Schaustellung von ungebildeter Kraft und aus der dafür im Übermaß gezollten Ehre hervorgeht, insofern das Hellenenvolk dadurch aufs lebhafteste daran erinnert wird, daß man des Körpers Fähigkeiten nicht weniger als die der Seele steigern und entwickeln könne. Größer ist die Gefahr, daß der Mensch sein Körperliches, als daß er sein

Geistiges vernachlässige, denn zu geistiger Übung und Betätigung fühlt er beständig durch einen inneren Drang und durch die Notwendigkeit sich getrieben. Die Ausbildung des Körpers aber pflegt er der Natur zu überlassen, wenn er nicht von außen dazu gespornt wird."

Bei diesen Worten des Perikles hatten die Lustwandelnden eben den heiligen Hain erreicht und standen neuerdings einigen Standbildern berühmter Sieger von der Hand des Polykleitos gegenüber.

Aspasia sagte, den Blick auf diese Bilder gewendet:

„Wenn ich die Werke des Polykleitos hier betrachte, so scheint mir der Bildner in dieser Streitfrage auf meiner Seite zu stehen. Denn nicht das Übermaß der Kraft oder die ungefüge Wucht der Glieder hat er darzustellen gewürdigt, sondern Bilder und Typen des rechten Maßes, der harmonisch, voll und rein entwickelten Gestalt stellt er vor Augen. Immerhin scheint mir der treffliche Polykleitos zu loben, daß er nicht wie Pheidias die sterbliche Natur beinahe verachtet, sondern ihr die Ehre gibt, die ihr gebührt, und daß, wie Pheidias das Göttliche am erhabensten darstellt, so er das anspruchlos Menschliche am klarsten verwirklicht."

Weniger angenehm, als Aspasia dachte, berührte dieser Lobspruch das Gemüt des Polykleitos.

„Der Künstler", sagte er, „hängt ab von den Wünschen und Bedürfnissen derjenigen, welche seine Kunst in Anspruch nehmen. Daß es in Hellas nur dem Pheidias verliehen sei, die Götter würdig darzustellen, scheinen allerdings auch die Eleer zu glauben, indem sie ihn nach Olympia beriefen, nicht aber die Argiver, welche es mit mir, dem einheimischen Manne, versuchen wollen, und mir das Gold- und Elfenbeinbild der Hera in ihrem großen Tempel zu Argos zu fertigen aufgetragen."

So sprach Polykleitos, und es gelang Aspasia nicht mehr, die sichtliche Verstimmung des Meisters auszugleichen. Er entfernte unter irgendeinem Vorwande sich nach kurzer Zeit.

„Du hast, o Aspasia,“ sagte Alkamenes lächelnd, „nun auch dem Polykleitos als Sporn gedient, damit er sein Bestes tue, und die Hera von Argos des Zeus von Olympia würdig sei.“

„Ein treffliches Werk mag er, dem Pheidias nacheifernd, vollenden“, sagte Aspasia. „Aber so wie Pheidias, nachdem er mit seiner lemnischen Pallas einmal sich zur Erde herabgelassen, rasch wieder zum Olymp sich aufschwang und seither Buße tut zu den Füßen des olympischen Zeus, so, glaube ich, wird Polykleitos vom Olymp rasch wieder auf die Erde und auf sein eigenstes Gebiet heruntersteigen. Allerdings deutet der schwunglose Peloponnesier in seinen Gebilden des seelischen Lebens Bewegtheit und Tiefe wenig an; aber lassen nicht auch die athenischen Künstler nicht noch etwas zu hoffen und zu wünschen übrig? Darf ich es euch gestehen, daß ich zuweilen Göttergestalten im Traume erblicke, die bisher kein Pheidias, kein Alkamenes, kein Polykleitos mit dem Meißel verwirklicht hat? In verwichener Nacht erschien mir Apollon, mir der liebste von allen Göttern, der Gott des Lichtes und der Töne. Er erschien mir in wunderbarer, schlanker, kühn und doch anmutvoll hinschreitender, sieghafter, bezaubernder Jünglingsgestalt. Tödlich getroffen krümmten vor seiner bloßen Erscheinung und vor dem Bogen in seiner ausgestreckten Hand sich die Drachen der Finsternis. Wer meißelt mir den Gott, wie ich ihn gesehen? Auch du nicht, Alkamenes! Aber du bist der feurigste unter den Bildnern, und mit beständig jugendlich bewegter Seele gibst du dem Leben und seinem Reiz dich hin. Darum erschließt wohl auch das Leben dir sein Geheimnis, und sein mächtiger Anhauch kräuselt in deinen Gebilden die allzu ruhige Fläche der reinen Gestaltung.“

Die Augen des Alkamenes erglühten in Begeisterung bei diesen Worten.

„Deinem Lieblingsgotte“, sagte er, „gedenken die Arkadier seit langer Zeit einen großen Tempel zu bauen; und um seinen Fries mit Bildwerken zu schmücken, wandten sie

sich an Pheidias. Dieser wies sie an mich. Aber bedächtig ist der arkadischen Männer Sinn und wohl manches Jahr warten sie noch, bis etwa der Gott mit den tödlichen Geschossen sie zur Erneuerung des Gelübdes veranlaßt. Wenn sie aber dann ihres Planes und meiner gedenken, so sollen die Bildwerke jenes Frieses für alle Folgezeit von der Flamme Zeugnis geben, welcher freien Lauf zu lassen du mich ermunterst, Aspasia!"

„Sei ganz du selbst", sagte Aspasia „und horche nicht auf das Wort der Kalten und Strengen, und du wirst etwas schaffen, was selbst die Tadler staunend bewundern."

Von diesem Augenblicke an erlosch der letzte Funke des Grolles gegen Aspasia im Herzen des Alkamenes.

Er suchte immer aufs neue ihre Gesellschaft, sprach mit ihr von seinen Plänen und Entwürfen, begeisterte, belehrte sich an ihrem Worte, und sie versagte ihm nicht, was er so eifrig suchte.

Am folgenden Tage war Perikles durch einen Zufall veranlaßt, einen kleinen Weg ohne Aspasia zu machen, und sie in der Gesellschaft des Alkamenes, des Polykleitos und einiger anderen Freunde, welche er zu Olympia gefunden, zurückzulassen. Nach einem längeren Gespräche entfernten sich alle jene Männer bis auf Alkamenes, welcher die Unterredung mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit fortsetzte.

Immer feuriger wurden die Worte des Alkamenes, immer belebter seine Blicke.

Aber nicht bloß entflammt zeigte sich Alkamenes der Gattin des Perikles gegenüber, als er nun mit ihr sich allein fand, sondern er schlug auch unbewußt, wie es schien, und unwillkürlich einen Ton an, welcher etwas von Vertraulichkeit an sich hatte. Berechtigte ihn dazu die Willfährigkeit, mit welcher einst die kunstbegeisterte Milesierin in einen freundlichen Verkehr sich eingelassen mit dem begabtesten Jünger des Pheidias?

Aspasia empfand jenen Ton der Vertraulichkeit mit einem Gefühle gekränkten Stolzes.

Der entflammte Alkamenes begann Vergleiche anzustellen zwischen den Formen ihrer reifen und denen ihrer früheren jugendlichen Blüte, und sprach dabei von diesen Formen, wie man von Dingen spricht, mit welchen man gründlich vertraut ist.

Auch dies verletzte die hochgemutete Aspasia.

Alkamenes ergriff ihre Hand, musterte sie mit Kennerblicken, pries die Reize derselben und sagte, sie sei ihm ein unerschöpflicher Quell der künstlerischen Belehrung.

Aspasia entzog ihm die Hand, und erinnerte ihn daran, daß Theodota nicht weniger unerschöpflich sei an belehrenden Reizen.

„Du zürnst mir, weil ich Theodota gepriesen!“ rief Alkamenes.

„Habe ich es dich je entgelten lassen?“ erwiderte Aspasia kalt; „hast du mich feindselig gefunden, als wir hier uns wiedersahen? Habe ich aufgehört, Hoffnungen, die dich ehren, auf dich zu setzen, und dich, als den Fähigsten, zur Erreichung der höchsten Ziele zu spornen? Ich wußte, daß du mich haßtest, aber mir sind die Kunst des Alkamenes und Alkamenes selbst gesonderte Dinge. Ich habe weder die Liebe noch den Haß des Alkamenes erwidert.“

„Kühl und verständig“, sagte Alkamenes, „möchten deine Worte klingen, aber sie sind in heimlicher Erregtheit scharf und bitter zugespitzt. Du zürnst mir dennoch um Theodotas willen! Vergib, was ich gegen dich verbrochen! Was du meinen Haß nennst, es war die Rache der Liebe!“

„Lange bevor mir dein Haß offenbar wurde,“ erwiderte Aspasia, „sagte ich dir schon, was ich dir soeben zu bedenken gab: daß eine Grenze gezogen ist zwischen dem Anteil, welchen der Geist des Menschen an etwas nimmt, und seinem Herzensanteil.“

„Auch beim Weibe?“ fragte Alkamenes mit verwegenem Lächeln. „Ich wiederhole dir: du zürnst um Theodotas willen! Und ein Werk der Rache war es vielleicht auch, daß du in mir die alten Flammen wieder angefacht! —

Noch einmal, vergib! Verdamme nicht in diesem Augenblicke das Feuer, das du doch selber sonst im Wesen des Alkamenes gepriesen!"

Bei diesen Worten umfaßte der Ungestüme in auflodernder Leidenschaft das Weib des Perikles.

Die stolze Schöne traf den Angreifer mit einem Blicke, der ihm die verlorene Besinnung zurückgab.

In diesem Augenblicke trat Perikles herein.

Er las, was vorgefallen, im Antlitz des Alkamenes.

Dieser nahm verwirrten Abschied und stürzte fort, mit neuerdings verwandeltem Herzen, beschämt, von Unmut gegen Aspasia erfüllt.

Perikles war bleich.

„Bedarf es einer Erzählung?" sagte Aspasia; „du hast in den Mienen des Alkamenes gelesen . . ."

„Es scheint," versetzte Perikles, „daß Alkamenes dich behandelt hat, wie man ein Weib behandelt, das man..."

„Vollende nicht!" sagte Aspasia.

„Ich weiß," sagte Perikles, „welche Grenze du ziehst, im Sinne des Protagoras, zwischen deinen Reizen und deiner Person. Ich kenne jene Lehre, nach welcher die Schleier des Weibes zusammenschrumpfen dürfen auf ein Feigenblatt. Du siehst, Alkamenes hat eine andere Ansicht als du von der Unangreifbarkeit eines Feigenblattes. Er irrt, sagst du; aber seine Ansicht von der Sache, und nicht die deinige, ist bestimmend für seine Art und Weise, dir zu begegnen. Du kennst des Mannes nicht unedles, aber leidenschaftliches Wesen. Er wird von nun an doppelt gegen dich erbittert sein, er wird die Zahl deiner offenen Gegner vermehren."

„Er findet, wie es scheint, bei dieser Gegnerschaft einen unverhofften Bundesgenossen!" sagte Aspasia.

Noch ein paar herbe Reden und Gegenreden fielen. Perikles verließ das Gemach Aspasias.

Unmutsvoll stieß Aspasia mit dem Fuße gegen den Boden.

„Dieser verwünschte Boden des Peloponnesos“, sagte sie, „bringt mir Unheil.“

Bald aber faßte sie neuen Mut. Es ist leichtes Gewölk, dachte sie, wie es unschädlich durch den heitern Himmel der Liebe segelt. Heller lodert die Glut nach der neuen Erwärmung auf, als vor der Erkaltung.

Aspasia täuschte sich nicht. — Aber bleibt hinter jenen heller auflodernden Flammen nicht doch vielleicht ein unbequemer Rest der alten Asche in der Brust zurück? Und vergißt die Liebe alles, was sie vergibt?

Perikles und Aspasia waren zu Olympia die Gastfreunde des Pheidias. Er hatte ihnen Gemächer in einem der weiten Gelasse seiner Werkstätte zur Behausung eingeräumt. Er selbst aber blieb unsichtbar. Unablässig war er im Tempel mit der Vollendung und Aufrichtung des gewaltigen Gold- und Elfenbeinbildes beschäftigt. Er verweigerte jede Begegnung, aber er hatte durch Alkamenes versprechen lassen, daß Perikles und Aspasia die ersten im gesamten Volke der Hellenen sein würden, welchen er das größte Werk seiner Hände enthüllen würde.

Die mit Spannung erwartete Stunde kam heran.

Einem glutenden Sommertage war ein gewitterschwüler Abend gefolgt. Fliegendes dunkles Gewölk hatte sich über den himmelanstarrenden Gipfeln der Berge gesammelt. Nach Einbruch der völligen Dunkelheit kam ein Sklave des Pheidias und meldete dem Perikles, daß er beauftragt sei, ihn und Aspasia ins Innere des Zeustempels zu führen. In ihrer Begleitung war, auf Aspasias Wunsch, das arkadische Mädchen. Sie durchschritten, dem Sklaven folgend, den heiligen Hain der Altis, der unter umwölktem Nachthimmel in tiefem Schatten lag. Einsam war es rings, und nur ein leises Rauschen ging schauernd durch die Wipfel der Bäume.

Nun erreichten sie den Tempel. Der Sklave schloß die Pforten auf und führte sie in das innere Tempelgemach. Dort lenkte er ihre Schritte auf einen etwas erhöhten Platz im Hintergrunde, wo sie sich niederlassen konnten. Dann

entfernte er sich, die Pforte neuerdings hinter sich schließend, und ließ die drei allein im Dunkel. Ein schwacher Lichtschimmer fiel vom nächtlichen, wolkenumhangenen Himmel durch die Öffnung der Tempelbedachung. Aber er drang nicht in die Tiefe des Raumes.

Stumm, fast ängstlich harrten Perikles und Aspasia und das Hirtenmädchen. Plötzlich zerriß vor ihren Augen der Schleier der Finsternis, und sie erschraken, geblendet durch eine plötzliche, unbeschreibliche Glanzerscheinung. Der Vorhang, welcher den Hintergrund des Tempelgemachs vom vorderen Raume getrennt hatte, war hinweggezogen worden, und die drei erblickten im hellen Lichte vor sich den Gold- und Elfenbeinkoloß des olympischen Gottes. Auf schimmerndem reichgeschmücktem Throne war er sitzend gebildet, und dennoch hinaufreichend bis zur Decke des Tempels mit jenem erhabenen Haupte, das in seiner göttlichen Ruhe schon durch eine Vorwärtsbewegung der Locken, nach dem Worte des Sängers, die Höhen des Olympos erschüttert.

Um die Elfenbeinglieder des Götterkönigs schlang sich golden der Mantel, die linke Schulter samt dem Arme und den unteren Teil des Körpers umhüllend. In buntfarbigem Email funkelte der goldene Mantel, der Zierat kleiner Figuren und blühender Lilien war in seine Fläche gleichsam eingestickt. Aus grün emailliertem Golde war auf die Locken des Olympiers der Ölbaumkranz gedrückt. In der Linken hielt er den, aus verschiedenartigen edlen Erzen kunstvoll gearbeiteten, bunt glänzenden, ruhig nach vorn auf den Boden aufgestützten Zepter. Auf der ausgestreckten Rechten aber trug er eine Siegesgöttin, aus denselben Stoffen wie die Gestalt des Gottes selber gebildet. Auf vier pfeilerartigen Füßen, zwischen welchen auch noch kleine Säulen standen, ragte der schmuckreiche Thron, strahlend in buntem Wechsel von Gold und Marmor, Ebenholz und Elfenbein. Dunkelblau war des Thronsitzes flache Vorderwand gefärbt, ein wohlberechneter Hintergrund für den Glanz des Goldes und des Elfenbeins.

Bedeutungsvoll umgab von allen Seiten reiches Bildwerk die Gestalt des Gottes und den Thron. Auf des Zepters Spitze saß ein Aar, goldene Löwenbilder schmückten die Stützen des Schemels, auf welchem die Füße des Götterbeherrschers ruhten, Sphinxe trugen des Thronstuhls Armlehnen, Sinnbilder der unerforschlichen Ratschlüsse Kronions. Auf den Seitenflächen des Thronsitzes erglänzten, von der Hand des Panainos gemalt, in heller Farbenglut die Taten des ruhmvollen Zeussohnes Herakles. Anderes Heldenhafte schloß sich an: auch die Bilder aller Kampfarten von Olympia.

Auf der breiten Fläche des Sockels aber, über welchem der Thron sich erhob, stieg die herrlichste der Zeustöchter, die goldene Aphrodite, aus dem Schaume des Meeres.

Göttlich mild erschien des Olympiers Angesicht und doch voll unbeschreiblich erhabenen Ernstes. Die milde Güte war mit strenger Macht und ernster Weisheit wunderbar vereint. Vorwaltend aber war und überwältigend der Eindruck höchster Macht.

Aspasia barg fast erschrocken ihr Haupt an der Brust des Perikles. Schier unheimlich ergriff sie diese leuchtende Übergewalt. Hier war nichts Weibliches mehr dem Göttlichen beigemischt wie in der Gestalt der Jungfrau Pallas Athene. Zu ihrem Gipfel emporgeführt war hier die männlich ernste, strenge, hohe Kraft des Götterbeherrschers.

Aspasia fühlte bei diesem Anblick etwas wie einen fliegenden jähen Schmerz in ihrer Brust . . .

Auch das Mädchen aus Arkadien war im ersten Augenblicke heftig erschrocken: gleich darauf aber zeigte es sich gefaßt und blickte zu dem Gotte empor mit der Zuversicht eines Kindes.

Das Gewitter war leise und allmählich heraufgezogen. Man sah durch des Tempels obere Öffnung Blitze am Himmel zucken und hörte ferne Donner rollen.

Aspasia wollte den Perikles mit sich fortziehen. Er aber blieb in stummem Anschauen festgewurzelt. Auch er war

gewohnt, von der Bildkunst einen anmutenden Eindruck zu empfangen. Hier aber sah er sich dem Erhabenen in nie geahnter Gestalt gegenüber. Es lag etwas wie eine neue Offenbarung in diesem Götterbilde.

Draußen rollten die Donner näher und näher.

Plötzlich fuhr ein Blitz durch die Öffnung des Tempeldachs herab.

Perikles und Aspasia verloren für einen Augenblick die Besinnung.

Als die Blendung ihrer Augen vorüber war, sahen sie eine Marmortafel im Raume des Tempels, auf welcher die zwölf olympischen Götter in erhabener Arbeit gebildet waren, vom Blitze gespalten und geschwärzt . . .

Das Antlitz des Zeus hatte im Schein des Blitzes einen Augenblick titanisch furchtbar aufgeleuchtet. Es war, als hätte *seine* Hand den Blitz geschleudert, der seine olympischen Nebengötter zermalmte . . .

Aber nun glänzte das Antlitz des Gottes wieder in so ruhiger Hoheit fort, daß bei seinem Anblicke die Schrecken jener Blitzerscheinung besänftigt zerrannen. So groß erschien der Gott, daß ihn selbst die Blitze nur wie ein leichtes, mattes Funkenspiel umgaben.

„Dieser Gott des Pheidias“, sagte Perikles, verloren in tiefes Sinnen, „ist hinausgewachsen über die Tempel der Hellenen. Er strebt mit dem Haupte hinauf ins Unerreichliche, Unendliche . . .“

Nur halb gezwungen folgte endlich Perikles der drängenden Aspasia.

Sie suchten den Pheidias auf.

Dieser aber hatte ungesehen die beiden beobachtet, während sie vor dem Bilde des Gottes betrachtend standen.

Jetzt verlor er sich und wich den Worten aus.

Er blieb verschwunden.

Als Perikles und Aspasia sinnend zurückgekehrt waren in ihre Behausung, da schüttelte Aspasia den Eindruck der ernst-erhabenen Schau von ihrer Seele ab, wie ein Vo-

gel funkelnde Regentropfen von seiner leichten Schwinge schüttelt.

Nicht so Perikles.

Aber Aspasia ruhte nicht, bis sie den olympischen Ernst auf seiner Stirne gemildert hatte.

Zuletzt trat auch ihm das Unheimliche, ernst Erhabene des unter Blitz und Donner Geschauten in den Hintergrund, und des unvergleichlichen Bildners Bewunderung gewann in seiner gehobenen Seele die Oberhand.

Noch mit geschlossenen Augen sah im Schlummer jener Nacht das Mädchen aus Arkadien sich umwogt von Lichtströmen, aus Goldglanz, Elfenbeinschimmer und Blitzgefunkel wundersam gemischt.

Aber Perikles fuhr ein paarmal unruhig aus dem Schlaf empor. Er hatte geträumt, der sitzende Gott des Pheidias habe sich in seiner ganzen Größe aufgerichtet und mit seinem Haupte die Decke des Tempels in Trümmer gestoßen.

Und Aspasia hatte einen andern wunderlichen Traum.

Sie sah den Adler des Zeus, wie er von der Spitze des Zepters herunterflog gegen den Sockel und dort mit seinem Schnabel den Tauben der goldenen, heiterlächelnden, wonnigen Aphrodite die Augen aushackte . . .

---

## 19. Das Kind des Lichts und die Priester der Nacht.

Sie waren ein wundersames Widerspiel jenes ionischen Honigmondes, diese peloponnesischen Fahrten des Perikles und seiner Aspasia! Dort an Milets heiteren Gestaden zog die siegreiche Weiblichkeit mit weichen Armen den Athenerhelden in ihren Zauberkreis; hier zwischen starrenden Bergeshäuptern trat der männliche Dorergeist im Geleite vieler Dinge, welche das Gemüt ernst zu stimmen geeignet waren, an Perikles heran. Hier goß die Natur selbst eine

Art von ernstem Schauer in seine Seele; hier sprachen zu ihm alte Überreste einer heldenhaften Vergangenheit, welcher gegenüber die Nachgebornen sich doch nur als ein schwächliches Geschlecht empfinden konnten; hier wurde auf Stätten, deren Sagen an die alte Heldenwelt unmittelbar anknüpften, ein Kult und ein Wettstreit der Männlichkeit gepflogen, geeignet, wie Aspasia richtig fühlte, in der Seele des Griechen Gesinnungen zu wecken, zu erhalten und groß zu ziehen, welche den Sieg der Schönheit und der Weiblichkeit auf allen Gebieten des Lebens weit eher beeinträchtigen als fördern konnten. Auf bergeinsamen Fluren der Hirten hatte Perikles hier ein einfaches, wenn man will, idyllisches Dasein geschaut, welches unberührt war vom Hauche der neuen Gesittung, und welches Anschauungen, Empfindungen, Ahnungen nährte, die vielleicht nur den Niedergang des echten Hellenengeistes erwarteten, um mit einem grauen, einförmigen Nebel die heitere, hellenische Welt zu umspinnen. Hier hatte selbst die Kunst des Atheners, im Tempel des olympischen Götterkönigs ihr Höchstes und Letztes hinstellend, den Triumph des ernst Erhabenen über das anmutend Schöne vor dem Auge des Griechen, wie es schien, für immer besiegelt.

Anders stand diesen Anregungen und Einflüssen Perikles, anders Aspasia gegenüber. Denn nicht völlig gleich war die Natur ihrer Gemüter, und verschieden die Art ihres Verhältnisses zur Außenwelt. Aspasia war die nach allen Seiten hin Wirkende, Gebende, Tätige, Perikles war, seiner männlichen Tatkraft unbeschadet, der von allen Seiten her mit offener, edler Griechenseele auf sich wirken Lassende, Empfangende. Er war, wie das Hellenenvolk selbst, mit seiner Empfänglichkeit zwischen die Gegensätze gestellt; und wie das Hellenenvolk und der Hellenengeist, durchlebte er im Wandel dieser Einflüsse und Gegensätze eine Entwicklung, eine innere Geschichte, deren Ziel und Ausgang noch nicht abzusehen war, während Aspasia unverrückbar und unwandelbar fest stand im innersten Kern ihres Wesens; als die

zaubermächtige Vorkämpferin hellenischer Lebensheitre und Lebensschöne.

War nicht zu fürchten, daß durch diesen gelinden Gegensatz, bisher verdeckt von den Rosengewinden der Liebe und des Glückes, die schöne Harmonie des Liebelebens, welches das edle herrliche Paar vereinigte auf dem Gipfel des Daseins, einmal getrübt werden könnte?

Wohl lag sie nahe, die Gefahr, aber jene Rosen der Liebe und des Glückes schienen nun einmal unverwelklich zu sein für dieses Paar, begabt mit einem Zauberduft von ewiger Dauer.

Noch immer blieb ja Perikles der Empfängliche, Empfangende, Aspasia die siegreich Wirkende, Gebende.

In ihren Gesprächen zwar befehdeten die beiden sich oft, und nicht selten glaubte Perikles, das geliebte Weib zu seiner Meinung, in seine Stimmung mit herübergezogen zu haben. Zuletzt aber merkte er doch meist, daß sie es war, die ihn umgestimmt hatte, daß es unmöglich blieb, des wirkenden Zaubers, der in die Hand dieses unvergleichlichen Weibes gelegt war, sich ganz zu erwehren. Immer wieder ließ er von der Schönen sich zurückführen auf den Gipfel freier, heiterer Lebensanschauung. Immer aufs neue wurde der schöne Einklang der beiden Seelen wieder hergestellt, immer aufs neue verwirklichten sie das Ideal des hellenischen Lebens auf seinem Höhepunkte und boten ein Schauspiel, auf welches die Olympier mit Befriedigung herunterblickten.

Aspasia verstand es trefflich, die Stimmungen des Gatten zu bekämpfen. Ob sie für immer imstande sein werde, seines innersten Lebens neu-sprossende Keime zu ersticken, den Fortschritt seiner inneren Entwicklung aufzuhalten, das blieb freilich unmöglich für jetzt zu ermessen.

Gewiß ist nur, daß Aspasia es stets verstand, den Scherz der Lieder des Anakreon mildernd in den Ernst zu mischen, zu welchem Perikles an Hymnen des Pindaros sich begeisterte, und daß zwischen diesen beiden echter Griechensinn noch immer recht behielt.

In dem kleinen Zwischenfalle mit Alkamenes hatte die Vergangenheit einen flüchtigen Schatten auf das Eheglück des Perikles geworfen. Aspasia atmete freier auf, als sie mit ihrem Gatten auf der Heimkehr von Olympia nach Athen den Boden des Peloponnesos hinter sich hatte. Sie ahnte nicht, daß Unerfreulicheres ihr auf dem Boden Attikas selber, unmittelbar vor dem erreichten Ziele, bevorstand.

Während Pheidias zu Olympia seinen Zeus für ganz Hellas schuf, wie er früher zu Athen die Pallas Athene für die Athener geschaffen, war sein früherer Genosse und Freund Iktinos in der attischen Mysterienstadt Eleusis tätig gewesen, wohin er berufen war, um ein neues Haus der Demeter für die Feier der großen Mysterien zu erbauen.

Da die Tage der Mysterienfeier bevorstanden, so hielt sich Hipponikos, welcher bei dieser Feier die an sein Geschlecht geknüpfte Würde eines Daduchen bekleidete, eben in Eleusis auf, ein Landgut bewohnend, wie es auch andere reiche Athener in der Gegend des schön gelegenen Eleusis besaßen. Denn diese Stadt lag unfern dem Meeresstrande, der Furt von Salamis, und dieser Insel selbst gerade gegenüber. Die Hügel hinauf zogen sich die Behausungen der Einheimischen und die großen Tempelbauten mit ihren weitläufigen heiligen Bezirken, innerhalb welcher sie standen.

Perikles nahm bei Hipponikos seinen Aufenthalt während der Zeit seiner Anwesenheit zu Eleusis.

Der erste Tag war der Besichtigung des neuen großen, durch Iktinos vollendeten Weihetempels gewidmet, der, auf die Mysterienfeier berechnet, viele unterirdische Gelasse und labyrinthische Gänge von großer Ausdehnung zählte, die Stätte jener Geheimnisse, welche zu schauen nur den Eingeweihten erlaubt war.

Die eleusinischen Geheimnisse waren nun ein Gegenstand, gegen welchen Aspasia sogleich wieder auf das entschiedenste die Spitze ihres Geistes und Witzes kehrte. Ihr schien alles, was dem Lichte sich entzog, was das Dunkel suchte, was mit dem Schleier des Geheimnisses sich umgab, zusammen-

zuhängen mit Aberglauben und Schwärmerei, und so erblickte sie auch in diesen Mysterien eine Gefahr für den freien, zum Lichte sich emporringenden Geist der Hellenen.

Als sie die Ehrfurcht tadelte, und die heilige Scheu der Athener vor diesen Mysterien, sagte Perikles:

„Vielleicht ist diese Scheu der Hellenen die geheim sich ankündende Scheu des Menschengeistes überhaupt vor den Geheimnissen, die noch in seiner eigenen Tiefe unentwickelt schlummern. Wer weiß, wie viele Offenbarungen der Menschengeist noch hervorholt aus dieser heiligen Tiefe!“

„Ich will nichts hören von Offenbarungen der Zukunft!“ entgegnete Aspasia. „Die Offenbarung der Gegenwart ist die Offenbarung der schönen Menschlichkeit, und alles, was folgen könnte, wäre nur eine Verschlimmerung. Klammern wir uns mit Geist und Seele und allen Fasern unseres Wesens an die schöne, heitere Gegenwart!“

Perikles verwies Aspasia auf den Daduchen Hipponikos und fragte sie, ob denn dieser Mann, dessen Leibesgestalt immer mehr sich rundete, und dessen Wangenrot immer glänzender wurde, irgendeine Spur von Schwärmerei an sich trage. Und doch sei er nicht bloß Eingeweihter, sondern sogar auch Träger einer Priesterwürde zu Eleusis, einer von denjenigen, welche die Einweihung der Mysten vollziehen.

Aspasia entgegnete, diejenigen, welche andere in das Reich des Aberglaubens und der Schwärmerei einführen, seien nicht selten frei von den Gesinnungen, welche sie anderen einflößen; zuweilen aber, sagte sie, geschehe es auch, daß die Träger und Vermittler heiliger Geheimnisse den Maultieren ähnlich seien, welche hier und da nach altem Brauch zum Träger heiliger Tempelgeräte oder Götterbilder verwendet werden, und auf welche nichts von dem Göttersegen übergeht, welchen sie anderen auf ihrem Rücken zutragen und vermitteln. Der harmlose Hipponikos, fügte Aspasia hinzu, scheint mir zu dieser letzteren Art zu gehören.

Hipponikos war stolz auf seine Daduchenwürde, weil in der Tat eine Ehre vor dem Hellenenvolke damit verbunden

war. Aber was mit dieser Würde sonst zusammenhing und was sie von ihm erheischte, dazu fühlte er wahrlich durch keinen inneren Antrieb, durch keine persönliche Neigung, sondern einzig durch den Umstand sich berufen, daß er dem Geschlechte angehörte, aus welchem die Daduchen von Eleusis gewählt zu werden pflegten, und daß ihn diese Wahl getroffen hatte.

Er verteidigte der Gattin des Perikles gegenüber die Mysterien als eine Sache, die er zwar vertrat, aber ohne sich dafür zu ereifern.

Philosophischer Erörterung abhold, begnügte er sich, Aspasia auf ein Gemälde zu verweisen, welches seinen Speisesaal schmückte. Dies Gemälde war von der Hand des Polygnotos und stellte den Besuch dar, welchen der Irrfahrer Odysseus im Reiche der Schatten machte. Der Hades war gemalt mit allen seinen Schrecken, und unter den bleichen Schatten bewegte sich unerschrocken der noch lebende Fürst von Ithaka.

Als Perikles mit Aspasia das Gemälde betrachtete, merkte er als ein Eingeweihter sogleich, daß die Einzelheiten desselben viele Beziehungen zu den Geheimnissen von Eleusis hatten. Hipponikos bestätigte dies und sagte zu Aspasia:

„Soviel ist wohl zu verraten erlaubt, daß der Weg zu dem heiligen Lichte von Eleusis durch den Hades führt, durch die Schrecken des Erebos. Was aber die Nichteingeweihten betrifft und diejenigen, welche es hartnäckig verschmähen, sich einweihen zu lassen, so ist ihr Schicksal in der Unterwelt für die Kundigen sehr anschaulich auf diesem Bilde bezeichnet.“

So sprach Hipponikos und riet Aspasia ernstlich, sich einweihen zu lassen, indem er ihr in Erinnerung brachte, daß nach allgemeiner Überzeugung der Hellenen diejenigen, welche in die Mysterien der Demeter zu Eleusis eingeweiht sind, nach ihrem Tode in seligen Auen wandeln, den Nichteingeweihten aber bestimmt ist, eine ewige Zeit hindurch in schauerlicher Finsternis und Öde zu schmachten.

„Ich habe es oft behaupten hören," sagte Aspasia, „und es hat dies meinem Ohre immer so geklungen, wie wenn jemand auf einer verstimmten Zither unharmonische Töne zuversichtlich greift, oder über eine Glasfläche mit einem spitzen Eisen ritzend dahinfährt. Es ist erstaunlich, an welche Dinge sich sogar hellenische Ohren gewöhnen mögen. Ich weiß, daß es Personen gibt, welche sich, wenn sie ihr Lebensende herannahen fühlen, noch schnell einweihen lassen, und manche beeilen sich ja, ihre Kinder schon im zarten Alter dieses Heiles teilhaftig werden zu lassen."

„Bin ich doch selbst," sagte Perikles, „wie fast alle Athener, eingeweiht, und gerne wär' ich bereit, auch diese Geheimnisse wie alles andere mit dir zu teilen."

„Ich begreife," versetzte Aspasia, „daß den Unverständigen der Aberglaube, den Verständigen die Neugier Grund genug ist, sich einweihen zu lassen. Auf das Recht der Neugier aber habe ich ja als Frau doppelten Anspruch. Was muß ich tun, Hipponikos, um jener Weihen teilhaftig zu werden?"

„Die Sache ist leicht", sagte Hipponikos. „Du meldest dich im nächsten Jahre bei der Feier der kleinen Eleusinien zu Athen, erhältst auf die Fürsprache eines schon Eingeweihten die geringeren Weihen und begibst ein halbes Jahr später dich mit dem eleusinischen Festzuge von Athen hierher nach Eleusis, um hier in die großen Weihen eingeführt zu werden, und die eigentlichen Geheimnisse zu schauen."

„Wie?" rief Aspasia, „solange soll ich meine Neugier bezähmen? Die kleinen Eleusinien soll ich erwarten und dann noch ein halbes Jahr verstreichen sehen, bevor sich die Geheimnisse mir enthüllen? Bist du nicht Daduch, Hipponikos, und kannst als solcher mir die Vergünstigung erwirken, daß ich die kleineren Weihen nun hier zugleich mit den großen empfange?"

„Unmöglich!" erwiderte Hipponikos.

„Was hindert dich?" fragte Aspasia.

„Die Zwischenzeit der beiden Weihen ist festgestellt durch den heiligen Gebrauch“, entgegnete der Daduch.

„Du vermagst mir hinwegzuhelfen über den heiligen Gebrauch, wenn du nur willst!“ warf Aspasia ein.

„Der Hierophant ist einer von den Strengen und Ernsten in der Art des Diopeithes zu Athen“, sagte Hipponikos. „Soll ich den Zorn dieses obersten Priesters auf mich laden?“

Aspasia bestand auf ihrem Verlangen, aber der Daduch wiederholte sein „Unmöglich“. Er war ein Feind von bedrohlichen Verwicklungen. Er verspürte keine Lust, die ganze eleusinische Priesterkaste gegen sich aufzubringen. Er liebte den Frieden und die Behaglichkeit.

Den nächsten Tag kam der eleusinische Aufzug von Athen nach Eleusis herüber. Perikles und Aspasia befanden sich mit Hipponikos unter denjenigen, welche als Zuschauer dem Schwarme begegneten, als derselbe zu vielen Tausenden einhergezogen kam auf dem heiligen Wege. Während die Blicke Aspasias hinschweiften über die im Zuge getragenen Heiligtümer und über die Schar der Mysten selbst, alle bekränzt mit Myrte und Eppich, Ähren und Ackergerät in Händen tragend zu Ehren der Erdfruchtspenderin Demeter, da traten ihr plötzlich beim Scheine der brennenden Fackeln — denn die Ankunft des eleusinischen Zuges fiel in die dunkelnde Abendstunde — aus der bunten Menge der Gesichter die matten Augen und die schlaffhängenden Wangen Telesippes entgegen.

Telesippes Gatte, der durch des Perikles Einfluß immer wieder neugewählte Archon Basileus, dem auch die Aufsicht der eleusinischen Mysterien oblag, ging im Geleite der athenischen Priester und obrigkeitlichen Personen; Telesippe wandelte als Basilissa, als Teilnehmerin seiner religiösen Würden und Verrichtungen, erhobenen Hauptes an seiner Seite.

Würdevoll erschien das Weib des Königs-Archonten in der stattlichen Fülle des Leibes; und als ihr Blick, stolz zur Rechten und zur Linken schweifend, auf den früheren Gemahl und auf die Milesierin an seiner Seite fiel, da richtete sich

ihr Haupt noch höher auf, und ein Zug der Verachtung erschien auf ihrer wulstigen Unterlippe gelagert. So feierlich war ihre Miene, als stände sie eben wieder am Lenäenfeste als „des Gottes mystische Gattin“ im Tempel des Dionysos, an der Spitze untergebener priesterlicher Frauen, geheimnisvolle Bräuche vollziehend, Bräuche, die kein männliches Auge schauen durfte, und über welche sie den Teilhaberinnen feierlichst das Gelübde des Stillschweigens abnahm.

Als Aspasia das Weib erblickte, so hoch emporgetragen vom Bewußtsein seiner priesterlichen Würde und den Pfeil der Verachtung aus mißgünstigen Augen schleudernd, da regte sich der alte Haß und die scharfzüngige Spottlust im Busen der Jonierin.

„Siehe da,“ sagte sie lächelnd zu Perikles, „siehe, wie sie einherstolziert, reichlich blühendes Fett um die Glieder, die würdige Frau Telesippe! Nachdem sie zweier sterblicher Männer Ehefrau gewesen, ist sie nun gar des Gottes Dionysos mystische Gattin geworden! Es sollte mich aber wundern, wenn der jugendliche Gott sie nicht bald auch einem andern abträte, und zwar dem Silen, seinem dickbäuchigen Begleiter; denn für diesen erscheint sie ganz wie geschaffen!“

Einiges von dieser scharfgewürzten Spottrede drang zu Telesippes Ohr. Noch besser aber ward sie vernommen von Elpinike und von dem Seher Lampon, welche hinter Telesippe im Zuge gingen, und welche, gleich dieser, den Perikles nebst der Milesierin im Vorübergehen scharf und lauernd ins Auge gefaßt hatten. Blicke mühsam unterdrückter Erbitterung wurden auf die Verwegene geschleudert, und ein stillschweigendes Gelöbnis, längst geschworene Rache zu beschleunigen, flammte gleichzeitig in drei empörten Seelen auf.

In der Nacht schwärmte zur Küstenstrecke des eleusinischen Meerbusens der Festreigen, geführt vom Gotte Bacchos mit leuchtender Fackel. Hier flammte der nächtliche Lichtschein auf über der blumigen Au, und um den Gott her schlang

sich der begeisterte Chor, den Boden stampfend im Tanze, das Lockenhaar schüttelnd samt dem Myrtenkranze darin, und den schwellend gereiften Beeren im Kranze. In mannigfachen Windungen kreuzte sich mit den hochgeschwungenen Fackeln der Reigen. Ein Myste übergab häufig die Fackel wechselnd dem andern. Als heilig wurde dieser mystische Fackelglanz betrachtet, und die davon abspringenden Funken galten als Reinigungsmittel der Seelen jener, die sie niederfallend berührten.

Mit Einbruch jenes Abends aber, welcher der Vorfeier ein Ende machte und den Geheimnissen im Weihetempel vorausging, bereiteten die Mysten auf die Weihen sich vor durch mancherlei Reinigungen, Spenden, Opfer und andere heilige Bräuche.

Wiederholt hatte Aspasia inzwischen an Hipponikos das Verlangen erneuert, durch seine Vermittlung in die Mysterien mit eingeführt zu werden.

Hipponikos erinnerte sie daran, daß die Feier der Mysterien unter Aufsicht des Archon Basileus, des Gemahls Telesippens vor sich ging, und daß, wie der Archon Basileus die Oberaufsicht über die eleusinischen Priester hatte, so seine Gemahlin den Priesterinnen von Eleusis als Basilissa für die Zeit der Mysterien vorstand.

Das alles schien den Eigenwillen Aspasias nur noch zu stacheln; aber sie hätte wohl kaum den Widerstand des Hipponikos gebrochen, wäre es diesem zuletzt der Gattin des Perikles gegenüber nicht so ergangen, wie dem Alkamenes zu Olympia. Er hegte nicht umsonst tagelang den Feuerbrand, der ihm das Herz schon einmal versengt hatte, in seinem Hause. Jenes Zwischenfalls mit Alkamenes eingedenk, würde Aspasia sich sonst wohl gehütet haben, diese Flamme neuerdings zu schüren und eine Gefahr heraufzubeschwören, welche ihr um des Perikles willen verhängnisvoll erschien. Aber sie hatte sich nun einmal vorgesetzt, das, was sie bekämpfen wollte, genau zu ergründen, um es mit noch größerem Erfolg zu bekämpfen. Sie sah mit Genug-

tuung die Gluten des Hipponikos, den sie sonst verachtete, neuerdings auflodern; waren sie ihr doch eine Bürgschaft, daß er ihrem Verlangen zuletzt willfahren werde.

Und so geschah es auch. Der Daduch willigte endlich ein, jene kleineren Weihen, welche Aspasia schon vor einem halben Jahre zu Athen hätte empfangen sollen, ihr jetzt zu erteilen. Er wußte den sogenannten Mystagogen für sich zu gewinnen, welchem es vornehmlich oblag, bei den kleineren Eleusinien zu Athen die Neulinge einzuführen und vorzubereiten.

Der Daduch ließ Aspasia nach vorausgegangenen Zeremonien der Reinigung auf das Vlies eines dem Zeus geopferten Lammes treten, dann unterrichtete sie der Mystagog in gewissen Bräuchen und Formeln, deren sie im Tempel bedurfte, um zu beweisen, daß sie eingeweiht war, daß ihr der Eintritt mit den Mysten ins Innerste des Heiligtums nicht versagt werden dürfe. Schwören ließ er sie zuletzt, daß sie über alles, was sie im Hause der großen Weihe hören und sehen würde, unverbrüchliches Schweigen beobachten wolle für immer.

Nicht auf einmal wurden, als die Tage der Weihen gekommen, alle Mysten eingeführt, sondern eine Abteilung folgte der andern.

Unter der zuerst eingeführten Mystenschar befanden sich Perikles und Aspasia.

Ein Lächeln schwebte auf den Lippen Aspasias, als sie mit dieser Schar, geführt vom Mystagogen, den inneren Raum des Heiligtums betretend, den Hierophanten samt den übrigen Oberpriestern und Helfern in glänzende und bedeutungsvolle Gewänder gehüllt erblickte, Diademe auf dem frei auf die Schultern herabwallenden Gelock des Hauptes, hohe Greisengestalten, ehrfurchtgebietend von Ansehen, überdies geheimnisvolle Sinnbilder zur Schau tragend: unter ihnen der Daduch mit einer Fackel in der Hand.

Und noch reizender lächelte die schöne Milesierin, als nunmehr der „heilige Herold“ seine Stimme erhob vor den

versammelten Mysten mit der Aufforderung, daß jeder, der nicht die Weihen empfangen, sich entferne, desgleichen jeder, dessen Hand nicht rein von Schuld und der nicht würdig vorbereitet, zu schauen das heilige Licht von Eleusis, und zuletzt allen den feierlichen Schwur noch einmal abnahm, ewiges Schweigen zu beobachten über das, was sie schauen und hören würden, hierauf aber jedem einzelnen eine Frage ins Ohr geflüstert wurde, die nur der Myste beantworten konnte, und welche er ebenso leise ins Ohr des Fragenden erwiderte, während von einem unsichtbaren Chore der feierliche Hymnus auf die Göttinnen von Eleusis gesungen wurde.

Und noch immer umschwebte das feine Lächeln die geistbeseelten Lippen Aspasias, als die Mysten in das Innerste des Tempels eingeführt und gewisse heilige Gegenstände ihnen dort zuerst gezeigt wurden, überbleibsel aus Urzeiten, Sinnbilder der Segnungen und Geheimnisse des eleusinischen Götterdienstes, auch zur Berührung und zum Kusse dargereicht, und mit weihevollem Wort aus dem Munde des Hierophanten gedeutet.

Und mit dem gleichen Lächeln verfolgte Aspasia die nachahmenden Darstellungen der heiligen Sagen, lebendig und ergreifend anzusehen im geheimnisvollen Halbdunkel des Tempels, von Saiten- und Flötenklang und Gesängen begleitet.

Jetzt aber wurde die Mystenschar abwärts geführt über Stufen in unterirdische Gewölbe und Gänge. Bald sahen sie von völliger Finsternis sich umgeben. Irrfahrten begannen, und ein langes, mühevolles, zielloses Umherschweifen in nächtlichem Dunkel. Nur des Hierophanten Stimme diente mit ernstem, würdevollem Laut in bedeutsamen Sprüchen und Zurufen als Führer der dunklen labyrinthischen Irrfahrt.

Plötzlich wurde ein dumpfes Getöse, als ob die Grundfesten der Erde erbebten, vernehmlich: darein schienen sich Geheul, Gestöhn, brausende Wasser, rollende Donner zu mischen. — Der vorher ruhigen Schau folgte nunmehr im Schwarme der Mysten ängstliches Staunen, Schauder, Zittern. Schweiß bedeckte die Stirnen.

Immer größer aber wurden die Schrecknisse! Denn beim Schein blitzartig leuchtender Flammen, welche aus dem Boden wechselnd emporschlugen, und deren Farbe rot, blau, weiß oder fahl und grausig anzusehen war, sah man entsetzliche Schreckgestalten, Scheusale der Unterwelt, flüchtig beleuchtet: Gorgonen mit entsetzlichen Häuptern, auf Schlangenfüßen heranschleichende Echidnen, abenteuerliche Chimären, welche des Löwen, der Ziege und der Schlange Gestalt in sich vereinigten, zähnefletschende Harpyen mit ungeheuren Rachen, bleiche, blutlüsterne Empusen, mit Hundeköpfen bellende Szyllen und das grausenhafte Bild der Hekate . . .

Aber noch immer entsetzlicher wurden die Schreckenserscheinungen. Zuletzt erschien im fahlen Lichte Thanatos, der Todesgott, thronend auf Totengebein, in nachtschwarzem Gewande, die Stirn umkränzt von Asphodill, eine umgestürzte Fackel in der Hand, neben ihm ein falbes Roß, auf welchem er reitend unendliche Fernen im Fluge zurücklegt.

Rings um ihn aber waren seine Getreuen gelagert: Eurynomos, der Dämon der Verwesung, einer der Hadesgeister, dessen Amt es war, das Fleisch der Leichen bis auf die Knochen abzunagen. Er saß auf Aas, wie ein Rabe oder Geier, und hackte seine Zähne gierig in das mürbe Fleisch.

Weiter war zu sehen um den fahlen Thanatos die Pest, und der blasse abgezehrte Hunger, und des Krieges Furie Enyo, und die kranke, herznagende Liebesraserei, und Ate, die Torheit, der Verblendung und der Schuld blindwütiger Dämon.

Aspasia lächelte noch immer, aber ihr Lächeln war nicht mehr reizend, und ihr Antlitz marmorbleich . . .

Während aber jetzt auf des Hierophanten Wink der Daduch seine Fackel an einer der aus dem Boden aufzuckenden fahlen Flammen entzündete, und immer schauerlicher die Weisen der Flöten und des unsichtbaren Chores erklangen, nahm eine düstere, von mephitischen Dünsten erfüllte Höhle den Schwarm der Eingeweihten auf. Aus der Ferne erscholl

ein dumpfes Brausen, wie von Stromgewässern, und dazwischen das helle, wie aus dreifachem Haupte kommende Gebell eines Hundes.

Als nun die Mysten den langen, schauerlichen Höhlenweg zurückgelegt, erblickten sie wie im Traum ein weites, einförmiges, düsteres, gleichsam von Schlummersäften triefendes Reich vor sich, umgürtet von traurig hinwallenden Strömen.

Beschwichtigt wurde durch des heiligen Herolds bannenden Stab das Gebell des dreiköpfigen Höllenhunds, und die Mystenschar sah sich umgraut von Persephonens Totenhain, wo in fahlem Lichte Weiden und Silberpappeln standen, blaßfarbig und regungslos und mit traurig niederhängenden Zweigen.

Dann kam die Asphodeloswiese, ganz überwuchert von der traurigen Todesblume, deren bleiche Blüten auf hohen Stengeln wie träumend schwankten.

Über dieser Wiese aber schwebten die Schatten, die Seelen der Toten hin und her: wie Traumbilder, oder wie Rauch, unfaßbar, ohne menschlichen Laut, nur mit einem leisen, einförmigen Gesumme den weiten Raum des Erebos erfüllend. Auch halb nur bewußt waren sie, wie versunken in brütenden Halbschlummer, einzig erweckbar zu vollem Bewußtsein durch einen dargereichten Trunk von dampfend frischem Opferblut.

Nachtgevögel schwirrte in der Luft, auch dieses schattenhaft und gespenstig. Und schattenhaft, mit durchscheinenden Leibern, glitten auch die Fische träg und lautlos hin im Gewässer der Unterweltsströme. Diese Ströme aber, welche den Erebos umgürteten, waren Acheron, der Strom des ewigen Wehs, der Tränenstrom Kokytos, der Feuerstrom Pyriphlegeton, und der Styx mit nachtschwarzem Gewässer.

Durch das Zwielicht der schwebenden, schwankenden Schattenwelt gingen wie traumwandelnd die Mysten, geführt von dem heiligen Herold, bis plötzlich mit Donnergedröhn ein ehernes Riesentor vor ihnen aufkrachte.

Über eherne Schwellen betraten sie den Tartaros, jener Seelen Aufenthalt, welchen es nicht vergönnt war, leid- und

freudlos im Halbschlummer über der Asphodeloswiese zu schweben, sondern welche von rächenden Erinnyen hinabgerissen waren in des Hades tieferen, jammererfüllten Abgrund.

Unsterblich aufs rollende Rad geflochten — von ewig drohenden wankenden Felsblöcken überhangen sein — nach ewig entweichenden Fruchtzweigen in ewig ungestillter Begier die Hände ausstrecken — in ewig vergeblichem Schweißbemühen den immer wieder zurückrollenden Stein bergaufwärts wälzen — die immer wieder entrinnende Flut mit verzweifelter Anstrengung in den durchlöcherten Eimer schöpfen — die immer sich erneuernden Eingeweide dem Bisse eines Geiers und die Glieder den Schlangengeißeln der Erinnyen preisgeben — ein Spielball sein für immer in den Händen jener stygischen Schreckgestalten: dies war das Los derjenigen, welche die Schar der Geweihten auf dem schmerzenreichen Grunde schaudernd erblickte.

Zahlreich waren sie, die Bilder dieser Qualen der Unterwelt, am zahlreichsten aber die Bilder eines ewig vergeblichen, schmerzlichen Ringens und Trachtens — — —

So wurden durch die Schrecken der Tiefe, durch das Leid des Lebens und die Grausen des Todes hindurchgeführt mit angsterfüllter Seele die durch die Weihe Berufenen.

Feierlich erklang die Stimme des Hierophanten durch alle die Erscheinungen und Schrecknisse hindurch, deutend und mahnend.

Immer entsetzlicher wurde das unterirdische Dunkel, immer lauter das Gewinsel und Gestöhne der Büßenden. — Die Ströme der Unterwelt begannen zu brausen, das ganze Nachtreich schien aufzustöhnen in einem herzzerreißenden Todesseufzer; aber auch die oberweltliche Natur schien einzustimmen und die Stimmen aller Kreaturen sich zu vereinigen in ein unendliches qualerpreßtes Ach! . . .

Da brach mit einem Male ein wunderbares Licht aus dem Schoße der tiefsten Finsternis hervor.

Freundliche Gegenden erschienen, Auen, bedeckt mit goldenen Blumen; liebliche Stimmen erklangen, selige Reigen schwebten dahin über das wonnige Gefilde.

Hier winkte Persephones Palast in hellem Lichte. An des Palastes Schwelle stand, im Arm die Lyra, Orpheus, der uraltheilige Mysteriensänger, und sein tönender Mund verkündete geheimnisvolle Dinge.

Hinter ihm winkte das Knäblein Demophoon aus der läuternden Flammenlohe, mit welcher seine göttliche Pflegerin Demeter zum Schrecken der sterblichen Mutter es umgeben hatte, unversehrt lächelnd den Mysten.

Über des Tempels goldenen Pforten aber schwebte leuchtend, beglänzt vom hellsten Strahl, das Symbol der geflügelten Psyche, nicht mehr schattenhaft im Hades brütend, sondern über Asphodeloswiesen und Tartaros und Elysion hinaus empor sich schwingend in den verwandten göttlichen Äther . . .

Durch die Pforte wurden die unterweltlichen Pilger nun geführt, um wahrhaft Schauende zu werden. Hier enthüllte sich ihnen der unausgesprochene Teil der Geheimnisse. Hier erglänzte ihnen, aber freilich jedem einzelnen nur nach seines Augsterns Kraft erfaßbar, das volle, heilige Licht von Eleusis.

Am Tage, welcher der Einführung Aspasias an der Seite ihres Gatten Perikles mit einem großen Teil der Mysten in die eleusinischen Weihen folgte, befand die Milesierin sich in einem wirren, eigentümlich veränderten Zustande. Ihr Wesen war von einer Aufregung ergriffen, welche sich fast zur Höhe des Fiebers steigerte. In einem lebhaften Gespräche mit Perikles über das, was sie an seiner Seite mitangesehen und mitangehört, suchte sie ihres Gemütes gestörte Harmonie wiederherzustellen. Denn gleichwie es Nachtvögel und andere Nachtgeschöpfe gibt, deren Auge das Dunkel liebt und den hellen Strahl des Lichtes nicht verträgt, so gibt es auch wieder Kinder des Lichtes, welche sich nur im goldnen Strahle des verwandten und vertrauten

Elementes wohlbefinden und deren Augstern es nicht verträgt, in die schwarzen Abgründe der Nacht hinabzustarren. Aspasia gehörte zu diesen. Ein Blick ins Dunkel aber, ein Blick in die schwarze Nacht hinab, schien ihr jene Wanderung, und was sich das heilige Licht von Eleusis nannte, nicht als ein Licht erschien es ihr, sondern als eine andere Art von Finsternis, denn es war düster und führte ins Düstere. Sie aber konnte sich das Licht nur heiter denken. Ihr galt als Licht nur das, was erhellte und erheiterte zugleich. Das fahle, kalte, gespenstig-dämmerige, dann wieder augenblendend grelle Licht, das der Hierophant von Eleusis in des Lebens Tiefen fallen ließ, erschien ihr als des wahren, des rosigen Lichtes schnödes Widerspiel. Gaukeleien und wüsten Bildertand nannte sie die ans Zauberhafte grenzenden phantastischen Künste der eleusinischen Priester.

So fühlte sie sich denn erregt, von drangvoller Unruhe ergriffen und zum Widerstreit herausgefordert wie noch nie.

Es war inzwischen in dem von Fremden, namentlich von Athenern wimmelnden Eleusis kein Geheimnis geblieben, daß Aspasia an der Seite ihres Gatten sich in die Mysterien hatte einweihen lassen. Aber auch von den Nebenumständen dieser Einweihung waren diejenigen bald unterrichtet, welche mit dem scharfen Auge der Mißgunst das Tun und Lassen der Milesierin begleiteten. Die schlimmsten ihrer Feindinnen, eben wieder aufs neue beleidigt und zur Rache gereizt, weilten zu Eleusis, und Lampon fehlte nicht, der geschäftige Lampon, welcher es verstanden hatte, das Vertrauen und die Freundschaft Telesippes in noch höherem Maße zu gewinnen, seitdem sie die Gattin eines oberpriesterlichen Mannes geworden, und welcher zum Werkzeuge des rachedurstigen Weibes und ihrer ränkespinnenden Freundin trefflich sich eignete. Dem arglosen Mystagogen hatte Lampon bald das Geheimnis des kühnen, der heiligen Regel trotzenden Wagnisses entrissen, welchem Aspasia ihre Einweihung verdankte. Durch ihn gelangte die Kunde davon an jene Feindlichgesinnten.

Bald wurde der Archon Basileus, als Hüter der heiligen Gesetze, von dem Frevel verständigt, und ein Gewitter zog sich zusammen über das Haupt Aspasias und ihres Helfers Hipponikos, welcher ihr gegen die Regel zur Einführung verholfen hatte.

Noch wußte Aspasia nichts von dem, was sie bedrohte, und ehe sie davon Kunde erlangte, stand im Hause des Daduchen ihr ein unerfreuliches Ereignis anderer Art bevor.

Aspasia saß mit Perikles und dem gastfreundlichen Hipponikos bei einem Frühmahle. Der heilige Gebrauch gebot für die Zeit der Mysterienfeier eine gewisse Enthaltsamkeit; destomehr gefiel sich Aspasia darin, den alten Schlemmer Hipponikos durch heitere Trinksprüche und Skolien anzuregen, daß er mehr des begeisternden Gottes Bacchos eingedenk war, als der strengen Persephone. Er sprach dem Becher fleißig zu und immer entflammter funkelten seine Augen, während das reizende Weib gegen den düsteren Ernst der Mysterien zu Felde zog, und gegen alles Düstere überhaupt, auch gegen den düsteren Begriff der Pflicht, welchem sie das heitere Recht des Lebens und der Freude gegenüberstellte.

Perikles entfernte sich, um einen in Eleusis anwesenden Amtsgenossen aufzusuchen und Aspasia begab sich in ihr Gemach.

Plötzlich stand der trunkene Hipponikos vor ihr und begann ihr Vorwürfe zu machen.

„Weib," rief er lallend aus, „dein Name ist Undank! Habe ich dich nicht zu Megara aus bösen Verwicklungen befreit? Und was war mein Lohn dafür? Und habe ich nicht jetzt wieder mich kopfüber für dich in die Gefahr gestürzt, indem ich dich, allem heiligen Gebrauche zuwider, in die großen Mysterien einschmuggelte? Und auch dafür soll ich keinen Dank haben, nicht den geringsten? Ei, wenn du so freien Sinnes bist, warum denn nur so spröde gegen mich? Fürchtest du deinen Gatten? Der ist abwesend. Oder den düsteren Begriff der Pflicht? Diesen hast du so-

eben lächerlich gemacht. Bin ich dir nicht jung und schön genug? So nimm diesen Ring mit den kostbaren Steinen darin! Er hat bare zwei Talente gekostet! — Weißt du denn, ob Perikles dich immer lieben wird? Ob er dich nicht auch einmal verstößt wie Telesippe? Alles dreht sich im bunten Wechsel und Wirbel in der Welt! Verlaß dich auf gar nichts! Greif zu! Nimm den Ring, schönes Weibchen! Nimm den Ring mit dem Steine, der zwei Talente gekostet hat! Weißt du denn, Weib, wie lange du noch reizend sein wirst? Noch bist du es freilich, aber es kommt die Zeit, wo du alt und häßlich bist! — Nimm den Ring, schönes Weib, und gib mir einen Kuß dafür!"

Einen Augenblick wich der Trunkene vor den zornglühenden Augen Aspasias zurück. Dann aber ergrimmte er und lallte:

„Wer bist du denn? He, wer bist du denn? Ein Hetärchen aus Milet, bei der Demeter! Ein Hetärchen aus Milet! Seit wann willst du denn ein Spartanerweib sein, eine sittenstrenge Matrone? — O Spröde du, die doch einst dem jungen Alkamenes ohne Sprödigkeit als Modell zu Diensten gestanden!"

Aspasia erbebte und erbleichte vor Unmut gegen den trunkenen, frechen Beleidiger. Noch einmal stieß sie den Taumelnden zurück, warf rasch ihr Obergewand um sich und stürzte fort aus dem Gemach, aus dem Hause ihrem Gatten Perikles entgegen.

Sie hatte kaum das Haus verlassen, als der geschmeidige Freund des Diopeithes, der Seher Lampon, dasselbe betrat.

Er war von Diopeithes gesendet, welcher den Tag zuvor in Eleusis eingetroffen war.

Als jene von tödlicher Leidenschaft gegen Perikles und Aspasia Beseelten zuerst die Kunde der unrechtmäßigen Einweihung Aspasias vernahmen, waren sie sogleich entschlossen, sowohl Aspasia selbst als den Daduchen bei dem heiligen Gerichte anzuklagen, und die meisten freuten sich, außer dem

von ihnen gehaßten Weibe auch den vielbeneideten Hipponikos ins Verderben stürzen zu können.

Aber Diopeithes selbst, das eigentliche Haupt dieser feindseligen Partei, war anderer Meinung. Er ersann einen Rat, der seiner Schlauheit Ehre machte. Gern hätte er dem Hipponikos die Anklage und den verdammenden Richterspruch gegönnt, aber er berechnete, daß der nicht angeklagte, nicht verurteilte Hipponikos der Partei nützlicher sein könne, als der angeklagte und verurteilte.

„Wenn wir ihn sofort anklagen," sagte er, „so wird ihm der mächtige Perikles mit seinem ganzen Einflusse zur Seite stehen, und er wird, wenn nicht straflos ausgehen, doch viel milder gestraft werden, als wir es wünschen. Er wird vielleicht mit einer für den reichsten Mann Athens sehr erträglichen Geldbuße davonkommen. Er wird bezahlen und derselbe bleiben, der er ist. Anders wird es sein, wenn wir ihn nicht sofort wirklich zur Rechenschaft ziehen, sondern die Anklage vorläufig als eine beständige Drohung über seinem Haupte schweben lassen. Wir werden ihn wissen lassen, daß wir sein Geheimnis kennen, und daß es in unsere Hand gegeben ist, ihn zu verderben, sobald wir wollen. Dies wird ihn gefügig in allen Dingen machen. Er wird als ein Mann, welcher seine Behaglichkeit über alles liebt, und welchem kein Preis zu hoch ist, um einer Verlegenheit oder Verwicklung auszuweichen, durch die bloße Angst für uns zu einem willenlosen Werkzeug werden. Sein Einfluß zu Athen und die Macht seiner Reichtümer ist groß: besser wird dieses Gewässer auf unser Rad, als auf das der Gegner geleitet."

So sprach der tückisch-schlaue Erechtheuspriester zu den Genossen und sandte den Lampon in das Haus des Hipponikos.

Der Seher traf den Daduchen in einem sonderbaren Zustande. Er fand ihn trunken und zugleich in der heftigen Zornerregung, in welche er durch das, was soeben zwischen ihm und dem Weibe des Perikles vorgefallen, versetzt worden war.

Nichtsdestoweniger ließ Lampon in ein Gespräch mit Hipponikos sich ein und sagte ihm gerade heraus, es sei bekannt geworden, daß er die Gattin des Perikles auf eine der heiligen Regel zuwiderlaufende Art in die Mysterien eingeführt habe.

Bei diesen Worten erschrak der berauschte Hipponikos so sehr, daß er beinahe nüchtern wurde. Aber mit doppelter Heftigkeit brach sein Zorn gegen die Milesierin aus. Er begann sie jammernd zu verwünschen, als eine Verführerin und Verderberin.

„Haltet euch an sie!" rief er, „rädert sie, pfählt sie, spießt sie, tut was ihr wollt mit ihr, sie verdient es!"

Mit Wohlgefallen vernahm Lampon die Ausdrücke des Zornes gegen Aspasia aus dem Munde des Hipponikos, und nachdem er erst noch in schlauer Weise diesen Groll und die Angst des Mannes vor der verderblichen Anklage aufs äußerste gesteigert hatte, rückte er mit der Eröffnung heraus, daß diejenigen, welche damit umgingen, ihn in Anklagestand zu versetzen, bereit seien, sich insgeheim mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Er fragte ihn, ob er der Einladung folgen wolle, welche jene Männer zum Behufe einer Unterredung an ihn richteten. Hipponikos atmete wieder auf und sagte zum voraus alles zu, was man von ihm verlangen würde. Und sofort ward zwischen ihm und Lampon Ort und Stunde der Unterredung festgesetzt.

Während dieses Gesprächs des Lampon mit Hipponikos durcheilte Aspasia die Gassen von Eleusis. Bald stockte ihr rascher Schritt im Gedränge. Es konnte nicht fehlen, daß sie bemerkt, daß sie erkannt wurde. Sie sah sich zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit geworden, welche nicht verfehlen konnte, sie zu verwirren, sie in Verlegenheit und Unruhe zu stürzen.

Die in Eleusis versammelte Menge war von den Feinden und Feindinnen Aspasias in jeder möglichen Weise aufgeregt worden gegen die Gattin des Perikles. Die Gerüchte über ihre unrechtmäßige Einweihung machten im Volke die Runde.

von ihnen gehaßten Weibe auch den vielbeneideten Hipponikos ins Verderben stürzen zu können.

Aber Diopeithes selbst, das eigentliche Haupt dieser feindseligen Partei, war anderer Meinung. Er ersann einen Rat, der seiner Schlauheit Ehre machte. Gern hätte er dem Hipponikos die Anklage und den verdammenden Richterspruch gegönnt, aber er berechnete, daß der nicht angeklagte, nicht verurteilte Hipponikos der Partei nützlicher sein könne, als der angeklagte und verurteilte.

„Wenn wir ihn sofort anklagen," sagte er, „so wird ihm der mächtige Perikles mit seinem ganzen Einflusse zur Seite stehen, und er wird, wenn nicht straflos ausgehen, doch viel milder gestraft werden, als wir es wünschen. Er wird vielleicht mit einer für den reichsten Mann Athens sehr erträglichen Geldbuße davonkommen. Er wird bezahlen und derselbe bleiben, der er ist. Anders wird es sein, wenn wir ihn nicht sofort wirklich zur Rechenschaft ziehen, sondern die Anklage vorläufig als eine beständige Drohung über seinem Haupte schweben lassen. Wir werden ihn wissen lassen, daß wir sein Geheimnis kennen, und daß es in unsere Hand gegeben ist, ihn zu verderben, sobald wir wollen. Dies wird ihn gefügig in allen Dingen machen. Er wird als ein Mann, welcher seine Behaglichkeit über alles liebt, und welchem kein Preis zu hoch ist, um einer Verlegenheit oder Verwicklung auszuweichen, durch die bloße Angst für uns zu einem willenlosen Werkzeug werden. Sein Einfluß zu Athen und die Macht seiner Reichtümer ist groß: besser wird dieses Gewässer auf unser Rad, als auf das der Gegner geleitet."

So sprach der tückisch-schlaue Erechtheuspriester zu den Genossen und sandte den Lampon in das Haus des Hipponikos.

Der Seher traf den Daduchen in einem sonderbaren Zustande. Er fand ihn trunken und zugleich in der heftigen Zornerregung, in welche er durch das, was soeben zwischen ihm und dem Weibe des Perikles vorgefallen, versetzt worden war.

Nichtsdestoweniger ließ Lampon in ein Gespräch mit Hipponikos sich ein und sagte ihm gerade heraus, es sei bekannt geworden, daß er die Gattin des Perikles auf eine der heiligen Regel zuwiderlaufende Art in die Mysterien eingeführt habe.

Bei diesen Worten erschrak der berauschte Hipponikos so sehr, daß er beinahe nüchtern wurde. Aber mit doppelter Heftigkeit brach sein Zorn gegen die Milesierin aus. Er begann sie jammernd zu verwünschen, als eine Verführerin und Verderberin.

„Haltet euch an sie!“ rief er, „rädert sie, pfählt sie, spießt sie, tut was ihr wollt mit ihr, sie verdient es!“

Mit Wohlgefallen vernahm Lampon die Ausdrücke des Zornes gegen Aspasia aus dem Munde des Hipponikos, und nachdem er erst noch in schlauer Weise diesen Groll und die Angst des Mannes vor der verderblichen Anklage aufs äußerste gesteigert hatte, rückte er mit der Eröffnung heraus, daß diejenigen, welche damit umgingen, ihn in Anklagestand zu versetzen, bereit seien, sich insgeheim mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Er fragte ihn, ob er der Einladung folgen wolle, welche jene Männer zum Behufe einer Unterredung an ihn richteten. Hipponikos atmete wieder auf und sagte zum voraus alles zu, was man von ihm verlangen würde. Und sofort ward zwischen ihm und Lampon Ort und Stunde der Unterredung festgesetzt.

Während dieses Gesprächs des Lampon mit Hipponikos durcheilte Aspasia die Gassen von Eleusis. Bald stockte ihr rascher Schritt im Gedränge. Es konnte nicht fehlen, daß sie bemerkt, daß sie erkannt wurde. Sie sah sich zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit geworden, welche nicht verfehlen konnte, sie zu verwirren, sie in Verlegenheit und Unruhe zu stürzen.

Die in Eleusis versammelte Menge war von den Feinden und Feindinnen Aspasias in jeder möglichen Weise aufgeregt worden gegen die Gattin des Perikles. Die Gerüchte über ihre unrechtmäßige Einweihung machten im Volke die Runde.

Es gab überdies Leute, welche sich laut zu sagen erkühnten, Aspasia sei vordem eine Hetäre zu Milet und Megara gewesen, sie sei von letzterem Orte mit Schimpf hinweggejagt worden, und schon um dieser Vergangenheit willen sei ihre Einweihung ein Frevel gewesen. Übertreibungen und Fabeln der törichtsten Art gingen, wie es zu geschehen pflegt, über sie von Mund zu Munde, verbreiteten Mißachtung, ja Erbitterung.

Von Gesinnungen dieser Art erfüllt war die Menge, durch welche die Gattin des Perikles in ängstlicher Hast sich drängte.

Es fehlte nicht an Frechen, welche neugierig ihrem Schritte folgten, ja sogar, hinter ihr hergehend, kränkende Worte fallen ließen, die ihr Ohr treffen und verletzen mußten.

„Was gibt es Neues in Athen?"

„Nichts, als daß ein Weib dort Speer und Schild trägt und die Männer weibisch sind . . ."

„Es ist nicht zu leugnen, daß Athen von einem Weibe beherrscht wird . . ."

„Von der Pallas Athene willst du sagen?"

„Nein, von einer milesischen Hetäre. Perikles wird, so heißt es, nächstens ihr Bild auf der Akropolis aufstellen lassen."

„Der arme Perikles! Den Weibern hat er nie widerstehen können. Ist er doch auch Elpinikes Liebhaber gewesen und man weiß, daß diese ihn noch mit ihren alternden Reizen bestochen . . ."

„Ist jene Milesierin dieselbe, mit welcher er sich vor Jahren einmal in Kleinasien umhergetrieben?"

„Jawohl; es hieß, daß er mit ihr zu dem Unterrocke der Heldenbezwingerin Omphale gewallfahrtet, welcher bekanntlich im Dianentempel zu Ephesus aufgehangen ist . . ."

„Aber wie kam ihm doch nur zu Sinn, daß er dasselbe Weib jetzt mit sich in den rauhen Peloponnesos geführt hat, wo sie sich doch unmöglich heimisch fühlen kann. Das Kätzlein, sagt ein Sprichwort, schläft gern weich . . ."

„In der Tat, man sagt, daß ihr schon die Stechmücken von Elis sehr unbequem gewesen sind; und ich wette, die Bremsen von Eleusis werden ihr noch weniger gefallen."

„Wahrhaftig, das Gesumm derselben scheint ihr sehr schlecht zu behagen!"

„Ach, diese zarten Hühnchen aus Paphias Neste, welche von ihrer Kindheit an auf Purpurflocken geschlafen, diese Jonierinnen mit den schmelzenden Augen und den geschmeidigen Armen, ohne Knochen im Leibe, ganz Weichheit und Liebeszauber — was sollen sie in dem kampfheißen Olympia zu suchen haben, oder in dem ernsten Eleusis?"

So klangen die Stichelreden, boshaft berechnet, hinter der im wachsenden Gedränge hinwandelnden Aspasia.

Als dies eine Weile so gedauert hatte, stand Aspasia mit raschem Entschlusse plötzlich still, schlug die Hülle ihres Hauptes zurück, so daß ihr Antlitz völlig frei erschien, und warf einen ruhigen Blick aus ihren leuchtenden Augen auf die Menge um sie her.

Dann öffnete sie den Mund und sprach in folgender Weise zu dem sie umgebenden, sie anstarrenden Volke:

„Vor Jahren stand ich einmal als ein hilfloses Weib in den Straßen von Megara, umringt von der Menge, schuldlos geschmäht, schuldlos verfolgt mit Blicken und mit Worten. Mit Augen, glühend vor Haß, ward ich betrachtet, denn es war feindseliges Dorervolk, was mich umgab. Mit ungerechtem Wort ward ich verhöhnt, mit frechen Händen angefaßt, denn es war roher, wilder Dorerpöbel, der mich umdrängte. Heute umdrängt mich die Menge in den Straßen von Eleusis. Aber ich erhebe ruhig und gefaßt mein Haupt; denn Athener, dünkt mich, sind es zumeist, die mich umgeben. Nicht dorisches Volk ist's, sondern ionisches, dessen schlimmster Pfeil, meine ich, der kecke Blick des Auges ist und das unbedachte Wort, das immer bereit von der scharfgespitzten Zunge springt. Aber warum drängt ihr mich? Warum starrt ihr mich an? Ich habe mich unberufen in die Geheimnisse von Eleusis eingedrängt, meint ihr? Denket

nicht allzu kleinlich, hellsinnige Athener, und folget nicht allzu bereitwillig den Winken und Worten derjenigen, welche das Licht hassen und die Finsternis lieben und welche euch die Finsternis für Licht verkaufen! Männer von Athen! Ehret nicht allzusehr das düstere Paar der Göttinnen von Eleusis und bleibet eingedenk der heimischen Pallas Athene, der lichten Göttin, der wahren und würdigen Beschützerin attischen Landes und Volkes, deren Bild in heiterem Glanze, alle Geburten der Nacht verscheuchend, ragt auf eurer Burg!"

Als das Weib des Perikles diese Worte gesprochen hatte, das leuchtende Antlitz furchtlos erhoben vor der versammelten, sie umdrängenden Menge, so blickten die Männer einander an und sagten einer zum andern:

„Sie ist, bei den Göttern, ein schönes Weib, diese Aspasia von Milet, und man muß ihr vieles verzeihen!"

So sagten sie und wichen ein wenig auseinander und ließen sie ruhig ihren Weg fortsetzen.

Aber die Freunde des Diopeithes, welche unter der Menge waren, grollten der Milesierin jetzt nur noch mehr und gingen hin zu dem Erechtheuspriester und berichteten ihm, daß Aspasia mit kecker Stirne vor dem versammelten Volke geringschätzend gesprochen von den Heiligtümern und den ehrwürdigen Göttinnen von Eleusis.

Die Stunde der Unterredung bei Diopeithes, zu welcher man den Hipponikos geladen hatte, war gekommen.

Eine Anzahl von Männern düsteren Ansehens, erklärten Gegnern des Perikles, waren bei dem Priester versammelt.

Der zitternde Daduch ließ sich willfährig finden in allen Dingen. Gestützt auf seine Erklärungen und auf jene Ausbrüche des Zornes gegen Aspasia, von welchen Lampon Zeuge gewesen, rechnete Diopeithes ihn fortan unter die Zahl seiner Bundesgenossen und Helfer.

Um seinetwillen, hieß es, wolle man in einer nach den athenischen Gesetzen höchst gefährlichen Sache die Anklage Aspasias solange verschieben, als er sich der Schonung würdig zeige. Um das Weib des Perikles zu verderben, meinten

die Verschwörer, seien auch jene kühnen unehrerbietigen Äußerungen genügend, welche sie vor allem Volke über die eleusinischen Göttinnen sich erlaubte. In jedem Augenblicke könne man um dieser Sache willen die Anklage der Gottlosigkeit, der Religionsverachtung über sie verhängen.

Es waren Männer der Oligarchenpartei zugegen, welche sagten, man müsse weiter gehen, man müsse sich nicht damit begnügen, die Milesierin anzugreifen, welche doch immer nur ein Weib sei, man müsse sich endlich einmal an Perikles selber heranwagen. Auf die verderbliche Umgestaltung des Gemeinwesens deuteten sie hin, die von ihm ausgegangen, auf die unbeschränkte Volksherrschaft, die durch seine Nachgiebigkeit eingerissen, und die durch nichts im Zaume gehalten werde, als durch des volkstümlichen Strategen persönlichen Einfluß. Der Willkür und dem Belieben des einzelnen also seien die Angelegenheiten der Athener preisgegeben. Andere meinten, Männer wie Anaxagoras, Sokrates und die Sophisten seien des Übels eigentliche Wurzel im Staate. Diese hätten die Athener frei zu denken und vermessen zu reden gelehrt über Götter und göttliche Dinge, und diesen vor allen andern müsse man beizukommen suchen. Es gab überdies Gegner und Neider des Pheidias und seiner Schule unter den Anhängern des Diopeithes, welche auch auf diesen die Verfolgung ausgedehnt sehen wollten.

Des Diopeithes Augen funkelten bei der Nennung aller dieser Namen. Ihm waren sie alle in gleichem Maße verhaßt.

„Wir werden sie alle zu fassen wissen,“ sagte er, „alle der Reihe nach oder auf einmal. Aber lasset uns schlau die rechte Gelegenheit erlauern, lasset uns die günstige Stimmung der Athener erwarten. Inzwischen aber lasset uns im stillen nach einem festen Plane alles tun, um das Verderben dieser Schuldigen vorzubereiten.“

So sprach der Erechtheuspriester. Vieles wurde dann noch erwogen, vieles verabredet unter den bei Diopeithes versammelten Männern.

Aspasia war an jenem Tage nicht ins Haus des Hippo-

nikos zurückgekehrt; nur Perikles verfügte sich am Morgen des nächsten Tages, auf dem Punkte mit seiner Gattin Eleusis zu verlassen, noch einmal zu dem Daduchen.

Er stellte ihn zur Rede ob der frechen Beleidigung, welche er Aspasia zugefügt hatte. Hipponikos entschuldigte sich mit der Berauschung, deren Schuld ja zum Teile auf Aspasia selbst zurückfalle, welche durch anakreontische Skolien und Gespräche bei heiterem Mahle ihn zu dionysischer Freiheit aufgestachelt. Dann beklagte er sich bitter über die Verlegenheit und Gefahr, in welche er durch seine Mitschuld an der unrechtmäßigen Einführung Aspasias in die Mysterien geraten sei.

Perikles bedauerte diese Verlegenheiten und versprach ihm seinen Schutz. Aber Hipponikos war nicht zu beruhigen.

Als jedoch Perikles achselzuckend schied, folgte ihm der Daduch bis an die Türe, sah sich mehrmals ängstlich um und flüsterte dem alten Freunde dann ins Ohr:

„Sei auf der Hut, Perikles! Bei Diopeithes wurden gestern im Abenddunkel böse Dinge geplant. Auch ich war dabei — gezwungen — denn es ging mir an den Hals. — Hüte dich vor Diopeithes und mache ihn unschädlich, wenn du kannst. Man will Aspasia und den Anaxagoras und den Pheidias und dich selber verderben. Mich haben sie in der Hand, diese Wüteriche — mußte nur immer so mit dem Kopfe nicken zu allem, was da vorgebracht wurde — aber die Hunde und die Raben sollen ihn zerfleischen, den Erechtheuspfaffen und seinen sämtlichen Anhang!"

---

## 20. Die Schule der Aspasia.

Seit dem Tage, an welchem der Knabe Alkibiades durch einen Diskoswurf seinen Altersgenossen im Lykeion verwundet hatte, war eine Reihe von Jahren dahingegangen.

Zum Jüngling war der Knabe herangeblüht. Er war

mündig geworden, denn er hatte das achtzehnte Lebensjahr erreicht. Er war nach athenischem Brauche mit den anderen Jünglingen, welche in demselben Jahre in das Alter der Mündigkeit eintraten, in der Volksversammlung vorgestellt worden, er war mit Speer und Schild bewaffnet zum Heiligtum der Agraulos am Fuße der Akropolis geführt worden, er hatte dort den feierlichen Eid geleistet, mit welchem der neue athenische Bürger dem Vaterlande sich weihte: er hatte geschworen, seine Waffe nicht mit Unehre zu tragen und seinen Nebenmann in der Schlacht nicht zu verlassen, zu kämpfen für die Heiligtümer und für das Gemeingut aller, das Gemeinwesen dereinst nicht gemindert, sondern womöglich vergrößert an Macht und Ehre den Nachkommen zu hinterlassen, den Gesetzen, welche das Volk gegeben, zu gehorchen und nicht zu dulden, daß ein anderer sie verletze oder aufzuheben versuche.

Aber das Vaterland, welchem der junge Alkibiades mit diesem Eide Treue schwur, machte für jetzt nur mäßigen Anspruch an seinen Eifer und seine Bemühungen. Der Peribolendienst, welchen die eben mündig gesprochenen athenischen Jünglinge zu leisten hatten, bestand in kleinen Streifungen zur inneren Sicherheit des attischen Landes, und diese waren mehr als ein Vergnügen denn als eine Last zu betrachten.

Das Gemeinwesen ließ dem jungen Sohne des Kleinias hinreichende Muße, sich des Genusses der goldenen Jugend zu freuen. Mit ihm war der junge Kallias herangewachsen, der seinen Vater Hipponikos einen Knauser nannte, und der junge Demos, der durch seine Schönheit bekannte Sohn des Pyrilampes, welcher gleichfalls der Meinung war, daß sein Vater Pyrilampes von seinen Reichtümern keinen rechten Gebrauch zu machen wisse. Alkibiades, Kallias und Demos waren unzertrennlich. Xanthippos und Paralos wurden bisweilen durch die Laune des Alkibiades, der ihnen den Ruhm der Tugend nicht gönnte, als Helfer bei einem übermütigen Streiche mit herangezogen, aber sie mußten sich mit einer

untergeordneten Rolle begnügen. Denn erstlich fehlte es den Sprößlingen Telesippes an Geist und Witz, und dann strotzte ihr Säckel nicht so voll wie der Säckel jener beiden Söhne der reichsten Männer Athens und wie der Säckel des Alkibiades selbst, welchem mit erreichter Mündigkeit der freie Besitz seines väterlichen Erbes zugefallen war.

Eine Neigung eigentümlicher Art hatte Alkibiades für den jungen Mann gefaßt, jenen Knaben von fremder Herkunft, welchen Perikles aus dem samischen Kriege mitgebracht und welchen er gemeinsam mit seinen Söhnen und mit dem des Kleinias in seinem Hause hatte erziehen lassen. Aber die Bemühungen des letzteren, diesen träumerischen, schweigsamen, etwas schwerfälligen Jüngling in seinen munteren Kreis zu ziehen, mißlangen.

Derselbe Jüngling begann übrigens zu jener Zeit, durch eine sonderbare Art von Krankheit, die ihn befiel, der Gegenstand einer Aufmerksamkeit zu werden, welche mit dem Eindrucke des Unheimlichen verknüpft war. Es entwickelte in ihm sich jener rätselhafte Hang, welcher bekannt ist unter dem Namen des unbewußten Nachtwandelns oder der Mondsucht. In tiefer Nachtstille, wenn alles im Schlummer lag, erhob er sich von seinem Lager, um mit geschlossenen Augen das monderhellte Peristyl zu durchschreiten, dann zum flachen Dache des Hauses emporzusteigen, auch dort eine Weile geschlossenen Auges umherzuwandeln, und zuletzt auf seine Lagerstätte wieder ebenso unbewußt, als er sie verlassen hatte, zurückzukehren. Die Kunde von dem traumwandelnden Jüngling im Hause des Perikles verbreitete sich in ganz Athen, und man begann von diesem Augenblicke ihn wie einen, der unter dem Einflusse dämonischer Gewalten stehe, mit einer gewissen Scheu zu betrachten.

Hatte schon der Knabe Alkibiades die allgemeine Aufmerksamkeit der Athener auf sich gezogen, so machte er begreiflicherweise noch mehr von sich reden, als das Kinn ihm rauh geworden vom „zarten Gekräusel der Mannheit". Sein tolles Treiben bildete das Tagesgespräch, und nachdem er

frühzeitig den Zauber und den Reiz kennen gelernt hatte, welcher mit dem Rufe eines liebenswürdigen Taugenichts verbunden ist, so legte er sich nicht nur keinen Zwang auf, sondern wenn er einen tollen Streich begangen, über welchen die Athener die Köpfe schüttelten, so brachte er denselben dadurch in Vergessenheit, daß er einen noch tolleren beging. Er wußte ja, daß selbst die Tadler ihn heimlich bewunderten. Es hatte manchmal den Anschein, als wolle er geradezu erproben, ob er nicht doch etwas tun könne, was die Athener ernstlich gegen ihn aufbrächte. Vergebens! Sein Tun mochte so mutwillig sein, als es wollte, er selbst blieb immer liebenswürdig.

Hipponikos verharrte bei dem Gedanken, daß die schönste Jungfrau Griechenlands, seine Tochter Hipparete, nur des schönsten hellenischen Jünglings Gattin werden dürfe. Er erzeigte sich daher so gut er konnte dem jungen Alkibiades gefällig, lud ihn häufig zu Gaste und behandelte ihn fast schon mit der Zärtlichkeit eines Schwiegervaters.

Alkibiades machte sich lustig über ihn wie über alle Welt, und neckte ihn mit übermütigen Scherzen. Eines Tages sandte ihm Hipponikos köstlich zubereitete Fische auf einem goldenen Teller. Alkibiades behielt den Teller und bedankte sich bei Hipponikos mit den Worten: „Es ist allzu gütig von dir, daß du mir außer dem goldenen Teller auch noch so köstliche Fische auf demselben geschickt hast.“ — Hipponikos lachte, daß ihm der Schlemmerbauch wackelte, und pries vor aller Welt den Witz seines künftigen Tochtermannes.

Die holde Jungfrau Hipparete selbst, durch ihren Vater hingewiesen auf den jungen Alkibiades als künftigen Gemahl, war heimlich entbrannt in den herrlichen Jüngling. Sie hatte ihn einige Male bei öffentlichen Festen gesehen. Er aber spottete des züchtigen Jungfräuleins. Er hielt für jetzt sich lieber zu den schönen und geistreichen Hetären, deren Anzahl in der Stadt der Athener sich mehrte.

Insonderheit war es Theodota, welche den Jüngling

einweihte in die Mysterien des heitersten Lebensgenusses. Ungefähr ein Jahrzehnt war verflossen, seit Alkamenes diese Schöne von dem reichen Korinther als Lohn für sein treffliches Kunstgebild sich ausbedungen. Nun war Theodota zu Athen vielleicht nicht mehr die blühendste, aber doch die berühmteste unter ihren Genossinnen.

Sie war für Alkibiades der Mittelpunkt eines Kreises verschwenderisch schäumender Jugendlust und Lebensfreude. Aber sie war eben nur der Mittelpunkt, während der Kreis selbst sich immer weiter zog.

Diopeithes rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Den verheißungsvollen Mündel des Perikles richtet uns Theodota zugrunde!"

Aber wirkliche Gesundheit, wirkliche Kraft und wirkliche Schönheit sind, wie es scheint, zuweilen unverwüstlich. Der zügellose Alkibiades blühte wie eine Rose im Taue des Morgens. Er besaß jene Wangenblüte, welche die Sittenprediger wohlmeinend dem Tugendhaften zuschreiben zu müssen glauben, während eben die Tugendhaften nicht selten mit jenen fahlen Wangen und glanzlosen Augen umhergehen, welche der Sittenprediger hervorzuheben pflegt, wenn er mit Flammenworten das abschreckende Bild des Lüstlings malt.

Theodota erfüllte ihre Aufgabe bei dem lebensdurstigen Jüngling anfangs mit heiterer Hingebung, allmählich aber begannen in ihrem Herzen Regungen einer tieferen Leidenschaft zu erwachen. Die Ärmste! So gewiß es als das beneidenswerteste Glück erschien, von Alkibiades geliebt zu werden, so gewiß war ihn zu lieben das schlimmste Mißgeschick!

Die Mündigsprechung des jungen Alkibiades war wenige Tage nach der Rückkehr des Perikles und seiner Gattin von der elischen Reise erfolgt. Obgleich nun der Jüngling, in den Besitz seines väterlichen Erbes tretend, aufhörte, ein Hausgenosse des Perikles zu sein, führte doch Gewohnheit und Neigung und der Zauber, welchen Aspasia auch auf ihn auszuüben nicht verfehlen konnte, häufig genug ihn

zurück an die Schwelle des Hauses, in welchem er herangewachsen war.

Bedarf es der Erwähnung, daß der verwegene Liebling der Charitinnen es wagen zu dürfen glaubte, auch der noch immer sieghaft schönen Gattin des Perikles mit einem Anfluge jener Art von Huldigung zu begegnen, welche er in der Schule Theodotas gelernt hatte? Aber die schöne Milesierin war noch immer zu jung, um die unentwickelte Mannesblüte verlockend, zu verständig, um sie überhaupt begehrenswert zu finden, und viel zu stolz, um sich, selbst wenn sie die außerordentliche Schönheit des Jünglings in Betracht zog, vor den Triumphwagen eines flaumbärtigen Weiberhelden spannen zu lassen. Sie wußte, daß kein Weib, auch nicht sie selbst, diesen beflügelten Gaukler in der Tat haschen, in Bande schlagen und beherrschen würde. Größer als das zweideutige Vergnügen, die Zahl der Weiberherzen, welche er eroberte, zu vermehren, war für sie der Reiz des Gedankens, ihr Geschlecht an ihm zu rächen, und ihn für einen Flattersinn zu bestrafen, welchen an ihr selbst zu erproben sie ihm nicht einmal Gelegenheit gab. Es kam ihr daher auch nicht in den Sinn, gegen den Jüngling jenen mütterlich zärtlichen, angeblich durch den Unterschied des Alters gerechtfertigten Ton anzuschlagen, in welchem sich oft die Liebeswerbung alternder Frauen birgt, oder die Rolle einer Vertrauten bei ihm zu suchen. Sie erwiderte die Artigkeiten des Jünglings einfach dadurch, daß sie dieselben völlig übersah, daß sie ihm zwar nicht mit mütterlicher Zärtlichkeit, wohl aber mit mütterlichem Ernste begegnete. Dies verblüffte den siegbewußten, verwöhnten Eroberer. Er empfand heimlichen Unmut, aber die Hochschätzung, welche er der Milesierin zollte, wurde dadurch nicht vermindert, sondern wuchs im Gegenteile, ohne daß er sich dessen völlig bewußt war. So fühlte er zu Aspasia sich immer wieder zurückgetrieben und drang ihr jene Vertrautenrolle auf, welche zu suchen sie weit entfernt gewesen war.

Eines Tages verbreitete sich durch Athen die Nachricht

von einem neuen Streiche des Alkibiades, welcher mehr als alle früheren geeignet war, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und alle Zungen zu beschäftigen. Es hieß nämlich, Alkibiades habe auf einem Ausfluge, den er mit den erlesensten seiner Genossen nach Megara gemacht, sich dort in Händel eingelassen, zuletzt gar ein Mädchen geraubt und mit sich fortgeführt, das er nun bei sich zu Athen wie eine Gefangene verborgen halte. Nicht gering sei, so erzählte man, die Erbitterung der den Athenern schon immer feindlich gesinnten Megarer.

Manche sprachen bereits von den öffentlichen Feindseligkeiten, welche infolge dieses Streiches der athenischen Jünglinge zwischen Athen und der dorischen Nachbarstadt zum Ausbruche gelangen würden.

Alkibiades leugnete, wenn er gefragt wurde, die Sache keineswegs und erzählte zuletzt den ganzen Hergang ausführlich, ja mit Behagen seiner mütterlichen Freundin Aspasia.

„Wir waren müde geworden", sagte er, „des langweiligen Peribolendienstes in den ländlichen Gauen — wenn wir auch zuweilen eine Abwechselung in denselben dadurch brachten, daß wir mit den Strolchen und Räubern zechten, die wir fangen sollten, und statt auf diese, lieber Jagd machten auf eine Thraker Magd in den Phelleusbüschen, oder auf eine kernige Acharnerin.

So beschloß ich denn in Gesellschaft meiner Freunde Kallias und Demos wieder einmal eine kleine Meerfahrt auf etliche Tage zu unternehmen. Wir hatten uns schon vor längerer Zeit eine schöngeschmückte, geräumige Lustbarke auf gemeinschaftliche Kosten erbauen lassen, die wir zuweilen auch zum Fischfange benützten. Diese Barke bestiegen wir und nahmen drei junge Jonierinnen mit uns, welche sich nebst ihrer Schönheit vortrefflich auf Musik und Gesang verstanden; ferner ein Paar Jagdhunde, nebst Fangnetzen und Wurfspießen, denn wir hatten die Absicht, längs der Küste hinzurudern, und hier und da auch ein wenig ans

Land zu steigen, um zu jagen. Wir fuhren durch die Meerenge von Salamis. Die „Bacchantin", so hieß unsere Barke, tanzte lustig über die Wellen hin. Ihr buntbemaltes Vorderteil, welches in ein vergoldetes Panthertier auslief, auf welchem eine Bacchantin ritt, funkelte in der Sonne. Den Mast hatten wir wie einen Thyrsusstab mit Efeu und Blumen umwunden. Der Grund des Fahrzeuges war belegt mit Teppichen und bequemen Ruhekissen. Wir plauderten und scherzten und sangen; von den drei Schönen blies eine die Flöte, die andere spielte die Zither, die dritte schlug das Zimbal, so daß das Meer von Sang und Klang und heiterer Fröhlichkeit widerhallte, und wir die neugierigen Delphine mit Ruderschlägen auf die Köpfe vertreiben mußten, wenn wir nicht wollten, daß sie uns die Barke zerstießen oder umwarfen.

Am Strande hinfahrend, kamen wir an vielen Landhäusern vorüber. Vor einem derselben hielten wir ein wenig, um der Schönen, welche es bewohnt, ein Ständchen zu bringen. Wir sangen und musizierten. Die Schöne freute sich, als sie den Liederklang vom Meere herauf vernahm und die schönbekränzten jungen Freunde erblickte. Lächelnd stand sie auf dem Söller des Hauses: Wir warfen ihr Kränze hinauf und Kußhände. Nun ging es weiter in die See hinaus. Die Sonne brannte, aber wir wußten uns zu helfen. Wir spannten die Obergewande unserer Freundinnen und die eigenen gegen die Sonne über unsern Köpfen aus. Das gab ein schön bewimpelt und besegelt Fahrzeug, und der Widerschein des Purpurs in der See färbte die Wellen. Es schien, als müsse man jetzt und jetzt das helle, glockenreine Lachen einer Sirene vernehmen. Es waren gerade die halkyonischen Tage, während welcher Windstille herrscht und der Eisvogel brütet. Wir hatten die Enge von Salamis hinter uns, und den megarischen Strand zur Rechten vor Augen. Hier begannen die Gestade einsam und einförmig zu werden, von Zeit zu Zeit drang zu uns der Klang einer Hirtenflöte von den Bergeshöhen

herunter, und man sah Rinder-, Lämmer- und Ziegenherden grasen. Wir legten hier und da an und ergötzten uns auf mannigfache Weise. Wir fingen Fische mit Angeln, die wir von Felsen des Ufers an langen Fäden ins Meer hinuntersenkten, erbeuteten auch einige wilde Gänse, Enten und Trappen mit Schlingen.

Als wir eben wieder unser Schiff bestiegen hatten, um den Weg in der Richtung gegen Megara fortzusetzen, begegnete uns ein Lustfahrzeug, das dem unsern an Zierlichkeit und üppigem Schmucke nichts nachgab. In dieser Prachtbarke saß ein betagter Mann mit einem reizend schönen Mädchen an der Seite. Der Anblick dieses Mädchens entflammte mich. Aber allzuflüchtig war die Begegnung. Rasch glitten die beiden Fahrzeuge aneinander vorüber; der megarische Lustfahrer bog unmittelbar darauf um einen Felsvorsprung und entschwand so unsern Blicken.

Wir stiegen wieder ans Land, an einer Stelle, die uns besonders anlockte. Es gab da einiges Gehölz, welches unsere Hunde sogleich durchstöberten. Nach wenigen Minuten scheuchten sie einen Hasen auf, wir griffen nach unsern Fangnetzen und Wurfspießen, und in der Hoffnung, das Tier zu erbeuten, folgten wir demselben und ließen unsere Freundinnen zurück in der Nähe des Fahrzeugs. Der Hase wurde durch die Hunde vom Walde weg in die Felder und Weidetriften gescheucht; indem aber jene mit heftigem Gebell über die Triften und Felder jagten, brachten sie das Volk der Hirten und die Herden selber in Aufruhr. Einem Ziegenhirten aber geschah es, daß seine Herde vor den mitten durch sie hinstürmenden Hunden auseinanderstob und die erschreckten Ziegen sich einzeln bis ans Meer herunter verliefen. Erzürnt über diese Zerstreuung seines Weideviehes, griff der Wicht nach einem spitzen Steine, der ihm gerade vor Augen lag, warf ihn nach einem der Hunde und verwundete denselben tödlich am Haupte. Es war der treue Phylax, ausgestattet mit allen Eigenschaften eines vortrefflichen Fängers.

Als wir den Vorgang aus der Ferne wahrgenommen, ließen wir den Hasen und eilten zornglühend auf den Ziegenhirten los. Dieser aber hatte inzwischen andere Hirten zu seinem Schutze herbeigerufen, und wir sahen uns, als wir hinkamen, einer drohenden Schar gegenüber. Wir machten jedoch Miene, mit unsern Wurfspießen auf sie loszugehen. In diesem Augenblicke kam aus einem nahegelegenen Landhause ein Sklave herbeigerannt, welcher im Namen seines Herrn erkunden wollte, was dieser Aufruhr bedeute. Als wir aus den Reden des Sklaven entnommen, daß der Ziegenhirt im Dienste des Herrn jenes Landhauses stehe, verlangten wir mit diesem selbst zu sprechen, um Genugtuung für das verwundete Tier von ihm zu erhalten. Wir folgten dem Sklaven, und als wir uns dem Landhause näherten, welches ein stattliches Ansehen hatte und als der Besitz eines begüterten Mannes sich darstellte, erstaunten wir nicht wenig, in einem neben dem Hause gelegenen Garten eben jenen Greis und jenes reizende Kind lustwandeln zu sehen, welchen wir kurz vorher auf dem Meere begegnet waren. Wir erzählten dem Manne den Vorfall und sagten, daß wir Rache an dem Hirten zu nehmen gedächten. Der Alte, als ein Megarer und Feind der Athener, antwortete mit unfreundlichen Worten. Die Hirten, von welchen ein großer Teil uns auf dem Fuße gefolgt war, klagten mit heftigem Geschrei uns der Verwüstung ihrer Gefilde, der Zerstreuung ihrer Herden an. Vereinigt mit den Sklaven des Hauses, welche durch Winke ihres Herrn ermuntert worden waren, zwangen sie uns, unter Schmähreden gegen die übermütigen Athener auf uns eindringend, vor ihrer Überzahl ohne erlangte Genugtuung vom Platze zu weichen.

Wie sehr auch der Vorgang mich aufregte, hatte ich doch nicht versäumt, einige Blicke nach der jugendlichen Schönen zu werfen, welche vom Garten aus den Streit nicht ohne ein Gemisch von Neugier und Schrecken mit angesehen hatte. Zurückgekehrt mit meinen Genossen, gab ich diesen sogleich zu wissen, welchen Entschluß ich schon gefaßt hatte, mich an

dem nichtswürdigen Megarer zu rächen. Das schöne Kind hielt ich für eine gekaufte Lieblingssklavin. Mein Anschlag war, mich mit den Genossen eine Zeitlang in der Nähe verborgen zu halten und den Augenblick zu erlauern, wo das Landhaus unbewacht wäre und das Mädchen allein im Gartengehege verweilte, dann uns rasch auf sie zu werfen und sie zu entführen.

Früher als wir gehofft, fand sich die erwünschte Gelegenheit. Bevor der zweite Tag noch verstrichen, hatten wir das Mädchen erspäht, ergriffen, durch eine um den Mund geschlungene Binde am Schreien verhindert und in fliegender Hast auf das unter Felsgeklipp verborgene Schiff hinabgebracht.

Im Schutze der eingebrochenen Dämmerung entflohen wir, die holde Beute an Bord, mit eiligem Ruderschlag den megarischen Küsten."

„Und das Mädchen?" fragte Aspasia.

„Fand sich in sein Los," erwiderte Alkibiades, „obgleich es nicht, wie wir gedacht, eine erkaufte Lieblingssklavin war, sondern eine Freigeborene, die Nichte jenes verwünschten Megarers. Simaitha ist ihr Name und ich nenne sie die reizendste der hellenischen — nicht der hellenischen Frauen, aber doch gewiß die reizendste der hellenischen Jungfrauen!"

Megara! Das Wort hatte einen eigenen Klang für das Ohr Aspasias. Mit unverkennbaren Zeichen des Anteils hatte sie die Erzählung des verwegenen Jünglings angehört.

Sie erkundigte sich nach den Eigenschaften des Mädchens mit vielen Fragen. Alkibiades entwarf eine fast schwärmerische Schilderung von ihr.

Aspasia verlangte Simaitha zu sehen. Gern fand der Entführer sich bereit, ihrem Wunsche zu willfahren. Er brachte Simaitha zu ihr. Das Mädchen war von außerordentlicher Schönheit, so daß Aspasia selbst erstaunte. Aber das Wesen derselben glich einem ungeschliffenen Edelsteine.

War sie doch in Megara erzogen worden. Es war Zeit gewesen, daß sie entführt wurde, wenn nicht diese Perle in der Verborgenheit glanzlos untergehen sollte.

Der reiche Megarer hatte sie als zartes Kind in sein Haus aufgenommen. Er hatte sie besser gehalten als eine Sklavin, aber auch nicht wie eine Tochter.

Er schien, im Hinblick auf ihre vielversprechende Schönheit, sie nur zum willenlosen Werkzeug seines Vergnügens erziehen zu wollen. In keiner Weise glich der alte Megarer jenem herrlichen Greise von Milet, jenem Philammon, welchen Aspasia in der Erzählung ihrer Jugendgeschichte dem Perikles mit solcher Wärme gepriesen. Simaitha haßte ihn und erklärte, daß sie lieber sich töten, als jemals wieder in das Haus des Erziehers zurückkehren würde.

Aspasias durchdringender Blick erspähte die Keime weiblicher Vorzüge höchsten Ranges in dem Wesen des Mädchens, welches das fünfzehnte Lebensjahr kaum überschritten hatte. Aus seinen Augen leuchtete ebensoviel Geist, als Schönheit aus seinen Zügen. Aspasia brannte vor Begier, diese herrlichen Keime zu entwickeln. Rasch war ihr Entschluß gefaßt. Sie sagte dem Alkibiades:

„Das Mädchen ist dein: nicht sowohl durch den Raub, den du verübt, als durch seinen eigenen festen Entschluß, nicht mehr in das Haus des Megarers zurückzukehren. Aber du bist seiner noch nicht wert. Für Knaben deiner Art sind edlere Mädchenblüten, ja selbst das zimberliche Töchterlein des Hipponikos viel zu gut. Weiber vom Schlage Theodotas sind vorhanden für dich und deinesgleichen: an diesen möget ihr euch, sozusagen, die Hörner eures Übermuts ablaufen. Im übrigen würdest du des Besitzes Simaithas, wie sie nun ist, nur halb dich erfreuen. Bald würdest du ihrer überdrüssig werden, denn unentwickelt liegen in ihr noch die Keime jener Eigenschaften, welche nötig sind, wenn der Überdruß nicht zuletzt die Herrschaft über die Liebe erlangen soll. Überlaß mir das Kind auf einige Zeit. Hinterlege bei mir den Schatz, den du erbeutet, lege gleichsam auf

Zinsen deinen Besitz: du wirst ihn, wenn die Zeit um ist, verzehnfacht an Wert aus meinen Händen zurückempfangen."

Alkibiades war allzu jung und allzu flatterhaft, als daß es ihm hätte schwer fallen sollen, das erbeutete Mädchen für einige Zeit aus seinem Hause in das Aspasias auszuliefern.

„Ich bin bereit," sagte er, „meinen kostbaren Schatz bei dir auf Zinsen zu legen. Ich weiß zum voraus, daß diese Zinsen mich reichlich entschädigen werden für die kurze Entsagung, die ja auch nicht eine völlige sein wird, da du mir ohne Zweifel gestattest, das schöne Kind in deinem Hause zu sehen."

„Warum nicht?" erwiderte Aspasia; „du magst ein beständiger Zeuge ihrer Fortschritte sein."

Simaitha wurde zu Aspasia gebracht. Perikles hatte zuerst seine Einwilligung verweigert; aber seiner Seele war eine wundersame Milde eingepflanzt, und auf das immer wiederholte Andringen Aspasias machte er zuletzt das verlangte Zugeständnis, knüpfte es jedoch an die Bedingung, daß der Aufenthalt des Mädchens in seinem Hause nur solange währe, bis über die Auslieferung oder Nichtauslieferung desselben bestimmt entschieden sein würde. Wären die Megarer nicht so sehr zu Athen verhaßt gewesen, man hätte die Nachgiebigkeit des Perikles, welcher aus Liebe zu Aspasia dem Mädchen eine Freistätte in seinem Hause gewährte, ohne Zweifel schärfer beurteilt, als es in der Tat geschah.

Man hatte schon vor längerer Zeit angefangen, zu Athen von einer Schule der Aspasia zu sprechen, und mehr als je war von jetzt an dieser Name gerechtfertigt.

Es gab nun in der Tat nicht weniger als vier, in erster Jugendblüte stehende Mädchen, welche im Hause Aspasias unter der unmittelbaren Zucht der Milesierin lebten. Den schon längere Zeit bei ihr weilenden milesischen Nichten und der von der elischen Reise mitgebrachten arkadischen Kora hatte jetzt das Mädchen aus Megara sich angereiht.

Völlig entsprechend war der Name einer Schule den innersten Absichten Aspasias. Ihre persönlichen Bemühungen, das Frauentum zu Athen veredelnd und befreiend umzugestalten, waren von sehr zweifelhaftem Erfolge gewesen. Der lebendige Drang ihrer Seele aber gönnte ihr nicht Ruhe. Sie glaubte sich überzeugt zu haben, daß es ein vergebliches Bemühen sei, das gereifte, fertige Weib umformen zu wollen. Im knospenden Alter, meinte sie, müsse die Einwirkung beginnen.

Nicht Hetären wollte sie erziehen, sondern Kämpferinnen und Helferinnen, welche durch Geist und Schönheit, in ähnlicher Art wie sie selbst, Einfluß zu erringen geeignet wären. In der Schule, welche sie gründete, sollte ihre Überlieferung lebendig erhalten und von da aus weiter verbreitet werden. Durch ein Wirken vereinigter Kräfte in ihrem Sinne sollten endlich die Vorurteile erschüttert, der Sieg des Geistes, der Schönheit und der Weiblichkeit völlig entschieden werden.

Nicht im Vordergrunde stehend, aber doch auch nicht fremd war der hochstrebenden, kühl berechnenden Milesierin der Gedanke an die Vorteile, welche in anderer Hinsicht dieser ihrer Schule entsprießen konnten. Ihre Schülerinnen konnten, der Meisterin gleich, mächtige und hervorragende Männer zu Gatten gewinnen, die perikleische Herrschaft sichern und befestigen helfen, und durch ihren Einfluß das Aufstreben seiner Gegner bekämpfen.

Trug die Gattin des Perikles kein Bedenken, eine Anzahl jugendlich reizender Mädchen unter den Augen ihres Gatten bei sich zu versammeln? Erhaben war diese stolze, kühne, nach lebendiger Wirkung strebende Seele über feige Rücksichten und kleinliche Gefühle; nicht war sie, wie ein gewöhnlich Weib, zufrieden mit persönlichen Erfolgen, sondern für einen großen Gedanken lebte und wirkte sie. Und sie wußte, daß Aphroditens Gürtel noch immer in ihrer Gewalt war, daß er in ihrer Hand noch nichts von seinem Zauber eingebüßt. Sie wußte, daß sie noch lange die

Meisterin unter ihren Schülerinnen bleiben werde, und daß diese erst werden müßten, was sie war. Und was insonderheit Perikles betraf, so hatte sie die Überzeugung, daß nichts in der Welt die Kraft des Bannes brechen oder mindern würde, mit welchem sie sein Herz bestrickt hatte, und der durch die Gewöhnung nur immer fester geworden.

Eine Laune der Natur hatte Aspasia die Freuden der Mutterschaft versagt. Sie ertrug es ohne Klage. War es ihr nicht vergönnt, weibliche Sprossen ihres Leibes zu ihren Ebenbildern heranzuziehen, so führte ihr das Schicksal in jenen vielverheißenden Mädchenblüten einen Ersatz entgegen, an welchem sie nach Herzenslust die Zauberkraft ihrer bildenden Meisterhand erproben konnte.

Die Musen und die Charitinnen schienen vom Olymp herabzusteigen und sich gleichsam als Lehrmeisterinnen in der Schule Aspasias zu verdingen. Da wurde die hohe Lehre gedeutet, wie die Natur zur edlen Kunst geläutert, und die Kunst wieder Natur werden müsse. Da wurde die Einheit alles Schönen begriffen und verwirklicht: da wurde die Musik zum Tanz der Seelen, und der Tanz eine Musik der Glieder — da wurde die Schönheit Poesie und die Poesie Schönheitszauber.

Aspasias Bemühen war, in ihren Schülerinnen durch die Schönheit und um der Schönheit willen den Geist zu erwecken und den erweckten zu befreien.

Als geisterweckend aber diente ihr nicht bloß jede Art von Kunst, auch manches von Weisheit, von Erkenntnis, von der Ausbeute des Wissens wurde wie befruchtender Samenstaub auf den Flügeln der Eroten in die Schule Aspasias getragen. Ausgeschlossen war nur das Ernste, das Strenge, das Düstere. Heiterkeit blieb verkündet als der Schönheit und des Lebens oberstes Gesetz.

Was Aspasia ihren Schülerinnen vor allem lehrte, war dies, wie töricht es wäre, allen Erfolg von ihren Reizen zu erwarten. Sie zeigte ihnen, daß diese noch lange nicht für sich allein das Liebenswürdige seien. Sie sagte

ihnen, Schönheit sei eine Tugend und müsse wie jede andere erlernt, geübt und ausgebildet werden. Sie machte ihnen klar, daß auch nur der Geist die Würze sei, welcher, der Schönheit beigemischt, sie frisch erhalte. „Eine blöde Schönheit altert schnell," sagte sie, „und bald verwelkt auch der Reiz, den die Gemeinheit wie ein trüber Sumpf umgibt. Nichts zerstört so rasch die Blüte, als ein stumpfsinnig Hinleben in geistloser Alltäglichkeit. Schön sein", sagte sie, „ist kein Zustand, sondern ein Tun, ein Wirken. Schönheit ist die höchste Wirksamkeit, und ihr Tun beruht auf der Zusammenstimmung aller edelsten Wirksamkeiten — auf einer anmutigen und harmonischen Regsamkeit des Leibes und der Seele. Sie ist kein totes Schaustück, kein regungsloses Licht, sondern wie das Sonnenrad, ein lebendiges Strahlenspiel, ein Funkensprühen."

„Man kann sich die Schönheit nicht unmittelbar geben," pflegte sie auch zu sagen, „aber man kann überall das Häßliche ersticken, dämpfen, mildern. Nicht allzuoft könnt ihr einen Blick in den Spiegel werfen: nicht um zu sehen, wie schön ihr seid, sondern um euch auf der Häßlichkeit zu ertappen. Nur so werdet ihr erfahren, daß niemand immer schön, und niemand immer häßlich ist — daß die Blüte jeder Schönheit wohl hundertmal in des Tages Lauf Gestalt und Farbe wechselt, daß sie, sich selbst überlassen, halt- und bestandlos schwankt, daß eine Schönheit, welche, ihrer selbst sicher, die Hand in den Schoß legen darf, ein Traum der Törinnen, und daß schön zu sein eine schwere Kunst ist auch für die Schönsten. Lasset in keiner Gestalt das Häßliche an euch kommen! Zahllos sind seine Gestalten, seine Verkleidungen. Das Häßliche ist ein Dämon, mit welchem wir alle Tage ringen müssen, wenn er uns nicht schleichend überwältigen soll. Am öftesten aber wendet er vom Hinterhalt der *Seele* aus gegen des Leibes Blüte seine tödliche Waffe."

Aber nicht mit ermahnenden Worten bloß, auch tätig unterstützte Aspasia ihre Schülerinnen im Kampfe gegen

jenen tückisch bedrohlichen Dämon. Sie war hinter den Keimen und Spuren jeder Häßlichkeit her, gleich dem Häscher hinter dem Diebe. Wie Meister der Schule einen Stab oder eine Rute, so trug sie einen kleinen Silberspiegel in der Hand und hielt ihn der Schuldigen vor, in welcher ein Funke leiblicher oder seelischer Häßlichkeit aufblitzte. So lehrte sie jene Mädchenblüten Selbstbeherrschung, Unterdrückung jeder entstellenden Laune und Leidenschaft, Ruhe, Heiterkeit, edles Gleichmaß des Leibes und der Seele.

Von den beiden Nichten Aspasias entwickelte die eine, Drosis, eine glänzende Naturanlage für den mimischen Tanz, Prasina dagegen glänzte vornehmlich durch Fertigkeit in Gesang und Saitenspiel. Aber Aspasia litt nicht, daß die eine oder die andere sich etwa ganz auf die Ausbildung einer solchen einseitigen Fertigkeit legte. Sie verlangte von jeder, daß sie nicht durch eine bestimmte Kunstausübung, sondern durch eine harmonisch entwickelte Persönlichkeit zu gefallen suche. „Einseitige Kunstausübung", sagte sie, „veranlaßt immer eine Vernachlässigung der Persönlichkeit selbst und ihrer harmonischen Ausbildung."

Drosis war von Natur bezaubernd durch ihre Anmut. Ihre Gestalt war schlank und zierlich, so ätherisch leicht und schwebend, daß sie, einer Nymphe gleich, keinen Halm und keine Blume im Hinwandeln über das Gefilde knicken zu können schien. Ihre Glieder waren von jener Schlankheit, von jener jugendlichen Feinheit und anmutigen Zartheit, welche die Sinne noch weit mehr berückt als plumpe Üppigkeit.

Prasina war ihr ähnlich an Schönheit, aber sie hatte den Vorzug der hellen Silberstimme voraus, mit welcher sie, die Lieder Sapphos zur Laute singend, jedes Ohr entzückte. Gibt es überhaupt etwas Süßeres als den jungfräulichen Klang einer sechzehnjährigen Mädchenstimme? Prasinas Stimme übertraf an Lieblichkeit, Schmelz und süßem Feuer die Nachtigallstimmen der Kephissostäler.

Aber die reizende Drosis, die feurige Prasina, sie wurden

bald überflügelt durch die herrlich sich entfaltende Blüte Simaithas. In Simaithas Gestalt, in ihren Zügen fand der edelste hellenische Formenzauber in reinster Verkörperung sich ausgeprägt. Züge von dieser wunderbaren Reinheit der Linien hatten selbst die Meister der Bildkunst kaum geträumt. Sie besaß jene unbeschreibliche Klarheit, jene glanzvolle und doch etwas träumerisch angehauchte Frische des Auges, welche zuweilen bei Mädchen in zarter Jugendblüte mit hinreißender Wirkung hervortritt. Aber wie an Wohlgestalt, so stand auch an Geist und Seele Simaitha der Meisterin Aspasia am nächsten. Innig verwandt erschien sie ihr durch die ganze sich entwickelnde Art des Denkens und Empfindens. Nicht weniger als die Milesierin versprach sie eine Verkörperung des echten sinnenfreudigen und schönheitseligen Hellenengeistes zu werden. Mit glühender Begeisterung erfaßte sie die Gedanken Aspasias. Sie übertraf an hellem Verstande bei weitem ihre Gespielinnen. Sie liebte die Künste, und für die Bildkunst schien sie das unvergleichlich sinnige und verständnisvolle Auge Aspasias zu besitzen. Auch darin glich sie ihrer Meisterin, daß sie auf keine einzelne persönliche Kunstbefähigung Gewicht legte, sondern alle Fähigkeiten in schöner Harmonie entwickelte. So war sie denn die Perle der Schule der Milesierin, welche fast mit der Zärtlichkeit einer Mutter sie liebte und ihre schönsten Hoffnungen auf sie setzte.

Und Kora, das Mädchen aus Arkadien? Es war schwer zu sagen, ob man sie zur Schule Aspasias rechnen durfte. Als Aspasia sie ihrer arkadischen Heimat entführt hatte, reizte sie eben die Sprödigkeit des Stoffes, ihre bildende und erziehende Kunst daran zu versuchen. Aber die Sprödigkeit des Stoffes erschien bald größer noch als die Meisterschaft der bildenden Kunst Aspasias. Kora diente den Gespielinnen zum Gespött, und man erniedrigte sie fast zur Dienerin. Aber das Mädchen aus Arkadien hatte doch auch wieder etwas in seinem Wesen, was es nicht ganz zur Sklavin herabsinken ließ. Nicht reizend war sie, nicht von

edler Wohlgestalt, auch nicht heiteren Geistes, sondern ernst und nachdenklich, und was sie Eigentümliches in ihrem Wesen nach Athen mit sich gebracht, das blieb unverändert. Aber sie überraschte durch Blitze und Funken des Geistes und des Gemütes, welche immer etwas Ursprüngliches und Ungewöhnliches hatten, und dadurch einen Anteil besonderer Art für sie erweckten. Wie ein Wesen erschien sie aus einer fremden, bis jetzt noch unbekannten Welt.

Aspasia fand es geraten, ihre Zöglinge, der athenischen Sitte zuwider und ihres jugendlichen Alters ungeachtet, in den freien bildenden Verkehr mit der Welt und den Menschen zu bringen. Nach wie vor besuchten ihr Haus Männer von hervorragendem Geiste, durch deren Gespräche die Seelen der Mädchen frühzeitig über die dumpfe Alltäglichkeit erhoben werden konnten. Aber auch weibliche Besuche waren nicht ausgeschlossen. Wer von jenen hervorragenden Männern eine schöne Freundin in diesen Kreis einführen wollte, dem war es gern gewährt. Unter denjenigen, welche von dieser Freiheit Gebrauch machten, befand sich der junge Bildhauer und Architekt Kallimachos, welcher ein verwaistes, durch Schönheit ausgezeichnetes junges Mädchen, Philandra mit Namen, von Korinth nach Athen gebracht hatte. Er liebte das Mädchen zärtlich und schien entschlossen, es zu seiner Gattin zu machen. Aber von ärmlicher Herkunft und noch im zarten Alter stehend, entbehrte Philandra einer des Freundes würdigen Bildung. Wie konnte ihr diese besser zuteil werden, als durch den Verkehr mit dem Kreise Aspasias? Diese verschmähte es durchaus nicht, den Kreis ihrer Schule über den Bann ihres Hauses hinaus zu erweitern.

Philandra war eine Schönheit von üppigen, aber edlen Formen der Glieder. Sie verriet eine leidenschaftliche, heftige Natur und erschien ihres stattlichen Ansehens wegen reifer als sie war.

So hatte sich denn, man mochte sagen, ein weiblicher Olymp in dem Hause Aspasias zusammengefunden. Der junge Alkibiades pflegte die Mädchen nach den Göttinnen

zu benennen, welchen sie am ähnlichsten waren. Künstler begeisterten sich in diesem Olymp zu schönen Gebilden, Dichter zu anmutigen Gesängen. Aber der Übermut und alles Unedle blieb verbannt aus diesem Kreise. Aspasias Blick wußte selbst den kühnen, sprudelnden Alkibiades im Zaume zu halten, und immer behielt die Priesterin der Schönheit auch die Zügel des edlen Maßes in der Hand. Eingedenk blieb Aspasia immer, was sie der Ehre des Hauses ihres Gatten schuldig sei. Und zu verhüten wußte sie, daß in betreff der Schule, die sie um sich versammelt hatte, die Bedenken ihres Gatten nicht bis zur Entfremdung, nicht bis zum Zerwürfnis fort sich steigerten.

Eines Tages lud der junge Alkibiades Aspasia und ihre Mädchen zu einer Meerfahrt auf sein Lustfahrzeug. Aspasia nahm die Einladung des Jünglings an, unter der Bedingung, daß er darauf verzichte, einen seiner übermütigen Altersgenossen mit sich zu nehmen.

An einem Sommermorgen voll leuchtender Frische bestieg Aspasia mit Drosis, Prasina, Simaitha und Kora das Schiff des jungen Alkibiades. Ihnen schloß noch Kallimachos mit Philandra sich an, und im Geleite Philandras eine Freundin derselben, Pasikompsa mit Namen, welche, gleich Philandra selbst, bei Aspasia eingeführt und von dieser würdig erachtet war, eine Gespielin ihrer Schülerinnen abzugeben. Außer diesen Genannten und einigen Ruderſklaven befand sich niemand auf dem Schiffe.

Man fuhr den Strand entlang und gelangte bald in die schöne Bucht von Salamis. Zur Linken hatte man die grüne, im Taue des Morgens funkelnde Insel, zur Rechten das attische Gestade, an welches die ägaleischen Hügel herantraten.

Nichts vermag die Seele lieblicher und harmonischer anzuregen, als das Vergnügen einer Kahnfahrt über einen sonnigen blauen Meeresgolf. Kein herrlicheres Meeresblau aber gibt es, als das der Bucht von Salamis. So fühlte denn auch die Gesellschaft auf dem Schiffe des Alkibiades sich von des Meeres und der Freude Wellen anmutig ge-

schaukelt. Über den Häuptern das Blau des Äthers, unter sich das ätherische Blau des Meeres, schwammen sie gleichsam zwischen zwei Himmeln, sich wiegend in einem seligen Blau. Ob das des Äthers lieblicher, oder das des Meeres, wußten sie nicht zu sagen, noch fragten sie danach: sie sahen nur, daß zuweilen die Vögel auf einen Augenblick aus dem Ätherblau herab in das des Meeres tauchten, wie um seinen Reiz zu verkosten, die Fische dagegen aus ihrem Meeresblau zuweilen für einen Moment lustig emporschnellten ins Ätherblau, wie um einen flüchtigen Wonnetrunk daraus zu tun.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe des Alkibiades glich diesen munteren, am Reize des Meeres und des Äthers sich erquickenden Fischen und Vögeln. Sie sogen alles Wonnige in sich und machten sich dabei so wenig Gedanken, als die Vögel und die Fische. Die jugendlich reizenden Gespielinnen Aspasias sahen vom Schiffsrand in die schöne Meereswelle hinunter, aber nur um ihre lieblichen Gesichter darin zu spiegeln. Nur Kora sah, wenn sie in die Flut hinunterblickte, nicht ihr Gesicht, sondern das Meer selbst. In ihrem Gemüte allein wurde der Meereszauber lebendig und seiner selbst bewußt.

Die andern Mädchen spiegelten sich im Meere, das Meer aber spiegelte sich in Kora.

Fast bis zum Schrecken stieg in ihrem Gemüte der Eindruck. Denn sie begann zuletzt mit einer Art von Angst in den Zügen nach dem Meeresgrunde hinunterzuhorchen. Und als man sie lächelnd fragte, ob sie etwa die Stimmen lockender Sirenen aus der Tiefe herauf vernehme, so bejahte sie dies, und das helle Gelächter ihrer Gespielinnen klang auf ihre Kosten weithin übers Meer.

Vielleicht angelockt von der Musik dieser Stimmen, begleitete die Lustfahrer ein Delphin, der ganz auf der äußersten Oberfläche der Wellen dahinglitt. Ein Vögelchen, das sich zu weit vom Lande ins Meer hinaus verirrt hatte, setzte sich einen Augenblick, wie um zu rasten, auf den Rücken desselben, ohne daß er es merkte.

Gerade als das silberstimmige Lachen über Kora wieder auf dem Fahrzeuge des Alkibiades erklang, kam an der Lustbarke ein großes Kauffahrerschiff vorbei. Da der Kauffahrer an der Barke ganz nahe vorüberfuhr, so konnte die Bemannung desselben und die Gesellschaft in der Barke des Alkibiades mit Blicken sich mustern. Die Männer auf dem Kauffahrer hatten ein rauhes, wildes Ansehen und blickten aus buschigen Brauen finster, fast bedrohlich wie Habichte, auf die Taubenschar im Schiffe des Alkibiades herüber. Da aber der Kauffahrer weit schneller ruderte, ließ er bald die Barke hinter sich, und die muntere Gesellschaft achtete auf ihn nicht weiter. Ein Megarerfahrzeug wollte Kallimachos in demselben erkannt haben.

In einer kleinen Bucht wurde angehalten, und man beschloß zu landen, um sich da eine Zeitlang auf dem lieblich anlockenden Gestade zu vergnügen. Es war eben die Stelle, wo man den Felsenstuhl des Perserkönigs Xerxes zeigt, auf einem gegen das Meer hin abfallenden Hange der ägaleischen Berge, jenen Felsenstuhl, den der große König, als er seine Flotte hier zur Entscheidungsschlacht entfaltete, an erhöhter Uferstelle einnahm, und von welchem aus er erst mit stolzer Siegeszuversicht und dann mit wachsendem Grausen dem salaminischen Schlachtgewitter zusah.

Kallimachos und Alkibiades geleiteten Aspasia und die Mädchen hinauf zu diesem Felsensitze, und Alkibiades forderte Aspasia auf, sich als die Würdigste auf demselben niederzulassen. Aspasia folgte der Aufforderung. Kallimachos nahm an ihrer Seite Platz. Die Mädchen mit Alkibiades blieben in anmutiger Gruppe um sie gelagert.

Büschel von Meergras und Myrtengesträuch voll dunkler und heller Beeren sproßten zwischen den Klippen.

Es lag ein wunderbarer Friede über das sonnige Land und das flimmernde Meer gebreitet. Doppelt lieblich erschien von dieser erhöhten Stelle aus gesehen das gegenüberliegende Salamis. Zwischen der Insel und dem Festlandufer blaute das regungslose Meer. Silberhelle, glitzernde

Streifen durchfurchten hier und da das tiefe Blau wie schimmernde Brücken. Kein Laut in der ganzen Weite, als das leise Rauschen und Knirschen der breiten, in gleichmäßigem Rhythmus langsam heranziehenden und wieder zurückweichenden Wellen drunten im Ufersande, und von Zeit zu Zeit das Gekreisch einer Möwe, welche den Klippenstrand umschwirrte.

„Bei allen Meeresnymphen!" sagte Alkibiades, „es ist hier so friedlich, so idyllisch-still, wie am sikelischen Meergestade. Man meint, es müsse hier in der Nähe irgendwo der verliebte Kyklop Polyphemos sitzen, aufs Meer hinausstarrend, wo das Bild der Galathea in der Flut sich spiegelt, indem sie darüber hinwegwandelt. Des plumpen Schäfers Hund rennt bellend an den Strand hinab ihr entgegen, die Nymphe aber bespritzt lachend den Liebesboten mit einer rollenden Schaumwoge, so daß er winselnd zurückläuft . . ."

In der Tat, es herrschte eine wonnige Stille, von welcher man nicht glauben konnte, daß sie jemals unterbrochen worden sei, noch daß sie jemals unterbrochen werden könne.

Aspasia warf von ihrem Felsensitze aus einen Blick hinüber nach den Bergen des Peloponnesos.

„Wenn es möglich ist," sagte sie, „alles widerwärtig Düstere, was ich jenseits der Berge dort gesehen und erlebt, aus meiner Seele hinwegzuspülen, so ist es in dieser Stunde möglich. Zu lichtvoll ist das Meer an diesem Gestade und der Äther darüber, als daß hier das Düstere jemals wie dort drüben zum Siege gelangen könnte. Ich fordere dich mutig heraus zum Kampfe, rauher Peloponnesos!"

„Ich mit dir!" rief Alkibiades und ballte die Faust gegen die Berge von Argolis.

„Wir alle!" riefen lachend die Mädchen.

In diesem Augenblicke fiel Aspasias Blick, rechtshin schweifend, auf das Megarerfahrzeug. Es erschien jetzt klein in der Entfernung. Es schien still zu stehen. Aspasias

stolzer, beinahe verachtender Blick glitt rasch wieder davon ab. In ihren Augen blitzte jetzt etwas von jenem Übermute, der das Herz des Perserkönigs erfüllte, als er auf diesen Felsenstuhl sich niederließ.

Ein Sklave brachte auf den Wink des Alkibiades einen Schlauch mit köstlicher Labung, und bald erklangen die Becher und ein hellstimmiger Rundgesang dazu. Reizvoll klang das Freudenlied in der schönen Meereseinsamkeit, und weithin widerhallte die friedliche Seebucht.

Getrieben von dionysischem Geiste, zerstreuten sich die Mädchen teils am muschelreichen Strande, teils auf den Hängen, wo zwischen dem Gestein duftige Kräuter sproßten. Gaukelnden Faltern waren sie zu vergleichen, geneckt, gehascht von Alkibiades.

Bald liefen sie mit hellem Ausruf zusammen, um ein totes Meergetier, einen Polypen etwa, oder einen Delphin, der früher, die Salzflut durchjagend, die kleinere Meeresbrut in Schrecken gesetzt und des Nereus Töchter auf seinem Rücken getragen, und den eine schäumende Woge im Sturm ans Felsengestade geworfen. Dann wieder saßen sie und Alkibiades erzählte den Aufhorchenden wunderliche Jagdgeschichten: etwa wie er kürzlich einmal am Meergestade einen großen Polypen und einen Hasen zugleich erbeutete, indem er angelnd den Polypen aus dem Gewässer ans Land schleuderte, dieser aber auf einen Hasen fiel, der im Meergrase schlummernd versteckt lag, und der sofort von den hundert Armen des Polypen umstrickt ward.

Inzwischen unterredete sich Kallimachos mit Aspasia.

Die Stellung des Kallimachos zu der schönen Gattin des Perikles war von sonderlicher Art. Herzliche Freundschaft vereinigte ihn mit Alkamenes, und durch diesen unterrichtet von allem, was zwischen dem Nebenbuhler des Agorakritos und der schönen Milesierin jemals vorgefallen, hatte er aus Korinth, woher er kam, ein Vorurteil, ja fast einen geheimen Groll gegen Aspasia nach Athen im Herzen mitgebracht. Nach der heftigen Szene, welche zwischen Alkamenes und

Aspasia in Olympia sich ereignet hatte, und von welcher Kallimachos ebenfalls Kenntnis erhalten, hatte er mit seinem Freunde zu einer Art von Rachebund gegen Aspasia sich verschworen. Zu Athen näherte er sich der Milesierin, und, von ihrem Zauber angezogen, vergaß er halb, doch eben nur halb, jene Rachegedanken.

Aspasia selbst brachte die Rede auf Alkamenes und rühmte den Flug seiner gestaltenden Phantasie.

„Du tust wohl,“ sagte sie, „daß du Freundschaft hältst mit diesem Manne, und mich dünkt, daß eine gewisse Seelenverwandtschaft euch zusammengeführt hat. Denn, so wie ihn, scheint auch dich ein gewisser Drang zu beseelen, die Kunst auf neue Bahnen zu lenken.“

Aspasia spielte mit diesen Worten darauf an, daß dem Kallimachos der Meißel schon nicht mehr genügte, daß er mehr mit dem Bohrer als mit dem Meißel arbeitete und die Einzelheiten seiner Werke mit einem so wunderbaren Fleiße, einer so glänzenden Kunstfertigkeit ausführte, wie man es vor ihm nicht gesehen.

„Wenn man mir zugesteht,“ sagte Kallimachos, „die Bildkunst durch fleißige Anwendung des Bohrers weiter gefördert zu haben, so möchte ich mich auch der verschwisterten Baukunst nützlich erweisen. Schon lange beschäftigt mich eine Sache, die, wie es scheint, sehr leicht und einfach ist, in der Tat aber — du wirst lächeln, wenn du es hörst — mir durchaus nicht gelingen will. Die fortschreitende Kunst scheint mir für unsere Säule einen reicheren Schmuck zu fordern. Die ionische Schnecke ist das äußerste, wozu wir es gebracht haben. Damit begnügen wir uns seit Jahrhunderten. Liegt es nicht nahe, mit einem kühnen Griffe sich darüber hinauszuwagen?“

„Im Morgenlande“, versetzte Aspasia, „sah ich Blätter- und Blumenformen mit feiner Phantasie zum Schmuck der Kapitäler verwendet. Wir sind schüchtern, wie du mit Recht bemerkst. Warum wagst du nicht, was du doch für nötig hältst?“

„Wirst du es glauben," erwiderte Kallimachos, „daß nun schon seit Jahren um dieser Sache willen mein Gehirn sich zermartert? Hundert Formen habe ich ausgesonnen, keine hat bisher mir ganz genügt!"

„Warum willst du die neue Form ersinnen und erklügeln und ganz aus dir selber schöpfen?" fragte Aspasia. „Die Natur ist eine große Lehrmeisterin, ihr muß der Baumeister wie der Bildner sein Bestes ablauschen. Halte die Augen offen und was du suchst, wird dir begegnen. Du brauchst es dann nur recht zu erfassen und mit klugem Sinne völlig auszugestalten."

In diesem Augenblicke wurden Kallimachos und Aspasia durch die herbeikommenden Mädchen unterbrochen, welche erzählten, daß sie an einer verborgenen lieblichen Stelle des Felsufers ein kleines Grabdenkmal entdeckt hätten. Sie wünschten es Aspasia zu zeigen.

Aspasia und Kallimachos folgten der Aufforderung und ließen von den Mädchen sich an die Stelle führen, wo das kleine Denkmal sich befand. Es lag zwischen den Uferfelsen verborgen und war durch überhängendes Gestein beinahe verdeckt. Aus einem einfachen schmalen Steine bestand es, auf welchem eine kurze Inschrift eingegraben war. Über der Steinplatte stand ein zierlicher Korb, gefüllt mit welken Blumen und Kränzen. Aspasia versuchte die Inschrift zu lesen und entzifferte halb einen Mädchennamen, aber es fiel ihr schwer, denn reichlich sprossender Akanthus hatte mit seinem großen edelgeformten Laube nicht bloß den Denkstein selbst schon fast überwuchert, sondern rankte auch an dem Korbe sich empor. Bedeutsam stach sein frisches, lebendiges Grün gegen die traurig-welken Blumen ab, welche in dem Korbe lagen.

Aspasia und die Mädchen sprachen ihre Verwunderung aus, an dieser Stelle ein Grabdenkmal zu finden. Kallimachos aber sagte:

„Mir war das Vorhandensein dieses kleinen Denkmals kein Geheimnis."

Als hierauf die Mädchen neugierig nach dem Ursprunge desselben forschten, erwiderte Kallimachos:

„Derjenige, welcher dies Denkmal mit dem Korbe hier stiftete, war mein Freund, und ich bin einer der Wenigen, welchen er die Geschichte desselben anvertraute.“

„Der Freund, von welchem ich spreche,“ fuhr er fort, „war ein trefflicher athenischer Jüngling und betrieb die Bemalung von Gefäßen und Graburnen mit großer Tüchtigkeit zum Erwerbe seines Unterhalts. Während er zu Korinth verweilt, begegnet seinem Auge das reizendste Blumenmädchen jener Stadt und er entbrennt in Liebe für dasselbe. Aber auch ein junger Sparter, der eben zu Korinth mit einigen Freunden sich aufhielt, liebt das Mädchen und will es besitzen. Durch Gewalt und Drohungen weiß er es einzuschüchtern und steht auf dem Punkte, es von Korinth zu entführen. Der Athener, entflammt von leidenschaftlichem Zorne, stellt sich dem Nebenbuhler zum Kampfe und tötet ihn. Hierauf, um der Rache der Freunde des Getöteten zu entgehen, zieht er das willig folgende und seine Liebe erwidernde Mädchen mit sich fort, besteigt ungesäumt einen Kahn mit ihr und entflieht nach dem heimischen Athen.

Heiter fährt das Liebespaar den Strand entlang: voll seliger Lust das Herz des Jünglings, und das Mädchen strahlend in der Blüte seiner bräutlichen Jugend und Schönheit. Sie besitzt außer ihrem Liebreiz nichts als das Blumenkörbchen, gefüllt mit frischen Blumen, wie sie es auf dem Markte zu Korinth am Morgen jenes Tages eben in Händen trug, als der Geliebte sie entführte. Die Perlen des Meeres sprühen um den Kahn und benetzen die Rosen im Korbe. Während aber der Jüngling einen mutwilligen Kuß auf die Lippen des Mädchens drückt, entgleitet der Blumenkorb über den Rand des Kahns ins Meer hinab, das Mädchen bückt sich hastig, ihn wieder zu erhaschen, indem sie allzuweit die Hand ausstreckt, schwankt der Kahn und die Ahnungslose folgt aus dem halbumgestürzten Fahrzeug dem Korbe hinab in die Meerflut. Mit verzweifeltem Ausruf wirft der Jüng-

ling sich in die Wogen, erfaßt, eine Zeitlang mit diesen ringend, den Leib des Mädchens und schwimmt damit dem nahen Ufer zu. Dort klettert er mühsam an Geklipp empor, den Leib der Geliebten mit der Linken fest an sich gedrückt. Nun bettet er sie auf eine flache Stelle des Felsgestades. Ihre Augen sind geschlossen, ihr Antlitz bleich, vergebens ruft er tausend Liebesworte ihr ins Ohr. Er hat nur einen Leichnam gerettet.

Den Tag lang starrt er regungslos auf die Entseelte, dann schickt er sich an, sie zu bestatten. Er höhlt ihr das Grab an der Stelle, wo er sie ans Land gebracht. Was begegnet da plötzlich seinem Auge zwischen den Felsen? Der Blumenkorb des Mädchens ist, auf den Wellen schwimmend, dieser Uferstelle zugetrieben worden und ruht nun da festgehalten zwischen den Klippen. Er steigt hinab, und traurig seufzend hebt er das zierliche, mit den frischen Blumen gefüllte Körbchen empor und stellt es, betaut von seinen Tränen, auf des Mädchens Grab. Er geht nach Athen und kehrt bald wieder zur verborgenen, vom Meer umrauschten Grabesstelle mit diesem einfachen Denkstein. Er richtet ihn hier auf, und darüber stellt er wieder den Korb mit den welkenden Blumen. Die Verborgenheit der Stelle sichert ihn vor unfrommen Händen, und auch der Akanthus hat, wie ihr seht, die Rolle des Beschützers übernommen, indem er Denkstein und Korb mit den Ranken seines herrlichen Laubes fast bedeckt."

Aufmerksam hörten die Mädchen die Erzählung des Kallimachos, und laut beklagten sie des jugendlichen Paares Trauerlos.

Aspasia aber sagte nach einer Pause: „Wie sehr deine Geschichte, Kallimachos, das Gemüt zum Mitleid anregt, kann ich doch auch dem Eindrucke mich nicht verschließen, welchen dieser schmale, flache Stein, dies Grabdenkmal, für welches die Natur weit mehr als die Kunst getan, auf mich, und gewiß auf alle machen wird, die es schauen. Wie zierlich rankt das vom Boden aufsprießende Laub des

Akanthus sich um den anmutigen, mit welken Blumen gefüllten Korb über der weißen Marmorplatte! Ist dies nicht eine jener Gestaltungen, welche der Natur gleichsam in spielender Laune gelingen, und welche kaum ein Bildner jemals so reizend ersinnen würde?"

Kallimachos antwortete nicht, aber er war von einem Gedanken wie von einem Blitze durchzuckt.

Er starrte eine Zeitlang auf den laubumrankten Korb, dann rief er, zur Milesierin gewendet:

„In der Tat, o Aspasia — dieser anmutvoll umrankte Korb ist eines jener Gebilde, für welche, wie du früher sagtest, der Bildner die Augen offen behalten muß, weil er von ihnen lernen kann . . ."

„Und weil er vielleicht in ihnen finden kann," fiel Aspasia lächelnd ein, „was er mit vergeblicher Anstrengung lange gesucht hat."

Begeistert verbreitete sich Kallimachos nun sogleich über das, was seine Seele erfüllte.

Während er aber der Milesierin die in ihm erweckte Idee des neuen Säulenschmuckes auseinandersetzte, welcher in der Tat berufen war, siegreich in der Welt des Schönen hervorzutreten und dessen Ruhm mit dem Namen des Kallimachos für immer verknüpft bleibt, verloren die Mädchen sich, um Blumen zu pflücken, mit welchen sie das Grab der jungen Korintherin zu schmücken gedachten.

Bald gaukelten sie wieder fröhlich umher am Gestade, Nymphen des Meeres ähnlich, unter welchen die Rolle des neckenden und haschenden Triton Alkibiades erneuerte.

Allmählich aber begann die Sprödigkeit und Zurückhaltung der an einsamer Uferstelle zurückgebliebenen Kora auf den mutwilligen Jüngling einen größeren Reiz zu üben, als die Munterkeit ihrer Gespielinnen.

Daß er eine scherzende Unterredung mit dieser suchte, daß er gegen ihren Willen mit ihr sich belustigte, merkte die reizende Simaitha ohne irgendwelche Regung der Eifersucht, denn auch darin war sie das Ebenbild ihrer Meisterin, daß

sie für solche Leidenschaft nur wenig Raum hatte in ihrer siegesstolzen Seele. Auch sie schien nur jener Liebe fähig, welche die heitere Ruhe des Gemütes nicht bedroht. Und welche verächtliche Nebenbuhlerin war überdies das Hirtenkind für die glänzendste Perle der Schule Aspasias!

Weltentrückt erfreuten sich jene dort der holden Stille dieser Meeresbucht, welche, wie es schien, durch nichts in der Welt gestört werden konnte.

Und doch waren auf die zwanglos Fröhlichen feindselige Augen fernher lauernd gerichtet.

Als jenes Megarerfahrzeug an der Lustgondel des Alkibiades vorübergefahren war, hatten die Männer, welche sich darauf befanden, einen spähenden Blick in dieselbe geworfen.

Nachdem sie daran vorbeigekommen, sagte einer von ihnen erregt und hastig zu seinen Genossen:

„Habt ihr den Athenerjüngling gesehen, der da mit jungen Hetären auf dem Meere sich umhertreibt? Das eben ist jener freche, nichtswürdige Mädchenräuber Alkibiades. Ich erkenne ihn! Mehrmals habe ich zu Athen ihn gesehen. Und unter den jungen Mädchen war Simaitha — die geraubte Simaitha!“

„Wie?“ riefen die megarischen Männer, heftig erglühend, „wie? Dies ist jener Verwegene, der das Mädchen aus dem Landhause des Psaumias raubte, und der seines Raubes noch immer ungestraft sich erfreut?“

„In der Tat“, sagte jener, „freut er sich noch seines Raubes ungestraft, denn er steht unter mächtigem Schutze. Vergebens waren, wie ihr wißt, alle Bemühungen des Psaumias und seiner Mitbürger, welche die Auslieferung des Mädchens von den übermütigen Athenern verlangten. Glauben diese Athenerhunde nicht von jeher, des megarischen Gemeinwesens spotten zu dürfen? Es wird die Zeit kommen, ihnen zu beweisen, daß sie mit Unrecht die Dorerstadt an ihren Grenzen verachten. Für jetzt aber, Freunde, müssen wir, was Simaitha betrifft, die Genugtuung uns nehmen, zu welcher die Gelegenheit in dieser Stunde sich

bietet. Auf jenem Lustfahrzeuge befinden sich neben dem unbärtigen Mädchenräuber, einem anderen unbewehrten Manne, und den wenigen Ruadersklaven nur Weiber. Unser aber sind genug, um das ganze Schiff, wenn wir es angreifen, wegzunehmen, jedenfalls aber Simaitha zurückzurauben und sie nach Megara mit uns zu entführen."

Dieser Anschlag gefiel den megarischen Männern. Während sie aber berieten, wie sie das Schiff angreifen wollten, war die Genossenschaft des Alkibiades in der kleinen Felsbucht gelandet. Die Megarer bemerkten dies aus der Ferne.

„Desto besser!" sagte ihr Führer. „Wir werden hier unser Schiff am Strande verbergen und unsere Beute auf dem *Lande* verfolgen. Der größere Teil von uns wird das Fahrzeug verlassen, um jenen einzeln sich näherzuschleichen, und dann etwa zu zweien am klippenreichen Gestade, wo jene sich zerstreut umhertreiben, in den Hinterhalt zu legen. Leicht wird es uns fallen, im rechten Augenblick hervorzubrechen, und des Mädchens, auf welches wir es abgesehen haben, uns zu bemächtigen, ohne daß die beiden athenischen Jünglinge und ihre Rudersklaven es verhindern können, ja vielleicht ohne daß sie es merken. Denn wenn wir den Moment erlauern, wo Simaitha getrennt von ihren Gespielinnen, und die Aufmerksamkeit der Männer anderswohin gewendet ist, so gelingt es uns vielleicht, Simaitha völlig unbemerkt aufzuheben, und wir sind dann vor jeder Verfolgung sicher. Jene wissen dann nicht, wohin das Mädchen gekommen, bis wir den Raub in Sicherheit gebracht. Müßten wir aber Gewalt anwenden, so wäre zu fürchten, daß jene Jünglinge doch vielleicht durch ein des Weges kommendes athenisches Fahrzeug Verstärkung erhalten, und daß man uns den Raub, noch bevor wir das Schiff erreicht haben oder auf dem Meere selbst, wieder abjagt. Darum also lasset uns Vorsicht brauchen und aus dem Hinterhalte die günstige Gelegenheit erlauern!"

So sprach der Führer des megarischen Fahrzeuges, und die Männer taten, wie er sie anwies. Sie verbargen sich

einzeln oder zu zweien am Ufer und auf den Hügeln und blickten aus ihrem Versteck scharf beobachtend auf die arglos Schwärmenden.

Lange wollte der für die Megarer günstige Augenblick nicht kommen. Endlich geschah es, daß Simaitha, Drosis und Prasina, Blumen pflückend, einem umbuschten Felshange sich näherten, hinter welchem einige von den Megarern sich verborgen hielten. Alkibiades war in weiter Entfernung mit Kora beschäftigt und Kallimachos noch immer in Gesellschaft Aspasias bei dem Grabdenkmal des korinthischen Mädchens.

Die Megarer stürzten hervor, um sich geradeswegs auf Simaitha zu werfen.

Diese, als sie die wild aussehenden Männer plötzlich auf sich zukommen sah, entfloh mit Angstgeschrei, Drosis und Prasina folgten ihr, nicht weniger die Lüfte mit lautem Hilferuf erfüllend.

Simaitha aber kam den beiden Gespielinnen weit voraus auf ihrer Flucht. Schon hatte sie beinahe die Stelle erreicht, wo Alkibiades verweilte. Dieser, sowie Kallimachos und auch die Ruderer unten bei dem Schiffe vernahmen das Angstgeschrei der Mädchen und eilten rasch herbei. Alkibiades trug beständig einen Dolch, diesen zog er hervor, auf die Räuber in Gesellschaft der mit Ruderstangen bewaffneten Sklaven loszugehen.

Aber nicht ohne Beute wollten die Megarer vom Platze weichen. Sie haschten und ergriffen, da ihnen Simaitha entgangen war, die Genossinnen derselben, Drosis und Prasina, welche in ihrer Angst, gescheuchten Tauben ähnlich, nicht so sicher den Weg der Flucht gefunden hatten.

Gefahr in der Säumnis erkennend, und aus den früher erwähnten Gründen offenen Kampf vermeidend, rissen die Megarer Drosis und Prasina mit sich fort, hinunter ans Gestade, warfen sich mit den beiden in ihr Schiff und eilten der Bucht von Megara zu, bevor Alkibiades mit den Helfern seine Barke zu ihrer Verfolgung besteigen konnte.

Dennoch wollte der Zornentbrannte sich blindlings in sein Fahrzeug stürzen, um den Räubern nachzueilen. Aber als er sich dazu anschickte, erhoben die Mädchen ein lautes Geschrei, wehklagend, daß sie am Ufer verlassen und vielleicht noch lauernden Feinden preisgegeben würden. Sie aber mit sich ins Fahrzeug zu nehmen, und so den Feinden nachzusetzen, war ihm nicht minder verwehrt durch die Angst der Mädchen, welche in solcher Art dem Feinde als Beute gleichsam entgegengeführt zu werden vermeinten. Kallimachos, die Ruderer und Aspasia vor allen gaben ihm zu bedenken, daß die Verfolgung unmöglich, und daß der Mittel und Wege genug sich finden würden, den Übermut der Megarer zu züchtigen.

Aspasia war beim Anblick jener Tat der Megarer bleich geworden, und rasch war dem Erbleichen ein zorniges Erröten gefolgt. Nun aber war sie die erste wieder gefaßt und ruhig; fast lächelnd forderte sie den Alkibiades zur unverweilten Heimkehr auf. Eilig bestiegen alle das Fahrzeug wieder zu schleuniger Rückkehr nach Athen.

„Rache den Megarern!" rief Alkibiades und schleuderte, aufrechtstehend im Fahrzeug, während es vom Ufer stieß, einen Becher gegen das scharfe Felsgeklipp.

„Wie dieser Becher am Geklipp, wird Megaras Zwergentrotz und der Trotz aller seiner Stammesgenossen schmählich zerschellen an der Felsenstirn der athenischen Akropolis!"

---

## 21. Der Maulesel des Kallikrates.

Ein leichtes war es dem Perikles, sich seiner Gemahlin anzunehmen, und die beiden geraubten Mädchen von den Megarern zurückzufordern. Denn die Megarer zu züchtigen war damals zu Athen aus mancherlei Gründen das Losungswort des Tages.

Die Megarer aber erwiderten, daß sie Drosis und Pra-

sina, welche vorläufig als Geiseln dem Gewahrsam eines angesehenen Mitbürgers übergeben worden, auszuliefern nicht säumen würden, sobald die von den athenischen Jünglingen geraubte Simaitha zurückgegeben würde. Gegen diese Zurückgabe aber verwahrte sich mit flehentlichen Bitten Simaitha selbst und fand eine mächtige Stütze an Aspasia. Das Mädchen aus Megara war der Liebling Aspasias geworden.

Die Megarer waren zu Athen so verhaßt wie die Athener zu Megara. Perikles hatte mehr als einen Anlaß, einen Volksbeschluß durchzusetzen, welcher den Megarern den Besuch der athenischen Häfen und des Marktes von Athen so lange verbot, bis sie nicht bloß jene Mädchen ausgeliefert, sondern den Athenern auch in einigen andern Angelegenheiten die verlangte Genugtuung gegeben haben würden.

Empfindlich traf diese Ausschließung vom athenischen Markte die Megarer, und nicht lange, meinte man, würden sie trotzen.

Da aber zu fürchten stand, daß die Megarer sich insgeheim an die Sparter wenden würden, um die tätige Vermittlung derselben zu suchen, und da überdies durch ziemlich ernste Händel mit Korinth und durch den Abfall der attischen Kolonie Potidaia eine gewisse Unruhe sich der Athener bemächtigte, so benützten die Feinde des Perikles und der Aspasia den Anlaß, das Volk gegen sie aufzuregen. Durch den Übermut des ausländischen Weibes, sagten sie, und durch die Zügellosigkeit ihrer Freunde werde nun gar der öffentliche Friede von Hellas bedroht, und um zweier geraubter Hetärlein willen schleudere Perikles den Volksbeschluß gegen die Megarer wie eine Brandfackel unter die Griechen.

Große und beliebte Staatsmänner pflegen volkstümlichen Satzungen nicht immer zu widerstreben, weil sie wissen, daß das Volk ja doch zuletzt in einer Art blinden Vertrauens ihrer Leitung folgt, und das Gefährliche jener Satzungen durch die Macht ihres persönlichen Einflusses wenigstens für so lange, als sie selbst am Ruder stehen, ausgeglichen wird. Aber die Ängstlichen fragen, was geschehen solle, sobald die

Männer solcher Art, etwa durch den Tod abgerufen, die Zügel des Gemeinwesens nicht mehr in ihrer festen Hand halten. Andererseits erblicken die Volksfreunde, welche um die Aufrechterhaltung der Volksherrschaft besorgt sind, gerade in jener schmiegsamen Übereinstimmung des allgemeinen Willens mit dem Willen und den Ansichten eines einzelnen ausgezeichneten Mannes die größte Gefahr für die Freiheit. So kam es, daß der allvermögende Perikles doch insgeheim die Kämpen der unbedingten Volksherrschaft ebensowohl als die Partei der Oligarchen gegen sich hatte.

Der Gerber Kleon, der Schafhändler Lysikles und der Wurstmacher Pamphilos waren der Meinung, daß die Weisheit eines einzelnen im Staate gefährlicher sei, als die Torheit der Menge, und erneuerten ihren Mitbürgern gegenüber, so oft sie konnten, die Warnungen vor dem „neuen Peisistratos".

Die Leute von der Art jenes Gerbers Kleon, jenes Schafhändlers Lysikles und jenes Wurstmachers Pamphilos wagten es schon bisweilen in der Volksversammlung, mit ungebärdigem Geschrei der Würde des Perikles entgegenzueifern.

Nicht gleichgültig sah Perikles auf die Verlegenheiten, welche ihm manches im Tun Aspasias, und welche ihm die Ausgelassenheit des Alkibiades bereitete. Aspasia war unangreifbar in ihrem Wesen. Der Sturm vermag Eichen zu entwurzeln, aber nicht eine Blume zu knicken. Dem jungen Alkibiades aber verwies Perikles mit ernsten Worten seine Zügellosigkeit, durch welche nun zum Teil jener unliebsame megarische Handel veranlaßt war. Er ermahnte ihn, seinen Vätern nachzueifern, sich verdient zu machen um das Vaterland und nach der Auszeichnung rühmlicher Taten zu streben.

„Das will ich!" versetzte der junge Alkibiades in halb ernstem, halb scherzhaftem Tone. „Wer aber ist schuld als du, Perikles, daß ich keine Gelegenheit finde, durch rühmliche Taten mich auszuzeichnen? Wie lange noch sollen wir uns hinschleppen in diesem langweiligen Frieden? Gib mir

eine Flotte, so will ich dir Karthago und Sizilien erobern! Aber selbst die wenigen, armseligen Dreiruderer versagst du mir, die nötig wären, um die beiden heiterblickenden Mägdlein Drosis und Prasina aus der Gefangenschaft des elenden Megara heimzuholen. Mir bleibt nichts übrig, wenn ich mich für das Vaterland verdient machen will, als etwa nach Sparta zu gehen und das Weib des Sparterkönigs zu verführen, damit ich das dorische Blut fälsche mit ionischem zugunsten der Athener! Gewiß, o Perikles, es fehlt mir nicht an Tatendrang . . ."

„Sprudelnder Tatendrang ohne Würde und Ernst der Gesinnung", sagte Perikles, „wird niemals Nutzen stiften, sondern immer sich nur verderblich erweisen. Deine Vorzüge, mein Alkibiades, sind keine Hoffnung, sondern eine Gefahr für das Vaterland, solange sie mit Untugenden, wie die deinigen, vereinigt sind."

„Ist es eine Untugend," rief Alkibiades, „das Vergnügen zu lieben, und ist nicht die Jugend des Genießens beste Zeit?"

„Du irrst!" versetzte Perikles ernst; „die Jugend ist nicht die Zeit des Genusses selbst, sie ist die Zeit, an Leib und Seele sich auf den wirklichen Genuß des Lebens vorzubereiten. Sie ist die Zeit, die Fähigkeit des Genießens auszubilden, nicht sie abzustumpfen. Du meinst zu genießen, jugendlicher Sohn des Kleinias! Aber dein Umhernaschen in allen Freudenkelchen ist nicht viel mehr als knabenhafter Mutwille, gedankenloses Spiel!"

„Nur ein Leben geben die Götter zu genießen!" sagte Alkibiades.

„Eben deshalb", erwiderte Perikles, „sollen wir es nicht zu vergeuden, sondern zu erhalten bedacht sein!"

So unterredete Perikles mahnend sich mit dem Jüngling.

Dieser aber ging von Perikles zu seiner Freundin Theodota, wiederholte ihr mit lächelndem Munde die Worte des Perikles und fügte hinzu:

„Nun sehe ich, daß mein alter Freund, mein vielge-

liebter Sokrates, in der Tat weiser ist als Perikles, und als all die andern weisen Männer zu Athen. Denn dieser Sokrates allein unter allen hat es längst völlig begriffen, daß bei dem Sohne des Kleinias Ermahnungen von jener Art töricht und vergeblich sind!“

Eine geraume Zeit war verstrichen, seit Perikles und Aspasia von der elischen Reise nach Athen zurückgekehrt waren, und der Erechtheuspriester Diopeithes geheim zu Eleusis mit den Feinden des edlen Paares sich verschworen hatte.

Aber nicht unbenutzt war diese Frist dem Diopeithes verstrichen. Schon vorher war die Waffe für den ersten Angriff geschmiedet worden. Diopeithes hatte die Abwesenheit des Perikles von Athen benutzt, um in der Versammlung des Volkes mit dem Vorschlage eines Gesetzes gegen diejenigen hervorzutreten, welche die Religion des attischen Landes verleugneten, und gegen die Philosophen, deren Lehren im Widerspruche wären mit dem vätererebten Götterglauben. Mit dem Ansehen eines Gottbegeisterten war der Erechtheuspriester vor die Menge getreten, und so leidenschaftlich entflammt war seine Rede gewesen, so gewürzt zugleich mit Drohungen und unheilkündenden Orakelsprüchen, daß es ihm in der Tat gelang, die entscheidende Mehrzahl der Stimmen auf der Pnyx für sein Gesetz zu gewinnen.

Seit jenem Tage hing das Schwert des Damokles über dem Haupte des greisen Anaxagoras. Auf ihn war zunächst der Pfeil des Diopeithes berechnet; aber seine Absichten gingen noch weiter. Im geheimen warb er Bundesgenossen und Helfer, verbündete sich mit des Perikles Feinden jeder Art.

Der Groll in seiner Seele fand neue Nahrung mit jedem Tage. Denn ihm vor Augen schritt noch immer jener verhaßte Kallikrates unter wimmelnden Arbeiterscharen auf der Höhe der Akropolis umher, das Prachtwerk der Propyläen unter des trefflichen Mnesikles Leitung mit gleichem Eifer fördernd, wie vordem das des Festhauses der Pallas. Ein

Greuel war Kallikrates dem Priester, ein Greuel waren ihm die Helfer desselben, welche bei Tage das verhaßte Werk betrieben, des Nachts aber in Scharen auf Gestein oder Haufen Sandes zum Schlummer sich hinstreckten, ein Greuel war ihm auch jenes Tier, jener betagte Maulesel, welcher, wie schon erzählt, die unfreiwillige Muße seines Alters nicht ertragen konnte, sondern nach alter Gewohnheit auf der Akropolis umherging, und welchem die Vergünstigung zuteil geworden, daß der Schaden, den er etwa grasend und naschend irgendwo an fremdem Eigentume verursachte, von Staats wegen ersetzt werden sollte.

An kleine Ursachen knüpfen, wie das Sprichwort sagt, sich große Wirkungen.

Übermütig geworden durch die offenbare Gunst, welche das Volk der Athener ihm zuwandte, setzte der Maulesel des Kallikrates, auf der Akropolis umherschweifend, das ungezügelte Verhalten fort, durch welches er schon längst die Erbitterung des Diopeithes aufs Äußerste gebracht. Er wagte sich ohne Scheu an die Heiligtümer des Erechtheion heran. Er schien nichts so schmackhaft zu finden als die Kräuter, welche im Tempelbezirke des Erechtheion wuchsen. Er fürchtete nicht die giftigen Blicke, welche Diopeithes auf ihn warf, ja kaum die feindseligen Püffe, mit welchen die Tempeldiener ihn zu vertreiben suchten. Er beschnüffelte nach wie vor bisweilen die Opferkuchen, welche auf den vor dem Erechtheion im Freien stehenden Altar des Zeus von Frommgesinnten niedergelegt wurden. Beklagte Diopeithes sich über den Frevel bei Kallikrates, so berief dieser sich achselzuckend auf die gesetzlichen Vorrechte des Tieres und auf die Bereitwilligkeit der öffentlichen Schatzmeister, den von ihm etwa angerichteten Schaden zu vergüten. So mit seinen Klagen wenig erwirkend, hatte der Priester längst dem frechen Tiere Rache geschworen.

Dieses aber, blindlings in sein Verderben rennend und das Maß seiner Frevel unbewußt erfüllend, vermaß sich eines Tages, durch die zufällig offene und unbewachte Tür

ins innerste Heiligtum des Erechtheus und der Athene Polias sich einzuschleichen, und die entsetzten Tempeldiener trafen es mit verwegener Schnauze an einem frischen Kranze naschend, mit welchem man das uralte Holzbild der Göttin am Morgen jenes Tages umwunden hatte.

Am nächsten Tage lockte Diopeithes den Maulesel des Kallikrates heimlich an sich und warf ihm einen Kuchen vor.

Am Abende desselben Tages fand man das Tier verendet liegen an den Stufen des Parthenon.

Einer von den Arbeitern des Kallikrates hatte es aus der Ferne bemerkt, daß der Erechtheuspriester dem Maultiere eine Speise vorgeworfen, und nun waren alle überzeugt, das Tier sei der Rache des Diopeithes zum Opfer gefallen.

Einige schwuren, ihn dafür zu züchtigen, sammelten sich vor dem Erechtheion und überhäuften den Priester mit lauten Schmähungen. Wäre nicht der zur rechten Zeit erscheinende Mnesikles eingeschritten, so wäre es dem Diopeithes unter den Händen der Werkleute des Kallikrates übel ergangen.

Voll war jetzt die Schale des Zorns im Busen des Erechtheuspriesters. Er konnte nicht länger säumen, sich Luft zu machen, Hand ans große, langbedachte Werk der Rache zu legen.

Eine Sturmnacht war es, eine Nacht, in welcher der Himmel sich verdüstert hatte und zerrissene Wolken den Mond umflogen. Da kamen in der öden Eumenidengrotte auf dem Hügel des Areopag drei Männer zu heimlicher Unterredung zusammen.

Diopeithes war einer von diesen Männern, und er war es auch, der die beiden andern zur Unterredung dorthin eingeladen. Denn allzusehr den Späheraugen des Kallikrates ausgesetzt war auf der Akropolis sein Verkehr mit den heimlichen Verbündeten.

Der zweite jener Männer, welche in der Eumenidengrotte auf dem Areshügel zusammenkamen, war der von Perikles gestürzte Oligarch Thukidydes. Er und Diopeithes betraten

zuerst die Grotte. Nun kam der dritte der Männer, halb vermummt, einem nächtlichen Diebe nicht unähnlich, auf leisen Sohlen geschlichen.

Mit einer gewissen Neugier blickte der Oligarch diesem Dritten entgegen. Diopeithes hatte ihm den Namen desselben nicht genannt. Als aber nun der neue Ankömmling den beiden andern Männern in der verborgenen Grotte gegenüberstand, und das Antlitz desselben beim einfallenden Lichte des in demselben Augenblicke sich zufällig entschleiernden Mondes sichtbar wurde, da fuhr der Oligarch mit einer unwilligen Gebärde zurück. Seine Lippen umspielte ein Lächeln des Unmuts und der Verachtung.

Er hatte die plumpen Züge des Gerbers Kleon erkannt, des ihm und der gesamten Oligarchenpartei tödlich verhaßten Volksredners, dessen rohes Ungestüm mit polternden Reden auf der Pnyx die von Perikles begründete, aber auch durch seine weise Einsicht gezügelte und gelenkte Volksherrschaft über jede Schranke hinauszutreiben bestrebt war.

Mit Staunen und Unmut wendete sich der Oligarch zu Diopeithes:

„Mit welchem Manne“, sagte er, „führst du mich da zusammen?“

Aber auch Kleon warf mit dem Ausdrucke der Verwunderung in den Mienen und mit einem spöttischen Lächeln dem Erechtheuspriester die Äußerung entgegen:

„Einen wunderlichen Bundesgenossen bietest du, o Diopeithes, dem Volksmann Kleon!“

„Ich habe euch nicht hierhergeladen,“ sagte der Erechtheuspriester, „um den Kampf der Oligarchie und der Volksherrschaft miteinander auszufechten. Ich habe euch gerufen zum gemeinsamen Kampfe gegen gemeinsame Feinde.“

„Soll ich Feinde bekämpfen“, sagte der Oligarch, „zum Vorteil eines Mannes, der ärger ist als sie?“

„Soll ich die Gegner verderben“, sagte Kleon, „mit Hilfe desjenigen unter diesen Gegnern, der mir vor allen am meisten verhaßt ist?“

Von solcher Art waren die Ausrufe der beiden Männer im Augenblicke der ersten Begegnung.

Aber nach einer Stunde heimlichen Gesprächs, in welchem das Wort meist der schlaue und tückische Erechtheuspriester führte, hätte ein Späherauge, wenn ein solches gewacht hätte in jener öden Nacht auf dem Felshügel des Ares, dieselben beiden Männer beim Heraustreten aus der Grotte sich, wiewohl nur flüchtig und ohne Herzlichkeit, die Hände reichen sehen.

Diopeithes befaßte sich scheinbar gar nicht mit politischen Dingen. Er stand mit dem wüsten Volksführer Kleon auf so gutem Fuße wie mit dem Oligarchen Thukidydes. Er kämpfte, so behauptete er, nur für das Ansehen der Götter des Landes und ihrer Heiligtümer. In diesem Kampfe ihn zu unterstützen, trug weder der Volksmann, noch der Oligarch Bedenken, wenn sie dafür, wie sie beide glaubten, eines nicht zu verachtenden Bundesgenossen in der Verfolgung ihrer eigenen Pläne sich versicherten. In der Tat aber waren beide nur Werkzeuge in der Hand des weit schlaueren Priesters, dessen einziges Ziel war, seine persönlichen Feinde, zunächst Anaxagoras, Pheidias und Aspasia, zu verderben.

Um diese zu verderben, mußte er sie in gefährliche Anklagen verwickeln. Um sie anklagen zu können, hatte er ein auf sie berechnetes Gesetz persönlich veranlaßt. Damit sie aber verurteilt würden, mußte er des Volkes sicher sein.

Er mußte Einfluß zu gewinnen suchen auf die Stimmen der Menge. Dazu aber bedurfte er der Helfer und Bundesgenossen.

Daher seine Befreundungen, sein heimlicher Verkehr mit Personen der verschiedensten Art. Sein erster, gleichsam vorbereitender Angriff sollte dem Anaxagoras gelten, dann sollte ein Hauptschlag, der auch den Perikles mittreffen mußte, gegen Aspasia geführt werden. Zuletzt sollte das Schwerste, das anscheinend Unmögliche versucht und alle Kräfte vereinigt werden zum Sturze des von der großen Mehrzahl des Athenervolkes geliebten Perikles.

Er spürte alles auf, was in Athen von Gegnern Aspasias zu finden war und scharte es insgeheim um sich. Er lenkte und führte es wie ein wohlgeordnet Heer, und verwendete jeden einzelnen als Kämpfer und Sendboten in einem bestimmten Kreise.

Er stand durch die ihm nahe Poliaspriesterin in Beziehung zur Frauenwelt Athens, zu Telesippe und der Schwester des Kimon. Er knüpfte Verbindungen an mit dem finsteren Agorakritos. Er machte sich zum Bundesgenossen eines Kratinos, eines Hermippos und der anderen Komödiendichter, welche gegen Aspasia doppelt aufgebracht waren, seit auf ihre Klagen hin Perikles sich endlich entschlossen hatte, die Zügellosigkeit der Komödie zu beschränken. Seine Verbindungen erstreckten sich bis auf den tollen Menon, den gewesenen Sklaven, den stadtbekannten und bei der Hefe des Volks beliebten Sonderling, welcher willig die Hände zu allen Ränken bot, und welcher es gerne auf sich nahm, mit boshaften und sarkastischen Einfällen, rohen Scherzen und plumpen Erfindungen den Pöbel in den Straßen aufzuhetzen gegen die Philosophen und gegen das Weib des Perikles.

Kaum war ein Mond verstrichen seit der Zusammenkunft jener drei Männer auf dem Areshügel, als die größere Hälfte des Athenervolkes durchdrungen war von feindseliger Gärung wider Aspasia und wider die besten Freunde des Perikles.

Was den Anaxagoras betraf, so war man darüber einig, daß er ein Gottesleugner sei.

Es gab kaum einen, der nicht irgendeines kühnen Ausspruchs sich erinnert hätte, welchen er auf der Agora, im Lykeion, oder an einem andern öffentlichen Orte aus dem Munde des Philosophen vernommen. Was man früher kaum beachtet, ja zum Teil mit Beifall aufgenommen, das fand der Wankelmut des Volkes nun auf einmal bedenklich, nachdem die Stimmung umgeschlagen und durch den mit Diopeithes heimlich verbündeten Kleon Haß gegen die Philosophen in der Hefe des Volkes gesät worden war.

Eines späten Abends, als die Straßen von Athen schon menschenleer geworden, ging ein Mann mit eiligen und verstohlenen Schritten, nicht ohne eine gewisse Besorgnis, gesehen zu werden, um sich blickend, und offenbar im Schutze des Dunkels, das bei wolkenverhangenem Himmel ihn umgab, von der Tripodenstraße herkommend, in der Richtung gegen den Ilissos hin.

Er war ohne das Geleit eines Sklaven, welcher doch sonst hinter einem nächtlichen Wanderer mit einem Fackellichte herzugehen pflegte. Als jener Mann den Ilissos erreicht hatte, überschritt er denselben und setzte seinen Weg fort bis zum itonischen Tore, wo nur mehr wenige und unansehnliche Behausungen standen.

An eines dieser unansehnlichen Häuser klopfte der Mann. Es wurde ihm geöffnet, und er sprach leise ein paar Worte mit dem öffnenden Sklaven.

Darauf führte ihn dieser in das Schlafgemach des Greises. Das Gemach war ärmlich, und auf einem ärmlichen Lager ruhte der Greis.

Dieser Greis war Anaxagoras, und sein später nächtlicher Besucher war Perikles.

Ein wenig verwundert blickte der Alte auf den Freund, den er nun schon geraume Zeit nicht gesehen und von welchem er sich beinahe vergessen glaubte.

„Nicht mit einer erfreulichen Botschaft", sagte Perikles, „bin ich veranlaßt, deinen nächtlichen Schlummer zu stören; aber daß ich es bin, der sie dir bringt, mag dir als eine tröstliche Vorbedeutung erscheinen. Und nicht als Bote bloß, sondern auch als Berater und Helfer möchte ich gekommen sein."

„Wenn es nur mehr die schlimmen Nachrichten sind," versetzte der Greis, „welche den Perikles zu seinem alten Freunde Anaxagoras führen, so mögen auch diese willkommen sein. Sprich es einfach und ohne Rückhalt aus, was du zu sagen hast!"

„Der ehrgeizige und, wie ich weiß, von dem Erechtheus-

priester heimlich geköderte Kleon hat am heutigen Tage eine Klage wider dich auf Leugnung der Götter beim Archon Basileus übergeben."

„Auf Götterleugnung", sagte ruhig Anaxagoras, „steht, soviel ich mich erinnere, der Tod nach dem Gesetze des Diopeithes. Eine gelinde Strafe für einen alten Mann!"

„Ein bedrohtes, ehrwürdiges Greisenhaupt", versetzte Perikles, „erweckt größeres Mitleid als ein jugendliches. Indessen für deines Hauptes Sicherheit würde ich mit dem meinigen einstehen. Ich selbst würde vor deine Richter hintreten als dein Fürsprecher, und für dein Haupt, wenn es nötig sein sollte, das meinige bieten. Was ich aber zu hindern nicht imstande bin, ist dies, daß man bis zur Entscheidung deiner Sache dich in den Kerker führen wird — und lange währen kann die schnöde, mitleidlose Haft."

„Laß sie mich gefangen setzen", erwiderte Anaxagoras. „Was hilft es mir, den Fuß frei zu haben, wenn mein Wort es nicht mehr ist?"

„Das wird vorübergehen!" versetzte Perikles. „Auch deinem Worte wird die Freiheit wieder gegeben werden, und eine Beute der nagenden Mäuse wird das Gesetz werden, welches der Erechtheuspriester tückisch bei dem eingeschüchterten Volke durchgesetzt, als ich fern von Athen weilte und mein Wort nicht zur Entscheidung in die Wagschale werfen konnte. Für jetzt aber weiche der Nötigung des Augenblicks. Erhebe dich und binde die Sohlen unter deine Füße. Verlaß unverweilt und heimlich Athen für einige Zeit! Alles ist vorbereitet zu deiner Flucht. Drunten an der einsamen Bucht von Phaleron steht ein Fahrzeug bereit, dich dorthin zu tragen, wohin du selbst es willst. Mit meinem Freunde Kephalos habe ich alles für dich beraten und vorgesehen, und er selbst wird dich geleiten auf deiner Flucht, bis dein erkornes Asyl erreicht ist. Schwer fällt mir's, in der Nacht ans Lager des schwachen Greises zu treten und ihm zu sagen: Mache dich auf und gehe! Aber ich muß es. Im verschwiegenen Dunkel dieser Nacht noch führe ich

dich selbst hinab zur Bucht von Phaleron, wo Kephalos dich erwartet."

„Ich habe keinen triftigen Grund zu gehen," sagte Anaxagoras, „aber noch weniger einen zu bleiben, denn ich bin alt, und alle Wege der Welt führen zur letzten Ruhe des Hades. Und wenn der Mann in Phaleron mit dem Fahrzeug auf mich wartet, warum sollte ich ihn vergebens warten lassen? Bringt mich an die mysische Küste, nach Lampsakos! Dort wohnen mir befreundete Männer. Dort mögen sie mich bestatten und das Wort Wahrheit auf mein Grab setzen, und die Enkel der Athener mögen es lesen, wenn sie Lampsakos besuchen und sehen, daß man am Gestade des Hellesponts, nahe dem Gebiete der Barbaren, der Wahrheit und einem sterbenden Greise, der sie predigte, eine Stätte vergönnt hat. Rufe meinen alten Sklaven, Perikles, damit er mir die Sandalen an die Füße bindet, und jenen zweiten Chiton dort und die wenigen Bücherrollen in ein Bündel schnürt, und mich damit ans Meer hinunter und weiter, wenn er will, begleitet.

Der Greis erhob sich mit Hilfe des Perikles von seinem Lager, ließ sich von dem Sklaven die Sandalen unter die Füße binden, bekleidete sich mit dem Chiton, und in einigen Augenblicken war er bereit zur Wanderung.

Dann gingen die beiden Männer, hinter ihnen der Sklave, unter dem Schutze der tiefen, dunklen Nacht still durch das itonische Tor und hinunter neben der langen Mauer auf dem öden Wege gegen die Bucht von Phaleron.

Nun hatten sie die Bucht erreicht und fanden den Kephalos an einer felsumhegten Stelle, wo das Meer nur leise wie im Traume an das Ufer schlug. Mit schweigendem Händedruck begrüßten sich die Männer.

Anaxagoras stand bereit, sich von Perikles zu verabschieden und vom Strande hinab in das Fahrzeug zu steigen.

Und indem sich beide zum Abschiede die Hände reichten, sah Perikles mit einem Blicke tiefer Rührung auf den Greis,

der nächtlicherweile hinausgestoßen ward in die Fremde und auf das wogende Meer.

„Warum bedauerst du mich?“ sagte der Greis. „Mich trifft in der Welt nichts unvorbereitet. Ich habe in meinem langen Lebenslaufe Stück für Stück von dem, was in uns fähig ist zu leiden, ertötet. Als feuriger Jüngling litt ich viel, ich sah, wie verlockend das Leben, aber auch wie flüchtig und eitel. Da warf ich alles nach und nach von mir und tauchte immer tiefer hinab in die ruhigen Abgründe wunschloser Betrachtung. So bin ich alt geworden und morsch mein Leib, aber die feste Säule des unzerstörbaren Friedens steht unverrückt fest in meiner Seele. Auf das schwanke Meer vermeint ihr Athener mich hinauszusenden, und auf sicherem Festlande zurückzubleiben. In der Tat aber bin ich es, der vom ruhigen Strande aus euch schwanken sieht auf wüstbewegter Schaukelwelle des Lebens! — Dir, mein Freund, ist anders als mir das Los gefallen. Du hast dem Schönen, dem Glücke, dem Leben, dem Genusse, der Herrschaft, dem Ruhme nachgetrachtet. An einem schönen Weibe hängst du, das deine Sinne gefangennahm, an einem Weibe, schön genug, dich zu beseligen. Selig preis' ich dich darum, aber soll ich dich auch glücklich preisen? Selig ist der Genießende, aber glücklich nur, wer nichts verlieren kann, und welchen das Leben zu täuschen nicht vermag, weil er nichts von ihm fordert.“

„Verschiedene Wege zu gehen“, erwiderte Perikles, „ist dem Sterblichen vom Schicksal zugeteilt. Ich habe vielem nachgetrachtet, manches erreicht, aber erst der letzte Augenblick schließt die Rechnung ab, und nur der Tod zieht die Summe des Lebens. Ich hänge, wie du sagst, an einem Weibe. Einen Bund neuer Art bin ich mit ihr eingegangen, zu schönem, freiem und edlem Genusse des Daseins. Neues zu erproben vereinigten wir uns, und wie es in der Probe sich bewähren wird, noch ist es meinem Geiste verborgen. Manches Verwirrende tritt dazwischen, ein bitterer Tropfen fällt zuweilen in den Freudenkelch, und etwas wie

Unruhe überschleicht nicht selten mein Gemüt. Habe ich vielleicht allzuviel der Schönheit und dem Leben und dem Glücke, und ihren leuchtenden Verheißungen vertraut? Wie immer es kommen mag, die Würfel des Lebens sind gefallen und das Geschick will männlich erfüllt sein!"

So tauschten Perikles und Anaxagoras in stiller Nacht, am Wogenschlage des Meeres voneinander Abschied nehmend, das Tiefste und Innerste ihrer Seelen aus.

Dann gedachten sie ihrer vierundzwanzigjährigen herzlichen Freundschaft und umarmten und küßten einander.

Anaxagoras blickte noch einmal nach der dämmernden Stadt zurück und sprach:

„Lebe wohl, du Stadt der Pallas Athene! Lebe wohl, attische Erde, die du mir lange gastlich gewesen! Du hast meinen Samenkörnern eine Stätte geboten. Aus dem, was sterbliche Hände säen, keimt Gutes und Schlimmes allzugleich; aber nur das Gute hat unsterbliche Dauer. Ruhig und mit Segenswünschen trete ich, von dir scheidend, hinab in das schwankende Fahrzeug und vertraue als Greis derselben Woge mich wieder, die mich als jugendkräftigen Mann an dein Gestade getragen!"

Nach diesen Worten stieg der Weise von Klazomenä in das Fahrzeug hinab.

Noch einmal winkte er mit erhobenem Arme dem Perikles, dann erklangen einige Ruderschläge — ein leises Wellengeplätscher — und das Schiff glitt still und rasch über den grauen Wellenspiegel ins umdunkelte offene Meer hinaus.

Einige Meervögel in den Klüften des Felsufers fuhren aus ihrem Schlummer empor, sträubten ein wenig die Schwingen und entschlummerten wieder.

Perikles stand am einsamen Ufer und sah dem enteilenden Fahrzeug lange nach.

Dann ging er in tiefen Gedanken zurück gegen die Stadt, umweht von den kühlen Schauern des ersten Morgengrauens.

Als er auf die Agora kam, sah er, daß trotz des

frühen Morgens schon eine große Menge Volkes um die sogenannte königliche Halle sich drängte.

Die Menge staute sich vor einer Schrift, welche eine Veröffentlichung des Archonten enthielt. Es war die Abschrift einer öffentlichen Anklage.

Da nun das Gedränge groß war und die Hintenstehenden ungeduldig wurden, so las ein hochgewachsener Mann mit einer Stentorstimme diese Anklageschrift vor, welche ausgehängt war vor dem Amtssitze des Archon Basileus in der königlichen Halle.

Sie lautete wie folgt:

„Anklage, unterzeichnet und vertreten unter eidlicher Bürgschaft von Hermippos, Sohn des Lysides, gegen Aspasia, Tochter des Axiochos von Milet: Aspasia ist schuldig des Verbrechens, die Götter des Landes nicht anzuerkennen, unehrerbietig gesprochen zu haben von den heiligen Gebräuchen der Athener, sich den Erörterungen und Meinungen der götterleugnenden Philosophen anzuschließen. Sie ist ferner schuldig des Verbrechens, durch gefährliche Reden die Jugend zu verführen und zu verderben, und sowohl junge Mädchen, welche sie bei sich im Hause hält, als auch freigeborene Frauen, welche sie bei sich empfängt, zur Zuchtlosigkeit und zur Preisgebung ihrer selbst zu verleiten. Strafantrag: Der Tod."

Laut erklangen diese Worte über den Markt hin, als eben Perikles, unbemerkt von dem der königlichen Halle zugewandten Volke, vorüberging. Er erbleichte . . .

„Heißa!" rief einer in der Menge. „Das fällt ins Eheglück des Perikles wie der Blitzstrahl in ein Taubennest!"

„Und Hermippos der Ankläger!" rief ein Zweiter. „Hermippos, der Komödiendichter!"

„Das war zu erwarten!" versetzte ein Dritter. „Hab' es selber aus des Hermippos Munde gehört, nachdem Perikles auf Aspasias Antrieb der Komödie die Flügel beschnitten. Nur zu! sagte er; wenn man uns auf der Bühne den Mund schließt, so werden wir auf der Agora ihn öffnen!"

Selten waren durch eine Anklage die Gemüter der Athener in gleichem Maße erregt, selten der Widerstreit der Parteien in solchem Maße entflammt worden, als durch die Anklage der Gattin des Perikles, und mit nicht geringer Ungeduld sah man dem Tage entgegen, an welchem die Klage vor den Heliasten öffentlich verhandelt werden sollte.

Zur selben Zeit kam Pheidias von Olympia nach Athen zurück, und Diopeithes war nicht wenig erbittert, als er den ihm verhaßten Mann nun wieder häufig auf der Akropolis hin und her wandeln, mit Mnesikles und Kallikrates sich unterreden und durch seinen Rat die Arbeiten der Propyläen fördern sah.

Eines Tages erblickte Diopeithes, hinter den Säulen des Erechtheion stehend, den Pheidias in Gesellschaft seines einstigen Lieblings Agorakritos. Die beiden Männer schritten eine Zeitlang in Gesprächen zwischen dem Parthenon und dem Erechtheion auf und nieder, dann näherten sie sich einem Marmorblock, welcher ganz in der Nähe des von ihnen nicht bemerkten Diopeithes lag, ließen auf diesen sich nieder und setzten hier ruhend ihre Unterredung fort. Dem Erechtheuspriester war es leicht, das ganze Gespräch der beiden mit anzuhören.

„Wunderliche Wege“, sagte Agorakritos, „beginnt die Bildkunst der Athener einzuschlagen. Dinge von eigentümlicher Art finde ich, nach mancher Irrfahrt Athen wieder besuchend, zur Schau gestellt in den Werkstätten der jüngeren Kunstgenossen. Wo ist die alte Erhabenheit und Würde hingeschwunden? Hast du den Eingeweideröster des Styppax gesehen? Wir wendeten unser Bestes an die Bilder der Götter und Heroen; und nun wird mit allen Feinheiten der Kunst ein armseliger Sklave hingestellt, welcher, Eingeweide röstend, aus vollen Backen das Feuer anbläst. Des jungen Strongylion Kunst versucht sich an der wüsten Aufgabe, das trojanische Pferd in Erz zu gießen. Von Demetrios sah ich einen alten Mann mit Schmerbauch und kahler Platte des Hauptes, strotzenden Adern und einem Barte, von welchem

einzelne Haarbüschel wie vom Winde bewegt aus der Masse herausflattern."

„Die Bildner würden nicht solches schaffen," sagte Pheidias, „wenn es nicht anfinge, den Athenern zu gefallen. Wer möchte verkennen, daß Entartung leider sich einschleicht in Herz und Adern des Athenervolkes. Wie in der Bildkunst das Häßliche anfängt, sich neben das Schöne zu stellen, so wird ja auch auf der Pnyx neben dem olympischen Rededonner des edlen Perikles mehr und mehr das wüste Geschrei eines Kleon vernehmlich. Und vordem hatten wir einen Hipponikos und einen Pyrilampes, jetzt haben wir ihrer hundert."

„Üppigkeit und Genußsucht überwuchert", sagte Agorakritos. „Und wer hat sie zuerst offen gepredigt, die Botschaft der Üppigkeit und der Genußsucht? Seit die Freundin des Perikles meinem, und fast darf ich sagen, auch deinem Werke einst den Preis entriß zugunsten des übermütigen Alkamenes, seit jenem Tage ist der Groll gegen das betörende Weib mir nicht aus der Seele geschwunden. Als sie schnöde meine Aphrodite zur Nemesis umdeutete, da zuckte mir durchs Gehirn der Gedanke: Ja, zur Nemesis soll sie dir werden, meine Aphrodite! Du sollst sie empfinden, die Macht der rächenden Göttin! Und in der Tat, mit langsamen, aber sicheren und unabwendbaren Schritten naht sie, die Rache!"

„Gleichmäßig und billig werden die Götter richten!" versetzte Pheidias ernst. „Und wenn sie den lächelnden Übermut der Milesierin dämpfen, so werden sie auch die geheime Tücke jenes Diopeithes strafen, zu dessen Bundesgenossen dein Racheburst dich gemacht hat. Was wir auch immer an dem Weibe des Perikles zu tadeln und zu rächen haben mögen, vergiß nicht, daß ohne ihr mutiges und herzeinschmeichelndes Wort die Zinnen unseres Parthenon nicht hier vollendet emporragten, und daß wir keinen grimmigeren Widersacher bei eben diesem Werke gehabt haben, als den tückischen Erechtheuspriester!"

„Du wirfst dich also zum Freunde und Beschützer der Milesierin auf?" sagte Agorakritos.

„Nicht das!" versetzte Pheidias. „Ich liebe Aspasia so wenig als den Erechtheuspriester, und ich weiche beiden aus, indem ich von Athen sogleich wieder zurückgehe nach dem mir liebgewordenen Olympia. Ich habe die Elier dankbarer gefunden als die Athener. Ich habe, dünkt mich, genug getan für Athen. Den Rest meiner Tage will ich dem großen Hellas weihen. Ich überlasse Athen seinen Aspasien, seinen Demagogen, seinen Schlemmern und seinen tückischen, nichtswürdigen, rachesüchtigen Erechtheuspriestern!"

„Du tatest recht," sagte Agorakritos, „daß du Athen den Rücken kehrtest; die Athener hätten vielleicht selbst deine Kunst verweichlicht und verderbt: nach ihrem neuesten Geschmacke müßtest du vielleicht Priape meißeln statt der olympischen Götter . . ."

„Oder dieses Bettlers ekle Mißgestalt, die auf der reinen Höhe wie ein sumpf-entschlüpfter Molch sich sonnt!" sprach Pheidias, und wies auf den wohlbekannten Krüppel Menon hin, der eben zwischen den Säulen in der Sonne lag.

Der Bettler hatte die Worte des Pheidias vernommen, grinste, ballte hinter ihm die Faust und sandte ihm eine Verwünschung nach.

Pheidias erhob sich mit Agorakritos, und einen Schritt weiter in der Richtung des Erechtheion machend, sah er Diopeithes hinter den Säulen stehen.

„Ei siehe, wie wachsam sind die Eulen des Erechtheion!" sagte Pheidias.

Einen düsteren Blick des Hasses warf der beschämte Lauscher auf den Bildner herüber.

„Scharfe Schnäbel und scharfe Klauen haben sie, die Eulen des Erechtheion!" rief er. „Gib acht, daß sie nicht zur Unzeit deinem Auge begegnen!"

So Diopeithes. Der Bildner aber wiederholte auch jetzt wieder jenes homerische Wort:

„Nie läßt mich zittern Pallas Athene!"

„Wohlan!" murmelte vor sich hin Diopeithes, als die beiden Männer sich schon abgewendet hatten. „Baue auf den Schutz deiner Pallas, ich baue auf die Macht der meinigen!

Lange genug vorbereitet ist er, der Entscheidungskampf zwischen deinem gold=elfenbeinernen Machwerk und dem echten alten Götterbilde da drinnen im heiligen Raume des Erechtheion!"

Er wollte sich eben entfernen, als der tolle Menon mit seiner Krücke, noch immer den Pheidias im Selbstgespräche schmähend, gegen eine der glatten schimmernden Säulenschäfte schlug, so daß ein Splitter davon lossprang.

Dies gewahrend, trat Diopeithes näher zu Menon heran; die Blicke des tollen Bettlers und des Erechtheuspriesters begegneten sich.

Sie kannten einander.

Menon war einst, wie schon erwähnt, mit den übrigen Sklaven seines angeklagten Herrn gefoltert worden. Nicht anders als mit der Folter wurden hellenische Sklaven vor Gericht befragt. Unter der Folter also hatte Menon seine Aussage gemacht, und auf Grund derselben Aussage war der Athener freigesprochen worden. Aber dem Sklaven Menon war von der Zeit jener peinlichen Befragung vor Gericht eine Verkrümmung der Glieder zurückgeblieben. Er war zum Krüppel geworden. Aus Mitleid hatte sein Herr ihn freigegeben und ihm, als er starb, eine beträchtliche Summe vererbt. Der halbverrückte Menon aber warf das empfangene Geld in den Erdschlund des Barathron, und zog es vor, als müßiger Bettler unter den Athenern sich umherzutreiben. Er lebte zum Teil von den Speisen, welche man den Toten auf die Gräber legte. Wenn er im Winter fror, so wärmte er seine gichtbrüchigen Glieder an den Essen der Schmiede, oder an den Öfen der öffentlichen Bäder. Sein Lieblingsaufenthalt war ein unheimlicher Ort in Melite, wo man die Körper der Hingerichteten und die Stricke und Kleider der Selbstmörder hinwarf. Er sammelte die Stricke sorgfältig und zählte sie täglich. Ein Hund, welcher räudig geworden und deshalb von seinem Herrn fortgejagt worden, war ihm zugelaufen und seither unzertrennlich von ihm. Menon war von boshafter, tückischer Natur, und sein höchstes

Vergnügen schien es, wenn er Unfrieden stiften konnte oder anderes Unheil unter dem Volke. Von einem heimlichen Rachegefühl schien er durchdrungen, und alles, was er tat, schien darauf berechnet, das Sklaventum an den freien Unterdrückern zu rächen. Absichtlich gab der zum Krüppel Gefolterte sich verrückter als er war, um den Athenern ungescheut die derbsten Wahrheiten ins Angesicht zu schleudern und überhaupt alles wagen zu dürfen, was man einem Menschen von gesunden Sinnen nicht verziehen hätte. Er war immer auch auf der Agora oder sonst an öffentlichen Orten zu sehen, und auf der Akropolis war er heimisch geworden, wo er im Schwarme der Werkleute sich umhertrieb. Denn überall befand er sich wohl, wo es von Menschen wimmelte, und wo er seine tückische Rolle zu spielen vermochte.

Insbesondere aber hatte es ihm auf der Akropolis von dem Augenblicke an gefallen, als er gemerkt hatte, daß der Erechtheuspriester Diopeithes und der Baumeister Kallikrates mit Erbitterung sich befehdeten. Er schien seine Aufgabe darin zu finden, die Tempeldiener des Erechtheuspriesters und die Leute des Kallikrates gegeneinander zu hetzen. Er ließ sich auch willig als Zwischenträger oder als Späher verwenden. Beiden Parteien diente er, und beide haßte er gleichmäßig, wie er alle haßte, welche freigeboren und Athener waren.

Diopeithes selbst unterredete sich zuweilen mit ihm und erkannte bald die Brauchbarkeit dieses Werkzeugs. War der Mann doch immer unter dem Volke, erspähte und belauschte alles. Niemand glaubte vor dem Blödsinnigen etwas verbergen zu müssen, und der beißende Witz seiner bösen Zunge machte ihn ebensowohl beliebt als gefürchtet auf dem Markte und in den Straßen.

Menon also und Diopeithes kannten einander, und sie verstanden sich sehr gut. Der Instinkt des heimlichen Grolls und der Rachsucht machte den lahmen Bettler und den Priester zu Verbündeten.

„Du zürnst dem Pheidias?“ begann Diopeithes.

„Schnappe der Höllenhund nach ihm mit seinen hundert Rachen zugleich! — Hochmütiger Wicht! Stieß mich immer zur Tür hinaus, wenn er es merkte, daß ich mich wärmte am Feuer der Schmelzöfen in seiner Werkstätte — faselte von meiner Ungestalt — ‚Du bist ein Unhold, Menon‘, sagte er, ein Scheusal! — Wollte nur olympische Götter und Göttinnen um sich sehen — ha, ha, ha — Daß der Blitz ihn erschlage, ihn und die sämtlichen Athener!“

„Du verweiltest also öfter in seiner Werkstätte?“

„Sah mich nicht immer — ich aber ihn — Menon weiß zu kauern in Winkeln — sah ihn betreiben sein eitel gleißend Tagewerk — sah ihn hantieren, ihn und die Seinigen, mit dem weißen Gestein, und dem Erz, und dem Elfenbein, und dem gleißenden Golde . . .“

„Sahst ihn hantieren mit dem Golde?“

Seltsame Lichter begannen bei diesem Worte um die Augen, die Lippen des Erechtheuspriesters zu spielen.

„Sahst ihn mit dem Golde hantieren, Menon?“ wiederholte er mit unheimlich zwinkernden Augen; „mit dem gleißenden Golde, welches die Stadt der Athener ihm in seine Werkstätte geliefert, damit er daraus und aus dem Elfenbein die Götterbilder der Akropolis fertige?“

„Freilich, freilich — mit dem gleißenden Golde der Athener — sah ihn wühlen in ganzen Schatzkammern von Gold und Elfenbein — das flimmerte, das glitzerte . . .“

„Ob wohl das gleißende Gold der Athener immer alles in den Schmelzofen wanderte, Menon? Ob nicht vielleicht zufällig etwas davon hängen blieb an den Fingern derjenigen, welche damit hantierten?“

Bei dieser lauernden Frage sah der Bettler den Priester grinsend an. Dämonisch zuckte es auf in seinem Angesicht.

„Ha, ha, ha,“ lachte er — „Menon weiß zu kauern, zu lauern — sah ihn hantieren, auch wenn er sich allein und unbemerkt glaubte — sah ihn Schreine heimlich öffnen, wo das Verborgene funkelte — ha, ha, ha — das helle

Gold — das Gold der Athener — Augen machte er da wie ein schatzhütender Greif — griff darein wie mit Krallen — so — Trat ihm der Schaum vor die Lippe, als er mich entdeckte — stieß mich zur Türe hinaus — wollte nicht, daß ich mich wärmte — Warte, du Wicht — Blitze nur mit den Augen, alter, grauer Greif . . ."

Und wieder erhob der Bettler den Krückenstock wie drohend gegen den Parthenon, als wollte er diesen dem Meister zum Trotz in Trümmer schlagen.

Nach einer kleinen Pause trat der Priester noch näher heran und flüsterte:

„Höre, Menon, was du da gesagt, würdest du das auch auf der Agora sagen — vor den sämtlichen Athenern?"

„Vor den sämtlichen Athenern — vor den sämtlichen zwanzigtausend Lumpenhunden von Athenern! — Daß die Pest sie verderbe!"

Von der Stunde dieser Unterredung an verbreitete sich durch ganz Athen die Kunde von harten, stolzen, kränkenden Reden, welche Pheidias geführt habe gegen seine Kunstgenossen und gegen das gesamte Athenervolk. Erzählt wurde, wie er die Volksherrschaft geschmäht, und wie er, sein Vaterland verachtend, die Elier gepriesen, und wie er Athen den Rücken zu kehren und fortan nur andern Hellenen seine Dienste zu weihen geschworen. Zugleich wurde geflüstert von dem Golde, das man ihm von Staats wegen geliefert, und das nicht rein und voll aufgegangen in den Schmelzöfen seiner Werkstätte . . .

Wie ein böser Samen ausgestreut, schossen diese Reden empor im Volke zu einer Giftsaat der Erbitterung und der Feindseligkeit auch gegen den edlen, still wirkenden Meister des Parthenon.

Der Tag war gekommen, an welchem die Sache Aspasias vor den Heliasten unter dem Vorsitz des Archon Basileus in einem der Gerichtshöfe der Agora verhandelt werden sollte.

Vom frühen Morgen an umwogte das Volk den Gerichtshof.

Ruhig und gefaßt war an jenem Tage unter allen Athenern nur Aspasia selbst. Sie stand im oberen Gelasse des Hauses und blickte durch eine fensterartige, gegen die Straße hinausgehende Öffnung auf den Schwarm hinab, welcher gegen die Agora zog.

Sie war etwas bleich, doch nicht vor Angst, denn um ihre Lippen schwebte ein verachtendes Lächeln.

Perikles trat zu ihr.

Er war bleicher als Aspasia, und ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen. Er warf schweigend einen Blick nach dem trüben Himmel hinauf. Es war ein grauer Tag. Schwärme von Kranichen zogen vom nordischen Strymon her über Attika, und ihr Gekrächze schien den Regen herbeizurufen.

Nun kam ein langer Zug von meist betagten Männern die Straße herauf. Es war die Abteilung der Heliasten, welchen die Sache Aspasias zugewiesen war. Es waren die Richter, vor welchen das Weib des Perikles sich stellen, von welchen ihr Urteil gesprochen werden sollte.

„Da sieh' die alten Bursche!“ sagte Aspasia lächelnd und auf die Heliasten hinunterdeutend. „Die Hälfte von ihnen trägt schäbige Mäntel und hat ein hungriges Aussehen und stützt sich im Gehen auf die langen, mir unleidlichen Athenerstöcke, welche nicht einmal Pheidias in seinem Friese auf der Akropolis den Augen der Schönheitsfreunde erspart hat. Es sind auch welche darunter, die Knoblauch kauen, und die schmutzigen Obolen, welche sie als Richtersold für diesen Tag soeben bekommen, zwischen die Lippen gesteckt tragen . . .“

„Es sind Männer aus dem Volke“, sagte Perikles achselzuckend. „Es sind Männer jenes Volkes der Athener, welches dir einst wohlgefiel und welchem zu Liebe du, wie du mir erzähltest, den Perserhof und dein schönes Milet verließest und von Sehnsucht getrieben übers Meer herüberkamst, um es aufzusuchen und unter ihm zu leben . . .“

Aspasia antwortete nichts.

„Dieses Knoblauch kauende, lange Stöcke tragende,

Obolen in den Mund steckende Athenervolk", fuhr Perikles fort, „ist eben dasselbe, dessen Wohlgestalt und ungezwungener Anstand dir bewundernswert erschien, dessen Vaterlandsliebe dich rührte, dessen kunstsinniger Geist dir nicht bloß in den Werken der schaffenden Bildner und Poeten unvergleichlich schien, sondern auch in der Begeisterung, in dem feinen Verständnis der Schauenden, Hörenden und Genießenden . . ."

„Nun aber weiß ich," erwiderte Aspasia, „dem vielgerühmten, feinen attischen Volke ist ein Rest von Roheit, ich möchte sagen von Barbarei noch immer beigemischt . . ."

„Nichts Vollkommenes wandelt unter der Sonne!" sagte Perikles, „und großen Lichtern gesellen sich um so größere Schatten. Ich erinnere mich, kürzlich in der Werkstätte eines unserer Bildner ein sonderbares Bildwerk gesehen zu haben: es war eine Gestalt mit Flügeln an den Schultern und mit Bocksfüßen. Dieser Mischgestalt ähnlich erscheint mir das athenische Volk. Es ist beschwingt zum höchsten Fluge, aber es wandelt auch auf Bocksfüßen. Im übrigen bedenke, daß das athenische Volk seine größten Vorzüge für sich allein hat, seine Schwächen aber mit andern teilt. Und wie das schönste Weib noch immer Weib, so bleibt das begabteste Volk noch immer Volk, behaftet mit den Schwächen und Leidenschaften dessen, was man eben das Volk, die Massen, die große Menge nennt."

„Mehr als andere", rief Aspasia aufwallend, „ist das athenische Volk undankbar, wankelmütig, von jedem Hauche erregbar, leichtgesinnt . . ."

„Aber es ist *liebenswürdig!*" sagte Perikles mit leichter Ironie, „und *genußliebend*, und *heiter*, und ein begeisterter Freund und Pfleger des *Schönen . . . Was willst du noch mehr, Aspasia?* — Hast du nicht selber oft genug den armen Grübler Sokrates belächelt und bespöttelt, weil er vom Volke der Athener noch andere Tugenden zu verlangen schien, als diejenigen, die ich eben dir nannte?"

Aspasia wandte stolz und wie verletzt sich ab.

„Es ist Zeit," sagte nach einer Pause Perikles, „zu gehen und uns in den Gerichtshof auf die Agora zu begeben, wo die Richter dich erwarten. — Hast du keine Furcht, Aspasia? Deine Züge verraten nichts davon. Willst du die bange Besorgnis mir allein zu tragen überlassen?"

„Ich fürchte", versetzte Aspasia, „weit mehr des Knoblauchs Mißduft in jenen Räumen, als das Urteil, das aus dem Munde jener Männer mich treffen kann. Noch fühle ich von demselben Mute mich beseelt, der unter dem Pöbel von Megara und im Volksgedränge der Straßen von Eleusis in mir aufflammte."

Während dieses Gesprächs der beiden waren die Heliasten im Gerichtshofe auf der Agora angelangt, auch der Archon Basileus mit einigen untergeordneten Amtspersonen, öffentlichen Schreibern, hatte sich eingefunden, ferner die aufgerufenen Zeugen des Klägers und der Angeklagten.

Vor dem Gerichtshofe aber tummelte sich der Schwarm des Volkes in lebhafter Bewegung. Bunt durcheinander schwirrten da die Reden, Urteile, Wünsche, Vorhersagungen. Man konnte Gegner, man konnte Anhänger der Angeklagten, man konnte Unparteiische vernehmen.

„Wißt ihr, warum sie den Anaxagoras angeklagt haben und die Aspasia?" rief einer. „Weil sie den Perikles empfindlich treffen möchten und sich an ihn selber nicht wagen. Denn es gibt keinen Menschen in ganz Athen, der es wagen möchte, den Perikles selber offen anzugreifen . . ."

„Aber könnte man's nicht?" rief ein verschmitztes Männchen mit lauernden Augen, herantretend. Könnte man's nicht? Könnte man von Perikles nach langjähriger Verwaltung nicht bessere und genauere Rechnungslegung verlangen, als er bisher geleistet hat? Kommen in seinen Rechnungen nicht Posten vor mit der bloßen Bezeichnung: „Zweckmäßig verwendet?" Was soll das heißen, ich bitt' euch, zweckmäßig verwendet? He? Kann man

dem Volke frecher Sand in die Augen streuen? Hört doch einmal, zweckmäßig verwendet . . ."

So rief der Mann und setzte seinen Weg durch die Menge fort und fragte überall, was das heißen solle: „zweckmäßig verwendet!"

„Das sind Summen," bemerkte ihm einer geheimnisvoll, „welche Perikles aufwendet, um einflußreiche Männer im Peloponnesos mundtot zu machen, damit sie nichts Böses anstiften gegen Athen . . ."

„Damit sie ihn nicht hindern an der Aufrichtung der Tyrannis zu Athen!" fiel der Verschmitzte mit den lauernden Augen höhnisch lachend ein. „Denn wenn ihr euch einbildet, daß der Gelehrte Perikles, so oft er mit seinen Freunden flüstert, mit ihnen nur Flohfußlängen und Mückensteißweiten berechnet, so irrt ihr! Er faselt schon lange von der Einheit des Gesamthellenenlandes — er möchte, um es kurz herauszusagen, Tyrann von ganz Hellas werden. Sein Weib, die Milesierin, hat ihm diesen Wurm ins Ohr gepflanzt, der sich jetzt in sein Gehirn einbohrt und ihn in Raserei versetzt. Nach nichts Geringerem als nach einer Krone gelüstet's dieser Hetäre: sie möchte gerne Königin heißen — Königin von Hellas; die Lorbeeren ihrer Landsmännin lassen sie nicht schlafen."

So der scharfzüngige Tyrannisriecher. Im Gerichtshofe auf der Agora aber saßen bereits, des Beginns der Verhandlung gewärtig, auf ihren hölzernen Bänken die Richter. Den Vorsitz führte der Archon Basileus, umgeben von Schreibern und Dienern.

Von Schranken umschlossen war die Gerichtsstätte, eine Gittertür gewährte nur denjenigen Einlaß, welche der Archon Basileus aufrief.

Jenseits dieser Schranken drängte sich das Volk, soviel dessen Platz fand, um die Verhandlung mit anzuhören.

Den Bänken der Richter gegenüber war dem Angeklagten sowohl als dem Kläger eine etwas erhöhte Bühne ein-

geräumt, welche die Gestalten derselben weithin sichtbar, die Stimmen derselben weithin vernehmlich machten.

Auf dem einen dieser erhöhten Plätze saß Hermippos, ein Mann von unheimlichem Wesen, dessen stechendes Auge unruhig umherschweifte.

Auf dem andern saß Aspasia, neben ihr Perikles. Denn als Weib, mehr noch als Ausländerin, mußte sie vor Gericht sich vertreten lassen von einem Manne, einem einheimischen Bürger.

Ein das Herz vieler bewegendes Schauspiel war es, das schönste und gefeiertste Weib ihrer Zeit, das Weib des großen Perikles, auf der Bühne der Angeklagten zu sehen.

Daß Perikles neben ihr saß, ihr Mitangeklagter gleichsam, vermehrte noch das Ernste und Ergreifende des Anblicks.

Mit einem gewissen Stolze warfen die Richter und die Mehrzahl des Volkes selbst sich in die Brust, da sie sahen, wie auch die Mächtigsten vor ihrem Richterstuhl sich stellen, dem allwaltenden Bürgergesetze sich unterwerfen mußten.

Mit boshaften Augen blickte Hermippos auf das schöne Weib herüber, über dessen Antlitz eine sanfte Blässe lag, die den Eindruck des ungebeugten Sinnes, welcher aus ihren Zügen leuchtete, kaum zu mildern vermochte.

Jetzt eröffnete der Archon Basileus die Verhandlung. Er nahm dem Kläger einen Eid ab, daß er nur um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen die Anklage eingebracht. Die Richter selbst hatten schon beim Antritt ihres Amtes den Eid der Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit geleistet.

Nun ließ der Archont durch einen öffentlichen Schreiber zuerst die Klageschrift, dann die auf die Klageschrift eingereichte Gegenschrift verlesen.

Dann forderte er den Kläger auf, seine Klage mündlich und ausführlich zu begründen.

Hermippos erhob sich. Seine Rede troff von Sarkasmen. Man fühlte sich auf die komische Bühne versetzt. Er besprach mit scharfen, einschneidenden Worten die Tatsachen,

auf welche, seinem Vorgeben nach, die Anklage gegen Aspasia sich stützte: wie sie zu Eleusis vor allem Volke unehrerbietig gesprochen von den eleusinischen Göttinnen und von den heiligen Gebräuchen des Landes; wie sie Verkehr gepflogen mit Sophisten, mit Anaxagoras, mit Sokrates, vor allem aber mit jenem beredtesten Götterleugner Protagoras, welcher eine geraume Zeit zu Athen gelebt, gegenwärtig aber sich wieder, Irrlehren predigend und die Jugend verderbend, umhertreibe in andern hellenischen Städten; wie sie ferner ihr ganzes Trachten darauf gerichtet, die athenischen Frauen zur Widerspenstigkeit gegen die Satzungen des Landes aufzustacheln, und wie sie einmal bei Gelegenheit des Thesmophorienfestes vor alle Athenerinnen hingetreten, um sich mit ihnen zu verschwören zum Umsturz jener ehrwürdigen Gesetze, durch welche die Ehe und das Familienleben der Athener geheiligt sind; wie sie ferner freigeborene Frauen in ihr Haus gelockt, um sie zur Buhlschaft und zu den Gesinnungen der Hetären zu verführen, endlich gar so weit gegangen, eine Anzahl von Mädchen im Hause zu halten, offenbar zu keinem andern Zwecke, als um sie zur Selbstpreisgebung heranzubilden und sie angesehenen Männern Athens zu verkuppeln.

Als Zeugen führte Hermippos viele von denjenigen vor, welche zu Eleusis die öffentlichen Äußerungen Aspasias mit angehört; von einigen aber ließ er die schriftlichen Aussagen durch den öffentlichen Schreiber vorlesen. Die Aufreizung der Frauen zur Verschwörung gegen die Staatsgesetze ließ er von Weibern bezeugen, welche an jenem Thesmophorienfeste teilgenommen. Den Versuch der Verführung freigeborener Frauen zur Zuchtlosigkeit ließ er durch die vorgelesene Aussage der Gattin des Xenophon bekräftigen, welcher diese Zeugenschaft erpreßt worden war von Telesippe und der Schwester des Kimon. Was die jungen Mädchen im Hause Aspasias anlangte, berief er sich auf die allgemeine Kenntnis der Athener von dieser Sache, und versäumte nicht, hervorzuheben, wie eben um jener Mädchen willen in letzter Zeit

der athenische Staat selbst in nicht ungefährliche Verwicklungen geraten sei mit Megara und mit den Verbündeten dieser feindselig gesinnten dorischen Nachbarstadt.

Er schloß mit der Darlegung, daß Aspasia sich dreifach vergangen: gegen den Götterglauben und die Religion des Landes, gegen den Staat und das Ansehen seiner Gesetze, gegen die gute Zucht und die Sittlichkeit. Er ließ von dem Schreiber eine Anzahl von Gesetzen vorlesen und wies nach, daß nach athenischem Recht alle jene Handlungen straffällig, und daß auf die meisten derselben der Tod als Strafe gesetzt, Aspasias Haupt und Leben also, nachdem sie jener Verbrechen überführt worden, dem Gesetze verfallen sei. Er bat schließlich die Richter in leidenschaftlich gesteigerter Erregung und mit gehobener Stimme, sich des Heiligsten, was ein Gemeinwesen besitze, anzunehmen, den auf den Umsturz väterererbter Satzungen abzielenden Übermut jener Fremden zu züchtigen und den bisher göttergeliebten, göttergesegneten Staat der Athener nicht untergehen zu lassen in der Schule der Zuchtlosigkeit, der Gesetzesverachtung und der Götterverleugnung.

Die feurige Rede des Hermippos machte einen tiefen Eindruck auf die Richter, deren Mehrzahl betagt und aus den untersten Klassen des Volkes hervorgegangen war. Auch in dem Schwarme, welcher jenseits der Schranken mit lautloser Stille der Auseinandersetzung des Hermippos gefolgt war, erhob sich ein Gemurmel:

„Hermippos hat glänzend gesprochen — seine Beweisführung war scharf und schlagend — er hat die Gesetze auf seiner Seite — das Haupt der Milesierin ist dem Tode verfallen.“

Nachdem Hermippos geendet und auf seinen Sitz sich niedergelassen, erhob sich Perikles.

Augenblicklich herrschte wieder die tiefste Stille, und jedes Ohr horchte gespannt nach dem ersten Laut aus dem Munde des Gatten Aspasias.

Perikles schien verändert in seinem Wesen. Nicht so er-

schien er, wie vor dem Volke auf der Pnyx, wenn er die Rednerbühne bestieg und in würdevoller Ruhe, sicher des Erfolges, seine Meinungen kundgab. Zum ersten Male schien die Ruhe erkünstelt, die er äußerlich auch heute zur Schau trug, und ein leises Erzittern der Stimme machte sich bemerklich, als er anhub zu reden.

Er leugnete die Schuld Aspasias. Er suchte, einen Klagepunkt um den andern vornehmend, darzutun, daß es nur der gehässigen Übertreibung gelungen, Aspasias Verhalten bis auf das Gebiet todeswürdiger Verbrechen hinüberzuziehen. Und wo er nicht leugnen konnte, daß des athenischen Gesetzes Buchstabe wider Aspasia spreche, da berief er sich von den Handlungen auf die edlen Absichten und suchte klarzumachen, daß edles Bestreben niemals verbrecherisch sein könne.

Aber es war diesmal etwas Unsicheres in der Beweisführung des gepriesenen Redners, welcher den Beinamen des Olympiers führte. Und man mußte bemerken, daß seine Worte nur einen geringen Eindruck auf die Hörer hervorbrachten. War die innere Bewegung zu groß, die seinen Sinn befing?

Zuletzt aber tat Perikles, wie Hermippos getan. Er ließ seiner Auseinandersetzung eine Ansprache an die Richter folgen, welche, aus dem Gemüte kommend, sich an die Gemüter wendete.

Er sagte: „Dies Weib hier ist meine Gattin. Und wenn sie schuldig ist der Verbrechen, deren jener sie anklagt, so bin ich ihr Mitschuldiger. Hermippos klagt uns an, daß wir das Ansehen der Götter geschmälert, das des Staates beinträchtigt, die Zucht und die Gesittung geschädigt. Männer von Athen! Wenn ich mir etwas vom Ruhme dessen anmaßen darf, was ihr getan auf mein feuriges Betreiben, so habe ich das Ansehen der Gottheiten des Landes nicht geschmälert, sondern sie verherrlicht wie keiner vor mir durch prächtige Tempel und ragende Bildwerke auf der Akropolis und zu Eleusis. Ich habe den Staat nicht beeinträchtigt,

sondern für ihn gekämpft in Schlachten, ich habe die Macht der Oligarchen gebrochen und dem Volke die Freiheit gegeben. Ich habe die Zucht und die Gesittung nicht geschädigt, sondern gefördert, indem ich unter euch die Pflege des Edlen und des Schönen zu verbreiten suchte, dieser ewigen Überwinder alles Gemeinen und Rohen. Und in solchem Bemühen, Männer von Athen, hat mich dieses Weib, Aspasia von Milet, nicht *gehindert*, sondern *unterstützt* und *angespornt*. *Ihr* Verdienst ist zum nicht geringen Teil, was das Volk und die Stadt der Athener vielleicht für alle Zeiten verherrlicht! Nicht mit dem *Verfall* dieses Gemeinwesens, sondern mit der edelsten Blüte, Macht und Herrlichkeit wird ihres Namens Andenken für immer verknüpft sein. — Dies sind die Tatsachen, ihr Männer von Athen, und wir beide glauben uns verdient gemacht zu haben um Volk und Stadt der Athener. Jener Hermippos aber kommt und ruft euch zu: „*Reißt das erkorne, das angetraute Weib vom Busen des Perikles und schleppt sie vor seinen Augen zum Tode!*“

Bei diesen Worten trat eine Träne in das Auge des Perikles.

Eine Träne im Auge des ruhigen, würdevollen Perikles! Eine Träne im Auge des Olympiers! Sie wirkte wie etwas, das nicht denkbar ist nach gewöhnlichem Naturgesetz. Sie wirkte verblüffend, wie eine Wundererscheinung, wie ein Meteor, wie ein göttergesandtes Zeichen vom Himmel . . .

Diejenigen, welche mit eigenen Augen gesehen hatten, wie die Träne einen Moment erglänzte in dem männlichen Auge des Perikles, um rasch zerdrückt wieder zu verschwinden, sahen sich mit ernster Miene an.

Sie flüsterten einander zu:

*Perikles hat geweint!*

Vom Saale des Gerichts verbreiteten sich hinaus auf die Agora die Worte:

*Perikles hat geweint!*

Von der Agora lief es in kurzer Zeit durch die ganze Stadt Athen:

Perikles hat geweint!

Zu gleicher Zeit kam nach Athen die Nachricht von einem Seetreffen bei Sybota, in welchem athenische Schiffe den Kerkyräern gegen die Korinther siegreich zu Hilfe gekommen. Aber man hörte nur halb auf die Kunde — man sprach von der Träne des Perikles.

Der Rede des Hermippos vor den Heliasten war eine Schranke gesetzt worden durch die ablaufende Sanduhr, der Rede des Perikles machte die hervorquellende Träne ein Ende.

Ein Diener trat auf den Wink des Archonten hervor und verteilte die Stimmsteine unter die Richter. Jedem von ihnen gab er vor aller Augen einen weißen und einen schwarzen Stein, einen lossprechenden und einen verdammenden.

Dann verließen die Heliasten ihre Sitze, näherten sich einer nach dem andern einer ehernen Urne und warfen einen Stimmstein in dieselbe, den von weißer oder den von schwarzer Farbe. Den zweiten übrig gebliebenen Stein warfen sie in ein anderes hölzernes Gefäß.

Die erste Abstimmung der Heliasten galt der Schuld oder Unschuld. Die zweite galt im Schuldfalle der beantragten Strafe des Angeklagten.

Nun waren die Stimmsteine sämtlicher Heliasten abgegeben. Sorgsam wurden die weißen und die schwarzen sofort gezählt unter den Augen des Archonten.

Mit unendlicher Spannung waren die Augen aller auf die aus der Urne hervorrollenden weißen und schwarzen Steine gerichtet.

Und siehe da! Die hellen Lebenslose mehrten sich, und siegreich überglänzten sie die dunklen Todeslose.

Das Weib des Perikles war freigesprochen. In die Wagschale der Themis war entscheidend die schwerwiegende Heldenträne gefallen.

Aus dem Munde des Archonten erklang die Entscheidung und verbreitete sich wie auf Schwingen getragen über die ganze Agora.

Aspasia erhob sich. Ein leichtes Erröten färbte ihr Antlitz. Ihr Blick streifte einen Moment mit hellerem Glanze die ehrwürdigen Häupter der Heliasten. Dann reichte sie stumm ihre Hand dem Perikles. Und dieser führte sie hinweg. Ein Schleier deckte ihr Gesicht, während sie die Menge durchschritten.

Auf der Agora empfing und begleitete den Perikles ein hellstimmiger Gruß der Athener.

In allen Gassen, welche Perikles heimkehrend durchschritt mit seiner verschleierten Gattin, staute sich das Volk und das Verschiedenste wurde nach der Gesinnung des einzelnen bei Aspasias Anblick ausgerufen oder geflüstert. Ein Ausruf aber war es, der immer und überall wiederkehrte, und dieser Ausruf lautete:

„Welch ein herrliches Weib ist noch immer Aspasia!"

Dieser Ausruf erhielt zuletzt die Oberhand über alle andern, und nur noch der verrückte Menon rief der schönen Milesierin, als sie an ihm vorüberkam, ein freches Schmähwort nach.

Plötzlich stand, aus der Menge auftauchend, Sokrates neben Perikles und Aspasia.

„Ich wünsche dir Glück, Aspasia!" sagte er, sich den Wandelnden anschließend. „Welche Stunden der Qual waren diese letzten für deine Freunde!"

„Wo warst du," fragte Aspasia, „während das Entscheidungsurteil gefällt wurde?"

„Immer mitten unter dem Volke!" erwiderte Sokrates.

„Und welche Reden vernahmst du im Volke während dieser langen Zeit?" fragte Aspasia wieder.

„Viele und mannigfache," versetzte Sokrates, „zuletzt blieben aber nur zwei davon übrig und gingen von Mund zu Munde."

„Und wie lauteten diese?"

„Perikles hat geweint!“ und „Welch ein schönes Weib ist noch immer Aspasia!“

„Sonderbares Zusammentreffen!“ fuhr Sokrates in seiner klügelnden und wunderlichen Weise fort. „Das schönste Weib ist Aspasia und des schönsten Weibes glücklicher Gatte hat geweint! — Gib acht, Aspasia, daß diese Träne des Perikles die letzte bleibe! Denn nur die erste Träne des Mannes ist erhaben, die zweite wäre lächerlich. Nur die erste ergreift, erschüttert — eine zweite bliebe wirkungslos. Perikles darf niemals wieder weinen! Hörst du, Aspasia? Perikles darf niemals wieder weinen!“

„Bin ich es etwa, welche darauf ausgeht, Tränen dem Auge des Perikles zu entpressen?“ fragte geheim verletzt Aspasia.

„Ich behaupte nichts, als dies, daß Perikles niemals wieder weinen darf!“ erwiderte Sokrates und verlor sich unter der Menge.

Aspasia war erregt. Wie? Das feindlich gesinnte Volk der Athener hatte sie heute freigesprochen, und aus der Schar versöhnter Feinde trat ein Freund hervor, mit nörgelndem, unheilkündendem Wort sie anzuklagen?

„Du kennst den Wunderlichen!“ sagte Perikles. „Habe Geduld mit ihm! Du weißt, er meint es gut mit uns!“

Aspasia aber zürnte. Und ein Gedanke, längst gehegt in ihrer Brust, den Sonderling zu strafen für den immer bereiten, immer verwegenen Freimut seiner Zunge, erwachte mit verstärkter Gewalt aufs neue in dem hochgesinnten Weibe, während es siegesstolz an der Seite des Gatten dahinschritt.

Zwei Männer folgten in einiger Entfernung dem Paare mit lauernden Blicken; ein höhnisches Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie miteinander flüsterten.

Es war Diopeithes und der Oligarch Thukidydes.

„Das Weib ist uns entwischt!“ sagte finster blickend der Oligarch.

„Desto schlimmer für sie!“ versetzte der Priester. „Du

kennst das Volk. Wäre sie verurteilt worden, so würde man sie bedauern und den Perikles bemitleiden; nachdem sie frei ausgegangen, wird man alsbald sagen, daß die Richter doch zu milde geurteilt haben, und daß die Macht des Perikles immer gefährlicher wird, wenn man ihm zuliebe die Schuldigen freispricht!“

„Triumphiere nur für heute!“ fuhr Diopeithes fort, aus der Ferne die Faust hinter dem Gatten Aspasias ballend: „Die Pfeile, die du vom Haupte deines Weibes abgelenkt, sie werden um so sicherer dein eigenes treffen!“

---

## 22. Kämpfe und Siege.

Perikles betrat mit seinem Freunde Sophokles in morgendlicher Stunde die Agora, als der finsterblickende Euripides, begleitet von dem Wahrheitsucher, des Weges kam. Ein wenig überrascht durch den Anblick des Gepäcks, welches einige Sklaven hinter ihm hertrugen, standen jene beiden stille und fragten den Reisefertigen, was dieser Aufbruch bedeute, und wohin er die Fahrt zu richten gedenke.

„Ich schiffe nach Salamis hinüber“, versetzte Euripides. „Auf dem stillen Eilande hoffe ich endlich die Abgeschiedenheit und den Frieden zu finden, dessen ich bedürftig bin. In der Ufergrotte, in welcher ich das Licht der Welt zuerst erblickte, will ich fortan meinen Lieblingsruhesitz aufschlagen und ohne Störung meinen Gedanken mich überlassen.“

„Bietet denn nicht dein Landhaus dir der Stille genug und der Abgeschiedenheit?“ fragte Perikles.

„Sprecht mir nicht von dem Landhause!“ erwiderte unwirsch der Dichter. „Gründlich ist dies mir verleidet worden durch das Überhandnehmen der Froschbrut, welche des Abends in dem nahen Weiher quakt, noch mehr aber der Grillenschar, welche durch ihr unablässliches Gezirpe bei Tag und

Nacht mich stört im Denken und Dichten. Der alte Schwätzer Anakreon hat sie besungen, diese ‚hellstimmigen Zikaden‘, ich aber verwünsche sie! Wund ist mir das Haupt und schier verrückt bin ich geworden vom schrillen Gelärm dieser Quälgeister, dieser zirpenden bösen Dämonen! Vergebens half Freund Sokrates mir ein paar Tage lang, sie in ihren Löchern zu haschen und auszutilgen . . . Du lächelst, lammherziger Sophokles? Du bist freilich imstande, uns stehenden Fußes eine begeisterte Lobrede auf die Grillen und die Frösche zu halten!“

„Warum nicht?“ sagte Sophokles lächelnd. „Die ganze Natur ist ja klangfroh und singt. Es singen die Wellen, es singen die Winde, die Fichte singt, es singt der Stein, wenn ihn der Fuß des Wanderers anstößt. Und so gerne hört der Klang sich selbst, daß er, ein Narziß, sein eigenes Bild beliebäugelt im Spiegel der Echo. Darum, trefflicher Euripides, laß uns auch den Grillen und den Fröschen . .“

„Da haben wir's!“ fiel Euripides dem Sprecher mit Heftigkeit ins Wort. „O diese Schöngeister, diese ‚Schönheitseligen‘, diese ‚Schönlebenden‘, und wie sie sich sonst genannt wissen mögen! Alles, auch das Verwünschteste, verstehen sie mit dem Firnis schöner Redensarten zu übertünchen, nirgends gewillt, dem Ernste des Lebens ernst ins Auge zu blicken! Ich sage euch, die Zikaden bleiben ein unleidliches Geschmeiß, was auch der alte Anakreon und nach ihm der fromme Sophokles hier darüber poetisch flunkern mögen. Im übrigen sind es, wie ihr wißt, nicht bloß die Grillen und die Frösche, welche mir den Aufenthalt auf attischer Festlandserde verleiden. Es gefällt mir nicht mehr zu Athen. Man hat nicht Lust, um eines entlaufenen Weibes willen den Spott der Gassenjungen zu ertragen, so attisch gewürzt er auch sein mag. Nicht nach meinem Geschmack ist diese Verlotterung des Lebens, und allerlei Bedrohliches liegt auch sonst noch in der Luft. Wozu sind wir denn aufgeklärter geworden, wenn sich die Sitten verschlechtern? — Lebet wohl! Ich gehe vorläufig nach Salamis hinüber . . .“

„Soll denn unser Glück vom Orte abhängen?“ wandte Sophokles ein. „Man muß ausharren an seiner Stelle. Des griechischen Mannes Stolz soll es sein, denke ich, bei allem Herben und Düsteren, das etwa hereinbricht, in sich selbst unverändert zu bleiben, fortzuleben in ungetrübter Heitre und Schöne, als einer, der das Höchste und Beste des Menschheitslebens in der schönen Harmonie des eigenen Wesens verwirklicht und durch nichts gestört wird im edelsten Genusse des Daseins.“

„Und wenn das Alter dir naht mit den schlotternden Knien,“ warf Euripides ein, „und die Quellen des Genusses versiegen?“

„Dann werde ich auf den Genuß, dessen Quellen versiegen, Verzicht leisten,“ entgegnete Sophokles, „aber nur, um des Mannes froher Lebenslust, die noch immer mit einer gewissen Unruhe verknüpft ist, die noch unvergleichlich schönere, wahrhaft göttliche Ruhe und Heiterkeit, den halkyonischen, durch die Schönheit erst recht verklärten Frieden des Greises folgen zu lassen.“

„Du sprichst als ein Sohn der guten alten Zeit“, sagte Euripides, „und bedenkst nicht, daß wir allgemach zu nachdenklich geworden, um in idyllisch-schöner Heiterkeit so hinzuleben.“

„Was mich betrifft,“ hub jetzt Sokrates bedächtig an, „so finde ich es von Sophokles wunderbar gesagt, daß wir eine schöne Harmonie des eigenen Wesens bewahren müssen. Ich möchte nur erfahren, und es drängt mich, unsern Sophokles ausdrücklich zu fragen, ob er, von ‚schöner Harmonie‘ sprechend, das Sittliche im Auge hat, oder ob er die Harmonie in jenem Sinne schön sich denkt, wie man etwa Frauen oder Werke der Bildkunst schön und angenehm und für das Auge wohlgefällig nennt? Ob er, um es anders zu sagen, das Hauptgewicht auf das Gute legt, oder auf das in gewöhnlichem Sinne schön Genannte? Womit wir denn wieder bei jener alten, so oft zwischen uns aufgeworfenen und niemals von uns erledigten Frage angelangt wären, ob

das Schöne vor dem Guten oder dieses vor jenem den Vorrang verdiene?"

Mit Spannung blickte nach diesen Worten der Wahrheitsucher dem Dichter ins Angesicht, die Antwort desselben erwartend.

In demselben Augenblicke aber entstand ein Lärm und eine Bewegung unter dem Volke, welches inzwischen auf der Agora sich angesammelt hatte. Das Zeichen zum Beginne der Volksversammlung auf der Pnyx war gegeben worden, und alles setzte sich dahin in Bewegung.

Lächelnd sagte, ebenfalls diese Richtung einzuschlagen sich anschickend, Perikles:

„Auch heute, vielwerter Sohn des Sophroniskos, werden wir deine Lieblingsfrage nicht erledigen. Denn auf die Pnyx wird das Volk der Athener soeben berufen, und Dringenderes gibt es für uns dort zu entscheiden . . ."

Sokrates stand da, schweigend und betroffen, wie einer, dem neuerdings so recht zur Unzeit das Wort sozusagen vor dem Munde abgeschnitten worden.

„Myrmekides," sagte ein athenischer Bürger zu seinem Nachbar, im Begriff, die Agora zu verlassen und mit den übrigen erregten Massen des Volkes gegen die Hochfläche der Pnyx emporzusteigen, „was wir auch immer heute da oben beschließen mögen, mir ahnt Schlimmes, Schlimmes für Hellas. Es verlauten Orakel — Unheils-Orakel; auch Orakel des Bakis gehen um, die jetzt auf einmal verständlich werden. Aber was das bedenklichste, du weißt, daß Delos, das heilige Delos, die Insel des ionischen Stammgottes Apollon, niemals heimgesucht wurde von einem Erdbeben."

„Niemals!" versetzte Myrmekides; „jeder Knabe weiß von Kindesbeinen an, daß das heilige Delos wie mit ehernen Ketten befestigt ist am Meeresgrund, und nicht wie die andern Eilande des Archipelagos erschüttert werden kann durch das unterirdische Gewitter."

„So glaubte man bis gestern," fuhr Kynogenes fort, „aber gestern ist die Nachricht eingelaufen, daß ein minuten-

langes Beben verspürt worden ist auf der Insel, und daß dumpf und drohend das untere Gewitter unter derselben dahinfuhr."

„Delos erschüttert?" rief Myrmekides; „dann gibt es nichts Feststehendes mehr in Hellas!"

Andere Männer gesellten sich zu Myrmekides und Kynogenes, in ihr Gespräch sich mischend. Aber sie wurden bald unterbrochen und veranlaßt, sich umzuwenden, durch einen lauten Tumult, der hinter ihnen noch im Bereiche der Agora sich erhob.

„Ein Megarerhund!" erscholl es, „ein Megarerhund! — Tötet ihn, steiniget ihn!"

Eine große, schreiende Menge hatte rasch um einen Mann sich versammelt, welcher von einigen Athenern ergriffen worden und unter Ausbrüchen des Zornes festgehalten ward.

Es war nicht das erstemal, daß ein Megarer in böse Händel verwickelt wurde zu Athen. Schon bevor der athenische Markt und die Häfen Athens der dorischen Nachbarstadt untersagt worden, war mancher Bürger derselben, der etwa fett gemästete Ferkel oder anderes auf den Markt zu Athen brachte, dort schmählich geneckt, gescholten oder gezaust worden.

Zur Wut aber hatte sich der Groll gegen die Megarer bei den Athenern gesteigert, seit jene in barbarischer Roheit es gewagt, den von Athen nach Megara gesendeten Herold zu erschlagen. Seit jenem Tage hatte das athenische Volk geschworen, jeden Megarer, der sich zu Athen betreffen lassen würde, augenblicklich zu steinigen.

Der Ergriffene flehte um sein Leben und schwur bei allen Himmlischen, daß er kein Megarer, daß er aus Eleusis komme.

„Glaubt es nicht!" rief derjenige, der ihn zuerst gefaßt hatte und ihn noch immer wie mit eherner Hand festhielt. „Glaubt es nicht! Ich kenn' ihn! Ein Megarerhund ist's — ein Megarerhund!"

In diesem Augenblick kamen einige Archonten vorüber, und diese, nachdem sie die Sache erkundet, verhinderten des Mannes Ermordung, riefen einige szythische Bogenschützen herbei und ließen denselben gefangen hinwegführen.

Oben auf der Pnyx, ein wenig abseits vom Orte der Volksversammlung, flüsterten drei Männer leise, doch eifrig zusammen. Es war der Gerber Kleon, der Schafhändler Lysikles und der Wurstmacher Pamphilos. Sie schienen unter sich nicht einig zu sein . . .

Jetzt schritten die Gesandten der Lazedämonier den Weg der Pnyx herauf, um sich in die Volksversammlung der Athener zu begeben. Genugtuung zu fordern waren sie gekommen für das ihnen stammverwandte, verbündete Megara. Mit feindseligen Blicken maßen sich diese spartanischen Männer und die Mehrzahl der sie umgebenden Athener.

Aber ein Oligarch flüsterte dem andern leise ins Ohr: „Sollen wir Krieg oder Frieden wünschen?“

„Er wäre vielleicht ersprießlich,“ versetzte der andere, „wenn die Peleponnesier kämen und ein wenig aufräumten im Lande . . .“

Erregter als es die Pnyx bestiegen, kam das athenische Volk nach Verlauf einiger Stunden wieder von dort herab. Auf der Agora bildeten sich zahlreiche Gruppen.

„Ich finde, daß Perikles niemals so trefflich gesprochen!“ rief Myrmekides. „O, dieser Fuchs mit dem Löwenantlitz! Wie maßvoll er sich benahm, wie ruhig, wie voll scheinbarer Nachgiebigkeit! Wie schien er bereit zu jedem möglichen Zugeständnis! Nur stellte er Gegenforderungen, von welchen er wohl wußte, daß man sie niemals gewähren würde! Welch ein Meisterzug, als er sagte, Athen sei bereit, seinen Bundesgenossen die volle Freiheit zurückzugeben, nur müßten die Sparter vorher mit den ihrigen das Gleiche tun!“

„Ich wittere Teergeruch, Rudergeknarr, Trierarchengeschrei, Pallasbildervergolderei im Piräus“ — sagte der Bartscherer Sporgilos bedenklich.

„Warum nicht, du Hasenfuß?“ riefen die andern. „Hast du keine Lust zu einem fröhlichen Seezug?“

„Ei, das Meer ist doch immer so eine salzig bittere Sache!“ gab Sporgilos zurück.

„Laß dich mit Knoblauch füttern!“ scholl es um ihn, „mit Knoblauch, du Memme, wie die Kampfhähne, damit du hitziger wirst und Mut bekommst!“

Jetzt wurde die Stimme Kleons, die Stimme des berufenen Gerbers Kleon in einer andern dichten Gruppe vernehmlich. „Ich will Krieg, aber ohne den Perikles!“ rief er. „Der Krieg darf den Perikles nicht noch größer machen. Wie wollen wir Rechenschaft von ihm verlangen, wie wollen wir ihm beikommen, wenn er an der Spitze eines Heeres oder einer Flotte steht? Also fort mit Perikles! Die Forderung der Sparter, daß er als Alkmäonide aus Athen verbannt werde, diese einzige Forderung hätte man bewilligen sollen! Man verbanne den Perikles! Man verbanne den Perikles!“

So rief Kleon unter heftigen, plumpen Gebärden, indem er immer sich mit dem ganzen Leibe herumwarf und keinen Augenblick auf derselben Stelle verharrte.

„Krieg, aber ohne den Perikles!“ wiederholte er unablässig.

Derselben Meinung war Pamphilos, welcher jedoch mit wetteiferndem Geschrei hinzufügte, daß man den Perikles nicht verbannen, sondern um seiner Staatsverwaltung willen zur Rechenschaft ziehen und in den Kerker werfen müsse.

Nun kam der alte Kratinos herbei mit Hermippos, und einem dritten Begleiter, einem Jüngling, welcher in noch weit höherem Grade den „attischen Blick“ hatte als die beiden, und von welchem es hieß, daß er nächstens ebenfalls mit einer Komödie hervortreten werde.

„Bist du für den Krieg oder für den Frieden, alter Satyr?“ rief dem weinseligen Alten einer aus der Menge entgegen.

„Ich,“ versetzte dieser, „ich bin für gebratene Hasen, Wein

im Kruge, Silber im Kasten, Feigen im Speicher, bekränzte Böcke, Lämmergeblök, Dionysosfest, frischen Most, umgestürzte Kannen, dralle, hochaufgeschürzte tanzende Dirnen . . ."

„Dann bist du also für den Frieden?"

„Jawohl, und dagegen, daß man den Megarern den athenischen Markt versperrt. Nehmt Vernunft an, ihr veilchenbekränzten Athener! Laßt ab davon, jede Vettel, die auf dem Markt sich blicken läßt, zu beargwöhnen, daß sie ein Mann und verkleideter Megarer sei! Seit ihr die Megarer vom Markte ausschließt, ist kein gutes gebratenes Ferkel mehr zu haben, wie es alte Marathonssieger verdienen. Bald wird es dahin kommen, daß wir gebratene Grillen verzehren. Im übrigen, was zankt ihr euch denn da noch über Krieg und Frieden? Sind die Sparter aus der Volksversammlung mit einem andern Bescheide hinweggegangen, als Perikles beantragt hat? Laßt doch den Perikles walten und die andern dergleichen, die Volksmänner, die Gerber und Wollviehhändler und Wurstmacher, die euch den Bart krauen und die Fliegen vom Kopf wedeln und den Staub von den Schuhen putzen und die Flocken vom Gewand herunterlesen . . ."

Diese Stichelreden versetzten das Blut des Kleon in Wallung. „In einem Punkte", rief er, „hat Perikles recht getan: indem er dem bissigen, zuchtlosen Völkchen der Komödienschreiber einen Maulkorb anzulegen versuchte — diesen Kötern, die nach jedermanns Wade schnappen..."

„Ei siehe da, Kleon!" rief Kratinos; „Kleon, der Fürchterliche! Hätt's gar nicht gewagt, hierherzukommen, wenn ich gewußt, daß der Gieriggezahnte, Grausige mit den rollenden Augen da ist. Schon der fernhin verbreitete Lebergeruch hätte mich eines Besseren belehren sollen."

Kleon ergrimmte. Myrmekides hielt ihn zurück, während Kratinos fortfuhr:

„Zuchtlos nennst du uns, dieweil wir die Fuchtel über den Köpfen schwingen, unbekümmert wen es trifft? Trifft es nicht immer den rechten Mann, so trifft es doch die

rechte Sache vielleicht! Fragt Zeus im Himmel, wenn es blitzt, wohin es trifft? Ihm ist's genug, wenn er die Lüfte gereinigt."

„Alter Geiferer!" rief Kleon; „bist du nicht der Mann, von dem es heißt, daß er seine Begeisterung vom Fasse zapft?"

„Und du," entgegnete Kratinos, „bist du nicht der Giftgeschwollene, von dem es heißt: eine Schlange biß ihn neulich und — krepierte? Aber das tut nichts. Wir fürchten uns nicht. Wir nehmen den Kampf auf mit dem Seehundsledergestank, mit den Wutblicken der rollenden Triefaugen, mit hundert rotbehaarten Zerberusköpfen. Und wenn wir nur erst mit dem Weiberhelden Perikles fertig geworden: mit den Schalksnarren, den Wurstmachern, den Wollviehhändlern, den Gerbern denken wir und die sämtlichen ‚veilchenbekränzten Athener' in halbem Schlafe fertig zu werden!"

Bei diesen Worten des Kratinos erscholl plötzlich hinter einer Säule hervor ein gelles Hohngelächter. Man blickte hin und sah hinter der Säule den tollen Menon kauern.

„Sieh' da, Menon!" rief jener jüngste von den drei Komödiendichtern. „Der Kerl sieht so zerrissen und schmutzig aus, daß ihn ohne Zweifel Euripides nächstens zum Helden eines Rührstücks machen wird!"

Die Athener lachten. Menon fletschte die Zähne und rief: „Lumpenhunde! Veilchenbekränzte Lumpenhunde!"

Man wollte ihn prügeln; er hetzte seinen Hund gegen die Angreifer.

Jetzt hob man Steine auf, um sie nach seinem Kopfe zu werfen. In diesem Augenblicke kam aber Sokrates herbei, erbarmte sich des Mannes und führte ihn aus dem Gedränge fort.

Die Menge zerstreute sich dann. Pamphilos erblickte, zornig hinweggehend, den Perikles, schloß sich ihm an und verfolgte ihn den ganzen Tag, so oft er ihn sah, mit Schmähreden.

Wieder ging er hinter ihm her. „Du bist ein Tyrann, wie Peisistratos!“ sagte er. „Zum Scheine nur hältst du die Volksherrschaft aufrecht. In der Tat bist du es allein, der die Zügel Athens in Händen hat!“

Perikles schwieg.

„Du willst die Athener in einen Krieg stürzen,“ fuhr Pamphilos fort, „um das Heft in der Hand zu behalten und nicht Rechenschaft legen zu müssen!“

Perikles erwiderte nichts.

„Du lässest das Verdienst anderer Männer, die nicht weniger als du zu Rednern und Volksführern geboren sind, nicht aufkommen!“ eiferte Pamphilos.

Perikles blieb stumm.

„Du hast deine Herrscherkunst gelernt im Umgang mit Sophisten und Buhlerinnen! — Du hast die Kraft des Athenervolkes in wachsender Üppigkeit und Weichlichkeit ersticken lassen!“

Bei diesen Worten des Pamphilos war Perikles vor seinem Hause angelangt. Es herrschte schon völlige Dunkelheit in den Straßen. Perikles hatte einen Sklaven mit einer angezündeten Fackel nach athenischem Brauche hinter sich.

Der Sklave klopfte an die Tür. Der Pförtner öffnete. Pamphilos stand noch immer da.

„Geleite diesen Mann zurück mit der Fackel durch die Gassen, denn es ist sehr dunkel geworden!“ sagte Perikles zu dem Sklaven und trat ruhig in sein Haus.

Noch immer ging Sokrates, bald mit, bald ohne die Gesellschaft seines Busenfreundes Euripides, in des Perikles Behausung ein und aus. Noch immer besuchte er Aspasia, noch immer liebte er es, sich mit ihr zu unterreden, nur daß die Reden von seiner Seite immer verworrener, immer rätselhafter, immer orakelhafter klangen.

Wenige Tage nach jener entscheidenden Versammlung auf der Pnyx betrat Sokrates wieder das Haus Aspasias. Bald war er in ein lebhaftes Gespräch mit ihr verwickelt.

Aspasia sprach mit freudigem Mute von dem bevorstehenden Kampfe gegen die Dorer, aber mit Unmut von den Parteiungen der Agora, von den feindlichen Plänen des Erechtheuspriesters, von den Umtrieben der Lakonerfreunde, von der Roheit der Demagogen. „Um dieser barbarisch gesinnten Männer willen“, sagte sie, „stehen wir vielleicht bald vor der welkenden Blüte von Hellas!“

„Vor der welkenden Blüte von Hellas?“ rief Sokrates. „Wie wäre dies möglich? Du irrst gewiß! Wie lange ist es denn her, daß gesagt wurde, Hellas nähere sich seiner vollendetsten Blüte? Seit jenem Tage, als wir festfreudig auf der Akropolis vor dem vollendeten Parthenon standen und ich schon den Augenblick jener herrlichsten Blüte gekommen glaubte, du aber sagtest, daß zwar unsere Kunst nun beinahe göttlich geworden, aber noch manches fehle, um auch unser Leben durchaus und in jedem Betracht schön zu gestalten — seit jenem Tage war ich immer sehr gespannt auf den versprochenen Augenblick der vollendeten Blüte und wartete mit Ungeduld darauf. Und da ich von Blumen des Morgenlandes gehört, welche nur in einer einzigen Mitternacht, von den Augen des Zeus heimlich angestrahlt, ihren Wunderkelch völlig entfalteten, und ich dachte, die Blütenalter der Sterblichen seien vielleicht auch von dieser Art, so ließ es mir sozusagen auch des Nachts keine Ruhe, und ich fürchtete immer, ich könnte das Schönste schlafend versäumen. Insbesondere aber habe ich jenen ganz neuen, merkwürdigen Liebes- und Ehebund, welchen Perikles und du vor meinem Bilde der Charitinnen auf der Burg geschlossen, immer im Auge behalten; denn in seinem Gelingen schien mir eben die schönste Blüte des hellenischen Lebens besiegelt. Und da ihr uns Nebenstehende damals ausdrücklich zu Zeugen aufriefet, so habe ich meines Zeugenamtes fortwährend bei euch in Treue gewaltet, denn ich habe es ernst genommen und glaubte mich berufen, nicht bloß einen Augenblick, sondern für immer ein aufmerksamer Zeuge jenes wunderbaren Bündnisses zu sein. Wie man aber im

Garten ein besonders seltenes und fruchtverheißendes Bäumchen Tag für Tag besucht, immer fürchtend, es einmal von einer rauhen Hand gebrochen, oder vom Reife versengt, oder verdorrt zu finden, und immer aufs neue seiner unversehrten Frische sich freuend, so komme ich zu dir, nicht mehr um zu hören, wie einst, sondern um zu sehen, was die Liebe ist, und wie sie sich entwickelt, und von welchen Punkten sie ausgeht, und zu welchen Zielen sie hinführt. Es ist gewiß eine wichtige Sache, wenn Jonier und Dorier zum endlichen Entscheidungskampfe sich rüsten; aber fast wichtiger noch ist mir die Geschichte eures Liebesbundes und die endliche Entscheidung des Kampfes, den ihr außer euch und in euch kämpft. Denn die Völker sind unsterblich, oder wenigstens langlebig, und ihre Geschicke können sich immer wieder von neuem umgestalten und ausgleichen; ein Menschenlos aber ist im engsten Kreise beschlossen; wie es fällt, so bleibt es meist besiegelt, denn zur Erneuerung und Ausgleichung gönnt die Parze keine Frist. Ich verfolge die innere und äußere, fortschreitende Geschichte eurer so wundersamen, auf die Freiheit gegründeten Liebe. Und so leise der Schritt sein mag, mit welchem sie fortschreitet, meine Sinne sind nicht allzu stumpf, ihn wahrzunehmen."

„Du bist also", sagte Aspasia, „aus einem Liebenden ein Zuschauer und Zeuge fremder Liebe geworden?"

„Seit dem Tage im Lykeion, wo du, rasch von mir hinwegeilend, mir zuriefst, den Charitinnen zu opfern," erwiderte Sokrates, „seit jenem Tage habe ich den Charitinnen geopfert; aber vergebens, wie es scheint. Nicht feiner sind meine Lippen, nicht anmutiger meine Züge geworden. Und ich habe seither begriffen, daß die Schönheit mit dem Geiste zu erfassen und zugleich mit den Sinnen zu genießen selten oder niemals einem und demselben Sterblichen beschieden ist."

Aspasia bezweifelte, daß die Glut, welche damals im Gemüte des jungen Grüblers einen Augenblick schrankenlos aufgelodert war, nun völlig erloschen sei.

Die Zeit, den kleinen Racheplan, mit welchem sie seit

langem zu erneuerter Demütigung und Beschämung des Philosophen sich trug, schien ihr gekommen.

Arglistig begann sie:

„Jener Augenblick im Lykeion, dessen du nach langer Zeit nun wieder gedenkst, ist auch meinem Gedächtnis nicht entschwunden, und, daß ich es dir offen gestehe, ich bedauerte manches Mal im stillen, daß ich ohne Not und in einer falschen Voraussetzung damals dich gekränkt, indem ich von dir hinwegfliehend dir zurief, den Charitinnen zu opfern, welchen Zuruf du so gedeutet, als hätte ich dir sagen wollen, du müßtest, um geliebt zu werden, erst jene Eigenschaften zu erwerben suchen, welche liebenswürdig machen. Ich hätte bedenken sollen, daß du ein Weiser bist, dem es nicht einfallen konnte, ernstlich nach meiner Liebesgunst zu trachten. Es war mir seit jener Zeit beständig zumute, Sokrates, als ob ich dir eine Genugtuung schuldete."

„Du mir?" sagte Sokrates mit schmerzlichem Lächeln. „Nein, von dir hatte ich keine Genugtuung zu fordern; aber ich selbst glaubte mir eine solche schuldig zu sein seit jenem Augenblicke . . ."

„Ich war damals töricht!" sagte Aspasia. „Arglos würde ich heute mein Haupt an deine Brust lehnen, denn ich kenne dich nun . . ."

Aspasia saß mit Sokrates in einem Gemache, welches sehr traulich war und üppig ausgestattet und durchhaucht von feinen, berauschenden Düften, welche von Aspasia selbst auszuströmen schienen; denn sie war, wie die Götter und Göttinnen des Olymps, immer von einem gewissen himmlischen Wohlgeruch umflossen. Sie strahlte von unverwelklichblühendem Reize, und eine bezaubernde Heiterkeit umspielte ihre Züge. Sie schien in der trefflichsten Laune zu sein — wenn etwas so Kleinliches, wie die Laune ist, für Aspasia überhaupt vorhanden war.

Eine Taube flatterte im Gemache hin und her. Es war der geflügelte Liebling Aspasias, ein anmutiges Tier, von

glänzend weißem Gefieder, mit einem reizenden, blauschillernden Ringe um den Hals.

Nicht selten flog die Taube auf die Schulter Aspasias und suchte den gewohnten Leckerbissen zwischen den Lippen der Schönen. Häufig aber flog sie auch auf das Haupt des Sokrates und ließ da mit solcher Hartnäckigkeit sich nieder, daß Aspasia zu wiederholten Malen sich genötigt glaubte, in eigener Person den Gast von dem zudringlichen Vogel zu befreien, wobei sie nicht vermeiden konnte, jenem sich unmittelbar zu nähern.

Wenn sie nun das Tier mit Mühe vom Scheitel des Sokrates weggescheucht hatte, so flatterte dieses fort und ließ sich anderswo nieder, nicht ohne vor dem Niedersitzen sein dumpfes „Gru, Gru" ertönen zu lassen.

„Wenn es nicht durch das allgemeine Urteil der Menschen festgestellt wäre, daß das Gegirre der Tauben zärtlich und lieblich klingt," sagte Sokrates, „so würde ich es in meinem Ungeschmack für häßlich halten. Ich möchte es ein sehr abgedämpftes Gewieher nennen."

„Wie?" rief Aspasia, „du schiltst den Vogel der Aphrodite? Gib acht, daß nicht der Vogel oder die Göttin selbst sich an dir räche!"

„Sie haben es zum voraus getan!" versetzte Sokrates.

„Unberechenbar sind die Götter," sagte Aspasia, „einmal sind sie mißgünstig und halten ihre Gaben zurück, ein andermal sind sie günstig gestimmt und gewähren zehnfach, was sie früher versagten. Die launenhafteste aller Göttinnen aber ist Aphrodite. Sie verlangt durchaus, daß jemand, der eine Gnade von ihr wünscht, den rechten Augenblick und die rechte Laune erwarte, und öfter wiederkehre. Töricht ist, wer nun einmal sein Glück bei ihr versucht. Ist dir dies unbekannt, Sokrates? Und machen es die Schönen nicht vielleicht ebenso wie die Göttinnen?"

„Ich weiß es nicht," sagte Sokrates, „denn ich habe es nicht erprobt."

„Daran tatest du unrecht!" sagte Aspasia. „Es ist

nun deine Schuld, wenn du nicht weißt, ob Aphrodite und die Frauen dir günstig oder nicht."

Solche und ähnliche verwunderliche und neckende Reden führte Aspasia. Dabei liebkoste sie die Taube und wechselte mit ihr Küsse. Sokrates erinnerte sich nicht, sie jemals so bis zur Ausgelassenheit heiter gesehen zu haben. Je mutwilliger sie wurde, desto schweigsamer, desto gedankenvoller und ernster zeigte er sich selbst.

Wieder flog die Taube mit einem Girren, das jetzt fast einem Gekicher ähnlich war, auf den Scheitel des Sokrates. Diesmal aber verwickelte sie sich mit der kleinen Kralle ihres Fußes so fest in sein Haupthaar, daß sie nicht wieder loskommen konnte. Aspasia beeilte sich, ihm zu Hilfe zu kommen und die Kralle der Taube aus seinen Haaren zu lösen. Er spürte ihren Finger in seinen Haaren. Die unmittelbare Nähe eines duftigen, lebenswarmen, reizvollen Frauenleibes durchrieselte ihn — der Busen des schönen Weibes wogte nahe vor seinem Antlitz, nahe vor seinen Lippen — nur die kleinste Bewegung und seine Lippen mußten die lieblich wogende Welle berühren. Keine Meerflut wogt so tückisch, mit solcher Gefahr des rettungslosen Versinkens, als die Brust eines Weibes.

So nahe war des Sokrates Lippe dieser lieblichen Welle, wie sie dem Rosenmunde der Schönen gewesen, als der Grübler mit Aspasia vertraulich plaudernd in der einsamsten Halle des Lykeion saß.

Nur die kleinste Bewegung — und der neuerdings entflammte Sokrates holte sich eine neue Beschämung, kränkender als die einstige im Lykeion, vollendete durch eine neue Übereilung des Herzens und der Sinne den Triumph der arglistigen Schönen, der heimlichen Gegnerin.

Was ging vor in der Seele des Sokrates in jenem Augenblicke?

Ruhig und gefaßt erhob er sich und sagte:

„Laß die Taube, Aspasia! Ich glaube nicht zu teuren Kaufes loszukommen von dem rachsüchtigen Vogel, wenn ich

eine Locke meines Haupthaares in der Kralle desselben zurücklasse . . ."

„Ich begreife es," erwiderte Aspasia mit einer veränderten, etwas spöttischen Art von Übermut, „ich begreife es, daß du die Kahlheit nicht fürchtest. Hängt die Kahlheit doch mit der Weisheit zusammen, und du bist ein vollendeter Weiser geworden! So vollkommen und weise bist du geworden, daß du verdientest, kahl gezaust zu werden bis auf das letzte deiner Haare von der Kralle des aphrodisischen Vogels."

„Kahlheit mag dem Weisen ziemen," sagte Sokrates, „aber wisse, daß ich auf alles, selbst auf den Ruhm der Weisheit verzichtet habe, und daß ich im Augenblicke nur daran denke, meine Bürgerpflicht zu tun. Schon morgen gehe ich mit anderen Bürgern, welche das Los getroffen, ab ins Lager vor Potidäa. Alkibiades geht ebenfalls dahin."

„Auf diesen also scheinst du nicht zu verzichten?" versetzte Aspasia, „nachdem du, wie du sagst, auf alles übrige verzichtet."

„Wir folgen vereint dem Rufe des Vaterlandes!" erwiderte Sokrates. „Billigst du es etwa nicht? Gilt es nicht die Dorer zu bekämpfen?"

„Du gedenkst die Dorer zu bekämpfen?" rief Aspasia. „Du selbst bist ein Dorer geworden!"

„Nein!" erwiderte Sokrates, „ich glaube, ein echter Sohn der gedankenvollen Pallas Athene zu sein."

„In der Tat," sagte Aspasia lächelnd, „du hast dich von Eros und Charitinnen ganz zur kühlen, mannweiblichen Athene gewendet. Wohin ist die Glut geschwunden, welche deine Seele befeuerte, als du mich im Lykeion zum letzten Male nach dem Wesen der Liebe fragtest?"

„Meiner Liebesglut, o Aspasia," versetzte Sokrates, „ist dasselbe widerfahren, wie deiner Schönheit, seit Pheidias dein Bild vergöttlicht hat zur lemnischen Aphrodite. So wie nämlich dein Reiz über das Irdische und Zeitliche hinausgehoben worden ist in jenem Gebilde, so ist auch mein

Lieben gereift und vergöttlicht und, ich möchte fast sagen, versteinert worden. Aus der glutenden Kohle ist ein Stern geworden . . ."

In diesem Augenblicke ließ die flatternde Taube sich nieder auf die Schulter Aspasias.

Welcher Dämon, welcher mutwillige Erote steckte in dem Vogel?

Er verfing sich mit der Kralle jetzt dort, wo eine Spange die beiden schmalen Streifen des Chitons zusammenhielt.

Ungebärdig bewegte der Vogel den Fuß, um ihn loszubekommen, bis die Spange sich löste und des Gewandes Streifen herunterfiel und die glänzende Schulter enthüllte.

„Opfere diesen Vogel den Charitinnen!" sagte Sokrates, deckte seinen Mantel über die entblößte Schulter des schönen Weibes und ging hinweg.

Die stolze Milesierin erbleichte — sie griff erregt mit leise zitternder Hand nach einem Silberspiegel und erschrak zum ersten Male vor einem Schatten der Entstellung, der über ihre Züge flog.

War die Schönheit nicht mehr das *Allsiegende*? Gab es etwas, das ihr zu trotzen wagte?

Ein leiser Schauer durchlief sie. — —

Der junge Alkibiades war hocherfreut, als ihm endlich jener Wunsch, welchen er gegen Perikles geäußert hatte, auf dem Felde der kriegerischen Ehre sich tummeln zu dürfen, erfüllt wurde. Ihn sowie den Sokrates hatte das Los denjenigen athenischen Bürgern angereiht, welche zur Belagerung der von Athen abgefallenen Bundesstadt Potidäa entsendet werden sollten.

Alkibiades hatte bis dahin seine tolle Lebensweise fortgesetzt und niemals ließ er es an Stoff fehlen für die Geschwätzigkeit der Athener.

Er hatte die sogenannte Gesellschaft der Ithyphaller gegründet, in welcher die übermütigsten und ausgelassensten jungen Leute sich zusammenfanden, um sich gemeinsam den zügellosesten Launen zu überlassen, wie man es von einer

Gesellschaft erwarten konnte, welche nach dem unsauberen Dämon Ithyphallos sich benannte. Schon das Schauspiel der Einweihung in dieselbe war mutwillig und possenhaft im verwegensten Sinne. Nur diejenigen wurden aufgenommen, welche auf die Gunst jenes Dämons in besonderem Grade pochen zu dürfen glaubten.

Um des Herkommens zu spotten, welches zu Athen ein vormittägiges Zechen verbot, veranstaltete Alkibiades mit seinen Genossen morgendliche Zechgelage. In seinem Übermute ließ er von einem trefflichen Maler sich im Schoße einer jungen Hetäre sitzend malen, und ganz Athen lief herbei, das Bild zu sehen. Er besaß einen Hund, welchen er sehr liebte, und welchem er den Namen „Dämon" gab, und es war sehr drollig zu hören, wenn er, gleich dem Sokrates, von „seinem Dämon" sprach.

Schien so der Mutwille, von welchem der Sohn des Kleinias sprudelte, selbst den Sokrates zu treffen, so hinderte dies ihn doch nicht, denselben Mann vor aller Welt als den besten und liebsten seiner Freunde auszuzeichnen. Er war dem Grübler und Wahrheitsucher in der Tat noch immer mit einer fast rätselhaften Art von Liebe zugetan, aber freilich, wie es schien, ohne ihm irgendwelchen Einfluß auf sein Tun und Lassen zu gönnen.

Als Alkibiades nach Potidäa abging, geschah auch dies nicht ohne Nebenumstände, welche zu reden gaben. Er ließ sich die Waffen von besonderer Art anfertigen. Er hatte einen Schild aus Gold und Elfenbein. In dem Schilde aber führte er gleichsam als Wappen einen Eros, bewaffnet mit dem Donnerkeil des Zeus.

Eros mit dem Donnerkeil! Ein glänzender Gedanke, würdig einer Hellenenstirn. War es doch in der Tat die Zeit, wo es schien, als wolle der Donnerkeil des Zeus übergehen in die Hände des geflügelten Knaben . . .

Einige von den Genossen des Alkibiades zogen ebenfalls ins Feld. Sie suchten es ihrem Vorbilde nun auch gleichzutun in kostbaren und absonderlichen Arten von Rüstun-

gen. Der junge Kallias, der Sohn des Hipponikos zog, zu Felde, wie es heißt, in einem Panzer, genäht aus der Haut eines Löwen.

Es gab ein Weib zu Athen, welches tiefer Betrübnis voll war, als Alkibiades auf dem Punkte stand, die Stadt zu verlassen; ein Weib, welches lange weder den Schmerz gekannt, noch die Liebe, welches nicht bloß die Banden Hymens verachtet, sondern auch der Fessel des Eros gespottet, ein Weib, welches von sich selbst gesagt hatte: ich bin nicht der Liebe, nur der Freude Priesterin.

Dies Weib war Theodota. Sie war es, wie schon erwähnt, gewesen, welche der junge Alkibiades als seine Lehrerin betrachtete, als er in den Wirbel des Genusses und jugendlicher Ausgelassenheit sich stürzte. Seine Eitelkeit brachte es mit sich, daß er vor allen die schönste und berufenste Hetäre von Athen sein eigen nennen wollte, jene Theodota, welche damals nicht mehr auf dem Höhepunkte ihrer Blüte, wohl aber auf dem Höhepunkte ihres Rufes stand. Auch Theodota war stolz auf den Besitz des Alkibiades, und nicht wenig vermehrte eben dieser Besitz auch wieder den Glanz ihres Rufes.

Eine geraume Zeit verkehrte der junge Alkibiades mit keinem Weibe lieber, als mit der dunkeläugigen Korintherin, führte seine Freunde am öftesten zu fröhlichen und mutwilligen Gelagen in Theodotas Haus. Ihre Heiterkeit nicht minder als ihr Reiz waren die Würze im Becher jener überschäumenden Jugendlust des Alkibiades und seiner Genossen.

Aber Theodota blieb nicht immer so fröhlich, als sie im Beginne des Verkehrs mit Alkibiades gewesen. Allzuschön war der Jüngling, als daß ein Weiberherz, hätte es auch nie geliebt und die Liebe verschworen fürs ganze Leben, nicht doch zuletzt die Lust seines Umgangs mit der Freiheit hätte bezahlen sollen.

Wenig hatte es anfangs sie gekümmert, wenn der junge Freund auch anderen Weibern und Hetären neben ihr zu-

lächelte. Sie selbst hatte, wenn er mit Kallias und Demos Gelage bei ihr hielt, jugendliche und reizende Freundinnen in ihrem Hause versammelt.

Alsbald aber glaubte der junge Ithyphallerfürst, nicht ohne Mißbehagen, zu bemerken, daß das Wesen der Korintherin mehr und mehr sich verändere. Sie erschien nachdenklich, ernst, sie seufzte manches Mal, ihre fröhliche Zärtlichkeit erschien gleichsam angekränkelt von einer Art von Leidenschaft, von einem gewissen Ungestüm, krampfhaft umschloß sie bisweilen den Liebling, als wollte sie ihn festhalten für alle Zeit, manche Träne rollte in ihren Kuß, und wenn jetzt Alkibiades einem anderen Weibe vor ihren Augen zulächelte, oder gar es liebkoste, so erblaßte sie und ihre Lippen zuckten im Krampfe der Eifersucht.

Diese Veränderung im Wesen Theodotas war nicht nach dem Geschmacke des Übermütigen, der überall den Freudenbecher sich voll einschenkte, austrank und wieder davonging.

Vorbei war es jetzt mit Theodotas Reiz, vorbei mit ihrem Zauber. Trübselig erschien dem Jüngling nun ihr Wesen.

In Augenblicken, wo sie eifersüchtigen Aufwallungen sich überließ, forderte sie seinen Zorn heraus; aber er verzieh ihr dies noch lieber, als das Übermaß von schwärmerischer, tränengewürzter Zärtlichkeit, mit welchem sie ihn belästigte.

Sie schwur, ihn zu lieben, ihm allein anzugehören. Das war ihm gleichgültig. Der Vollbesitz eines einzelnen Weibes, höchstes Bedürfnis dem Herzen des reiferen Mannes, ist dem knabenhaften Weiberjäger wertlos und lästig.

Alkibiades sagte zu Theodota:

„Seit du angefangen, mit deinen tränenreichen Liebesklagen mich zu quälen, beginnst du mir auch unausstehlich zu werden! Du weißt nicht, wie häßlich ein Weib ist, das, statt durch strahlende Heiterkeit und lächelnde Anmut immerdar zu bezaubern, ihr Gesicht entstellen läßt durch die Züge der Eifersucht, die eigenen Wangen oder gar noch die des Geliebten mit der heißen und gesalzenen Flut der Tränen

überschwemmt, und, zur Furie geworden, mit leidenschaftlichen Anklagen um sich wirft. Du unterhältst mich nicht mehr, Theodota! Du *langweilst* mich! Nicht mit trübseligen Klagen und leidenschaftlichem Ungestüm wirst du mich fesseln: damit nährst und verschlimmerst du nur, was mir mißfällt! Soll ich sein, der ich gewesen, so sei auch du mir wieder, die *du gewesen*!"

Sie bemühte sich heiter zu erscheinen. Aber es mißlang ihr meist. Wenn dann Alkibiades zürnend sie verließ, so demütigte sie sich, überhäufte ihn mit Boten und mit Briefen, eilte zu ihm, flehte ihn an, ließ von dem Übermütigen sich mißhandeln . . .

Eines Tages kam Sokrates in das Haus seines jungen Freundes und sah das Weib in Tränen aufgelöst vor der Schwelle des unerbittlichen Jünglings liegen.

Sie sah ihn an und erkannte den Mann, welcher ihrer heiteren „Selbstaufopferung" einst eine so wunderliche Lobrede gehalten. Sie war dieser Selbstaufopferung nicht mehr fähig. Sie wollte, was sie damals gern entbehrte: liebend geliebt sein. Jammernd klagte sie dem Sokrates ihr Leid. Er sprach ihr tröstlich zu und führte sie hinweg.

Dann wollte er zu Alkibiades zurückkehren, um Fürbitte für das Weib bei diesem einzulegen. Aber er war so in Gedanken versunken, daß er, an der Tür des Alkibiades angelangt, nicht eintrat, sondern sinnend stehen blieb, und als Alkibiades ausging, fand er den Freund an der Schwelle.

„Was sinnst du?" fragte er.

„Eben wieder", versetzte Sokrates, „glaubte ich dem Wesen der Liebe auf der Spur zu sein. Ich glaubte einen Augenblick gefunden zu haben, das Wesen der Liebe bestehe darin, daß man entweder Tränen vergießt, oder erpreßt — mißhandelt, oder sich mißhandeln läßt — tritt, oder sich treten läßt — aber im Handumdrehen ist es mir doch wieder zweifelhaft geworden . . ."

Als Alkibiades ins Lager von Potidäa abging, dankte er den Göttern, der Liebe des Weibes entronnen zu sein,

das um seiner Entfernung willen wehklagend ihr Haar zerraufte.

Nach einiger Zeit schrieb Alkibiades aus dem Feldlager vor Potidäa an Aspasia folgendes:

„Du wünschest von mir zu erfahren, wie unser Sokrates sich bewährt in seinem neuen Berufe. Nun, er ist im Lager von Potidäa genau derselbe, der er vor Jahren in der Werkstätte des Pheidias gewesen. Bald ist er mit größtem Eifer bei der Sache, bald wieder kopfhängerisch, in müßiges Grübeln verloren. In hellen Sternnächten, wenn alles rings in den Zelten schlummert, da geht Sokrates umher und wacht einsam, und sinnt — und fragt — und sucht — freilich vergebens. Er will immer verzichten auf das Wissen, aber es treibt ihn doch immer wieder aufs neue zu sinnen, zu suchen und zu fragen.

Du hast mir vorzeiten einmal, als ich noch ein Knabe war, und Du für einen Tag einen Sparterjüngling, der in das Haus des Perikles kam, von den Freundschaften der jungen Sparter gesprochen, von Freundschaften, welche die jüngeren mit den älteren verbinden und sie zu unzertrennlichen Kampfgenossen machen. Eine ähnliche, unzertrennliche Genossenschaft hat nun zwischen mir und Sokrates sich gebildet. Und wahrhaftig, der Treffliche hat immer vollauf zu tun, um sich als meinen Freund zu bewähren. Ich habe häufig Händel mit Leuten in den Nachbarzelten, die es nicht leiden wollen, daß ich in dem meinigen des Nachts mit guten Freunden zeche und singe, weil wir sie, wie sie sagen, im Schlafe stören. Ja, diese Pfahlbürger lehnen sich sogar bei Tage dagegen auf, daß wir fröhlich sind, und rümpfen die Nase, wenn wir nach dem Frühstück noch ein wenig in den Tag hinein trinken und lärmen. Sie führen bei den Strategen und Taxiarchen Klage wider uns, daß wir angeblich in der Trunkenheit gegen ihre Sklaven und gegen sie selbst allerlei Mutwillen verüben. So gibt es denn häufigen Zank und zuweilen auch ein kleines Handgemenge. In solchen Fällen ist selbst der Stratege und Taxiarch ohn-

mächtig, und nur die Fürbitte des Sokrates rettet den einen oder den andern aus der Gefahr, nach allen Regeln des Gymnasions in den Sand gestreckt oder auch durchgebläut zu werden.

Mir gefällt dieser Sokrates, weil er nicht das anspruchsvolle Wesen hat, welches mir andere Sophisten, Philosophen und Sittenprediger unausstehlich macht. Er besitzt eine Art von Seelenadel und stiller Trefflichkeit, von welcher kein Mensch in ganz Hellas weiter entfernt ist als ich selbst. Aber man bewundert am meisten, was man selbst nicht hat, und gerade der Gegensatz zieht, wie es scheint, die Menschen zueinander. Es geht zuweilen von seinem sonst unscheinbaren Wesen etwas aus, wie der Blitz von etwas Göttlichem, und dies ist mit den Jahren immer wirksamer bei ihm geworden; und oft habe ich bemerkt, daß einer, der von diesem Blitz getroffen ward, gleichsam durchleuchtet und durchwärmt erschien: er errötete, sein Blut wallte, nicht anders, als ob er einem reizenden Weibe gegenüberstände.

Kürzlich hatte ich mich einmal mit dem jungen Kallias zu einem kleinen nächtlichen Streiche verabredet. Uns stak der prächtige homerische Gesang von dem nächtlichen Ausgange des Diomedes und des Odysseus und vom Raub der Rosse des Rhesos im Kopfe, und obgleich es bei den Potidäern schwerlich Rosse dieser Art zu rauben gab, wollten wir doch einmal ein kleines Abenteuer auf eigene Faust bestehen. Wir wußten, daß kleine Nachtwachen der Potidäer häufig vor den Mauern umherschweiften. Eine solche wollten wir überfallen, niedermachen und ihre Waffen als Beute zurückbringen. Wir verließen also still das Lager gegen Mitternacht, und, angelangt in der Nähe der Mauern von Potidäa, stießen wir in der Tat auf ein Häuflein Bewaffneter, welches die Runde machte. Wir gingen auf diese Burschen los und töteten ein paar von ihnen, die übrigen ergriffen die Flucht, machten aber Lärm, bis andere von den Ihrigen herbeikamen, und, so verstärkt, machten sie noch einmal Kehrt und wandten sich in großer Mehrzahl

gegen uns. Wir hielten tapfer Stand, aber ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre einer solchen Zahl gegenüber, wenn nicht plötzlich ein Mann, wie aus der Erde emporgetaucht, sich ins Treffen gemischt hätte, der so wacker und mit solcher Wucht auf die Potidäer mit einhieb, daß diese nach Erlegung einiger ihrer Tüchtigsten es neuerdings geraten fanden, das Gefecht abzubrechen und gegen die Mauern zu flüchten. Jener Helfer war aber kein anderer als Sokrates, den zufällig eben wieder die schöne Nacht hinausgelockt hatte, zwar nicht auf Abenteuer, aber auf die Gedankenjagd zu gehen, und der, außerhalb des Lagers sich umhertreibend, durch unsern Waffenlärm angezogen, herbeieilte und zur rechten Zeit eingriff. Bei dieser Gelegenheit habe ich wieder gesehen, was dieser Mann zu leisten vermöchte, wenn er ganz und gar ein Krieger und nicht nebenbei ein Weiser wäre. Er schlug auf die Potidäer nicht anders los, als vorzeiten mit dem Meißel auf die Steinblöcke in der Werkstätte des Pheidias. Und so wie es, als er noch Steinmetz war, die Steine entgelten mußten, wenn ihm das Gedankenproblem, das ihn eben beschäftigte, große Schwierigkeiten machte, so mußten in jener Sternnacht die Köpfe der Potidäer es büßen, daß Sokrates sich eben wieder vergeblich bemüht hatte, das Rätsel der Welt zu lösen. Er ist imstande, mitten in einem Gefechte auf den Gesang eines Vogels in den Lüften zu horchen, oder, wenn er als Wache ausgestellt wird, sein Augenmerk statt auf die Bewegungen der Potidäer, auf die der Gestirne am Himmel zu richten. Noch immer ist er nämlich gewohnt, das Alltäglichste nachdenklich zu betrachten, und wenn man ihn deshalb zur Rede stellt, so sagt er, die Dinge kämen ihm gespenstig vor, weil er sie nicht verstehe, und weil sie ihm ihr Wesen nicht offenbaren wollen.

Gegenwärtig brütet er über einem Plane, wie man den Krieg entbehrlich machen könnte, und wenn er nicht gerade selbst auf die Feinde losschlägt, so setzt er uns auseinander, wie abscheulich dieser Wechselmord der Menschen sei, und wie

man von Leuten, welche sich im Kriege mordeten, dereinst nicht anders reden werde, als man jetzt von Menschenfressern rede, und daß eine Zeit kommen werde, wo man es gar nicht werde begreifen können, daß das Menschengeschlecht einmal so wild und roh gewesen. Er sagt, es müsse ein Bund der Völker gestiftet und ein oberstes Schiedsgericht eingesetzt werden, vor welchem die Streitigkeiten geschlichtet werden können. Und er meint, daß etwas Ähnliches schon zu erreichen wäre, wenn nur ein, oder ein paar Staaten öffentlich erklären wollten, daß sie sich von jetzt an in jedem Völkerkriege auf die Seite des Angegriffenen stellen würden, oder dessen, dem ein Unrecht widerfährt. Träumereien, würdig eines Sonderlings! Man darf dem Tatendrange der Menschen nicht die Flügel unterbinden, und die Welt wäre ohne Haß und Streit und Krieg so langweilig wie ohne die Liebe.

Was mich betrifft, so scheint es, daß die kriegerische Beschäftigung mir wohlbekommt. Ich bin, glaube ich, auch schon um vieles tugendhafter geworden. Ich schränke mich jetzt so sehr in allen Dingen ein, daß ich eine geraume Zeit hindurch eine Geliebte mit meinem Freunde Axiochos gemeinsam hatte.

Doch das sind Dinge, die Dich langweilen müssen. Lebe wohl, Aspasia, und berichte nun auch Du mir, wie sich der Rest der Stadt ohne den Alkibiades befindet.“ —

Ein Gemeinwesen von kleinem Umfange kann niemals ein großes Landheer, leichter aber eine große Flotte besitzen. In dieser Lage war Athen, nachdem König Archidamos von Sparta mit sechzigtausend Peloponnesiern in Attika eingefallen. Auch die meisten der Bundesgenossen konnten nur zur See sich hilfreich erweisen.

Während die Flotte sich bereit machte, flüchtete das Volk der von Archidamos überschwemmten ländlichen Gaue in die Stadt. Was innerhalb der Stadt kein Unterkommen fand, das lagerte im Freien, namentlich zwischen den langen Mauern, und richtete dort sich ein, so gut es ging. Die

ganze Strecke zwischen der Stadt und dem Piräus wimmelte von diesen Gästen, und es entstand allmählich dort eine Zeltstadt, denn unter Zelten, welche an die schützenden langen Mauern sich lehnten, wohnten die Leute. Aber man sah die Ärmeren auch ihre Behausung aufschlagen in Fässern von der riesigen Art, wie sie zu Athen im Gebrauche waren. Von den Mauern der Stadt aus konnte man die Wachtfeuer der Peloponnesier sehen, welche in den Feldern und Weinbergen lagen. Aber dank den Befestigungen, mit welchen der Eifer des Perikles längst die Stadt der Athener versehen hatte, sah diese sich hinlänglich gesichert gegen jeglichen Angriff. Getreu seinem ursprünglichen Plane, von welchem er in seiner festen Ruhe sich auch durch die lebhafteste Ungeduld der Athener nicht abwendig machen ließ, sandte Perikles nur die Reiterei aus den Toren der Stadt hinaus, um streifend die Umgebung der Stadt zu bewachen.

Als Archidamos von den Höhen Attikas eine stolze Flotte von hundert Fahrzeugen aus dem Piräus auslaufen und gegen den Peloponnesos steuern sah, geschah, was Perikles vorausgesehen und geplant. Der unangreifbar befestigten Stadt sich gegenüberstehend, und zu gleicher Zeit die unverteidigten, unbefestigten Städte ihrer Heimat der mächtigen Feindesflotte und dem darauf eingeschifften erlesenen Heere preisgegeben wissend, brachen die Peloponnesier auf, verließen Attika und zogen heimwärts über den Isthmos.

Perikles hatte auf die persönliche Führung der auslaufenden Flotte verzichten müssen. Denn unentbehrlich schien er zu Athen, solange noch die Peloponnesier auf attischem Boden standen.

Als jedoch diese abgezogen, war des Perikles erstes Unternehmen, daß er mit einem kleinen, aber trefflich gerüsteten Heere vor Megara rückte. Abrechnung mit der verhaßten Stadt verlangte gebieterisch das entbrannte Volk der Athener.

Die Abwesenheit des Perikles von Athen aber war manchem wieder hocherwünscht.

Die Eulen auf der Akropolis erwachten in ihren Schlupfwinkeln und regten die Schwingen.

Des Menon bediente sich Diopeithes gegen den Pheidias, begierig, den längst gehegten Plan zum Verderben auch dieses Mannes auszuführen.

Ein verrufener Sykophant, Stephaniskos mit Namen, trat auf des Diopeithes Anstiften als eigentlicher Ankläger des Pheidias hervor. Dieser Mensch hatte eine Hetäre geheiratet, welche, wie man sagte, in seinem Hause ihr Gewerbe fortsetzte, während er selbst als Sykophant Erwerb suchte. Er behauptete in seiner frechen Anklage, Pheidias habe von dem Golde, welches ihm zur Vollendung des Standbildes der Athene Parthenos übergeben war, einen Teil beiseite geschafft und sich angeeignet. Ferner machte er ihm zum Vorwurf, daß er eine mit der Ehrfurcht gegen die Götter und ihre Heiligtümer nicht verträgliche Eitelkeit bewiesen, indem er in der Amazonenschlacht auf dem Schilde der Göttin sein eigenes Bild und das des Perikles anbrachte. Als Zeugen aber für die Entwendung des Goldes führte er den Menon vor. Dieser habe vordem eine Zeitlang auch in den Werkstätten des Pheidias sich häufig eingefunden und gegen solche Gaben, wie sie dem Bettler zuteil werden, untergeordnete Dienste geleistet. Während jener Zeit nun, behauptete derselbe, einmal aus dunklem Versteck hervor erlauert zu haben, wie der sich unbemerkt glaubende Pheidias von dem Golde, welches ihm zur Verfertigung der Parthenos auf der Burg übergeben worden, einen Teil beiseite geschafft und verborgen habe, offenbar um dasselbe sich anzueignen.

Die von den Anhängern des Diopeithes seit langer Zeit auch gegen Pheidias ausgestreute Saat der Verleumdung war üppig aufgegangen. Und so fand der Ankläger Stephaniskos im Athenervolke einen wohl vorbereiteten Boden.

Der eben wieder zu Athen anwesende ehrwürdige Bildner wurde auf jene Anklage des Stephaniskos hin in den Kerker geworfen.

Der Erbauer des schönsten Denkmals, welches, wie Perikles sagte, das Athenervolk für alle Folgezeit sich selbst gesetzt, wanderte unter schmählicher Beschuldigung ins Gefängnis.

Wie Diopeithes die Abwesenheit des Perikles sich zunutze machte, so waren auch die gemeinen, ehrsüchtigen Volksaufwiegler bestrebt, während der Entfernung desjenigen, der allein sie bändigte, ihren Einfluß im Volke zu erweitern.

Durch das Hereinziehen der Landleute in die Stadt während des Einfalls der Peloponnesier war die Masse des gemeinen Volkes in Athen sehr vermehrt worden. Diese Menge hatte sich überdies an einen gewissen Müßiggang gewöhnt, und viele waren auch nach dem Abzug des Archidamos in der Stadt zurückgeblieben, weil ihr Landbesitz durch die Feinde verwüstet war. Es bildete sich allmählich das, was man Pöbel nennt, indem die Zahl der mittellosen Bürger sich mehrte. Aber gerade diese Hungerleider strömten am fleißigsten in die Volksversammlung, denn sie bekamen ja dort ihre zwei Obolen auf die Hand gezahlt. Zahlreicher besucht und geräuschvoller als je waren deshalb die Versammlungen auf der Pnyx. Kleon, Lysikles und Pamphilos wagten sich offener hervor, und das athenische Volk gewöhnte sich allmählich daran, Leute dieses Schlages die Rednerbühne besteigen zu sehen.

Von diesen drei Männern war Pamphilos am entschiedensten der Meinung, daß man es versuchen müsse, den Perikles zu stürzen. Eines Tages stand er auf der Agora, umgeben von einer großen Zahl athenischer Bürger und setzte diesen auseinander, auf welche Gründe hin man den Perikles anklagen könnte. Er schalt ihn einen Feigling, welcher das attische Land durch den Feind habe verwüsten lassen, und welcher den Bürgern tyrannisch die Art vorschrieb, in welcher sie sich verteidigen sollten, und während der ganzen Zeit, daß die Peloponnesier auf attischem Boden standen, keine Volksversammlung auf der Pnyx zustande kommen ließ, um nur ganz nach persönlicher Willkür schalten zu können.

Es fanden sich viele unter der Menge, welche der Meinung des Pamphilos waren, insbesondere drängte sich ein gewisser Krespilos hervor, welcher den Wurstmacher an wüstem Geschrei gegen Perikles fast noch zu überbieten suchte, und welcher die Notwendigkeit dartat, den Strategen beim Volke sofort in Anklagestand zu versetzen.

Da kam plötzlich der Barbier Sporgilos gelaufen. „Gute Neuigkeiten", rief er von weitem. „Eine Schnur von Brezeln her für den Bringer guter Neuigkeiten! — Perikles ist auf dem Heimwege von Megara! Er steht schon in Eleusis mit den Seinigen! Die Megarer hat er gezüchtigt nach Gebühr, und heute noch wird er eintreffen in Athen!"

Pamphilos färbte sich grünlich-fahl im Angesicht vor Ärger. „Eine Schnur von Brezeln verlangst du?" erwiderte er dumpf; „die Zunge sollte man dir ausschneiden für deine Neuigkeit, du Hundesohn!"

Auch auf die übrigen Verschwörer machte die Nachricht einen sehr niederschlagenden Eindruck, und obgleich auch jetzt noch Pamphilos sich bemühte, die Menge aufzureizen, schlich doch einer nach dem andern sich hinweg, und meinte, gegen den siegreich heimkehrenden Perikles sei es schwer, etwas auszurichten, man müsse die Sache auf eine bessere Gelegenheit verschieben.

Als nun auch Krespilos achselzuckend von dannen gehen wollte, faßte ihn der erzürnte Pamphilos am Gewande und schrie: „Feigling! Ausreißer! Schämst du dich nicht, bei dem bloßen Worte ‚Perikles ist da' schmählich die Flucht zu ergreifen? — Sieh' mich an! Ich scheue mich keinen Augenblick, dem Perikles persönlich entgegenzutreten! Ich habe Mut! Ich bin geboren am Schlachttage von Marathon!"

„Ich nicht!" erwiderte Krespilos. „Ich war eines jener Kinder, welche im Theater zu Athen von ihren vor Schreck kreißenden Müttern zu früh geboren wurden, als man die Eumeniden des Äschylos aufführte!"

Mit dieser Entschuldigung machte Krespilos sein Gewand los aus den Händen des Pamphilos und lief davon.

„Weg sind sie," rief der Demagog mit Zähneknirschen, „weg sind sie, die verfluchten Kerle — auseinandergestoben, als hätte man einen Spülichteimer über ihren Köpfen ausgeleert!"

Da kam der tolle Menon auf ihn zu und fragte ihn nach dem Grunde seiner Erbitterung.

Dieser klagte ihm seine Not.

„Narr!" sagte Menon grinsend. „Willst eine Mauer umstürzen, und stemmst dich vergebens mit der Achsel an? Lege dich darunter und schlafe: zur rechten Zeit fällt sie von selbst dir über dem Kopfe zusammen!"

---

## 23. Dionysosfest.

Mit doppeltem Glanze, mit doppelter Lebhaftigkeit wurden nach dem Aufatmen aus der dumpfen Kriegsbedrängnis zu Athen die winterlichen Feste gefeiert.

Völlig aber ist nun die fröhliche Lust entfesselt, seit milder die Lüfte über das Meer wehen und seit die Zeit des größten der Bacchosfeste, die Zeit der großen oder städtischen Dionysien, angebrochen. In den Wäldern zeigt sich der Weih, fröhlich zwitschern am Meergestade die Halkyonen und an den Dachgesimsen die Schwalben. Auf den Höhen des Hymettos, des Pentelikos, des Lykabettos knospet in jedem Strauche der Frühling. Veilchen und Anemonen, Primeln und Krokos sprossen, und der auf der Flur vergessene Stab des Hirten ist am Morgen von Blumen und Gräsern übergrünt.

Die Schiffer im Hafen winden die Anker auf, entstricken das Tauwerk, richten die Masten empor und übergeben die Segel den Winden. Neues Leben erwacht auf den Wellen des saronischen Golfes. Die Abgesandten der verbündeten Städte und Inseln kommen und bringen die Tribute eben zur Festzeit nach Athen. In allen Herbergen, in allen

Häusern der athenischen Bürger wimmelt es von fernher kommenden Gästen. Mit Kränzen geschmückt, in Festgewändern treiben jetzt vom frühen Morgen an in den Straßen die Schwärme der Einheimischen und der Fremden sich umher. Nicht bloß mit Kränzen behangen sind alle im Freien stehenden Altäre und Hermesbüsten, sondern auch gewaltige Mischkrüge sind daneben aufgestellt, gefüllt mit der Gabe des Bacchos, von den Reichen gespendet und zu freiem Genusse dem Volke dargeboten. Wieder gibt Hipponikos Heimischen und Fremden zu trinken im Keramäkos, alles Volk, das kommen will, zu sich ladend und es im Freien auf efeugefüllten Polstern bewirtend.

Vergessen ist die Kriegsnot, der Hader der Parteien hält Waffenruhe, die Anschläge des Diopeithes stehen für den Augenblick still in ihrem sonst rastlosen Fortgange. Nur Lust und Friede herrscht. Zwar klingt allenthalben lauter Scherz und fröhliches Gelächter, und doppelt scharf ist jetzt der Witz, doppelt beweglich die Zunge des Atheners. Aber wehe dem, der in dieser Zeit eine Gewaltsamkeit ausübt gegen einen athenischen Bürger! Nicht einmal der Vorwand der Trunkenheit schützt ihn: sein Haupt und Leben ist verwirkt.

Wie kommt es, daß man nun auf einmal so viele reizende Frauen in den Straßen Athens erblickt? Wer sind die heiterblickenden, reichgeschmückten, verführerischen Schönen?

Es sind Hierodulen aus dem Tempel der Aphrodite zu Korinth und andere Freudenpriesterinnen dieser Art, welche, die Zahl der einheimischen Genossinnen vermehrend, herbeigekommen aus verschiedenen Städten Griechenlands zu dem fröhlichsten und ausgelassensten Feste der Athener.

Hei, welches Gemisch fremden, umherwandernden Volkes hat sie herbeigelockt, die lustige, menschenwimmelnde, dionysische Festzeit! Sehet die vielgewanderten Gaukler und Wundermänner mit ihren von der Sonnenglut schwarzgebrannten Gesichtern! Sehet, wie sie vor aller Augen Schwerter verschlucken oder einen Feuerregen aus dem Munde speien!

Sehet dort die Thessalermädchen, welche ihren Schwertertanz aufführen inmitten eines gaffenden Schwarmes! Fehlt doch keinerlei Schauspiel bis hinab zu des wandernden Puppenspiels uralter Kinderlust und den buntgeputzten, auf Kamelen tanzenden Äffchen.

Auch handeltreibendes Volk ist von nah und ferne gekommen und schlägt seine Buden auf da mitten im Gedränge der Agora, im Piräus und am Ilissos.

Ländliche Scharen mischen sich unter die Städter und teilen mit ihnen die Festlust, versammeln sich um ihre Lieblinge, die thebanischen Pfeifer, welche sonst musizierend die ländlichen Gaue zu durchwandern pflegen, oder verpflanzen das Lieblingsspiel ihres ländlichen Dionysosfestes in die Stadt: das Springen auf eingeölte Schläuche, wo jeder, der im Sprung auf dem schlüpfrigen Balle mit nackten Füßen festen Boden zu fassen sucht, unter unendlichem Gelächter der Zuschauer mit drolligem Gezappel immer wieder heruntergleitet.

Ungebundener waltet die Lust in den Straßen, sobald die Dunkelheit eingebrochen. Da wandern die Nachtschwärmer umher: sie haben Schellen und tragen Fackeln und sind bekränzt, Weiblein sind darunter, welche Männerkleider an sich haben und Männer in Frauengewändern — mit den Händen wird geklatscht neben dem Lärm der Schellen, um wie mit Zimbeln den Takt zu schlagen zu dem Schellenklang und Gesange.

Viele wandeln in Masken. Einige haben bloß mit Weinhefe die Gesichter bestrichen, oder mit Mennig, oder verlarvt mit Baumblättern oder Baumrinden. Andere aber tragen schön bemalte Larven von teils würdevollem, teils lächerlichem Ansehen: Hier treibt der gehörnte Aktäon, dort der hundertäugige Argos sich umher, dort die teilweise in ein Pferd verwandelte Euippe; Giganten, Titanen, Kentauren stampfen den Boden, Methe taumelt, Peitho schmeichelt, Apate lockt, Hybris tollt, und selbst Schreckgestalten mischen zuweilen sich unter den Reigen.

Am allerhäufigsten aber, ja vorwaltend, tummeln in den Straßen sich die bocksfüßigen Satyrn und die kahlköpfigen Silene, diese altgewordenen, aber noch immer fröhlichen Satyrn. Sie haben die Häupter bekränzt mit des Efeus Immergrün. Auch Bacchanten schwärmen, sie tragen als Thyrsos häufig nur einen Rebschoß, mit Efeuzweigen umwunden.

Ausschweifende Lustigkeit, ja Trunkenheit wird als eine Pflicht gegen den Gott betrachtet in diesen Tagen und Nächten.

Und der Gott, er rechtfertigt in dieser Zeit seinen Beinamen eines „Befreiers". Selbst die Gefangenen werden aus den Kerkern entlassen für die Tage der Festlichkeit. Und sogar den Toten wird Wein auf die Gräber gegossen. Man will die Schatten beschwichtigen, welche ja gewiß nicht ohne Neid die Lust der Lebendigen entbehren. Wollen doch die Ängstlichen sogar wissen, die Seelen der Toten mischten um diese Zeit zuweilen sich heimlich in den Reigen der Schwärmenden, und unter mancher Satyrmaske im Festschwarm berge sich ein fleischlos Totenhaupt . . .

Frau Telesippe kaut in diesen Tagen fleißig die Blätter des Wegdorns und läßt ihre Pforte mit Teer bestreichen, denn nur so ist das Unheil abzuwenden, das zur Zeit des großen Dionysosfestes die Lebendigen bedroht von seiten der neidischen Schatten.

Fast unheimlich ist es in der Tat anzusehen, wie des Nachts bald hier, bald dort in den dunklen Gassen Fackelschein aufglänzt und ein phantastischer Zug auftaucht, welcher lärmend dahinrast.

Jetzt bewegt sich ein ungeheurer Schwarm durch die Straßen, welche vom Lenäon zum Theater führen. Man trägt das Bild des Dionysos aus seinem Tempel im Lenäon in das Theater und stellt es dort inmitten der Festversammlung auf. Das Bild des Gottes, welches da getragen wird, ist ein neu vollendetes Werk, ein Werk aus der Hand des feurigen Alkamenes. Wie auf der Burg neben

das alte Holzbild der Athene Pheidias sein neues, glänzendes Werk gestellt, so gesellt sich jetzt auch im Lenäon dem altehrwürdigen schlichten Dionysosbild das neue, herrliche Werk des Alkamenes. Und dieses eben trägt man jetzt in die Festversammlung des großen Dionysostheaters. Bacchantenscharen umgeben es. Wer ist der tolle Schwarm, der einen Phallos dem Bilde voranträgt und Lieder singt zu Ehren des Priapos? Es ist Alkibiades mit seiner Ithyphallergesellschaft.

An den Scheidewegen und auf den offenen Plätzen hält der Zug, um Trankopfer zu spenden oder Opfertiere zu schlachten.

Die wie Altane gebauten Dächer der Häuser sind voll von Zuschauern, von welchen viele Fackeln und Lampen in den Händen halten. Auch die Frauen fehlen dabei nicht. Bald mischt Mutwille und Scherz von den Dachterrassen herab sich in die Ungebundenheit des Straßengetümmels.

Der junge Alkibiades scheint auf dem Gipfel seiner tollen Laune angelangt, er übertrifft sich selbst in übermütigen Streichen an der Spitze seiner Gesellschaft.

„Bedenkt," ruft er den Ithyphallern zu, „daß wir, die wir auch sonst schon schwärmen und rasen, am Dionysosfeste verpflichtet sind, doppelt zu schwärmen und zu rasen, wenn wir nicht in der Schwärmerei eingeholt und übertroffen werden wollen von den nüchternsten Pfahlbürgern der Athenerstadt!"

Unter solchen Aneiferungen stürmte Alkibiades mit seinen Gefährten, alle Athener kennend und von allen gekannt, durch die Schwärme des Volkes hin.

Als die Nacht eingebrochen war, ließ er sich Fackeln vorantragen und führte die Seinen in lärmendem Aufzuge, unter voraufziehender Musik, zu den Häusern schöner Mädchen und Knaben, um ihnen Ständchen zu bringen. Die Musizierenden selbst waren meist Flöten- und Lautenspielerinnen, als Mänaden gekleidet, und da auch die mit Musik Begrüßten dem Zuge sich anschlossen, so gestaltete derselbe sich

immer ähnlicher einem Schwarme von Bacchanten, die um den Gott Dionysos geschart sind.

Zuletzt bemächtigt sich der mutwillige, trunkene Alkibiades einer jugendlichen Hetäre, Bacchis geheißen, welcher er, umherschweifend, begegnet, und zwingt sie, seinem Zuge sich anzuschließen. Er nennt sie seine Ariadne und sich selber ihren Bacchos.

Vor der Behausung Theodotas angelangt, bringt er auch dieser ein rauschendes Ständchen und tritt mit seinem Gefolge bei ihr ein.

Theodota hatte schon lange Zeit den jungen Alkibiades nicht mehr bei sich gesehen. Immer heftiger geworden war ihre Liebespein. Nun sah sie den geliebten Jüngling wieder; aber wie unerfreulich, wie peinlich war doch ihrem Herzen sein Eintritt! Trunken kam er an der Spitze eines tollen Schwarmes. Das hätte sie verziehen; aber er führte ein jugendlich blühendes Hetärchen mit sich, das er der Freundin sogleich als seine Ariadne vorstellte, und deren Reiz er begann in überschwenglichen Worten zu preisen.

Nun wurde ein Gelage veranstaltet in den Gemächern der widerwilligen Theodota, welche nicht offen sich sträuben durfte, und welcher doch vor geheimer Qual beinahe das Herz zersprang. Alkibiades forderte sie auf zur Fröhlichkeit, zur Ausgelassenheit. Er begann in seiner Trunkenheit zu erzählen von Streichen, welche er an diesem Abend schon verübt hatte, er rühmte sich, ein sittiges, junges Mädchen mitten im Festgedräng des Lenäon geküßt zu haben, und pries die Sitte, die doch wenigstens am Dionysosfeste die Fesseln löse von den Händen der athenischen Frauen. Er sprach von Hipparete, der reizenden Tochter des Hipponikos, von ihrer geheimen Liebesglut für ihn, von ihrem Erröten bei seinem Anblick. Dabei machte er sich lustig über ihr zimperliches, verschämtes, jungfräuliches Wesen. Er sprach auch von Kora, dem aus Arkadien nach Athen verpflanzten Hirtenkinde, dem lächerlichsten und sprödesten Geschöpfe, das man finden könne, das aber doch sein werden müsse um

jeden Preis. Lieber wolle er auf die strahlende Simaitha, auf dieses neue Wundergestirn der Schönheit, verzichten, als auf den arkadischen Trotzkopf.

Nach diesen Reden schalt der weinberauschte Jüngling Theodota ob ihrer Schweigsamkeit und ihres trübseligen Wesens.

„Theodota," rief er, „du bist häßlich geworden! Diese weinerlichen Mienen entstellen dein Angesicht. Empfängt man so einen alten Freund wie mich? Worüber beklagst du dich? Über meinen Mutwillen? Bist du es nicht selbst gewesen, die mich diesen Mutwillen gelehrt hat? Gedenkst du nicht mehr jener fröhlichen Tage und Nächte, wo ich deinen Unterricht empfing in allen Arten des schönen Übermutes? Und heute? Was soll dies grämliche Wesen? Warum soll ich jetzt ein anderer sein als damals, zur Zeit, da wir einander am besten gefielen und die fröhlichsten Stunden miteinander verlebten? Sei verständig, Theodota! Sei eingedenk der verliebten Toren, deren traurige Schwärmerei dir einst so lästig fiel, und welche du ohne Mitleid lachend von deiner Türe hinwegstießest! Und nun wolltest du selber zur Schwärmerin werden? Kann man so schmählich seine besten Grundsätze, seine liebenswürdigsten Eigenschaften verleugnen? Sei wieder fröhlich und ausgelassen, Theodota! Gib uns einen deiner prächtigen Tänze zum besten! Tanze, ich will es, und wir alle wollen es! Laß dich wieder einmal in deinem vollen Glanze bewundern!"

So sprach Alkibiades. Aber Theodota konnte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie antwortete mit leidenschaftlichen Vorwürfen, sie schalt ihn übermütig, treulos, ruchlos, mitleidslos.

„Was klagst du mich an," erwiderte Alkibiades, „wenn du selbst dich verändert hast, wenn du älter geworden, und wenn die Fröhlichkeit der Jugend dir verloren gegangen? Klage lieber die Zeit an, die uns alle verwandelt. Auch ich muß es mir gefallen lassen, wenn ich dereinst aus einem jungen Satyr ein alter kahlköpfiger Silen geworden bin. Ich

werde auch als kahlköpfiger Silen noch immer fröhlich sein. Du aber zürnst und wütest gegen mich und gegen das Schicksal, weil du nicht mehr ein reizvoll blühendes, heiteres Mägdlein bist wie Hipparete oder Simaitha oder wie diese Bacchis hier. Ei, willst du durchaus wieder ein Jungfräulein werden, so reise nach Argos. Dort gibt es, wie es heißt, ein Heiligtum mit einem Quell, in welchem du nur zu baden brauchst, um wieder als Jungfrau daraus hervorzugehen. Auch die Hera pflegt, wie die Dichter erzählen, von Zeit zu Zeit dieses Bad zu besuchen, um sich dem Göttervater wieder angenehm zu machen. Wenn sogar der alte Göttervater dergleichen noch zu schätzen weiß, warum nicht ich, der blühende Jüngling, der Ithyphallergenosse?"

In dieser Art scherzte der trunkene Alkibiades weiter, während Theodota jetzt nur noch heftiger mit Worten und Tränen antwortete und in Ausbrüchen der Wut sogar gegen die junge Bacchis sich erging, so daß sie einer Rasenden ähnlich schien.

„Siehe da meinen wackeren Gefährten Kallias," sagte Alkibiades; „der hat den Grundsatz, kein Weib öfter als ein einzig Mal zu berühren. Und ich — bin ich nicht lange genug immer wieder an deine Schwelle zurückgekehrt? Ha, beim wonnigen Eros, bin ich nicht oft genug gekommen des Abends, selbdritt, oder mit noch mehreren Freunden, Goldäpfel des Dionysos im Busen, über dem Haar den Weißpappelkranz des Herakles, durchflochten von purpurfarbigen Binden? Aber das soll nun nicht wieder geschehen. Ich gedenke niemals wieder hierher zurückzukehren, weder allein noch mit andern! Gehen wir, Freunde! Ich langweile mich hier! Lebe wohl, Theodota!"

Erschreckt durch diese Drohung, hielt Theodota den Zürnenden zurück und gelobte, ihre Tränen trocknend, sich nach seinem Wunsche zu betragen.

„Wohlan!" rief Alkibiades, „so tue, wie ich schon früher verlangte! Mache deiner gepriesenen Kunst wieder einmal Ehre!"

„Was soll ich tanzen?“ fragte Theodota.

„Du warst soeben,“ entgegnete Alkibiades, „vom Stachel deiner Leidenschaft gehetzt, der Jo nicht unähnlich, welche durch eine von Hera gesandte Bremse verfolgt und verzweiflungsvoll in allen Ländern der Welt umhergetrieben wird. Zeige uns, wenn es dir beliebt, durch die Kunst verschönert, was du uns erst schauen ließest in roher, mißfälliger Wirklichkeit!“

Schweigend schickte Theodota sich an, die Jo zu tanzen.

Sie tanzte zu Flötenklängen die Geschichte der Inachostochter, wie sie von Zeus geliebt, dann von Hera verfolgt wird, wie sie gebunden und bewacht wird auf Heras Befehl durch den hundertäugigen Argos, wie nach der Tötung ihres Wächters sie von der unversöhnlichen Hera durch die scharfgestachelte Bremse verfolgt und durch alle Lande gehetzt wird.

Anfangs hatte Theodota nur mit Überwindung ihrer selbst der Aufforderung sich gefügt. Allmählich aber schien sie, mehr und mehr befeuert, ihre Seele in das, was sie darstellte, ganz zu ergießen. Ihr nachahmender Tanz gewann eine Kunstvollendung und einen feurigen Ausdruck, von welchem alle Zuschauer hingerissen wurden.

Als sie aber nun zur leidvollen Irrfahrt der Jo überging, und dem Entsetzen vor Heras Zorn und vor dem, von der Göttin gesandten, gestachelten Tiere Ausdruck gab, und ihre Gebärden den Charakter einer wilden, leidenschaftlichen Hast annahmen, und in der Angst der Flüchtenden das Leid um das verlorene Liebesglück sich zu mischen schien, da erhielten die Züge und das ganze Wesen Theodotas allmählich ein fast erschreckendes Ansehen. Sie spielte mit entsetzlicher Naturwahrheit die Rasende, Gehetzte, Verzweifelnde.

Aber sie *spielte* sie bald nicht mehr. Ihre Augen traten hervor und rollten schauerlich in den Höhlen, ihr Busen wogte, ihre geöffneten Lippen bedeckten sich mit leichtem Schaum.

So wild und ungestüm wurden ihre Bewegungen, daß Alkibiades und seine Freunde erschrocken auf sie zustürzten,

um sie festzuhalten, um der entzügelten Tollheit eine Schranke zu setzen.

Jetzt begann Jo-Theodota sich zu beruhigen. Sie blickte im Kreise umher mit blöden Augen, lächelte irr, und sprach die Umstehenden mit wunderlichen Namen an. Den Alkibiades selbst nahm sie für Zeus, den als Silen verkleideten Kallias für ihren Vater Inachos; aber in dem jungen Demos vermeinte sie den hundertäugigen Wächter Argos zu erblicken, und plötzlich das Auge starr auf Bacchis gerichtet, wallte sie neuerdings auf in toller Leidenschaft: Verwünschungen ausstoßend gegen die tückische Hera, wollte sie auf das Mädchen sich stürzen . . .

Theodota war wahnsinnig geworden . . .

Sie brach jetzt erschöpft zusammen und stieß wimmernde Klagen hervor in verwirrten unsinnigen Worten.

Alkibiades und seine Genossen wurden von einem leichten Schauer ergriffen. Aber sie waren trunken vom Weine. Sie überließen das Weib den Sklavinnen und taumelten aus Theodotas Behausung auf die Straße hinaus, wo die lärmende bacchantische Lust in ihren Wirbel sie fortriß.

Den nächsten Tag fand ein neuer Umzug mit dem Bilde des Dionysos statt. Und zwar war es diesmal das uralte, aus Eleutherä nach Athen gekommene Bild des Gottes, das aus dem Lenäon nach einem kleinen Tempel außerhalb der Stadt, in der Nähe der Akademie, getragen wurde, wo dasselbe in alten Zeiten aufgestellt gewesen. Jährlich einmal, bei den großen Dionysien, wurde das Bild auf kurze Zeit in festlichem Zuge an den alten Ort gebracht.

Dies geschah nun eben wieder.

Zahlreich und überaus prächtig, wie nie zuvor, weit abweichend von der bisherigen schlichteren Weise der Väter, war diesmal das Festgeleite des Götterbildes. In allen Straßen, welche dasselbe durchwandelte, und von allen Dachterrassen, von welchen man auf dasselbe herabsehen konnte, wimmelte es von Zuschauern, welche selbst auch im Schmucke ihrer Veilchenkränze einen festlichen Anblick boten.

Voran im Zuge gingen Schwärme von Satyrn und Silenen in roten Gewändern, mit Efeuranken die Leiber umschlungen.

Dann wurde ein bekränzter Altar einhergetragen, umgeben von Knaben in Purpurgewändern, welche Weihrauch, Myrrhen und Safran trugen auf goldenen Schüsseln.

Dann folgte allerlei Mummenschanz. Zuerst ein Greis mit der Maske eines Doppelgesichts, welcher die Zeit vorstellte, dann die jugendlich blühenden Horen, welche die Früchte trugen, die ihrer Zeit entsprachen, dann ein prächtig geschmücktes Weib, welches die Symbole der dionysischen Festzeit an sich hatte, endlich ein schöner Jüngling, in dessen Maske der fröhliche Dithyrambos sich verkörperte.

Dann kam eine Schar von dreißig Saitenspielern, welche goldene Kränze auf den Häuptern trugen und auf goldenen Lyren spielten.

Jetzt aber kam ein auf vier Rädern rollender Prachtwagen, auf welchem das Bild des Dionysos geführt wurde. Der Gott war bekleidet mit einem safranfarbigen Gewande und einem goldgestickten Purpurmantel darüber. Er erhob in der Rechten einen goldenen Becher, gefüllt mit funkelndem Weine. Neben ihm stand ein riesiger goldener Mischkrug. Über ihn war ein Sonnenschirmdach ausgespannt, von welchem das Laub des Efeus und der Rebe in reichlichen grünen Ranken herabging. Der Wagen selbst war ganz umwunden mit Kränzen, und sein umlaufender Rand war geschmückt mit tragischen und komischen Masken, jene mit Ernst und Würde, diese mit drolligem Grinsen auf das Volk herunterblickend.

Das unmittelbare Gefolge des Gottes bildeten Bacchanten und Bacchantinnen mit gelösten Haaren, die Häupter bekränzt mit Ranken des Weines, oder des Efeus, oder der Stechwinde.

Diesem Gefährt folgte ein anderes, auf welchem eine vergoldete Kelter sich befand. Die Kelter war ganz mit künstlich gebildeten Trauben gefüllt, und dreißig Satyrn

standen in dem Wagen und kelterten zum Scheine die Trauben unter einem fröhlichen Winzerlied, das sie zu den Tönen der Flöten sangen, und auf dem ganzen Wege troff duftiges Naß in einen Schlauch, genäht aus Pardelfellen. Den Schlauch aber umschwärmten Satyrn und Silene, welche zechend und lärmend die Weinflut auffingen in die untergehaltenen Becher.

Dann kam noch ein drittes Gefährt. Auf diesem war eine von hellem Gestein schimmernde, efeuumrankte Grotte gebildet, in welcher Quellen aller hellenischen Weine sprangen. Bekränzte Nymphen saßen lächelnd an diesen Quellen, Tauben umflatterten die Grotte und flogen aus und ein und schnäbelten sich in den grünen Zweigen des Efeus. Satyrn und Silene suchten die Tauben zu haschen, die an den Busen der Nymphen sich flüchteten.

Dann folgten singende Knabenchöre, dann der Aufzug der vornehmen Athener auf ihren prächtigen Rossen, dann Jünglinge, welche goldene und silberne, dem Dienste des Dionysos geweihte Prachtgefäße trugen.

Schwärmende Scharen schlossen sich an, Bacchanten und andere Mummerei, welche in ausgelassener Laune das Gepränge des Festzuges possenhaft nachahmte.

Auf der Agora wurde Halt gemacht bei dem Altar der zwölf olympischen Götter, und hier sangen Männer und Knabenchöre den Dithyrambos, wobei der Chor zugleich im rhythmischen Tanzschritt um den Altar sich bewegte.

Diese Töne waren kaum verhallt und der dionysische Reigen weitergezogen, als eine Szene der fremdesten und wunderlichsten Art die Aufmerksamkeit der Athener auf sich zog.

In jener Zeit nämlich hatten wandernde Bettelpriester der Kybele, welche man Metragyrten zu nennen pflegte, ferner Sabaziosdiener, Apostel des mit Dionysos ursprünglich wesensgleichen, aber ins Mystische hinübergezogenen Gottes Sabazios, auch Schwärmer, welche die mystische Weisheit des Orpheus zu erneuern sich brüsteten, in Athen hervorzutreten und ihr Wesen zu treiben begonnen.

Die Sabaziosdiener verkündeten und feierten einen mächtigen Heiland der Welt, durch welchen die Menschheit von allen Übeln erlöst, und der Sterbliche jedes gewünschten Heiles teilhaft zu werden vermöchte: eben jenen Sabazios. Sie und die Metragyrten zogen umher in den Straßen mit dem Bilde des Gottes oder auch der Göttermutter; unter den Klängen des Zymbals und der asiatischen Handpauke führten sie Tänze auf, bei welchen sie wie Korybanten sich rasend gebärdeten. Geißelung und sogar Selbstverstümmelung übten und empfahlen sie, wie die Priester der Kybele auf dem Tmolos. Im ganzen Lande wanderten sie bettelnd umher, ein Esel trug ihre Heiligtümer, allerlei Geheimmittel verkauften sie und erboten sich für Geld auch Götterzorn zu beschwichtigen, ja selbst Verstorbene von den begangenen Verbrechen zu entsühnen und aus den Qualen des Tartaros zu befreien. Sie machten sich zu Verkäufern und Unterhändlern der Götterhilfe für die Sterblichen.

Nicht mehr allzu spröde verhielt sich der Geist der Hellenen solcher Schwärmerei gegenüber, und hie und da begann sie in den Gemütern einzelner Wurzeln zu fassen.

Niemand blickte auf solche Versuche, einen düsteren und mystischen Götterkult aus dem Morgenlande herüber nach dem heiteren Hellas zu verpflanzen, mit größerer Erbitterung, als Aspasia, und mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, kämpfte sie dagegen. Der lebensfrohe, junge Alkibiades, welchem düstere Schwärmerei nicht minder unverständlich und ein Greuel war, stand ihr als mutiger Kämpe gegen jene Dunkelmänner und Gaukler zur Seite.

Während des Dionysosfestes nun glaubten auch die wandernden Metragyrten und Sabaziosdiener die günstige Gelegenheit gekommen, Anhänger zu werben für ihren Gott und Heiland Sabazios und für seinen fanatischen und grausenhaften Dienst. Sie zogen umher mit Pappellaub und Fenchel bekränzt, wie sie pflegten, trugen Schlangen in der Hand, die sie über dem Haupte schwangen, und tanzten, von Schwärmen des Volks umgeben, unter dem korybantischen Getöse

des Zymbals und des Tympanons ihren Rasetanz, die sogenannte Sikinnis. Dabei geißelten sie sich und verwundeten sich aufs Blut.

Ein Metragyrte hatte eine große Menge Volks um sich versammelt und predigte mit heftigen Gebärden und lautem Geschrei den erlösenden Gott Sabazios. Er sprach von geheimen Weihen, er sprach auch von der höchsten und dem Gotte wohlgefälligsten Tat des Sabaziosdienstes, der Selbstverstümmelung.

Während die Menge lauschend und zum Teil mit nicht unbewegtem Gemüte um den Metragyrten stand, kam plötzlich die Schar der schwärmenden, trunkenen Ithyphaller des Weges. Sie hörten den fremden Schwärmer von Sabaziosdienst und Selbstverstümmelung reden.

„Wie?“ rief der ausgelassene Fürst der Ithyphaller, „von Selbstverstümmelung wagt es einer vor uns zu sprechen, inmitten des Überschwanges bacchischer Festlust? Nein! Solche Worte sollen nicht gehört werden auf hellenischem Boden, solange es Ithyphaller gibt!“

Damit stürzte sich die Schar der trunkenen und übermütigen Jünglinge auf den Metragyrten, schleppte ihn hinweg und warf ihn, der seinesgleichen längst geschworenen Rache eingedenk, in den unfern gelegenen Erdabgrund des Barathron.

Unter den Bacchantinnen, welche den Festzug umschwärmten, hatten sich auch die Mädchen Aspasias befunden.

Wie hätten sie, die zur Freiheit erzogen wurden, der Freiheit nicht froh werden sollen in den Tagen, an welchen selbst für jene, welche sonst unfrei waren, alle Fesseln sprangen und alle Schranken fielen?

Auch das arkadische Hirtenkind hatte man, obgleich es nur widerwillig sich fügte, in die Maske einer Bacchantin gesteckt, und mit fortgezogen wurde es von dem entzügelten Reigen.

Einen großen Anteil schien der junge Alkibiades daran

zu haben, daß unter den Bacchantinnen, welche aus dem Hause Aspasias kamen, auch Kora nicht fehlte.

Kora stand allerdings an Schönheit weit zurück hinter ihren Gespielinnen. Aber sie war spröde, und ihr wunderlicher Ernst reizte den Mutwillen des Jünglings, entflammte ihn zuletzt bis zur Vermessenheit.

Um Koras willen folgte er den Mädchen Aspasias mit seinen Gefährten, unkenntlich gemacht durch Satyrmasken. Das Wagnis, mit dessen Absicht er sich trug, war kein geringeres, als die spröde Arkadierin von ihren Gefährtinnen wegzulocken, oder, wenn dies nicht gelang, mit Gewalt sie aus der Mitte derselben fortzuziehen und in sein Haus zu entführen.

Scherzend mischten die Satyrn sich unter die Bacchantinnen, Alkibiades hielt sich zu Kora, fand sie aber widerspenstig wie immer.

Plötzlich stürzten an einer einsamen Stelle, welche dem Unternehmen günstig war, auf einen Wink des Alkibiades die Gefährten desselben und er selbst sich auf das Mädchen, um es unter dem Schutze der bereits eingebrochenen Dämmerung mit Gewalt beiseite zu führen.

Aber im Herzen der Arkadierin erwachte derselbe Mut, mit welchem sie vorzeiten schon einmal einen angreifenden Satyr in die Flucht getrieben. Und wie sie damals einen Brand aus dem Feuer im Walde riß, um den Verwegenen damit zu verscheuchen, so riß sie jetzt einer ihrer Gefährtinnen die brennende Fackel aus der Hand und stieß sie dem vermummten Angreifer Alkibiades ins Angesicht, so daß seine Satyrmaske, von der Flamme in Brand gesteckt, augenblicklich hell aufloderte und er in Verwirrung zurückwich. Diesen Augenblick benutzte Kora, um mit der Behendigkeit des flüchtigen Rehes von dannen zu eilen, und spurlos entschwand sie in kurzer Zeit den Augen ihrer Verfolger.

Rastlos durcheilte sie mit klopfender Brust die Gassen, bis das Haus Aspasias erreicht war.

Was Kora an diesem Tage unter den Bacchantinnen

gewesen, das war der junge Manes, der Pflegesohn des Perikles, unter den Satyrn.

Auch ihm hatte man die Maske aufgenötigt, auch er war dem Xanthippos und dem Paralos widerwillig in das tolle Mummenspiel gefolgt. Unerfreulich, ja beängstigend erschien ihm das Getümmel, das ihn umgab. Die Festlust um ihn her nahm eine zügellose Gestalt an. Der tolle Menon benahm sich auf der Agora schamlos wie sein Hund. Zuletzt sah Manes gar sich zur wehrlosen Zielscheibe der Spötter geworden. Unbehilflichen Wesens, wie er war, verstand er den Neckereien, den Scherzworten, mit welchen man auf ihn eindrang, nicht zu begegnen.

„Gebt acht!" sagten einige im Kreise, „dieser trübselige Satyr da ist verdächtig! Schon manches Mal haben beim Dionysosfeste in solcher Maske neidische Schatten der Unterwelt unter die Lebenden sich eingeschlichen, oder gar Thanatos selber, oder die Pest! — Reißt ihm die Larve herab! Wer weiß, welchem Graungesicht wir begegnen!"

Die Gedanken des Jünglings verwirrten sich, sein Haupt begann ihn zu schmerzen, er machte sich Bahn durchs Getümmel mit seinen kräftigen Armen und schlug den Heimweg ein.

Im Hause angelangt, schlich er sich unbemerkt auf die Dachterrasse hinauf, welche in diesem Augenblick völlig einsam war. Dort ließ er sich auf eine kleine Steinbank nieder, nahm die Satyrmaske vom Gesicht, legte sie neben sich und versank in Gedanken.

Seine Züge hatten den Ausdruck einer tiefen Schwermut angenommen. Er schien ein geheimes Leid in der Brust zu tragen. Wenn er dem lauten Freudentaumel des Dionysosfestes sich entzog, so lag der Grund vielleicht nicht bloß in seiner Abneigung gegen solches Treiben überhaupt, sondern in einer Befangenheit, welche infolge eines tiefen und mächtigen Eindrucks sich gegenwärtig seiner Seele bemächtigte.

Lange war Manes in dieser Weise, nachdenklich und

traurig zu Boden blickend, dagesessen, die Satyrmaske neben sich. Da stand plötzlich Aspasia vor ihm.

Erschrocken blickte er empor. Schweigend sah die Herrin des Hauses ihm einige Augenblicke lang ins schwermutverdüsterte Antlitz. Dann begann sie mit freundlichen Worten:

„Wie kommt es, Manes, daß du die Vergnügungen deiner Altersgenossen solange verschmähst? Fühlst du nichts in deinem Blute von dem, was andere treibt, sich der schönen flüchtigen, nie wiederkehrenden Jugendzeit zu erfreuen?“

Manes blickte betroffen zu Boden und erwiderte nichts.

„Bedrückt dich irgendein Leid?“ fuhr Aspasia fort. „Bist du unzufrieden in diesem Hause, und würdest du es vorziehen, unter anderen Menschen zu leben? Zürnst du vielleicht dem Perikles geheim, daß er dich von Samos mit sich hierhergenommen und dich wie einen eigenen Sohn im Hause erzogen?“

Bei diesen Worten Aspasias erhob sich der Jüngling unwillkürlich von seinem Sitze und mit lebhaft abwehrender Gebärde legte er gleichsam Verwahrung ein gegen eine solche Voraussetzung, während eine Träne zugleich aus seinem Auge quoll.

Aspasia fuhr fort, nach den Gründen seiner Betrübnis zu forschen.

Manes antwortete bald mit einem leisen Seufzer, der aus seiner Brust sich stahl, bald mit einem Erröten. Seine Hand zitterte leise. Er wagte selten aufzublicken; wenn er es aber tat, so hatten seine braunen Augen einen seelenvollen, fast rührenden Ausdruck.

Der Jüngling war so ungefüge, so ungeschlacht in seinem Wesen, und doch hatte er jetzt an sich etwas Weiches, fast konnte man sagen etwas Mädchenhaftes.

Aspasia blickte auf ihn mit dem Anteil, welcher die notwendige Wirkung des Ungewöhnlichen, des Wundersamen, des Rätselhaften ist.

Mit jedem Augenblick fand sich Aspasia mehr bestärkt

in der Mutmaßung, daß ein geheimes Leid an dem Herzen des Jünglings zehre.

Liebe konnte es nicht sein; denn wem hätte sie gelten können, diese geheime Glut? Doch wohl nur einer der jugendlichen Hausgenossinnen? Diesen aber hatte ja Manes immer verschämt und blöde sich ferngehalten. Hatte man nicht mit Eifer sich bestrebt, den Jüngling in den fröhlichen Kreis zu ziehen, und war dies Bestreben nicht immer vergeblich gewesen?

Ein Gedanke durchzuckte Aspasia. Ein Gedanke, der im ersten Augenblick beinahe etwas Drolliges für sie hatte, sie beinahe belustigte . . .

Aber wenn der Jüngling sein seelenvolles Auge zu ihr erhob, so milderte sich das Drollige jenes Gedankens, sie fand sich in einer Weise, welche sonst gar nicht in ihrer Natur lag, ergriffen von einer Regung herzlichen Mitleids.

Nicht müde wurde sie, die unmännliche Schwermut des Schweigsamen mit sanften Worten zu tadeln, und ihn zu der Heiterkeit, die seiner Jugend gezieme, aufzumuntern.

Während so Aspasia mit dem Jüngling sich beschäftigte, saß Kora einsam in dem verlassenen Peristyl des Hauses. Sie hatte, zurückgekehrt aus dem wilden Wirbel der Festlust, dort still sich hingesetzt, die Maske der Bacchantin abgenommen und neben sich gelegt. So saß sie da, in tiefes Sinnen verloren, als Perikles, zufällig eben in das Haus zurückkehrend, das Peristyl durchschritt.

Er war betroffen durch den Anblick des Mädchens, welches so einsam und nachdenklich dasaß, die abgelegte Maske der Bacchantin neben sich.

Er ging auf Kora zu und fragte sie nach dem Grunde ihrer so eiligen Rückkehr, ihrer Trennung von den Gespielinnen, mit welchen sie das Haus verlassen hatte.

Kora schwieg. Sie hatte einen Kranz im Schoße, den sie als Bacchantin getragen. Mit den Blumen dieses Kranzes spielte wie unbewußt ihre Hand, und sie zerpflückte dieselben.

Der Boden um sie her war bedeckt mit den zerpflückten Blättern der Blumen.

Einen Anblick von besonderer Art bot das Mädchen in diesem Augenblicke. Die Haltung, in welcher sie dasaß, das Spiel mit dem Kranze, der Ernst des bleichen Gesichtes bildeten zu dem Gewande und den Kennzeichen der Bacchantin, die sie an und neben sich hatte, einen Gegensatz, welcher fast ein Lächeln herausforderte.

Perikles fuhr fort, ihr ins Antlitz blickend:

„Eine Bacchantin mit so traurigen Mienen erinnere ich mich nicht jemals gesehen zu haben. Mich dünkt, Kora, du möchtest den Thyrsosstab weit lieber wieder mit dem Hirtenstabe vertauschen? — Ist es nicht so? — Du fühlst dich nicht glücklich in diesem Hause? Du sehnst dich nach deinen heimischen Bergwäldern, nach deinen Lämmern und Schildkröten?"

Kora schlug ihre Augen einen Augenblick zu Perikles auf, die Augen, welche denen des Rehes zu vergleichen waren, und sah ihn an mit einer Miene, noch trauriger als zuvor, aber zugleich mit einem treuherzigen, fast kindlichen Blicke, in welchem eine aus tiefer Seele kommende Zustimmung zu liegen schien.

„Willst du, daß wir dich heim entsenden?" fragte Perikles in herzlichem, vertrauenerweckendem Tone. „Sprich offen, Kind, und ich werde alles tun, um dich sobald als möglich in die geliebte Heimat und zu deinem wahren Glücke zurückzuführen. Willst du dieses Haus verlassen, Kora? Sprich!"

Eine sonderbare Wirkung übten diese Worte auf das arkadische Mädchen. Im ersten Augenblicke zuckte etwas wie ein Freudenstrahl über ihr Antlitz. Plötzlich aber blickte sie, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, wieder ernst zu Boden, sie wurde bleich, ihr Busen begann zu wogen, eine Träne stahl sich zitternd über ihre Wimpern.

„Sprich es aus," sagte Perikles, „was du wünschest und was dir zur Fröhlichkeit gebricht in diesem Hause. Es gibt gewiß etwas, was du vermissest!" — Perikles sprach diese

Worte in eindringlichem Tone und blickte dem Mädchen, auf Antwort harrend, ins Gesicht.

„Verlangst du hinweg aus diesem Hause?" wiederholte er.

Kora schüttelte stumm und traurig das Haupt.

„Deine Betrübnis scheint also ohne Grund zu sein," fuhr Perikles fort, „eine Melancholie, die als eine Art von Krankheit dein Gemüt befällt. Bekämpfe sie, mein Kind! Gib ihrer Macht nicht widerstandlos dich hin! Sieh', auch mich möchte der Dämon der üblen Laune zuweilen erfassen, aber ich ringe mit ihm. Das Leben muß heiter sein, und eine Lust für uns: denn wäre es dies nicht, so müßten wir ja die Toten beneiden. Wollen denn die Menschen nicht alle froh werden und glücklich sein, und sich heiter miteinander des Daseins freuen? Warum suchst du die Einsamkeit? Willst du denn nicht auch heiter und glücklich sein?"

Wieder schlug Kora treuherzig zu Perikles die Augen auf und sagte zögernd:

„Ich bin glücklich, wenn ich einsam bin!"

„Wunderliches Kind!" rief Perikles.

Er blickte Kora schweigend und sinnend an. Sie war nicht schön. Der Reiz ihrer Jungfräulichkeit war ohne allen Sinnenzauber.

Und doch lag in dieser Jungfräulichkeit, in dieser Kindlichkeit, in dieser wunderlichen Art zu empfinden, etwas, was eine besondere Art von Sympathie in edlen Naturen erwecken konnte.

Perikles hatte den Inbegriff aller weiblichen Reize und Vorzüge in Aspasia verkörpert gefunden. Jetzt trat ihm plötzlich die Weiblichkeit in einer neuen, ungeahnten Gestalt entgegen. Was er da in Kora vor seinen Augen verkörpert sah, das war verschieden von allem, was er bisher gesehen, was er bewundert, was er geliebt hatte.

Nicht liebenswürdig, nicht reizend erschien ihm diese neue Art von Weiblichkeit, aber eine Rührung überkam ihn, ebenso neu und fremd, als dasjenige, wodurch sie hervorgerufen war. Er legte seine Hand auf das Haupt der Ar-

kadierin und empfahl ihr krankes Gemüt dem waltenden Schutze der Himmlischen.

Dann sagte er: „Wollen wir nicht mitsammen Aspasia aufsuchen?“ Und als er von einem Sklaven vernahm, daß Aspasia sich auf die Dachterrasse begeben, so faßte er das Mädchen freundlich an der Hand, um sie der Herrin zuzuführen.

Wunderbares Zusammentreffen! In demselben Augenblicke, in welchem Perikles im Peristyl des Hauses seine Hand mit einer Art von ernster Rührung auf das Haupt des betrübten Hirtenkindes legte, in demselben Augenblicke lag die Hand Aspasias, welche mit Manes ihr Gespräch auf der Terrasse des Daches beendete, auf dem Haupte des trübseligen nordischen Jünglings!

War es doch, als ob diese ihre Hand mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit sein braunes Gelock berührte, ihr Auge fast mit Wärme ruhte auf den Zügen des jugendlichen Sonderlings!

Dennoch thronte heitere Unbefangenheit auf ihrer freien, stolzen Stirne, und mit ruhigem Lächeln begrüßte sie Perikles, als dieser, das Mädchen an der Hand, zu ihr herantrat.

„Ich führe dir die schwermütige Kora zu,“ sagte Perikles zu Aspasia; „sie scheint mir nicht weniger als Manes freundlichen Zuspruches bedürftig!“

Perikles hatte bei seiner Annäherung den warmen Blick bemerkt, mit welchem das Auge Aspasias auf dem Jüngling ruhte.

Sie folgte seinem leisen Wink, und er führte sie an eine entfernte Stelle der Dachterrasse, wo ein Ruheplatz angebracht war unter blühenden Ranken.

Hier erzählte Aspasia ihr Gespräch mit Manes dem Perikles, dieser ihr das seinige mit dem arkadischen Mädchen.

Zuletzt sagte Perikles mit ruhigem Ernste:

„Du hast warmbeseelte Blicke, ja selbst schmeichelnde Gebärden aufgeboten, um das umdüsterte Gemüt des Jünglings aufzuhellen!“

„Und dies bringt dich auf den Gedanken, daß er mir wert sein könnte?“ sagte Aspasia. „Nein!“ fuhr sie fort, als Perikles schwieg, „ich liebe ihn nicht, denn er ist fast häßlich. Seine plumpen Backenknochen beleidigen mein Auge. Aber eine flüchtige Rührung, ich weiß selbst nicht von welcher Art, überkam mich. Es war vielleicht Mitleid.“

„Weißt du genau, was Liebe nicht ist, und was sie ist?“ fragte Perikles.

„Was Liebe ist?“ rief lachend Aspasia. „Beginnst auch du mich nun mit der törichten Frage zu quälen? — Liebe ist ein Ding, nicht abzuweisen, wenn es kommt, und nicht aufzuhalten, wenn es geht . . .“

„Und anderes weißt du nicht von ihr zu sagen?“ fragte Perikles.

„Nichts, als was ich schon öfter gesagt,“ versetzte Aspasia; „ein Gefühl ist sie, das entarten kann zur Tyrannei, indem sie das Geliebte zum willenlosen Werkzeug machen will. Diesen Drang zur Entartung muß sie zu unterdrücken wissen. Sie muß ein mit Freiheit geschlossener, mit Freiheit aufrecht erhaltener Freudenbund der Herzen sein!“

„Sooft du mir dies wiederholtest,“ sagte Perikles, „hat es mir immer unwiderleglich geschienen. Mein ruhig erwägender Sinn ist davon heute noch so gut überzeugt, als an dem Tage, wo wir selbst einen solchen Freudenbund der Herzen mit Freiheit schlossen. Liebe muß dem tyrannischen Drang entsagen, die Freiheit dessen, was sie liebt, zu vernichten, aber *ungelöst steht vor meinem Geiste die Frage: Kann* dies die Liebe? Ist sie jemals *imstande*, siegreich diesen Drang zu bekämpfen?“

„Sie kann es,“ versetzte Aspasia, „denn sie muß es können!“

„Nicht aufzuhalten sei die Liebe, wenn sie geht, so sagtest du!“ fuhr Perikles nach einer Weile sinnend fort. „Was wird aus *uns* werden, Aspasia, wenn ihr schönes Feuer auch in unserer Brust erlischt?“

„Dann werden wir sagen," erwiderte Aspasia: „wir haben miteinander das Höchste des irdischen Glückes genossen! Wir haben nicht umsonst gelebt! Wir haben auf dem Gipfel des Daseins in hoher Lebens- und Liebenskraft den Freudenkelch geleert!"

„Geleert — geleert", wiederholte Perikles, die Worte dumpf vor sich hinsprechend. „Du lässest mich da ein Wort vernehmen, das mich schaudern macht — —"

„Es ist das Los der Becher, sich zu leeren," sagte Aspasia, „und das Los der Blumen, zu welken, und das Los alles Lebenden, scheinbar hinzuschwinden, in der Tat aber in ewigem Wechsel sich zu erneuern. Des Sterblichen Sache aber ist es, auf diesen Wandel und Wechsel um ihn und in ihm selbst mit der heiteren Ruhe der echten Weisheit zu blicken. Töricht wäre es, sich an die Ferse des Entfliehenden zu heften. Es kommt die Zeit, den Becher getrost in den Abgrund zu schleudern, aus welchem die beglückende Welle geschäumt hat. Zu einem Gipfel strebt alles empor, um dann wieder abwärts zu sinken auf der Stufenleiter des Daseins bis zur Vernichtung. Naturlauf ist alles."

Als Perikles und Aspasia diese Worte gewechselt hatten, schickten sie sich an, hinab ins Haus zu gehen. Und als sie wieder der Stelle sich näherten, wo sie Manes und Kora verlassen hatten, sahen sie diese beiden in einem Gespräche miteinander begriffen.

Das flache Dach war durch Aspasia in eine Art Gartenterrasse umgewandelt worden. Es befanden sich da Lauben zum Schutze gegen die Sonne, und hohes blühendes Gesträuch, das in Gefäßen, gefüllt mit Erdreich, wurzelte.

Ein solches Gesträuch verbarg Perikles und Aspasia, als sie sich näherten, vor den Blicken des Jünglings und des Mädchens, welche überdies zu sehr in ihr Gespräch vertieft waren, als daß sie die Annäherung der beiden hätten bemerken sollen.

Perikles und Aspasia standen unwillkürlich einen Augenblick still, betroffen durch den Anblick. Sie hatten niemals

vorher bemerkt, daß Manes und Kora sich miteinander unterredet, daß eines des andern Gesellschaft gesucht hätte.

Schweigsam und zurückhaltend wie gegen alle Welt waren sie auch gegeneinander gewesen.

Es war an sich selbst eine wunderliche Szene, welche das Auge wohl auf sich zu ziehen vermochte, einen traurigen Satyr und eine schwermütige Bacchantin miteinander sich unterreden zu sehen.

Kora erzählte dem Jüngling von ihrer arkadischen Heimat, von den schönen Bergwäldern, von den Schildkröten, vom Gotte Pan, von den stymphalischen Vögeln, von den Jagden der wilden Tiere.

Manes hörte mit großer Spannung zu. „Du bist sehr glücklich, Kora,“ sagte er dann, „daß du alles dieses so klar in deiner Seele hast, und dich daran beständig erinnern kannst. Mir ist, wenn ich wache, gar nichts erinnerlich von meiner Heimat und von meiner Kinderzeit. Nur in Träumen finde ich mich zuweilen versetzt in tiefe rauschende Wälder, oder ich sehe rauhe Männer, in zottige Vliese gekleidet, auf schnellen Rossen sitzend und dahinsprengend über die Ebene. Ich bin dann immer den Tag über sehr traurig, wenn ich solche Träume gehabt habe, und an einer Art von Heimweh krank' ich, obwohl ich keine Heimat habe, und nicht wüßte, wohin ich zuerst meine Schritte lenken müßte, wenn ich sie aufsuchen wollte. Nur daß ich nordwärts gehen müßte, immer nordwärts, dies weiß ich, und es träumt mir auch oft, daß ich nordwärts wandere, immer nordwärts in eine unendliche Ferne. Du bist gewiß doppelt betrübt, Kora, daß du nicht in deine Heimat zurückkehren kannst, weil du sie ja kennst, und auch deine Erzeuger, und sie immer leicht wiederzufinden wüßtest. Sag mir's, Kora, wenn du zurückkehren willst in deine Heimat, ich führe dich heimlich dahin, und bleibe dann auch dort, denn ich bin doch jung und stark. Warum sollt' ich nicht mit den arkadischen Männern zusammenleben und die wilden Tiere mit ihnen jagen?“

„Nein, Manes,“ sagte das Mädchen, „nach Arkadien

sollst du nicht gehen, weil dich ja deine Sehnsucht gegen den Norden zieht. Nein, ich möchte durchaus nicht, daß du nach Arkadien zögest, weil du dich gewiß immer nach deiner Heimat sehnen würdest. Du mußt gegen den Hellespont hinwandern und dann immer weiter gegen Norden, dann findest du gewiß deine Heimat, und vielleicht gar ein Königreich . . ."

„Ich möchte wohl gerne gegen den Norden hinwandern," sagte Manes, „aber ich würde traurig sein, wenn ich daran dächte, daß du hier bist und dich vergebens heim nach Arkadien sehnst."

Kora blickte nachdenklich zu Boden und nach einer kleinen Pause sagte sie:

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Manes, daß ich ebenso gerne gegen Norden ziehen würde, wie nach Arkadien, wenn wir mitsammen wanderten. Und mir ist, als wäre überall, wohin wir mitsammen gingen, Arkadien . . ."

Bei diesen Worten des Mädchens errötete Manes, und seine Hand zitterte wieder, wie immer, wenn er von einer großen und dabei schüchternen inneren Bewegung sich ergriffen fühlte, und er vermochte anfangs gar nichts zu sagen; erst nach einer Pause begann er wieder:

„Aber du willst gewiß viel lieber nach Arkadien gehen, Kora, zu den Deinigen! Ich will ja gerne dich begleiten und ein Hirt werden, und mir ist, als fände ich überall, wohin ich dich begleite, meine Heimat wieder und sogar ein Königreich . . ."

Hier stockte er und errötete wieder. Von der Straße herauf scholl der tobende Lärm eines vorbeiziehenden Bacchantenschwarmes. Fackeln erglänzten, heller Freudengesang ertönte, die Lust jauchzte in entfesselter Freiheit — hier oben aber standen der Jüngling und das Mädchen sich mit kranken Herzen blaß und stumm und verschämt gegenüber, und keines wagte die Hand des andern zu fassen, und selbst das Auge schlugen sie voreinander schüchtern zu Boden — der Satyr und die Bacchantin!

„Sie lieben sich!“ sagte Perikles zu Aspasia. „Sie lieben sich, diese beiden: aber mit einer wunderlichen Art von Liebe, wie es scheint. Es ist, als ob sie sich ganz und gar nur mit den Seelen liebten. — Sie sprechen nur immer von Opfern, die sie einander bringen möchten . . .“

„In der Tat,“ versetzte Aspasia, „mit einer Art von Liebe lieben sich diese beiden, wie nur Manes und Kora sie erfinden konnten. Sie haben durch die Liebe alle Munterkeit verloren, sie sind bleich und krank, sie sind traurig, und obgleich sie wissen, daß sie einander lieben, haben sie doch keinen Genuß von ihrer wechselseitigen Liebe, denn sie wagen es gar nicht einmal, sich die Hände zu reichen, geschweige sich zu küssen.“

„Es ist eine verschämte Liebe,“ sagte Perikles, „eine keusche, eine schmerzliche, eine selbstlose, eine entsagende, eine opferwillige Liebe. Vielleicht ersetzt diese Art von Liebe durch Bestand und schönes Gleichmaß, was ihr fehle an wonneschauerndem Göttergenusse. Vielleicht trifft von ihr weniger zu, was du früher von der Liebe behauptet hast, daß sie dem blinden Naturlauf unterworfen sei . . .“

„Eine Krankheit ist diese traurige Liebe!“ rief Aspasia erregt. „Wehe dem Tage, an welchem sie erfunden worden! Nicht aus dem morgenroten Meere, sondern aus den arkadischen Styxgewässern stieg diese neue, mit weißen Rosen bekränzte, bleichwangige Aphrodite! Diese Art von schmerzlicher, leidenschaftlicher Liebe ist so schlimm, wie Krieg und Pest und Hunger für die Menschen. Zu Eleusis habe ich diese Art von Liebe unter dem Gefolge des Thanatos gesehen, und dieser Gedanke war der einzige, der mir gefiel, dort in den eulisinischen Weihegrüften!“

Nun traten Perikles und Aspasia hervor, und Aspasia führte das arkadische Mädchen mit sich hinab ins Haus.

Am Abende desselben Tages fand im Hause des Perikles ein kleines Gelage statt, wie es die dionysische Festzeit mit sich brachte in den Häusern aller athenischen Bürger. Einige

Gäste waren da, unter ihnen Kallimachos mit Philandra und Pasikompsa.

Man hatte diesmal nicht im gewöhnlichen Speisesaale des Hauses, sondern im kühleren und geräumigeren Peristyl sich versammelt, wo die Lüfte der lauen Frühlingsnacht von oben erquickend hereinwehten.

Perikles hatte, wie es seine Art war, sich früh zurückgezogen.

Plötzlich kam der junge Alkibiades mit einigen seiner Freunde. Er stürmte in ausgelassener Festlaune beinahe die Pforte des Hauses und nahm, mit seinen Gefährten eindringend, sofort Platz unter den schon Versammelten.

Bei seinem Eintritt flüchtete Kora sich sogleich ängstlich ins Innere des Hauses.

Als Alkibiades dies merkte, gedachte er bei der reizenden Simaitha sich schadlos zu halten. Diese aber wies ihn stolz von sich. Sie verachtete ihn, seit er soweit sich erniedrigt hatte, das arkadische Hirtenmädchen mit Gewaltsamkeiten zu verfolgen in toller Liebeslaune. Auch die übrigen Mädchen erwiesen aus gleichem Grunde sich trotzig gegen ihn. Lange bemühte er sich, die Grollenden umzustimmen, aber vergeblich.

„Wie?“ rief er zuletzt, „Kora entläuft vor mir, spröde wie eine Fackeldistel, wenn der heiße Sommer sie dürr macht — Simaitha kehrt mir den Rücken — die gesamte Schule Aspasias blickt ernst und runzelt die Stirnfalten, wie der alte Anaxagoras — wohlan! Wenn ihr alle mich zurückweist, so werde ich an die holde Hipparete mich halten, des Hipponikos züchtiges, verschämtes, reizvoll blühendes Töchterlein!“

„Tue das immerhin!“ sagte Simaitha.

„Ich werde es!“ rief Alkibiades; „du sollst mich nicht vergebens aufgefordert haben, Simaitha! Alkibiades läßt nicht mit sich scherzen! Ich gehe morgen mit dem Frühesten zu Hipponikos und begehre von ihm sein Töchterlein. Ich verheirate mich, werde tugendhaft, entsage allen tollen Ver-

gnügungen, und vertreibe mir die Zeit damit, Sizilien zu erobern und die Athener nach meiner Pfeife tanzen zu lassen!"

„Hipponikos wird dir seine Tochter nicht geben!" rief der junge Kallias; „er hält dich für einen zu großen Taugenichts!"

Lachend stimmten die übrigen Genossen ein: „Hipponikos wird dir seine Tochter nicht geben, du bist ein allzu großer Taugenichts!"

„Hipponikos wird mir seine Tochter geben," rief Alkibiades mit Nachdruck, „auch wenn ich unmittelbar zuvor ihn geohrfeigt haben sollte. Wollt ihr euch in eine Wette mit mir einlassen? Ich mache mich anheischig, den Hipponikos zu ohrfeigen und dann um seine Tochter bei ihm anzuhalten. Und er wird sie mir geben."

„Du bist ein Prahler!" riefen die Freunde.

„Es gilt die Wette!" entgegnete Alkibiades. „Tausend Drachmen, wenn es euch gefällig ist."

„Es gilt!" riefen Kallias und Demos.

Alkibiades reichte den Freunden die Hand hin, und diese schlugen ein. Es galt die Wette von tausend Drachmen.

„Warum sollte ich nicht in mich gehen und tugendhaft werden," rief Alkibiades, „da rings um mich her so viele traurige Zeichen und Wunder sich begeben? Nicht genug, daß Kora vor mir flüchtet, Simaitha sich von mir lossagt, Theodota wahnsinnig geworden, mußte ich nicht auch erleben, meinen ältesten und besten Freund zu verlieren? Er hat mir die Treue gebrochen und eine Frau genommen."

„Von wem sprichst du?" fragten einige.

„Von wem anders, als von Sokrates?" entgegnete Alkibiades.

„Wie? Sokrates hat sich verheiratet?" fragte Aspasia.

„So ist es!" erwiderte Alkibiades; „in aller Stille hat er dieser Tage eine Frau genommen. Gebt ihn auf, ihr seht ihn niemals wieder!"

„Wie kam das nur?" fragte Aspasia weiter, „mir ist noch nichts davon zu Ohren gekommen."

„Es mögen etwa zwei Wochen verstrichen sein," sagte Alkibiades, „da stand ich in einer der stillsten Gassen drüben am Ilissos im Gespräch mit einem Freunde, dem ich da zufällig begegnete. Plötzlich öffnet sich die blumengeschmückte Tür eines Hauses und ein Zug von Flötenspielern und Sängern, mit Fackeln in den Händen und bekränzt, tritt heraus. Diesen folgt eine verschleierte Braut, einherschreitend zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer. Die drei besteigen einen vor dem Hause stehenden, mit Maultieren bespannten Wagen und nehmen Platz auf demselben. Mittlerweile kommt die Brautmutter mit der Fackel nach, die sie am Herdfeuer des Brauthauses angezündet; ihr schließt das übrige, weißgekleidete fackelntragende und bekränzte Geleite sich an, der Wagen setzt sich in Bewegung und fort geht es die Straße hinab bis zum Hause des Bräutigams mit Flötenspiel und Gesang und fröhlichem Jauchzen und Springen. Der Bräutigam aber war kein anderer als Sokrates, der Freund Aspasias, sein Brautführer der Weiberfeind Euripides."

„Und die Braut?" fragten viele.

„Eines schlichten Mannes schlichtes Kind," versetzte Alkibiades, „das aber des Hauswesens Zügel sofort ergriff wie mit ehernen Händen, und sich auf die Kunst versteht, mit dem wenigen hauszuhalten, was Sokrates von seinem väterlichen Erbe noch besitzt. Sokrates verheiratet! Der arme Wahrheitsucher! Die Wahrheit hat er gesucht, und hat — ein Weib gefunden! Ich wiederhole euch, es geschehen Zeichen und Wunder! Die alte Welt will, scheint es, aus den Fugen gehen. Sokrates verheiratet — die lustige Theodota wahnsinnig — nehmt nun noch dazu, daß auf Ägina und in Eleusis, wie man sagt, einige Fälle der Pest vorgekommen, die schon längere Zeit am ägyptischen Gestade spukt, und daß man heute auf der Agora eine verdächtige Satyrmaske bemerkt haben will, unter welcher, meint man, sich Thanatos, oder die Pest, oder sonst etwas Grausenhaftes eingeschlichen — nehmt das alles zusammen, und ihr werdet

zugestehen müssen, daß es langweilig zu werden droht in der Stadt der Athener. Wenn nun gar noch ich die Tochter des Hipponikos heirate, so färbt der hellenische Himmel sich grau wie ein Aschenhaufe. Aber heute wollen wir noch fröhlich sein — beim Eros mit dem Donnerkeil! Nicht länger geschmollt, Mädchen! Laßt uns einen lustig-tollen Krieg beginnen wider die trübseligen Mächte, die uns bedrohen! Laßt uns ein spöttisches Schnippchen schlagen allen Zeichen und Wundern! Und wenn frohe Lust aus ganz Hellas verschwunden wäre, in diesem Kreise müßte sie noch zu finden sein. Habe ich nicht recht, Aspasia?"

„Du hast recht!" versetzte Aspasia; „im Kampfe wider alles Trübselige sind wir Bundesgenossen."

So sprach sie, und ließ neue Becher bringen, und im Mischkrug schäumten die köstlichen Fluten wieder auf, geleert und wieder geleert wurden die funkelnden Pokale. Heller Scherz, Gelächter und Freudengesang durchschallte das Peristyl, und Alkibiades sprühte von Funken dionysischen Geistes.

So war es Mitternacht geworden. Plötzlich öffnet sich im Hintergrunde eine Tür, die ins Peristyl mündet. Aus der Tür kommt langsam wie ein Gespenst mit geschlossenen Augen Manes geschritten — Manes, der Traumwandler! — Er war dem Gelage fern geblieben und hatte sein stilles Lager aufgesucht. Nun aber hatte die unheimliche Sucht den Schlummernden wieder vom Pfühl seiner Ruhe gezogen.

Bei dem Anblicke des mit geschlossenen Augen das Peristyl Durchwandelnden verstummte die helle Fröhlichkeit, und alles blickte, von leisem Schauer ergriffen, stumm nach dem gespenstigen Waller —

Nachdem er das Peristyl durchschritten, wendete er sich der Treppe zu, welche emporführte zum flachen Dache des Hauses. Über diese Treppe stieg er sicheren Schrittes hinan, und verschwand alsbald den Augen der bei dem Gelage Versammelten. Ihm zu folgen beschloß die Mehrzahl der Zechgenossen, nachdem der erste Schauder überwunden war.

„So straft Dionysos diejenigen," rief Alkibiades, „welche

seinem heiteren Freudendienst widerstreben. Wir wollen den Verächter des Gottes bekehren! Kommt! wir wollen ihn wecken und dann ihn mit Gewalt zu unserem Gelage ziehen!"

Damit setzte der größere Teil der Zechgenossen sich in Bewegung und nahm den Weg nach der Dachterrasse des Hauses.

Als sie dort angelangt, stellte sich ihnen ein Anblick dar, der neuerdings das Grausen in ihrer Brust entfesselte.

Manes wandelte auf einem erhöhten, etwas abschüssigen Vorsprunge des Daches, hart am äußersten, abfallenden Rande des Vorsprunges selbst, an einer Stelle, wo nur die Mondsucht mit geschlossenen Augen wandeln konnte, jeder Wache aber schwindelnd in die Tiefe stürzen mußte.

Inzwischen waren auch die übrigen Hausgenossen auf die Kunde, daß Manes traumwandle, herbeigeeilt.

Auch Perikles erschien.

Auch er schauderte, als er den Jüngling erblickte und sagte:

„Wenn er in diesem Augenblick erwacht, so stürzt er rettungslos in die Tiefe. Sich ihm rettend zu nähern, aber ist an jener Stelle unmöglich!"

Eben als Perikles diese Worte sprach, kam auch Kora herbei.

Entsetzt, totenbleich, die großen rundlichen Augen weit geöffnet, das Gesicht umflogen von dem aufgelösten Gelock ihres Hauptes, starrte Kora nach dem Traumwandler. Die Worte des Perikles vernehmend, zuckte sie einen Augenblick schaudernd zusammen, dann aber stürzte sie wie beflügelt nach der Stelle hin, wo Manes wandelte, schwang über den erhöhten Vorsprung sich empor, tat sicheren Fußes, ohne zu schwindeln, einige Schritte abwärts auf der abschüssigen gefährlichen Bahn, faßte die Hand des Jünglings und riß ihn zurück von der äußersten Zinne, zurück bis dorthin, wo sie den sicheren Boden unter sich fühlte.

Erst als Manes gerettet war, überwältigte sie der Schwindel, und ohnmächtig sank sie zusammen.

Jetzt war es Manes, der, erwachend und die Augen aufschlagend, angstvoll das Mädchen umfaßte und es weiter hinabtrug in seinen Armen, bis es sein Bewußtsein wiedergewann, und halb erschrocken, halb beschämt, errötend von dannen eilte.

Die Genossen des Gelages hatten diese Szene verfolgt mit staunenden Augen. Jetzt umringten sie den Manes und führten ihn unter fröhlichem, ermunterndem Zuspruch hinab ins Peristyl.

Nur Perikles blieb einen Augenblick mit Aspasia zurück.

„Wie bedaure ich," sagte Perikles zu Aspasia, „daß Sokrates nicht Zeuge dieser Szene gewesen!"

„Warum bedauerst du dies?" fragte Aspasia.

„Er würde nun wohl endlich", erwiderte Perikles, „erfahren zu haben glauben, was die Liebe ist . . ."

Aspasia schwieg einen Augenblick, in den Mienen des Perikles forschend. Dann sagte sie: „Und du?"

Perikles erwiderte:

„Mich beschämt und verwirrt dies Paar ein wenig. Es ist, als ob es sagen wollte: Tretet ab, ihr beide, von der Bühne, und räumet uns den Platz!"

Noch einmal blickte Aspasia dem Perikles eine Zeitlang ins nachdenklich-ernste Gesicht. Dann sagte sie:

„Du bist kein Grieche mehr!"

Gering an Zahl waren die Worte, die da gewechselt worden, aber sie waren bedeutsam. Sie fielen schwerwiegend in die Wage des Schicksals.

Mit ihnen ereignete sich etwas wie ein geheimer Riß zwischen zwei hohen, einst so schön und innig verbündeten Seelen.

Ein lange vorbereiteter Einzug neuer, dunkler, trüber Gewalten: des Zweifels, des innern Zwiespalts in der Seele des Perikles war vollzogen.

Abschloß mit diesem kurzen Wortwechsel der langsame, geräuschlose Zusammenbruch von etwas Großem, Schönem und Herrlichem . . .

Mit den Worten: „Du bist kein Grieche mehr!“ hatte Aspasia von Perikles nach einem letzten, halb zürnenden, halb mitleidigen Blicke ihr Antlitz abgewendet.

Beide gingen schweigend hinab: Perikles in sein Gemach, Aspasia zurück zu den Gästen.

Inzwischen hatten die Zechgenossen vergebens sich bemüht, den jungen Manes bei ihrem Gelage festzuhalten und ihn zu des Freudengottes geziemendem Kult zu bekehren. Er hatte sich losgerissen und war zurückgekehrt in die inneren Gemächer des Hauses.

Nun erging man sich eine Zeitlang in Gesprächen über Kora, bewunderte ihren Mut, oder vielmehr die merkwürdige Gewalt einer Empfindung, einer Stimmung, einer Leidenschaft, unter deren Einfluß sie gehandelt hatte, durch welche sie gleichsam blind und bewußtlos hingerissen war, und welche für alle beinahe das Gepräge eines unlösbaren Rätsels hatte.

Und jetzt begann auch Alkibiades sein Bedauern auszusprechen, daß Sokrates dieser Szene nicht beigewohnt.

„Welch ein Festschmaus“, sagte er, „wäre dies für das Auge des Grüblers und Wahrheitsuchers gewesen, der schon über die alltäglichsten Dinge in tiefe Betrachtungen sich versenkt, und der nun wohl auch nicht ruhen würde, der Bedeutung dieses merkwürdigen Vorganges bis ins Innerste nachzuspüren. Ist er doch selbst eine Art von Traumwandler, ein von der Mondsucht der Philosophie Befallener, der die Augen schließt, um besser denken zu können, und dabei sich hinausverirrt auf schwindelnde Höhen. Nur daß keine Kora für ihn erscheint, die ihn mit weicher Hand von den Abgründen des Gedankens zurückzieht. Nun, ich will zu ihm gehen und ihm diese ganze Sache berichten, obgleich es fast eine Gefahr ist, den Sokrates in seiner Behausung aufzusuchen. Denn die junge Frau Xanthippe fürchtet immer, daß ich ihren Gatten verführe, und hat überhaupt ein mißgünstiges Auge auf mich geworfen. Als ich die Neuvermählten mit einigen Freunden besuchte, setzten wir sie schon in arge Verlegenheit, und das Weiblein stellte ein Geschrei

und Wehklagen darüber an, daß sie so vornehme Leute, wie wir seien, nicht gebührend bewirten könne. „Laß es nur gut sein,“ sagte Sokrates; „wenn es gute Leute sind, die uns besuchen, so werden sie zufrieden sein; wenn es böse sind, so kümmern wir uns nicht um sie!“ — Das sind aber Reden, mit welchen er Xanthippe nur noch mehr in Harnisch bringt. Ich merkte gleich, daß sie im Hause die Herrschaft hatte. Nun machte ich mir erst recht den Scherz, aufs freieste mit ihrem Gatten zu reden und ihn zu überhäufen mit freundschaftlichen Liebkosungen. Seit dieser Zeit brennt sie vor Wut gegen mich, und als ich kürzlich ihrem Manne einen leckeren Kuchen ins Haus sandte, ging sie in ihrem Zorn so weit, denselben aus dem Korbe auf den Boden zu werfen und ihn mit den Füßen zu zertreten. Und Sokrates? Der wagte bloß zu sagen: „Was hast du jetzt davon? Hättest du den leckeren Kuchen nicht zertreten, so hättest du ihn essen können!“ — O Jammer! Es scheint, daß zu Athen die weisesten Männer die Weiber nicht mehr zu behandeln verstehen!“ — „Bei meinem Dämon,“ fuhr Alkibiades fort, nachdem er seinen Becher geleert, „ich wiederhole es, die Welt geht aus den Fugen! Delos erschüttert, Theodota wahnsinnig, die Weisen gezaust von ihren Weibern, ich selbst auf dem Punkte, um die Tochter des Hipponikos anzuhalten, Sabaziosdiener in den Straßen, Mondsüchtige auf den Dächern, der Peloponnesos in Waffen, zu Lemnos und auf dem nahen Ägina die Pest . . .“

„Vergiß nicht die Sonnenfinsternis,“ fiel hier Demos ein; „auch ist zu erwähnen, daß, wie man hört, ein Spukgeist umgeht im Hause des Hipponikos . . .“

„Ist dies wahr?“ fragten alle den anwesenden Kallias, des Hipponikos Sohn.

„So ist es in der Tat!“ erwiderte dieser, und erzählte, daß wirklich ein Spuk sich zeige in seiner Vaters Hause, und daß Hipponikos tiefsinnig und bleich und mager geworden, daß ihm der köstlichste Bissen nicht mehr behage, und daß des Nachts der Alp sich auf ihn lege.

„Da habt ihr's," rief Alkibiades — „also auch Sonnenfinsternisse und Spukgeister in den Häusern alter lustiger Lebemänner. Hole der Geier die Welt, wenn sie anfängt, in solcher Weise sich zu verdüstern. Noch einmal, Freunde, wohlauf zum Kampfe gegen die Trübseligkeiten der Zeiten, welche hereinzubrechen drohen!"

„Bedarf es einer Aufforderung?" rief der junge Kallias. „Beim Herakles! Haben wir nicht diese ganze Festzeit über das Unsere getan, wie nie zuvor? Warfen wir nicht den Metragyrten ins Barathron? Betrugen wir uns nicht vollauf so, wie man es von den lustigen Ithyphallern erwarten konnte? Und hatten wir nicht die ganze Athenerjugend hinter uns? Gab es mutwilligere Dionysien jemals zu Athen als die gegenwärtigen? Habt ihr das Volk jemals so munter und so toll gesehen? Ist der Wein jemals in reicheren Strömen geflossen? Ist jemals eine größere Anzahl junger Mädchen im Gedränge verführt worden? Wimmelte es jemals mehr zu Athen von bereitwilligen Freudenpriesterinnen? Und waren sie jemals mehr gesucht? Was redest du von trübseligen Zeiten, Alkibiades? Es ist eine *lustige* Zeit, sag' ich. Die Welt schreitet vorwärts in der Fröhlichkeit, nicht rückwärts, wie du meinst. Und was da immer drohen mag, sie wird nur immer fröhlicher werden! Und so geziemt sich's auch! Hoch lebe die Lust!"

„Hoch lebe die Lust!" schallte es zurück und die Becher klangen zusammen.

„Kallias, trefflicher Junge, laß dich umarmen!" rief Alkibiades und küßte den Freund. „So will ich dich und euch alle reden hören! Es lebe die Lust! Und damit sie ewig lebe und wachse und gedeihe im Volke der Athener, müssen die Ithyphaller einträchtig zusammenhalten mit der Schule, welche Aspasia gestiftet. Auf die Ithyphaller und auf die Schule Aspasias gegründet ist die feste Burg der Heiterkeit und aller reizenden Ausgelassenheit und alles fröhlichen Mutwillens! Darum nicht geschmollt, Simaitha! Nicht getrotzt, Prasina! Nicht das Mäulchen verzogen, Drosis, gegen Alki-

biades! Lächle wieder, Simaitha! Du bist niemals reizender gewesen als heute. Beim Zeus! Für das ganze, volle, reizende Lächeln deines Mundes will ich die tausend Drachmen, die ich gewettet habe, verlieren, und das Töchterlein des Hipponikos noch eine Weile warten lassen!"

Nun wandte sich alles zu Simaitha und sprach ihr zu, sich mit Alkibiades zu versöhnen.

Aspasia selbst mischte sich in die Sache. „Grolle dem Alkibiades nicht länger!" sagte sie. „Wenn er behauptet, daß die Schule der Aspasia gute Freundschaft halten müsse, mit der Ithyphaller-Genossenschaft, so mag er recht haben, doch nur insofern, als die Ausgelassenheit der Ithyphaller gezähmt und gezügelt werden muß durch anmutige Frauenhände. Wir müssen uns dieser Ithyphaller annehmen, um ihnen den Zaum des rechten und schönen Maßes aufzulegen, damit das heitere Reich der Freude nicht im Wüsten und Rohen untergehe."

„Wir unterwerfen uns euch!" rief Alkibiades. „Wir wollen Simaitha zur Königin im Reiche der Freude mit unbeschränkter Gewalt erwählen . . ."

„Das wollen wir!" hallte es in der Runde nach. „Warum sollten die Ithyphaller sich nicht zügeln lassen von so reizenden Händchen?"

In heller Fröhlichkeit wurde die lächelnde, reizstrahlende Simaitha ausgerufen zur Trinkkönigin und zur siegreich waltenden Beherrscherin des Reiches der Freude.

Man errichtete für sie einen herrlichen, mit Blumen reich bekränzten Thron, man hüllte sie in Purpurgewande, ein goldenes Diadem wurde in ihre Locken gedrückt, mit Rosen und Veilchenkränzen wurde ihr Leib umschlungen.

Sie strahlte im vollen unvergleichlichen Zauber ihrer Jugend und Schönheit — eine echte Königin. Selbst Aspasias Auge hing an ihr mit Bewunderung.

„Aspasia beherrscht die Gegenwart," rief Alkibiades, „dir, Simaitha, gehört die Zukunft!"

Die Becher wurden gefüllt mit berauschendem Trank und geleert zu Ehren der strahlenden Freudenkönigin.

„Von dieser Königin beherrscht,“ riefen die Jünglinge, „wird das Reich der Freude sich verbreiten über den Erdkreis!“

„Kallias und Demos, nehmt eure tausend Drachmen in Empfang!“ rief Alkibiades. „Ich gebe die Wette verloren. Ich gehe morgen noch nicht zu Hipponikos. Der Fürst der Ithyphaller schließt einen neuen Bund mit der Königin der Schönheit und der Freude! — Den Göttern sei Dank! Sie lächelt wieder, und ihre Zähne schimmern dabei wie eine Marmorsäule des Parthenon!“

Damit näherte der bekränzte, von Wein und Liebesverlangen berauschte, verwegene Jüngling sich dem königlich geschmückten, reizvoll prangenden Mädchen, schlang unter dem Jubel seiner Gefährten den Arm um sie und wollte das geschlossene Bündnis mit einem Kusse besiegeln.

In diesem Augenblicke fiel allen, welche Simaitha anblickten, eine heftige Röte auf, die ihr Gesicht überströmte. Sie wehrte mit ausgestreckter Hand die Annäherung des Alkibiades ab und klagte, daß eine plötzliche flammende Hitze ihr Haupt ergriffen habe.

Zugleich schienen ihre von der Glut getrockneten Lippen nach Labung zu lechzen.

Man reichte ihr einen mit Wein gefüllten Becher, sie stieß ihn zurück und verlangte nach der Erquickung kühlenden Wassers — sie stürzte Becher auf Becher der kühlen Flut hinab, aber es war, als ob nur schwache Tropfen auf eine Masse glühenden Erzes fielen.

Nun merkte man auch, daß ihre Augen, mit Blut unterlaufen, sich röteten.

Die Zunge des Mädchens wurde schwer — rauh, heiser klang ihre Stimme — über brennende Schwellung des Schlundes, der Mundhöhle, der Zunge begann sie zu klagen.

Ausbrach zugleich ein drängendes Angstgefühl — krampfige Bewegungen erfaßten die Gelenke der Hände, der ganze Körper zitterte, dünner, kalter Schweiß bedeckte die Glieder.

Man wollte sie fortführen in ihr Gemach, auf ihr Lager; aber wie gehetzt von der wilden Beängstigung, verlangte sie in einen Brunnen, in ein tiefes, kühles Gewässer sich zu stürzen — hinwegeilen wollte sie, einer Rasenden ähnlich — nur mit Gewalt wurde sie zurückgehalten.

Man hatte den Perikles herbeigerufen.

Er erschien. Er sah den Zustand des Mädchens und erbleichte.

„Entfernt euch!" sagte er zu den Genossen des Gelages.

Diesen waren die Häupter noch halb umnebelt von der bacchantischen Berauschung.

„Warum entsetzt der Zustand des Mädchens dich so sehr?" riefen sie. „Hast du ihr Übel erkannt, so sprich!"

„Entfernt euch!" wiederholte Perikles.

„Was ist's, was ist's?" rief Alkibiades.

„Die Pest!" sagte Perikles dumpf und leise.

So still das Wort gesprochen war, es fiel wie ein Wetterschlag in die Versammlung.

Alles verstummte, erbleichte, stob auseinander.

Die Mädchen begannen zu wehklagen — Aspasia selbst war todesbleich und bemühte sich zitternd um den verlorenen Liebling.

Das Mädchen wurde hinweggebracht. Die Zechgenossen begannen sich bestürzt und stumm zu entfernen.

Nur Alkibiades gewann seine Fassung wieder, er, der trunkenste von allen.

„So sollen wir uns überwunden geben den finsteren Mächten?" rief er, einen Becher ergreifend. „Vergebens wäre unser Kampf gewesen? — Was stiebt ihr auseinander, Freunde? Feiglinge, die ihr seid? Wenn ihr alle verzagt, und euch schmählich überwunden gebt, ich ergebe mich nicht! Ich trotze auch der Pest und allen Schrecken des Hades!"

In diesem Tone sprach er fort, bis er zuletzt merkte, daß er ganz allein stand im verödeten Peristyl, unter zerstreuten Kränzen und halbgeleerten oder umgestürzten Bechern.

Er blickte um sich mit glasigen Augen. „Heda, wo seid ihr," rief er, „lustige Ithyphaller?"

„Allein!" fuhr er fort — „ganz allein! — Sie haben mich alle verlassen — alle! — Das Reich der Freude ist verödet — die düsteren Gewalten siegen — —"

„Es sei!" rief er zuletzt, den Becher von sich schleudernd. „Fahr' wohl, schöne Jugendlust! — Ich gehe zu Hipponikos!"

---

## 24. Der Satyr und die Bacchantin.

In jener ereignisreichen Nacht, in welcher Simaitha gekrönt wurde als Königin der Freude beim fröhlichen Gelage im Hause des Perikles, und der Fackelschein schwärmender Bacchanten aufglänzte in allen Straßen von Athen, in eben jener Nacht saß oben auf der einsamen stillen Akropolis, auf dem umdunkelten Giebel des Parthenon, ein Unglücksvogel, eine düster blickende Eule, und ließ wiederholt ihren nächtlichen, schauerlichen, unheilkündenden Klageton ertönen.

Aus den Gassen der Stadt herauf klang gedämpft der Freudenlärm, und in diesen mischte sich seltsam der nächtliche Ruf der Eule vom Giebel des Parthenon.

Weit hinaus klang er in die dunkle Ferne von den Zinnen der Akropolis wie eine Todesbotschaft.

Und er war in der Tat eine solche.

Denn eben in diesem Augenblicke, als der junge Alkibiades und seine Genossen auf dem Gipfel fröhlichen Übermutes ihre Becher erhoben bei dem Gelage im Hause des Perikles, und der reizstrahlenden Königin der Freude zutranken — in demselben Augenblicke starb Pheidias im Kerker; — in demselben Augenblicke hauchte der unsterbliche Meister des Parthenon, seit geraumer Zeit von verzehrender Krankheit ergriffen, einsam seine große Seele aus.

In jener Stunde aber, in welcher die erhabenste Griechen-

seele des ruhmreichsten athenischen Schaffens Mittelpunkt, in dunkler Kerkernacht erlosch, und Aspasia dem Perikles die Worte zurief: „Du bist kein Grieche mehr!“ — in jener Stunde war es, als ginge ein Riß nicht bloß durch des Perikles und der Aspasia Freudenbund, sondern durchs Herz der Hellenenwelt — als verdunkele sich ihr Stern; und neben dem siegreichen Ruf der Eule auf dem Parthenon klang es wie ein schadenfrohes Gekicher böser Dämonen aus den Lüften über der Höhe der Akropolis.

Der Erechtheuspriester erwachte bei jenem Eulenrufe auf seinem nächtlichen Lager. Es war ihm, als laute der Eulenruf: „Wohlauf, deine Zeit ist gekommen!“

Und die Dämonen flüsterten einander zu: „Nun endlich ist uns die Gewalt gegeben, hervorzubrechen! — Wohlauf, lassen wir uns nieder auf Athen, nieder auf Hellas!“

An der Spitze dieses Reigens von Unglücksdämonen flogen die Zwietracht und die Pest.

Diese letztere breitete ihre schwarzen Fittiche aus und flog allen übrigen voran, hin über die nachtumdunkelte, aber vom bacchischen Lärm durchhallte Stadt der Athener.

Sie spähte nach der Stelle, wo die Festlust am hellsten aufschäumte — sie fand diese Stelle, und stürzte wie ein Geier sich hinab auf die reizstrahlende junge Königin der Freude im Hause des Perikles . . .

Das am schönsten aufblühende jugendliche Hellenenweib, welchem, wie Alkibiades meinte, die Zukunft gehörte, war die erste Beute des Dämons.

Zeiten gibt es, wo mit innerem Verderb, mit den Umwälzungen der sittlichen Natur, mit Verwirrung und Entartung sich das Eintreten großer physischer Übel vereinigt, wo die Harmonie und Ordnung der geistigen Welt und der leiblichen zugleich gestört erscheint.

Eine solche Zeit brach jetzt herein für Athen, brach herein für ganz Hellas.

Dem innerlich schleichenden Verderb des Bürgertums, wie

es langsam und allmählich vorbereitet war durch wachsende Üppigkeit und Genußsucht, durch das Überhandnehmen wüster Demagogie, zumeist aber durch den natürlichen Verlauf der menschlichen Dinge, welcher mit Notwendigkeit von der Blüte zum Verfall und zur Entartung führt — diesem inneren Verderb gesellte sich der Ausbruch blutiger Fehde unter den Stämmen von Hellas, aus welcher zuletzt niemand als Sieger hervorging, sondern das Wohl und die Freiheit aller gemeinsam unterging, gesellten sich die Greuel der Pest, der menschenvertilgenden Seuche.

Die hellenische „Kalokagathia" sollte erschüttert werden — nicht mehr sollte es „eine gesunde Seele in gesundem Leibe" sein, wessen das hellenische Leben sich rühmen durfte.

Rasch hatte die Kunde des ersten Pestfalles im Hause des Perikles die ganze Stadt der Athener durchlaufen, und Platz machte sofort die ausgelassene bacchische Lust der bleichen Angst, der lähmenden Sorge.

Andere tödliche Pfeile des Würgengels folgten, und in wenigen Tagen wütete schon die Seuche, alle ihre Schrecken entfaltend.

Wie es bei Simaitha geschehen, pflegte die Krankheit mit großer Erhitzung des Hauptes auszubrechen, zugleich mit entzündlicher Schwellung im Schlunde. Blutiger Eiter wurde ausgesondert aus dem Rachen, aus der Mundhöhle, sogar aus der Zunge. Dann wurde die Brust ergriffen, und ein heftiger Husten stieß wenigen und dünnen Speichel mühsam aus. Gewaltiges Ohrensausen trat hinzu, Krämpfe der Hand, Zittern des ganzen Leibes, Angstgefühl und Unruhe, bis zur Tollheit sich steigernd, verzehrender Durst, innere Hitze, so stark, daß sie manche in die Zisternen trieb. Zuweilen auch in die Eingeweide hinabsteigend, verursachte die Krankheit heftiges Erbrechen. Gerötet war die Haut, zuweilen dunkelblau, Geschwüre und Blasen traten darauf hervor. Doch fehlten, wie es scheint, bei dieser, wie bei den übrigen Pestseuchen, von welchen aus dem Altertume berichtet wird, jene Beulen, welche bekannt sind als das vornehmste

Kennzeichen der morgenländischen Pest, der in späteren Zeiten gefürchteten Geißel der Völker.

Bis gegen den achten Tag zog die Krankheit meist sich hin; dann erfolgte der Tod bei hohlen Augen, spitzer Nase, kalt und rauh anzufühlendem Körper. Nicht leichten Kaufes kamen selbst die Genesenden davon. Denn bis in die äußersten Gliedmaßen verbreitete sich manches Mal das Verderben: Füße, Hände und andere Glieder starben ab, gelähmt oder ergriffen von brandiger Zerstörung. Auch das Augenlicht ging nicht selten verloren. Das Gedächtnis litt und die Verstandeskraft, blödsinnig blieben manche Genesene, und es gab welche, die, wieder erstehend vom Krankenlager, sich selbst auf ihre Namen nicht mehr besannen.

Wirkungslos blieben alle Heilmittel. Auf des Hippokrates Rat wurden große Feuer angezündet, da man bemerkt haben wollte, daß Schmiede, beständig in der Nähe des Feuers arbeitend, seltener erkrankten.

Aber die Gewalt des Übels nahm nur immer zu. Da die Wissenschaft sich ohnmächtig erwies, suchte man Hilfe bei dem Aberglauben. Niemals wurden die unzähligen Gebräuche der Sühnungen, Reinigungen, Beschwörungen, welche den Hellenen zu Gebote standen, eifriger geübt.

In den ersten Wochen war die Stadt durchhallt von Totenklagen, erfüllt von Leichenzügen, welche die von der Seuche Dahingerafften zur Bestattung in Gräbern oder zu den Scheiterhaufen hinausgeleiteten.

Als aber das Sterben überhandnahm, und die Ansteckung, welche von Kranken oder Leichnamen ausging, Angst und Entsetzen verbreitete, auch viele verlassen und einsam in verödeten Häusern oder selbst in den Straßen dahinstarben, da wurden die geheiligten Gebräuche vernachlässigt. Nicht mehr wurde dem Toten sein Obolus für den unterweltlichen Fährmann in den Mund gesteckt, nicht mehr wurde ihm der Kuchen zur Beschwichtigung des Höllenhundes in die Hand gedrückt, nicht mehr wurde er sorgfältig gebadet und mit wohlriechender Salbe eingerieben, nicht mehr schön bekleidet

und bekränzt mit Eppich auf einem Lager im Peristyl des Hauses ausgestellt, nicht mehr gingen laut Wehklagende dem Leichenzug voran, nicht mehr wurde er geehrt durch ein langes Geleit von Trauernden, durch Totenmahle und Totenopfer, durch die sonst von Überlebenden getragenen dunkeln Trauergewande: eilig und klanglos, und fast ohne Geleite, trug man sie hinaus, die zahllosen Leichname, und verscharrte sie in die Gruben oder legte sie auf die Scheiterhaufen. Zuletzt aber geschah es, daß selbst diese Pflicht und Ehre der Toten, welche dem Hellenen immer als die heiligste von allen gegolten, versäumt wurde. In ausgestorbenen Behausungen blieben die letzten Leichen verwesend liegen. Man fand auch Tote in leeren Tempeln, wohin sie vielleicht sich geschleppt, um die Hilfe der Götter anzurufen; man fand auch viele bei den Brunnen, zu welchen sie, von innerer Glut verzehrt, sich gewälzt, um die vertrockneten Lippen zu laben; und damit auch das Äußerste des Grausens sich erfülle, fand man Leichen sogar in dem Gewässer der Zisternen selbst, in welches die tobenden und von innerem Brande Gehetzten sich gestürzt. Bald wurde das erquickende Naß aus den Brunnen nur mehr mit Argwohn und Schauder betrachtet — konnte es doch verunreinigt sein vom Greuel der Verwesung . . .

Leichname häuften sich in den Straßen von solchen, welche sich entweder selbst dorthin geschleppt, oder welche entseelt aus den Häusern herausgetragen und in verstohlener Hast hingeworfen, oder gar von den Dächern der Häuser, um sich ihrer nur rasch in verzweifelter Angst zu entledigen, hinabgeschleudert wurden.

Und wenn man dann diese Leichen zusammenraffte, dann verwirrte die Scheu des Hellenen vor der Berührung toter Leiber im Vereine mit der Angst vor der Ansteckung die Gemüter, und in blinder Hast wurden Sterbende unter die Toten, Besinnungslose unter Verwesende geworfen.

Und wo von Angehörigen ein Scheiterhaufen zur Verbrennung eines Verstorbenen errichtet war, da drängten

andere mit andern Toten sich herbei und wollten auch diese in dieselben Flammen werfen, bis der Brand erstickt wurde durch die Zahl der Leichen und ein wilder Kampf sich entspann um die brennenden Scheiter.

Zu bemerken glaubte man, daß nicht einmal Raubvögel und wilde Tiere, welche Äser suchen, die unbestatteten Pestleichen berührten. Taten sie es aber, so fielen sie selbst der Krankheit rasch zum Opfer und verendeten. Dies geschah auch häufig den Hunden.

Die Furcht vor Ansteckung entfremdete die Menschen einander. Die Agora verödete, die Ringschulen standen leer, das Volk wagte nicht mehr, sich auf der Pnyx zu versammeln. Die Pforten der Häuser waren entweder fest verschlossen, weil man alle Annäherung abwehrte, oder sie standen völlig offen, weil das Innere verödet war und ausgestorben. Selbst die Bande des Blutes löste der Schauder. Auch der Willkür der Sklaven sahen viele sich preisgegeben, indem dieselben jetzt für frühere Unterdrückung sich rächten durch Ungehorsam, Trotz, verweigerte Hilfe, Diebstahl, freche Plünderung.

Erbitterung wechselte in den Gemütern mit stumpfsinniger Ergebung. Nicht wenige aber trieb das Verlangen, sich zu betäuben, zu wilder Ausgelassenheit und dem Genuß ungezügelter Lüste. Man suchte Mut oder Vergessenheit in der Berauschung.

Als ein unerschrockener und als lachender Verächter der Gefahr trat der tolle Menon hervor. Dieser war überall zu finden, wo das äußerste Grausen der Seuche heimisch war. Am liebsten schien er unter Leichen zu weilen. Man sah ihn manches Mal auf einem Hügel von toten Leibern sitzen, sich gleichsam freuend des Unheils und das feige Volk verspottend, das vor den Leichen und vor ihm selbst, dem Verpesteten, entfloh. Und da man merkte, daß eben er, welcher die Gefahr in trunkenem Übermut herausforderte, verschont blieb, so mehrte sich die Zahl derjenigen, welche ein Gleiches taten. Bald waren die Gassen und Plätze betrunkenen Strolchen überlassen, welche gleichsam der Königin Pest zutranken

und lachend ihren Schrecknissen trotzten. Eben diese waren es dann auch, welche für Gold sich herbeiließen, die Toten aus den Häusern wegzutragen oder in den Straßen aufzulesen und sie der Bestattung oder Verbrennung zuzuführen. Sie übten ihr Handwerk mit der rohen Vermessenheit von Menschen, welche ihr Leben nicht umsonst aufs Spiel setzen wollen. Sie forderten und nahmen, was ihnen gefiel, plünderten und verübten in den Behausungen, in welche ihr Beruf sie führte, jede Art von Gewaltsamkeit. Scheu vor dem Gesetze gab es nicht, denn die Tätigkeit der Gerichte war längst ins Stocken geraten, und der Verbrecher dachte, daß die Seuche entweder diejenigen, die ihn anklagen könnten, dahinraffen oder ihn selbst der Notwendigkeit, sich zu verantworten, überheben werde.

Aber nicht bloß Männer der ärmeren und der untersten Klassen überließen sich roher Ausschweifung, auch Begüterte taten so, vornehmlich war es die Jugend, welche in solcher Art sich gegen den Eindruck des sie umgebenden Grausens zu waffnen suchte. Viele sahen sich plötzlich reich geworden, indem das Erbe ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer Verwandten ihnen auf einmal zufiel. Da sie aber fürchten mußten, bald ein gleiches Schicksal zu erleiden, wie diejenigen, welche sie beerbt hatten, so suchten sie der ihnen zuteil gewordenen Glücksgüter soviel als möglich froh zu werden und vergeudeten dieselben in betäubenden wilden Genüssen. Beim Anblicke dieser schnell Bereicherten schlug in andern die Erwartung Wurzel, eines gleichen Loses froh zu werden; aus der Erwartung aber keimte Hoffnung und frevelhafter Wunsch.

So lösten auch in diesem Betracht sich mehr und mehr die sittlichen Bande, und es freuten die Überlebenden sich der Vorteile, welche aus dem Unmaße des allgemeinen Sterbens für sie erwuchsen.

Wenn aber die Seuche mit ihren Wirkungen den Genußtrieb in vielen krankhaft zu steigern schien, so machte auch hier wie überall die Regel sich geltend, daß die Gegensätze

nebeneinander walten, oder daß einer in den andern umschlägt. Mit dem zügellosen Treiben und mit der Auflösung aller Bande breitete mehr und mehr auch düsterer Aberglaube seine Herrschaft aus. Bald suchten diejenigen, welche noch eben zu wilder Trunkenheit und Ausgelassenheit sich geflüchtet, ein neues Schutzmittel und einen neuen Trost in übertriebener Frömmigkeit, in abergläubischer Verehrung der Götter.

Männer traten hervor wie Diopeithes, welche das über Athen verhängte Mißgeschick als eine Strafe darstellten für die vorher verübte Götterverachtung, und der Grimm des Volkes wendete sich gegen diejenigen, welche ihm von Diopeithes und seinesgleichen als die hauptsächlichsten Urheber des Götterzornes bezeichnet wurden.

Nun gedachte man auch jenes mystischen Sabazioskultes wieder, und von jenem Metragyrten wurde gesprochen, welcher in dem Erdschlund des Barathron gestürzt worden war durch die übermütigen, trunkenen Ithyphaller. Und viele gab es jetzt, welche der Meinung waren, man habe vielleicht mit Unrecht jenen Heiland Sabazios verschmäht, jenen Erlöser von allen Übeln, und in der Freveltat, welche an dem schuldlosen Metragyrten begangen worden, sei der eigentliche Anlaß des Götterzornes und insbesondere die Rache des beleidigten Sabazios zu erblicken. Ihn zu versöhnen, meinten sie, sei nun ihre erste Pflicht und das einzige Heilmittel der menschenvertilgenden Seuche. Eine gewisse zu Athen lebende Fremde, Ninos geheißen, ein Weib, welches auf allerlei Zauber und geheimnisvolle Dinge sich verstand, warf zu einer Priesterin und Verkünderin des Sabazios sich auf. In die Weihen dieses Gottes sich aufnehmen zu lassen, galt bald als Heiligtum und Errettung. Mit wunderlichen Gebräuchen wurde der Aberglaube vollzogen: ein Rehfell wurde den Einzuweihenden umgehangen, ein Weihetrank wurde ihnen zu trinken gereicht, sie wurden mit Lehm und Kleien eingerieben, und eine Schlange wurde durch ihren Busen gezogen. Sie saßen dabei auf der Erde, und mit dem Ausrufe: „Dem Übel entrann ich, das Beßre

gewann ich" erhoben sie sich nach vollbrachter Weihe. Eine nächtliche Feier vereinigte düstere Bräuche mit Orgien der Sinne. So fand das, wozu die Not der furchtbaren Landesplage verirrte Gemüter trieb, Ausschweifung und Aberglaube, in dem Sabaziosdienste sich vereinigt. Man sah nun häufige Umzüge zu Ehren der Kybele und des Sabazios. Viele gab es, welche es den Metragyrten gleich taten, die Sikinnis tanzten und dabei sich geißelten und verwundeten. Aber auch die Pest zu heilen rühmten sich die Anhänger des phrygischen Gottes. Sie setzten den Erkrankten auf einen Stuhl und umtanzten ihn mit wildem Getöse. Sich in diesen Reigen zu mischen, galt als ein Schutzmittel gegen die Krankheit für die Gesunden.

So weit war es gekommen mit dem Volke der Athener.

Was Aspasia gefürchtet hatte und verhindern zu können glaubte, geschah: Fremdes und Düsteres drang ein in die heitere und schöne Griechenwelt, um, wenn auch nicht sofort zu völligem Siege zu gelangen, doch dasjenige vorzubereiten und anzudeuten, worin das Hellenentum wie ein heller Stern in trübem Gewölk erlöschen sollte.

Während zu Athen die furchtbare Seuche dumpfe Verzweiflung und geisttrübenden Wahn ausbrütete und einem fremden Aberglauben die Bahn brach, der nicht mehr harmlos war wie der heimische und eingeborene, sondern die Wurzel gesunden Lebens benagte, umlauerten Schrecken anderer Art das attische Land.

Der Krieg war neuerdings entbrannt. Neuerdings überfiel peloponnesisches Volk die ländlichen Gaue Attikas und drängte die Bevölkerung derselben in die Stadt, neuerdings war eine starke Flotte, diesmal geführt von Perikles selbst, ausgelaufen, und wieder zwangen die Erfolge, welche dieselbe an den Küsten des Peloponnesos erkämpfte, den Spartekönig zu eiliger Heimkehr. Aber Potidäa widerstand noch immer, Korinth mußte belagert werden, und bald hier, bald dort loderte in Kolonien und verbündeten Städten die Flamme des Aufruhrs neu empor.

Um Aspasia und seine beiden Söhne Paralos und Xanthippos dem Bereiche der größten Gefahr zu entrücken, hatte Perikles ihnen für die Zeit seiner Abwesenheit das ländliche Gut zum Aufenthalte angewiesen. Dorthin begab sich Aspasia mit ihrer ganzen Hausgenossenschaft. Aber das Unheil folgte ihr, und aus der Pflanzschule der geistbeseelten Anmut wurden nach Simaitha auch Drosis und Prasina hinweggerafft. Sie waren aus der Gefangenschaft zu Megara durch den siegreichen Perikles nur befreit worden, um zu Athen in ihrer Jugendblüte dem Würgengel der Pest zu verfallen.

Wer es vermochte, der entfloh gleich Aspasia aus der verpesteten Stadt in die ländlichen Gaue oder auf nahe gelegene Inseln, wo die Gefahr geringer schien.

Zerrissen war der Freundeskreis Aspasias. Euripides hatte nicht erst jetzt Athen verlassen. Zum Menschenfeinde geworden, lebte er auf Salamis in stiller Verborgenheit und brachte am liebsten seine Zeit in jener Ufergrotte hin, in welcher er unter wildem Schlachtgewitter das Licht der Welt zuerst erblickt hatte. Hier saß er einsam und hing seinen Betrachtungen nach, die Augen auf das Meer gerichtet und nichts von Athen zu hören verlangend, als was ihm etwa die Wellen zuflüsterten, die von dort herüberkommend zu seinen Füßen verschäumten.

Sophokles lebte nach wie vor in seiner ländlichen Zurückgezogenheit am Kephissosufer, und das Haupt des Götterlieblings blieb dort unberührt von der Geißel, welche das Schicksal über den Athenern schwang. Heitere Weisheit war ihm treu geblieben und hatte ihn gelehrt, dem Lose des Perikles zu entgehen, nichts seinem Herzen allzu teuer werden zu lassen, und dem Ernste des Lebens nicht allzu große Gewalt über sein Gemüt zu verstatten.

Auch das Haupt des Sokrates verschonte die Geißel, obgleich er die Brutstätte der wütenden Seuche nicht verließ, furchtlos die Gassen Athens durchwanderte, auch die Nähe der Menschen nicht vermied, und überall, wo er konnte, hilfreich sich erwies.

Der junge Alkibiades hatte inzwischen des Hipponikos Tochter, die rosige Hipparete, als Gattin in sein Haus geführt.

Auch er trotzte mit dem alten Übermut den Schrecken der Seuche, obgleich er sah, daß der Götterzorn die Ithyphaller nicht schonte, und die Pest einen seiner liebsten Genossen, den jungen Demos, den Sohn des Pyrilampes, von seiner Seite dahinraffte. Als Perikles mit den Schiffen auszog, war Alkibiades in seinem Geleite. So konnten die Sabaziosdiener ihr Wesen treiben, ohne die wilden Ithyphaller und den Erdschlund des Barathron fürchten zu müssen.

Die Seuche ließ ein wenig nach, eben nur soviel, daß der einzelne auch des Gemeinwesens wieder gedenken und die Stadt der Athener von dem, was sie unmittelbar bedrängte, den Blick wieder auf das zu richten vermochte, was im weiteren Kreise sie umdrohte. Die sich erneuernde Kriegsnot fand verzagte Gemüter; die waffenfähige Mannschaft war verringert durch die Pest, auch auf der Flotte und vor Potidäa herrschte die Seuche. Erfolgreich kämpfte Perikles mit seiner Flotte auch jetzt an der peloponnesischen Küste. Aber was half es, da allmählich ganz Hellas, in Parteien gespalten, in die Wirrsal mit hineingezogen wurde, an diesem Punkte der Kampf erlosch, an jenem wieder entbrannte, überall nicht bloß die beiden Gegner, sondern auch die Verbündeten derselben aneinander gerieten, die Bundesgenossenschaften selbst aber beständig schwankten und wechselten. Nicht mehr war die Führung einem einzelnen möglich; was hier errungen wurde, ging an einem andern entfernteren Punkte wieder verloren, nirgends stellte der Feind sich zu letzter Entscheidung, in unzählige Einzelkämpfe zersplitterte sich der große Hellenenkrieg.

Auf die Kunde, daß das zage Volk zu Athen in Unterhandlungen mit Sparta sich einließ, beschleunigte Perikles seine Heimkehr. Die Athener neu zu ermutigen, schmachvolles Verzagen zu hindern, dachte er; aber diese, mürbe gemacht durch die schwere Heimsuchung des Schicksals, kamen günstiger

als je den geheimen Plänen der Demagogen und des Diopeithes entgegen.

Der Erechtheuspriester war von der Pest befallen worden und wieder genesen. Seit jener Zeit war sein wilder, fanatischer Eifer noch gewachsen. Einen Götterwink erblickte er in seiner Errettung aus der tödlichen Gefahr.

Eines Tages ereignete es sich, daß auf der Agora ein Häuflein von Bürgern um einen Mann versammelt stand und seinen Reden lauschte. Denn allmählich wagten die Athener es wieder, sich einander zu nähern, während noch kurz vorher einer den andern wie die Pest selber geflohen hatte.

Der Mann, der inmitten des Häufleins von Zuhörern stand, war einer von den mutig und frei Gesinnten, welchen nun doch zuweilen wieder die Zunge gelöst schien. Er vermaß sich nicht bloß, unverhohlen gegen die Demagogen zu eifern und aufs lebhafteste für den Perikles einzutreten, sondern auch den Aberglauben zu verurteilen, welchem das athenische Volk zur Beute geworden. Da nun unter den Zuhörern viele Anhänger des Diopeithes und des Kleon waren, so entspann sich ein heftiges Gezänk, und jener Freigesinnte wurde zuletzt von den auf ihn eindringenden Gegnern ergriffen und mißhandelt.

In diesem Augenblick kam der Erechtheuspriester des Weges, begleitet von einer Anzahl seiner Anhänger und Freunde.

Als er vernahm, daß jener den Perikles verteidigt und das Vertrauen der Athener auf die Götter kleinmütigen Aberglauben gescholten, nahmen die Züge des Priesters den Ausdruck einer unheilvollen, düsteren Erregung an.

Er drehte eine Zeitlang seine Augen starr aufwärts, wie unmittelbar im Geiste mit dem Himmlischen verkehrend, und dann begann er, zum Volke gewendet:

„Wisset ihr, Athener,“ sagte er, „daß in dieser Nacht die Götter mir einen Traum gesendet und jetzt zur rechten Zeit mich an diese Stelle geführt haben. Schuld auf Schuld ist gehäuft worden in einer langen Reihe von Jahren zu Athen:

Sophisten und Götterleugner haben euch betört, Hetären haben euch beherrscht, Tempel und Götterbilder sind errichtet worden, nicht zur Ehre der Götter, sondern zu leerem Prunk und zum Verderb der schlichten Denkart und der frommen Weise der Väter. Zur Strafe für Entartung, Götterleugnung, Üppigkeit leidet ihr nun, was ihr leidet. Nicht zum erstenmal entladet sich Götterzorn über die Hellenen. Und ihr wißt, in welcher Weise Götterzorn in Urväterzeiten beschwichtigt zu werden pflegte. Ihr wißt, daß die Götter zuweilen nur durch das höchste aller Sühnopfer, durch ein Menschenopfer versöhnt werden konnten. Ergreift diesen Götterleugner: sein Leben ist durch die frevelhafte Leugnung der Götter nach dem Gesetze ohnedies verwirkt. Er ist ein Verbrecher, unrettbar dem Tode verfallen. Aber statt durch die Hand des Scharfrichters seine Strafe zu erleiden, soll er in der Weise des uralten, halbvergessenen Brauchs den Göttern dargebracht werden als Sühnopfer, soll mit Sang und Klang durch die Straßen geleitet, verbrannt, und, zu Asche verwandelt, in die Winde gestreut werden!"

Während der Priester sprach, hatte immer mehr des Volks sich versammelt. Darunter war auch Pamphilos. Als dieser hörte, daß man jenem Freunde und Verteidiger des Perikles ans Leben gehen wolle, zeigte er sogleich sich einverstanden.

„Drüben am Ufer des Ilissos", sagte er, „brennen Tag und Nacht die Scheiterhaufen, auf welchen die von der Seuche Dahingerafften verbrannt werden. Auf einem jener lustig flackernden Holzstöße wird auch Platz sein für diesen . . ."

Damit faßte er selbst, der erste, jenen Schuldigen, und eine Zahl der wildesten unter seinen Gesellen schickte mit ihm sich an, den Unglücklichen hinwegzuschleppen.

Jetzt kam Perikles auf die Agora, im Begriffe, sich in das Buleuterion zu begeben. Er sah den Tumult und erforschte die Ursache desselben.

Laut hallte es aus der wilderregten Menge zurück, daß die Götter ein Sühnopfer verlangen, und daß man eben sich

anschicke, denselben ein solches in der Person des Frevlers und Götterleugners Megillos darzubringen.

Perikles drängte sich mit abwehrender Gebärde dazwischen. Ihm aber trat Diopeithes entgegen.

Und nun standen die beiden Männer, auf welchen die Führerschaft des großen Kampfes beruhte, der seit Jahren zu Athen gekämpft wurde und der Entscheidung immer näherrückte, zum ersten Male persönlich wie im Zweikampfe sich gegenüber.

„Zurück, Alkmäonide!" rief der Erechtheuspriester. „Willst du auch jetzt noch den Göttern entziehen, was ihnen gebührt, und was sie gebietend verlangen? Willst du dem Volke der Athener es wehren, die schuldige Sühne zu suchen und die endliche Errettung aus der Not, in welche kein anderer als du selbst es gestürzt hat? Siehst du nicht, wohin deine Verblendung dies früher von den Göttern gesegnete Volk geführt hat? Dein Werk ist es, wenn sie von der alten frommen Weise sich abgewendet, wenn sie nach Reichtum, Wohlleben und eitlem Glanz getrachtet, wenn sie falschem Lichte gefolgt sind und gehört haben auf die Worte der Götterverächter!"

„Und du, Diopeithes?" entgegnete Perikles mit ernster, aber ruhiger Entschiedenheit; „wohin gedenkst du das Volk der Athener zu führen? Zum fanatischen Morde der Bürger — zu Erneuerung rohen, unmenschlichen Greuels, vor welchem, einer helleren Gesittung zureifend, der Hellenengeist schon seit Jahrhunderten mit Schauder sich abgewendet!"

„Danke den Göttern, o Perikles!" rief Diopeithes, „daß sie diesen da in unsere Hand gegeben — danke den Göttern, wenn sie mit dem Blute dieses Mannes sich für jetzt begnügen wollen! Denn wenn sie den eigentlichen Schuldigen von uns forderten, den Schuldigsten im Volke der Athener, weißt du, wen wir ergreifen und den Flammen überliefern müßten? Wie einst der Seher Teiresias den übermütig prahlenden Ödipus, so müßten wir dir zurufen, Alkmäonide, du bist der Schuldige, du bist der Urheber des Götterzornes!

Alter Fluch ruht auf deinem Geschlechte! Durch dich, durch deine Genossen und Freunde ist Athen gottlos geworden, durch dich ist die Kriegsnot über uns hereingebrochen, und die schlimmste Geißel in Götterhänden, die Pest, sollte zu voller Sühne mit keinem andern, als mit deinem Blute abgewendet werden!"

„Wenn es sich so verhält, wie du sagst," entgegnete ruhig Perikles, „so laßt den Mann da los und opfert denjenigen, welcher euch der Schuldigste dünkt!"

Damit befreite Perikles den zum Tode Verurteilten aus der Hand des Pamphilos. Mit einem Grinsen der Genugtuung ließ dieser sein früheres Opfer los und säumte nicht, froh des Tausches, Hand an den ihm verhaßten, nun selbst sich darbietenden Strategen zu legen.

„Was zögert ihr?" sagte Perikles zu den betroffenen, stummen und regungslosen Athenern. „Meint ihr, daß ich nur in der Erwartung mich darbiete, von euch verschont zu werden? Glaubet, Männer von Athen, daß es mir fast gleichgültig erscheint, ob ihr mich verschont, oder mich hinweg zum Tode schleppt! Dem schönsten Glücke, dem ruhmvollsten Glanze, dem vollen Lichte der Wahrheit und der Freiheit meinte ich Athen entgegenzuführen, und nun sehe ich, daß ein götterverhängter Umschwung — oder ist es ein Fluch von Anbeginn, der allem Naturlaufe anhängt? — uns wieder ergreift und zurückführt in Nacht und Wirrsal; daß nicht bloß äußeres Ungemach hereinbricht über Hellas, sondern auch in unserm Innern allmählich dunkle Gewalten über die lichten siegen! Ich danke den Göttern, wenn ich meines Vaterlandes Glanz und Blüte nicht überlebe! — Tötet mich!"

Stumm und regungslos standen noch immer die Athener. Pamphilos wurde ungeduldig.

Jetzt trat ein Mann aus der Menge hervor und sagte, indem er Miene machte, hinwegzugehen: „Wenn ihr den Perikles töten wollt, so tut es ohne mich. Ich will nichts davon sehen. Mich hat er einmal in Thrazien als Schwer-

verwundeten mit eigenen Händen fortgeschleppt, als alle andern vor der großen Überzahl der Angreifer entflohen und mich in des Feindeshand zurücklassen wollten!"

„Auch ich gehe!" rief ein zweiter. „Ich wurde von ihm im samischen Kriege begnadigt, als die andern mir feindlichen Strategen ob eines geringen Vergehens mich zum Tode verurteilen wollten."

„Auch ich will mit der Sache da nichts zu tun haben," sagte ein dritter; „auch mir hat Perikles Gutes erwiesen durch seine Fürsprache, als ich bei allen Obrigkeiten Athens das mir gebührende Recht nicht fand."

„Auch mir! Auch mir!" scholl es aus der Menge, und immer größer wurde die Zahl der Männer, welche von dem Haufen sich absonderten.

„Durch die wissentliche Schuld des Perikles hat kein Athener jemals Trauer angelegt!" ertönte es. Pamphilos hielt sein Opfer, das ihm zu entgehen drohte, krampfhaft fest.

„Laß den Perikles los, Pamphilos!" riefen einige. Dann riefen es noch mehrere, und endlich scholl der Ruf im lauten Chore:

„Laß den Perikles los, Pamphilos!"

An diesem Manne konnten die Athener selbst in ihren schlimmsten Augenblicken sich nicht vergreifen.

„Noch einmal hast du gesiegt!" rief höhnend Diopeithes dem Befreiten zu. „Aber es war vielleicht der letzte deiner Triumphe. Auf dein Haupt wälze ich die Schuld, wenn die Götter unversöhnt bleiben und ihre Geißel fortwütet über uns!"

Kurze Zeit nach diesem Begebnis wurden die beiden Söhne des Perikles, Paralos und Xanthippos, von der Seuche ergriffen und fielen derselben zum Opfer.

Mit Genugtuung wies der Erechtheuspriester auf den offenbar gewordenen Götterfluch, welcher nun endlich das Geschlecht der Alkmäoniden austilge.

Die Gewalt der Seuche nahm wieder zu. An das unter-

lassene Sühnopfer und an Perikles, der es hintertrieben hatte, erinnerten jetzt unablässig Diopeithes und seine Anhänger. Glaubwürdig erschien die Verschuldung und der Götterzorn nach dem Unglück, welches von den Himmlischen über den Mann verhängt erschien.

Mehr als je wurden die Gemüter der Athener verdüstert. Das Feld war den Gegnern des Perikles überlassen.

In einer Art von dumpfer Gleichgültigkeit ließ Perikles, nach so vielem Ungemach nun auch noch durch den plötzlichen Tod seiner Sprößlinge, durch den Untergang seines Hauses erschüttert, den Dingen ihren Lauf. Der Augenblick, den lange vorbereiteten Streich zu führen, war für seine Feinde gekommen.

Ihn seines Strategenamtes und aller andern von ihm bekleideten Würden zu entheben, wurde in spärlich besuchter Volksversammlung von frecher Bosheit beantragt und von stumpfsinniger Verwirrung gutgeheißen.

Nach Jahrzehnten ruhmvoller Staatslenkung sollte Perikles, der Olympier, wieder einfacher athenischer Bürger sein? Diopeithes sollte endgültig gesiegt haben?

Wohlauf denn, ihr Männer, hieß es jetzt, die ihr das große Wort im Volke führt, Kleon, Lysikles, Pamphilos, zungenfertige Redner und Ratgeber auf der Pnyx — stellt euch an die Spitze der Flotten und Heere! Ergreift die Zügel, die man den Händen des herrschsüchtigen Perikles entwunden!

Auf der Agora ereifert in der Tat sich eben wieder der unermüdliche Pamphilos, einen Schwarm des Volkes um sich versammelnd, den Beruf seines Freundes Kleon zur Führerschaft darzutun, den Mut desselben, seine Gesinnungen, seine Fähigkeiten zu rühmen.

Nach langem und lebhaftem Gespräche der Versammelten tritt plötzlich ein ärmlicher Mann von sonderbarem, halbverwildertem Ansehen hervor und beginnt vor dem Volke mit Eifer: „Mitbürger!“ ruft er, „wir haben den Perikles abgesetzt, wir, das athenische Volk. Und dies war gut, insoferne Perikles daraus ersehen konnte, daß wir noch die

Volksherrschaft haben hier zu Athen. Insoweit, sage ich, war es gut. Im übrigen aber bleibt es doch eine verwünschte wunderliche Sache, sich ein Bein abzusägen in dem Augenblicke, wo man zu Olympia wettlaufen soll — und nachdem wir aus dem Rauch ins Feuer gekommen, und vom Pferde auf den Köter . . ."

„Der dir in die Waden fahren soll, du Wicht!" unterbrach ihn ergrimmt der Mann aus der rohen Hefe des Volkes. „Wirst du nicht schweigen?"

„Ich schweige nicht!" entgegnete jener halb Verwilderte. „Ich bin athenischer Bürger so gut als einer und scheue niemand. Ich bin ein Mann aus Halimos: Bandkrämer war ich, und habe bessere Tage gesehen; aber nachdem mir Weib und Kinder hingestorben an der Pest, und ich selber nur mit genauer Not unter Leichen vom Krankenlager wieder aufstand, habe ich alles liegen lassen, wie es lag, und mich hier in der Stadt als Leichenträger verdungen, das heißt, ich helfe die Pestleichen aus den Häusern zu den Scheiterhaufen schleppen."

Bei dieser Äußerung des Mannes wichen alle scheu von ihm zurück und hielten sich in ängstlicher Entfernung von seinem Leibe.

Der einstige Bandkrämer aus Halimos aber ließ sich dadurch nicht stören und fuhr fort:

„Ich rühme mich, wie ihr mich da seht, ein Mann von Erfahrung zu sein in politischen Dingen. Ich war vor fünfzehn Jahren unter denjenigen auf der Pnyx, welche die Erbauung des Parthenon beschlossen, und welche den Richtersold und die Schauspielgelder bewilligten. Ich habe immer meine Bürgerpflicht getan und das Wohl des Gemeinwesens im Auge gehabt, und ich sage euch, die Peloponnesier sind keine Rinder und Schafe, daß sie sich von dem Gerber Kleon so ohne weiteres das Fell möchten gerben lassen. Und wenn die beiden Söhne des Perikles an der Pest hinwegstarben, so hätte man, genau genommen, den unglücklichen Mann, den kinderlos gewordenen Vater, bedauern, nicht aber des-

halb ihn als einen vom Götterzorn Bezeichneten schmähen und verfolgen sollen."

„Genug von Perikles", unterbrach den Bandkrämer wieder der schreiende Pamphilos. „Wir wollen nichts mehr hören von Perikles. Er taugt nichts mehr. Er kränkelt, wie man hört. Was soll uns ein kranker Mann?"

„Gib acht, Pamphilos!" rief der andere; „das Heilmittel des kranken Löwen ist, wie das Sprichwort sagt, daß er einen Pavian verzehrt!"

„Du willst mich lästern?" schrie der Wurstmacher und hob seine Ferse schon empor, um der Hüfte des Gegners damit einen Stoß zu versetzen.

„Komm heran!" rief der Mann aus Halimos, „ich gerbe dich durch, bis dein Fell ein Purpurkleid! — Ich reiße dir die Lunge aus dem Leibe und hasple dein Gekröse!" — Pamphilos entwich scheu vor der Berührung des Pestleichenträgers.

„Zurück!" rief er, „zurück! Wage es nicht, deine verpestete Hand an den Leib eines athenischen Bürgers zu legen! Zurück, Elender! Elendester, Allerelendester der Menschen!"

„Warum?" rief der Pestleichenträger grinsend. „Du wirst es vielleicht noch leiden müssen, wenn ich dich anrühre! Solche Burschen wie du hoffe ich noch einige Dutzend auf meinen Karren zu bekommen! Im übrigen aber wiederhole ich: es war gut, daß wir den Perikles absetzten, damit er sehe, daß wir ihn absetzen können, wenn wir wollen; nachdem er dies aber gesehen, ist das beste, daß wir hingehen und ihn wieder einsetzen und ihm die Flotte wieder anvertrauen, denn wir können ihn nicht entbehren, sag' ich — wir haben keinen zweiten seinesgleichen und nicht jeder, der eine Keule trägt, ist auch ein Herakles . . ."

In der Tat, wer zu Athen wieder den Krieg wollte, der mußte auch den Perikles wollen. Potidäa war endlich gefallen — neu regte sich, wenn auch nur mit mattem Flügelschwunge, die Hoffnung. Rasch schlug die Stimmung im beweglichen Athenervolke wieder um.

Am nächsten Tage strömten die Athener zur Pnyx und meinten, es sei noch der alte Perikles, welchem sie neuerdings sich anvertrauten. Sie irrten . . .

Sophokles war der erste, der seinem Freunde die Kunde von dem neuen Entschlusse des Volkes brachte.

„Die Athener haben dir alles zurückgegeben!“ sagte glückwünschend der Dichter.

„Alles,“ entgegnete Perikles bitter lächelnd, „nur nicht das Vertrauen auf sie, das Vertrauen auf das Glück Athens, und das Vertrauen auf mich selbst!“

„Diopeithes triumphiert dennoch!“ fuhr er fort. „Scheinbar ist er zuletzt nun wieder unterlegen, in Wahrheit aber sind wir die Besiegten zu Athen. Das nächste seiner Ziele zwar erreichte Diopeithes nicht, aber was er und die Seinen getan und vorbereitet seit lange, das war nicht verloren im Volke der Athener!“

„Verbanne die trüben Ahnungen aus deinem Herzen!“ mahnte Sophokles. „Athen und Hellas stehen noch auf ihrer Höhe: noch manches Herrliche werden sie zeitigen, noch manchen Ruhmeskranz erringen. Nicht uns geziemt es, zu klagen, welchen es vergönnt war, die edelste Blüte entfaltet zu schauen . . .“

„Aber auch den Wurm, der sich festsetzt in dieser edelsten Blüte!“ erwiderte Perikles. „Noch ist sie nicht da, die Zeit, die sich ankündigt, aber eine dunkle Zukunft wirft ihren Schatten weit voraus. Nach einem Gipfel heiterer Freiheit, Schönheit und Erkenntnis strebten wir. Verwirklicht hat von unseren Träumen der Traum der Schönheit sich — die andern aber zerrinnen in Nacht und Wirrsal. Kurz sind, wie es scheint, die Lebensfrühlinge der Völker, und ihre Blüten welken, bevor sie sich noch völlig entfaltet!“

So sprach an jenem Tage Perikles zu dem edelsten seiner Freunde. — Noch einmal wuchs die Gewalt der verheerenden Seuche.

Es kam im Wandel der Monde eine finstere Nacht, eine sturmdurchsauste Nacht. Kühl wehte der Wind her über das

attische Land von den Klüften und Zacken des Pindus. Finster schlugen im Piräus die Wogen an die Steindämme. Die Schiffe im Hafen schwankten, ihre Balken krachten, ihre Ruderstangen knarrten. In den menschenleeren Straßen von Athen spukten die Winde wie Gespenster, mit den offenen Türflügeln verödeter Behausungen spielend, einsame Peristyle durchwimmernd. Man wußte zuweilen nicht, ob es das Heulen und Gewimmer des Windes war, oder die Klagen und Seufzer jammernder Mütter, was man vernahm. Über Zinnen, Giebel und Marmorbilder des Parthenon flog schwarzes Gewölk. Die als Weihegeschenke aufgehangenen Schilde schlugen klappernd an die Architrave, an welchen sie hingen. Nächtliche Vögel krächzten. Das Riesenbild der mit Lanze und Helm bewehrten Athene Promachos erbebte auf seinem granitenen Sockel.

In dieser dunkeln, winddurchsausten Nacht, wo jeder sich im Innern seines Hauses hielt und die Straßen wieder leergefegt sich zeigten, irrte ein Mann umher, von einer seltsamen Unruhe getrieben. Dieser Mann war Sokrates. Nicht fremd geworden war ihm die alte Gewöhnung, nächtlich umherzuwandeln in wilder Gedankenjagd: mehr selbst gejagt von den Gedanken, als nach ihnen jagend. So schweifte er auch in jener Nacht umher, blindlings, wie nach einem unbewußten Ziele getrieben.

Er geriet ans öde Ufer des Ilissos, wo niedergebrannte Scheiterhaufen lagen und wo bei Hügeln von Asche und glimmenden Kohlen der tolle Menon saß. Der Tolle grinste, fachte mit seinem Odem die Kohlen an und wärmte sich dabei, und schlürfte zuweilen einen Schluck aus einer Flasche edlen Chiers, weggetragen aus einem durch die Pest entvölkerten Hause, dessen Vorräte den Strolchen zur leichten Beute geworden.

Hie und da stieß der Fuß des eilenden Sokrates im Dunkel auf nur halb verbrannte, schwarzverkohlte Glieder.

Und weiter verfolgte er, ziellos, seinen Weg. Da fühlte er von Veilchenduft sich angelockt. Er nähert sich und stößt

auf einen Brunnen, mit Veilchen umpflanzt nach Athener Sitte. Die Veilchen dufteten so seltsam. Die heiße Stirn zu kühlen, beugt Sokrates sich nieder und seine trockenen Lippen suchen die labende Feuchte. Aber auch hier grinst ihm der Tod entgegen, und bald wird ihm des Veilchenduftes seltsame Mischung erklärlich. Einen Leichnam trug die besudelte Welle, einen der Unglücklichen, welche die verzweifelte Gier nach Kühlung noch in den Stunden der Agonie zu den Brunnen trieb. Schaudernd fuhr Sokrates zurück. Dann aber, sich fassend, pflückte er eines von den Veilchen, betrachtete es lange sinnend und sagte: „O ihr attischen Veilchen, wer wird künftig euch noch preisen und die veilchenbekränzten Athener, wenn euer gefeierter Würzeduft so arg gemischt ist mit Moderdüften?“

Er stürzte zurück, tiefer in die Gassen, wo die Türen verödeter Häuser im Winde klapperten. Er blickte zur Akropolis empor und sah das schwarze, tiefgesenkte, zerrissene Gewölk, das mit den kreischenden Nachtvögeln zugleich, Geistern des Unheils ähnlich, das Riesenbild der Athene Promachos umflog . . .

Als ob die Unglücksgeister, die er dort zu erblicken glaubte, sich zu ihm niederließen und ihn verfolgend hetzten, irrte Sokrates umher. Plötzlich fand er sich vor dem Hause des Perikles. Er blieb stehen. Wie oft hatte er diese Schwelle überschritten! Und welch lange Zeit war nun verstrichen, seit er sie nicht wieder betreten! Er näherte sich wie unbewußt und unwillkürlich der Pforte. Er merkte, daß sie nicht verschlossen war, wie vergessen, vernachlässigt, ohne Hüter. Er trat ein, öde war die Halle des Eingangs. Kein Laut drang ihm aus dem Innern entgegen. Schauerlich war die Stille, die ihn umgab. Da begegnete ihm vom Peristyl her der Schein einiger trübe flackernder Lichter. Es überlief ihn kalt, er wußte nicht weshalb. Aber zugleich drängte eine unbekannte Gewalt ihn vorwärts. Da sah er in der Mitte des Peristyls ein Lager mit Purpurkissen aufgerichtet. Auf den Purpurkissen lag ein Verblichener, den

Leib umhüllt von glänzenden weißen Gewanden — die Stirn umkränzt von grünenden Ranken des Eppichs. Neben dem ausgestellten Totenlager saß ein Weib, das Haupt gesenkt, blaß und stumm wie ein Steinbild. Sokrates blieb im Hintergrunde. Wie festgebannt stand er stille. Seine Augen hafteten starr und wie die eines Besinnungslosen auf dem Leichnam und auf dem bei dem Leichname sitzenden Weibe.

Das marmorbleiche, regungslose Weib war Aspasia. Der mit Eppich bekränzte Verblichene auf dem Purpurlager war Perikles, der Olympier. Entseelt lag der Alkmäonide, der Reigenführer jener unsterblichen Schar von erhabenen Geistern, welche Griechenland für immer verherrlichten — der Held eines goldenen Blütenalters der Menschheit, das noch immer seinen Namen trägt, das er heraufgeführt hatte über Hellas, und mit dessen Schwinden er nun auch selber dahinging.

Größer und stattlicher noch erschien jetzt der Leib des vom Pfeile des Würgengels gefällten, heldenhaften Mannes. Aber Milde war, wie im Leben, so auch jetzt ausgegossen über sein männliches Antlitz. Selbst die Pest hatte diese edlen Züge nicht entstellt. Und es war, als hätte der Tod den Olympier nicht hingeworfen und vernichtet, sondern den innerlich Gebrochenen zu seiner vollen Größe wieder aufgerichtet. Erneuert leuchtete nun wieder in den Zügen des Toten jene heitere Ruhe, die dem Lebenden zuletzt verloren gegangen, ausgeglichen schien der Zwiespalt, der in das innere Wesen des Gatten Aspasias zuletzt sich eingeschlichen.

Was sann die bleiche Aspasia am Totenlager des Perikles?

An ihrem Geiste ging ein glänzender Reigen schöner, großer, herrlicher Erinnerungen vorüber.

Sie gedachte des Augenblicks in der Werkstätte des Pheidias, wo dieses Mannes Feuerauge dem ihrigen zum ersten Male begegnete, wo nach männlich ernstem Ringen für die Größe und Macht Athens die Schönheit ihn in Bande schlug.

Vorschwebte ihr sein Bild, jetzt wie er auf der Rednerbühne der Pnyx stand und das Volk mit sich fortriß — jetzt wie er gehobenen Sinnes, begeisterungsvoll, mit ihr dahinwandelte über die Höhen der Akropolis, des Herrlichen sich freuend, das unter seinen Augen dort entstand — jetzt wie er, wiederum von Tatendrang erfaßt, vor Samos neuen Lorbeer sich erstritt — jetzt wie er warm beseelt zu Milet, das schönste Menschenlos erfüllend, auf blühender Höhe des Lebens den berauschenden Becher der Freude mit ihr leerte — jetzt wie er auf der Akropolis im Angesichte neu vollendeter, unsterblicher Schöpfungen einen Bund mit ihr schloß, die Seele voll von großen Gedanken und Hoffnungen . . .

In seiner edlen Größe schwebte er ihr vor, in seiner bestrickenden Gewalt über die Menschen, in seiner Empfänglichkeit und Wärme, in seiner würdevollen Männlichkeit — mild und klug und heldenhaft zugleich — des echten Hellenen Urbild, zu geist- und seelenvoll, um aufzugehen in einem rauhen Heldentum, und wieder zu vollbeseelt, zu tatkräftig, um sein volles Genüge zu finden in weichlichem Genuß, im Zauberbanne der Schönheit und Liebe.

Dann aber schwebte ihr sein Bild auch vor, wie er an ihrer Seite wandelte auf den Fluren des Peloponnesos, wie mehr und mehr der Ernst mit leisen Schatten über seine Stirne flog, wie er, durchpulst vom geheimsten Leben und Weben der fortschreitenden Zeit, durchwittert vom Ahnungshauch einer neuen, ernsteren, trüben Zukunft, schweigsam sein tiefstes Empfinden barg, bis er aufhörte, ein Hellene zu sein im Geist und Sinne des schönen Weibes, mit welchem er den heiteren Freudenbund der Liebe geschlossen, und bis er, nachdem er des Hellenentums Entwicklungslauf in seiner eigenen Seele durcherlebt, von unheilbar trüben Ahnungen erfaßt, mit der Macht und Größe seines Vaterlandes selbst zusammenbrach.

Wie Aspasias Auge an dem Antlitz des entseelten Perikles, so haftete das Auge des Sokrates regungslos an dem bleichen Angesichte des Weibes.

Wie das verkörperte Hellas schien sie ihm, welches trauernd saß an der Bahre des edelsten seiner Söhne.

Wie bleich und ernst blickte es aus den Zügen des schönen Weibes, dies einst so heitere Hellas!

Jetzt erhob Aspasia ihr Auge, und ihr Blick begegnete dem des Sokrates. Es war ein langer, langer Blick, mit welchem Aspasia und Sokrates sich begegneten.

Es war ein langer tief-ernster Blick, und kein Wort würde die Empfindungen erschöpfen, welche in diesem langen Blicke sich begegneten.

Nicht ein Laut des Mundes, nur dieser eine Blick wurde zwischen den beiden gewechselt.

Dann verschwand Sokrates. Wie ein gespenstiger Schatten war er aufgetaucht vor dem Weibe — lautlos schwand er hin. Einsam saß wieder beim Totenlager des großen Hellenen, regungslos und marmorbleich, Aspasia.

Fortsetzte Sokrates seine nächtliche Wanderung. Planlos, ziellos eilte er dahin durch die Gassen, eine ungemessene Zeitlang, mit tieferregtem Gemüte.

Die Gewalt der wimmernden und heulenden Windsbraut hatte nachgelassen. Stiller und noch einsamer als zuvor war es geworden um den nächtlichen Waller. Mitternacht war lange vorüber. Der Morgen kündigte von fern sich an mit einem fast noch unmerklichen grauen Streifen im Osten. Aber noch war es Nacht, dunkle Nacht über den Gassen Athens. Durch das zerrissene Gewölk des Himmels blinkten nur einzelne sinkende Sterne.

Plötzlich tauchte vor Sokrates ein Mann auf, reisefertig, wie es schien, begleitet von einem Sklaven. Es war ein Mann von strengen, ernsten, beinahe finsteren Zügen. Er musterte den Sokrates bei der Begegnung.

Sokrates blickte auf, als jener ihm den Weg vertrat, und erkannte den Agorakritos.

„Wohin in dunkler Nacht?" fragte den Grübler der einstige Genosse in der Werkstätte des Pheidias.

„Mich rief ein dringendes Geschäft nach Athen,“ fuhr Agorakritos fort, als Sokrates mit der Antwort zögerte; „aber ich beeile mich, wieder hinwegzugelangen aus der verpesteten Stadt. Ich gehe nach Rhamnos, um endlich zu tun, was man seit so vielen Jahren von mir verlangt, um meine dort aufgestellte Göttin mit jenen äußerlichen Kennzeichen zu versehen, welche sie unzweifelhaft aus einer Aphrodite zu einer Nemesis machen. Ich habe lange gezögert — aber nun treibt es mich, den Leuten zu willfahren. Sie sollen nicht länger zweifeln, die Männer im Lande Attika, daß wirklich die Nemesis anstatt der lachenden Aphrodite mitten unter ihnen steht. Bin ich ihr doch Dank schuldig, jener mit langsamen aber sicheren Schritten wandelnden Göttin! Hat sie mich nicht gerächt an dem Weibe, das ich hasse? Eingekehrt ist sie, die Göttin der Wiedervergeltung, im Hause des Perikles und der Aspasia. Und nun vernahm ich noch zuletzt, daß gar die Seuche selbst vor wenigen Tagen den Perikles ergriff und aufs Krankenlager warf.“

Sokrates blickte auf, sah dem Agorakritos ins Angesicht und sagte leise:

„Er ist tot!“

Agorakritos schwieg betroffen.

Beide gingen eine Strecke stumm nebeneinander hin.

„Tot?“ fragte dann Agorakritos.

„Ich sah ihn selbst!“ erwiderte Sokrates dumpf.

Wieder schwiegen die beiden eine Zeitlang.

Endlich begann Agorakritos:

„Du hast den Perikles entseelt gesehen, mir ist es zuteil geworden, den Pheidias vor meinen Augen im Kerker sterben zu sehen. Ich war bei ihm in seiner letzten Stunde. Als ich hörte, daß er schwer erkrankt sei, eilte ich zu ihm. Die Leute sagten mir, daß er alle Arznei und jede Art von Hilfe verschmähte. Perikles hatte den Hippokrates zu ihm geschickt: er aber begann mit dem naturkundigen Manne sich über die Verhältnisse der Formen und Linien des menschlichen Körpers zu unterreden. Denn ihn beschäftigte auch

jetzt auf seinem Krankenlager nur das, was ihn früher einzig gekümmert hatte.

Als ich kam, erzählten mir diejenigen, welche im Kerker um ihn waren, daß er häufig in Fieberphantasien rede und selten jemand mehr erkenne. Ich ging zu ihm hinein und traf ihn sterbend. Er erkannte mich anfangs noch ein wenig, allmählich aber verwirrten sich im Fieber seine Gedanken. Er sprach immer von großen Tempeln und Bildwerken, von Gold- und Elfenbeinbildern und Marmorfriesen — er erteilte seinen Schülern Weisungen, ganz als ob er noch in seiner Werkstätte wäre, spornte sie zur Arbeit an und schalt die Trägen, gab auch genau an, wie sie dieses oder jenes vollenden sollten, und war ungehalten, wenn sie es nicht ganz nach seinem Willen machten. Manches Mal rief er ausdrücklich mich oder den Alkamenes. Zuletzt aber schien er ganz allein zu sein mit seinen leuchtenden Gebilden, und es erschienen ihm seine Götter und seine Göttinnen, seine Pallas Athene, sein olympischer Zeus. Und es schien, daß die Götter des Olymps alle zu ihm herunterkamen und um sein Lager standen, ihm allein sichtbar, während er starb, denn er blickte mit verklärtem Angesicht um sich, und grüßte sie und sprach sie bei ihren Namen an. Zuletzt aber schien es, als ob Pallas Athene ganz allein bei ihm zurückgeblieben wäre und ihm winkte, denn er sagte auf einmal: „Wohin willst du mich führen? Ich komme!" Dann richtete er sich ein wenig empor, als ob er sich aufmachen wollte, um mit derjenigen, welche ihm winkte, hinwegzugehen, sank aber zurück, und sein Auge brach.

Er starb mitten in seinem Fiebertraumgesicht. Er starb schön, wie nur irgendein Hellene, indem das schönste Licht von Hellas noch einmal ihn umleuchtete, und die Götter ihn gleichsam von der Erde hinweg zu sich in den Olymp entrückten, in dem Augenblicke, wo die Nacht des Unheils über Athen hereinbrach, so daß er von diesem gar nichts mehr gewahr wurde, sondern mit ungetrübtem Geist hinüberging.

Anfangs hatte es mir großen Schmerz verursacht, zu sehen, wie dieser Mann im Kerker auf seinem Lager sterbend lag, denn nachdem er die Athene Promachos errichtet auf der Burg, und die Athene Parthenos, und den Parthenon selbst, und den olympischen Zeus zu Olympia, und so vieles Große, das keiner übertraf, noch jemals einer übertreffen wird, und wodurch Hellas zumeist verherrlicht ist, war von den Menschen dies sein Lohn, daß er entehrt und einsam starb im Dunkel des Kerkers.

Aber als ich ihn sterben gesehen, fühlte ich eine Rührung in der Brust, welche nicht ohne Trost war, und ging still hinweg, nachdem ich dem Meister die Augen zugedrückt, und seine Stirne geküßt, und beklagte nur mehr Hellas und uns alle, die wir zurückbleiben, nachdem die Größten und Besten dahingegangen!"

Nach dieser Erzählung des Agorakritos schritten die beiden Männer noch eine Weile sinnend nebeneinander hin. Dann trennten sie sich.

Jener ging nordwärts gegen Rhamnos, aber auch Sokrates setzte, von der inneren Bewegung getrieben, seinen Weg noch weiter fort, und als er kaum ein paar Schritte gegangen, stieß er auf einen angezündeten Scheiterhaufen. Auf diesen waren viele Pestleichen geworfen. Unter diesen Leichen aber sah Sokrates auch den tollen Menon liegen.

Den bis zur Betäubung Berauschten hatten die Pestleichenträger unter Leichnamen tiefschlafend gefunden, und den scheinbar Leblosen auf den Holzstoß geworfen, wo die Flamme ihn schon umzüngelte.

Ein Hund umkreiste winselnd den Scheiterhaufen.

Jetzt ergriff den Tollen die Flamme. In diesem Augenblicke sprang auch der Hund auf den Holzstoß und verbrannte mit seinem Herrn.

Ein wundersames Gefühl überlief den Sokrates. „Nun bist du frei, Menon!" sagte er.

„Nun bist du frei!" wiederholte er noch mehrere Male, während er mit glutender Stirne seinen Weg fortsetzte.

„Kommt vielleicht einst eine Zeit, wo alle Sklaven frei sein werden?“ dachte er im Weiterschreiten. — „Oder alle Freien Sklaven?“ fügte er sinnend bei sich selbst hinzu — —

Er durchwanderte nun schon entlegene Gassen, nicht mehr im Bereiche der Stadt selbst, sondern in ihrer Umgebung, wo Landsitze der Athener und Gärten wechselten mit freiem Gefilde.

Eine Schwalbe verkündete auffliegend den Tag mit rudernden Schwingen.

Der wie von seinem Dämon geführte Sokrates gelangte zu einem Hause, in welchem eine gewisse Bewegung herrschte. Viele Personen kamen und gingen.

Es war das Haus des Ariston, eines edlen Atheners.

Sokrates stand still und vernahm von denjenigen, welche da aus und ein gingen, daß dem Ariston in dieser Nacht ein Söhnlein geboren worden. Nach so vielen Todesbildern eine Geburt, ein erwachendes Leben ...

Wieder regte sich ein rätselhafter Drang in der Brust des Sokrates. Er betrat das Haus des ihm befreundeten Mannes.

Das Kind lag im Peristyl, in den Armen der Amme. Ein hochbetagter Greis, der einem Seher oder Priester ähnlich war, beugte sein schneeweißes Haupt soeben darüber und betrachtete es aufmerksam. Auch Sokrates betrachtete das Kind, welches eine breite schöne Stirn hatte, eine Denkerstirn, und dessen Antlitz schon umflossen schien von einem milden, hohen, mehr als kindlichen Ernste.

Plötzlich kommt eine Biene geflogen — eine Biene vom nahen Hymettos — eine der gepriesenen attischen Bienen — sie kommt geflogen und umschwirrt das Kind und streift einen Augenblick die Lippen desselben, nur leicht und arglos und gleichsam küssend. Dann fliegt sie wieder hinweg.

Bei diesem Anblick spricht der Sehergreis: „Ein Götterzeichen ist der Kuß der Hymettosbiene. Von den Lippen dieses Kindes wird einst die Rede verlockend träufen wie Honigseim!“

Den Sokrates erfaßt des Kindes Anblick wunderbar. Er vermag das Gefühl seiner Brust sich nicht zu deuten. Aber die Zukunft wird die Deutung bringen.

Der Knabe, der da vor den Augen des Ruhelosen, des Wahrheitsuchers liegt, er wird, zum Jüngling gereift, eine neue Botschaft verkündigen.

Seine Lippe wird träufen von attischem Honigseim. Aber mit der süßesten Beredsamkeit wird er die bitterste der Lehren predigen!

Er wird lehren, daß der Leib ein Kerker der Seele, und daß die Seele, von ihm sich losmachend, sich emporringen müsse ins Überirdische. Er wird lehren, daß Eros die Erdenwelt verachten und emporsteigen müsse ins helle Reich der ewigen, in unwandelbarer Schöne leuchtenden Ideen . . .

Und diese Lehre wird ein Echo finden auf nahen und fernen Gestaden und die Losung werden einer neuen Zeit, und im Nachhall auf eines Galiläers Lippen die Welt erobern.

Mit ihr aber wird auch triumphieren in neuem Sinne das Wort der Sabaziosdiener und Metragyrten, das düstere Wort der Selbstpeinigung und Selbstverstümmelung . . .

Sokrates ging sinnend aus dem Hause des Ariston. Er hatte eine Höhe nun erreicht, von welcher aus er das attische Land und das Meer im Morgenschein erblickte.

Auf dem Meere, gen Sunion hin, sah er ein Fahrzeug schweben. Er blickte, in Gedanken versunken, immer nach diesem Fahrzeug, ohne es zu wissen.

Dies Fahrzeug trug den „Satyr“ und die „Bacchantin“ — trug Manes und Kora nordwärts, einer neuen Heimat zu.

Sie zogen dahin, in der Brust den Keim einer Zukunft, welche berufen war zu dem Bemühen, das Reich des Guten aufzurichten über den Trümmern der Schönheit.

Sie zogen dahin, still beseligt von ihrer ernsten Liebe.

Von der Höhe der Meeresbucht blickten sie zurück und betrachteten, scheidend für immer, zum letztenmal die Stadt der Athener.

Ein leichtes, weißes Wölkchen stieg, unfern der Akropolis, aus der Stadt in die reine, klare Morgenluft empor. Es kam von dem Scheiterhaufen, welcher den entseelten Leib des Perikles in heiliger Lohe verzehrte.

Dies Wölkchen stieg empor und schwebte um die Zinnen der Akropolis.

Manes und Kora verfolgten es mit den Blicken, wie es die weiße Marmorstirn der heiligen Pallasburg umwob.

Aber das Wölkchen zerrann, und rein und wunderbar standen im klaren Lichte die Zinnen und Giebel des Parthenon und der neu vollendeten Propyläen.

Hoch hinauf ragte über den Wust und die Wirrsal der Athener Stadt und der sterblichen Menschenkinder die unsterbliche Krone des Berges.

Aus den Trümmern des Vergänglichen erhob sich im Hellenenland ein Unvergängliches, siegreich in ewiger Heitre.

Und es schien zu sagen: „Erhaben bin ich über das wechselnde Los der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas, und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen!“

Nach dem Guten und nach dem Schönen trachten die Völker.

Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne.

Ende.

# Anmerkung.

---

**Vierundzwanzigstes Kapitel. Seite 360.**

Das Dichteralbum „Egeria“ (Eger 1875), sowie die epische Gedichtsammlung „Orient und Okzident“ von K. V. v. Hansgirg enthalten ein Gedicht „Phidias“, in welchem, wie hier, dem sterbenden Meister Pallas Athene erscheint. Hansgirg selbst bezeichnet in letzterem Buche S. 79 das Jahr 1874 als die Zeit der Entstehung dieses Gedichts. Meine Erzählung vom Tode des Pheidias dagegen wurde schon im Jahre 1873 geschrieben, und da dieser ganze Roman in den ersten Monaten des Jahres 1874 im Bureau der Wiener „Neuen Freien Presse“ lag, so kann ich mich u. a. auf das Zeugnis derjenigen berufen, welche das Werk dort in Händen gehabt, daß, soviel auch seither am Manuskript der „Aspasia“ geändert worden, doch gerade jene Szene schon damals wörtlich so vorlag, wie sie jetzt gedruckt erscheint, daß also an eine durch das Gedicht des Herrn H. erhaltene Anregung nicht gedacht werden kann.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

M

Mit

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben
von
Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

## Zehnter Band.

Inhalt: Amor und Psyche.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

„
graphi
zwische
einem
Bezug
D
bert v
sieben
zirka z
aus,
schreibe
klassig
ein.
Bruye
regun
Bestel
sagte.“
dieser
noch
dieser
kompo
die J
Gewa
späte
Richte
Ersche

# Amor und Psyche.

## Eine Dichtung in sechs Gesängen.

---

## Einleitung des Herausgebers.

„Zweimal“ — so äußert Hamerling in seiner Selbstbiographie — „ist es mir in meiner Dichterlaufbahn begegnet, daß zwischen einer von andern Personen gegebenen Anregung und einem in mir selbst schlummernden Keime jener geheimnisvolle Bezug statthatte, der zu einer geistigen Befruchtung führt.“

Das erstemal war es 1871, wo der junge Komponist Adalbert von Goldschmidt Hamerling veranlaßte, die Dichtung „Die sieben Todsünden“ zu schreiben, das zweitemal ging die Anregung zirka zehn Jahre später vom Leipziger Kunstverlagshändler Titze aus, der Hamerling anregte, ein Epos „Amor und Psyche“ zu schreiben, das dann — von Paul Thumann illustriert — als erstklassiges Prachtwerk zu erscheinen hätte. Hamerling willigte sofort ein. Unterm 20. Juni 1881 äußert er sich an seinen Freund van Bruyck: „Das kleine Epos ‚Amor und Psyche‘ entsteht auf Anregung des Kunstverlagshändlers Titze; ich arbeite sonst nicht auf Bestellung, aber dieser Stoff zog mich an, so daß ich gleich ‚Ja‘ sagte.“ Dem Poeten der Schönheit und Liebe mußte begreiflich dieser Stoff „liegen“. Herbst 1881 ward die Dichtung geschrieben, noch im selben Jahre wurde das Manuskript an Titze gesandt, dieser übermittelte eine Abschrift an Paul Thumann und nun erst komponierte der Künstler nach der ihm vorliegenden Handschrift die Illustrationen. 1882 erschien dann das Werk in vornehmstem Gewande als Prachtwerk höchsten Rangs in 4° und drei Jahre später die Dichtung für sich allein als Bändchen in 8° im Verlage Richter in Hamburg. Es hat Hamerling verdrossen, daß nach Erscheinen des Werkes sich die Meinung verbreitete und hart-

nächig festhielt, der Dichter habe sein Werk lediglich als Text zu bereits fertigen Bildern Thumanns geschrieben. Richtig ist nur, daß die erste Anregung von Titze ausging — die Illustrationen aber wurden sämtlich erst nach Einsichtnahme ins Manuskript vom Künstler geschaffen. Sie haben Hamerling ob ihrer Idealität in hohem Maße befriedigt.

Das Prachtwerk erlebte sofort mehrere Auflagen hintereinander und die Dichtung fand von Seite der Kritik eine ebenso günstige Aufnahme wie die Leistung Paul Thumanns.

Vorliegender Druck geschieht nach der kleinen Ausgabe (Hamburg 1886), der letzten, die Hamerling durchgesehen.

---

## Erster Gesang.

Frühling ward's auf Zyperns schönem Eiland:
Mit den Grazien schlang den Reigen Cypris
Nachts bei Mondenschein im Myrtenhaine:
Unter ihrem Tritt begann's zu sprießen
Sacht von Primeln, Veilchen, Anemonen;
Aus dem Schlaf erwachten Lenz und Liebe.
An hielt Nord und Ost den frost'gen Atem,
Süd und West begannen lind zu säuseln.
Schüchtern erst vertrauten sich die Knospen,
Kühner bald dem Strahl der goldnen Sonne.
Neu belebte sich die Waldeinöde,
Sich der Strand mit Blüten und mit Liedern.
Wind und Wolken wichen vor der Göttin,
Ihr zu Füßen schmiegte glatt das Meer sich,
Und der Himmel ward voll milden Glanzes.
Schwül war bald die Luft von Lenz und Liebe:
Brünstig stürzten sich die Weidetiere
In des Stromes eisbefreite Wogen,
Schwammen froh von Trift zu Trift hinüber,
Brünstig tauchten Vögel ihr Gefieder
In die Flut, und brünstig aus ihr schnellte
Der Delphin empor. Es quoll des Äthers
Liebeskraft in linden Regenschauern
Auf die neu erweichte Scholle nieder.
Hehr erneute Juno, wie alljährlich,
Mit dem Göttervater der Vermählung
Jubelfest auf des Olympus Gipfel,
Mit der Venus Gürtel neu sich schmückend.
Paphos stand, die Rosenstadt, im jungen
Grün und Purpur meerbespülter Gärten,
Und der Liebesgöttin Tempelzinnen
Ragten leuchtend hoch hinauf ins Blaue.

Aber in des Tempels hohen Hallen,
Weiten Höfen wogte Festlust rauschend.
Fast begraben unter Blumen, Kränzen
Waren Stadt und Menschen, Hymnen schollen,
Weißer Opfertiere Hörner glänzten
Hell vergoldet in dem Strahl der Sonne,
Weihrauchdüfte wehten, und von fernher,
Wenn dem Eiland sich ein Segler nahte,
Drang ihm Duft der Rosen mit des Weihrauchs
Duft vermischt auf hoher See entgegen,
Kunde bringend ihm, bevor er Paphos'
Zinnen schaute, daß der Cypris Hochfest
Jubelnd eben dort das Volk erneure.
Selbst des Nereus Brut, die schönbefloßte,
Witterte den Duft und tanzte freudig
In den Wogen ringsher um die Insel.
Wettspiel, Hymnensang und Tanz und Reigen
Tollte Tag und Nacht, und aller Freuden
Pomp entfalteten die Weihestunden,
Wechselnd, lärmvoll: Sinnenfroher Taumel
Warf den Zügel ab, warf ab den Schleier.
Alle Schönheit war nur eine Blume
Unter andern Blumen, welche pflücken
Fromm sich ließ, im Dienst zum Schmuck der Göttin.
Aber unter all den Schönheitsblüten,
Unter all den opferfreud'gen Jungfraun,
Welche bei Gesang und Reigentanze
Und im Tempelhaus der hohen Göttin
Prangen sah das rosenduft'ge Paphos,
Fehlt die eine, fehlt der Jungfraun Krone,
Zyperns schönstes Kind, des Priesterkönigs
Jüngstes Töchterlein, die holde Psyche.
Süß herangeblüht zur Festteilnahme
Scheint mit diesem Lenz sie; aber seltsam
Ist ihr Sinn geartet; ferne bleiben
Möchte sie der Lenz- und Liebesfeier,
Fern dem wilden Festgedräng' und Reigen,
Wo man, folgend uralt-heil'gem Brauche,
Sich ins andere Geschlecht verkleidet,
Fern dem Schönheitswettkampf holder Frauen;

Und sogar das Heiligtum der Göttin
Weckt ein heimlich Graun ihr im Gemüte,
Denn die scheue, zarte Jungfraunseele
Schreckt der Tempeldienst der Hierodulen,
Schreckt das Opfer magdlich reiner Blüte,
Fromm nach Landesbrauch im Haus der Göttin
Dargebracht gleich andern Weihgeschenken.
Schamhaft-eigenwillig birgt sie still sich
Hinter dem Altar vertrauter Götter,
Welcher heut' verlassen steht, verödet,
In dem innersten Gelaß des Hauses.
Doch sie wird gesucht, sie wird gefunden,
Dem Versteck entführt; mit heft'gem Vorwurf
Schilt sie der Erzeuger, Zyperns König,
Höchster Priester auch der Landesgöttin:
„Fürchtest du", so ruft er, „nicht der Herrin
Zorn für dich und uns? Soll Zyperns altes,
Edles Königshaus, das in der Göttin
Gunst geblüht seit soviel hundert Jahren,
Jetzt verhaßt durch dich der Hohen werden?
Soll das eigne Kind des Priesterkönigs,
Lau im Götterdienst, ein unfromm' Beispiel
Geben, Ärgernis dem ganzen Volke?"
So zu Psyche spricht er und gebeut ihr,
Unverweilt, den Schwestern sich gesellend,
Teilzunehmen an dem Götterfeste.
Flüchten will zur Mutter sich das Mägdlein:
Aber diese, insgeheim erglühend,
Offenbart zu sehn dem ganzen Volke
Diesen Ausbund aller Lieblichkeiten,
Ihres Schoßes hold erblühten Sprößling,
Streichelt sanft der Weinenden die Schläfe,
Spricht: „Mein Kind, gehorche den Erzeugern,
Bleibe hold den Menschen, lieb den Göttern!"
Es gehorchte die betrübte Psyche.
Und den beiden Schwestern sich gesellend,
Mischt sie sich in Festgedräng' und Reigen.
Kaum erscheint sie, neigt vor ihrer Schönheit
Das erstaunte Volk sich, preist als Schönste
Sie vor allen, findet, daß die Rosen

Holder Scham auf Psyches zarten Wangen
Lieblicher noch als der Freude Rosen
Auf den Wangen all der andern Schönen.
Frohbegeistert streut ein schöner Jüngling
Blumen auf den Weg ihr — andre folgen,
So daß strauchelt bald und stockt ihr Fußtritt.
Und bewundernd grüßt man sie mit Zuruf,
Jauchzt ihr Worte zu aus Preisgesängen,
Die man erst der Göttin zugesungen,
Und bald nennt man im verzückten Schwarme
Götterjungfrau sie und junge Venus.
Und man huldigt ihr gleich wie Zytheren,
Und sowenig als an diese selber
Wagt die fest- und schönheitstrunkne Menge
An dies holde Mädchenbild zu rühren.
Aber Psyche steht im Kreise zagend,
Ängstigt sich vor diesen Huldigungen,
Ängstigt sich vor dieser scheuen Ehrfurcht,
Welche man ihr zollt gleichwie der Göttin,
Fleht die Schwestern an, sie fortzuführen.
Diese, zürnend halb, halb eifersüchtig,
Werfen einen Schleier ihr ums Antlitz
Und geleiten heim zur Königsburg sie.
Aber ob entzogen auch den Blicken,
Lebt ihr Bild doch fort in aller Herzen,
Und in aller Mund der Name: Psyche.
  Solches hörend, schauend, zittert ängstlich,
Ängstlicher als er zuvor gezittert,
Vor der Göttin Groll der Priesterkönig.
Und damit nicht gar, unschuldig-schuldig,
Dieses Kindes Haupt herabbeschwöre
Auf sein ganzes Inselvolk die Rache,
Sinnt er zu vermählen in die Fremde
Bald das Mägdlein, und es nahn gerufen,
Ungerufen bald unzähl'ge Freier,
Königssöhne, jung und schön und mächtig.
Standhaft aber weigert Zyperns Perle
Sich mit Tränen, Bitten, in die Fremde
Einem ungeliebten Mann zu folgen.
Leer und schal und ohne Liebe schleichen

Ihr die Monde hin, indes die Schwestern
Schon vermählt als Königinnen sitzen
Auf den Thronen naher Inselreiche.
  Weiter aber dringt von Psyches Reizen
Stets der Ruf, die frevelhafte Kunde,
Daß erschienen eine neue Venus,
Welche nicht vom Schaum des Meers geboren,
Nein, auf Zyperns Eiland, unter Blumen
Hold entsproßt der dunklen Erdenscholle.
Fremder Küsten leicht erregte Neugier
Kommt gepilgert, anzuschaun das Wunder.
Und wem es geglückt, zu schaun die Holde,
Wird zum Herold ihr vor allem Volke:
Gleich an Reiz der Göttin sei der ihre,
Noch verklärt durch magdlich holden Zauber.
  Lässiger im Dienst der Schaumgebornen
Wird das Volk, es kargt mit Weihgeschenken,
Kargt mit Festgelagen, ihr zur Ehre,
Unbekränzt stehn ihrer Bilder manche
Wochenlang, und kalte Aschenreste
Ruhn auf manchem ihrer Steinaltäre.
  Unmut regt im Herzen sich der Göttin,
Der olympischen, der goldnen Venus,
Und verhaßt schier wird ihr Zyperns Eiland
Durch des Volkes frevelhafte Torheit,
Welches, der Unsterblichen vergessend,
Göttlich ehrt ein sterblich Kind des Staubes.
  Gram dem Festland, hält sie eben wieder
Lustfahrt auf den Wellen des ihr holden,
Des ihr teuren Meeres. Strahlend heiter
Ist die Salzflut, wenn sie trägt die Herrin,
Stiehlt sein schönstes, hellstes Blau dem Himmel,
Und die ungeheure, schreckensschwangre,
Die dämonenreiche Meerestiefe
Ist so glatt, als wollte sie zur Stunde
Nichts sein, als der Göttin blanker Spiegel,
Und so weich, als wollte sie nichts andres
Sein zur Stunde als ihr Ruhekissen.
  Eine Riesenmuschel, farbig schillernd
In der Iris siebenfachem Lichte,

Wiegt die hohe, zauberschöne Göttin.
Lächelnd ruht zu Füßen ihr die Meermaid;
Andre flechten Kränze aus des Schaumes
Weißen Rosen, oder Perlenketten
Aus den sprüh'nden Tropfen. Um das Fahrzeug
Schwärmen die Tritonen, stemmen drunter
Ihre schupp'gen Schultern, tragen spielend,
Scherzend Schiff und Göttin durch die Wellen.
Nicht gefiel es heut der goldnen Cypris,
Zuzusehn mit ihrem himmlisch-holden
Lächeln diesem Treiben, noch dem Sohne,
Einen Pfeil zum Spiele, wie er pflegte,
Unter diese Meeresbrut zu schleudern,
Oder sich in knabenhaftem Mutwill
Rittlings über eines Delphins Rücken
In des Nereus wildem Schwarm zu tummeln.
Schmeichelnd drückt an sich den holden Knaben
Seine holde Mutter, streichelt zärtlich
Ihm die Wangen, träufelt duft'gen Nektars
Tau ihm auf die Locken, auf die Flügel.
Hebt dann an zu klagen, von Betörung
Seien jetzt beherrscht die Erdgeschlechter,
Sündlich fabelnd, eine schönre Venus
Sei entsproßt dem schnöden Erdenstaube,
Schöner als die aus dem Schaum des großen,
Heiligen Okeanos geborne!
„Psyche nennt sie sich, die neue Cypris
(Sprach die Göttin), Töchterchen des würd'gen
Priesterkönigs, welcher herrscht auf Zypern:
Ein entartet Reis von edlem Stamme.
Störrig meinem Dienste sich entzogen
Hat sie sich, und spröde, eigenwillig,
Haßt sie, Amor, dich, verachtet Hymen.
Groß genährt durch Schmeichelei der Menge,
Die mit Blindheit schlug der Göttervater,
Ward des Mägdleins Trotz und kind'sche Einfalt.
Lerne denn sie, und mit ihr die Menschen,
Daß vergeblich kämpft mit Überird'schen
Ein vergänglich Kind der dunklen Scholle.
Weil zu niedrig ihr die Königssöhne

Aller Länder weit und aller Inseln,
Werde sie dem Niedrigsten zur Beute!
Auf, mein Sohn, und räche deine Mutter!
Dort im Rosenhag, dem duftig-holden,
Welcher schließt an Zyperns Königsburg sich,
Weilt zu dieser Frist sie, Blumen pflückend.
Hebe dich auf deinen goldnen Schwingen
Unsichtbar, und wenn du sie gefunden,
Über ihr in eines Baumes Wipfel
Harre und bereit den Bogen halte,
Bis vorüber irgend geht ein Bettler
Am Geheg', ein Wicht, entstellt von Aussatz,
Oder wen zum Elenden, zum Scheusal,
Stempelnd sonst ein irdisches Gebreste:
Und sobald sein Bild sich malt in Psyches
Augstern, schleudre stracks ins Herz den Pfeil ihr!
Auf, mein Söhnlein, — säume nicht!" So spricht sie,
Streichelt ihm die Wangen und die Locken.
Willig hebt auf goldnen Schwingen Amor
Sich ins Blau der Luft und späht, bis Zyperns
Dünen glitzernd aus der Woge tauchen;
Und wo zwischen Königsburg und Tempel
Sich erstreckt der Blumenhag, der duft'ge,
Bald entdeckt er mit dem Aug' des Falken
Seiner Pfeile schönstes Ziel. Er schwingt sich
Ungesehn in eines Baumes Wipfel,
In den Wipfel eines Apfelbaumes,
Dran bereits die Sommerfrüchte reifen.
Und vorerst den Bogen in Bereitschaft
Setzt der Gott, nimmt aus dem Perlenköcher
Eines jener Pfeilchen, die geflügelt,
Wie er selber, sind, und welche fliegen
Von dem Himmel bis zur Erde nieder,
Von der Erde bis hinauf zum Himmel,
Bald in Honigseim getaucht die Spitzen,
Bald in Gift, in Galle. Statt des Bogens
Handhabt manchmal eine kleine Fackel
Der beschwingte Knabe, wirft von dieser
Kleinen Fackel wohl auch eine Schnuppe,
Wenn es ihm beliebt, in Götterherzen,

Selbst ins Herz des Sonnengotts, der spielend
Seines Wagens Flammenrosse bändigt,
Aber bebt vor Amors Flackerflämmchen.
Denn er achtet, voll des Mutwills, Götter
Nicht noch Menschen, und wie Kinder pflegen,
Greift er im Olymp nach aller andern
Haus- und Handgerät: nach Speer und Leier,
Dreizack, selbst nach wucht'gen Donnerkeilen,
Zerrt sie weit mit sich umher in tollem
Spiel, versteckt sie, schädigt sie, zerbricht sie.
Lieb' entzündet er, doch Haß nicht minder,
Ist der Ehen Feind, ein Unfriedstifter.
Ihn verzog die zauberschöne Mutter,
Ihn verzärtelten die heitern Grazien,
Ihn verhätscheln selbst die ernsten Musen,
Die den tollen Jungen unterrichten:
Aber er vergißt, was sie ihn lehrten,
Sie behalten, was er sie gelehret.
Fisch und Vogel sind ihm zu geschwind nicht,
Nicht zu träg' Schildkröten, drauf zu reiten.
Jegliches Getier, so wild' als zahmes,
Liebt ihn, dient ihm; Meeresungeheuer
Bieten ihm den Rücken, Löw' und Tiger
Trägt ihn willig, selbst des Göttervaters
Adler sträubt vor Wonne das Gefieder,
Schwingt er sich auf den beflaumten Bug ihm.
Prunkend schlägt sein schönstes Rad der Juno
Pfau vor ihm, und nur Minervens Eule
Haßt ihn, denn er neckt sie, mit der Fackel
Plötzlich ihr ins gelbe Glotzaug' flunkernd.
Auf den Bogen jetzo legt den Pfeil er,
Harrend still des rechten Augenblickes,
Um der Jungfrau Herz damit zu ritzen.
Und ins Aug' nunmehr faßt er sie selber,
Sieht sie Kränze winden, Falter jagen,
Sieht sie wieder sinnen dann und träumen,
Nach dem Zug der weißen Wolke spähend.
Länger so das holde Kind betrachtend,
Lauernd wie ein Jäger: „Welch ein Püppchen,"
Spricht er bei sich, „welche wunderfeinen,

Seideweichen Strähne, goldig schimmernd,
Ähnlich einem Bündel Sonnenstrahlen!
Traun, aus ihren träumerischen Augen
Blüht ein Reiz, ein stiller, den ihr neiden
Müssen selbst olymp'sche Götterfrauen!
All ihr Wesen, all ihr Tun ist Seele!"
Näher sie an sich heranzulocken,
Wirft herab er aus des Baumes Wipfel
Ein paar Äpfelchen von Purpurfarbe.
Psyche springt herbei, sie aufzulesen,
Meint, daß sie der Wind herabgeschüttelt.
Und in muntrer Laune wirft der Knabe
Neue Früchte in den Schoß ihr, rote,
Runde, seiner schönen Mutter heilig,
Vielbedeutsam drob verliebtem Volke.
Plötzlich, durch der goldnen Cypris Schickung,
Hinkt vorüber an dem Gartenzaune,
Schmutzig und zerlumpt, mit einem Höcker,
Häßlich, krüppelhaft, ein Betteljunge,
Streckt nach einer Gabe seine Hand aus.
Mitleid malt in Psyches Blick sich; Amor,
Mütterlicher Weisung sich erinnernd,
Zielt auf Psyche, sendet flugs den Pfeil ab!
Doch in der Verwirrung fehlt das Ziel er,
Und der goldne Pfeil, die Luft durchschwirrend,
Haftet in dem Rasen; aus dem Köcher
Einen andern Bolz zieht rasch der Knabe,
Aber in der Hast den eignen Finger
Ritzt er, und vom Taue seiner Adern
Netzt ein Tropfen weiße Lychnisblüten,
Deren Sprossen in des Ichors Farben
Blühn seither für alle Zeit gesprenkelt.
Und der Gott, von eigner Wehr verwundet,
Er entbrennt in Liebe heiß für Psyche.
Bald als Taube sitzt er, bald als Möwe,
Bald als Wendehals und bald als Sperling
In des Gartens Bann, wo Psyche weilet,
Oder auf des Königsschlosses Zinnen,
Seiner Mutter Blick und Nähe meidend,
Spähend immer nach dem holden Kinde.

Selbst ins Herz des Sonnengotts, der spielend
Seines Wagens Flammenrosse bändigt,
Aber bebt vor Amors Flackerflämmchen.
Denn er achtet, voll des Mutwills, Götter
Nicht noch Menschen, und wie Kinder pflegen,
Greift er im Olymp nach aller andern
Haus- und Handgerät: nach Speer und Leier,
Dreizack, selbst nach wucht'gen Donnerkeilen,
Zerrt sie weit mit sich umher in tollem
Spiel, versteckt sie, schädigt sie, zerbricht sie.
Lieb' entzündet er, doch Haß nicht minder,
Ist der Ehen Feind, ein Unfriedstifter.
Ihn verzog die zauberschöne Mutter,
Ihn verzärtelten die heitern Grazien,
Ihn verhätscheln selbst die ernsten Musen,
Die den tollen Jungen unterrichten:
Aber er vergißt, was sie ihn lehrten,
Sie behalten, was er sie gelehret.
Fisch und Vogel sind ihm zu geschwind nicht,
Nicht zu träg' Schildkröten, drauf zu reiten.
Jegliches Getier, so wild' als zahmes,
Liebt ihn, dient ihm; Meeresungeheuer
Bieten ihm den Rücken, Löw' und Tiger
Trägt ihn willig, selbst des Göttervaters
Adler sträubt vor Wonne das Gefieder,
Schwingt er sich auf den beflaumten Bug ihm.
Prunkend schlägt sein schönstes Rad der Juno
Pfau vor ihm, und nur Minervens Eule
Haßt ihn, denn er neckt sie, mit der Fackel
Plötzlich ihr ins gelbe Glotzaug' flunkernd.
Auf den Bogen jetzo legt den Pfeil er,
Harrend still des rechten Augenblickes,
Um der Jungfrau Herz damit zu ritzen.
Und ins Aug' nunmehr faßt er sie selber,
Sieht sie Kränze winden, Falter jagen,
Sieht sie wieder sinnen dann und träumen,
Nach dem Zug der weißen Wolke spähend.
Länger so das holde Kind betrachtend,
Lauernd wie ein Jäger: „Welch ein Püppchen,"
Spricht er bei sich, „welche wunderfeinen,

Seideweichen Strähne, goldig schimmernd,
Ähnlich einem Bündel Sonnenstrahlen!
Traun, aus ihren träumerischen Augen
Blüht ein Reiz, ein stiller, den ihr neiden
Müssen selbst olymp'sche Götterfrauen!
All ihr Wesen, all ihr Tun ist Seele!"
Näher sie an sich heranzulocken,
Wirft herab er aus des Baumes Wipfel
Ein paar Äpfelchen von Purpurfarbe.
Psyche springt herbei, sie aufzulesen,
Meint, daß sie der Wind herabgeschüttelt.
Und in muntrer Laune wirft der Knabe
Neue Früchte in den Schoß ihr, rote,
Runde, seiner schönen Mutter heilig,
Vielbedeutsam drob verliebtem Volke.
Plötzlich, durch der goldnen Cypris Schickung,
Hinkt vorüber an dem Gartenzaune,
Schmutzig und zerlumpt, mit einem Höcker,
Häßlich, krüppelhaft, ein Betteljunge,
Streckt nach einer Gabe seine Hand aus.
Mitleid malt in Psyches Blick sich; Amor,
Mütterlicher Weisung sich erinnernd,
Zielt auf Psyche, sendet flugs den Pfeil ab!
Doch in der Verwirrung fehlt das Ziel er,
Und der goldne Pfeil, die Luft durchschwirrend,
Haftet in dem Rasen; aus dem Köcher
Einen andern Bolz zieht rasch der Knabe,
Aber in der Hast den eignen Finger
Ritzt er, und vom Taue seiner Adern
Netzt ein Tropfen weiße Lychnisblüten,
Deren Sprossen in des Ichors Farben
Blühn seither für alle Zeit gesprenkelt.
Und der Gott, von eigner Wehr verwundet,
Er entbrennt in Liebe heiß für Psyche.
Bald als Taube sitzt er, bald als Möwe,
Bald als Wendehals und bald als Sperling
In des Gartens Bann, wo Psyche weilet,
Oder auf des Königsschlosses Zinnen,
Seiner Mutter Blick und Nähe meidend,
Spähend immer nach dem holden Kinde.

Ganz sein schönes Götteramt versäumt er
Bei den Menschen, in Verfall geraten
Läßt er, was des Erdelebens Schönstes:
Niemand mehr entbrennt in Liebesgluten,
Ungeküßt und ungeworben wandeln
Selbst die rosigsten der Erdentöchter,
Hymens heil'ger Altar selbst erkaltet.
Was des Sohnes Lässigkeit begonnen,
Das vollendet bald der Zorn der Mutter.
Grollend meidet sie ihr schönes Zypern,
Oftmals rollt sogar, Verwüstung drohend,
Sie den Schwall des ihr ergebnen Meeres
Über das Gestad', ihr einst so teuer.
Angst befällt das Volk, befällt den König,
Und vergebens mit Gebet und Opfern
Trachten sie die Göttin zu versöhnen.
Und zuletzt, sich keinen Rat mehr wissend,
Nach dem uralt=heiligen Orakel
Des Apollo zu Milet entsenden
Boten sie. Heimkehren voll Betrübnis
Diese mit dem Spruche: „Führen sollst du,
Zyperns König — so gebeut der Gott dir —,
Eh' noch dreier Morgen Frist verstrichen,
Dein geliebtes Kind, die holde Psyche,
Angetan mit bräutlichen Gewanden,
Unter hochzeit=festlichem Geleite,
Auf des öden Meerstrands rauhsten Felsgrat!
Ausgesetzt dort soll sie einsam harren
Des Gemahls, den ihr bestimmt das Schicksal,
Und der kommen wird, sie heimzuholen.
Nicht aus sterblichem Geschlecht entsprossen
Ist er; ein geflügelt Ungeheuer,
Durch die Luft verderbenbringend schwirrt er,
Drachenhaft, mit Erz und Flamme wütend,
Unheil bringend über Meer und Erdkreis!"
Laut von Klagen widerhallte Zyperns
Königsburg, als diese Götterbotschaft
Kam vom heiligen Milet herüber.
Wehe, wenn des Götterzornes Geißel
Über Ländern dräut und über Völkern!

Aufschub gönnt sie nicht, nicht Überlegung.
Traurig nach des dritten Tages Anbruch,
Angetan mit bräutlichen Gewanden,
Steht die Königsmaid, die todesblasse.
Leidvoll stumm zerrauft sein Haar der König,
Staub und Asche streut er auf das Haupt sich,
Jammernd schlägt die Königin die Brüste,
Schluchzend drängen sich heran die Schwestern.
Flöten tönen, doch wie Klageweisen;
Und der Hymenäus wird gesungen,
Aber wie ein Grabgesang erschallt er.
Heiß mit Tränen netzt die Braut den Schleier.
Trauer herrschet auf dem ganzen Eiland,
Aber wortlos bleibt sie, — denn gelernt hat
Zyperns Volk, zu zittern vor dem Zorne,
Vor der Eifersucht der goldnen Cypris.
Mit verhaltnem Mitleid, feuchten Blicken
Sieht man aus des Königshauses Toren
Hochzeitlich, doch ernst, das Festgeleite,
Flötenspiel vorauf und Fackelschimmer,
Langsam wandeln hin zum öden Meerstrand,
Wo am rauhesten die Felsenhöhe
Seewärts abfällt, von der Flut umbrandet.
Als erreicht nun war die Felsenzinke,
Stand die Jungfrau, ihres Schicksals harrend,
Einer weißen Lilie zu vergleichen,
Die gesproßt an eines Abgrunds Rande.
Schmerzlich in der Runde klang ein Seufzen,
Und das Elternpaar begann zu jammern:
„Trautes Kind, wie schwer für deinen Liebreiz
Mußt du büßen! Welch ein arger Fluch ist
Götterschönheit für ein Kind des Staubes!“
„O, nicht so!“ versetzt die holde Jungfrau
Sanften Tons; „nicht so, ihr Vielgeliebten!
Nimmer war ich schön, ich schlichtes Mägdlein!
Wär' ich schön gewesen, nimmer hätten
Götter mir gezürnt um einer Gabe
Willen, die sie selber mir verliehen!
Nein, sie zürnten, weil das Volk, verblendet,
Unverdient mich pries wie eine Göttin!

O, warum nicht habt ihr es geduldet,
Daß ich fern mich hielt dem lauten Feste?
Wie so gerne wär' ich, ach, in stiller,
Glücklicher Verborgenheit geblieben!" —
Schmerzlicher erscholl der Eltern Klage,
Da sie dachten eigener Verschuldung.
„Weh' uns!" rief die Königin, die Arme
Wie zum Schutze rankend um die Tochter,
Und mit Grausen in die Tiefe blickend:
„Sicher ist's ein Ungetüm der Salzflut,
Dem mein armes Kind sich soll vermählen!
Einer etwa vom Geschlecht des Phorkys
Und der Keto! Weh' dir! Weh' uns Armen!" —
„Sterben lieber würd' ich," sagte Psyche,
„Als in häßlicher Gemeinschaft leben!
Und ich bin gewiß, o teure Mutter,
Nicht ein häßlich Ungetüm, der Tod nur
Ist's, der mir als Bräut'gam ward verkündet!
Ist er nicht ein Unhold auch? ein Dämon?
Naht er sich nicht flügelschnell den Menschen?
Tobt er nicht im Krieg mit Erz und Flammen,
Über Meer und Land Verderben bringend? —
O gewiß, gewiß, es ist der Tod nur,
Traute Mutter, nicht ein schlimmres Scheusal,
Welches um mich freit! Nur sterben werd' ich,
Nicht in häßlicher Gemeinschaft leben!"
Aber schmerzlicher nur schluchzt die Mutter.
Und der König spricht, Gebete murmelnd:
„Wär's unmöglich, hohe Göttin Cypris,
Daß Gehorsam, fromme Unterwerfung
Nicht zuletzt noch deinen Zorn besänftigt,
Gnädig uns dich stimmt und unserm Kinde?
Gib ein Zeichen, hohe Göttin Cypris!". —
Ehern, stumm blieb Himmel, Meer und Erde. —
Abschied nehmen unter Tränen, Küssen
Von der Teuren Eltern und Geschwister,
Immer wiederkehrend, immer wieder
Abschied nehmend unter Tränen, Küssen.
Plötzlich rollt in ferner, kaum bemerkter
Wolke dumpf ein Donnerschlag — Entsetzen

Faßt das Festgeleite — seine Fackeln
Löscht es leidvoll, wagt nicht mehr zu zaudern,
Führt von hinnen den betrübten König
Und die Königin, die schmerzzerrißne.
Einsam sieht sich auf dem Felsen Psyche,
Schwindelnd; ihr zu Füßen schlägt ein Blitzstrahl
Züngelnd in die See; still schwebt der Armen,
Ausgestoßnen Seele weltverlassen,
Weltverloren zwischen Erd' und Himmel.

---

## Zweiter Gesang.

Psyche hebt den tränennassen Schleier,
Welcher weiß umwallt ihr bleiches Antlitz,
Und aufs Meer hin wendet sie die Blicke.
Breite Wogen wälzen, flutend, ebbend,
Sich heran, die Sandbank knirscht und knistert,
Und die gischt-umschäumten Felsen dröhnen.
Wär' es etwa doch ein Meeresunhold,
Welcher kommen wird, sie heimzuholen?
Sie erschrickt vor jedem weißen Segel,
Welches in der Ferne zieht, vor jeder
Möwe, die den Klippenstrand umflattert;
Jede rollende Woge scheint ein Untier,
Welches nach ihr schnappt; ein Grausen faßt sie,
Schnellt ein Meerfisch aus dem Wasserspiegel.
Doch das wilde Meer hat Mitleid selber
Mit dem Kinde, das auf rauhem Felsen
Einsam schmachtend steht. Aus weißen Schäumen
Lugt manch Nereidenhaupt voll Neugier,
Und zuweilen aus dem Braus der Wogen
Tönend weckt, ermut'gend, ein gekrümmtes
Muschelhorn den Widerhall der Felskluft.
„O ihr Götter, Göttinnen der Wogen,"
Flüstert Psyche, „mächtiger Neptunus,
Schöne Meeresfürstin Amphitrite,
Selige Leukothea, du, trauter

Meergreis Nereus, freundlichster den Menschen,
Könnt ihr all nicht schützen mich, nicht retten?
Ach, sie schweigen, bleiben fern! O käme
Doch, wenn alle Götter taub, ein starker
Held des Wegs, ein kühner Lindwurmtöter,
Der sich mein erbarmte, der das Untier,
Wenn es naht, erlegte, mich erlösend!
Ach, nicht mehr sich selber angehören,
Preisgegeben einer fremden, finstern,
Grausen Macht, verschmachten, das ist schlimmer
Wohl als Nichtsein selbst! O Jammerschicksal,
Vor dem Bund schon zitternd mit Gemeinem,
Angekettet an ein Scheusal werden,
Träumen sich den holdesten der Gatten,
Wie ihn nimmer trägt die weite Erde,
Und dem Häßlichsten zur Beute werden!" —
Also klagt das Mägdlein. Da zerreißen
Plötzlich über ihr die Wolkenschleier
Unterm Anhauch eines leisen Zephirs,
Welcher lind und warm und blütenschwanger
Übers Meer herüberweht. Was ist das?
Stärker wird des Hauchs Gewalt, und Psyche
Fühlt sich wie von unsichtbaren Armen
Sanft umfaßt und leicht emporgehoben.
Übers Meer trägt der beschwingte Windgott
Die Erschrockne: aus den Fluten tauchen
Scharenweis' die Nymphen, sich verwundernd:
Die sie, mitleidsvoll, auf rauhem Felsen
Einsam sahn und wie gefesselt schmachten,
Sehn mit Neid sie nun, selbst an ihr feuchtes
Reich gebannt, im blauen Äther schweben.
Wie ein Silberwölklein weht ihr Schleier,
Und die bräutlichen Gewande bauschen
Doppelt schimmernd sich im goldnen Glanze.
Doch sie selbst, sie schaut nicht Meer noch Himmel,
Wähnt sich tot schon, auf dem Weg zum Hades,
Mit geschloßnen Augen, bis sie plötzlich,
Abwärts sinkend, sich von Blumendüften
Würzig fühlt umwallt und hingebettet
In das Kräutricht eines Blüteneilands,

Welches einsam blüht im Schoß des Meeres.
Weiße Lämmer ruhten auf den Wiesen,
Silberschwäne segelten auf Weihern,
Schlanke Rehe, liebliche Gazellen
Wandelten im Hain. Das Grün der Fluren
Und des Himmels Blau war sinnberückend,
Ganz durchwebt von überird'schem Glaste.
Alle Farben hatten, alle Töne
Einen Schmelz von unnennbarem Zauber.
Jedes Falters Flügel, jedes Käfers
Schuppe blendete das Aug' mit Schimmer.
Jedes Sandkorn war und jeder Felsblock
Edelstein, durchsichtig, farbig funkelnd.
Ein Juwel war jedes kleinste Tierlein,
Jeder Wassertropfen eine Perle,
Jeder Grashalm ein smaragdnes Wunder.
Alles Kriechende war hier geflügelt,
Tonbegabt geworden alles Stumme.
Vögel sangen, sprangen, hüpften zierlich,
Tanzten wie berauscht von Lieb' und Wonne.
Aus dem Gießbach stäubten ohne Röhren
Himmelhoch empor die Silbertropfen,
Jauchzend in des Lichts gesamten Tönen.
Melodie war selbst der Lüfte Wehen:
In des Westes Hauche klang ein Rauschen,
Wie von Harfentönen, langgezogen,
Machtvoll schwellend, leise dann verhallend.
Alles, was des Daseins hier sich freute,
War gepaart: Goldkäferchen und Falter
Schwirrten liebewerbend umeinander;
Tief im Laub die Vögelchen, die Fischlein
In der Flut, und drüber die Libellen,
Alles liebte, alles schwärmte, girrte,
Schnäbelte. Der Sonnenstaub der Blumen
Flog und sank, von Lenzeshauch getragen,
Taumelnd auf die goldnen Blütennarben
Nieder, die sich liebend ihm erschlossen. —
In des Gartens Mitte stand mit goldnen
Zinnen ein Palast. Durch offne Pforten
Trat das Mädchen: weite Prunkgemächer

Taten ihr sich auf, von Gold und Silber,
Elfenbein und Edelsteinen strahlend.
Wonnedüfte wehten ihr entgegen,
Purpurkissen luden sie zur Rast ein.
  Eins nur fehlte in den Wunderräumen:
*Eine Menschenseele*: stumm war alles.
Allgemach gelüstete nach Labung
Psyche; da enttaucht dem Grund ein Tischchen,
Vollbesetzt mit Speisen, köstlich duftend.
Unverweilt erquickt daran sich Psyche,
Schlürft den Saft der goldnen Hesperiden,
Nippt aus goldnem Becher Purpurwein auch,
Welcher glänzt wie flüssige Granaten.
  Als sie so gelabt sich, hört sie plötzlich
Neben sich ein Stimmchen, silbertönig,
Wie des Heimchens, fragend, ob nach andrem
Noch ihr Herz verlange. Ob vielleicht sie
Mit Musik sich wünsche zu ergötzen.
  Erst erschrickt vor diesem körperlosen
Laut das Mädchen, doch bald faßt sich's wieder,
Denn gar zart und traut, Zutraun erweckend
Klang das helle Zirpen. Und so ruft sie
Frohgemut: „Musik? Ach ja, wohl lieb' ich's,
Holdem Klang zu lauschen!“ Horch, da säuselt's
Unverweilt in schmelzend=süßen Tönen
Wundersam. Und Silberstimmen mischen
In der Lauten Klang sich und der Flöten
Und des Zymbals gellendes Gedröhne.
Und als Psyche sich in Harmonien
Vollgesogen ganz von süßer Unruh',
Und der Töne Schwall ihr wie ein goldner
Bienenschwarm durchs Ohr ins Herz geflogen,
Fragt es auch schon wieder: „Was begehrst du?“
Und es mehren sich die Heimchenstimmen,
Und ein ganzer Schwarm von unsichtbaren
Dienern drängt, so scheint's, sich in der Runde.
Und so wünscht sie dieses denn und jenes,
Fröhlich lacht sie, wenn, was nur sie heische,
Flugs vollzogen wird von Zauberhänden.
„Bringt mir einen Strauß von jenen Blumen!“

Ruft sie; oder: „Jenen goldnen Falter
Hascht mir, daß ich besser ihn betrachte!“
Oder: „Fangt mir jenes traute Täubchen,
Daß ich kosend es mit Händen streichle!“
„Ach warum,“ so fragte sie die Heimchen,
„Ach warum doch sind hier alle Wesen,
Blumen, Käfer, Falter, Vögel, alles
Gar so schön, so wunderbar, so herrlich?“
„Weil sie lieben!“ klang es ihr zur Antwort.
„Brautschmuck ist der Glanz, in dem sie prunken,
Liebesglut durchsonnt, verklärt sie alle,
Führt sie auf des Daseins höchsten Gipfel!“
So die Heimchen. Und nun luden freundlich
Psyche sie: „Noch lang' nicht, Traute, kennst du
All die Wunder dieser Zauberinsel!“
Willig folgte sie, umhergeleitet
Von den Holden, die sie zwar nicht schaute,
Deren Stimmchen aber unablässig
Plaudernd, kosend, scherzend um sie klangen.
Und sie wiesen jenen, diesen Quell ihr,
Der begabt mit seltnen Zauberkräften;
Wiesen einen Quell ihr des Vergessens,
Wiesen einen Born ihr der Verjüngung,
Wiesen einen Bronnen ihr, in dessen
Naß, wenn man damit sich wusch die Lider,
Lag die Kraft, ein blindes Auge sehend,
Und ein sehend Auge blind zu machen.
Einen Quell auch, welcher reichlich strömte,
Wiesen sie, geheißen Quell der Tränen:
Dieser sprudelte in zwei verschiednen
Strahlen, deren Flut verschieden schmeckte:
Bitter war des einen Naß wie Wermut,
Süß wie Honigseim war das des andern.
Ließen auch durch eine dunkle Öffnung
Psyche schaun in eine Wundergrotte,
Wo es hold von Nebelbildern wogte,
Wo man sah, was nur ein Herz ersinnen,
Wünschen, hoffen mochte und erträumen:
Paradiesesau'n, auf ihnen wandelnd
Traute Huldgestalten, freundlich winkend.

„Willst du etwa hier in dieser Grotte“,
Sprach der Heimchen muntrer Schwarm zu Psyche,
„Irgendeines Jünglings Bild erblicken?
Wünsche nur, und dir erscheinen wird er
Stracks in dieser Grotte Zauberspiegel!“ —
Psyche sann ein Weilchen, doch vergebens:
Wußte sich auf keinen zu besinnen.
„Keines Jünglings Bild zu schaun begehr' ich,“
Sprach sie, „aber euch zu schaun verlangt mich:
Lieb gewann ich euch schon wie Geschwister;
Warum bleibt versagt mir euer Anblick?
Seid ihr wirklich Heimchen? Das vermut' ich
Nach dem Klange eurer süßen Stimmchen!“
„In der Tat,“ versetzten drauf die Genien,
„Zart wie Heimchen sind wir, Bübchen, Mägdlein,
Flügelchen wir tragen an den Schultern;
Wie wir heißen, müssen wir verschweigen!“
„Also Kinderchen?“ rief Psyche freudig.
„Gern euch küssen möcht' ich“, sprach sie weiter.
„Hasch' uns!“ klang es lachend ihr zur Antwort.
Und nun suchte Psyche sie zu haschen,
Tummelte mit ihnen sich im Garten.
Neckend ließen stets die Heimchenstimmen
Dicht an ihrer Seite sich vernehmen,
Daß es Psyche schien, sie brauche haschend
Nur die Hand nach ihnen auszustrecken;
Aber stets in leere Luft nur griff sie,
Silbern aus der Ferne scholl das Lachen.
Müd' und ungeduldig flehte Psyche:
„Wahrlich, grausam seid ihr, mich zu quälen!“
Sprachen drauf die Kleinen: „Streng versagt ja
Ward es uns von unserm Herrn und Meister,
Anders dir, als unsichtbar, zu dienen!“
„Euer Herr und Meister, ei, wer ist der?“
Fragte Psyche; und ihr ward die Antwort:
„Der Beherrscher dieser Zauberinsel,
Eigner, Pfleger dieses Wundergartens,
Unser aller Meister, Herr, Gebieter,
Ist ein schöner, wunderbarer Jüngling.
Herrlich, schön und wunderbar ist alles,

Wie du siehst, worüber er gebietet:
Denk', wie reizend sein muß gar er selber!
Und nicht schön allein, auch mächtig ist er,
Mächtiger als alle andern Herrscher;
Wunderbar sind seine Zauberkünste!
Eben jetzt in fremden Landen weilt er,
Doch er kehrt zurück nun bald: alltäglich
Sind, allnächtlich seiner wir gewärtig!"
Andres von des Jünglings Macht und Schönheit
Noch erzählend, führten jetzt die Heimchen
Tiefer in des Haines Schatten Psyche.
Denn die Luft war schwül, und müd' getollt auch
Hatte sich im Haschespiel das Mägdlein.
Sieh', da fand sich, unter blüh'nden Sträuchern
Tief versteckt, ein reizend Felsenbecken,
Voll von klarem, lieblichem Gewässer,
Aus dem Felsenborn sich stets erneuernd.
Wie bekränzt erschien der Rand des Beckens:
Aus der hellkristallnen Welle hoben
Lotosblumen sich und Wasserrosen,
Breitbeblättert, farb'ge Kelche wiegend.
Herzerquickend klar bis tief zum Grunde
War die Flut gleich einem Demantsteine.
Gar nicht satt an dieser diamantnen
Klarheit konnte Psyches Aug' sich schauen,
Und mit lindem, wonnigem Gefühle
Hub sie an, zu plätschern sacht, wie kosend,
In der samtnen Welle mit den Händen.
„Ach, wer ganz sich, da hinunter tauchend,
Wiegen könnt' in diesen Zauberfluten!"
Ruft's, und eh' sie dessen sich versehen,
Fühlt sie schon von ihrer Dienerinnen
Unsichtbaren Händen sich entkleidet.
„O, wie zart, holdselig, o, wie lieblich!"
Hört sie rings im dichten Laube flüstern.
Vor der eignen schleierlosen Schönheit
Schlägt sie fast bestürzt die Augen nieder,
Und mit jener Scham, der magdlich spröden,
Die den Zorn gereizt der goldnen Cypris,
Schmiegt sie kauernd sich in sich zusammen.

Dann mit ihren zarten Lilienfüßchen
In die weiche Welle niedergleitend,
Birgt den Reiz sie hinter dem Geblätter,
Welches breit bedeckt den Wasserspiegel.
Selber scheint sie eine Wasserblume,
Rein im reinen Element sich wiegend.
Als erfrischt sie dann entsteigt dem Bade,
Sind bereit auch schon die Dienerinnen,
Trocknen sie mit seideweichen Blättern,
Salben sie mit Säften, wonnig duftend.
Golden flogen unvermerkt die Stunden
Im Gespräch von wunderbaren Dingen;
Und als über all die Pracht des Eilands
Mählich breitete die Nacht den Schleier,
Spät geleitete zum Schlafgemache
Ihrer Treuen Schar die müde Psyche.
Purpurn auf dem goldenen Gestelle,
Traumumwittert, winkten ihr die Kissen,
Weich gefüllt mit zarten Mohnes Blättern.
Frisch gewebt aus Rosen war der Vorhang,
Der die holde Ruh'statt halb verhüllte.
„Schlummre süß!" erklang der Heimchen Nachtlied,
„Schlummre süß, o Psyche, holde Seele,
Längst vermißt, ersehnt in diesem Eden!"
Einsam drinnen auf den Pfühl sank Psyche,
Und nun überkam sie erst das volle
Nachgefühl des wunderbaren Tages,
Der so grausenhaft für sie begonnen,
Und der sich gewendet dann so herrlich.
Doch ihr Herz beschlich nun auch die Sorge:
„Was wird fürder nun mein Schicksal werden?"
Denkt sie still bei sich. „Wer war der Kühne,
Welcher mich entführt dem Ungeheuer,
Mich versetzt in dieses Wundereiland?
War er selbst es, jener Zauberjüngling,
Dieser Insel Eigner und Gebieter,
Dessen Macht die Genien mir geschildert?
Und wenn er es war, der mich entführte,
Wird er nicht auch bald vor mir erscheinen?
Wär' er noch so schön und noch so herrlich,

Ach, ich zittre, zage vor dem Fremdling,
Und ein Graun erfaßt mich, denk' ich, daß er
Mit Gewalt vielleicht mich hier zurückhält,
Mit Gewalt mich macht zu seiner Gattin!"
Scheu erhebt sie sich vom Purpurlager,
Flüchtet sich hinaus aus dem Gemache,
Und je mehr zu fliehn sie scheint die Liebe,
Desto mehr drängt überall die Liebe
Sich in ihre Spur. Es sprüht, es glitzert
Zwischen dem Gesträuch — Glühwürmer fliegen,
Meeresleuchten bricht sich am Gestade,
Und es hat sogar das Herz des Äthers
Seine Gluten, seine Liebesfunken.
Eine duft'ge Blume pflückend, findet
In dem Kelche Psyche einen Falter,
Herz an Herzen schlummernd mit der Blume.
„Alles liebt! Ach wenn so schön, so selig
Alles hier in diesem Zauberhaine,
Weil es liebt, wie jene Kleinen sagten,
Nimmer hoffen darf ich Unglücksel'ge,
Auch so schön, so selig auch zu werden!
Ach, warum flieht dieses Herz die Liebe!
Bin ich würdig denn, in dieser Fülle
All des Schönen, Herrlichen zu leben?" —
Also klagte Psyche, sinnend, träumend,
Und zurück zum Lager endlich kehrend
Fühlt gemach von einem leichten Schlummer
Ihre müden Glieder sie bewältigt.
Da sprach traulich, zärtlich eine leise
Stimm' im Traum zu ihr: „Was klagst du, Mädchen?
Größern Zauber, traun, als du hier findest,
Bringst du, Holde, mit auf dieses Eiland!
Dir beschieden ist zu ruhn noch süßer,
Trauter, wonniger als jener Falter
In der Blume Kelch! In deinem Herzen
Schlummert einer Flamme Keim, die heil'ger
Als die Glut des Würmchens, des beschwingten,
Als das nächt'ge Glanzgeleucht der Welle!
Deine magdlich reine Seele, Liebchen,
Eine Wundergrotte ist sie, reicher,

Noch weit Schönres bergend als die Grotte,
Die hier liegt im Bann des Zaubergartens!" —
So zu Psyche sprach im Traum die Stimme,
Und sie kam aus eines Knaben Munde,
Dessen holdes Bild nur wie ein Blitzstrahl
Flüchtig leuchtete vor Psyches Augen,
Aber zündete in ihrem Herzen.
Aus dem Traum erwacht mit einem Seufzer
Psyche, doch ein wunderbares Sehnen
Ist in ihrer Brust zurückgeblieben:
Jenes Knaben, jenes zarten Jünglings
Bild in holder Wirklichkeit zu schauen,
Jenes Knaben, jenes zarten Jünglings
Bild, das sie berührt gleich einem Blitzstrahl,
Allzu rasch für ihr geblendet Auge,
Ganz ihn aufzunehmen, festzuhalten,
Doch nicht allzu rasch, um nicht im Fluge
Zündend ihr die Seele zu versehren.
Westwärts sank des Bären Sterngebilde,
Vor den Mond zog sich ein Wolkenschleier,
Dunkle Nacht umschattete das Eiland:
Horch, da ging ein Wehen durch die Wipfel,
Ging ein Rauschen durch den Wundergarten,
Alle Bäume neigten ihre Kronen,
Alle Bronnen flüsterten, die Vögel
Schlugen wonneträumend mit den Flügeln,
Silbertönig jubelten die Heimchen . . .
Und in diesem selben Augenblicke,
Angeweht von einem Götterhauche,
Träumte Psyche, daß sich an ihr pochend
Herz, gehüllt in Nacht, der Knabe schmiegte,
Der vordem so traut zu ihr gesprochen —
Er, der Herr auch dieses Wundereilands,
Der gewalt'ge Held, der zauberkund'ge,
Welcher sie entführt dem rauhen Felsen,
Welcher sie entrückt in diese Heimat
Aller holden Dinge, dieses blüh'nde
Zauberreich der Schönheit und der Liebe,
Und der jetzo den Vermählungskuß ihr
Drückte auf die magdlich zarten Lippen,

In sein Herz sie schloß und in sein Wesen,
Daß sie fortan eines andern Herzens
Herz war, Seele einer andern Seele.
Aber als der Tag begann zu grauen,
Da erwacht aus wonnereichem Schlummer
Psyche. Sie erschrickt, allein sich findend,
Und in Tränen bricht sie aus, und Seufzer
Ringen los aus der gepreßten Brust sich:
„Ach, ein Traum nur war's, ein süßer Traum nur!
Nur ein Traum mein Glück, ein Traum der Gatte!
Spurlos ist dahin, was mich beseligt!
Hundert Helden kamen, mich zu freien:
Keinen konnt' ich lieben; und der eine,
Den ich liebe, dem ich ward zu eigen,
Ist ein Schatten nur, ein Traumgebilde!"
Leidvoll so erging sie sich in Klagen.
Plötzlich aber klang die traute Stimme
Tröstend ihr ins Ohr: „Kein leerer Traum war,
Süßes Kind, dein Glück, kein Traum der Gatte!
Ich, der Eigner dieses Wundereilands,
Habe dir mich anvermählt für immer!
Aber in dem Schoß der heil'gen Nacht nur
Werden unsres Glückes Lose ruhen:
Kommen werd' ich, wenn die Sonne scheidet,
Werde scheiden, wenn sie wiederkehret.
Mut, mein Seelchen, wenn du, still begnadet,
Treu gehorchst dem unsichtbaren Gatten,
Siehst in Götterschönheit einst unsterblich
Du erblühn den Sprößling unsrer Liebe;
Sterblich aber, wenn du wagst zu rütteln
An des Schicksals Fügung, welche mächtig,
Mächt'ger ist als meine Zauberkünste!
So ertrag' es denn, du Frommgesinnte,
Nicht zu schaun den Liebsten, und nicht grolle,
Daß du auf die Liebe mußt verzichten,
Wenn das heil'ge, heitre Licht dir leuchtet,
Und das Licht sich hüllt in dichte Schleier,
Wenn sich labend zu dir neigt die Liebe!"
„Dich nicht schaun?" rief Psyche, „o, mein Liebster,
Kann denn eine Nacht so schwarz, ein Dunkel

Je so tief sein, daß ich dich nicht schaute,
Nicht ein Bild von dir im Herzen trüge,
Wie es aufgeleuchtet mir im Traume,
Hold ergänzt von liebenden Gedanken?
Mir genügt's, und überselig bin ich,
Daß du lebst, daß du kein leeres Wahnbild,
Daß du treu, wär's auch im Traum der Nacht nur,
Wiederkehrst zu deiner trauten Psyche! —
Schwinde nicht hinweg noch! Einen kurzen
Augenblick noch bleib'! Sieh, mit dem Rand erst
Taucht ja aus der Flut die Sonnenscheibe . . ."
So noch weiter flehend, lieblich plaudernd,
Lieblich lächelnd, steht wie festgewurzelt
Sie, hinhorchend nach des unsichtbaren
Liebsten Stimme: doch verstummt war diese,
Und verstummt mit ihr die Nachtigallen;
Laut nur in der klaren Morgenfrische
Scholl der muntern Sperlinge Gezwitscher.

---

## Dritter Gesang.

Jede Nacht wie diese kam der Gatte.
Wie der blasse Mond am Tageshimmel,
Wandelte, solang die Sonne glänzte,
Psyche liebeskrank und blaß und schmachtend.
„Holde Nacht!" so seufzte sie, „um wieviel
Bist du reicher doch an Glück und Wonne
Als der laute Tag! Wie solltest du nicht
Lieb mir sein, die du soviel mir bringest,
Und wie soll mir nicht verhaßt der Tag sein,
Der soviel mir raubt! O, daß es ewig
Nacht doch blieb' einmal, und keine Trennung
Fürder drohte mir und meinem Liebsten!"
Also seufzte sie. Der Vielgeliebte
Brachte jede Nacht ihr holde Dinge
Zum Geschenk und ließ zum Angedenken
Sie zurück, vor Morgengraun entschwindend.

Bunte Muschelchen, Korallen, Perlen
Bracht' er, Edelsteine, zaubrisch funkelnd,
Auch wohl wunderbare, fremde Blumen,
Vögelchen mit schimmerndem Gefieder
Und noch andre traute, kluge Tierlein;
Und mit diesen koste sie den einsam
Langen Tag hindurch, des Liebsten denkend.
  Aber noch ganz andres ward verliehn ihr
Durch die Gunst des unsichtbaren Gatten.
Schöner täglich blühte mit verklärtem
Liebreiz sie, gleich all den andern Wesen
In dem Bann des weiten Zaubergartens.
Und wie staunte nun erst Psyche freudig,
Als sie eines Tages in des Weihers
Wellen sah ihr Spiegelbild und merkte,
Daß ihr Flügelchen gesproßt im Nacken,
Falterflügel, bunte, goldberändert!
  Sinnend auf den Pfaden, die ein ew'ger
Lenz mit Blüten überschneite, wandelnd
Sprach im Hain sie oft mit den Gazellen,
Sprach mit weißen Lämmern auf den Triften,
Sprach mit Vögeln auf den grünen Zweigen.
Bald verstand sie aller Wesen Sprache,
Und verständlich diesen war die ihre.
Von dem Liebsten sprach sie, und sobald sie
Klagte, daß er so sie einsam lasse,
Daß sein Antlitz er vor ihr verberge,
Trösteten die Tierlein sie und sagten:
„Sieh', auch wir nicht schauen ja sein Antlitz,
Lassen uns an seinem Hauch genügen,
So von ihm durchdrungen und beseligt!“
Und die Blumen sagten: „Auch zu uns kommt
In der stillen Nacht er nur und läßt uns
Perlen hold zurück, mit welchen freudig
Wir dann funkeln in der Morgensonne!“
  So getröstet ward die holde Psyche.
Eine Schwalbe aber kam geflogen
Manchmal, und die sang ihr immer wieder,
Wenn sie einsam, von vergangnen Tagen,
Sang ihr von der trauten Kindesheimat,

Sang ihr von den Eltern und Geschwistern
Und vom Leid, das diese weinend trügen
Um die Frühverlorne, Totgeglaubte.
Träumend lauschte Psyche, bat das Schwälblein,
Gruß gen Zypern übers Meer zu tragen.

Einst als nachts der Gatte kam zu Psyche,
Fand er feucht von Tränen ihre Wangen,
Und er fragte nach dem Grund des Leides.
„Ach," versetzte Psyche, „wie beseligt
Deine Liebe mich, du Vielgetreuer!
Aber eine Schwalbe singt mir oftmals,
Wenn ich einsam, von den fernen Lieben,
Von den trauten Eltern und Geschwistern,
Die sich härmen um die Totgeglaubte!
Werd' ich sie denn niemals wiedersehen?
O, mein Liebster, dürft' ich doch nur einmal,
Einmal nur auf eine kurze Stunde
Herbescheiden meine trauten Schwestern,
Daß sie Zeugen meines Glückes würden!"

Mit den Locken ihr hinweg die Tränen
Trocknend von den Wangen, sprach der Gatte:
„Psyche, Herzenskind, mein trautes Seelchen,
Gern erfüllen würd' ich dein Verlangen;
Doch ein schwer Geschick bedroht uns beide,
Wenn den Weg zu dir die Schwestern finden;
Bald entschwinden müßt' ich dir auf immer!"

„Lieber hundertmal den Tod erleiden
Möcht' ich," sagte Psyche, „als dich missen,
Dich verlieren, Liebling meiner Seele!
Auf ein Stündchen nur gib mir die Schwestern,
Daß sie sich nicht länger um mich härmen!"
Und solang' mit Küssen, holden Worten,
„Süßer Gatte! Seele deiner Psyche!"
Schmeichelt sie dem liebeswarmen Liebsten,
Bis er spricht mit traurig-ernster Stimme:
„Liebst du noch mich nicht so warm und innig,
Daß du gern entbehrest all die andern,
So geschehe denn nach deinem Willen!
Aber sei besonnen und verschwiegen!"

Also sprach er, und den beiden Schwestern
Nahten Träume nächtlich, die sie spornten,
Hinzugehn nach jener Felsenklippe,
Wo in bräutlichen Gewanden Psyche
Ausgesetzt ward auf Befehl des Gottes;
Wiedersehen würden, dahin kommend,
Sie die teure Schwester, die verlorne.
Zu dem Uferfels, dem Traumgott folgend,
Eilt das Schwesternpaar und späht nach Psyche.
Plötzlich hebt der Zephir sie vom Boden,
Trägt sie fort auf seinen leichten Schwingen;
Nach den wunderbaren Zaubergärten
Bringt er sie im Flug, wo jene hauset.
Staunend sehn sie da sich um und rufen
Nach der Schwester, und herbeistürzt Psyche,
Wirft sich freudig an die Brust der Teuren,
Rufend: „Sehet hier, die ihr betrauert!“
Welch ein Küssen gab's, Umarmen, Schwatzen!
Liebreich dann, in kind'scher Freude hastend,
Führt umher sie Psyche, weiset ihnen
Alle Wunder dieses Zaubergartens,
All die Herrlichkeiten des Palastes,
Die Kleinodien auch und Prunkgewänder.
Und all dieser wunderbaren Dinge
Herr sei ihr Gemahl, erzählt sie rühmend
Seine Macht, sein übermenschlich Wesen,
Seine Lieb' und Güte. Diener ruft sie,
Unsichtbare Stimmen geben Antwort,
Und was sie gebeut, im Nu vollzogen
Wird's von Geisterhänden. Nun erfrischt sie
Durch ein köstlich mildes Bad die Schwestern,
Und bewirtet reich mit leckern Speisen
Sie auf Tischen, die von selbst erscheinen.
Zitherspieler dann und Flötenbläser
Ruft sie, Sänger auch, unsichtbar alle,
Und gespielt, geflötet wird, gesungen,
Rauschend in bezaubernd süßen Tönen.

Allgemach in beider Schwestern Herzen
Regt der Neid sich schon; neugierig fragen
Sie, wer er denn sei, der mächt'ge Gatte,

Aller dieser Dinge Herr und Eigner.
Antwort gibt verwirrt und zögernd Psyche,
Sagt, ein Jüngling sei's, gar schön und stattlich,
Blondgelockt, das Barthaar schön gekräuselt,
Fern von Hause pfleg' er oft zu weilen,
Mit der Meute jagend durch die Wälder.
Doch da jene weiter in sie dringen,
Mahnt zum Aufbruch sie, dieweil es dunkle,
Und entläßt sie reich beschenkt mit Gaben,
Die empfangen aus des Liebsten Hand sie.
Und auf ihren Wink entführt der Westwind
Rasch die Schwestern, die, bevor sie scheiden,
Wiederkehr versprechen ungebeten.
  Aber auf dem Heimweg, sich ereifernd,
Sprachen zueinander so die beiden:
„Seht nur", spricht die eine, „diese jüngste
Von uns dreien, diese Halberwachsne,
Fast ein Kind noch, welcher noch vor kurzem
Schien zu drohn das grausenvollste Schicksal,
Wie sie jetzt mit ihrem Los sich brüstet!
Sahst du, wie es dort von Prunkkleinoden
Nur so wimmelt, wie die Edelsteine
Liegen dort umher gleich Sand am Wege?
Ihr Gemahl ist wohl ein mächt'ger Dämon,
Halbgott oder Gott? Und scheint nicht selber
Zu betrachten sie sich schon als Göttin?
Wie um sich in ihren Prunkgewanden
Stolz sie blickt, das kind'sche Ding, sich stellend
Auf die Zehn, als eine Frau, die Stimmen
Hat zu Mägden, Winden selbst gebietet!
Welches Los ward uns, den ältern Schwestern!
Mir zuteil geworden ist ein Griesgram,
Ungeschlacht, ein Knauser, der das ganze
Haus versperrt mit Schlössern und mit Riegeln!" —
  „Mir", so fährt die andre fort, „ein Männchen,
Siech, betagt, ein Schatten, nicht ein Gatte!
Pflegen muß ich ihn des Nachts, muß reiben
Ihm die von der Gicht gekrümmten Finger,
Muß mit Salben mir die Hand besudeln!
Und das jüngste Schwesterlein geht müßig,

Lebt in Saus und Braus! O, mir zur Qual war's,
Anzuhören ihre Prahlereien!
Immer dies: „O seht! Ist das nicht herrlich?"
Und nachdem sie sich genug gebrüstet,
Und ein Weniges von ihren Schätzen
Zugeworfen uns wie Bettlern, eilig
Schickte sie uns wieder fort — das ging so,
Hui! Wie fortgezischt und fortgeblasen!
Nun, wir sehn wohl noch und wir ergründen's,
Wie's bestellt mit ihren Herrlichkeiten!
Wir beschämen's noch, das eitle Seelchen;
Wachsam öfter bei ihr einzusprechen,
Wollen wir uns schwesterlich bemühen!"
  So die neid'schen Furien. Aber Psyche,
Einsam wieder lebend ihre Tage,
Sann nun oft und öfter nach dem dunklen
Rätsel ihres Glückes, ihrer Liebe.
Und zuweilen bei sich selber sprach sie:
„Würde doch beschieden mir ein Kindlein!
Dieses würde seine Züge tragen,
Ich besäße sein verjüngtes Nachbild,
Ihm zum Trotze wüßt' ich, wie er aussieht!" —
  Manchmal, wenn des Nachts an ihrem Busen
Schlief der Gatte, dachte wach im stillen
Sie zu bleiben und in ihren Armen
Ihn zu halten, bis der Morgen graute,
Daß er nicht vermöchte zu entrinnen,
Und der Tag sein Antlitz ihr enthüllte.
Doch wie fest sie ihn auch hielt umschlungen,
Wie ein Dunstgebild aus ihren Armen
Schwand er weg, bevor ein Strahl sich zeigte.
Einst, ein Herz sich fassend, sprach sie kosend
Zu dem Liebsten, ruhend ihm zur Seite,
Zärtlich seinen süßen Kuß erwidernd:
„Nur dein Aug' — nichts weiter als dein Auge,
Möcht' ich schaun einmal! Danach am meisten
Trag' ich heimlich Sehnen. Aug' in Auge
Dir zu schaun, in deiner Seele lesend,
Lieber wäre solches, traun, und süßer,
Wonniger als Kuß mir und Umarmung!"

Auf die Stirn sie küssend, sprach der Gatte:
„Eingetroffen, ach, geliebte Seele,
Ist, was warnend ich voraus verkündet!
Allzuviel gehört auf jene Schwalben
Hast du, die geschwätzig ein sich schlichen
Unter dieses Gartens Nachtigallen!
Hüte dich! Sie werden wiederkehren,
Vollzufüllen dir das Maß des Unheils!"
„Ist's genug nicht," flüstert Psyche schmollend,
„Daß du deinen Anblick mir verweigerst?
Soll ich auch der Schwestern Anblick missen,
Die ich liebe, die mich wiederlieben?
Nimmer würd' ich ja, auch wenn ich's wüßte,
Nimmermehr verraten dein Geheimnis! —
Und warum, ach, soll ich selbst nicht wissen,
Nimmer es erfahren, ich, die Gattin,
Deine Psyche, wer du bist, Geliebter?"
„Wer ich bin?" entgegnet drauf der Liebste;
„Ich bin du — und du bist ich, mein Seelchen!
Eins sind wir — vereint in Liebe — selig!
Kind, was willst du mehr? Laß dir's genügen!
Denn solang' nur mit des Geistes Augen
Du mich schauen wirst, bin ich der Deine,
Bleib' ich immerdar dir unverloren;
Aber schaust du mich mit Leibes Augen,
Schaust du mich als Außending und -wesen,
Kind, dann hast du mich nicht mehr — verlieren
Wirst du mich, verlieren mich auf immer:
So, Geliebte, will es das Verhängnis!" —
Also sprechend und ans Herz sie schließend,
Fügt er scherzend noch hinzu, zum Trost ihr:
„Blind, mein Tausendschönchen, sei die Liebe!
Gern erscheint sie mit verbundnen Augen,
Schließt die Augen gern, wie Tod und Schlummer!" —
Von des Zephirs Zauberhauch getragen,
Wiederkehren bald die neid'schen Schwestern.
Freude heucheln sie bei Psyches Anblick,
Und der zarten Glieder Fülle musternd,
Rufen sie: „Ei, Mütterchen wird bald wohl
Unser zartes Seelchen! O wie freun wir

Uns von Herzen auf das goldne Püppchen!
Sicherlich ein kleiner Gott ja wird es!"
Dann von neuem fragen, forschen schwatzend
Sie nach dem Gemahl, wie er gestaltet,
Ob gedrungen er, ob schlank. Wie alt er?
Leichthin Psyche sagt: „Nicht allzu jung mehr
Ist er, grau schon halb das Haar gesprenkelt,
Aber stark und heldenhaft von Ansehn!"
„Ei," versetzen höhnisch drauf die Schwestern,
„Sagtest du nicht jüngst, ein stattlich schöner
Jüngling sei's, mit goldig blonden Locken?
Ist so rasch seither ergraut der Blonde?"
Psyche schweigt errötend, und da mehr nur
In die Enge sie die Schwestern treiben,
Immer mehr mit Fragen sie bedrängen,
So entschlüpft das Wort der in Verstellung
Ungeübten: nie bisher gesehen
Habe selbst sie den Gemahl, im Dunkel
Komm' er nur, das Lager mit ihr teilend,
Und mit grausem Unheil sie bedrohend,
Wenn sie sich erzwänge seinen Anblick.
Hier bedeutsam sahn sich an die Schwestern,
Sprachen dann zu Psyche: „Liebe Schwester,
Denkst du denn so gar nicht des Orakels?
Nicht des Gatten, der durch Göttersspruch dir
Ward verkündet, und für den du bräutlich
Ausgesetzt wardst auf dem Fels am Strande?
Sprach er nicht von einem Ungeheuer,
Einem Unhold vom Geschlecht der Drachen?
Wisse: Letzte Nacht, da sahn im Traum wir
Beide dieses Untier; und ein Drache
War es wirklich, giftgeschwellt, in vielen
Knoten grausenhaft sich windend, scheußlich,
Bauch und Hals blutrünstig aufgedunsen!
So gestaltet ist dein Mann in Wahrheit;
Und zur Welt auch bringen einen Drachen
Würdest du, zur Mutter durch ihn werdend!"
Schaudernd Psyche lauscht; verkündet ward ihr
Zum Gemahl — so ist's! — ein Ungeheuer.
Nebelhaft — kann sie's nicht leugnen — dünkt' ihr,

Fremden Wesens oft der Gatte, ruhend
Nächtlich neben ihr. Und war's nicht möglich,
Daß, durch böses Zauberwerk verblendet,
Bei dem Unhold ruhend, eines Menschen
Wohlgestalt sie zu umarmen wähnte?
Und wie er als Traumgebild erschienen
Augenblendend ihr und herzversehrend,
War es mehr denn eben als ein Traumbild?
Ach, warum verbarg er ihr sein Antlitz,
Wenn es menschlich, schön und liebenswürdig? —
„Laß dir raten, Kind; es ist ein Drache!"
Huben jene wieder an. „Den Dolch hier
Nimm, und nächste Nacht im Vorgemache,
Eh' zur Ruh' du gehst und dir gesellt sich
Hat das Scheusal, birg' ein brennend Lämpchen!
Und ins Öl wirf etwas hier von diesem
Kraut, durch dessen Zauber bei der Lampe
Schein sich zeigt in seinem wahren Wesen,
Was durch schnöden Zauber ward verwandelt.
Liegt dann jener tief in Schlaf gesunken,
Schlüpfe du gemach herab vom Lager,
Schleiche dich ins Vorgemach, vorsichtig,
Nimm die Lampe, tritt vors Bett des Drachen,
Und das blanke, scharfe Messer schwingend,
Rasch durchschneide den gekröpften Hals ihm!"
So die tück'schen Schwestern, und nachdem sie
Viel geschwatzt, geraunt noch und geflüstert,
Ganz in bösen Rat die reinste Seele,
Ganz in Mißtraun geifernd eingesponnen,
Eilen sie hinweg; zurück bleibt einsam
Psyche, schwankend zwischen Graun und Liebe.
Und sie sinnt und sinnt und kann's nicht fassen.
„Er ein Ungetüm? Es ist nicht möglich!
Allzu hold erklang mir seine Stimme,
Allzu süß beseligte sein Kuß mich! —
Doch des Gottes Stimme, das Orakel,
Sprach es nicht von einem Ungeheuer?" —
Unentschlossen bringt sie so den Tag hin,
Unentschlossen bringt sie hin den andern.
In der Nacht träumt sie von Schreckgestalten

Ihres Gatten, fährt an seiner Seite
Aus dem Schlaf empor, mit angst-erpreßtem
Schrei, und endlich schmiegt sie, zitternd, enger
Sich an ihn, den Liebsten, gleich als wollte
Schutz vor ihm sie suchen bei ihm selber.
Aber zu sich spricht am dritten Tag sie:
„Warum sollt' ich es nicht doch versuchen
Mit der Lampe? Zeigen wird ihr Glanz mir,
Ob er wirklich ein so grauser Unhold.
Und gewahr' ich, daß er ist ein Unhold,
Wird ein Gott mir's in die Seele legen,
Ob ich folgen soll dem Rat der Schwestern,
Zücken soll mit diesen schwachen Händen
Gar den Dolch auf ihn . . . Nein — nie vermöcht' ich's!"
Aber dichter stets sinkt bösen Zweifels
Meltau nieder auf ihr schönes Eden,
Und ihr junges Herz, es schrumpft zusammen,
Wie, von einem Raupenknäul umkrochen,
Schnöd' verdorrt im Lenz die Mandelblüte.
Wieder kommt die Nacht, und dunkel wieder
Naht der Unbekannte, ruht bei Psyche.
Und je mehr sie zweifelt an dem Liebsten,
Desto wesenloser ihr erscheint er,
Desto ungewisser die Gestaltung,
Während sie ihn hält in Liebesarmen.
Diese Nacht — ihr Los entscheiden soll sie.
Ach, was wird sie bringen! Er ein Scheusal!
Hat sie nicht geliebt ihn, er geliebt sie?
O des Grauns, geliebt von einem Scheusal
Werden — o der Schmach, ein Scheusal lieben!
Stern um Stern begann hinabzusinken.
In dem tiefsten Schlafe lag der Gatte,
Zitternd küßte noch einmal ihn Psyche,
Eh' sie leise glitt herab vom Lager.
Und nun schleicht hinaus ins Vorgemach sie,
Holt von dort die Leuchte, die entfachte,
Und daß nicht ihr Schein den Schläfer wecke,
Birgt, eh' sie dem Lager sich genähert,
Hinterm Rücken klüglich sie die Lampe.
Hinter sich sie haltend, schreitet langsam,

Zaudernd, schwindelnd, vorwärts sie; nicht merkt sie,
Daß der Lampe Flamme, aufwärts züngelnd,
Ihr das zarte Flügelpaar versengte . . .
  Wie das Herz ihr klopft, die Kniee zittern!
Töten will es einen wilden Drachen,
Dieses Kind, so zart an Seel' und Leibe?
Angelangt nun ist sie vor dem Lager;
Doch sie wagt nicht hinzublicken — seitwärts
Wendet sie das Haupt, und während schüchtern
Mit der einen Hand sie hebt die Lampe,
Deckt sie mit der andern sich die Augen.
Einen Augenblick so steht sie zögernd.
Aber endlich, sich ermannend, zieht sie,
Rasch entschlossen, weg die Hand vom Auge,
Wirft, das Herz in wilder Unruh' pochend,
Einen Blick auf die Gestalt des Schläfers . . .
  Und vor ihren Augen lag, geflügelt,
Schöner als ihr Traum, ein Götterknabe.
Goldner Glanz ging aus von seinen Locken,
Blendend fast; der Wangen Purpurblüte,
Und das Lilienweiß der andern Glieder
War so zart, so rein, wie das Geblätter
Morgendlich erschloßner frischer Knospen.
Unbeschreiblich lieblich war das Antlitz.
Und ein Wonnehauch umfloß den Knaben,
Strömte von ihm aus, den Sinn berückend.
Träumerisch auch, wie in Liebeswonne,
Zitterten des leuchtenden Gefieders
Zarte, goldne Spitzen, farbig schillernd.
Zart erschien der Leib, wie der des Knaben,
Blühend wie des Jünglings Leib erschien er,
Leuchtend wie des Manns in reifer Schönheit,
Und holdselig doch wie der des Kindes.
Lieblicher als alle Menschensöhne,
Hehr erschien er wie ein Götterwesen;
Und es fühlte die erschrockne Psyche,
Töten müßte seines Blickes Strahl sie,
Wenn er plötzlich öffnete die Augen.
  Zu den Füßen jetzt des Wunderknaben
Sieht sie liegen einen goldnen Köcher,

Edelsteinbesetzt; die goldnen Pfeile
Leuchteten daraus wie Sonnenstrahlen.
Und der Bogen lehnte bei dem Köcher,
In des Regenbogens Farben schimmernd;
Von der Sehne kam ein leises Klingen.
Und nun wußte Psyche, wonneschauernd,
Wer ihr göttlich schönes Ungeheuer!
Nach den Pfeilen mit verwirrten Sinnen
Greift sie, wie ein Kind nach buntem Tande.
Weh', da ritzte sie den ros'gen Finger,
Und ein Glutstrom quoll ihr durch die Adern
Liebeglühend neigt sie zu dem schönen
Schläfer sich; nicht satt, ihn zu betrachten,
Kann sie werden, einen Kuß zu drücken
Sehnt sie sich auf seine Lilienstirne:
Plötzlich aber scheint er sich zu regen —
Sie erschrickt — die Lampe, leis' erschüttert,
Von der Flamme Spitze einen Tropfen
Heißen Öls verspritzt sie, der mit ros'gem
Brandmal sengt die Haut des Liebesgottes.
Er erwacht. Mit einem Schmerzensseufzer
Zuckt er aus dem Schlaf empor. Die Blicke
Vorwurfsvoll und ernst auf Psyche richtend,
Welche, wie von einem Blitz geblendet,
Sinkt vor ihm zu Boden, spricht er zürnend:
„Mit der Lampe trittst du, mit dem Dolche
An das Lager deines Vielgeliebten?"
Zitternd kauert Psyche ihm zu Füßen
Und umklammert unter heißen Tränen
Seine Kniee schluchzend, gnadeflehend.
Ihn umschlingend, krampfhaft hält sie fest ihn.
Doch er schwand hinweg aus ihren Händen,
Und er schwand hinweg aus ihren Augen,
Setzte fort zu ihr die ernste Rede
Von dem Wipfel eines Palmenbaumes
In Gestalt des weißgefleckten Hähers,
Doch mit Lauten einer Menschenstimme:
„Lebewohl, du argbetörtes Mädchen!
Nimmer wirst du nun mich wiedersehen,
Nimmer wirst du ruhn in meinen Armen,

Nimmer wirst du hören meine Stimme!
Nie beglückt dich mehr das traute Dunkel,
Welches du verscheucht mit frecher Leuchte!"
 Schier vor Jammer bricht bei diesen Worten
Psyches armes Herz, das, von des Gottes
Pfeil geritzt, vom Anblick seiner Schöne
Heiß entzündet, willenlos und leidvoll,
Ganz ermißt die Allgewalt der Liebe.
„Wie verblendet, ach," so rief sie, „war ich,
Daß ich so geliebt die tück'schen Schwestern!
Du nur füllst ja meine ganze Seele,
Und ein Nichts ist nun die ganze Welt mir!
Ach, vergib! Nie hätten so die Schwestern
Mich betöret, hätte des Orakels
Götterstimme nicht im Bund mit ihnen
Mich verwirrt, daß ich an dir gezweifelt!"
 Antwort kam ihr von der Palme Wipfel:
„Sagte des Orakels Götterstimme,
Daß ich sei ein wildes Ungeheuer,
Mußte dir des Herzens Stimme sagen,
Daß ein Gott ich! Doch du, Psyche, liebtest
Mich nicht wahrhaft noch mit ganzer Seele,
Und so hast du schnöd' an mir gezweifelt.
Offenbaren dir mein wahres Wesen
Konnt' ich im Gemüt nur: nimmer dürfen
Götter Menschen, wie sie sind, in voller,
Ungedämpfter Herrlichkeit sich zeigen.
Hat nicht Semele gebüßt den Vorwitz,
Als sie sah den Gott in seinem Glanze?
Oft so büßten eines Gottes Anblick
Sterbliche mit raschem, frühem Tode,
Wahnsinn, Schwermut oder anderm Leide.
Wer geschaut hat überird'sche Schöne,
Angeschaut in ihrem vollen Glanze,
Für das ird'sche Glück ist er verloren.
Solches wissend, naht' ich unverwandelt,
Aber in des Dunkels tiefstem Schleier
Dir, und deinem Herzen überließ ich's,
Liebend sich ein Bild von mir zu träumen.
Doch dem Neid der Menschen und der Götter

Ward zum Opfer dieses stille Glück nun!
Unglücksel'ge, du erlagst der Prüfung!
Nun bist du ein sterblich Mädchen wieder,
Nicht mehr die beflügelte, die Gattin
Deines Amors: Rächend hat das Werkzeug
Deiner eignen Freveltat, die Lampe,
Dir hinweggesengt die goldnen Flügel,
Welche dir gesproßt in meinen Armen.
Lebewohl denn, Psyche! Dich geliebet
Hab' ich, wie den Strom die Lotosblume,
Wie den Strand des blauen Meers die Myrte,
Und zum Wohnsitz hatt' ich mir erkoren
Deine Seele. Nun bist du verhaßt mir,
Und ich grolle dir, und sühnen wirst du,
Was du hier verbrachst, mit schwerem Leide!"
So mit Lauten einer Menschenstimme
Sprechend, hob der Vogel in die blauen
Lüfte sich und schwand im höchsten Äther.
Wie entseelt sinkt Psyche stumm zu Boden.
Und als wieder sie erwacht, da findet
Sie sich fern entrückt der Liebesinsel,
Ferne dem Palast, dem Zaubergarten;
Steinig, wüst ist ringsumher die Gegend.

---

## Vierter Gesang.

Ausgestoßen aus dem Paradiese
Durch der neid'schen Schwestern bösen Anschlag
War nun Psyche. Aber froh nicht wurden
Des Gelingens ihres Anschlags diese.
Denn als neugierglühend sie des andern
Tags zum Felsen stürzten, zu erkunden,
Ob gefolgt dem bösen Rat die Schwester,
Wähnend, tragen würde sie der Zephir,
Wie vordem er immer sie getragen,
Anvertrauten sie, wie sonst, dem Wind sich,
Mit dem Fuß hinaus ins Leere hastend.

Aber Zephir, keine Schwinge regend,
Lachte tückisch, und ins Bodenlose
Taumelt hin das Paar, das schnöde, kläglich
Haupt und Glieder am Geklipp zerschellend.
Aber Psyche auch will nicht mehr leben.
Fortgeeilt auf unwegsamen Pfaden
Ist sie bis ins öde Waldgebirge,
Und verzweiflungsvoll von eines Abgrunds
Rand springt sie hinab, den Tod zu suchen.
Doch auf eine blumig weiche Stelle
Gleitet sie in dicht begraster Talschlucht,
Wo soeben auf dem grünen Rasen,
Zwischen dessen Gräsern Hyazinthe
Blüht und Krokus, heiter sich gesellen
Holde Nymphen, schlingend einen Reigen.
In der Mädchen Mitte tanzte, tollte
Eine Mannsgestalt mit Ziegenfüßen,
Zweien Hörnchen, einem langen Bocksbart,
Einen Fichtenkranz ums Haupt geschlungen,
Und ein zottig Luchsfell um die Schultern;
Tanzt im Bockssprung, spielt mit heller Syrinx
Auf zum Tanz sich selber und den Nymphen.
Doch als plötzlich mitten in den Reigen
Stürzt vom Fels das arme Kind, daß schreiend
Auseinanderstieben die Erschrocknen,
Da erbarmt der gutgelaunte Waldgott
Sich des Mägdleins, trägt in seine Hütte
Die Betäubte, weckt sie neu zum Leben,
Labt mit Milch sie, Brot und süßen Feigen,
Spielt ihr zur Erheitrung auf der Flöte.
Auch die Nymphen nahn sich, wißbegierig,
Fragen nach des zarten Mädchens Schicksal,
Hören staunend, mitleidsvoll die Kunde,
Trösten mit Gesang und Tanz die Ärmste.
Doch am freundlichsten der Waldgott redet
Zur Verstoßnen, rät ihr, fortzuwandern,
Mutig den Geliebten aufzusuchen,
Zu versöhnen ihn mit Liebesworten.
„Aber, ach," versetzte Psyche traurig,
„Wo ihn finden? Ist er doch geflügelt,

Und von allen Göttern keiner wechselt
Wohl so rasch den Aufenthalt wie dieser!"
„Freilich wohl!" versetzte drauf der Waldgott;
„Kenn' ihn ja, den leicht beschwingten Liebling
Aller Götter, hab' vorzeiten selbst auch
Kunstgerecht einmal mit ihm gerungen.
Wo er eben weilt? Ich kann's nicht sagen.
Aber willst du Sicheres erkunden,
Nah' hier haust im tiefsten Eichenforste
Eine greise Seherin, befreundet
Gar dem Lichtgott selbst, dem Allbewußten."
Weiter wandert die betrübte Psyche,
Bis sie stößt im tiefsten Eichenforste
Auf des Lichtgotts hochbetagte Freundin.
Und sie wandte sich zu ihr und fragte
Nach der Spur des Gottes. Drauf die Greisin:
„Überall zu Hause sind die Götter,
Alle Wege führen zu den Göttern."
Psyche seufzt: „Wohin in dieser Weite
Nehm' ich meine Richtung?" Drauf die Greisin:
„Blick' um dich, und nach dem fernsten Punkte,
Den du siehst, stets lenke deine Schritte!"
Wieder flehte Psyche: „Zeig', ich bitte,
Zeig' den nächsten Weg, der führt zum Gotte!"
Sprach die Greisin: „Was dich führt zum Gotte,
Ist der Weg nicht, Kind, es ist das Wandern!"
Weinend Psyche klagt: „O, wie die Sehnsucht
Ungeduldig mir im Busen wütet!"
Jene drauf: „Je größer deine Sehnsucht,
Desto näher, Kind, bist du dem Ziele!"
Fort fuhr Psyche: „Ach, und wenn ich nahe,
Nah' gekommen ihm nach langer Wandrung,
Wird er mir sich zeigen wollen? Wird er
Nicht sich spröd' in Nebelschleier hüllen,
Mitleidslos entschwinden?" Drauf die Greisin:
„Eine Glut der Sehnsucht gibt's, der Inbrunst,
Der kein Gott vermag zu widerstehen." —
Mild getröstet, aber doch voll Unruh'
Ging von hinnen Psyche. Rastlos wandert
Über Berg und Tal sie durch die Länder,

Wund den Fuß, zerrissen die Gewande,
Aus dem Waldborn trinkend und sich nährend
Von der Sträucher Beeren, von der Bäume
Früchten, die auf ihrem Weg sie findet.
Ach, den schönen Gott stets muß sie suchen,
Und auch fliehn zugleich: der Liebesgöttin
Tempelsitze, wo vielleicht auch Amor
Eben weilet mit der holden Mutter,
Darf sie ja nicht wagen aufzusuchen,
Arg bedräut vom Zorn der Schaumgebornen.
Und so wandert sie denn ratlos, ziellos,
Aber eingedenk des Worts der Greisin.
Wenn im Waldesdickicht sie geschlummert,
Geht erwachend sie am Morgen dahin,
Wohin just die Blumen ihre Kronen
Neigen oder Palmen ihre Wipfel,
Oder wohin rieselnd gehn die Wasser,
Oder folgt dem Zug der Wind' und Wolken,
Folgt der stillen Strömung aller Wesen,
Die ihr ja vertraut wie Brüder waren,
Und ihr allgesamt zu wandern schienen
Nach demselben Ziel, dem schönen Gotte.
Und die Wesen alle waren ihr auch
Wohl- und trautgesinnt: des Waldes Tierlein
Gingen gern mit ihr ein Stück des Weges,
Und wenn wo sie rastete, ermüdet,
Blieb das Eidechslein in ihrer Nähe,
Das den Menschen gern bewacht im Schlafe,
Daß kein giftiges Gewürm ihn steche.
Oftmals klagte Psyche: „Ach, was hilft mir's,
Wenn mir traut und hold sind alle Wesen,
Doch erbarmungslos der Vielgeliebte!
Denn wie heiß ich auch nach ihm verlange,
Stets an ihn nur denke, zu ihm flehe,
Nimmer, nimmer will er doch erscheinen!
Werd' ich niemals seine süßen Züge
Wieder schaun, sein Auge, seine Wangen,
Wie ich sie entdeckt mit freud'gem Schrecken
Bei dem Schein der frevelhaften Lampe?
O, daß ich zum mind'sten seine Stimme

Noch einmal vernähme — daß noch einmal,
Wenn auch ungesehn, er zu mir spräche,
Wie er unsichtbar zu seiner Psyche
Sprach vorzeiten, kosend oder scheltend!
Ach, er ist ein schöner Gott; doch wahrlich,
Halb doch hatten recht die neid'schen Schwestern,
Unheilbringend ist er auch und grausam,
Und geflügelt — ganz ein grimmer Drache!"
Also klagt auf ihrer langen Irrfahrt
Psyche schmerzlich oft, und wenn der Schlummer
Nächtens sinkt auf ihre müden Lider,
Wird sie heimgesucht von bösen Träumen,
Wie der Liebesgott sie quält im Zorne.
Meist als Falter sieht sie sich im Traume,
Um das Licht der Liebesfackel flatternd;
Oder Amor kommt als Vogelsteller,
Hascht den Falter, faßt ihn bei den Flügeln,
Setzt ihn auf die Hand sich, hebt empor ihn
Triumphierend, bindet wie ein Range
Ihn an einen Faden, läßt ihn fliegen,
Hält ihn sengend über eine Flamme,
Gleich als wollt' er läutern ihn im Feuer.
Manchmal spannt er sie an seinen kleinen
Muschelwagen, spannt sie manches Mal auch
Gar an einen Pflug, in Sonnengluten
Steinig Ackerland mit ihr durchpflügend.
Manchmal bindet er an eine Säule
Sie, wie über eine schuld'ge Sklavin
Eine Geißel schwingend, unerbittlich.
Sinkt sie dann zu seinen Füßen nieder,
Hebt empor zu ihm die Hände, flehend
Um Erbarmen, dann wohl scheint ihn Mitleid
Plötzlich zu beschleichen, und er wendet,
Eine Träne aus dem Aug' sich trocknend,
Sein Gesicht. Beim Anblick solcher Träne
Schöpft sie Trost in die gekränkte Seele,
Sprechend zu sich selbst: „Es muß wohl gut sein,
Daß ich leide; würd' er sonst mich quälen?" —
Über Berg und Tal fortwandert Psyche.
Spricht zu ihr einmal ein harmlos Schlänglein,

Das sich ringelte im Sonnenscheine:
„Komm und suche Rat bei meiner Herrin:
Komm zu ihr in jenen Marmortempel,
Schutz und Hilfe dir von ihr erflehend!“
Schüchtern in den Tempel trat das Mädchen;
Sieh', da saß auf blum'gem Thron die blonde,
Üppig schöne Göttin, auf dem Haupte
Einen Ährenkranz, ein Ährenbündel
In der Hand, und einen Korb voll Ähren
Auch zu Füßen. Flehend bat sie Psyche,
Mittlerin zu sein ihr bei dem schönen
Liebesgott und seiner strengen Mutter.
Aber barsch erklang ihr eine Stimme:
„Fort von hier! An dieser heil'gen Stätte
Ist nicht Raum für solch ein schweifend Mädchen,
Das verletzt hat ewige Gesetze!
Hast du nicht zerstört die heil'gen Bande,
Die so traut verknüpften Sohn und Mutter?
Gegen eine Mutter, welcher frevelnd
Du den Sohn entrissen, heischest Hilfe
Du von einer Mutter, die das eigne
Frevelhaft entrißne Kind betrauert?“
Eilig flüchtet Psyche. Besser raten
Will der Pfau ihr, will der Frühlingskuckuck.
„Komm“, so sprechen sie, „zu unsrer Herrin,
Zu der Gattin komm des Göttervaters,
Rat und Hilfe dir von ihr erflehend.“
In den stolzen Marmortempel wagte
Schüchtern Psyche sich, wo lilienarmig,
Farrenäugig saß, in Prachtgewanden,
Hoheitsvoll, den Fuß in Goldsandalen,
Um das Haupt den sterngeschmückten Schleier,
Juno, die erhabne Himmelsherrin.
Wieder flehte Psyche: „O versöhne,
Götterfürstin, mich dem pfeilbewehrten
Liebesgott und seiner strengen Mutter!“
Aber barsch erklang auch hier die Stimme:
„Hebe dich von hinnen! Heil'ge Satzung,
Fromm geschloßnen Ehebund nur schirm' ich,
Nicht die Tändelei verliebter Herzen!

Von des Göttervaters Eh'gesponsin,
Die, des Gatten Liebeslaunen zürnend,
Stets verfolgt, und in den Tod, in Wahnsinn
Strafend jagte seine ird'schen Buhlen,
Heischest du, daß sie die flücht'ge Torheit
Fördere des eitlen Götterknaben?
Fort! Sonst trifft das Schicksal der Erzeugten
Inachos' dich, des Ägypterkönigs!"

Wieder flüchtet Psyche. Jetzo drängte
Sich der Wolf des Lichtgotts, sich der Rabe,
Sich der Schwan heran zu ihr, wohlmeinend
Sprechend: „Unserm Herrn, dem schönen, hohen
Gott Apollo, Kind, dich anvertraue!
Ihm, dem Gott, der bändigt alle Schrecken,
Ihm, dem großen Heilgott, dem Befreier!"

Und das herrlichste der Götterbilder
Sah sie stehn in stolzer Marmorhalle,
Sieghaft schreitend, glanzumstrahlt die Stirne,
Heldenhaft das stolze Haupt erhoben,
Aber weich umwallt von goldnen Locken.
„Hehrer Licht- und Heilgott," sprach sie flehend,
„Wirf den Strahl des Lichts in meine Nacht auch,
Und erlös' auch mich von meinem Übel;
Mache mir geneigt die Liebesgöttin,
Und versöhne mich dem holden Amor!"

Antwort klang ihr aus des Priesters Munde:
‚Nicht umsonst des Lichtgotts heil'ger Schwelle
Nahst du, Mädchen! Gerne wird erhellen
Deines Herzens Nacht er, gern befreien
Dich auch von dem Übel! Doch das Übel,
Das dich quält, o Kind, es ist der schöne,
Aber unheilvolle Liebeswahnsinn,
Der die Herzen füllt mit bittrem Leide.
Aus dem Herzen dir die Liebe tilgen,
Und das holde Bild, wofür du glühest,
Muß der Gott mit seiner Strahlen Zauber,
Soll er dich von deinem Leid erlösen!"

„Aus dem Herzen mir die Liebe tilgen?"
Stammelt Psyche bleich, erschrocken; „nimmer!

Nimmer möcht' ich von der Liebe lassen;
Lieber trag' ich Leid durchs ganze Leben!"
Und sie eilt von dannen, raschen Schrittes,
Angstvoll flüchtend vor des Gottes Strahlen.
Während so umher das Mädchen irrte,
Schmachtete der Liebesgott, der holde,
In der Haft der schönen strengen Mutter.
Als er los von Psyche sich gerissen,
Fühlt' er Leid im Herzen, aber Schmerz auch
Fühlt' er von der Wunde, die der Tropfen
Glüh'nden Öles in die Haut ihm brannte.
Seufzend lag im goldenen Gemach er.
Aber Cypris wiegt' in blauer Meerflut,
Badend just die Götterpracht der Glieder.
Sieh', da kam der silberweiße Vogel,
Welcher glättend streift des Meeres Hochflut,
Und sein schwimmend Nest baut in den Wogen,
Gern den silberfüß'gen Meerfraun dienend:
Er berichtet der erschrocknen Göttin,
Daß ihr Sohn in Leid daniederliege,
Krank an einer Wunde, die ein Mädchen,
Das er liebt, mit einem schnöden Tropfen
Glüh'nden Öles in die Haut ihm brannte.
„Wie?" rief Cypris hocherzürnt, „mein Knabe
Hat ein Liebchen? Ei, wer ist die Kühne,
Die 's gewagt, den bartlos eitlen Knaben
Zu verführen? Ist's der Nymphen eine?
Ist sie von der Horen Zahl? der Musen?
Ist sie meiner muntern Grazien eine?"
Scherzhaft drauf der dienstbeflißne Vogel:
„Nicht der Grazien eine, noch der Nymphen,
Nicht der Horen, noch der Musen eine
Hat dein Söhnlein dir berückt; ein sterblich
Mädchen — Psyche, dünkt mich, ist ihr Name —
Ist's, die unablässig nach ihm trachtet."
Aus ruft unmutsvoll die holde Cypris:
„Psyche liebt er? Jene eitle Psyche,
Die sich unterfing, zu meiner eignen
Nebenbuhlerin sich aufzuwerfen,
Meinen Namen selbst sich anzumaßen?

Meint er, schweigend werd' ich solches dulden?
Etwa gar das Püppchen ihm vermählen?"
Eilig taucht mit diesen Zornesworten
Aus dem Meer die holde Liebesgöttin.
Angelangt im goldenen Gemache,
Ruft entgegen sie dem kranken Sohne:
„Ei, was muß ich hören? Meine Feindin,
Welche zu verderben ich dich sandte,
Hast du gar zum Liebchen dir erkoren?
So vollzogst du meinen strengen Auftrag?
Mir zu geben sie zur Schwiegertochter
Denkst du, tück'scher Knabe? Ja, ein Knabe
Bist du, bist ein Kind — ein töricht Kind nur,
Und du denkst an Liebschaft und Vermählung?
Traun, der tollste ist's von deinen Streichen!
Liebtest ja sie stets, die tollen Streiche,
Kecken Mutwill treibend allerorten,
Unheil stiftend, heil'ge Bande trennend,
Ungeweihte knüpfend! Triebst dein Spiel ja
Frevelnd selbst mit des Olymps Bewohnern!
Hast du nicht mich selber, deine Mutter,
Spielend auch mit deinem Pfeil verwundet?
Ungeratner, dich verstoßen werd' ich,
Einen andern Pflegling mir erlesen,
Dem ich diese Flügel, diesen Bogen,
Diese Pfeile schenke, die ich wahrlich
Nicht zu solchen Taten dir verliehen!"
Ihr erwidert der beschwingte Knabe:
„Was verbrach ich denn, daß gar so schwer du
Mich verdammst, du sonst so traute Mutter?
Einen Knaben nennst du mich? ein Kind nur?
Weißt du nicht, wie alt ich bin? Warum doch
Wär's für mich allein nur ein Verbrechen,
Liebend mir ein holdes Kind zu ködern?
Ich, der soviel Liebesglut entfachte,
Soll mich selbst auf ewig ihr verschließen?
Bist du nicht auch selbst der Liebe Göttin,
Und du willst verdammen sie, die Liebe,
Sie aus deinem eignen Haus verbannen?
Und mein Tun, mein Wesen rügst du scheltend?

Bin ich mehr gewesen als dein Sendling?
Lebt' ich dienend nicht dir stets zu Willen?
Warum machst du heute mir zum Vorwurf,
Was dir sonst gefiel, und was, das Haar mir
Streichelnd, nur mit einem holden Lächeln
Du zu ahnden pflegtest? Ei, und hast du
Nicht seit Monden oftmals mich getadelt,
Daß ich nicht derselbe mehr, daß ernster
Ich geworden, daß in mir den muntern,
Tollen Knaben kaum du mehr erkennest?"
„Traun, so ist's!" versetzt die holde Venus.
„Wohl gewahrt' ich, daß du jüngst verloren
Ganz die schöne Munterkeit des Knaben,
Daß kopfhängerisch, nachdenklich, schweigsam
Du geworden; ja ich hörte seufzen
Dich, und einmal meint' ich gar im Auge
Des Unsterblichen, des Götterlieblings,
Meines Sohnes, etwas wie ein Tränchen,
Ja, ein menschlich Tränchen zu erblicken.
Pfui der Schande! Und das alles, alles
Nur um jener schnöden Psyche willen?
Krank an Torheit bist du, liebes Söhnlein,
Mutterpflicht mir ist es, dich zu heilen.
Dich in strenger Haft zu halten denk' ich,
Bis an Leib und Seele du genesen.
Und zur Wächterin dir geben will ich
Eine Greisin, die mir sonst verhaßt ist.
Dieses Weib — die Nüchternheit geheißen —
Häßlich, hager, aber treu und wachsam,
Wird dich pflegen, dir die Wunde kühlen,
Wird vor neuen Streichen dich bewahren,
Wird, wenn nötig, deinen Köcher leeren,
Deine Pfeile dir zerbrechen, schlaffer
Spannen deinen Bogen, und, damit nicht
Etwa gar die Lust zu fliehn dich ankommt,
Deiner Flügel Spitzen dir beschneiden!"
So ereiferte die holde Göttin
Vor dem Sohne sich, und wie gedroht sie,
Hielt sie mitleidlos in strenger Haft ihn,
Gab zur Wächt'rin ihm die strenge Greisin.

In der Tat, verwandelt war seit Monden
Ganz der schöne, muntre Götterknabe.
Bleicher war geworden ihm die Wange,
Scherz und Mutwill' schienen jetzt verhaßt ihm,
Und er hatte schier verlernt zu flattern.
Taglang lag er, saß er sinnend, träumend,
Und, wie Psyche, hatt' auch er gar bange,
Böse Träume nachts in seinem Schlummer.
Er auch sah im Traum von seiner Liebsten
Sich gepeinigt oft in schnöder Weise,
Er auch sah von ihr vor einen Wagen
Sich gespannt, ins Joch geschirrt, mühselig
Wüstes Feld zu pflügen, sah gefesselt
Sich, an eine Säule festgebunden,
Sah von ihr als Vogel sich gefangen
Und zu Markt gebracht in einem Käfig,
Sah von ihr sein Flügelpaar beschnitten
Oder ausgerissen, sah, die Arme
Auf dem Rücken festgeschnürt, erbärmlich
Unter ihren Händen seinen Bogen,
Seinen Köcher auch mit allen Pfeilen
In den Flammen aufgehn und verkohlen.

Immer dacht' er schmerzlich nur an Psyche.
Sehnsuchtsvoll verlangt' er, sie zu sehen,
Wieder sich an ihrem Kuß zu laben;
Und je mehr er liebte, desto bittrer
Grollt' er ihr, daß schnöd' sie mit dem ihren
Auch sein schönes Liebesglück vernichtet.

Eines Tages flog ein bunter Falter
Zu ihm ins Gemach, das streng verriegelt
War für Götter und für Menschen. Flatternd
Eine Weile, setzt' auf Amors Bogen,
Der zur Seit' ihm lag, bedeckt vom Staube,
Sich zuletzt der Falter, kroch entlang dann
Auf und ab des Bogens Strang und Bügel,
Ungescheut, und ließ sich nicht verscheuchen.
Ihn betrachtete gespannt der Knabe.
Psyche sah er jetzt in jedem Falter;
Und nun überkam ihn der Gedanke:

Ach, vielleicht hat gar die strenge Mutter
Das geliebte Mädchen mir verwandelt,
Und es muß nunmehr auf zarten Schwingen
Flattern durch die Lüfte, jedes Windes
Spiel und jedes wilden Knaben Beute!
O gewiß, sie ist's, die arme Psyche!
Wär' sie sonst mir ins Gemach geflogen?
Ganz in meine Nähe drängt sie traut sich,
Kriecht entlang des Bogens Strang und Bügel,
Will nicht weichen! — Also denkend, streckt er
Aus den Daumen und den Zeigefinger
Und ergreift den Falter bei den Flügeln
Sacht, und spricht zu ihm mit Koseworten:
„Sei gegrüßt mir, mein geliebtes Seelchen;
Habe sehnsuchtsvoll nach dir geschmachtet!“
Und er drückt ein Küßchen auf des Flattrers
Bunte Flügelpracht, hinzu noch fügend
Manche traute, süße Liebesrede.
Und dann plötzlich wieder faßt der Groll ihn,
Und er denkt des schmählichen Verrates,
Denkt des glüh'nden Tropfens, dessen Brandmal
Seinen blüh'nden Götterleib entstellte.
Und schon ist er dran, dem armen Falter
Auszurupfen seine bunten Flügel,
Zu zerquetschen mit den Rosenfingern
Seinen zarten Leib ihm: und so schwankt er,
Töricht eifernd, zwischen Zorn und Liebe.
Solches sah und hört', im Winkel kauernd,
Finstern Blicks die Hüterin, die greise.
Und sie hinterbracht' es flugs der Göttin.
Diese, merkend, daß in Liebestorheit
Unverbesserlich ihr Söhnlein rase,
Und vergebens Späher durch die Lande
Nach der Spur der Schuldigen entsendend,
Rafft sich zürnend auf, in den Olymp sich
Zu begeben und den Götterboten
Anzuwerben als beschwingten Helfer.
Von den Schwärmen sanfter Turteltauben,
Welche um das Haus der Herrin nisten,
Schweben vier heran, schneeweiß befiedert,

Beugen ihre schillernd bunten Hälse
Freudig in das Joch des goldnen Wagens,
Welcher Cypris trägt zu lichten Höhen.
Durch die Wolken aufwärts mit der Göttin
Hebt das Glanzgefährt ins höchste Blau sich,
Von der Vögel Scharen dicht umflattert,
Welche schmetternd, jubelnd, freudeschwelgend,
Mit dem süßesten Gesang des Äthers
Weiten Raum erfüllen; scheu zur Seite
Weicht der Habicht, weicht der stolze Aar selbst,
Vor den Tauben und den andern Schwärmen
Muntrer Vögel im Geleit der Göttin.
Angelangt in den olymp'schen Höhen,
In den goldnen Saal ein tritt die Huldin.
Und Merkur, den fußbeschwingten Boten,
Grüßt sie freundlich, spricht zu ihm die Worte:
„Niemals, wie du weißt, mein teurer Bruder,
Hat gehandelt ohne deinen Beistand
Deine Schwester Cypris. Wieder heisch' ich
Deine Hilfe nun: ein Mädchen such' ich,
Das an mir, wie nie ein Weib, gefrevelt.
Ihre Spur verlor ich, und nicht weiß ich,
Wer ein heimliches Asyl ihr bietet.
Dir nur ist es möglich, teurer Bruder,
Hinzueilen auf beschwingten Sohlen,
Hin in alle Länder, zu verkünden
Allem Volke, was ich jetzt dir sage:
Götterzorn wird treffen unversöhnlich
Alle, die dem Mädchen Schutz gewähren!
Jenem aber, der in meine Hände
Liefert diese Schuldige, Verhaßte,
Soll — beim Styx geschworen sei's — der Preise
Höchster werden: sieben süße Küsse
Von dem Purpurmund der goldnen Cypris!"
So die Göttin, und die Flügelsohlen
Unterband sich rasch der Götterjüngling.
Zu den Völkern hin in alle Lande
Bracht' er unverweilt die Götterbotschaft:
„Götterzorn dem Frevler, unversöhnlich,
Welcher schützt der holden Liebesgöttin

Flücht'ge Sklavin Psyche: doch der Preise
Höchster dem, der sie nach Paphos liefert
Als Gefangne: sieben süße Küsse
Von dem Mund der goldnen Venus selber!"
Allenthalben regte die Gemüter
Mächtig auf die hohe Götterbotschaft,
Und in aller Mund war wieder Psyche.
Angespornt von jenem höchsten Preise,
Glühte jedes ird'schen Mannes Seele,
Lechzend nach dem Kuß der Götterlippe.
An ein Spüren ging es, an ein Lauschen,
An ein Jagen nach der armen Pilgrin,
Daß sie nirgends mehr sich sicher fühlte
Als im Walde, bei den wilden Tieren,
Die bei sich sie bargen in den Höhlen.
Tiefer Gram erfaßt sie und Verzweiflung.
Doch zuletzt so zu sich selber spricht sie:
„Wie, wenn ich der Göttin, gnadeflehend,
Demutsvoll mich würfe selbst zu Füßen?
Gradehin nach jenem Orte ginge,
Welchen ich am ängstlichsten gemieden?
Weilt zu Paphos nach des Götterboten
Kunde jetzt die Göttin, weilt gewißlich
Auch der Sohn, mein heißgeliebter Amor,
Ebendort jetzt im Gefolg der Mutter,
Und vielleicht ihn wiedersehen werd' ich!
O, ich will die Zürnende versöhnen!
Mich zur Magd, zur Sklavin ihr verdingen!
Mag sie quälen mich, mag sie mich schlagen,
Keines bittern Leides will ich achten;
Alles Schwerste will ich gern vollbringen,
Weiß ich nur mir nahe den Geliebten!"
  Also spricht bei sich die Müdgehetzte,
Rafft sich auf und wandert hin gen Paphos.
Angelangt im Heiligtum der Göttin,
Wird die Zitternde von einem Boten,
Den gesandt die hocherfreute Venus,
Hingeleitet nach verborgnem Orte,
Wo, für Menschen unzugänglich, aufschlug
Ihren ird'schen Sitz die Liebesgöttin,

Wo in Rosenlauben, dornenlosen,
Hof sie hält, und strahlenden Gemächern.
  Wie geblendet sank zu Boden Psyche,
Als sie schaute Jovis hohe Tochter,
Die, umgeben von der Grazien Dreizahl,
Ihr entgegentrat, nicht in dem vollen
Glanze des Olymps, nur wie zur Not es
Noch ertragen mag ein sterblich Auge.
Welche Düfte, welche Harmonien
Woben sinnverwirrend durch die Halle!
Ach, die schwindelnde, die arme Psyche,
Spät erst wagt sie, durch der Grazien trautes
Wort und lächelnd milden Blick ermuntert,
Ihre sanften Augen aufzuschlagen
Zu der stolzen Götterfrau, und knieend,
Flehend mit erhobnen Händen spricht sie:
  „Nimm mich auf zur Sklavin, hohe Göttin!
Zücht'ge mich, denn büßen will ich gerne,
Auch was ich unwissentlich gefrevelt!
Ach, wenn jemals mich, ein sterblich Mädchen,
Menschen, töricht-blind, mit dir verglichen,
Zürne nicht, denn nur mit deinem Bild ja,
Das sie sich gemacht von deiner Schöne,
Konnten sie des Mädchens Reiz vergleichen,
Nimmer mit dir selbst, die sie nicht kannten!
Und wenn unverdient zuteil geworden
Deines Sohnes Huld mir, so bedenke,
Daß es stets der Götter Art gewesen,
Schönstes Recht der Götter, schönste Tugend,
Daß zu Menschen sie herab sich lassen,
In ein sterblich Herz ein Teilchen gießen
Ihres Glanzes, ihrer Götterwonne.
Leidvoll, dürftig ist des Menschen Wesen,
Ohne Götterhuld muß er verderben.
Hast du selbst, der Götterfrauen schönste,
Nicht beglückt manch ird'sches Herz, an manches
Ird'schen Lieblings Busen traut geruhet?
Wenn ich ihn besaß, den Götterknaben,
Als Gemahl, ach, hab' ich's nicht gesühnet?
Nicht schon dadurch, daß ich ihn verloren?

Dadurch, daß so kurz mein Glück gewesen?
Nimmer ja verlang' ich, seine Gattin
Fernerhin zu heißen; eins nur will ich:
Dienen dir und ihm — als Magd, als Sklavin!"
So das Mädchen, demutsvoll und schüchtern.
Hehr die Göttin stand, die siegbewußte,
Froh des unverwelklich hohen Reizes;
Gegenüber ihr des Staubes Tochter,
Blaß, verwelkt im Leid der langen Irrfahrt.
„Ei, Nachtfalterchen," versetzt, des Mädchens
Bleiches Antlitz, ärmliche Gewande
Musternd, Cypris, „wie zerzaust, verblichen
Deine Flügel sind! Was ist geworden,
Kind, aus deiner vielgepriesnen Blüte?
Wie verblendet warst du, eitles Mädchen,
Statt der Freier schönsten dir zu wählen,
Als noch rosig leuchtete dein Wänglein,
Einem Gotte schweifend nachzutrachten,
Durch die ganze Welt ihm nachzujagen,
Hungernd, dürstend, siech, in Frost und Hitze,
Wackrer Erdensöhne Trost verschmähend,
Widerstehend jeglicher Verlockung!
Siehst du nun, was allzu hohes Trachten
Dir gebracht zum Lohn? Zur Vogelscheuche
Wardst du schier, und jener blöde Knabe,
Den du krank gemacht mit deinen Reizen,
Wird, dich wiedersehend, rasch genesen —
Herzlich schämen sich des einst'gen Liebchens!"
Sprach's und ging von dannen, reizvoll lächelnd.
Psyche seufzte, schluchzte, doch da nahten
Tröstend hold sich ihr die heitern Grazien.
„Ob die Göttin," sprachen sie voll Mitleids,
„Ärmste, dich auch ganz beraubt der Schönheit,
Zage nicht; wir geben im geheimen
Etwas dir von jener Zauberschminke,
Welche wir verwahren, welche Cypris
Selbst aus unsern Händen nimmt, und welche
Häßliche sogar mit Huld umkleidet!"
Jetzo kam ein Diener, führte Psyche
Fort in eine enge, dunkle Kammer,

Wies ein Lager ihr auf welken Blättern,
Sperrte dann die Tür mit eh'rnem Riegel.
Aber Psyche ruhte sanft und wohlig
Auf den welken Blättern, denn sie wußte,
Daß, ob auch getrennt durch eh'rne Riegel,
Nah' sie schlummre dem geliebten Amor.

---

## Fünfter Gesang.

Schön geschmückt zu einem Götterfeste
Ging des andern Tags die holde Venus.
„Höre, Falterchen," so sprach zu Psyche
Sie, auf einen hochgetürmten Haufen
Weisend, der bestand, hoch aufgegipfelt,
Buntgemischt aus Körnern aller Arten:
Roggen, Hirse, Weizen, Gerste, Bohnen,
Linsen, Mohn und hundert anderm Samen.
„Höre, Falterchen, ein reizlos Mädchen
Muß den Liebsten sich durch Fleiß verdienen.
Will nun deinen Fleiß einmal erproben!
Sondre diesen buntgemischten Haufen,
Und wenn du die Körner jeder Gattung
Hast für sich gelegt in schöner Ordnung,
Zeig' vor Abend mir das Werk vollendet!"
Sprach's und ging. Die arme, zarte Psyche
Stand verzagend vor dem Körnerhügel,
Keinen Rat sich wissend: unentwirrbar
Schien der Wust, unmöglich war's, vor Abend
Gänzlich zu vollenden noch die Arbeit.
Sieh', da kam ein Ameislein des Weges,
Und die Not erkennend, hatte Mitleid
Sie mit Amors vielgeprüfter Liebsten,
Tröstete sie wispernd, rief zusammen
Ihre Schwestern dann von nah' und ferne.
Kribbelnd, krabbelnd kam's in dichten Scharen,
Unabsehbar, wacker flugs beluden
Sich die ems'gen Tierchen all: lebendig

Schien der Hauf geworden und es krochen
Auseinander wie von selbst die Körnlein,
Art für Art aufs schönste sich gesellend.
Von dem Feste, noch bekränzt mit Rosen,
Kehrt des Abends heim die schöne Göttin,
Und getan das Wunder sehend, runzelt
Sie die Stirn: „Das ist nicht deiner Hände
Werk, du Schändliche! Dir beigestanden
Ist gewißlich der betörte Knabe,
Hat dir Helfer insgeheim gesendet!“
Also scheltend wies in jene dunkle
Kammer sie das Mädchen, ließ ein Stück ihr
Harten Brotes reichen, das mit Tränen
Psyche netzt auf welkem Blätterlager,
Spät entschlummernd, träumend von dem Liebsten.
Andern Tags, als angeschirrt die Tauben
Standen am Gefährt der goldnen Cypris,
Sie nach Knidos hoch durchs Blau zu tragen,
Sprach zur Magd die Herrin, spöttisch lächelnd:
„Falterchen, du bist ein häßlich Mädchen.
Mußt durch Klugheit dir den Mann verdienen!
Siehst du dort die strauchbewachsne Halde
Und auf ihr die goldbevliesten Widder,
Die da weiden ohne Hirt und Hürde?
Tiere sind's, gar hitzig und verwildert,
Jeden, der sich naht, mit spitzen Hörnern,
Eh'rner Stirn und gift'gem Biß bedräuend.
Sieh doch, Herzchen, wie du schlauerweise,
Wenn am Felsenborn bei den Platanen
Ruhn die Widder nach des Tages Hitze,
Ungefährdet ein paar goldne Flocken
Für mich magst aus ihrem Vliese zupfen!“
An des nahen Stromes Ufer traurig
Wandelt Psyche lange Zeit, erwägend,
Wie sie soll die wilden, scharfgehörnten,
Giftgezahnten Widder überlisten!
Und schon rollt vom Aug' ihr manche Zähre
Bitter in den grünen Strom hinunter.
Da beginnt's zu flüstern in dem Röhricht,
Und Arundo spricht, die Binsen-Nymphe:

„Liebchen Amors, wolle nicht verzagen!
Trübe nicht mein heiliges Gewässer
Mit gesalznen Tränen der Verzweiflung!
Warte nur getrost, bis spät am Abend
Müd' bei den Platanen ruhn die Widder:
Sacht dann schlüpfend in der Kräuter Dickicht,
Wirst du finden manche Flocke Goldes
An den Dornen und am dürren Astwerk,
Die da hängen blieb, wenn tags die Widder
Ungestüm sich drängten durchs Gestrüppe!"
  Abends brachte heim die frohe Psyche
Manche schöne Flocke weichen Goldes,
Die herab vom Strauchwerk sie gelesen,
Ungefährdet, nach dem Rat der Nymphe;
Brachte sie der schönen, strengen Herrin.
Leicht die Brauen kräuselnd, sagte diese,
Spöttisch lächelnd: „Unbedankt, mein Püppchen,
Bleibst du diesmal auch; dein kranker Buhle,
Seh' ich, hat, obgleich in Haft, auch diesmal
Rat gewußt für sein geliebtes Seelchen.
Will noch besser ihn von heut' an hüten!"
Sprach's und ließ ihr eine Kruste harten
Brotes reichen, wies sie barsch ins dunkle
Schlafgemach aufs gelbe Blätterlager.
Psyche wacht und seufzt, gedenkt des Liebsten.
  Und am dritten Morgen sprach die Göttin:
„Flatterseelchen, bist ein garstig Mädchen,
Mußt durch Mut den Freier dir verdienen!
Siehst du dort des Felsenberges Gipfel,
Trüb umwallt von grauen Nebelmassen,
Wo, genährt von Unterweltsgewässern,
Ein gewalt'ger Born die dunklen Fluten
Erdwärts wälzt in brausendem Gefälle?
Auf, und bring' aus jenem Born mir styg'sches
Naß, geschöpft hier in kristallner Urne!"
  Psyche klettert, wundgeritzt die Sohlen,
Aufwärts zu dem Felsenquell des Berges.
Weh! Da ringeln sich zwei Flügeldrachen
Zu des Bornes rechter, linker Seite,
Rastlos Wache haltend, zähnefletschend,

Bald die unabsehbarn Riesenhälse
Reckend hoch empor ins Nebelgrauen,
Bald damit weit in die Runde züngelnd,
Und aus ihren klafterweiten Rachen
Ganze Ströme weißen Gischts verspritzend.
Zwischen ihnen wälzen sich die Wasser
Abwärts, brausend, brodelnd, und mit dumpfem
Röcheln schienen rauschend sie zu rufen:
„Rasch hinweg! Was suchst du? Rasch von hinnen!
Rette dich! Es ist um dich geschehen!“
Psyche sieht's, bis tief ins Herz erbebend,
Hebt den Blick nach oben, hilfeflehend.
Schwebte just der Aar des Göttervaters
Über dem Gebirg' auf mächt'gen Schwingen.
Dieser sah das schreckensbleiche Mädchen
Zitternd stehn mit der kristallnen Urne,
Und des zarten Kindes sich erbarmend,
Rauscht er auf sie zu, gigantisch wachsend,
Faßt in seine Klaue aus den Händen
Der Erschrocknen sacht den Krug und taucht sich
Tief damit ins Schaumgewölk, wo schnaubend,
Doppelt zornig aufgeregt, die Drachen
Ihn mit ihrem Geiser überschütten,
Bringt sodann die randgefüllte Urne
Flugs zurück, mit triefend nassen Schwingen,
Aber unverletzt. Und freudig abwärts
Mit der Beute eilt das zarte Mädchen.
Leicht erblaßt der Göttin Rosenwange,
Und sie beißt sich in die Rosenlippe,
Und es zuckt ihr, merklich kaum, ein Blitzstrahl
Auf in dem olympisch heitren Auge.
Und sie spricht: „Ei, Mädchen, Zauberkünste
Scheinst du zu verstehn! Ein Hexchen bist du! —
Doch, mein Püppchen, eines noch vollbringe!
Diese Büchse nimm, und damit mache
Auf den Weg dich stracks hinab zum Hades! —
Alles ja vermagst du! — Und die Büchse
Reichend dort der bleichen Todesgöttin,
Sage: Venus bittet dich, ein wenig
Ihr zu schicken von der wunderbaren

Schönheitssalbe, die du hast; den eignen
Reiz hat eingebüßt sie bei des kranken
Sohnes Pflege ganz! Und ohne Säumen
Bring' zurück dann Büchse mir und Schminke!" —
Fast entseelt, von Schreck gelöst die Glieder,
Wußte Psyche erst kein Wort zu stammeln.
Doch die strenge Göttin zu versöhnen,
Dieser hoffnungsreiche Trostgedanke
Blieb doch siegreich wieder ihr im Herzen.
Ohne kurze Rast sich nur zu gönnen,
Eilt sie fort, hinaus ins nächt'ge Dunkel.
Doch wohin? Wo klafft des Hades Pforte?
Zweifelnd steht sie. Endlich sich besinnend,
Eilt sie hin, die lange, lange Nacht durch,
Bis im Frühroт ihr entgegenleuchten
Eines Göttertempels weiße Zinnen.
Der Proserpina geweihte Stätte
War's, der Todesgöttin. Seine Schwelle
Überschreitend wirft dem hundertjähr'gen
Priester, dessen Bart schneeweiß zur Erde
Wallt, sie sich zu Füßen, und, die Kniee
Ihm umklammernd, fleht sie: „Sag' mir, sage,
O ehrwürd'ger Greis, wie zu des Hades
Pforten ich gelange? Für die Göttin,
Die zu Paphos herrschet, eine Spende
Muß ich heischen von der Todesgöttin!"
Sprach der Priester: „Im Lakonerlande,
Nah' bei Tänarum, ein abgelegner,
Dunkler Hain birgt eine wilde Felskluft.
Diese Kluft, sie ist des Hades Pforte.
Dicht verkleidet aber mit Gewächsen
Ist der Eingang rings, und eng der Felsspalt,
Sich auf Mannesbreite dem nur öffnend,
Welcher klopft daran mit einem Stengel
Falben Asphodills, der Todesblume.
Aber, Kind, gedenkst du nicht der Schrecken,
Welche hinterm Eingang auf dich lauern?
Was Heroen, hohe, schaudernd wagten,
Will ein zartes Mägdlein gar versuchen?"
Wiederum des Priesters Knie umklammernd,

Flehte Psyche: „Lehre mich die Wege,
Heil'ger du, die mich zum grausen Hades,
Die mich durch den Hades bis zum Throne
Deiner hocherhabnen Göttin führen!“
„Hör' und merke denn!“ versetzt der greise
Mystagog. „Wenn dir die Todesblume
Aufgetan den Eingang, wirst du wandeln
Durch zwei Reihn von Totenhüterinnen,
Riesenfrauen, deren Vorderleiber
Hingekauert ruhn auf Löwentatzen.
Wenn sie, lieblich winkend, dich zur Lösung
Dunkler Rätselfragen an sich locken,
Achte nicht auf sie: mit ihren Tatzen
Würden sie das Antlitz dir zerfleischen!
Sehn an ödem Ort drei grausenvolle
Weiber wirst du dann, bedacht, mit wilden,
Rasenden Gebärden, Fackeln schwingend,
Schlangenhaare schüttelnd, dich zu schrecken,
Daß du aus der Hand verlierst den Kuchen,
Welchen du dem Höllenhund, den Fährlohn,
Welchen du dem stygschen Bootsmann schuldest.
Wirf dem Hunde vor den einen Kuchen,
Und die eine Münze gib dem Fährmann,
Der dich von dem äußern stygschen Strande
Übersetzt ins innre Land der Toten.
Jetzo werden Schatten dich umringen,
Schemen, die nach warmem Blute lechzen,
Werden anflehn dich um einen Tropfen
Deines Bluts: doch, wenn erst einen Tropfen
Sie erhascht, Kraft würden sie gewinnen,
Um dein ganzes Blut dir auszusaugen.
An die kalten Schatten nicht verschwende
Du dein warmes Herzblut — eile weiter!
Leuchten wirst du sehn sodann in fahlem
Glanze den Palast der Todesgöttin.
Mutig sprich zu ihr, vollzieh' den Auftrag,
Aber nichts genieße von den Früchten,
Welche sie dir bieten wird zur Labe!
Wärest sonst, wie sie, ein Raub des Hades!
Auf dem Rückweg in Bereitschaft halte

Für den Höllenhund den zweiten Kuchen,
Für des Nachens Herrn die zweite Münze:
Bliebest sonst gebannt ans Totenufer!"
Psyche, als gelauscht sie diesen Worten,
Kniete hin am Fuß des Tempelbildes,
Fast verzagend, betend, bis sie müde
Sank zuletzt in Schlaf, von Amor träumend.
Spät erwacht dann findet, freudig staunend,
Sie in ihrem Schoß die Todesblume,
Die ihr öffnen soll des Hades Pforte,
Findet auch die Kuchen, auch die Münzen,
Die ihr bahnen sollen freie Wege
Durch das düstre, grausenvolle Nachtreich.
Und nun eilt sie mutbeseelt, beflügelt,
Nimmermüde, schlaflos, endlos wandernd,
Bis zu Tänarums geweihten Gründen,
Bis sie steht im schaurigsten der Haine,
Vor des Hades dunkler Felsenpforte.
Mitternacht war's — Sternlein karg durchblinkten
Fliegendes Gewölk, gejagt vom Winde,
Und vom Kreuzweg bellte fern die Meute
Hekates. Den Eingang überschwebte
Düstrer Taxus, Immergrün und Efeu,
Auch Gestrüpp von Lorbeer und Zypressen.
Krachend klaffte mannesbreit der Felsspalt,
Als das Mädchen an den starren Felsen
Klopfte mit dem Todesblumenstengel.
„Fahre wohl, du heil'ges Licht, und laß mich
Wiedersehen deine goldnen Strahlen!"
Also flüstert, einmal noch ihr Antlitz
Rückwärts wendend, Psyche, tritt beherzt dann
In die schwarze Nacht des Hölleneingangs.
Schmal erstreckt in lockrem, feuchtem Erdreich
Dieser sich, von stygschen Tropfen triefen
Rings die Wände, schlüpfriges Gewürm kriecht
Hin am Boden: nach Verwesung duftet's,
Dumpf, nach Moder. Hin so tappt im Finstern
Endlos Psyche sich, ob stunden-, tage-
Lang, sie weiß es nicht, denn ungemessen
Schleicht die Zeit hin in des Hades Reichen.

Endlich tagt gespenstig-öder Lichtschein,
Unerfreulicher als tiefstes Dunkel.
Und in diesem öden Dämmerscheine
Ruhn gereiht die Totenhüterinnen,
Fraun, dämonenhaft, die Vorderleiber
Hingestreckt auf mächt'ge Löwenpranken,
Seltsam flüsternd dunkle Rätselfragen.
Psyches Herz befällt ein tiefes Bangen,
Zweifel und Verwirrung; Neugier lockt sie
Nach den Worten dieser Zauberfrauen;
Doch sie faßt sich, Amors Bild im Herzen,
Schließt ihr Ohr den düstern Rätselstimmen.
Weiter wandert Psyche. Wacht sie? Träumt sie?
Horch, ein Stöhnen! Sieh', der Höllentöchter
Dreizahl, kämmend ihre Schlangenhaare!
Heißa, wie sich unterm Kamm die schwarzen
Nattern zornig bäumen, Geifer sprühen,
Wütig um sich beißen, zischend, züngelnd,
Ihrer Quälerinnen Leiber peitschen,
So daß Weib und Schlange sich zu immer
Größrer Wut entflammen wechselseitig!
Ihr Geheul verdoppeln, Psyche schauend,
Diese stygschen Weiber, an den Schlangen
Zerrend, aus dem Haupt sie sich zu reißen,
Und nach jener Fremden sie zu schleudern.
Weithin sprüht der Geifer, Psyche selber
Netzend, so, daß sie, von dieser Tropfen
Gift berührt, wie angesteckt, erschaudert,
Und ihr selbst Verzweiflung schon die Seele,
Raserei den Sinn ihr will befangen. —
Doch sie denket Amors, und es träufelt
Mildes Öl in ihres Herzens Woge.
Aber bald, vor neuem Schrecknis bebend,
Hört sie fernher dreier Hunde Bellen.
Donnerähnlich klingt's und dennoch marklos,
Tonlos, dumpf, wie tief aus Grüften kommend,
Eines Lautes Traumbild nur und Schatten.
Und wie Psyche, ängstlich spähend, ausblickt
Nach der Meute, die so bellt und belfert,
Fahren auf sie los aus finstrer Höhle

Plötzlich die drei Riesenhunderachen,
Bellend vorgestreckt, indes der Leiber
Hinterteil sich birgt noch in der Grotte.
Aber dies auch wälzet jetzo träg sich
Nach, und Psyche sieht, daß in ein einzig
Scheusal die drei Hälse sich verlieren.
's ist der Höllenhund, und der Besinnung
Schier beraubt, wirft Psyche zitternd, fernher,
Ihm den einen Kuchen zu, mit Honig
Angemacht und reichen Schlummersäften.
Flugs, einander ihn bestreitend, schnappen
Gierig nach dem Kuchen die drei Schlünde,
Während Psyche flieht, beschwingten Schrittes.
Weiter wandert sie, und endlich steht sie
An des Höllenstromes ödem Ufer.
So unmerklich schleicht des Stromes Welle,
Daß ein Sumpf nur scheint sein toter Spiegel.
Jetzt den Fährmann sieht sie, sieht den Nachen
Träg auf träger Woge brütend rasten.
Lange zögert Psyche; endlich aber,
Neu beseelt von liebenden Gedanken,
Setzt ins binsenrohr-geflochtne Boot sie
Stracks den zarten Fuß, dem schattenhaften
Greis den Fährlohn reichend. Und der Nachen,
Der, geflickt und modrig, wurmzerfressen,
Blasse Tote nur gewohnt zu tragen,
Trägt ein atmend Kind der grünen Erde
Widerwillig heut' ans andre Ufer.
Und nun krampft sich Psyches Herz zusammen,
Denn nun steht im Innersten des düstern
Totenreichs sie, steht im unermeßnen
Reich der Schemen, steht im Reich der Herzen
Ohne Schlag, im Reich der Wesenlosen,
Steht im Reich des allertiefsten Schweigens.
Blumen sind hier, aber schattenhafte,
Duft- und farblos; Bäume, die nicht säuseln,
Vögel in den Ästen, die nicht singen.
Fahler Trauerweiden tote Zweige
Hängen in den toten Strom hinunter.
Lautlos schweben Fledermaus und Eule,

Und gleich ihnen, stumm, geräuschlos gleiten,
Schreitend nicht, nein, mit geschloßnen Füßen
Schwebend aufrecht, nah' dem Grund die Sohlen,
Schemen der Entschlafnen: blutlos, aber
Träumend noch von Blut, nach Blute lechzend . . .
Jetzo mitten unter sich gewahrend
In des Hades Nacht ein Menschenwesen,
Dessen Tritt ein Echo weckt, das Schatten
Wirft, nicht selber ist ein bloßer Schatten,
Schweben zu auf Psyche dicht die Schemen
Und erflehn mit Worten, die nicht klingen,
Jammerblicken, gierigen Gebärden
Einen einz'gen Tropfen ihres roten,
Warmen, frischen, jugendlichen Blutes,
Enger, dringender stets kreist um Psyche
Dieser Schwarm, ob auch des Höllenhundes
Dräun ihn scheucht wie eine störr'ge Herde.
In dem Schwarm auch, siehe, zeigt den Augen
Psyches sich das Schattenpaar der Schwestern,
Die, von wüt'gem Neid auch hier befangen,
Gleich Vampiren dicht sich an sie drängen:
„Einen Tropfen, o, nur einen Tropfen
Gib uns, Schwesterchen, vom Saft des Lebens!"
Aber Psyche, sie gedenkt der Mahnung:
„An die kalten Toten nicht verschwende
Du dein warmes Herzblut — eile weiter!"
Unbeschreiblich ist die Totenstille
Für ein lebend Ohr. Wie in den Tiefen
Zitterte, als wär's der Tod des Todes,
Ganz der Erebus, als Orpheus' Leier,
Der zur Unterwelt hinabgestiegen,
Heimzuholen die geliebte Gattin,
Plötzlich klang in dieser schauerlichen,
Unbeschreiblichen, unfaßbarn Stille —
War es doch, als ob des Orkus Decke
Plötzlich berstend klaffte, und ein heller
Blitzstrahl zündend schlüg' ins ewig dunkle,
Licht- und klanglos öde Haus der Schatten —
Auf regt so die Unterwelt auch Psyches
Fußtritt, hallend in der ew'gen Stille.

Jetzo winkt, umschattet von Zypressen,
Der Palast, wo mit dem finstern Gatten
Thront Proserpina, die Cerestochter,
Mit dem Todesgott die Todesgöttin.
Matt erhellt von schwarzer Ampel dehnt sich,
Einer hochgewölbten Riesengruft gleich,
Weit der Saal um beider Götter Thronsitz.
Bleich und ernst, in feierlichem Schweigen
Sitzt die Göttin da; ihr Diadem gleißt
Düsterrot von schwärzlichen Granaten,
Nachtschwarz nieder wallt zur Erd' ein Schleier
Angefüllt mit Früchten des Granatbaums
Und mit andern Früchten, reichbesamten,
Ruht im Schoß zur Linken ihr ein Füllhorn.
In der Rechten aber hält des Mohnes
Purpurblüte sie auf hohem Stengel:
Aus dem Kelch betäubend steigt ein Dunsthauch,
Sacht einlullend, leise Sehnsucht weckend
Nach des traumlos-tiefsten Schlummers Ruhe.
Und zur Wollust wird die Todesstille
Hier, zunächst dem Thron der Todesgöttin.
Schlummerschwer die Lider, sich entreißend
Nur mit Müh' der wonnigen Narkose,
Naht sich taumelnd Psyche, und, der Göttin
Knie umfassend, wie zuvor im Tempel,
Spricht sie: „Venus sendet mich, zu bitten
Dich, erhabne Götterfrau, ein wenig
Ihr zu spenden hier in goldner Büchse
Von der wunderbaren Schönheitssalbe,
Die du hast, weil eingebüßt den eignen
Reiz sie bei des kranken Sohnes Pflege!“
Schweigend auf das Mädchen blickt die Göttin,
Seltsam zuckt ein Strahl im schwarzen Aug' ihr,
Dann erwidert sie mit düstrem Lächeln:
„Wenig für olymp'sche Götterfrauen
Paßt die Schönheitssalbe, die ich habe,
Und nicht weiß ich, was mit solcher Schminke
Zu beginnen denkt die holde Cypris.
Doch mir ziemt es nicht, ihr zu versagen,
Was sie heischt.“ Und aus des Mädchens Händen

Nimmt die goldne Büchse sie und reichet
Sie dem Thanatos, dem Todesboten,
Sie zu füllen mit der Zauberspende
In des Hintergrundes tiefem Dunkel.
„Willst du rasten nicht auf diesem Sitz hier
Und mit saft'ger Labe dich erquicken?"
So zu Psyche spricht die Todesgöttin,
Und sie hielt das Füllhorn ihr entgegen
Mit den reichbesamten goldnen Früchten.
Aber Psyche blieb gedenk der Warnung.
Wieder zuckt' es um den Mund der bleichen
Cerestochter, und es war, als dächte
Sie der Zeit, wo solcher Goldfrucht Same
War verhängnisvoll ihr selbst geworden,
Als von grüner Au, Narzissen pflückend,
Weggeraubt sie ward vom Gott des Hades.
„Kind," so spricht sie, „da ins Reich der Schatten
Du dich hergewagt so todesmutig,
Hast du Lust nicht, hier zu ruhn auf immer,
Still dein Haupt in meinen Schoß zu legen?" —
Psyche schweigt erblassend. Wieder lächelt
Ernsten Blicks die bleiche Schattenfürstin,
Und voll Majestät die friedensreiche
Stirn erhebend, spricht sie: „Kind, du denkest,
Wie ich dachte einst als töricht Mädchen,
Als der Tod mir noch kein Ammenmärchen!" —
Und lebendig um der Göttin Thronsitz
Ward es plötzlich und begann zu säuseln,
Und aus des Palastes Dämmerwinkeln
Kam's herangeschwirrt, und wie im Lenzhauch
Fortgetragen schwebt ein Blütenschauer,
Schwebt, sich drängend, ein geheimnisvoller
Zug nach oben, um den Thron der Göttin.
Aufwärts trachtend durch des Thronsaals offne,
Unabsehbar hohe Kuppelwölbung.
Psyche staunt, und ihrem Blick begegnend.
Spricht die Göttin: „Siehst du dies Gewimmel?
Seelen sind's, des Hades Nacht verfallen,
Samenkörnern gleich vertraut der Tiefe,
Und erstehend jetzt zu neuem Leben.

Tausend Jahre nur behält der Hades
Der Verblichnen Seelen, doch kann kehren
Sie zurück zur Oberwelt, beginnen,
Ihres frühern Daseins ganz vergessend,
Neu verwandelt ein verjüngtes Leben. —
Iß nur, Kind, von des Granatbaums Frucht hier! —
Wär' so süß ein oberweltlich Dasein,
Daß man's endlos, ewig möchte leben?
Faßt euch Lebende nicht oft die Sehnsucht
Nach Vergessen, Schlummer, Todesruhe?
Und wer satt der Ruh', ihn reißt des Lebens
Wirbelstrom bald aus der Tiefe wieder
Mit empor ins unruhvolle Lichtreich! —
Iß nur, Kind, von des Granatbaums Frucht hier!" —
So die Göttin; ihr versetzt das Mädchen:
„Nicht der Tod erschreckt mich; möchte gerne
Hier mein Haupt in deinem Schoße bergen,
Kosten ganz des tiefsten Friedens Wonne.
Doch die Liebe ist's, erhabne Göttin,
Die mich allgewaltig zieht nach oben.
Rasch verlangt mich's, wieder heimzukehren,
Und verwandelt nicht wünsch' ich zu werden;
Die Gestalt auf ewig festzuhalten,
Göttliche, begehr' ich, die dem schönen
Liebesgott gefiel, und die er liebend
Hielt in seinen Armen! — Nur wenn nimmer
Sein geliebtes Bild ich dürfte schauen,
Niemals ihm das meine mehr gefiele,
Möcht' ich tausendmal im Reich der Schatten
Lieber weilen als auf Erden droben!"
Milder lächelt drauf des Hades Herrin;
Reicht dem Mädchen dann die goldne Büchse,
Wohl verwahrt, mit der verlangten Spende.
Doch sie fügt hinzu: „Laß nicht die Neugier
Auf dem Heimweg, Mädchen, dich verlocken!
Öffne nicht die Büchse! Schrecklich treffen
Würde für den Vorsatz dich die Buße!" —
Rückwärts nun des Hades Pfade wandelt
Psyche, mit der glücklich unverlornen
Zweiten Münze lohnend froh den Fährmann,

Der zurück sie führt zum äußern Strande,
Und beschwicht'gend mit dem zweiten Kuchen
Zerberus, das Höllenungeheuer.
Und, zurückgelangt zum Hadeseingang,
Sieht aus finstrer Schlucht sie durch den Felsspalt,
Als des Lichtes erste liebe Boten,
Sterne funkeln an dem Tageshimmel.
Wieder weitet vor des Blumenstengels
Schlag der Spalt sich, wieder dehnt der Hain sich
Düster, doch schon oberweltlich säuselnd.
Ihn durchwandernd, freier wieder atmend,
Läßt zu einem Quell sich Psyche nieder,
Trinkt mit gier'gen Zügen, denn verdorrt ist
In der Unterwelt ihr Zung' und Lippe.
In dem Quell ihr Spiegelbild erblickend,
Merkt sie, wieviel bleicher sie geworden,
Wieviel tiefer ihre Augenhöhlen,
Seit sie durch das Schattenreich gewandert.
Tränen über ihre Wangen perlen:
„Würde so mich Amor noch erkennen?
Noch mich lieben wollen? Er, der Schöne?
Doppelt häßlich bin ich ihm geworden:
Durch den Wortbruch erst, durch den verlornen
Liebreiz nun. — Weh' mir! — Und diese goldne
Büchse, ach, birgt eine Zauberschminke,
Fähig zu verschönern noch die schönste
Götterfrau, die holde Liebesgöttin!
O, von dieser Schminke nur ein wenig,
Würd' es nicht zurück mir die verlorne
Schönheit geben, so daß sie, vergöttlicht,
Leuchtend würde locken den Geliebten?
Schrecklich, sprach die Göttin, würd' ich's büßen.
Immerhin! Mich selbst zurückgewinnen
Will ich, schön dem schönen Gott erscheinen,
Oder ganz des Bittren Maß erschöpfen
Und für immer dann im Haus des Hades
Weilen bei der bleichen Todesgöttin!"
Spricht's, und öffnet kühn die goldne Büchse.
Aber keine Schminke drin sie findet,
Nur ein Dampf erhebt sich draus, dem ähnlich,

Der entstieg dem Kelch der Purpurblüte
In der Hand der bleichen Cerestochter.
Nur viel dichter strömt er, viel gewalt'ger,
Daß sie hinsinkt, taumelnd und bewußtlos,
Starr, entseelt, vergleichbar einem Leichnam,
Tief versenkt in traumlos stygschen Schlummer. —
Holder Liebesgott, wo weilst du? — Endlich
Von der Wunde war er ganz genesen
Und entschlüpft dem Kerker. Kunde ward ihm
Von des kühnen Mädchens letztem Wagnis.
Schreck befällt ihn, er beschließt zu eilen
Hin nach dem Avernus, sie zu schützen,
Zu entreißen sie den finstern Mächten.
Sieh', da findet er auf seinem Wege
Vor des Hölleneingangs dunkler Felskluft
Psyche liegend in dem stygschen Schlummer.
„Tot, mein Seelchen? Weh' mir, wehe!" ruft er,
Über sie sich beugend. Ihre Züge
Schmückt etwas von jener ernsten Schönheit,
Welche schwebt zuweilen um das Antlitz
Der Verblichnen. Ihr zur Seite liegen
Sieht er auch die Büchse jetzt, geöffnet,
Ihres Dunsthauchs letzten Qualm entsendend,
Daß dem Gotte selber schlaff die Flügel,
Schlummerschwer die Augenlider werden.
Aber ahnend gleich, was da geschehen,
Reißt er einen Pfeil aus seinem Köcher,
Ritzt damit die Lilienbrust der Teuren
Unterm Herzen; eine zarte Röte
Tritt ihr mählich auf die bleichen Wangen,
Mählich schmeidigt der erstarrte Leib sich,
Und ein warmer Hauch durchströmt die Glieder.
Jetzt berührt der Gott mit seinem Pfeile
Sanft ihr Augenlid; da schlägt das Aug' sie
Langsam auf und sieht den Götterknaben
Lächelnd an, als wär' nach traut gesellter
Ruh' sie aufgewacht an seiner Seite,
Dort auf jener sel'gen Liebesinsel.
Sinnend blickt sie lang' ihm in die Augen:
„Sag' mir," spricht sie dann, „du Vielgeliebter,

Sag', was war das, mein vergangnes Leben?
Jener Fehl, den ich an dir begangen,
Und die Qual der langen, bangen Irrfahrt,
Und die Wandrung in des Todes Reiche?
Ach, mich dünkt, ein langer, banger Traum war's!
Ist mir doch, als hätt' ich tausend Jahre
Hier geschlummert und geträumt dies alles!"
Lächelnd drauf der Liebesgott, der schöne:
„Tausend Jahre braucht, sich zu verjüngen,
Sonst die Seele in des Hades Gründen;
Rascher ging den Todesweg mein Seelchen!"
Sprach's und streichelte mit seiner Rechten
Sanft des Mädchens Wange, küßte zärtlich
Ihren Mund, indessen sie die Linke
Herzlich schlang um seines Leibes Mitte.
Und dann sprach er kosend noch die Worte:
„Vielgeliebte Psyche, traute Seele,
Reine Perle du der Weltenmuschel,
Harre mein ein Weilchen hier: empor jetzt
Schwingen will ich mich zum Göttervater,
Seine Gnad' und Hilfe dir erflehend.
Denn nie wieder wagen wird die Erde,
Aufzunehmen eines ihrer Kinder,
Das getrotzt hat so den Todesgöttern!"
Angstvoll sieht ihn Psyche wieder scheiden,
Streckt die Arme nach ihm aus verlangend.
Wird er auch gewiß ihr wiederkehren?
Still die Blicke senkt sie. Sieh', da tritt ihr
Neuerdings ihr Bildnis hell entgegen
Aus dem Waldesborn . . .
Getröstet sieht sie,
Daß sie wieder schön und hold geworden,
Und daß neue Flügel ihr gewachsen:
Falterflügel, bunte, goldberändert.

---

# Sechster Gesang.

Im Olymp, bei Jupiter, dem hohen
Göttervater, des Olymps Beherrscher
Und der Erde, der Gestirne Lenker,
Welcher thront auf goldenem Gestühle,
Majestätisch neigend sein gewaltig
Lockenhaupt, stand, an sein Knie sich schmiegend,
Amor traut, der zarte Götterknabe.
Traun, ein seltsam Schauspiel war's, zu sehen
So beisammen mit dem allerhehrsten
Hier den lieblich zartesten der Götter:
Den allmächt'gen Vater, das allmächt'ge
Kind des Himmels: jener mit dem ernsten
Wink der Brau'n die Welt im Zaume haltend,
Der mit einem Lächeln sie erobernd;
Jener stolz bewehrt mit Donnerkeilen,
Dieser nur mit Pfeilen, die nicht schärfer
Als der Rose Dorn, die Herzen ritzend,
Und nicht minder mächtig doch als jener,
Zu verwunden, Brände zu entfachen.
Zu dem Göttervater blickte schmeichelnd
Auf der Knabe, sprach von seiner Psyche,
Sprach von ihrer Tugend, ihrem Lieben,
Welches alle Schrecknisse der Erde,
Selber die des Hades überwunden
Und gebracht mit Freuden jedes Opfer,
Auch des eignen Selbst, des eignen Lebens.
Und was sie gesündigt, durch die Liebe
Nur gesündigt sei's, und durch die Liebe
Sei's gesühnt auch und gebüßt durch Qualen,
Wie sie nur ein liebend Herz erduldet.
Und zuletzt nun habe gar der stygsche
Schlummer, das Geschenk der Todesgöttin,
Welcher sie befiel am Tor des Hades,
Läuternd alles Ird'sche, jeden Makel
Ganz hinweggetilgt aus ihrem Wesen!
„Und was heischest du von mir", so sagte
Jupiter, „für dieses ird'sche Mädchen?"

Ihm versetzte drauf der Götterknabe:
„Wer ins Schattenland hinabgestiegen,
Und lebendig wieder draus erstanden,
Bleibt ein Graun fortan der Mutter Erde.
So der Erde nicht mehr angehörig,
Noch dem Hades, wohin soll sie wenden
Sich, die arme Psyche, wenn der Himmel
Ihrer nicht erbarmt sich und sie aufnimmt,
Die Geläuterte, die Schwergeprüfte,
Daß in Götternähe, selbst vergöttlicht,
Sie die Herrlichkeit des Himmels schaue,
Und, mir angetraut als Ehgesponsin,
Hier unsterblich, selig mit mir lebe?"
Ob des Knaben kühner Fordrung staunend,
Schüttelte das Haupt der Göttervater;
Und er sagte lächelnd: „Wunderbarer!
Unbescheiden bist du heut' und immer!" —
Schmeichelnd doch hub wieder an der Knabe:
„Tue, was ich flehe, Himmelskönig!
Dank auch sollst du ernten: enger will ich
Dir die Welt in Lieb' und Treu' verketten,
Will die Herzen alle auf der Erde
Für dein Reich, dein schönheit-strahlend Lichtreich,
Und für alles Göttliche entflammen,
Will dir immerdar ein vielgetreuer
Mittler bleiben zwischen Erd' und Himmel!"
Lächelnd wieder sprach der Herr der Götter:
„Wenig hast bisher du meine Hoheit,
Wenig meine Würde stets geachtet!
Hast mich nicht geschont mit deinen Pfeilen,
Hast in goldnen Regen mich, in Flammen,
Mich in Schlange, Stier und Schwan verwandelt!
Aber wärst du wirklich so besonnen
Jetzt, so ernst und tugendsam geworden,
Und gedächtst in Wahrheit zu so schönem,
So erhabnem Zwecke, wie du sagtest,
Künftig deiner Pfeile Macht zu brauchen,
Nun, so wollt' ich, Knabe, dir willfahren,
Tun das Unerhörte, das du heischest,
Und des Himmels Mitgenuß vergönnen

Jenem auserlesnen Kind des Staubes!
Doch versammeln laß mich erst die andern
Mitbewohner des Olymps, die hohen,
Und geneigt sie stimmen unserm Plane,
Daß nicht unwillkommen, unerfreulich
Jene hier erscheine — sie in Liebe
Leb' und Eintracht immerdar mit allen!"
  Mit dem Pfeilbewehrten so besprach sich
Dort in sel'gen Höhn der Blitzbewehrte,
Beugte sich zu ihm hernieder, drückte
Mit den Händen beiderseits die ros'gen
Wangen ihm zusammen, küßte freundlich
Auf den spitzen, süßgeschwellten Mund ihn.
  Zur Versammlung auf den Wink des Herrschers
Rief aus Erde, Meer und Luft die Götter
Stracks der jugendschöne Götterbote.
  Und als sie versammelt nun, aufhorchend,
Rings gereihet saßen, sprach der Donnrer:
„Ausgetreten hat die Knabenschuhe
Unser trauter, vielgeliebter Amor!
Und nachdem mit knabenhaften Streichen
Er der Götter Ansehn viel geschädigt,
Zeit nun, dünkt mich, ist es, durch Vermählung
Seinen Liebesübermut zu dämpfen!
In der Tat erkor er sich ein Mädchen,
Sterblich zwar, jedoch durch hohe Tugend,
Schweres Dulden, opferfreud'ge Liebe
Würdig eines göttlichen Gemahles!
Sie nicht bloß zur Gattin ihm zu geben,
Zu entrücken sie dem ird'schen Schicksal
Gar, in den Olymp sie aufzunehmen,
Daß er ihrer sich unsterblich freue,
Heischt im Liebesüberschwang der Knabe.
Schwer ist's, seiner Bitte zu willfahren;
Aber er gelobt für alle Zukunft,
Gibt man ihm zur himmlischen Gespielin
Jene tugendreiche Mädchenseele,
Dankbar uns zu sein für alle Zeiten;
Enger als bisher will er inskünft'ge
Uns die Welt in Lieb' und Treu' verketten,

Will für unser schönheit-strahlend Lichtreich
Und für alles Göttliche die Herzen
Sterblicher in reger Glut entfachen,
Treuer Mittler zwischen Erd' und Himmel!" —
„Wahnbetörter!" rief die Liebesgöttin
Unmutglühend; „ganz mit Unrecht nennst du
Tugendmuster jenes ird'sche Mädchen:
Frevlerin vielmehr und eitle Törin
Nenn' ich sie, denn schwer hat sie versündigt
An den Göttern sich, an mir vor allen.
Spröd' und eigenwillig meinem Dienste
Erst entzog sie sich auf Zyperns Eiland,
Ließ dann selber feiern sich als Göttin,
Mir entfremdend nicht allein die Menschen,
Mir den teuren Sohn sogar umgarnend,
Der, betört, geheim sich ihr gesellte.
Nicht genügte dies geheime Glück ihr
Und der Gott im Schleier nächt'gen Dunkels;
Frech erzwang sie, wider das Verhängnis,
Seinen Anblick sich, dabei mit Tropfen
Glüh'nden Öls die Schulter ihm versehrend.
Daß er, flügellahm, an seiner Wunde
Krank mir lag im goldenen Gemache.
Und als sie, die Frevel all zu sühnen,
Sich zuletzt erbot als meine Sklavin:
Schlecht bestand sie, wahrlich, schlecht die Prüfung!
Was ich ihr gebot, vollbrachten Helfer,
Insgeheim von Amor ihr geworben;
Und als ich zur Unterwelt sie sandte,
Wiederum erlag sie der Versuchung,
Öffnete die ihr versagte Büchse,
Sog, zur Strafe für den eitlen Vorwitz,
Tief in sich daraus den stygschen Schlummer,
Welchem sie verfallen blieb für immer,
Hätte Amor nicht, und wieder Amor,
Leicht die Brust ihr ritzend mit der Spitze
Eines goldnen Pfeils aus seinem Köcher,
Sie vom Tod erweckt zu neuem Leben!
Dies der Lebenslauf der Tugendreichen! —
Ei, mein Sohn (fuhr lächelnd fort die Göttin),

Sag' mir, was in Wahrheit deinem „Seelchen"
Übrig bleibt von all den vielgerühmten,
All den hohen Tugenden?" —
„Die Liebe!"
Sprach der Knabe . . .
Und im Kreise ringsum
Ließ er spähend seine Blicke schweifen,
Sah die hohen Götter unentschlossen,
Schweigend sitzen, weil von allen keiner
Gerne widersprach der goldnen Cypris.
Da begann er: „Wißt, Uranionen!
Meiner Psyche hier den Eintritt weigern,
Heißt auch mich aus dem Olymp verstoßen!
Lebet wohl denn! Eurem Reich entsagend,
Fortan bei der Erde Kindern bleib' ich.
Keinen Reiz für mich hat mehr der Himmel,
Spröde sich den Irdischen verschließend!
Was verachtet ihr die Erdenkinder?
Stillstand fesselt des Olymps Geschlechter,
Doch die Erdgeschlechter leben, blühen,
Wirken, schaffen, zeugen ewig Neues
Aus sich selbst — vielleicht selbst neue Götter.
Denkt, was sind wir ohne Menschenkinder,
Ohne Dienst und Opfer und Altäre?
Unsre beste Stätte — ihr Gemüt ist's,
Und wir leben, wirken nur in ihnen.
Wie der Hades eine unterird'sche
Schattenwelt, so eine überird'sche
Wär' der Himmel ohne Menschenkinder! —
Lebet wohl, ihr seht mich niemals wieder!
Lebewohl auch du mir, holde Mutter,
Der ich lieb einst war und nun verhaßt bin!
Lieb' und Schönheit gehn getrennte Pfade
Fürderhin, und ohne meine Pfeile
Wird dein Reiz ein Stern sein ohne Strahlen,
Nicht erhellend mehr und nicht erwärmend!" —
Sprach's, da lächelte die holde Cypris;
„Bist ein eitles Kind, und kindisch trotzest
Du der Mutter. Ei, zieh' hin, mein Söhnchen!
Lieb' und Schönheit gehn getrennte Pfade

Fürderhin, und deine goldnen Pfeile
Werden ohne mich verlorne Strahlen
Ohne Lichtkern sein, in sich verlodernd!" —
Finster runzelte die Brau'n der Donnrer,
Und bekümmert blickten drein die Götter
Bei dem Zank des Sohnes und der Mutter.
Aber wieder lächelte Cythere,
Zog bei seinen goldnen Flügelspitzen
Sacht den Sohn zu sich, die Stirn ihm küssend,
Innerlich erschreckt durch seine Rede,
Und sich weislich beugend dem Verhängnis:
„Seid getrost, Olympier!" so spricht sie,
„Nicht der Götter Frieden länger stören
Will ich, nicht des Himmels heil'ge Ordnung.
Schicksalswille geht vor Götterwillen!
Schwing' dich himmelab, mein Sohn, und hole
Dir herauf die vielgeliebte Psyche!
Besser ist's vielleicht, sie weilt hier oben,
Als sie raubt auf Erden mir die Ehre!
Eines nur zur Sühne mir beding' ich:
Mag sie fortan weilen bei den Göttern;
Doch verschollen sei sie für die Erdenwelt:
Nimmer, wie zuvor auf Zyperns Eiland,
Gelte sie als Göttin; nimmer baue
Man, wie uns, ihr Tempel und Altäre!"
So die Huldin, lieber noch des Himmels
Ehren Psyche gönnend, als der Erde.
Ihr zustimmend, nickte mit dem Haupte
Jupiter; beifälliges Gemurmel
Lief melodisch durch die Reihn der Götter
Während sich die Himmlischen berieten
So in des Olympus goldnem Saale,
Hatte Psyche sinnend, hoffend, bangend,
Ängstlich harrend des geliebten Amor,
Seiner Rückkehr, ihres neuen Loses,
In dem Hain vor des Avernus Pforten
Einen Strauß gepflückt von wilden Rosen,
Und an einem Dorne dieser Rosen
Hatte blutig sie geritzt den Finger:
Hängen blieb, wie eine Tauesperle,

In dem Strauß ein Tropfen ihres Blutes.
Da kam Amor aus der Höhe plötzlich,
Hob das Mädchen freudig samt den Blumen
Zu sich in den goldnen Muschelwagen,
Um emporzuführen zum Olymp sie. —
Psyches Herz erbebt in Wonneschauern.
Und zur Erde richtet sie die Blicke,
Grüßt die Städte unter sich, die Auen,
Grüßt die Ströme, grüßt das schaurig-schöne
Meer mit seinen Inseln, grüßt die Wälder,
Grüßt der Berge silberweiße Häupter.
„Stätte meiner Prüfungen und Leiden",
Spricht sie, „lebewohl, leb' wohl für immer!
Heil'ge Erde! Viel auf dir geduldet
Hab' ich, aber dennoch sei gesegnet!
War doch alles mir zu gutem Ende,
Und verschwunden weit ist alle Trübsal!
Lebet wohl, ihr Blumen und ihr Quellen!
Lebet wohl, ihr Vögel in den Lüften,
Lebet wohl, ihr Tierlein all, die freundlich
Auf der langen Irrfahrt mir gewesen!
Könnt' ich doch euch alle mit mir nehmen,
Wie hier diesen Strauß von wilden Rosen;
Euch entrücken jeder ird'schen Drangsal,
Führen euch, wohin mich Amor führet,
Wo man lebt in lauter Lieb' und Freude!" —
  Ganz mit finsterem Gewölk umzogen
Hat indessen nächtlich sich der Himmel.
Blitze sprühen, dumpfe Donner rollen.
Sturmumbraust in diese grenzenlose,
Schwarze Wolkennacht emporgetragen,
Schwankt das schwebende Gespann im Winde.
Düster-graues Nebelmeer umbrandet
Feucht die Himmelfahrt des Liebespaares,
Wogt und rollt um Amor und um Psyche
Dräuend her, als wollt' es sie verschlingen,
Ehe sie den sel'gen Port erreichen.
Doch sie tauchen draus empor und finden
Sich entrückt der Wolken und der Winde
Trübem Reich; des Blitzes Schlangen krümmen

Sich zu ihren Füßen, und der Donner
Rollt, erdbeben-ähnlich, in der Tiefe . . .
Vögelscharen hatten das Geleite
Frohbeschwingt den Liebenden gegeben,
Als sie von der Erde sich erhoben.
Aber müde sehn zurück sie bleiben
Erst die muntern Sperlinge, die Tauben,
Dann die Lerchen, und sogar die Adler,
Und zuletzt noch schwebte nur ein Phönix
Hoch empor im Äther neben ihnen,
Welcher einsam aufwärts stieg zur Sonne,
Um in ihre Lohe sich zu stürzen,
Zu verjüngen sich im Flammengrabe.
In des Äthers reinen Regionen
Hoch und höher schwebt der Muschelwagen,
Schwebt in schwindelnd-schrankenloser Öde,
Schwebt vorüber am gespensterblassen,
Schattenhaften Riesenball des Mondes.
Ängstlicher an Amor schmiegt sich Psyche.
Horch! Anhebt ein Säuseln und ein Rauschen —
Sphärenklänge, fernher erst und leise,
Dann zu mächt'gem Riesenchore schwellend.
Psyche lauscht, in Schreck und Wonne zitternd,
Sieht im Brausen dieser Harmonieen,
Himmlisch-hehr, mit sel'gen Sphärenleibern
Sich im Tanze drehen die Planeten.
Jetzt, erblassend, über ihrem Haupte
Sieht sie Helios Flammenrosse jagen,
Feuerschnaubend im Zenit des Himmels.
Und sie flüstert ängstlich: „O, nicht weiter!
Kehren wir zurück zur grünen Erde!"
Aber lächelnd ihr erwidert Amor:
„Traute Seele, hast du nicht des Hades
Schauer überwunden? Warum solltest
Du nicht die des Himmels überwinden?"
Zärtlich küßt er auf die Stirn die Bleiche:
Ihrem Antlitz kehrt die Röte wieder,
Und gefeit vom Wonnehauch des Gottes,
Ward ihr götterstark das Herz im Busen,
Schwindellos und glanzesfroh das Auge.

Keine Höhe schreckt sie, keine Tiefe,
Wenn des Liebsten Arm sich um sie windet.

Aufwärts trägt sie still der Muschelwagen,
Bis sie angelangt an einem Orte,
Wo durch Psyches Seele nicht mehr menschlich,
Nicht mehr irdisch weht ein heil'ger Schauer.
Übermenschlich ist hier das Empfinden,
Überirdisch ist des Lichtes Glanz hier,
Und vergehn, zerschmettert in die Tiefe
Stürzen müßte jedes ird'sche Wesen,
Das ein Gott nicht hält in starken Armen.

Still hält Amor, spricht: „Wir sind am Ziele!
Mut, o Psyche! Nahe sind die Götter.
Denn hier kreisen sie alltäglich einmal
Mit den goldenen Gespannen, selig,
Und von hier aus reißt empor der Wirbel
Ihres Umschwungs sie zur höchsten Höhe,
Zu des Himmels reinstem Gipfel, wo sie
Schaun, was Göttern nur zu schaun beschieden.
Waffne denn, o Psyche, deine Augen,
Deine Seele nun mit höchstem Mute!"

Psyche schließt das Aug', ein Herz sich fassend,
Und wie sie es leuchtend wiederöffnet,
Schwebt, wie plötzlich aus dem dunklen Schoße
Der Unendlichkeit geboren, langsam,
Lautlos-still heran der Götterreigen:
Jupiter voran, den Aar zu Häupten,
In der Hand den Blitzstrahl, reich von Locken
Das erhobne Haupt umwallt, das Antlitz
Hoheitsvoll, mit Augen tief und helle,
Unter busch'gen Brau'n ins Weite blickend;
Juno ihm zur Seite, majestätisch
Lenkend ihr Gespann, das pfaubespannte,
Und nach ihnen all die andern hohen
Götter des Olymps, ein jeder thronend
Auf dem goldenen Gestühl des Wagens,
Lenkend sein ambrosia-genährtes
Prachtgespann durchs goldne Blau des Himmels,
Jeder hoch das Haupt, das Antlitz strahlend,

Jeder Götterhoheit in den Zügen
Und von Himmelsruh' verklärt die Stirne.

An der Götter kreisende Gespanne
Schließt der Liebesgott sich mit dem seinen.
Ihn und Psyche reißt mit allen andern
Hoch empor des Götterumschwungs Wirbel,
Bis zur reinsten Höhe, zu des Himmels
Höchstem, steilstem Gipfel: und hier schauen
Sie, was überweltlich, überhimmlisch:
Schaun die Herrlichkeit der ew'gen Schöne,
Schaun der Dinge reine Wesenheiten,
Deren schwacher, schattenhafter, flücht'ger
Abglanz nur die Dinge sind auf Erden.

Unten aber, auf des Himmels Grunde,
Über purpurfarbigem Gewölke
Leuchtend ragt auf diamantnen Säulen
Eines Goldsaals saphirblaue Wölbung.
Hier, vom überhimmlischen Gefilde
Heimgekehrt, versammeln zum Gelage
Um den goldnen Tisch auf goldnen Stühlen,
Nektar und Ambrosia zu schlürfen,
Und des Götterknaben wonnereiches
Hochfest zu begehn, sich die Kroniden.
In dem Goldsaal, in der Götter Mitte
Steht an Amors Seite, glanzumflossen,
Psyche, von den Grazien geleitet.
Aller Götter Strahlenaugen schauen
Wie ein Sternenhimmel auf sie nieder:
Aller Lächeln grüßet Amors Bräutchen,
Das so hoch begnadete, verklärte,
Himmelan gehobne Kind des Staubes.

Zu dem Festmahl lagern sich die Götter.
Hebe, auf den Wink des Götterfürsten,
Reicht dem Erdenkind die Nektarschale:
„Trink, o Psyche! Nimm sie hin, die Schale,
Mit dem Göttertrank, und sei unsterblich!
Nimm sie hin zum Lohn der Liebestreue,
Die das Leid der Erde, die des Todes
Und der Hölle Schrecken überwunden!“

Psyche nippt vom Naß der goldnen Schale,
Fühlt von sel'gem Schauer sich durchrieselt;
Sonnenhaft beginnt ihr Aug' zu leuchten.

Alle Götter bieten ihr Geschenke,
Hochzeitlich die Grazien sich schmücken.
Aber vor dem zarten Busen trägt sie
Jenen Strauß von wilden weißen Rosen,
Welche sie gepflückt noch auf der Erde,
Und auf welchen noch der rote Tropfen
Glänzt des dorngeritzten Lilienfingers.
Wunderbar der rote Tropfen funkelt,
Hell wie ein Rubin, im Licht des Himmels!
Und die Göttinnen und Götter kommen,
Zu betrachten diesen roten Tropfen,
Sehn ihn fast mit Neid, sie selber blutlos,
Äthertau nur in den Adern tragend.
Jupiters sogar, des Göttervaters,
Auge ruht darauf mit Wohlgefallen,
Denn nichts andres ringsum im Olymp, traun,
Strahlt so wunderbar im Himmelslichte,
Als des ird'schen Blutes roter Tropfen
Auf dem Busenstrauß der holden Psyche . . .

Rosen streun die Horen, und es sprengen
Duft'gen Balsamtau die muntern Grazien.
Bacchus füllt aus nie erschöpftem Eimer
Immer wieder voll die Nektarschalen.
Einen Hochzeitshymnus singt der Musen
Silberstimm'ge Neunzahl, und Apollo
Rührt dazu der Leier goldne Saiten.
Und zuletzt bei diesen Wonneklängen
Lächelnd tritt hervor die goldne Cypris,
Einen wundervollen Tanz beginnend,
Aller Götter Herzen hoch entzückend.
Zeigend dem Olymp, daß sie für immer,
Wie von Anbeginn, die hohe, hehre,
Unvergleichliche, die zauberfrohe,
Sieghaft schönste aller Götterfrauen.

So begangen ward des Liebesgottes
Hochzeitsfeier mit dem Erdenkinde.

Selig lebte hin mit Amor Psyche
In der Götter Reich, das seinen Tag nicht
Borgt erst von der goldnen Sonnenlampe;
Lebte hin im Reich des reinen Glückes,
Wo kein Ding mehr Schatten wirft, kein Wesen,
Wo in Licht zerrinnt die ird'sche Schwere;
Wo es keine Schuld und keine Reue,
Keinen Wahn und keine Schicksalstücke,
Keinen Schmerz, kein Übel gibt: verwundbar
Sind die Himmlischen, des Schmerzes fähig,
Ird'schen Schwächen, ird'schem Wahn verfallen,
Nur wenn sie zur Erde niedersteigen.
Und ein Töchterlein entsproß des Gottes
Ehebunde mit der holden Psyche.
Minnelust geheißen war das Mägdlein:
Und ihr Wesen war die seelenhafte,
Die verklärte, hohe Liebeswonne,
Himmelslust, gemischt mit Sinnenfreude,
Aller Erdenwonne höchste, schönste.
Und zur Mittlerin, wie ihr Erzeuger,
Ward das Töchterlein für Erd' und Himmel.
Führet himmelan die Seelen jener,
Bringt den Himmel sie herab zur Erde.
So geschieht's, daß, ob auch, ach, nur flüchtig,
Ob auch nur für irdisch kurze Tage,
Sel'ger als die Götter oft die Menschen:
Denn im Himmel sind die sel'gen Götter,
Doch in sel'gen Menschen ist der Himmel,
Ist der Himmel selbst mit allen Göttern.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Elfter Band.

Inhalt: Blätter im Winde.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

li
de
fi
we
an
es
fef
der
Re
(A
die
fta
me
Di
erf
„B
Ha

pof
fchl
„D
foll
eine
„. .
in

# Blätter im Winde.

## Neuere Gedichte.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Seit Erscheinen der beiden großen Epen treffen wir Hamerlings Namen unter den Mitarbeitern der hervorragendsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Die Beiträge, die er liefert, sind vielfach lyrischer Art. Zahlreich sind ja die lyrischen Späne, welche während der Goldschmiedearbeit unseres gefeierten Dichters an seinen großen Werken abfallen. Sind diese Späne auch klein, es sind immerhin metallgleiche Splitter. Oft wird er auch bei festlichen Gelegenheiten aufgefordert, seine Muse in den Dienst der bezüglichen Feier zu stellen. So entsteht auch eine stattliche Reihe von Gelegenheitsgedichten. Schon Mitte der siebziger Jahre (April 1876) suchte den Dichter sein Verleger zu veranlassen, alle diese seit der zweiten Auflage von „Sinnen und Minnen" entstandenen kleineren und einzeln veröffentlichten Poesien zu sammeln und als Bändchen herauszugeben. Aber damals äußerte der Dichter, „daß er noch einige Jahre warten wolle". In der Tat erst November 1886 erschien diese Sammlung unter dem Titel: „Blätter im Winde. Neuere Gedichte." Sie erlebte bei Lebzeiten Hamerlings zwei starke Auflagen. — —

Hamerling hat diese seine „Blätter im Winde" mit den Expositionsszenen eines Römerdramas „Panther und Wölfin" beschlossen. Diese Szenen waren ursprünglich in K. E. Franzos' „Dichterbuch aus Österreich" (1883) erschienen, und die Arbeit sollte fortgesetzt werden. Der Dichter äußerte sich hierüber in einem Briefe an Frau Ottilie Ehlen in Prag (2. Sept. 1882): „... Zur Tragödie liegt der Plan seit langer Zeit fertig skizziert in meinem Pulte. Hauptperson derselben ist Jugurtha, der Held

des Goldes. Die Wölfin ist im allgemeinen das feile Rom und im besonderen eine schöne römische Dame „Faustina"; der Panther ist Numidien im allgemeinen, im besonderen ein halbwildes numidisches Mädchen, genannt die Pantherkatze..." Aber schon kurze Zeit darauf verdrängte die Ausführung des „Homunkulus" die Tragödie völlig, und als Hamerling das Fragment seinen „Blättern im Winde" einverleibte, war die Absicht einer Vollendung des Werkes bereits aufgegeben.

---

le Rom und
der Panther
lbwildes nu-
er schon kurze
unkulus" die
seinen „Blät-
ollendung des

# Inhalt.

## Präludien.

I.

Auf Blätter will ich meine letzten Lieder schreiben,
Auf Blätter, die der Wind von Bäumen weht
Im Herbst: auf Blätter, gelb, gekrümmt, verdorrt,
Die so ein Weilchen noch im Winde tanzen,
Bevor sie in den Kot der Straße stampft
Das Rind und eines Bauern plumper Tritt.

II.

Geläng' es wohl, ein Tiefstes auszusprechen?
  Sich mitzuteilen? Lichtvoll auszuspinnen
Ureigenstes? — Des Herzens Ströme brechen
  Hervor, um starr und eisig zu gerinnen
An Hauchen, die die frost'ge Welt durchwittern,
  Zu Wortkristallen, die das Ohr gewinnen,
Doch an den Seelen rasch vorüberzittern,
  Und niederfallend
Im Leeren still verklingen und zersplittern.

III.

Ach, muß denn immer der arme Poet
Sich schleppen mit dem ganzen Jammer der Welt,
Das Kreuz nach Golgatha tragen,
Das Kreuz tiefsinniger Herzempfindung,
Das Kreuz der Poesie,
Für alle Kreaturen? —

IV.

Nie war ich glücklich — doch von mancher flücht'gen Stunde
Schlürfte den süßen Seim
Bis auf den Grund ich, unbekümmert um das Grinsen
Der Schicksalsmächte . . .

## V.

Als ich noch jung war, summte mir das Ohr
Den ganzen Tag von tausend Melodien,
Zu welchen ich den Text nicht wußte. Jetzt,
Nachdem ich älter ward, hab' ich den Kopf
Stets übervoll von tausend Liedertexten,
Zu welchen ich die Melodien nicht finde . . .

## VI.

Wo darf ich lieben? Was mich lockt, ist Schaum,
Und was mich schreckt — ist nur ein wüster Traum.
Wie zwischen Sein und Nichtsein schwankt die Welt,
Ist zwischen Lieb' und Haß das Herz gestellt.

## VII.

„Was wollen denn immer die Lilien, die bleichen,
In deinen Liedern,
Und die Schwäne, die weißen?
Was will der Mondesglanz,
Und die ewigen Tränen
Der Sehnsucht und die abgedroschenen Rätselfragen
Des Lebens und des Glücks?
Ist unbewußt dir,
Daß über solche Dinge der Kritikaster
Gift speit
Und hinter der Bierkanne hervor
Gebieterisch
Für neue Zeit auch neuen Gesang heischt?" —
Mag andern werden der Kranz, Freund!
Nur dieses wisse: Ob alle Lilien ausreuten
Und alle Schwäne würgen die Kritikaster,
Nie werden sie wegspotten
Aus den Blättern der Dichtung
Den urältesten,
Ehrwürdigsten Stoff der Poeten:
Die vielgescholtne, die gegenstandlose,
Die hohe Sehnsucht,
Immer wieder werden erklingen
Die zarten Klagelaute

Einsamer Seelen, die eng,
Doch rein und hoch
Des Lebens Horizont umschließt.

VIII.

Ging ich nicht, wie der Herr, über die wilde See,
Ruhig-sicheren Schritts? Beugt' ich mich schwindellos
Nicht in Krater hinab? Wölbten die Genien
Mir aus Wolken die Brücke nicht? —
Und nun siehe, wie gut, siehe, wie fehllos trifft
Jede tölpische Faust, die mich ins Antlitz schlägt!
An der Stirne wie fest klebt mir der schmutzige
Geifer, den die Verleumdung speit!

IX.

Mir ist schon längst die ganze Lust
Am Lob der Welt verleidet:
Nicht was du schaffst, nicht was du tust,
Nur was du bist, entscheidet.

X.

Was soll doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schnöden Lohn für edle Müh',
Was sie gewollt, erreicht sie nie.

---

## Der Waldquell am Talweg.

Am Talweg hör' ich's brausen:
Hei! wie sich stürzt die Wasserwucht
In wilder Flucht
Von Fels zu Fels mit Sausen,
Und ihren Weg im Sande sucht!

Du rannst aus Bergesklüften,
O Quell, und trankest Frührotschein,
So hell, so rein,
Mit Waldesblumendüften —
Nun stürmst du wild ins Tal herein.

Und deine Wasser wallen
Wie aus der Wunde quillt das Blut:
In Schmerzeswut
Schwermütig zu Kristallen
Zerschlägst du deine Silberflut.

Wer wandert in die Ferne,
Der sehnt sich, ach, zurück, zurück:
Vor unserm Blick
Gehn winkend her die Sterne,
Doch hinter uns, ach, bleibt das Glück.

---

## Laß die Einzelwelle tanzen . . .

Laß die Einzelwelle tanzen,
 Freiheitstolz, mit Eigensinn:
Muß sie ziehn doch mit dem Ganzen,
 Mit dem Strom zum Meere hin!
Laß sie wallen, laß sie springen:
 Ob sie flüstert, ob sie braust,
Weiß der Stromgott sie zu zwingen
 Leise mit der starken Faust.

Laß die muntern Vöglein hüpfen
 Bei des Lenzes goldnem Fest,
Dieses unter Blumen schlüpfen,
 Jenes baun sein Felsennest.
Laß sie flattern, laß sie schweben:
 Nahn des Herbstes Stürme bang,
Müssen übers Meer sie streben
 Alle doch in gleichem Drang!

Daseinsschranken abzuschütteln,
 Mit der Hölle selbst im Bund,
Laß der Fauste Geister rütteln
 An des Himmels ew'gem Grund.
Laß sie folgen ihrem Drange:
 Auch der kühnsten Seele Flug
Lenkt an goldnem Zauberstrange
 Tiefgeheimer Schicksalszug.

---

## Mein Herz ist in der Ferne.

Mein Herz ist in der Ferne,
Es flog als Vöglein aus,
Nach einem schönen Sterne,
Weit in die Welt hinaus.

Nun sinkt sein müd Gefieder,
Es läßt die luft'ge Höh'
Und fliegt zur Ebne nieder,
Zur Rast am blauen See.

Die Lust ist ihm vergangen,
Zu ziehn von Land zu Land;
Es ließe gern sich fangen
Von einer weißen Hand.

---

## Streckverse an Giulietta.

### I.

Dein Nacken ist weich wie der weichaufwogende
Rücken des Schwans; drum schling' ich den Arm
So gern um ihn. Und ich halt' in den Händen
Die deine so gern: warm fühlt sie sich an,
Und wie Samt so weich. Ja, deine Hand
Ist warm; doch warme Hände bedeuten
Ein kaltes Herz, und wie stets am Leibe des Kranken
Erkalten die äußern Glieder, so strömt
Gesunden deinesgleichen vielleicht
Von Haupt und Herzen hinweg
In die Fingerspitzen die Wärme; ja, du bist kalt:
In diesen feinen blauen Äderchen schleicht Froschblut . . .

### II.

Mein Kind, wenn mir an deiner holden Seite
So wohl ist, wähne nicht, daß ich dich liebe.
Sieh', lieblich ist's, im reinen Elemente
Der Weiblichkeit zu schwimmen, wie man auch

Im Äther sich, im klaren Wasser badet.
Du bist nur eine Welle jenes Schaumes,
Aus welchem erst die Göttin müßte steigen,
Vor der ich mich in Lieb' und Andacht möchte neigen.

---

### Wunder.

Deute mir den süßen Zauber,
Der die Frauenlippe würzt:
Daß uns ihre Glutberührung
In ein Meer von Wonne stürzt?

Solchem Wunder nachzuspüren,
Ist so fromm, als wie des Seins
Ew'gem Grunde nachzugrübeln:
Alle Wunder sind nur eins.

Heilig ist dies Weltenwunder,
Wo ihr's packt, an jedem Ort,
Und die großen Rätsel alle
Löst ein einzig Zauberwort.

---

### Liebesfrage.

Mädchen, Mädchen, diese Wangen,
Dies Erröten, dieser Blick,
Ach, entflammt sie das Verlangen,
Und verkünden sie mir Glück?

Darf ich kühn ins Aug' dir schauen?
Darf ich voll und unbegrenzt
Diesem zarten Schwure trauen,
Der in seinem Sterne glänzt?

Prüfe dich in tiefster Seele,
Eh' dein Auge mich betört,
Und dein Herz mir ganz verhehle,
Wenn es mir nur halb gehört.

---

## Weinen und Lächeln.

Du schiltst mich kalt, weil, während du weinst, ich lächle?
Kind, halte nicht mehr von meinem Lächeln,
Als ich halte von deinen Tränen,
Mit welchen du immer so rasch zur Hand bist.

Ich lächle leicht, und du weinst noch leichter;
Wir wollen darob nicht streiten.
Manneslächeln und Weibestränе
Hat beides nicht viel zu bedeuten.

---

## Küsse.

Leidenschaftlich, feurig, glühend
Ist der Kuß der schönen *Frau*;
Doch von Lippen, *magdlich* blühend,
Labt er mild wie Himmelstau.

Zu umspannen, zu umarmen
Locken Reize, voll und rund;
Doch im *Kusse* zu erwarmen,
Dient zumeist ein *zarter* Mund.

---

## Totengräberhochzeit.

Hei, was tönt so eigen?
Klarinett' und Geigen
Mitten in der Nacht,
Wo die Toten ruhen
In den dunklen Truhen
Um das Häuschen an dem Friedhof,
Bei der Sterne Wacht?
Lustiges Gefiedel
Schallt die ganze Nacht.

Klarinett' und Geigen —
Hei, wer tanzt den Reigen
Bei der Sterne Wacht?

Wie das klingt und sauset,
Wie das walzt und brauset
In dem Häuschen an dem Friedhof
Mitten in der Nacht:
Totengräberhochzeit
Wird da heut' gemacht.

Geigenklang und Flöten,
Lustige Trompeten
Klingen drein so laut!
Heißa, laßt sie ruhen
Draußen in den Truhen
Um das Häuschen an dem Friedhof,
Mondesglanz-umgraut!
Drinnen tanzt im Reigen
Bräutigam und Braut.

Mitternacht! — Die Toten
Stehen auf in Rotten,
Viele tausend schier!
Klappern, schwirren, lärmen,
Möchten baß sich wärmen.
Bis zum Häuschen an dem Friedhof
Treten sie herfür,
Gucken durch die Fenster,
Tanzen um die Tür.

„Wundersüßes Leben!"
Seufzen sie im Schweben,
„Wie so frisch, so rot!"
Schwingen sich im Kreise,
Singen ihre Weise,
Todes Fackel, Hymens Fackel
Ineinanderloht.
Drinnen tollt das Leben,
Draußen tanzt der Tod.

Beide sich im Kreise
Bald nach einer Weise
Schwingen in der Nacht. —

Jetzt die Toten ruhen,
Mit durchtanzten Schuhen
Aus dem Häuschen an dem Friedhof
Zieht der Reigen sacht:
Auf den Gräbern funkelt
Morgentau voll Pracht.

---

## Marie.

### I.

Spät abends bei dem Schein der Lampe saßen
Beisammen wir in traulichem Geplauder.
Sie streichelte die Wange mir, sie küßte
Die Stirne mir, sie faßte meine Hand
Und hielt sie in der ihrigen und ließ
Sie ruhn auf ihren Knieen, in ihrem Schoß.
Zuweilen legte meine Hand sie auch
An ihre Wange dicht, damit ich fühle,
Wie heiß sie glühe, weil das Haupt ihr schmerze.
Sie duzte mich und sie ernannte mich
Zu ihrem „Brüderchen", und ich auch mußte
Sie duzen, mußte Schwesterchen sie nennen.
„Warum so ernst, so bleich, lieb' Brüderchen?"
So fragte sie, mit himmlisch-holder Milde
Im Blick, mich oft und ließ sich jedes Leid
Erzählen, und ihr Auge wurde feucht.
Und selig blickt' ich in ihr edel-blasses,
Ihr schön umlocktes Engelsangesicht,
In ihre großen, dunkelbraunen Augen,
Die seelenvoll und zärtlich auf mir ruhten.
Und pries verzückt ich dann ihr holdes Wesen,
Und nannte Engel sie voll idealer,
Voll himmlisch-reiner Huld, da sprach sie: „Nein!
Das bin ich nicht — das bin ich nur bei dir!
In dieser Stunde! Nur wenn ich dir schaue
Ins bleiche, stillverklärte Dichterantlitz
Und in dein Aug', das, ach, so anders blickt,
Und hör' dein Wort, das, ach, so anders klingt

Als all der andern, da ist mir zumut,
Als ob mein Herz und meine Seele sich
Beflügelte — aufschweben möcht' ich selig
Mit dir in hohe, heil'ge Regionen.
Und dieser reine Hauch, der mich umweht,
Beseligt mich, wie keine Huldigung
Der Menge, mich kein Beifallssturm beseligt,
Der in der Welt der Schminke mich umrauscht!"

So schwanden Wochen rasch, und mächtig immer
Hin zog mich's wieder zum Hotel am Kai,
Worin sie hauste, und wo vor den Fenstern
Im Golf, den Damm entlang, mit weißen Segeln
Ein Mastenwald im Winde knarrend schwankte.
Doch ach, nur wenig reine, traute Stunden
Vergönnte mir der Schwarm, der sie umdrängte,
Die Sangeszauberin! Und nah' auch rückte
Der Tag schon, ach, der sie entführen sollte:
Der Tag des Scheidens! Da, mich traurig sehend,
Sprach sie zu mir: „Von dir, mein Brüderchen,
Von dir nicht wie von all den andern scheid' ich!
Wir bleiben Brüderlein und Schwesterlein
Auch in der Ferne. Mut, mein liebes Herz!
Sieh', morgen abend wird sich alle Welt
Zum Lebewohl in meine Stube drängen.
Komm' nur auch du, ausharrend in Geduld:
Mein allerletztes Stündchen weih' ich dir!
Bleib' du zurück, wenn all die andern gehn:
Dann sing' ich noch einmal dein Lieblingslied
Zur Harfe dir: Desdemonas Gesang!" —
„Desdemonas Gesang? Zur Harfe?" — „Ja!
Im weißen, wallenden Gewand!" — „O, schön!
O, schön, mein engelgutes Schwesterlein!" —
„Im weißen Nachtgewand — das Haar gelöst —
O, schön, o, schön, mein trautes Schwesterlein!
Und leuchten soll — nicht wahr? — durchs Fenster still
Der Mond allein — der Schmuck der Sommernacht?"
„Der Mond allein!" gab sie zurück und küßte
Mich auf die Stirn, und in dem Aug' ihr glänzte
Ein Strahl unendlich süßer Himmelshuld. —

II.

Der Abend kam des schönsten Stelldicheins.
Erregt, von Weh' und Lust das Herz geschwellt,
Ging ich zu ihr. Früh kam ich, wollte heut'
Nicht bloß der Letzte, auch der Erste sein.
Und mit der Ungeduld des Liebenden
Trat ich in ihr Gemach. Da fand ich sie
Auf ihrem Sofa sitzend. Bei ihr saß
Ein junger Mann, ein hübscher, welscher Krauskopf,
Ein Dandy.
Dieser Dandy neigte just
Das schönfrisierte, salbenduft'ge Haupt
Hinab, ganz tief, auf ihre reizend-üpp'ge,
Samtglatte, alabasterweiße Schulter.
Geschah's, um einen Kuß darauf zu drücken?
Es scheint; denn sie errötete . . . Vor Zorn?
Vor Scham? — Ja, sie errötete, und ich
Erblaßte. — Doch sie reichte mir die Hand,
Zog mich an ihre Seite, hatte Blick
Und Wort und Lächeln ganz für mich allein.
Einsilbig gab ich Antwort. Allgemach
Nun füllte sich der Saal — ich merkt' es nicht.
Ich war betäubt. Was war mit mir geschehn?
Vor ging etwas in mir — ich faßt' es nicht.
Es schwirrte rings um mich. Sie war verschwunden
Von meiner Seite. Das Gewühl bewegte
Sich drehend um mich her wie Puppentanz
Zu Leierkastenklang; mir schwindelte.
Auf tauchte sie im Schwarm oft wie ein schönes,
Doch blasses Königskind im Zaubermärchen,
Und ich erschien mir, fiebernd, als ein Prinz,
Der sie erlösen sollt' aus schnödem Bann,
Doch meine Sohlen wurzelten im Boden . . .

Sie war an diesem Abende, wie nie,
So schön — so marmorschön und marmorbleich!
Ein rührender, ein engelhafter Zug
Voll milden Ernstes lag im schönen, blassen,
Von dunklem Haar umlockten Angesicht.
Der welsche Krauskopf näherte galant

Sich ihr ein paarmal, scherzend, unbefangen.
Sie kargte mit dem Wort — sie wies ihn ab —
Doch nieder schlug die Augen sie dabei . . .

Wir saßen um den Tisch. Die Bowle dampfte,
Ein schwüler Duft stieg auf, die Gläser klirrten,
Und wie durch einen Silbernebel sah ich
Als Wirtin um den punschgefüllten Napf
Sie walten mit der schwanenweißen Hand —
Der schönsten aller Hände, ach, die ich
Gesehn im Leben! Aber diese schöne,
Schneeweiße Hand, sie zitterte ein wenig . . .

Schwül ward's und schwüler. Auf den Dampfeswölkchen
Der Bowle saßen Geisterchen, Kobolde,
Die, neckisch-toll, der Zungen Bande lösten.
Zwangloser klang Geplauder und Gelächter.
Da schien ergriffen von der Bowle Geistern
Plötzlich auch sie — hellstimmig klang ihr Lachen
In das der andern; in den blassen Wangen,
Den Augen glomm's von dunkler Glut — frei wallten
Die Locken — ihre weißen Arme blinkten
Verführerisch, wie die der Lorelei
Im Mondesglanz . . .

Ihr Auge suchte meines;
Doch dies glitt ab von ihr und irrte, schweifte
Traumhaft hinweg in unermeßne Fernen.
Da nahm sie eins vom Haufen weißer Kärtchen,
Die angesammelt sich auf ihrem Tisch
In zierlichem Behälter, Namen tragend,
Zum Teil mit Kronen drüber, vielgezackten.
Eins dieser Kärtchen nahm sie, kritzelte
Drauf ein paar Worte, rasch, in flücht'gen Zügen,
Und ließ es auf des Tisches Platte tanzen
Herüber bis zu mir. Drauf stand zu lesen:
„Desdemonas Gesang — zur Harfe — weiß
Umwallt vom Nachtgewand — bei Mondeslicht . . .“

### III.

Vorbei schon Mitternacht? 's ist Aufbruchszeit.
An schicken all mit letztem Scheidegruß
Die Gäste sich, zu gehn. Mit ihnen i ch.
Sie sieht mich an mit ernstem, tiefem Blick.
Dicht schwirrt der Schwarm um sie zum Lebewohl.
In wunderlicher Laune greift sie selbst
Nach einer von den doppelarm'gen Leuchten,
Die, tief herabgebrannt, schon matter glühn.
Und diese Leuchte in der weißen Hand,
Gibt das Geleit sie uns hinaus zur Treppe.
Doch hier auch staut sich's wieder, schwirrt und schwatzt,
Und seltsam klingt's in buntgemischtem Schwarm
Von deutschem, fränk'schem, welschem Laut zusammen.
Auch dies doch endet, und es wogt die bunte,
Bewegte Schar die Treppe sacht hinab.
Der Säbel des beleibten Offiziers
Klirrt auf den Stufen.

Unten angelangt,
Blickt keiner mehr zurück. — Nicht doch! ein einz'ger.
Zurückgeblieben als der Letzte bin ich,
Und einen letzten Blick send' ich zurück.
Sie steht noch oben auf der höchsten Stufe
Der Treppe — still — die Leuchte in der Hand —
Bestrahlt vom Kerzenschimmer und doch bleich.
Erst scheint sich ihrer Lippe Rand zu kräuseln
In leisem Trotz, indes im schönen Aug'
Ein milder Strahl aufleuchtet . . . ist's ein W i n k? —
Doch Trotz und Wink erlöschen, und ihr Antlitz
Ist wieder marmorstill und marmorbleich. —
Ein kurzer, letzter, allerletzter Blick! —
Dann wandt' ich mich, zu gehn.

Vom Meere her
Strich brausend der Südost, und brandend schlugen
Die Wogen den granitnen Uferdamm.
Entlang den Meerstrand streift' ich ziellos hin
Und trank in mich den Sturmeshauch der See.
Zur Rast gelagert dann auf Felsgeklipp',

Zog ich hervor das Kärtchen — las es wieder:
„Desdemonas Gesang — zur Harfe — weiß
Vom Nachtgewand umwallt — bei Mondeslicht.“ —
Ich sah empor zum Mond — er war verhüllt.
Nun ward es hell im Osten, und im Graun
Des Morgens zog ein Dampfer aus dem Hafen
Hinaus aufs hohe Meer. Der Dampfer trug
Die Schöne mit dem Engelsangesicht
Und mit der weichen, schwanenweißen Hand. —
Das helle Wölkchen Rauchs, das überm Schlot
Des Fahrzeugs hinzog, flatterte, als wär's
Ein weißes Tuch, zum Lebewohl geschwungen.
Und ich erwiderte dies Lebewohl;
Mein Abschiedsgruß, bis an des Schiffes Bord
Hin zog er mit den Winden übers Meer.
Und ins Fahrwohl, das sich zwei Seelen boten
In diesem Augenblicke, mischte brandend
Die graue Flut ein donnerndes: Auf ewig.

---

## Verheißung und Erfüllung.

### Drei Prologe.

#### I.

**Für ein Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen**
am 8. März 1868.

Je weiter der Weg, den er wandern muß;
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern:
Ein Bruderruf war's, der gen Süden drang,
Und je weiter die Ferne, aus der er klang,
Um so inniger sei das Erwidern!

Ja, was ihr spendet mit mildem Sinn,
Ein hungernder Bruder nimmt es hin,
Hohläugig, mit fleh'nder Gebärde:
Die Gabe, sie facht einen Lichtstrahl an
In des Bruders Aug', einen wärmenden Span
Auf des Bruders erloschenem Herde:

Nicht klingen wird sie, prahlenden Klangs,
In der Opferschale des Müßiggangs,
  In den Silberkammern der Fürsten:
Nein, feuchten wird sie den kühlenden Schwamm
Für die Lippen der Siechen vom Bruderstamm,
  Die nach Labung schmachten und dürsten!

Im Rheinstrom liegt, nach der Sage Wort,
Ein unermeßlicher goldner Hort,
  Das Erbe der Nibelungen:
Blutgierig umwarb ihn der Helden Zank
Jahrhundertelang, bis zutiefst er versank,
  Von des Stromes Woge verschlungen.

O wüßten den Ort wir im tiefen Rhein,
Wir höben den Hort, wir schmölzen ihn ein —
  Nicht die Großen mehr sollten drum hadern:
Um den die Helden vergossen ihr Blut,
Er würde dann selbst zu nährendem Blut,
  Zu Blut in des *Volkes* Adern!

Noch einen Hort verschlang sie, die Zeit,
Die stürmisch-wilde, nach blutigem Streit —
  Den Hort der *Liebe und Treue*:
Auch ihn hat der Hader der Großen versenkt —
Doch das deutsche *Volk*, das seiner gedenkt,
  Das *Volk*, es heb' ihn aufs neue!

Lebendig in deutschen Landen kreist,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche *Geist* —
  Und wie der deutsche *Gedanke*,
So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
Das deutsche *Herz* keinen bunten Pfahl,
  Und keine trennende Schranke!

Die Gabe, so wandert zum Nordmeerstrand,
Sie melde: als Bote vom Alpenland,
  Zu bezeugen komm' ich gezogen,
Daß vernommen noch wird auch dort, wo erhöht
Der Alpen heilige Hochwacht steht,
  Das Rauschen der Ostseewogen!

Die Sprach', in welcher das Kind um Brot
Am Nordstrand fleht in hungernder Not,
Daß das Mutterherz bricht vor Erbarmen —
Dieselbe ja ist sie, in welcher das Kind
Des Älplers betet, in welcher es sinnt
Und stammelt auf Mutterarmen!

Auch um die Hänge der Alpen kreist,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist —
Und wie der deutsche Gedanke,
So siege nun auch das deutsche Herz:
Eine Friedenstaube fliegt ostseewärts,
Und spottet der trennenden Schranke!

Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

## II.

### Zur Arndt-Feier
am 26. Dezember 1869.

Es steht ein erzgegossenes Bild
Zu Bonn am deutschen Rheine:
Ist's ein Geisteshort, ist's ein Schlachtenheld,
Der da leuchtet im Sonnenscheine?

Nein wisset, ein deutscher Mann nur ist's,
Den wir im Bilde begrüßen! —
Steht verkörpert ein deutscher Genius hier?
Nein, mehr: das deutsche Gewissen! —

Der Mann, der ehern dort oben steht,
Er war auch ehern im Leben:
Ein Nordlandsrecke — doch war ihm das Wort
Statt der blitzenden Klinge gegeben.

Es kamen die Zeiten der deutschen Schmach:
Da stand er wie nordische Buchen
Im Wettersturm, wildtrotzend, und stark
Im Segnen wie im Fluchen!

Hei, wie das gewettert, das Wort des Arndt,
Seitdem er gezogen vom Leder,
Ein Hutten der Franzosenzeit,
Ein Blücher mit der Feder!

Kein Schreier des Markts, kein Phrasenheld,
Verlottert und hohl von innen;
Aus edelstem, treustem Gemüte floß
Sein Zürnen wie sein Minnen.

Treu, kräftig und schlicht — an des Schadens Kern
Legt' er die Sonde, das Messer:
Die äußeren Feind', er kannte sie gut,
Und die inneren kannt' er noch besser.

Ein volles Jahrhundert ist nun herum,
Begebnisreich verflossen,
Seit er, „gleich hinter dem Korsen her",
Das Licht der Augen erschlossen.

Er war's, er war's, der alte Arndt,
Der da sang dem noch zagen Geschlechte:
„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!"

Und er auch war es, der alte Arndt,
Der erhub im Liede die Frage:
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Wir singen es alle Tage —

Wir singen es alle Tage noch,
Wir erröten, so oft wir's singen:
Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh',
Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sängers, schon manches Jahr
Umirrt er die Ufer des Rheines.
Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
Er jetzo am Ufer des Maines —

Er sitzt und sinnt und spricht zu sich:
„Bald, wenn nicht trügen die Zeichen,
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der sie erröten, erbleichen.“

„Verklinge, mein Lied, bald kehr' ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen.“

## III.

### Für eine Studentenvorstellung in Graz

am 6. Oktober 1870

zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger.

Als wir bekränzt das Bild des Patrioten,
Des Grab ein Hort des Rheins, des deutschen Strands,
Den Fluch betrauernd mit dem großen Toten,
Des tatenlos entzweiten Vaterlands —
Wohl ahnten wir, daß neue Sterne blinken,
Doch nicht, daß, eh' ein Jahr hinuntergeht,
Im Strom der Seine die deutschen Rosse trinken,
Auf Straßburgs Zinnen Deutschlands Banner weht! —

Alldeutschland ist erwacht — im Siegesklange
Umtönt das Träumervolk die erzne Wehr —
Die Welt erstaunt — in raschem Waffengange
Stieß es ins Herz des Übermuts den Speer.
In Bande schlug's den Rest, der fluchend wimmert,
Den Rest der fränkschen Fechterlegion,
Und unter seinen Siegstrophä'n erschimmert
Ein Kaiserhaupt und ein geborstner Thron.

Doch — während siegberauscht die Herzen klopfen,
Tränkt deutschen Blutes Strom besiegte Gaun.
Wer zählt, wie viele Millionen Tropfen
Die Rebenhügel der Champagne betaun?
Wer zählt die Edlen, die den roten Bächen
Des Siegs gemischt ihr Herzblut, rieselnd lind,

Und wer die andern Herzen, die da brechen
  Um jene, welche dort verblutet sind? —

Beträuft von ungezählten Muttertränen
  Ist jedes Blatt im stolzen Lorbeerkranz:
Und während wir dem Siegesjubel frönen
  In Festeslust und lichtem Lebensglanz,
Wallt unabsehbar lang die Schar der bleichen,
  Entseelten Helden in die Nacht hinab —
Uns labt das Erbe von erstrittnen Reichen,
  Und jene, die's erstritten, kaum ein Grab.

O deutsches Blut, wie liebtest du zu hadern,
  Dich zu befehden sonst in blinder Wut!
Zusammen quollst aus allen deutschen Adern
  Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazaretten,
  Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegesfroh begrüßt' in Todesnöten
  Sein brechend Aug' ein einig Vaterland.

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
  Verstummt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
In Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden,
  Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und wir?
Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
  „Neutral" war Östreichs Hand und Östreichs Erz —
Neutral? Nicht ganz! das Herz hat mitgeschlagen,
  Das Herz Deutschösterreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
  Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
  Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöten
  Verjüngt das deutsche Volk, das Deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten:
  Deutschösterreich war mitten unter euch!

Der wackre Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
  Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelicus!

Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
  Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
Nicht ist's der erste, welcher heut' der Grenzen
  In Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
  Es wird nicht unsrer Grüße letzter sein.

---

## Correggio.

„Ei, seht mir doch den Meister von Correggio,
Den leuchtenden Allegri! Traun, der taucht
Den Pinsel gar nicht mehr in Farben, nein,
Nur ganz in eitel Glut — was sag' ich, Blitz!
Der malt nicht mehr, der wirft nur so die Menschen,
Die Heil'gen und die Engel und die Götter
In einen Strom des zaubervollsten Lichts
Und läßt sie zappeln drin. Sie baden, plätschern
In einer goldnen Flut, im Meer des Lichts,
Des Lebens und der Lust! Jedwede Tafel,
Die uns sein Pinsel füllt, ein Bacchanal
Der Farben ist sie — Hei! ein Wirbelwind
Fegt hin durch seine Gruppen, regt das Leben
In allen Tiefen auf zu Wonneschauern,
Durchzitternd heimlich seine Menschenbilder,
Auch wenn sie im Gebet die Hände falten.
Ja, 's ist derselbe schwüle Wirbelwind,
Den er entfesselt, gleichviel ob er malt
Der Jo Gluten, ob die Schmerz-Ekstase
Der Büßerin, ob den entzückenden,
Taufrischen Jugendreiz der Jägerin
Diana, oder Heil'ge, wie verzückt
Sie vor der Jungfrau knien und vor dem Kind.
Es ist derselbe Wirbelwind der Lust,
Der Lust des längstvergangnen goldnen Alters,
Die noch nicht Sünde war . . .
                                        Bei Gott, der Meister,
Der so begriff das Leben und die Lust,
So aus dem Grund — ich muß ihn sehn, ihm schaun
Ins helle Feueraug' und eine Flasche
Vom besten Syrakuser mit ihm trinken!" —

So spricht entzückt der heitre Kardinal
Vor seines Lieblingsmeisters jüngstem Bild,
Und geht und sucht ihn auf in Parmas Bann,
An seines Wirkens stillem Ort. Da steigt
Herunter vom Gerüst ein bleicher Mann,
Ein bleicher, stiller Mann, gebückt und hüstelnd,
Das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
Das Aug' erloschen — stumm und unbeholfen
Steht er vor seinem Gast. Der ruft erstaunt:
„Correggio Ihr? Ei, Meister, seid Ihr krank?
Wie? Oder heuchelt Ihr? Herab die Maske,
Mein feiner Schalk — wenn Ihr der edle Meister
Allegri, da Correggio zubenannt!
Ein Schalk, ja, ja, sogar ein wenig ruchlos
In Euren Bildern seid Ihr — selbst im Heil'gen
Ein wenig ruchlos — sinnlich — heidnisch-keck . . .
Was? Solch Gesicht? Auf allen Euren Bildern
Sah ich kein einzig Antlitz, das nicht *lächelt* —
Und Euer *eignes* — — bah! 's ist Euch nicht Ernst!
Herab die Maske, Schalk! Ei, gebt's nur zu,
Ihr seid, was man so sagt, ein loser Vogel,
Ein Lebemann; die flücht'gen, wirr verstohlnen
Glutfunken da im halb erloschnen Aug'
Bezeugen es. So malt nicht Götterweiber,
Wer keines noch geküßt, und Eurer Io
Verzückung ist kein bloßes Traumgesicht!
Macht scheu mein Purpur Euch? Ei, Freund, Ihr wißt,
Schönheit und Kunst sind keine Ketzerei —
Im Gegenteil, je schöner Ihr uns malt
Die Heil'gen, um so lieber kommt das Volk . . .
Herab die Maske, Freund! Trinkt eine Flasche
Vom besten Syrakuserwein mit mir!" —

Er sprach's. Da schlug die müden Augenlider
Der Meister auf und sagte, zag und still,
Verschämten Tones: „Ach, Herr Kardinal,
Verzeiht, ich trinke keinen Syrakuser,
Noch andern Wein. Er macht mir Wallungen,
Schnürt mir die Brust zusammen. — Was Ihr sagt
Von meinen Bildern, andre sagen's auch,

Und es mag wohl so sein, wenn Ihr's so findet.
Doch schöne Frauen hätt' ich viel geküßt,
Meint Ihr, und die Entzückungen der Jo
Hätt' ich gestohlen von lebendigem Leib
Und nachgemalt so auf der Leinwand? Ach,
Ihr irrt, Herr Kardinal, verzeiht! denn seht,
Ein zänkisch Weib, ein lärmend Kinderrudel
Blieb all mein Liebesglück. Die schönen Fraun
Auf meinen Bildern, wißt, die sah ich alle
Zum erstenmal, nachdem ich sie gemalt —
Sonst nie und nirgends, nicht einmal im Traum:
Denn meine Träume, Herr, die sind nicht hold.
Manchmal, zumal in meiner Jugend war's,
Da wurde mir für einen Augenblick
Gar wunderlich zumut — da war mir schier,
Als wollte mir das Herz im Leib zerschmelzen
In warmen Lebens Drang und überquellen,
Hinüber in den Licht- und Farbenstrom
Auf meinen Bildern. Mir geschah dabei
So wohl und weh — doch gleich besann ich mich
Und mußte lächeln und des vielen Leids
Gedenken, und ich sagte zu mir selbst:
Correggio, sei kein Tor; Fortuna teilt
Nun einmal so die Gaben; jenem spinnt
Sie alles Schöne in den Lebensfaden,
Und diesem gibt sie's in den Pinsel etwa
Und in den Meißel — dann ist all sein Glück
Nur Stein und Farbe, nur ein schöner Schein
Für andrer Menschen Aug'. — Ach, wisset, Herr,
Von allen Glorien, welche, wie Ihr sagt,
Um meine Bilder schweben, hat nicht eine,
Nicht eine je mein eignes Sein erhellt,
Und keine wird's erhellen, als die eine,
Die auf des Christen Stirne gießt der Tod
Im letzten Augenblick — der Tod, der mich
Erlöst von aller Not, von aller Qual,
Von jeglichem Gebrest des siechen Leibes,
Vom tausendfält'gen Ungemach des Lebens." —

Verblüfft sah drein der heitre Kardinal

Und reichte mitleidsvoll die Hand dem Meister
Und schied. Der aber stieg mit schwankem Schritt
Zurück auf sein Gerüst und malte weiter
An einer wunderschönen Danaë.

---

## Aus einem lyrisch-epischen Zyklus.

O Weib — du, die ein lieblos Herz gehängt
Ans beßre, und mit namenloser Qual
Vergiftet hat ein Dasein, wert des Glücks —
Du, die sich drängt in alle meine Träume,
Wirst du dich auch in meinen letzten drängen,
In den man Heil'ges nur hinübernimmt?
In ernster Todesstunde scheidet sich
Der echten Liebe Gold vom Glimmererz
Krankhafter Leidenschaft. Ich fürchte, Weib,
Du wirst nicht stehn an meinem Sterbelager,
Nicht du, noch auch dein Bild. Dein Angedenken,
Ablegen werd' ich's, gleich Gewanden, wenn ich
Den Pfühl besteige meiner letzten Rast.
Und meine Liebe wird in mir erlöschen
Wie anderes Gebrest und andre Qualen
In Sterbenskranken pflegen zu erlöschen,
Gemach der schönen, milden Ruhe weichend,
Die still vorausgeht wie mit Engelschritten
Dem letzten Atemzug. In jenen heiligen
Momenten, Weib, wird sich nach deinem Blick,
Nach deiner Rede Ton, nach einem Druck
Von deiner Hand, nach einem letzten Kuß
Von deinem Mund auf meine bleiche Stirn
Nicht sehnen meine Seele — Weib, bedenkst du's?
Gestalten, traute, werden mir erscheinen,
Du aber wirst nicht unter ihnen sein!
Und Bilder, die du ausgetilgt in mir,
Sie werden, Rache nehmend, dich verdrängen
Von meines Hauptes Pfühl. Ich werde dich
Vergessen haben; und wenn ich dahin,
Und du dann fragst: Gedacht' er sterbend meiner?
Wird man das Haupt zur Antwort leise schütteln . . .

Ja, diese Seele, diese Feuerseele,
Wird los sich ringen aus dem ird'schen Wust,
Und du, Weib, du wirst unter dem nicht sein,
Was aufwärts schwebt mit ihr . . .
Gedenk' ich dran,
Gedenk' ich jenes stillen Augenblicks,
Wo meine Liebe wird in mir erlöschen
Wie andre Schmerzen und wie andrer Trug,
Und ich dein Bild aus meiner Seele werfe
Wie ird'schen Ballast — da gewinnt des Todes
Gedanke wunderbare Süßigkeit . . .
Er scheint mir süß, der Tod, süß wie — die Rache . . .

## Sag' nichts den Leuten.

Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz dir blutet:
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine,
Wenn du dich fühlst zum Weinen angemutet —
Die Menschen sind so kalt und hart wie Steine.

Sieh', die Natur im Wald und auf der Heide
Ist mitleidsvoll, wenn sich dein Herz entsiegelt,
So daß sie, wissend nichts vom eignen Leide,
Nur deine Trauer widerhallt und spiegelt.

Natur ist Sympathie; doch eigensüchtig
Und lieblos ist der Mensch. Mit stummem Munde
Steht er und glotzt dich an, nur halb und flüchtig
Gerührt, wenn du ihm zeigst die blut'ge Wunde.

Es mißt, von eigner Leidenschaft durchglutet,
Sein Leid ein jeder nur und nie das deine.
Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz dir blutet,
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine.

## Allerseelentag.

Die Toten haben einen
In ihrer Einsamkeit,
Der ihnen eine Blume
Und eine Träne weiht.

Wie schön prangt heut' ihr Garten!
Von Gästen wogt's darin:
Manch Lebender geht traurig,
Verlassen für sich hin.

Hört, Leute, die ihr wandert
Mit Kränzen friedhofwärts,
Legt lieber doch ein Blümchen
Auf dieses warme Herz.

O, tut's, solang' ich lebe;
Denn darf ich einmal ruhn,
Wie dort die Toten ruhen
In ihren stillen Truhn —

Dann miss' ich eure Spende
Und eure Liebe gern:
Dann tagt mir ja im Frieden
Der allerhöchste Stern,

Im allertiefsten Dunkel
Das allersüß'ste Licht:
Dann brauch' ich ird'sche Blumen
Und ird'sche Kränze nicht.

---

## Mein armes Herz . . .

Mein armes Herz, dein ganzes Unheil ist,
Daß du mit deiner tiefen Treue stehst
In einer Welt voll eitlen Flattersinns.
O, hätt'st auch du gelernt den Flattersinn!
Du aber, ach, du hast gelernt zu fliegen,
Zu fliegen wie ein Adler stolz und hoch,
Doch flattern, armes Herz, das kannst du nicht —
Du kannst nicht flattern wie der Sperling flattert,
Du kannst nicht gaukeln wie ein Schmetterling,
Du kannst nur kühn empor zur Sonne steigen,
Und dein Geschick ist Himmel oder Tod.

---

## Du ganz allein.

Du bist ganz einzig in der Welt.
Denn sieh, du hast mich nie gekränkt —
Mich nie gekränkt, indessen mir
Die schnöde, freche, kalte Welt
Den Todespfeil ins Herz gesenkt.

Ich möchte gern begraben sein
An einem fernen, stillen Ort:
Denn der Gedanke macht mir Pein,
Daß die, die fressend Gift geträuft
In meines Lebens Blütenhain,
Mit einer falschen Träne noch
Beflecken meinen stillen Schrein,
Und stören meiner Ruhe Port.

Du aber komm — komm Jahr für Jahr,
Und knie an meinem Leichenstein;
Häng' einen grünen Kranz darauf
Und widme eine Träne mir —
Laß niemand andern bei mir sein:
Du hast das Recht, du ganz allein.

---

## Ungelöste Fragen.

Ungelöste Fragen auf der Lippe,
Ungestilltes Sehnen in der Brust,
Überrascht uns Stundenglas und Hippe
Mitten in des Lebens Leid und Lust.

Alsogleich begräbt der dunkle Spaten
Unser großes Wollen, kleines Tun,
Und wir gehn von ungetanen Taten,
Wirkungslosem Wirken auszuruhn.

Was der Parze Spindel uns geboten,
Sühnt die Schere, die den Faden kürzt;
Schweigend haut der Tod entzwei die Knoten,
Die das Leben unruhvoll geschürzt.

---

## O, Tränen sind ein fester Kitt . . .

O, Tränen sind ein fester Kitt —
Das Lieb, das nicht mit dir geweint hat,
Das erst die Lust, noch nicht der Schmerz
Dir in wilder Umarmung geeint hat,
Das ist nicht dein, das liebst du noch nicht,
Das kannst du noch lassen, noch missen —
Nur was dein geworden in Leid und Not,
Das wird von dir nimmer gerissen!

Auf den Lippen zergeht ein lächelnder Kuß,
Wie Süße des Weins in der Kehle;
Doch ein Kuß, den das Salz der Tränen gewürzt,
Der ätzt dir einmal in die Seele.
Aus Rosenfesseln der Liebe vermagst
Du noch leicht dich zu lösen, zu retten:
Diamantene Bande schlingt sie dir
Aus Tränenperlenketten!

---

## Deutscher Festgesang.

Zum blauen Himmel send' empor,
Wie Meerflut hochgeschwellt,
Den treuvereinten Bruderchor,
Alldeutschland, Herz der Welt!
Vom Schnee der Firn zum Dünensand
Erbraust er allzugleich:
Er gilt dem jungen Vaterland,
Er gilt dem neuen Reich!

Auf Quadern steht es aufgebaut
Und wankt auf keinen Streich,
So weit der deutsche Himmel blaut,
Als feste Burg, das Reich.
Es blinkt ein heller Schild davor
Und ein gewaltig Schwert,
Zu schützen sein granitnes Tor
Und unsern heil'gen Herd.

Wir sind vereint, und keine Macht
Der Erde trennt uns mehr!
Alldeutschland stellt aus Sturm und Nacht
Sich ewig schöner her.
Die Kraft ist sein Palladium,
Sein Stolz die Mannestat,
Des Lichtes Pfad sein schönster Ruhm,
Der Zukunft goldne Saat.

Du winkst, allteures Vaterland,
Es ruft dein gellend Horn —
Da hallt die Flur, da braust der Strand,
Uns treibt ein heil'ger Sporn:
Die Fahnen wehn, die Trommel schallt,
Hei, wie die Wetternacht,
Bis fernhin zum Ardennerwald
Steht die Germanenwacht.

Du winkst — und es verglüht der Zorn,
Zum Bürger wird der Held,
Und wieder ruht der Hirt am Born,
Die Sichel blinkt im Feld.
Und sinnend fördert, still und hehr,
Sein Werk der deutsche Geist,
Der ahnungsvoll und zukunftschwer
Das Rund der Welt umkreist.

So lang' der grüne Rhein erbraust,
Die blaue Donau schwillt,
So lang' des deutschen Mannes Faust
Kann halten Speer und Schild,
So lang' taucht ewig aus der Nacht
Der Stern Alldeutschlands hehr:
Wir sind vereint und keine Macht
Der Erde trennt uns mehr.

Und keine Macht mehr reißt ein Stück,
Alldeutschland, von dir los!
Vereint im Leid, vereint im Glück,
Halt' uns dein Mutterschoß!

Für alle Zeiten aufgebaut,
Kühn trotzend jedem Streich,
So weit der deutsche Himmel blaut,
Steh' fest, Germanenreich!

## An Miranda.

O Weib, ich vergebe dir alles!
Trägst du doch das Götterlieblingssiegel
Der Schönheit auf der Stirne!
Denn die Erkorenen,
Welchen auf die Stirne gedrückt ist
Das Götterlieblingssiegel der Schönheit,
Sie haben das Recht, zu entzücken die Augen
Und tödlich zu quälen die Herzen
Immerdar.

Warum, o Mutter Natur,
Gibst du dem Schönen immer so scharfen Stachel?
Woher in aller Welt kommt ärgeres Leid,
Als von schönen Augen und goldenen Locken,
Von Rosenlippen und Perlenzähnen,
Von Lilienhüften und Schwanenbusen,
Von Wangengrübchen und lieblich gerundeter
Fülle des Kinns,
Von weichen, weißen Händchen
Und von vollen, runden Armen und zierlichen Füßchen?
Hyänen sind grausam und Kröten häßlich;
Aber der Schrecken schrecklichster
In dieser Welt —
Ist's nicht die Schönheit?

## Es ruhet in Klüften ein brausender Föhn . . .

Es ruhet in Klüften ein brausender Föhn,
In der Scheide ein blanker Stahl,
Und eine Lawine auf Bergeshöhn
Und in Wolken ein Wetterstrahl.

Bald deucht ein Verbrechen der Losbruch sie,
Bald das Zaudern die schmählichste Schuld:
Noch halten sie sich — doch sie sehnen ans Ziel
Sich mit rasender Ungeduld.

Was ist mehr als der Föhn und das Schwert und der Blitz
Und der wilden Lawine Gewicht?
Des Hasses oder der Liebe Gewalt,
Wenn aus menschlicher Seele sie bricht.

---

## Richtet nicht die Toten.

Richtet, richtet nicht die Toten,
Welchen ja gestopft mit Erde
Ist der Mund zu ew'gem Schweigen
In der kalten Todesgruft.

Richtet nicht — doch müßt ihr richten,
Glaubt dem Tod mehr als dem Leben,
Mehr der todesblassen Wahrheit
Als der wangenroten Lüge.

Glaubt der Klage, die da schwebet
Um die todesstummen Lippen,
Nicht dem Leichtsinn, welcher schwatzend
Zeuget wider jenes Schweigen.

Glaubet, glaubt dem armen Toten,
Der in kalter Erde modert,
Nicht dem leichtgeschürzten Leben,
Das auf seinem Grabe tanzt.

---

## Jahreszeiten.

Herbstlich saust der öde Nachtwind,
Und ich liege seufzend wach:
Unke ruft mir aus dem Weiher,
Eule setzt sich auf mein Dach.

Winter kommt und mitternächtig
Kracht vom Schnee der Tannenwald,
Und aufs Herz mir legt der Nachtalp
Sich in grauser Ungestalt.

Frühling wird's, an meinen Busen
Klopft der veilchenfrohe März,
Und die schönste der Empusen
Lockt mich an ihr falsches Herz.

Sommer flammt, durch jede Türe
Tiefeinlullend schleicht die Glut,
Und der stillste der Vampire
Saugt mir aus das rote Blut.

---

## Leid und Lust.

Tränen auf der Rose beben,
Goldne Glut im Rauche zittert,
Ewig ist der Wonne Leben
Von der Wehmut Hauch umwittert:
Aus des Herzens Heiligtume
Steigt sie plötzlich oft empor,
Um der Freuden goldne Blume
Breitend ihren Nebelflor.

Wieder dann am Quell der Schmerzen,
An des Leides Tränenbronnen
Überrascht gemach im Herzen
Uns die lieblichste der Wonnen:
Und die Wolke zieht von dannen,
Und die Sterne niedersehn;
Staunend fragt das Herz, von wannen
Diese milden Hauche wehn?

Ach, wo tauen, ach, wo springen,
Herzenswoge, deine Quellen,
Die den Sinn zur Lust beschwingen,
Die das Aug' zur Träne schwellen?

Äußrem Lose zugewendet,
Suchend irrt der zage Blick:
Innerlich geheim vollendet
Sich das eigenste Geschick.

---

## Das Unerträgliche.

Weiß Gott, ich hab' in meinen schlimmsten Stunden
Das eigne Leid so ziemlich noch verwunden,
Und was ich jammernd litt bei Tag und Nacht,
Hat zur Verzweiflung mich nie ganz gebracht.
Doch seh' ich Kranke, wimmernd auf dem Lager,
Und Gäule, wundgepeitscht und müd' und hager,
Und kleine Kinder, die nicht klagen können,
Hilflos geschnürt in schnöde Wickelbänder,
Und über eines Fleischerwagens Ränder
Gebundner Kälber Köpfe niederhängend,
Und Löwen, sich im engen Käfig zwängend,
Das Mäuslein in der Katze scharfen Krallen,
Und junge Vögel, aus dem Nest gefallen,
Und Hirsch und Reh im Walde totgeschossen,
Den kleinen Fisch gefressen von dem großen,
Und tausend andres Bösliche dergleichen,
Dem auf des Lebens Weg nicht auszuweichen:
Dann, traun, dann möcht' ich ängstlich schier verzagen
Und eine Kugel durch den Kopf mir jagen.
Denn wenn der einzelne für sich ein Held,
Stumm tragend seiner eignen Wunde Brennen —
Nicht zu ertragen ist's, was andre quält,
Den ganzen Jammer dieser weiten Welt
Mitansehn immer und nicht helfen können.

---

## Einsam.

Einsam ist der Stern am Himmel,
Einsam zieht er durch die Weite:
Jeder freilich — will uns dünken —
Hat ein schimmerndes Geleite;

Aber die den Pfad zu teilen
Scheinen, traut gesellt zu wandern,
Sind sich fern viel tausend Meilen,
Einer ewig fern dem andern!

Einsam ist die Menschenseele:
Ob wir Herz an Herz auch drücken,
Klafft doch immer eine Tiefkluft,
Die wir niemals überbrücken:
Nichts kann ganz des andern werden,
Jedes folgt dem eignen Triebe,
Und ein Traumbild bleibt die Sehnsucht,
Und ein schöner Wahn die Liebe.

Ob die Blumen blühn in Haufen,
Ob die Wellen ziehn in Scharen,
Kann ein Sein, gesellt dem andern,
Völlig je sich offenbaren?
Suchend sich mit Liebesaugen,
Bleibt sich's fremd im tiefsten Kerne,
Schwimmend durch das Meer des Lebens
Ewig nah und ewig ferne!

---

## Schönste Waldstelle.

Wo dicht die Blumen stehn, da ziehn
  Die Lüfte schwül und schwer —
Und wo die Welt am schönsten ist,
  Da trau ihr nicht zu sehr!

Dort am besonnten Waldesrand
  Blühn Strauch und Kräuter dicht:
Ein Ort, so einsam-traut, so hold,
  Winkt in der Runde nicht.

Jüngst hat daselbst am blausten Tag
  Plötzlich ein Schuß geknallt:
Drauf fand man einen toten Mann
  Durchschoßnen Haupts im Wald.

Ja, wo die Welt am schönsten ist,
O, trau ihr nicht zu sehr!
Wo dicht die Kräuter blühn, da ziehn
Die Lüfte schwül und schwer.

Was dich aus einem Blütenkelch
Als Tau zu grüßen scheint,
Vielleicht sind's Tränen, die dort still
Ein Menschenkind geweint.

Wo fern der Grund zu winken scheint
Mit Preiselbeeren rot,
Verblutet hat ein Herz vielleicht
Sich dort in seiner Not.

Und was wie Spur der Schnecke glänzt
Auf einer Blumenstirn —
Ein kleiner Tropfen ist's vielleicht
Von . . . *)

---

## Aus Arkadien.

Er überraschte sie am Quell im Bad;
Gewandlos war vom Haupt sie zu den Füßen,
Zum Tod erschrak sie schier. Ihn faßte Mitleid,
Und er bedeckte sie. Womit? — Mit Küssen.

---

## Himmlischer und irdischer Reigen.

Heut' greif' ich hinauf noch ins himmlische Haus,
Zutiefst in den Himmel hinein
Und hol' mir den schönsten der Sterne heraus,
Den Stern mit dem goldigsten Schein.

---

*) Anmerkung. Daß, wenn ein Selbstmörder im Walde sich das Gehirn mit einer Kugel zerschmettert, wie in der dritten Strophe erzählt wird, die Blumen ringsumher mit Spuren von menschlichem Gehirn besprengt werden können, hat als angeblich „unerträglich-ekelhafte“ Vorstellung eine solche Sturmflut von Unwillen gegen das Gedicht und seinen Autor erregt, daß ich die letzte Zeile nicht mehr abdrucken zu lassen wage

Stracks, während im himmlischen Reigen er tanzt,
Weg fang' ich das blanke Gestirn,
Und, bei Gott, an den Busen dann wird er gepflanzt
Als Geschmeide der lieblichsten Dirn'! —

Und er greift in die himmlische Herrlichkeit
Mit unendlichen Armen der Liebe
Und stiehlt einen Stern als Edelgeschmeid
Gleich einem nächtlichen Diebe.

Beim Tanz an den Busen dann wird er gepflanzt
Als Geschmeide der lieblichsten Dirn':
Und sie tanzen, es tanzet der Busen, es tanzt
Ihr am Busen das blanke Gestirn.

Heißa, wie er tanzet, der Stern, nach dem Klang
Der arkadischen Flöten und Geigen:
Er meinet noch immer bei Sphärengesang
Zu tanzen im himmlischen Reigen.

Doch als nun sich wendet des Morgens früh
Zum Abzug die himmlische Herde,
Sich flüchtend vorm Schnauben und Funkengesprüh
Des Hufschlags der flammenden Pferde:

Da folget der Stern an der Jungfrau Brust
Dem Schwung, der ihn knüpft an die Seinen.
„Heißa, hab' in eueren Reihn ich getanzt,
So tanzet ihr jetzt in den meinen!"

Er schießt empor — und es fliegt empor
Die tanzende Maid mit dem Sterne:
Und mit ihr wirbelt der Tänzer im Chor
Hinauf in die funkelnde Ferne.

Heißa, da tanzen im seligen Drang
Sie verschlungen den himmlischen Reigen,
Und sie meinen noch immer zu tanzen zum Klang
Der arkadischen Flöten und Geigen.

---

## Die Nacht und ihr Söhnlein.

Es sprach der Tag zur Nacht: „Was willst du nur, du Bettel,
Mit deinem Widerstreit? Dich acht' ich keinen Bettel!
Du existierst ja nicht, bist bloß des Lichtes Mangel;
Ich bin des Fortschritts Hort, des Weltenumschwungs Angel!"

Sie sprach: „Du irrst! Die Welt des Lichts, der grünen Matten
Ist nur ein schöner Trug, Wahrheit das Reich der Schatten.
In meines Odems Hauch, du winz'ger Teil des Ganzen,
Laß ich ein Weilchen dich als bunte Blase tanzen!"

Der Knabe blickt verdutzt ins Angesicht der Alten,
Und Mutterzüge liest er heraus aus ihren Falten.
Er stürzt ihr an den Hals mit einem tollen Sprunge,
Und sie, mildlächelnd, spricht: „Du bist ein dummer Junge!"

---

## Im Wahne der Ohnmacht.

Es lag einmal eines Helden Haupt
Im Schoß einer törichten Dirne.
Sie küßt ihm liebkosend das Haupt und das Haar
Und die gottbegnadete Stirne.

Und sie fragt: „Ei, sag', du gewaltiger Held,
Wo doch birgst du die riesige Stärke?
Sag' an, was dir Sieg bringt in jeglichem Kampf
Und Gelingen bei jeglichem Werke?"

„Was Sieg mir bereitet in jeglichem Kampf?
Das fragst du mich, Dirnchen? Ei, merke!
Im Gelock mir liegt es, im stolzen Gelock,
Das Geheimnis der riesigen Stärke!

Und wer es mir raubte, das stolze Gelock,
Dem müßt' ich zu eigen mich geben,
Ihm müßt' ich dienen in endloser Schmach
Mein ganzes übriges Leben!"

Sie lächelt und küßt ihm das Haupt und das Haar
  Und die gottbegnadete Stirne.
Er entschlummert. O, weh' dir, du herrliches Haupt,
  Das entschlummert im Schoße der Dirne!

Sie lächelt und küßt ihm liebkosend die Stirn
  Und schläfert ihn ein durch Gesänge.
Sie lächelt und trennt mit der Schere vom Haupt
  Ihm das üppige Lockengepränge.

Er erwacht und vermißt mit erbangender Brust
  Um die Schläfe die wallenden Strähne.
Auf brüllt er noch einmal vor Grimm und Scham
  Wie ein Leu, dem man raubt die Mähne.

Dann aber zu wimmern beginnt er in Angst,
  Blickt irr' und scheu in die Runde
Und schmiegt zu den Füßen des Weibleins sich,
  Gleich einem geschlagenen Hunde.

Und sie lächelt und zaust ihn und triumphiert;
  Sie ist klein, sie ist schwach, sie ist blöde —
Ein Sperlingsgehirn und ein Krötenherz —
  Und von Hochmut trieft ihr die Rede.

Und so kleiner und schwächer und blöder sie selbst,
  So mehr nur gefällt's ihr, zu necken,
Zu quälen allstündlich mit schmählichem Tun,
  Mit schmählichem Worte den Recken.

Sie stößt ihn, sie tritt ihn, sie zaust ihm den Bart,
  Und er trägt es, er duldet es alles —
*Vom Wahne der Ohnmacht* umfangen das Haupt,
  Vom Angsttraum des schmählichen Falles.

Als verkümmernder Bettler vor ihrer Tür
  Liegt er und knirscht nur im Schlafe.
Der Eunuche verlacht ihn, grinsend mit Stolz,
  Einen Fußtritt versetzt ihm der Sklave. —

Heißa, es versammeln mit heiterem Mut
  Sich in Dalilas Hause die Gäste.
Es klingen die Becher ins Saitenspiel,
  Ins Gelächter bei fröhlichem Feste.

Und die Dirne, die trunkne, weist lächelnd mit Stolz
  Auf den einst so Gewaltigen, Kühnen.
Es grinst der Eunuch, und es lästert der Sklav',
  Und der Geck, er bespöttelt den Hünen.

Er duldet es alles, der Hüne, der Leu,
  Und klagt nur mit leisem Gewimmer:
„Ich bin ja schwach, o, ich bin ja schwach,
  Muß es dulden und tragen für immer.

Gestohlen vom Haupt ist das stolze Gelock,
  Und die Stärke, die Stärke verloren!
Ja, dahin ist die Kraft mit dem lockigen Haar —
  Fluch, Metze, dir, die mich geschoren!"

Er ruft's und faßt in Verzweiflungsdrang
  Eine Säul' in der Mitte der Halle.
So legt um einen Schlangenhals
  Sich eine Adlerkralle.

Und wie er umspannt den Säulenschaft,
  Da erzittern leise die Quadern;
Und er merkt, daß voll noch die alte Kraft
  In seinen erschwellenden Adern —

Und er reckt sich und streckt sich riesengroß,
  Abschüttelnd den Traum seiner Schwäche —
Ha, Dirnlein, das war ein gefährlicher Sieg!
  Riesig wuchs, die du zahlst nun, die Zeche! —

Es erschaudern vor jenem die Buhler zusamt,
  Wie der Tauben Geschwärm vor dem Falken:
Es birst ihm die Säul' in der ehernen Faust,
  Und über ihm krachen die Balken.

Ein sinkt der Palast — aus dem dröhnenden Sturz
  Ragt der Held mit der Größe des Leibes.
An den Trümmern klebt das Sperlingsgehirn —
  Das Gehirn des zerschmetterten Weibes.

---

## Nach Schönheit schmacht' ich . . .

Nach Schönheit schmacht' ich, geistverklärtem Reiz,
Da kommt — die Phorkyade, mich zu trösten.
Nach Liebe schmacht' ich, trauter Herzensliebe,
Da ruft Empusa schmollend: Undankbarer!
Du klagst, daß Lieb' dir fehlt? Bin ich nicht dein,
So gut wie jedes andern, der mir winkt?
Nach Güte schmacht' ich, heil'ger Seelenmilde,
Die Tau in meine heißen Wunden träufle:
Da hebt mit einem vorwurfsvollen Blick
Hart neben mir ihr Haupt Tisiphone*):
Wie? Güte, sagst du, mangle deinem Leben?
Und meiner denkst du nicht, die dir so treu?
Sie spricht's und wischt gekränkt sich eine Zähre
Von ihren Wimpern mit der einen Hand,
Und mit der andern greift sie nach der Geißel,
Und ihre Schlangen zischen leis' dazu . . .

---

## Volksweise.

Drei Vöglein sah ich fliegen
Hoch überm grünen Wald,
Sich in den Lüften wiegen,
Bald fern und nahe bald,
Zuletzt sich niedersenken
Und schwenken allzumal
Und sacht die Schwingen lenken
Getrennten Flugs zu Tal.

Das eine schoß hernieder
Und las ein Würmlein auf;
In einen Tannenwipfel
Das zweite flog hinauf:
Im Wipfel bei den Seinen
Im Neste hielt es Rast.
Das dritte setzt sich einsam
Auf einen dürren Ast.

*) Name einer Furie.

Es sang: ein Schlänglein sah ich,
Wo horstet hoch der Aar:
Sich sonnend trug's ein Krönlein,
Ein goldnes, wunderbar.
O, wär' ich doch ein Adler,
Ich raubt' ihr das Geschmeid'!
Seit ich so hoch geflogen,
Die Welt mich nimmer freut.

---

## Hier in dieser weiten Runde...

Hier in dieser weiten Runde
Ist kein Hügel, keine Kluft,
Die nicht eine süße Stunde
Still mir ins Gedächtnis ruft:
Ja, hier ist so steil kein Berghang
Und so tief kein grünes Tal,
Wo ich nicht geheim in Liebe
Und in Lust geschwelgt einmal.

Keine traute Stelle gibt es,
Keine Grotte, keine Schlucht,
Wo nicht Sehnsucht, wonnebebend,
Einmal ein Asyl gesucht:
Keine blumenreiche Stelle,
Keinen moos'gen Waldesgrund,
Wo besiegelt nicht mit Küssen
Ward der allerschönste Bund.

Jetzo schweif' ich still und einsam
Durch die Täler, über Höhn:
Wo die Wonne süß geflüstert,
Öde Wipfel schaurig wehn;
Und es sehn die Liebesgötter,
Die umschwebten diesen Plan,
Mit Dämonenangesichtern
Grinsend aus dem Strauch mich an.

---

## Rollende Räder.

O Nacht! so lang' und bange! —
Horch, fegt mit Sturmesdrange
Die Straßen jetzt der Wind?
Nein — es beginnt zu tagen:
Das Rollen ist's der Wagen,
Die heim vom Feste tragen
Manch blühend schönes Kind.

's ist Karneval. Isolde,
Umwallt vom Lockengolde,
Kehrt heim zu dieser Stund' . . .
Im Glanz der goldnen Spangen,
O zauberhaftes Prangen!
Wie leuchten ihre Wangen,
Wie selig blüht ihr Mund!

Ich glaube dir, du Schöne!
Wie töricht ist die Träne,
Belächelnswert das Weh!
Hei, deines Wagens Rollen
Klingt in mein dumpfes Grollen
Gleich einem fastnachtstollen
Lustfreud'gen Evoë!

Die Welt war schön, du Schöne,
Als dort im Braus der Töne
Dein Haar im Tanze flog,
Indes ein armer Frager,
Kleinmütiger Verzager,
Auf seinem Schmerzenslager
Das Leid der Welt erwog.

---

## Arabella.

Arabella, sag', schwarzlockiges Kind,
  Da die Mägdlein doch küssen müssen,
Wen wirst denn du wohl im Leben zuerst
  Nach deiner Mutter küssen?

Wem wirst du ihn geben, den ersten Kuß,
Du reizende Mädchenblüte,
Den reinen Kuß, der noch Liebe nicht ist,
Nur Ahnung und minnige Güte?

Wem wirst du ihn geben, den himmlischen Kuß,
Daß du nicht brauchst zu erröten?
Einem Engel vielleicht? Doch die küssen nicht,
Die lobsingen nur immer und flöten.

Wenn nun kein Engel heruntersteigt
Aus dem Kreise der himmlischen Lichter,
Um entgegenzunehmen den ersten Kuß —
Laß dir raten: gib ihn dem Dichter!

Und wenn du selber ein Engel wärst,
Der zu irdischen Au'n sich gewendet,
Soviel du hast, soviel du gibst,
Bei dem Dichter ist nichts verschwendet.

Beim Dichter wirfst du dich nicht weg,
Brauchst nichts zu bereun, noch zu büßen!
Und wenn du die Göttin Kypria wärst,
Ihn müßtest zuerst du begrüßen!

Kein anderer Mensch auf Erden verdient's;
Wart' nicht auf die Engel von oben:
Beim Dichter ist alles himmlisches Glück
Am besten aufgehoben!

---

## Zu viel.

Steht ein Baum vor meinem Fenster:
In des Wipfels ewig gleiches,
Sachtes Hinundwiederwogen
Bleibt die Seele mir versenkt.
Dieser Wipfel, er ist alles,
Was ich von der Welt erblicke.
Und er ist mir nicht zu wenig,
Nein, zu viel schon dünkt er mir.
Störend sind mir diese tausend

Vögel, die darüber flattern,
Störend sind mir diese tausend
Wolken, die darüber ziehen,
Störend sind mir diese Tropfen,
Die auf seinen Blättern funkeln,
Störend sind mir diese Winde,
Die durch seine Tiefen brausen.
Das ist Lärm und eitel Flitter;
Und das Schönste bleibt die stille,
Hohe, heil'ge, schrankenlose,
Sanftbewegte, zaubervolle,
Hocherhabne, wunderbare,
Weltvergeßne, sonnetrunkne,
Reizende Monotonie
Dieses grünen Reichs . . . Im schönen,
Ungestörten, ewig gleichen,
Sachten Hinundwiederwogen
Bleibt die Seele mir versenkt.

---

## Sonnensehnsucht.

Ach, mich fröstelt's — nach dem Süden
Lockt es mich, den Wintermüden,
Hier im ew'gen Frost verderb' ich,
Und vor Sonnensehnsucht sterb' ich! —

Also seufzt' ich lange Tage,
Und ein Ende nahm die Plage:
Sonne kam, den Berg beschreitend,
Glut und Glanz um sich verbreitend.

Schmolz die Schneelast auf der Firne,
Schmolz in Schweiß die heiße Stirne;
Und ich fluche schon der Schwüle,
Sehne mich nach milder Kühle.

Und ich merke, nicht die Sonne,
Nicht die schöne Frühlingssonne
War's, die fehlte meinem Triebe,
Sondern, ach, vielleicht — die Liebe!

---

## Am Kreuze.

Ich möchte gern an einem Kreuze hangen:
Am Kreuzchen, das sie trägt um ihren Hals! —
Ei, wirklich? Solches wäre dein Verlangen?
Soviel erreichst du, Bester, jedenfalls!

Bei Gott, dir braucht nicht um das Kreuz zu bangen,
Hängst du dich erst an eine schöne Frau:
An einem schönen Hals gekreuzigt hangen,
Besagt das Wörtchen Liebe ganz genau!

---

## Das Nordpolgrab.

Vier Nordpolsegler schreiten stumm,
In Renntierfell gehüllt,
Mit einem Brettersarge
Hin übers Eisgefild'.

Sie höhlen in den Gletschergrund
Mit Spaten still ein Grab
Und senken den Genossen
Zur ew'gen Rast hinab.

Ringsum die Firnen endlos stehn
Im Glanz des weißen Lichts:
Stumm ruht auf hochgetürmtem,
Kristallnem Thron das Nichts.

Hier thront es, von den Stürmen
Der Polnacht nur umschnaubt,
Und schlingt den fahlen Nordlichtschein
Als Krone sich ums Haupt.

Es thront, wo sich begegnen
Die Blöcke mit Gekrach,
Doch nie ein Menschenherz noch schlug,
Und nie noch eines brach.

Jetzt aber schaut die Firne
Zum erstenmal herab

Auf ein gebrochnes Aug' und Herz
  Und auf ein offnes Grab.

Auf seinem Thron der Fürst des Pols
  Wird bleicher noch als bleich:
Ein unbekanntes Grausen
  Geht durch sein weites Reich.

In ew'ger Öde schaurig klang
  Der Seufzer letzter Not:
Das Nichts erblaßt und schaudert —
  Es schaudert vor dem Tod.

---

## Beichte.

Das beste meiner Bücher,
  Das hab' ich nie geschrieben;
Die schönsten meiner Lieder
  Sind ungesungen geblieben.

Die feurigsten meiner Küsse,
  Die hab' ich nie geküßt;
Die stolzesten meiner Gelüste,
  Die hab' ich nie gebüßt.

Sobald ich lieg' im Sterben,
  Ruft mir ein Pfäfflein her,
Dem will ich reuig es beichten,
  Was mich drückt im Gewissen so schwer.

Die Sünden, die ich begangen,
  Wird mir der Himmel verzeihn,
Doch die ich versäumt zu begehen,
  Die werden mich ewig gereun*).

*) Zur Beruhigung derjenigen, welchen dieses Gedicht Ärgernis gegeben, sei ausdrücklich bemerkt, daß das Wort Sünde hier nicht in seinem religiösen Sinn gemeint ist. Robert Hamerling.

---

## An die Nationen.

Vernehmt mich, groß' und kleine Nationen,
  Die ihr geharnischt tretet auf den Plan!
Ihr ringt umsonst nach Eigenruhmes Kronen:
  Der Einzelvölker Arbeit ist getan.
Die an der Seine, am Belt, am Ister wohnen,
  Begegnen fortan sich auf einer Bahn.
Was ihr getrennt erstrebt, getrennt begründet,
Vollendet ihr vereint nur und verbündet.

In dieser Zeit, wo Draht und Schiene spotten
  Der Alpen, und ein Kabeltelegramm
Den Morgengruß des Yankee bringt dem Schotten —
  Wo ziehn von Land zu Land, von Stamm zu Stamm
Die Zeitungsblätter als Erobrerflotten —
  In dieser Zeit baut Zwietracht Wehr und Damm?
Wenn Völkergeister ineinanderzittern,
Da soll das Herz der Menschheit sich zersplittern?

Weltbürgertum — vermögt ihr's auszutreiben,
  Wenn es zutiefst euch schon im Blute sitzt?
Wer lernte nichts von andern? Wegzureiben
  Wie Rost vom Stahl, vermeint ihr's? Wie geritzt
Mit Demantgriffeln in kristallne Scheiben
  Bleibt es — und wächst, wie in den Baum geschnitzt!
Was Vätern einst von außen angeflogen,
Ihr habt es mit der Muttermilch gesogen!

Noch Großes, Einzelvölker! mögt ihr schaffen,
  Ureigenes zu schaffen ist zu spät!
Noch manchen schönen Kranz mögt ihr erraffen,
  Der andrer Stirnen länger schon umweht!
Reich mögt ihr werden, blühend stark in Waffen
  Und klug auch — mögt, durch Mut und Kraft erhöht,
Zum Gipfel klimmen auf des Ruhmes Skale —
Nur eins könnt ihr nicht sein: Originale!

Und ihr, die lang' voran, mit rascherm Schritte,
  Den anderen gewandelt auf der Bahn

Der Menschlichkeit, der Bildung und der Sitte,
  Zum niemals ganz erreichten Ziel hinan:
Bedenkt, heut' wandelt ihr in ihrer Mitte,
  Heut' ringen sie mit euch auf ebnem Plan:
Des Geistes Hort ward allgemeinsam-eigen,
Kein Paria ist mehr im Völkerreigen!

Ob klein, ob groß, ihr habt ein Recht zu leben!
  So schreibt euch mutvoll ein in Klios Buch;
Ein heilig Recht ist allen euch gegeben,
  Nur sei nicht Haß mehr euer Bannerspruch!
Seid nicht bemüht zu trennen, nein, zu weben:
  War Trennung Segen einst, nun ist sie Fluch!
Daß sie das Werk der Weltgeschichte kröne,
Versammelt Mutter Erde ihre Söhne.

Solange tausendfältig Kain den Abel
  Unblutig oder blutig noch erschlägt
Und nicht der Streit, den einst erregt zu Babel
  Des Sprachenkampfs Erinnys, beigelegt —
Solang' nicht Poesie als Taub' im Schnabel
  Des ew'gen Völkerfriedens Ölzweig trägt —
Solange, sag' ich euch, trotz der Fanfaren
Des Fortschrittsjubels, sind wir noch Barbaren.

---

## Die Kindlein wissen's . . .

Wie's aussieht im ewigen Freudenhain,
  Im Himmel, dem hohen, da oben,
Das wissen die Kindlein, die kleinen, allein,
  Sie kommen ja grade von droben.

Doch sie können's nicht sagen, unmündig und klein,
  Sie müssen's verschweigen indessen:
Und wachsen heran sie und plaudern sie fein,
  Dann haben sie's leider vergessen.

---

## Auf hohen Bergen.

Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee,
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh.

Den Schnee, den Harm schmilzt keine Sonne weg,
Die Gletscher überbrückt kein Blumensteg.

Was um das Eis wie Rosenpurpur loht,
Ist Abglanz nur von einem Sonnentod;

Und was als Glorienschein ein Haupt verklärt,
Abglanz der Glut ist's, die das Herz verzehrt.

---

## Täuschungen.

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte schon dein Kleid zu sehen:
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören:
Doch es war nur das Geflüster
Eines Bächleins, das, mit Blumen
Plaudernd, über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
Deine goldnen Haare blinken:
Doch es war ein Sonnenblitz nur,
Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern
Deines Odems wonnig Wehen;
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,
Träumte, deinen Kuß zu spüren;
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfing.

---

## Morgenidylle.

Am grauenden Morgen
  Erhebt sich das Weibchen
Von der Seite des Trauten,
  Im weißen Leibchen;

Er scheint noch zu schlummern,
  Doch er schlummert nicht mehr,
Er blinzelt verstohlen
  So hinter ihr her.

Er schläft nicht, er lauert,
  Wie das Röckchen sie bindet,
Dann zum Ofen kauert
  Und Feuer zündet.

Die Haare fallen
  Übers süße Gesicht
Und den Busen, den weißen,
  Ihr golden und dicht.

Mit verschlafenen Äuglein,
  Noch traumestrunken,
Bläst sie in die Kohlen,
  Da tanzen die Funken;

Es knistern die Scheiter,
  Es singen die Flammen,
Wiegenlied-heimlich,
  Wie Märchen der Ammen —

Sie singen und säuseln
  Und kichern und sprühen,
Daß dem Weibchen im Widerschein
  Die Wänglein erglühen.

Der Blinzelnde findet
  Im knapperen Leibchen
Nun doppelt sie reizend
  Und flüstert: Mein Täubchen!

Und lockt sie noch einmal
Zum Kusse zurück,
Und die singende Flamme
Beleuchtet sein Glück.

---

## Sie wissen es nicht.

Die Blumen bedaur' ich, die Wipfel im Winde,
Die der Anhauch des Lenzes umkost so gelinde,
Daß ihnen das eine, das Schönste, gebricht:
Sie wissen es nicht!

Und die Kindlein, es küßt sie ein himmlischer Mund,
Es neigt über sie sich zu jeglicher Stund'
Holdlächelnd und segnend ein Engelsgesicht —
Doch sie wissen es nicht!

Und die Schlummernden, ach, wie glücklich und reich!
Wie mit Kränzen elysischen Mohnes so weich
Gott Morpheus die Stirnen der Schläfer umflicht!
Doch sie wissen es nicht!

Und die Toten, die Toten im Sarge vor allen,
Für welche die irdische Schranke gefallen,
Ihnen leuchtet so lieblich das ewige Licht:
Doch sie wissen es nicht!

---

## Ob wir in die Kirche gehen.

Ob wir in die Kirche gehen
Oder in die Schenke,
Ob wir Lorbeer uns erflehen
Oder volle Schränke;

Ob wir nach der Tugendkrone streben
Mit kasteiten Leibern,
Oder uns der Wissenschaft ergeben
Oder schönen Weibern;

Ob die Einsamkeit wir suchen,
  Ob das Weltgetümmel,
Ob wir uns zur Hölle fluchen,
  Beten in den Himmel;

Ob mit Zweifeln wir uns quälen,
  Treu dem Glauben bleiben,
Gott empfehlen unsre Seelen
  Oder keck dem Teufel sie verschreiben;

Ob wir uns ins volle Leben
  Stürzen mit Behagen,
Oder todeslüstern
  Eine Kugel durch den Kopf uns jagen —

Wie verschieden unser Spiel,
  Allzusammen sind wir arme Toren:
Eine Jagd ist's und ein Ziel,
  Nur verschiedne Sporen.

---

## Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund . . .

Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund,
  Draus die beglückende Welle geschäumt!
Heilig für immer dir bleibe der Busen,
  Dran du den Himmel der Liebe geträumt!

Mag der Moment, der berauschende, schwinden:
  Trübe den Born nicht, der Labe dir bot;
Laß die verwelkende Blume den Winden,
  Aber ein Wicht, wer sie tritt in den Kot!

Schlürfe den Tropfen, den letzten, der Freude,
  Dankbar so wie du den ersten geschlürft:
Kränze mit Blumen die Schachte der Herzen,
  Draus du das Golderz der Treue geschürft!

Muß es verzittern, verbrausen für immer,
  Was du genossen und was du geträumt,
Schleudre den Becher du nicht in den Abgrund,
  Draus die beglückende Welle geschäumt!

---

## Ein Frühlingslied.

### Zur Grün-Feier
am 11. April 1876.

Wohlauf, ihr Schwalben, Finken,
Lenzvögel allzumal,
Schmettert um Bergeszinken,
Weckt das verschlafne Tal!

Die Anemonen sprossen;
Das ist die rechte Zeit:
Den besten Sanggenossen
Zu feiern gilt es heut'.

Den Sängerhort des Maien,
Mit goldnem Saitenspiel —
Was sag' ich? Nicht des Maien,
Des schneidigen April —

Des Monds der Frühlingsstürme,
Der mit der Freiheit Hauch
Den Falter im Gewürme,
Die Knospe weckt am Strauch —

Den Sänger, den die Schwüle
Des Mittags nicht gebar,
Nein, jene Morgenkühle,
Wie Perlentau so klar;

Die seiner Liedergarbe,
Von Primelgold durchstickt,
Die Auferstehungsfarbe
Des Lenzes aufgedrückt.

Von allen Jubelgreisen
Der jugendlichste du,
Noch grün wie deine Weisen,
Frisch-kräftig immerzu,

Vorm Schwarm der Zeitgenossen
  Stehst du im Tagesstrahl,
Wie schon in Erz gegossen
  Dein eignes Ehrenmal!

Als Morgentraumgesichte
  Besucht dich heut', was war:
Und flocht auch zwischen lichte
  Sich manches öde Jahr,

Was trennt die Zeitenferne,
  Rückt in der Überschau
Zusammen wie die Sterne
  Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugendpsalter
  Stumm, wie verschollen, hing,
Glanzvoll ergänzt dein Alter
  Des Ruhmes Kronenring!

Für ihres Kampfs Standarten
  Ein leuchtend Immergrün
Aus deinem Sangesgarten
  Pflückte die Freiheit kühn.

Und noch — der Partisane
  Getreuster — hegst du lind
Die auf des Märzen Fahne
  Saß als ein fröstelnd Kind!

Dein Grün, so hehr und heiter,
  Des schönsten Banners Zier
Es überlebt die Streiter,
  Den Streit und das Panier.

Wie es in frischer Helle
  Des Siegers Stirn umlaubt,
So schlingt's als Immortelle
  Sich um der Toten Haupt.

Den Taten gehn die Lieder
  Im Siegeszug voran:
Doch Lieder hallen wider,
  Die Tat ist abgetan.

Zerspellt ist Priams Lanze,
  Achilleus' Heldenspeer:
Noch ragt im goldnen Glanze
  Die Harfe des Homer.

Dein Lied, es wär' verklungen,
  Wär's nicht ein goldner Klang;
Es lebt, was du gesungen,
  Weil es ein Meister sang!

Und wenn dein Köcher spendet
  Der letzten Pfeile Bund —
Stehn werden sie geblendet:
  Wer tut's ihm gleich zur Stund'?

Viel Blumen stolzer Arten
  Wohl blühen und verblühn:
Heil dir im Dichtergarten,
  Taufrisches Immergrün!

Grün ist's ja, holde Grüne,
  Was dieses Alter braucht:
Ist doch des Lebens Bühne
  So fahl nun angehaucht!

Laßt uns, wenn unsern Rasen
  Versengte Götterzorn,
Gedenken der Oasen
  Rings um der Muse Born;

Dankbar oft wiederkehrend
  Zu dem, was rein gedieh:
Nicht nur Poeten ehrend,
  Nein, auch die Poesie!

## Schlange unter Blumen.

Dort am Fenster mit den vielen
  Blumentöpfen, Blumentöpfen,
Hebt, wenn ich vorübergehe,
  Sich ein schöngeschniegelt Köpfchen.

Zwischen frommen Blumenaugen
  Alismondas Auge lauert,
Funkelnd fahl wie Schlangenaugen,
  Daß es mich gelind durchschauert.

O du Schlange unter Blumen! —
  An die Schlang' in Edens Talen
Will sie mich fürwahr gemahnen,
  Just wie sie die Maler malen:

Sich um einen Baumstamm schmiegend
  Mit den Ringeln ihres Leibes,
Und aus Laub und Blüten lugend
  Mit dem Antlitz eines Weibes.

Ganz so streckt sie vor das Köpflein,
  Glaub' den Odem schier zu spüren:
Wird sie züngeln, wird sie stechen?
  Oder wird sie mich verführen?

---

## An ein junges Mädchen.

Die nächste Morgensonne
Verjährt mit ihrem Strahl,
O Kind, dein junges Leben
Zum dreimal fünftenmal!

Laß mich die Stirn dir küssen
Heut' ohne Gegenwehr:
Sieh', morgen bist du Jungfrau,
Dann ziemt es sich nicht mehr!

Laß mich die Stirn dir küssen:
Die Augen unschuldklar,
Bevor mein Weg von deinem
Sich trennt auf immerdar.

Der deine führt dich lächelnd
In deiner Schöne Kranz
Dem goldnen Glück entgegen
Durch Rosenduft und Glanz:

Der meine senkt sich einsam
Zu ödem Strand hinab,
Und keinen Kranz mehr schling' ich
Um meinen Wanderstab.

Sacht unter meinen Augen
Bist du herangediehn;
Ich habe dich geschaukelt
Als Mägdlein auf den Knien:

Und morgen bist du Jungfrau,
Gar spröd' und stolz gesinnt —
Laß mich die Stirn dir küssen,
Heut' bist du noch ein Kind!

---

## O wieviel Leid . . .

O wieviel Leid kann doch ein Mensch dem andern
Bereiten in des Lebens langer Frist,
Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern,
Man nie verwindet mehr und nie vergißt!

Gar manchen kenn' ich, welcher stumm gelitten,
So viel ein Staubgeborner leiden mag,
Und der, ein Kämpfer, welcher ausgestritten,
Nur mehr so hinschleicht wie der Mond am Tag.

Was hat ihn so verstört an Seel' und Leibe?
Wie elend sind wir Sterbliche, wie schwach!
Er litt vielleicht, weil irgend einem Weibe
Das bißchen Hirn, das bißchen Herz gebrach.

Sein Dasein ist vergiftet und verbittert,
Und ätzend schrieb jahrzehntelange Pein
Sich mit so manchem Vers, der nie verwittert,
In sein Gesicht wie in ein Stammbuch ein.

O wieviel Leid kann doch ein Mensch dem andern
Bereiten in des Lebens langer Frist,
Das, wollte man auch weit die Welt durchwandern,
Man nie verwindet mehr und nie vergißt!

---

## Betrachtend diesen Stoß von Briefen.

Betrachtend diesen Stoß von Briefen,
Die ganz von heißer Liebe triefen,
Bewundr' ich solchen Schatz von Frauenhuld
Und . . . des Papieres himmlische Geduld!

Was hat dies Weib mit Schwüren, dreist und dreister
Zusammen hier geklext — schier unerhört!
Da liegt es nun! Der Teufel hol' den Meister
Der Schule, welcher schreiben sie gelehrt!

Dem Mann der Börse gleich, vom Glück verraten,
Blick ich anjetzt, vor Ärger grün und krank,
Auf diesen Hauf wertloser Assignaten
Von Amors trügerischer Schwindelbank.

---

## Der letzte Kranz.

### Am Todestage Anastasius Grüns

12. September 1876.

Wie hallte das Festlied, wie schallte der Toast,
Als den Sänger, den greisen, bewährten,
Vom Grün des erwachenden Lenzes umsproßt,
In begeisterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein jeder so fröhlich bedacht,
Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
Von Lorbeern, von Rosen- und Veilchenpracht,
Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum tat die Begeisterung selbst sich genug:
  Doch zuletzt schien die Feier vollendet,
Und vorübergewallt der mänadische Zug,
  Und der letzte der Kränze gespendet.

Da schritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
  Nachzügler im festlichen Reigen,
Auch er einen Kranz in der Hand, gar schwer,
  Einen Kranz aus düsteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Rosen geschmückt,
  Der war nicht vom Laube der Eichen:
Der war auf Asphodeluswiesen gepflückt,
  Am Kozytus, im Lande der Bleichen.

Ihn wand um den Sänger der Fremdling sacht
  Und flüstert': In festlichen Stunden
Hat die Menge den Kranz der Unsterblichkeit
  Dir aus irdischen Blumen gewunden;

Doch den schönsten der Kränze, gar friedlich und still,
  Dem kein irdischer Herbst mehr verderblich,
Schlingt die Blüte, die falbe, des Asphodill —
  Und die Toten allein sind unsterblich.

---

## Stiftinghaus.

Tauben flattern um die Giebel,
  Flattern übern Wiesenplan,
Rosen, Weinlaub, Efeu schmiegen
  Mir zum Fenster sich hinan.

Und dies Heim, das traute, treue,
  Ist nach außen feste Burg:
Sicher wär' hier selbst der scheue
  Wundervogel, der Simurg.

Vor dem Gitter, treu verbündet,
  Steht ein riesig Pappelpaar,
Das mit lindem Säuseln kündet
  Jede nahende Gefahr.

Torwart ist die mut'ge Schwalbe,
  Die am Eingang nistend wacht;
Als Trompeter prunkt der Haushahn
  In des Kammes roter Tracht.

Hoch im Nußbaum seine Schnurren
  Hörnchen treibt, mein alter Freund,
Scheucht mit Fauchen und mit Knurren
  Jeden, der's nicht ehrlich meint.

Auf dem First die alte Krähe
  Meldet mit Gekrächz', empört
Jedes schnöden Fremdlings Nähe,
  Der des Waldtals Frieden stört.

Einsam bin ich, und ich singe,
  In des Waldes Grün versteckt.
Doch das Lied hat eine Schwinge,
  Und der Klang ein Echo weckt.

Und ans andre Bachgestade
  Sendend mein beschwingtes Lied,
Bin ich ähnlich der Zikade,
  Die man hört, doch niemals sieht.

---

## Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön . . .

### I.

Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön,
  Und wer's vermag, der sollt' es nicht versäumen.
Das Göttlichste, was hebt zu Himmelshöhn,
  Ist: Menschen geben dürfen, was sie träumen!

Ob Nabob man, ob Fürst, ob schönes Weib,
  Man sollte Gnaden, immer Gnaden spenden,
Gnaden mit Herz und Mund und Seel' und Leib,
  Ja, Gnaden allerwärts mit vollen Händen.

Bedenk', wie zu beglücken du vermagst,
  O Kind, mit einem Blick, mit einem Wort,
Mit allem was du tust und was du sagst,
  Mit deiner Schönheit wonnereichem Hort!

Warum nur tust du's nicht? Rührt dich das Flehn
Der Herzen nicht, die glühend überschäumen?
Ach, Gnaden auszuteilen wär' so schön,
Und wer's vermag, der sollt' es nicht versäumen!

## II.

Ja, warum tust du's nicht? Warum so spröde,
Da mancher schier vor deiner Tür verblutet?
Ist's Selbstsucht? Kaltes Blut? Ist's Herzensöde?
Macht dich die Eitelkeit so hartgemutet?

Wie? Oder ist's vielleicht das Vorgefühl,
Daß einer, dem du eine Gnade spendest,
Auch eine zweite, dritte, zehnte will,
Und will, daß du zu spenden nimmer endest,

Und daß du alles, alles, alles spendest,
Was du nur immer, Kind, zu spenden hast,
Und daß du alles ihm nur spendest,
Und spendest, spendest, spendest ohne Rast —

Und daß, wenn er das Süßeste, das Beste,
Von deinem Wesen schwelgend ausgeschlürft,
Er — ohne Dank, wie eine ausgepreßte
Zitrone, weg dich wirft? — —

---

## Inferno.

Mir träumt', ich stand
In tiefer Nacht am Gestade
Eines unendlichen
Schäumenden, vom Sturme gepeitschten,
Stöhnenden, heulenden Ozeans.
Und diese unendliche See,
Sie bestand, statt aus Tropfen,
Aus lauter wimmernden
Armen, verlorenen Seelen —
Und das Gestöhn und Gebrause des Meeres
War das Gestöhn

All dieser armen, verlorenen Seelen.
Ja, Tropfen schienen's von ferne,
Doch wenn man sie näher betrachtete,
So hatte jeder Tropfen
Ein schmerzverzerrtes Gesicht
Und weinende Augen
Und einen jammernden Mund,
Einen Mund voll grausiger Weheklagen . .
„Ist dies die Hölle?“ fragt' ich.
Sie ist's! erklang eines ehrwürdigen Greises
Stimme neben mir;
Dieser unendliche Ozean der Kreaturen
Ist die Hölle,
Die Hölle derjenigen,
Die sich selber verdammt haben
Und nicht vorgedrungen sind
Zur heiligen, heitren,
Die Sterne im Busen spiegelnden Ruhe,
Und nicht gelernt haben, außerhalb zu stehn
Und hinunter zu blicken vom Gestade,
Wie ich und du . . .

---

### Aide-toi et le ciel t'aidera.

Mir träumt', ich stieg
Zum hohen Olymp hinauf
Und bat die Götter, das Weib,
Das so sehr mich quäle, zu züchtigen.
„Warum nicht gar?“ versetzten sie lachend.
„Ei, da hätten wir viel zu tun!
Hilf dir selbst, so werden dir helfen die Götter!“
Sagten's, und heiter klang ihr silbernes Lachen
Durch den Olymp hin. Ich stand noch eine Weile
Beschämt und verlegen und zögernd da
Und wußte nicht recht, was ich denken sollte,
Venus schmunzelte, und der alte Vater Zeus
Nahm mich beiseit' und fragte
Mich, augenzwinkernd: „Ist sie hübsch, deine Kleine?“

Das merkte die eifersüchtige Hera
Und winkte dem geflügelten Hermes,
Mich hinauszugeleiten. Der faßte mich
Am Arm und führte hinaus mich
Und tippte mir auf die Schulter und sagte:
„Sei kein Tropf, Freund!
‚Pflügbar ist auch anderes Ackerland!‘*)
Und: ‚Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Wie kaum sich die Lippe der Ersten geküßt**)!‘
Laß uns ungeschoren, Bester,
Mit den sterblichen Weibern, wir haben genug zu tun,
Um fertig zu werden dahier mit den unsern.“

---

## Gaukle, gaukle, Mädchenfalter . . .

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter,
Tanzend auf beblümter Heide,
Wie ein Distelhaupt im Winde,
Nur in etwas bunterm Kleide!

Gaukle, gaukle, junger Falter,
Denn was kannst du sonst als gaukeln?
Hast ja recht, auf flücht'gen Blüten,
Selber flüchtig, dich zu schaukeln!

Wär's nicht töricht, dir zu grollen,
Ungerecht, dich anzuklagen,
Weil du nicht wie unsereiner
Hast gelernt dem Tand entsagen?

Wär's nicht grausam, dir zu pred'gen,
Daß du sollst die Welt verachten,
Daß du sollst wie unsereiner
Darben, siechen, einsam schmachten?

Unsereiner sieht doch heimlich
Götter zu sich niedersteigen,
Sieht zu seinem Schmerzenslager
Musen sich und Grazien neigen —

*) Sophokles.
**) Goethe.

Unsereiner kann verzichten,
  Sich ins Weltgetrieb' zu mischen,
Kann die Erdenkost verschmähen,
  Denn er speist an Himmelstischen.

Aber du, du armes Weltkind,
  Arm im Haupt und arm im Herzen,
Wär' das bißchen Erdentand nicht,
  Ach, wie solltest du's verschmerzen?

Gaukle, gaukle, Mädchenfalter,
  Tanzend auf beblümter Heide,
Wie ein Distelhaupt im Winde,
  Nur in etwas bunterm Kleide —

Freue dich des kurzen Lebens
  Und genieß es nur geschwinde!
Gaukle, junger Falter, gaukle,
  Tanze, Distelhaupt im Winde!

---

## Tausend goldne Träume . . .

Tausend goldne Träume
Weben in den Winden,
Tausend goldne Schäume
Lenzeslust verkünden;
Tausend goldne Sterne blinken —
Doch nicht einer will mir winken;
Tausend goldne Blumen blühen,
Keine fragt: willst du mich pflücken?
Möchte dir den Busen schmücken!
Tausend Flammenaugen sprühen,
Tausend schöne Mädchen glühen,
Wandeln lächelnd durch die Gassen,
Schwärmen durch die Haine.
Und von all den Tausend spricht nicht eine:
Küsse mich, mein Freund, ich bin die Deine!

---

## Der Troubadour.

Wer kein Prinz ist, wer kein König,
Ist für einen Liebenden zu wenig!
Hätt' ich nicht Millionen zu verschenken,
Würd' ich denn an Frauenminne denken?
Auf, ihr stolzen, minniglichen Schönen
  Und ihr Mägdlein hold auf blüh'nder Flur!
Kommt! Ich bin der edle, muntre, treue,
  Unermeßlich reiche Troubadour!

Tausend Schätze weiß ich aufzuspeichern,
Fürstlich, die ich liebe, zu bereichern!
Perlen streu' ich, lichte Himmelskronen
Flecht' ich aus den Sternen aller Zonen!
Wer ist, die ein Lied will, zaubertönig,
  Für ein Küßchen, mild wie Honigseim,
Und für eine Kosestund' ein schönes
  Königreich in Wolkenkuckucksheim?

---

## Der Stern des Ares*).

Nacht ward's — der schöne Stern der Liebe sank
Im Westen sacht hinab. Ihm gegenüber
Hob übern Waldrand schreckbar sich ein fremdes,
Rotleuchtendes Gestirn. Es war der Stern
Des Ares, der, entfacht zu wilder Glut,
Wie kaum ihn sah dies lebende Geschlecht,
Des Himmels Leuchten all nun überstrahlte.
Hinabschwand tiefer stets der Liebe Stern,
Und greller, immer greller funkelte
Des Kriegesgotts Gestirn, der Stern der Zwietracht,
Des Hasses, rot wie Blut, gemischt mit Flammen.
Und während ich den Blick in seine Lohe
Versenkte, schwoll er mir zum Feuerbrand,

*) Geschrieben zurzeit des russisch-türkischen Krieges, als der Planet Mars, im September 1877, bei seiner größten Erdnähe in ungewöhnlichem Glanze leuchtete.

Zur düstern Fackel, deren Glut die Welt
In Brand zu stecken drohte.
Neben ihm
Aufragen sah ich in den nächt'gen Himmel
Ein Kreuz — das Kreuz des Turms der nahen Kirche.
Hell hob sich's ab vom Grund des Firmaments.
Dem Kreuze gegenüber schwebte silbern
Der halbe Mond am Himmel.
Plötzlich stand
Vor dem erregten Sinn mir ein Gesicht,
Des Schreckens voll. Das Kreuz, das ragende,
Es ward vor meinen Augen zur Standarte;
Zum fliegenden Banner ward der Halbmond auch;
Und hinter diesem, hinter jenem wälzte
Herauf, heran sich langsam dicht Gewölk,
Wie kampfbereite Geisterlegionen.
Traun! Nicht umsonst hell zwischen beiden flammte
Der Stern des Ares! Vor mir lebend rollte
Ein grausenhaftes Bild sich auf — der K r i e g!
Ich sah die Stute des Kosaken trinken
Im Ister und im Euphrat, sah den Säbel
Des Moslem blitzen, dräuend, neu geschärft!
Zertretne Saaten sah ich, Völkerstämme,
Mit Weibern, Kindern, Greisen ratlos flüchtend,
Vom Huf zerstampfte Reihn; hier rauchend Blut,
Dort Rauch von Bränden!
Schar um Schar entsendet
Zum Schanzensturm der Feldherr. Sie gehorchen.
Sie ziehen stumm dahin, gleichgültig fast,
Wie Schlächter, Henker gehn ans Tagewerk.
Hin ziehn sie stürmend, eine nach der andern,
Und jede kehrt nur halb zurück. Am Abend
Ertönt's: „Hurra! die Schanze, sie ist unser!"
Jedoch der Streiter Mehrzahl deckt das Feld,
Tot, oder ächzend mit zerstückten Gliedern.
Im nächsten Morgengrauen schreckt die Bombe
Des Feinds die müden Sieger dröhnend auf.
Die heiß ersiegte Schanze stürmt der Feind,
Und dreimal stürmt er sie, und dreimal muß
Sie neu gewonnen werden — dreimal sinkt

Der Streiter Dritteil röchelnd in den Staub.
Am Abend ist verloren mit dem Blut
Von Tausenden, was mit dem Blut von Tausenden
Erstritt das heiße Gestern. Neu beginnt
Der neue Tag das Ringen. Fort so wütet
Es ungezählte Tage, Wochen, Monde,
Den Ort nur wechselnd: und das Leben füllt
Mit letzter Kraft nur aus des Todes Lücken.
All dies — wofür? Damit Gerechtigkeit
Geschehe? Wie? Gerechtigkeit? Ersiegt
Durch einen Kampf, in dem ein einzig Recht
Gegolten hat von je: das Recht des Starken?
Steht auch das Recht, sowie der liebe Gott,
Auf seiten stets der „stärksten Bataillone"?
Mäht nicht der Zweikampf oft den bessern Teil,
Der schuldlos und gezwungen mit dem frechen
Angreifer sein jungfräulich Schwert gekreuzt?
Seh' ich das Blut, das so vergossen wird,
Vereint als Höllenstrom die Wogen wälzen,
Seh' ich die Tränen, die der Krieg erpreßt,
Gestaut als totes Meer, seh' ich die Flammen
Der Kriegesfackel all zum Himmel schlagen,
Hör' ich das Ächzen all der Tausende —
Ein Grausen faßt mich da vor dir, o Mensch,
Der achselzuckend sagt: „Das ist der Krieg!" —
Der Kunst des Tötens allergrößter, traun,
Erfindungsreichster Meister ist der Mensch!
Und labt der Tiger sich am Einzelmord —
Wer ist's, der gern in Massen würgt? Der Mensch!
Und seinesgleichen würgt er!
Doch — ist's nicht
Derselbe Mensch, der Liebe, Liebe predigt,
Und der mit edlem Stolze Tempel türmt
Der Bildung und Gesittung, und Altäre
Dem Fortschritt weiht und edler Menschlichkeit?
Der mildgesinnt die Galgen niederreißt —
Und der — weil er kein Blut kann sehn — das Schwert
Der Themis in die Rumpelkammer wirft —
Und der Spitäler baut für kranke Hunde
Und für die Spätzlein sorglich Futter streut

In rauher Winterszeit? — —
Ach ja, derselbe! —
Vergib mir, edler Massenmörder Mensch!
Schon bin ich umgestimmt, bewundre dich!
Und künftig, statt ein Untier dich zu schelten,
Ein stimm' ich achselzuckend: C'est la guerre . . .

---

## Traue nicht.

Freund, eines laß dir sagen: Glaube nicht,
Daß besser je wird, als sie war, die Schlange;
Daß Reineke nicht bleibt ein schlauer Wicht,
Jung-Isegrim nicht bleibt ein böser Range;
Daß anders kann der Wolf, als blutig ritzen
Das Fell dem Lamm, dem frommen, lilienweißen,
Anders die Kröte kann als Geifer spritzen,
Und anders kann der Hai als dich zerreißen.

Wen du durchschaut, dem traue nicht, beileibe!
Wie ihn Natur geprägt, bleibt er bewandt!
Vor allem traue nicht dem schönen Weibe,
Das du als falsch im Innersten erkannt!
Insonderheit bedarf's der überlegung,
Liebwerter Freund, wenn zu bereun sie scheint,
Wenn sie, erfaßt von einer bessern Regung,
Samtpfötchen macht und küßt und schwört und weint.

Des Weibes Sinn, er schwankt im Pendelschwunge!
Sei auf der Hut, just wenn sie sanfter flötet!
Den Rücksprung macht der Tiger vor dem Sprunge,
Und rückwärts schwingt das Beil sich, eh' es tötet.
Die Brandung, die ans Ufer dräuend prallt,
Daß Fels und Strand von ihrem Schaume triefen,
Dann, wie beruhigt, seitwärts tückisch wallt —
Sie kehrt zurück und reißt dich in die Tiefen!

---

## Abend.

Geh' unter, schöne, goldne Sonne,
Der Tag war heiß, und ich bin müd'.

Geleuchtet hat mir manche Wonne
Und manch ein Leid hat mich durchglüht.
Geöffnet hast du meine Lider,
Goldphönix du, dem holden Licht;
Sacht weckte mich dein Glanzgefieder
Im Frührot, und ich säumte nicht.

Von deiner Strahlen Glut befeuert,
Durchpulste rascher mich das Blut;
Und wieder ward ein Stück durchsteuert
Des Lebensstroms in frischem Mut.
Ich trage Schwielen an den Händen
Und Schweißesperlen im Gesicht;
Der Abend kommt, die Mühen enden —
Wie sich's gelohnt, ich frage nicht.

Sie geht hinab, die goldne Sonne,
Der Tag war heiß und ich bin müd'.
Fahr' wohl, o Stern, der mit der Wonne,
Dem Leid des Tags mein Herz durchglüht!
Du Stern der Nacht, sei nun willkommen,
Der Mohn auf meine Lider gießt!
Ich preise den, der sie mir öffnet,
Ich preise den, der sie mir schließt.

---

## Sag', liebes Kindchen . . .

Sag', liebes Kindchen, sag', woher
  Dir doch die Seele kam,
Die schon dir aus den Augen blickt,
  So traut, so wundersam?

Ein Würmchen bist du noch und kannst
  Durch seelenvolles Lächeln
Mit einem Hauch von Himmelslust
  Doch schon mein Herz umfächeln!

Liegt nicht in deinem Antlitz schon
  Was übermenschlich Kluges,
Als sprächst du keck im stillen Hohn
  Dem Bann des ird'schen Truges?

Vorerst ist deine Zauberkunst
  Das Weinen und das Lächeln.
Ich fass' es, Herzchen, daß du weinst;
  Doch sag', warum das Lächeln?

Du weinst, weil man dich hungern läßt,
  Weil man dich preßt und bindet;
Doch Gott mag wissen, was der Knirps
  Schon zu belächeln findet?

Wie kommt's, daß solch Nesthockerchen,
  Unflügg' und unbefiedert,
Doch schon so freundlich, reizend-hold,
  Papachens Gruß erwidert?

Die ihr die Welt zusammensucht,
  Nachdem ihr sie zerstückelt,
Ihr fragt, was sich im Kind, im Keim
  Zu allererst entwickelt?

Sein erstes ist nicht Bauch, nicht Kopf,
  Nicht Wirbelstrang noch Kehle,
Sein erstes ist nicht Hand noch Fuß —
  Sein erstes ist — die Seele!

---

## Seelenwanderung.

Was hättest du mir werden können,
  O Weib, und ach, was wardst du mir?
Betracht' ich so dein nett Figürchen
  Im Mittelmaß bescheidner Zier,

Aufs neue mit geheimem Zauber
  Mir stets bestrickend Herz und Sinn —
„Ach, hätt'st du nur ein bißchen Seele!"
  Seufz' ich im stillen für mich hin.

Welch rätselhafte Sympathien
  Bei so viel herbem Widerstreit!
Wie kann man sich nur heimisch fühlen,
  Dort, wo man kommt und geht mit Leid?

Löst' Inderweisheit dieses Rätsel,
Und deutet etwa solch Geschick
Auf Wundersagen, alt-verschollne,
Der Seelenwanderung zurück?

Gehörten etwa unsre Seelen,
Die jetzt ein Abgrund klaffend trennt,
Verwandt und traut gesellt vorzeiten
Ein und demselben Element?

Vielleicht als ein paar Blumenseelen
Auf einem Stengel blühten wir,
Uns traulich zueinander neigend
Im lenzesduftigen Revier:

Dann ward verzaubert ich, verschlagen
In eines Dichters Leib im Nu,
Und in ein kleines, schales, seichtes,
Boshaftes, eitles Weibchen du.

---

## Ward untreu dir dein erstes Lieb.

Ward untreu dir dein erstes Lieb',
Laß fahren, Knab', laß fahren;
Was schadet ein beschnittner Trieb
Dem Baum in jungen Jahren?

Wisch' ab die Tränen, Milchgesicht,
Die deine Wangen netzten!
Die erste Liebe tötet nicht —
Man stirbt nur an der letzten.

---

## Komm, Liebe, du heil'ge.

Komm, Liebe, du heil'ge, du himmlische Flamme,
Schwing' himmelab dich vom göttlichen Sitz!
Sei mir, was die Glut ist dem modernden Stamme,
Berühre das Herz mir mit zündendem Blitz!

Vernichte die schnöden, die kleinlichen Qualen,
Unsel'ger Gefühle sich drängenden Schwarm!
Verzehre den seelenvergiftenden, schalen,
Am Herzen mir ruhelos nagenden Harm!

Für Schönes und Großes zu sterben in Ehren,
Es wäre der schönste, der letzte Triumph,
Statt sich in unwürdiger Pein zu verzehren
Für Kleines, Gemeines, verdrossen und dumpf —

Komm, Liebe, du heil'ge, du echte, du hohe,
Wirf himmlische Flammen ins irdische Blut:
Wie Herakles schmacht' ich nach sühnender Lohe,
Wie der Phönix dürst' ich nach läuternder Glut!

## Tausend holde Dinge.

Sieh' das Kind, das kaum geborne!
Sieh' den armen Wurm, den kleinen!
Weinend grüßt es den Erzeuger,
Weinen ist sein erstes — Weinen!

Sieh' den Totenschädel grinsen
Wie nach überstandner Frone!
Kommt zur Welt das Leben weinend,
Lacht der Tod, der Welt zum Hohne.

Und doch — zwischen jenes erste
Weinen und dies letzte Lachen
Treten tausend holde Dinge,
Wert und froh das Sein zu machen . . .

## Beauté de diable.

Beim Teufel, ein pikantes Weib!
Eine wahre beauté de diable!
Zwar stark schon alternd und fast verlebt,
Doch immer noch akzeptabel! —

Gewiß, wenn eben die lüsterne Glut
Auf den Wangen, im Aug' ihr gleißt!
Doch anders, wenn ihr Ernüchterung
Die Larve vom Antlitz reißt!

Dann suchst du umsonst vom pikanten Reiz
In den welken Zügen die Spur:
Streich' aus diesem Gesichte die Buhlerin,
So bleibt die Hexe nur!

## Ich wundre mich.

Ich wundre mich, daß tausend andre
So kalt an dir vorübergehn
Und auf den Reiz, der mich entzücket,
Als wie mit blödem Auge sehn.

O wärst du häßlich für die andern!
Wärst du für all die andern alt!
Mir schwebt ein Hauch von ew'ger Jugend
Um deine schlanke Huldgestalt!

Will ich mit krit'schem Auge sichten,
Was dir geraubt der Jahre Lauf,
So schlägt der Venus keckes Bübchen
Ein silbern Hohngelächter auf.

Als Perle werd' ich stets dich grüßen,
Ein Ausbund bist du stets für mich
Von allem Schönen, allem Süßen —
Mit einem Wort: Ich liebe dich.

## Das Ringlein.

Ich hab' ein Ringlein liegen
Im Schrein, mit anderm Tand;
Das kommt nun so zuzeiten
Mir wieder in die Hand.

Der Stein ist ausgebrochen,
  Ein schimmernder Rubin;
Ihn wieder einzufügen —
  Es kommt mir nicht in Sinn.

Der Reif ist gar gesprungen;
  Ich könnt' ihn schmieden neu:
Doch nein, er bleib' in Stücken,
  's ist besser, meiner Treu'.

---

**Dum defluat amnis.**

I.

Wie der Narr am Strand des Flusses,
  Der hinüber meinte gut
Zu gelangen trocknen Fußes,
  Wenn vorbeigerauscht die Flut,

Harr' ich Tor auf deiner Reize
  Welken, übermütig Weib!
Mir zur Qual und mir zum Trotze
  Blüht dein schöner Nixenleib.

II.

Bist du wirklich unvergänglich —
  Jung und schön und frei von Leid?
Wirklich ewig unzugänglich
  Für den scharfen Zahn der Zeit?

Spotte meiner Liebesklage,
  Zauberschöne Prachtgestalt!
Einmal kommen doch die Tage,
  Wo du häßlich bist und alt.

Taumle hin, zum Glück erlesen,
  In bacchantischer Freude Sturm!
Einmal wirst auch du verwesen,
  Einmal frißt auch dich der Wurm.

---

## Zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares.

Am 24. April 1879.

Zwiefach Leben lebt der Herrscher Glanzgeschlecht auf hohem Thron:
Ihrer Völker und das eigne: Jubelruf und Klageton,
Wohl und Weh' der Millionen in des Lebens wildem Braus
Zittert nach an ihrem Herde, widerhallt in ihrem Haus.

Und der Ehepfühl der Fürsten ist kein weiches Taubennest,
Ist ein Adlerhorst, ein stolzer, in des Felsens Spalt gepreßt
Auf des Berges höchstem Grate, leuchtend zwar im Sonnengold,
Aber auch umtobt von Stürmen und von Wettern wild umgrollt.

Fünfundzwanzig Jahre schwanden solchen Doppellebens hin,
Seit der jugendliche Kaiser sich erkor die Kaiserin:
Fünfundzwanzig blüh'nde Lenze — fünfundzwanzig Winter auch,
Lichte Sonnen und umwölkte, West und Nord im Wechselhauch;

Blut'ger Lorbeer, reichlich sprießend — Friedenspalmen, wehend drein,
Völkerkampf, Parteienhader — neuer Hoffnung Frührotschein,
Fluch und Segen, kommend, schwindend — Götterhuld und Götterzorn —
's ist ein launisch Weib die Nymphe an des Zeitenstromes Born . . .

Dennoch auf der Höh' des Thrones zweier stolzen Reiche steht
Herzensstark, in edler Reife, das gekrönte Paar — o seht!
Ihre Blicke suchen, finden heute sich und strahlen licht:
Wißt ihr, wo sie sich begegnen? — Auf des Sohnes Angesicht!

In dem Blick' auf ihn gerichtet, eine Träne glänzt darin:
Österreichs Geschicke weben still und ahnungsvoll um ihn;
Wie voraus der Tag den Lichtstrahl sendet auf kristallner Firn',
Dämmert ein versöhntes Schicksal auf des Jünglings reiner Stirn!

Östreichs Völker sehn es freudig, sehn der Kaiserzähre Lauf,
Und nach diesem Sterne blicken alle sie bewegt hinauf;
Feindliches versöhnt sich, Sprödes findet froh sich unterjocht.
Einer ist's von jenen Tagen, wo das Volksherz lauter pocht.

Denn das Volk, es hat ein Herz noch, wird es haben immerdar;
Ein Bedürfnis hat's, zu lieben, gerne hebt's auf den Altar,
Was es liebt, und zu des Ruhmes hellster, schönster Höhe steigt,
Wer von dieser stolzen Höhe gern zu ihm — herab sich neigt.

Und kein leeres Wort ist Treue, die stets am Geschlechte hing,
Das mit einem Volk als Führer durch der Zeiten Wandel ging,
Das in rauher Zeit gewesen dieses Volkes Hort und Schild,
Groß es oder glücklich machte — kraftvoll herrschend oder mild . . .

Festlicher hat seine Schwingen nie geregt der Doppelaar:
Daß wir geben Lieb' um Liebe, sieh' es heut', erlauchtes Paar!
Einen neuen Brautkranz flicht dir aus den Blumen, heut' gestreut,
Und im Angesicht der Völker sei dein heil'ger Bund erneut!

Fünfundzwanzig Jahre gingen nimmermüden Strebens hin,
Seit der jugendliche Kaiser sich erkor die Kaiserin:
Laßt uns ringen, frischen Mutes, treu vereint in Lust und Leid,
Und es wird die goldne Hochzeit finden eine goldne Zeit.

---

## Die schönste der Flammen.

Schön ist der Komet und das Meteor
 In seinem himmlischen Tanze;
Und schön auch schlägt vor des Himmels Tor
Sein Pfauenrad der Strahlenflor
 Des Nordlichts in herrlichem Glanze;

Und schön ist der himmlischen Esse Sprühn,
Das Geflimmer unzähliger Sterne;
Und schön auch das Morgen- und Abendglühn,
In dessen Strahlen die Zinken blühn
Des Gebirgs in unendlicher Ferne;

Und schön sind Städte in festlicher Nacht,
Im Schein unzähliger Kerzen;
Und Freudenfeuer, lodernd entfacht
Von Bergen zu Bergen in ruhiger Pracht
Unterm Festruf jubelnder Herzen;

Und Feuerkünste, auf dämmriger Au'
Die Sommernacht prächtig durchwitternd,
Des Funkengestöbers bezaubernde Schau,
Raketen durchschwärmend das himmlische Blau,
Aufleuchtend und leise verzitternd.

Das alles ist schön, und der Mensch erstaunt,
Es betrachtend mit offenem Munde:
Auf die Zehn wohl stellt er sich, um es zu sehn,
Und läßt sich's wohl auch nicht verdrießen, zu gehn
Danach so manche Stunde.

Doch der hastende Fuß nicht, das Dampfroß nicht,
Nicht der Huf des gesattelten Pferdes
Führt zur schönsten der Flammen: die schönste zu schaun,
Die heiligste, hehrste, die lieblichste, traun,
Ist die Flamme — des häuslichen Herdes.

---

## Dichterliebe.

Ein Leib, den Dichterküsse segnen,
Blüht, wie erfrischt von Himmelstau:
Blick' in den Spiegel und betrachte
Dein lächelnd Bild, du süße Frau!

Meinst du, du wärst so unverwelklich,
Wenn meine Glut dich nicht gefeit?
Verblühend, alternd, wärst verfallen
Auch du dem schnöden Bann der Zeit!

Mit Küssen einen Zaubergürtel
  Schlang ich um deine Reize sacht,
Der dich vom Scheitel bis zur Sohle
  Unsterblich, unverwüstlich macht.

Geheime Kraft verleiht — o, glaub' es —
  An einem Dichterherzen ruhn:
Nicht altern wirst du, nicht verwelken,
  Solang' du wirst geliebt wie nun.

Und stirbst du, wirst du nicht verwesen,
  Wirst liegen frisch und hold im Schrein,
Umhaucht noch von den Glutaromen
  Der Liebe wie von Spezerein.

---

## Kürze.

Allzu knapp, Kind, findest du meine Lieder?
Lenk' ich nach allzu kurzem Flug zur Erde wieder?
Du hast recht, beim Himmel, o meine Süße:
Kurze Lieder lieb' ich und lange Küsse.

---

## Die säumige Schöne.

Mir ein Stelldichein versprach sie
Ganz gewiß in dieser Woche,
Als ich über Kaltsinn klagte
Und vor Sehnsucht schier verzagte.
Sonntags konnte sie nicht kommen,
Mußte ja zur Kirche gehen.
Montags, da gebrach es leider
Ganz an Zeit ihr, wie sie sagte.
Dienstags mußte sie besuchen
Ihre Tante, die betagte.
Mittwochs litt sie an Migräne.
Donnerstags war schuld das Wetter,
Daß sie nicht zu kommen wagte.
Freitags hatte keine Lust sie,

Wie ich merkt', als ich sie fragte.
Samstags endlich wurde wieder
Aus der Sache nichts, dieweil ich,
Als sie kam — davon sie jagte.

---

## Kommt und schaut.

### Zur Eröffnung der Grazer Landesausstellung 1880.

Schönheit ist viel, und sie kredenzt den Becher
Der Lust in holdem Reiz, in süßer Frische,
Und Balsam ist's für jedes kranke Herz,
Zu sehn die zarte Maid mit blüh'nden Wangen
Am Bachesrande schweifen, sie zu sehn
Auf buntgestickter Wiese Blumen pflücken
Und Kränze winden und nach Faltern haschen.
Da hascht man sie auch selbst wie einen Falter
Und faßt sie schmeichelnd, neckend wohl am Kinn
Und koste gern mit ihr.
Doch sieht man dann
Dasselbe reizend-schöne Kind beschäftigt
Mit ernstem Tun, in schlichtem, züchtigem
Gewand am Herde stehn, sieht man sie spinnen
Und weben und mit Feenhänden schaffen
Viel Schönstes zu Bedarf und holder Zier —
Da staunt man froh, da liebt man sie nicht bloß,
Da ehrt man sie mit frommer Scheu und preist
Das Haus, in dem sie waltet.
So nun zeigt
Der schönsten eine in dem Schwesternreigen
Alt-Austrias, die blüh'nde Styria,
Die reizberühmte, heitre, sangesfrohe,
Leichtblütige, von Grazien und Musen
Gesegnete, die der Erfrischung Becher
Viel Tausenden kredenzt so Jahr für Jahr
Im frischen Odem ihrer Höhn, im Grün,
Dem aug-erfrischenden, der Au'n, im Würzeduft
Der Wälder, die als lächelnde Najade,
Am Born heilkräft'ger Wunderwasser sitzend,
Den Edelweiß- und Alpenrosenkranz

Um ihre Stirne schlingt — in diesen Tagen
Zeigt sie, die holde, sich in ernsterm Schmuck,
Zeigt sie im Schmuck der Werke ihrer Hände
Und ihres Fleißes sich und ihrer Kunst
Und spricht: Ihr irrt, wenn ihr vermeint, ich sei
Nur eine schöne Müßiggängerin,
Leichtlebig träumend unter Blütenbäumen!
Tatkräftig bin ich, strebsam, schaffensfreudig!
Ihr müßt mich nicht bloß lieben, nein auch ehren!
Nicht bloß an Blüten, reich an Frucht auch bin ich,
Wie meine Gärten, bin zum Werke rasch
Wie meine Ströme, und in meinem Blut
Rollt wohl auch manch ein stählendes Atom
Vom Eisen meiner Berge. Aufgebaut
Hab' ich vor Nachbar- und vor Schwesterlanden
Ein Tempelhaus der werkesfrohen Göttin,
Und ernsten Dranges, regsam, nimmer müd',
Hab' ich des Schönen, Tüchtigen, Gediegnen,
Unzählbar vieles rings um mich versammelt.
Eröffnet sind die Hallen — kommt und schaut.

---

## Die Brüder.

An eines Kranken Bette saß der Schlaf
Und schaut' ihn höhnisch an im Dämmerschein
Der öden Nacht und sprach: Voraus dir sag' ich's,
Du lockst mich diese Nacht nicht auf dein Lager,
So wenig als die vorige: wie jetzt
Du mich da sitzen siehst am Bettesrand,
Spröd', unerbittlich, wirst du mich auch sehn,
Sobald der Morgen graut und durch die Fenster
Der erste Strahl des neuen Tages zittert.
Versuch' es wie du magst: ob du auch seufzend,
Von einer dich zur andern Seite wendend,
Die müden Augen immer wieder schließest
In wacher Qual, mich heimlich flehend rufst
An deine Brust — hier sitz' ich, trotze dir!
Horch, zehn Uhr schlägt es erst vom Turm; du wirst
Die elfte schlagen hören und die zwölfte

Und jede Stunde so der langen Nacht,
Und wirst aufhorchend alle Schläge zählen
Und still verzweifelnd fluchen jedem Schlag.
Millionen bin ich hold, ein trauter Freund,
Doch grausam kann ich sein, sobald ich will,
Just wie ein schönes Weib. — So spricht der Schlaf
Und wächst empor zum Dämon, spöttisch grinsend,
Am Rand des Pfühls. Da schlug es Mitternacht,
Und es begann zu sausen vor dem Fenster,
Zu klappern wie von einem Knochenreigen —
War's doch die Geisterstund'. Die Toten stiegen
Aus ihren Gräbern tanzend. Plötzlich schaute
Ein Engel durch das Fenster stumm herein;
Bleich war, sehr bleich, doch sanft sein Angesicht.
Als diesen er erblickte, fuhr der Schlaf
Vom Stuhle grollend auf und schlich sich weg.
An seiner Statt nahm Platz der Milde, Bleiche.
Wer bist du? sprach der Kranke zu dem Gast.
Und dieser drauf: Des Schlafes Bruder bin ich,
Des spröden, unerbittlichen, der sich
Nicht zwingen läßt. Mich findet jeder willig,
Wenn er mich sucht mit ernstlichem Entschluß.
Mich zu beschwören, tausend Mittel gibt es;
Weit sichrer, traun, als Schlummersäfte wirken
Die dunklen Todessäfte der Natur.
In Morpheus' Arm führt oft ein langer Weg,
Der Pfad jedoch zur Unterwelt ist kurz,
Und es genügt ein rascher, fester Schritt.
Entschlafen auf ein Stündchen ist oft schwer,
Auf ewig — leicht; ein Kinderspiel nur. Willst du?

---

## In Lieb und Wonne . . .

In Lieb' und Wonne schwelgend einst
War ich bei dir zu Gaste,
Und stets noch harr' ich bei dir aus,
Obgleich ich lang' schon faste,
Ich häng' an dir wie ein welkes Blatt
An einem dürren Aste.

---

## Dichterlos.

### Zu Ehren des Dichters C. G. v. Leitner.

18. November 1880.

Ein Sproß des grünen Alpenlands, ein Mann,
Mit holder Kunst, zu singen und zu sagen,
Begnadet, dessen Stirn die Bürgerkrone
Vereinigt mit dem Dichterlorbeer schmückt,
Und dem wir, auch wenn seines Hochverdiensts
Wir zu vergessen schienen, stets gezollt
Den Herztribut, den unbewußt man zollt
Erlesnen Menschen, weil sie einen Hauch
Des Guten, Edlen still um sich verbreiten —
Er tritt ins Patriarchenalter heut',
Das schon den Menschen heiligt und verklärt,
Wär' er auch nichts gewesen als — ein Mensch.

Denkt ihr, was das bedeutet, achtzig Jahre?
Fast ein Jahrhundert! Und welch ein Jahrhundert!
Was ging an diesem greisen Haupt vorüber!
Und wißt ihr, was es ist, ein *Dichterleben*?
O, diese Feengabe Poesie!
Wem in die Wiege sie gelegt — ob er
Mit wen'gen Klängen, ob mit hundert stolzen
Gesängen zieht die Schwanenbahn des Lieds,
Des Dichters eignem ganzen Leben gibt
Sie *Inhalt* und *Gestalt* — vom ersten Lächeln
Und Jauchzen bis zum letzten Seufzerhauch.
Wem einmal ist ein echtes Lied gelungen,
Er lebt, auch wenn er schweigt, ein Dichterleben,
Sein Herz pocht in den Freuden, in den Qualen
Des Dichterdaseins, bis es bricht. Die Rose,
Sie lebt auch welkend noch ein Rosenleben,
Und wenn sie stirbt, so ist's ein Rosentod.
Ihr kennt des Dichters *Ziel* nur, nicht sein Ringen,
Ihr seht im Umschwung seiner Lebensjahre
Nur seine *Saat* — nicht seiner Lenze Stürme,
Nicht seiner Herbste Frost. Ihr ahnt es kaum,
Sein überzart Empfinden, Brüten, Träumen,
Sein halbverlornes Trachten all die langen

Jahrzehente hindurch! Er sieht an Klippen
Der Wirklichkeit sein bestes Streben scheitern,
Er hört die eigne Stimme matt verhallen
Im Tageslärm — er sieht sich kaum gestreift
Vom flücht'gen, kühlen Blick der schwer erwärmten,
Der viel-zerstreuten Mitwelt! Hin so lebt er,
Ein Einsamer im Schwarme! O, ihr kennt
Den stolzen Sonnenflug des Dichters nur,
Nicht seine ird'schen Leidensstationen!
Ihr wisset, was das Leben ihm geboten,
Doch was es ihm versagt — weiß er allein.
So ging der Held des heut'gen Tages auch
Still zwischen uns ein Menschenalter hin,
Von manchen unerkannt: doch alles reift
Gemach im stillen, auch ein Dichtername.
Für jeden kommt die Stunde, wo er gilt
Soviel er wert — Heil dem, der sie erlebt,
Wie unser Minstrel heute sie erlebt!

In seine einsam-stille Dichterzelle
Fällt heut' ein grelles Licht — zum Chor geschwellt
Drängt heut' der Liebe Wort sich an sein Ohr.
Er hat's erreicht, daß seine Lebenssonne
In Glanz und nicht in Wolken niedergeht,
Und freun mag er sich dessen wacker noch,
Denn ungebrochen, aufrecht steht er da,
Und das Jahrhundert, das mit ihm geboren,
Ist älter, lebensmüder fast als er.

Mit Mutterstolz, du grüne Steiermark,
Horch offnen Ohrs und Sinnes immerzu
Auf seiner Vorzeitsänge kräft'gen Klang,
Auf seiner Lieder zartgestimmte Töne:
Und immer sei im langen Lauf der Zeiten
Der Name G o t t f r i e d L e i t n e r mitgenannt,
So oft du nennst die liebsten deiner Söhne!

---

## Der Blumenmarkt.

Blicke nicht, die Stirn gepreßt
An die Fensterscheiben,
Immer so den Markt entlang
Hin ins bunte Treiben!
Sehnsuchtsvoller Späheblick
Wird dir, ach, nicht frommen,
Und die du so heiß ersehnst
Wird des Wegs nicht kommen!

Weitab von des Markts Gewühl,
Jene dunkle Straße,
Welche zu den Schatten führt,
Ging die Schöne, Blasse,
Die so oft die weiße Hand
Auf die Stirn dir legte
Und mit trautem Liebestand
Süß dein Herz bewegte!

O wie reizend, wenn sie ging
Hier im bunten Schwarme
Züchtiglich des Morgens oft,
Körbchen an dem Arme,
Feilschend sich den Blumen gern,
Früchten zugewendet
Und zum Fenster dann hinauf
Holden Gruß gesendet!

Fortgeschlichen hat sie sich
Aus dem Sonnenscheine,
Von dem Markt der Blumen weg,
Zum Zypressenhaine;
Und es ist ein fahler Kranz
Ihre letzte Habe,
Und ein schwarzer Rabe sitzt
Auf dem Kreuz am Grabe . . .

Blicke nicht, die Stirn gepreßt
An die Fensterscheiben,

Immer so den Weg entlang
Hin ins bunte Treiben!
Sehnsuchtsvoller Späheblick
Wird dir, ach, nicht frommen,
Und die du so heiß ersehnst,
Nimmer wird sie kommen!

---

## Das fremde Vöglein.

Es kommt ein Vöglein dann und wann
In meines stillen Gartens Bann,
Das flötet mit ganz eignem Schall,
Viel süßer als die Nachtigall.
Auch andre Vögel singen mir
Von Sehnsucht, Liebe, dort und hier,
Im Morgen- und im Abendschein;
Sie singen hold, sie singen fein;
Doch ach, was ist der längste Sang
Mir gegen einen einz'gen Klang,
Hebt jenes Vöglein, wohlgetan,
Im fernen Busch zu flöten an.
Es singt mit gar besondrem Laut
Und doch herzinnigst mir vertraut.
Nur selten kommt es, ferneher,
Glaub' stets, es kommt wohl nimmermehr;
Mir wär's zu tiefer Herzensqual,
Wenn es verstummte ganz einmal.
Es spricht zu mir so wonnetraut —
Mit Augen hab' ich's nie geschaut,
Noch will ich's schaun; ob schwarz, ob braun
Gefiedert es, nicht weiß ich's, traun!
So hold, so warm, so traut es spricht
Zu mir, ich geb' ihm Antwort nicht,
Frag' nicht: Woher? In guter Ruh'
Hör' ich ihm so von ferne zu.
Wir sind uns fremd auf immerdar,
Doch wir verstehn uns wunderbar.

---

## Der böse Traum.

Mir hat nun schon drei Nächte lang
Geträumt von meiner Lieben,
Daß sie sich einem andern Mann
Zu Lieb' und Treu' verschrieben.

Das letztemal, da ward sie gar
Vermählt — daß Gott erbarme!
Ich selber saß beim Hochzeitsmahl
In froher Gäste Schwarme.

Anfangs ertrug ich's leidlich noch;
Doch dann, beim Schein der Kerzen,
Da griff es wie mit Teufelsklaun
Nach meinem armen Herzen.

Es faßte mich mit Höllenangst:
Sie stand allein soeben;
Ich ging zu ihr, ich sprach zu ihr
Und flüsterte mit Beben:

„Mit jenem gehn ins Brautgemach
Wirst du und ruhn an seiner,
Ach, seiner Brust in Liebeslust,
Wie du geruht an meiner?" —

Sie zuckte mit den Achseln leicht,
Stand mit geteilten Sinnen.
„Komm," sprach ich, „komm, mein Herzenskind,
Und flieh' mit mir von hinnen!

Ich geh' und hol' ein rasch Gespann,
Und du, mit Kranz und Schleppe,
So wie du bist, nach kurzer Frist
Stiehl' dich hinab die Treppe!

Noch ist es Zeit, o zögre nicht;
Ein Augenblick entscheidet!" —
Sie sprach: „Es stürmt die Winternacht,
Ich bin so dünn gekleidet . . ."

Drauf ich: „Gleich um die Ecke, Kind,
Hüll' ich, im Pelzwerkladen,

In Hermelin dich, Königin,
  Daß dir kein Frost soll schaden!“

Sie lächelte und nickte still,
  Ich stürzte fort in Eile
Und kam zurück mit dem Gefährt
  Nach einer kleinen Weile

Und wartete. Doch wer nicht kam,
  War sie — Ha! Tod und Rache!
Hat sie der andre mittlerweil'
  Geführt zum Brautgemache?

Ich wartete die ganze Nacht,
  Ich stöhnte, fluchte, lachte,
Bis auf den Kissen, feucht und schwül,
  Am Morgen ich erwachte.

---

## Flatterseelchen.

### I.

Flatterseelchen, gerne möcht' ich
  Zu dir sagen: Fahre hin!
Gerne löst' ich deine Bande,
  Ohne Groll, mit mildem Sinn.

Aber, ach, dich frei zu geben —
  Wollt' ich, wie ertrüg's mein Herz?
Einsam ohne dich zu leben,
  Wäre mehr als Todesschmerz!

Glücklich säh' ich stets dich gerne,
  Heiter dich zu jeder Frist,
Und es ist dein einzig Unglück,
  Daß — mein einzig Glück du bist!

### II.

Sehr mit Unrecht schaltst du immer,
Daß ich dir die Lust nicht gönnte,
Wenn auf meines Glücks und Friedens
Kosten du dich amüsiertest.

Hör', dir etwas sagen will ich,
Zwar mir glauben wirst du's nimmer,
Denn du wirst es nie begreifen;
Und doch ist es wahr — buchstäblich:

Für die tausend bittern Qualen,
Welche mir dein Tun bereitet,
War die Freude, die dir's machte,
Stets, bei Gott, mein einz'ger Trost.

---

## Zur Einleitung des dreihundertsten von Westermanns Monatsheften.

Ich sitze sinnend in der Bücherei
Im Abenddunkel. Meine Blicke schweifen
Hin über all der Bände lange Reihn.
Ich träume. Horch! Zu rühren und zu regen
Beginnt sich's auf den Schragen. Sind's die Geister
Der Bücher, die da flüstern? Sie beginnen
Zu sprechen, laut und leise, dumpf und hell.
Glasglockenklänge, horch, und Orgeltöne!
Horch, Memnonslaute, Sphärenharmonien,
Erhabner Wahrheit Sprüche und dazwischen
Das silberhelle Lachen der Kamöne!
Die bärt'ge Weisheit schäkernd mit der Grazie,
Der hochgeschürzten! Welch ein Singen, Sagen!
O wieviel Geist, o wieviel Wissensfülle,
O wieviel Tiefsinn, Scharfsinn, Poesie,
Wie viele zauberkräft'ge Phantasie,
Wieviel des Scherzes auch, durch Tränen lächelnd!
O wieviel Welterlösendes, wieviel
Befreiendes, den Geist Erhebendes,
Das Herz Erquickendes ist hier erklungen!
Wieviel, was tröstet, adelt und beschwingt!
Wie viele tausend haben dran ergötzt
Sich und erhoben, wieviel tausend werden
Daran sich noch ergötzen und erheben!
's ist eine große Wunder-Zauberwelt,
Groß wie die wirkliche und schöner fast

Als sie. Geschloßnen Auges lehn' ich mich
Zurück und lausche, lasse mich umrauschen
Von diesem Riesen-Geisterchor . . .
Doch er
Verstummt — die Szene wandelt sich. Wer seid ihr?
Was wollt ihr, schlichte Erdensöhne? Ach,
Der Bücher Väter sind's — die Spender sind's
Des großen Zauberhorts. Ich sehe sie
Bei ihrer Arbeit in den stillen Zellen
Bei ihren Lampen, seh' die heißen Stirnen,
Das müde Zucken ihrer bleichen Lippen,
Ich sehe sie vom Schweiß der Mühen triefen
Im Fron der eignen schöpferischen Kraft . . .
O, die ihr leset, habt ihr je bedacht,
Wie viele Stunden lang gereift im stillen,
Was euch minutenlang ergötzt? Erwäget ihr,
Wieviel des Dochtes sich in soviel Licht,
In soviel Glut verzehrte? Wisset ihr,
Wie zu dem Strauß, der euch mit Duft umströmt,
Sich Blum' an Blume mühevoll gefügt?
Wie schwer der Stirn, dem Herzen sich entrungen,
Was ihr wie Schaumwein aus dem Spitzglas schlürft? —
Ja, geistig Schaffen auch ist Arbeit, wißt,
Ist Tagewerk; ist Tagwerk mehr als je,
Seitdem von einsamen Parnassoshöhn
Hinunter zu dem Volk die Muse stieg,
Seit, auf den offnen Markt hinaus aus dumpfer,
Bestaubter Bücherzelle der verschämte
Gedanke tretend, mit der Gegenwart
Werktät'gem Geiste sich verbündet, seit
Es gilt, die Silberbarren auszumünzen
Des Geistes für des Tags Bedarf. Verdoppelt
Hat seine Kraft, doch seine Mühen auch
Des Schrifttums Pfleger, seit er, zweckbewußt,
Der Mitwelt Losung: „Mit vereinten Kräften!“
Auf seine Fahne schrieb.
Sei Ehre diesen!
Doch Ehre sei den wackern Männern auch,
Die solch vereintem Wirken eine Stätte

Bereiteten zuerst im deutschen Lande —
Den weltgewandten, klugen, tücht'gen Männern,
Die für des Geistes Argonauten kühn
Gezimmert eine Argo, die, den Heerbann
Der Geistesritterschaft um sich versammelnd,
Die Welt erobern halfen für den Geist —
Die Welt? Jawohl, die Welt im engern Kreise,
Die Welt im engsten Kreise, die Familie!
  Heil solchen Männern, wenn sie Herzenswärme
Beseelt, wenn reine Lust am eignen Werk
Ihr Tun macht zu der Menschheit Opferdienst.
  Wer dächte hier des edlen Mannes nicht,
Den heut' mit diesen Blättern festlich ehrt
Sein überlebend Werk, und den
Man preisen darf, weil ihn — die Erde deckt?
  Zu schönem Zweck jedwedes freud'ge Wirken
Ist Poesie, und wert des Lorbeers auch.
  Heil ihm zuvor, der da, der ersten einer,
Zur Zeit, als von der Bücher buntem Wust
Ratlos, verwirrt der Leser ab sich wandte,
Sich sagte: Da zu schwer dem Volke wird
Die Wahl des Guten in dem Wust des Neuen,
So lasset uns ersparen ihm die Wahl,
Indem wir ihm ein schon Gewähltes bieten,
Ein geistig Mahl, feinsinnig vorgekostet,
Auf blanken Silberschalen goldne Frucht! —
Das war sein Ziel, sein Stolz, und ihm gelang's.
  Was einer schafft, es ist sein andres Ich,
Verwandelt in ein Stück der Außenwelt.
Er war ein edler Mann, so schuf er Edles.
  Wo er sein rühmlich Banner aufgesteckt,
Da fand der Hörer Kreis erlesne Sprecher,
Der Sprecher den erlesnen Hörerkreis.
„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an —"
Gern stellte jeder, den er rief, sich ein,
Und jeder Beste gab sein Bestes gern
Und wußte, daß er es den Besten gebe.
  So ward sein Werk zum Speicher allgemach,
Mit des Jahrhunderts Ernten reich gefüllt.
Die Zeit, ihr Wollen, Können und was immer

Rastlos in allen Höhen, Tiefen, Weiten
Erspäht, erstrebt, erzielt der deutsche Geist,
Ihm ward es pflichtig, und er ruhte nicht,
Bis er ein Fruchtkorn sich von allem Guten
Und eine Blüte sich von allem Schönen,
Das seine Zeit ihm bot, für seinen Speicher
Gesammelt — und zur Arche ward die Argo.
Er ging dahin — und in das Schattenland
Vorausgegangen oder ihm gefolgt
Sind nun die meisten jener ersten, die
Als Helfer zu ihm standen vor fünf Lustren;
Doch Ebenbürt'ge traten in die Bresche,
Und wie der Lebewesen Geist und Art
Lebendig bleibt in der Atome Wechsel,
So lebt auch dieses Edlen Schöpfung fort,
Gekräftigt noch im Wandel der Organe,
Erfrischt, erneuert von des Zeitstroms Fluten.
Sein Argonautenfahrzeug, treu bewährt,
Gezimmert fest von seiner sichern Hand,
Es setzt, zu seiner Ehre, festlich heut'
Beflaggt, beflügelt fort die mut'ge Fahrt,
Vertrauensvoll, des deutschen Volkes Gunst
Als Fahrwind sich erflehend für sein Segel
Auf hoher See, die Klippen hinter sich,
Vor sich als Ziel das goldne Vlies des Geistes,
Den goldnen Hort des Wahren, Schönen, Guten.

---

## Einem deutschen Dichtergreise in Böhmen.

5. Juni 1881.

Achtzig Jahre! Mir ist's wie gestern,
Daß wir den Siebziger freudig geehrt,
Der durch die Gunst der neun göttlichen Schwestern
Sich im unsterblichen Reigen bewährt!

Seid bedankt, ihr Parzen, ihr holden,
Die ihr manchmal einem Sonntagskind —
Was das Seltenste — glänzend und golden
Und zugleich lang die Faden spinnt!

Heil dir, du stramme, germanische Eiche,
  Die in den böhmischen Wäldern ragt!
Bist von dem Holz, das vor keinem Streiche,
  Und das vor keinem Nordsturm zagt! —

Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
  Sah ich die Forste des Böhmerlands,
Strahlten mir seine silbernen Weiher
  Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen, zu lauschen,
  Kaum von den einsamen Raben gestört,
Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen,
  Tief, wie ich kaum es wieder gehört.

Und wenn ins Herz mir Eberts Leier
  Strahlt ihrer Töne geruhigen Glanz,
Muß ich gedenken der blitzenden Weiher,
  Der rauschenden Forste des Böhmerlands.

---

## An Sacher-Masoch.

### Zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Schriftsteller-Jubiläums 1882.

Ich will mit dir nicht hadern:
  Zuweilen tut uns gut
In deutscher Dichtung Adern
  Ein Tröpflein fremdes Blut.

Du bist ein solcher Tropfen,
  Ein kräftiges Ferment:
Das macht die Pulse klopfen,
  Das prickelt und das brennt!

Seit du nebst andern Gästen
  Dich unter uns gemischt,
Ward's zweifelhaft den Besten,
  Vom scharfen Hauch erfrischt,

Daß einem, der Geschichten
Erzählt, nicht mehr obliegt,
Als rührend zu berichten,
Wie sich — die Zwei gekriegt.

## Aus dem „Erotikon".

Für drei Gattungen, wisset, schwärm' ich zumeist,
Für drei Gattungen lieblicher Frauen:
Die Üppigen lieb' ich, die stolz und dreist
In junonischem Glanze zu schauen.
Für die Zarten auch schwärm' ich, ätherisch-fein,
Die Geschmeidigen, Zierlichen, Schlanken,
Die wie Lotosblumen im Mondenschein
Im Hauche der Minne schwanken.

Und neben der einen, der andern Art
Nicht minder dann preis' ich als dritte,
Die nicht allzu üppig, nicht allzu zart,
Hält zwischen den beiden die Mitte.
O wie weckt mit harmonischem Reize, traun,
Sie im Busen berauschende Triebe! —
Für diese drei Gattungen schwärm' ich der Fraun,
Die drei Gattungen sind's, die ich liebe.

## Die Begegnung.

Ein seltsam-schönes Weib! Mein Aug'
Kann von diesem Gesicht sich nicht trennen!
Ist's Liebe, was mir das Herz beschleicht?
Ist's Scheu? Wie soll ich es nennen?

Mein Blick kreist über ihrem Reiz,
Wie, lüstern nach süßem Raube,
Sich über der Blume die Biene wiegt,
Wie der Weih schwebt über der Taube.

Sie zeigt, blasiert halb, halb kokett,
Mit des Haupts berechnetem Neigen
Ihr Schönstes mir: ein reizend Profil,
So scharf geschnitten, so eigen!

Sie merkt, daß mit Armen, unsichtbar,
  Ich huldigend sie umranke:
Auf blüht es im müden, blassen Gesicht
  Wie von holdem, bescheidenem Danke.

Ein schöner Moment, wenn zwei Seelen so
  In flücht'ger Berührung sich segnen!
Doch nun fahr' wohl, du schönes Weib,
  Auf Nimmerwiederbegegnen!

Denn unter den Strahlen in deinem Aug'
  Ist einer von grünlichem Lichte:
Ein Fältchen liegt um deinen Mund,
  Ein Zug ist in deinem Gesichte,

Der mir sagt, daß, wär' zwischen uns einmal
  Nur der Bann des Schweigens gebrochen,
Und hätten mit Küssen und Kosen erst
  Wir vertändelt drei wonnige Wochen —

Wir losgehn würden, feindlich entbrannt,
  Aufeinander wie Tigerkatzen:
Ich, dir zu zausen die Locken; du,
  Die Augen mir auszukratzen.

---

## Die schönsten Reime.

Noch in keinem Liede fand ich
  Reime je so wunderbar
Und so rein, wie deiner Wänglein,
  Deines Busens Lilienpaar.

Schöngepaart die Lippen lächeln;
  Aus zwei Augen, glanzerhellt,
Blickst du; Händchen sind und Füßchen
  Schön gereimt und schön gesellt.

Ungereimt, Kind, sollte bleiben
  Gerade nur das Herz allein?
Ach, der beste Reim auf deines —
  Sollt' es nicht das meine sein?

---

## Die Quellennymphen von Radegund.

### Zur Einweihung des zu St. Radegund in Steiermark als Ehrendenkmal für Dr. Gustav Noby 1883 errichteten Obelisken.

Jahrtausendlang am Fuß und an den Hängen
Des Schöckels rauschten unbetretne Wälder:
Eintönig, traumhaft in ihr Rauschen mischte
Das Rauschen sich urfrischer Bergesquellen,
In welchen nie ein Menschenangesicht
Sich spiegelte — aus welchem nur das Waldtier,
Das rauhe, trank, und etwa noch die Meute,
Die müde, schnaubende, des wilden Jägers.
Gelangweilt, müßig, trüb umgraut von Schauern
Der Einsamkeit, in unsern finstern Grotten,
An unsern Urnen saßen wir, die stillen
Quellnymphen des Gebirgs; in schnöden Halbschlaf
Versunken, träumten wir von mut'gen Helden,
Die uns erlösten. Hell in unsern Urnen
Schäumte kristallnes Naß, erfrischend, köstlich,
Ein Born des Heils — doch ungenossen träufte
Und ungenützt die Flut, die heil'ge, klare,
Von Fels zu Fels hinunter in die Schlucht.
Unsterblich, aber einsam schmachteten
Inmitten der verlornen Segensfülle
Wir Götterfrauen. Was vermögen Götter,
Wenn ihnen nicht entgegenkommt der Mensch?
Wie heimlich sich der Mensch nach Göttern sehnt,
So sehnen heimlich sich nach ihm die Götter.

Gleich Wolken, langsam wandernd, trüb und schwer
Zog über unsres Berges Hänge hin
Und über seiner Wälder dunkle Wipfel
Jahrhundert um Jahrhundert. Da begannen
Zu lichten sich die Zeiten, sich zu lichten
Die Häupter, sich zu lichten Waldesnächte.
In alle Himmelsweiten, Erdentiefen,
Nach ging der Spur des Nützlichen, des Guten,
Der Lichtsohn Mensch. Und im Verlauf der Tage

Kam auch der unsre — klang die Heldenart,
Solang' ersehnt von uns, solang' geträumt,
Die aus dem schnöden Halbschlaf uns erweckte!
Wie wandelte das heisre, dumpfe Murmeln
Der Wasser sich zu silberhellem Laut
Im Waldesdunkel, als das Menschentum
Besitz ergriff von unsrer Gabenfülle!
Und heut' ist unser trautes, waldumrauschtes,
Jahrtausend-altes Heim ein weithin offnes,
Ein weitbekanntes Heiligtum, zu welchem
Man pilgert, Schmerzensseufzer auf den Lippen —
Zu scheiden dann mit einem Segenswort!

Wer aber war, wer war der Gottbeseelte,
Der ganz vollendet, was da langsam reifte,
Der ganz vollführt, was schüchtern war begonnen,
Und unserer Erlösung Werk gekrönt?
Der, Hallen wölbend, Blumenpfade bahnend,
Zum Tempelhain gestaltete die Wildnis,
Die uns noch stets umdüsterte? Du warst es,
Hilfreicher, Edler, du, zu dessen Ehre
Wir festlich heut' bekränzen unsre Urnen!
Als Hoherpriester dieses Heiligtums,
Umrauscht von unsern wundertät'gen Quellen,
Hast du gewaltet lang' und waltest du,
Ausspendend rings für alle, die's bedürfen,
Mit reiner Hand den Gnadentau der Götter,
Der heilenden und helfenden, und blickst —
Was wen'gen nur vergönnt, denn ach, die meisten
Sehn ungekrönt auf Erden ihr Bemühn —
Auf ein gelungnes Lebenswerk zurück!
Das seltenste, das höchste Mannesglück
Genießest du: den ganzen, vollen, echten
Erfolg des Strebens für der Menschheit Heil!
Wär' edler wohl ein Streben, rühmlicher
Wohl ein Erfolg, als der: das Maß des Leids
Zu mindern, das der Erde Kinder drückt?
Und wenn den Dank der Menschheit sich verdiente
Der Halbgott, der das Feuer ihr gebracht,
Nicht minder ist zu preisen, wer den Segen

Des Wassers ihr erschließt, das aller Dinge
„Fürnehmstes“ ist nach altem Dichterwort! —

Was wir, die Hüterinnen dieser Höhn,
Dir zugeraunt sonst nur im Quellgeriesel,
Heut' sprechen wir's im hellen Wort zu dir!
Und all der Menschen Dank, der bisher einzeln
Dir ward gesagt, er türmt vereint, wie Sandkorn
Zu Sandkorn festgekittet, heut' vor dir
Als steingefügtes Ehrenmal sich auf,
Das weithin schaut von lichter Bergeszinne!
Treu wollen wir es hüten, dies dein Mal!
In diesen Berggrund wuchtig eingesenkt,
Festbannen deinen Geist an diese Stätte
Wird es für immer — wird lebendig ihn
Erhalten dann auch, wenn dein Sterbliches
Ausruht schon längst vom ird'schen Tagewerk.

Wir reichen dir zu neuem Bund die Hand!
Wohlauf! Ermüde nicht in edlem Tun!
Die Zauberfraun des Berges werden dienen
Getreu dir stets, wie sie bisher dir dienten!
Und wer zum Dienst Unsterbliche sich warb,
Dem dienen sie noch übers Grab hinaus:
Sein Werk — sie fördern es für alle Zeiten!

Noch lange, waltend, schaffend, freue dich
Der blüh'nden Wirklichkeit in unsrer Mitte!
O könnten wir, die wir verjüngt so viele,
Gekräftigt sie, gefeit vor Leid und Alter,
Dir spenden mehr noch: ein unsterblich Leben! —
Getrost! Wir werden's! Ja — fortleben wirst du!
Fortleben wird im Rauschen dieser Quellen
Dein Name noch, solang' in unsren Urnen
Die Welle nicht versiegt, die Flut, die heil'ge,
Die da „zum Himmel wallt, vom Himmel fällt“,
Von zweier Welten Segenshauch geschwellt,
Ein treuer Bote zwischen Göttern, Menschen!

---

## Kindesauge und Dichterauge.

Die kleine Meline ist gestorben!
Das herzige Kind, das, täglich mir
Begegnend auf der Treppe, gar so freundlich
Das Köpfchen stets nach mir zurückgewandt,
Zulächelnd mir so schelmisch, so vertraut,
Mit Äuglein, voll von heller Lebensfreude,
Bis ungeduldig an der Hand es faßte
Die Mutter und mit sich hinunterzog
Die Treppenstufen. Erst drei Jahre zählt' es!
Im dritten Jahr ist Engel noch das Kind,
Im vierten, fünften erst beginnt es, Mensch
Zu werden, schnöder, armer Erdenwurm.
O Micheline, wir verstanden uns!
Ja, deinen Blick verstand ich, du den meinen!
Und dies Verständnis, ach, mir ward's zur Freude,
Zum Glück — dir, armes Kind, ward's zum Verderben.
Mir schloß dein lächelnd Kindesangesicht
Den Himmel auf und gab mir holden Trost
Und neuen Mut, des Lebens Last zu tragen.
Zu leben lohnt sich's noch in einer Welt,
Wo soviel echte helle Daseinslust
Aus einem kindlich reinen Auge blitzt.
So fiel ein Strahl in meines Herzens Nacht.
Doch du, indem dein Kindesauge schaute
Ins ernste, welterfahrne Dichteraug',
Hast du zu tief, mein Kind, hast du zu früh
Geschaut ins Herz der Welt, ins Leid der Welt,
Und du erschrakst, daß soviel Ernst es gibt,
So viele bleiche Trauer in der Welt.
Und Angst erfaßte dich: den Mut verlorst du,
Das schwere Los des Lebens zu versuchen,
Und legtest hin ins Bettlein dich und starbst.

---

## Zwischen mir und ihr.

Jahre waren hingezogen,
Und ich stand am Bache wieder,

Welcher einst die grünen Wellen
Wälzte zwischen mir und ihr! —

Zwischen ihrem, meinem Häuschen,
Zwischen Gärten, Wälder, Wiesen,
Hochumbuscht vom grünem Weidicht,
Eilten sie dahin, die Wellen,
Und wir eilten zueinander
Drüberhin in goldnen Stunden,
Mit Libellen um die Wette,
Bald in tauiger Morgenfrische,
Bald in sonniger Mittagsstille,
Bald im Schein des duft'gen Abends,
Wenn der Mond heraufgezogen.
O wie spielend überbrückten
Wir die grünen Rieselwellen,
Bald ein Brett querüber fügend,
Oder einen morschen Baumstrunk,
Der zur Himmelsbrücke diente,
Bis beim nächsten Wettergusse
Die geschwellte Flut ihn forttrug;
Bald auch einen wucht'gen Feldstein
Wälzend in des Baches Mitte,
Der den Sprung zum Schritt verkürzte,
Bis auch ihn die Hochflut fortriß!
O wie viele solcher Bretter,
Solcher Strünke, solcher Steine,
Trieben so den Bach hinunter!
Aber niemals müde wurden
Wir, die Flut zu überbrücken,
Und zum Stelldichein hinüber
Und herüber ging es munter,
Tänzelnd, wie vom West getragen,
Immer zwischen mir und ihr!

Alles dessen jetzt gedacht' ich;
Dann entlang den Bach und seine
Steilen Ufer gleiten ließ ich
Meinen Blick, betrachtend, prüfend,
Und ich sagte zu mir selber:

„Ei, wie sich im Lauf der Jahre
Solch ein Bachgefäll' verändert!
Schier verwildert ist der Grund hier;
Tiefer ward des Baches Bette,
Ungestümer seine Strömung,
Höher, steiler seine Ränder!
O, wie ist der Pfad, der traute,
Den die Liebe einst gegangen,
Unwegsam und rauh geworden!
Nicht mehr tunlich heut'gentages
Wär's, hinüber da zu tänzeln
Über dieses Berggewässer,
Wie wir beide damals taten,
Als es rieselnd, als es plätschernd
Wogte zwischen mir und ihr!" —

Da vernahm ich nahe plötzlich
Aus den Büschen ein Gekicher.
Amor war's, der kleine Schelmgott.
Sprach: „Du täuschest dich, mein Lieber,
Dieser Bach ist noch derselbe,
Ganz derselbe wie vorzeiten!
Gar nicht tiefer ist sein Bette,
Gar nicht wilder seine Strömung,
Gar nicht steiler sind die Ränder,
Als zurzeit, wo du hinüber
Und herüber leicht getänzelt!
Mit den Brücken, mit den Brettern,
Mit den Strünken, mit den Steinen
Diesen Bach hinunter zogen
Deine Jugend, deine Liebe;
Und die Flut rollt ihre Wellen
Wie vorzeiten — aber anders
Rollt das Blut in deinen Adern,
Anders als in jenen Tagen,
Da die grünen Wasser rauschend
Wogten zwischen dir und ihr!"

---

## Liegen möcht' ich, ruhen . . .

Liegen möcht' ich, ruhen,
  Wo kein Vogel singt,
Wo kein Menschenlaut
  An das Ohr mir dringt.
Wo kein rollend Rad,
  Kein Uhrgetick man hört,
Nicht des eignen Herzens
  Schlag die Ruh' mir stört.

Ach, nur zwei der Orte
  Hier auf Erden sind,
Wo so tiefe Stille
  Labt das Menschenkind:
Eh' es tritt ins Leben,
  Wenn es sinkt hinab:
In dem Mutterschoße
  Und im Grab.

---

## Eifersucht.

Mit Eifersucht dich quält' ich,
So klagtest du: und wahrlich,
Geflügelt schwirrte summend,
Um dich sie Tag für Tag.
Sie saß auf deiner Wange:
Die Läst'ge totzuschlagen,
Nahmst du die Fliegenklatsche.
Doch, siehst du, neben ihr saß
Die Liebe, die arme Liebe,
Ihr Schwesterlein, das nimmer
Von ihr sich trennen mag.
Zu schlugst du, klatsch! Da trafst du
Zwei Falter mit einem Schlag.

---

## Einsamkeit zu zweien.

O Einsamkeit zu zweien,
Wie bist du lieb und hold,
Einsamkeit zu zweien
Im Maien,
Im Freien,
Auf neu beblümtem Rasen —
Einsamkeit zu zweien
Im schattig grünen Walde,
Auf weichen Mooses Pfühl —
Einsamkeit zu zweien
In traulich stiller Kammer,
Wenn draußen Stürme toben —
Einsamkeit zu zweien
Zuletzt auch unterm Rasen —
Schönste der Einsamkeiten,
Einsamkeit zu zweien,
Wie bist du lieb und hold.

---

## Rosenzauber.

Ich schlenderte vorm Tor der Stadt so hin —
Da kam ein Karren mir entgegen, gaulbespannt.
Mit schnöder Fracht beladen war der Karren.
Und auf ihm saß der Fuhrmann wohlgemut,
Von gleicher Farbe wie der Karren —
Mißduftig, widerwärtig wie der Karren.
Ich sah mir's an, das arg verkommne Menschenkind,
Und dachte:
„Du bist ein Mensch und lebst in deinem Schmutze wohlgemut,
Dem Käfer gleich im Fladen . . . Ja, du kennst,
Du liebst nur dies, du lebst und stirbst darin!"

Inzwischen kam des Wegs gemach ein Knabe
Mit einem Strauß von Rosen in der Hand.
Da rief der Kerl von dem Gefährt herab:
„Bub', gib' mir eine Rose!"
Stehn blieb der Knab', hielt mit der kleinen Hand

Den Strauß verdutzt empor, und jener bückte
Mit plumper Hast sich angestrengt herab
Und suchte sich der Rosen vollste aus
Und roch daran und nahm vom Haupt den Hut
Und steckte sie darauf,
Die leuchtende, mit ihrer Purpurglut,
Jedwedes Menschenherz gewinnende,
Und fuhr mit seinem Karren weiter fort —
Von Schmutz umstarrt, doch auf dem Hut die Rose.

---

## Zwinge nicht ein Weib zur Liebe.

Zwinge nicht ein Weib zur Liebe,
Zwinge nicht ein Weib zur Treue:
Tückisch, boshaft wie der Teufel
Ist erzwungne Weibertugend.

Ist für dich sie häßlich, störrig,
Und für andre lachend, rosig,
Hole sie nicht heim zum Herde,
Laß sie dort sein, wo sie schön ist!

Eine Frau, die als ein Drache
Dich umringelt, giftgeschwollen,
Ist ein holder Himmelsengel
In den Armen eines andern.

---

## Und schlägst du, grausame Schöne, mich . . .

Und schlägst du, grausame Schöne, mich,
Schlag' ich meinerseits wieder die Harfe:
So bist du die rechte Muse für mich,
Die Muse nach meinem Bedarfe.

Aus jeglicher Wunde quillt mir ein Lied,
Eine klingende blutige Träne,
So lockte ein Schlag, ein Hufschlag einst
Aus der Erde die Hippokrene.

---

## Drei Welten.

Es schuf ein guter Geist die schöne Welt:
Dem Chaos zog er aus dem Rachen sie
Und badete sie rein in Strömen Lichts,
Und schmückte sie mit jedem holden Reiz,
Mit aller Formen, aller Farben Zauber,
Und offne Sinne schuf er, sie zu schaun,
Und Herzen schuf er, ihrer froh zu werden;
Ein Eden war die Welt, die Gott erschuf.

Dies Paradies — mit Grimm ersah's der Drache,
Der Sohn der alten Nacht: ein brach mit Macht
Der Unhold in die schöne Gotteswelt,
Und Unheil stiftet er nun tausendfach
In wilder, tückischer Zerstörungslust.
Er jagt die Ströme aus den Ufern, wälzt
Sie über Segensfluren brausend hin;
Er reißt der Berge Gipfel los, begräbt
Das Tal mit Schutt und rollenden Lawinen,
Erstickt mit Donnerhall das Todesröcheln;
Er nimmt zum Flügelrosse sich den Blitz,
Entfacht mit seines Odems Sturmeshauch
Zum Riesenbrande den verlornen Funken;
Dann wie Leviathan in Meeresgründen,
Regt er sich ungestüm in Erdentiefen,
Drückt mit gigant'schem Rücken hoch empört
Des Erdballs Felsenkruste, daß die Städte
Wie Kartenhäuser durcheinandertaumeln.
Aus heißen Wüstensümpfen fernher führt
Er durch die Luft der Seuchen fahles Heer
In nächtlich leisem Flug — und wieder dann
In toller Wut entfesselt er die laute,
Die blut- und tränenreiche Not des Kriegs.
So schafft der Dämon eine zweite Welt:
Die Welt des Übels und die Welt des Leides.
Und immer neues Leid ersinnt er, gießt
Der Schmerzen Füllhorn über unsre Erde

Hohnlachend aus und sieht mit düstrer Freude,
Wie unter seinem Tritt das arme Leben
Aus tausend Wunden blutet: an der Völker,
Der Massen Jammerruf ergötzt er sich,
Wie am erstickten Seufzer des Verlaßnen,
Des Schmachtenden in einsam dumpfer Zelle. —

Doch wie der Gotteswelt die Welt des Leides,
Erhebt nicht so der Welt des Leides auch
Vielleicht sich gegenüber eine neue?
So ist's! Und diese dritte Welt, wer schuf sie?
Der Mensch gebiert sie — aus der eignen Seele.
Und welche Welt ist das, die Welt des Menschen?
Die Welt der Menschlichkeit! Die Welt der Milde,
Die Welt, wo schmerzenheilend quillt der Balsam,
Den einer in des andern Wunde träuft! —
Was stillt allein das Leid der Welt? Das Mitleid! —
Die Welt des Mitleids ist die Welt des Menschen.
Still ob der schönen Welt, in deren Reiz
Die Teufelsfaust verwüstend wühlt, verheerend,
Auf baut der Mensch die neue, sittlich-schöne! —

O Mitgefühl — du Glanzjuwel der Krone,
Die des Naturbeherrschers Stirne schmückt,
Nur dort, wo du nicht leuchtest, siegt die Hölle! —
Drei Welten sind — sie stehn sich gegenüber:
Das Gottesreich bekämpft der Sohn der Nacht.
Wer gibt im Kampfe gegen Gott und Satan
Den Ausschlag? Wer entscheidet ihn? Der Mensch!
Verbünden wir, indes die beiden sich
Befehden, unsre Kraft dem Gottesreich,
Und wahren wir das Herz uns unverhärtet,
Und werfen wir entscheidend in die Wagschal',
Die zwischen Heil und Unheil düster schwankt,
Den heiligen, den weltbefreienden,
Erlösenden Tribut der Menschenliebe.

## Nach einer Aufführung der „Antigone"

zu Graz am 22. Mai 1883.

**Unter Mitwirkung des Frl. Nina Weiße als Antigone.**

Das tragische Lied, das da heut' uns erklang mit den machtvoll brausenden Chören,
Vor zwei Jahrtausenden gab es zuerst der Poet seinem Volke zu hören.
Es rauschten darein des Ilissus Flut, des Piräus rollende Wellen,
Und drüber erhob der Parthenon seine Marmorzinnen, die hellen.
Und es lauschte dem Spiel ein Hörerschwarm von olympischen Wagenlenkern,
Von Marathonsiegern, ein Künstlervolk, ein Volk von Dichtern und Denkern.
Der edlen, griechischen Muse — zerfiel in Trümmer der eigene Herd ihr,
So gaben zur Stätte, zum Heimatland, zum neuen, die Götter die Erd' ihr. —
Und des Sophokles Lied, wie es einstens erklang an ägäischen Meeres Borden,
Heut' ward es lebendig wieder auch uns, lebendig im trüberen Norden. —
Auch uns erklang's im heimischen Laut, unalternd wiedergeboren,
Von germanischen Lippen, weihevoll, erklang es germanischen Ohren.
Sagt nicht, daß anheut nicht mehr so wie einst der Germane verstehe den Griechen,
Daß von unserem Aug', aus unserem Ohr das Maß des Schönen gewichen,
Daß jetzo verdrängt der erhabne Kothurn von der Künste geheiligter Stätte,
Und daß da allein, statt des hohen Kothurns, das Pantöffelchen herrscht der Soubrette;
Daß in farb'gen Trikot nun Cythere sich hüllt, und die Grazie ward zur Kokette,

Daß als höchste der Künste, als einzige schier, gilt der Muse
die Kunst der — Toilette;
Daß als Musenborn nun zu schal uns bedünkt die kristallene
Hippokrene,
Daß nur im Lied des Anakreon uns verständlich noch ist
der Hellene,
Doch gegen den Schwung, mit welchem der Schwan von Theben
die Saiten gemeistert,
Mit herzynischem Harz schon mehr und mehr das germanische
Ohr sich verkleistert . . .
Nein, stumpf sind wir und blöde noch nicht, noch haben wir
Stunden der Weihe,
Noch lieben wir's, daß zu lieblichem Kranz sich das Schönste
der Zeiten uns reihe;
Noch hält dem Ernsten und Edleren sich nicht Sinn und
Seele verschlossen,
Noch öffnet es sich, das Menschengemüt, dem erhabenen
Schauer des Großen.
Solange die Erde noch Menschen trägt, solang' herbergt sie
auch Götter:
Und ragte auf Erden kein Tempel mehr, als der Schönheit
— es gebe doch Beter!
Solang' noch Priester das Schöne hat, solang' hat es eine
Gemeine,
Und verklänge das letzte Hellenenwort, so predigten es noch
die Steine! —
Noch gibt es Priester, noch mangeln sie nicht, die begeisterten
Interpreten,
Die den Hain, der der Muse, der echten, geweiht, nur mit heiligem
Schauer betreten.
Das Werk, das zwei Jahrtausende sah, dem vereinten,
ernsten Bestreben
Vor unseren Augen durft' es anheut sich sinnvoll wieder beleben.
Wär' Perikles und Aspasia und die ganze erlauchte Kohorte
Der Perikleiden gesessen mit uns am kunstgeweiheten Orte,
Und hätten mit uns sie den leuchtenden Blick nach der hallenden
Szene gewendet, —
Ei, hätten dem einst'gen Barbarenvolk sie nicht doch ein
χαῖρε gespendet?

Aspasia hätte begleitet die Schau mit ihrem holdseligsten Lächeln
Und hätte von jonischen Hauchen geglaubt zu verspüren ein Wehen und Fächeln.
Dem Sokrates wär' in Aspasias Aug' das Schauspiel vorübergezogen,
Und sinnend das Haupt wohl hätt' er gesenkt und manches im stillen erwogen.
Und Sophokles selbst, der erhabne Poet, wie im Hain von Kolonos ein Rauschen,
Erklungen ihm wär' der germanische Laut, und gefolgt mit freundlichem Lauschen,
Mit sonnigem Aug', traun, wär' er dem Spiel, und mit heiter zufriedenem Nicken:
Und die edle Gestalt, in welcher anheut sich verkörpert vor unseren Blicken
Des Ödipus Kind, die erhabene Maid — mit Freuden sie hätt' er begrüßt auch,
Die Hand ihr gedrückt, und vielleicht auf die Stirn — vielleicht auf den Mund sie geküßt auch.—

---

## Das Tränlein.

### I.

O kämpfe nie mit einem falschen Weibe:
Sie weint ein Tränlein — und du ziehst den kürzern.
Und geh' mit solchem Weib nicht ins Gericht:
Klagst du des Schwersten sie, des Schlimmsten an,
Sie weint ein Tränlein — und du bist im Unrecht.
Und blutete das Herz dir jammervoll
Vom Leid, das sie dir angetan — sie weint
Ein Tränlein — und auf ihrer Seite steht das Mitleid.

### II.

Von jenem Rührungstränlein will ich sprechen,
Von jenem Rührungstränlein, das man nachweint
Dem Menschen, wenn man ihm mit trocknem Aug'
Den Gnadenstoß gegeben; von dem Tränlein,

Das nichts mehr kostet, zu nichts mehr verpflichtet,
Dem Weinenden nichts schadet und dem Toten,
Beweinten, nichts mehr frommt — und das so schön,
Vielsagend-wirkungsvoll im Auge schimmert!

Wie vieles achselzuckende Bedauern
Läßt drin sich bergen — wieviel heuchlerisch-
Hochherzige Vergebung fremder Schuld —
Wieviel Verleumdung selbst noch in der Maske
Der Selbstanklage! —

III.

Mir ferne sei's,
Zu sagen, daß aus einem falschen Herzen
Auch stets nur eine falsche Träne quillt.
O nein! Das falsche Herz, der leichte Sinn,
Sie gönnen manchmal auch die Daseinswürze
Sich einer edlen Regung. Und sie naschen
Zuweilen, holden Wechsels halber, auch
Am bittersüßen Reiz der Reue. Freilich
Nur einen Augenblick, und stets nur dann,
Wenn hinter ihnen nicht ein Mahner steht,
Der aus der Reue schmiedet eine Fessel,
Die Fessel einer Buße, eines Opfers,
Den Zügel einer Pflicht . . .
Vergönne sie
Dir immerhin, o Herz, die edle Regung
In Pausen des Genusses — vor den Augen
Der Menschen, deren Herz du mit der Träne,
Geweiht dem Toten, hold für dich erwärmst.
Den Staub des Toten aber — den verschone:
Zu groß, fürwahr, zu riesig wär' die Kluft,
Die zwischen dem, was er gelitten, gähnt
Und dieser Sühne! —

---

## Alpenrosen.

Es blüht auf öder Welle
Der Lotoskelche Pracht;

Es flimmern Sternlein helle
Im Schoß der Winternacht;
Unfern des Eises Zonen
Stehn Röslein noch im Tau,
Schlingend die Purpurkronen
Um Blöcke, wettergrau.

Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Eden entstammt,
Im Dunkel, wüst und schaurig,
Ein himmlisch Wunder flammt,
Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe klingt,
Um falbe Todesblüte
Ein Lebenskranz sich schlingt.

## Frage nicht . . .

Frage nicht die Maid, ob sie dich liebe,
Wenn der Lenz mit Blüten euch umweht,
Und ein Aufruhr wonniger Gefühle
Durch den lebensfrohen Busen geht!

Es entschlüpft den lustgeschwellten Lippen
Allzu leicht ein liebewarmes Ja:
Flüchtig sieht den Wonnetraum sie schwinden,
Und sie weiß nicht mehr, wie ihr geschah.

Mit dem Lenz verrauscht vielleicht die Wärme,
Die der blütenschwangre West ihr lieh,
Und ihr Ja, es ist der Text, der kahle,
Einer süß verschollnen Melodie.

Frage sie, wenn kalt die Winde sausen,
Trüb' auf euch der Himmel schaut herab;
Frage sie auf blütenleerer Heide,
Frage sie an ihrer Mutter Grab;

Frage sie, wenn still in ihren Adern
Kreist das Blut, wenn ernst ihr Angesicht,
Frage sie, wenn ihre Sinne schweigen
Und ihr Herz allein, das reine, spricht.

## Habsburgfeier in Steiermark.

### Zur sechshundertjährigen Feier der freiwilligen Unterwerfung Steiermarks unter das Haus Habsburg*).

Juli 1883.

Unsterblich die Geschlechter blühn, die edlen, die erlauchten,
Die früh der Vorzeit Dunkel schon, Sternbildern gleich, enttauchten,
Und deren stolzer Kronenglanz, bald von Gewölk umdunkelt,
Bald lodernd wie Kometenschein, durch manch Jahrhundert funkelt.
Erhebend ist's zu schaun fürwahr, erhebend zu bedenken,
Wie an der Völker Spitze sie der Welt Geschicke lenken,
Und wie die Völker, unentwegt im Denken und im Handeln,
Mit ihnen mutbeseelt die Bahn zu großen Zielen wandeln;
Wie sie mitsammen, treu vereint, im langen Lauf der Zeiten
Durch Glück und Not, durch Licht und Nacht, durch Heil und Unheil schreiten! —

Als sich vor sechs Jahrhunderten der Adler Habsburgs regte,
Und sich der Panther Steiermarks dem Ar zu Füßen legte,
Und Östreichs Herrschern sein Geschick dies Alpenland vertraute,
Da lichteten die Zeiten sich, ein hellrer Morgen graute.
Nun eines großen Hauses Kind, umringt von edlen Schwestern,
Sah Styria bald hinter sich das eng-umschränkte Gestern,
Ein trat das kleine Bergesvolk in einen Völkerreigen,
Und größerer Geschicke Stern nun sinken sah's und steigen.
Und Habsburgs Freund war nun sein Freund, und Habsburgs Feind der seine;
Mit in die Wagschal' fiel sein Schwert am Donaustrom, am Rheine.

So hat es durch das Band, das es dem neuen Herrn verbunden,
Verknüpft dem großen Ganzen sich, verknüpft der Welt gefunden.
Und dieses Band, geschmiedet hat's die Zeit nur immer stärker;

*) Prolog zu lebenden Bildern, mit welchen die Adelskreise der Landeshauptstadt dem persönlich anwesenden Monarchen ihre Huldigung darbrachten.

Ein ehern Band ja war's, das schlang damals der Steiermärker:
Er grub das starke Erz dazu aus seiner Berge Jochen —
Und seinen Treuschwur hat er nie bereut und nie gebrochen! —

Habsburgs erlaucht Geschlecht, es fand von blauen Stromeswogen
Zum Hochland, zu den Bergen stets geheim sich hingezogen.
Hier war's, als ob sich Heimatluft an seine Wangen schmiege:
War doch in einem Hochland auch gestanden seine Wiege! —
Wie mancher seiner Sprossen ward, verknüpft durch solche Bande,
Zum Schirmherrn, traun, zum Genius der grünen Alpenlande!
Wo fühlte heimisch sich ein Aar? Nicht in des Tales Engen:
Der Adler Habsburg-Österreichs schwebt über Alpenhängen!
Hier liegt sein fester Felsenhort; sorglos im Äther wiegen
Mag er sich hier — in treuer Hut sein Haupt zur Ruhe schmiegen.
Die Freiheit auf den Bergen wohnt — „tu' recht und niemand scheue!"
Doch auf den Bergen immerdar nicht minder wohnt die Treue!
Ein Sohn des Hochlands war's, der mit des Herzens Blut, dem lichten,
Das Hohelied der Treue schrieb ins Buch der Weltgeschichten! —

Gern hat die Muse mit dem Schall der Harfe, goldbesaitet,
Der glänzenden Geschlechter Schritt von Anbeginn begleitet.
Und einen Gruß, ein mahnend Wort hat immer sie gefunden,
Zu raunen in ein Herrscherohr in festlich-hohen Stunden.
Doch Habsburgs edlen Sprossen weiß sie Schönres nicht zu sagen,
Nicht Größeres, Erhabneres in schicksalreichen Tagen,
Als was sie selbst im Zeitenlauf, vom rechten Geist getrieben,
Dem Thron zur Leuchte und dem Reich, auf ihre Banner schrieben:
Das hoffnungsreiche Viribus unitis — eingegraben
In einer Kaiserkrone Reif mit diamantnen Staben —
Und jenes andre Zauberwort, das auch noch unverschollne,

Aus Kaisermund, aus Kaisersinn orakelgleich entquollne,
Das weihevoll und mahnend-ernst, zu richten, zu versöhnen,
Durch aller Zeiten Wirrsal klingt mit feierlichen Tönen:
Der hehre Spruch: Justitia regnorum fundamentum!
„Gerechtigkeit — Gerechtigkeit — Grundstein des Reichs auf ewig!“
Wenn sich mit trübem Wettergrau der Horizont umdüstert,
Wenn dumpf verwirrter Stimmen Chor in allen Winden flüstert,
Wenn ziellos alles Stärkste schwankt, der Zwietracht Stürme grollen,
Da klingt es mahnend immerdar, wie leises Donnerrollen:
Justitia — justitia regnorum fundamentum!
„Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Grundstein des Reichs auf ewig!“

Noch klingt ein Wort in Österreich, ein andres, friedenreiches,
Ein Wort, wie Glockenton im Sturm, ein wirksam zaubergleiches.
Wo abendlich beim Krug gesellt die Pflüger sich befehden,
Horch! Plötzlich hallt in ihren Zank, in ihre grimme Reden
Der Vesperglocke sanfter Klang — still wird es in der Runde,
Entblößten Haupts ein jeder steht, ein fromm' Gebet im Munde —
So schweigt in Östreichs weiten Gaun und jegliches Ergrimmen,
Und alle stehn entblößten Haupts, begeistert einzustimmen,
Erklingt der Friedensglockenton des Wortes, das ich meine,
Das all die kämpfenden Partein verbrüdert rasch in eine: —
Wie oft man in des weiten Reichs Bezirken ihn erhebe,
Einmütig klingt er donnernd stets, der Ruf: „Franz Josef lebe!“

Vielzüngig geht im weiten Reich, im großen Reich die Rede,
Viel wird gesagt, geleugnet viel im Drang der Tagesfehde.
Nur eines ward noch nie gesagt, nur eins noch nie geschrieben,
Nur eines wär', wenn auch gesagt, doch ungeglaubt geblieben:
Dies: Daß der Herrscher Österreichs nicht seine Völker liebe,
Und daß den Herrschern Österreichs nicht seine Völker lieben!
Und wir — die letzten sind wir nicht im grünen Lande Steier —

Wir fühlen es in dieses Tags, in dieser Stunde Feier —:
Die unser Bergesvolk seit sechs Jahrhunderten entflammten,
Die Lieb' und Treu' bewahren wir dem Herrn, dem angestammten!
Wie seinen Hort im Alpenwall das Reich, so, fest verbunden
Für immer, hat das Alpenland den Hort im Reich gefunden!
In Klängen jauchzt es festlich nun und flammt in Freudenfeuern:
Wir wollen heut' zu neuem Glück den alten Bund erneuern!
Von Mur und Drau schalt's bis hinauf zur letzten Felsenklause:
Heil unserm Kaiser, unserm Herrn! Heil seinem ganzen Hause!

---

## Die Fee der Frühe.

Vorm ersten Strahl des jungen Tages
Einherschwebt eine stille Fee;
Die bannt mit Zauberhand das Grauen
Der Nacht und all ihr dunkles Weh.

Sie schwebt voran der Morgenröte,
Gehüllt in ein bescheidnes Grau,
Wenn kaum sich Alpengipfel lichten,
Und Nacht noch ruht auf Feld und Au.

Die schlummermüde Welt erfrischt sie
Mit ihres Odems Balsamshauch,
Vor dem die Wipfel träumend schauern,
Und sacht zerrinnt der Nebelrauch.

Sie scheucht die letzten Nachtgespenster
Zurück in ihre feuchte Gruft;
Das Waldtier kriecht in seine Höhlen,
Der Uhu birgt sich in der Kluft.

Dem schlaflos Kranken, dem Gebeugten,
Gebrochnen von des Kummers Last,
Rückt sie zurecht vor Tagesanbruch
Das Kissen noch zu kurzer Rast.

Und der in Träumen sich, unholden,
 Gewälzt, vom Alpdruck schier erstickt,
Ihm schenkt zuletzt sie einen holden,
 Der ihn erleichtert und erquickt.

Nicht Rosen webt sie, wie Aurora,
 Die nach ihr kommt in Purpurtracht;
Doch Perlen streut sie, blanke Perlen,
 Die glänzen, wenn der Tag erwacht.

Der morgendlichste aller Vögel,
 Der Hahn nur grüßt sie; nachtumgraut
Kommt er zuvor dem ersten Lichte
 Des Tages mit dem ersten Laut.

Das ist die Fee der ersten Frühe,
 Die keiner hört und keiner sieht,
Weil sie im Schlaf uns küßt das Auge,
 Doch lang', eh' wir es öffnen, flieht.

---

## Erlösung.

### I.

Ich habe mir gelobt, nichts mehr zu lieben,
 An nichts das Herz, das müde, mehr zu hängen
Für diese Spanne Zeit, die zugemessen
 Mir noch, im Daseinswirbel mich zu drängen.

Ward's möglich, daß gelöscht aus meinem Leben
 Nun die Vergangenheit, daß, was zu missen,
Ich nie geglaubt, nun ist wie nie gewesen,
 So will ich auch von keiner Zukunft wissen.

Auf des Momentes schwanker Woge treib' ich
 Stromabwärts, vor mir, hinter mir die Leere,
Bis ich zerfließe selber wie die Woge,
 Die mich gewiegt im großen, weiten Meere.

## II.

Wohl schaurig ist's, sich selber überlebend,
Tot vor dem Tode, wie durch öde Steppen
Leidlos und freudlos, zwecklos, ziellos schweifend,
Ein totes Herz mit sich umherzuschleppen.

Wohl schaurig ist's: doch süß auch ist's nicht minder,
Mit kaltem Aug', mit ausgeglühtem Herzen
Wie aus der andern Welt zurückzublicken
Auf altes Leid, auf überwundne Schmerzen.

Ich spotte, siech und müd', nunmehr der Bande,
Die in des Lebens Vollkraft mich beschwerten:
So gleiten dem Gefangnen vor dem Sterben
Die Fesseln von der Hand, der abgezehrten.

Es ist mir wie dem Simson einst zumute,
Als seiner Knechtschaft Trümmer um ihn lagen:
Zum Manne fühl' ich wieder mich geworden,
Und eine Ruhe labt mich, nicht zu sagen.

Mein Spiel um Lebensglück — es war verloren:
Und doch, als jede Hoffnung längst zerronnen,
Hab' unverhofft ich bei dem Spiel am Ende
Den Einsatz noch — mich selbst — zurückgewonnen.

---

## Diva Faustina.

An den „Betrachtungen“ in später Stunde
Schrieb Marc Aurel, der Held, mit mildem Sinn.
Da scholl ans Ohr ihm fern aus Rom die Kunde:
„Tot ist Faustina, tot die Kaiserin!“

Auf blickte kaum von seinen ernsten Blättern
Der kaiserliche Stoiker und schrieb
Stillsinnend in sein Büchlein: „Dank den Göttern,
Die mir beschert ein Weib, so wert und lieb!“

Er schrieb: „Sie ist ein fügsam Weib gewesen“ —
Doch daß sie keusch gewesen, schrieb er nicht.

Er schrieb: „Sie ist ein liebreich Weib gewesen“ —
Doch daß sie treu gewesen, schrieb er nicht.

Und neue Boten des Senats erzählen:
„Vergöttlicht ward Faustina!“ Und es scholl:
„Diva Faustina! Heil!“ aus tausend Kehlen
Durchs weite Römerlager salbungsvoll.

„Fürwahr, ein göttlich Weib ist sie gewesen!“
Spricht ein Tribun, still schmunzelnd, halb für sich.
Sein Nachbar haucht: „Beglückt, wen sie erlesen!“
Und jener leiser noch: „Wie dich und mich!“ —

„Um eine neue lockre Schöne reicher
Ist der Olymp von heute!“ denkt, mit Hohn
Im Blicke, grinsend still, ein bleicher
Centurio der Christenlegion.

„Mich dünkt, es ist ein Gott in diesen Zeiten
Das schlimmste schier, was einer werden mag,
Und die Vergöttlichung — wer will's bestreiten? —
Gerechter Lohn dem Weib von solchem Schlag.

Gib acht, du Heidenrotte! Steht ein Wetter
Nicht über dem Olymp? Derselbe Streich,
Der von den Thronen stürzen wird die Götter,
Er rächt die Hörner Marc Aurels zugleich!“

---

## Und dann . . .

Getrost! Wie lang die Drangsal währt,
Noch länger wird die Ruhe sein;
Noch länger wird der Schlaf, die Rast
In enger, dunkler Truhe sein.

Liegst du nur erst im Bretterhaus,
Im engen Sarg, ein toter Mann,
Dann ruhst du dich von aller Qual,
Von aller Mühsal aus. —

Und dann? —
Dann klopfst du an die Bretterwand:
„He, ihr da droben, seid ihr taub?"
Fingst gern von vorne wieder an
Und regst dich und — zerfällst zu Staub.

---

## An ein Kind.

Gaukelnd wie ein Falter bunt,
Rastlos wie am Schnürchen,
Drehst und wiegst und schmiegst du dich,
Reizendes Figürchen!

Bist ein Frauenzimmerchen,
Ein gar zartes, feines,
Und somit ein Übel zwar,
Aber noch ein kleines!

Um mich her und in mir, ach,
Alles ward Ruine —
Leben, Liebe spiegelt mir
Deine Kindesmiene!

Sei gesegnet, letzter Strahl
In erloschnem Glanze!
Letzte Blüte, letztes Grün
In verwelktem Kranze!

Springst mit silberhellem Gruß
Du herein zur Türe,
Ist's, als ob ein Sonnenblitz
Durch die Stube führe!

Ja, dein Stimmchen ist Musik
Und ein Tanz dein Schreiten,
Flink, wie durch ihr Element
Fisch und Vogel gleiten.

Weiser kommst du Tag für Tag
Tänzelnd aus der Schule;
Wie ein Kreisel schnurrt dir ab
Deines Wissens Spule.

Wenn du prustend, hauchend übst
Laut- und Letternkunde —
Selber dies Geprust hat Reiz
Noch in deinem Munde.

Lechzend wie im Wüstenbrand,
Wandermüd', im Sinken,
Seh' ich einen frischen Born
Aus dem Grase blinken!

Wie du blühst dereinst als Weib,
Werd' ich nicht erleben —
Doch das Kind, der Engel, ward
Mir zum Trost gegeben.

Kind, wie du mir jetzt verscheuchst
Manchen Erdenkummer,
Singe, lächle, fächle mich
In den letzten Schlummer!

Sei gesegnet, letzter Strahl
In erloschnem Glanze!
Letzte Blüte, letztes Grün
In verwelktem Kranze!

---

## Wer sich freun nicht kann . . .

Wer sich freun nicht kann der grünen Erde,
Wer nicht liebt dies bittersüße Dasein,
Wer da neben all dem Leid des Lebens
Nicht auch seine Wonne mitempfindet,
Ist mein Bruder nicht, nicht meine Schwester,
Nicht mein Freund, mein trauter Pfadgenosse
Auf der bunten Wanderfahrt hienieden.

Wer mich sucht im Staub, mich sucht im Schlamme
Oder, welt-entrückt, in Wolken droben,
Nicht mich sucht auf fester, grüner Erde,
Mit der Sohle nur den Staub berührend,
Mit dem Haupte nur den Wolken nahe:
Niemals, traun, mich finden wird ein solcher,

Und vermeint er, daß er mich gefunden,
Nur ein selbstverträumt Idol umarmt er.

Und wem heilig nicht ein Menschenschicksal,
Heilig nicht mit allem, was es brachte,
Aller seiner Lust und seinem Leide,
Seinen Irrungen und seinen Schwächen,
Seinen Kämpfen, seinen Menschlichkeiten:
Ehre kann ich, nie Vertraun ihm zollen,
Mitleid kann er, doch nie Trost mir spenden,
Und verstehen werden wir uns nimmer.

## Die einsame Rose.

Es rührt, o Wanderer, dich der Gedanke,
Daß manche Rose steht auf Gletscherhöhn,
Daß manche Rose steht in Waldesgründen,
Erblühend, welkend, einsam, ungesehn.

Sei unbesorgt, o Freund! Sie ist nicht einsam,
Sie ist nicht, wenn sie einsam ist. Wozu
Die Klage? Was du Rose nennst, das ist
Ein Teil von dir: das ist nicht sie — bist du!

In deinen Nüstern ist ihr Wonneduft,
Ihr Purpur ist in deines Auges Licht.
Sie atmet, blüht in dir, in deinen Sinnen:
Wo du nicht bist, ist auch die Rose nicht.

## Straßburglied.

### An die Franzosen,

als sie 1884 beim Nationalfeste zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Straßburg eine deutsche Fahne verbrannten.

Mögt ihr an die Rache glauben
Und an künft'ger Siege Kranz:
Hoffet nicht, zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands!

Mögt ihr schwärmen auch wie Raben
Um ein Elsaß-Standbild her,
Straßburg werdet ihr nicht haben,
Straßburg nimmermehr!

Schämt euch, daß ihr's je besessen,
Deutsches Land und deutsches Gut!
Deutschland hat sich's, unvergessen,
Heimgekauft mit seinem Blut.
Tanzt mit wilden Wutgebärden
Um ein Elsaß-Standbild her;
Straßburg wird nicht euer werden,
Straßburg nimmermehr!

Das Panier, das zu entehren
An der Seine ihr wagt allein,
Weht auf Straßburgs Wall in Ehren,
Bis versiegt der deutsche Rhein!
Singt der Rache heisre Lieder
Um ein Elsaß-Standbild her:
Straßburg wird nie fränkisch wieder,
Straßburg nimmermehr!

---

## Deutsche Worte.

Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt der deutsche Sinn?
Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt der deutsche Geist?
Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt das deutsche Herz?
Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt die deutsche Treu'?
Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt der deutsche Mut?
Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt die deutsche Kraft?

Deutsche Worte hör' ich — Worte!
Doch wo bleibt die deutsche Tat*)?

---

## Wehrlos.

Du meinst, daß, wenn im Grab, ein Müdgehetzter,
Du liegst, dann alles sei vorbei für immer
Und abgetan? Du irrst! Im Grabe liegend,
Bist du nicht tot — bist du nur stumm geworden
Und wehrlos!
Was dich ins Grab gehetzt, Neid, Bosheit, Haß,
Das triumphiert auch übers Grab hinaus
Noch über dich und ringelt züngelnd sich
Als gift'ge Natter unter stillen Blumen,
Die scheinbar friedlich überm Grab dir blühn.
Den Makel, den ein falsches Weib, ein Feind,
Vielleicht auch nur ein leichtgesinnter Schwätzer
Dem Namen, den du trugest, angehängt,
Den schleppst du durch die Ewigkeit mit dir.
Und wenn du dir Unsterblichkeit errungen,
So wird zum Fluch dir die Unsterblichkeit.
Unglücklicher, du hast nur einen Kerker,
Kein Grab gefunden unterm Rasenhügel!
Du bist nicht tot, du bist nur stumm geworden.

---

## Vision.

Oft, des Abends, wenn das Goldgrün
  Ist verglommen in den Zweigen,
Und die dichten, dunklen Büsche
  Stehn in regungslosem Schweigen:

Wenn verklungen jeder Laut ist
  Und verstummt sogar die Grille,
Faßt ein Bangen mich, ein Schauder
  In der einsam-düstern Stille.

*) Diese Zeilen sind in Österreich mißverstanden worden. Nicht Mut, Tatkraft usw. überhaupt, sondern die wahrhaft deutsche, des Deutschen würdige Art des Mutes, der Tatkraft usw. ist es, wonach die Frage aufgeworfen wird.

Zwischen diesen Büschen ging ich,
Jugendglut noch in den Adern,
Einst mit ihr, nun plaudernd, kosend,
Wieder dann mit wildem Hadern,

Bittre, böse Worte tauschend,
Die das Blut in mir empörten,
Worte, die mein Herz zerfleischten
Und mein Angesicht verstörten.

Ich erschaudre. Sie erscheint mir,
Ein Gespenst — die Haare fliegen —
Und sie grinst mir keck ins Antlitz.
Weib, bist du der Höll' entstiegen?

Ach, der Hohnblick ist's, der kalte,
Welcher mich zugrund' gerichtet!
Unhold, willst du meine Seele?
Bin ich noch nicht ganz vernichtet?

Ha, sie reißt sich eine Spange
Aus dem Goldhaar, zückt sie drohend
Auf mein Herz mit frecher Lache
Und mit Augen, tückisch lohend.

Fort! Hinweg von diesem Orte,
Eh' mein Blut gerinnt vor Grauen!
Doch — da reißt der Wolkenschleier,
Niederfließt aus Ätherauen

Goldnes Mondlicht, Sterne strahlen,
Kühler Nachtwind saust dazwischen,
Und des Weibes Bild zerrinnt mir
Wie ein Nebel in den Büschen.

---

## Verwaist.

Du armes Kind — die süßesten der Namen,
Sie leben nicht in deinem Kindesmund!
Die Namen Vater, Mutter — und die Liebe,
Die heiligste, dir gab sie nie sich kund.

Du achtest's kaum — doch wenn dem Leidgedanken
  Gewachsen einst dein kindlich zarter Geist,
Dann faßt ein Krampf dein Herz, die Tränen fließen,
  Und seufzend, schluchzend, fühlst du dich verwaist.

Verwaist — ein traurig Wort! Denn es bedeutet,
  Ach, vater-, mutterlos im Leben stehn,
Heißt missen, was wir *einmal* nur besitzen,
  Was *einmal* nur uns kann verloren gehn.
Trost finden kann das Elternherz, das wunde,
  Im einen für des andern Kinds Verlust,
Das Kind jedoch hat auf der Erdenrunde
  *Ein* Vaterherz nur, *eine* Mutterbrust.

Verwaist — ein hartes Wort! Ja, Mutterliebe,
  Sie säugt das Kind am Busen, zieht es groß . . .
Doch — gäb' es andre nicht als diese Liebe,
  Was wäre dann des Erdensohnes Los?
Verwaist — ein jeder wär's, ob früher, später,
  Wenn nicht auch übers Elterngrab hinaus
Den Menschen noch begleitete die Liebe,
  Die erst die Erde macht zum Vaterhaus.

Du wirst es finden auch auf *deinen* Pfaden,
  O Kind, das Herzenslicht, das mit uns geht,
Uns grüßt in hundert wechselnden Gestalten,
  An unsrer Wiege, unsrem Sarge steht,
Die Not der Erde lindert, Tränen trocknet,
  Balsam in jede Schmerzenswunde gießt,
Des Neugebornen Lider küssend öffnet,
  Dem Toten sie mit einem Kusse schließt.

Die süßesten der Namen: *Vater* — *Mutter*,
  Sie leben nicht in deinem Kindesmund;
Die Liebe, die die heiligste auf Erden,
  Nie gab sie dir von Mund zu Mund sich kund.
Doch Mut! Ein Strahl davon wird dir begegnen
  Auf jedem edlen Menschenangesicht:
Wo Herzen schlagen, kann es Waisen geben,
  Verwaiste, nein, *Verwaiste* gibt es nicht.

---

## Eisenbahnfahrt.

Hin saust der Zug durchs blüh'nde Revier,
Rings prangen die Au'n in des Lenzes Zier —
Was frag' ich danach? Gegenüber mir
Leuchten zwei himmlische Augen!

Der Apfel glänzt wie in schimmerndem Tau,
Groß und gewölbt, eine blendende Schau,
Zart die Pupille, von reizendem Blau —
O diese himmlischen Augen!

Der Aufschlag ist entzückend gar!
Wer schaun, ach, könnte so immerdar
In diese Augen, demantklar,
In diese himmlischen Augen.

Sie sagen, die Welt sei ein Jammertal.
Ein Eden birgt sie, einen Himmelsstrahl;
Und hervorbricht dieser Himmel zumal
In solchen seligen Augen!

Und bleibt dieser Himmel mir ewig fern,
Wie der andere dort über Mond und Stern —
Wie nach jenem, schau' ich nach diesem gern
In des Mägdleins himmlische Augen.

Je ferner der Himmel, so feuriger glüht
Der Drang, der nach seinem Glanz uns zieht,
Gleichviel, ob er über den Sternen sprüht,
Ob in strahlenden Mädchenaugen.

Mag lächelnd schaun dies hehre Geleucht,
Wem das höchste Glück noch erreichbar deucht:
Mir wird die Wimper vor Rührung feucht
Vor solchen himmlischen Augen.

Wem keine Rosen das Schicksal flicht,
Gelebt doch hat er vergebens nicht,
Wenn er geschwelgt in der Schönheit Licht —
Habt Dank, ihr himmlischen Augen!

Zu scheiden nun gilt's. Mit geflügeltem Fuß
Enteilte die Stunde! Zum Abschiedsgruß
Drück' ich, o Maid, im Geist einen Kuß
Auf deine himmlischen Augen!

Sei glücklich, o Kind, in Lieb' und Lust
Und trage nun bald im Herzen bewußt
Den Himmel, den lange schon unbewußt
Du trugst in den himmlischen Augen!

---

## Christnacht.

Die Christuslehre gab der Welt ein hehres
Symbol: das Kreuz. Hochaufgerichtet steht
Es da, ein Bild des Leids der Welt; hoch ragt es
Auf Golgatha in düstrer Majestät,

Verkündend, daß ein Gott erst mußte leiden,
Wenn diese Welt erlöset sollte sein,
Und daß das Herz der Mutter, die geboren
Den Gott, durchdrang ein Speer in bittrer Pein;

Und daß der Mensch entsagen muß, entsagen,
Und leiden muß und dulden; daß die Welt
Ein Tal der Tränen, eine Jammerstätte,
Ein Pfuhl des Elends unterm Sternenzelt.

Traun, ein erhabnes Bild — doch allzu düster,
Erdrückend schier dem menschlichen Gemüt,
Unheimlich schreckbar gar dem Kindesauge,
Das noch in reiner Lebensfreude glüht.

Drum stellte neben dieses kahle, düstre,
Dies ernste, strenge, blutbeträufte Kreuz
Ein anderes Symbol sich — tröstlich-helle,
Von ernstem und doch traulich-holdem Reiz.

Mit Himmelsfrüchten und mit Erdengaben
Verwirklichend der Sehnsucht schönsten Traum —
Ein Gnadenfüllhorn — eine Wunderblüte —
Ein Strauß — was sag' ich? Nein, ein Wunderbaum —

Ein Sproß von jenem goldnen Lebensbaume
Des Paradieses — blühend wunderbar,
Versagt einst, nun gegönnt den Menschenkindern
Für eine einz'ge heil'ge Nacht im Jahr!

Ja, neben das Symbol des ew'gen Leides
Stellt leuchtend das Symbol der Freude sich,
Der Daseinswonne, die im Schönen, Guten
Fortlodert, bis der letzte Stern erblich —

Des Heils, das allen blüht, die lautern Herzens,
Der Lust, die für die Sieger in dem Streit,
Für die Begnadeten — wie übers Kreuz
Der Baum — hinauswächst über alles Leid.

Und wenn des Kreuzes Hochfest ins Erwachen
Des Lenzes fällt, wie mahnend: „Menschenherz,
Bleib' fern dem Übermut — die Welt ist leidvoll!“
So daß die Freude dämpft ein heil'ger Schmerz —

So fällt das Freudenfest, das gnadenreiche,
Ins tiefste Dunkel, in den rauhsten Frost,
Verheißungsvoll, mit goldner Gabenfülle,
Den Menschenkindern all zu holdem Trost.

Und während draußen dicht die Flocken stöbern,
Und wild ums Haus die Stürme sausend wehn,
Flüstert der Wunderbaum in trauter Stube:
„Sei fröhlich, Menschenherz! Die Welt ist schön.“

---

## Das deutsche Lied am Rhein.

Die dunklen Wasser rauschen
Hinab den grünen Rhein,
Ein Weben, horch, ein Lauschen
Rings um den Nixenstein!
Des Rheinstroms Töchter winken
Vom Fels mit weißer Hand:
Was klingt wie Schall der Zinken
Heran vom andern Strand?

Versenkt, wie auf dem Grunde
Des Rheins der goldne Hort,
Hat dort in deutschem Munde
Geruht das deutsche Wort.
Doch frei nun hallt es wider —
Um Straßburgs hohen Dom
Erklingen deutsche Lieder,
Und freudig rauscht der Strom.

Des Rheines Töchter winken
Vom Fels mit weißer Hand —
Die goldnen Becher blinken
An seinem Rebenstrand;
Ertöne, hell wie Zinken
In brausendem Verein,
Zur Rechten und zur Linken,
Du deutscher Sang am Rhein!

---

## Das Ebenbildchen.

Kind, du weißt es nicht, und niemand
Ahnt es, warum oft ich sinnend
Und so still für mich hinlächelnd
Dich betrachte. Einer andern
Muß ich denken, dich betrachtend,
Einer andern, längst Verlornen,
Ewig Fernen, ewig Toten:
Denn du bist in vielen Dingen
Ihr verschöntes, ihr verjüngtes,
Ihr verkindlicht Ebenbildchen.

Endlich wallt das krause, blonde
Haar, gelöst, dir übern Rücken
Ganz wie ihr: zum Staunen ähnlich
Bist du ihr am Hinterhaupte,
Hals und Schultern, Arm und Nacken,
So bedeckt vom Flatterhaar.

Ferner hast du ihre Füßchen,
Ihre reizend-droll'gen Füßchen,
Die ich oft geküßt, und über
Die ich oftmals doch mich hätte
Halb zu Tode lachen mögen —
Denn so reizend ist auf Erden
Nichts, traun, und zugleich so drollig,
Als ein Paar von kleinen, feinen,
Schöngeformten Weiberfüßchen.

Und mit deinem ganzen Wesen,
Wie du bist, mein feines Püppchen,
Mahnst du mich an jene — mahnst du
Mich mit heimlich-trautem Reize,
Der nur mir sich ganz erschließet,
Oft an reizende Momente,
Die sie hatte — denn sie hatte
Ihre reizenden Momente —
Reizend-drollige Momente!

Oft noch mein' ich sie zu sehen:
Auf des Bettes Rande sitzend,
Kurzgeschürzt, ein rotes Mieder
Um die Mitte, eine Laute
In den Armen, glich das schlanke,
Üppig-zarte Weibchen, lächelnd,
Einem krausgelockten Amor,
Mit dem Köcher an der Seite.

---

## An das deutsche Volk.

### Zur 70. Jahresfeier der Geburt des Fürsten Bismarck.

### 1. April 1885.

Wir schauten die größte germanische Tat, von der die Geschichte berichtet,
Das größte der Wunder, wie es nur im Traum vorahnend die Muse gedichtet:

Germanische Kraft mit zermalmender Wucht zu germanischem
Werke verbündet,
Germanias Größe gefestet zum Ring, zur funkelnden Krone
gegründet!

Gewalt'ges vollbringt ein gewaltig Volk. Doch wer ist's, der
zum Heile sie wendet,
Die gewaltige Tat? Wer ist's, der sie plant? Und wer ist's,
der sie vollendet?
Wer ist's, der Verworrnes, der Ziele bewußt, mit ordnendem
Geiste gestaltet;
Zu lebendiger Blüte der Wirklichkeit, was Jahrhunderte
träumten, entfaltet?

Der Genius ist es, der Heros, traun, in welchem zum
lichten Gedanken
Das Ringen, das dumpfe, des Volkes wird, das gegärt in
beengenden Schranken,
Und Leben gewinnt und feste Gestalt, und vor dem staunenden
Blicke
Der Mitwelt streitbar tritt in die Bahn, zu entscheiden die
großen Geschicke.

Auch dir, o deutsches Volk, auch dir ist solch ein Mittler
erstanden,
Ein Führer und Lenker, so kühn als klug, ein Held in
germanischen Landen,
Der wie keiner vor ihm der Rätselsphinx der germanischen
Zukunft begegnet,
Mit Kraft von Natur, mit Macht vom Geschick, mit Glück
vom Himmel gesegnet!

Du feierst ihn heut' — zujauchzest du ihm! Doch — willst du
am schönsten ihn ehren,
O deutsches Volk, so gedenke du heut', auch ein in dich selber
zu kehren.
Und frage dich still: Ist gesichert nunmehr für immer uns,
was er geschaffen,
Geschaffen mit waltender Geisteskraft und ersiegt im Sturme
der Waffen?

O Festtag, werde zum Schicksalstag für alle germanischen Gaue,
Daß sinnenden Blicks anheut, wie zurück, auch vorwärts jeglicher schaue,
Anflehend der Schicksalsmächte Gunst, daß über dem Reiche sie walten,
Wenn heimgegangen die Starken sind, die wie Säulen es heben und halten!

Die Stämme, die Gaue der Deutschen, o seht, im weiten germanischen Reiche,
Ineinander gewachsen sind sie noch nicht wie die Äste im Wipfel der Eiche:
Vereint sind sie, zusammengefügt nur erst wie ein Bündel von Speeren,
Nun kämpfend vereint — um aufs neue vielleicht sich gegeneinander zu kehren!

Weh' dir, o deutsches Vaterland, wenn deinen sämtlichen Söhnen
Das Heiligste nicht vor allem du selbst! Wenn sie der Treu sich entwöhnen.
Wenn ihnen nicht ewig als Leitstern gilt in unvergänglicher Reinheit
Des Vaterlands Ehre, des Vaterlands Glück, des Vaterlands Größe und Einheit!

O weckt ihn nicht auf, den alten Fluch, den Fluch der germanischen Erde,
Daß nicht zu grollender Nachbarn Spott, zum Tummelplatze sie werde
Gesättigter Rache, schnöden Verrats — daß den Herd des heimischen Lebens
Nicht schände die Schmach barbarischen Tuns und zerfahrenen wüsten Bestrebens!

Die Bäume rauschen im Niederwald — sie flüstern aus jüngsten Tagen
Eine schaurige Mär' voll warnenden Sinns — sie rauschen und flüstern und sagen:

„Nicht *fremde* Hand wird stürzen das Mal, das stolz hier schaut in die Lande;
Doch wehe, wenn einstens des *Ruhms* Denkmal sich zum Denkmal wandelt der Schande!“

Der Lorbeer, geflochten der deutschen Tat — er deckt grauschimmernde Haare!
Den Helden, den heute wir feiern, wir sehn ihn gedrückt von der Bürde der Jahre!
Doch — ob auch erschöpft von den Mühen des Kampfs und dem Schweiße gewaltiger Taten,
Darf nun er auf seinen Lorbeern ruhn, und können wir seiner entraten?

Nein, heg' ihn, o Deutschland, solang' ihn noch die himmlischen Mächte dir gönnen!
Nie mag im gewaltigen Drange der Zeit erlahmen sein Wollen und Können,
Und niemals komme der Tag, wo nicht, wie bisher, zu gedeihlichem Werke
Aus des *Volkes Vertraun* er schöpfe den Mut, aus dem Heimatboden die Stärke.

Wie Kolumbus erschloß er durch Fahr und Not die Bahn zu verheißenen Küsten,
Wie Moses fand er des Auswegs Spur für sein irrendes Volk in den Wüsten:
Wie jenem, ist es vielleicht ihm versagt, dort, wo er säte, zu ernten,
Wie dieser blickt er sterbend vielleicht nach Gefilden, weit noch entfernten . . .

Doch ist es noch nicht errungen ganz, wofür er kämpfte und lebte,
Und schwebt es noch in den Lüften halb, das Deutschland, das er erstrebte,
So gönnet ihm doch, nicht wolkenverhüllt, nicht umdräut von finsterem Grauen,
Nein, winkend in rosigem Zukunftslicht es mit brechendem Auge zu schauen.

---

## Zur Eröffnung des Stephaniensaales
### im neuen Gebäude der Steiermärkischen Sparkasse zu Graz
am 4. November 1885.

Erfreulich ist's, betätigt neu zu sehen
Des Menschen edlen Drang zu aller Zeit,
Womit er Neues, Schönes läßt erstehen
Und seines Wirkens Stätten Schmuck verleiht.
So beut dem Tod das Leben, dem Vergehen
Das Werden Trotz in mut'gem Widerstreit;
Daß stets gemehrt das Reich des Schönen werde,
Das ist der Sieg des Lebens auf der Erde!

Von neuen Räumen sehn auch wir umfangen
Uns heut', von Hallen, prangend aufgebaut:
Erschlossen stehn sie da — die Pforten sprangen —
Welch edle Zier, wohin das Auge schaut!
Uns dünkt der Raum, aus dessen lichtem Prangen
Etwas wie geist'ger Segen niedertaut,
Als ob ein heil'ger Schauer ihn durchwalle,
Kein Festsaal bloß, nein, eine Tempelhalle!

Und in der Tat, er ist's! Nur wie zum Feste
Erschließ' er stets sein schimmernd Tempeltor,
Nicht unwert, traun, daß hochgesinnte Gäste
In ihm sich sammeln zu erlesnem Chor,
Und daß das Schönste glanzvoll und das Beste
In ihm verwirklicht labe Aug' und Ohr.
Was reich er beut für Geist und Herz und Sinne,
Uns und den Enkeln werd' es zum Gewinne!

Der Tonkunst edle Muse wird hier thronen!
Nicht jene bloß, die froh den Reigen schlingt
Und, wenn die Freude ihre Blütenkronen
Berauschend schüttelt, Herz und Sinn beschwingt;
Nein, auch die ernste, die aus Ätherzonen
Hernieder in der Seele Tiefen dringt
Und unsern Flug in blauer Weltenferne
Verwebt mit Harmonien dem Tanz der Sterne.

Die Orgel ragt — sie spricht mit Engelzungen
Zum Menschenohr von einem höhern Drang;
Wenn ihre Mahnung weihevoll erklungen,
Zur Andacht wird des Herzens Überschwang;
Sie eint im Odemhauch gigantscher Lungen
Der Flöte Lispeln, der Posaune Klang!
Durchbraust von ihrem Harmonienstrome,
Wölbt sich und wächst der Tempelsaal zum *Dome*!

Wie viele wird, zu ungezählten Malen,
Die Folgezeit hier sehn vereint entzückt!
Wie viele Augen werden leuchtend strahlen,
Wie viele Herzen pochen, still beglückt,
Wie viele schwelgen, aus dem Bann, dem schalen,
Der Alltagswelt zu höherm Sein entrückt;
Der Himmel segne die Geschlechter alle,
Die wandeln noch in dieser hohen Halle! —

Inmitten der Athenerstadt, der alten,
Ein Felsenhügel ragte, stolz und hehr;
Zu trotzen schien er feindlichen Gewalten,
Wie flutumschäumtes Felsgeklipp im Meer.
Auf heil'ger Höh', als Schutzfrau kühn zu schalten,
Pallas Athene stand mit Schild und Speer,
Geborgen ruhte hier, an sicherm Orte,
Der Schatz Athens, viel' reiche, goldne Horte.

Doch auf derselben stolzen Felsenzinne
Entfalteten ihr leuchtendes Panier
Die *Künste*: — fernster Nachwelt zum Gewinne
Erhob sich unvergänglich-edle Zier.
So hebt den Blütenkelch in gleichem Sinne
Die Blume hold empor ins Lichtrevier,
Indes sie, mit des Erdgeists Macht im Bunde,
Die Wurzeln birgt in sicherm, festem Grunde.

Und so auch, daß der Zweck sich ganz erfülle
Des Hauses, das hier schmuckvoll neu erstand,
Schling' es um jede Art von edler Fülle
Der Wohlfahrt und des Heils ein geistig Band.

Und es geselle sich in würd'ger Hülle,
Zur Zier, zum Wohl dem grünen Alpenland
Auf immerdar, des Segens Werk zu krönen,
Dem Hort des Nützlichen der Hort des Schönen.

---

## Das deutsche Lied in Österreich.

Am Donaustrand, vom grünen Hang,
Wie schallt es da in mächt'gem Drang.
Wie sind aus frohen Seelen
Die Kehlen
Gestimmt zu Liedesklang!
Das deutsche Lied in Österreich,
Es klingt so voll, es klingt so reich:
Wie Östreichs blauer Donaustrom,
So braust es unterm Himmelsdom.
So voll, so reich aus voller Brust
In heller Lust
Erklingt es, ja,
Das Lied im deutschen Österreich,
Das deutsche Lied — hurra!

Und wieder dann, am blauen See,
Schallt Liedersang in Lust und Weh:
Im Abendschein die Wellen,
Sie schwellen
Und flüstern lieblich drein.
Das deutsche Lied in Österreich,
Es klingt so zart, es klingt so weich,
So traut, so tief aus Herz und Mund
Wie Alpseerauschen tief im Grund.
So zart, so traut erklingt es, ja,
Klingt fern und nah,
Das Lied im deutschen Österreich,
Das deutsche Lied — hurra!

Auf Felsenhöhn, am Gemsenstand,
Schallt Liedesklang zur Schroffenwand;

Die Gemsen kühn, sie lauschen,
Hoch rauschen
Die Adler drüber hin.
Das deutsche Lied in Österreich,
Auf schwingt es sich, dem Adler gleich:
Es wird der frohe traute Sang
In Fahr und Not zum Donnerklang,
Es eint der Brüder treue Schar
Auf immerdar
Das Lied im deutschen Österreich,
Das deutsche Lied — hurra!

## Ich liebe mein Österreich . . .

Ich liebe mein Östreich,
Die Wälder der Heimat,
Die Berge, die Auen,
Die Ströme, die blauen —
Gott segne die Herrscher,
Gott segne das Land!
Es blühe, gedeihe:
Doch inmitten der Fülle
Des Segens erblüht,
Erstarkend erhebe
Sich immer aufs neue
Das deutsche Gemüt:
Wie die Blume, die blaue,
Holdselig und traut,
Die mit Augen der Liebe,
Mit Augen der Treue
Aus dem Golde der Ähren,
Der wogenden, schaut.

## Geh' nicht von mir . . .

Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner —
Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.

Wer weiß, ob man so leicht sich wiederfindet,
  Sobald man einmal voneinander ging?
Geh' nicht von mir — am wenigsten im Grolle,
  Von einer Wolke trüb' die Stirn umgraut:
Im Unmut just muß man beisammen bleiben,
  Bis rein der Liebe Himmel wieder blaut.

Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner —
  Du weißt noch nicht, was es bedeutet: Scheiden,
Und wie daraus oft wird ein langes Meiden,
  Und was, sich meidend so, zwei Herzen leiden;
Und wie zwei Herzen, die sich brennend liebten,
  Geschmiedet wie in einen Zauberring,
So fremd sich, ach, so fremd sich können werden,
  Sobald man einmal voneinander ging.

Geh' nicht von mir, versuche nicht das Schicksal,
  Das so zwei Herzen trennt, eh' man's gedacht,
Die wonneselig sich verknotet wähnten
  Auf ewig durch der Liebe Wundermacht.
Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner —
  Unlösbar fest geschmiedet ist kein Ring.
Geh' nicht von mir — am wenigsten im Grolle,
  Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.

---

## Im Unbestand der Dinge.

Festhielte gern im Unbestand der Dinge
Auf immerdar die Liebe, was sie liebt.
Doch läßt sich's halten? Stiehlt nicht unversehens
Täglich ein Teil davon sich weg auf immer?
Wir meinen's noch zu halten, noch zu lieben,
Und es ist längst nicht mehr, was wir geliebt.
Man liebt den Strom — doch seine Wellen, ach,
Und seine Tropfen, ewig andre sind's;
Man liebt den Heimatwald — wo aber sind
Die Blätter, die dem Knaben zugerauscht?
Das Kind liebt der Erzeuger, liebt es innig,

Just wie es ist, als Kind! Doch gingen erst
Nur ein paar Jährchen hin, wo bleibt das Kind?
Ach, wie man um geliebte Tote trauert,
Die uns mit einem Mal der Tod entriß,
So müßten wir beweinen, was wir lieben,
Vom ersten Tag an, wo es unser ward;
Denn ach, unmerkbar wandelt sich's und stirbt,
Stückweise, Tag für Tag . . .
Mit jeglichem
Atom, das in des Bluts, des Odems Wirbel
Sich löst von der Gestalt, der holdvertrauten,
Die eins mit uns, verwachsen schien auf ewig,
Geht etwas von ihr hin, von ihrem Selbst,
Von ihrem holden Sein, von ihrem Sinn,
Von ihrer Seele! — Presse, was du liebst
Als wär's zum ew'gen Abschied an dein Herz,
Solang' es dein noch ist, solang' es dich
Noch kennt, noch liebt; denn wisse, früher, später,
Gemach im Zeitenwandel kommt der Tag,
Die Stunde, wo du plötzlich schaudernd merkst,
Daß du ein Fremdes hältst in deinen Armen,
In dessen Blick kein Strahl mehr lebt von einst.
Was gestern dich geliebt, von dir geliebt,
Tot ist es heut' und hat vom Trank des Lethe
Geschlürft und dich vergessen und sich selbst.

---

## Glaubt nicht dem Dichter . . .

Glaubt nicht dem Dichter, was er Schönes sagt
Von einem Weibe. Glaubt auch nicht das Böse,
Das Häßliche, das er von ihr gesagt.
Denn alsobald, wenn, was er sagt und singt,
Gesagt ist und gesungen, gilt es nimmer
Von dieser armen ird'schen Kreatur,
Von diesem Einzeldasein, Einzelwesen.
In Klängen festgebannt, ist, was er schaut,
Erlebt, erzählt, vergöttert und erniedrigt,
Ein Bleibendes, ein Zeitlos-Weltentrücktes,
Das sich in luft'gen Blasen, farbig-bunt,

Für einen flücht'gen Augenblick gespiegelt.
So haltet euch ans Bild, nicht an den Spiegel!
Ein ewig andres ist er, dieser Spiegel,
Ein ewig anderes im Guten, Bösen,
Die Rieselwelle, die entzückt den Dichter,
Ist morgen ekler Schlamm, und aus dem Schlamm
Wächst übermorgen prangend eine Blume!
Die sel'ge Maienstunde, die er singt,
Sie ist nicht diese selbe Maienstunde,
Sie ist der Lenz, die Ewigkeit des Lenzes,
Der Lenz, so wie er immer lebt und nie!
Das Schrecknis, das er malt, ist überall
Und nirgends — nirgends ganz und nirgends ewig,
So wie es in der finstern Tiefe lauert.
Im Lied des Sängers ist kein Jetzt, kein Hier,
's ist eine Welt, aus tiefstem Geist geboren,
Von Himmels-, Höllenlichtern angeregt,
Die spielend fallen auf die ird'schen Dinge.

Sucht auch das Weib, das ein Poet geliebt,
Gehaßt, gerühmt, gescholten, nicht im Reigen
Der Wirklichkeit: es lebt nur im Gedichte.

---

## Baum am Strande.

Der Eichbaum hier am Strande,
Er stemmt auf felsiger Höh'
Mit den kahlen, knorrigen Ästen
Sich entgegen den Stürmen der See.

Die Stürme, die Jahre, sie haben
Zerzaust ihm das ragende Haupt:
Einst hat er gegrünt und geblühet,
Nun steht er der Zierde beraubt.

Nicht mehr in gaukelndem Laube
Verschwendet er nun sein Mark:
Was schwach an ihm, hat er geopfert,
Zu trotzen mit dem, was stark.

Er steht, von den Wettern gehärtet,
 Über Felsen und Wellen am Strand,
Und sieht wie die Wellen zerschellen,
 Und die Felsen zerfallen zu Sand.

---

## An den Abendstern.

Juwel der Himmelskrone,
 Hesperische Blüte der Nacht,
Wie schmückst du die dämmernde Zone
 Des Westens in funkelnder Pracht!

Zwischen die Sonne, die grelle,
 Und den fahlen, gespenstigen Mond
Trittst du in kristallner Helle,
 Die zu schaun am erquickendsten lohnt.

In der Dämmrung heil'gen Bezirken
 Auf schlägst du dein Strahlenzelt
Und ladest von irdischem Wirken
 Zu himmlischer Ruhe die Welt.

Und ist sie verträumt, die Mühe
 Des Tages, im stillen Gemach —
Wer küßt in purpurner Frühe
 So hold aus dem Schlummer uns wach?

O Wunder, der Stern, der helle,
 Der im Westen verkündet die Nacht,
Steht nun an östlicher Schwelle
 Des Tags in geruhiger Pracht.

In östlicher, westlicher Ferne,
 Im Morgen-, im Abendrot
Sei gegrüßt mir, liebster der Sterne,
 Treu leb' ich deinem Gebot!

Nie möchte den Tag ich scheiden
 Vom himmlischen Zauber der Nacht;
Wie du, an der Grenze der beiden
 Hält meine Seele Wacht:

Wie mit Strahlen du, möcht' ich in Tönen
Aus klagender, jauchzender Brust
Die Todeswonne versöhnen
Mit der ewigen Daseinslust.

---

## Natur und Schicksal.

Nach keinem Lorbeer bin ich ausgegangen,
Nach keiner Kunst hab' ich mich ganz ergeben:
Kein Ziel sah ich vor Augen winkend schweben,
Wonach die Besten sonst gesondert rangen.

Ein Mensch sein wollt' ich — voll und ganz — umfangen
Das All mit allen Sinnen — wirkend streben
Mit allen Kräften dann — allseitig Leben,
Harmonisch, unumschränkt, war mein Verlangen.

Ins Weiteste erschwang sich mein Gedanke,
Ins Engste fühlt' ich mich zurückgetrieben:
Mein Streben war Natur, Schicksal die Schranke.

Und was ihr kennt von meinem Leben, Lieben,
Von meinem Schauen, Schaffen — Trümmer, schwanke,
Nur sind's und Splitter, die im Winde stieben.

---

## Die lyrische Muse.

Ein Bild der Welt entrollt der Mäonide,
Entrollt der Tragiker vor euren Blicken;
Sich selbst, sein Los, sein Leben gibt im Liede
Der Lyriker — und dies auch nur in Stücken.
Gebricht ihm Lebensglück und Lebensfriede,
Wie mag ihm muntre Zeisigweise glücken?
Die Muse hat die Parze zum Geleite,
Der Lebensfaden wird zur Lyrasaite.

Was aber beut dem Lied des Sängers Leben?
Der Tage Segen und der Tage Fluch!
Ist, den wir aus Erinnerungen weben,
Der Blumenteppich, nicht ein Leichentuch

Für totes Glück, für eingesargtes Streben?
  Gleicht nicht der Friedhofsau das Liederbuch,
Wo über Moder, welken Lebenskränzen
Auf blankem Marmor goldne Worte glänzen?

Gleichviel! Ob sich umschattet, ob im Glanze
  Das Einzeldasein zeigt in edlem Sange,
Folgt er, auch in gedämpftem Rhythmentanze,
  Der Schönheit Spur und edlem Wahrheitsdrange,
Und klingt es liebvoll ein ins heil'ge Ganze,
  So wird, was dürftig schien, mit reinem Klange
Die Lauschenden in Höhen, Tiefen, Weiten
Des Schauens, Fühlens, Denkens, Lebens leiten.

---

## Lyrische Aphorismen.

Als ich noch jung war, summte mir das Ohr
Den ganzen Tag von hundert Melodien,
Zu welchen ich den Text nicht wußte. Jetzt,
Nachdem ich älter ward, hab' ich den Kopf
Stets übervoll von hundert Liedertexten,
Zu welchen ich die Melodien nicht finde . . .

---

Durchscheinend Fensterglas nur ist
  Des Laien Aug' und Blick;
Des Dichters Aug' ist Spiegelglas,
  Es wirft das Bild zurück.

---

Schönheit ist nur das Blühen einer Blume:
Doch durch den Geist wird sie zum Herrscheramt,
Und durch die Huld wird sie zum Priestertume.

---

Wegküßt von den Blumen der Morgen die Zähren,
  Der Blitzstrahl erlischt in erfrischendem Regen,
Aufrichten sich neu die verhagelten Ähren,
  Und ewig verwandelt der Fluch sich in Segen.

---

## Das Süßeste.

Seltsam, daß uns die Augen zudrücken
Die drei süßesten unter den Dingen,
Die uns entrücken der irdischen Not,
Die uns zumeist auf Erden beglücken:
Liebesentzücken,
Schlummer und Tod.

---

Gepflückt zu werden in der schönsten Blüte,
Das ist das Los der Frauen wie der Blumen:
Nur soll die Liebe, nicht der Tod sie pflücken.

---

Der ew'gen Sehnsucht Schmerz ertrage mutig,
Wenn seine Fänge er ins Herz dir schlägt:
Der Aar des Zeus ritzt uns zuweilen blutig,
Indem er uns empor zum Himmel trägt.

---

Kind sei immer die Phantasie,
Jünglingsfrisch das Gemüt,
Männlich gereift das Wollen,
Altersklug der Verstand.

---

## Tag und Nacht.

Der Tag, der fröhliche Junge, bezahlt
Den Lichttribut
Mit einem einz'gen funkelnden Goldstück —
Die Nacht aber
Mit einem geleerten Bettlerranzen:
Unzähliger kleiner Scheidemünze,
Und einem abgegriffenen Silberling . . .

---

Heut' stieg eben ein Freund mir ins Grab und ein zweiter ins Brautbett:
Glücklich ist dieser *vielleicht* — aber der andre gewiß.

---

Weißt du, welcher im Leben zumeist sein eigener Freund ist?
Der ist's, der wie ein Feind wacker sich selber bekämpft.

---

Wie kann denn bitter sein der Tod, wenn er
So engverwandt, so bruderähnlich ist
Dem Süßesten in dieser Welt, dem Schlaf?

---

## Grabschriften.

### I.

Geknickt als ird'sche Blume sankst du hin,
Aufzuerstehn im lichten Himmelskleide:
Ein Kind verloren wir!
Einen Engel gewannen wir,
Der Trost uns winkt im unermeßnen Leide.

### II.

Und winkst du uns Trost auch aus himmlischen Höhn,
Verzweifelnd wir beugen das trauernde Haupt:
Nur der Tod gibt zurück, was der Tod geraubt,
Nur das brechende Aug' kann dich wiedersehn!

---

Es klingt wie ein Klang elysischer Glocken
Doch ewig durch irdischer Stimmen Chor;
Nur flüchtig kann das Flüchtige locken,
Das Ewige zieht uns ewig empor.

---

Such' nur Tag für Tag dich durchzuschlagen,
Denn das lange Jahr besteht aus Tagen;
Jede Zeit hat glorreich überwunden,
Wer bewältigt tapfer hat die Stunden;
Kränze flicht die Ewigkeit dem Mute,
Der obsiegt hat kecklich der Minute.

---

Hold sein willst du mir nun und die Meinige bleiben auf ewig?
Jetzt, wo das Haar sich dir bleicht und sich die Wange dir furcht?
Danke! Nun ist es zu spät, und ich habe gelernt zu entsagen!
Wem du die Rosen versagt, beutst du die Dornen umsonst!

Dir ist, wenn dich ein Weib verriet,
Um einen Deut das Leben feil
Und möchtest gern dich morden.
Und wenn nach Jahren du's erwägst,
Ist's deines Glückes bester Teil,
Daß du sie los geworden.

Fromme stille Blumen stehen
Angefesselt an die Erde;
Kröten, Schlangen, Tiger, Menschen,
Wüten frei umher . . .

Zur Katze sprach die Maus:
Warum nicht vergleichst du dich gütlich?
Zur Ente sprach das Schwein:
Du benimmst dich unappetitlich;
Zum Bock die Viper sprach:
Du bist mir zu wenig gemütlich!

## Zechergnome.

Sitzt beim Trunk ein weiser Mann, gottbeseelter Zecher,
Kränzend sich mit Laub die Stirn, kränzend auch den Becher.
Muse rechts und Grazie links wiegend auf dem Knie,
Solch ein Zecher wird berauscht, doch betrunken nie.

Der Lorbeer, traun, hat keine Sympathie
Für üpp'ges Lockenhaar; viel lieber rankt er
Um graue Häupter, kahle Stirnen sich:
Am liebsten sind ihm nackte Totenschädel.

## Denksprüche.

Über des Genusses Kissen
Winkt des Geistes Palme nicht!
Nur aus bittern Kümmernissen
Ringst du dich empor zum Licht.

Ohne Sehnens Qual und Strebens
Bleibt das Sein ein öder Traum:
Freude ist der Baum des Lebens,
Leiden der Erkenntnis Baum.

---

Denke, während prangt die Blume
Und der Stern in Wolken blinkt,
Daß die Blume welkt in Wahrheit,
Nur zum Schein der Stern versinkt.

---

Die Lust ist Erdenblume,
Ein Himmelsstern die Pflicht.

---

## Inschrift für E. Andresens Hölderlin-Denkmal zu Tübingen.

1881.

Dem hohen Sänger, der aus Wolkennacht
Emporgestrebt ins Lichtreich ew'ger Schöne,
Verschwisternd mit dem Reiz der Griechentöne
Des deutschen Sanges urgewalt'ge Macht,
Ihm sei aus Geniushänden dargebracht
Der ewig grüne Stirnschmuck der Kamöne.

---

## An den Dichter der „Gräfin Seelenbrand".

(Fercher von Steinwand.)

Nicht schäme dich der dunklen Zorngewitter,
Die durch die Seele dir so prächtig rollen!
Schlag' keinen deiner Blitze selbst in Splitter,
Und gönn' es deinen Donnern, auszugrollen!

Beglückt, wer so aus einem Meer von Schmerzen
Emportaucht, trotzend der Gemeinheit Pfeile,
Schiffbrüchig, nackt, doch mit verjüngtem Herzen
Und einem Bündel *solcher* Donnerkeile!

## Der Gattin eines Dichters ins Stammbuch.

Sagen möcht' ich jedem Frauenwesen,
Das ein Dichterauge sich erlesen,
Dem ein Dichterherz sich anvertraut:
Sei ihm hold und mild und lieb und traut!
Denk', so lang' er wandelt hier auf Erden,
Durch entzückter Tausende Verein
Kann er groß, berühmt, unsterblich werden,
Glücklich aber nur durch dich allein.

---

## Sybillinischer Spruch.

Ich grüb' es gern in alle Rinden ein,
An jede deutsche Türe möcht' ich's schreiben:
Das einz'ge Mittel, deutsch zu bleiben:
Ist, deutsch zu sein.

---

## Sängerspruch für den Männergesangverein in Pettau.

Von Ort zu Ort,
Von Hang zu Hang,
Von Strand zu Strand
Bleib' unser Hort
Im Alpenland
Das deutsche Wort,
Der deutsche Sang!

---

## An der Adria.

### Für ein Festblatt des Triester deutschen Turnvereins „Eintracht".

Deutsches Wort noch klingt am Südstrand,
Wo gereiht die Masten stehn —
Und nicht Bora noch Sirokko
Wird es ganz von dort verwehn. —

Zwischen Bora und Sirokko,
Zwischen nord'schem Klippenstrand
Und des Südmeers Wogengrollen
Hält die deutsche Muse Stand.

Und wenn je dem deutschen Namen
Feindlich sich der Tag erweist,
Finden wird von Meer zu Meere
Seine Bahn der deutsche Geist.

---

## Symbole.

### I.

Mit dem Pinsel wirst kein Bild du
Malen in der Woge Lauf;
Aber schau ihr Aug' in Auge,
Und du drückst dein Bild ihr auf.

### II.

Oft weicht der Schwan von seinem Weiher nicht,
Auch von des Eises Kruste schon umsäumt,
Und manchmal friert er ein, wenn allzudicht
Ihn der Kristall umzirkt, indes er träumt.

### III.

Es trägt, wer durch des Regens trüben Guß,
Mit ausgespanntem Schirm zu Häupten, geht,
Ein Stück von heitrem Himmel über sich;
Was tut's, daß vor ihm, hinter ihm es regnet? —
Leicht schaffst du stets dir für dein kleines Ich
Das kleine Stückchen Himmel, das du brauchst.

---

O Erdensohn, meist nur durch andrer Schmerzen
Erkaufst du dir die Lust des Augenblicks;
Suchst du Genuß, sei mitleidslos; nur über
Gebrochne Herzen geht der Weg des Glücks.

---

Auch an Dornen fehlt's wohl nicht,
Denk' ich, wenn ich Rosen sehe;
Rosen sind wohl in der Nähe,
Denk' ich, wenn ein Dorn mich sticht.

---

Was ein Erdensohn für sich gewesen,
Das stirbt mit ihm;
Was er der Welt gewesen,
Geht nur mit ihr zugrunde.

---

Geifert unüberzeugt dir entgegen der Gegner, so schweige:
Selber im stillen sodann sagt er sich, was du verschweigst.

---

Schafft Kleines einmal ein Großer, so denkt,
Daß die Gabe des Großen nie klein ist,
Und daß sie Fleisch doch von seinem Fleisch
Und Bein von seinem Bein ist!

Es wird selbst Gottes Schöpfermacht
Durch Maus und Wanze nicht zuschanden:
Und wer ihn im Kleinsten nicht wiedererkennt,
Hat ihn im Großen nicht verstanden.

---

Lieber dem Ochsen verzeih' ich, der kritisch gegen mich wütet,
Als ich dem Esel verzeih', wenn er begeistert mich preist.

---

## Seefahrer.

Wer auf der Flut in wildem Sturme fährt,
Der flucht dem Meer, das endlos sich erweitert
Vor seinem Blick und sehnt sich nach dem Strand:
Und schließlich ist's der Strand, woran er scheitert.

---

Was kümmert's mich, wenn kahl des Berges Gipfel,
Von welchem aus mir eine Welt sich zeigt?

---

## Kopf und Herz.

So viele Köpfe, so viel Sinne! —
Aber trennt der Kopf die Menschen,
Muß das Herz sie neu vereinen.
Macht im Kopfe breit das Ich sich,
Tragen wir das Du im Herzen.
Hart hat die Natur den Schädel,
Weich hat sie das Herz gebildet.

---

Wen die Götter lieben, der breitet
Einen Teppich sich auf die rollende See
Und legt sich darauf und entschlummert.

---

## Meister.

Meister ist jeder und gleich ein jeder der Größten und Besten,
Wenn er das Eigenste gibt, was er wie keiner vermag.

---

# Aus der Tragödie „Panther und Wölfin".

## Erster Akt.

### Erste Szene.

(Numidische Waldgegend. Zwei Jäger, mit Bogen bewaffnet, überschreiten die Bühne).

Erster Jäger (mit einem Blicke auf die dichtbelaubte Krone eines Baumes).
Halt da!

Zweiter Jäger. Was ist's?

Erster Jäger. Wildkatzenaugen funkeln
Dahier durchs Laub — die hol' ich mir herunter!

(Er hat den Bogen gespannt, zielt und will abdrücken. In diesem Augenblicke springt ein junges, halbwildes Mädchen, genannt die Pantherkatze, aus dem Geäst des Baumes herunter und auf die Schützen los, mit einer Gebärde, wie um ihnen die Augen auszukratzen.)

Die Pantherkatze. Ei, sieh da! Ein Paar Paviane!
Kommt nur! Mit Pavianen weiß ich umzugehn!

(Macht die Gebärde des Kratzens.)

Erster Jäger.
Die Pantherkatze! Schau! — Hockst du noch immer
In Baumeswipfeln bei den Vogelnestern
Und säufst den Vögeln ihre Eier aus?
Hör', Kätzlein, treib' es heute nicht zu arg
Und schweife nicht zu keck dahier umher,
Wenn dir dein Leben lieb; denn heute, weißt du,
Droht von Jugurthas Pfeil und erznem Spieß
Tod und Verderben jedem Waldgetier!

(Das Mädchen antwortet mit einer Geste spöttischer Verachtung und klettert einen steilen Abhang hin auf. Die beiden Jäger ab.)

## Zweite Szene.

**Jugurtha** (eine Lanze in der Hand, von einigen Jägern begleitet, rasch und erregt auftretend, den Blick auf eine Stelle jenseits der Kulissen gerichtet).

Dort! dort! im Dickicht! Dreißig Schritte kaum!
Er regt sich! Warte nur, dich such' ich längst,
Du Hundesohn! Stehst du mir heut' einmal?
Hat jüngst mein Pfeil die Mähne dir gekraut,
Heut' bohr' ich in den Rachen dir den Speer
Bis ans Gekröse!

(Er verschwindet mit den Begleitern, auf den Löwen losgehend, in der Kulisse.)

**Die Pantherkatze** (von der Höhe des Abhangs aus dem Jugurtha gespannt nachsehend).

Halt' ihm die Nase zu! Das macht ihn stutzig,
Und wie ein Hündlein folgt er dir! — Ach, Memme! —
Er wagt es nicht! — Das Tier schleicht brummend seitwärts,
Und schnöd' verschleppt die Hetze sich im Busch! —
Inzwischen such' ich Heilkraut. Vetter Leu
Hat Krallen — schärfer als die meinigen —
Da gibt's ein rotes Tröpflein wohl zu stillen!

(Sie pflückt Kräuter am Abhang.)

## Dritte Szene.

(Ein Numidier und ein Römer treten auf.)

**Römer.** Sind sie so störrisch denn, so unverträglich
Die Prinzen? Adherbal und Hiempsal,
Das sind doch Brüder, und die dürften sich
Wohl brüderlich vergleichen?
**Numidier.** Aber Vetter
Jugurtha nicht, und wär' er auch ihr Bruder!
Und wären sie als Drillinge gezeugt,
Jugurtha hätte seine Drillingsbrüder
Gedrillt, gehänselt schon im Mutterleibe!
**Römer.** Schwachköpfe wohl, die sich's gefallen lassen?
**Numidier.** Adherbal nimmt, ich wette, kommt's zur Teilung

Sich für sein Teil das andere Geschlecht!
Seit Jahren wandert er von Ort zu Ort
Und grast der Weiberschönheit Blütenfluren
In ganz Numidien nacheinander ab;
Der wohlbeleibte Hiempsal dagegen,
Der findet Fleischeslust nur am Geschmorten
Und praßt und schlemmt den lieben langen Tag.
Und während jener schöne Weiber jagt
Und dieser Fliegen fängt zum Zeitvertreib,
Ist hinter Löwen stets Jugurtha her
Und liebt die Jagd im Wald nur und den Krieg
Und haßt die Weiber, welche nicht ihm gleichen,
Und alle weichlichen Vergnügungen.
Schickt da sein Ohm Micipsa, welcher schon
Gefahr ersah für seine eignen Sprossen
In diesem Brudersohn, ihn nach Hispanien,
Ins Lager Scipios, damit er tollkühn,
Wie stets er war, umkomme; doch der Bursch
Kommt heil und stramm und kräftig ausgewachsen
Zurück und zieht ein Brieflein aus der Tasche
Vom Römerfeldherrn; darauf stand geschrieben:
„Ein prächt'ger Junge, Freund, ist dein Jugurtha!"
Das merkte sich der Alte, kraute sich
Den Kopf im stillen, und im Sterben sagt' er
Zu seinen Söhnen: „Teilt mit dem in Güte,
Sonst nimmt er sich das Ganze mit Gewalt!" —

**Römer.** Ein Tollkopf also?

**Numidier.** Tollkopf, ja! Doch auch
Ein Schlaukopf!

**Römer.** Wirklich?

**Numidier.** Traun! Ein schlauer Tollkopf,
Und toller Schlaukopf — Afrikanerblut! —
Dazu wie Krösus reich!

**Römer.** Was?

**Numidier.** Reich wie Krösus!

**Römer** (lauernd). Wie kam er d a z u?

**Numidier.** Ja, das ist die Frage!
Die Sage geht, vererbt von seiner Mutter
Sei ihm ein Stein von unermeßnem Wert,
Ein Talisman, dran sich ein Zauber knüpft,

Nebst vielen andern Schätzen und Kleinodien,
Genug, die halbe Welt dafür zu kaufen!

**Römer** (mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörend; seine Züge drücken lebhafte Begier aus).

Kleinodien? Schätze? ei! und Talisman?
Das Edelstein- und Schätzesammeln war
Und ist wohl lange schon ein alter Brauch
Im Hause der Numiderkönige?

**Numidier.** Geizhälse waren Väter schon und Ahnen,
Und unermeßne Mitgift bracht' ins Haus
Jugurthas Mutter, die Karthagerin! —

**Römer.** Es wimmelt von Bewaffneten ja dicht
Hier in der Gegend. Denken denn die Prinzen
Stracks aufeinander loszugehn? Im Dreieck
Einander gegenüber lagern sie!

**Numidier.** Und heut versuchen sie durch gütlichen
Vergleich das Dreieck sacht zum Kreis zu ründen!

**Römer.**
Hm! Das Entscheidungswort spricht wohl das Schwert?

**Numidier.** Wohl möglich! — Oder der Senat zu Rom!

**Römer.** Auch möglich! (Beide gehen im Gespräch ab.)

Die **Pantherkatze** (welche die Unterredung belauscht hat).

Wie gern in dieses Römer-Wolfsgesicht
Einsetzt' ich meine Klaun! — —
(in die Kulisse blickend) Nun endlich! endlich! —
Gemach mit seiner Beute kommt heran
Der Jäger — und mit abgebrochnem Speer!

## Vierte Szene.

**Jugurtha** (kehrt auf die Bühne zurück, den erlegten Löwen hinter sich herschleppend und hinwerfend).

Da lieg, du Nichtsnutz, Würger, Räuber, Schuft!
Du hast mich lang geneckt! Nun sind wir quitt!

Die **Pantherkatze** (vom Abhange herunterkommend).

Warum nicht hieltst du ihm die Nase zu?
Da wär' ihm stracks der Atem ausgegangen
Und heil geblieben wär' dein Spieß! — Ihr Männer,
Ihr seid doch rechte Memmen! Nichts vermögt ihr,
Starrt nicht von Erz die Hand euch!

**Jugurtha.** Siehe da,
Die Pantherkatze! Ei, was läufst doch du
Mir immer in den Weg? Nimm dich in acht!
Es schleicht manch brummiges Getier hier um —
Schad' um dein weiches Fell!

**Die Pantherkatze** (ihm nachäffend). Nimm dich in acht!
Es schleicht ein tückisches Getier hier um,
Das ärger ist als dieser „Hundesohn"!
Ein Sohn der Wölfin! — Und im übrigen
Ist auch dein eignes Fell nicht gar so heil,
Daß um das meine du dich kümmern solltest!
(Seine Hand ergreifend, welche sie bei den letzten Worten ins Auge gefaßt hat.)
Was ist das? Blut? Wohl einen Händedruck
Gewechselt hast du mit dem Hundesohn?

**Jugurtha.** Der Bursche trug die Nägel etwas lang!

**Die Pantherkatze.** Da droben fand ich just die schönste Flechte,
Die Blut gerinnen macht und Wunden dörrt —
(Sie trocknet ihm das Blut mit ihrem Ärmel ab und schickt sich an, die Flechte aufzulegen.)

**Jugurtha.** Bleib mit dem Tand vom Leib' mir! Heb' ihn auf,
Bis einer Herz und Lunge mir zerkrallt! —
Was faselst du von einem Sohn der Wölfin?

**Die Pantherkatze.** Nun ja, ein Wicht in weißem Linnen schlich
Mit einem heim'schen Schwätzer hier umher:
Ein Wolfsgesicht, das sich unwissend stellte.
Ein röm'scher Schleicher war's, ein Späher, Spürer;
Und wundern soll's mich nicht, wenn er sich schließlich
Als wohlbestallter Kommissarius
Entpuppt und drein das Römerwörtlein spricht,
Sobald ihr teilt Micipsas Erbschaft, ihr
Numider-Königlein!

**Jugurtha** (vertraulich). Laß! Wie mit dem da,
Werd' ich auch mit dem Sohn der Wölfin fertig,
Samt seiner Mutter.

**Die Pantherkatze.** Freund, die Wölfin hat
Der Söhne viel — die werden mit dir fertig,
Sobald sie kommen!

**Jugurtha.** Oder ich mit ihnen,
Wenn ich zu ihnen komme!

**Die Pantherkatze.** Wie? Zu ihnen?

**Jugurtha.** Nun ja, nach Rom!
**Die Pantherkatze.** Was? In der Wölfin Höhle
Willst du dich wagen?
**Jugurtha.** Wenn es sein muß, ja!
**Die Pantherkatze.**
Willst du nicht etwa gar dort in der Wolfsschlucht
Die jungen Wölflein würgen?
**Jugurtha.** Wie sich's trifft.
**Die Pantherkatze.** Ach, geh' mir doch!
(Mit beißendem Spott und karikierenden Gebärden.)
Du, welcher aus Hispanien
Zurückgebracht so schöne Brieflein — du,
Der „prächt'ge Junge", der dem Römerherrn
So hundetreu die Fliegen weggewedelt —
Haha — du wolltest jetzt ... Ach, geh' mir doch!
**Jugurtha** (vertraulich).
Kind, wen ich nicht verderben kann als Feind
In offnem Kampfe — muß ich nicht mir ihn
Zum Freunde machen, um ihn zu verderben?
**Die Pantherkatze.** Ach, geh' mir doch!
**Jugurtha.** Der Söhne allzuviel
Hat sie, die Wölfin ... sagtest du nicht so?
Die kann ich nicht so einen um den andern
Abtun, wie hier die Löwen —
**Die Pantherkatze.** Geh' mir doch!
**Jugurtha.** Ich brauche Freunde — Freunde im Senat!
**Die Pantherkatze.**
Senat! hu, hu! Da stell' ich — nimm's nicht übel! —
Stets eine Bande mir von Schnauzen vor,
Aus welchen rote Zungen lechzend hängen! —
Ei, sag', wie sieht er aus, so ein Senator?
**Jugurtha.** Erhabnes, würdevolles Angesicht!
Der Leib gehüllt in eine weiße Toga —
Mit breitem Purpursaum am untern Rand ...
**Die Pantherkatze.** Was soll denn der bedeuten, dieser Saum?
**Jugurtha.** Der ist doch sehr natürlich!
**Die Pantherkatze.** Wie? natürlich?
**Jugurtha.** Ja nun, sie waten doch im Blut der Völker?

**Die Pantherkatze.**
Da färbt sich ihr Gewandsaum rot — verstehe! —
Bei wem wirst du denn wohnen, sag', in Rom?
**Jugurtha.** Bei meinem Gastfreund Mummius.
**Die Pantherkatze.** Hat der
Ein schönes Weib?
**Jugurtha.** Ich glaube. Hört' einmal
In Spanien, irr' ich nicht, so was dergleichen.
**Die Pantherkatze** (nach einer Pause).
Auch ich beschloß, nach Rom zu wandern . . .
**Jugurtha.** Närrchen! —
Allein?
**Die Pantherkatze** (ernst).
Mit dir!
**Jugurtha.** Mit mir?
**Die Pantherkatze** (wie oben). Warum denn nicht?
Wenn andre zu Begleitern Hunde lieben,
Versuch's einmal mit einer Katze du!
(Sie blickt ihm ins Gesicht und mit plötzlich veränderter Miene streichelt sie ihm zutraulich die Wange.)
**Jugurtha.** Mit einem Schmeichelkätzchen? Samtne Pfötchen
Weißt du zu machen!
**Die Pantherkatze.** Und die Krallen drunter
Kennst du wohl auch — vom Hörensagen!
**Jugurtha.** Ja!
Gibt's Rosen ohne Dornen?
**Die Pantherkatze.** Eine wilde
Schon gar nicht. (Zutraulich.) Willst du, daß ich wem die Augen
Auskratze? Bitte, sag' es nur, befiehl nur!
Etwa dem römischen Kommissarius?
**Jugurtha.** Vorläufig nicht! — Mit deinen Krallen, Kind,
Ist nichts getan. Da braucht's noch andres.
**Die Pantherkatze** (wieder ernst). Was denn?
**Jugurtha** (lacht und setzt sich auf den am Boden ausgestreckt liegenden toten Löwen).
Setz' dich zu mir auf diese Löwenhaut!
Ich will dir was erzählen.
**Die Pantherkatze** (sich neben ihn auf den Löwen setzend).
Ah! da sitzt
Sich's weich!

**Jugurtha.** Gewiß! (Er faßt sie um die Mitte.)
Auf einem toten Löwen
Gelagert ein lebendig Mädchen küssen,
Ist angenehme Labung nach der Jagd!
(Er will sie küssen.)

**Die Pantherkatze** (ihn abwehrend).
Was? küssen? Weichling! Wolltest du mir nicht
Etwas erzählen?

**Jugurtha.** Ja, was wollt' ich sagen?
Daß du die sehnigste, geschmeidigste,
Die prächtigste, die schönste Pantherkatze
In ganz Numidien bist!

**Die Pantherkatze.** Du lügst! das wolltest du
Nicht sagen, und das will ich jetzt nicht hören!

**Jugurtha.** Das willst du jetzt nicht hören? Was denn sonst?

**Die Pantherkatze.**
Das, was du sagen wolltest! — Reut dich's schon?
Heraus damit! Was braucht es, daß einmal
Wir auf der toten *Wölfin* sitzen können,
Wie jetzt hier auf dem Löwen?

**Jugurtha.** Was es braucht?
Kind, deine Augen leuchten wie Karfunkel!
Wie *dieser* da!
(Er zieht einen glänzenden Stein an einer Schnur aus dem Busen.)
Schau' ihn dir einmal an!

**Die Pantherkatze** (ihn aufmerksam betrachtend und im Lichte spielen lassend).
Wie weggestohlen aus der Sternenkrone
Der Mutter Nacht! — Was soll's mit dem Gestein?

**Jugurtha.** Geduld! Du sollst's erfahren! Du allein!

**Die Pantherkatze.** Schön! Ich allein! —

**Jugurtha.** Bevor noch weggestorben
Die Eltern mir und Ohm Micipsa mich
Genommen in sein Haus, galt ich als toller,
Verwegner Junge schon, im Lanzenwerfen,
In Wettlauf, wilder Rosse Bändigung
Geschickt, den Spieß, den Bogen stets zur Hand.
Es klirrte, schwirrte so den ganzen Tag
Von Erz, von Wehr und Waffen um mich her.
Gar wohl gefiel die Sache meinem Vater
Mastánabal. Zugrinste Beifall mir

Der sieche Mann mit seinen weißen Zähnen.
Doch meine Mutter, die Karthagerin,
Die Enkelin des großen Hannibal,
Sprach lang' kein Wort, verzog nicht eine Miene;
Doch einmal, schon verwitwet, als man höchlich
Just wieder pries mein junges Heldentum,
Da faßte mich die hagre, düstre Frau
Stumm an der Hand und zog mich mit sich fort
Ins abgelegenste Gelaß des Hauses.
Hier schloß sie eine Kammer vor mir auf,
Die niemals ich betreten. Und hinein
Da stieß sie mich. Geblendet stand ich, blinzelnd,
Als trät' ich plötzlich untern Sternenhimmel
Aus finstrer Höhle; denn da funkelte,
Da glänzte, glitzerte, da blinkte, blitzte,
Da schimmerte, da flirrte, flimmerte
Mir's blank entgegen rings aus allen Winkeln
Von Schätzen — von Juwelen — doch zumeist
Von Gold — von Gold, von lichtem, gelbem Gold!
Und als ich gaffend stand vor soviel Glanz,
In soviel Reichtum Aug' und Sinn berauschte,
In soviel Schimmer schwelgte, da begann
Zu reden so die Mutter: „Sohn, du bist
Ein junger Held des Eisens — das ist löblich!
Doch andre Schachte gilt's nun aufzutun;
Denn Heldentum ist eins, Herrschaft ein andres.
Aus Eisen schmiedet man nur Schwerter, traun!
Die Kronen aus dem Gold! —
Gut ist das Eisen, besser ist das Gold!
Gold übertrifft das Erz, gleichwie die Sonne
Den fahlen Mond am Himmel übertrifft!
Des Wassers Glanz hat Eisen, Gold des Feuers!
Das Eisen macht den Menschen kalt, indes
Das Gold sein Blut erhitzt, es durch die Adern
Als Blutstrom jagt in wilder Lebensgier!
Drum ist des Goldes Meister nicht, der's nimmt,
Nein, der es spendet! Gold, das ist der wahre
Magnet der Seelen, der sie an sich reißt
Und sie als Sklaven hinter sich herschleppt.
Des Goldes Wehr, sie ist in Gift getaucht:

Und dieses Giftes erste Wirkung ist
Ein Durst — ein fieberhafter Durst nach mehr —
Nach mehr des Goldes! So vergiftet lechzt
Der Welteroberer, der Völkermörder,
Der Römer — und des Goldes Herr ist Herr
Der sieben Hügel dort am Tiberstrom! —
Die Nacht, bevor ich dich gebar, mein Sohn,
Da sah ich einen weißen Europäer
In dunkler Eisenwehr: ihm gegenüber
Ein dunkler Libyer stand, mit lichtem Golde
Bewaffnet — und das Eisen wich dem Gold! —
Der braune Libyer bist du, mein Sohn! —
Du selbst sei ehern — golden deine Wehr!"
Und weiter sprach sie: „Dein bald ist dies alles!
Doch nicht mein Segen ruht, mein Fluch darauf,
Wenn du's genießen willst, statt es zu brauchen! —
Und dies Gestein," so fuhr sie fort und zog
Aus ihrer Brust den blitzenden Karfunkel,
„Den Stein hier, der all dieses Goldes Wert
In sich vereint, all dieses Goldes Licht
Hat ohne seine Schwere, seine Last —
Solang' dies Kleinod du dein eigen nennst,
Und hätt'st du all das andre hingegeben,
Solange bist du unermeßlich reich!
Von den durch seinen bloßen Anblick schon
Verblendeten, Betörten flugs erreichen
Wirst du, was immer du begehrst: erretten
Wird er aus jeder Fährde dich — erringen
Dir jeglichen Triumphes Anwartschaft! —
Karthago sendet das von Römerhand
Verwüstete, dies Erbe dir, mein Sohn!
Den Stein — mein Ahnherr Hannibal besaß ihn;
Doch hoch genug nicht hielt er ihn, er glaubte
Nur an das Eisen — das war sein Verderben.
Karthago fiel; dies sind die letzten Reste
Der einst'gen Macht, dies ist der Rache Saat,
Dies ist der Giftzahn der erschlagnen Viper,
Dran sich der Sieger spät noch tödlich ritzt!" —
So sprach an jenem Tag die Rachegöttin
Des Libyerstrands, die düstre, meine Mutter.

Und wenig Monde später ging sie hin,
Wohin Mastánabal vorausgegangen.
In treuer Diener Obhut blieb der Hort,
Gesichert vor Micipsas Neid und Habgier,
Der mich umsonst nun zog an seinen Herd,
Umsonst zum Kampf mich nach Hispanien sandte,
Umsonst den Jüngling hoffte zu beerben!
Ich bin's, der ihn beerbt! —

(Er bleibt vor dem Mädchen stehen, ihm ins Gesicht blickend, nachdem er früher im Laufe der Erzählung erregt von seinem Sitze sich erhoben, das Mädchen aber, auf dem Löwen sitzen bleibend, ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hat.)

Was ist dir denn?
Du glühst ja ganz! Dein Auge flammt! Sympathisch
Erglühst du, trotzig-wildes Waldeskind! —
Ist dir's genug, was eben du gehört?
Glaubst du an mich? an meines Goldes Macht?

**Die Pantherkatze** (sich erhebend und ihm entgegentretend).
Ich glaub' an dich — an deines Goldes Macht?
Doch fester noch — an meine Pantherklaun?

**Jugurtha.**
Wie meinst du das? Was soll's mit diesen Klaun?

**Die Pantherkatze.** Zuleibe gehn will ich damit der Wölfin,
Wenn sie ihr Wolfsgesicht etwa — für dich —
Vermummt in eines schönen Weibes Larve . . .

# Alphabetisches Register

(nach Titel und Gedichtanfang zusammengestellt; die Titel sind durch ein „*" bezeichnet).

---

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

---

Zwölfter Band.

Inhalt: Homunkulus.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

Ham
Antimate
strophe se
nicht so ko
in so man
ling-Kenn
ungleich
materiali
welche ju
diesen ge
brennend
gebung a
Seele ni
Dichtung
glück als
der heiße
neronisch
Reiches e
und Sin
friedigte
terisches
Unruhige
nach Glü
Enge der

# Homunkulus.

## Modernes Epos in zehn Gesängen.

Geist und Sinn hat ew'ge Unrast:
Nur im Herzen keimt der Friede,
Keimt die Freude, lebt die Liebe,
Lebt der heil'ge Daseinswille.

---

## Einleitung des Herausgebers.

Hamerlings Weltanschauung ist ein konsequenter entschiedener Antimaterialismus. Der Optimismus allerdings, den die Schlußstrophe seines Erstlingswerks proklamiert, ist in seinen Schöpfungen nicht so konsequent festgehalten — ein pessimistischer Einschlag taucht in so manchen seiner Werke deutlich auf. Zu dieser einen (dem Hamerling-Kenner indes begreiflichen) Inkonsequenz tritt dann noch die ungleich verblüffendere zweite hinzu, daß unser Dichter als Antimaterialist einen ästhetischen Idealismus predigt in einer Form, welche just dieser Idealismus bekämpft. Dr. Gnad bemerkt zu diesen ganz merkwürdigen idealistischen Predigten im Gewande brennender Sinnlichkeit: „... Der Gegensatz von freudiger Hingebung an das Dasein und scheuer Weltflucht ist in Hamerlings Seele niemals völlig ausgeglichen worden. Aus seinen lyrischen Dichtungen klingt die ungestillte Sehnsucht nach Liebe und Liebesglück als leiser, aber deutlich vernehmbarer Schmerzenslaut durch; der heiße Atem, der uns aus dem bacchantischen Wonnerausch der neronischen Welt, aus den wüsten Gelagen des neuen sionischen Reiches entgegenweht, scheint oft aus dem verborgenen Gemüts- und Sinnenleben des Dichters selbst aufzusteigen. Diese unbefriedigte Sehnsucht ist zwar ein gewaltiger Flügel für sein dichterisches Schaffen, allein sie gibt seinen Werken zugleich etwas Unruhiges und nicht genug Abgeklärtes. Wenn der stürmische Drang nach Glück mit den Forderungen reifer Erkenntnis oder mit der Enge der besonderen Lebensverhältnisse in seiner Dichtung nicht

zur harmonischen Ausgleichung kommt, weil sein Herz selbst zu mächtig beim Anhauche des Lebens aufwogt, seine Hand zu hastig und fieberhaft nach den leuchtenden Blumen des irdischen Daseins zuckt: dann darf es uns nicht befremden, daß mancher, der in der Dichtung nur die innere Selbstbefreiung, in dem Dargestellten nur die einfachen reinen Linien des Schönen zu erblicken gewillt ist, nicht an Hamerlings poetische Sendung glauben kann..."

Ein Werk nun freilich hat uns Hamerling gegeben, in dem sich seine Weltanschauung — Antimaterialismus und Antipessimismus — in der klarsten, entschiedensten Weise offenbart, das auch in einer Form zu uns spricht, welche der idealistischen Prophetie keineswegs zuwider: es ist unseres Dichters Schwanengesang „Homunkulus", „der gediegenste Hamerling", den wir besitzen, das bedeutungsvolle Testament unseres Dichterphilosophen an seine Zeit. —

Unterm 2. September 1882 schreibt Hamerling an seine Freundin Ottilie Ehlen in Prag: ...„Ich lieferte (für K. E. Franzos' Dichterbuch aus Österreich) ein lyrisch-episches Gedicht „Marie", die Expositionsszenen einer Tragödie „Panther und Wölfin" und den ersten Gesang eines Epos „Homunkulus"... Mit der Idee des Epos „Homunkulus" trage ich mich auch schon lange und werde nun wahrscheinlich das Ganze in zehn Gesängen während des Winters vollenden. Ein Werk, das man der Idee und Erfindung nach jedenfalls wird eigentümlich und grandios finden müssen, grandioser als es der fertige erste Gesang vermuten lassen dürfte, der nur ein leichtes satirisches Vorspiel ist..."

1883 war Franzos' „Deutsches Dichterbuch aus Österreich" erschienen und die Rezensionen verweilten lange und eingehend bei jenem Bruchstücke des Epos. „Ich konnte (bei so allgemeinem und lebhaftem Interesse) nicht zweifeln, eine glückliche Idee ergriffen und die Fährte einer ungewöhnlichen Wirkung eingeschlagen zu haben." Ein Jahr darauf (1884) brachte das Oktoberheft des „Heimgarten" Bruchstücke aus der „Affenschule", die ebenfalls weite Kreise interessierten.

Aber erst Herbst 1886 nahm der Dichter den inzwischen reiflich aus- und umgestalteten Entwurf definitiv vor, begann die Ausarbeitung und beendete am 24. November 1886 das Werk. Die folgenden Monate waren der Feilung und Verbesserung gewidmet, und erst Spätherbst 1887 kam die Dichtung auf den Büchermarkt:

„Homunkulus. Modernes Epos in zehn Gesängen“ (diese Spätherbst 1887 erschienene Ausgabe ist zugleich Ausgabe letzter Hand).

Hamerlings große Epen, sowie der Griechenroman hatten eingehendste Besprechung in allen großen Blättern des In- und Auslandes gefunden — das Aufsehen aber, welches „Homunkulus“ in der Presse sofort nach Erscheinen erregte, übertraf weit die Erwartungen des verwöhnten Dichters. Aber das Aufsehen war begreiflich. Ist ja doch das Werk die schärfste Kriegserklärung des Idealismus gegen den materialistischen Zeitgeist, welchen der Dichter bis in die innersten Falten grotesk-satirisch beleuchtet und in seiner ganzen erschreckenden Hohlheit entlarvt. Zu bedauern war nur, daß sich die antisemitische Strömung des Werkes bemächtigte und den Dichter mit der im Parteileben üblichen Unehrlichkeit als den Ihrigen proklamierte. Die Juden taten vielfach ihrerseits das Ihre, imputierten ihm mittelalterlich-glühenden Judenhaß und wollten lange von Hamerling nichts mehr wissen. Gegenwärtig ist es damit besser geworden und das Werk gilt nunmehr allgemein als die Krone Hamerlingschen Könnens; und es ist darum wirklich erfreulich, daß der — Hamerling keineswegs günstige — Berliner Universitätsprofessor Richard Meyer in seinem Standardwerke „Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts“ den „Homunkulus“ in kurzen Worten recht freundlich beurteilt.

---

# Inhalt.

## Erster Gesang.

# Aus der Retorte.

Bravo! sagte der Homunkel,
Als er fertig, und hernieder
Von der riesigen Retorte
Sprang er auf den Tisch des wackern
Hoch- und tiefgelehrten Doktors
Und Magisters, welcher eben
Nach unsäglichem Bemühen
Mit den Mitteln der Chemie nur
Aus den ersten Elementen
Dargestellt und hergestellt ihn,
Zum Triumph der Wissenschaft.
„Bravo, Doktorchen!“ so rief er
Noch ein zweites Mal, indem er
Fröstelnd in ein Wämschen schlüpfte,
Welches schon für ihn bereitlag;
Und mit gnäd'ger Miene klopft' er
Auf die Achsel dem Erzeuger.
„So im ganzen und vom reinen
Chemisch-physiolog'schen Standpunkt
Aus betrachtet, ist, mein Lieber,
Was du schufst, ein respektables,
Lobenswürdiges Stück Arbeit.
Im Detail, da wäre freilich
Mancherlei davon zu sagen.“
Also fortfuhr der Homunkel,
Ließ dann einige gelehrte,
Schätzenswerte Winke fallen,
Sprach von Albumin sehr vieles,
Von Fibrin, von Globulin auch,
Keratin, Mucin und andrem,

Und von regelrechter Mischung,
Und belehrte seinen Schöpfer
Und Erzeuger gründlich, wie er's
Hätte besser machen können.
Musterte hierauf des Doktors
Hochgetürmten Bücherschragen,
Nahm ein Buch herab und streckte
Lesend sich in einen Lehnstuhl.
Mit Respekt still von der Seite
Sah der Doktor sein Geschöpf an,
Welches übrigens frappant ihm
Ähnelte: dieselben klugen,
Schlaffen, übernächt'gen Züge,
Nur daß, runzlig, der Homunkel
Älter aussah als sein Vater,
Anderseits jedoch ein Kind noch,
Oder, wenn man will, ein Zwerg war.
Allgemach begann zu kritteln
Und zu nörgeln an dem Buche,
Welches er in Händen hatte,
Der Homunkel. Intressant war
Dies dem Doktor, er notierte
Die Bemerkung ins Notizbuch:
„Erste literar'sche Regung
Eines Menschleins — Rezensieren.“
Mittlerweil' kam so in Eifer
Der Homunkel und erging in
Glossen sich, so voll von Witz, so
Scharf, so beißend, so gepfeffert,
Daß ein Niesedrang den Doktor
Überfiel, der nicht zu stillen,
So daß dieser sich zurückziehn
Einen Augenblick und einsam
Lassen wollte den Erbosten,
Als der Kleine die Scharteke
Warf beiseit' und, mit den Beinchen
Wie gelangweilt schlenkernd, gähnend,
Zu sich winkte den Erzeuger.
„Hör' doch, Väterchen!“ begann er.
„Was beliebt?“ frug jener. „Sag' mir,“

Fuhr der Kleine fort, „wie kam dir
Denn so eigentlich der Einfall,
M i c h, just mich zu fabrizieren?
Warum hast du denn nicht lieber
Dich auf Alchimie geworfen?
Leute gibt es ja genug schon!
Besser hätte deine Mühen
Dir gelohnt ein goldner Klumpen.
(Apropos, wie steht das Agio?)
Gold, mein Lieber, das rentiert sich;
Alles andere ist Schimäre.
Bist ein Idealist, ein Schwärmer!
Mußt nun kleiden mich, ernähren!
Durst und Hunger schon verspür' ich!"
Braten ließ vom nächsten Garkoch
Und die beste Flasche Weines
Bringen unverweilt der Doktor,
Und die edle Gottesgabe
Stellt' er hin vor den Homunkel.
Der begann herumzustochern
Am Gebratnen, und zu nippen
An des Weines duft'ger Labe,
Aber baß den Mund verziehend,
Grimassierend wie vor Leibschmerz,
Sich das Bäuchlein reibend, krümmte
Auf dem Stuhle sich das Männchen.
Ach, abscheulich fand den Trank er
Und das Essen unverdaulich,
Bat ein Tütchen Gummi, Schwefel,
Koffein, dazu ein Gläschen
Reinen Alkohols sich aus.
Als er dran gelabt sich leidlich,
Kam zurück er auf die Frage:
„Wie verfielst du drauf, mein Lieber,
Mich, just mich zu produzieren?"
„Lieber, herrlicher Erzeugter!"
Gab zur Antwort der Gefragte;
„Ganz natürliches Ergebnis
Fortgeschrittner Wissenschaften
Bist du! Wissen, Freund, ist Können!

Dich zu machen, an der Zeit war's,
Wie es niemals noch gewesen,
Und wir taten's, weil wir's konnten,
Weil wir wußten, weil wir glaubten,
Daß wir's könnten. Und so wardst du!
In der Luft schon gleichsam lagst du!
Zeitgemäß und folgerichtig
Kamst du, wie im März das Veilchen,
Kamst du, wie im Mai der Käfer,
Wie der Storch, der Wandervogel!"
„Danke für die Ehre!" sagte
Der Homunkel; „aber höre,
Was so eigentlich — wie sag' ich? —
Das Gemeingefühl — Bewußtsein —
Dazusein — das Leben anlangt,
Das du mir geschenkt, so weiß ich
Wirklich nicht, ob ich's dir danke.
Fühle mich — hol' mich der Geier —
Nicht recht wohl in dieser meiner
Haut, so fein sie auch gesponnen,
Und es plagt mich Langeweile!" —
„Teufel!" rief entsetzt der Doktor,
„Glaube gar, du bist blasiert schon!"
„Glaub' es auch!" versetzte gähnend
Der Homunkel.
Allgemach dann
Hub er an, in weinerlichem
Tone über dieses, jenes
Körperungemach zu klagen,
Und wenn teilnahmvoll der Doktor
Näher ihn befragte, rief er
Ächzend nur: „Ach, meine Nerven!
Meine Nerven!" — Wenn der Doktor
Seinen Puls befühlte, fand er
Selben fiebrisch galoppierend,
Und im nächsten Augenblicke
Wieder schleichend, gleich dem Schrittgang
Eines eigensinn'gen Kleppers.
Über Wallungen, dann wieder
Über Blutarmut auch seufzte

Der Homunkel; dem Erzeuger
Warf er vor, zu wenig Eisen
Sei gekommen in die Mischung
Seiner ersten Elemente.
„Elend ist auch die Verdauung,“
Rief er dann, „und Neuralgien
Zwacken hier und zwacken dort mich.
Packe mir den Koffer schleunigst,
Augenblicklich muß ins Bad ich!“
Eingebildet nennt der Doktor
Seine Leiden, ihn beschwicht'gend
Der Homunkel drauf: „Die Sache
Ist, mein Lieber, daß ein bißchen
Arg du im Detail gestümpert;
Und das muß ich jetzo büßen!“
Ärgerlich den Doktor machten
Diese Reden und er sagte:
„Nimmst du ganz dein erstes Bravo
Schon zurück als Übereilung
In so wachsend übler Laune?
Undankbar und unbescheiden
Bist du, Junge! Mir verdankst du
Diese Haut und diese Knochen,
Dies Gewebe, dies Geblüte,
Diesen Odem, diese Sinne,
Diese Denkkraft; mir verdankst du's,
Wenn auf diesem Erdenrund du
Deine siebzig, achtzig Jährchen
Völlig wie geborne Menschen
Leibst und lebst und liebst und leidest!“
„Achtzig Jährchen? Wär' nicht übel!“
Gab zurück ihm der Erzeugte.
„Hab' es satt schon jetzt, das Leben!
Ist's vielleicht ein Gut, dies Leben?
Weißt du nicht, daß Nichtsein besser?
Rechenschaft von dir verlang' ich,
Wie, mit welchem Rechte du dich
Unterstanden, mich zu schaffen,
Mich aufs Rad des Seins zu flechten,
Zu verdammen mich zum Elend,

Zu dem Hunger, zu dem Ekel,
Zu der Langeweil' des Daseins?
Hab' ich dich darum gebeten?
Lag ich nicht im Schoß des Nichtseins
Wonniglich? Wie durftest du so
Mir nichts dir nichts aus dem besten
Schlaf mich wecken und mich zwingen
Mitzutrotten wider Willen
In dem langen, bettelhaften
Pilgerzug der Kreaturen?"
„Ungemütlich", rief der Doktor,
„Bist du, bist ein Hypochonder,
Bist verbittert, bist vergrämelt!
Schau' die Welt dir an, die schöne!
Und genieße sie!"
Da lachte
Der Homunkel: „Anschaun soll ich
Diese Welt mir? Mit den Augen,
Welche du mir gabst, erscheint sie
Eine arge Pfuscherei mir,
Wie ich selber! — Und genießen?
Ha, genießen! Mit den Sinnen,
Welche du mir gabst, befällt mich
Bei dem Wort Genießen fliegend
Eine Hitze: doch dazwischen
Gleich durchfröstelt der Verstand mir,
Welchen du mir gabst, die Seele
Eisig scharf — Genuß, ha, würfe
Zwischen Glut und Frost umher mich,
Halb erstickend, halb erstarrend."
Bei den Worten fiel des Kleinen
Blick zufällig auf das Bildnis
Eines schönen Frauenzimmers,
Das im Rahmen an der Wand hing.
„Welch ein Weib!" begann er schmunzelnd,
„Welche Augen! Welche Wangen!
Welche Lippen! Welche Glieder!"
Konnte gar nicht satt sich sehen
An dem Bild, hub an zu strampeln
Mit den Beinchen vor Vergnügen.

Freudig merkend solch korrekten
Fühlens Ausbruch, rief der Doktor:
„Liebe, Freundchen! Lerne lieben!
Solches wird von übler Laune
Bald dich heilen! Will ein Weibchen
Dir erkiesen, dir vermählen,
Das dir bleibe schön verbunden
Immerdar in Lieb' und Treue!"

„Lieb' und Treue?" rief das Männlein,
Schlug ein helles Hohngelächter
Auf, daß das Gemach erbebte
Und das Bildnis von der Wand fiel.
„Bist ein Idealist, ein Schwärmer!"

Und so immer ärger greint' er,
Tobt' er — immer unbarmherz'ger
Hunzt' er aus den armen Doktor,
Schalt ihn Ignoranten, schalt ihn
Stümper, warf ihm insbesondre
Vor, er habe so viel Phosphor
Beigemischt den Elementen
Seines zarten Organismus,
Daß genug es für ein Pferd wär',
Und infolgedessen glühe
Denkend, grübelnd des Gehirnes
Masse wie ein Kohlenmeiler
Ihm von Anbeginn, des hellen
Intellektes Flamme schlage
Schier ihm überm Haupt zusammen,
Leucht' in jeden Kehrichtwinkel
Dieser Welt hinein so grell ihm,
Daß ihm nichts schier übrig bleibe,
Als aus seiner Haut zu fahren,
Als des Teufels ganz zu werden.
„Dank?" so schloß die Rede grinsend
Der Ergrimmte, „Dank verlangst du
Dafür, daß du mich geschaffen?
Eine tücht'ge Tracht von Prügeln
Ist der Dank, den du verdientest!"
Rief's und leiser dann zu wimmern

Fuhr er fort, sich zu beklagen
Über rasend-wilden Kopfschmerz.
Tiefbestürzt, mitleidig neigte
Sich der Doktor zu dem Kleinen,
Öffnete sodann den Wandschrank,
Arzenei daraus zu nehmen
Für den Kranken. Doch der Schrank barg
Eine exquisite Sammlung
Auch von Giften, die in Fläschchen
Mit gar zierlich-netter Aufschrift
Wie „Arsenik", „Zyankali"
Und so weiter, lang gereihet
Standen hier in schöner Ordnung.
Gierig haftet des Homunkels
Blick darauf; wie eine Katze
Lüstern leckt er sich die Lippe,
Und mit einem Griffe blitzschnell
Hat er eines Stücks Arsenik
Sich bemächtigt — will's verschlingen;
Mit genauer Not entreißt es
Ihm der Doktor, sucht ihn schmeichelnd
Zu beschwicht'gen. Dann erwägend,
Was mit ihm sei zu beginnen,
Hält er es zuletzt fürs beste,
Vorderhand in tiefen Schlaf ihn
Zu versetzen durch Hypnose.
Und er blies ihm in den Nacken,
Sah ihm starr ins Aug', begann dann
Kunstgemäß die beiden Schläfe
Ihm zu streichen, ihm zu drücken,
Und nach wenigen Minuten,
Tief zurückgelehnt im Lehnstuhl,
Lag im Schlummer der Homunkel.
„Gott sei Dank!" sprach still vor sich hin
Der geplagte chem'sche Vater,
Und ein Seufzer der Erleichtrung
Rang sich los aus seinem Busen.
„Ich riskiere, daß der Range
Mich noch ohrfeigt!" sprach er weiter
Zu sich selbst; „ein Teufelsjunge!

Geistig ist er baß geraten:
Nur was Kraftmaß, Säftemischung,
Konstitution des Leibes,
Was Gemüt, was Stimmung anlangt
Nun, da hapert's. Sonderbar ist's.
Daß bei diesem ganz erweislich
Materiell-erzeugten, chemisch-
Konstruierten Lebewesen
Just das Leiblich-Materielle,
Das Natürliche verschrumpft ist,
Geist und Intellekt dagegen
Üppig sind ins Kraut geschossen.
Hätt' es umgekehrt erwartet!
Nicht zu leugnen: Defizite
Gibt es noch im Lebenshaushalt
Dieses jungen Organismus:
Doch er funktioniert — er lebt!
Schwächen hat er und Gebreste:
Doch der Kern — den Kopf zum Pfande
Setz' ich — dieser ist gelungen;
Und zu Großem war berufen,
Ist berufen dieses Menschlein!
Eine große Rolle spielen
Muß er, wird er in der Welt noch!
Aber so mit Haut und Haaren,
Wie er ist — unmöglich wär' es,
Daß er durchdringt! Nicht zugrund' gehn
Darf er, aber auch nicht bleiben,
Wie er vorliegt! Warte, Männchen,
Werde dich beim Worte nehmen!
Dich ein bißchen „besser machen!"
Überstürzt war deine Bildung,
Ward „forciert" — darin versah ich's —
Durch den Hitzegrad des Herdes,
Durch den Überfluß der Zufuhr.
Hätt' es machen sollen, wie es
Die Natur macht, die nie plötzlich,
Nie auf einen Ruck mit all dem
Was sie still bezweckt, herausplatzt,
Hier den Sporn braucht, dort den Hemmschuh,

Und mit vielen Ritardandos
Im spiralen Schneckengange
Des Prozesses der Entwicklung,
Was sie will, gemach vollendet.
Ja, mein Junge, deine Lehre
Nutz' ich — werfe dich noch einmal
In den Tiegel, reduziere
Auf das erste embryonale
Urprinzip dich! Diesen ersten,
Rein materiell erzielten,
Destillierten Lebensurstoff,
Welcher mir so schön gelungen, —
Herrlichster Triumph des Wissens! —
Diesen konservier' ich sorgsam:
Aber um den Keim zu beßrer
Individueller Bildung
Zu entwickeln, muß verfahren
Anders ich mit ihm ab ovo!
Komm, mein Bürschchen! Sei nicht bange
Für dein Leben! Denn dein Punctum
Saliens, das ist geborgen:
Und im Wesen wirst du bleiben,
Der du bist; zu deinem Vorteil
Umgeformt nur: präsentabler,
Hübscher, stattlicher, gediegner!"
Also sprechend, warf der Doktor
Den entschlummerten Homunkel
Flugs zurück in die Retorte,
Reduziert' ihn auf das erste
Urprinzip vitalen Daseins,
Wie er glücklich es erfunden,
Auf den embryonalen Zustand,
Auf ein rationell gemischtes,
Zartes Protoplasma-Klümpchen.
Und nachdem ihm dies gelungen
Mit unsäglichem Bemühen,
Sacht' den Embryo verpflanzt' er
Auf geheimnisvolle Weise
In den Mutterschoß der Gattin
Eines armen Dorfschulmeisters.

---

# Zweiter Gesang.

## Des Homunkels Lehrjahre.

Munkel hieß der Dorfschulmeister,
Dessen Gattin war erkoren,
Auszureifen, zu gestalten
In dem mütterlichen Schoße
Statt des eignen Liebesegens
Jenen Keim aus der Retorte,
Den gemischt der chem'sche Meister
Aus des Lebens Elementen.
Als vorüber nun der Monde
Neunzahl, trat ans Licht des Tages
Ausgereift und ausgestaltet,
Lebend und gesund, das zarte
Wunderkind, das ungezeugte.
Mit emporgezognen Brauen,
Stirnerunzelnd und mit großen
Klugen Augen um sich blickend,
Lag es in der Wiege, weinte
Selten, lächelte noch seltner.
Keinen Engel sah's im Traume,
Denn es glaubte nicht an solche.
Aber in der Brütestätte
Jenes mütterlichen Schoßes
War dem Knaben, pilzkeimartig,
Angeflogen doch ein Etwas,
Das, als er herangewachsen
Und Gehilfe ward des Vaters,
Sich verriet durch Versemachen.
In Romanen und Gedichten
Hatte seine wackre Mutter
Viel gelesen, während sie sich
Mit ihm trug, desgleichen später,
Während sie das Knäblein säugte
Mit der Milch aus ihren Brüsten.
So war er Poet geworden:
Nicht entgangen war es ihm,

Daß die Lust trägt in der Brust
Der Poet, den Schmerz im Herzen.
Und er machte die Entdeckung,
Daß im Lenz die Knospen springen,
Und die Rosen lieblich duften,
Und die Wasser wonnig rauschen,
Und gelind' die Lüfte wehen,
Und daß hübsche, junge Mädchen
Angenehm sind anzusehen —
Und er glühte vor Verlangen,
Dies Entdeckte ohne Säumnis
Aller Welt nun mitzuteilen.
Wußte nicht, daß solche Dinge
Seit Anakreons, des Tejers,
Zeit ein öffentlich Geheimnis!
Eine schöne Schenkin liebt' er,
Feierte sie zart in Liedern —
Hebe ihm zugleich und Muse!
Späterhin ein Nähmamsellchen,
Das mit stahlblank-scharfer Schere
Ihm erschien als ernste Parze
Seines Glücks- und Lebensfadens.
In die Hände eines Tages
Fiel ein enggedruckter Band ihm
Von Rezensionsauszügen
Über Schacks poet'sche Werke.
Dieses spornte seinen Ehrgeiz.
Nachzueifern solchen Flügen
War von da an sein Bestreben.
In der Prosa war Johannes
Scherr Idol ihm, Götze, Fetisch.
Wollte nun nicht länger harren,
Literarisch und ästhetisch
Durchgebildet im Verborgnen,
Edlen Sanges Dank zu ernten.
Aber bald ward ihm bedeutet,
Daß die Themen seiner Lieder,
Maienlust und Liebeswonne,
Nicht so neu, als ihm bedünkte,
Daß vielmehr schon abgebraucht sie,

„Abgedroschen", — flegelhaft fand
Er den Ausdruck — aber schließlich
„Eine neue Poesie denn
Zu erfinden gilt's", so dacht' er;
„Eine neue zeitgemäße
Poesie mit funkelnagel-
Neuen Stoffen — mit Gedanken
Und Gefühlen, unerhörten!"
  Und er machte die Entdeckung,
Daß die Menschen an sozialen
Übeln kranken, daß die Armen
Sich in bittrer Not verzehren,
Daß im Glück, im ungestörten,
Schufte leben, daß der Hunger
Junge Mädchen aus dem Volke
Auf die Bahn oft drängt des Lasters,
Daß dem welken, reichen Lüstling
Jungfraunblüte wird verkuppelt,
Daß der Bund der Ehe drückend
Ist für die, die sich nicht lieben,
Daß moralische Versumpfung
Aus der Armut sich entwickelt,
Und nicht minder aus dem Reichtum —
Andres viel von dieser Art noch.
„Brächte", dacht' er, „diese Dinge
In begeisterten Gesängen
Ich zur öffentlichen Kenntnis,
Ungeheures Aufsehn müßten
Sie erregen, und man fände
Sich bemüßigt, abzustellen
Die sotanen Übelstände.
Nebenbei müßt' über Nacht ich
Zum berühmten Manne werden!"
  Aber er erlebt' es leider,
Daß die Welt bei seiner neusten
Poesie nicht minder gähnte,
Als bei jenen guten alten
Lenzeslust- und Liebesliedern.
  In Verzweiflung ob des Scheiterns
Seiner stolzen Ideale,

Rafft' er auf sich zum Entschlusse,
Übers Knie den Lehrerbakel
Abzubrechen, fortzuwandern,
Hoffend, in der Welt, der weiten,
Endlich doch noch aufzutreiben
Neue Themen, welche „packten".
Und er fand zwar nichts, was neu,
Aber manches doch, was Mode.
Dichtermode war zum Beispiel
Mittelalter just, das „finstre",
Und das Altertum, das „graue".
Und so schrieb er denn ein Epos,
Allerneuste „Nibelungen",
Dacht' es stracks wie eine Bombe
Zündend in das Volk zu werfen.
Es gelang ihm, einzuschleichen
Sich mit zartem Minnesange
In das Herz der schönen Tochter
Eines reichen Buchverlegers.
Diesem bot er an sein Epos,
Warb zugleich um seine Tochter.
Doch der Buchverleger sagte:
„Willst du nach der Myrte greifen,
Erst verdiene dir den Lorbeer!"
Und das Buch, es ward gedruckt,
Und es ward hinausgesendet
In die Welt und hochgepriesen
Ward's, in die Posaune stießen
Alle Kritiker, die Ohren
Gellten wie der angeschlagne
Heil'ge Erzschild zu Dodona
Mondenlang dem Publikum.
Während so vom Lob des Buches
Die Journale widerhallten,
Schwand das Jahr, und sieh, vergriffen
Waren — dreizehn Exemplare.
Draufhin wies der Buchverleger
Stumm die Tür dem Minnesinger,
Gab die Tochter einem andern,
Und das Epos stampft' er ein.

In die Dienste eines jungen
Kavaliers auf Reisen trat nun
Unser Munkel. An der Seite
Dieses jungen, flotten, reichen
Don Juans — als Sekretär ihm
Sollt' er dienen — wohlgemut sich
Anzusehn die Welt gedacht' er,
Hoffend, brauchbarn Stoff zu finden
Endlich doch für jene neue
Poesie, nach der er strebte.
In der Tat, an Don Juans Seite
Trieb er um in mancher schönen
Gegend sich, in mancher bunten
Groß- und Weltstadt, und in Bädern —,
Modebädern, das ist solchen,
Wo so recht behaglich plätschert
Einer in dem Schmutz des andern —
Trieb sich um an manch berühmtem
Bade*spielort* auch, und weilte
Nun an einem, der vor allen
Elegant war, fashionable:
Zu Tarteiffelburg, an Frankreichs
Und des deutschen Landes Grenze.
Dieser Ort ward hohe Schule
Für Jung-Munkel. Die Gesellschaft
Sah er hier, die große, feine,
Sah sie lächelnd, lispelnd, trippelnd,
Tänzelnd und balsamisch duftend,
Untermischt mit rätselhaften,
Übertünchten, parfümierten
Existenzen, faul von innen —
Sah, wie los man wird am Spieltisch,
Was erknausert ward, erknickert,
Und ergattert und ergaunert —
Sah, wie leicht verscherzt, verjubelt
Sind die durchgegangnen Kassen
Und die durchgegangnen Schönen —
Sah, naiv erstaunt, die edle
Weiblichkeit zum ersten Male
Dekoll'tiert bis an den Gürtel —

Sah die Danaen geschminkt sich
In die goldne Traufe stellen —
Sah den kecken Abenteurer,
„Hahn im Korb" der gall'schen Hennen,
Der vielleicht nach ein paar Monden
Seine seidene Krawatte
Schon vertauscht mit einer hänfnen . . .

Eines Abends stand im weiten
Hellen Saal am Spieltisch Munkel.
Einer, der, noch unbefangen,
Regen Sinns hier schaut die Spieler,
Festgebannt am grünen Tische,
Düster mit verstörten Mienen,
Dem erscheint der Tisch ein Angstrad,
Drauf geflochten die Unsel'gen, —
Meint zu lesen ein Kapitel
Aus der Höllenfahrt des Dante.
Aber Munkel sah den Tisch nicht,
Nicht die Spieler, sah nur eines:
Aufgeschichtet auf dem Tische
Hohe, helle Haufen Goldes.

Da befiel auf einmal krankhaft
Ihn ein rätselhafter Zustand.
Stärker ward sein Puls und Herzschlag,
Ein gewisses Zucken spürt' er
Krampfig in den Fingerspitzen,
Vor den Augen ward es gelb ihm,
Flimmernd-gelb — ein Schwindel faßt' ihn . .

Ach, der Ärmste ahnte nichts noch
Vom Geheimnis seines Ursprungs! —
Seines Keimes Elementen
Dachte, um ihn mehr zu kräft'gen,
Auch ein Element des Eisens
Beizumischen der Erzeuger.
Er vergriff sich; in die Mischung
Kam ein Element von Golderz.
Dies Goldelement im Keime,
Stets verlangt' es nach Erneu'rung,
Gleich den andern Elementen,

Und so lag ein rätselhafter
Durst nach Gold in Munkels Blute.
Fortstürzt Munkel; Ruh' gewinnt er
Erst, nachdem er weit gelassen
Hinter sich die goldnen Haufen.
In der Nacht, im tiefsten Schlummer,
Naht ein märchenhafter Traum ihm.
Sah im Traum als Herkules sich
Selber stehn am Scheidewege.
Auf der einen Seite winkte
Ihm das Ideal, mit Armut
Und Entsagung im Gefolge;
Auf der andern winkte Glanz, Macht,
Reichtum, und zu wählen hatt' er.
Eine blaue Blume hier —
Dort ein mächt'ger Klumpen Goldes.
Jene blühte auf smaragdner
Wiesenflur — der goldne Klumpen
Lag im Schmutz und Dust der Straße.
Auf der blauen Blume wiegten
Farbig-bunt sich sel'ge Falter,
Auf dem Klumpen Goldes krochen
Würmer, Spinnen, ekle Käfer.
Nach der blauen Blume greifen
Wollte Munkel. Doch des Erzes
Zauber auf sein Blut und Wesen
War zu stark — er nahm den Klumpen.
Und was sich im Traum entschieden,
Es verwirklicht sich im Wachen.
An den Spieltisch mit bescheidnem
Einsatz wagt in nächster Nacht sich
Unser Held. Die Rollen häufen
Sich um ihn im Stundenfluge.
Heißa! Mehr der goldnen Rollen!
Immer mehr der goldnen Rollen!
Als der Morgen angebrochen,
Findet er sich reich wie Krösus.
Als ein Mensch, ein Mann nun galt er,
Und in ihren Schoß aufnahm ihn
Süßlich lächelnd die Gesellschaft.

Arm in Arm mit Grafen ging er,
Um sich sah er nur noch Sklaven,
Und der Gürtel aller Phrynen
Schrumpfte für ihn ein zum Strumpfband.
  Eines dieser schönen Kinder
Nahm er fort mit sich auf Reisen.
Frei und selber Kavalier nun,
Schöpft' er keck den Schaum der Welt ab,
Im Geleite dieser Schönen.
Aber da die Lust ihn ankam,
Auch zu pilgern nach dem lust'gen
Ungarland, an Ort und Stelle
Zu verkosten den Tokaier,
Und zu sehn die üppig-schönen,
Weltberühmten Ungarfrauen,
Fiel er im Bakonyerwalde
Wilden Räubern in die Hände.
Führer dieser Räuberbande
War ein Enkel Rosza Sándors,
Und gutmütig, wie nun einmal
Ist im Ungarland der Betyàr,
Wollt' er unserm armen Munkel
Nur die schöne Liebste nehmen,
Und dafür das Gold ihm lassen.
Doch die leichtgesinnte, muntre
Schöne, sie erklärte rundweg,
Daß sie bleibe, wo das Gold sei;
Und so sah der Enkel Sándors
Sich bemüßigt, zu behalten
Auch das Gold des armen Munkel.
  Gerne wäre Munkel selber
Auch geblieben bei dem Golde,
Auch geblieben bei den Räubern;
Denn was sollt' er nun beginnen?
  Von den Räubern fortgewiesen,
Trieb er in der Welt umher sich,
Und es warf geraume Zeit ihn
Auf bewegtem Meer des Lebens
Eine Welle zu der andern.
  So im Lauf der nächsten Jährchen

War er viel nicht stets, doch vieles
Volksmann, Wühler, Freischarführer,
Polizeispion, Major dann
In dem Gardekorps des Papstes,
Börsenjobber, Spielbankhalter,
Bauernfänger, Wunderdoktor,
Kriegsschauplatz-Berichterstatter,
Vortragsbummler, Taschenspieler,
„Medium“, Gedankenleser,
Reisemarschall einer Säng'rin,
Sozialist, Karlist in Spanien,
Renegat und Roßschweifpascha,
Jesuit, Schaubudenhalter,
Hungerkünstler, Feuerfresser,
Sekretär entthronter Fürsten,
Schornsteinfeger in der Hölle,
Kolporteur, barmherz'ger Bruder,
Reuß'scher Konsul in Tumbuktu,
Zirkusreiter, Clown, geheimer
Sendling, Mäkler, Geldverleiher,
Kommissär verschiedner Mächte
In den Donaufürstentümern,
Handlungsreisender, Schauspieler,
Unterschriften-, Wurzel-, Kräuter-,
Lumpen-, Abonnentensammler . . .
Was von Seelenwanderung einst
Lehrten die Pythagoräer,
Was Brahminen in Legenden,
Und Ovid in fünfzehn Büchern
Von Verwandlungen erzählen,
Von Verwandlungen der Menschen,
Von Verwandlungen der Götter,
Messen darf es sich mit dem nicht,
Was geleistet unser Munkel
In der Kunst der Selbstverwandlung,
Seelenwanderung — in Farben-,
Kleider- und Gesinnungswechsel,
So im flücht'gen Lauf der Jährchen.
Schließlich bracht' ihn ein verdrießlich-
Böser Handel vor die Schranken,

Und von da — Gott weiß wohin.
Ward er flüchtig? Es verliert sich
Von da an für eine Weile
In geheimnisvolles Dunkel
Unser Held; die Weltgeschichte
Hat hier eine ihrer vielen,
Sehr bedauerlichen Lücken.

Aber aus dem Dunkel, siehe, —
Etwa wie aus eines Tunnels
Nacht man wieder kommt ans Tageslicht —
Trat mit einem Mal in würd'ger
Haltung, reif für Höhres, Munkel,
Als gewiegter, als geriebner,
Ausgepichter, als mit allen
Salben, wie man sagt, gesalbter
Mann hervor, bewußt des Zieles.

Aufschlug er in einer Weltstadt
Seinen Wohnsitz, und ins Leben
Rief er eine große Zeitung:
Eine Zeitung von noch niemals
Dagewesener Bedeutung,
Riesigem Erfolg, betitelt:
„Blatt für alles und für alle."
Kostenfrei geliefert ward es,
Dieses Blatt, dem Abonnenten.
Mehr noch: er bekam dazu auch
Unterschiedlich-hübsche Prämien,
Ostereier, Christgeschenke,
Neujahrsgelder und dergleichen.
Dies bekam der Abonnent
Mit der einzigen Bedingung,
Daß er las die Inserate!
„Teufel, wie ist solches möglich?
Und wie kommt er auf die Kosten?"
Also fragten naive Seelen,
Welche glaubten, daß ein Vogel
Von der Luft, ein Fisch vom Wasser,
Und ein großes Blatt, ein Weltblatt,
Lebt vom Geld der Abonnenten!

Je nun — jeder inserierte
In ein Blatt, das jeder las.
  Honorare zahlte Munkel
Keine; ließ im Gegenteile
Stets sich selbst zu hohem Preise
Honorieren, was er druckte.
Um die Ehre, mitzuwirken
An dem „Blatt für alle", stritt sich
Die Elite der Gesellschaft;
Hof- und Staats- und andre Räte
Oder auch die Führer mächt'ger,
Zahlungsfähiger Parteien
Lieferten die Leitartikel.
Große Bank- und Handelsfirmen
Lieferten die finanziellen,
Volkswirtschaftlichen Berichte,
Zahlten fabelhafte Summen
Für die Ehre, in Herrn Munkels
Blatte sich gedruckt zu sehen.
Literarische Kritiken
Lieferten die Buchverleger
Und die Feinde der Autoren.
  Sehenswürdig war das engre
Redaktionsbureau des Blattes.
Vier „interne" Kräfte zählt' es.
Anvertraut den beiden ersten
War das Werk des Redigierens.
Dieses Paar erprobter Kräfte
War der Rotstift und die Schere.
Daran schloß sich als „interne"
Dritte Kraft ein Bullenbeißer,
Welcher jenen in die Waden
Fuhr, auf welche man ihn hetzte.
Von den menschlichen Organen
War beim Vierten das Organ nur
Der Verantwortung entwickelt,
Das auch Sitzorgan genannt wird.
Vorbehalten hatte Munkel
Von den Redaktionsgeschäften
Für sich selbst sich das des Schweigens —

Das des Schweigens und Verschweigens —
Dieses lohnte sich am meisten.
In des Blattes Magazinen
Fand sich eine Riesentonne:
Und in dieser Riesentonne
War ein ungeheurer Vorrat
Aufgestapelt alles Süßen:
Alles Lobes, alles Ruhmes,
Jeder Art von Anerkennung.
„Unvergleichlich, herrlich, prachtvoll,
Meisterhaft, nie dagewesen,
Zauberhaft, entzückend, himmlisch“ —
Jedes dieser Prädikate,
Jedes dieser Adjektive
Bis hinunter zu „befried'gend“
Und „genügend“ und „nicht übel“
Hatte seinen Preis. Reklame,
Von der plumpsten bis zur feinsten,
Ohne Maske und mit Maske,
Unverschämte und verschämte,
Bot in Tausenden von sinnreich
Und kokett erdachten Formen
Sich dem Käufer dar zur Auswahl.
Aber wie es einst im alten
Attika den besten Honig
Und zugleich das beste Salz gab,
Hielt das Bittere dem Süßen,
Hielt dem Zuckerseim der Wermut,
Hielt dem Samtpfötchen die Tatze,
Asa foetida dem Weihrauch,
Und der Unglimpf der Verhimmlung
In Herrn Munkels Blatt die Wage.
Schwunghaft einen Handel treiben
Konnt' es heimlich mit den Häuten,
Die es Feinden abgezogen —
Eignen Feinden oder fremden.
An die großen Magazine
Der Reklame schloß dann weiter
Sich das große, weitberühmte
„Meinungspensionat“ des Blattes:

Jede Art von öffentlicher
Oder auch privater Meinung,
Ansicht, Grundsatz, Überzeugung
Ward hier in die Kost gegeben
Und für Geld so groß gezüchtet,
Dick gefüttert, ausgestattet,
Und an Mann gebracht so günstig,
Als man es nur wünschen mochte.
Alles Käufliche der Welt,
Alles Leckere des Erdballs,
Alles Schöne, Delikate,
Seltene, Begehrenswerte,
Alles, was nur die fünf Sinne
Eines Menschen mag erregen,
Reizen, locken und verführen,
Gab bei Munkels Blatt die Karte
Höflich ab und die Adresse.
Und von all dem, selbstverständlich,
Hatte das „jus primae noctis“
Munkel selbst — das „Recht der ersten
Nacht“, das Recht, es vorzukosten.
Tributpflichtig war die Welt ihm.
Freien Eintritt, freien Zutritt
Hatt' er überall durch offne,
Blumenüberhangne Pforten.
Keine Tür war ihm verschlossen,
Und kein Ohr, kein Herz, kein Beutel.
Alles beugte sich vor ihm,
Dem Gefürchteten, Allmächt'gen;
Alles zog vor ihm den Hut,
Wenn auch mit geheimem „Daß dich . . .“
War er doch der große Richter,
Mittler, Fördrer, Gnadenspender!
Fürsten und Minister drückten,
Juden küßten ihm die Hände.
Künstlerinnen, schön und häßlich,
Schmiegten — je nachdem — als Kissen
Ihm zu Häupten sich, im andern
Fall als Teppiche zu Füßen.
Käuflich immer fand er alle,

Weil er käuflich war für alle.
So zu hohem Glanz und Ehren
Durch sein Blatt gelangte Munkel.
Aber als nun eben wieder
Eintrat eine Zeit des neuen
Volkswirtschaftlich hohen Aufschwungs,
Eine Ära wilden Taumels,
Eine Ära fieberhaften
Rennens, Ringens, eine Ära
Wüsten, korybantschen Tanzes
Um das goldne Kalb — als üppigst
Voll in Samen schoß der Schwindel,
Jeder hinwarf, was er hatte,
Um ein Mehrers einzutauschen —
Da verkaufte unser Munkel
Um ein Heidengeld an eine
Große Aktiengesellschaft
Sein Journal und wurde Gründer.

---

## Dritter Gesang.

## Der Billionär.

Gründer eines Unternehmens,
Welches großen Ausfuhrhandel
Trieb mit frischen Regenwürmern
Nach dem steinigen Arabien,
Wurde Munkel. Eine Zeit war's,
Wo es schneite Wertpapiere,
Wo ein Gold- und Silberhagel,
Wo ein Regen, eine Sintflut
Niederging von Millionen
Auf der Menschen sel'ge Häupter.
Kalifornien, Bimini,
Kolchis, Dschinnistan, Atlantis,
Avalun und Eldorado
Waren nicht so reich an Wundern,

Waren nicht so reich an Märchen,
Wie der Börse heil'ge Hallen.
Jeder hatte Gold, weil jeder
Es hinauswarf. Jeder hatt' es,
Aber es gehörte keinem.
Jeder Säckel hatt' ein Loch,
Durch das er sich stets entleerte,
Aber auch sich wieder füllte.
Eine ungeheure Rolle
Spielte Munkel bald als Geldmann.
Jeden Krösus, jeden Nabob,
Jeden Rothschild übertrumpfend,
Stand er schließlich da als erste
Geldmacht dieses Erdenrundes.
Eine große dampf-getriebne
Couponsschnittmaschine hatt' er:
Diese, rastlos Tag und Nacht,
Sichelte von kolossalen
Stößen seiner Wertpapiere
Die Coupons nur so herunter,
Wie die Häckselschnittmaschine
Häcksel schneidet auf der Tenne.
Mit verschwenderischem Aufwand
Überstrahlend aller Fürsten,
Aller Höfe Prunk und Prächte,
Trank und aß er nur aus Gold,
Stand und ging und saß und lag er
Nur auf Goldbrokat und Seide.
Jede seiner Festmahlzeiten
Riß ein Loch in die Natur,
Und die Welt, verarmt, geplündert,
Zitterte vor Angst, durch Munkels
Und durch seiner Gäste Gurgel
Nächstens ganz gejagt zu werden.
Zu Gespielinnen erkor er
Holde Wesen aus Zirkassien,
Polen, Ungarn und Rumänien;
Und die Danaen, sie schützten
Sich vor Munkels goldnem Regen
Nicht mit aufgespannten Schirmen,

Ließen über sich ergehen
Wolkenbrüche seiner Gnade.
In dem ries'gen Hühnerhofe
Hatt' er stehn den Vogel Phönix,
Und im Stall den Pegasus,
Welcher mit gestutzten Flügeln
Und beschlagnem Huf sich spannen
Ließ vor seine Prachtkarossen.
Seiner ersten Favoritin
Nachzutragen ihre Schleppe
Und den Schatten in der Sonne,
Dient' ihm ein gefangner Elf.
Selbst der Teufel, hieß es, habe
Sich ihm schon gestellt zu Diensten,
Und erboten sich, als Mohr
Bei den goldnen Prachtkarossen
Munkels hinten aufzusitzen.
Mächt'ger wuchsen noch die Schwingen
Ihm, da er als Gründer auftrat
Eines neuen Unternehmens,
Einer Aktiengesellschaft
Zur Behebung des versenkten
Nibelungenhorts im Rheine.
Würdigend so edles Beispiel
Patriotischer Gesinnung,
Hob das Volk ihn bis zum Himmel,
Überhäuften Deutschlands Höfe
Seine Brust mit Ordenslasten,
Schlugen ihn zum Ritter, gaben
Bald ihm auch die Freiherrnkrone.
Straßen und Kanäle, Länder
Fern am Nordpol und im Monde,
Schiffe, Hüte und Krawatten,
Und Planeten, neu entdeckte,
Nannte man nach seinem Namen.
Sein Porträt fand auf Bonbons sich,
Auf Lebkuchen, Zündholzschachteln,
Tanzordnungen, Busennadeln,
Tabaksdosen, Tabakspfeifen,
Auf Schnupftüchern, Kaffeetassen,

Bierglasdeckeln, Wirtshausschildern.
Jede illustrierte Zeitung
Wandelte für ihn zum Spiegel
Sich, draus ihm wie zum Rasieren
Sein Gesicht entgegengrinste.
  Doch bei all den Herrlichkeiten
Fühlte Munkel oft sich elend.
Unerklärliches Gebreste
Regte sich in seinen Gliedern.
War ihm doch, als würden manchmal
In ihm locker die Atome,
Und als könnt' im Riesen etwas
Von Molekeln des Gehirnes
Ihm entweichen durch die Nüstern.
Krankhaft wüster Durst nach Gold,
Seltsame Gemütszustände
Quälten ihn und zehrten heimlich
Ihm an Leber, Herz und Lunge.
Lüsternheit, Blasiertheit mischten
Peinlich sich in seinem Wesen.
Heimgesucht von schnöden, fremden,
Wunderlichen Appetiten
Fühlt' er sich: Gelüste kamen
Ihm nach Asa foetida —
Schweingegrunze — bärt'gen Schönen.
Manchmal sehnt' er sich nach Prügeln,
Zankte, balgte sich mit Wichten,
Oder einen Unbekannten
Bat er in des Markts Gedränge,
Zu versetzen ihm für gutes
Trinkgeld einen Nasenstüber,
Schurke, Dummkopf ihn zu schelten.
  Ärzten jeder Schule warf er
Haufen Goldes vor die Füße;
Und die Ärzte übersetzten
Ihm ins Griech'sche seine Leiden —
Das war alles, was sie konnten.
Manche auch, mit seines Wesens
Innerster Natur und Herkunft
Nicht vertraut, nicht klug geworden

Aus des Kranken irren Reden,
Und deshalb nur um so dreister
Ihre Diagnosen stellend,
Salben mischend, Tränke brauend,
Brachten ihn dem Tode nahe.
Einen Preis ausschrieb der Kranke
Schließlich: einen Scheffel Goldes
Für den Arzt, der ihn verstände.
Kunde kam hiervon zu Ohren
Auch dem würd'gen, tiefgelehrten,
Zauberkund'gen Mann, aus dessen
Händen war hervorgegangen
Der Homunkel-Embryo.
Mittlerweil' zum Greis geworden,
Hatt' er aus der Ferne Munkels
Lebenslauf verfolgt mit größtem
Herzensanteil stets im stillen.
Stören dieses Lebenslaufes
Vielversprechenden Emporgang
Wollt' er nicht durch Übereilung,
Durch Enthüllungen zur Unzeit.
Aber jetzt vor Munkel treten
Wollt' er, seiner Leibesschwächen
Art und Grund und Grad erforschen,
Ihm zum Helfer sich erbieten,
Ihm eröffnen das Geheimnis.
Gähnend erst empfing, gelangweilt,
Munkel den Gelehrten, welcher
Nur gekommen schien, das Tausend
Voll zu machen seiner Helfer.
Aber bald, wie von geheimer
Sympathie zu ihm gezogen,
Stand er Rede diesem Würd'gen,
Schüttete vor ihm sein Herz aus.
„Ach," so seufzt er, „selber ratlos,
Stets vergebens Hilfe suchend,
Helfen soll ich aller Welt!
Soll für alle sein der heil'ge
Niklas, welcher füllt mit Gaben
In der Nacht an allen Fenstern

Die hinausgestellten Schuhe!
Und auf ihren Knieen bitten
Mich die Armen, mich die Witwen,
Mich die Waisen, selbst die Bettler,
Anzunehmen ihr Erspartes,
Und zum Fortunatussäckel .
Soll in meiner Hand dem Eigner
Wandeln sich der Bettlerranzen!
Volksaufläufe, Prügeleien
Vor den Pforten meines Hauses
Stören morgens mir den Schlummer.
Ja, dies Haus, der Welt ein Mekka,
Heil'ges Grab, ein Montsalvatsch,
Eine Burg des heil'gen Gral ist's!
Pumpende Finanzminister
Treten sich in meinem Vorsaal
Ab die Zehen! Wie das Gold mich
Anzog mit geheimer Kraft stets,
Zieh' ich an das Gold auch selber.
Mir als lebendem Magnetberg
Fliegt es zu aus den Verstecken,
Von des Königs Schatzgewölben
Bis hinab zu dem mit harten
Talern angefüllten Wollstrumpf
Eines greisen Harpagons.
Ha, bald bin ich gar der einz'ge,
Und die Welt mein Eigentum!
Siebenmeilenstiefel liefert
Mir mein Schuster und Gewande
Von Asbest mein Kleidermacher;
Wiederfand mein Koch die alten,
Längst verlorenen Rezepte
Der Ambrosia, des Nektars!
Ach, bei den lukullschen Mahlen
Meiner Küche fehlt mir nichts
Als der Hunger — auf den seidnen
Kissen meines Schlafgemaches
Nur der Schlaf — im Arm der Liebe
Nur die Liebe!" —
So sprach Munkel

Und geleitete den Alten
Durch die Säle seines Hauses,
Wo, sich drehend in den Angeln,
Alle Türen Melodien
In kristallnen Spieluhrklängen
Wundersam vernehmen ließen.
Seine strahlenden Gemächer,
Seine Bühne, seines Schachbretts
Märchenpracht mit kostümierten
Lebenden Figuren zeigt' er
Im Vorbeigehn dem Besucher,
Seinen Springbrunn, der Champagner
Perlend in die Lüfte sprühte,
Und an welchem kunstgefügte,
Automatische Figürlein,
Ganymed und Hebe, goldne
Becher füllten und kredenzten.
Denn in Munkels Hause waren
Meist ersetzt lebend'ge Diener
Jeder Art, Schauspieler, Sänger,
Virtuosen, durch kunstvolle
Automaten, und zum Teil auch
Durch Maschinen, drahtgezogne,
Dampfgetriebne: und Geräte,
Tot sonst, durch lebend'ge Wesen.
So bewegten Lebewesen
Zierlich sich auf Munkels Schachbrett,
Ein dressierter Löwe schmiegte
Statt des bloßen Löwenfells als
Teppich sich vor Munkels Lager,
An dem Pavillon des Gartens,
Im Barockgeschmack errichtet,
War das Kuppeldach getragen
Von dressierten Boaschlangen,
Welche sich darunter stemmten,
Regelrecht den Leib geringelt
In Gestalt gewundner Säulen.
Aber eine Nachtigall,
Die bezaubernd sang im Bauer,
War ein Automat — desgleichen

Ein Eichhörnchen, dessen Sprünge
Lenkten, wie an Zauberdrähten,
Wunderkräfte der Elektrik.
  Munkel hieß den Greis am Springbrunn
Mit dem Schaum aus Hebes Spitzglas
Sich die Lippe baß erfrischen,
Zeigte dann auch dem Erstaunten
Seine Raritätensammlung,
Ohne viel Gewicht zu legen
Auf Kleinode, altberühmte,
Märchenhafte, die für ihn
Einzig nicht „Schimäre" waren,
Weil er sie — bezahlen konnte.
  „Hier der Stein der Weisen," sprach er,
„Leider nur zu spät gefunden,
Schon verwittert und zerbröckelnd!
Hier Fausts Mantel, arg verschlissen,
Löcherig, drum ohne Flugkraft!
Hier die einstens vielgenannte
„Blaue Blume" der Romantik,
Duftlos, eingepreßt, getrocknet!
Hier das Horn des Oberon,
Das so wunderbar erklungen
Durch die Schluchten, durch die Täler,
In der Minne goldnen Zeiten —
Heiser jetzt und dumpf nur klingt es!
Hier des Fortunatus altes
Wunschhütlein! Nur noch als Schlafmütz'
Brauch ich es zuweilen. Nicht mehr
Aufzutreiben war das alte
Echte Horn des Überflusses:
Traun, ersetzt in unsern Zeiten
Ist das Horn des Überflusses
Durch den Überfluß an Hörnern.
Hier das Kostbarste: die Schale
Ist's des heil'gen Gral! Geschnitten
Aus Smaragdgestein! Unschätzbar!
Habe sie von einem Juden,
Welcher sie bei einem Köhler
In den Pyrenän entdeckte

Unter altem Kram, voll Spinnweb,
Staub und Dust — für zehn Realen
Nahm der Jude sie vom Köhler,
Ich erwarb für eine halbe
Million sie vom Hebräer:
Solches ist der Wert des Steines."
Fröstelnd drückte jetzo Munkel,
An des Alten Seite weiter
Durch die Prunkgemächer wandelnd,
Auf die Feder eines wucht'gen
Halbverborgnen Mechanismus.
Wie durch Zauber drehten plötzlich
Sich der Sonne zu die Fenster
Des Gemachs, das sie durchschritten.
Drehbar stand das Haus auf Säulen,
Zuzukehren seine Fenster
Nach Belieben jetzt der Schatten-,
Jetzt der warmen Sonnenseite.
Eines Zifferblattes Zeiger
Rückte Munkel im Vorbeigehn
Auf des Wärmegrades Ziffer,
Den er wünschte, und ein linder
Zephirhauch von duft'ger Wärme
Strömte hin, elektro-thermisch
Angefacht, durch alle Räume.
Doch zu frösteln fortfuhr Munkel,
Und sich matt auf eines Sofas
Seidne Purpurkissen werfend,
Hub er grämlich an zu klagen
Ob der Schwächen und Gebreste,
Die ihn quälten. Erst am Mund ihm
Hing mit unverwandtem Lauschen
Still der Alte; doch dann, fragend,
Jetzo Puls und Herzschlag prüfend,
Jetzt der Zunge Blaß erwägend,
Jetzt das Gelbgrün aller Adern,
Jetzt betupfend und betastend,
Jetzt beklopfend und behorchend
Alle Glieder und Organe,
Drang so allgemach mit manchem

„Hm!" und „Ha!" und „Ei!" der Meister
Durch bis auf den Grund der Dinge.
In ein Brüten dann versank er,
Schien ein Schweres zu erwägen,
Und nach dienlichem Entschlusse
Wankend, angestrengt zu ringen.
Endlich hat er durchgekämpft sich
Zu gewichtiger Entscheidung,
Und den ernsten Blick auf Munkel
Richtend, hub er an in dumpfem
Und schier feierlichem Tone:
„Für dein Leiden, edler Munkel,
Für die Schwächen und Gebreste,
Die dich quälen, gibt es einen,
Einen Arzt nur, einen Helfer!
Einen Helfer, welcher wissend,
Wahrhaft in dein Innres blickend,
Ganz dein tiefstes Sein erfassend,
Auch allein dich stärken, heilen,
Retten kann! Und dieser einz'ge
Arzt und Helfer und Berater —
Es ist der, der dich geschaffen,
Dich gerufen hat ins Dasein!"
„Sprichst du von dem lieben Gotte?"
Fragte Munkel, sah mit leichtem
Naserümpfen von der Seite
Seltsam schielend auf den Alten.
„Nein!" versetzte lächelnd dieser.
„Nein, mein Freund, der liebe Gott,
Glaub' es mir, hat nichts zu schaffen,
Nicht mit dir, noch deiner Schöpfung,
Und er wird dir auch nicht helfen!
Nein, der dich ins Dasein rief,
Dich erschuf, es ist ein Mensch,
Ja, ein Mensch, ein Mensch wie andre —
Mißversteh' mich nur nicht wieder:
Nicht den Dorfschulmeister mein' ich,
Den als Kind du Vater nanntest;
Nein, es ist ein Mann des Wissens
Höhrer Art, von dem ich rede!

Dieser Mann — nun fasse dich,
Edler Munkel, Aug' in Auge
Fest zu schaun dem allertiefsten,
Wunderbarlichsten Geheimnis:
Dem Geheimnis deines Daseins!
Dieser Mann, er hat nach langem
Forschen, Sinnen und Bemühen,
Hat in langen Winternächten
Im verschwiegenen Gemache,
Stoffe bindend, Säfte brauend,
Deines Daseins, deines Wesens
Keim gemischt und ausgestattet
Mit des Lebens Wunderkräften.
Dieser Mann — bin ich!"
Mit starren,
Aufgerißnen Augen blickte
Munkel auf den Wundertäter;
Keines Wortes war er mächtig.
Ihm getreu den ganzen Hergang
Seiner ersten, zweiten Schöpfung
Nun erzählt der greise Meister.
Wie er hergestellt allein ihn
Ohne mütterliches Zutun —
Eines bessern durch Erfahrung
Dann belehrt, ihn eingeschmolzen,
Aufgelöst bis auf den Urkeim,
Der, zwar reinste Stoffnatur,
Doch in einem Mutterschoße
Langsamer gereift und kräft'ger
Und natürlicher entwickelt,
Trat hervor ans Licht: geboren,
Aber nicht gezeugt . . .
Noch immer
Schweigend in den Kissen lehnte
Munkel, horchte starr der Kunde.
Jetzo schwand ihm das Bewußtsein,
Und er sank in sich zusammen.
Aber aus der tiefen Ohnmacht
Ruft zurück ihn bald der Meister,
Spricht ihm Mut ein, heißt ihn dankbar

All des Herrlichen gedenken,
Das ihm ward, und wie so anders,
Glücklicher sein Los gefallen,
Als der andern Menschenkinder,
Bürgschaft leistend für den Vorrang,
Des durch Wissensmacht Geschaffnen
Vor den andern, den Erzeugten!
Und die Schwächen und Gebreste,
Die ihn lang' bedrängt, für diese
Sei der Wissende, der Helfer,
Der Berater nun gefunden!
„Alte Weise", sprach er, „dachten,
Fäulnis-widriges Prinzip sei,
Was man Seele nennt im Leibe,
Frisch erhaltend all die tausend
Ingredienzien, die zarten,
Eines tier'schen Organismus;
Da nun aber jene Seele,
Die verliehn ward deinem Urkeim,
Reine Stoff- und Kraftnatur zwar,
Doch nur Präparat der Stoffe,
Und der Kräfte, die wir kennen,
Die bis heute wir ergründet,
Über die wir heut' verfügen,
Gilt's auch fortan auf demselben
Engbegrenzten Stoff- und Kraftweg,
Den wir kennen, stets ihr fleißig
Nachzuhelfen; insbesondre
Gilt's mit Salzen, gilt's mit Würzen
Reichlich dein Geblüt zu pfeffern,
Daß nicht bei lebend'gem Leibe
Hirn und Herz und Eingeweide
Dir verwesen, teurer Munkel,
Sondern neu gestärkt, gesundet,
Völlig zur Entfaltung reife
Deines Wesens Kraft und Blüte!"
Durch des Greises Wort ermutigt,
Raffte Munkel wie aus schwerem
Traum sich auf. Den Meister bat er,
Zu bewahren das Geheimnis

Vor der Welt — mit Rollen Goldes
Es zu lohnen ihm versprach er,
Und zum Leibarzt warb er ihn.
„Ehre machen dieser Herkunft,
Die du heute mir enthülltest,“
Rief er aus zuletzt, begeistert,
„Ehre machen dir, dem Meister,
Dir und deiner Schöpfung will ich!
Will die Sendung treu erfüllen,
Die geworden mir auf Erden!“
Insgeheim fortan verkehrten
Munkel viel und sein Erzeuger,
Der mit Bädern und mit Reizen
Und mit Salben und mit Salzen
Und mit Tränken, wundertät'gen,
Und mit Goldtinktur, Goldpillen,
Steuerte den rätselhaften
Schwankungen des eigenart'gen
Kunstgeschaffnen Organismus. —
Bald nachher lief eine Kunde
Weit umher durch alle Länder,
Munkels Ruhm aufs höchste steigernd.
Diese Kunde, sie besagte,
Daß nunmehr der Reichtum Munkels
War gelangt zur Schwindelhöhe,
Die bisher kein Mensch errungen:
Daß er Billionär geworden!
Anlaß ward's zu einem Feste,
Wie noch keines ward gefeiert;
Anlaß ward's zu Huldigungen,
Wie noch keiner sie genossen.
Fernher, selbst vom Zar, vom Sultan,
Von dem Schah des Perserlandes,
Chinas Herrn, vom Dalai Lama,
Kamen ihm die Festgeschenke:
Pferde, Sklavinnen, Kleinodien,
Hausgerät und Tand und Zierat
Aller Arten, aller Zonen,
Auch in ungeheuren Mengen
Leckerbissen: Fleischpasteten,

Torten, ind'sche Vogelnester,
Früchte, Kaviar, Liköre,
Und dazu an die dreihundert
Reichgestickte Perlenbänder
Für den Hals von Munkels Hund.

Eingeschmuggelt wurde heimlich
Schon am Abend vor dem Feste
Im Gemach und unterm Lager
Des Gefeierten ein Redner,
Daß er früh im Morgengrauen,
Wenn die Lider Munkel öffne,
Überraschend ihn begrüße
Gleich mit einer Jubelrede.
Um die dritte Morgenstunde
Wachte Munkel auf, und dürstend
Griff nach einem Trinkgefäß er,
Halb im Traum noch. Aber vor ihm,
Wie gewachsen aus der Diele,
Stand auch schon der edle Sprecher.
Aus den Händen des Erschrocknen
Glitt das Prachtgefäß, zerklirrend,
Und ein apoplekt'scher Anfall
Traf ihn selbst — zum Glück nur leicht.

Später, als er von dem Lager
Sich erhoben und das Messer
Des Barbiers die eine Backe
Raschen Fluges ihm geglättet,
Kam der Deputationen
Vortrab angerückt, und danken,
Bärtig auf der einen Seite,
Glattgeschoren auf der andern,
Mußte Munkel, und tagüber
Tragen so zur Schau die beiden
Unsymmetrischen Profile:
Denn es hielt von jener Stund' an
Immerdar in ihrem Kreis ihn
Festgebannt die Jubelfeier.
Unwillkürlich auf dem Gipfel
Seines Glanzes, tief bedeutsam,

Zeigt' er so ein Janusantlitz
Seiner Zeit, ein Bild der Halbheit!
Durch die Straßen in maskiertem
Festzug auf der Menge Schultern
Ward er im Triumph getragen.
Blumen streuten, festlich vor ihm
Einhertänzelnd, schöne Frauen,
Drunter welche à la Makart.
Die Berliner physikalisch-
Geographische Gesellschaft
Tat den Vorschlag, daß den ersten
Meridian man künftig ziehe
Durch Herrn Munkels Riesenkasse,
Durch die Billionenkasse,
Welche heut' mit Blumenkränzen
Reich verziert war, und vor welcher
Staunend stand das Volk in Andacht,
Wie vor einem Hochaltare.
Müd' aufs Lager wirft sich Munkel
Spät am Abend. Schwere Träume
Spinnen fort des Tages Plage:
Frauen überfallen schwärmend
Ihn auf offnem Markt, und jede
Rupft ein Büschel Haar aus seinem
Scheitel sich zum Angedenken.
Und dann wird — in Lebensgröße,
Nicht wie wir von fern ihn sehen —
Ihm als Ordensstern der Sirius
Auf die Brust gewälzt, so daß er
Ächzt, erstickt, wie unterm Alpdruck.
Aber diesem Angsttraum wird er
Mitten in der Nacht entrissen,
Aufgerüttelt durch Gesandte,
Die ihn feierlich entführen,
Daß die Stadt- und Höhnbeleuchtung
Er bewundre, die zu Ehren
Ihm in tausend Flammen lodert,
Und vorbei auch lasse ziehen
Dann an sich den unerhörten
Riesenfackelzug, zu welchem,

Gleichfalls ihm zu Ehren, eine
Welt sich drängt.
Im Wirbel dieser
Übermenschlichen Strapazen
Und Erregungen verrückt wird
Munkel und verfällt in einen
Seltsamen Bedankungs-Wahnwitz,
Also, daß er lächelnd, weinend,
Mit unsäglich weicher Rührung
Einzeln jeden auf der Straße
Unter einem küßt und ohrfeigt.
Böses Blut macht dies im Volke,
Und das Hochfest endet damit,
Daß man ihn, des Tages Helden,
Fluchend sperrt ins Haus der Irren.
Doch am Morgen nach dem Hochfest,
Unerwartet auf der Börse
Fluch- und segensreicher Stätte
Kommt ein nie vorher erlebter
Ungeheurer Krach zum Ausbruch,
Und es büßt dabei der große
Munkel ein die kaum errungne,
Die gefeierte, die goldne,
Glanzumstrahlte Billion.
Als davon die Schreckenskunde
Drang auch in die Zelle Munkels,
Da geschah ein Wunder: plötzlich
Wieder kam er zu Verstande . . .
Doch was nützt nun der Verstand ihm?
Was das Leben? Um der Schmach sich
Zu entziehen, doppelt drückend
An der Stätte einz'gen Glanzes,
Will er in die Fremde flüchten.
Eines Dampfers Bord am Rheinstrom
Nimmt ihn auf und bringt stromaufwärts
Ihn — wohin? Gleichviel! Am liebsten
Säß' er jetzt in Charons Nachen,
Wollt', es wär' ein Styx der Rheinstrom.
Mehr und mehr von Stund' zu Stunde
Überkommt ihn die Verzweiflung,

Und die grünen Wellen locken
Ihn hinab, als blinkte draus ihm
Der von ihm der Welt verheißne
Nibelungenhort entgegen.
Widerschein des Mondes war es,
Was so blinkt', und holder Sterne,
Die nunmehr heraufgezogen
An dem abendlichen Himmel.
Nein, nicht länger leben will er!
Rasch entschlossen stürzt er plötzlich
Über Bord sich in die Wogen!

Aber hinter ihm her gleitet
In die Flut ein Frauenwesen:
Und dies Wesen, es entreißt ihn,
Den Versinkenden, der Tiefe,
Bringt behend', als regt' ein Fischlein
In vertrautem Naß die Flossen,
Schwimmend an den öden Strand ihn.

Nacht ist's. Mond und Sterne glänzen,
Wie sie glänzen nur am Rheine,
Und die dunklen Wellen rinnen
Mit dem wundersamen Rauschen,
Das man kennt aus deutschem Sange,
Und der öde, nackte Felsstrand
Liegt in goldnem Dämmerscheine,
Den man kennt aus deutschen Märchen.
Den Geretteten geborgen
Hat das kühne Frauenwesen
Dicht am Strand in einer Felskluft.
Hier erwacht er neu zum Leben.
Und erstaunt, die Retterin,
Die von wundersamer Schönheit,
Vor sich sehend — trübe Schwermut
Noch im Blicke, sagt er Dank ihr,
Fragt sie dann nach Stand und Namen.

Sie geleitet aus der Felskluft
Ihn, und mit der Hand, der weißen,
Nach der Uferhöhe deutend,
Weist sie einen Felsensitz ihm.

„Hast von Lurlei du vernommen?
Längst nicht mehr auf jenem Steine
Singt sie nachts im Mondenscheine!
In die Welt hinausgewandert
Ist sie, Menschenlos zu kosten!
Hat vertauscht des Nixenschleiers
Gaze mit Brabanter Spitzen,
Hat gelernt von Menschenkindern
Neue Töne, neue Weisen;
Auf Europens Opernbühnen
Hat sie Gold und Ruhm geerntet.
Heut' als deine Fahrtgenossin
Auf dem Strom, an Bord des Fahrzeugs,
Hat sie dich erkannt, den Großen,
Den Gefeierten, den Gründer
Jenes stolzen Unternehmens
Zur Behebung des versenkten
Nibelungenhorts im Rheine!
Auf der melanchol'schen Stirn dir
Las sie trübe Todgedanken,
Und als du nun über Bord sprangst,
Spornte sie geheimer Antrieb
Dir zu folgen . . . War's Verhängnis?
War's der Drang, an dieser Stätte
Ihrer einstigen Behausung
Wieder einmal sich zu tauchen
In die Flut, die holdvertraute? —
War's geheime Sympathie
Mit dem Manne, den zu retten
Ihr bestimmt war vom Geschicke?" —
„Dankeswert", erwidert Munkel,
„Scheint das Sein auch dem, der's wegwarf,
Gibt zurück es solche Hand ihm!
Bist du wunderbares Wesen,
Bist du wirklich Nixe Lurlei,
Welche singend in des Rheinstroms
Tiefe manchen niederlockte,
Aber heut' gerettet einen?
Ei, wie kam's, daß du entsagtest
Einem leidlos-schönen Dasein

Und ins wirre krause Leben
Unsrer Menschenwelt dich stürztest?"
„Dies", versetzte drauf die Nixe,
„Ist gesagt mit wenig Worten,
Kaum der Rede wert — vernehmen
Wirst zuletzt vielleicht noch lieber
Du in Kürze meinen bunten
Lebenslauf im Weltgetriebe!" —
Neugier sprach aus Munkels Blicken,
Und was Nixe Lurlei sprach,
Künd' ich euch im nächsten Sange.

---

## Vierter Gesang.

## Der Homunkel und die Nixe.

Wie es kam, daß ich entsagte
Einem leidlos-schönen Dasein
Und ins wirre, krause Leben
Eurer Menschenwelt mich stürzte?
Leidlos-schön wohl war's, dies Dasein,
Aber freudlos ward's allmählich,
Und es lohnte sich nur wenig,
Auf dem öden Fels da sitzend,
In des Mondes goldnem Scheine
Sich die goldnen Haare kämmend,
Seinen schönsten Sang zu singen.
Nur noch wenige gelang es
Zu bezaubern, zu verlocken,
Von den wahrhaft Liebenswürd'gen:
War zu stark die Konkurrenz doch,
Die gemacht in neuern Zeiten
Ward uns Nixen von der Halbwelt
Und von den Theaterdamen.
Und der Troß, der ganz gemeine,
All der „Schiffer in dem Kahne",
Welche da vorüberfuhren,

War mir, daß ich's nur gestehe,
Zu borniert, zu schal, zu ledern:
Zu bezaubern die, zu ködern,
Lohnte sich nicht mehr der Mühe.
All die heisern Bierbaßkehlen,
Die an meinem Fels vorüber
Schiffend Heines „Lurlei“ sangen,
All die reisenden Philister,
Die aus aller Herren Ländern,
Rote „Baedeker“ in Händen,
Gaffend da vorüberkamen,
Meinen Felsen lorgnettierten,
Ach sie waren mir so lästig,
Wie der Schnakenschwarm des Rheines,
Der da schwärmt am Sommerabend.
Und schon fand ich fast allein mich;
Viele meiner Nixenschwestern
Hatten sich, geplagt von Langweil',
Aufs Französische geworfen,
Waren eine nach der andern
Schließlich nach Paris gegangen,
Um daselbst ihr Glück zu machen,
Als dann endlich gar ein Steinbruch
Ward in meinem Berg eröffnet —
Hätt' ich da noch zögern sollen,
Selber auch Reißaus zu nehmen,
Selbst zu suchen auch das Weite?
Zur Theaterdame war ich
Bald nun selbst geworden, übte
Meine alte Kunst des Singens
Und Bezauberns auf den Brettern,
Und mit besserem Erfolge.
Aber sonst auch trieb das Schicksal
Mich umher und eigner Wille
Viel auf krausverworrnen Pfaden.
Kommend aus dem Rheinstrom, stürzt' ich
In den größern mich des Lebens,
Plätscherte in tausend Wirbeln,
Rang und schlängelte hindurch mich
Zwischen Klippen, durch die Hochflut

Tausend bunter Abenteuer
Mit der Leichtigkeit der Nixe.
Bunt, ja bunt und wechselreich war
Nun mein Leben! Bald mich glanzvoll
Auf des Daseins Gipfel wiegend,
Bald gesunken, schier verloren —
Bald in reichster Fülle schwelgend,
Bald so nackt im Leben stehend,
Und mit keiner größern Habe,
Als ich mein genannt vorzeiten
Auf des Rheines Grund als Nixe —
Ohne Leidenschaft, doch jener
Io gleich umhergetrieben,
Die gehetzt ward von der Bremse,
Hascht' ich gierig nach dem Wechsel:
Heut' ein Roß im Zirkus tummelnd,
Morgen wild den Cancan tanzend,
Übermorgen mit bebrillter
Nase mich als Blaustrumpf gebend
Oder als emanzipiertes
Mannweib, keck, gespornt, gestiefelt —
Als politische Agentin,
Nihilistin, als Walküre
Auf dem Schlachtfeld wilderregter
Öffentlicher Tageskämpfe.
Schließlich auch als Dottoressa!
Nixe mit dem Doktorhute!
Ich studierte, promovierte,
Gab am Tag der Graduierung
Einen Festkommers — es fehlte
Nicht dabei an Jubelräuschen . . .
Überdruß das alles! Grille!
Von des Lebens Orgie war ich
Matt schier bis zum Überdrusse —
Nicht befriedigt, nicht gesättigt!
Lebens müd, doch lebens satt nicht!
Manchmal kam mir der Gedanke,
Fromm zu werden — fromm und sittig,
Tugendhaft — was man so nennt!" —
„Tugendhaft?" rief Munkel lachend

Bei den Worten hier der Nixe;
„Tugendhaft mit diesen Schultern,
Dieser königlichen Büste? —
Aber sage (fuhr er fort)
Unverhohlen, schöne Nixe,
Sag', wie hieltst du's mit der Liebe?
Hast du viel geliebt im Leben?“ —
„Kann ich lieben?“ gibt zurück ihm
Lächelnd Lurlei. „Kann ich lieben,
Ich, die Nixe, ich, die Tochter
Feuchter Kühle, kühler Feuchte?
Die Poeten, ach, verneinen's;
Doch ich selber kann's nicht sagen.
Oft versucht' ich es, zu lieben;
Und wenn es bisher nur wenig —
Oder gar nicht — mir gelungen,
Schöpf' ich Trost mir aus der Frage:
Lohnt sich's, einen Mann zu lieben?
Einer, dem ein Weib anhängen
Und an welchem es sich halten
Sollte, müßt' er nicht erst selber
Feststehn auf den eignen Füßen?
Müßt' er nicht als starke Säule
Der Beständigkeit erscheinen,
Daß vertrauensvoll mit weichen
Efeuranken sich die Liebe
Sicher um ihn winden könnte?
Aber niemals an den Männern,
Die zu lieben ich versuchte,
Hab' ich solchen Halt gefunden.
Gibt es überhaupt nur irgend
Festen Halt im Menschenleben?
Wo ich dachte, Halt zu suchen,
Halt zu machen eine Weile,
Allzubald begann der Boden
Unter meinem Fuß zu schwanken.
Unglück hatt' ich — Unglück bracht' ich.
Der Bankier, traun, den ich liebte, —
Den zu lieben ich versuchte —
Ward bankrott; der General,

Den ich liebte, ward geschlagen,
Der Minister ward gestürzt,
Und der Freiheitsheld gehangen.
Feuer- ward und Wasserschaden
Zum Verderb dem Ökonomen,
Durchfiel des Poeten Stück,
Ausgepfiffen ward der Mime.
O, ich glaube, daß, wenn einmal
Wirklich ich den Rechten fände,
Alsbald ihm ein Meteorstein
Fiel' aufs Haupt und ihn erschlüge!
Unbestand ist, ach, das alte,
Große Weltgesetz der Dinge.
Liebt denn auch der Mann je selber
Festzuhalten, was sein eigen?
Im Beginne meiner Laufbahn
Da verriet ein junger Garde-
Kapitän, den ich beinahe
Liebte, mich an seinen Oberst,
Dieser an den Adjutanten
Des Monarchen, eines Königs,
Dieser an den Fürsten selber.
Dieser Fürst, es war ein alter,
Kluger, weiser, schönheitskund'ger,
Kunsterfahrner Mann, Feinschmecker
In ästhet'schen Dingen. Heiter
Denk' ich immer noch der Szene,
Wie ich allzuerst gestanden
Und bestanden vor dem Kunstgreis.
Ward durch sie doch eingeleitet
Meines Daseins Glanzepoche!
Zu sich lud der edle Fürst mich;
Und als ich ihm nun, befangen,
Stand vor Augen, fing er an, mich
Ernst und sinnend zu betrachten,
Wie ein ausgegrabnes Bildwerk.
Plötzlich mit der Fingerspitze
Auf die volle, feste, runde,
Florumhüllte Brust mir tippend,
Lispelt er die krit'sche Frage

Ernst ins Ohr mir: „Ist Natur ganz
All der Reiz? Wie vielen Anteil
Hat die Kunst an diesem Zauber?“ —
Zürnend und erregt, aus meiner
Ernsten Bildwerksruhe tretend,
Aber schweigend, riß des Busens
Flor entzwei ich, und geblendet
Taumelt' er zurück vor einer
Schönheit, wie der Nixe sie
Gab Natur in Stromesgründen,
Nicht wie sie gefälscht der Schneider.
Und von diesem Augenblick war
Freund und Sklave mir der Kunstgreis.
Ja, es war die Glanzepoche
Meines Daseins, und es lohnte
Sich dabei wohl zu verweilen;
Aber wenig Monde später
Jagten leider diesen edlen,
Weisen, schönheitskund'gen Fürsten
Aus dem Land die Untertanen.
Mich begnügen mußt' ich später
Mit der Freundschaft eines Schiffsherrn;
Eine Reise um die Welt
Macht' ich an des Freundes Seite.
Und die Reise, sie war lang,
Aber währte doch nicht ewig:
So erging es auch der Freundschaft.
Unbeständig ist der Seemann,
Wie das Meer, auf dem er segelt.
Ich versucht' es nun mit einem
Luftschiffahrer; in der Gondel
Seines Luftballs saß ich furchtlos,
Als der kühnen Fahrt Genossin.
Hoch im Blauen riß der Luftball
Und wir stürzten; ach, der Wackre
Brach den Hals, ich ward gerettet.
In der Liebe so aus einem
Element ins andre kam ich:
Auf die See hinaus vom Lande,
Und von da hinauf ins Luftreich.

Aber höher noch zu steigen
War bestimmt mir. An der Seite
Eines schwärmenden Poeten
Macht' ich den Versuch, auf Flügeln
Der Begeistrung mich zu schwingen
In die höchsten Regionen.
Doch die höchsten Regionen
Waren nicht mein Element. Nein!
Zur Natur zurückzukehren,
Zur Natur, der unverfälschten,
Unverbildeten, beschloß ich,
Und im schroffen Sinneswechsel
Ein Naturkind mir erlas ich,
Einen unverdorbnen, armen,
Wackeren Slowakenknaben,
Der als Mäusefallenhändler
Barfuß in der Welt umherlief.
Dieses Kind zum höhern Menschen
Und zum Liebenden erziehn mir
Wollt' ich. Es mißlang. Der Junge,
Hoffnungsvoll auf halbem Weg schon
Der Gesittung, heimwärts floh er
Nach der fernen Slowakei,
Zu der braunen Marianka.
Nun, für den Verrat des einen,
Schlachtet' ich ein Racheopfer,
Eine Männer-Hekatombe,
Welche sich um meinetwillen
Duelliert, zugrund gerichtet,
Sich ertränkt, erhängt, erstochen,
Totgeschossen und vergiftet,
Weil ich für ihr heißes Minnen
Kalt wie das bekannte Schneeweib
Blieb des heil'gen Franz Xaver.
Himmel, was für Kämpfe gab es
Mit den Schwärmern, mit den Toren,
Welchen ich mein Herz versprochen
Irgendwann in toller Stunde,
Und die dann, wie Jude Shylok
Starr auf ihrem Schein bestehend,

Dies verschriebne Fleischpfund grausam
Aus dem Leib mir schneiden wollten!"
  So und mit viel andern Worten
Und Erzählungen enthüllte
Ihrem aufmerksamen Hörer
Lurlei sich als problemat'sche
Fraunnatur — als fille de marbre,
Als ein Wesen, das doch immer
Neu als Nixe sich bewährte,
Als die Tochter feuchter Kühle,
Kühler Feuchte, schön, dämonisch,
Eins der echten Musterbilder
Von des Weibs „allmächt'ger Ohnmacht".
Ihr Beruf war: nachzutrachten
Einem Ideal von Manne;
So versuchend stets, zu lieben,
Liebte nie sie, liebte immer.
  Sie gehörte nicht zu jenen,
Welche sterben, wenn sie lieben —
Nein, sie lebte von der Liebe.
  Während Lurlei, harmlos plaudernd,
Preisgab so ihr tiefstes Wesen,
Hatte Munkel erst unmerklich,
Dann in immer stärkerm Grade
Blicken lassen sonderbare
Zeichen einer innern Unruh',
Die nicht im Zusammenhange
Schien mit dem, was Lurlei sagte,
Und die er nicht meistern konnte,
Trotz des hochgespannten Anteils,
Den er nahm an Lurleis Worten.
Stärker ward sein Puls und Herzschlag,
Ein gewisses Zucken spürt' er
Krampfig in den Fingerspitzen,
Vor den Augen ward es gelb ihm,
Flimmernd gelb — ein Schwindel faßt' ihn . . .
  Lurlei merkt des Hörers Unruh',
Fragt befremdet, was ihm fehle.
„Nichts — o nichts!" versetzt er stockend,
Voll Verwirrung. Noch zu schwanken

Schien er, ob zu schweigen besser,
Ob zu reden — ob zu leugnen,
Ob es offen zu gestehen,
Was ihn überkam so seltsam.
Ei, verdient nicht Lurlei, seine
Schöne Retterin, Vertrauen?
„Sehr befremdlich," sprach er zögernd,
„Sehr befremdlich wird dich dünken,
Edle Schöne, mein Geständnis.
Diese Unruh', dies Erzittern,
Dieser stärkre Puls und Herzschlag,
Dieser Krampf der Fingerspitzen,
Dieses blendend-gelbe Flimmern
Vor den Augen, dieser Schwindel,
Wie ich's eben jetzt empfinde,
Nicht zum erstenmal befällt mich's.
Ein geheimnisvoll Symptom ist's
Meines eigenart'gen Wesens:
Es bedeutet ein merkwürd'ges,
Krankhaft aufgeregtes Ahnen . . ."
„Und was ahnst du, edler Munkel?"
Fragt erstaunt, befremdet Lurlei.
„Goldesnäh'!" versetzte Munkel.
Und sein Aug' blickt starr, ekstatisch,
Visionär! „Ja, Goldesnähe!
Goldesnäh' in reicher Fülle
Und von unschätzbarem Werte!"
Tiefer noch erstaunte Lurlei
Und auf Munkel starrt auch sie nun
Schweigend, mit weitoffnen Augen
Einen Augenblick, dann spricht sie:
„Leerer Wahn ist nicht dein Ahnen!
Nein, sie täuscht dich nicht, die tiefe,
Die geheimnisvolle Regung,
Die dich fieberisch durchwittert!
Nah' zu Füßen ruht ein Goldschatz
Uns an diesem Ort: ein Goldschatz,
Der von unnennbarem Werte —
Ruht der Hort der Nibelungen!
Unterm Lurleifelsen ruht er,

Und ich kenn' ihn lange, lange;
Doch zu heben ihn — versagt, ach,
War und ist es mir für immer,
Mir, der Nixe, und nicht minder
Ist's versagt den Menschenkindern!
Unergreifbar ist der Goldschatz,
Unerfüllbar die Bedingung,
Die den Hort zu eigen gäbe
Einem Wesen dieser Erde!" —
„Die Bedingung?" fragte Munkel
Gierig, vor Erregung zitternd;
„Nenn', o nenne die Bedingung!"
„Wenig," sagte Lurlei, „wenig
Wird dir's nützen, zu vernehmen
Die Bedingung. Doch vernimm sie:
„Altem Schicksalsspruch zufolge
Kann den Schatz ein Mensch nur heben:
Doch ein Mensch von solcher Herkunft,
Wie noch keiner ward gesehen,
Noch gesehn wird werden künftig:
Heben soll den Schatz ein Mensch nur,
Der — gezeugt von keinem Vater!"
„Der gezeugt von keinem Vater?
Dieses wäre die Bedingung?"
Kreischte Munkel. „Wär' es möglich?"
Und fortfuhr er, hochgemutet:
„Wisse, Kind, da vor dir steht es,
Leibhaft, jenes Wunderwesen,
Das du nennst — das nie gesehn ward,
Noch gesehn wird werden künftig,
Wie du meinst. Ich selber bin es!
Bin gezeugt von keinem Vater!"
„Du?" versetzte Lurlei zweifelnd,
Dacht' an geistige Verwirrung,
Dacht' an Größenwahn, an Irrsinn . . .
Fortfuhr Munkel: „Bei dem Goldschatz,
Der da ruht — nichts andres, Höhres
Weiß ich, um dabei zu schwören —
Eine Mutter zwar gebar mich,
Doch es zeugte mich kein Vater!

Nicht gezeugt — erzeugt, traun, ward ich!"
Und nun gab er, hastig flüsternd,
Der Verwunderten getreue
Kunde von dem Schöpferkunststück,
Das ins Leben ihn gerufen.
Tief erregt vernimmt ihn Lurlei.
„Ist es so," denkt sie im stillen,
„Ist der Mann ein Ungezeugter, —
Welch ein Fund für mich! Den goldnen
Hort heb' ich mit seiner Hilfe;
Und muß ich ihn mit ihm teilen,
Ha, kein Weib und keine Nixe
Wär' ich, wenn ich die verlorne
Hälfte nicht zurückgewänne!"
„Auserkorner, Hochbeglückter!"
Ruft sie, „hast du nicht begründet
Glorreich jenes ruhmgekrönte
Unternehmen zu des goldnen
Nibelungenhorts Behebung?
Zwar du hast ihn nur behoben
Aus der Aktionäre Taschen —
Spärlich — und verlorst ihn wieder,
Doch nun werden wir ihn heben
Leibhaft, wie ihn birgt die Tiefe
Hier am Lurleifels im Rheine!
Du und ich — ja, ich und du:
Eines mit des andern Hilfe!" —
„Eines mit des andern Hilfe!" —
„Und wir teilen dann?"
„Wir teilen!"
Jetzo führte Lurlei Munkel
Aus der Grotte, wo sie saßen,
Abwärts tief in eine andre,
Durch viel mannigfach verschlungne
Enge unterird'sche Pfade.
Eine lange Holzspanfackel,
Angefacht mit Funken, welche
Lurlei schlug aus demantharten,
Demanthellen Rheineskieseln,
Warf ein spärlich Licht ins Nachtgraun

Dieser labyrinthschen Gänge.
Jetzo auf dem tiefsten Grunde
Standen sie der dunklen Höhlung:
Ein natürlich Felsgewölbe
War's, gefügt aus Steingeschieben,
Die karfunkelähnlich gleißten,
Funkelten im Fackellichte.
Ob des Raumes niedrer Wölbung
Hörte man des Rheines Brausen,
Der darüberhin da oben
Seine dunklen Wellen wälzte.
  In des Raumes Mitte senkte
Sich der Grund. In der Vertiefung
Stand, goldglänzend, eine Urne.
Um die Urne her geringelt
Lag ein mächtig großer Drache.
Seltsam war das Tier gestaltet:
Einen kleinen Kopf nur hatt' es,
Aber sechsunddreißig Schwänze.
Altersschwach, halbblind und blöde
Schien's, doch züngelt' es bedrohlich.
  „Diesem altersschwach-halbblinden,
Blöden Drachen", sagte Lurlei,
„Auszuziehn in mut'gem Angriff,
Oder auch mit schlauem Wagnis,
Seine sechsunddreißig Schwänze,
Ist der Weg, der führt zum Horte.
Sichrer ist's mit schlauem Wagnis."
  Sacht dann nahte sie, vertraulich,
Sich dem Untier: zu erkennen
Schien's die einst vertraute Nixe,
Lies von ihr den Kopf sich krauen.
Sie begann ein Lied zu trällern:
Glaub', es war die „Wacht am Rheine"
Oder „Sollen ihn nicht haben",
Oder sonst ein altes Rheinlied.
Er entschlummert, liegt gefesselt
Wie vom Zauber der Hypnose.
  „Geh' ans Werk!" spricht Lurlei mahnend
Zum Genossen; „unzerreißbar

Ist der Bann, der jetzt ihn bindet."
Und ans Werk ging dieser mutvoll:
Zog dem Drachen aus die Schwänze,
Alle sechsunddreißig Schwänze,
Mühelos — sie saßen locker.
Und dann hob er, frohen Mutes
Aus dem Grund die goldne Urne
Und durchmusterte mit Lurlei
Den gehobnen, unschätzbaren
Hort, verzückt, vor Wonne bebend.
Von uralten Königskronen
Gleißt es, goldenen Monstranzen,
Kelchen, Bechern, anderm Zierat,
Altertümlichem Geschmeide,
Reich besetzt mit großen, edlen
Steinen, Perlen und Korallen.
„O was gibt's da einzuschmelzen,
O was gibt's da zu verwerten!"
Flüstert Munkel, mit den Blicken
Die Kleinodien verschlingend.
Und zu tiefst in seinem Innern
Regt unwiderstehlich, krankhaft,
Die Begierde sich, das alles
Sein zu nennen — ganz sein eigen.
Und im selben Augenblicke
Regt dieselbe Gier im Herzen
Sich der Nixe — ganz zu eigen
Haben möchte sie den Schatz auch.
O, geläng' es einzuschläfern
Durch den Zauber der Hypnose,
Kraft- und willenlos zu machen
Den Genossen, wie den Drachen!
Ist sie nicht die Nixe Lurlei?
Kann sie nicht an dieser Stätte,
An dem Lurleifels erproben
Noch einmal den alten Zauber?
Also kreuzten die Gedanken,
Die geheimsten, sich der beiden.
Aber nichts verriet ihr Antlitz.
Lächelnd gegenüber standen

Sie sich, heiter, wonnestrahlend.
Und beladen mit dem Schatze,
Gingen, wie beschwingt, den Irrpfad
Sie zurück zur Ufergrotte.
„Laß uns weilen", sagte Lurlei,
„Hier am Strom, am schönen Strande,
Bis es tagt! Die Nacht ist lieblich:
Eine sternenklare Nacht ist's,
Eine Nacht, wie ich so viele
Hier durchlebt an trauter Stätte,
Ruhend auf dem Nixensteine,
Singend, mit dem goldnen Kamme
Kämmend meine goldnen Locken
In des Mondes goldnem Scheine! —
Ach, es ist doch schön gewesen!
Ganz besaß ich, unverkümmert,
Damals jene sel'ge Kühle
Noch, die nixenhafte, reine,
Des Gedankens, der Gefühle!
Aber seit ins Menschenleben
Ich mich stürzte, lernt' ich doch auch —
Mehr als ich zuvor gestand dir —
Menschlich fühlen; eine Schwüle
Überkommt mich oft, das Blut schießt
Heiß zum Haupt mir, heiß zum Herzen!
So in jenem Augenblicke,
Als ich dich, den Fahrtgenossen,
Springen sah vom hohen Schiffsbord
In des Rheines dunkle Fluten!
Da erfaßte mich ein Mitleid —
Mehr als Mitleid war's — die tiefste
Menschlich-wärmste Sympathie war's,
Die mich riß, unwiderstehlich,
Dir nach in des Stromes Wogen,
Dich zu retten, dich dem Dasein,
Dich der Welt zurückzugeben!"
Also Lurlei, und ein heller,
Warmer Blick voll Minnezaubers
Aus dem schönen Aug' der Nixe
Fiel auf Munkel. Dieser aber,

Tief im Innersten erwog er
Still das Wort, das Tun der Schönen.
Er durchschaute sie. Ihr Wesen
Und ihr Wollen war so klar ihm,
Wie das eigne. Und mit klugem
Sinn vereiteln die Entwürfe
Wollt' er, welche spann die Nixe,
Wollte schlau sie selber fangen
In den Schlingen, die sie legte.
Und ein heimlich Stoßgebetlein
Tat er an der Musen Neunzahl,
Honigsüße schöne Worte,
Redensarten, fein gesponnen,
Ihm zu legen auf die Zunge:
Blüten einer Poesie,
Die in nebelgrauer Ferne
Hinter ihm lag — würz'ge Nelken
Auserlesner Galantrie,
Wie er längst nicht mehr sie übte,
Parfümierte Rosen, duft'gen
Tand, gesprochnes Patchouli,
Fähig, selber einer Stromfei
Scharfe Sinne zu benebeln.
Duftschwül war die Nacht auch selber,
Sternenhell. Es glich der Himmel
Einem Sieb, durch dessen tausend
Löcher quoll der Glanz des Himmels.
Hingelehnt saß Lurlei lächelnd
Auf bequemem, grün bemoostem
Felsensitz am Grotteneingang;
Ihr zu Füßen der Homunkel.
Noch vom Schatze sprachen sie
Und wie sie im Morgengrauen
Heimlich fort ihn wollten schaffen —
Niemand sollt' ihn schaun, solang' er
Ungeschmolzen, ungemünzt noch
Läg' in seiner Zauberurne.
„Kräfte fühl' ich," sagte Munkel,
Hoch ihn hebend, „Kräfte fühl' ich,
Ihn durch eine Welt zu tragen!"

„Wird er allzuschwer nicht lasten
Auf der Schulter dir?“ sprach Lurlei.
„Allzuschwer?“ rief Munkel lachend.
„Eher wird zu schwer dem Westwind
Einer Blume süßer Wohlduft,
Den er trägt auf seinen Schwingen,
Als ein Goldschatz Munkels Schultern!“
In demselben Augenblicke
Zeigt unsern in einer kleinen
Bucht des Stroms ein Fischerboot sich
Munkels Blicken, das da ruhte
Wie verloren und vergessen.
Sehr erwünscht war dieser Fund ihm,
Mehr als er gestehen durfte;
Sagte bloß: „In jenem Boote
Rudern wir, wohin's beliebt uns,
Mit dem Schatz in grauer Dämmrung!“
„Ach,“ begann nach kleiner Pause
Munkel wieder, und ein Seufzer
Stahl dabei aus seiner Brust sich,
„Ach, ist dieser Schatz denn alles?
Nicht mein einziger Gedanke
Ist er, traun, in dieser Stunde,
Dieser schicksalvollen Stunde,
Die mich führt mit dir zusammen! —
Edle Retterin, Genossin,
Schöne Nixe, aus den Wellen
Hast du mich gezogen, aber
Nur um aus der kühlen Feuchte
Mich in heiße Glut zu stürzen,
Die vielleicht noch sichrer tötet!
Ruhe werd' ich erst gewinnen,
Glücklich werd' ich mich erst nennen,
Wenn des Schicksalsschwertes Spitze
Nicht mehr hängt an einem Haare
Über meinem Haupte, wie es
Hängt in diesem Augenblicke!
Diese Spitze, die mir droht,
Ist ein scharfes, schroffes, kaltes
Wort aus einem schönen Munde —

Und das Haar, an dem sie hängt,
Ach, es ist ein seideweiches,
Sonnstrahl-feines, goldnes Härlein
Deines Hauptes, schönste Lurlei!"
Ganz zu Füßen ihr sich werfend,
Laut aufseufzte Munkel: „Süßes
Götterweib, ich liebe dich!"
Lurlei schwieg; doch hohe Wellen
Warf ihr Busen unterm Anhauch
Dieses stürm'schen Liebesseufzers,
Und ein Vogel im Gebüsche
Fuhr empor aus seinem Schlummer
Bei dem Laute dieses Seufzers.
„Darf ich's glauben?" lispelt Lurlei,
„Liebst du mich? Und ist's die echte,
Wahre, die beschwingte Liebe,
Welche du für mich empfindest?
Nicht die niedrige, gemeine,
Die am Boden kriecht im Schlamme?
Ach, die Lieb' ist, wie der Falter,
Ohne Flügel nur ein Wurm!"
„Schönste Nixe!" flehte Munkel,
„O erbarme dich — erwarme!
Ach an deinen kühlen Busen
Locktest du mein heißes Herz!
Heile mich von meinem Harme!
Werde mein! Mit seidnen Segeln
Führ' ich dich durch rauhe Wogen
Auf dem hohen Meer des Lebens!"
„O erhebe dich!" versetzte
Lächelnd Lurlei; „nicht zu meinen
Füßen, wahrlich, ist die Stelle,
Deiner würdig, edler Munkel!"
„Laß, o laß mich!" ruft er feurig:
„Höher bin ich nie gestiegen,
Als da ich dir lag zu Füßen! —
O beglückt, wer je gesehen
Auf dem weißen Nixensteine
Hell dein Haar im Winde wehen —
Und beglückt, wen deiner Töne

Zaubermacht zu dir verlockte —
Und beglückt, wer in der Tiefe
Fand den Tod in deinen Armen!
Einmal, einmal nur dich sehen
Möcht' ich so, auf deinem weißen
Fels im Mondlicht — selbst in leichtem
Kahn an dir vorüberschiffend,
Aufwärts blickend, nach dir schmachtend!"

Lurlei, diesen Worten lauschend,
Still im Innersten erwägt sie
Klug die Worte des Homunkels.
Sie durchschaut ihn. All sein Wesen,
All sein Wollen ist so klar ihr,
Wie das eigne . . .
"Gerne," spricht sie,
Lieblich lächelnd, "gern erfülle
Deinen Wunsch ich, edler Munkel!"

Und sie schickt sich an zu ihres
Felsens Höh' emporzuschreiten.

Unterdessen eilt zum Boote
Munkel, um es los zu machen,
In Bereitschaft es zu setzen.
Hastig dann zurück sich wendend,
Späht sein Auge nach dem Goldschatz
Mit den Blicken eines Greifen,
Drachen oder Arimaspen,
Welcher lauernd Schätze hütet.
Doch der Goldschatz ist verschwunden,
Mit sich auf den Fels genommen
Hat ihn Lurlei. Seht die Nixe!
Munkel nicht allein vermag es,
Goldne Last zu tragen, müh'los,
Wie der West den Duft der Blume!

Tief beschämt steht Munkel, merkend,
Daß ihm ebenbürtig Lurlei,
Ebenbürtig ihm an Schlauheit,
An energisch=festem Wollen . . .
Traun, den "Schiffer in dem Kahne"
Muß er spielen nun in Wahrheit,

Muß empor zu Lurlei schmachten
Und zu ihrem goldnen Horte.
  Auf dem Felsen ruht die Nixe,
Ihr zu Füßen ruht die Urne.
Hoch am Himmel glühn die Sterne,
Lüfte wehen, Wasser rauschen,
Wie sie tun in solchen Nächten,
Wundervoll hebt an zu schlagen
Eine Nachtigall im Busche,
Wie sie schlägt in solchen Nächten.
Wird nicht auch die Nixe singen?
Nein; sie greift nur in die Urne,
Lächelnd, läßt die Kronen klingen,
Die Monstranzen und die Kelche,
All die goldenen Geräte,
Sanft sie aneinander schlagend,
Wie man Zimbeln schlägt, nur leiser,
Etwa wie zu Elfentänzen:
Und es hallt in zaubervollen
Goldnen Klängen durch die Nacht hin,
Übertönt das Lied des Sprossers,
Der beschämt verstummt im Busche.
  Dicht heran zum Born der Klänge
Rudert in Verzückung Munkel,
Blickt hinauf zu Lurlei schmachtend.
Auf ein Knie sich niederlassend,
Spricht er: „Wie unendlich schöner,
Schöne Nixe, bist du jetzo,
Als vorzeiten! Wie unendlich
Lockender, verführerischer!
Einen goldnen Kamm nur hattest
Damals du und goldne Strähne —
Und den goldnen Glanz des Mondes:
Jetzo blinkt ein ganzer reicher
Goldner Schatz um dich, du Schöne!
Statt der einst'gen „goldnen Lieder",
— Wie man's nannte — „goldnen Töne",
Läßt du wesenhaft-gediegnes,
Echtes Gold nunmehr erklingen!
Wenn in den verschollnen Tagen

Viele schon der Strom verschlungen,
Die, im Kahn vorüberschiffend,
Dich erschauten, nach dir schmachtend,
Selbst den bittern Tod verachtend,
Welches Los muß dem erst fallen,
Der dich schaut im heut'gen Glanze,
Perle du in goldner Muschel!
War's doch nur das leichte Traumglück
Einer seligen Minute,
Was, die Sinne nur bezaubernd,
Du geboten den Verzückten,
Ihr betörtes Herz zu laben:
Heute ruhst du auf dem Felsen
Gnadenreicher als Madonna,
Als des Glückes Göttin selber
Mit dem Füllhorn aller Gaben!
Sprich mein Urteil, schönste Nixe!
Soll die Welle mich verschlingen,
Oder ist's vergönnt dem Schiffer
Sich zu dir emporzuringen,
Deine Höh' mit dir zu teilen,
Traut zu ruhn an deiner Seite,
Wo die goldnen Töne klingen?"
Und die Nixe winkte lächelnd.
Munkel eilt zu ihren Füßen,
Und verständnisinnig blicken
In die Augen sich die beiden.
Niemals wird von diesen beiden
Ebenbürt'gen höhern Wesen
Eins das andre überlisten!
Sollen sie auf ewig scheiden?
Nein, sie reichten sich die Hände,
Schließen einen Bund, vereinigt
Zu genießen und zu wirken,
Zu besiegeln vor der Welt auch
Ihren Bund am Traualtare.
So verstanden sich in jener
Nacht bei linder Lüfte Wehen,
Bei der Wasser holdem Rauschen,
Bei der Sterne lichtem Scheinen,

Bei der Nachtigall Gesängen,
Bei des goldnen Schatzes Klängen
Auf dem stillen Lurleifelsen
Der Homunkel und die Nixe.

---

## Fünfter Gesang.

## Literarische Walpurgisnacht.

Als mit Lurlei eins geworden
Munkel so, ein Paar zu werden,
Ringe wechselnd vor dem Altar
Sie den Seelenbund besiegelt,
Mit dem ganzen, ungeteilten,
Eingeschmolznen und gemünzten
Nibelungenhort als Brautschatz,
Gaben sie der Welt das Schauspiel
Einer übermenschlich prächt'gen,
Märchenhaften Hochzeitsfeier.
An die Trauung schloß sich Festmahl,
Tanzfest, Festspiel, Bacchanal.
Auf dem Marktplatz um geschmorte
Gratisrinder, Kälber, Lämmer,
Und um rinnende Gebinde
Unerschöpflichen Getränkes
War das ganze Volk versammelt.
Bei dem Feste glänzte Lurlei
In phantastischer Gewandung
Etwa einer glanzumstrahlten
Nixenkönigin, die Hochzeit
Hält mit einem Elfenfürsten.
Eine Robe trug sie, welche
Ganz gewoben war aus goldnen
Spinnwebfäden, und darüber
Eine schimmernde Mantille,
Die bestand aus lauter prachtvoll-
Farbig-bunten Falterflügeln.

Ein in Gold gefaßtes, reich mit
Edelsteinen ausgeschmücktes
Pfauenrad dient' ihr als Fächer.
Im demantnen Diademe
Ihres Hauptes schien's, als wären
Die Gestirne des Orion
Rund in Gold gefaßt; ihr Schleier
Schien im Lufthauch zu zerrinnen,
Ihres Kleides lange Schleppe
Glich der großen Sternenschleppe,
Welche milchweiß hinter sich her
Zieht die Königin der Nacht,
Wenn sie hin am Himmel wandelt.
Und nun erst sie selbst! Ihr Aug' war
Der Polarstern dieses Himmels,
Um den all die andern kreisten,
Ihr Gelock ein goldnes Vlies, ihr
Busen, hold bewegt, ein Becher,
Der von Reizen überschäumte.
So mit überird'schen Reizen
Wandelte die stolze Lurlei
Bei dem Feste der Vermählung
Durch den Schwarm entzückter Gäste,
Wie die Sonne durch den Tierkreis.
Doch was quäl' ich mich zu schildern
Reiz und Glanz und Pomp des Festes,
Da dafür doch Worte fehlen?
Laßt mich lieber euch erzählen
Von der Feier heitrem Nachspiel,
Von dem großen, bunten, muntern
Maskenfestspiel-Bacchanale,
Das das Fest beschloß und krönte!
Schauplatz dieses Maskenfestspiels
War der Blocksberg — als Parnaß;
Und betitelt war das Festspiel:
„Literarische Walpurgis-
Nacht des laufenden Jahrhunderts!"
Vier kastal'sche Quellen sprudeln
Sah man auf dem Blocksberg-Parnaß:
Den kastal'schen Quell des Wassers,

Den kastal'schen Quell des W e i n e s,
Den des edlen G e r s t e n t r a n k e s,
Und zum vierten den kastal'schen
Quell des S c h n a p s e s — des A b s i n t h e s.
Demnach teilten die Poeten
Auch sich ein in Wasserdichter,
Weinpoeten, Bierpoeten,
Und in Schnaps-, Absinthpoeten.
Ganz verfallen herbem Weltschmerz,
Bittrem Lebensüberdrusse,
Finsterer Melancholei,
Prometheisch-geierbissig
Lebersiechem Pessimismus
War der Schwarm der Wasserdichter;
Fanden alles miserabel,
Nur nicht ihre eignen Verse.
Wohler in der Haut um vieles
War den Wein- und Bierpoeten.
Diesen war die Welt soeben
Recht, und nur an einem Übel
Krankten sie: der Wasserscheu.
Die Absinthpoeten schließlich,
Mit den Wein- und Bierpoeten
Teilten sie die Wasserscheu,
Und den Geierbiß des finstern,
Melancholisch-überdrüßgen,
Lebersiechen Pessimismus
Mit dem Schwarm der Wasserdichter:
Und sie waren doppelt elend.
In der Schenke bei den Krügen,
Als Vertreter wasserscheuer
Wein- und Gerstensaft-Begeistrung,
Saßen drei der besten Zecher
Im Kostüm der drei berühmten
Frohgemuten Handwerksbursche
Aus „Lumpazivagabundus".
Und sie zechten und sie sangen,
Und sie sangen und sie zechten.
„Uns", so sangen sie vergnüglich,
„Uns genügt, wie jenem Alten,

Dem Diogenes, dem weisen,
Eine Tonne, hei, juchheißa,
Aber eine volle!
Und wenn wir sie leer getrunken,
Kriechen wir hinein, juchheißa,
Daß mit uns von einem Wirtshaus
Sie zum andern rolle!
Lebens- und auch Liebeswonne
Spendet sie, die volle Tonne;
Komme, was da wolle!
Aus dem Schaum des Gerstentrankes,
Dralle Schenkin, steigt dein Bildnis
Immerdar als alte deutsche
Venus, als Frau Holle!"
Draußen vor der Tür der Schenke
In dem grünen Grase saßen
An der Quelle, an dem Bache,
Stumm und kühl die Wasserdichter.
Saßen grün und gelb vor Mißmut,
Ärgerten sich baß, daß jene
Drinnen in der Schenke, singend,
Zechend, jauchzend, springend lärmten,
Und sie wollten es nicht leiden;
Sagten, dieser Lärm der Zecher,
Dies Gesinge, dies Gekreische
Wirke auf sie ohrzerreißend,
Nervenfolternd, sinnverwirrend,
Und vom Anblick jener Räusche
Hätten sie den Katzenjammer.
Unterdessen hat die Schenke
Ganz mit munteren Gesellen
Sich gefüllt. Und das Gestöhne
Draußen vor der Tür vernehmend
All der blassen Wassertrinker,
Hebt der Zecherschwarm ein keckes
Spottlied johlend an zu brüllen:
„Hol' der Teufel diese blassen,
Diese wasserblassen Dichter,
Die da wimmern, die da winseln,
Wehevoll-waschlapp'ge Wichter!

Von des Lebens schweren Nöten
Faseln sie, die Schwerenöter,
Doch geschrieben steht's:
Wie man's treibt, so geht's, juchhei,
Wie man's treibt, so geht's!"
Grimm befällt die Wassertrinker
Und mit Kieseln aus dem Bache
Zielen sie durch Tür und Fenster
Nach den Zechern in der Schenke.
Zur Erwidrung fliegen ihnen
Krüg' und Töpfe an die Köpfe.
Und die Wasserdichter fluchen,
Nehmen ein im Sturm die Schenke.
Aber drinnen, ha, geprügelt
Werden sie, hinausgeworfen,
Und hinabgescheucht zum Bache;
Und sie springen, Fröschen ähnlich,
In die Flut, wo sie am tiefsten,
Während hinter ihnen her es
Heult zum Hohne: „Hol' der Teufel
Diese blassen Wassertrinker,
Diese wasserblassen Trinker —
Wie man's treibt, so geht's, juchhei,
Wie man's treibt, so geht's!"
Und schon ist es Nacht geworden.
Festgebannt noch immer sitzen
Bei den Krügen in der Schenke,
Blaß und blöde schon, die Zecher,
Und die Augen glänzen glasig,
Und sie lachen und sie lallen,
Und sie faseln, flennen, fluchen,
Oder schnarchen unterm Tische.
Plötzlich von der nahen Turmuhr
Dröhnt ein Schlag wie dumpfer Donner.
Horch! Was hebt da an zu sausen
Und zu brausen vor der Herberg'?
Wilder Sturm heult von der Höhe,
Und „Hallo! Hoiho!" so hallt es.
Hei, was ist das? Heißa, ho,
's ist der Zug des Rodensteiners!

„Raus da! Raus aus dem Haus da!
Herr Wirt, daß Gott mir helf'!
Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber Zwölf?"
Also brüllt vom Gaul herunter
In den Sturm der Rodensteiner;
Hinter ihm, hui, schallt und knallt es,
Klafft und blafft und bellt und gellt es:
Raus da! Raus aus dem Haus da!
Jo, hihaho!
Rumdiridi!
Hoidirido!
Raus! Raus! Raus!"
Heißa, hei, wie heult der Sturmwind,
Der da aus der dumpfen Schenke
Fegt hervor die Zecher alle
Samt und sonders in die Lüfte
Hoch empor und fort dann, fort,
Fort im Zug des Rodensteiners!
Hol' der Teufel, Rodensteiner,
Dich, der nächtens du die Leute
Fort so reißest aus der Schenke,
Fort sie führst im wilden Heerbann —
's ist manch wackrer Bursch darunter!
Andre Szenen, andre Bilder
Drängen wechselnd sich vors Auge.
Seht einmal! Zum Teil in zierlich
Kostümierten Maskenzügen
Kommt die Schar der Liebesdichter!
Seht ihr da die deutschen Perser?
Perser von dem Main, der Elbe,
Von der Isar, von der Pleiße,
Mit Kaftanen und Turbanen
Und mit großen, langen Bärten!
Wolfgang nennt sich Hatem, Friedel
Nennt sich Mirza, Michel Hafis.
Stehlen Rosen, stehlen Früchte
Aus dem Gartenhain von Schiras,
Und „vomieren dann Gaselen".
Hans und Grete sind nun Jussuf

Und Suleika, Gül und Bülbül! —
Seht, wie billig, nun den Perser
Diese Höflichkeit erwidern:
Seht, er dichtet und er singt nun
Seinerseits von „Hans“ und „Grete“,
„Bub“ und „Maidle“, jauchzt und jodelt,
Und loslegt er mit „Vierzeil'gen“,
Reiherfedern auf dem Spitzhut,
Knapp die Hose, grün die Jacke!
Doch es naht nicht minder reizend
Jetzt und harmlos eine andre
Neuste Liebesdichtertruppe:
Mittelalterlich-maskierte,
Kostümierte Minnesinger!
O wie zierlich die Gewandung!
O wie drollig-derb die Sprache!
Wie possierlich die Gebarung!
Und nun seht das Seitenstück auch,
Wie der Franzmann provençalisch,
Wie der ernste Brite gälisch,
Wie der Welsche alt-italisch,
Wie der Skandinave gotisch
Girrt, sich trägt und sich gebärdet.
Ja, der Mummenschanz ist reizend,
Ja, der Mummenschanz ist harmlos,
Und wie möcht' ihn einer schelten?
Gern in Masken geht die Minne.
Ganz im Gegensatz zu diesen,
In verwegenstem Kontraste,
Hat die lyrische Kohorte,
Die da naht, nicht bloß Kostüme
Fremder Art verschmäht und Masken,
Sondern kecklich abgeworfen
Schier sogar die eignen Kleider.
„Nackte Wahrheit“ ist ihr Wahlspruch.
Jetzo hält der Zug, und einer
Läßt, mit einem Ruck sich schwingend
Auf die Schultern der Genossen,
Flammenzüngig sich vernehmen:
„Hört, Genossen! Allzutief ist

Leider wiederum die Menschheit
Des Jahrhunderts in Aszese
Und in Frömmelei versunken!
Statt sich arglos hinzugeben
Heiterem Genuß, befassen
Junge Männer, junge Mädchen
Sich mit Fleischabtötung, tragen
Stachelgürtel und kastein sich.
In dem Joch der Pflichterfüllung
Schmachten die Vermählten — schöne
Fraun verzehren in Entsagung
Sich wie Nonnen in der Zelle,
Ungeliebt und ungenossen.
Gar so schwer entschließen Menschen
Sich zu lieben und zu küssen!
Unser Fleisch, mit einem Wort, ist
Nicht emanzipiert genug noch,
Und so ist's durchaus vonnöten,
Daß man Fleisch und Kult des Fleisches
Nicht besinge bloß, nein, pred'ge,
Und die Welt sich des zu strengen
Sittlichkeitsbegriffs entled'ge,
Damit an die Stelle düstrer
Mönchischer Aszese, welche
Herrschend jetzt in allen Kreisen,
Heiteres Behagen trete.
  Den Verliebten zu bedeuten
Gilt's, daß Treu', geschworne Treue,
Torheit, wenn man heischt von ihr,
Daß sie Liebe überdaure.
Fort mit Treue ohne Liebe!
Fort mit dem Phantom der Pflicht,
Wenn sie will, daß bei Erfüllung
Seiner Pflicht der Mensch versaure!
  Diese Botschaft zu verkünden
Sei die Losung, sei die Sache
Nun der Dichtkunst des Jahrhunderts.
Fern von sittlicher Verschämtheit
Und ästhetischer Verbrämtheit,
Kein Geheimnis soll sie machen

Aus natürlichen Instinkten:
Darf sich so mit Recht der Wahrheit,
Nackter Wahrheit Schule nennen!
  Dennoch sind wir idealistisch
Durch und durch auch; denn wann gehen
In der Wahrheit, in der Nacktheit
Bei der Schildrung und Verkündung
Des bacchant'schen Fleischeskultus
Wir so weit, daß dabei solche
Dinge in Betracht wir zögen,
Welche widrig und prosaisch:
Etwa wie gewisse Folgen,
Die bacchantisch kultiviertes
Fleisch oft hat für Haut und Knochen!
Traun, das Fleisch ist Poesie,
Prosa aber Haut und Rückgrat —
Nicht zu reden von noch andern
Unästhet'schen Vogelscheuchen
Auf dem Saatfeld des Genusses!
Und so sind denn wir „Veristen",
„Realisten", just die wahren
Idealisten, die des Lebens
Und des Liebens und Genießens
Heikle und verfemte Themen
Von der wirklich idealen,
Reinsten, schönsten Seite nehmen!"
  Stürm'scher Beifall und zustimmend-
Laute Rufe unterbrachen
Oft den Redner, und nun hallte
Heller Jubel ihm entgegen.
Reizende Hetären waren
In dem Zuge. Mit Gelächter,
Scherz und Tanz auf grünem Rasen
Brachten sie einander zwanglos
Dar mit hochgemutem Sinne,
Die Poeten und die Schönen,
Den Tribut der freien Minne.
  Plötzlich aber dringt ein Schelten
Und ein Toben durchs Getümmel,
Eines zorn'gen Mannes Stimme,

Eines Weibes Angstgestöhne.
Bei den Haaren die Geliebte
Schleppt ein Liebender im Grimme
Wild herbei. Wutschnaubend klagt er
Eines Treubruchs an die Schöne.
Einer war es dieser freien
Minnepriester, und er tobte:
„Treuloses Geschöpf! Unwürd'ges
Pflicht- und ehrvergeßnes Wesen!
Abschaum du von einem Weibe!
Dies der Dank für meine Liebe?
Dies die Treu', die du geschworen?“ —
„Ach, ich liebte dich nicht mehr!“
Ächzt sie unter seinen Schlägen.
„Das ist's eben!“ ruft er wütend.
„Unverschämte, wankelmüt'ge,
Zuchtlos eitle, männertolle
Delila, verworfne Dirne!
Fluch dir, Ausbund aller Falschheit,
Aller Schwäche du des Weibes!“ —
So der Ungetreun entgegen
Verse voll erhabnen Zornes
Speit er und markiert den Rhythmus
Auf des Weibes Lilienrücken.
Solches Zwischenspiel der Minne
Brachte in den allgemeinen
Bacchischen Begeistrungstaumel
Dieser Trunknen eine kleine
Und fast unliebsame Störung.
Neu zum Festzug reiht der Schwarm sich
Und zieht fürder dann des Weges.
Plötzlich jetzt erschallt ein donnernd,
Mark und Bein erschütternd wildes,
Ohrzerreißendes „Hurra!“
Und begleitet war's von schrillen
Tönen einer Kindstrompete.
Nach dem Lärm zu schließen, nahte
Sich im Marsch ein kampfslust-glüh'ndes
Regiment der schwersten Reiter.
Doch es waren zarte Knaben —

Kinder — manche noch getragen
Auf den Armen von der Amme.
Als verklungen war das wilde,
Brausende Hurra, da fielen
Jene, die schon gehen konnten,
Sich einander in die Haare,
Nannten Stümper sich und Tölpel,
Und dann rannte dieser ganze
Literar'sche Kinder-Kreuzzug
Durcheinander, auseinander —
Jeder heim zu seiner Mutter.
Ernster zeigte sich den Blicken,
Märchenhaft schier, jetzt ein buntes,
Sinnverwirrendes Geschwärme:
Mißgeburten, große, kleine,
Krüppel, Knirpse, Zwitter, Tröpfe,
Heldenköpfe, Spindelbeine,
Greise Gnomenangesichter
Auf noch ros'gen Säuglingsleibern —
Hie und da ein Feuerauge,
Doch vereint mit faun'scher Nase
Und mit tierisch-roher Schnauze —
Oder wohlgewachsne Glieder,
An verkehrter Stelle sitzend —
Zwischendurch auch Tiergestalten,
Buntgemischte: Regenwürmer
Gab es da mit Eselsohren —
Schnecken gab's mit Hirschgeweihen —
Einen Esel auch mit Adler-,
Und ein Schwein mit Psycheflügeln,
Gimpel, Pfauenräder schlagend,
Äffchen, hoch auf Straußenbeinen
Stelzend, ein Kamel mit Flossen,
Dachse mit Gazellenhälsen,
Stockfische mit Haifischrachen,
Zeisige mit Eulenköpfen —
Und dazwischen wassersücht'ge
Krokodile, schäb'ge Tiger
Mit vom Zahnarzt eingesetztem
Künstlichem Gebiß, wutkranke

Pudel, melancholsche Kater . . .
  Und von diesen Mißgeschöpfen
Ward gefangen, ward gebunden
Fortgeführt ein edles, hohes
Frauenbild voll reiner Schöne —
Und sie belfern und sie greinen
Gegen sie voll Wut, begeifern
Ihr Gewand, verhöhnen grinsend
Sie als „Vettel", „graue Vettel!"
Sieh', ha sieh', wie vor dem Anblick
Des Gesunden, Schönen, Reinen,
Sie sich krümmen, diese Wichter,
Kraus verzerren die Gesichter,
Sich in tollen, immer tollern
Sprüngen wütig überstürzen,
Überpurzeln, überkollern!
  Sie beginnt ein kühnes, hohes
Lied zu singen: das des Lebens,
Das der Freiheit, das der Zukunft.
Aber jene Mischgebilde
Schnappen weg vom Mund das Wort ihr;
Dieses Lied, das hohe hehre,
Sagen sie, es sei das i h r e;
Sie nur hätten es ersonnen,
Sie nur wüßten es zu singen,
Sie nur — Himmel, welch Gekreische,
Neben lautern Himmelslauten,
Die sie von den Lippen stehlen
Jener Schönheit, der geschmähten!
  Die Gefangne mit sich schleppend,
Zieht das Zwitter-Tiergelichter
Bellend, blökend, plärrend weiter.
  Was glänzt blau dort im Gebüsche?
Blaue Strümpfe? Seid willkommen,
Starke Glieder ihr des schwachen
Und des schöneren Geschlechtes!
Edle Geistesritterinnen,
Vielbespöttelt — Frauen seid ihr:
Alles könnt ihr, nur nicht schweigen.
Rührig ist die Frauenzunge,

Rührig ist die Frauenfeder.
Vor euch tragt ihr im Triumphe
Siegesbeute, Siegeszeichen,
Welche kecklich bei verschiednen
Literar'schen Preiswettrennen
Ihr den Männern abgewonnen!
Dein zu spotten, edler Blaustrumpf,
Sind ja deiner Trägerinnen
Nachgerade schon zu viele!
Gibt es in den Reihen jener,
Die in idealer Maske
Schwärmen, manche, die hysterisch,
Die erotomanisch kränkeln —
Manche, die für demokratisch-
Soziale Weltverbeßrung
Schwärmend zu Hyänen werden
Und den Besenstiel der Hexe
Keck als Fahnenstange schwingen —
Zu geschweigen von geringern,
Welche reiten, welche rauchen,
Solchen, welche Hosen tragen —
Nun, man muß auch das entschuld'gen.
Insbesondre, wenn sie Hosen
Tragen wollen, ist's begreiflich.
Bloße Sittsamkeit ist dieses
Bei den Frauen, die da streben,
Dieser schnöden Erdenscholle
Engen Schranken zu entfliehen.
Denn wie soll's ein Weib vermeiden,
Das sich will zur Höhe schwingen,
Vor der Welt profanen Augen
Seine Beine zu bekleiden?
  Große Portefeuilles in Händen
Tragend mit gewicht'ger Miene,
Schreitet eine Schar trübsel'ger,
Aber selbstbewußter Käuze.
Vollgestopft mit Wechselbriefen
Sind die Taschen, die sie tragen,
Und auf Lob und Anerkennung,
Auf die Würdigung der Nachwelt,

Lauten ihre Wechselbriefe.
Und mit diesen Wechselbriefen
Stellen sie, die schnöd' Verkannten,
An das Wochenbett der Zeit sich,
Still den Augenblick erlauernd,
Wo zur Welt sie bringt die Nachwelt;
Präsentieren wollen dieser
Sie wie Shylok ihre Scheine.
Arme, ungeborne Nachwelt,
Lieber ungeboren bleibe!
Bankerott ja gegenüber
Dieser Last von Zahlungspflichten,
Dieser Legion von Gläub'gern,
Bist du schon im Mutterleibe!
Mittlerweile schaun mit Neid sie,
Diese großen Unbekannten,
Auf die würdevoll Gesetzten,
Regungslosen, Stummen, Alten,
Welche dort im Winkel thronen.
Dieses sind die respektabeln,
„Schätzbarn Mittelmäßigkeiten"
Und die „vaterländ'schen Dichter",
Welche lang' schon tot, doch so gut
Literarhistorisch-kritisch
Eingebalsamt, daß sie wenig
Oder gar nicht übel riechen.
Der Parnaß hat auch Philister,
Und da eben naht ihr Aufzug.
Doch sie sind nicht sehenswürdig.
Aber eine Sorte gibt es,
Eine ganz besondre, rare
Spezies von Erzphilistern,
Welche äußerst sehenswürdig.
Grimassierend, perorierend,
Alltagsschwätzer, doch mit Worten,
Mit zyklopisch-ungeschlachten,
Wie mit Blöcken um sich werfend,
Seht ihr dort verschiedne Recken.
Das ist jene ganz besondre
Spezies von Erzphilistern,

Die, um für Genies zu gelten,
Sich so recken und so strecken,
Kraftgenialisch sich gebärden!
Seht, wie jener dort Geschosse
Ballt aus Schnee und Straßenunrat,
Flucht wie ein betrunkner Küster:
Dünkt ein Carlyle sich und ist nur
Ein salbadernder Philister,
Erzphilister, und so durchaus
Ledern, daß man aus ihm schustern
Könnte wasserdichte Stiefel . . .
  Hei, wer reitet dort so spät durch
Nacht und Wind auf — Steckenpferdchen?
Diese Pferdchen, Steckenpferdchen,
Die sie reiten, Pegasusse
Sind's von Holz, auf Rädern rollend.
Zahllos ist der Schwarm! Poeten
Sind sie, wie die Fliegen Vögel,
Und die Regenwürmer Schlangen.
Laßt den Kleinen doch die Freude —
Diesen Mücken, diesen Grillen
Und Heupferdchen des Parnasses . . .
Ei, wer sind sie? Ach das liebe
Völkchen ist's der — Ratet einmal! —
Und die Recken dort? — Vaganten!
Literar'sche Strolche! Alles
Sagt der Name. Guarda e passa!
  Seht doch lieber — ha! was soll das?
Esel kommen da mit Hörnern —
Ochsenhörnern! Alle guten
Geister . . .! Aber still, nur stille!
Nein, man darf nicht laut es sagen!
Esel, ach, „gehörnte Esel“
Nannte Swist die Rezensenten!
Fall auf ihn zurück das Schimpfwort!
Esel sind nicht alle — nein!
Hörner freilich haben alle!
Orpheus, der erhabne Sänger,
Zähmte einst die wilden Tiere:
Diese waren nicht darunter.

Kritische Vivisektoren
Sind's — sie martern die Lebend'gen
Und behandeln zart die Toten.
Ach, wer nennt sie? Da ist einer,
Der nach Herkuls Keule greift,
Eine Mücke totzuschlagen.
Da ist einer, der vor Jahren
Schrieb ein ungewürdigt Epos,
Dann vergrämelt, grausam grollend,
Kritisch jahrelang mit sieben
Zerb'rusköpfen grimm sich ausboll,
Aber jetzo schweigt mit allen
Sieben Köpfen, sieben Zungen —
Wohl aus Ärger, weil er merkt,
Daß, was lebt, noch immer lebt,
Und was tot, noch immer tot ist.
Da ist X. X., eine Mischung
Diskrepanter Eigenschaften:
Witzig ist er, aber dumm.
Da sind manche — o sehr viele! —
Welche gestern den Lutschbeutel
Erst vertauscht mit der Zigarre.
Auf der Brust, wie Orden, tragen
Just die Unverfrornen jetzo,
Unverschämten, ihre Namen
Offen, keck vor aller Welt.
Keiner will mehr anonym sein:
Anonyme Unverschämtheit —
Wär' sie nicht ein W i d e r s p r u c h?
Stattlich naht, sehr stattlich dort jetzt
Sich ein Aufzug. Hoch zu Roß da
Sitzen jene, welche m a ch e n
Was man nennt die Lit'ratur.
Mit Geleit von Buchverzierern
Halten sie und Buchvergoldern
Vor der Fama hohem Tempel,
Wo die Priesterin — Französin
Von Geburt, genannt Reklame —
Sie empfängt an lichter Pforte:
Hinter ihr die Tempelsklaven,

Welche gänzlich dieser Göttin
Dienst geweiht sind, in Gestalt
Von lebendigen, mit Blättern
Grellbunt überklebten Säulen.
Weihrauchopfer bringt man hier,
Blauen Dunstes Weihrauchopfer,
Und zum hohen Osterfeste
Schlachten hier die Buchverleger
Nicht von Stieren, doch von Krebsen
Manchmal eine Hekatombe.
Bunter jetzt und immer bunter
Wird das Treiben. Gleich wie Karten
Mischt der Zufall im bewegten
Festgetümmel kraus die Menschen.
Durch die Menge, rechtshin, linkshin
Fuchtelnd mit der Pritsche, gaukelt
Toll ein blinder Harlekin.
Im Gedränge wird auf frischer
Tat ergriffen ein Ideen-
Taschendieb. Ein Autographen-
Jäger sammelt Autographen,
Und Skandalhistörchen sammelt
Ein Skandalhistörchenjäger.
Nach Versteinerungen, Muscheln
Späht dort einer im Geklüfte;
Ohne Zweifel Geolog?
Nein, ein Dichter! Sucht Motive
Zu historischen Romanen
Aus der Juraperiode.
Ein Erzähler, der berühmte
Muster strebt zu überbieten,
Späht nach realist'schen Zügen
Und nach ekelhaften Dingen,
Läßt von einem Arzt soeben
Im Detail die Symptomatik,
Pathologik, Therapeutik
Sich der Läusesucht erklären,
Weil gebaut auf dieses Thema
Der Roman ist, den er eben
Sinnvoll plant. Professor Jäger

Geht umher als Seelenriecher,
Insgeheim nach hierhin, dorthin
Schnüffelnd, Lust- und Unlustdüfte
Kundig prüfend — glaubt zu finden
Viel Gestank und wenig Seele:
So daß er von seiner Lehre,
Die bekanntlich Duft und Seele
Nimmt für eins, beinah' zurückkommt.
Bietet nebenbei Vorräte
Seines Wollkostüms Liebhabern
An und seiner Haarduftpillen.
Ein Wagnerianer macht
Propaganda — nicht für seines
Meisters Kunst, nein, für die reine
Pflanzenkost, auf die als erster
Im Geschlecht der Menschenkinder
Einst verfiel Nebukadnezar.
Einen ew'gen Freitag predigt,
Einen ewigen Quatember
Unser Vegetarianer,
Und versichert, Wagners Tonkunst
Müsse freilich wohl die Nerven
Seiner Gegner krankhaft reizen,
Wenn sie Fleisch dabei genießen.
Judenfleisch nur sei erlaubt,
Sagt er, Vegetarianern. —
Ei was gibt es dort zu schauen,
Dort zu hören in der hohen,
Musenpriesterlichen Halle,
Wo man an umdrängter Pforte
Geld erlegt hat für den Eintritt?
In der Halle vor den Hörern
Steht ein wandernder Rhapsode:
Lorbeer um das Haupt geschlungen,
Himmelwärts den Blick gerichtet,
Rezitiert er Hochgesänge
Voll pindarisch stolzen Schwunges
Vor der lauschenden Versammlung.
Und sobald den ersten Sang er
Weihevoll geendet, geht er,

Noch vom heil'gen Feuer glühend,
Mit dem Lorbeer auf dem Haupte
Zum Kassier hinaus und sagt ihm:
„Lassen Sie das Volk von jetzt an
Um den halben Preis herein!“
  Viel berühmte Leute neurer,
Wie vergangner Zeit erblickte
Man im bunten Schwarm der Gäste.
Faust, Don Juan, Münchhausen sah man,
Eulenspiegel, Schlemihl, Bräsig,
Don Quijote, Hudibras,
Frau George Sand und Frau Aspasia,
Und Frau Buchholz; Nana, Teut,
Und Diogenes, der Menschen
Suchte, die Latern' in Händen.
Sehr vergnügt war Peter Schlemihl:
Der bekannte „Mann“ (der ärmste!)
„Ohne Schatten“ war auf einen
Schatten ohne Mann gestoßen.
Deren es ja gibt so manche:
Und nun wandelten die beiden
Seit' an Seite, stolz, den Mangel
Einer so des andern deckend.
  Auch der Teufel fehlte nicht
Mitten im Geschwärm des Festes.
Ja, leibhaftig war er da mit
Pferdefuß und Hahnenfeder,
Und er führte durch die Menge
Sein Großmütterchen am Arme.
Doch er gab sich sehr bescheiden:
Sehr armselig war sein Aussehn,
Sehr verschlissen die Gewandung,
Und er tat, als wäre gänzlich
Er herunter nun gekommen,
Und als müss' er, um das Leben
Dem Großmütterchen zu fristen
Und sich selber, betteln gehen.
Seine einst'gen Diener, sagt' er,
Feuer, Wasserfluten, alle
Die zerstörenden Gewalten

Der Natur, die Elemente,
Seien Sklaven in des Menschen
Dienst geworden, und ihm selber
Wolle keiner seine Seele
Mehr verschreiben, unterm Vorwand,
Daß es Seelen gar nicht gebe,
Und daß man, sein Glück zu machen,
Selbst nun schlau genug geworden,
Nicht des Teufels mehr bedürfe.
Und so sei er denn in Wahrheit
Jetzo ganz ein armer Teufel.
Unter solchen heuchlerischen
Reden geht, Almosen sammelnd,
Er umher; zufällig aber
Auf den Pferdefuß getreten
Einmal im Gedräng', vergißt er
Fluchend sich, speit Feu'r im Zorne . . .
Alles, was um ihn hier vorgeht,
Still belauernd, macht er manchmal
Heimlich sich 'nen Knopf ins Schnupftuch.
Später, als es bunter zugeht
Schon im Kreise, treibt er tolles
Zeug und Taschenspielerkünste.
Plötzlich ist der Mond vom Himmel
Weggeschwunden — alle staunen,
Schaudern, fragen, wo er hin sei.
Da zieht lachend Meister Urian
Den Vermißten aus der Tasche,
Wirft ihn in die Luft wie einen
Ball an seine alte Stelle,
Wo er ruhig weiterleuchtet.
Auch ein Spiritist, ein „Medium“,
Treibt sich um im Schwarm der Gäste,
An verstorbene berühmte
Männer, Frauen, stellt er Fragen,
Und sie schreiben, ungesehen,
Antwort ihm auf Schiefertafeln,
Doch nicht alle. Manche bleiben
Ganz die Antwort schuldig, oder
Äußern sich sehr unmanierlich.

Bacon, den man höflich fragte,
Ob es wahr, daß außer seinen
Eignen er die Werke Shakespeares
Auch so nebenbei geschrieben,
Gab zur Antwort dem Befrager
Einen geisterhaft-unsichtbarn,
Aber fühlbarn großbritann'schen
Boxer-Faustſtoß vor den Magen.
Victor Hugo schrieb, als eine
Antwort man von ihm verlangte,
Für ein Honorar von mind'stens
Hunderttausend Franken steh' er —
Anders aber nicht — zu Diensten.
Nur geistlose Geister, leider,
Kritzelten die Schiefertafeln
Voll mit äußerstem Behagen.
Ich auch ging den Geisterbanner
Schließlich an: „Vermagst du Geister
Zu beschwören, so beschwöre
Mir den Geist der Zeit! Ein Blättlein
Hätt' ich gern von ihm fürs Stammbuch!"
Und der Edle ward beschworen,
Kam und klexte mir ins Stammbuch —
Unterm Tisch nach Geisterbrauch —
Einen Zeitungsleitartikel,
Welcher pries des deutschen Geistes,
Deutschen Schrifttums, deutscher Sprache
Macht und Pracht vor allen andern,
Und geschrieben war im reinsten,
Parlaments- und Zeitungs-Diebsdeutsch,
So gespickt mit odiösen,
Ominösen, faktiösen,
Querulösen und skabrösen,
So wie auch minutiösen
Und irrelevanten Themen,
Mal- und Tergiversationen,
Opportun-inopportunen
Ingerenzen, Entrevuen,
Plaidoyers und Pourparlers,
Konziliant-, intransigenten

Transaktionen, Kompromissen,
Inkompatibilitäten,
Velleitäten, Chauvinismen —
Mit so viel perhorreszierten
Interims, Strikes, Brouhahas,
Salemaleks, Tohubohus,
Daß durch diese Spracheinwurstung
Unser biedrer Zeitgeist schließlich
Zweifellos als würd'ger jüngrer
Bruder sich erwies des alten
Geists der Zeit von Babels Turmbau.

Durch den Schwarm so vieler Menschen
Sah man hie und da zuweilen
Wespen, kleine Blocksbergwespen,
Schwirrend hin und wieder fliegen.
An den Leibern dieser Wespen
Waren Blättchen aufgebunden,
Und auf diesen Blättchen standen
Lesbar kleine Epigramme,
Einige mit scharfem Stachel,
Andre harmlos, unverfänglich.

Haschen wir die ein' und andre
Dieser kleinen Blocksbergwespen.

Ratend, mahnend, scheltend, zücht'gend,
Denkst du wunder was es nutzt;
Aber hilft die Brille Blinden,
Und der Esel, wird er klüger,
Wenn man ihm die Ohren stutzt?

Schau, die Hexe fährt zu Berg!
Aber nicht mehr auf dem Besen:
Knappes Leibchen, kurzes Röckchen,
Und den Zwicker auf der Nase!
Und Touristin nennt sie sich.

Weil dich just der Schnupfen plagt,
Denkst du durch die Wand zu rennen?
Schneuze dich, sagt Epiktet,
Schneuze dich, anstatt zu flennen!

Tropfen seid ihr Straßenkotes,
Unterm Lauf der Zeitenräder
Hochauf gegen Himmel spritzend,
Und ihr wollt euch Sterne dünken?

Ein erlesenes Talent! — Ja!
In der Tat, es ist erlesen!

Ach, wie ist so unbeständig,
So zweideutig, so verlogen,
Solch ein Proteus mancher, daß man
Schwören möchte, wär' gekommen
Er zur Welt als Ochs, so würfe
Er den Schatten eines Esels!

Daß dem Schönen Frische fehle,
Hört man vielfach jetzo klagen.
„Frische fehlt dir, meine Gute!"
Hört' ich jüngst im Garten sagen
Stolz zu einem welken Röslein
Eines Vögleins frischen Quark.

Rein im Formenglanze blinken
Laß, o Dichter, dein Gedicht!
Zwar Tyrtäus durfte hinken,
Aber seine Verse nicht!

Armer deutscher Poet! Meist hast du noch lange den Ruf nicht,
Den du verdienst: erst den, den der Verleger dir macht!

Niemand wußte, wer der Autor
Dieser Verslein. Nur der Teufel,
Dieser hatte lauernd, schielend,
Wohl bemerkt, daß ich's gewesen,
Ich, der Schreiber dieser Zeilen,
Der geknüpft sotane Verslein
Heimlich an die Wespensteiße.
Und er machte sich den Spaß nun,

Abzufangen sie wie Fliegen.
Auf mich zu dann trat er grinsend.
„Mit Vergunst, schätzbarster Dichter!“
Hub er an und sah dabei mir
Ins Gesicht mit seinem kohlschwarz
Glüh'nden Aug', in dem kein Weißes.
„Mit Vergunst! Mir altem Kerl, mir
Wär' ein Wort zugut' zu halten,
Dächt' ich, wenn es um Satire
Sich, um Bosheit, Spott, Verneinung
Handelt — und man sollte, dächt' ich,
Nicht verschmähn von unsereinem
Was zu lernen; unsereiner
Ist kein Neuling doch hierinnen —
Ganz im Gegenteil! —
Wenn einer
Solcher Dinge sich befleißigt,
Kann ich ihm nur sagen: Mensch!
Spieße, rädere, skalpiere
Deinen Nächsten: aber einen
Immer — einen ganz bestimmten,
Den man kann mit Fingern zeigen!
Schinde deinen Nebenbuhler!
Kreuz'ge den, der andrer Meinung,
An den Pranger stell' die besten!
Dieses wird man dir verzeihen.
Aber fuchtle mit der Geißel
Nicht umher im allgemeinen!
Und vor allem, Bester, hüte
Dich, der Schlechtigkeit, Verderbtheit,
Schwäche, Torheit an und für sich
Allzu dämlich nah' zu treten!
Kein Pedant, mit einem Wort, kein
Sittenprediger, kein Swift sei
Und kein Juvenal! Denn diese
Art Humors ist gar nicht „lustig!“
Ein Humor, bei dem man ernst bleibt,
Nicht in heller Lache losplatzt,
Ist langweilig wie die Tragik,
Die nicht wirkt auf Tränendrüsen!“

„Sehr verbunden!“ gab zur Antwort
Ich; „indessen . . . ich bedaure . . .
Menschenschwäche, Menschentorheit,
Unser angebornes Erbteil,
Das uns so verhängnisvoll oft
Wird im langen Erdenleben,
So ein bißchen durchzuhecheln,
Ist ein Tun, womit der Mensch sich
Tröstet und erbaut zuzeiten.
Aber meine schlimmsten Feinde
Oder Kritiker zu schinden —
Namentlich zu persiflieren —
Nein, ich tu's nicht; — einen einz'gen
Nehm' ich aus: den Herrn F. M.,
Der mir ausdrücklich vor kurzem
Sagte, persifliert zu werden
Sei die angenehmste Sache
Von der Welt; ihn selbst, den Witz'gen,
Hätte mancher schon gebeten,
Ihn doch ja zu persiflieren,
Denn es sei doch auch — Reklame . . .“
„Den allein? Das ist zu wenig!“
Sprach der Böse. Aber heimlich —
Wie ich merkte — dacht' er: „G'nug ist's,
Hoff' ich, dir den Hals zu brechen!“
„Wer nicht hören will, muß fühlen!“
Warf er hin. „Der Lorbeer, fürcht' ich,
Den du erntest mit dergleichen,
Wächst auf einer Haselstaude!“
Darauf ich: „In jedem Falle
Laß ich bald ein Büchlein drucken:
Lachen wird es keinen machen,
Und sehr viele werden's lästern,
Und nicht viele werden's lieben,
Und nur wen'ge werden's loben,
Aber lesen — werden's alle! —“
Stracks anbeißend auf den Köder,
Den ich mit dem übermüt'gen
Scherzwort „Alle werden's lesen“
Hinwarf seiner Schadenfreude

Und dem Witz der Rezensenten. —
„Meinst du?“ rief er grinsend, rollte
Tückisch, still-vergnügt, sein glüh'ndes
Kohlenaug', in dem kein Weiß ist,
Und verschwand mit Hinterlassung
Des ihm eigenen Geruches.
Schlendernd, sinnend wandt' ich wieder
Mich zurück ins Festgewimmel.
Auf das große Hochzeitsballfest
Im Verlauf der Nacht vereinte
Sich des Gästeschwarmes Anteil.
Es gestaltete sich glanzvoll;
Lebhaft war das Tanzvergnügen.
Mit der Braut antrat der Ritter
Von dem Pferdefuß zum Tanze.
Das Großmütterchen des Ritters
Schwenkt' im Takte der Homunkel.
Federleicht und schmiegsam hinflog
Frau George Sand in Faustens Armen,
In Diogenes', Münchhausens,
Schlemihls, Don Juans, Eulenspiegels,
Und noch vieler andrer Armen.
Bräsig walzte mit Frau Buchholz,
Teut vergaffte sich in Nana,
Tollte mit ihr hin im Reigen.
Mit Aspasia, der schönen,
Machten Kritiker ein Tänzchen,
Sprangen mit ihr um wie Rüpel,
Doch es ging der Atem ihnen
Früher aus als ihr, der Schönen.
Trüber brannten schon die Lichter,
Um so heller aber brannten
In der Dämmerung die Blicke.
Schon gestaltete ein wenig
Orgiastisch sich das Hochfest:
Was des breiteren zu schildern
Ich hier billig unterlasse.
Eins nur darf ich nicht verschweigen:
Daß bei diesem Hochzeitsfeste
Auf dem Punkte stand Schön-Lurlei,

Von Champagnerschaum umbrandet,
Zu entfliehn zum ersten Male,
Seit sie war getraut mit Munkel.
Hinterlassen schon bereit lag
Ein Billett, drin sie gestand
Ihrem angetrauten Gatten,
Daß sie einen Mann gefunden,
Bei dem Feste der Vermählung,
In der Festlust holdem Taumel,
Der ihr Herz entfachte, wie es
Niemals ihr bisher geschehen —
Den vielleicht sie lieben könne.
Doch nach einer halben Stunde
Hatte sie die Überzeugung,
Daß der Mann, dem sie zu folgen
Im Begriff war, den, umbrandet
Von Champagnerschaum, sie vorschnell
Für ein Ideal gehalten,
Nur ein ganz gemeiner Wicht sei.
Und zurück zur rechten Zeit noch
Kehrte sie, ihr bräutlich Bette,
Wie geziemend zu besteigen
Mit dem angetrauten Gatten.

---

## Sechster Gesang.

## Eldorado.

Keine Lust verspürte Munkel,
Seinen Schatz, den neu gehobnen,
Und den größern seiner hohen
Angeborenen Talente
Irgendwie noch in den faulen
Unternehmungen der morschen
Alten Welt aufs Spiel zu setzen.
Eine neue Welt zu suchen
Ging er aus für höhre Zwecke,
Unabhängig von dem Zwange

Der Verhältnisse des Weltteils
Seine Sendung zu erfüllen,
Zu verwirklichen im höchsten
Stile den Homunkulismus.
Eine Kolonie zu führen
In die Fremde, war sein Vorsatz,
Weit hinweg — am liebsten fernhin
Nach dem goldnen Eldorado!
Warum sollt' es ihm nicht glücken,
Zu entdecken dieses Eiland,
Dieses sel'ge Land des Goldes
Fern im Westen, wenn er auszog
Als ein anderer Kolumbus,
Mit dem eignen und mit Lurleis
Übermenschlich feinem Spürsinn
Für verborgne goldne Schätze?
Lange war die Fahrt und mühsam —
Mag ein andrer sie beschreiben —
Und es setzten just die Meutrer,
Wie in solchen Fällen üblich,
Auf dem Schiff dem kühnen Führer
An die Brust des Degens Spitze —
Da erscholl es: „Land!“ und leuchtend
In dem Glanz der Morgensonne
Lag vor aller Augen herrlich
Eldorados goldne Küste.
Dieses Land, ein Paradies war's,
Ohne Schlange, reich und blühend.
Golderz glomm in Bergestiefen,
Flimmert' im Gestein, im Sande.
Milch und Honig floß in Bächen.
Stürme gab es nicht im Lenze,
Wetter nicht in Sommertagen,
Graue Nebel nicht im Herbste,
Schneefall nicht in Winterszeiten.
Gärten, Wiesen, Felder grünten,
Blühten ungedüngt. Es fraßen
Keine Raupen an den Blüten,
Keine Wespen an den Früchten,
Keine Käfer an den Rinden,

Keine Nager an den Wurzeln.
Bienen hatten keine Stacheln,
Katzen hatten keine Krallen,
Rinder hatten keine Hörner,
Esel keine langen Ohren.
Keine Eulen, keine Marder
Gab es, Geier nicht noch Habicht,
Keine Hunde in den Gassen;
Keine Maden gab's im Käse,
Keine Motten im Gewande,
Keine Wanzen in den Pfühlen,
Keine Ratten in den Kellern,
Keine Mäuse in den Löchern,
Keine Läuse in den Pelzen,
Keine Flöhe in den Ohren,
Keine Würmer in den Nasen,
Keine Steine auf dem Herzen,
Keine Fliegen im Getränke,
Und kein Haar im Suppentopfe.
Friedlich lebten die Bewohner
Hin in edler Sitteneinfalt,
Ohne Haß und ohne Neid,
Ohne Ehrgeiz, ohne Zwiespalt,
Ohne Habgier, ohne Hoffart,
Ohne Spiegel, ohne Schminke,
Ohne Brillen, ohne Krücken,
Ohne Stelzen und Kothurne,
Ohne falsche Zähne, ohne
Falsche Culs und falsche Waden,
Ohne Schulden und Duelle,
Ohne Hörner in der Ehe,
Ohne Wortbruch, ohne Treubruch.
Nicht Verrückte, nicht Verbrecher
Gab's, noch Kranke; nur freiwillig
Starben Greise; eingerostet
War und stumpf die Parzenschere.
Keinen Antisemitismus
Gab es hier und keine Juden,
Kein Revanchegelüste, keinen
Nationalitätenhader.

Die Bewohner dieser Gaue
Zankten niemals um des Esels
Schatten und des Kaisers Bart sich,
Zäumten nie das Pferd beim Schwanz auf,
Drehten niemals einen Sandstrick,
Machten nie den Bock zum Gärtner,
Faßten nie beim Schwanz den Aal
Und ein schönes Weib beim Worte,
Zogen niemals das unrechte
Schwein beim Ohre aus dem Koben,
Brachen übers Knie die Wurst nicht.
Und die Büchse der Pandora
Öffneten sie nie soweit,
Daß das Unheil Zeit und Raum fand,
Mit dem Heil herauszuschlüpfen.
Keine läst'gen Dilettanten
Gab's, und keine Denkmalbettler,
Keine literar'schen Strolche,
Keine groben Droschkenkutscher,
Keinen unreinlichen Zahnarzt,
Keinen Priester, keinen Anwalt,
Keinen Arzt und Salbenkrämer,
Keine Schmeichler, keine Flegel,
Keine grämlichen Philister,
Kein verbummeltes Genie.
Ha, wie stürzten sich die gier'gen
Fremdlinge, die Kolonisten,
Über diese goldnen Fluren!
Und in Scharen strömten andre
Von der alten Welt herüber.
Bald wie Tropfen in der Meerflut
War im fremden Schwarm verschwunden
Das idyllische, das stille,
Sel'ge Volk der Ureinwohner.
Munkel aber ging ans Werk,
Im gesegneten Gelände
Ruhmvoll einen zeitgemäßen
Großen Musterstaat zu gründen.
Mühvoll war das Unternehmen,
Langsam schritt die Sache vorwärts,

Wie bei allem Großen, Schönen:
Langsam, wie die Perle reift
In der Muschel, wie der Demant
In der Erde, die Versöhnung
Unter Östreichs Völkerschaften,
Die Kultur in Kamerun,
Und der deutsche Geist im Elsaß.
Gerne will ich euch berichten,
Wenn es nicht zu sehr euch langweilt,
Einiges von diesem großen,
Zeitgemäßen Musterstaate.
Als die oberste, die erste
Macht im Staate ward verkündet
Das Gesetz: und zur Verehrung
Ausgestellt in einem Tempel
Als Palladium, als Idol,
War's in sichtbarer Gestaltung:
Die Gestaltung eines ries'gen
Paragraphenzeichens hatt' es,
Und gefertigt war's aus Kautschuk,
Anzudeuten, daß es biegsam,
Daß es schmiegsam, — und es ließ sich
Auf den Kopf sogar auch stellen,
Ohne die Gestalt zu ändern.
Das Gesetz war Gott, und Munkel
Sein Prophet. Zur Seit' ihm standen
Die Minister; hinter diesen
Stand das Parlament, und hinter
Diesem stand die Volksversammlung.
Die Partein im Parlamente
Nannten sich nach zweiunddreißig
Richtungen der Windesrose:
Eine Süd-Süd-Ostpartei,
Eine Nord-Nord-Westpartei auch
Gab es, und so weiter. Jede
Dieser sämtlichen Parteien
Hatte sechs Parteiminister,
Welche, je nachdem des Windes
Richtung brachte Gunst und Ungunst,
Kamen, gingen, gingen, kamen,

Wie Figürlein aus dem Häuschen
Bei gewissen Apparaten
Nach des Winds und Wetters Wechsel.
In den Rat der Alten teilte
Sich das Parlament — die Rechte
Der Vergangenheit vertrat er —
Und den Rat der Jungen, welcher
Stets vertrat das Recht der Zukunft:
Gegenwart blieb unvertreten.
Klein das Ohr und groß die Junge,
Dieses galt als erstes Merkmal
Eines echten Volksvertreters.
Worte, stromweis sich ergießend,
Der Verstand nur tröpfelnd — dieses
Hatte sich bewährt als rechte,
Zweckentsprechend-prakt'sche Mischung
In dem Volksvertretungsleben.
Hohe Weisheit war's, die Stimmen
Nicht zu zählen, nein, zu wägen.
Eine kolossale Wage
Stand mit ungeheuren Schalen —
Flachen Räumen, breit wie Tennen,
Festgefügt aus eichnen Bohlen —
In des hohen Hauses Mitte.
In die ein' und andre Wagschal'
Traten die Partein, die Fragen
Zu entscheiden, und es stellte
Sich heraus, daß diese Wägung
Mindestens in gleichem Maße
Stets zum Sieg verhalf dem Rechten,
Wie der alte Brauch der Zählung.
Aber der Instanzen höchste
War, sobald im Parlamente
Man das Votum abgegeben,
Des souv'ränen Volkes Stimme.
Dies versammelt' auf dem Markte,
Oder auch, bei Regenwetter,
In den Schenken sich zu letzter,
Zu endgültiger Entscheidung,
Die im Staat nicht weiter zuließ

Eine höhere Berufung,
Und die fertig ihm geliefert
Wurde von den Straßenrednern
Und den öffentlichen Blättern.
So geartet war der Grundbau
Der politischen Verfassung.
Fest- und Feiertage wurden
Abgeschafft in Eldorado,
Bis auf eins, das, hoch-bedeutsam,
Hieß das große „Affenschwanzfest“.
Dieses sinn'ge Fest, entlehnt war's
Einem Indianerstamme.
Einen Tag und eine Nacht lang
Tummelte mit aufgebundnen
Affenschwänzen in den Wäldern
Sich, zum ewigen Gedächtnis
Ihrer Herkunft und Verwandtschaft,
Fröhlich, fessellos die Menge.
Abgeschafft desgleichen wurden
Die gewohnten Heil'gennamen,
Auf die man vordem getauft war,
Und ersetzt durch klangvoll schöne,
Wissenschaftlich intressante.
Auf dem nächsten Balle sah man
Doktor Amphioxus Meyer
Walzen mit Monera Schmidt
Und mit Frau Gasträa Schulze.
Glänzend war des Musterstaates
Fortschritt in des Rechtes Pflege.
Die Verhandlungen entschied man
Meistenteils durch Schachpartien
Des Verteid'gers und des Anwalts
Der Gerichte; jezuweilen
Auch durch Boxen oder sonst'ge
Balgereien zwischen beiden.
Bei Bestrafung der Verbrecher
Gab den Ausschlag stets die Rücksicht
Auf *Naturgesetze*, wie sie
Längst ermittelt die Statistik:
Daß in jeder Zeitepoche

Nach Gesetzen des Naturlaufs
So und so viel Menschen stehlen,
So und so viel sich erhängen,
So und so viel mit Injurien
Fremder Ehre nahe treten,
So und so viel ihres Nächsten
Hausfrau lieben, und so weiter.
Demgemäß nun gingen immer
Straflos aus soviel Verbrecher
Jeder Art, als in dem Genre
Das Naturgesetz erheischte
Nach statistischem Ergebnis.
Laufen ließ man so an jedem
Tage von den Taschendieben
Zehn, weil dieses die Normalzahl:
Doch der elfte ward gehangen.
Ganz auf chemisch-physikalisch-
Physiologische Prinzipien
Stützte man die Wehrverfassung
Und die Art der Kriegesführung.
Heeresmassen abzustoßen
Lehrte jetzo die Mechanik,
Und statt andrer Schläge gab es
Jetzt elektrische im Felde.
Auch erwiesen sich im Notfall
Nützlich Cholerabazillen,
Ungeziefer aller Arten,
Bomben, welche platzend plötzlich
Mördrischen Gestank entluden,
Gase, schrille Dissonanzen,
Ohrzerreißende; nebst andern
Sinnesfoltern, wie der Scharfsinn
Sie ersann, sich überbietend.
Anvertraut ward der Armeen
Oberstes Kommando jetzo
Professoren, tücht'gen Meistern
Der Chemie, Physik, Mechanik.
Im Verkehr des Handels galten
Und der Industrie die alten
Sprüchlein: „Decipi vult mundus" —

„Jeder ist sich selbst der Nächste."
Übervorteilung vermied man
Dadurch, daß gefälschte Waren
Man mit falschem Geld bezahlte.
Schließlich war statt wucht'ger Münze
Leichtes Wertpapier im Umlauf:
Scheine, Bons, wie man sie nannte,
Welche Zwangskurs hatten, niemals
Eingelöst zu werden brauchten.
Jeder Käufer stellte solchen
Bon aus im Betrag des Preises;
Der Empfänger gab ihn weiter,
Und von Hand zu Hand so gehend,
Nützten bald sich ab die Zettel,
Bis beschmutzt, zerfetzt von selber
Sie aus dem Verkehr verschwanden.
Froh des Seinen ward der Bürger,
Steuern gab es nicht noch Zölle,
Und der Staat bestritt die Kosten
Der Verwaltung ganz mit Schulden.
In den religiösen Dingen
Herrschte Duldsamkeit; doch wieder
Eingeführt ward eine heil'ge
Hermandad für Tagesmeinung
Im Bereich der Wissenschaften:
Streng verbrannte man die Ketzer.
In der Journalistik aufging
Alles Schrifttum, und die Presse
Blieb für öffentliche Meinung
Tonangebend dadurch, daß sie
Sich zu ihrer Sklavin machte.
Auf die Zuchtwahl ward gegründet
Ehe- und Familienleben.
Neugeborne wurden alsbald
Meist verkauft an Kinderhändler.
Wer Verlangen trug nach Kindern,
Kaufte nach belieb'ger Auswahl
Solche in der Kinderhandlung;
Namentlich in der „zum Storch"
Kaufte man sie schön und billig.

Ihrem Gatten hatte Lurlei
Als des schönsten Ehebundes
Frucht geschenkt ein holdes Knäblein,
Eldorados echten Sprößling:
Golden waren seine Härlein.
Aber, ach, obgleich der Mutter
Treues, reizend-schönes Abbild,
Totgeboren kam zur Welt
Dieses goldgelockte Knäblein.
Anvertraut den Anatomen
Ward sein Leib, um zu ermitteln
Seines frühen Todes Ursach',
Seines Tods noch vor dem Leben.
Und es fanden die Zergliedrer,
Daß des Knäbleins Organismus
Unvollständig: wie ja öfters
Neugebornen dieses, jenes
Glied zuviel, zuwenig mitgibt
Die Natur ins Leben: etwa
Vier statt fünf der Finger oder
Zehen — so gebrach dem zarten
Sprößling des erlesnen Paares,
Des Homunkels und der Nixe,
Ein gewisses für den Blutlauf
Dienliches Brusteingeweide:
Jener große, weiche Muskel,
Den wir Herz zu nennen pflegen.
Sehr zum Leide, zum Verdrusse
War es Munkel, daß er seine
Vaterhoffnung sah gescheitert:
Gern erprobt hätt' er die höhern,
Feinern Künste der Erziehung
An dem eigenen Geblüte,
An dem echten Sohn und Erben.
Zum Ersatz erwarb er käuflich
Aus des Eilands Neugebornen
Einen Knaben sich, ein Mägdlein.
Reizend waren sie und rosig,
Dieser Knabe, dieses Mägdlein,
Arme und verlorne Waisen

Eingeborener Familien,
Des geringen Überrestes
Der verdrängten Ureinwohner,
Die noch hie und da, in stillen
Buchten Eldorados hausend,
Ein idyllisch Leben führten.
Eldo nannte sie und Dora,
Weil dem Urstamm Eldorados
Rein entsproßt, ihr Pflegevater.
Vielversprechend aufzublühen
Schien in edler Vollkraft dieses
Schönste Kinderpaar der Insel.
Eldo zu der Männer Vorbild,
Dora zu der Frauen Muster
Zu erziehn nach eignem Sinne,
Eignem Plan, gedachte Munkel.
Tadellos zu jener Zeit war
Lurleis Ruf in Eldorado;
Nur daß hie und da gemunkelt
Ward im Land von einer kurzen,
Aber seltsamen Berührung
Unsrer nixenhaften Schönen
Mit dem „fliegenden Holländer",
Dem bekannten Geisterschiffsherrn,
Der verdammt zu ruheloser
Irrfahrt auf der öden Salzflut,
Bis ein edles Frauenwesen,
Wahrhaft liebend, ihn erlöset
Von dem bösen Schicksalsfluche.
In der Tat war dieser Ärmste
Auf der ziellos grausen Irrfahrt
Einmal auch vorbeigesegelt
An dem Eiland Eldorado,
Hatt' am Strand erblickt die Lurlei
Ruhend auf besonnter Klippe,
Trällernd leis' ein Zauberliedchen,
Wie von ihrer Nixenzeit her
Sie zu tun noch nicht verschmähte
Manches Mal in müß'gen Stunden —
War entbrannt in heißer Flamme

Für das Weib, das zauberschöne,
Hatt' im Wahn der Leidenschaft sich
Hingegeben der Erwartung,
Dieses sei das Frauenwesen,
Das er suche, wahrhaft edel,
Und bestimmt, ihn zu erlösen.
In Gestalt und mit Manieren
Eines schmucken Kapitäns
Huldigt' er, ans Land gekommen,
Ihr, der nixenhaften Schönen.
Sichre Einzelheiten fehlen;
Doch gewiß ist, daß der arme,
Der gespenst'ge Geisterschiffsherr,
Unerlöst, um eine bittre,
Schmerzliche Erfahrung reicher,
Eines Tags sehr bleich zurückschlich
Auf sein Geisterschiff im Meere . . .
Gleiche Rechte mit den Männern
Hatten allzumal die Frauen,
Saßen auch im Parlamente.
Lurlei hatte, mutvoll kämpfend,
Durchgesetzt in Eldorado
Lange vorenthaltne Rechte;
Übernahm nun selber oft auch
Glänzende Vertrauensämter,
Würden aller Art im Staate.
Halb begannen zu verzichten
Auch auf ihre Tracht die Frauen,
Gingen gern in Männerkleidern,
Ungezwungenem Verkehr
Der Geschlechter zur Erleichtrung.
Da indes es umgekehrt auch
Männer gab, seltsam geartet,
Welche sich als Weiber fühlten,
Weiblich Wesen in sich pflegten,
Wurde diesen gern gestattet,
Auch zu gehn in Weiberkleidern,
Und es ward verfügt am Ende,
Daß die Landeskinder sämtlich
Vor der Obrigkeit, der hohen,

Einzeln hatten zu erklären,
Ob sie zu den Männern wollten
Zählen oder zu den Weibern.
Selbstverständlich war's, daß Frauen,
Welche sich für Männer gaben,
Eine Ehe konnten schließen
Mit den Überläufern — mit den
Männern weiblichen Geschlechtes;
Und naturgemäß dann führten
Sie das Regiment im Hause.
  Mit der Heilkunst auch befaßten
Sich die Frauen, und als Regel
Wurde festgesetzt, daß Ärzten
Männlichen Geschlechts die Frauen,
Weiblichen Geschlechts die Männer
Sich erkrankend anvertrauten.
Hierdurch ward', merkwürd'gerweise,
Fortan zwar vermehrt die Zahl
Der Erkrankungen beträchtlich,
Doch vermindert sehr erheblich
Ward die Zahl der Todesfälle.
  In errungenen polit'schen
Hohen Stellungen verstanden
Es die Fraun, der Untergebnen
Neigung für sich zu gewinnen,
Straften aber auch nichts strenger,
Unnachsichtlicher, als Mangel
An Ergebenheit und Treue.
  In der Kriegskunst schien den Frauen
Mancher Lorbeer auch zu blühen,
Und in offnem Felde sah man
Aus dem Lieblings-Tic der Frauen,
Stets das letzte Wort zu haben,
Und aus ihrer Ungeneigtheit,
Keckem Angriff feig den Rücken
Zuzukehren, Eigenschaften
Von soldatisch hohem Werte
Sich entwickeln.
                Und nun laßt mich
Schließlich noch ein Wörtchen sagen

Von dem Leben, von dem Treiben
Der Partein in Eldorado.
  Musterhafte Disziplin war
Eingeführt in dieses Eilands
Rührigem Parteienleben.
Jeder einzelne — bei schwerer
Leibes- oder Lebensstrafe
War, wie billig, er verpflichtet,
Blindlings zuzuschwören einer
Von den herrschenden Parteien,
Blindlings dann in allen Stücken
Aufzuopfern jener Meinung,
Die zufällig just im Schwange
War im Schoße der Partei,
Seine beßre Überzeugung,
Und nichts anders sein zu wollen
Als Partei-Kanonenfutter.
  Der Zersplitterung der Stimmen
Und der unheilvollen Schwäche
Weich-rührseliger Gemüter
War gesteuert durch Gesetze,
Streng, doch wirkungsreich — wie folgt:
  Wer da zu behaupten wagte,
Daß die andere Partei auch
Nur ein einzigmal im Recht sein
Könnt' in der geringsten Sache —
Fünfzig Streiche auf die Sohlen
Mit dem Bambusrohr bekam er.
  Wer der Meinung, daß des Rechtes
Und der Sittlichkeit Begriffe
Gelten auch im Völkerleben,
Gelten auch im öffentlichen
Leben müßten — ward gesteinigt.
  Wer behauptete, man dürfe
Auch im öffentlichen Leben
Kämpfen nicht mit allen Mitteln,
Nicht mit Lüge und Verleumdung —
Ward gesperrt ins Haus der Irren.
  Wer so dreist war, eine Sache
Je von einem andern Standpunkt

Als dem Standpunkt der Partei,
Etwa dem des Rechts, der Wahrheit,
Zu erörtern — ward geköpft.
  Einer, der in seinem Blatte
Einmal ließ verlauten etwas,
Dessen Kunde, wenn auch wahr, nicht
Im Intresse der Partei lag,
Während seine Pflicht erheischte,
Im Parteiblatt einzig dessen
Zu erwähnen, was da Wasser
Auf der Mühle der Partei war,
Alles andre zu verschweigen,
Zu verdrehen — ward gerädert.
  Dies die Disziplin, durch welche
Kräftig man zu steuern suchte
Der Zersplitterung der Stimmen
Und dem Schwachsinn weicher Seelen.
Traun! Heilsamen Schreckens voll
Betete im stillen jeder:
„Mit den anderen Parteien
Werd' ich fertig; aber schütze,
Herr, mich vor den Gleichgesinnten!" —
Aufrecht stets in wünschenswerter
Schneidigkeit und Schärfe hielten
Sich im Staat die Gegensätze,
Daß so kräftigst und gesündest
Blühte das Parteienleben.
  Nun geschah es, daß von jenen
Einflußreichen Straßenrednern,
Die des Volkes Urteil lenkten,
Mächtig einer sich hervortat,
Schwengel war in allen Glocken,
Eine Art von Strolch — die Herkunft
Unbekannt, an Rumpf und Gliedern
Zwerghaft fast, doch riesenköpfig,
Löwenstimmig, redemächtig.
Grob war er wie ein Genie,
Und galant wie ein Gorilla.
Riesig stark war er, so daß er
Einen ausgewachsnen Ochsen

Zwar nicht auf den Berg hinauftrug,
Wie einst Milo, aber aufaß.
Nachgesagt von Feinden, Freunden
Ward ihm, daß er seine Mutter
Noch als Kind im Mutterleibe
Tötete mit einem Fußtritt.
Aus dem Mund flog ihm das Wort wie
Stöpsel aus Champagnerflaschen,
Und sein Haupt glich eines Zünders
Phosphorköpflein — die geringste
Reibung, und er explodierte.
Demokrat vom reinsten Wasser
Und leibhaftige Verkörprung
Sozialistischer Prinzipien
War er in der Volksversammlung.
Gegen den, der über ihm stand,
Donnert' er: „Gleich sind wir alle!"
Den hernach, der unter ihm,
Warf er nieder mit dem Zuruf:
„Wicht, du willst dich mir vergleichen?"
Und sein Wort war wie die Windsbraut,
Ungeheuren Staub aufwirbelnd,
Und so feurig, wie der Samum,
Ungeheuren Brand entfachend
In den menschlichen Gemütern:
Ungeheure Wasserspritzen
Waren nötig zu besprengen
Markt und Gassen und Gemüter,
Wenn er öffentlich gesprochen.
Leo Hase war der Name
Dieses mächt'gen Volksaufrührers.
Noch hatt' er die große Mehrzahl
Nicht im Volk auf seiner Seite:
Doch die Kühnsten und die Stärksten.
Die Parole, die er ausgab,
Lautete: „Wir lassen uns
Nicht majorisieren!" —
Für das „Recht der Minderheiten"
Eintrat er vor aller Welt!
Einberufen eines Tages

Hatt' er auf dem offnen Marktplatz
Eine große Volksversammlung.
Um ihn drängte dicht der Schwarm sich.
Flugs auf einer alten Tonne
Obern Deckel, die zufällig
Dastand in der Straßenecke,
Sprang er, und von da herunter
Schleudert' er ins Volk die wucht'gen
Donnerkeile seiner Rede.
„Hört!" so rief er; „einen Landsturm
Bin zu pred'gen ich gekommen —
Gegen die verhaßte, alte,
Schnöde Tyrannei der Mehrheit! —
Diese Tyrannei der Mehrheit
Will ich stürzen, Bahn zu brechen
Für die echte, wahre Freiheit,
Für das echte, wahre Recht;
Und dies Recht, es ist kein andres,
(Hört!) kein andres, als das schmachvoll
Unterdrückte, lang' verkannte,
Heil'ge Recht der Minderzahl!
Himmelschreiend ist das Unrecht,
Daß wir andern deshalb einzig,
Weil wir in der Minderzahl,
Sklavisch uns dem Willen fügen
Sollen jener eitlen Mehrzahl!
Eine neue Staatsverfassung
Gilt's zu fordern, die gegründet
Auf das heiligste der Rechte,
Auf das Recht der Minderheit!"
Beifallsrufe zollte brausend
Die Partei dem kühnen Sprecher:
Aber greulich ihm entgegen
Lärmte die Partei der Mehrheit.
„Nein, ihr Brüder, und ihr andern
Alle hört! Wir lassen uns
Nicht majorisieren!" —
Also zeterte der Wilde,
Stampfend auf der Tonne Deckel,
Drauf er stand.

„Wir lassen uns
Nicht majorisieren ...“
Jetzt war der Moment gekommen,
Wo, wie's Brauch in solchen Fällen,
Brach die Tonne — drauf gewartet
Hatten schon die Häscher: eilig
Stürzten sie herbei und rollten
Fort im Faß den Demagogen,
Rollten ihn bis zu des Kerkers
Pforte, die sich krachend auftat —
Während grimmig auf dem Markt sich
Raufte Mehr- und Minderheit.
Und der Sieg — er blieb den Stärksten,
Blieb den Keckſten. Und ermutigt
Durch den Glanzerfolg des Tages,
Achten sie nicht Schranke weiter
Noch Gesetz: vor jenen Kerker
Rücken sie in hellen Haufen,
Wo der Held in Banden schmachtet.
Und mit wildem Lärm erbrechen
Sie die Pforten und befreien
Den Gefangnen: im Triumphe
Tragen sie auf ihren Schultern
Durch die Gassen ihn, wo schweigend
Und die Augen niederschlagend,
Hinschleicht die beschämte Mehrzahl.
Und von da an, auf der Stirne
Martyr-Glorienschein vereinend
Mit dem Lorbeer des Erfolges,
Feiert stolz er, mit Behagen,
Diese Himmelfahrt des Ruhmes,
Folgt dem Ruf zu großen Taten,
Rafft sich auf zum Heldentume.
Er bewaffnet seinen Anhang,
Rückt ins Feld, verschanzt sein Lager,
Zieht an sich viel neue Scharen,
Um zu führen dann den Hauptstreich.
Alte Sage lebt' im Lande,
Daß in Eldorados Bergen
Reiche goldne Schätze ruhten.

Zwar der Insel stilles Urvolk
Hatte, harmlos-glücklich, wenig
Sich um solchen Hort gekümmert;
Doch die neuen Kolonisten
Schürften emsig nach des goldnen
Erzes Adern im Gefelse.
Eines Kegelberges Gipfel
Ragte nah' der Inselhauptstadt,
Der, umgrünt von Rebgeländen,
Holden Friedens, reichen Segens
Stätte war seit grauer Urzeit.
Aber sieh', des hellen Goldes
Unerschöpflich reichste Mine
War zu Tage nun getreten
In desselben Berges Schoße.
Gierig strömten sie zusammen,
Eldorados neue Bürger,
Auszubeuten diesen Erzschacht.
Tief einbohrte sich die Habgier
In die goldesschwangren Schollen,
In den Glimmerfels — vergessen
War vom Volke, und vergessen
Selbst, so schien's, vom umsichtsvollen
Neustaatsgründer, Neustaatslenker,
War von Munkel, was des Neustaats
Wohlfahrt, Sicherheit erheischte.
Dessen freute sich im Herzen
Leo Hase, der verschmitzte
Volksaufrührer, welcher lauernd
Mit dem schlagbereiten Heere
Stand im Feld. Es murrten manche
Schon der Seinen, daß vergönnt nicht
Ihnen auch es sei, zu schürfen
Ihren Anteil aus dem Goldschacht.
Aber Leo Hase sagte,
Als er Eldorados Mehrzahl,
Munkels Arimaspenvolk,
Statt mit Eisen sich zu gürten,
Blind sah nach dem Golde hasten:
„Grabt nur nach den goldnen Körnern!

Scharrt in eures Angesichtes
Schweiß sie lechzend aus der Erde!
Wenn gesammelt ist der Segen
Und in Garben steht die Goldsaat,
Kommen wir, um sie zu holen! —
Langt nur immerhin, ihr „Reichen“,
Aus der heißen Asche für uns,
Für uns „Arme“ die Kastanien —
Diese goldenen Kastanien! —
Die ihr euch gelacht ins Fäustchen
Einst, dieweil wir, eure Taschen
Füllend, blut'gen Schweiß vergossen,
Finden werdet ihr am Ende,
Daß ihr euch für uns bemühet . . .“
  So mit schrecklicher Gebärde
Sprach der wilde Volksaufrührer
Leo Hase, und die Seinen
Brüllten Beifall in der Runde.
  Unansehnlich, kampfunmutig
War die Streitmacht, welche Munkel
Endlich doch in letzter Stunde
Eilig noch zusammenraffte
Und mit welcher den Rebellen
Er in offnem Feld sich stellte
Zu dem Kampfe der Entscheidung.
  Und die Schlacht, sie ward geschlagen:
Eine Schlacht, nach welcher wochen-,
Mondelang die Raben litten
Und die Geier in der Gegend
An Beschwerden der Verdauung.
  Was von Munkels ganzer Streitmacht
Nicht zum Fraße ward den Raben,
War zersprengt in alle Winde.
  Leider zum Entscheidungskampfe
War zu spät gekommen Lurleis
Amazonenschar, die kühne.
Es vernimmt mit Schamerröten
Von des Gatten Niederlage,
Von dem Siege der Rebellen
Lurlei die beschwingte Kunde.

Sie versinkt in tiefes Sinnen.
Aber flugs nunmehr die Spitze
Selbst zu bieten jenem Kecken,
Den der Lorbeer schmückt des Sieges,
Ist sie mut'gen Sinns entschlossen.
„Lieber unterliegen", ruft sie,
„Einem kecken Überwinder,
Als an eines Mannes Seite
Müßig ruhn, der unterlegen!"
Spricht's und macht mit ihren Scharen
Stracks sich auf, will „Fühlung" suchen
Mit dem Feind, dem trotzig-stolzen
Siegeshort der „Minderzahl".
Und bald lagern sie einander
Gegenüber sich: der Heerbann
Der Rebellen und die Scharen
Mutbeseelter Amazonen.
Angriff ist nicht Frauensache;
Abwehr ist der Frauen Stärke.
Und so harrt des Angriffs Lurlei
Tatlos, aber unerschrocken.
Eines Tags die Ihren mustert
Hoch auf weißem Zelter Lurlei.
Vom erhöhten Standort blickt sie
Auf die Reihen in der Runde,
Auf die Reihn der Frauenwesen,
Die da stehn zum Kampf gerüstet
In des Morgens frischem Glanze.
Und wie einst der Perserkönig
Bei der Überschau der Seinen
An des Hellesponts Gestade
Plötzlich stumm sein Haupt verhüllte,
Schwermutsvoll begann zu weinen,
Still gedenkend, was aus dieser
Heldenmacht noch würde werden —
So auch plötzlich sah man Lurlei
Schwermutsvoll die Stirne neigen,
Eine Trän' im Aug' ihr blinken.
Und man fragt sie nach dem Grunde
Solcher Trauer.

Lange schweigt sie . . .
Aber endlich in die Worte
Bricht sie aus mit tiefem Seufzer:
„Ach, ihr stolzen Amazonen,
Kraftbeseelt und jung und blühend,
Die ihr da so mutig steht,
Siegsgewiß, unwiderstehlich,
Reizumstrahlt — in dreißig Jahren
Alte Weiber seid ihr alle!“
Spielend necken sich die Posten,
Unbedeutende Scharmützel
Gibt es erst, wobei gefangen
Manchmal wird ein unerfahrnes,
Naseweises Amazönchen.
Doch indessen sann im stillen
Kecklich der Rebellenführer,
Und nicht minder schlau als keck,
Zu entscheiden rasch die Dinge:
Plante nächtigen Überfall.
Sehenswert, traun, wert der Schildrung,
War das Amazonenlager.
Wie Stecknadeln sonst wohl zahlreich
In der Fraun Gewandung stecken,
Dran gar leicht sich ritzt den Finger,
Wer da küssen will und kosen:
Also staken diese mut'gen
Kriegerinnen voll von Dolchen,
Von Revolvern, von Geschossen,
Dynamitpatronen — wehe!
Losgehn sie, ha, explodieren,
Wenn ein Finger sie berührt!
Abends machen sie indessen
Sich's doch gern bequem ein wenig.
Und des Zeitvertreibes halber
Nach dem Strickzeug greift die eine,
Andre nähen, andre sticken.
Hei, welch buntes Durcheinander
Weiblichen Geräts mit Erzwehr!
Zarte Nadeln, scharfe Lanzen —
Seifen- und Kanonenkugeln —

Pulver für die Feuerrohre,
Poudre, sich zu schminken — Salben,
Um die Wunden einzureiben,
Duftige Pomadetöpfchen!
Lurlei hatt' in freien Stunden
Sich beschäftigt mit Entwürfen
Von kleidsamen Toiletten
Für sich selbst und für die Ihren:
Von „Vorposten-Toiletten",
Von „Wachtstuben-Toiletten",
„Morgenlager-Toiletten",
„Angriffs-", „Abwehr-Toiletten",
„Fühlungs-", „Überfallstoiletten",
„Busch- und Hinterhalts-Toiletten",
Und so weiter.
Nebenbei auch
Wohl erörtert sie im engern
Kreis der näher ihr Vertrauten
Pläne, die sie hegt im Geiste:
Nach dem Sturze der Rebellen
Sich nicht mehr mit gleichem Rechte
Zu begnügen vor den Männern,
Die so schmählich unterlagen.
Schwatzhaft ausgemalt dann werden
All die tausend Konsequenzen,
Welche knüpfen an den Vorrang
Sich des weiblichen Geschlechtes.
Eben herrschend war im Lager
Lurleis wiederum ein solches
Reizendes Sichgehenlassen.
Später Abend war's. Die Haare
Hatten eingedreht die meisten
Schon in Wickeln, und in blankem
Negligé die Schönen saßen,
Standen, lagen, wie sich's fügte.
Unterdessen hatte lauernd
Unter eines dichten Nebels
Schutz durchs Buschwerk der Rebellen
Horde sich herangeschlichen.
Unerwartet, unbegreiflich,

Wie gefallen aus den Wolken,
Oder wie dem Grab entstiegen,
Stand mit einem Mal die Meute
Dunkler, bärtiger Gesellen,
Finster blickend, höhnisch grinsend,
Ihre Wehr bedrohlich schwenkend,
Mitten unter den entsetzten,
Schreckensblassen Amazonen.
  Sollten sie nach ihren Kleidern
Greifen oder nach den Waffen?
Sollten sie sich lieber leiblich,
Lieber taktisch und strategisch
Blößen geben vor dem Feinde?
Ratlos schwanken sie — von guten
Kopien der medice'schen
Venus wimmelt's in der Runde.
  Es verschmähten auch die Meutrer
Ihre Waffen zu gebrauchen.
Suchten, froh des ausgezeichnet
Raschen, glänzenden Erfolges
Dieser kühnen Überrumplung,
Sich auf guten Fuß zu setzen
Mit den Zorn- und Schamerglühten.
Halfen ihnen schließlich selber
Zu ergänzen die Toilette,
Trösteten die, welche schluchzten,
Riefen neu zurück ins Leben
Jene, die in Ohnmacht fielen.
  Aber manches Mannweib gab es
In der Meutrerhorde Leos,
Männlicher als all die andern
Wilden bärtigen Gesellen.
Diese Überläuferinnen
Des Geschlechts, sie warfen frech sich
Auf die armen, überraschten
Einstigen Geschlechtsgenossen,
Grüßten sie mit Hohngelächter
Und mit unverschämten Küssen,
Bis die Männer, schamerrötend,
Sie mit manchem derben Faustschlag

Nach dem Hintergrunde trieben.
Friede ward indes geschlossen
Zwischen Lurlei und dem Führer
Der Rebellen, und vereinbart
Die Artikel des Vertrages.
Freier Abzug für das ganze
Wackre Heer der Amazonen,
Lurlei einzig ausgenommen,
Ward gewährt, mit der Bedingung,
Daß man sich gedulden solle
Bis zum Morgen mit dem Aufbruch.
Als so leidlich überwunden
War der erste Schreck der Frauen
Und die Scham der Niederlage,
Wurde viel gezecht, geschmaust,
Viel gesungen auch, und schließlich
In den Zelten und im Freien —
Es war eine schöne Mondnacht —
Auch getanzt. Bei fortgeschrittner
Laune bildeten sich Pärchen
Zwischen Siegern und Besiegten,
Und es ward nun viel geplaudert,
Viel gelacht, und auch geschäkert
Hie und da an trauter Stelle,
Und es schluchzte keine mehr,
Keine fiel nun mehr in Ohnmacht,
Während Lurlei die Artikel
Des Vertrags ins Reine brachte
Mit dem Führer der Rebellen,
Der sich fügsam zeigt' in allem,
Nur nicht darin, mit den andern
Fraun auch Lurlei freizugeben.
Und so herrschte denn ein leidlich
Einvernehmen, bis die Sieger
In die Haare sich gerieten
Und sich zwischen ihnen selber
Kleine Prügelein ergaben,
Wenn sie über die Bewachung
Und die sonstige Behandlung
Ihrer weiblichen Gefangnen

Eins zu werden nicht vermochten.
 Lurlei, die vor Scham und Ärger
Einen Dolch ins Herz im ersten
Augenblick sich stoßen wollte,
Dann mit dem Rebellenführer
Aufgesessen war die Nacht durch,
Über des Vertrags Artikel
Im Detail sich zu verständ'gen,
Lernte kennen, lernte schätzen
Nebenbei in diesem Führer
Einen Mann auch von Charakter,
Energie, gewalt'gen Gaben.
Und da Munkel nun gestürzt war,
Nah' der Untergang des Reiches,
Galt es in das bittre Los sich
Der Gefangenen zu schicken
Und dem neuen Stern zu folgen,
Wohin er sie führen würde.
 Nach der Hauptstadt bricht am Morgen
Auf mit seinem sieggekrönten
Heerbann der Rebellenführer,
Um sie in Besitz zu nehmen:
Sie mitsamt der goldnen Beute.
 Auf dem Wege kommt entgegen
Ihm ein wunderbar Ereignis.
Nach der heitern Kriegskomödie,
Kriegsidylle dieser Nacht,
Welch ein tragisches Geschehen!
Welch ein riesiges Verhängnis!
 Jener hohe Bergeskegel,
Der gelegen nah' der Hauptstadt,
Und in dessen tiefste Schachte
Eingewühlt sich maulwurfartig
Die Begier nach lichtem Golde —
Dieser Berg beginnt nun plötzlich
Tief in seinem Grund zu beben
Und zu donnern — aufzusperren
Einen ries'gen Flammenrachen.
Rauchgewölk erst wallte, Asche
Rieselte, Glutfunken stoben,

Und zuletzt sein Gold in glühend
Heißen, in geschmolznen Massen
Wirft er aus! — Gold ist die Lava
Dieses neuen Feuerkraters,
Welche teils wie Regenfluten
Aus den Lüften niederprasselt
Auf die Stadt und auf das Eiland,
Teils in gelben Feuerströmen
Sich hinunterwälzt ins Flachland,
Überschwemmend und versengend.
Viele kommen um im Kampfe
Mit den goldnen Flammenwogen.
Aber die noch leben, stürzen
Mit unsäglicher Begier sich
Auf die Goldflut — in Gefäße
Schöpfen sie den Schatz, und jeder
Rafft an sich, was er vermag —
So entspinnt ein grimmer Kampf sich,
Und schon mischt sich Blut dem Goldstrom.
Auf des Volks verwirrt Getümmel
Mit der wohlbewehrten Heerschar
Wirft sich der Rebellenführer,
Drängt zurück es von der Stätte,
Wo der Goldschatz gleißend lockt —
Doch nun stürzen auch die Krieger
Blindlings auf die blanke Flut sich,
Achten nicht Befehl, noch Mahnung,
Kämpfen, töten sich im Wettstreit —
Raserei und Wahnsinn herrschen.
Munkel hat, wie all die andern,
In des Goldbursts wildem Fieber
Sich gestürzt in diesen Wettkampf.
Er mit wenigen noch rettet
Sich zuletzt in schwanken Booten
Auf das Meer hinaus — doch hier auch
Würgen, töten sie einander
Um des gelben Erzes willen,
Das an sich gerafft sie flüchtend.
Mit dem ros'gen Kinderpaare
Eldo, Dora, an der Seite,

Kehrt zurück aus Eldorado,
Kehrt zurück zur alten Heimat
Unser Held, der schwer geprüfte,
Aufbehalten zu noch andern,
Zu noch größeren Geschicken.
Und so hat das sel'ge Goldland
Diesem fremden, übermüt'gen,
Unersättlichen Geschlechte
Seinen Goldschatz flammenlodernd
In den gier'gen Schlund gegossen —
Rächend so das paradiesisch-
Schöne Dasein auf dem Eiland,
Welchem sie gemacht ein Ende.

---

## Siebenter Gesang.

### Die Affenschule.

Nach so trauriger Erfahrung
Sah nun wohl der edle Munkel,
Daß nicht viel mehr anzufangen
Mit der gegenwärt'gen Menschheit,
Daß sie welk und abgestanden
Und verderbt bis in die Knochen.
Kam daher auf den Gedanken,
Sich für seinen Zweck ein andres,
Taugliches Geschlecht von frischen,
Unverdorbnen Lebewesen
Allgemach heranzubilden.
Erst verfiel er auf die Wilden,
Auf die Kaffern, Hottentotten,
Auf die Indianerstämme.
Doch es bracht' ein ihm sehr werter,
Höchst intelligenter Affe,
Den er hielt in seinem Hause,
Ihn auf die Idee, es lieber
Zu versuchen mit den Affen,
Die ja ein gewisses Ansehn

Schon genossen auch in seinem
Musterstaat als Stammesväter
Unsres sterblichen Geschlechtes.
  Zu vernünftigen Geschöpfen
Würden sie sich bald entwickeln,
Dacht' er, wenn man ihnen gäbe,
Was bisher sie schwer entbehrten:
Sprache, Wissenschaft, Erziehung!
War die Menschwerdung des Affen
Denn ein Traum? War dargetan sie
Nicht geschichtlich als gelungen
In dem Lauf der Jahrmillionen
Auf dem Wege der Entwicklung?
Jetzt auf kürzerm, raschem Wege
Den Prozeß zu wiederholen,
Zu vermenschlichen den Rest auch
Dieser altehrwürd'gen Rasse —
Munkels genialer Plan war's.
  Stracks in einem affenreichen
Lande ging er dran, zu gründen
Eine große Affenschule,
Neben welcher Filialen
Zahlreich blühten. Auch in andre
Affenländer ausgesendet
Wurden Affen-Missionäre,
Affenfänger, Affenjäger,
Affentreiber, zuzuführen
Munkels hoher Affenschule
Vielversprechende Talente.
  Edle Frauen strickten Socken,
Nähten Jacken für das neue,
Sprossende Geschlecht der Brüder.
Zu des löblichen Kulturzwecks
Fördrung wurde rasch gegründet
Eine Aktiengesellschaft,
Und wie vordem zur Bekehrung
Schnöden Heidenvolks man auszog
Mit der Bibel, mit dem Schwerte,
Jetzt mit Fibel und mit Bakel
Zog man aus, bekehrungseifrig,

Um die Affen zu gewinnen
Für das Himmelreich der Bildung.
Und gelehrig war der Affe,
Lernte sprechen, lernte lesen,
Schreiben, singen, musizieren,
Lernte turnen, lernte tanzen.
Hei, wie drängten gaffend, lauschend,
Zu den Affenschulpalästen
Sich die Leute, zuzuhören
Vor den Fenstern, wie da drinnen
Sich die muntern Affenjungen
Mit Gezeter und mit Lärmen
In den vierundzwanzig Lauten
Unsres Alphabetes übten! —
In der Kunst, der wunderbaren,
Welche endlich doch erfunden
Unser leuchtendes Jahrhundert:
Auszusprechen, was so viele
Tausend Jahr' als unaussprechbar
Galt: den Mitlaut ohne Selbstlaut —
In dem Hauchen, Pfauchen, Prusten,
Zischen, Schnalzen der Lautierkunst
Zeigten sich die Affenkinder
Menschenkindern überlegen.
Über Unruh' nur beklagten
Sich der Affenschule Meister,
Denn es rissen diese edlen
Sprößlinge von den gewissen
Angewöhnungen der Rasse
Schwer sich los: von der, zum Beispiel,
Überall emporzuklettern.
Auch vergaßen sie zuweilen
Sich so weit, in langen Stunden
Ernsten Unterrichts einander
Abzufangen Ungeziefer,
Machten auch wohl gar in tollem
Schwarm sich über den Erzieher
Her, um ihm den Kopf zu lausen.
Als gebildet nun die Affen,
Machten Konkurrenz den Menschen

Sie auf jeglichem Gebiete.
Zu den schönen Künsten waren
Trefflich sie durch angebornes
Nachahmungstalent befähigt.
Ohnegleichen — selbstverständlich —
Waren sie als Bühnenkünstler,
Unternahmen Gastspielreisen
Mit dem glänzendsten Erfolge.
Posse, Lustspiel, Operette,
Parodie — war ihr Gebiet.
Kabinetts- und Meisterstücke
Drastischer und feinster Komik,
Wie man nie sie schaute, waren
Die Gesichter, die sie schnitten.
Weitberühmte Liedertafeln
Hatten sie — Brüllaffen waren
Die Solisten, und sie schlugen
Hie und da bei Preiswettsingen
Menschliche Gesangvereine.
Paviane, faunisch grinsend,
Bildeten sich aus zu Stutzern,
Eleganten Pflastertretern,
Gaben auch auf Bällen flotte
Tänzer ab, und das galante
Wesen, das sie kecklich zeigten
Bei den Frauen, war zum Teile
Sehr nach dem Geschmack der letztern.
Was die Affenfrauen anlangt,
Taten sie den Menschenfrauen
Bald es gleich und bald zuvor auch
In der Kunst des Kokettierens.
Immer modisch sich zu kleiden,
Wer verstünde solches besser
Als ein Affe? Sie verstanden,
Sich mit Zierat zu behängen,
Und mit Quasten, Bändern, Schleifen
Selber der partie honteuse
Ihrer Leiblichkeit, den Schwänzen,
Reizend-holden Schmuck zu leihen.
Selbstverständlich gab es Affen,

Welche literarisch tätig,
Affen, welche Bücher schrieben,
Rezensierten, redigierten.
Selbst an hohen Schulen lehrten
Sie, und einer, namens Krallfratz,
Bracht' es vom Privatdozenten
Zum Rector magnificus.
  Immer tiefer sank der Mensch,
Immer höher stieg der Affe,
Hohe Stellen leicht erklimmend
Mit der Flinkheit seiner Rasse.
Und er hatte auch im Wedeln,
Wo am Platze war das Wedeln,
Viel voraus als Langgeschwänzter.
Soweit kam's zuletzt, daß mancher
Mensch, um Karriere zu machen,
Sich für einen Affen ausgab,
Ein sich schlich in Ämter, Würden,
Bis zuletzt heraus sich stellte,
Daß er von Geburt ein Mensch:
Wurde dann aus seiner Stellung
Meist gejagt mit Schimpf und Schande.
  War's ein Wunder, daß den Menschen,
Welche noch auf sich was hielten,
Endlich überlief die Galle
Bei des Affenhochmuts Treiben?
Auch nicht zu verwundern war es,
Daß aus Neid die andern Tiere
In dem Wettstreit zwischen Menschen
Und dem Affentum Partei
Für die ersteren ergriffen.
Namentlich verhaßt den Hunden
Waren diese Parvenus,
Und den Katzen, edlen Tieren,
Ausgezeichnet stets durch Treue
Und durch echt erprobte Freundschaft
Für den Menschen. Wo sie konnten,
Schnappten Köter nach den Waden,
Wollte sagen nach den Beinen
Edler Affen, und geputzten

Stolzen Affenfrauen wurde,
Wenn in Modetracht sie prunkten,
Auf dem Marktplatz, in den Gassen
Von den Krallen böser Katzen
Arg zerfetzt die seidne Schleppe,
Ja, wenn sie's nicht wollten leiden,
Überdies zerkratzt das Antlitz.
Doch was half's? Die Affen dünkten,
Angelangt auf solcher Höhe,
Sich erhaben über Menschen.
Nicht zufrieden, daß mit diesen
Gleiches Recht sie nun genossen,
Strebten heimlich erst, dann offen
Sie den Vorrang anzumaßen
Ihrem eigenen Geschlechte.
Fragten, was der Mensch vor ihnen
Denn voraus zu haben glaube?
Etwa seine Hinterbacken?
Diese gönnten sie ihm gerne! —
In des Dünkels schnödem Ehrgeiz
Protestierten sie sehr lebhaft
Gegen den bekannten Lehrsatz,
Daß der Mensch vom Affen stamme.
Anfangs schienen sie geneigt noch,
Diesen Lehrsatz umzukehren.
Doch da kam ein Stammesbruder
Fern aus Indien, aus Benares,
Wo sich göttergleich verehrte
Affenscharen lärmend tummeln
In den Tempeln, um die Säulen,
Und mit Stolz heruntergrinsen
Auf die Frommen, die vor ihnen
Betend liegen auf den Knieen.
Einer dieser heil'gen Affen,
Der auf Reisen war gegangen,
Wünschte von der Stammesbrüder
Neuem Fortschrittsreich, von welchem
Bis nach Indien gedrungen
War der Ruf, genaue Kunde
Einzuziehn an Ort und Stelle.

Und empfangen ward mit hohen
Ehren dieser edle Fremdling,
Ward gefeiert mit Banketten,
Wo man sich erging in Reden,
Zahllos Toaste widerhallten.
Ein gelehrter Orang-Utan
Trat hervor mit einer Festschrift
Zu des hohen Gastes Ehren,
Und nachwies in dieser Schrift er,
Daß längst göttliche Verehrung
Vom Geschlecht der Menschenkinder
Dem Silvanenvolk gebührte,
Auch gezollt ihm ward im grauen
Altertum von den Ägyptern,
Arabern und Afrikanern.
Aus den ind'schen Heldenliedern,
Uraltheil'gen, wies er nach,
Was von Hanuman sie melden,
Der mit seinen Affenscharen,
Hohen Sinnes voll, zu Hilfe
Zog dem Sonnenhelden Rama,
Und der jetzt in Indertempeln
Glorreich thronet neben Wischnu.
Er erwähnte, wie vorzeiten
Malabar'n und Ceylonesen
Zahlten siebenhunderttausend
Stück Dukaten für den einen
Heil'gen Zahn aus Affenmunde,
Den in Andacht sie verehrten,
Und der glaubenslosen Fremden
War gefallen in die Hände.
Er bewies nicht minder gründlich,
Daß selbst von den Griechen, Römern
Waren hochverehrt die Affen,
Hochverehrt als Waldgottheiten,
Als Silvane, Faune, Satyrn,
Und daß Pan, der große Pan,
Nicht der Waldgottheiten größter
Bloß, nein, aller Götter größter,
Was sein Name schon bedeutet.

Fakta solcher Art zitierte
Noch zu Hunderten der Autor,
Und fuhr fort dann, zu beweisen,
Daß anjetzo mehr als je
Dem Silvanenvolk gebühre
Hohe göttliche Verehrung.
Und da es, wie klar ersichtlich,
Von den alten Göttern stamme,
Selber göttlich, sei es kecke,
Wind'ge Prahlerei der Menschen,
Wenn sie ihrerseits sich gleicher
Herkunft rühmten mit den Affen.
Stammten wirklich sie von diesen,
Wie sie jetzt so gerne sagten,
Könnten sie nur als entfernte
Und entartete, verkommne
Sprossen gelten dieses edlen,
Dieses göttlichen Geschlechtes.
Ungeheuer war, Epoche
Machend, dieses Buches Wirkung
Und erregte eine Hochflut
Nationalen Selbstbewußtseins,
Patriotischer Begeistrung
Im gesamten Volk der Affen.
Nannten fortan sich Silvane,
Satyrn, Faune, Waldesgötter.
Für die Lande, wo sie herrschten,
Ward erneut der alte Name
Jenes alten, fabelhaften
Affenreichs „Lemuria“.
Unsern Ausdruck „bestialisch“,
Den verbaten sich die Affen,
Nannten das, was wir so nennen,
Fortan „menschlich“ und „human“.
Lange Zeit sah mit geheimem
Stolze Munkel auf die großen,
Auf die glänzenden Erfolge
Der von ihm ins Werk gesetzten
Bildung, von ihm angebahnten
Gleichberechtigung des äff'schen

Mit dem menschlichen Geschlechte.
  Aber unter den Gelehrten
Menschlichen Geschlechts, die schnöd' sich
Sahn verdrängt aus ihrer Stellung
Durch des Frauenvolkes Aufschwung,
War ein Mann auch, den wir kennen,
Dessen Hochverdienst wir schätzen.
Kein Geringrer war's, als jener
Hohe Meister der Retorte,
Munkels chemischer Erzeuger!
Ja, verdrängt von seinem Lehrstuhl
War der Stoff- und Kraftgebieter,
War der Magier, Wundertäter,
Und ersetzt durch einen eitlen
Affengecken — Doktor Krallfratz
War sein Name — welcher auch schon,
Wie verlautete, als tät' er
Es zum Hohne seinem Vorfahr,
Sich vermaß, auf chem'schem Wege,
Elemente bindend, lösend,
Einen Affen zu erzeugen,
Einen Simiunkel! — Grimmig
War der Haß, den der Verdrängte
Warf auf seinen Nebenbuhler;
Grimm'ger, den er warf auf Munkel,
Den er selbst erzeugt, und der nun
Den Erzeuger ins Verderben
Stürzte mit so vielen andern
Durch des Affentums Entfeßlung.
  In Gedanken saß versunken
Eines Tages Munkel. Plötzlich
Vor ihm stand der greise Meister,
Stand der Kraft- und Stoffgebieter,
Stand vor ihm mit vorwurfsvollem,
Zornerglühtem Blick, vor welchem
Munkel niederschlug die Augen.
Und mit lautem, hartem Vorwurf
Anhub jetzt der würd'ge Alte:
  „Hab' ein Wort mit dir zu reden,
Freund und Gönner du der Affen,

Ha! Von welchen wahrlich du nicht
Stammst, Gebilde meiner Hände!
Ja, Gebilde meiner Hände!
Wen'ger als mein Sklave bist du!
Bist mein Machwerk — folglich bist du
Auch mein Eigen — meine Sache!
Kann verschenken dich, verschachern,
Kann in Käfig oder Bude
Zeigen dich für Geld auf Märkten,
Oder in den Schrank dich werfen,
Zu den andern Präparaten;
Kann in Spiritus dich setzen,
Stellen dich, wie ein Skelett
In den Winkel meiner Stube!
Dich vernichten kann ich straflos,
Wenn es mir beliebt, so wie ich
Dich erschuf! Nicht ein natürlich
Menschenkind wie andre bist du,
Und deshalb auch unterm Schutz nicht
Menschlicher Gesetze stehst du.
In den Tiegel, wenn's beliebt mir,
Werf' ich dich zum dritten Male,
Peitsche dich durch hundert toter
Stoffe Bindung, Lösung: gebe
Dich zurück dem Born der Stoffwelt
Noch einmal, und rastlos treiben
In dem Wirbel der Atome
Magst du manniges Jahrtausend,
Bis der Zufall dich zusammen
Wieder fegt zum Lebewesen!
Her zu mir! Folgst du nicht willig,
Tu' ich kund, was, zu gefällig,
Ich bisher verschwieg, und fordre
Dich zurück von den Gerichten
Als mein Eigen, meine Sache!"
Im Gesichte Munkels kämpften
Bei dem „Her zu mir!" des Greises
Alle Farben: ein Erröten,
Ein Ergilben, ein Ergrünen
War's, bis all die farb'gen Schatten

Optisch-regelrecht verschmolzen
In ein kreideweiß Erblassen.
Doch zuletzt sich neu ermannend,
Nach gedankenvoller Pause
Mutiger das Haupt erhebend
Und mit scharfem Blicke messend
Seinen grollenden Erzeuger,
Sprach er dumpf, gemeßnen Tones:
„Hast du Kunde nicht vernommen
Von Mohammed, dem Propheten,
Weshalb er in Ton, in Farben
Nachzubilden Menschenwesen
Streng verboten seinem Volke?
Weil die Statuen, die Bilder,
Lehrt' er, von dem Mann, der frevelnd
Nachgeäfft die schöpferische
Gottesurkraft, Menschen formend,
Vampirgleich, gespenstig, plötzlich
Vor ihn treten, eine Seele
Von ihm heischend — eine Seele,
Und da er, der Stümper, ihnen
Diese nicht vermag zu geben,
In geheimnisvoller Art sich
An ihm rächen, Unheil bringend,
Und ihn ins Verderben stürzend! —
So verachte denn auch du nicht
Dein Geschöpf, o weiser Meister!
Denn es könnte, sich ermannend,
Übers Haupt dir wachsend, heischen,
Was du nicht vermagst zu geben.
Könnte Rache an dir nehmen,
Statt gehofften Dank zu zollen,
Könnte dir auch Unheil bringen!
Besser mag's darob uns ziemen,
Daß wir uns die Hände reichen,
Besser, daß wir Frieden schließen
Und den alten Bund erneuern!"
Nicht ganz wirkungslos verhallten
In des greisen Hörers Ohren
Des Homunkels dumpfe Worte.

Schweigend schlug er ein, als Munkel,
So die Friedenshand ihm reichend,
Bat, das Schweigen zu bewahren,
Das mit blanken Rollen Goldes
Vorlängst er von ihm erkaufte.
War bekannt auch, daß geschaffen
Der gelehrte Tausendkünstler
Einen lebenden Homunkel,
Niemand wußte, niemand ahnte,
Wer er sei und wo er weile,
Dieser lebende Homunkel.
Zu bewahren dieses Schweigen
Fernerhin so wie bisher auch,
Bat nun Munkel den Erzeuger,
Und dafür mit feierlichem
Schwur gelobt' er, kühn entgegen
Fortan sich mit allen Kräften
Äff'schem Übermut zu stellen.
Bald nachher bei einem großen
Satyrfestmahl wurden Reden,
Unverschämt und feind den Menschen,
Wie sie üblich nun, gehalten.
Mit geheucheltem Bedauern
Äußerte sich ein Gorilla,
Daß der Niedergang des Menschen
Unleugbar — und auch nicht minder
Unaufhaltsam: sei in manchen
Gegenden er doch verdummt schon
Völlig und vertiert und friste
Nur als Haustier noch sein Leben
In bemittelten Familien
Edler Faune. Als Beweis dann
Unverdienten, selbstlos-milden
Sinns von seiten der Silvane
Gegen dieses undankbare
Menschliche Geschlecht erwähnt' er,
Daß gebildet in den höhern
Faunenkreisen jüngst ein großer
„Philanthropischer Verein“ sich,
In Betracht zu ziehn, mit welchen

Mitteln wieder aufzuhelfen
Dem gesunkenen Geschlechte,
Und es wieder zuzuführen
Einer höhern Bildungsstufe.
Von den meisten ward verfochten,
Schuld an dem Verfall der Menschheit
Sei die Fleischkost. Denn die Affen,
Seit so mächtig sie geworden,
Meinten, weil sie selbst, als Affen,
An die Pflanzenkost sich hielten,
Sollten auch die andern Tiere,
Menschen, Löwen, Adler, Fische,
Lurche, Würmer und Insekten
Sich's versagen, Fleisch zu essen.
Kurzweg ward gestellt der Antrag,
Daß man alle Tiergeschlechter,
Und zumal den Menschen, zwinge,
Auch in diesem Punkt dem edlern
Brauch, dem reineren Gesetz sich
Des Silvanentums zu fügen.
Diesen höhnisch dreisten Neurern
Trat entgegen Munkel; schüchtern
Wagt' er es, in wohlgesetzter,
Längrer Rede zu betonen
Unmaßgeblich dies und jenes,
Und die Freunde, die so vieles,
Die schier alles ihm verdankten,
Zur Bescheidenheit zu mahnen.
Ob des wohlgemeinten Zuspruchs
Zürnten ihm die Übermüt'gen;
Und die ihn zuvor gepriesen
Als des Satyrvolks Prometheus,
Schalten jetzt ihn Ignoranten,
Tropf und Schwachkopf. Was er wolle?
Sei er doch am Ende selber
Nur ein Mensch — noch lang' kein Affe!
Mehr noch. Man begann zu munkeln
Allgemach schon, daß der große,
Stolze Munkel — ein Homunkel;
Daß ihn nicht der „Storch" gebracht,

Daß er — wie so mancher andre —
Nicht der Sohn sei seines Vaters.
Andre endlich sprachen gar ihm
Die organische Natur ab
Und erklärten ihn für einen
Ganz gemeinen Automaten.
Diese letztern, von frivoler
Neugier aufgestachelt, machten
Frech und boshaft einen Anschlag,
Ihn in Stücke zu zerlegen:
Wollten so gemach sein innres
Trieb- und Räderwerk studieren
Und es dann als alt Gerümpel
Werfen auf den Kehrichthaufen —
Während jene, die ihn gelten
Ließen doch als Organismus,
Als gelungenen Homunkel,
Sich damit begnügen wollten,
Auf der anatom'schen hohen
Schule ihn vivisektorisch
Zu behandeln, dann als Mumie
Seinen Leichnam zu verwahren
In dem städtischen Museum,
Für die Nachwelt zur Belehrung.
Solcher Undank ist der Welt Lohn!
Mit genauer Not entzog sich
Diesen tück'schen Plänen Munkel
Durch die Flucht.
Auch von den Menschen
Sah er jetzt sich angefeindet
Mit Erbittrung. Sein Bemühen,
Einst als genial gepriesen,
Des Gelingen ihn zum Heros
Aller Zeiten schien zu machen:
Zu vermenschlichen den Affen —
Dieses selbe kühne Wagnis
Ward geschmäht nun als mißlungen
Vom erbosten Menschenvolke;
Als mißlungen, ja, so schmählich,
Wie es stets mißlingen müsse,

Wenn der Meister ein Homunkel.
Zwar gebildet, hieß es, seien
Nun die Affen, doch sie seien
Immer Affen doch geblieben:
Und dies gelte sowohl physisch
Als moralisch: denn sie hätten
Kein Gemüt, und was ihr Äußres
Anbelangt, trotz aller Bildung
Sei ihr fratzenhaftes Antlitz
Schöner um kein Haar geworden.
Boshaft, tückisch sei der Affe,
Wie er es nur je gewesen;
Ja, die tier'schen Eigenarten
Seiner Rasse fielen jetzo
Mehr ins Aug' als je, bewährend
Jenes altbekannte Sprüchlein,
Daß, je höher steigt der Affe,
Um so besser man gewahr wird
Seine schwielenreiche, nackte
Widerwärt'ge Hinterseite.
Weise und erfahrne Männer
Sagten, still die Köpfe schüttelnd,
Affentum, summiert mit Bildung
Und mit Wissen, gebe lange
Noch kein echtes Menschentum.
Auf dergleichen neid-entsproßne
Ehrenrührige Sarkasmen,
Hatten Hanumans, des großen
Affen, Enkel keine Antwort,
Als ein würdevolles Grinsen.
Ach, der arme Munkel hatte
Mit dem großen Ungemache,
Das so schlecht den Kampf ihm lohnte
Für der Tierwelt höhern Aufschwung,
Noch das kleinre zu verwinden,
Das ihn traf im engsten Kreise.
Auch bei Eldo, Dora blühten
Keine Rosen dem Erzieher.
Mit des Wissens feinstem Manna
Wurden sie genährt — gefegt ward

Aller Wahn aus ihren Seelen,
Alle Phantasien, Gefühle,
Schwärmerein der Kindheit wurden
Ausgetilgt schon in der Wiege
Bei den zarten Menschenknospen:
Doch vergebens; denn die Art,
Die Natur, die angestammte,
Dieses Knaben, dieses Mägdleins,
Widerstrebte dem Bemühen,
Und es war das Endergebnis
Nicht im Sinn und Geiste Munkels.
Voll Natürlichkeit und Einfalt
Blieben beide; naiv-unschuldig,
Blieben schüchtern stets und blöde,
Waren frühreif nicht, noch altklug;
Taufrisch blühte Dora, niemals
Litt an Bleichsucht, Hysterie sie;
Unverschämt gesund war Eldo.
Und sie liebten sich so zärtlich!
Liebten sich, wie Kinder lieben!
Munkel zürnte — trug's nicht länger,
Stieß das unverbesserliche,
Blöde Paar aus seinem Hause.
Ackerbauern übergeben
Wurden sie in fremder Gegend —
Ach, getrennt, zu ihrem Leide! —
Fortan selbst auch hinterm Pfluge,
Hinter einer Lämmerherde,
Hinter Webstuhl oder Spindel
Ihren Unterhalt zu suchen.
Aber auch das Volk der Faune
War nicht glücklich stets in weitaus-
Sehenden Erziehungsplänen.
Sie bedünken wollt' es schließlich,
Als ob eins nur ihnen fehle
Noch, den stolzen Sieg zu krönen
Über alle Erdenkinder:
Flügel wünschten sie zu haben!
Flügel, um sich aufzuschwingen
Kühn, wie sonnentrunkne Adler,

Über dieses an die Scholle
Festgebannte, auf zwei Beinen
Torkelnde Geschlecht der Menschen.
Da kam Munkels genialem
Nebenbuhler, jenem Krallfratz,
Der Gedanke, seiner würdig:
Eine höhere, beschwingte
Faunenspezies zu züchten.
Und indem er einen Eh'bund
Zwischen einem Orang-Utan
Schloß und einem Drachenweibchen,
Ward erzielt aus solcher Ehe
In der Tat ein Flügeläffchen,
Welches vorderhand, als Säugling,
Drollig und possierlich aussah.
Füße, Hände wie sein Vater
Hatt' es, Flügel wie die Mutter,
War versehn mit einem schönen,
Langen, schupp'gen Drachenschwänzchen!
Welch ein Jubel in Lemurien!
Die gediegensten Erzieher,
Die gelehrtesten, die klügsten
Lehrer wurden aufgeboten,
Den geflügelten Silvanen,
Seines Volkes Stolz und Hoffnung,
Zu der Bildung Meisterstück,
Der Gesittung höchstem Wunder
Zweifellos heranzubilden.
Aber ach, der Satyrsprößling,
Der aus eines Flügeldrachens
Mutterschoß ans Licht geborne,
Er erwies sich, trotz der Schwingen,
Alsbald als ein seltsam-tolles,
Unzähmbares Lebewesen,
Und das droll'ge Flügeläffchen
Wuchs heran zum ungeschlachten
Ungetüm, in dem verschwistert
Unheilvoll dem Faunenwesen
Schien die tückische, die wilde,
Feurige Natur des Drachen.

Seine Lehrer und Erzieher
Biß er wütend in die Kehlen,
Oder peitschte ihre Schläfe
Mit dem schupp'gen Drachenschwanze.
Jeder Züchtigung entzog er
Leicht sich auf den starken Schwingen.
Und nicht minder blöd' als boshaft
War er — ein Kretin der Tierwelt!
Gut gelaunt, als Affe, schlug er
Purzelbäume, äffte täppisch
Nach, was tun er sah die andern;
Doch im Zorn, als Drache, spie er
Flammen — glühend heiße Tropfen
Seines gift'gen Geifers stoben
Um den Rachen ihm wie Funken
Um den Amboß . . .
Seltsam war es
Anzusehn, schier grausig-drollig,
Wenn vom Boden das beschwingte
Affenungeheuer plötzlich
Sich erhob und mit dem langen
Drachenhängeschwanz umherflog,
Dann auf einem hohen Wipfel
Oder eines Turmes Spitze
Taglang saß, die Zähne fletschend.
Keine Bosheit war ihm fremd,
Keine Unnatur und Unzucht.
Bittres Herzeleid empfanden
Drob die Faune. Dr. Krallfratz
Schämte sich in tiefster Seele,
Flocht sich eine hänfne Geißel,
Den Mißratenen zu bessern.
Dieser aber faßte grinsend
Den Gelehrten, riß mit sich ihn
In die Lüfte, ließ ihn fallen —
Und im nächsten Augenblicke
Fand man unter einem Felsgrat
Mit zerschelltem Haupt und Gliedern
Diesen Darwin, diesen Haeckel,
Diesen Büchner — doch was sag' ich?

Diesen Faust des Affenvolkes!
  Hell aufloderte die Zornwut
Gegen jenen unglücksel'gen
Mischling, das beschwingte Scheusal,
Das entsproßt aus Affensamen
War und Drachenblut. Die Hoffnung
Vordem und der Stolz Lemuriens,
Als ein Auswürfling betrachtet
Ward er nun; man wollt' ihn töten,
Warf mit Steinen ihn, mit Prügeln,
Wenn er wieder kam zur Erde,
Und verfolgte selbst ins Luftreich
Ihn mit Pfeilen, Flintenkugeln.
  Doch der Mischling, er verlief sich,
Er verflog sich in die tiefste
Bergwaldwildnis, die kein Mensch,
Die kein Waldgott noch betreten;
Hauste da bei alten Drachen,
Seinen Tanten, im Geklüfte.
  Edleren Ersatz zu bieten
Schien dem Faunenreich das Schicksal.
Ein'ge Blößen anfangs hatte
Unter seinen fortgeschrittnen
Bildungsreichen Stammgenossen
Sich gegeben der verehrte
Heil'ge Affe aus Benares.
Aber bald, zum Staunen aller,
Übertraf er, flugs nachholend,
Was ihm erst gebrach an Bildung
Und an hoher Weisheit, alle.
War doch Indien seine Heimat,
Und man merkte, daß aus heil'gen
Gangesfluten er getrunken,
Daß genährt er mit dem Mark sich
Von den Früchten heil'ger Haine.
Angespornt vom Heldentume
Seiner Ahnen, das zu würd'gen
Er gelernt nun erst in Wahrheit,
Rief er auf zu großen Taten
Seine Brüder — einen Kreuzzug

Predigend, um zu befest'gen
Allenthalben seines Stammes
Herrschaft auf den letzten Trümmern
Des verhaßten Menschentumes.
Nicht zurück mehr wollt' er kehren
Nach des heil'gen Ganges Ufern,
Wo in träger heil'ger Muße
Dumpfen Sinns, obzwar behaglich,
Er genossen Götterehren.
Kämpfen wollt' er nun und wirken!
Den Entschluß mit Jubel grüßten
Seine Brüder; auf den Schild ihn
Hoben sie als Oberfeldherrn
Des gesamten Reichs Lemurien,
Und in stürmischer Bewegung
Reihten sich um ihn die Scharen.
Sie erwählten für ihr Banner
Heines „Affensteißcouleuren" —
Und eröffneten den Feldzug,
Zum Heloten ganz zu machen
Den verachteten Rivalen,
Und sich selbst zu Herrn der Erde,
Welchen göttliche Verehrung
Wieder wie in alten Zeiten
Würd' erwiesen von den Völkern.
Und des Affen angestammte
Kriegestüchtigkeit im Bunde
Mit dem neu erworbnen Wissen,
Bald erprobte sie sich glänzend.
Diese Bursche, sie marschierten,
Exerzierten, manövrierten
Wie die Teufel. Doch vor allem
Affenmäßig flinkes Wesen
War, nicht Hexerei, die Kriegskunst,
Die von Sieg zu Sieg sie führte.
Leicht erkletterten die Mauern
Diese stürmenden Silvane,
Und zum Kampfgefild erwählten
Sie am liebsten Waldgebiete,
Wo sie in der Bäume Kronen

Wunderschnell zurück sich zogen
Und den Feind mit einem Hagel
Von Geschossen überhäuften.
Ihre Wachen, ihre Späher
Hingen mit den Wickelschwänzen
Auf der Bäume höchsten Ästen,
Auf der Türme höchsten Zinnen,
Kündeten mit grellem Aufschrei
Jegliche Gefahr von weitem.
Ausgezeichnet durch die technisch-
Mathematische Erziehung
Und durch die ererbte Kunst,
Umzugehn mit Wurfgeschossen,
Taten auch als Artillristen
Sie in offner Feldschlacht Wunder.
Doch das Schönste war der Anblick
Ihrer Reiterregimenter:
Da der Rosse sie entbehrten,
Ritt ein Satyr auf dem andern,
Und ein dritter auf dem zweiten.
Vor den Gardegrenadieren,
Zähnefletschenden Gorillas,
Nahmen Reißaus flugs die Menschen.
Kurz — die Faune triumphierten
In dem Land, wo die Kultur sie
Schlangen gleich genährt am Busen.
„König Langhand hoch der Erste!"
Scholl es nun durch ganz Lemurien,
Und aufs Haupt gedrückt dem Feldherrn,
Dem erprobten Schlachtenlenker,
Ward des Faunenreiches Krone.
Als verrauscht der Krönungsjubel,
Ausgeruht die tapfern Scharen,
Zog ins Feld zu neuen Kämpfen
Mit den Seinen König Langhand.
Und von Land zu Land gefesselt
Blieb der Sieg an seine Fahnen.
Schließlich galt's noch einen weiten
Länderstrich zu unterwerfen,
Der bewohnt von Indianern.

Diese rohen Völkerstämme
Konnten wohl in regelrechter
Kriegesführung sich nicht messen
Mit zivilisierten Streitern.
Doch sie kannten die Silvane,
Schier wie Brüder, aus den Wäldern,
Wo mit ihnen sonst verkehrt sie,
Waren wohlvertraut mit ihren
Sinnesarten und Instinkten,
Seltsamkeiten und Manieren.
Ungebildete Geschöpfe,
Wie sie waren, diese Wilden,
Hatten sie sehr wenig Achtung
Vor der Bildung, vor dem Wissen,
Dünkten sich auf alle Fälle
Noch den Affen überlegen,
Überlegen an Verstand
Und an Mutterwitz als Menschen.
Zuversichtlich so ersannen
Eine Kriegslist sie, die leider
Zu des edlen Satyrvolkes
Großem Schaden sich bewährte.
Tag für Tag abfingen schwärmend,
Lauernd, mit verwegner List sie
Sämtliche Proviantvorräte,
Bis im Faunenlager einriß
Eine Hungersnot voll Grausens;
Und dann plötzlich überfielen
Stürmend sie das Faunenlager;
Schrecklich war das Schlachtgeheul.
Aber vorbereitet trafen
Sie die Gegner. König Langhand
Hatte mit dem Generalstab
Seiner besten Feldgelehrten
Ausgegrübelt einen Schlachtplan,
Der gebaut war auf strategisch-
Taktisch-technisch-planimetrisch-
Hygrostatisch-hypsometrisch-
Akrobatische Prinzipien.
Während nun die schnell in Ordnung

Aufgestellte Satyrvorhut
Donnernde Kanonensalven
Abgab in die Reihn der Wilden —
König Langhand selbst entrollte
Das Panier des Faunenreiches —
Schleuderten und rollten jene
Riesenkörbe, vollgefüllte,
In die Reihn der Waldgottheiten . . .
Starr und ehern stand die Phalanx
Unsrer neuen Herrn der Erde —
Nur in den Gesichtern zuckt' es
Mit entsetzlichen Grimassen —
Einen Augenblick so standen
Unbeweglich sie . . . doch plötzlich
Lösten sich der Waldgottheiten
Reihn in greulicher Verwirrung:
Und sie warfen hin die Flinten,
Warfen hin die stolzen Fahnen,
Ließen ab von den Lafetten,
Liefen, wütend einzubeißen —
Mitten drunter König Langhand —
In den weitumher verstreuten
Inhalt jener Riesenkörbe;
Balgten grinsend, zähnefletschend,
Sich um Mandeln, Datteln, Feigen,
Ananasse, Kokosnüsse.
Aber alle diese Früchte
Waren arg versetzt mit Giften,
Scharfen Säften, Koloquinten;
Und indes die Waldesgötter
Heulend sich vor Leibweh krümmten,
Stürzten die vertierten Wilden
Über sie sich her mit Stöcken,
Schlugen tot sie unbarmherzig . . .
König Langhand einzig wurde
Nicht getötet, nur gefangen
Und für schnödes Geld verhandelt
An den wandernden Besitzer
Einer großen Tierschaubude.
Dieser ließ vor Menschenpöbel

Künste machen den Gefallnen.
Was Verstand war, hohe Bildung,
Wurde von der Gaffer blödem
Schwarme für Dressur genommen
Und entweiht durch Beifallsgrinsen.
Tief empfand der Schicksalswendung
Schmach der Held im tiefsten Innern.
Schwermutsvoll am Schwanze nagend,
Wie gefangne Faune pflegen,
Dacht' er oft der Zeit, wo er noch
Nichts war als ein wohlgenährter
Heil'ger Affe zu Benares.
Und noch lieber sich versenkt' er
In Erinnrungen der frühsten
Muntern Affenkindheit, wo er
Nichts war als ein Affe schlechtweg.
Doch dann faßt er stolz sich wieder
Und gelobt, ob auch geraten
Ins Verderben durch die Bildung,
Mannhaft doch, da er nun einmal
Sich zu höherm Sein erschwungen
Durch die Bildung, Wert und Würde
Einst'ger Größe zu behaupten,
Und verhängter Schmach entfliehend,
Hochgemut den Tod zu suchen.
Und von Stund an keine Speise
Mehr berührt' er, trotzte schweigend
Selbst den Drohungen und Prügeln
Seines mitleidslosen Zwingherrn.
Eines Morgens fand ihn dieser
Regungslos im Käfig sitzend,
Grinsend mit verglasten Augen,
Aber würdevoll. Gedenkend,
Was mit ihm nun ging zu Grabe,
Hatt' er es verschmäht, auf vieren
Hingestreckt zu ruhn im Sterben,
Wie ein andres Waldgetier.
Und so saß er tot und aufrecht,
Wie der Kaiser Karol sitzt
In der Kaisergruft zu Aachen.

---

# Achter Gesang.

## Im neuen Israel.

Muse, die du Polka tanzest
In vierfüßigen Trochäen
Vor den Augen des blasierten
Deutschen Publikums nach meiner
Sehr bescheidnen Pfeife, die ich
Aus dem Röhricht des Parnasses
So für mich zurechtgeschnitten —
Gott erhalte dir den Odem!
Zu berichten gilt's die letzten,
Gilt's die größeren, die höhern,
Die entscheidenden Geschicke
Unsres Helden, des Homunkels.
Armer Munkel! Viel erduldet
Hat er im bisher'gen Dasein,
Viel gewonnen, viel verloren,
Bittern Undank viel geerntet,
Schmählichen Verrat erlitten,
Sich gesellt ein übermenschlich-
Reizend, übermenschlich-kluges
Nixenweib, und es verloren
An den Tölpel Leo Hase.
Ärmster Munkel! Traun zu wünschen
Ist's, daß endlich er ein schönes,
Hohes, festes Ziel erreiche,
Oder daß er Ruhe finde.
Jenes Ziel, das er verfolgt,
Glanz ist's, Größe, Ruhm und Herrschaft,
Und vor allem: der Triumph
Des Homunkeltums auf Erden.
Ach, schon fühlt er sich ermattet
In dem Streben, in dem Ringen
Nach dem Übermenschlichen,
Will verzweifeln an dem Sterne,
Der geleuchtet seinem Ursprung.
Plötzlich aber beut noch einmal

Ihm durch eine große Wendung
In dem jüngsten Völkerleben
Winkende Gelegenheit sich,
Kühn zu trachten nach dem Höchsten.
  Zu derselben Zeit geschah es,
Daß den Christen wieder einmal
Nicht gefiel der Juden Nase,
Die gekrümmte Judennase,
Und man hörte plötzlich wieder
Von verschwundnen Christenkindern,
Die geschlachtet ohne Zweifel
Waren von Israeliten
Zu geheimen Kultuszwecken.
Gegen den bekannten foetor
Judaeorum war man plötzlich
Außerordentlich empfindlich
Wieder und nervös geworden.
Und man glaubte zu entdecken,
Dieser unleugbare foetor
Judaeorum sei der faul'ge
Ausfluß dessen, was man neustens
„Korruption" zu nennen liebte.
Je nun, der Geruch ist alt,
Stammt schon aus dem Paradiese,
Wohin ihn gebracht die Schlange,
Wenn zu glauben ist der Bibel . . .
  Zur Entäußrung des Geruches
Ward dem Judenvolk die Taufe
Von den Christen warm empfohlen.
Je entschiedener die Christen,
Aufgeklärt, sich selbst vermaßen,
Christen nicht mehr sein zu wollen,
Desto dringender verlangten
Sie von Juden, es zu werden.
  Und so sahen plötzlich wieder,
Wie so oft schon, die Hebräer
Sich vom Nimbus intressanter
Dulder, Märtyrer, umflossen.
Und es gab nun wieder etwas
Für die nächsten Menschenalter

Zu erlösen, zu befreien,
Unterdrückten Menschenrechten
Neu zum Siege zu verhelfen.
  Endlich stieg so hoch im Westen
Gegen Israel der Unmut,
Daß mit feierlichem Urteil
Man, und Parlamentsbeschlüssen,
Für Heloten sie erklärte,
Sie zu zwingen so zur Heimkehr
Nach dem Land, woher sie stammten,
Nach dem fernen Palästina.
  Mit geheimen Sympathien
Sah sich hingezogen Munkel
Zu dem unterdrückten Volke.
Jüd'scher Sinn und jüd'sches Wesen,
Jüdischen Verstandes Schärfe,
Ätzende, wie Scheidewasser,
Jüd'sche dreist-verschlagne Tatkraft,
Und noch manches andre Jüd'sche
Stand, so dünkt es ihn, erheblich
Nahe seinem eignen Wesen,
Nahe dem Homunkulismus.
Ei, wie wär's, wenn er's versuchte
Nun zuletzt noch mit den Juden?
Außerordentliche Gaben
Dieses auserwählten Volkes
Schienen Großes zu verbürgen,
Schienen viel ihm zu versprechen
Für die hohen, großen Ziele,
Die er steckte seinem Wirken.
  Und in seine Träume mischten
Sich Idole neuer Größe,
Neuen Ruhmes, neuen Glanzes.
Sich gefeiert als Messias
Träumt' er eines weltzerstreuten,
Arg geschmähten, arg bedrängten,
Doch durch ihn aufs neu' vereinten,
Neu zur Macht gelangten Volkes.
  Von so goldnem Traum gestachelt,
Predigte den Juden Munkel

Eines neuen Heiles Botschaft:
Heimkehr nach dem schönern Osten!
Gründung eines neuen Reiches
Israel, bestimmt, die ganze
Welt am Ende zu umfassen,
Sie vom sichern Heimatboden
Aus aufs neu' zu unterwerfen.
„Kinder ihr des Morgenlandes!“
Rief er mit beredten Worten
Ihnen zu, „was säumt ihr länger?
Braucht es doch nur eines Blickes,
Eines Blicks in eure Züge,
Eines Blicks auf die Gestaltung
Außren Wesens, Gang und Haltung,
Um zu sehn, daß ihr Verbannte,
Fremdlinge hier seid im Westen!
In des Westens Tracht gewährt ihr
Einen Anblick, gleich als schaute
Man der Bibel Patriarchen
Karikiert, gezwängt in Fräcke,
Und in steifen Filzes Röhren
Schnöd' gepreßt die würd'gen Häupter!
Traun, ein krummgenaster Jüngling
Eures Stamms, mit Säbelbeinen,
Welcher schlottrig-unbeholfen
Hin in europä'schem Leibrock
Torkelt und in knappen Hosen,
Wird als Märchenprinz erscheinen
In des Orients Gewandung!
In des Orients Gewandung,
Traun, wird sicherlich, der Spötter
Wort zum Trotz, auch nicht im Alter
Je ein ‚schönster‘ Jude ‚schäbig‘!
In des Orients Gewandung
Wird das Häßlichste auf Erden,
Eine alte Jüdin mein' ich,
Würdig als Matrone glänzen,
Und das Schönste, was es gibt,
Eine junge Jüdin mein' ich,
Wird die Welt unwiderstehlich

Wie Kleopatra bezaubern,
Wie Semiramis erobern!“
  Dies und andres zu bedenken
Gab den lauschenden Hebräern
Munkel, und sie machten endlich
Sich vertraut mit dem Gedanken,
Heimzupilgern nach den Stätten
Ihrer einst'gen Macht und Blüte,
Ihrer gottgeliebten Heimat:
Freilich mehr als Munkels Worten
Mitleidslosem Zwange weichend.
Denn von Tag zu Tage grimmer
Waren über dem Bedrängten,
Dem Hebräer, her die Christen,
Wie Philister über Simson.
  Schließlich spielte man den größten,
Letzten Trumpf aus gegen Israel:
Insolvent erklärte kurzweg
Eines Tags die Christenwelt sich
Den Hebräern gegenüber.
Längst schon war man ihnen schuldig
Mehr als man bezahlen konnte.
Dieser Schlag, der letzte, schwerste,
Diese Katastrophe, dieser
Bankerott des Christentumes,
Gab den Ausschlag für die Juden:
Sie entschlossen sich zum Auszug.
  Übertrat zum Judentume
Munkel jetzt, ließ sich beschneiden,
Nannte Gotthold Ephraim Munkel
Sich, und als des Auszugs Führer
Wählten ihn die Abramssöhne;
Denn wie er zu ihnen, fühlten
Sie zu ihm sich hingezogen,
Ahnten, daß er ihnen nahe,
Zwar nicht Blut von ihrem Blute,
Zwar nicht Fleisch von ihrem Fleische,
Zwar nicht Herz von ihrem Herzen,
Aber Geist von ihrem Geiste.
  Moses, Xenophon, Firdusi,

Hermann Lingg und Dahn und Jordan,
Große Menschenherdentreiber,
Große Völkerzugsbeschreiber,
Müßten mir den Griffel leihen,
Um des auserwählten Volkes
Exodus zu schildern würdig!
„Fahre hin, du undankbare,
Schnöde Welt der Europäer!“
Also riefen, rückwärts blickend,
Von des Mittelmeeres Borden
Die im Zug geeinten Scharen:
„Weh' euch, gier'ge Judenfresser!
Traun, ihr werdet's noch erleben:
Leicht ist's, Juden zu verschlingen,
Aber schwer, sie zu verdauen!“
Tausend Wimpel führten flatternd
Das Semitenvolk meerüber:
Ebensoviel Lastfahrzeuge
Schleppten hinter ihnen her sich
Mit den unbezahlten Wechseln.
Ernst, schier traurig anzusehn war
Des Hebräervolkes Auszug;
Um so glorreicher der Einzug
In die Stadt Jeruscholajim.
Festlich schimmerten die Zinnen,
Jedes Haus und jede Pforte
War geschmückt mit Palmenzweigen,
Blumenüberstreut die Gassen.
Pauken, Zimbeln, Harfen klangen,
Jünglinge und Jungfraun tanzten,
Alte Juden sangen Psalmen.
Älteste des Volkes ritten
Auf Kamelen an des Zuges
Spitze — unter ihnen Munkel
Auf geschmücktem Dromedare.
Neben Munkel in dem Zuge
Ward geführt, seltsamen Ansehns,
Gleichwie im Triumph der alte
Ahasver, der ew'ge Jude.
Nicht geruhet hatten seine

Stammgenossen vor dem Auszug,
Bis sie seine Spur gefunden,
Ihn bewogen, mitzuwandern
Nach dem heil'gen Heimatlande.
Auf ihn blickten sie mit Stolz,
Hielten ihn in hohen Ehren,
Als das Bild, das fleischgewordne,
Der Unsterblichkeit, der zähen
Kraft des Stammes Israel.
Schön geschart und schön gesondert,
Schier in endlos langen Reihen,
Zogen alle die verschiednen
Zünfte, Ordnungen und Stände
Israels mit ihren Zeichen
Und Standarten und Emblemen.
Erstlich die der Schacherjuden,
Schwere Bündel auf den Rücken,
Dann der Schwarm der Wucherjuden;
Ihr Emblem auf lichtem Banner:
Shylocks Fleischpfund in der Wagschal'.
Dann der Schwarm der Börsejuden;
Ihr Emblem: Fortunens Kugel
In Gestalt von einer Bombe,
Welche platzt mit einem Krach.
Dann die glanzvoll-stolze Gruppe
Mauschelnder Finanzbarone,
Sich um Rothschilds, des Erlauchten,
Goldene Karosse scharend;
In den Wappenschildern führten
Einen blanken Ritterhelm sie
Über einem schweren Geldsack.
Und dann kam der unabsehbar
Lange Schwarm der Zeitungsjuden —
Dann der Schwarm der Kunstsemiten
Und der Litraturhebräer,
Krit'schen Lorbeer in den Locken —
Dann ein Nachtrab buntgemischter,
Herrenloser Judenknaben,
Draller, schmucker Judendirnchen,
Schmutz'ger Judenhökerinnen,

Und so weiter, und so weiter.
  Unermeßlich so bewegte,
Schön geordnet, schön gesondert,
Des erwählten Volkes Einzug
Durch die Gassen sich der schönen
Palmenstadt Jeruscholajim.
Ach, wer zählt, wer nennt sie alle,
Die in diesem Zuge glänzten?
All die Gold- und Silbermänner,
Lilien- und Rosenzweige,
Und die Pinkeles und Pork'les,
Hündchen-Reis und Vögle-Ochs,
Schnapper-Elle und dergleichen,
Ganz zu schweigen von noch größern,
Von noch weit berühmtern Namen?
  Tags darauf erwählte Munkel
Man zum Könige der Juden.
Längst ja hatte man im Volke
Ihn erkannt als den verheißnen,
Spät zwar, aber endlich doch
Nun gekommenen Messias.
Wunderbare Schicksalswendung —
Der Homunkel auf dem Throne!
  Schon erwog sein Geist die Frage
Einer würdigen Genossin
Seines Thrones, seines Lagers,
Der Begründung eines edlen,
Eines königlichen Samens.
  Da kam eines Tages fernher
In die Stadt Jeruscholajim
Eine Schar von frommen Pilgern,
Christenpilgern aus Europa,
Die zum Heil'gen Grabe wallten.
Und es wollte das Verhängnis,
Daß zur selben Stunde Munkel
Eben stand am Heil'gen Grabe,
Es besichtigend, bedenkend,
Ob es zieme, Christenunfug
Irgend ferner noch zu dulden
In dem neuen Israel —

Als der Pilgerzug herankam,
Andachtsvoll im Heiligtume
Auf die Knie hin sich werfend
Und in Andacht fromm versinkend.
  Unter ihnen fielen Munkels
Blicke auf ein schönes, blasses
Frauenantlitz, und er meinte,
Daß er's irgend schon gesehen.
Forschend mustert er die Züge
Dieses Weibes — neckt ein Traum ihn?
Himmel! Diese schöne, blasse,
Fromme Pilgrin, ist's nicht Lurlei?
„Ist sie's wirklich, meine Nixe?"
Spricht er bei sich; „wie erkund' ich's?"
Spähend schielt er nach dem Saume
Des Gewandes, ob er feucht sei.
Feucht nicht ist er, doch voll Staubes.
Dennoch ist's die Nixe; rheingrün
Schimmern ihre schönen Augen,
Unvergeßlich dem, der einmal
Sah in echte Nixenaugen.
  In der Tat, sie ist's, ist Lurlei.
Mittlerweile fromm geworden
War das unstet-wandelbare,
Ruhelose Frauenwesen,
Seit hinweg von Munkels Seite
Sie gefolgt dem löwenherz'gen
Sieger, dem Rebellenführer.
  Lurlei — Munkel — Aug' in Auge —
Sie gekrönt den Gatten schauend
Mit des Judenlandes Krone,
Er das Weib in ihr erblickend,
Das, wie keins, für ihn geschaffen,
Übermenschlich wie er selber —
Konnten aneinander fremd sie,
Feindlich ganz vorübergehen?
  Stumm hinweg vom heil'gen Orte
Winkt er sie, und sie, sie folgt ihm,
Und erzählt ihm ihres Schicksals
Wandlungen, die jüngst erlebten.

„Nach Amerika gegangen
War ich“ — so berichtet Lurlei —
„Mit dem kühnen Freischarführer
Leo Hase — der, du weißt es —
Bei des Amazonenlagers
Überfall in Eldorado
Keck mich zur Gefangnen machte,
Und der nun jenseits des Meeres,
Auf der Freiheit, auf der Gleichheit
Festem Grund als reicher Pflanzer
Alsbald eine Rolle spielte.
Und nicht schlechte Hoffnung hatt' er,
Präsident einmal zu werden
Des glorreichen Yankee-Freistaats.
Doch darauf bei ihm zu warten,
Mangelte Geduld und Lust mir,
Denn entartet zum Philister,
Mäkler, trocknem Ziffernmenschen,
Schien er mir, zum kecken, rohen,
Geldstolz-aufgeblasnen Dickwanst.
Ein paar Jährchen dann am Salzsee
Lebt' ich im Mormonenstaate,
Als die erste, angeseh'nste
Von den Fraun des vielbeweibten
Ehrwürd'gen Mormonenhäuptlings.
Grille war's und Sporn der Neugier!
Auf das Studium der Ehe
Warf ich mich — dann trieb zu wirken
Mich aufs neu' der Drang ins Weite.
Mein Geschlecht wollt' ich befreien
Aus dem Sklavenjoch der Männer,
Aus dem Sklavenjoch der Treupflicht.
Doch gebrochen kann es werden,
Dieses Sklavenjoch, das schnöde,
Nur durch gleiches Recht der Frauen
Mit den Männern auf die Arbeit.
Und so trat für dieses Recht ich
Kühnlich kämpfend in die Schranken.
Doch die Männerwelt, sie fluchte:
‚Langt die Arbeit für uns Männer

Knapp nur aus, wie soll sie langen,
Wenn nun gar davon den halben
Teil für sich die Weiber heischen?'
Als nun so ich an dem wilden,
Rohen Eigennutz der Männer
Sah gescheitert mein Bemühen,
Sagt' ich Lebewohl dem Westen."
„Und bist seither fromm geworden?"
Scherzte Munkel, bitter lächelnd.
„Bist in heil'ger Herzensregung
Nach Jerusalem gepilgert?"
„Warum nicht?" versetzte Lurlei.
„Ist doch solcher Herzensantrieb,
Pilgernd nach den Gnadenorten,
Sein Gemüt, das wilderregte,
Zu beschwicht'gen und dem Dasein
Neuen Wechsels Reiz zu leihen,
Häufig just bei Fraun von ‚Welt',
Heldinnen der ernsten, heitern
Bühne —"
„Schönen Sünderinnen
Überhaupt!" fiel hier ins Wort ihr
Munkel. „Schöne Sünderinnen,
Freilich, ach, sie haben alle
Manchmal solche fromme Regung!"
„Öfter als du denkst," versetzte
Lurlei, „ist's mit solcher Regung
Ernst den schönen Sünderinnen!"
„Ernst auch den geborenen Nixen?"
Fragte Munkel, spöttisch lächelnd.
„Den gebornen Nixen, welche
Die Natur der Nixe schützt
Vor dem Altern, dem Verwelken?"
„Ernst auch den gebornen Nixen,
Wenn sie menschlich angekränkelt!"
Gab zurück die fromme Pilgrin.
Seltsam ernsten Tons, gesenkten
Hauptes sprach sie diese Worte.
„Diesmal führte dich", warf Munkel
Leicht und neckisch hin, „vielleicht doch

Ein klein wenig auch die Sehnsucht,
Unbewußte Sehnsucht, einmal
Wieder einen Freund zu sehen,
Einen alten Freund — zumal er
Eine Königskron' inzwischen
Sich errang. Ist Kronengold nicht
Goldnen Erzes beste Sorte?
Goldnen Erzes, das wir lieben?"
Lächelnd sprach er's, lächelnd zuckte
Anmutreich statt aller Antwort
Sie die feinen Nixenschultern . . .
Mit Sarkasmen züchtigt Munkel
Fürder noch die Ungetreue.
Doch sie läßt die Wasserkünste
Perlenlichter Tränen spielen,
Und des Zürnenden Gemüte
Stimmt gemach sie zur Versöhnung.
In die Rechte seiner Gattin
Sie noch einmal einzusetzen
War nach reifer Überlegung
Er des andern Tags entschlossen.
Und sie tut mit Mund und Augen,
Oft getäuscht, nun welterfahren,
Das Gelöbnis, auszuharren
Fernerhin bei ihm getreulich.
Jüdin wird nunmehr auch Lurlei.
Vorstellt Munkel seinem Volke
Sie als angetraut-verlorne,
Wieder nun gefundne Gattin!
Und sie sitzt fortan mit ihm
Glorreich auf dem Stuhle Davids!
Wundersame Schicksalswendung —
Der Homunkel auf dem Throne!
Eine Krone trägt die Nixe!
Aber nicht zum müß'gen Träger
Einer Krone nur berufen
Fühlt sich Munkel. Mehr als König,
Traun, Messias muß er werden,
Ja, Messias seinem Volke.
Wächst der Mensch mit seinem Zweck nicht,

Wie das Haus wächst mit der Schnecke?
Ein Messias will er werden,
Ein Messias des Verstandes,
Und mit besserem Erfolge
Als der arme Galiläer,
Der Messias war des Herzens,
Und den Lohn am Kreuz gefunden.
„Dieser weiche Mensch," so sprach er,
Leichthin spottend, „welcher Liebe
Predigte und nichts als Liebe,
Taugte nicht zum Judenkönig,
Und zuviel Gemüt, zuwenig
Geist besaß er zum Messias!"
Um den angebornen Scharfsinn
Seiner Juden auszubilden,
Gründet Munkel eine Schule,
Eine hohe Schule, welche
Echte Lebensklugheit lehren
Und erneuern soll die Feinheit,
Die Spitzfindigkeit des Talmud,
Doch nur in modernem Geiste
Und auf praktischem Gebiete.
Er verkündete die Botschaft
Eines dritten Testamentes,
Zur Ergänzung, zur Erklärung,
Zur Erfüllung jener andern
Beiden alten Testamente.
Auf sotanem Weg gelangte
Der elektrisch-kritisch-prakt'sche
Sinn des Judenvolks zu höchster,
Nirgend sonst erreichter Blüte.
Doch, was half's? Dem ungeheuren
Können ward zu eng die Schranke
Der Betätigung, des Wirkens.
Unter sich, auf sich beschränkt nur,
War das Judentum ein Deckel
Ohne Topf; es konnte keiner
Je den andern überlisten,
Denn gleich pfiffig waren alle,
Alle dreist und ohne Skrupel.

Keiner borgte Geld vom andern.
Rothschild schlich verarmt, als Schnorrer
Abends heimlich durch die Gassen.
Die gewiegt'sten Rezensenten
Hatten nichts zu rezensieren,
Und die beißendsten der Spötter
Nichts zu spotten, nichts zu beißen.
Heller gähnte, Spitzer nagte
An der Feder; Herrn Fritz Mauthner
Fehlt' es an „berühmten Mustern",
Und in rasender Verzweiflung
Zehrend an dem eignen Nichts,
Parodierte er sich selber.
So zu einem großen Ghetto
Ward die Stadt Jeruscholajim,
Allwo käuferlos ein Weltmarkt
Schimmelte von alten Hosen.
Sein gelangweilt Volk aufs neue
Zu beschäft'gen, zu beleben,
Gründet Munkel eine „Waren-
Und Realitätenbörse"
Größten Stils, in welcher alles
Ward gekauft, nur um es wieder
Zu verkaufen; täglich wurden
Da geschaffen „neue Werte",
Flogen spielballgleich von einer
Hand zur andern, und da niemand
Fragte nach dem Wert in Wahrheit,
Sondern nur nach Hausse und Baisse,
Wurden schließlich Knöpfe, Scherben,
Roßkastanien, Rattenschwänze,
Rost'ge Nägel, ja sogar auch
Die hierher nach Palästina
Mitgebrachten unbezahlten
Wechsel auf den Markt geworfen,
Und sie hatten ihren „Kurs".
Dieses Börsenspiel belebte
Zwar den Spekulationsgeist
Und beschäftigte den Scharfsinn,
Gab Gelegenheit zu manchem

Schönen glänzenden „Manöver",
Diente aber doch im ganzen
Mehr zum Sport und zur Zerstreuung
Der Gemüter, als zur Fördrung
Des Nationalwohlstandes.
  Schlimmer ward's, Unfrieden folgte
Der Verkümmrung. Israel
War ein Magen, welcher drohte
Bald sich selber aufzuätzen,
Weil für seine scharfen Säfte
Ihm gebrach der Stoffe Zufuhr.
  Und zu murren nun begannen
Schon die Juden, ungesund sei
Dieses Aneinanderkleben;
Fanden schließlich unerträglich
Ihre eigne konzentrierte
Oriental'sche Hautausdünstung,
Sehnten sich hinaus ins Freie,
Sehnten sich hinaus ins Weite.
Ihre besten Dichter sangen,
Harften alte Trauerweisen,
Welche stammten aus den Zeiten
Des Exils in Babylonien.
  Rothschild fiel nun gar in Irrsinn,
Schwor dem Einmaleins ab,
Warf sich auf die Kabbala,
Schwatzt' apokalypt'schen Unsinn
Auf dem Markt und an der Börse,
Gab sich aus für den Propheten
Jeremias, ward als toller
Bettler von dem Volk gemieden.
  Auf den alten Ahasverus
Blickten seine Stammgenossen,
Wie vordem mit Stolz und Ehrfurcht,
Jetzt mit scheelen, düstern Augen:
Ach, des Stamms unsterblich Leben,
Dessen Bild in ihm sie schauten,
Allgemach zum Fluche schien es
Ihnen allen nun zu werden;
Müde Wandrer dünkten sie sich

Alle nun, und sie erfaßte
Überdruß am Erdendasein.
Andrerseits begann des Westens
Welt auch wiederum allmählich
Ihre Juden zu vermissen.
Schien es doch nunmehr zu fehlen
Allenthalben an dem rechten
Sauerteig im Völkerleben!
Öde waren alle Börsen,
Lahm der Schwung des Spekulierens,
In der Tagespresse machte
Bald ein Mangel an Reportern,
Unverfrorenen, sich geltend.
Überhand nahm ganz entsetzlich
Kunst und Poesie; die Mäuse,
In Abwesenheit der Katzen,
Tanzten auf dem Musenberge.
Um sich griffen bald nicht minder
Auch gewisse Hautkrankheiten,
Weil die besten Spezialisten
Dieses Faches jetzo fehlten.
Lebenslust'ge junge Leute
Dachten seufzend der Hebräer.
Gänzlich auch verkamen manche
Völkerschaften, und zutage
Trat es, daß sie ohne Juden
Leben nicht noch sterben konnten.
Stimmen machten schon sich geltend,
Welche die Zurückberufung
Des Hebräervolks verlangten.
Langeweil' und Unmut wuchsen
Unterdessen in der heil'gen,
Schönen Stadt Jeruscholajim,
Und ihr Opfer sucht' in Munkels
Haupt des Volkes üble Laune.
Was im Innersten zuletzt noch
Gegen ihn das Volk empörte,
War, daß er, um es des Stumpfsinns
Schnödem Banne zu entreißen,
Es gespornt zu großen Taten,

Zugemutet ihm, die Welt sich
Mit dem Schwerte zu erobern.
Hatt' er nicht den Sieg versprochen
Ihnen, und der Welt Erobrung,
Durch des Geists blutlose Waffen,
Durch die Klugheit, des Verstandes
Übermenschlich hohen Aufschwung?
Und was war daraus geworden?
Heimlich gärend erst, gelangte
Die Verschwörung rasch zum Ausbruch;
Auf ein feiges Häuflein schmolzen
Ihm zusammen die Getreuen.
Es erstürmen die Rebellen
Seine Zionsburg, die neue,
Werfen ihn in Kerkermauern.
Man verurteilt ihn zum Tode:
Und durchs Schwert nicht soll er enden,
Nicht durch Henkerstrick, durch Fallbeil
Oder Blei nach fremdem Brauche,
Nein, gekreuzigt soll er werden
Nach uralter Landessitte.
Und man führt zum Marterholz ihn,
Welches für ihn aufgerichtet;
Außerhalb der Mauern einsam
Ragt an hochgelegnem Orte;
Und mit ausgestreckten Händen
Wird er, ausgestreckten Füßen,
Festgebunden an die Balken.
Da verbreitet von der Stadt her
Wie im Flug sich eine Botschaft
In dem Schwarme der Hebräer,
Die das Kreuzgerüst umstanden;
Eine Botschaft, welche wachruft
Unbeschreibliche Erregung
Im gesamten Judenvolke,
Daß es wie ein Ameishaufen,
Welchen aufgestört ein Steinwurf,
In unsäglicher Verwirrung
Hastend durcheinander wimmelt —
Nur so lautlos nicht, nein, lärmvoll,

Schreiend, kreischend, krächzend, tobend.
 Abgesandte von des Westens
Völkerschaften sind gelandet,
Einzuladen die Hebräer,
Nach Europa heimzukehren.
Gleichberechtigung geboten
Wird aufs neu' den Ausgestoßnen,
Unter der Bedingung einzig,
Daß die Wechsel, die in Händen
Annoch sind der Abramssöhne,
Lautend auf des Westens Völker
Christlichen Geblüts, für immer
Sei'n vertilgt, verbrannt, zerrissen
An dem Tag der Wiederkehr.
 Raserei befällt das ganze
Israel bei dieser Botschaft.
Einen Purzelbaum schlägt Rothschild,
Alle folgen seinem Beispiel.
Ungesäumt dem Ruf gehorchen
Wollen sie im Übereifer.
Welch ein tolles Springen, Tänzeln,
Welche drolligen Gebärden!
Nicht ein Tag, nicht eine Stunde
Soll verloren sein — das ganze
Judenvolk stürzt wie besessen
Sich hinab zum Meeresstrande
Mit der aufgerafften Habe. — —
 Munkel ist allein geblieben,
An dem hohen Kreuze hangend;
Von der lichten Höhe Gipfel
Auf die Szene blickt er nieder.
Niemand kümmert sich um ihn mehr!
Er ist tot, er ist verlassen,
Ist vergessen, ist verschollen.
 Nacht inzwischen ist's geworden,
Doch der Mond ist aufgegangen;
Munkel sieht die heimatmüden,
Ungetreun, verräterischen
Bürger seines jungen Reiches
Ihren Weg zum Meer verfolgen,

Sieht ein großes Feuer lodern,
Fern am Strand, von welchem hochauf
Rauch und Funken wehn zum Himmel,
Und in welchen sacht verflackert,
Sacht verknistert die papierne
Riesenschuld des Abendlandes . . .
  Hingeht also Stund' um Stunde,
Schaurig ist die Grabesstille
In der öden, weiten Runde —
Munkel hängt am Kreuz verlassen,
Ist vergessen, ist verschollen;
Raben nur und Geier kreisen
Krächzend um das hohe Kreuz.
  Jetzo aber von dem grauen
Felsen in des Mondes Dämmer
Löst das Bild sich eines Greises:
Uralt, runzlig Wang' und Stirne,
Trocken gelb die Haut wie Leder,
Geisterhaft, phosphorisch flimmert
Seines langen Haares Silber.
Nur die beiden Augen glimmen
Wie zwei Kohlen in der grauen
Asche dieses Mumienleibes.
  Ahasverus war's, der müde,
Totvergeßne Weltdurchwandrer.
Unvermerkt zurückgeblieben
War in Munkels Näh' von allen
Juden einer noch — der ew'ge.
Unterm Kreuze steht er jetzt,
Blickt empor zu Munkel, schüttelt
Sacht sein Haupt, das glitzernd-weiße,
Flüstert dumpfen Tons die Worte:
„Will der Tod auch dich vergessen,
Armer Erdensohn da droben?"
  „Ja, er läßt mich", seufzte Munkel,
„Zwischen Himmel hier und Erde,
Zwischen Leben, Sterben schwebend
Hängen in der weiten Öde.
Alle haben mich verlassen,
Sind hinweg von mir gelaufen,

Ohne mir zuvor aus Mitleid
Noch den Gnadenstoß zu geben!"
War's ein Seufzen, war's ein Kichern,
Was vernehmen ließ mit sachtem
Schütteln seines Silberhauptes
Hier der greise Ahasverus?
„Ja, sie haben mich verlassen,"
Seufzt nach einer Pause wieder
Auf dem Marterholz der Ärmste;
„Ja, sie haben mich verlassen,
Die Erbärmlichen, die Wichte,
Dieser feige Judenpöbel!
Ich verachte sie und glücklich
Bin ich, daß sie mir ersparen,
Sei's im Leben, sei's im Sterben,
Ihren gottverhaßten Anblick!
Eines Wesens nur gedenk' ich,
Eines nur vermiß ich peinlich:
Meine Gattin, die zum Thronsitz
Ich erhoben, zur Genossin
Meiner Herrschaft, meines Glanzes.
Bin ich auch von ihr verlassen?
Bin ich auch von ihr vergessen?
Hat der schnöde Judenpöbel
Sie, auch sie geschleppt zum Tode?
Oder schmachtet wo im Kerker
Sie, verlassen und vergessen,
Wie ich schmachte hier am Kreuze?"
Wieder seufzt und kichert leise,
Dumpf, der greise Weltdurchwandrer.
Dann mit ausgestrecktem Arme
Weist er fernhin nach des Meeres
Saum hinab, wo in des Vollmonds
Hellem Licht ein weißes Segel
Gleitet sacht hinaus ins offne
Weite Meer . . .
„In jenem Fahrzeug",
Flüstert er, „in jenem Fahrzeug
Schifft ein unermeßlich reicher,
Edler Muselmann, ein Emir,

Heimwärts nach Konstantinopel.
Und in diesem seinem Fahrzeug
Gastlich hat er aufgenommen
Die verlaßne, die vergeßne
Schöne Königin der Juden.
Warst du doch zum Tod verurteilt!
Warst du doch ans Kreuz gehangen!
Hat als Witwe dich betrauert
Redlich, wie es ihr geziemte.
Und der unermeßlich reiche
Moslem, der sie sah auf seiner
Wanderfahrt durch Palästina,
Warb um sie, die schöne Witwe,
Und die Witwe, sie versprach,
Zu versuchen, ihn zu lieben.
Und nun bringt das Fahrzeug beide
Heimwärts gen Byzanz im Fluge!"
Einen Fluch, ein Wort des Schimpfes
Ausstieß Munkel; zürnend stöhnt' er:
„Dies der Dank für eine Krone,
Welche ihr durch mich geworden?
Dies der Dank für meine Duldung?
Dies der Dank für mein Verzeihen?
O wie konnt' ich mich entschließen,
Nochmals in den Mund zu nehmen
Diesen ausgeworfnen Bissen!
War ihr Wesen mir verborgen?
Kannt' ich nicht von Anbeginn sie?
Durft' ich Besseres versprechen
Mir von dieser schnöden Fischbrut,
Von der herzenskalten Nixe? —
Weißer Busen, schwarze Seele —
Volle Brust und leeres Herz! —
Ha, was ließ ich mich betören
Noch zuletzt vom heuchlerischen
Ernst der „welterfahrnen Pilgrin?"
Andre haben falsche Locken,
Falsche Busen, falsche Glieder:
Aber dieses Weib hat eine
Falsche S e e l e, die sie ablegt

In der Nacht, wenn sie allein,
Auf dem Tischchen der Toilette!
Keine Seele hatte sonst sie,
Jetzo hat sie eine falsche:
Zum Ersatze für die echte,
Die ihr die Natur versagte
In des Stromes feuchten Gründen!"
Zornentflammt so stöhnte Munkel.
Mitleidsvoll erbietet jetzo
Sich der Greis, die Hände, Füße
Munkels an dem Marterbalken
Aus den Banden zu erlösen,
Ihn vom Kreuze zu befreien.
Doch er schlägt das Anerbieten
Grollend aus und wünscht zu sterben.
„Ach," versetzt der ew'ge Wandrer,
„Könnt' ich tadeln, könnt' ich schelten
Einen, der mit mir die Sehnsucht
Teilt nach Ruhe — ew'ger Ruhe?
Ew'ger Ruhe — doppelt süß mir
Und verlockend, seit ich endlich
Ihren Vorgeschmack gekostet,
Durch das seltsamste der Wunder,
Seltsamste der Abenteuer,
Welche mir bisher begegnet
Auf der langen Lebensirrfahrt!"
Seufzend und gleichwie versunken
In schwermütiges Erinnern,
Eine Weile schwieg der Alte,
Und von neuem dann begann er:
„Hundert Jahr nun mag es her sein,
Daß aus alter Todeslust ich
Mich, und eitler Todeshoffnung,
In den Schlund des Ätna stürzte.
Doch des Berges Flammenkrater
Reicht hinab ins Bodenlose:
Als ich nun vom Kraterrande
Stürzend fiel, und fiel, und fallend
Kam zum Mittelpunkt der Erde,
Wo das Zentrum ist der Schwerkraft,

Jenes Zentrum, das nach **einem**
Punkt von überall her an sich reißt
Jedes Erdending und festhält,
Nicht mehr weiter, selbstverständlich,
Konnt' ich fallen: schwebend hing ich,
Frei, wie Mohams, des Propheten,
Sarg im Tempelraum zu Mekka.
Ein Jahrhundert lang so blieb ich
Schwebend hängen — nicht verhungern
Konnt' ich, ach, ich Unglücksel'ger,
Nicht verdursten, nicht verderben,
Bis zuletzt ein neuer Ausbruch
Mich des Innersten der Erde
Durch des Feuerberges Krater
Warf nach oben, mich zurückgab
Neuerdings der Oberwelt
Und dem schalen Erdendasein.
 Habe mich die hundert Jahre
Doch 'mal gründlich ausgeschlummert,
Tief im dunklen Schoß der Erde,
Lebend eingesargt, begraben
In dem einzig unbewegten
Zentrum aller Erdendinge,
Wohin alles strebt voll Unrast,
In der Gruft, der allerstillsten,
Die mir einen Vorgeschmack gab
Von der unterweltlich süßen
Rast des Todes und des Nichtseins!
 In der Tat, ich hatt' es nötig,
Einmal so mich auszuschlummern!
Spür' ich doch das Alter endlich
Auch allmählich in den Gliedern!
Meine Wanderfüße wollen
Nicht so munter mehr mich tragen!
Bin nicht mehr so frisch, so rüstig
Wie in den vergangnen Zeiten,
Wo aus reinem Übermut ich,
Auf des Niagarafalles
Höchsten Wogengrat mich setzend,
Hundertmal so nacheinander

Von dem brausend-wilden Flutschwall
Mich ließ strudeln in die Tiefe;
Oder wo ich mir die Adern
Aufschnitt, die zu heiß pulsierten,
Und, um kühl da zu verbluten,
Mich hinunterwarf vom Felsstrand
In die Flut des roten Meeres —
Damals hieß es nicht das rote,
Sondern ward erst so geheißen,
Als es rot von meinem Blute
War auf lange Zeit geworden . . .
Vierzig Wochen lang verblutend
Lag ich schwimmend auf den Wogen;
Wohl bekam der Aderlaß mir,
Ach, in frischer, toller Jugend!"
  Also sprach der ew'ge Jude,
Sprach der greise Ahasverus,
Streckte dann sich unterm Kreuze
Seufzend hin zum mächt'gen Schlummer.
  Aber auch der Schlummer flieht ihn
Wie der Tod, und in Betrachtung
Sinkt er tief bei Munkels Anblick.
„So auch," denkt er, leidvoll sinnend,
„So wie dieser Mann am Kreuz hier
In der grabesstillen Öde,
Werd' auch ich des Daseins Schrecknis
Ganze Trauer erst ermessen,
Wenn ich übrig einst geblieben
Als der letzte Mensch auf Erden,
Wenn um mich die Sterne kreisen
In der schauerlichen Stille
Des verlaßnen Erdenrundes.
Werden mit dem Erdenstaub dann,
Wenn der Erdenkloß verwittert,
Nicht verwitternd und zerstäubend
Sich doch auch am Ende mischen
Die Atome meines Wesens?
  Schlaflos wie der unterm Kreuze
War der Mann auch auf dem Kreuze
Tief versenkt in ernstes Sinnen.

Schaurig ist die Grabesstille
In der öden, weiten Runde;
Munkel hängt am Kreuz verlassen,
Ist vergessen, ist verschollen,
Raben nur und Geier kreisen
Krächzend um das hohe Kreuz.
Auf sein Leben einen Rückblick
Warf er und aufschlug er plötzlich
Hohnvoll eine bittre Lache.
„Käme doch nun mein Erzeuger,"
Dacht' er, „um am Kreuz zu sehen
Schmachvoll hier sein Meisterstück!
Er, der so beredt geflunkert
Von der glanzvoll-reichen Zukunft,
Welche für sein Werk noch schlummern
Sollt' im Zeitenhintergrunde!
Ha, nimm meinen Fluch zum Danke
Für den schalen Trank des Lebens,
Für den Quickborn, der mit so viel
Unerquicklichem verquickt ist!
Armer Prahler! Ha, was rühmst du
Mit so ungemeßnem Hochmut
Dich, daß aus den feinsten Stoffen
Mühevoll zusammen etwas
Du gestümpert von der schlechten
Töpferware, Mensch geheißen?
Ei, was bildest auf dein Schaffen
Du dir ein? Ward nicht dergleichen
Minder anspruchsvoll, doch besser
Und bezeichnender gestümpert
Längst aus Lehm, geworfnen Steinen,
Angestoßnen Eichenklötzen,
Drachenzähnen? Ward geschaffen
Nicht aus Adams Rippe Eva,
Und er selber gar aus nichts?
Mich erfaßt ein tiefer Ekel
Vor dem Dasein, vor dem Leben.
Ha, um welchen trunknen Gott,
Welchem schwindelt in der Leere
Der Unendlichkeit, des Nichts,

Dreht sich diese Welt so närrisch?!"
Wolken zogen vor den Mond sich,
Und noch tiefer ward die Stille
Um das Kreuz her auf der Höhe,
Und entseelt schien alles Leben.
Aber plötzlich durch die Stille
Drang der kurze Todesangstschrei
Eines Vogels, aus dem Schlummer
Aufgeschreckt vom Stoß des Falken ...
Ha, was ist das? Fern im Meer dort
Auftaucht ein gespenstig Fahrzeug,
Öde, schaurig, todeseinsam:
Rabenschwarz sind seine Segel,
Schwarz der Mast und leer der Bord —
Eines einz'gen Manns Gestalt lehnt
An dem schwarzen Mast wie einer,
Der an einen Pfahl gebunden.
Auf zum fahlen Monde blickt er,
Starr und wie entseelt, gespenstig,
Und im starren, düstern Blicke
Des gespenst'gen Seglers spiegeln,
Wie im Blick des Manns am Kreuze,
Alle Schauer sich des Lebens ...
„Alles Leben," ächzte klagend
Der Homunkel auf dem Kreuze,
„Ist es nicht ein wilder Angstschrei?
Vor dem Tod? Nein, vor sich selber!
Der gepredigt neues Leben,
Pred'gen möcht' ich jetzt das Nichtsein —
Möchte leben, weiterleben,
Nur um weitum in den Landen
Zu verkündigen das große
Evangelium des Todes!"
Morgenhauch beginnt erfrischend
Jetzt zu wehen um die Höhe.
Zu gewaltigem Entschlusse
Sind gereift im nächt'gen Grauen
Die Gedanken der Verzweiflung
In dem Geiste des Homunkels.
Mählich hatte doch indessen

Sich gesenkt ein leiser Schlummer
Auf das Haupt des greisen Wandrers,
Welcher unterm Kreuze ruhte.
Und in einem Traumgesichte
Meint' er schlummernd zu vernehmen
Eine wundersame Kunde:
Daß Erlösung doch ihm werden
Sollte noch, dem Wandermüden,
Und daß auf der Erde wandle
Einer, wunderbar geartet
In der Schar der Erdensöhne,
Auserlesen und berufen,
Jenen Fluch auf sich zu nehmen,
Jenen Fluch und jenes Erbe
Der Unsterblichkeit, mit welcher
Sich so lang' geschleppt der müde
Jude von Jeruscholajim.
  Aus dem Traum erwacht, und seufzend,
Daß es nur ein Traum gewesen,
Wendet sich der Greis zu Munkel,
Klagend, daß er weiter wandern,
Wieder weiter wandern müsse,
Während er so müde, müder
Sei als je und auf dem Gipfel
Angelangt der Todessehnsucht.
  „Müder als ich selbst," erwidert
Munkel, „müder als die Menschheit
Bist du nicht, o Greis — und dennoch
Bitt' ich jetzo dich, die Bande
Von den Händen, von den Füßen
Mir zu lösen — noch nicht sterben
Will ich, sterben nicht allein hier,
Wirken will ich noch und streben
Für Gedanken, die gereift sind
Diese Nacht in meinem Geiste!"
  „Ruhe, ruhe! Schweige, schweige!"
Flüstert mahnend Ahasverus.
  „Schweigen? Ruhn?" erwidert jener,
„Schweigen werd' ich, wenn ich ruhe,
Ruhen werd' ich nur im Grabe.

Reden ziemt dem Leben — Schweigen
Ist das große Recht der Toten."
Als herabgelangt vom Kreuze
Mit des Greises Hilfe Munkel,
Wanderten die beiden schweigend
Bis zum Klippenstrand des Meeres,
Zu erspähn, ob noch ein Fahrzeug
Sich da finde, fortzubringen
Sie aus dem verlaßnen Lande.
Aber öd', wie ausgestorben
Weithin war der Strand. Doch rastlos
Schreitet Ahasver, es folgt ihm
Sinnend jener. Da erschließt sich
Eine öde, schmale Felsbucht,
Und in dieser steht ein Fahrzeug
Regungslos. Es ist das tote
Meerschiff mit den schwarzen Segeln,
Mit dem schwarzen Mast, dem einz'gen
Mann an Bord, dem schattenhaften.
Munkel schaudert. Doch der stumme
Greis und der gespenst'ge Segler
Kennen sich, so scheint's; die Blicke
Beider streifen sich vertraulich.
Dem Gefährten winkt der Alte
Stumm, den Schiffsbord zu besteigen.
Dieser folgt. In grauer Dämmrung
Stößt vom Land das Geisterfahrzeug.

---

## Neunter Gesang.

## Sein oder Nichtsein.

Jenen tiefen nächt'gen Schauer
Alles Lebens, welchen Munkel
Mitempfunden, als er einsam
Hing am hohen Marterholze
Dort auf ödem Bergesgipfel

In der schauerlichen Mondnacht —
Jenen tiefen nächt'gen Schauer,
Der versöhnt sich immer wieder
Löst im heil'gen Strahl des Tages,
Aber zur Verzweiflung wurde
In der Seele des Homunkels —
Warf als düstre Schreckensbotschaft,
Unversöhnten Leids Alarmruf
Munkel zündend in die Menge.
Das verschämte Leid der Seelen
Ward zur widrig offnen Wunde,
Ward zur Krankheit, ward zur Seuche
Für die Seelen, für die Leiber.
So zur Perle wird die Träne,
Einsam rollend — wird der Tropfen
In der Muschel; doch sich mischend
Dem gemeinen Erdenstaube,
Wird zum Kot er in der Straße . . .
 Langweil', Überdruß, Blasiertheit,
Spleen, Zerrissenheit und Weltschmerz
Aller frühern Menschenalter
Schienen nur ein harmlos Vorspiel,
Als die große Völkerseuche
Um sich griff des „Pessimismus".
Jeder warf hinweg das Leben,
Welches wertlos ihn bedünkte;
Fürchten mußte, wer sich wagte
In die Gasse, daß bei jedem
Schritte schier ein Unglücksel'ger,
Aus dem Fenster just sich stürzend,
Ihn mit sich zu Boden schmettre.
Sämtlich hingen voll die Bäume
In den Gärten, in den Wäldern
Von den Opfern der Verzweiflung,
Und an keinem Weiher konnte
Man vorbeigehn, keinem Flusse,
Ohne daß ein Trupp Selbstmörder —
Einer Schar von Fröschen ähnlich,
Wenn Lustwandelnde sich nähern —
Ins Gewässer glitt vom Strande . . .

Einzig und allein die Greise
Zwischen achtzig, neunzig Jahren
Wünschten immer noch zu leben,
Konnten nicht des jüngern Volkes
Todeslüsternheit begreifen.
Kleine Knaben, zarte Mägdlein
Spielten Sterben und Begraben,
Und nur kleines Mordwerkspielzeug
Liebten sie; die Knaben waren
Hypochonder, und die Mädchen,
Schon in ihrem dritten Jahre
Litten sie an Hysterie.
Aus den Schenken klang es nur mehr:
De profundis! Miserere;
Gaudeamus war verschollen,
Laute Fröhlichkeit verpönt,
Und erlaubt der „stille Suff“ nur.
Ind'sche Arten der Aszese
Nahmen überhand: es lebten
Eremiten, weltverachtend,
Zahlreich in den Wüsteneien.
Allverhaßt war nun das Dasein,
Und es steigerte bei manchem
Sich der Ekel vor dem Leben
Bis zu tödlichem Erbrechen.
Auch im Stadium der Tobsucht
Wütete die Weltverachtung.
Viele mußte man an Ketten
Legen, weil sie geifernd, scheltend,
Unablässig sich des Hauptes
Haar voll Wut zerrauften, alles
Kurz und klein zu schlagen drohten.
Schließlich wurden selbst die Tiere
Angesteckt von der „Blasiertheit“
Und „Nervosität“ der Menschen.
Hunde wurden Hypochonder,
Mitgeteilt in den Familien
Ward die Hysterie den Katzen;
Diese dann auf andre Tiere
Pflanzten fort durch Biß das Übel,

Wie die Wasserscheu. Der Zeisig
Sang nur mehr in Molltonweisen,
Leberkrank die Fische schlichen
Durch die Wellen, und die Rinder
Wiederkäuten — Schopenhauer.
Riesig wuchs der Kreaturen
Harm, Unseligkeit, Ermattung!
Doch der schwärzeste der Schatten,
Die das Übel und das Weltleid
Warf in dieses Tal der Tränen,
Lag im Geiste des Homunkels.
Trübsinn hielt ihn tief umnachtet,
Tiefer als die andern armen
Kinder all der weiten Erde.
Nur ein einzig Wesen gab es
Auf dem weiten Erdenrunde,
Das an Trübsinn, innrer Leere,
Lebensmüdigkeit ihm gleichkam.
Dieses Wesen war ein schönes
Blasses Weib, das düster-blickend,
Sinnend eines Tags im hohen
Dom zu Köln vor einem Bildnis
Stand der Mater dolorosa.
Heimgekehrt war sie zum Rheine
Von des Hellesponts Gestaden,
Wo als strahlendster der Sterne,
Üppigste der Schönheitsrosen,
Sie geglänzt am goldnen Horne,
Im Serail des Padischah.
Liebestoll zu Füßen lag ihr
Dort der mächt'ge Herr der Gläub'gen;
Doch sie fühlte sich als Sklavin,
Und, von Überdruß ergriffen,
Rafft sie auf von üpp'ger Langweil'
Seidnem Pfühl sich, will entsagen
Ganz der Menschenwelt, der schalen.
Maßlos fühlt sie sich unselig
Und es überkommt sie Reue,
Daß sie aufgab einst ihr beßres,
Schönes, stilles Nixendasein

In kristallner Strombehausung,
Eingetauscht dafür des tollen
Menschenseins enttäuschungsvollen
Unbestand in ew'ger Unrast.
Heimgekehrt zum grünen Rheine,
Auf der Spitze ihres Felsens
Mitternachts bei Sternenscheine
Streift sie ab den eitlen Tand,
Der den Nixenleib umflittert,
Stürzt sich in die holdvertraute
Dunkle Flut hinab mit Jauchzen.
Doch wie wird ihr? Sie erschauert
In der Kühle der kristallnen
Heimat auf dem Grund des Stromes.
Nicht mehr gleitet durch die Wellen
Sie wie einst, so leicht, so munter,
Trübe schwinden ihr die Tage,
Endlos lang die Sternennächte,
Denn gelernt die Zeit zu messen
Hat sie bei den Menschenkindern:
Zeitlos rann in holdem Gleichmaß
Einst der Stromesnymphe Dasein,
Wie des Stromes Welle selber!
Menschlich angekränkelt war sie
Und verloren der Natursinn
Längst, der lautre, der in schönem,
Sel'gem Einklang einst ihr Wesen
Hielt mit Himmel und mit Erde,
Mit den Wellen, mit den Lüften,
Mit den wandelnden Gestirnen.
Losgerissen war sie, ach,
Von dem mütterlichen Busen
Der Natur, der unbewußten,
Und doch auch nicht ganz vermenschlicht,
Nicht durchwärmt vom Götterfunken
Einer echten Menschenseele:
Einer Menschenseele, fähig
Echten Liebens, echten Leides . . .
Auf der schmerzenreichen Mutter
Bildnis blickt die bleiche Schöne

Mit den lebensmüden Augen:
Und es blitzt in diesen Augen
Auf ein Strahl schier wie des Neides.
Und sie flüstert: „Hehres Weib,
Gib mir deine sieben Speere —
Gib sie mir, die sieben Speere,
Die dein Mutterherz durchstoßen:
Minder elend fühlen werd' ich
Mich mit diesen sieben Speeren,
Als mit dieser öden Leere,
Diesem Überdruß im Herzen! ...“
So in Munkels, Lurleis Seele
Zeigte sich das Leid der Welt,
Sich das Leid der Zeit, das arge,
Schauerlich auf seinem Gipfel.
Ohne weitre Säumnis raffte,
Als soweit gediehn das Unheil,
Zu dem rettenden Gedanken,
Dem titanischen Entschlusse
Unser Held sich auf, der öden
Existenz ein Ziel zu setzen
Hier auf Erden und für immer.
Doch wie sollt' er sie vollführen,
Die titan'sche Rettertat?
Neun der Tage, neun der Nächte
Sann er nach und schier vergeblich.
Und wie Zeus, als er der Weisheit
Göttin dachte zu gebären,
Mußt' er sich den Kopf zerbrechen:
Aber nicht, um zu gebären
Eine Welt — nein, zu vernichten!
Erst gedacht' er, allgemeine
Mörderische Hungersnöte,
Teurung durch Getreidewucher
Zu erzeugen — neue Seuchen,
Tödlicher als all die andern,
Einzuschmuggeln aus versumpften,
Pesthauch-schwangern Erdenwinkeln —
Oder große Völkerkämpfe,
Rassenkämpfe zu entfesseln,

Dran die ganze Menschheit endlich
Sacht vermöchte zu verbluten.
  Nationen, Natiönchen
Hetzt' er grimmig aufeinander.
  Kräftig waren diese Mittel,
Doch zu schleppend schien die Wirkung.
Trennung der Geschlechter pries er
Als der Hoffnung letzten Anker:
Platos Liebestheorie
Von den zwei verschiednen Hälften,
Welche erst zum vollen Menschen
Sich ergänzen, stieß er um.
Zahlreich macht' er Proselyten:
Aber immer — Gott weiß wie? —
Wurden Kinder noch geboren.
Schwärmerische Fraunspersonen
Predigten „spiritual love“,
Und — und kamen in die Wochen.
  Einen Plan auch viel erwog er,
Das Azot der atmosphär'schen
Luft auf ein'ge Meilen hoch in
Pikrinsäure zu verwandeln.
Doch zu solchem Tun erwiesen
Unerschwinglich sich die Mittel.
  Nach all diesen und noch andern
Ähnlichen Versuchen, welche,
Halb gelungen, ganz gescheitert,
Nicht vom Fleck die Sache brachten,
Zeigte sich dem Geiste Munkels
Als entscheidender Gedanke
Dieser noch: einzuberufen
Einen großen allgemeinen
Weltkongreß der Seinsverächter.
Zur Beratung sollten hierbei
Sich aus aller Herren Ländern
Unverweilt zusammenfinden
Die erlesensten der Geister.
So dann mit vereinten Kräften
Würde man vielleicht gelangen,
Meinte Munkel, zum erstrebten

Ziel der Seins- und Weltvernichtung.
Schließlich noch besann sich Munkel,
Daß ja die gesamte Tierwelt
Auch, die lebenden Geschlechter
All, des Menschen Stammesbrüder
Rings in Erde, Luft und Wasser
Miterlöst zu werden trachten,
Schmachtend in des Daseins Joche.
Wär's erlaubt, sie auszuschließen,
Wenn es gälte, zu erwägen,
Wie am gründlichsten dem Leben
Dieser siechen öden Erdwelt
Sei der Gnadenstoß zu geben?
War zum Glück doch der Gedanke
Allgemeinsamer Beratung,
Allgemeinsamer Verständ'gung
Der gesamten Lebewesen
Nicht mehr bloß Äsopsche Fabel!
Denn es hatte jüngst, durch Munkels
Immer regen Geist ergrübelt,
Eine allgemeine Sprache,
Ein vereinfacht' Volapük,
Unter allen Völkerschaften
Und sogar bis in die Tierwelt
Sich verbreitet — eine Sprache,
Angepaßt den Stimmorganen
Auch der Tiere: ganz aus Lauten
Der Natur gebildet, Tönen
Und Geräuschen in verschiedner
Stärke, wechselnder Betonung,
Abgestuft in Höhe, Tiefe,
Und begleitet von Gebärden,
Deutungsvoll dem Sinn vermittelt.
Als Dolmetscher im Beginne
Zwischen Menschen erst und Vögeln,
Endlich der gesamten Tierwelt,
Dienten gern die Papageien,
Die mit Elstern, Staren, Spechten
Unsre edle Menschensprache
Längst schon leidlich radebrechten.

Alsobald von nah' und ferne
Strömten zu die Gleichgesinnten.
Stolze Briten, spleenbehaftet,
Nihilisten von der Moskwa,
Tiefgelehrte Doktrinäre
Und Kathederpessimisten
Unsres großen Denkervolkes,
Buddhaisten auch aus Indien,
Neben Negern, Lappen, Kaffern,
Und noch vielen andern Völkern,
Waren allzumal vertreten.
Auch ein großer Schwarm von lauernd-
Lauschenden Berichterstattern
Kam aus aller Herren Ländern,
Spitzen Stift in spitzem Ohre.
Und gefolgt dem Rufe Munkels
War, nicht säumend, auch die Tierwelt.
Adler zwar und Greif und Löwe,
Phönix und Simurg und andre
Der erlauchtern Tiergeschlechter
Ließen sich entschuld'gen: aber
Pica- kam, die Elster, Rohrspatz,
Eule, Fledermaus und Unke,
Dompfaff, Wiedehopf und Kuckuck —
Papageien selbstverständlich —
Und noch manche andre kamen.
Ahasver, der ew'ge Jude,
War, da unbekannt des alten
Weltdurchwandrers Aufenthalt,
In den öffentlichen Blättern
Aller Länder aufgefordert,
Der Versammlung höhre Weihe
Zu verleihn durch sein Erscheinen.
Er erschien und ward empfangen
Allerseits von des Kongresses
Gliedern mit den höchsten Ehren,
Als der Todessehnsucht ältster
Und ehrwürdigster Bekenner;
Ward gehoben auf die Schultern
Und im Kreis umhergetragen

Unter allgemeinem Jubel.
Gleich zum Alterspräsidenten
Wählte man ihn dann durch Zuruf,
Und so hatt' er zu eröffnen
Feierlich den großen ersten
Sitzungstag der Seinsverächter,
Dieses Schwarms von „ew'gen Juden",
Welche nach dem Tod verlangten.
Eine kurze Rede hielt er,
Zitternd, dumpf, mit Greisenstimme,
Und so blieb sie unvernommen;
Nach dem Ausspruch der „Reporter"
Mit den schärfst-gespitzten Ohren
Zeugte sie von Altersschwäche.
  Als dann Munkel zur Eröffnung
Sinn'ge Worte noch gesprochen,
Tritt hervor zunächst ein deutscher
Hochansehnlicher Gelehrter,
Welcher die von ihm erfundne
Therm-elektro-phonographisch
Konstruierte, patentierte
„Lust- und Unlustwage" vorweist,
Mittels welcher er seit Jahren
Täglich die von ihm und andern
Durchempfundne Lust und Unlust
Bis zur unermeßlich kleinsten,
Unbemerkbar-unbewußten,
Abgewogen, ziffermäßig
Dargestellt, protokolliert hat.
Rechenschaft dann gibt er gründlichst
Über das hierbei zutage
Ganz unzweifelhaft getretne
Defizit der Lust im Durchschnitt,
Wobei er, gewissenhaftest,
In Berechnungen sich einläßt
Mit viel langen Ziffernreihen
Und so manchem Dezimalbruch.
Die Versuche eines andern
Schätzbaren Kollegen, welcher
Lust- und Unlustgrademesser

Nach der Höhe solcher Sprünge,
Wie der Mensch sie tut vor Freuden,
Und der Tiefe Grad, in der er
Hängen läßt den Kopf vor Unlust,
Konstruiert — verurteilt Redner,
Nennt sie ungenau und kindisch.
Günst'ger spricht er von der Absicht,
Jägers „Lust- und Unlustdüfte“
Anzusehn auf ihre Eignung
Hin zu solcher Maßbestimmung.
Mit Berufung ferner darauf,
Daß nachweislich expandierend
Wirkt die Lust, und kontrahierend
Auf den Organism die Unlust,
Glaubt er ziemliche Erfolge
Sich versprechen auch zu dürfen
Vom auf dies Prinzip gebauten
Neuesten „Hedonometer“,
Dessen Plan ihn just beschäftigt.
Diesen Vortrag nahm mit lebhaft-
Wissenschaftlichem Intresse,
Beifallspendend, gern zur Kenntnis
Unsre preisliche Versammlung.
Jetzt betritt ein spleenbeherrschter
Britenlord die Rednerbühne,
Und beginnt — nervöses Zucken
Wetterleuchtet ihm im Antlitz —
Zu ereifern sich: ein Wicht,
Ein erbärmlicher Geselle
Sei von je der Mensch auf diesem
Schnöden Rund der Welt, mit welchem
Gott und Teufel Fangball spielen!
„Ha!“ so ruft er, bitter lachend,
„Dies Geschlecht der armen Wichte,
Das so prahlt mit seinem Scharfsinn,
Das so eitel pocht auf seine
Riesigen Kulturfortschritte,
Ist tatsächlich noch soweit nicht
Fortgeschritten, zu erfinden
Endlich eine Art von Knöpfen,

Welche fest am Rocke sitzen! —
Ja, der Mensch — ein armer Tropf ist's
Von Natur und durch Verhängnis,
Und was er auch immer treibe,
Was er tue, was er lasse,
Niemals kann er etwas andres,
Als erbärmlich sein und elend.
Schließ' ich einen Bund der Ehe,
Werd' ich Hahnrei; laß ich's bleiben,
So verkomm' ich und verderb' ich
Einsam, alt, als Hagestolz.
Bild' ich mich, je nun, so werd' ich
Ein Pedant, ein raffinierter
Kopfmensch, und es geht zum Teufel
Herz, Gemüt mir und Natursinn!
Tu' ich's nicht — ei, so verdumm' ich
Und vertier' ich und bin schlechter
Als das Rind, das brüllt im Stalle!
  O, die Menschen — hu! Mich gruselt's!
Wie kann diese Sippschaft einem
Je gefallen, wenn er denken
Muß bei jedem in der Menge,
Jedem, der ihm kommt vor Augen:
Ha, der Bursche, der vor mir da
Steht so ruhig und so harmlos,
Trägt vielleicht in sich den Keim schon
Einer fürchterlichen Krankheit,
Die ihn hinrafft nächste Woche —
Oder wird verrückt im nächsten
Augenblicke — oder macht sich
Schuldig in der nächsten Stunde
Eines gräßlichen Verbrechens!!!
  Und erscheint einmal erhaben
Ob der andern Dutzendmenschheit,
Der erbärmlichen, ein Erdsohn
Durch Genie — sieht er nicht schmählich
In den Wust und Dust des Alltags
Wiederum herabgezogen
Durch die hundert lächerlichen
Kleinlichen Erbärmlichkeiten

Seiner physischen Natur sich?
Welche Prosa grinst aus Schillers
Ewigem Katarrh und Schnupfen,
Goethes, des Olympiers,
Zahngebrest und Gliederreißen!
Ist nicht jede kleinste Stelle
Unsres Menschenleibs befähigt,
Einer schnöden, martervollen
Schmerzempfindung Sitz zu werden?
Aber auf wie wen'ge Stellen
Ist beschränkt das schale bißchen
Lustgefühl im selben Leibe!
Und schlägt nicht durch fortgesetzte
Steigrung jede Lustempfindung
Alsbald in ihr Gegenteil um?
Aber wann schlägt jemals Unlust,
Wenn gesteigert, in Genuß um?
Wann verwandelt, wenn zunehmend,
Mißduft je in Wohlgeruch sich?
Und wann eine Tracht von Prügeln,
Wenn verdoppelt, sich in Wollust?
Ha, verrät in solchen Dingen
Nicht so recht die ganze Bosheit,
Ganze Tücke der Natur sich?
Aber (fuhr der Redner fort
In gesteigerter Erregung)
Alles Menschenelends Krone
Bleibt doch stets die Langeweile,
Die unendliche, des Daseins!
Ha, dies tägliche Sichausziehn,
Um sich wieder anzuziehen —
Dieses tägliche Rasieren —
Dieses siebzig, achtzig Jahr' lang
Fortgesetzte, auch nicht einen
Augenblick je unterbrochne
Pulsgetick und Luftgeschnappe —
Dies entwürdigende, schale
Einerlei des Stoffewechsels
Tag für Tag im langen Leben —
Tod und Teufel! Ist mein Leib denn

Eine chemische Retorte?
Nur ein Tummelplatz für Buhlschaft
Oder Faustkampf der Molekel?
Muß ich frönen des Naturlaufs
Eigensinn'gen, närr'schen Launen
Wie der Holzklotz, wie der Erdkloß,
Wie der dumme Stein am Wege?
Bin Nußknacker ich, Pagode,
Drahtfigur, Marionette?
  Und dann überhaupt das ew'ge,
Unerträgliche Gebanntsein
In dies leid'ge Ich — Ich — Ich — ha!
Ich sein müssen, immer Ich,
Eingefangen, eingepfercht sein
Immer in dem eignen Selbst — oh!
Dieses Selbst, das uns zeitlebens
Sitzt als Huckepack im Nacken,
Niemals abzuschütteln auch nur
Eine flüchtige Minute,
Ob man seiner noch so sehr auch
Überdrüssig — dieser Popanz,
Der man „ist" — ja, immer „ist",
Und den man im längsten Leben
Doch so wenig kennt — so wenig
Kennen lernt, als seinen — Rücken!
Ist es nicht um toll zu werden?"
  So der Sprecher, stets erregter,
Wilder stets hervor die Worte
Stoßend — jedes Wort ein Steinwurf.
Jetzt aus Wolken tritt die Sonne,
Und des Redners wirrer Blick fällt
Auf den Schatten in der Sonne,
Den er wirft. Hohnlachend ruft er:
„Ei, da seht nur einmal den da!
Ha! Auch der zu all dem andern?
Was nur will, was will er, dieser
Überflüss'ge Doppelgänger
Eines überflüss'gen Ichs?
Dieses Zerrbild unsrer eignen
Wesenlosigkeit, was will es?

Dies Symbol des wesenlosen,
Schattenhaften großen Ganzen —
Spiegelbild des großen Nichts,
Welches doch so schauerlich, ha,
Schauerlicher als der Tod ist! —
Oder wär' er doch am Ende
Nicht so nichtig, als er aussieht,
Der zudringliche Geselle?" —
Unheimlich begann zu funkeln
Und zu zucken und zu rollen
Hier des Sprechers graues Auge:
„In der Tat, ich trau' ihm nicht!
Mir wird angst zuweilen, wenn ich
Ganz allein mit ihm! Wer bürgt mir,
Daß mich dieser Doppelgänger,
Dies Gespenst des großen Nichts,
Nicht auch einmal plötzlich anfällt,
Sich von hinten auf mich stürzt,
Mich mißhandelt, mich beraubt,
Dann davon läuft und mich stehn läßt
Schattenlos im Sonnenscheine?"
Tief entsetzt auf seinen Schatten
Starrt der Sprecher.
„Ha, was fletschest
Du die Zähn', erhebst die Fäuste,
Reckst empor dich und bedräust mich
Mit Grimassen und Gebärden?!"
Vor den Mund trat jetzt der Schaum ihm;
Wütend auf den Doppelgänger
Wirft er sich, das große Nichts.
Er ist toll geworden — schleunig
Wird er durch die schreck-ergriffnen
Hörer, die ihm nahe standen,
Mit Gewalt von der Tribüne
Nieder und hinweg geführt.
Ihn ersetzt ein Moskowiter,
Ein Prophet des „Nihilismus",
Welcher mit blasiertem Gleichmut,
Der in angenehmer Weise
Abstischt gegen die erregte

Sprache jenes andern Redners,
Nur so ein paar Worte hinwirft,
Scharf und hart und kalt wie Dolche:
„Alles muß vernichtet werden!
Solches will der Nihilismus.
Was der Sinn sei, was das Wesen,
Was das Ziel des Nihilismus?
Dynamit ist's und Petroleum!
Das Bestehende zu stürzen
Ist das Erste, ist das Letzte.
Alles muß vernichtet werden!
Nichts ist wert, daß es bestehe,
Und Gott hat die Welt geschaffen,
Nur daß sie der Teufel hole!“ —
Sprach's, und schaute mit verglastem
Geieraug' noch einmal um sich
Und verließ die Rednerbühne.
Tiefer ward gefaßt die Sache
Von dem deutschen „Doktrinär“,
Der hernach das Wort sich ausbat.
„Alles muß vernichtet werden!“
Hub er an. — „Ganz recht! So denk' ich
Auch — so denken ja wir alle!
Doch der Weltvernichtungs-Losung
„Dynamit-Petroleum“
Sichre Trefflichkeit bestreit' ich:
Denn es mangelt ihm die logisch-
Metaphysische Korrektheit.
So gewiß nach Schopenhauer
Alles Sein und Leben einzig
Ruht auf dem geheimnisvollen,
Ruht auf dem all-einen Willen,
Welcher Wille ist zu leben,
Und in seiner Unvernunft
Blindlings sich die Welt geschaffen —
So gewiß auch kann das Leben
Einzig durch all-eines Wollen,
Nicht zu leben, aufgehoben,
Ganz und gründlich und für immer
Ausgetilgt, vernichtet werden.

Aber nicht durch Einzelwillen!
Solcher Wille kann nur töten,
Und der Tod, er kann das Leben
Nur zertrümmern, nie vernichten!
Nein! Vereinen muß in einem
Und demselben Augenblicke
Aller Wesen Lebenswille
Sich, das Leben nicht zu wollen!
Denn allmächtig ist der Wille,
Zu vernichten diese Welt,
Wie er's war, um sie zu schaffen.
Was als ew'ger, allgemeiner,
Der Urwille schuf, der blinde,
Kann zurück ins Nichts auch stürzen
Nur er selbst als ganzer, einer.
Und so liegt der Sache Kernpunkt
Darin einzig, daß der Wille,
An sich unvernünft'ge Wille,
Eines besseren belehrt nun
Durch den reifen Intellekt,
Sich in wiederhergestellter
Metaphysisch-myst'scher Einheit
Selbst bestimme, nicht zu leben,
Dieses Dasein zu verneinen!"
„Hört!" erscholl's durch die Versammlung,
Und fortfuhr der Sprecher, während
Atemlos die Hörer lauschten.
„Wenden wir an die Gesamtheit
Aller Wesen uns des Erdballs!
Wenn mit angestrengt-vereinter,
Konzentrierter Willenskraft sie
Sich entschließen, nicht zu wollen,
Ist verneint der Lebenswille,
Ist verneint das Leben selber,
Und die große Seifenblase
Welt in unserem Bewußtsein,
Platzen wird sie plötzlich; schwinden
Wird auch das Bewußtsein selber
Mit dem Sein, das nur Bewußtsein!
Und so sprech' ich's denn gelassen

Aus, das große Wort: an alle
Menschlichen und Tiergeschlechter
Dieses weiten Erdenrundes
Ungesäumt ergehn zu lassen
Eine Mahnung, unerhört,
Eine Frage, nie vernommen:
Ob gesonnen sie, so weiter
Noch zu leben, ob sie vorziehn
Diesem bittren Sein des Nichtseins
Ew'ges Dolce far niente!
Hier an unserm Bundesorte,
Wenn nach Mondesfrist wir wieder
Uns dahier zusammenfinden,
Wird auf Schwingen der Elektrik
Ungesäumt zuteil uns werden
Aller Länder, aller Völker,
Aller sterblichen Geschlechter
Willensmeinungs-Offenbarung!
Und erklingt das Todesurteil
Für die Welt, das große Nein,
Tag und Stunde zu bestimmen
Gilt es dann und kundzumachen
Für den großen feierlichen
Aktus der Gerichtsvollstreckung
An dem Sein, dem todverfallnen,
Wo in einem und demselben
Augenblick auf weiter Erde
Nicht bloß in der Mehrzahl etwa —
Nicht genügen würde solches,
Wie schon fälschlich ward behauptet —
Nein, in allen, wie ein Licht,
Stracks erlöscht der Lebenswille,
Und mit ihm, was er in blöder
Jugendtorheit einst erzeugte
Mit der Buhlin Phantasie:
Dieses Traum- und Schaumgebilde,
Das wir Welt zu nennen pflegen!"
Aufgenommen ward mit Staunen,
Mit Verblüffung und mit ries'gem
Beifallsjubel dieser Vorschlag.

Aber Munkel gab das Wort jetzt
Den Vertretern auch der Tierwelt.
Und sie traten auf und sprachen,
Und bewiesen, daß Verstand nicht
Und Vernunft es war und Einsicht,
Was bisher gebrach den Tieren,
Sondern nur die Redegabe.
Allen andern tat der Rohrspatz
Es zuvor in bitterbösem
Schelten auf die Welt, die arge.
Ihren Schnabel wetzte blinzelnd
Zu des Lichts Unglimpf die Eule,
Wimmerte, ein Elend sei es
Für die schnöden Taggeschöpfe,
Daß, der wohligen, der stillen
Süßen Dunkelheit entrissen,
Gleich beim ersten Augenaufschlag
Sie das Licht der Welt erblicken,
Diese unverschämte Helle!
Lebhaft schwatzend, ohrzerreißend,
Gab der Papagei zu hören
Das von anderen Gesagte
Und erging sich in Zitaten
Ohne Zahl aus allen Büchern
Aller Sprachen, die des alten
Weltleids je Erwähnung taten.
„Selbstverneinung, allgemeine
Selbstverneinung", schnarrt' er schließlich,
„Ja, das ist's! Als genialer
Blitz am höchsten Geisteshimmel
Zuckt' er auf, der Hochgedanke!
Ha, mit dem Gedanken beißt sich
In den Schweif die Weltenschlange,
Sich zur Null des Nichts zu ründen!
Weltgeschick, vollende dich!
Hurra!" schloß er kreischend, krächzend,
„Hurra, hoch die Selbstverneinung,
Weltverneinung, Allverneinung!"
Ungesäumt nun an des Erdballs
Völker ward entsandt die Botschaft,

Und an alle Tiergeschlechter.
  Festlich schloß des hohen Wirkens
Der Versammlung ersten Ablauf
Ein Bankett. Unzähl'ge Toaste
Wurden ausgebracht: auf Munkel
Allvoran, dann auf den greisen
Ahasver — auf Schopenhauer —
Auf den Gott der Weltvernichtung
Shiva — auf den Tod — das Nichts.
  Becher blinkten, Pfropfen knallten.
Schließlich, um die Geisterstunde,
Brüllten ein'ge „Gaudeamus
Igitur" — „Freut euch des Lebens" —
Doch das war ein wüster Traum nur,
Draus sie tiefbeschämt erwachten.
  Und des Erdballs leidbedrängte
Wesen alle, sie vernahmen
Die Verkündung und erwogen
All ihr Übermaß des Leides,
All die Drangsal und Beschwerde,
Ihr vergebliches Bemühen,
Ihr verlornes Sinnen, Trachten,
Und den Trug des falschen Glückes;
Und es war das Endergebnis,
Das erklang in tausend Sprachen:
„So kann es nicht weiter gehen!
Laßt uns denn ein Ende machen!"
  Also schien das schöpferische
Urprinzip der Welt, der blinde,
Blöde, unvernünft'ge Wille,
Endlich zur Vernunft gekommen,
Und besann sich und erklärte
Sich bereit, nicht mehr zu wollen!
  Mit gehobenen Gemütern
Lauscht man diesem Endergebnis
An dem Mittelpunkt der Dinge,
An dem hohen Bundesorte.
Und nun traten sie zusammen,
Der Versammlung edle Häupter,
Tag und Stunde zu bestimmen

Für den großen, feierlichen
Akt der heil'gen allgemeinen
Weltverneinung, Weltvernichtung,
Wo durch das all-eine, kräftigst
Auf das hohe Ziel vereinte
Wollen aller Kreaturen
Sich zur Wirklichkeit gestalten
Soll die Riesenkatastrophe.
  Und der Tag, den man bestimmte,
War: der erste des April.
Und die Stunde war die zwölfte
Nach des Turmes Stundenweiser
An des hohen Bundes Stätte.
Für die andern Erdenorte
Ward sie festgestellt entsprechend
Von den besten Himmelskund'gen.
  Und der Tag, er kam heran,
Und die Stunde, sie war nahe.
  Des Kongresses edle Glieder
Lauschten, blaß, ernst, stumm geworden,
All in weihevoller Spannung.
Von des Turmes Höh' erdröhnte
Schlag für Schlag die zwölfte Stunde,
Und der letzte war verklungen.
  Der Moment, er war gekommen,
Wo sie platzen sollte plötzlich,
Jene große Seifenblase
Welt im menschlichen Bewußtsein . . .
  Ineinander zittern sollten
Aller Willenskräfte Ströme
Zu dem mystisch-metaphysisch-
Einheitlichen Willensschlusse:
Nicht zu wollen . . .
  Jetzt verfinsterte die Sonne
Sich am Himmel, und der Mond,
Wie ein düstrer Todesherold,
Trat im weißen Leichenlaken
Zwischen Sonnenrund und Erdball . . .
Dunkel ward's und dunkler immer,
Und die Finsternis umhüllte

Mit den Schrecknissen der Nacht sich,
Gleich als wäre sie die letzte.
Alle Fledermäuse schwirrten,
Alle Totenwürmer pickten,
Alle Raben, alle Geier
Schwärmten lauernd in den Lüften,
Alle Unken in den Weihern,
Alle Eulen in den Wäldern
Und Rohrdommeln in den Sümpfen
Stöhnten, ächzten, und gespenstig
Durch die Nacht erdröhnte fernher
Die geheimnisvolle Stimme,
Die man nachts vernimmt auf Ceylon —
Schauerliche Töne klangen,
Wie der nächt'ge Todesangstruf
Eines Rosses, das verendet
Unter Leichen auf dem Schlachtfeld . . .
Einen kurzen Augenblick, traun,
War's, als ob das Weltenschicksal
Nur an einem Faden hinge —
War's, als ob die Erde bebte,
War's, als ob ein Schauer ginge
Durch das Herz der Welt, der Dinge . . .
Plötzlich doch, beiseite stoßend
Jenen fahlen Todesherold
Und des Schleiers Saum zerreißend,
Trat aus ihrem düstern Dunkel
Vor die goldne Sonn' und — lachte.
Und die Wasser rauschten lachend,
Und die Winde wehten kichernd,
Und auf allen Wölkchen, welche
Durch den blauen Himmel zogen,
Saßen Geisterchen und lachten.
Frühling war's — die Erde glänzte
Blumen-überstreut und lachte.
In der Bergesschlünde Tiefen
Saßen Zwerge, saßen Gnomen,
Hielten sich den Bauch vor Lachen.
Überall in Luft und Wasser,
Höhn und Tiefen scholl ein Kichern,

Scholl ein Lachen; selbst der Himmel
Machte jenen Lieblingsausdruck
Der Poeten wahr und lachte.
Selbst die Sterne guckten diesmal
Ausnahmsweis' am hellen Tage
Aus der Weltenferne tiefstem
Hintergrund hervor und lachten . . .
Was geschah in jenem großen
Augenblick, als alles Lebens,
Aller Willenskräfte Ströme
Ineinander sollten zittern
Zu dem mystisch-metaphysisch-
Einheitlichen Willensschlusse:
Nicht zu wollen? —
Was geschah —
Niemand ahnt' es; von den damals
Lebenden erfuhr es keiner.
Nur die Muse kann es sagen,
Und sie will es nicht verhehlen.
Ach, gescheitert ist das hohe,
Hehre Werk nur an dem Frevel
Eines blöden Liebespaares!
Eines blöden Liebespaares,
Das die Finsternis verlockte
Sich zu küssen — weltvergessen —
Und das dann im Augenblicke,
Dem entscheidenden, zu spät kam
Zur einmüt'gen Weltverneinung!
Dieses Liebespaar, das blöde,
Eldo — Eldo war's und Dora,
Die nach langer, langer Trennung
Just an diesem Schicksalstage
Durch des Zufalls Gunst und Fügung
Unverhofft sich wiedersahen.
Alles Lebens Pulse schlugen,
Gleich als wäre nichts geschehen.
Eines nach dem andern schlichen
Sich hinweg die edlen Glieder
Vom Kongreß der Weltverneiner,
Stumm, beschämt, die Köpfe schüttelnd,

Einer meinte, schlecht gewählt
Sei die Jahreszeit gewesen
Für den Tag der Weltverneinung:
Denn der Wille, nicht zu wollen,
Sei bekanntlich schwach im Lenze.
Ach, was half dir's, armer Wille,
Daß vernünftig du geworden?
Ach, du bist zu schwach gewesen!
Stark genug bist du gewesen,
Schaffend diese Welt zu wollen,
Aber nicht, sie nicht zu wollen!
Alles kann der Lebenswille,
Scheint's, nur nicht: sich selbst nicht wollen!
Munkel und der ew'ge Jude
Sind allein zurückgeblieben,
Stehn versenkt in tiefes Sinnen.
„Wiederum im Stich gelassen
Hast du mich, elende Menschheit!“
Ruft in wilder Zornerregung
Munkel. „Tor, wer hofft, zu großem
Wollen je dich zu vereinen!
Eure matte Selbstverneinung,
Töricht eitle Erdenkinder,
Fastnachtsposse ist's für Götter!
Eure Sehnsucht nach dem Tode,
Mit der ihr so gerne flunkert,
Ist ein Wahngeschwätz von Kindern,
Die nicht wissen, was sie wollen!
Und wenn einer selbst sich tötet,
Ist's ein übereilter Schritt,
Den er flugs bereuen würde,
Wenn dazu die Zeit ihm bliebe!
Ihr erklärt für lebensmüd' euch,
Und doch wünscht von euch ein jeder
Die neun Leben sich der Katze
Insgeheim, anstatt des einen.
Nicht der Tierwelt will ich grollen,
Schmachvoll aber für die Menschen
Ist's, daß sie in ihrem Dünkel
Denken, handeln wie die Tiere!

Ha, ihr Elenden, die ihr euch
Hohe Wesen dünkt, als „echte“
Menschensöhne, als „gezeugte“,
Ja sogar als „gottgeschaffne“,
Und verachtend blickt auf mich,
Mich, den Sprößling der Retorte:
Hört! Noch wen'ger Grund zum Stolze
Hat auf das, was er geschaffen,
Seine Menschen, seine Welt,
Euer Gott in Himmelshöhen,
Als mein chemischer Erzeuger
Auf die Schöpfung seiner Hände.
Und gedenkend, was bei euch ich,
Mit euch durcherlebte, sag' ich:
Gottgeschöpfe, ich veracht' euch
Allesamt — ich, der Homunkel!
Schnöde Welt, den Rücken kehr' ich
Dir auf immer! Dich dir selber
Überlaß ich, überlasse
Dem gewohnten, dem verdienten
Elend dich des Weiterlebens!“
Spricht's, und sucht die tiefste Wildnis.
Seufzend greift der ew'ge Jude,
Der den herben Zorneswortten
Still und scheu gelauscht und zitternd,
Gleich als hätt' erneut, verschärft ihn
Jetzt der alte Fluch getroffen,
Nach dem alten, knot'gen, morschen
Wanderstab und humpelt weiter.

---

## Zehnter Gesang.

## Ende ohne Ende.

Aus der Welt sich in die tiefste
Einsamkeit zurückzuziehen
Dachte Munkel. Aber schwer ward's

Ihm, zu finden eine solche.
Gibt es tiefe Einsamkeit noch?
Gibt es noch ein Fleckchen Erde,
Das unsicher nicht die Neugier
Macht, der Unternehmungseifer
Oder auch nur schnöde, müß'ge
Bummelei der Menschenkinder?
  Endlich schien ein Felsgebirg' ihm
Öd' genug für seine Zwecke,
Klüfte, voll von Urweltsknochen
Und verlaßnen Drachennestern,
Boten ihm ein jungfräuliches,
Nie betretenes Asyl.
  Und hier warf sein reger Geist sich
Mit dem ganzen zähen Eifer
Und dem Starrsinn, der ihm eigen,
Auf das einz'ge Feld, auf dem er
Seine Kraft noch nicht erprobte:
Das des Forschens, der Erkenntnis,
Auf das Feld der Wissenschaften.
Jeden Grund wollt' er ergründen;
In die schwierigsten Probleme
Und Projekte sich versenkt' er,
Und sein Ziel war, zahm zu machen
Die Natur, sie zu beherrschen,
Ganz als eine Art von Haustier
Für den Geist sie einzujochen,
Zu dressieren die Gewalt'ge.
Ist nicht Wissen Macht? Ihm sollt' es
Zum Organ noch unerhörter
Zaubermacht und Herrschaft werden.
  Als ein umgekehrter Faustus
Aus dem Leben zu den Büchern
Wandt' er sich, und unablässig
So studierend, meditierend,
Saß ein Loch er in den Steinsitz
Seiner Felskluft. Oft geschah es,
Daß die Spinnen ihr Gespinst,
Wie sie sonst es tun an Büchern,
Um den Leser selbst nun woben,

Um den einsam Regungslosen,
Und nie konnt' er los sich machen
Ganz von Wust, in den ihn Spinnen
Und Gedanken eingesponnen,
Merkend nichts mehr, was bei Menschen
In der Welt ringsumher vorging,
Ward er, als man, einen Tunnel
Mitten durchs Gebirg' zu bohren,
Steine brach und Felsen sprengte,
Ungesehen, ungeahnet,
Mitgesprengt samt seiner Felskluft
In die Lüfte. Hilflos lag er
Und bewußtlos lange Tage.
  Doch er lebte. Als er endlich
Aus der lastenden Betäubung
Los sich ringt und langsam, langsam
Aufschlägt die noch todesmüden,
Todesschlummer-trunknen Augen —
Welche Graunerscheinung, ha!
Beut sich seinen ersten Blicken?
Über ihn sich beugend, kauert
Dicht vor ihm ein Scheusal, starrt ihm
Keck ins Antlitz, zähnefletschend.
„Träum' ich noch?" fragt Munkel; „lieg' ich
Noch in Fieberphantasien?"
Aber nach dem ersten Schrecken
Sich ermannend, schaut er mutig
Aug' in Aug' dem Ungeheuer.
Ach, ein matt-verblaßt' Erinnern
Taucht empor in seiner Seele!
Ein Erinnern längst verschollner
Dinge — Bilder aus Lemurien!
Diese Ungestalt, dies Untier,
Ist es nicht ein Orang-Utan?
Ist es nicht geflügelt? Schleppt es
Hinter sich nicht einen langen
Schupp'gen Drachenschwanz? — Kein Zweifel:
Es ist Drako! — Ja, er ist es!
  Munkel war nicht feind dem Drako;
Fühlt' er doch im Gegenteile

Insgeheim sich ihm verpflichtet.
Hatte nicht der Flügelaffe
Ihn befreit von seinem schnöden
Nebenbuhler, jenem Krallfratz?
Und da nun auch Drako selbst sich
Schien auf Munkel zu besinnen,
Keine Eil' auch schien zu haben,
Ihm ein Leides zuzufügen,
Sprach, ein Herz sich fassend, der ihn
An in halbvergeßnen Lauten
Jener kräft'gen Satyrsprache,
Die zu herrlicher Vollendung
War gediehen in Lemurien.
Drako freilich sprach die Mundart
Seiner väterlichen Ahnen
Mehr mit bestial'schem Ausdruck
Und mit zischender Betonung,
Die vererbt ihm ohne Zweifel
War von mütterlicher Seite.
Doch die beiden, sie verstanden
Leicht einander und erzählten
Sich in langen Mußestunden
Ihre wechselnden Geschicke.
 Drako nun, vernehmend, Munkel
Suche eine tief verborgne,
Stille, sichere Behausung,
Bot ihm gastlich an die seine;
Führte durch ein dunkles, krauses
Labyrinth von neun gewundnen
Klüften ihn in eine zehnte,
Tief im Schoß der Erde, welche
An Verborgenheit, an Stille,
Nichts mehr übrig ließ zu wünschen,
Und geschützt durch ihre Lage
War auch gegen Sprengversuche
Frevelhafter Menschenhände.
 Alsbald war der Flügeldrache
Munkels treuster Freund und Diener.
Unergründliche Naturmacht,
Sympathie geheimer Art schien

Zu verknüpfen bald das Wesen
Dieses wunderlichen Mischlings
Dem Homunkel. Nahrung schafft' er,
Wie sie, karg zwar, bot die Wildnis,
So daß Munkel ganz sich widmen
Konnte seiner Denkerarbeit;
Ließ sich bald auch rüstig brauchen,
Holz zu fällen, Erz zu graben,
Werkgerät sogar zu schmieden.
Schäbig ward der Drachenschweif ihm,
Abgerieben, fast verkümmernd,
Bei so rührigem Bemühen.
  Auch vor Feinden schützte Drako
Seinen Herrn, vor Faunen, tückisch-
Wilden Wald- und Bergkobolden,
Schützt' ihn namentlich vor seinen
— Drakos — eigenen Verwandten,
Seinen Tanten, Basen, Vettern,
Welche rings in Klüften wohnten,
Und im Gegensatz zu Drakos
Äffischem, behendem Wesen,
Unheil brütend, träumend lagen
Auf den langen Wickelschwänzen.
  Allgemach jedoch erstreckte
Des Homunkels Zaubermacht sich
Über all die Höhn: im Bunde
Mit dem riesenstarken Drako
Unterwarf er die gesamte
Fauna sich der grausen Wildnis.
All die Wald- und Bergkobolde,
Gnome, Greife, kluge Raben,
Und die trägen Drachen selber
Waren ihm zuletzt behilflich,
Aufzurichten, auszurüsten,
Eine ungeheure Werkstatt,
Tief im dunklen Schoß der Erde,
Zu gestalten, auszuführen,
Was sein Geist ersann von hohen
Wundern der Naturbeherrschung.
  Karg genährt von Wurzeln, Kräutern,

Trotz der Schätze, die noch sein,
Aufgespart für große Zwecke,
Und die Schwächen, die Gebreste
Tragend des Homunkeltumes,
Seiner künstlichen Erzeugung,
Schrumpft' er ein beinah' zum Gnomen,
Zum Alraun, zum zwerghaft wekken,
Aber zaubermächt'gen Kobold.
Alt nun war er längst geworden,
Aber durch Verjüngungstränke,
Die er selber sich gebrauet,
Tilgt' er zwar nicht die Verschrumpfung
Seines Leibes, noch die Runzeln
Seiner Züge, doch geschmeidig,
Fiebrisch-regsam seine Glieder
Noch erhielt er, und je mehr ihm
Abstarb des Gemütes Leben,
Um so schärfer stets nur spitzte
Sein Verstand sich zu, sein Scharfsinn,
Um so feiner nur gedieh ihm
Das Gespinst der Grübeleien.
  Er erfand und konstruierte
Eine kleine Denkmaschine,
Ein „Dianoëtikon",
Das wie eine Taschenuhr man
Bei sich tragen konnt' im Sacke,
Und das man nur in der Weise,
Wie's entsprach dem Denkprobleme,
Aufzuziehn, zu stellen brauchte,
Um die bündigste, die klügste,
Unbestreitbar-beste Lösung
Des Problemes zu erhalten.
  Nach dem Muster dieser kleinern
Denkuhr konstruierte Munkel
Eine andre, zu vergleichen
Herschels Riesenteleskope.
Und mit Hilfe dieses Werkzeugs,
Dieser Riesendenkmaschine,
Drang nun Munkel in die tiefsten
Tiefen der Natur und zwang ihr

Antwort ab auf alle Fragen,
Und Erfindungen gelangen
Seiner Kunst und seiner Einsicht,
So erfolgreich, so gewaltig,
Um damit aus ihren Angeln
Die Natur, die Welt zu heben.
Er erfand auch, rastlos grübelnd,
Ein Universal-Heilmittel;
Ferner ein Vergnügungsmittel
In der Art des türk'schen Haschisch,
Aber von so unfehlbarer,
Großer, zauberischer Wirkung,
Daß zur Lust das Dasein werden
Und für immer schwinden mußte
Alles Leid und Weh' der Erde.
Nur ein Spiel ihm war's, mit Hilfe
Der Magnet-Elektro-Thermik
Zu erzeugen Ungewitter,
Nordlicht, unterird'sches Beben,
Hagel, Reif und Schneegestöber.
Unbenützte Kraftvorräte,
Die in ungeheurem Umfang
Aufgespeichert sind im Haushalt
Unsrer Sphäre und des Kosmos,
Die Bewegungen der Winde,
Wasser, Wolken, Sterne — dacht' er
Nach Prinzipien der Einheit
Aller Kräfte und der Wandlung
Aller Kräfte ineinander,
Dienstbar seinem Zweck zu machen,
All die niedern in die höhern,
Die Bewegungen, die Wärme,
Elektrizität in Lebens-
Und in Denkkraft umzusetzen.
Umgekehrt sodann erwog er,
Wie nach gleichen Kraftgesetzen
Das nutzlose geist'ge Streben
Mancher Menschen, Dichter, Künstler,
Übermäßig starker Herzschlag
Der Verliebten, die zwecklose

Rührigkeit von Pflastertretern
Und von andern Müßiggängern
Nützlich wäre zu verwerten,
Zu verwandeln, umzusetzen
In mechanische Bewegung
Zum Betriebe von Maschinen.
Was schon Büchner wußte, daß man
Heizen könne Wohngemächer
Auch mit einem Wasserfalle,
Einem Strom, Windmühlen, Rädern,
Dacht' er praktisch auszubeuten.
Durch das Aufeinanderplatzen
Auch der Geister und die Reibung
Der Parteien, meint' er, wären
Ries'ge Wärmekraft-Vorräte
Hergestellt, die sich mechanisch
Nützlicher verwerten ließen.
Windmühlflügel wollt' er treiben
Mit dem „Wind“, den manche „machten“.
Wissend, daß des Lichts Erscheinung
Und des Klanges und der Wärme,
Des Magnets, Elektrons Wunder,
Des Chemismus, und sogar auch
Die des Lebens und des Denkens
Ruhen auf dem mehr und minder
Raschen Pendeltanz der Schwingung,
Schuf er grübelnd aller Wunder
Größtes, schier ein Zauberwesen,
Überbietend als Erfindung
Selbst die Riesendenkmaschine!
Tief und fest ins Erdreich steckt' er
Einen Stab, und den verstand er,
Wie ein Metronom (von Meltzl),
Zu versetzen in jedweden
Grad von Schnelligkeit der Schwingung.
Schwang der Stab in der Sekunde
Zweiunddreißigmal, so gab er
Einen dumpfen, tiefen Baßton,
Dann sich immer rascher schwingend,
Einen höhern, bis zum höchsten,

Der vernehmbar noch dem Ohre.
Dann zu Schwingungen von ungleich
Raschem Tempo übergehend,
Hub er mählich an, um sich her
Eine angenehme Wärme
Zu verbreiten; dann begann
Allgemach zuerst ein schwaches
Rotes Licht an ihm zu dämmern,
Dann ein gelbes — dann ein grünes: —
So die ganze Farbenskala
Bis zum Violett durchläuft er.
Rasch so, rascher, immer rascher,
Immer rasend-rascher schwingend,
Mit Millionen und Billionen
Schwingungen in der Sekunde,
Zeigt der Stab die Phänomene,
Zeigt die hohen Wunder alle,
Die wir Magnetismus nennen,
Elektrizität, Chemismus —
Und nachdem er in undenkbar-
Schnellstem Schwung zuletzt erreicht hat
Jene Zahl von Billionen
Schwingungen in der Sekunde,
Deren Resultat das Leben,
Reißt er von der Erde Grund sich
Plötzlich los und — läuft von dannen:
Denn er lebt — er lebt und denkt!
Er auch ein Homunkel, traun,
Wenn auch auf ganz anderm Wege,
Auf unendlich kürzerm Wege
Hergestellt — à la minute —
Als der andre, der ihn machte.
Froh der Vaterschaft war Munkel,
Und in seinem Stolz, in seiner
Freude setzt' er in die Welt noch
Viele ähnliche Homunkel,
Die in ihr umher nun laufen.
Wie das Sehrohr zeigt dem Auge
Dinge, welche sonst nicht sichtbar,
So erfand ein Hörrohr Munkel,

Das dem Ohr aus weiter Ferne
Alle Töne nahe brachte —
Töne ferner, die mit freiem
Ohr wir nie vernehmen würden,
Und die deshalb auch bis dahin
Unbekannt uns Erdensöhnen,
Weil sie viel zu dumpf und leise:
Wie der Infusorien Sprache,
Zärtlich-trauliches Geflüster
Eines Falters mit der Rose,
Die verschwiegensten Gedanken
Tief im menschlichen Gehirne,
Eines Schufts Gewissensstimme,
Und der Hilferuf der Jungfraun; —
Oder weil zu fern ihr Ursprung,
Oder weil zu tief, zu hoch sie
Für ein Ohr — selbst für das längste.
Auch die Harmonie der Sphären
Ward erlauschbar durch dies Hörzeug.
Aber auch den andern Sinnen
Wußte Schwingen zu verleihen
Munkels Scharfsinn. Grübelnd schuf er
Riech- und Schmeck- und Tastgeräte,
Die das Fernste nahe brachten,
Es zu riechen, es zu schmecken,
Es zu fühlen, zu betasten,
Und die das unmerkbar Feinste
Wahrzunehmen noch erlaubten
Mit Geruch- und Schmeck- und Tastsinn,
So daß sich erschließen mußte
Eine neue Welt den Sinnen.
Gleichberechtigt mit den höhern
Sinnen waren auch die niedern,
Und zum Organon des Wissens,
Wie zuvor das Sehen, Hören,
Ward das Wittern und das Schnüffeln.
  Auf den wundersamen Umstand,
Daß das Licht, und mit dem Lichte
Das, was auf des Lichtes Schwingen
Trifft das Aug' — der Dinge Bilder —

Manch Jahrhundert, manch Jahrtausend
Zeit sich nehmen, von den fernsten
Sternen bis zur Erde nieder,
Und von da zu jenen Sternen
Zu gelangen, so, daß Sterne,
Welche längst verkohlt, erloschen,
Wir noch stets am Himmel sehen —
Auf so wundersamen Umstand
Gründete den keckſten Luftsprung
Seines Genius der Homunkel.
Wem gereicht' es nicht zu hoher,
Übermenschlich-hoher Freude,
Zur Erfüllung eines oftmals
Tief und warm gehegten Wunsches,
Menschen, welche längst dahin sind,
Weise, Helden, schöne Frauen,
Welche tot schon manch Jahrtausend,
Leibhaft lebend zu erblicken
Einen einzigen Moment nur —
Dieses, jenes längstvergangne
Welthistorische Geschehen
Nachträglich in seiner vollen
Wirklichkeit, in seiner nackten
Wahrheit noch mit anzusehen?
Übermenschlich scheint die Sache,
Scheint unmöglich, scheint undenkbar.
Nein! Sie ist es nicht! Geläng' es,
Dachte Munkel, von entferntem
Fixstern hoch herabzuschauen
Auf das Erdenrund, so würde
Man auf ihm, mit Hilfe bester
Fernrohrlinsen, längst Vergangnes
Noch erschaun als gegenwärtig!
Auf Athens erhabnem Burgberg
Sähe man vielleicht noch wandeln
Perikles, Aspasia —
Säh' am Hellespont den Xerxes
Mit den Seinen, oder Cäsar
Sinnend stehn am Rubikon,
Säh' mit Plato sich ein Stück noch

An des Aristophanes
Im Theater des Dionysos,
Und mit Nero eine Tierhatz
In der römischen Arena.
Zu berechnen nach Entfernung
Der verschiednen Sterne wär' es,
Welcher Stern zum Standort dienlich,
Eben dieses, eben jenes
Längst Vergangne noch zu schauen.
Einzig gält' es, zu versetzen
Sich mit Leichtigkeit auf Sterne
Mittels eines Luftvehikels,
Dessen Schnelligkeit unendlich —
Um damit den nöt'gen Vorsprung
Zu gewinnen vor dem Lichtstrahl.
Dies Problem zuletzt zu lösen
Noch mit Hilfe seiner Riesen-
Denkmaschine hoffte Munkel.
Unterdessen wollt' er darauf
Konzentrieren sein Bestreben,
Zu erschließen, zu erproben
Neue Mittel erst und Wege
Des Verkehrs im Sternenreiche.
  Ach, der Mensch — und hätt' er alles
Höchste hier erreicht auf Erden,
Ewig strebt er in die Ferne,
Selbst vom Erdrund weiter, weiter,
Bis hinauf ins Reich der Sterne.
So auch Munkel. Nichts getan noch
Schien ihm schließlich, wenn er müßte
An der ird'schen Scholle kleben.
Jedes Sperlings Flug ins Weite
Dünkt dem Strebenden beschämend,
Ist für ihn ein ew'ger Vorwurf;
Und die Schwingen zu ersetzen,
Die ihm fehlen, bleibt des Menschen
Schönster Traum von Anbeginn.
  Sollte nicht auch dies gelingen?
Ist er doch nichts Neues, dieser
Aufschwung sterblicher Geschöpfe

Von der Erde hoch ins Blaue!
Schauten nicht seit graußter Urzeit
Die verwunderten Gestirne
Schon so manches Mal ein Erdkind,
Das den Weg nach oben einschlug?
Denkt an Ikarus und an sein
Wachsgefieder, das ihn aufwärts
Tragen sollt' der Sonn' entgegen;
Denkt an Phaëton, der kühnlich
Mit des Vaters Flammenrossen
Auf der Sonnenbahn sich umtrieb;
An Bellerophon, den Eigner
Des bekannten Flügelrosses,
Das seither Poeten tummeln;
An den Hirten Ganymedes,
Den der Aar des Zeus, an Psyche,
Die der Liebesgott emportrug;
An Trygäus, der auf einem
Käfer, einem ganz gemeinen,
Reitend zum Olymp gelangte;
Denkt an Ikaro-Menipp,
Der auf einem Paar von Flügeln,
Einem Adler eins und eines
Einem Geier abgeschnitten
Und geheftet an die Schultern,
Seinen Himmelsflug versuchte;
An den alten Perserkönig
Kai Kawus, der, nach Firdusi,
Einen Thron sich ließ erbauen,
Dran ein Doppelpaar lebend'ger
Adler war gebunden, welche
Hoch ihn über Wolken trugen,
Über Sterne, bis er freilich
Stürzte und beinah den Hals brach;
An Domingo Gonzales
(Don Gonzago), der auf einer
Gans zum Mond die Reise rittlings
Machte, die er dann beschrieben?
An den großen Dichter Dante,
Welchen seine Beatrice —

Nicht die erste, nicht die letzte
Schöne, die so tat dem Liebsten —
In das Paradies entrückte;
Zu geschweigen von den andern
Dichtern, welche nach Belieben
Sich auf goldnen Wolken wiegen.
Und ward jenes ew'ge Blau nicht
Wiederholt zum Schauplatz ries'ger
Kämpfe zwischen Erd' und Himmel?
Tummelten sich nicht da wilde,
Himmelstürmende Titanen?
Stürzten nicht von da die Engel,
Himmelsengel, als Rebellen
In des Höllenabgrunds Tiefen?
Sperrten da nicht einst die Vögel,
Angeführt von den zwei Schelmen
Aus Athen, den ew'gen Göttern
Keck den Weg zur schönen Erde
Durch ihr Wolkenkuckucksheim?
Keine allzu unwegsame
Gegend also ist sie, diese
Gegend zwischen Erd' und Himmel —
Der Verkehr ist ziemlich lebhaft . . .
So erbaute denn ein Luftschiff
Der Homunkel. Kinderspiel war
Solcherlei für ihn, sein Wissen,
Seine Kunst und sein Genie!
Lenkbar war das Schiff und tausend
Menschen faßt' es; sechs Stockwerke
Türmten eins sich ob dem andern
In des Schiffs Gerüst; versehen
War's mit allem, was ein Mensch nur
Wünschen mag auf einer Weltfahrt.
Zu des Schiffes Luftball hatten
Seidenwürmer, welche Munkel
Eigens zu dem Zweck gezüchtet,
Eine Seidenart geliefert,
Deren Feinheit unerhört,
Deren Stärke fabelhaft war.
Und die Taue, die den Luftball

Mit dem Riesenschiff verbanden,
Diese waren das Erzeugnis
Einer Art von Riesenspinnen,
Welche Munkel unverdrossen
Allgemach im Lauf der Jahre
Nach Darwinischen Prinzipien
Aus der stärksten Art von Spinnen,
Die wir kennen, aufgezüchtet
Bis zu einer Riesenrasse,
Welche Riesentaue spann,
Dick und stark und unzerstörbar.
Nicht durch Sturmgewalt, noch Feuer
Waren jemals zu zerstören
Diese Seide, diese Taue.
Ganz zu unterst lag im Schiffsbauch
Das Gelaß zur Luftbereitung,
Über ihm die chem'sche Küche
Zur Ernährungs-Grundstoff-Mischung,
Deren Elemente stetig
In des Stoffewechsels Kreislauf
Immer wieder her sich stellten.
Unterm Schiffsgerät befand sich
Munkels herrlich Riesen-Sehrohr,
Und sein unvergleichlich Sprachrohr,
Und sein wundervolles Hörrohr,
Und sein zauberhaftes Riechrohr,
Um mit allen Sinnen machtvoll
Alle Winkel so des Weltraums
Zu durchspüren, zu durchstöbern.
Und so konnte unbekümmert
Um den Lauf der Dinge Munkel
Mit dem Riesen-Luftschiff, tausend
Menschen fassend, das er aber
Erst allein erproben wollte,
Trotz der Zeit, dem Raume bieten!
Als da fertig stand mit seinem
Hochgetürmten Kielgerüste
Das gewalt'ge Fahrzeug Munkels,
Und, wie schwer auch, leicht empor sich
Schwingend, wie der Erdball selber,
Schwamm im Blau, da war's, als hätte

Babels Turm, nun doch vollendet,
Losgerissen sich vom festen
Grund und hinge, tanzte schwebend
Jetzo zwischen Erd' und Himmel.
Flügelschlagend, keck umkreiste
Munter das gewalt'ge Luftschiff
Munkels einziger Begleiter
Auf der stolzen Luftfahrt: Drako;
Saß dann wieder auf des Fahrzeugs
Borde rastend, starrte nieder,
Halb entsetzt und halb vergnügt
In die bodenlose Tiefe,
Grinsend und die Zähne fletschend.
Hoch empor flog Munkel pfeilschnell,
Bis des Erdballs weites Halbrund
Von dem einen Pol zum andern
Seinen Blicken sich enthüllte.
Und des Halbrunds Regionen
Übersah mit einem Blick er:
Sah die Region des Erdreichs,
Sah die Region der Wasser,
Sah die Region des Sandes,
Sah die Region des Eises.
Tiefblau erst, dann graulich glänzend,
Lag das Meer — einkrümmt' es mählich
Sich zu einer Riesenschale,
Schien ein Spiegelbild der blauen
Umgekehrten Himmelswölbung.
Die beschneiten Alpenzüge
Glichen langgestreckten Häufchen
Schnee's, wie man auf Markt und Gassen
Sie zusammenfegt im Winter.
Flüsse zogen sich wie blaue
Adern hin im Leib der Erde;
Gelb als Gürtel schlang um ihre
Mitte sich der Sand der Wüsten.
Eiseswüsten starrten schaurig,
Endlos um die toten Pole.
Eiseswüsten, Sandeswüsten —
Wasserwüsten — und ein wenig

Land dazwischen für den Menschen! —
  Mit Erstaunen, mit Entsetzen
Sieht die Menschenwelt das Wunder,
Den Koloß, des Luftreichs Babel,
Übers Hochgebirg sich heben:
Eines ganzen Erdhalbrundes
Augen sind gekehrt nach oben,
Festgebannt, solang das Wunder
Sichtbar bleibt für Menschenaugen
In des Äthers Regionen.
Stolzes, hohes Selbstgenügen
Schwellt die Seele des Gewalt'gen,
Der auf sich, wie vor ihm keiner,
Lenkt der Erdgeschlechter Blicke;
Hochgemut an seine Lippen
Setzt er stracks sein Riesensprachrohr,
Und wie Donner aus Gewölken
Läßt er zu den Menschenkindern
Dumpf die Kunde niederdröhnen:
„Seht das Werk nun des Homunkels,
Den ihr nicht gekannt, gewürdigt!
Seht den Flug, der Scholle Sklaven,
Den er nimmt, hinweg von euch,
Tief ins All, ins schrankenlose!"
  Diese Botschaft aus der Höhe,
Staunend hörten sie die Menschen.
Mit den andern Erdensöhnen
Hörte sie der zauberkund'ge
Greise Meister, der Erzeuger
Des Homunkels: hundert Jahre
Zählt' er nun und lag im Sterben;
Und mit einem Freudenrufe
Haucht' er aus den letzten Odem.
  Übermütig fürder gleitet,
Hoch und höher stets des Äthers
Leviathan, von den Schrecken
Wechselreicher Atmosphären
Rings umdräut. Durch Sonnengluten,
Frosterstarrte Regionen
Prickelnd scharfer Eiskristalle
Geht der Flug; auf Nebelwände,

Auf Gewölke wirft das Fahrzeug
Seinen ungeheuren Schatten,
Wie ein Luftgespenst, ein ries'ges,
Und im Schiffe der Homunkel
Sprengt durch Regenbogenringe,
Wie durch Reife Zirkusreiter!
Hei, du Sonne, goldne Sonne,
Wechselst du vor Angst die Farbe?
Blutrot bald und bald smaragdgrün
Blickt sie durch die Nebeldünste,
Und wo rein erglänzt der Äther,
Regen sich erschrockne Sterne,
Greller vor Erregung funkelnd
Auf blauschwarzem Hintergrunde.
Wie des Meeres Fläche sinkt nun
Auch der Erde ganzes Halbrund
Mit der Berge höchsten Gipfeln
Mählich ein zur Riesenschale,
Ein zum öden Riesenkrater,
Der empor zum Himmel gähnt.
Ist's nicht eine Tränenurne,
Aschenurne, Totenurne?
Ist es nicht ein Schreckenskrater?
Reiche Schätze der Erkenntnis
Sammelt in den Ätherhöhen
Munkel mit des Riesensehrohrs,
Riesenhörrohrs, Riesenriechrohrs
Hilfe, die der Sinne Spürkraft
Ihm ins Unermeßne steigert.
Manches Mal erwägt er brütend
Sein Problem des Luftvehikels,
Das den Lichtstrahl überflügelt.
O wie wird er sie verblüffen,
Diese Menschlein, wenn er heimkehrt,
All der Schöpfung Rätsel deutend!
Und schon sinnt er, was zum voraus
Durch das hehre Sprechtonwerkzeug,
Das er schuf, zu größerm Ruhme
Seines hohen Unternehmens
Künden soll den Erdgeschlechtern.
Von dem Bord des Riesenfahrzeugs

Blickt mit seinem Riesenfehrohr
Oft verachtend der Homunkel
In die überwundne Tiefe.
O wie scheint ihm arm die Erde!
O wie scheint ihm klein der Mensch!
Klein und elend! Und die ganze
Kleinlichkeit, die ganze Schalheit
Aller ird'schen Dinge steht ihm
Doppelt widrig nun vor Augen!
„Ich verachte dich, o Erdball,"
Ruft er trotzig; „ich verachte
Dich, armsel'ge Sternenschlacke,
Blasser Mond, der Erde folgend,
Wie das Hündlein an der Leine
Folgt dem Herrn; und euch, Planeten,
Die ihr euch um eure Achse
Dreht am Sonnenfeuerherde,
Schmorend, wie am Spieß der Hammel!
Ich veracht' euch all, ihr Sterne,
Die ihr, wie im Menuettschritt
Gravitätisch umeinander
Euch bewegt nach ew'ger Regel!
Ich allein bin Herr des Luftreichs;
Kreuz und quer mein Fahrzeug lenkend,
Tanz' ich hin nach freier Willkür!" —
So zu höhnen, so zu schmähen
Pflegt er in den ungezählten
Tagen seiner stolzen Weltfahrt.
Mitten stets durch Wetterwolken,
Ob sie blitzen auch und donnern,
Seinen Weg nimmt der Koloß:
Und dann gleicht er einem Renner
Der, umhüllt von einer Wolke
Staubes, auf dem Weg dahinjagt.
Aber wehe dir, Gigant!
In die Ferse sticht wohl einmal
Dich ein Schlänglein! —
So geschah's!
Und der gift'ge Biß der Schlange
War ein Blitz aus tück'scher Wolke,
Eine wilde Zickzackschlange,

Die dem Renner in die Flanke
Wütend schoß. Aufbäumt' er sich
Unterm Biß der Blitzesschlange,
Und das Gift, das ihn durchschauert,
Feuer ist's, ist Flammenlohe!
Unverletzbar sind die Taue,
Unverletzbar ist der Luftball;
Doch am Steuer kann sie zehren,
Lecken mit den gier'gen Zungen
Am Gebälk, dem hochgetürmten,
Ungemeßne Zeit, die Lohe.
  Angstvoll um das Fahrzeug flattert
Drako; zischend faßt der Gluthauch
Seine Schwingen, steckt in Brand sie:
Grausig war es anzusehen,
Wie sein schwebend ausgestrecktes,
Hellauflodernbes Gefieder
Stöhnend schüttelte das Untier,
So den Brand zu löschen trachtend,
Aber ihn nur mehr entfachend,
Bis zuletzt der flügellose
Rumpf, versengt, halb Affe nur noch,
Und halb Wurm, hinunterstürzte
Aus des Äthers Schwindelhöhen
In die bodenlose Tiefe.
  Meerwärts spornt das Schiff der Lenker,
In der Flut den Brand zu löschen;
Doch die Welle nicht erreicht es,
Sondern schweift, nunmehr entzügelt,
Mit dem halbverkohlten Steuer
Hin in greulicher Verwüstung
Über Länder, Meer und Erde.
  Städtezinnen, Königsburgen,
Dome steckt's in Brand im Fluge,
In Friedhöfen aus der Erde
Reißt's die Kreuze, Kirchturmspitzen
Knickt's wie Halme, knickt die Wälder,
Knickt sie schon von fern im Anhauch
Durch den Stoß bewegter Lüfte.
Aneinander schlägt sie manchmal
Ries'ge Wipfel, daß sie donnernd

Sich entzünden, hoch auflodernd,
Und ein ungeheurer Waldbrand
Weithin das Gebirg verwüstet.
Kreischend flüchten sich die Vögel,
Flüchtet sich sogar die Eule,
Flüchten sich die wilden Tiere,
Aufgescheucht aus den Verstecken.
Felsen, Bergesgipfel, Gletscher
Reißt es fort von Alpenhöhen,
Mächt'ge Fels- und Erdreichmassen
Samt den Tannen, die drin wurzeln,
Rollen knatternd, rasselnd, krachend,
Donnernd nieder in das Tiefland.
Steingeblöck und Eichwaldstrünke,
Moor und Schlamm, und Rasentrümmer,
Und Gesträuch, geballt zu Knäueln,
Wirbeln durch die Luft wie Flugsand.
Eines Berges ganzer Gipfel
Stürzt ins nahe Meer, zum Himmel
Spritzend einen umgekehrten
Niagarasturz von Wassern,
Aufgelöst in Dampf und Schaum.
Wogen macht des Feuerdrachens
Hauch die See gleich einem Saatfeld,
Macht sie, näher rückend, kochen,
Qualmen wie die Flut im Kessel.
Himmelstürmender Homunkel,
Hei, wie lustig ist die Weltfahrt!
Fahre zu, du kühner Segler!
Umstülpt jetzt sein Riesennachen
Plötzlich, und nun müßt' er stürzen
In die Tiefe und zerschellen:
Doch er hat in weiser Vorsicht
Alles, was im Schiff beweglich,
Und sogar den eignen Fuß auch,
Dicht umschnürt mit hänfner Schlinge,
Festgeknüpft am Grund des Fahrzeugs:
Und nun hängt er sicher zwar, doch
Umgestülpt, das Haupt nach unten,
Wie der Schwengel aus der Glocke!
Wundersamer neuer Standpunkt,

Traun, für eine Weltbetrachtung,
Wie sie keiner noch genossen! —
Aber einen Augenblick nur:
Neu sein Gleichgewicht gewinnend,
Aufgerichtet, jagt nun wieder
Hin das Wrack, das steuerlose.
Fahre zu, du kühner Segler!
In der Macht, die da dich hinreißt
Mit dem Fluch der ew'gen Unrast,
Findest du dein tiefstes Wesen!
Ha, zum schweifenden Kometen
Für die Erdwelt wird der Greuel,
Und Weltunterganges-Schrecken
Sieht sie über sich verbreitet.
In den Gräbern, in den Grüften
Regt es sich, die Toten träumen
Von dem Tage des Gerichts.
Auf dem wilden Samumfluge
Des Homunkels über alle
Erdenfluren, Erdenhügel,
Streift zuletzt das Riesenluftschiff
Über eines Klosters Hallen,
Eines Nonnenklosters Hallen,
Das auf freier Bergeszinne
Steht am fernen Libanon.
Hier auch übt es Graun-Verwüstung,
Und von einem Sarg, der eben
Zur Bestattung da bereitsteht,
Stößt in des Vorüberschwunges
Wucht herunter es den Deckel.
Und ein bleiches Frauenbild sieht
Ruhn im Sarg der Weltdurchstürmer
Und erkennt — die Züge Lurleis.
Nie zu altern, nie zu welken,
War vergönnt dem Nixenleibe.
Lurlei hat gesucht die Ruhe
Nach der wilden Lebensirrfahrt
Hier in klösterlicher Stille.
Wunder haben sich ereignet
An der Bahre der Verblichnen.
Ihren Leib hebt aus dem Sarge

Munkel im Vorüberfluge;
Rasch in seine Riesengondel
Hebt er ihn zu sich empor,
Zwingt die Tote so, Gefährtin
Ihm zu sein, ob auch entseelt,
Auf der Weltenfahrt voll Grausens . .
 Jetzo hebt, als wär' vollbracht im
Erdbereich nun seine Sendung,
Das gigant'sche Wrack sich wieder,
Stürzt in raschem, wildem Flug sich,
Wie verstoßen von der Erde
Aus den irdischen Bereichen,
Zügellos ins Unermeßne.
Unzerstörbar ist der Luftball,
Unzerstörbar sind die Taue,
Und zu mächtig war der Schiffskiel
Selbst für die gefräß'ge Flamme:
Doch ein Spielball nun geworden
Der Anziehungen des Weltalls,
Nicht ein irdisch Ding mehr ist es,
Dieses Ungetüm, das tolle
Riesenfahrzeug des Homunkels:
Angehört es nun dem Äther,
Dem unendlichen — um es her
Schwärmen, wie Geschwärm der Vögel,
Meteore seinesgleichen;
Ein Asteroidenhagel
Peitscht die Flanken ihm, es flattern
Riesenbänder von den Schweifen
Der Kometen, deren Leiber
Es zersetzt, wie Flaggen ringsher
Hängend ihm an Haupt und Gliedern.
 Näher jetzt dem Mond gekommen,
Der sich riesengroß heranwälzt,
Sieht mit Grausen der Homunkel
Aufgetan vor seinen Augen
Der Zerstörung und der Ödnis
Reich und der verlornen Dinge.
Er erbebt; zum erstenmal nun
Faßt sein Herz, das kalte, kecke,
Jetzt ein unnennbarer Schauder.

Und dem wilden Grau'n zu trotzen,
Leert er einen Becher feur'gen
Alkohols, der ihm die Sinne,
Die zu schwinden schon beginnen,
Neu entflammt zum Übermute.
Immer ries'ger schwillt das fahle
Rund des Mondes ihm entgegen,
Er erblickt das Mondgesicht —
Bleich und welk und starr und grinsend,
Mit geschloßnen Augenlidern.
Und berauscht, wahnwitzig trotzt er
Dem gespenst'gen „Mann im Monde",
Trinkt ihm zu mit keckem Anruf
Einen Becher seines Trankes.
Doch mit höhnischer Grimasse,
Seine Augenlider öffnend,
Gibt das Mondgesicht ihm Antwort.
Drohend ballt, erbost darüber,
Seine Fäuste der Homunkel.
Und nun schleudern sich die beiden
Worte zu voll wüsten Schimpfes.
„Weltdurchbummler Zwerg, was willst du?
Du gebärdest dich, als wolltest
Du verschlingen mich, den Mond?
Dünkst dich ja, so scheint's, hier oben
Selbst schon einer von den unsern?
Selbst ein Stern hier unter Sternen?"
Ihm entgegnet der Homunkel:
„Schweig', du altersgrauer Bursche,
Todesblasser Hörnerträger!
Schweig', wie es geziemt dem Toten,
Der du bist, dem längst Verkommnen,
Längst Verdorbnen, längst Gestorbnen!
Hu — als Leichnam schleppt die Erde
Dich mit sich so durch den Weltraum!"
Drauf der Mond: „Dich glücklich preisen
Könntest du, Weltbummler Zwerg,
Wärst du tot, wärst du verkommen
Und verdorben und gestorben!
Ausruhn doch von deiner Irrfahrt
Könntest du! So aber reißt dich

Ruhelos der Flug ins Weite!"
„Dessen rühm' ich mich!" versetzte
Der Homunkel. „Stoffgebilde,
Reinste Stoff- und Kraftnatur
Bin ich, aus dem Born geschöpfte,
Aus dem Born der Elemente,
Frei vom Wuste des Vererbten —
Und die Menschheit überleb' ich,
Die beseelte, wie der Himmel
Überlebt das Erdeleben!"
Weiter mit dem Mondesriesen
Zankt sich eifernd der Homunkel,
Jetzt das Sprachrohr an die Lippen
Stemmend, seine Lästerungen
Fernhin jenem zuzudonnern,
Jetzt ans Ohr das Hörrohr stoßend,
Um die Antwort zu vernehmen,
Bis aus dem Bereich des Mondes
Fort ihn reißt das Riesenfahrzeug.
Eine Arche ist dies Fahrzeug,
Eine Arche auf des Äthers
Hoher See, auf unermeßner
Hochflut des Unendlichen:
Eine Arche, welcher nirgends
Dämmert je ein grünes Ufer,
Eine Arche, welcher niemals
Naht die Taube mit dem Ölzweig.
Einst auf seinem Weltenfluge
Spähte der Homunkel sinnend
Aus der Sternwelt in die Tiefe,
Nach der Heimat, draus er stammte,
Nach der einst vertrauten Erde.
Sie erschien — o Wunder! — leuchtend
Als ein schöner, heller Stern ihm,
Als ein Stern voll wundersamen
Glanzes, und sein Zauberfernrohr,
Das ihm greifbar schier stets nahe
Brachte selbst das Allerfernste,
Ließ in seiner vollen Reinheit,
Ließ in seiner lautern Schönheit
Ihn das Erdental betrachten

Wie von eines Berges Gipfel.
O wie schien es ihm verwandelt!
Welcher Reiz, o, welcher Zauber!
Funkelnder Demant bedünkt ihn
Nun des Eispols Kronenschimmer,
Blitzend strahlt des Wüstensandes
Gelber, goldner Riesengürtel,
Flüssiger Saphir erscheint ihm
Nun das Meer, Smaragd die Fluren,
Und es schlingt als Heil'genschein sich
Um der Erde Stirn das Nordlicht!
Wälder, Auen, Hügel sieht er
Ruhn in heitrem Sonnenscheine,
Sieht beglückte, frohe Menschen
Trauben keltern, Früchte pflücken,
Sieht auf Triften muntre Hirten
Singen und Schalmeien blasen,
Sieht in Hainen Liebespaare,
Sieht die Kinder selig gaukeln,
Oder ruhn am Mutterbusen,
Sieht auf goldnem Saatgefilde
Eldo stehn und Dora, lächelnd,
Glückumstrahlt, ein Bild der Urkraft,
Vollbeseelten Menschentumes,
Das im Wandel der Geschlechter,
Ob umdunkelt auch, umdüstert,
Sich behaupten wird aufs neu' stets
Bis ans Ende aller Tage.
Helden sieht er, Streiter, Dulder,
Die, nach hohen Idealen
Ringend, freudig selbst sich opfern,
Helden sieht er freier Forschung,
Schleierloser Wahrheit — Helden
Der Erkenntnis, die mit reinem
Aug' der Isis Schleier heben,
Und bei welchen Licht im Haupte
Sich mit Wärme paart im Herzen —
Schöpferische edle Geister
Sieht er, welche auf sich schwingen,
Schönheitstrunken, ohne Luftball,
In die höchsten Regionen . . .

Und je länger er betrachtet
Das Gestirn aus weiter Ferne,
Desto mehr fühlt er vom Heimweh
Sich ergriffen nach dem Sterne —
Und es überkommt ein Sehnen
Ihn nach menschlichem Geschicke,
Menschenleid und Menschenfreude.
Schier begehrenswerter scheint nun
Dort entsagendes Begnügen
In des Daseins enger Schranke,
Als in ruheloser Irrfahrt
Das Unendliche durchschweifen,
Und sich fühlen stets unselig!
Ach, was hilft Unendlichkeit
Dir, unsel'ger Weltdurchstürmer?
Kann sie dir verleihen, was zur
Seligkeit dir fehlt: die Seele?
Nach dem Sarge Lurleis wendet
Seinen Blick er. Unverweslich
Bleibt ihr Leib im reinen Äther.
Wie aus blendend weißem Wachse,
Fast durchsichtig, scheint gebildet
Ihr noch reizerfülltes Antlitz,
Welches mit der Nixe Zauber
Hat getrotzt dem welken Alter,
Auch dem Tod scheint sie zu trotzen,
Aber auch um ihre Züge
Scheint Unseligkeit zu schweben,
Überdruß und Lebensunmut.
Und zugleich doch ist's, als lechzten
Die Atome dieses Weibes,
Mumienhaft also gefesselt,
Sich zu lösen, frei zu werden,
In des ungeliebten Lebens
Wirbel sich zurückzustürzen . . .
Ja — das Antlitz einer Mater
Dolorosa, der von sieben
Speeren bebt das Herz durchstochen,
Es ist himmlischer, ist sel'ger
Noch im tiefsten Mutterschmerze
Als der Zug des schalen, bittern

Nachgeschmacks der durchgenoßnen
Erdenlust auf diesem schönen,
Kalten, todesblassen Antlitz!
Über ihren Sarg gebeugt ruht
Der Homunkel; auf ihr Antlitz
Fest den Augenstern gerichtet
Seufzt er sinnend, wie im Traume:
„Warum konnten wir nicht lieben?“
Unter Himmelskörpern selber
Himmelskörper, doch unselig,
Treibt das Fahrzeug des Homunkels
In des Himmels, in des Äthers
Hafenlosem Ozeane.
Unmutsvoll, mißgünstig blicken
Auf den Eindringling die andern,
Alten, seligen Gestirne.
Aufbäumt sich der große Drache
Gegen ihn, mit seinem Horne
Dräut der Stier, mit seinen Fängen
Ihm der Aar, es schwingt die Keule
Perseus gegen ihn, der Held,
Seinen Bogen spannt der Schütze,
Und der Skorpion krümmt den Stachel.
Sie bedrohn ihn, jagen einer
Ihm den anderen entgegen,
Keiner will ihn nahe haben,
Hetzen so ihn durch den Himmel.
Selbst das goldne Herz der Sternwelt,
Selbst die Sonne, die sonst alles
Reißt an ihren Flammenbusen,
Stößt von sich ihn, wie vor Abscheu,
Wirft hinaus ihn aus dem Lichtreich,
Wo sie Königin; auf seiner
Flucht gerät er taumelnd, ziellos,
In dem langen Lauf der Zeiten
Weit hinein in Sternenwelten,
Welche bloß als dünne Nebel
Unser Aug' erspäht am fernsten
Dämmerrand der Himmelswölbung:
Dorthin, wo ein Weiser ragt
Mit der Aufschrift: „Weg ins Nichts!“

Doch die Riesenhand des Weisers
Ist unendlich — ihre Länge
Nicht durch Zahlen auszudrücken.
So entlang Milchstraßen schweifend,
Scheint der Fremdling, der Gigant,
In dem rasend wilden Fluge
Selbst ein Staubgewölk von Welten
Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er und sein ird'scher Eigner
Ward zum „fliegenden Holländer",
Ward zum Ahasver des Weltraums.
Schweifen wird er immer noch
In des Himmels ew'gen Fernen,
Wenn getilgt des Erdenpilgers
Fluch und der gespenst'ge Segler
Längst erlöst im Hafen ausruht.
Wem nicht die Natur, die heil'ge,
Die geheimnisvolle Mutter,
Gab das Leben durch die Liebe,
Gab das Leben in der Liebe,
Dem verweigert auch den Tod sie,
Und den schönsten Tod vor allem,
Das Ersterben in der Liebe —
Und kein Grab der sel'gen Ruhe,
Keine Stätte ew'gen Friedens
Hat für ihn das weite Weltall.
Wer vermag zu sagen, wo
Und wie lang' mit dem Homunkel
Und der Nixe, die gesellt ihm,
Das verkohlte Riesenluftschiff
In der ehernen Gesetze,
In des Stoffs, der Kräfte Wirbel
Auf den schrankenlosen Bahnen
Jagt das waltende Verhängnis?
Sonntagskinder noch erblicken
Manches Mal in Sternennächten
Jenes Wrack als dunklen Irrstern
Hoch in unermeßner Ferne,
Und das Schicksal ahnen schaudernd
Sie des ewig Ruhelosen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke
## in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

Doch die Riesenhand des Weisers
Ist unendlich — ihre Länge
Nicht durch Zahlen auszudrücken.
So entlang Milchstraßen schweifend,
Scheint der Fremdling, der Gigant,
In dem rasend wilden Fluge
Selbst ein Staubgewölk von Welten
Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er und sein ird'scher Eigner
Ward zum „fliegenden Holländer",
Ward zum Ahasver des Weltraums.
Schweifen wird er immer noch
In des Himmels ew'gen Fernen,
Wenn getilgt des Erdenpilgers
Fluch und der gespenst'ge Segler
Längst erlöst im Hafen ausruht.
Wem nicht die Natur, die heil'ge,
Die geheimnisvolle Mutter,
Gab das Leben durch die Liebe,
Gab das Leben in der Liebe,
Dem verweigert auch den Tod sie,
Und den schönsten Tod vor allem,
Das Ersterben in der Liebe —
Und kein Grab der sel'gen Ruhe,
Keine Stätte ew'gen Friedens
Hat für ihn das weite Weltall.
Wer vermag zu sagen, wo
Und wie lang' mit dem Homunkel
Und der Nixe, die gesellt ihm,
Das verkohlte Riesenluftschiff
In der ehernen Gesetze,
In des Stoffs, der Kräfte Wirbel
Auf den schrankenlosen Bahnen
Jagt das waltende Verhängnis?
Sonntagskinder noch erblicken
Manches Mal in Sternennächten
Jenes Wrack als dunklen Irrstern
Hoch in unermeßner Ferne,
Und das Schicksal ahnen schaudernd
Sie des ewig Ruhelosen.

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

# Hamerlings sämtliche Werke
## in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht: